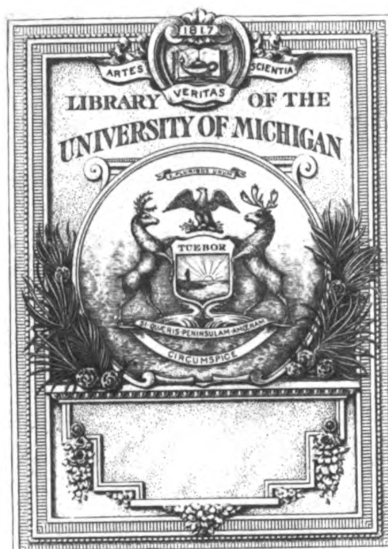

1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Die

Illustrirte Welt.

Blätter

aus

Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst

zur

Unterhaltung und Belehrung

für die Familie, für Alle und Jeden.

Vierzehnter Jahrgang.

Preis des Jahrgangs
in Nummern bezogen:
Thlr. 2. —, fl. 3. 36 kr. rh.

1866.

Preis des Jahrgangs
in broschirten Heften:
Thlr. 2. 5 Sgr., fl. 3. 54 kr. rh.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

Alphabetisches Register.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustrirt.)

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

No 1. Oktober.

Stuttgart, 1865. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Das Loch in der Hose.

Erzählung

von

Friedrich Gerstäcker.

Erstes Kapitel: Auf der Promenade.

Der warme Sonnenschein des ersten wirklichen Frühlingstages hatte eine Menge von Menschen hinaus in's Freie gelockt, und der sogenannte „Promenadenweg" in der Stadt Hoßburg zeigte Schwärme von fröhlichen Stadtbewohnern, die den langen Winter hindurch in ihren Häusern eingeengt, wie die Bienen ihren Bau verließen, um sich an dem blauen Himmel, der milden, balsamischen Luft zu erfreuen.

Ein Frühling in Deutschland! — Man mag unser nordisches Klima mit Recht verlästern und sich zehn Monate im Jahr fragen, wie es möglich ist, daß vernunftbegabte Menschen es in einem solchen Himmelsstrich aushalten, und im Winter der Kälte, im Sommer der Hitze und im Herbst den rasenden Nordweststürmen wieder und wieder trotzen. Ein einziger Frühlingstag gibt die Antwort, und wie ein immer gesunder Mensch eigentlich nie weiß, daß er gesund ist, und sich deßhalb seines vortrefflichen Zustandes auch gar nicht recht erfreuen kann, ebenso weiß kein Bewohner der Tropen, wo ewiger Frühling herrscht, das zauberschöne Wort Frühling zu schätzen — ja, er hat es nicht einmal in seiner Sprache und keine Ahnung davon, welches Entzücken uns durchströmt, wenn nach dem langen Winterschlaf die Natur endlich doch wieder erwacht und der Frühling mit schmetternden Lerchenfanfaren seinen fröhlichen Einzug hält.

Es gibt keine wonnigere Zeit in der Welt als einen deutschen Frühling, und nicht allein in das kleine Herz des Wandervogels



Der westphälische Dorfarzt. Nach einem Gemälde von A. Lasch. (S. 7.)

zieht die Luft ein, hinaus in's Freie, fort fortzustreben, immer fort, in die weite herrliche Welt; nein, der Mensch empfindet das Nämliche, und welches Geschäft er auch treibe, welches Amt, welche Pflicht ihn an die Scholle fesselt, in der Zeit wird es ihm am schwersten, derselben zu folgen, und er benutzt wenigstens jeden freien Moment, um auszufliegen, soweit ihn seine Kette läßt. Leider ist diese Kette nur bei den meisten Leuten entsetzlich kurz, und beschränkt ihre „Wanderlust“ auf das dürftigste Maß — einen Spaziergang um die Stadt herum, aber — „sie schöpfen doch wenigstens frische Luft,“ und auch in Hoßburg hatten sie sich das heute zu Nutz gemacht.

Wie das herüber und hinüber wogte, von fröhlichen lachenden Gruppen, und wie zahlreich eigentlich das schöne Geschlecht vertreten war, das heute, am ersten Mai, auch zuerst die langersehnte Gelegenheit bekommen hatte, schon längst bereit liegende Frühlingskleider in Glanz und Licht hinauszutragen! Wie an einem Sonn- und Feiertag war das junge Volk geputzt; und wie das dabei mit einander kicherte, lachte und plauderte, und wie sorgfältig es einander musterte und prüfte!

Wenn sich weit draußen in See zwei Schiffe begegnen, so stehen die beiden Kapitäne jeder an seinem Bord mit dem Fernrohr in der Hand, um erst einmal die Flagge zu erkennen, und wenn die nicht gezeigt wird, nach der Takellage und dem ganzen Schnitt der «rigging» das fremde Fahrzeug „auszumachen“. Alles wird dabei auf das Genaueste beobachtet, der Stand der Masten, der Schnitt der Segel, der Bau des Rumpfes vom Bug zum Heck, selbst die Malerei an Bord, und erst völlig außer Gesichtsweite schiebt der Seemann sein Teleskop wieder zusammen und tauscht mit dem Steuermann seine Bemerkungen über das fremde Segel.

Dieselbe Beobachtung können wir an Land machen, wenn sich zwei fremde Damen auf der Straße begegnen und ihre Flagge nicht zeigen — d. h., einander nicht grüßen. Keine verwendet, während sie aneinander vorbeisegeln, einen Blick von der «rigging» oder Takellage der Anderen; jedes Band wird gemustert, jede Blume auf dem Hut oder im Haar, Besatz und Schnitt des Kleides oder Ueberwurfs abgeurtheilt. Mit einem langen Blick, „vom Bug zum Heck“, fliegt das prüfende mitleidlose Auge und übersieht Nichts, sei es noch so klein und unbedeutend, keine falsche Locke, keinen gefärbten Besatz, keine unächte Spitze, keinen altmodigen Schnitt irgend eines Theils — bis das fremde Fahrzeug vorüber gesegelt ist, und selbst dann noch wendet sich der hübsche Kopf prüfend zurück und erröthet leicht und dreht sich rasch wieder ab, wenn er die nämliche beobachtende Bewegung am Gegenpart bemerkt.

Und welche prachtvolle Gelegenheit, solch' praktische Erfahrung in fremder Toilette zu erwerben, bietet ein solcher erster Frühlingstag, wo nicht allein die Blumen und Blüten draußen in Wiese und Wald anzukommen anfangen, sondern in vollem Farbenschmuck schon auf den Hüten und Wangen der jungen Mädchen strahlen — wer hätte sie versäumen mögen!

Ganze Trupps junger Schönen wanderten auf und ab, lachend und plaudernd, wenn sie sich begegneten, und ehrbar und züchtig wieder grüßend, wenn junge Leute ihrer Bekanntschaft vorüber gingen, nach denen sie aber um's Leben nicht den Kopf hätten drehen dürfen — wie schwer ihnen das oft auch wurde.

Die munterste von Allen war die sonst eigentlich weit mehr ernste und sinnige Tochter des Justizraths von Hochweiler, Elisabeth, eine reizende Brünette von vielleicht neunzehn Jahren, und sie vor allen Anderen musterte die ihr Begegnenden. So still und ehrbar sie aber auch an ihnen vorüber schritt, nicht eine falschgelegte Falte entging ihrem Blick, und mit viel Geist und einem trefflichen Humor wußte sie immer, sobald sie vorbei waren, so treffende und oft komische Bemerkungen zu machen, daß ihre Begleiterinnen manchmal kaum ein lautes und jedenfalls unschickliches Lachen unterdrücken konnten.

Auch die Herren entgingen der scharfen Geißel ihres unerbittlichen Witzes nicht. Je freundlicher und ehrerbietiger sie grüßten, desto schärfer wurden sie durchgenommen und reichen Stoff boten sie ja. — Der trug die Haare in der Mitte gescheitelt, wie ein Oberkellner, Jener einen Zwicker im Auge, wie ein Lieutenant — dieser war geschnürt, der Andere hatte Sporen angeschnallt und wußte nicht einmal, von welcher Seite man „gewöhnlich“ auf ein Pferd hinaufsteigt; kurz, es kam Keiner ohne einen kleinen Seitenhieb vorbei, und je harmloser diese auch im Ganzen waren, desto besser amüsirten sich die jungen Damen dabei.

So waren sie schon fast um die ganze Promenade herumgeschritten und wieder in der Nähe ihrer eigenen Wohnung angelangt, als ihnen ein junger Mann begegnete, der durch seine äußere Erscheinung ihre Aufmerksamkeit plötzlich fesselte.

Er ging allerdings sehr anständig, ja, elegant gekleidet, aber in dem etwas steifen Hoßburg war das Auge in der Tracht an eine gewisse Abrettheit — ja, man hätte sagen können Pedanterie gewöhnt — wie das meist immer in Handelsstädten der Fall ist, und davon wich der ihnen Begegnende allerdings auffällig ab. Das konnte keinenfalls ein Kaufmann sein — darin waren die jungen Damen augenblicklich einig, denn schon die unverkennbare Nonchalance, mit der er sich bewegte, harmonirte nun und nimmer mit dem regelmäßigen Geschäftsgang der Stadt.

Er trug einen vollen, nur etwas kurz gehaltenen, doch sorgfältig gepflegten Bart — aber — an der Weste war nur der zweite und dritte Knopf zugehakt und das schwarzseidene Halstuch hielt locker den, allerdings schneeweißen Hemdkragen zusammen. Ebensowenig saß ihm der Hut vorschriftsmäßig und nach Geschäftsbegriffen steif auf dem Scheitel, sondern neigte, wenn auch nicht übermäßig viel — doch etwas nach der rechten Seite über. Außerdem trug er ein kleines, in Papier geschlungenes Paket unter dem Arm — lauter Dinge, die nicht recht nach Hoßburg paßten.

Elisabeth's Blicke flogen aber unwillkürlich nach seinem Knie hinab, denn dort zog eine auffallende Unregelmäßigkeit ihr Auge auf sich. Das Beinkleid war nämlich an jener Stelle zerrissen und zwar nicht etwa wieder ausgebessert, sondern ein Stück des leichten, hellgestreiften Tuchs hing offen herab, als ob der Eigenthümer vielleicht eben erst an einem Nagel hängen geblieben wäre, und den Schaden nicht einmal bemerkt hätte — er würde sich doch sonst sicher nicht in dem Zustand auf offener Promenade gezeigt haben.

Jetzt passirte er sie, wie fragend hob sich ihr Auge zu ihm auf und ihre Blicke begegneten sich, ja, die junge Dame hatte ihn unwillkürlich so fest angeschaut, daß er, als er an ihr vorüberging, unwillkürlich den Hut zog, und ihr damit das Blut in Wangen und Schläfe jagte.

„Kanntest Du den Herrn mit den zerrissenen Unaussprechlichen, Lily?“ kicherte ihr die noch jugendliche Schwester in lachendem Uebermuth zu, als der Fremde kaum weit genug entfernt sein konnte, selbst die Worte zu verstehen, denn ihren Klang mußte er jedenfalls gehört haben.

„Aber Käthchen,“ rief Elisabeth erschreckt, „das schickt sich ja gar nicht.“

„So in der Stadt herumzulaufen, nicht wahr?“ lächelte das junge muthwillige Mädchen, indem sie den Kopf zur Seite wandte, aber jetzt selber bestürzt wieder herumfuhr, „wahrhaftig er sieht sich nach uns um.“

„Du bist auch gar zu ausgelassen, Käthchen,“ ermahnte sie die ältere Elisabeth, „wer dreht den Kopf nach einem Herrn, wenn er vorüber geht.“

„Als ob Du das nicht vorher selber gethan hättest,“ spottete das junge Mädchen, „als der Marineoffizier an uns vorüberging.“

„Weil ich die Uniform sehen wollte,“ sagte Elisabeth.

„Wie sie saß, nicht wahr?“ lachte Käthchen. „Aber wer das nur gewesen sein mag; sicher kein hiesiger Kaufmann, vielleicht ein Fremder, der eben erst von Australien oder Ostindien angekommen ist. Und wie wird er sich ärgern, wenn er merkt, daß er hier mit zerrissenen Kleidern promenirt hat.“

„Laß uns umkehren,“ sagte Elisabeth plötzlich.

„Ja,“ rief Käthchen rasch, „vielleicht begegnen wir ihm noch einmal.“

„Aber deßhalb doch nicht,“ sagte Elisabeth und fühlte trotzdem, daß sie wieder roth wurde, „es wird auch schon spät und wir müssen nach Hause zurück.“

„Und den Marineoffizier treffen wir gewiß wieder am Rothenthor. — Er wohnt im Hotel Belvedere.“

„Und woher weißt Du das, mein Schatz?“

„Weil ich ihn ein paarmal gesehen habe, wie er sich vor dem Hotel nach Tisch die Zähne stocherte,“ lachte Käthchen. „Du wirst mir also zugestehen müssen, daß es ohne Zauberei zugegangen ist.“

Noch während sie sprachen, fuhr eine offene Droschke vorüber, und der Herr mit dem zerrissenen Beinkleid saß darin. Er mußte seinen Schaden bemerkt haben, denn sein Taschentuch in der Hand haltend, ließ er es über das linke Knie fallen. Die Damen schien er aber nicht wieder zu bemerken, sondern sah still und theilnahmlos hinaus in's Leere.

Die jungen Mädchen sprachen noch eine Weile über das Zusammentreffen, aber andere ihnen Begegnende verwischten bald wieder die nur flüchtig aufgenommenen Bilder, und schon ehe sie nach Hause zurückgekehrt waren, dachte wenigstens Käthchen an keinen der Herren mehr, die sie unterwegs getroffen hatten, und plauderten nur unaufhörlich von den prachtvollen Toiletten, die sie heute gesehen, von den „süßen" Roben und Blumen und dem wundervollen Wetter, wie dem herrlichen Spaziergang.

Zweites Kapitel.

Der Mord.

Auf den sonnigsten Tag folgt oft ein trüber Abend. Plaudernd und lachend kehrten die jungen Mädchen in ihre eigene Wohnung zurück und fanden dort das ganze Haus in Aufruhr und Schrecken und die Menschen herüber und hinüber laufend.

Ein Mord war verübt — am hellen lichten Tag, in einem großen, bewohnten Gebäude, wo fast keine Minute verging, in der nicht Menschen die Treppe auf und abstiegen, und das Unmittelbare des Ereignisses traf Alle bis in's innere Mark.

Der Justizrath von Hochweiler bewohnte die erste Etage des Wiesenwegs — einer der ersten, belebtesten Straßen der Stadt. Rechts im unteren Stock befand sich ein Modewaarengeschäft, in welchem einige zwanzig junge Mädchen beschäftigt waren und ihren Eingang über die Flur hatten — links in dem beschränkteren, aber immer noch sehr bequemen Quartier logirte eine alte Dame — ein Stiftsfräulein, schon seit vielleicht fünfzehn Jahren, und obgleich sie sehr wenig mit ihren Hausgenossen verkehrte, hatten sie doch Alle ihres stillen, freundlichen Benehmens wegen gerne. Sie machte übrigens keine Besuche und empfing keine; eine alte Magd, die so lange bei ihrer Herrschaft war, daß sie selber die Zahl der Jahre vergessen hatte, besorgte die kleine Wirthschaft, und ein Kanarienvogel, wie ein Wachtelhündchen, waren die einzigen Gesellschafter, die sie um sich hatte — mit Ausnahme des kleinen Töchterchens der Modistin, das manchmal zu ihr hinüber kam und ihr mit seinem ungeschickten Mäulchen — das kleine Ding war kaum drei Jahre alt — vorplaudern mußte. Von der Welt wollte die alte Dame Nichts wissen, sie hatte davon — wie sie manchmal äußerte — mehr gesehen und mehr darin erlebt, als ihr lieb war. Das Stammeln des Kindes, das Zwitschern des Vogels und das Bellen ihres Hündchens waren ihr da die liebste Unterhaltung.

In der Stadt hieß es allerdings, die Dame sei sehr reich, aber wenn das wirklich der Fall gewesen wäre, so ließ sie ihre Umgebung Nichts davon merken. Sie lebte sehr einfach, fast ärmlich, und vermied es sorgfältig, über ihre Verhältnisse je zu sprechen. Uebrigens fiel sie Niemandem zur Last und für arme Leute hatte sie immer noch eine Gabe übrig.

Unerklärlich war es deßhalb, wer — ganz abgesehen von dem Wagniß, bei der Ausführung eines solchen Verbrechens augenblicklicher Entdeckung preisgegeben zu sein, — die Hand an die arme alte Frau gelegt haben konnte, und so spurlos schien der Thäter verschwunden, daß kein Inwohner des ganzen Hauses sich erinnerte, eine irgend auffällige Gestalt bemerkt, oder überhaupt gesehen zu haben, daß Jemand bei der „Stiftsdame" eingelassen worden, oder ihre fast immer verschlossene Wohnung wieder verlassen hätte.

Gegen sechs Uhr Nachmittags erst hatte die Modistin ihr kleines Mädchen von drüben abholen wollen, weil sie ihr über die Zeit ausblieb und auf ihr Klingeln keine Antwort bekommen. Sie war ängstlich geworden, und als die, jetzt aus der Stadt zurückkehrende alte Magd sich das Schweigen im Innern der Wohnung auch nicht zu erklären wußte, hatte man endlich Polizei und einen Schlosser geholt, und dann freilich rasch genug die furchtbare Ursache entdeckt.

Leise weinend und in Todesangst kauerte das arme dreijährige Kind unter dem Schreibtisch und wagte sich nicht einmal vor, als die Mutter in Schreck und Entsetzen auf es zustürzte, um zu sehen, ob ihrem Liebling ein Leid geschehen. In ihrem Lehnstuhl aber lag die alte Dame, todt — mit keinem Zeichen äußerer Gewalt, als einem blutigen Fleck an ihrem rechten Schlaf. Aber das nicht allein verrieth die hier verübte Gewaltthat, sondern mitten im Zimmer lag auch noch das kleine zierliche Wachtelhündchen der Erschlagenen. Es lebte allerdings noch, aber sein Rückgrat war gebrochen, und es winselte nur, als Menschen eintraten, von denen es vielleicht eine mögliche Hülfe erhoffen mochte.

Und wild und wüst sah es in dem sonst so freundlichen und ordentlichen Gemach aus. Die Schubladen des Sekretärs und der Kommode waren aufgerissen und Sachen daraus auf dem Boden wirr umhergestreut. Die Räuber hatten dort ihre Beute gesucht und sich nicht die Zeit genommen, die Spuren ihrer Missethat soviel als möglich wenigstens wieder zu verwischen. Nur nach beendigtem Raub schienen sie den sonst im Innern steckenden Schlüssel abgezogen und von außen zugeschlossen zu haben. Der Schlüssel selber fehlte aber und umsonst bemühte sich die Polizei, jetzt irgend eine noch so unbedeutende Spur der Thäter zu finden. Es blieb Alles vergebens.

Nicht das Geringste hatten sie zurückgelassen, als das blutige Zeichen an der Stirn der armen, unglücklichen alten Frau. Der Justizrath, der augenblicklich herunter gerufen war, ließ das Zimmer absperren, und untersuchte Alles selber, er fand Nichts, und jetzt wurden die Hausleute examinirt, um durch sie eine mögliche Spur zu erhalten.

Gerade als das geschah, kamen die jungen Damen von ihrem heiteren Spaziergang zurück, und Tod und Blut grüßte sie an der Schwelle. (Fortsetzung folgt.)

Der Weinhüter von Meran.

Von

Franz v. Remmersdorf.

Wenn im Herbste der Wanderer durch das früchtereiche Etschthal streift und die Waiden der Ebene verlassend aufwärts steigt unter den in prächtigem Blätterschmucke prangenden Kastanien, zum sonnigen Rebhügel, dann blitzt ihm häufig eine Hellebardenspitze entgegen und die Forderung des „Tabakkreuzers" unterbricht den Genuß der Naturbetrachtung.

Wer die groteske Gestalt nicht in gewaltigen Sätzen herabspringen sah, fährt wohl etwas überrascht zurück. Der Anblick ist malerisch wie die meisten Bilder südlichen Lebens. Ein markiger, jugendlich kräftiger Bursche steht auf seine alterthümliche Waffe gestützt, der Lederkoller paßt vortrefflich zum Aufenthalt im Freien, und in der Hand hält er den schwerfälligen Hut, geziert mit der Jagdbeute.

Diese Weinhüter des Etschthales, „Saltner" genannt, besitzen noch die Statuten des Mittelalters, auch ihre äußere Erscheinung änderte sich im Laufe der Jahrhunderte nur wenig.

Anfangs August treten die betheiligten Besitzer der Weinberge zusammen und wählen aus den unbescholtenen Bauernknechten denjenigen, welchem sie die Wache über ihr Eigenthum anvertrauen wollen. Das übliche tiroler Freudenzeichen, Böllerschüsse, verkünden die Wahl.

Jetzt zieht der Bursche hinaus, nachdem er Verpflichtung und Belehnung mit der Amtstracht empfangen und steckt seine Zeichen. Der Dornstrauch, an der Umzäunung angebracht, bedeutet, daß die Saltnerzeit begann. Die ausgestreckte Hand am Eingang eines Pfades bestimmt das Recht der Pfändung.

Nachdem so das Revier abgesteckt ist, beginnt die eigentliche Funktion des Saltners. Er schlägt sein Quartier in dem luftigen Strohhaus auf, das taubenschlagartig sich auf hohen Pfählen erhebt. Nachts darf er nicht schlafen, bei den Mahlen in nahegelegenen Bauernhäusern ist ihm Schweigsamkeit Pflicht. So lange es nur Feldfrüchte und gewöhnliches Obst zu hüten gab, ward die Saltnertracht noch nicht angelegt. Aber mit dem Reifen der Rebe entpuppt sich aus dem Bauernburschen der malerische Weinhüter.

Sein Amt tritt in das wichtigste Stadium. Nachts nähert sich

der Eigenthümer dem Weinberge und zerstört den Zaun, die Wachsamkeit des Saltners zu prüfen. Am folgenden Tage erhält dieser nach Befund Belohnung oder Strafe. Zuweilen knallen Pistolenschüsse durch die Stille des Thales. Zur Zeit allgemeinen Schlafens gibt der Weinhüter das Zeichen des Wachens und donnernd antworten die Kameraden auf den benachbarten Höhen.

Sobald der Rebsegen in Kufe und Keller geborgen ist, legt der Saltner die Hellebarde ab und führt den einfachen Hirtenstab. Kastanien, Nüsse und Buchweizen verdienen das heroische Attribut nicht mehr.

Endlich pfeift der Wind über die Stoppeln, es fällt das Laub, ein frohes Mahl beschließt die Thätigkeit des Weinhüters, und er kehrt mit gefüllten Taschen zur härtern Bauernarbeit zurück.

Der verhältnißmäßige Müßiggang und die damit verknüpften Vortheile machen den Saltnerdienst zu einem Gegenstand des Begehrens. Uebrigens versagt die Behörde bei mehrjähriger Wiederholung der nämlichen Person die Bestätigung.

Neulinge, oder jene Gattung von Reisenden, die alles Ungewöhnliche mit naivem Erstaunen betrachten, stellen bei ihrer Ankunft in Meran förmliche Jagd auf Saltner an, während Einheimische und der Gegend Kundige dem Genusse der Begegnung eher auszuweichen trachten. Das Ueberschreiten ihrer Befugnisse stempelt die Weinhüter oft zu wahren Plagen, obwohl wieder anderseits zuweilen auch das Publikum sich gerecht begründeter Forderung unbillig zu entziehen strebt.



Der Weinhüter (Saltner) von Meran.

Von dem meraner Saltner weichen die von Bozen und Kaltern nicht wesentlich ab, nur ist der des Burggrafenamtes der schmuckste.

Die Herbstfreude von Theodor Pixis.

(Zur Prämie dieses Jahres.)

Die hübsche Sitte, die Zimmer der freundlichen Leser mit werthvollen Bildern zu schmücken, der wir seit dem Beginn unseres Blattes gefolgt sind, bot uns mit jedem neuen Jahre eine liebe Aufgabe; denn wie wir in unsern Blättern für die Unterhaltung und Belehrung des Geistes und Herzens in erfrischender Weise zu wirken, wie wir das Auge durch unsern Bilderreichthum zu erfreuen suchten, so war es unser Dichten und Trachten, das Beste der Kunst für unsere Prämien zu gewinnen: denn für unsere Leser ist eben „das Beste gerade recht". Ein Meister seltener Art hat uns im vorigen Jahre dazu die Hand geboten, unsern Lesern ein besonders schönes Blatt zu schenken; und nun bringen wir als Pendant die „Herbstfreude". Theodor Pixis hat dem deutschen Liede schon so manches Motiv für seine reizenden, echt deutschen Bilder abgelauscht: hier hat er zu unserem trefflichen Wilhelm Müller, einem Dichter vom lautersten Golde, gegriffen, und eines der „Wander-



Die Herbstfreude. Nach einem Carton von Theodor Pixis.

lieder des rheinischen Handwerksburschen" in freier Benützung, wie es dem Künstler erlaubt ist, behandelt. Das Lied heißt:

Wenn wir durch die Straßen ziehen,
Recht wie Bursch in Saus und Braus,
Schauen Augen blau und graue,
Schwarz und braun aus manchem Haus.

Und ich laß die Blicke schweifen
Durch die Fenster hin und her,
Fast als wollt' ich eine suchen,
Die mir die allerliebste wär!

Und doch weiß ich, daß die eine
Wohnt viel Meilen weit von hier,
Und doch muß ich immer gucken
Nach den schmucken Jungfern hier.

Liebchen, woll' Dich nicht betrüben,
Wenn Dir eins die Kunde bringt,
Und daß Dich's nicht überrasche,
Dieses Lied der Wand'rer singt.

Möge das schöne Blatt, von dem wir in unserem Holzschnitt nur die Umrisse geben wollten, unsere Leser recht oft und freundlich an uns erinnern.

Wie man aus Groschen Millionen schafft.

Die Konsumvereine.

Von

Eduard Pfeiffer.

Wir sind überzeugt, daß Jeder gerne das Rezept kennen lernen möchte, wie man in kurzer Zeit aus Kreuzern und Groschen Millionen machen kann. Dieses Rezept ist äußerst einfach, von ganz schlichten Arbeitern erfunden, die gewiß nie Chemie studirt und nie Alchemie probirt haben. Und doch — wo nur immer die Vorschriften genau eingehalten worden sind, wo man das Beispiel der Erfinder getreu nachgeahmt hat, ist der Versuch auch eben so glänzend gelungen. Darum wird es gewiß nicht ohne allgemeines Interesse sein, etwas Näheres von jenen Arbeitern zu erfahren, die es so gut verstanden haben, ihre mühsam zusammengebrachten kleinen Sparpfennige so üppig wuchern zu lassen, daß in wenigen Jahren Summen zu ihrer Verfügung standen, von denen sie sich selbst früher nie hätten träumen lassen.

Es war im Jahre 1843, als in England alle Baumwollarbeiter in schwerer Noth waren, weil die Baumwollindustrie in's Stocken gerathen. Da traten eines Abends eine Anzahl Flanellweber in Rochdale bei Manchester zusammen, um zu berathschlagen, wie sie wohl am besten ihrem Elende würden abhelfen können. Nachdem Vorschläge der verschiedensten Art gemacht und eben so schnell widerlegt worden waren, einigte man sich endlich dahin, eine Assoziation zu gründen, um durch vereinte Kräfte zu versuchen, was dem Alleinstehenden nie möglich war, zunächst ihre eigene Lage, aber dann auch die Lage der ganzen arbeitenden Klasse zu heben und zu verbessern.

Wenn die Assoziation der Kapitalien in den Aktiengesellschaften schon so große Wunder zu verrichten vermochte, sollte die Assoziation der Arbeit nicht auch ihrerseits schöne Resultate erzielen können? Gewiß, dieselben Resultate mußten auch für sie möglich sein, wenn das Prinzip der Assoziation nur richtig angewandt wurde. Ja, dann brauchten sie sich in den Läden beim Einkaufe ihrer Lebensbedürfnisse nicht mehr übervortheilen zu lassen und um theures Geld schlechte, verfälschte Waare hinzunehmen; dann brauchten sie nicht mehr in schlechten, ungesunden Wohnungen zusammengedrängt zu leben, und selbst die Gabe, die Gott am freigebigsten für Alle vertheilt hatte — die Luft — sich kärglich zumessen zu lassen; dann brauchten sie endlich nicht mehr um spärlichen Lohn für einen Herrn Arbeit thun, der aus den Produkten ihrer Arbeit seinen Reichthum schöpfte, während sie selbst dabei verkamen. Die Assoziation also sollte das Mittel sein, das alles dieß zu verwirklichen hätte. Und in der That, wenn dasselbe Prinzip die Eisenbahnen und Kanäle, die großen Fabriken und Bergwerke hervorgezaubert hatte, warum sollte es nicht auch zur Durchführung ihrer Plane ausreichen?

So gründeten sie denn eine Gesellschaft, deren Zweck sie in den Statuten selbst folgendermaßen ausdrückten:

Der Gegenstand und Plan dieser Gesellschaft ist: Maßregeln zu treffen, die zur pekuniären Verbesserung und zur Hebung der sozialen und häuslichen Lage seiner Mitglieder führen sollen und zwar, indem ein hinlängliches Kapital in Aktien von je ein Pfund Sterling erhoben werden soll, um folgende Plane zur Ausführung zu bringen: „Die Gründung von Magazinen zum Verkauf von Lebensmitteln, von Spezereien und Kurzwaaren.

„Die Erbauung oder der Ankauf einer Anzahl von Häusern, in welchen diejenigen Mitglieder wohnen sollen, welche von dem Streben ausgehen, einander behülflich zu sein zu der Verbesserung ihrer häuslichen und sozialen Lage.

„Die fabrikmäßige Erzeugung solcher Waaren, wie sie die Gesellschaft beschließen wird, damit diejenigen ihrer Mitglieder, welche ohne Arbeit sein sollten oder etwa in Folge wiederholter Lohnreduktionen zu leiden hätten, darin beschäftigt werden.

„Zum ferneren Nutzen und zur Sicherung der Gesellschaftsgenossen sollen Güter gekauft oder gepachtet werden, die von denjenigen der Mitglieder bebaut werden, die beschäftigungslos wären oder deren Arbeit zu gering belohnt würde.

„Endlich soll die Gesellschaft sobald als thunlich Vorkehrung treffen, um die Produktion, Erziehung und Regierung zu ordnen, oder mit andern Worten: es soll eine sich selbst erhaltende inländische Kolonie mit vereinigtem Interesse gebildet und andere Gesellschaften in der Gründung ähnlicher Kolonieen unterstützt werden."

Wahrlich, das Programm, das sich diese Leute stellten, war kein geringes. Und was waren denn ihre Mittel, um es zu verwirklichen? Arm, hülflos und ganz auf sich selbst angewiesen, hatten sie fast nichts Anderes, das ihnen zu Gebot stand, als ihren festen Willen, und sie wollten der Welt zeigen, was ein fester Wille, was Energie und Ausdauer zu leisten vermögen.

Zunächst wurde bestimmt, daß jedes Mitglied der neuen Gesellschaft einen Wochenbeitrag von 2 Pence, sage sechs Kreuzer, zu den gemeinschaftlichen Zwecken beisteuern sollte, und als es an's Unterschreiben kam, verpflichteten sich zwölf Leute aus dieser Versammlung. Somit hatte der Verein wöchentlich gerade über 1 fl. 12 kr. zu verfügen, — ein eigenthümliches Resultat, wenn man diese Summe mit den Projekten zusammenhielt, die sie vorhatten. Kein Wunder, daß die armen Rochdaler Flanellweber bald als Schwärmer in der ganzen Stadt verschrieen waren.

Allein sie ließen sich nicht irre machen; sie glaubten an ihre Sache, sie wollten wenigstens ernstlich einen Versuch wagen — und wo möglich für alle Diejenigen den Weg ebnen, die nach ihnen auf derselben Bahn wandeln sollten, — darum hatten sie sich auch gleich den stolzen Namen die Pioniere von Rochdale beigelegt. Die Pioniere wollten nicht umkehren, ehe nur die Arbeit ordentlich begonnen hatte, und gingen muthig voran. Es gelang ihnen, noch einige weitere Freunde zu gewinnen, und nachdem so ein ganzes Jahr die Beiträge zusammengespart und einige freiwillige Einlagen und Geschenke gemacht worden waren, fanden sich 28 Pf. Sterling (336 fl.) in der Kasse.

Damit dachten sie zu weiteren Unternehmungen vorgehen zu können und zwar zum ersten Gegenstand ihrer Plane, zur Gründung eines Konsumvereins, und zunächst sogar nur eines Spezereiladens. Dieser Laden sollte aber nicht, wie es bisher üblich war, sich auf Kosten der Kunden bereichern, sondern Jeder, der hier Einkäufe machte, sollte am erzielten Nutzen betheiligt werden, und zwar im Verhältniß zu der Summe, die er bei dem neugegründeten Geschäfte umgesetzt hatte. Wer also für 200 fl. Waaren aus dem Laden entnommen hatte — und die Kontrole wurde mit Hülfe von Marken geführt — erhielt doppelt so viel Antheil am Nutzen, als Derjenige, welcher in derselben Zeit nur für 100 fl. umgesetzt hatte.

Es war ein kühnes Unterfangen, mit 336 fl. ein Ladengeschäft zu beginnen und die Konkurrenz zu wagen mit den reichen und prächtigen Magazinen der Stadt. Nachdem sie die Miethe (120 fl.) für ein ganz kleines Lädchen und die ersten Einrichtungen bezahlt hatten, blieb ihnen — wie sie sich selbst später ausdrückten, kaum so viel, um damit einen Mehlsack zu kaufen.

Also der Versuch wurde gewagt; am 25. Dezember 1844 eröffneten die Pioniere ihren Laden und stellten ihre Schätze, die in Mehl, Butter und Zucker bestanden, zur Schau aus. Als sie mit einer gewissen Feierlichkeit die Eröffnung ihres Ladens vornahmen, mußten sie sich selbst den Spott der Gassenjungen gefallen lassen. Und die gesetzteren Leute der Stadt rechneten die Tage und Wochen aus, wie lange wohl die Herrlichkeit dieser neuen Gesellschaft dauern würde, bis das kleine Kapital ganz aufgezehrt wäre.

Allein schon die Erfahrung von wenigen Wochen zeigte, daß sich dießmal die Spötter verrechnet hatten. Das Geschäft ging ganz gut, das Kapital wuchs und die Zahl der Mitglieder vermehrte sich; bald wurde auch Thee und Tabak zu den übrigen Artikeln in den Laden aufgenommen. So zeigte der Abschluß des ersten Jahres schon ein Vermögen von 2000 fl.

Die ersten Jahre nun gingen die Vereinsangelegenheiten stetig weiter, — das Geschäft dehnte sich langsam aber regelmäßig fortschreitend immer weiter aus, und jedes Jahr brachte wenigstens einige neue Mitglieder. Aber erst nachdem die schlimmen Zeiten der Jahre 1847 und 1848 vorüber waren, die auch in England schwer empfunden wurden, fing der Verein der Pioniere an, schnellere Fortschritte zu machen. Am Schlusse des Jahres 1848, also nach vierjährigem Bestehen, waren es 140 Mitglieder, die sich in den Verein hatten aufnehmen lassen und das Gesellschaftsvermögen betrug 4700 fl.

In dem einen darauf folgenden Jahre aber traten 250 neue Mitglieder bei und das Vermögen stieg auf über 13,000 fl. — Nun waren die ersten Schwierigkeiten überstanden, und mit immer rascheren Schritten eilte der Verein einer ganz riesenhaften Entwickelung zu, welche die kühnsten Erwartungen selbst der ersten Gründer übertraf. Die Geschäfte gediehen auf's Beste, ein Artikel nach dem andern wurde neu zum Verkaufe aufgenommen, der erste Laden wurde mehr und mehr vergrößert, neue Filialläden wurden eröffnet, der Geschäftsumsatz, das Gesellschaftsvermögen und der jährlich erzielte Gewinn erreichten ganz kolossale Ausdehnung, und auch die Mitgliederzahl blieb nicht zurück. (Schluß folgt.)

Deutsche Kunst in der Fremde.

Von

Arthur Storch.

(Bild S. 1.)

Wer je das Brod der Fremde aß, weiß, wie hoch uns das Herz schlägt, wenn die Heimat mit Ruhm genannt wird. So haben wir jüngst wieder einen friedlichen Sieg davon getragen, der unserem Vaterlande hohe Ehren bringt, und diese Blätter, welchen der Heimat Ruhm vor Allem am Herzen liegt, dürfen nicht versäumen, ihn in ihre Spalten einzutragen. Deutsche Kunst, welche in Frankreich sonst nur ein mitleidig Achselzucken erregte, hat auf französischem Boden die herrlichsten Siege errungen, und es sei der Name Dessen vor Allen genannt, der hier, ein Winkelried der Kunst, uns die Gasse brach — Ludwig Knaus, den die Franzosen so gerne den Ihrigen nennen möchten; aber wenn er auch lange unter ihnen gelebt, er ist, und das schätzen wir an ihm so hoch, durch und durch deutsch geblieben. Sein Pinsel blieb stets ein deutscher, stets bot ihm das Vaterland die Stoffe. Von Knaus richteten sich die Blicke nach Deutschland, und je mehr der großen französischen Meister starben, desto mehr bahnten sich die Deutschen den Weg nach Paris. Ein deutscher Schlachtenmaler, A. Schreyer, hat im „Salon" dieses Jahres sogar als solcher den Sieg über die Franzosen davongetragen: er steht ebenbürtig neben Horace Vernet. „Nach Deutschland," ruft einer der bedeutendsten Kunstrichter Frankreichs, „nach Deutschland müßt ihr die Augen richten, um die echten Meister zu finden, und eine unserer friedlichen ‚Gloires' ist auf dem Punkte zu verschwinden." Im Salon dieses Jahres befand sich nun auch, beständig rings umstanden, das liebe Bildchen, das wir an die Spitze unseres Blattes stellen: „Der westphälische Dorfarzt" von dem düsseldorfer Maler A. Lasch, der sich durch dieß Bild mit in die Reihe der ersten Genremaler gestellt. Es bedarf unserer Worte nicht, um die Szene zu erklären. Der Künstler hat ja Alles selbst gesagt. Mit einem Blicke überschauen wir die ganze Situation, und doch können wir den Blick nicht losreißen von dem Bilde, in dem jeder Zug eine der Natur abgelauschte Wahrheit ist. Ehre diesem Pionier deutschen Ruhms!

Fliegende Blätter.

Ein Riesencollege. Der amerikanische Krieg, der in allen Dingen Riesendimensionen angenommen, hat auch das Zeitungswesen auf eine nie geahnte Höhe gebracht. Selbst die Times verschwindet dagegen in nichts. Der New-Yorker Herald hatte nicht weniger als 63 Korrespondenten auf allen Punkten des Kriegs; fünf starben auf dem Schlachtfeld, die meisten sind mit Wunden bedeckt, viele waren gefangen, monatelang. Jeder Korrespondent wurde von der Zeitung vollständig armirt und erhielt sein Zelt, sein Pferd, vor Allem aber die unbeschränktesten Vollmachten bezüglich der Ausgaben. Für eine einzige Nachricht hat einer der Korrespondenten 1400 fl., für eine andere 2500 fl. ausgegeben. Die Erfindung des Telegraphirens von Karten ist für den Herald ausschließlich gemacht und zur Anwendung gekommen. Auf den Kriegsschiffen haben sämmtliche Korrespondenten Kriegsdienste gethan. 123 Pferde hat das Journal im Laufe des Kriegs seinen Korrespondenten geliefert, die meisten kamen um, 55 nur in höchst elendem Zustande zurück. Im Verlauf von vier Jahren verausgabte das Journal 1,600,000 fl. für seine Korrespondenten. Dadurch allein war es möglich, daß es allen Andern zuvor kam und selbst besser als die Regierung unterrichtet war.

*

Ein Duell auf Cigarren. Das Duell, ein kleines Stück Mittelalter, das man füglich der Aristokratie des Blutes überlassen sollte, und gegen das sich die gewichtigsten Stimmen der Aristokratie des Geistes, wie erst jüngst wieder Virchow ausgesprochen, fordert leider noch immer seine Opfer. Und doch hat es gerade in neuester Zeit seine grausamste Form gefunden, gegen die sich freilich die ganze civilisirte Welt mit Entrüstung ausspricht — das amerikanische Duell, bei dem der Eine das Loos Verlierende sich umbringt, während der Andere Gewinnende behaglich seine Cigarre rauchend spazieren geht. Eine besondere Nüance dieser neuen Duellirungsform hat jüngst an der Grenze von Belgien stattgefunden: ein Cigarrenduell. Ein bekannter Engländer, Sir Edward R., hatte mit einem eben so bekannten Sportsman, dem Barone R., sich wegen einer Bagatelle gestritten, und der Streit führte trotz der Einreden der Anwesenden zu einer Ausforderung. Da die beiden Gegner gleich tüchtige Schützen und Fechter sind, so bestimmte man sie, sich auf Cigarren zu schlagen. Zwei ganz gleiche Cigarren wurden auf eine Platte gelegt. Das Loos bezeichnete den der beiden Gegner, welcher zu wählen hatte. Die Cigarren werden angezündet. Eine der beiden Cigarren ist geladen: sie muß explodiren und die Explosion ist tödtlich. Angenommen! Die Explosion findet statt: Sir Edward stürzt zu Boden, erhebt sich jedoch bald wieder. Die Zeugen umringen ihn, sein Gegner bietet ihm die Hand. „Meine Herren," sagt einer der Gegner, „Sie haben Beide den Beweis von Muth gegeben; die verhängnißvolle Cigarre enthielt nichts als ein wenig Schießbaumwolle. Gehen wir zu Tische!"

Bilderräthsel.



’ ”



Räthsel.

Oft können selbst die letzten Beiden
Die Frage richtig nicht entscheiden,
Wo meine Erst' zu finden ist;
Doch wird das Ganze sonder List
Dich auf des Ersten Spuren lenken,
Willst folgsam Du Vertrau'n ihm schenken.

Rob. Falck.

Der Jubilar. I. Von Wilhelm Scholz.



Der Jubilar: Ja, ja, mein lieber College, man wird alt! — Im nächsten Monat sind es schon fünfzig Jahre, daß ich in meine Carrière eintrat. — Ja, ja! ich glaube es war am siebzehnten.



Der jüngere College: Meine Herren, so eben hat sich der Alte gegen mich verplappert! Am siebzehnten des nächsten Monats ist sein fünfzigjähriges Jubiläum. — Chor der Collegen: Aber was geht Sie denn das an? halten Sie doch Ihren Mund! so etwas macht nur Unkosten bei den ohnehin schon theuren Zeiten.



Der Jubilar: Aha! sie haben mein „Eingesandt“ aufgenommen. — „Im nächsten Monat“ „unser würdiger, verdienter“ ja, ja „fünfzig Jahre“ „bereits sollen die Collegen des Jubilars die Feier dieses Tages in die Hand genommen haben.“ — So, nun müssen sie ran!



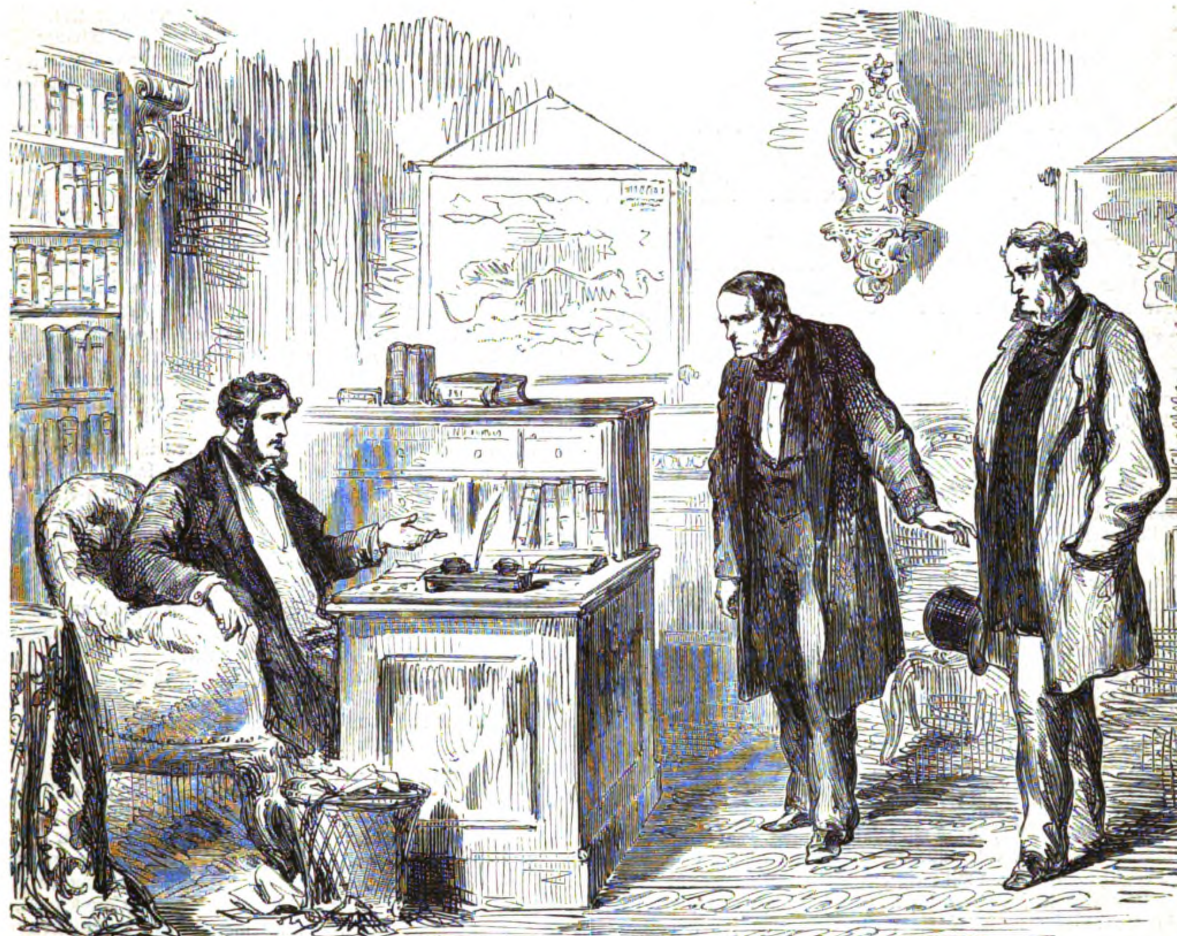
Die Collegen des Jubilars treten nun zusammen, um die Feier ꝛc. ꝛc. in die Hand zu nehmen. Programm: Ein Morgenständchen, ein Festessen und ein Ehrengeschenk. Vielleicht ein photographisches Album der Porträts sämmtlicher Collegen? Man beschließt gelegentlich die Wünsche des Jubilars darüber zu erforschen.



Der Jubilar: Liebe Freunde, nur meinetwegen nicht solche Umstände. Ihre collegiale Theilnahme allein macht mich schon überglücklich. Bleiben Sie jedoch bei Ihrer Absicht, so habe ich nur die einzige Bitte: Um's Himmels willen keine Kupferstiche, kein Album!



Die Commission begibt sich also sofort zum Goldarbeiter. Wie wäre es denn mit einem Pokal? Da aber der Goldarbeiter meint: daß der gediegene Geschmack des Jubilars, nach dessen eigener Aeußerung gegen ihn, bei Metallsachen mehr auf Gewicht als auf Fasson sieht, wählt man etwas Reelleres.



Rupert Goodwin's und Harley Westford's erste Begegnung im Bureau des Bankiers. (S. 12.)

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman

von

E. Braddon *).

Erstes Kapitel.

Mitten in einer waldigen Gegend von Hampshire lebte in einem halb ländlichen, halb schloßartigen Hause eine Familie, welche wohl geeignet war, einem Dichter das Ideal häuslicher Glückseligkeit zu liefern. Diese Familie war klein an Zahl, denn sie bestand aus nur vier Personen: dem Kapitän Harley Westford von der Handelsmarine sammt Gattin, Sohn und Tochter. Der Kapitän und seine Frau waren Beide im besten Lebensalter. Das Leben schien für sie in vollster Blüte zu stehen. Die erste Schönheit Klara Westford's hatte zwar den Schneestürmen der Winter mit all' ihren herrlichen Frühlingsblumen zum Opfer fallen müssen, sie war aber von Reizen anderer Art ersetzt worden: von der sanften Schönheit der vollkommenen Frau, deren Tage ohne Wolken ruhig wie Waldesquell dahinfließen.

Ja, sie war noch schön. Solche, welche mit der Familie in vertrauterem Umgange standen, flüsterten, daß die Frau einem edleren Stamme entsprossen sei als ihr Gatte. Man sagte sich, daß sie das Schloß eines reichen aristokratischen Vaters verlassen habe, um den Kampf mit dem Leben an der Seite des freimüthigen heiteren Kapitäns der Handelsmarine zu bestehen, und daß sie sich durch diesen Schritt auf immer der edlen Familie, der sie angehörte, entfremdet habe.

Niemand kannte indessen die wahre Geschichte dieser fern vom elterlichen Hause geschlossenen Ehe. Der Kapitän und seine Gattin hielten die Geheimnisse ihrer Vergangenheit im eigenen Herzen verschlossen. Mrs. Westford ließ sich auch höchst selten darauf ein, von ihrer Verheirathung zu sprechen, war es indessen nicht zu vermeiden, so geschah es nur in Ausdrücken gerechten Stolzes, welchen ihr Gatte ihr einflößte.

„Ich weiß," pflegte sie zu sagen, „daß er unter seinen Vorfahren keine Personen von Rang und Adel hat; ich weiß aber auch, daß er eine lange Reihe braver Männer in seinem Stammbaum zählt und daß ein König auf das edle Herz stolz sein dürfte, welches in seinem Busen schlägt."

Treten wir ein in die sonnigen Gärten von Westfordhaus am Tage des Abschieds. Der Kapitän und seine Gattin gehen mit langsamen Schritten Arm in Arm auf und ab in der langen Nußbaumallee; es ist ein schöner Junitag, die Rosen stehen in voller Blüte; der tiefblaue Himmel zeigt kein Wölkchen; das emsige Summen der unermüdlichen Bienen und der melodische Gesang der Vögel erfüllen die Luft.

Das edle Gesicht Klara Westford's ist bleich und niedergeschlagen selbst an diesem herrlichen Morgen; ihre hellblauen Augen, — die schönen Augen, durch die man bis auf den Grund ihrer

*) Die Verlagshandlung hat das Recht der Uebersetzung vom Verfasser erworben und wird jede widerrechtliche Uebertragung gerichtlich verfolgen.

reinen Seele sieht, — sind von einem dunklen Schatten umzogen. Während der ganzen verflossenen Nacht hat die liebende Gattin auf ihren Knieen vor Ihm, der allein den fernen Reisenden beschützt, ihren Thränen freien Lauf gelassen. „O! Harley," sagte sie mit leiser zitternder Stimme, während auf den muskulösen Armen des Gatten der Druck ihrer Finger sichtbar wurde, „es ist grausam, — grausam; — meine Qualen sind so schrecklich, daß ich sie kaum ertragen kann. Wir sind vordem schon oft getrennt gewesen, aber heute, Vielgeliebter, ist die Qual der Trennung für mich härter denn je."

Als sie das bleiche Gesicht ihrem Gatten zuwandte, lag eine tiefe Herzensangst auf demselben ausgedrückt, beredter noch als ihre leidenschaftlichen Worte. In seinen großen blaugrauen Augen war keine Thräne sichtbar, aber das krampfhafte Zittern seiner Lippen verrieth eine Welt voll Kummer.

Auf der See, zur Stunde der Gefahr und des Kampfes besaß Harley Westford den Muth eines Löwen, aber Angesichts des Schmerzes seiner Gattin fühlte er sich schwach. Trotzdem aber kämpfte er mit Energie, die innere Bewegung vor seiner Geliebten zu verbergen, und mit einer erkünstelten Heiterkeit sprach er zu ihr: „Es ist in der That thöricht, mein theures Weib, und der Frau eines Seemannes, dessen Herz keine Furcht kennen darf, ganz unwürdig; diese Trennung sollte nichts Bitteres haben; ist es nicht meine letzte Reise? Nach dieser letzten Fahrt nach China, wo ich eine reiche Ernte von blitzenden Guineen für Dich und die theuren Kinder zu machen sicher bin, beabsichtige ich mich für den Rest meiner Tage hier in Westfordhaus niederzulassen, als ein einfacher Landmann, ein Gutsherr, wenn es Dir so besser gefällt. Komm', Klärchen, vergieße dießmal keine Thränen weiter." — „Es sind keine Thränen mehr in meinen Augen, Harley," erwiederte seine Gattin mit leiser, unsicherer Stimme, die nur zu sehr die Bewegung ihres bedrängten Herzens verrieth. „Es liegt etwas Tieferes in meinem Kummer, weßhalb ich trauere. Ich habe stets geweint, wenn wir uns trennen mußten. Auf dem Grunde meines Herzens steht jedoch heute ein finsteres Bild des Schreckens; meine Bitten während der letzten Nacht sind dagegen kein Schutz gewesen. O Harley, Harley, habe Mitleid mit mir! Ich fühle, daß Dir bei dieser Reise Gefahr droht, eine unsichtbare tödtliche Gefahr! Gehe nicht, Harley! habe Erbarmen mit meiner Angst! — geh' nicht von mir!"

Noch einmal faßte ihre zarte Hand krampfhaft den Arm des Gatten; es schien, als ob die unglückliche Frau ihn trotz Allem durch dieß krampfhafte Drücken zurückhalten wollte.

Kapitän Westford lächelte traurig. „Mein theures Weib, obgleich Deine Furcht ganz ungegründet ist, könnte ich ihr vielleicht nachgeben, wenn ich mein Wort nicht für diese Reise verpfändet hätte, — ich muß dieß Wort aber halten. Denn wo hat Harley Westford je seine Zusage gebrochen? Die Lily Queen verläßt die Docks von London morgen mit Sonnenaufgang, und Harley Westford, wenn er noch lebt, geht mit ihr in See."

Die Gattin wußte, daß fernere Vorstellungen nutzlos sein würden; sie wußte auch, daß ihr Mann an seinem Worte und seiner Ehre festhielt wie an seinem Leben. Sie gab sich zufrieden mit einem langen bangen Seufzer — es war das letzte Grollen eines verzweifelten Herzens.

„Und jetzt höre mich, mein gutes Kind," sagte Harley Westford mit einem Tone, aus dem man merkte, daß er sich Zwang anthat; „höre mich, denn ich muß mit Dir von ernsten Dingen reden, ehe der Wagen von Winchester mich entführt."

Er sah auf seine Uhr, während er so sprach. „Ich habe nur noch eine halbe Stunde, Klara, und dann Lebewohl!" rief er. „Höre mir also zu, mein Herz. Du weißt, daß ich, Dank meinem Schöpfer, für Dich und meine Kinder ein kleines Vermögen erspart habe. Ich trage hier auf meiner Brust ein Portefeuille, in dem sich zwanzigtausend Pfund in Banknoten befinden; es ist das Vermögen, das ich in verschiedenen Ländern erworben und jetzt aus denselben zusammengezogen habe. Gleich nach meiner Rückkehr aus China werde ich mich damit beschäftigen, diese Fonds, so wie das Ergebniß meiner letzten Reise in der vortheilhaftesten und zugleich sichersten Weise anzulegen. Währenddessen habe ich die Absicht, das Geld in die Hände des Chefs eines Bankhauses zu legen, zu dem mein Vater das größte Vertrauen hatte. In diesen Händen wird das Geld bis zu meiner Rückkehr sicher sein. Um uns indessen für alle Fälle sicher zu stellen, werde ich Dir den Depositenschein des Bankiers über die zwanzigtausend Pfund sowie der Eigenthumsakte über dieses Besitzthum und die dazu gehörigen Ländereien, die ich ebenfalls bei demselben niederlegen will, überweisen. Du sollst diese Dokumente vor meiner Einschiffung zugesandt erhalten. Mein Testament liegt bei meinem Anwalt: was sich also auch ereignen möge, Deine und der Kinder Zukunft ist gesichert." — „O Harley," seufzte Klara Westford, „jedes Deiner Worte geht mir in's Herz wie eben so viele Dolchstöße. Du sprichst wie ein Mann, der dem unvermeidlichen Tode entgegen geht." — „Nein, mein Herz, ich rede nur wie ein kluger Mann, der die Unbeständigkeit des menschlichen Daseins kennt; aber ich habe nichts mehr hinzuzusetzen; mit zwanzigtausend Pfund und diesem Besitzthum, welches fünfzig Acker des besten Bodens in Hampshire umfaßt, bist Du und die Kinder nicht schlecht versorgt. Und jetzt, meine Theuerste, die Hälfte der Zeit, die mir noch blieb, ist verflossen, und ich muß noch Abschied von meinen geliebten Kindern nehmen."

Der Kapitän verließ die Allee, um über den im vollen Sonnenlicht liegenden Rasen zu schreiten. Vor ihm lagen die Fenster eines kleinen Salons, der gegen die Morgensonne durch eine halb von Geisblatt und Rosen verborgene lange Veranda geschützt war. Unter dieser Veranda hingen die Käfige der Lieblingsvögel, und auf einer weichen Matte, die so blendend wie frischgefallener Schnee in's Auge fiel, lag ein prächtiger Hühnerhund.

Ein junges, ungefähr zehnjähriges Mädchen erschien am Fenster und schwang sich mit Gewandtheit heraus, als sich der Kapitän dem Rasen näherte, um ihr entgegen zu eilen.

Nie hatte vielleicht die Sonne ein so liebliches Wesen wie dieses kleine weißgekleidete Mädchen beschienen. Ihre Schönheit erhielt einen besondern Reiz durch die blendende Frische, die an einen Frühlingsmorgen erinnerte. Ihre Züge waren zart und wohlgeformt; ihre Stirne, Nase und Kinn zeigten den rein griechischen Typus; die Augen, gleich denen der Mutter, waren von tiefem, veilchenartigem Blau, groß, glänzend, lebhaft und von langen braunen Wimpern beschattet; ihre Haare hatten jenen in der Natur so seltenen goldenen Anflug, den die Damen unserer Tage sich vergebens durch künstliche Mittel herzustellen bemühen. Diese langen Haare waren von der schön geformten Stirn nach rückwärts gescheitelt, und fielen in wallenden Locken über die Schultern bis auf die schlanke Taille, um welche ein einfaches blaues Band geschlungen war. Dieß war Violette Westford.

„Lieber Papa!" rief sie, ihren zarten Arm an den des Vaters hängend, während Mrs. Westford still und halb ohnmächtig auf eine der Gartenbänke hinsank, „Mama ist grausam gewesen, daß sie Dich so lange zurückhielt, während doch Deine arme Violette den Augenblick herbeisehnt, Dir ihr Adieu zu sagen. Die Minuten habe ich gezählt und jeden Augenblick kann der Wagen kommen. O, Papa! es ist nicht recht, uns zu verlassen." Die blauen Augen des jungen Mädchens füllten sich mit Thränen, während ihr Vater sie umarmte. „Lionel ist im Begriff, sich den ‚Warrior' zu satteln," sagte sie, „er will Dich bis Winchester begleiten. Er wird mit Dir zusammentreffen, wenn der Wagen kommt, und bleibt bei Dir, bis der Eisenbahnzug abgeht. Wie beneide ich ihn um die halbe Stunde, die er noch bei Dir sein kann." — „Horch, mein Liebchen, dort kommt schon der Wagen." — Das Horn des Conducteurs, der einen fröhlichen Marsch blies, ließ sich unter den Bäumen vernehmen, während der Kapitän sprach. Im selben Augenblick erschien Lionel Westford zu Pferde am Ausgang eines mit Epheu umrankten gewölbten Thors, welches zum Stall führte. Der Wagen hielt am Gitterthor des Gartens.

Mrs. Wilford erhob sich, ruhig, mit trockenen Augen, aber todesblaß; sie schritt auf ihren Gatten zu und legte ihre kalte Hand in die seinige. „Mein Vielgeliebter," seufzte sie, „Du, der Du Alles für mich bist, ich kann nur beten für Dich. Noch ein Wort, Harley. Du hast so eben von Deinem Bankier zu mir gesprochen, — sage mir auch seinen Namen. Ich habe einen besondern Grund, diese Frage zu thun." — „Die Bankiers meines Vaters waren die Herren Goodwin und Selby," entgegnete er, „der Chef des Hauses aber ist Rupert Goodwin. Lebe wohl, mein Herz."

Das Horn, welches seinen Marsch fortsetzte, tönte lauter wie vorher, als Harley Westford seine Lippen auf die farblosen Wangen seiner Frau drückte und sich aus ihren Armen riß. Inmitten der Verwirrung und des Schmerzes, der ihn bei der schmerzlichen Trennung erfaßte, hörte der Kapitän den Angstruf nicht, der den Lippen seiner Frau bei dem Namen Rupert Goodwin entfloh.

Als indessen der Wagen sich mit dem Gatten und Vater entfernte, versuchte Klara Westford einige schwankende Schritte vorwärts zu machen, sank jedoch ohnmächtig auf den Rasen nieder.

Als Violette von dem Gitterthor des Gartens zurückkehrte, fand sie ihre Mutter auf dem Boden ausgestreckt, blaß und unbeweglich wie eine Todte. Der Schreckensruf des Kindes erregte die Aufmerksamkeit zweier Dienerinnen, die aus dem Hause herbeieilten.

Mit Hülfe Violettens brachten die Dienerinnen Mrs. Westford bewußtlos in's Haus und legten sie auf ein Sopha im Salon, wo die Kühle während des Sommers durch Jalousieen, welche die Sonnenstrahlen auffingen, erhalten wurde.

Eines der Mädchen eilte in's Dorf, um den Arzt zu holen, währenddessen Violette, vor ihrer Mutter knieend, die bleiche Stirn derselben mit kölnischem Wasser wusch. Im nächsten Augenblick öffnete dieselbe die dunkelblauen Augen und heftete sie mit einem starren, fast erschreckenden Blick auf Violette. „Rupert Goodwin — Rupert Goodwin!" rief sie in schmerzlichem Ton, „o nicht diesen, Harley! — Nein, nein, nein! — ihn nicht! — Rupert Goodwin — ich wußte wohl, daß eine Gefahr im Anzuge — eine tödtliche Gefahr, die meinem Geliebten droht!" — Von Neuem schlossen sich ihre Augen und ihr Haupt fiel auf das Sophakissen zurück.

Der Doktor kam, aber weder er noch irgend ein Anderer auf der Welt konnte einer Kranken Erleichterung verschaffen, deren Leiden nicht im Körper lag.

Mrs. Westford fiel von einer Ohnmacht in die andere. Sie wurde in ihr Zimmer geschafft und von ihrer Tochter und Lionel sorgfältig gepflegt, welch' Letzterer zurückgekehrt war, nachdem er seinen Vater in den Zug nach London hatte einsteigen sehen.

Der junge Mann bestand darauf, sich im Nebenzimmer betten zu lassen, und verweilte dort in banger Sorge lange Stunden, jedes Geräusch, welches die Kranke stören könnte, sorgfältig zu vermeiden.

Westfordhaus, vor etlichen Tagen noch so laut wiederhallend von den heitern Stimmen seiner Bewohner, war jetzt so still wie ein Sterbehaus geworden. Der Arzt hatte die größte Ruhe für die Kranke verlangt, und seine Verordnungen wurden getreulich ausgeführt.

Zweites Kapitel.

Der Schnellzug durcheilte die große Strecke, welche Winchester und dessen alte Kathedrale von den eingeräucherten Dächern der Metropole trennt, mit Blitzesschnelle. London mit seinem finstern und düstern, aber durch seine riesenhafte Ausdehnung imposanten Anblick bot sich jetzt dem Auge des Kapitäns dar; seine Gedanken theilten sich zwischen den theuren Wesen, die er in der ländlichen Wohnung von Eastburgh zurückgelassen hatte, und den Bildern von Abenteuern und Gefahren, die ihn auf der hohen See erwarteten.

Er kam gegen halb zwei Uhr in London an und ließ sich sogleich nach Lombardstreet, der ersten Handelsstraße, fahren, wo sich das Comptoir der Herren Goodwin und Selby befand.

Seit langer Zeit figurirte der Name Selby nur noch in der Firma und der einzige Inhaber des Bankgeschäftes war Rupert Goodwin. Dieser Rupert Goodwin war ein Mann von fünfundvierzig Jahren, der das große, bedeutende Vermögen seines Vaters geerbt und außerdem noch durch die Hand seiner Frau ein nicht unbedeutendes Kapital dazu erworben hatte. Er schien ein Mensch zu sein, dem das Glück im vollen Maße lächelte.

Schon seit Jahren war der Name Rupert Goodwin's in der City als „Sicherheit" erster Größe angesehen. Aber plötzlich hatten sich unter den klugen Leuten des Großhandelstandes sonderbare Gerüchte verbreitet. Notorisch war es, daß Rupert Goodwin sich seit Jahren in große Spekulationen eingelassen hatte und das Gerücht wollte jetzt wissen, daß sie nicht immer glücklich ausgeschlagen. Er hatte sich von der Manie der Agiotage anstecken lassen, sagte man, und hatte sich außerdem in eine Masse anderer Geschäfte eingelassen, von denen mehrere mißglückt waren.

Dergleichen Gerüchte üben einen höchst nachtheiligen Einfluß auf den Kredit eines Kaufmanns. Bis dahin hatten dieselben indessen noch nicht den engen Kreis der Bekannten überschritten; bis dahin war zu den Ohren derer, welche Rupert Goodwin ihr Geld anvertrauten, noch keine Kunde seiner Verluste gedrungen; demgemäß hatten auch die Zahlungsforderungen das Bankhaus seither nicht nachtheilig berühren können.

Der Bankier saß in seinem Kabinet, die offenen Bücher vor sich, und blassen Angesichts und mit klopfendem Herzen prüfte er den Stand seiner Angelegenheiten. Jeden Tag, ja jede Stunde erwartete er eine Krisis und vergebens suchte er nach einem Mittel, ihr zu begegnen.

Eine einzige Person nur besaß das Vertrauen Rupert Goodwin's und dieß war sein erster Commis, Jakob Danielson. Seit seiner Volljährigkeit war dieser Danielson in seinen Diensten gewesen und nach und nach hatte sich ein sonderbares Band zwischen ihnen geknüpft. Man konnte nicht sagen, daß es Freundschaft gewesen sei, denn der Bankier war stets hochmüthig und herrisch in seinen Beziehungen zu den Untergebenen. Aber Jakob Danielson war der Vertraute aller Geheimnisse seines Chefs und schien eine fast übernatürliche Kraft zu besitzen, die Gedanken zu errathen, die durch den Kopf von Rupert Goodwin gingen.

Es war recht gut, daß der Bankier sich hiervon Rechenschaft gab. Rupert Goodwin hatte einen jener distinguirten Köpfe mit dunklem Teint, wie sie sich nur auf alten italienischen Bildern finden. Seine Mutter war spanischer Abkunft gewesen und Rupert hatte etwas von ihrer südlichen Schönheit geerbt. Er war groß, seine Brust war hoch und der Kopf saß meisterhaft auf den Schultern. Seine schwarzen glänzenden Augen hatten etwas vom Falken in ihrer stechenden, durchdringenden Art. Aber unter dem Einfluß des Blicks eines ehrlichen Mannes wurden diese Falkenaugen unstät und jeder Festigkeit unfähig.

Während Rupert Goodwin in seinem Privatkabinet saß, über die Lage nachsinnend, welche ihm seine Handelsbücher entdeckt hatten, und bange, den Sturm losbrechen zu sehen, eilte Harley Westford, der offenherzige brave Seemann, ihm die Früchte der Mühen und Arbeit von zwanzig Jahren anzuvertrauen. Ein Kabriolet führte den Kapitän an die Thüre des Bankhauses. Er steigt aus und geht auf das Comptoir zu, wo er sich an die erste Person wendet, die ihm begegnet. Diese Person ist zufälliger Weise Jakob Danielson, der erste Buchhalter. „Ich wünsche Herrn Goodwin zu sprechen," sagte der Kapitän. — „Das ist unmöglich," antwortete Jakob kühl; „Mr. Goodwin ist beschäftigt; wenn Sie so gütig sein möchten, mir Ihr Anliegen mitzutheilen, werde ich mich beeilen, sogleich . . ." — „Ich danke Ihnen, ich will Sie nicht belästigen. Meine Zeit ist knapp zugemessen, da aber meine Geschäfte dringender Natur sind, hoffe ich, daß Mr. Goodwin zu sprechen sein wird. Wenn ein Mann kommt, um die Ersparnisse seines Lebens einem Bankhause, zu dem er Vertrauen hat, zu übergeben, empfindet er eine gewisse Genugthuung, wenn er sie in die Hände des Chefs selbst niederlegen kann."

Die dünnen Lippen Jakob Danielson's wurden von einem nervösen Zucken erfaßt. Die Ersparnisse eines ganzen Lebens! Ein Depositär, der sein Geld in die Hände von Rupert Goodwin in einem Augenblick niederlegen will, wo der Bankier nur die dringendsten Reklamationen gegen seine leeren Geldkisten erwarten konnte! Jakob heftet einen durchdringenden prüfenden Blick auf den ehrlichen Seemann, unter dessen anscheinender Einfachheit er eine verborgene Schlinge vermuthet. „Ich sehe, daß Sie pressiren," sprach er; „ich will sehen, welcher Art Mr. Goodwin's Beschäftigung ist, — darf ich um Ihre Karte bitten?" — „Ja," entgegnete Harley; „Sie haben Recht. Mein Vater war ein Geschäftsfreund des Hauses und mein Name dürfte Mr. Goodwin kaum unbekannt sein."

Jakob Danielson trug die Karte in das Kabinet seines Chefs und legte sie vor ihn auf den Tisch, ohne es auch nur der Mühe werth erachtet zu haben, den Namen zu lesen. „Draußen ist ein armer Narr, der eine ziemlich beträchtliche Summe deponiren will," sagte er kühl. „Er ist ganz besonders darauf versessen, sein Geld,

um ganz sicher zu gehen, nur in Ihre eigenen Hände zu geben. Ich denke mir, daß Sie es annehmen werden." — „Ja wohl," entgegnete der Bankier stolz, „Sie können ihn eintreten lassen." Erst nachdem Danielson das Kabinet verlassen hatte, betrachtete Rupert Goodwin die vor ihm liegende Karte. „Harley Westford!" murmelte er, „und zu mir — zu mir — seinem tödtlichsten Feinde — bringt er sein Geld und in einem Augenblick wie dem jetzigen!" Der Bankier zerknitterte die Karte in seiner Hand und suchte seiner Aufregung durch eine kräftige Anstrengung seines eisernen Willens Herr zu werden. Sein Gesicht nahm wieder den natürlichen Ausdruck an, ruhig und kalt wie sonst, und als er beim Eintreten Harley Westford's das Haupt erhob, lächelte er verbindlich.

Der Seemann händigte dem Bankier das Portefeuille ein und sagte ruhig: „Dieß Portefeuille, Mr. Goodwin, enthält das Ergebniß von zwanzig Jahren mühevoller Arbeit und dieß versiegelte Paket die Besitztitel meiner kleinen Domäne in Hampshire, auf der meine Frau und Kinder wohnen; mit Ihrer gütigen Zustimmung lasse ich auch dieß Paket unter Ihrem Verschluß." Während er so sprach, legte Harley Westford das versiegelte Paket auf den Tisch und Goodwin zählte die Papiere. „Pardon!" rief der Kapitän; „Sie werden mir eine Art Empfangsbescheinigung über das Geld geben, nicht wahr?" — „Bringen Sie mir doch ein Quittungsblanket, Danielson." Dieß geschah sogleich und der Bankier füllte es mit der Summe von zwanzigtausend Pfund aus. Unter dasselbe setzte er seinen Namen und händigte es Danielson ein, der es kontrasignirte. Ebenso fertigte er eine Empfangsbescheinigung über die Besitztitel von Westfordhaus aus.

Mit diesen beiden Dokumenten in der Tasche seines leichten Ueberrocks ging Harley Westford von dannen.

Bereits seit einigen Tagen war die Ladung komplet und Alles zur Abfahrt bereit. Ein Mann im Alter von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, mit freimüthigem, offenem Gesicht promenirte auf der Landungsbrücke, als der Kapitän sich seinem Schiffe näherte. Dieser Mann war Gilbert Thornleigh, erster Lieutenant der Lily Queen und ein besonderer Liebling von Harley Westford. Er war mit seinem Kapitän nach Westfordhaus gekommen und hatte sich während der drei Tage seines Aufenthalts in dem ländlichen Paradies sterblich in Violette verliebt; es bedarf aber wohl kaum der Erwähnung, daß der Seemann das Geheimniß seines verwundeten Herzens in sich verschloß. Die liebliche Tochter seines Kapitäns schien so hoch über ihm zu stehen wie eine Fürstin mit Krone und Hermelin.

Der Kapitän begrüßte seinen Stellvertreter mit einem herzlichen Händedruck. „Ich bin pünktlich, wie Sie sehen, Gilbert," sagte er. — „Ja wohl, mein Kapitän, immer auf dem Posten." — „Dießmal," sagte er, „kann ich meine Heimat mit leichtem Herzen verlassen, denn ich habe das Schicksal meiner Frau und Kinder sicher gestellt. Das thut wohl. Ich habe die ganze Summe meines Vermögens bei einem alten englischen Bankhause hier deponirt und in meiner Tasche habe ich die Quittung Rupert Goodwin's." Gilbert Thornleigh fuhr zusammen, als ob ihn der Schlag rühren wollte. „Rupert Goodwin!" rief er, „das haben Sie doch nicht sagen wollen? Haben Sie wirklich Ihr ganzes Vermögen beim Bankhause Goodwin und Selby deponirt?" — „Warum nicht, mein lieber Gilbert, — warum hätte ich ihm nicht vertrauen sollen?" — „Weil das Gerücht geht, daß er vor dem Konkurs steht."

Das Gesicht Harley Westford's war plötzlich bleich geworden, er taumelte wie ein Trunkener und war genöthigt, an dem Geländer einen Halt zu suchen. „Der Schurke!" rief er, „der abscheuliche Betrüger! Er wußte, daß dieß Geld meiner Frau und meinen Kindern gehört, und er lächelte, als er es von mir in Empfang nahm." — „Es ist aber noch Zeit, Kapitän," sagte Gilbert Thornleigh, auf seine Uhr sehend, „die Bank schließt erst um vier Uhr, und jetzt ist kaum die dritte Stunde vorbei. Sie können wieder an's Land gehen und Ihr Geld zurückfordern." — „Ja wohl," rief Harley mit einem schrecklichen Fluch. „Ich werde mein Geld zurückfordern oder dafür das Leben dieses Elenden nehmen. Meine Kinder! — mein Weib! — o nein, nein, ihr Theuren! Ihr sollt nicht bestohlen werden." — „Kapitän, es ist kein Augenblick zu verlieren." — „Ich weiß es, Gilbert, ich weiß es," sagte er, sich mit der Hand über die Stirne fahrend, um seine Gedanken zu sammeln. „Diese Nachricht hat mich etwas bestürzt; doch was auch geschehen mag, die Lily Queen setzt bei Sonnenaufgang Segel. Bin ich zur Stunde der Abfahrt an Bord, um so besser, aber auch im andern Falle wird das Schiff auslaufen und Sie übernehmen das Kommando als Kapitän." — „Ich werde gehorchen, Kapitän, und möge die Vorsehung Sie zu uns zurückführen." — „Das," erwiederte Harley Westford, „liegt in Gottes Hand." Er gab die nöthigen Papiere in des jungen Mannes Hände und nach einigen eilig aber genau gegebenen Instruktionen drückte er die dargebotene Rechte Gilbert's noch einmal und bestieg das Boot, das ihn wieder an's Land fahren sollte. Er rief das erste Kabriolet an, welches er am Dock traf, und ließ den Kutscher im gestreckten Galopp nach Lombardstreet fahren.

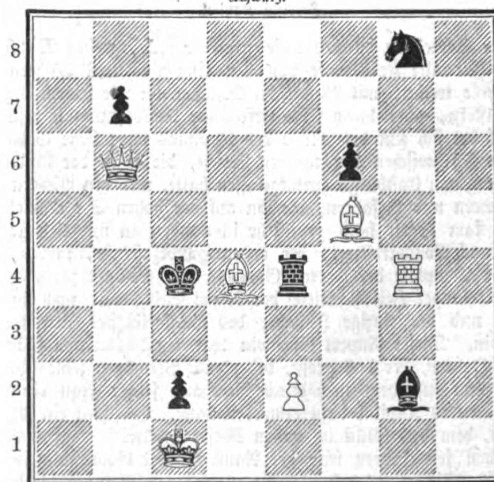
Die Bank war so eben geschlossen, als der Kapitän aus dem Wagen stieg und Mr. Goodwin bereits nach seinem Landhause gefahren; so sagten die Commis und fügten hinzu, daß heute kein Geschäft mehr gemacht werden könne. „Dann muß ich ihm also nach seinem Landhause folgen?" sagte der Kapitän, „wo ist es gelegen?" — „Wilmingdonhall, an der Nordbahn, nahe bei Hertford." — „Wie kann ich dorthin gelangen?" — „Sie können mit der Eisenbahn bis Hertford gehen und müssen alsdann einen Wagen nach Wilmingdon nehmen, da dort keine Station ist." — „Gut," sagte Harley Westford. Und dem Kutscher bedeutend, ihn mit aller möglichen Schnelligkeit nach dem Nordbahnhof zu fahren, stieg er in den Wagen wieder ein. „Weder Rupert Goodwin noch ich selber werden Ruhe und Frieden finden, bis das Geld an seinen rechtmäßigen Eigenthümer zurückgegeben ist," rief der Kapitän, seine geballte Hand über seinem Haupte erhebend, als ob er den Himmel zum Zeugen seines Schwurs anrufen wollte. Er wußte nicht, in welcher schrecklichen Art sich dieser Schwur verwirklichen würde. Er ahnte kaum, welches Unglück und selbst Verbrechen durch den Dämon entstehen sollte, der der Sklave der Menschheit sein müßte, aber von der Menschheit selber zu ihrem Herrn gemacht ist, — den Dämon des Goldes. (Forts. folgt.)

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von **J. Brown.**

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. | № 2. | Stuttgart, 1865.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Oktober.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Das Loch in der Hose.

Erzählung von Fr. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Zwei fremde Menschen waren an dem Nachmittag durch verschiedene Personen im Haus gesehen worden. Der eine von diesen sollte ein Schreinergesell gewesen sein, der eine Arbeit gebracht hatte; ein kleines, ganz neues Seitentischchen stand auch, nur bei Seite geschoben und nicht an seinem bestimmten Platz, in der Stube.

Der Andere war ein Handwerksbursche. Des Justizraths eigenes Dienstmädchen hatte ihn an der Thür des „Stiftsfräuleins" klingen sehen, und sein Kamerad wahrscheinlich (ein Anderer mit einem Ranzen auf dem Rücken) indessen in der Hausthür, den Ersten erwartend, gestanden.

Der Schreinergesell wurde augenblicklich citirt, aber mußte auch ebenso rasch wieder entlassen werden, da nicht der Schatten eines Verdachts auf ihn fallen konnte. Er hatte nur den Tisch abgeliefert und selber in das Zimmer getragen und war dann ungesäumt zu seiner Arbeit zurückgekehrt. Das Mädchen sollte jetzt eine genauere Beschreibung der beiden Handwerksburschen geben, hatte aber nicht weiter auf sie geachtet. Gerade als sie das Haus verließ, seien sie hinein getreten — weiter wisse sie Nichts von ihnen — nur daß der Eine an der Thür geklingelt, habe sie noch gesehen.

„Und wie sahen sie aus?"

„Ja lieber Gott, wie Handwerksburschen aussehen, ein Bischen abgerissen und verwildert." Der Eine habe geschielt, das erinnere sie sich noch.

Das war wenigstens ein Anhalt, und die ganze Polizei wurde jetzt in Bewegung gesetzt, um auf einen schielenden Handwerksburschen zu fahnden.

Der Justizrath hatte indessen auch das kleine Mädchen befragen



Professor Rudolph Virchow. Nach einer Photographie. (S. 18.)

wollen, das jedenfalls Zeuge der ganzen furchtbaren Szene gewesen, aber das Kind war so eingeschüchtert und geängstigt, daß es in einemfort schrie und weinte und sich an seine Mutter anklammerte. Die einzigen Worte, die man aus ihm herausbrachte, waren: „Böse Mann Jeanette todtschlagen". Die Kleine fürchtete sich dabei vor allen Menschen, die ihr nahe kamen, und es blieb nichts Anderes übrig, als sie vor der Hand ganz in Ruhe zu lassen. Mit der Zeit brachte dann vielleicht die Mutter Näheres aus ihr heraus, was möglicher Weise einen Anhaltspunkt geben konnte.

Im Hause des Justizraths war es indessen recht unheimlich geworden, denn der Mord, da er des Justizraths 'ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, bildete fast das Hauptgespräch eines wie aller Tage, und die Mädchen fürchteten sich schon, wenn sie nach Dunkelwerden den Hausflur passiren mußten. Die Töchter drängten auch den Vater, er möge mit ihnen, da der Sommer außerdem mit Macht hereinbrach, einen lang be- und versprochenen Plan ausführen, und auf einen oder zwei Monate an den Rhein gehen, aber er konnte jetzt nicht fort, denn immer verwickelter gestaltete sich die Untersuchung, die aber trotzdem nichts Bestimmtes ergab, so viel Verdachtsgründe auch nach der und jener Seite auftauchen mochten.

Aus dem Kind war Nichts herauszubringen gewesen, die Mutter hatte es selber übernommen, es allmälig zu befragen. So rasch sich die Kleine aber in der freundlichen Umgebung der eigenen Wohnung beruhigte, so fing sie doch den Augenblick wieder an zu weinen und klammerte sich an die Mutter fest, sobald diese jener Szene auch nur Erwähnung that. Es war ein „Böser Mann" gewesen, weiter wußte sie Nichts — hatte sich um weiter Nichts bekümmert, und hörte erst auf zu weinen, wenn ihr die Mutter ein Spielzeug gab und ihre Gedanken in eine andere Bahn lenkte.

Allerdings waren nicht weniger als acht Handwerksburschen aufgespürt und eingeliefert worden, und Einer von diesen, der wirklich schielte — gestand, daß er an jenem Tage — in Begleitung eines anderen, den er aber nicht weiter kannte, und der auch nicht aufgetrieben werden konnte — in der Stadt fechten gegangen sei. In welchen Häusern er aber gewesen, konnte er nicht mehr angeben, und da man auch nicht das geringste Verdächtige, sondern nur ein paar Groschen Kupfergeld und zerrissene Wäsche und Stiefeln bei ihm fand, ließ sich ebenfalls kein Beweis darauf stützen. Man hielt ihn allerdings noch einige Tage in Haft, mußte ihn aber zuletzt wieder frei lassen.

Indessen war der Nachlaß der alten Dame untersucht worden, und man hatte bei ihr wohl ziemlich viel schweres Silberzeug, aber sehr wenig baares Geld und gar keine Werthpapiere gefunden, während doch konstatirt wurde, daß sie zahlreiche Coupons allmonatlich bei einem bestimmten Bankier eingelöst. Auch viele Juwelen sollte sie gehabt haben, wie einer der Juweliere in der Stadt beim Kriminalamt anmeldete, und dabei erklärte, daß er selber verschiedene Male zu der alten Dame gerufen sei, um dieselben abzuschätzen.

Spuren hatten der oder die Verbrecher, wie schon erwähnt, gar keine zurückgelassen, im Ofen fand man aber eine Menge verbrannter Papierasche, wo es freilich zweifelhaft blieb, ob die alte Dame nicht selber vielleicht kurz vorher Briefe verbrannt habe, denn welches Interesse konnten die Diebe daran nehmen. Nur wenige Briefe lagen in einem kleinen oberen Gefach, und bei diesen auch ein, freilich von keinem Notar unterzeichneter „letzter Wille", der ihr Vermögen an baarem Geld und Werthpapieren auf sechzigtausend Thaler angab, und dasselbe der Stadt zur Gründung eines Waisenhauses vermachte.

Man ließ allerdings noch einen Kunsttischler die verschiedenen Möbel genau untersuchen, um vielleicht ein verborgenes Fach zu entdecken, aber umsonst; der Mörder schien Alles — bis auf wenige hundert Thaler, die in einem Kommodenfach lagen, gefunden und mitgeführt zu haben, und der Verdacht lag nahe, daß Jemand die That verübt haben müsse, der gewußt habe, wo er das Geld zu suchen hatte, da er nur so kurze Zeit zu dem Ueberfall gebraucht. Man überwachte deßhalb die Bewohner des Hauses selber auf das Sorgfältigste, doch auch hier ohne den geringsten Erfolg, und die Akten mußten endlich, da sich nicht einmal eine Liste der vermutheten Werthpapiere fand, nach denen man vielleicht den Nummern hätte nachforschen können, geschlossen werden. Ein Schleier lag auf der dunklen That, und der Verbrecher hatte sich dem strafenden Arme der Gerechtigkeit entzogen.

In den Zeitungen waren indessen die Erben der Ermordeten aufgefordert worden, ihre Ansprüche zu erheben, aber es meldete sich Niemand, der solche auch hätte begründen können. Die Hinterlassenschaft der Ermordeten wurde deßhalb in öffentlicher Auktion versteigert und der Ertrag dem Fiskus überwiesen, um mit der Summe, die sich doch noch auf etwa sechstausend Thaler belief, im Sinne des aufgefundenen Testaments zu verfahren und sie dem Fond zuzuwenden, der schon für den nämlichen Zweck gesammelt worden.

Anfang September war das Alles erledigt, und den Justizrath drängte es jetzt selber, die lang aufgeschobene Reise anzutreten — war ja doch auch dieß die günstigste Zeit, um den Rhein zu besuchen und die Töchter jubelten.

Dießmal brauchte sich auch der Vater wahrlich nicht zu beklagen, daß die Damen zu lange Vorbereitung zu ihren Toiletten gebraucht hätten — schon seit Monaten lag Alles fix und fertig, des Aufbruchs gewärtig, und Elisabeth und Käthchen — ihre Mutter hatten beide Mädchen vor längeren Jahren verloren und führten seitdem dem Vater das Hauswesen — jauchzten laut auf, als endlich der lang und heiß ersehnte Morgen nahte, der sie den dumpfen Stadtmauern entführen sollte. Seit jenem furchtbaren Mord war ihnen ja nicht einmal die eigene Heimat mehr lieb gewesen, und mit doppelter Freude begrüßten sie diese Reise, die ihnen nicht allein einen langgehegten Wunsch erfüllen, sondern sie auch dem Schauplatz der letztverlebten trüben Monde entreißen sollte. Kehrten sie dann zurück, so hatten freundlichere Eindrücke die häßlichen Bilder dieser Zeit verwischt, und der Winter brachte ihnen überhaupt wieder andere Vergnügen und Zerstreuungen. (Forts. folgt.)

Wie man aus Groschen Millionen schafft.

Die Konsumvereine.

Von **Eduard Pfeiffer.**

(Schluß.)

Der Spezereiladen, der ursprünglich einen ganz kleinen Winkel eingenommen hatte, umfaßt nun das ganze Haus, und mit Stolz zeigen die Pioniere den Besuchern die Stelle, bis wohin ihr Laden ursprünglich ging. Nun wird nicht mehr angegeben, welche Artikel darin zu haben sind, denn Alles, was nur das Spezerei- und Viktualiengeschäft umfaßt, wird hier dem Verkaufe ausgesetzt. Bald zeigte sich das Bedürfniß, zu dem großen Centralladen noch Filialgeschäfte anzulegen, und so wurden nach und nach in den verschiedensten Theilen der Stadt Filialläden eingerichtet, und gegenwärtig sind deren nicht weniger als zehn im Betrieb.

Ein Kurzwaarengeschäft, das seit einigen Jahren eröffnet ist, hat in einem eigenen Hause die schönsten Vorräthe von allen Artikeln, welche in dieses Fach schlagen, aufgestapelt. Von der Krinoline bis zu den künstlichen Blumen, vom Fußteppich bis zum Kaliko ist hier die schönste Auswahl aufgethürmt. Ein Schneidermagazin liefert den männlichen Kunden alle Toiletteerfordernisse. In drei Schuhmacherläden ist ein reiches Lager von Leder- und Holzschuhwerk dem Verkaufe ausgesetzt.

Endlich sind gegenwärtig noch fünf Metzgerläden im Betriebe, in denen im Jahre 1861 schon 447 Ochsen, 1013 Schafe, 614 Schweine, 324 Lämmer und 95 Kälber, im Ganzen 2553 Stück Vieh mit 539,861 Pfund Fleisch umgesetzt wurden. — Nach der Vergrößerung, die seither noch der Verein erfahren hat, müssen nun in der Metzgereiabtheilung jedes Jahr mindestens 3000 Stück Vieh geschlachtet und abgesetzt werden.

Im Ganzen haben nun also die Pioniere nicht weniger als einundzwanzig Magazine und Läden im Betriebe, und in denselben steckt ein Vermögen von 783,000 fl., das Eigenthum der Gesellschaft ist. Der Umsatz in diesen Geschäften zusammen belief sich vergangenes Jahr auf nicht weniger als 2 Millionen Gulden und ließ nach Bezahlung von 5% Zinsen für das Kapital einen reinen

Nutzen von 275,000 fl. übrig, und die Mitgliederzahl des Konsumvereins ist nun auf nahezu 5000 angewachsen.

Wer hätte dieß den guten Rochdalern vorhergesagt, als sie mit ihren in größter Entsagung ersparten Groschen unter Mühe und Noth nach jahrelangem Sammeln ein paar hundert Gulden zusammengebracht hatten und damit ihr kleines Lädchen einrichteten?

Die Spötter sind schon lange verstummt und aus dem Spott ist nach und nach Verwunderung und Bewunderung geworden, mit der man jene wackeren Leute ansieht, die mit felsenfester Energie an dem Gedanken festhielten, den sie einmal gefaßt und als gut erkannt hatten.

Von Anfang an hatten die Pioniere jedes Jahr 2½ % von ihrem Reingewinn für Bildungszwecke abgezogen. Zuerst wurden ein paar wohlfeile Zeitungen dafür gehalten; je mehr sich das Geschäft aber ausdehnte, desto mehr konnte auch hierfür gethan werden. Nun haben sie ein ausgezeichnet eingerichtetes Lesekabinet, in dem die bedeutenderen englischen Zeitungen und Zeitschriften alle aufliegen; eine sehr gut bestellte Bibliothek von etwa 6000 Bänden ist Eigenthum der Gesellschaft geworden, und eine Auswahl von Globen, Landkarten, Mikroskopen und sonstigen belehrenden Gegenständen steht den Mitgliedern zur Benützung frei. — Im Ganzen haben die Pioniere nun schon über 40,000 fl. für Bildungszwecke verausgabt. So sind nach und nach aus den armen Flanellwebern ganz respektable Leute geworden, die man auch in England respektirt, denn sie haben Geld.

Nach den Statuten der Pioniere ist es keinem Mitgliede gestattet, mehr als 1200 fl. bei der Gesellschaft stehen zu lassen, und da diese Summe von Vielen — die ihren Nutzen beim Vereine stehen ließen — schon längst erreicht ist, so sahen sie sich genöthigt, ihre Ersparnisse anderwärts anzulegen.

Schon im Jahre 1861 gründeten sie ein eigenes Mühlengeschäft, ganz nach den Prinzipien des Konsumvereins, und ganz wie dieser entwickelte es sich rasch aus bescheidenen, ganz unansehnlichen Anfängen zu ganz gewaltiger Ausdehnung. Ursprünglich wurde ein Kapital von 12,000 fl. zusammengebracht und damit eine kleine gepachtete Mühle betrieben. Heute ist eine prächtig erbaute Dampfmühle, in der vierzehn Mahlsteine Tag und Nacht arbeiten, Eigenthum der Gesellschaft; der Umsatz in derselben belief sich im letzten Jahre auf 1,830,000 fl., und ergab einen reinen Nutzen von 160,000 fl., und das Kapital, das in dem Mühlengeschäfte steckt, übersteigt bereits 800,000 fl.

Im Jahre 1856 wurde hierauf von denselben Leuten eine Spinnerei gegründet, deren Kapital jetzt auch etwa auf 1 Million Gulden angewachsen ist. Und endlich ist nun in den letzten Jahren unter den Pionieren noch eine Baugesellschaft zusammengetreten, die heute schon über ein Kapital von 600,000 fl. verfügt, und die im Verlauf der letzten zwei Jahre schon fünfzig Häuser erbaut hat.

In all' diesen Unternehmungen zusammen steckt nun das Kapital der Pioniere, das sich gegenwärtig schon auf mehr als drei Millionen beläuft, und aus demselben ziehen die Mitglieder einen jährlichen Gewinn von mindestens 5 — 600,000 fl. — Und dieß ist das Resultat einer ganz kurzen Reihe von Jahren und von lauter Leuten erreicht, die beim Beginne des Vereines alle nur mit größter Mühe ihre Groschenbeiträge aufbringen konnten.

Natürlich mußte das Beispiel der rochdaler Pioniere überall, wo es bekannt wurde, zur Nachahmung anfeuern. Und so hat sich nach und nach ein Netz ähnlicher Konsumvereine über ganz England verbreitet. Gegenwärtig sind dort über fünfhundert solcher Genossenschaften mit etwa 126,000 Mitgliedern in Wirksamkeit, in denen zusammen ein Kapital von etwa 20 Millionen Gulden steckt; der jährliche Umsatz, den sie da bewerkstelligen, beläuft sich wenigstens auf 50 Millionen Gulden, und der jährliche Gewinn, den sie dabei bewerkstelligen, auf 3 — 4 Millionen Gulden.

Es war also nicht zu viel gesagt, wenn wir am Eingange versprachen, ein Rezept mitzutheilen, wie man aus Groschen Millionen schaffen könne; die rochdaler Pioniere haben dies Rezept erfunden und Keiner, der es ihnen nachmachen wollte, ist bis jetzt betrogen worden, wenn er nur wirklich in Allem ihr Beispiel nachahmte und an den Grundsätzen festhielt, die sie aufgestellt hatten.

Auch auf dem Kontinente, besonders in Deutschland, in der Schweiz und in Frankreich fangen die Konsumvereine an in letzter Zeit Wurzel zu schlagen, und bereits sind auch hier schon ganz schöne Resultate bekannt. Hoffen wir, daß in nicht zu ferner Zeit Deutschland in dieser Beziehung England würdig zur Seite stehen werde. Hoffen wir, daß die Arbeiter und die Mittelklassen überall all' die Vortheile aus diesen Vereinen ziehen werden, die ihnen da geboten sind, und daß sie auch hier bald aus ihren Groschen Millionen schaffen!

Die paar tausend Gulden, die hierbei einem jeden Einzelnen zufallen, müßten allein zwar schon genügender Grund sein, um jeden Menschenfreund zu bestimmen, nach Kräften diese Vereine zu fördern, aber wichtiger als die Möglichkeit von ziemlich beträchtlichen Ersparnissen, die hier auch dem Aermsten geboten wird, ist der Schlüssel, welcher hier gegeben ist zur allmäligen Lösung der ganzen sozialen Frage. Selbsthülfe und Assoziation ist fortan das Losungswort, unter dem alle Diejenigen kämpfen, denen es ernst ist mit der Hebung des Arbeiterstandes und die in Wahrheit die Lösung der sozialen Frage anstreben!

Das Schloß der Schlösser.

Heidelberg.

Von

G. v. Morpurgo.

(Bild S. 17.)

Die Pilger „zur Ehre einer Reliquie oder eines Heiligenbildes" werden immer seltener, je mehr sich das moderne religiöse Bewußtsein von allem Aeußerlichen emanzipirt, und je mehr die Menschheit von der Macht der Bilder frei wird, aber alljährlich wächst die Zahl der Besucher von Stätten, denen denkwürdige Schicksale unseres Geschlechtes eine höhere Weihe verliehen, so daß selbst der leichtfertigste Sinn ihnen nicht ohne tiefere Empfindungen näher tritt. Unter diesen Stätten nimmt das heidelberger Schloß einen hervorragenden Platz ein; es ist ein wahres Mekka geworden, dem jeder Deutsche wenigstens einmal eine bewundernde Einkehr schuldet. Vom Kurfürsten Ruprecht, der als deutscher König der dritte seines Namens war, im dreizehnten Jahrhundert begründet, wurde es von Otto Heinrich, von Friedrich IV., endlich von Friedrich V., dem unglücklichen Helden der ersten Katastrophe des dreißigjährigen Krieges, allmälig zu einem Kunstwerk gefördert, das ebenbürtig neben den Prachtbauten griechischer und römischer Architekturblüte dastehen durfte. Was diese Schöpfung mehrerer Jahrhunderte in ihrer Vollendung gewesen, läßt sich noch jetzt aus herrlichen Resten, die der Wuth vandalischer Brandleger, der Gewalt des Blitzstrahls und dem Zerstörungsprozeß der regelmäßigen meteorologischen Einwirkungen Trotz geboten, mit einer bei vielleicht keiner einzigen Ruine der Welt gleich vollständigen Sicherheit erkennen. Noch jetzt prangt der aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts stammende Otto-Heinrichsbau in unvergleichlicher Schöne, er ist ein Muster der Glanzperiode des italienischen Renaissancestyls, und verdankt vielleicht Michel Angelo'schen Entwürfen seine Entstehung. Auch der Friedrichsbau imponirt durch den Adel der Formen und bedeutende Ausdehnung, wenn er auch nicht den gleichen ornamentalen Reichthum aufweist. Der auf der Ostseite befindliche, von den fränkischen Hunnen „gesprengte" Thurm bekundet die fast unzerstörbare Natur des Baues. Beinahe die Hälfte des Thurms liegt wie ein einziges gigantisches untheilbares Atom in dem an seinem Fuß sich hinziehenden Laufgraben. Der sogenannte dicke Thurm ist ein Zeugniß der riesigen Raumverhältnisse der Anlage, er diente Friedrich V. zum Festsaal, jetzt sind die Fensteröffnungen mit Epheu umrahmt, und junge Eichen und Buchen wachsen frisch in seinen Räumen empor. Wir wollen mit Worten keine Schilderung des heutigen Schlosses geben, sie würden Jedem, dem eigene Anschauung erlaubte, sich in die reiche Fülle des Details zu versenken, sehr karg und trocken erscheinen. Wir wollten nur andeuten, was das Schloß in seiner goldenen Zeit gewesen, da es zum Sitz eines Fürstenhauses diente, das in der Geschichte unseres deutschen Vaterlandes wiederholt eine bedeutsame Rolle gespielt hat und einen

Augenblick zu noch viel Größerem berufen schien, bis ein mitleidloses Geschick den schönsten und weitfliegendsten Hoffnungen einen desto tieferen Sturz folgen ließ. Wie die Pfalz ihrer Auflösung entgegenging, so sollte auch das Schloß, dieses Meisterwerk der Architektur, das Opfer gallischer Mordbrenner und speziell jenes „allerchristlichsten" Königs werden, der das „civilisirteste" Volk der Welt zu den verruchtesten Schandthaten kommandirte. Als er sein brulez le Palatinat aussprach, hatte keiner seiner vielgepriesenen



Eine kuriose Geschichte. Von Th. Hosemann. (S. 19.)

Feldherren den Muth und die Neigung, das entwürdigende Henker- und Brandstifteramt abzulehnen. Angeblich zur Wahrung der Rechte einer deutschen Fürstin, einer Frau, die sich in der versailler Hofluft als Deutsche in all' ihrem Fühlen, Denken und Thun bewährt hat, wurde der Garten Deutschlands, die Pfalz, trotz den verzweifelnden Thränen jener edlen Fürstin zur Einöde gemacht, und auch das heidelberger Schloß theilte das Schicksal des Landes. Und der Frevel des Jahres 1689 schien noch nicht vollständig

genug, 1793 wurde er vermehrt und verbessert, bis das Schloß eine Ruine war. Die Greuelthat des Despoten hat sich auf furchtbare Weise gerächt. Nach langer blutbefleckter und fluchbeladener Siegeslaufbahn sah er am Ende seiner Tage sein Land an den Abgrund des Elends gebracht. Gerade jene früher von ihm verkannte und zurückgesetzte Fürstin, deren Geburtsstätte er, ein zweiter



Der Friedrichsbau des heidelberger Schlosses. Von Stroobant. (S. 15.)

Herostrat, in Asche gelegt, erhellte in echt deutscher Hingebung seine letzten düstern Stunden durch den Zuspruch inniger Theilnahme. Und als er sein Auge geschlossen, jubelte sein eigenes Volk, den Enkeln ein noch schrecklicheres Strafgericht gegen das entartete Königthum überlassend. Wen sollten solche Erinnerungen, wie sie sich so zahlreich an das heidelberger Schloß knüpfen, nicht tiefer erregen? Zu seiner historischen und architektonischen Bedeutung tritt aber noch ein Drittes hinzu, das vielleicht Manchem nicht

weniger gewichtig erscheint. Wer von dem Altan des Schlosses oder von der nordwärts liegenden „Terrasse", die zugleich einen Ueberblick über den ganzen Bau bietet, die zauberische Lage desselben genossen, seine Blicke auf Stadt, Fluß und die üppige Rheinebene sowie auf den amphitheatralisch sich zu dem gewaltigen Kegel des Königstuhls erhebenden Hintergrund hat schweifen lassen, wird keinen Augenblick zweifeln, daß wohl selten ein gleich günstiger Punkt für die Anlage eines Fürstensitzes gewählt worden ist. So ist das heidelberger Schloß in der That das Schloß der Schlösser, und auf dem weiten Erdenrund ist keine Ruine aufzufinden, die mit ihm an Großartigkeit der ausgedehnten architektonischen Schönheit, an Anmuth der Lage und hinsichtlich der an sie, wenigstens für uns Deutsche, anklingenden Erinnerung wetteifern darf. Es ist seltsam, daß ein Blitzstrahl im Jahre 1764 die Absicht des Kurfürsten Karl Philipp vereitelte, die Residenz von Mannheim wieder in das zum Theil restaurirte heidelberger Schloß zu verlegen. Wollte uns das Schicksal vielleicht lieber eine Ruine lassen, zum mahnenden Denkzeichen an die Segnungen, deren wir uns von der „an der Spitze der Civilisation marschirenden großen Nation" auf ihren Kulturexpeditionen zu versehen haben? Möge uns denn die schönste, großartigste und lebenszäheste Ruine der Welt als eine solche Mahnung dienen, bis man unter einem glücklicheren und reiferen nachlebenden Geschlecht auch jenseits des Rheins die Völkerbeglückung in einer der wahren Humanität gemäßen Weise auffassen wird.

Ein Leib- und Staatsarzt.

Rudolph Virchow.

Von

Max Ring.

(Bild S. 13.)

Die großen politischen Kämpfe und sozialen Bewegungen der Neuzeit haben nicht nur der leicht beweglichen Gesellschaft, sondern auch der tiefen, ernsten Wissenschaft ihren Stempel aufgeprägt, und allmälig aber sicher eine weit greifende Umwandlung herbeigeführt. Immer mehr schwindet die Kluft, welche das Wissen von dem Leben, die Theorie von der Praxis trennt, durchweht der frische Odem der Freiheit die früher hermetisch abgeschlossene Studirstube des Gelehrten, steigt der Sonnenstrahl der Bildung von den Höhen der Menschheit in die tiefer liegenden Thäler nieder. Vorzugsweise sind es die Naturwissenschaften, welche diese allgemeinere Richtung eingeschlagen haben und in unmittelbare Berührung mit dem Leben getreten sind. Ihre Träger und Lehrer sind im eigentlichen Sinne die Repräsentanten des geistigen und politischen Fortschritts, und die Vorkämpfer der religiösen und bürgerlichen Freiheit geworden. Eine solche Stellung nimmt vor Allem der berühmte Physiologe Rudolph Virchow ein, der als Naturforscher und Politiker einen gleich ehrenvollen Ruf genießt.

Virchow wurde in der Nähe von Cöslin in Pommern und zwar im Jahre 1821 geboren. Nach beendetem Gymnasialunterricht trat er als Zögling in die königliche Pepinière zu Berlin, um sich dem Studium der Medizin zu widmen. Hier zeichnete er sich bald durch seine entschieden wissenschaftliche Richtung aus, indem er Anatomie und Physiologie mit besonderem Eifer trieb. Zweiundzwanzig Jahre alt legte er sein Doktorexamen ab, worauf er als Unterarzt in der Charité beschäftigt wurde. Hier fand er hinlängliche Gelegenheit, durch eine Reihe von Sektionen den Kreis seines Wissens und seine praktische Geschicklichkeit zu erweitern. Schon nach drei Jahren wurde er zum Prosektor ernannt; zugleich hielt er Vorlesungen über physiologische und pathologische Chirurgie, welche zahlreiche Zuhörer fanden, und durch ihre Gediegenheit und überraschende Originalität ein wohlverdientes Aufsehen erregten. Der junge Gelehrte verbreitete ein neues Licht über diese bisher an der berliner Universität vernachlässigten Disziplinen, und wurde der Mitbegründer der neuen physiologischen Schule. Im Februar des Jahres 1848 erhielt Virchow, der unterdeß sich als Dozent an der berliner Universität habilitirt hatte, den Auftrag, die vom Typhus heimgesuchten Gegenden Oberschlesiens zu untersuchen. Der Anblick dieser furchtbaren Epidemie, seine an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen über die Entstehung und die Fortschritte der Krankheit, welche nicht ohne Verschulden der Regierung zu jener verderblichen Höhe gestiegen war, das Elend und die Armuth der heimgesuchten Bevölkerung machten einen tiefen, erschütternden Eindruck auf den jungen Gelehrten, der seine Ansichten in einer kleinen, auch in sozialer Hinsicht wichtigen Schrift: „Der Hungertyphus in Oberschlesien" unparteiisch niederlegte. Aus eigener Anschauung hatte er die Nachtheile des patriarchalischen Regiments und die Bedeutung der sozialen Frage kennen gelernt. Unter der Wucht dieser Eindrücke kehrte Virchow nach Berlin zurück, wo unterdeß die Märzrevolution das alte System in einer Nacht gestürzt und eine neue Ordnung der Dinge herbeigeführt hatte. Wie er auf dem wissenschaftlichen Gebiet für Freiheit und Fortschritt gestrebt und gerungen, so kämpfte er jetzt auf dem politischen Gebiete für diese höchsten Güter des Lebens. In ihm gab es keinen Zwiespalt, keine Trennung zwischen Theorie und Praxis, zwischen der Gedankenwelt und Wirklichkeit. Merkwürdig und bedeutungsvoll ist eine Stelle aus seiner Wochenschrift „Medizinische Reform", wo es heißt:

„Die Gestaltung der modernen Staaten ist seit mehr als zwei Jahrhunderten an die Frage von den stehenden Heeren geknüpft gewesen, und nur das englische Volk hat diese Frage bis jetzt genügend gelöst. ‚Die Politik,' sagt Macaulay, ‚welche die parlamentarischen Versammlungen Europas zu befolgen gehabt hätten, war: sich mit Festigkeit auf ihr verfassungsmäßiges Recht zu stützen, wonach sie das Geld verwilligen oder verweigern konnten und mit Entschlossenheit die Fonds für den Unterhalt der Armee abzulehnen, bevor nicht weite Bürgschaften für den Despotismus erwirkt waren.' Auch die nächsten Entwicklungsstadien des europäischen Kontinents werden sich in der Lösung dieser Frage erschöpfen. Die Militärreformen und die Bürgschaften der Verfassungsrechte gegen die stehenden Heere werden den Gehalt unserer politischen Kämpfe ausmachen. — In diesen bevorstehenden Kämpfen wird es die Hauptaufgabe der volksthümlichen Partei sein, das Rechtlichkeits- und Sittlichkeitsgefühl des Volkes vor den Gefahren zu retten, in welche die immer wiederholte Willkür der Oktroyirungen dasselbe versetzt. Inmitten der Greuel des Bürgerkrieges, zwischen dem Gewühl der Parteien wird der Humanismus groß gezogen, die soziale Reform verbreitet werden. So ist es immer gewesen, so lange die Welt steht. Das Christenthum hat seine weltgeschichtliche, soziale Reform mit Feuer und Schwert durchgesetzt; die Reformation mit ihren ungeheuren Umwälzungen in der Gesellschaft, die erste französische Revolution mit ihren großen Veränderungen in den Besitzverhältnissen hat die halbe Welt in Brand gesteckt." So dachte und schrieb Virchow bereits im Jahre 1849, und es ist kein geringes Lob für ihn, daß er bis zu diesem Augenblick seinen Ueberzeugungen treu geblieben ist. Natürlich mußten solche Anschauungen das Mißfallen der damaligen Machthaber erregen. Auch außerhalb der Presse entwickelte er eine rege politische Thätigkeit. Zu jung, um einen Sitz in der Nationalversammlung einzunehmen, gründete er mit gleichgesinnten Freunden den einflußreichen Bezirksverein in der Friedrich-Wilhelmstadt. Die siegreiche Reaktion übte ihre kleinliche Rache an dem freisinnigen Lehrer, sie unterdrückte seine Wochenschrift und entsetzte ihn seiner Stelle als Prosektor; aber schon damals war der wissenschaftliche Ruf Virchow's so groß, daß sämmtliche ärztliche Vereine und Gesellschaften Berlins sich bei dem Ministerium für den ausgezeichneten Physiologen verwendeten und seine Wiederanstellung forderten. Selbst seine politischen Gegner mußten Virchow's Verdienste anerkennen und schlossen sich dieser Petition an. Nur gezwungen gab die Regierung nach, sie stellte Virchow von Neuem, aber auf Widerruf an, und entzog ihm die bisher genossene freie Station, um ihn für seine Freisinnigkeit zu strafen. Virchow erhielt den Ruf als Professor der pathologischen Anatomie nach Würzburg, den er nach solch' unwürdiger Behandlung nicht zurückweisen zu können glaubte, noch dazu, da ihm jede Aussicht auf Beförderung und eine sichere Anstellung in Preußen genommen schien. Ungern trennte er sich von Berlin, wo er zahlreiche Freunde sich erworben und durch erst jüngst geknüpfte Familienbande sich gefesselt sah.

Aber auch in Bayern stieß die Berufung des freisinnigen Lehrers auf unerwarteten Widerstand. Die dortige Regierung, welche

in ihm nur den Demokraten sah und fürchtete, versagte ihm die Bestätigung. Aber auch hier erklärte sich die ganze Fakultät und der Senat der Universität Würzburg so einstimmig und entschieden für Virchow, daß dem Ministerium nichts übrig blieb, als nachzugeben. Im vollsten Maße rechtfertigte er seinen Ruf, indem er wesentlich zu dem Aufblühen der Universität durch seine Wirksamkeit beitrug. Mit rastlosem Fleiße und einer seltenen Energie verfolgte er den von ihm eingeschlagenen Weg, der ihn zu einer Reihe der wichtigsten physiologischen Entdeckungen führte. Verschiedene Anträge wurden ihm gemacht, und auch die berliner Universität richtete von Neuem ihre Blicke auf den jungen, ausgezeichneten Gelehrten. Für den erledigten Lehrstuhl der pathologischen Anatomie konnte die dortige Fakultät dem Ministerium keinen Würdigeren vorschlagen, als Virchow. Besonders verwendete sich jetzt der berühmte Physiologe Müller, obgleich sein politischer Gegner, für seine Zurückberufung. Mit einem bedeutenden Gehalt wurde Virchow zum Professor und Direktor des pathologischen Instituts ernannt, und außerdem eine Abtheilung der Charité ihm zur speziellen Leitung überwiesen. Es war dieß der größte Triumph, den die Wissenschaft über die Reaktion und ihre kleinlichen Verfolgungen feierte. Im Jahre 1855 kehrte Virchow wieder nach Berlin zurück.

Als akademischer Lehrer entwickelte Virchow eine ungemeine und segensreiche Thätigkeit; auf seine Veranlassung wurde das Leichenhaus neu gebaut und ein pathologisches Institut eingerichtet, das durch seine Zweckmäßigkeit und seine Leistungen in kurzer Zeit einen europäischen Ruf sich erworben hat. Trotz dieser wissenschaftlichen Thätigkeit, welche für sich allein schon ein ganzes Menschenleben zu beanspruchen scheint, entzog sich Virchow nicht den bürgerlichen und gesellschaftlichen Pflichten der mannigfaltigsten Art. Als das Vertrauen seiner Mitbürger ihn zum Stadtverordneten berief, widmete er sich mit der ihm eigenen Energie und Selbstverleugnung den städtischen Interessen und zeitraubenden Berathungen. Vorzugsweise aber war es das wiedererwachte politische Leben in Preußen, das ihn von Neuem ergriff und in Anspruch nahm. Treu seinen alten Ueberzeugungen, schloß er sich der Fortschrittspartei an, als er im Jahre 1861 von dem Kreise Saarbrücken zum Volksvertreter gewählt wurde. Im Abgeordnetenhause überraschte Virchow bald die Tribünen durch seine glänzende Rednergabe, seine Entschiedenheit und politische Bildung. Dieselbe objektive Ruhe, Kaltblütigkeit, strenge Logik und Schärfe, welche ihn als Naturforscher auszeichnen, charakterisiren ihn auch als Redner und Politiker. Unerschrocken gebraucht er die prüfende Sonde und das schneidende Messer für die Schäden und Wunden des Staates. Schonungslos legt er die verborgenen Schwächen seiner Gegner bloß, greift er bald die vertrauensseligen Altliberalen, bald das jetzige Ministerium an. Virchow spricht weniger zum Herzen, als zum Verstande, er blendet nicht, aber er überzeugt, er reißt nicht durch leidenschaftliche Phrasen oder kühne Bilder und Wendungen fort, aber er gewinnt den Hörer durch die unerbittliche Logik und Konsequenz der Thatsachen, die er mit einer gewissen Eleganz und feinen Grazie zu verbinden weiß. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit eignet er sich die fremdesten Materien, die trockensten Stoffe an, dringt er in den Geist der ihm oft fern liegenden Verhandlungen ein. Die verwickeltsten Fragen und Zahlen des Budgets behandelt er mit spielender Leichtigkeit, und nur wenige Stunden genügen für ihn, um sich die dunkelsten und verborgensten Punkte klar zu machen. Trotz dieser ungemeinen Thätigkeit behält er noch immer Zeit, auch auf dem Gebiete der Philosophie, der Kunst und Literatur zu arbeiten, wofür seine öffentlichen Vorträge im wissenschaftlichen Verein der Singakademie ein glänzendes Zeugniß ablegen.

Zu diesen großen, natürlichen Anlagen gesellt sich ein eherner Fleiß, der allein das Räthsel einer so unbegreiflichen Thätigkeit und dieser bewunderungswürdigen Vielseitigkeit zu lösen vermag. Schon am frühen Morgen eilt Virchow von seiner reizend gelegenen Wohnung im Thiergarten nach der Charité, wo er die nöthigen Sektionen vornimmt und das pathologische Institut leitet. Hier sieht man ihn mitten unter seinen Zuhörern und Schülern, bald im freien Vortrag seine genialen Ansichten entwickelnd, bald mit dem Mikroskop und den chemischen Reagentien die Geheimnisse der Natur erforschend und durch geistreiche Experimente seine Lehren begründend. Es gehört eine wahrhaft eiserne Konstitution und eine stählerne Elastizität des Geistes und des Körpers dazu, um ein solch' aufreibendes Leben auf die Länge der Zeit zu ertragen. Virchow ist von mittlerer Größe, kräftig, aber nicht besonders stark gebaut. Seine hohe, klare Stirn verkündigt eine ungewöhnliche Intelligenz, unter der goldenen Brille blickt das feste, ruhige Auge des Forschers scharf und klar hervor. Ein Vollbart umgibt das geistreiche Gesicht und den feinen Mund, um den ein Zug von leichter Ironie und geistiger Ueberlegenheit zu schweben scheint. Seine Haltung und sein ganzes Auftreten zeugt von einem ruhigen Selbstbewußtsein, von einer gewissen Sicherheit, die jedoch weit entfernt von eitler Ueberlegenheit ist.

Deutsche Lieder mit Illustrationen.

Kuriose Geschichte.

Von

Robert Reinick.

(Bild S. 16.)

Ich bin einmal etwas hinausspaziert,
Da ist mir ein närrisch Ding passirt:
Ich sah einen Jäger am Waldeshang,
Ritt auf und nieder den See entlang;
Viele Hirsche sprangen am Wege dicht;
Was that der Jäger? — Er schoss sie nicht,
Er blies ein Lied in den Wald hinein —
Nun sagt mir, ihr Leut', was soll das sein?

Und als ich weiter bin fort spaziert,
Ist wieder ein närrisch Ding mir passirt:
Im kleinen Kahn eine Fischerin
Fuhr stets am Waldeshange dahin;
Rings sprangen die Fischlein im Abendlicht;
Was that das Mädchen? — Sie fing sie nicht,
Sie sang ein Lied in den Wald hinein —
Nun sagt mir, ihr Leut', was soll das sein?

Und als ich wieder zurück spaziert,
Da ist mir das närrischste Ding passirt:
Ein leeres Pferd mir entgegen kam,
Im See ein leerer Nachen schwamm;
Und als ich ging an den Erlen vorbei,
Was hört' ich drinnen? — Da flüsterten Zwei,
Und 's war schon spät und Mondenschein —
Nun sagt mir, ihr Leut', was soll das sein?

Ein republikanischer Festtag.

Erinnerungen an Lincoln.

Von

F. Wickte.

Am Neujahrstag und am vierten Juli, dem Erinnerungstage der Unabhängigkeitserklärung, ist das „weiße Haus" in Washington für Jeden geöffnet, der zu dem „ersten Bürger" kommen will, und Massen wandern dann aus und ein. Es ist nichts Ungewöhnliches, selbst den Fiakerkutscher, der irgend einen hohen Besuch hergeführt hat, die Sorge für seine Pferde einem Freunde anvertrauen und in die Hallen eintreten zu sehen, um ein freundliches Wort von seinem Präsidenten zu hören, der den Händedruck des geringen Mannes eben so herzlich wie den des englischen oder französischen Gesandten erwiedert. An diesen beiden Tagen ist alle Etikette aufgehoben.

Höflinge soll der Mangel jeden Glanzes in und um die Wohnung des Präsidenten unangenehm berühren; wir indessen bewun-

dern die einfach patriarchalischen Sitten, und der Mangel aller Schaustellung durch Dienerschaft, äußern Glanz und alberne Ceremonieen, welche das Volk doch selbst bezahlen müßte, thut uns keinen Abbruch. Das Haus ist weder Schloß noch Palast, ist auch nie dazu bestimmt worden, keine Wache steht am Eingang, kein Ehrenposten an der Thür, keine phantastisch gekleideten Faulenzer drücken sich in den Hallen und Zimmern herum, selbst des einzigen schwarzen Dieners, den Lincoln hatte, wurde man nicht ansichtig; und dennoch ist es, seitdem dieß Haus steht, noch nicht vorgekommen, daß die Würde der wichtigen Persönlichkeit, welche es bewohnt, verletzt worden wäre. Im vollständigen Mangel jeden Pomps, jeden eleganten Mobiliars, aller rauschenden Feste und Gespreiztheit der Macht liegt das ganze Geheimniß der republikanischen Größe. Das Volk der Vereinigten Staaten erlaubt seinem ersten Beamten nicht, die Einkünfte der heimischen Industrie unter seine Gewalt zu ziehen und sie in der Entfaltung eingebildeter Macht zu vergeuden; nicht mehr als die strengste Oekonomie ihm bewilligte, zieht er und seine Beamten aus dem Säckel des Volks, und er würde ohne Budget schlecht regieren haben. Ich bin der Ueberzeugung, daß der Einfluß solcher Gewohnheiten auf unsere heimischen Verhältnisse für die Dauer nicht ausbleiben wird, denn so wenig unnütze Pracht die Größe und Macht der amerikanischen Republik bedingt, so wenig wird sie auch uns dazu führen, mächtig und groß zu werden. Zwar bezweifle ich nicht, daß auch dort eine Zeit kommen wird, wo die Einfachheit der Sitten verschwindet und die Eitelkeit Europas mehr Platz greifen wird; denn heute sind die Dinge noch wie beim Beginn der Republik und bisher haben die Männer, welche den Präsidentenstuhl einnahmen, sich mit der wirklichen Macht, die sie ausüben, zufrieden gegeben, ohne an todten Formen oder knabenhaften Spielereien ihre Freude zu zeigen, — ob es aber so bleiben und wie lange die Republik das Glück haben wird von Republikanern geleitet zu werden, muß uns die Zukunft lehren.

Ich konnte, als ich mich im Winter 1861 bis 1862 in der Nähe von Washington befand, der Versuchung nicht widerstehen, dem großen Levee des Neujahrstags beizuwohnen und fuhr mit einem Freunde hinüber. Der große Saal des „weißen Hauses“ war gedrängt voll, Leute gingen und kamen, Karossen flogen hin und wieder, wir fanden bald, daß der Zutritt schwer erkämpft werden mußte. Wir ließen uns von dem Strom der Kommenden mit hinauftragen und traten ein. Da stand der große einfache Mann, Abraham Lincoln, im schwarzen Anzuge, von einem Kreise der schönsten Frauen umringt und mit unverkennbarer Liebenswürdigkeit mit diesen sprechend, die nicht gewillt schienen, ihn so leicht frei zu lassen. Mrs. Lincoln, nicht weit von ihm entfernt, sprengt das Quarré und zieht so ohne alle Koketterie und mit größter Anmuth das Belagerungsheer von ihrem Gatten ab; man mußte fühlen, wie sie allen gleichmäßig ihre Leutseligkeit und Artigkeit zeigen wollte, und wie eine gute Freundin unterhielt sie sich mit ihren schönen Gästen. Da war keine Miene von Dünkelhaftigkeit oder Ueberhebung, keine Herrschermiene sichtbar, die mit Herablassung spricht; mit ihr, wie mit dem Präsidenten, der inzwischen zu den Herren getreten ist, kann man konversiren, die Etikette gebietet hier nicht zu warten, bis man angeredet wird. Mrs. Lincoln nimmt in einem der Armstühle Platz und der Präsident läßt sich nach und nach, durch den Saal schreitend, vorstellen, wer vorgestellt sein will. Für Jeden hatte er ein freundliches Wort, wohin er kommt herrscht Heiterkeit, man unterhält sich ungenirt und doch geht's ruhig und würdevoll zu. Zu uns tretend, uns die Hand reichend und nach Namen und Beruf fragend, gab er uns seine Freude zu erkennen, daß auch Deutsche zu ihm kämen, und nach einigen Lobsprüchen auf unsere Landsleute als Bürger und Ansiedler, ging er zu unserem Nachbar, den seine Freundlichkeit eben so erfreute wie uns. So ermüdend für diesen gewichtigen Mann der Tag sein muß, er kämpft wacker, und das Ganze hinterläßt auf die Einheimischen, wie auf uns den befriedigendsten Eindruck. Wir zogen uns bald zurück, denn auch der Magen fing an seine Forderungen zu stellen, die im weißen Haus nicht befriedigt werden.

Die an den beiden genannten Tagen geltende ultrarepublikanische Familiarität gilt jedoch bei andern Gelegenheiten nicht. Zwar sind auch jeden Dinstag und Freitag der Woche die Thüren des „weißen Saals“ offen, indessen wird der Präsident dann nur von Leuten aufgesucht, die besondere Anliegen oder Geschäfte mit ihm haben. Dieß sind auch die Tage zum Empfang der Repräsentanten fremder Mächte. Auge und Ohr unserer haute volée würden sich an diesen Tagen zufrieden erklären, wenn sie sich im Uebrigen mit dem Mangel jeden Glanzes vertragen könnten. Ein altes Piano, auf dem schon die Hände mancher Präsidententochter oder Frau gespielt haben, einige Rohrstühle, ein halbes Dutzend Mahagoni-Armstühle, zwei Sophas, eine Astrallampe, ein Kronleuchter von Krystall, weiße Musselingardinen und das unvermeidliche Gemälde Washington's — das ist die ganze Einrichtung des Empfangsaales, welche zum größten Theil schon seit Jefferson's Zeit dasteht. Die Gewohnheit der Sparsamkeit ist so eingewurzelt in den Köpfen des Volks, daß sich's der Präsident nur auf Kosten seiner Popularität erlauben dürfte, dieß Mobiliar durch anderes zu ersetzen. Ebenso einfach waren aber auch die Wohnzimmer von Herrn und Frau Lincoln eingerichtet, und mancher Krämer entfaltet mehr Luxus wie sie.

Bei den kleinen Soiréen seiner Frau fehlte Mr. Lincoln nur, wenn dringende Geschäfte ihn abhielten, und bei diesen Gesellschaften geht es so frugal zu, daß man weder Torten noch Eis servirte, und den Thee kredenzte eine kleine Negerin, wie in jedem einfachen Haushalt. Man darf diese Sparsamkeit, welche bei solchen Gelegenheiten an einem Privatmann sehr sonderbar erscheinen würde, hier übersehen, denn sein Gehalt würde nicht hinreichend sein, den Appetit der Massen zu befriedigen, welche sich einstellten, wenn offene Tafel wäre. Gibt der Präsident Befehl zum Ausfahren, darf er nicht befürchten, mißverstanden zu werden, denn seine zwei soliden Pferde hat sein Neger bald vor den kleinen offenen Americain gespannt.

Zwar ist diese Einfachheit nicht bei allen Präsidenten der Fall gewesen; schon manche vor Lincoln haben sich zu aristokratischen Sitten hingeneigt, und es wird auch nach ihm mehr oder weniger der Fall sein. Haben diese auch nicht auf das politische, sondern mehr auf das Privatleben influirt, liebt doch der Amerikaner an und für sich, damit zu kokettiren und legt viel Gewicht auf hohe Stellung und Titel. Das werden solche Fremde, die mit dem Nimbus hoher Geburt und Rang in das Land kamen, schon erfahren haben. Für sich hat Lincoln nie den Titel „Excellenz“ in der Anrede angenommen, den sein Vorgänger sehr gern hörte; nie hat er sich in jenen Eitelkeiten gefallen, mit welchen Schmeichler und Aemterjäger so gerne um sich werfen, eben so wenig hat man von ihm sagen können, daß er, wie z. B. Taylor, seine Aemter an den Meistbietenden vergeben hätte. Lincoln's größte Zierde war seine Rechtschaffenheit.

Fliegende Blätter.

Krankheitswanderungen und neue Krankheiten. Höchst wahrscheinlich haben sich im Laufe der Entwicklung der Menschheit auch die Krankheiten an Zahl vermehrt, und zugleich sind Veränderungen insofern erfolgt, als frühere Krankheiten seltener wurden und verschwanden. Historische Krisen waren häufig von großen Seuchen begleitet. Von den noch gegenwärtig die europäischen Völker quälenden Krankheiten ist die Gicht die älteste und hat sich 200 Jahre vor Christo von Egypten aus epidemisch verbreitet. Die nach der Eroberung des Königreichs Pontus nach Italien zurückkehrende römische Armee brachte den Aussatz mit, der aber erst ein paar Jahrhunderte nach Christus sich ganz festgesetzt hatte und unter allen Ständen die größten Verheerungen anrichtete. Auf den Aussatz folgte der Skorbut, der englische Schweiß, im 15. Jahrhundert die orientalische Pest, hierauf Anfangs des 17. Jahrh. die zuerst in England sich zeigenden und von da den ganzen Norden von Europa infestirenden Skropheln und die Lungenschwindsucht. In den letzten Dezennien unseres Jahrhunderts wurden Blutarmuth und Bleichsucht immer häufiger. Die politischen Bewegungen, die kommerziellen und finanziellen Schwankungen, deren Größe und Bedeutung viel bedeutender ist als in früherer Zeit, haben eine Zunahme des Wahnsinns zur Folge gehabt, wie sich diese in erschreckender Weise zuerst bei der französischen Revolution von 1789 gezeigt hat. Die Cholera kam 1817 aus Asien und hat sich seit 1830 in Europa verbreitet, verschwand aber seit 1854 wieder; die Trichinenkrankheit hat bereits wieder ihre Schrecken verloren; die neuesten Eroberungen auf medizinischem Gebiete sind der Kopfgenickkrampf, eine schwere Affektion des Gehirns und Rückenmarks, die zuerst im Frühjahr 1864 im nordöstlichen Deutschland aufgetreten und bis Württemberg vorgedrungen, sowie das rekurrirende Fieber, dessen Auftreten seit Mitte vorigen Jahres in Rußland bemerkt wird. Eine alte, aber sehr unwillkommene Bekannte, die Cholera, zeigt sich jetzt im Süden Europas.



Der Mord im nördlichen Flügel. (S. 23.)

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von E. Braddon.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Am Abend jenes Tages saß Rupert Goodwin in dem prächtigen Speisesaal der alten und eleganten, unter dem Namen Wilmingdonhall bekannten Wohnung. Wilmingdonhall war keine moderne durch einen reichen Spekulanten erbaute Villa; es war eine edle Reliquie der Vergangenheit, eine jener majestätischen Behausungen, die man nur noch selten trifft, umgeben von vielhundertjährigen Bäumen.

Das im Viereck gebaute Schloß wäre für ein ganzes Regiment Soldaten groß genug gewesen. Einer der vier Seitenflügel desselben war schon seit vielen Jahren unbewohnt, von der Feuchtigkeit zersetzt hingen die Tapeten von den Wänden der Schlafzimmer und der alten Salons. Wenige der Dienstboten im Hause des Bankiers würden dreist genug gewesen sein, diesen Nordflügel des alten Schlosses zu betreten, in dem es natürlich spuken mußte; Mr. Goodwin selbst aber besuchte diesen abgelegenen Flügel mitunter, in dessen Kellern man ihn die großen Schätze, die ihm anvertraut waren, aufbewahren ließ.

Unter den jetzt lebenden Personen waren nur wenige je in diese Gewölbe hinuntergestiegen, aber man sagte, daß sie sich über die ganze Länge und Breite des nördlichen Flügels ausdehnten, ja sogar theilweise sich bis unter die andern Partieen des Gebäudes hinziehen sollten, und man fügte hinzu, daß diese Gewölbe zur Zeit der Bürgerkriege zu Gefängnissen gedient hätten.

In der Umgegend von Wilmingdonhall sah man Mr. Goodwin als den Besitzer eines fast fabelhaften Vermögens an, in dessen Händen sich Alles zu Gold verwandelt.

Luxus und Eleganz umgaben den Bankier von allen Seiten, dennoch aber verdunkelte an jenem Abend eine Wolke des Mißvergnügens das schöne Gesicht Rupert Goodwin's. Er war nicht allein; vor ihm, an der andern Seite des Tisches, saß die abstoßende Gestalt Jakob Danielson's, seines Commis.

Rupert Goodwin war genöthigt, sich seinen Buchhalter zum Freunde zu machen. Hatte doch Jakob Kenntniß von den zwanzigtausend Pfund — jenen zwanzigtausend Pfund, um derentwillen jetzt so düstere Plane den Geist Rupert Goodwin's gefangen hielten. Diese Summe konnte eine Zeit lang den erschütterten Kredit seines Hauses aufrecht halten; aber die Frage war, was sollte geschehen, wenn der Kapitän von seiner Reise nach China zurückkehren und die Rückzahlung des Geldes fordern würde?

Rupert Goodwin haßte Harley Westford glühend und unversöhnlich, obgleich er bis zum heutigen Tage denselben nie gesehen hatte. Der Haß aber, welcher im Herzen des Bankiers brannte, hatte seinen Ursprung in einem dunklen Geheimniß der Vergangenheit, — einem Geheimniß, in welches Klara, die Gattin des Seemanns, verflochten war.

Bei dieser Sachlage, obgleich auch sonst falsch, selbstsüchtig und gewissenlos, war Rupert Goodwin entschlossen, sich das Vermögen desselben anzueignen. Der Bankerott stand ihm vor Augen. Er hatte mit blinder Leidenschaft spekulirt und sehr bedeutende Verluste gehabt; er war entschlossen, Europa für immer zu verlassen und die zwanzigtausend Pfund, welche ihm anvertraut waren, mitzunehmen.

In seiner Jugend hatte er mehrere Jahre in Südamerika zugebracht und dort lebte noch ein Verwandter seiner Mutter als angesehener, reicher Kaufmann. Unter fremdem Namen und in jenem fernen Lande wird Niemand den flüchtigen Bankier ausfindig machen, dachte er; und mit zwanzigtausend Pfund für den Anfang kann ich ein zweites Vermögen erwerben, das an Größe dem ersten nicht nachsteht. Julia wird mich begleiten; Gustav kann in England bleiben und sich selbst ein Geschäft begründen. Es hat nie ein inniges Verhältniß zwischen uns bestanden, und es ist mir lästig, in Allem von seinen lächerlichen Skrupeln behindert zu werden. „Ja, Jakob," sagte er nach einer Weile, den Faden der abgebrochenen Unterhaltung wieder aufnehmend, „diese zwanzigtausend Pfund können für uns das Mittel werden, den Sturm aufzuhalten. Wenn die ersten Zahlungsforderungen, die man an uns macht, prompt erfüllt werden, wird das Vertrauen wiederkehren und die umlaufenden Gerüchte zerstreuen." — „Sehr wahrscheinlich," antwortete der Commis mit einem so kalten und trockenen Ton, daß er den Chef nicht wenig verletzte; „wenn aber der Kapitän von der Reise heimkehrt und sein Geld zurückfordert, — wie wird es dann gehen?" — „Während der Zeit können wir ja die verlorene Stellung wieder gewinnen." — „Das können wir wohl, — aber wie es anfangen?" — „Einige der Spekulationen, in welche ich mein Geld gesteckt habe, werden doch günstig ausfallen," entgegnete der Bankier, der sich alle mögliche Mühe gab, vor den durchdringenden Blicken der grauen Augen Jakobs ruhig zu scheinen. — „Glauben Sie dieß wirklich, Mr. Goodwin?" fragte der Commis mit einer sonderbaren Betonung der Worte. — „Ganz gewiß! In diesem Gelde liegt für mich die Quelle eines neuen Vermögens." Sein Haupt war, während er sich diesen im Grunde nicht unangenehmen Träumereien hingab, auf die Brust herabgesunken, als plötzlich eine Stimme von wunderbarem Klang die Stille unterbrach.

„Mr. Rupert Goodwin," sagte diese Stimme, „ich bin gekommen, um mir die zwanzigtausend Pfund, welche ich heute morgen Ihren Händen anvertraut habe, zurückzuerbitten."

Ein glühendes Eisen, wenn es ihm in diesem Augenblick in das Herz gebohrt worden wäre, hätte keinen empfindlicheren Schmerz hervorrufen können, als diese einfachen Worte.

Im ersten Augenblick, nachdem obige Worte gesprochen worden, war Rupert Goodwin vollständig wie vernichtet, aber er faßte sich doch so rasch, daß er mit dem ihm sonst eigenen festen Ton den Kapitän anreden konnte: „Mein verehrter Kapitän Westford, Ihr plötzliches Erscheinen hat mich ganz erschreckt, trotzdem ich gewöhnlich nicht so schwache Nerven habe; aber man hat immer behauptet, daß in diesem alten Schlosse Geister umgehen, und ich kann Sie versichern, daß Sie in der Dämmerung ganz das Aussehen eines aus dem Grabe Auferstandenen hatten. Ich bitte Sie Platz zu nehmen und etwas von diesem Burgunder zu probiren, den ich Ihnen auf mein Wort empfehlen kann. Danielson, wollen Sie wohl so gütig sein zu klingeln, damit man uns die Lampen bringe? Wir haben uns von der Dunkelheit überraschen lassen. — Nun, mein werther Kapitän," sagte der Bankier, als Danielson gegangen, mit ungezwungener Miene, „was verschafft mir eigentlich das Vergnügen Ihres Besuchs? Sie wünschen wohl Arrangements wegen der Placirung Ihres Geldes zu treffen, oder sind Sie nicht mit dem bestimmten Zinsfuß zufrieden, den Ihnen unser Haus bewilligte?" — „Mr. Goodwin," antwortete der Seemann, „ich bin ein offener Mann und sehe nicht ein, warum ich nicht gerade mit dem Zwecke meines Besuchs herausrücken soll. Mit wenig Worten gesagt, ich wünsche mein Geld zurück zu erhalten." — „Sie fürchten es mir anzuvertrauen?" — „Ich nehme allerdings Anstand ..." — „Es sind Ihnen ohne Zweifel falsche Gerüchte zu Ohren gekommen, eine erbärmliche von einem Intriganten in's Publikum gebrachte Geschichte." — „Die Gerüchte, welche mir zu Ohren gekommen sind, können wahr oder falsch sein; für Sie wünsche ich, daß das Letztere der Fall sein möge, Mr. Goodwin, ich glaube sogar selbst, daß sie falsch sind. Aber die Interessen, welche mich bewegen, sind mir lieber als mein Leben; es handelt sich um eine Summe, welche die Wohlfahrt und Zukunft für Frau und Kind sichern soll. Dieß Geld darf deßhalb füglich nicht exponirt sein und darf selbst nicht ein Schatten von Gefahr darauf fallen." — „Und man wird es Ihnen geben, mein bester Kapitän," antwortete der Bankier, sich in seinem Stuhl zurücklehnend; „da ich es aber nicht mit mir in der Westentasche herumtrage, wird es doch nöthig sein, daß Sie sich bis morgen früh, wenn das Comptoir geöffnet wird, gedulden." Der Seemann wechselte die Farbe. „Ich hoffte Sie in Lombardstreet zu finden, ehe Sie schließen würden, und ich habe Auftrag gegeben, daß mein Schiff morgen in See gehen soll; wenn ich bis Tagesanbruch nicht an Bord bin, wird es ohne mich gehen." Der Bankier beobachtete eine Zeit lang tiefes Stillschweigen. Die Lampen waren noch nicht gebracht und ein finsteres Lächeln glitt in der Dunkelheit über das Gesicht Rupert Goodwin's. „Ihr Schiff geht ohne Sie ab," sagte er, „aber Ihre Steuerleute werden ohne Zweifel noch Befehle von Ihnen erwarten." — „Nein, sie haben keinen Grund solche zu erwarten," antwortete der Kapitän; „sie haben bereits die nöthigen Verhaltungsmaßregeln empfangen. Wenn ich nicht zur rechten Zeit an Bord bin, d. h. vor Tagesanbruch, so übernimmt mein erster Lieutenant meine Funktionen und die Lily Queen sticht ohne mich in See." Zwei Diener traten in diesem Augenblicke mit den Lampen ein. „Mein bester Danielson," sagte Goodwin, „es ist schon neun Uhr vorbei, und wenn Sie sich nicht, ohne sich weiter zu besinnen, sofort aufmachen, kommen Sie nicht zur rechten Zeit auf den Zug, der um halb elf Uhr von Hertford abgeht." — „Sie sind sehr gütig und denken in der That an Alles, Mr. Goodwin," sagte der Commis, seinem Chef in's Gesicht sehend. „Ja, der Augenblick ist gekommen und es ist Zeit, daß ich mich aufmache." — „Ich will einen meiner Kutscher rufen lassen, daß er Sie auf den Bahnhof fährt," sagte Goodwin. Und ehe noch von Jakob ein Einwand erhoben werden konnte, schellte jener und gab dem eintretenden Diener die nöthigen Befehle.

„Ich wollte um Ihre Entscheidung wegen des Geldes bitten, Mr. Goodwin," sagte Kapitän Westford unruhig, „bedenken Sie doch, daß es für mich eine Frage über Leben und Tod ist." — „Wenn Sie in mein Kabinet eintreten wollen, stehe ich sogleich ganz zu Ihren Diensten, Kapitän Westford," entgegnete Rupert Goodwin. „Jetzt aber vorwärts, Jakob, sonst versäumen Sie den Zug." — Der Bankier drängte seinen Commis fast hinaus zu dem prächtigen Tilbury, das vor der Thüre von Wilmingdonhall stand; Jakob stieg ein und der Kutscher jagte im vollen Galopp davon. Ein tiefer Seufzer rang sich aus Goodwin's Brust, und mit langsamen Schritten kehrte er in's Haus zurück.

Viertes Kapitel.

Rupert Goodwin wandte sich sofort nach dem Kabinet, wo Harley Westford seiner harrte. „Jetzt, mein lieber Kapitän," sagte er eintretend, „wollen wir uns offen gegen einander aussprechen. Sie wollen Ihr Geld heute Abend noch haben?" — „Ja wohl; meine Forderung ist vielleicht nicht schicklich, denn dies Haus ist nicht der Ort, wo Sie Ihre Geschäfte besorgen; aber die besonderen Verhältnisse, in denen ich mich befinde, müssen zu meiner Entschuldigung dienen." — „Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich nicht die Gewohnheit habe, zwanzigtausend Pfund bei mir zu tragen. Demgemäß würde ich unter gewöhnlichen Umständen nicht in der Lage sein, Ihnen die zwanzigtausend Pfund heute Abend zurückzugeben. Sie sagen jedoch, daß Ihr Schiff morgen bei Tagesanbruch in See geht?" — „Ja!" — „Und Sie großen Nachtheil erleiden, wenn Sie nicht mit demselben gehen können?" — „Einen sehr bedeutenden Nachtheil." — „Gut denn, in Ihrem Verfahren gegen mich liegt zwar sehr viel Verletzendes; ich will jedoch darüber fortsehen und bin geneigt, Ihren Wunsch sogleich zu erfüllen. Zufällig, und es mag Ihnen vielleicht sonderbar vorkommen, habe ich in diesem Hause eine Summe, welche die von Ihnen bei mir deponirten zwanzigtausend Pfund bedeutend übersteigt." — „In der That?" — „Ja wohl, es ist ein sonderbarer Zufall, nicht wahr?" Der Bankier lachte, während er dieß sagte. „Ich bin so glücklich, eine ganz originelle alte Dame unter

meine Geschäftsfreunde zu zählen, deren Vermögen, das sich auf etwas mehr als zwanzigtausend Pfund beläuft, noch bis vor wenigen Tagen bei verschiedenen Eisenbahnkompagnieen angelegt war. Aber vor ungefähr ein oder zwei Wochen schrieb sie mir, in Folge einiger alberner ihr zu Ohren gekommener Gerüchte, daß sie sehr dringend wünsche, ich möge ihr Geld aus diesen Eisenbahnunternehmungen zurückziehen, und bat mich, es, bis sie mir bestimmte Weisung über fernere Anlage desselben gäbe, aufzubewahren. Das beste an der Sache war jedoch, daß sie mich aufforderte, ihr Geld in meinem Landhause unter Verschluß zu nehmen, da sie einen Diebstahl in Lombardstreet fürchte. Haben Sie je etwas so Absurdes gehört?" Mr. Goodwin lachte von Neuem. „Wenn Sie mich in einen andern Theil des Hauses begleiten wollen, in dem ich die mir anvertrauten Schätze verwahre, will ich Ihnen die zwanzigtausend Pfund in Banknoten zustellen." — „Ich bin Ihnen sehr verbunden," erwiederte der Kapitän. — „Es bedarf keines Danks. Ich freue mich, dieß aus Rücksicht auf — — Ihre Frau thun zu können." Er hielt eine Zeitlang inne, ehe er die letzten Worte sprach. Er öffnete eine eiserne Kiste und nahm einen großen Bündel Schlüssel heraus, von denen jeder mit einer Etikette von Pergament versehen war. Dieß waren die Schlüssel zum nördlichen Flügel des Schlosses.

Im Augenblick, als die beiden Männer im Begriff waren, das Kabinet des Bankiers zu verlassen, öffnete sich die Thür, und ein junges Mädchen von ungefähr neunzehn Jahren, deren glänzend schwarze Haare und reizend schöner spanischer Typus sie als Tochter Rupert Goodwin's zu erkennen gab, stand vor ihm; aber Alles, was streng und kalt im Gesichte des Bankiers, ward zur Schönheit in dem seiner Tochter. Die Gestalt des jungen Mädchens war groß und majestätisch, aber sie hatte dabei die ganze Anmuth, welche man sonst bei den kleinen Spanierinnen findet. Das war Julie Goodwin, die einzige Tochter des Bankiers; seine Gattin war schon seit langer Zeit gestorben und hatte ihm nur zwei Kinder, einen Sohn und diese Tochter hinterlassen. „Ich habe Dich überall gesucht, Papa!" rief Julia; „wo hast Du den ganzen Abend gesteckt?" Der Bankier sah seine Tochter mit unwilligem Gesicht an. „Muß ich Dir erst wiederholen, Julia, daß dieser Platz mein Heiligthum ist und daß ich hier nicht gestört werden will," sagte er verdrießlich; „der Herr hier hat mit mir Geschäfte von größter Wichtigkeit und ich muß Dich bitten, in Dein Zimmer zurückzugehen und nicht wieder zu kommen, um mich zu belästigen." — „O! ganz gut, Papa," entgegnete Julia, ihre Unterlippe mit etwas widerspenstiger Miene aufziehend; „es ist aber so schrecklich langweilig, den ganzen Abend allein in diesem alten traurigen Hause zu sein, wo man jeden Augenblick einen Geist aus den großen eichenen Thüren treten zu sehen glaubt."

„Kommen Sie, Kapitän Westford," sprach der Bankier, als Julia sich entfernt hatte. „Es wird schon spät. Der letzte Zug verläßt Hertford kurz vor Mitternacht. Können Sie den Weg zur Station zu Fuß machen?" — „Ich würde, wenn es nöthig wäre, den Weg dreimal machen können," entgegnete der Kapitän. „Kommen Sie denn." Rupert Goodwin nahm die Lampe in die eine Hand und den Schlüsselbund in die andere und schlug die Richtung nach dem großen Saale ein.

Rupert Goodwin schritt durch die langen Korridors, die mit reichen Tapeten und werthvollen Bildern behangen und mit großen chinesischen Vasen, deren Blumen die Luft mit köstlichem Wohlgeruch erfüllten, geschmückt waren, rüstig voran. Alles in diesem Theil des Hauses war Eleganz und Luxus, und durch die offenen Thüren sah Harley Westford prächtige Zimmer, in denen das geschnitzte Getäfel und die prächtigen Decken aus alter Zeit merkwürdig mit der modernen Eleganz kontrastirten.

Plötzlich aber änderte sich die Szene; am Ende eines langen Korridors öffnete der Bankier eine schwere eichene Thür und ging voran, um den Weg in einen dunklen Gang zu zeigen, in dem die Luft durch den Staub ganz verdichtet schien.

Auf der einen Seite des Raumes, den sie betreten hatten, standen eiserne Kasten, ein Schreibpult und zwei Stühle in der Mitte des Parketbodens, der nicht mit Teppichen belegt war. Ein hohes, schmales, von innen mit eisernen Stangen verwahrtes Fenster war außen durch dichte Läden verschlossen. Am andern Ende des Saales bemerkte man eine mit starken eisernen Riegeln gesperrte Thür. Nichts konnte unheimlicher sein, als der Anblick des durch die Lampe, welche Goodwin auf das Schreibpult gestellt hatte, nur schwach erleuchteten Saales. „An diesem Orte bewahre ich die mir für längere Zeit anvertrauten Werthgegenstände auf," sagte der Bankier, während sich Harley Westford im Saale umsah; „die verschlossenen Kisten enthalten Geld und Werthpapiere; diese Thüre führt in das Gewölbe, in dem ich das Silbergeschirr verwahre." Er öffnete eine der größeren Geldkisten und nahm aus derselben eine eiserne Kassette heraus. „Hier ist das Vermögen von Mrs. Wentworts, dem ich die zwanzigtausend Pfund für Sie entnehmen will, um Ihnen Ihr Geld geben zu können." Er stellte die Kassette auf das Pult, und während der Kapitän dieselbe aufmerksam betrachtete, ging der Bankier noch einmal zu der großen Geldkiste zurück. Der Kapitän sah nicht, was Jener derselben entnahm. Es war ein blitzender Gegenstand, den der Bankier in der Rocktasche verbarg, als er sich dem Kapitän näherte. Mit der gleichgültigsten Miene von der Welt sagte er: „Sie sollten aber doch auch mein Gewölbe sehen, ehe wir dieß geisterhafte Schloß verlassen. Ich hoffe nicht, daß Sie in meiner Gesellschaft Furcht vor Gespenstern haben werden." — „Weder in Ihrer Gesellschaft, noch allein. Ein Seemann darf keine Furcht kennen; man kann wohl an die Erscheinung übernatürlicher Wesen glauben, auch ohne sie zu fürchten." Der Bankier öffnete die mit großen Eisenplatten belegte Thüre. Langsam drehte sie sich in den rostigen Angeln und ließ eine Treppe sehen, welche in die Tiefe führte.

„Nehmen Sie die Lampe und sehen Sie einmal hinunter." Harley nahm dieselbe vom Tisch und näherte sich damit der Thür. Er hielt einen Augenblick an und betrachtete mit nachdenklicher Miene die vor ihm gähnende Tiefe. „Ein schrecklicher Ort," rief er. „Da drunten ist es ja noch schwärzer als in dem Raum eines afrikanischen Sklavenschiffes." Kaum hatte er die letzten Worte gesprochen, als der Bankier plötzlich den Arm erhob und das Stilet in den Rücken des Kapitäns drang. Harley Westford stieß einen Schrei aus, taumelte vorwärts und schlug mit dem Kopfe auf die in das Gewölbe führende Treppe. Man hörte das Klirren von zerbrochenem Glas in der Tiefe, da die Lampe seinen Händen entglitt und der dumpfe Ton eines fallenden Körpers wiederhallte aus dem unterirdischen Gewölbe. „Ich glaube nicht, daß er morgen nach Lombardstreet kommt, um sein Geld zu holen, oder sich in den Eingang meines Bankhauses stellt, um zu rufen, ich sei ein Dieb und ein Elender," murmelte Rupert Goodwin, während er schloß und die Schlüssel in die Tasche seines Ueberrocks steckte. Dann verließ er das Zimmer und schritt leise durch die engen Bogengänge, die ihn wieder zu dem bewohnten Theil des Hauses führten. Er hatte die Verbindungsthür offen gelassen und sah jetzt das Licht durch die Oeffnung schimmern. Er athmete frei auf, als er sich in dem mit Teppichen belegten Korridor befand und die Thüre hinter sich geschlossen hatte. Im Begriffe, den Schlüssel umzudrehen, trat Julia aus einem der benachbarten Zimmer. „Wo ist Dein Freund geblieben, Papa?" fragte sie mit Erstaunen. — „Er ist nach London zurückgekehrt." — „Aber wie? ich habe euch doch Beide in den nördlichen Flügel eintreten sehen und habe seitdem in meinem Boudoir, dessen Thür offen war, still gesessen, um den Laut eurer Schritte zu hören. Ich weiß gewiß, daß er nicht über den Korridor gegangen ist." Einen Augenblick schwieg der Bankier. „Wie Du neugierig bist," sagte er dann mit etwas verwirrter Miene. „Ich habe den Herrn aus dem nördlichen Flügel herausgelassen, weil er durch den Park zu gehen wünschte, um auf kürzestem Wege die Eisenbahn zu erreichen." — „Ach, das ist's! Was kann Dich aber in diesen unheimlichen Flügel führen?" — „Geschäfte, mein Kind. Ich habe dort wichtige Papiere aufbewahrt. Genug davon, Julia, ich mag solche Fragen nicht leiden."

Das junge Mädchen betrachtete ihren Vater mit Erstaunen und Unruhe. „Papa," rief sie, „Du bist blaß wie der Tod. Sieh' doch!" rief sie, auf ihres Vaters Brust deutend. — „Was hast Du, mein Kind?" — „Blut, Papa! — — ein Blutfleck ist auf Deinem Hemd!" Der Bankier beugte den Kopf und sah auf der Brust seines sonst tadellos weißen Hembes einige kleine Blutspuren. „Was Du albern bist, Julia," sagte er; „mir hat ein wenig die Nase geblutet, als ich anhaltend gebückt unter den alten

Papieren suchte. Ich habe schon seit einiger Zeit an Kongestionen gelitten, — das ist Alles. Gute Nacht, mein Kind.“ Er küßte sie auf die Stirn, und seine kalten, blutlosen Lippen verursachten ihr ein eisiges Frösteln. „Was nur Papa heute Abend haben mag,“ fragte sie sich, in ihr prächtig eingerichtetes Zimmer tretend. „Ich fürchte fast, daß ihm heute in der Stadt etwas Unangenehmes begegnet ist.“

Der Bankier wandte seine Schritte nach dem Speisesaal zurück, in welchem Harley Westford ihn in seinen Träumereien unterbrochen hatte. Die Lampen brannten noch auf dem großen polirten Tisch, und beim Schein des Lichts schimmerten die geschliffenen Weinflaschen wie Rubinen. Aber der Saal war nicht leer. Neben dem Tisch saß, die Times in der Hand, ein Mann, den Rupert Goodwin in diesem Augenblick am wenigsten zu sehen wünschte — es war Jakob Danielson. Der Bankier hatte nach der Bemerkung seiner Tochter seinen Ueberrock zugeknöpft und der Blutfleck war nicht mehr sichtbar. Er konnte aber beim Anblick seines Buchhalters doch einen plötzlichen Schrecken nicht unterdrücken. „Sie hier, Danielson?“ sagte er, „ich glaubte Sie auf dem Wege nach London.“ — „Nein, ich bin zu spät für den Zug angekommen und bin zurückgekehrt, um Sie um Ihre Gastfreundschaft zu bitten. Ich hoffe, daß Sie mich nicht zudringlich finden werden.“ — „Durchaus nicht,“ erwiederte Rupert Goodwin, indem er sich in einen Armstuhl warf. „Wollen Sie nicht so gefällig sein zu klingeln?“ — „Gewiß. Sie sehen sehr blaß aus.“ — „Ja, ich habe einen heftigen Herzkrampf gehabt, — ich leide häufig an solchen Unpäßlichkeiten,“ entgegnete der Bankier ruhig und, sich an den eintretenden Diener wendend, fuhr er fort: „Bringe mir etwas Rum.“ Der Bediente brachte alsbald eine Caraffe mit diesem Getränk. Rupert goß sich ein halbes Glas von diesem starken Getränk voll und leerte es mit einem Zuge bis auf den letzten Tropfen. „So haben Sie also den Zug verfehlt und sind hieher zurückgekehrt?“ fragte Rupert seinen Buchhalter. — „Ja wohl, ich hatte Ihren Kutscher mit dem Tilbury schon fortfahren lassen, ehe ich bemerkte, daß der Zug bereits passirt war. Ich habe nichts anders machen können, als zu Fuß zurückzukehren. Wo ist aber Ihr Freund, der Kapitän, geblieben?“ — „Schon seit einer halben Stunde auf dem Heimweg.“ — „Ist es Ihnen denn gelungen, ihn zu beruhigen?“ — „Vollkommen. Er hat das Geld bis zu seiner Rückkehr aus China in meiner Verwahrung gelassen, ich habe ihm indessen einen etwas höheren Zinsfuß bewilligen müssen.“ — „Natürlich,“ sagte der Commis, sich das Kinn in der langsamen bedächtigen Weise reibend, wie es seine Eigenthümlichkeit war; er sah aber seinen Chef, der sich ein zweites halbes Glas Rum einschenkte, dabei aufmerksam an. „Also ist der Kapitän zu Fuß nach dem Bahnhof gegangen. Dann haben sie ihn wahrscheinlich den nächsten Weg durch den Park nehmen lassen, nicht wahr?“ — „Ja.“ — „An den Stallungen und an der Grotte vorüber, nicht wahr?“ — „Ja, ich habe ihm diesen Weg bezeichnet,“ erwiederte der Bankier mit zerstreuter Miene. — „Das ist sonderbar!“ sagte der Commis, „ich hätte ihm begegnen müssen, denn ich bin den gleichen Weg gekommen.“ — „Vielleicht hat er sich verirrt — diese Seeleute sind gar zu linkisch auf dem festen Lande.“ — „Ganz gewiß, dazu hat der gedankenlose Mensch, wie ich sehe, seinen Ueberrock liegen lassen,“ sagte Danielson, mit dem Daumen über seinen Rücken zeigend, wo der Rock über einer Stuhllehne hing. — „Das ist in der That sehr gedankenlos,“ entgegnete der Bankier; „jetzt aber, da mich der Schlaf übermannt, wünsche ich Ihnen gute Nacht, Danielson; ein Diener soll Ihnen ein Zimmer anweisen.“

Rupert Goodwin verließ den Speisesaal und stieg die große Treppe hinauf, um sich in sein Zimmer zu begeben. Da fiel die Maske vom Gesicht des Mörders; jetzt wagte sich der Schuldige zu zeigen, wie er war. Er warf sich schwer auf einen Stuhl und sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend, stöhnte er heftig. „Es ist furchtbar,“ rief er aus, „o furchtbar — und doch sagt man, die Rache sei süß. Seit Jahren habe ich nach Rache gelechzt, wie der ausgehungerte Tiger auf Beute lauert, und jetzt habe ich sie! jetzt bin ich gerächt! Klara Ponsonby wird meinen verhaßten Rivalen nicht wiedersehen!“ Der Bankier griff in seine Brust und zog einen langen, glänzend polirten spanischen Dolch hervor. Von der Spitze bis zum Handgriff war er mit Blut besudelt. — „Sein Blut!“ flüsterte Rupert Goodwin, „das Blut des Mannes, den ich seit zwanzig Jahren gehaßt und heute zum ersten Mal gesehen habe. Die Wege des Schicksals sind wunderbar!“ Der Bankier erhob sich, schritt einem kostbar mit Silber ausgelegten Ebenholzschrank zu und legte den Dolch in eine der Schiebladen desselben. „Kein lebendes Wesen als ich kennt das Geheimniß dieses Federdrucks. Sehr geschickt müßte Derjenige sein, welcher die Waffe finden würde, mit der Harley Westford getödtet ist! Ist es denn auch gewiß, daß er todt ist? Er ist todt und die zwanzigtausend Pfund sind mein!“ rief er nach einer Weile mit triumphirender Miene, „mein! — mein für immer!“ Plötzlich stand er still und ein Ausdruck des Schreckens zeigte sich auf seinem Gesichte. „Die Quittung!“ rief er, „Tod und Teufel! — Die Quittung über die zwanzig tausend Pfund! — Wenn sie in andere Hände gefallen wäre!“ — Nach einem Augenblick der Ueberlegung murmelte er: „Nein, nein, es ist nicht möglich. Der Mann wird sie bei sich gehabt haben. Sie ist mit ihm in dem finstern Gewölbe begraben, wo sie auf ewig ruhen soll.“ Aber schon einen Augenblick darauf erinnerte er sich des leichten Ueberziehers, den Harley Westford im Speisesaal hatte liegen lassen. „Wenn zufällig die Quittung in einer der Taschen dieses Rocks wäre,“ sagte er sinnend und in seinem Gange inne haltend. Sogleich nahm er ein Licht von dem Toilettentisch, verließ sein Zimmer und ging die Treppe hinunter. Er trat in den Speisesaal ein; er fand ihn leer, die Lampen waren ausgelöscht und Danielson war nicht mehr da, das Kleidungsstück des Kapitäns hing aber noch auf dem gleichen Platz wie vorher. Rupert Goodwin untersuchte alle Taschen desselben. Aber in keiner fand sich eine Spur von dem Papier.

(Forts. folgt.)

Rösselsprung.

e	i	i	l	s	n	e	e
e	ch	d	e	b	k	t	e
n	i	e	s	e	u	l	n
ch	l	e	n	t	s	ch	n
s	B	ä	t	m	e	a	g
R	t	l	h	s	n	g	M
i	s	n	e	l	r	ch	t
e	n	e	e	e	h	e	e

Fliegende Blätter.

Gleichheit. Dieß schön klingende Wort ist schon durch die Natur, die doch in Allem ein Vorbild sein muß, als eine Unmöglichkeit angedeutet. Perty sagt trefflich: „Mehr als Gleichheit vor dem Gesetz ist kaum zu erreichen und auch nicht zu verlangen. Ungleichheit in allen Beziehungen scheint vielmehr ein Weltgesetz zu sein; aber weil sie so sehr verschiedener Art ist, führt sie selbst wieder Kompensation herbei, indem, wenn zum Beispiel die Einen im Rang, Besitze, Genuß bevorzugt sind, die Andern ihnen in Verstand, Kenntnissen, Bildung vorangehen; die Einen zeichnen sich durch Schönheit, die Andern durch dauerhafte Gesundheit, die Dritten durch Genügsamkeit aus, und sich glücklich zu fühlen ist bei den verschiedensten Beschaffenheiten möglich.“

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. — № 3. — Stuttgart, 1865.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Oktober.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Das Loch in der Hose.

Erzählung von **Fr. Gerstäcker**.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Eine Rheinfahrt.

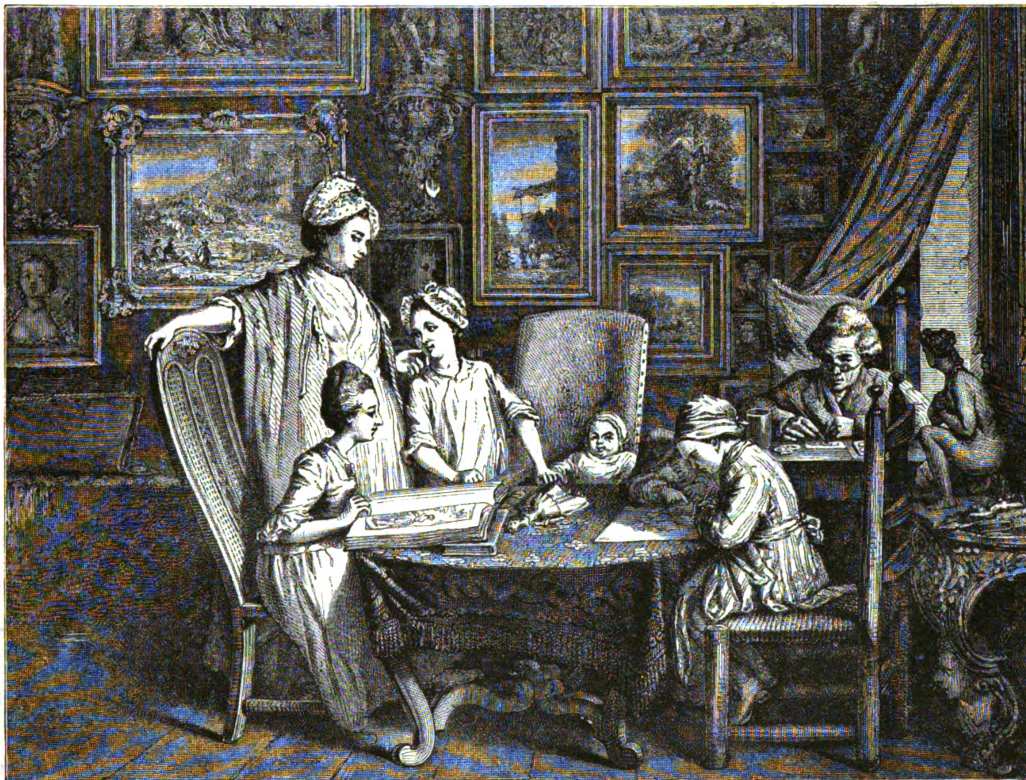
„An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein
Mein Sohn — ich rathe Dir gut,
Dort geht Dir das Leben zu wonniglich ein,
Dort fließt Dir zu fröhlich das Blut."

So lautet ja wohl das alte Volkslied, das mit seinen paar Strophen ganze Bände zum Lob des Altvater Rheines spricht. — Aber weßhalb sollten wir nicht an den Rhein ziehen? — weil es uns dort zu gut ergeht? Du lieber Gott, wie lange währt denn eigentlich dieß Leben, und wohl dem, der im Stande ist, es zu genießen, so lange er darf. Der Gefahr, daß es uns zu wonniglich eingehe, können wir mit kecker Stirn begegnen.

Der Justizrath selber schien auch nicht die geringste Furcht davor, und mit dem Aktenstaube und dem Dunst der dumpfigen und engen Gerichtsstuben alle Sorgen und kleinlichen Befangenheiten des Lebens abgeschüttelt zu haben. Er war, wie er nur hinaus in die frische freie Luft kam, ein ganz anderer Mensch geworden, und glich in seinem weißen leinenen Rocke, dem Strohhut und offenen Hemdkragen eher jedem anderen irdischen Individuum, als eben einem Justizrath.

So tüchtig er aber auch in seinem Fach sein mochte, und mit wie klarem Verstand und geistiger Schärfe er dort Alles sichtete und durch ein richtiges Gefühl geleitet wurde, so vollkommen befand er sich von dem Augenblick an außer seiner Sphäre, wo er in das praktische Leben selbsthandelnd eintreten sollte.

Gleich auf der ersten Station der Eisenbahn hatte er sein Billet verloren, ließ auf der zweiten, als er ein anderes lösen mußte, seinen Regenschirm am Schalter stehen und wäre, als er danach zurücklaufen wollte, während die Lokomotive schon pfiff, heilig sitzen



Daniel Chodowiecki in seinem Atelier. Nach einer Radirung von Chodowiecki. (S. 30.)

geblieben, wenn ihn der Conducteur nicht mit zwei Pferdekraft gewaltsam in den Wagen geschoben hätte. Dort setzte er sich dann, als der Zug plötzlich anrückte, auf den Hut seiner Nachbarin und die eigene Brille und ruinirte beide gründlich.

Auf der vierten Station hatte er ein anderes Malheur. Sie passirten ein ihm befreundetes Städtchen, in dem er eigentlich seine juristische Laufbahn begonnen und er bog sich aus dem Wagen, um es besser sehen zu können. Da brauste der Zug plötzlich unter einer Brücke durch und rasch zurückfahrend blieb er mit dem Strohhut außen hängen, der im Nu über die Bahn hinauswehte; kurz er hatte sich in Zeit von anderthalb Stunden mehr Schaden zugefügt, wie daheim in einem ganzen Jahr. Es half auch Nichts, Elisabeth mußte Billete, Gepäckschein, Hutschachtel und Reisesack — d. h. die Ueberbleibsel des noch vorhandenen Eigenthums übernehmen und von da an verwalten, eher kam ihr Vater, der sich in eine außerordentliche Aufregung hineingearbeitet hatte, nicht zu Ruhe.

Ihr nächstes Ziel war Bonn. Dort hatte der Vater lange gelebt, ein alter Universitätsfreund von ihm, Professor Perler, besaß unfern der Stadt und unmittelbar am Rhein eine kleine reizende Villa, und die Einladung für den Justizrath und seine beiden Töchter, in dessen Familie eine Zeitlang zuzubringen, datirte schon seit Jahren und war, wie das gewöhnlich mit derartigen Plänen geht, immer und immer wieder aufgeschoben, aber endlich doch zur Wahrheit geworden, und besonders der Mädchen Freude überstieg alle Grenzen.

Schon der erste Aufenthalt im Gasthof in Frankfurt war ein Genuß für sie — wie wir es denn überhaupt sehr häufig finden, daß Damen leidenschaftlich ein Wohnen und Essen im Hotel lieben — vielleicht auch schon deßhalb, weil es sie für eine Zeit wenigstens aller häuslichen Pflichten gründlich überhebt. Und nun erst am anderen Morgen diese Seligkeit, als sie durch das sonnige, herrliche Land, durch Weingärten und freundliche Villen dem Rhein entgegen brausten, und kaum eine Stunde später, mit den geheimnißvollen rothen Thürmen, der Bundesstadt Mainz gegenüber, auf einem wirklichen Dampfboot fahren durften.

Vergessen waren da all' die trüben Stunden, die sie durchlebt, vergessen Alles, was außer dem engen Kreis lag, der sie umgab, und mit Lust und Wonne genossen sie, wie wahrhaft glückliche Menschen, nur den Augenblick.

Welch' eigenes Leben das am Bord eines solchen Dampfers war und wie das an Leben und Bewegung wuchs, je weiter sie fuhren. In Castel befanden sich nur erst wenige Passagiere an Bord, und die wenigen, da der Morgenwind ziemlich frisch über den Strom wehte, tranken heißen Kaffee und gingen, in ihre Plaids gehüllt, an Deck auf und ab — aber jede Station brachte neue Zufuhr. Schon in Biberich trafen eine Anzahl Passagiere ein und immer mehr in Geisenheim, Rüdesheim, Asmannshausen und wie die Namen alle hießen, die ihnen schon so bekannt aus Vaters Keller tönten. — Und dazwischen die prächtigen alten Ritterburgen mit ihren zerfallenen Mauern und hohläugigen Fenstern, mit ihren Erinnerungen und Sagen.

Elisabeth besonders schweifte mit ihren Gedanken weit, weit zurück zu jener Zeit. — Was würde solch' ein alter Ritter, den wir uns daheim statt im Schlafrock nur im Harnisch mit dem Helm neben und einem tüchtigen Humpen Rüdesheimer Ausbruch vor sich denken können, wohl gesagt haben, wenn ihm der auf jenem verfallenen Wartthurm stationirte Lugaus plötzlich gemeldet hätte, ein Dampfboot käme den Strom herabgefahren? Hei, wie wäre er in seiner Rüstung emporgerasselt und mit klirrenden Sporen die steinerne Treppe hinabgeeilt, um sich unten auf das stets bereit stehende Schlachtroß zu schwingen.

Und die zarten Burgfräulein aus jener Zeit! — An dem Fenster dort oben, das jetzt nur noch zur Hälfte in der heruntergebrochenen Mauer hängt, hatte gewiß oft und oft die züchtige Maid, den Schlüsselbund an der Seite, die Spindel in der Hand, gestanden und nach jener anderen Ruine hinübergeschmachtet, in deren hellen Fenstern damals noch — wenn auch jetzt Eulen und Raben darin nisten — die Sonnenstrahlen blitzten, und wo jedenfalls der Auserkorene wohnte, mit dem ihr unerbittlicher Vater leider in bitterer Fehde begriffen war.

Und dort drüben Falkenburg. — Ihr kleines Handbuch sagte: „Diese Burg wurde schon im Jahr 1252 vom Städtebund zerstört, 1261 von Philipp von Hohenfels wieder erbaut, der sie zum zweiten Mal zu einem Raubschloß machte. Kaiser Rudolph von Habsburg eroberte sie wieder und ließ den Raubritter mit seinen Spießgesellen hinrichten, 1282 die Burg aber zerstören."

Wundervoll! in jenem Steinhaufen lag ein ganzer Roman, und Elisabeth sah im Geist, wie die hellen Heerhaufen des Kaisers mit schmetternden Hörnern und fliegenden Bannern gegen das trotzige Raubnest anstürmten — wie Steine und siedendes Pech von den Wällen gegossen wurde, wie die Donnerbüchsen krachten, und der rothe Hahn endlich vom Dach der Burg emporloderte. Und jetzt fiel die Zugbrücke — jetzt stürmten die Angreifer über den schmalen Gang oder kletterten an den zertrümmerten Wällen empor, und wie die Harnische da im Einzelkampf rasselten und die Morgensterne niederschmetterten, was sie mit ihrer furchtbaren Stachelwucht erreichten. Hu! Elisabeth barg schaudernd ihr Antlitz in den Händen, als sie die heraufbeschworenen Greuel so lebhaft vor ihren Augen schaute.

„Speisen Sie mit an der table d'hôte?" — Die Frage des höflichen Kellners, der, eine Serviette unter dem Arm, ein Notizbuch in der Hand und einen gespitzten Bleistift schon im Voraus mit den Lippen feuchtend vor ihr stand, rief sie aus dem Gemetzel der wilden geharnischten Schaaren rasch in die befrackte nüchterne Wirklichkeit zurück, und unwillkürlich lächelnd — denn das Bild des vor ihr stehenden Jünglings mit den sorgfältig gescheitelten Haaren inmitten seines Hauptes stach doch zu sehr gegen die kernhaften Eisenmänner ab, die sie eben noch im Geist geschaut — wies sie ihn an ihren Vater.

„Die Loreley", tönte es da von vielen Lippen, als der alte mächtige Felsen jetzt vor dem Bug des Dampfers auftauchte, und die Salonpassagiere bewegten sich langsam nach vorn, da die Sonnenzelte an den Seiten, der gedeckten Tische wegen, niedergelassen waren und vom Quarterdeck ab die Aussicht versperrten.

Auf dem Vorderdeck standen jetzt die Passagiere dicht gedrängt und Alle schauten schweigend zu dem kahlen Felskegel auf, dem eine unserer schönsten deutschen Sagen Leben, Heinrich Heine diesem Leben Worte und Schubert ihnen einen Klang verliehen hat, der so lange bestehen wird, wie der Felsen selber.

Da erheben sich plötzlich zwei Männerstimmen zu dem Loreleyliede und möglich, daß in diesem Augenblick die ganze Zahl der Passagiere andachtsvoll in die Melodie eingefallen wäre — denn sie schwebte ohnedieß auf jeder Lippe, hätten die Persönlichkeiten selber nur ein klein wenig zu dem Sang und seinen duftigen Worten gepaßt. Als sich aber Aller Blicke der Richtung zuwandten, sahen sie, daß der solcher Art improvisirte Gesang von einem katholischen Geistlichen in einem etwas sehr abgetragenen schwarzen langen Rock und einem anderen in Laientracht gekleideten Individuum herrührten, das seinen Bart jedenfalls noch vom vorigen Sonntag her trug — und sein Hemd ebenfalls. Diese beiden Männer sangen, der Lorelei in die Zähne, das Heine'sche Lied — aber nur die ersten zwei Strophen

„Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein" —

Damit brach der Gesang plötzlich ab, und eine etwas boshafte Stimme frug ziemlich laut:

„Nu? wo bleibt die schönste Jungfrau?"

Die Umstehenden lachten.

Elisabeth hatte sich der Stimme, von der die letzten Worte gesprochen, zugedreht. Es war ein kleiner ältlicher Mann mit unverkennbar jüdischer Physiognomie, aber hoher Stirn und ein paar großen, klugen Augen, sehr anständig, wenn auch einfach gekleidet. Der katholische Geistliche blieb ihm aber die Antwort schuldig, und der kleine alte Mann, dessen schneeweiße Haare ihm etwas Ehrwürdiges gaben, trat jetzt zum Rand des Bootes, dicht neben Elisabeth, um von da aus besser den Lurleifelsen betrachten zu können, an welchem das Boot vorüberglitt.

Gerade in diesem Moment schoß ein Dampfzug durch den Tunnel, der durch den Berg gebrochen worden, heraus in's Freie, und der weiße Rauch wirbelte und quoll an dem Hang empor, während der schrille Pfiff der Lokomotive über den Strom herübertönte.

„Wunderbar! wunderbar," sagte der alte Mann leise vor sich hin und nickte dabei mit dem grauen Kopf — „aber 's ist jammerschade."

„Nicht wahr?" sagte Elisabeth freundlich — „daß man den Tunnel durch den Fels gebrochen. Es zerstört die ganze Poesie."

„Und das ganze Geschäft," lächelte der kleine Mann zu dem jungen Mädchen auf, das ihn wohl um einen halben Kopf überragte.

„Das Geschäft?" frug Elisabeth erstaunt; „ich sollte doch denken, daß der Handel gerade durch diese Bahnen vermehrt würde, wenn sie auch nicht eben an den Rhein und seine Ufer passen."

„Das Geschäft von die Lorelei mein ich," sagte aber der alte Mann lächelnd. „Gott der Gerechte, wo soll sie noch ein Geschäft mit Konzertgeben machen, wenn die jungen verliebten Ritter, die sie sonst anlockte, ganz bequem im Waggon unter ihrem Stuhl wegfahren mit die Eisenbahn? Und wie die Lokomotive pfeift — gerad wie zu Spott und Hohn über die Lorelei, die sich jetzt muß ansingen lassen von die Passagiere auf den Dampfschiffen, wo sie früher allein gesungen hat, — Poesie — wie heißt Poesie — Dampf regiert jetzt die Welt, und wenn ich überhaupt je wettete, möchte ich einen vollwichtigen Dukaten gegen einen nassauer Sechser wetten, daß die Mamsell Lorelei lange ausgezogen ist aus ihrem Felsenlogis und vielleicht jetzt mit berliner Tyrolern die Messen bezieht und um Honorar singt. — Was will sie da oben außer Kurs sitzen?"

Elisabeth amüsirte sich über den kleinen komischen Mann, aber in diesem Augenblick ertönte vom Hinterdeck aus die Eßglocke, und der Justizrath, der indessen drei Plätze belegt hatte, kam nach vorn, um seine älteste Tochter zu suchen und zum Speisen abzurufen. Hatte er sich doch lange schon auf den Moment gefreut, wo er ein Glas guten, ächten Rheinwein auf dem Rhein selber trinken könne.

Armer Justizrath — die Flaschen waren von der Kompagnie selber versiegelt und auf der Etikette stand, daß sie nur in Gegenwart der Reisenden geöffnet werden dürfen — aber er bekam sie offen und statt des erhofften rothen Aßmannshäuser ein dunkelrothes, trübes Fabrikat, das weit eher nach Magdeburg als dem Rhein schmeckte. Er wollte dagegen protestiren, aber der Kellner hatte leider keine Zeit, sich mit ihm abzugeben, und der Niersteiner, den er hier noch versuchte, war so sauer, daß er nicht einmal die Lippen mehr zu einer Klage auseinander bringen konnte.

Nur die Preise entsprachen den Etiketten, und der Justizrath ärgerte sich über sich selber, daß er sich über den schlechten Wein an Bord der Dampfschiffe ärgern konnte.

Und das Diner dauerte ewig, so daß man dabei den schönsten Theil des Rheins versäumte, bis zuletzt noch kalter Kaffee und warmes Eis herumgereicht wurde —, aber die jungen Damen waren schon lange wieder aufgestanden und kamen gerade noch zur rechten Zeit, um zu sehen, wie das Dampfboot bei Koblenz einen wahren Menschenschwarm an Bord nahm und dann wieder keuchend in den Strom hinaus hielt.

Die Neugekommenen hatten natürlich schon dinirt und zerstreuten sich auf dem Verdeck, und Elisabeth amüsirte sich damit, die verschiedenen Gruppen zu mustern, die jedes noch freie Plätzchen besetzten. Aber es waren doch nur lauter fremde Gesichter, denen sie hier begegnete: geputzte Leute, die entweder eine kurze Vergnügungsfahrt in der Nachbarschaft machten, oder auch nur den bequemeren Dampfer der Eisenbahn vorgezogen hatten, um eine Strecke den Rhein hinab zu gehen. Aber plötzlich sah sie überrascht auf, denn sie entdeckte eine Gestalt, die ihr bekannt vorkam, wenn sie sich auch um's Leben nicht besinnen konnte, wo sie dieselbe je gesehen.

Es war ein junger sehr elegant gekleideter Mann, der jedenfalls den bevorzugten Ständen angehören mußte. Sein Gesicht war etwas bleich, aber edel und ausdrucksvoll, mit einem unverkennbaren Zug von Schwermuth um die feingeschnittenen Lippen, und sein dunkles Auge schweifte forschend an Deck umher, als ob er Jemanden suche. — Sie mußte dieß Gesicht schon gesehen haben. Der Fremde indessen, — mit den Blicken überall, nur nicht vor sich, kam gerade auf Elisabeth zu — so nah, daß er sie fast berührte — bestürzt wich er aber zurück, und höflich den Hut lüftend entschuldigte er sich, indem er vorüberging. — Keine Miene verrieth jedoch, daß er sie kenne oder nur etwas Bekanntes in ihren Zügen gefunden hätte. Vollkommen fremd wich er ihr aus — es mußte nur eine Aehnlichkeit mit irgend einem Anderen sein — und in dem Gewirr von Menschen verlor sie ihn auch bald wieder aus den Augen.

Die Fahrt auf dem Dampfer war durch die vielen hinzugekommenen Passagiere keine Vergnügungstour mehr. Wer einen Moment aufstand, fand seinen Sitz wohl wieder, aber einen langen Engländer oder kurzen Deutschen behaglich darauf eingerichtet, und Reisetaschen, Regenschirme und Plaids versperrten selbst jede Passage so vollkommen, daß man sich wohl oder übel nicht mehr von der Stelle bewegen konnte.

Sehr viele Passagiere gingen aber in Rolandseck von Bord, und es gab ein wenig mehr Luft. Das Gepäck für Bonn wurde jetzt an Deck geschafft, und Elisabeth, die dem Vater in der Besorgung desselben nicht recht vertraute, ging selber nach vorne, um danach zu sehen.

Dort stand auch der junge Fremde wieder und zwar im eifrigen Gespräch mit dem alten Mann, mit dem sie sich vorhin unterhalten. Der kannte ihn also — wenn sie ihn nur hätte fragen können — aber das ging nicht. Sie verhandelten angelegentlich über einen Gegenstand, den der alte Mann in der Hand hielt und aufmerksam betrachtete. — Was es war, konnte sie freilich nicht erkennen, aber er schüttelte langsam mit dem Kopfe, als ob er nicht recht einverstanden wäre.

In diesem Augenblick kam ihr Koffer nach oben, und den einen Reisesack, der darauf lag, wollte ein Fremder an sich nehmen. Der Bootsmann frug nach der Nummer, und Elisabeth trat hinzu, um den Irrthum zu vermeiden. Das Boot glitt indessen rasch am Ufer hin, und plötzlich läutete die Glocke schon wieder zur nächsten Landung in Bonn.

Jetzt hatte nun Jeder freilich für sich zu sorgen, und während Käthchen emsig bemüht war, den Regenschirm des Justizraths zu suchen, den dieser irgendwo — er konnte sich nicht mehr besinnen wo — hingestellt hatte, hörte die Maschine auf zu arbeiten und das schlanke Boot glitt an die Landung, wo die Brückenleute draußen die bonner Passagiere vor der Hand noch durch eine Barrière abgesperrt hielten, um vorher den Aussteigenden Gelegenheit zu geben fortzukommen und Platz zu machen.

Elisabeth durfte aber das Boot nicht verlassen; Käthchen hatte den Schirm noch nicht und der Justizrath suchte jetzt in allen Taschen seine Brille, um selber mit nachzusehen, denn er mochte doch den erst in Frankfurt wieder gekauften neuen Schirm nicht nochmals einbüßen.

Elisabeth erkannte indessen am Ufer schon das gutmüthig lächelnde Gesicht des Professors Perler und neben ihm ihre Freundin Rosa, die auch sie erkannt hatte und ihr fröhlich mit dem Tuche winkte.

Jetzt verließ der junge Fremde ebenfalls das Boot — auch er mußte den Professor kennen, denn er grüßte Vater und Tochter, als er vorüberging, und es schien fast, als ob er sie anreden wolle; aber die Menschenmenge von Bord drängte zu sehr durch die schmale, ihr verstattete Gasse des Ausgangs — er konnte nicht stehen bleiben und wurde vorbei geschoben. Am Land aber sah Elisabeth, wie er seine kleine Reisetasche einem der Packträger übergab und mit diesem in die Stadt hinein schritt.

Jetzt kamen auch Vater und Schwester heran. Der Regenschirm, auf dem indessen eine englische Familie in aller Ruhe Platz genommen, war glücklicherweise durch den noch verrätherisch vorschauenden Knopf entdeckt und gerettet worden, und schon mußten sie sich dem eindrängenden Strom der neuen Passagiere entgegenwerfen, die nach fortgenommener Barrière das Boot im Sturm zu nehmen suchten. Aber auch das wurde überstanden, und jetzt am Ufer küßten sich die beiden alten Herren und herzten sich die jungen Mädchen in der Freude des Wiedersehens.

Eine Droschke stand bereit, aber Alle zogen es vor, lieber zu Fuß zu gehen, und des Professors Diener wurde nur mit dem indeß aufgeladenen Gepäck allein vorausgeschickt, während die fröhlichen und sich aneinander freuenden Menschen plaudernd und erzählend langsam nachfolgten.

„Sag' einmal, Rosa," frug da Elisabeth, die sich noch immer nicht über den jungen Fremden beruhigen konnte, denn es gibt nichts Peinlicheres, als sich in Gedanken mit einem bekannten Bild

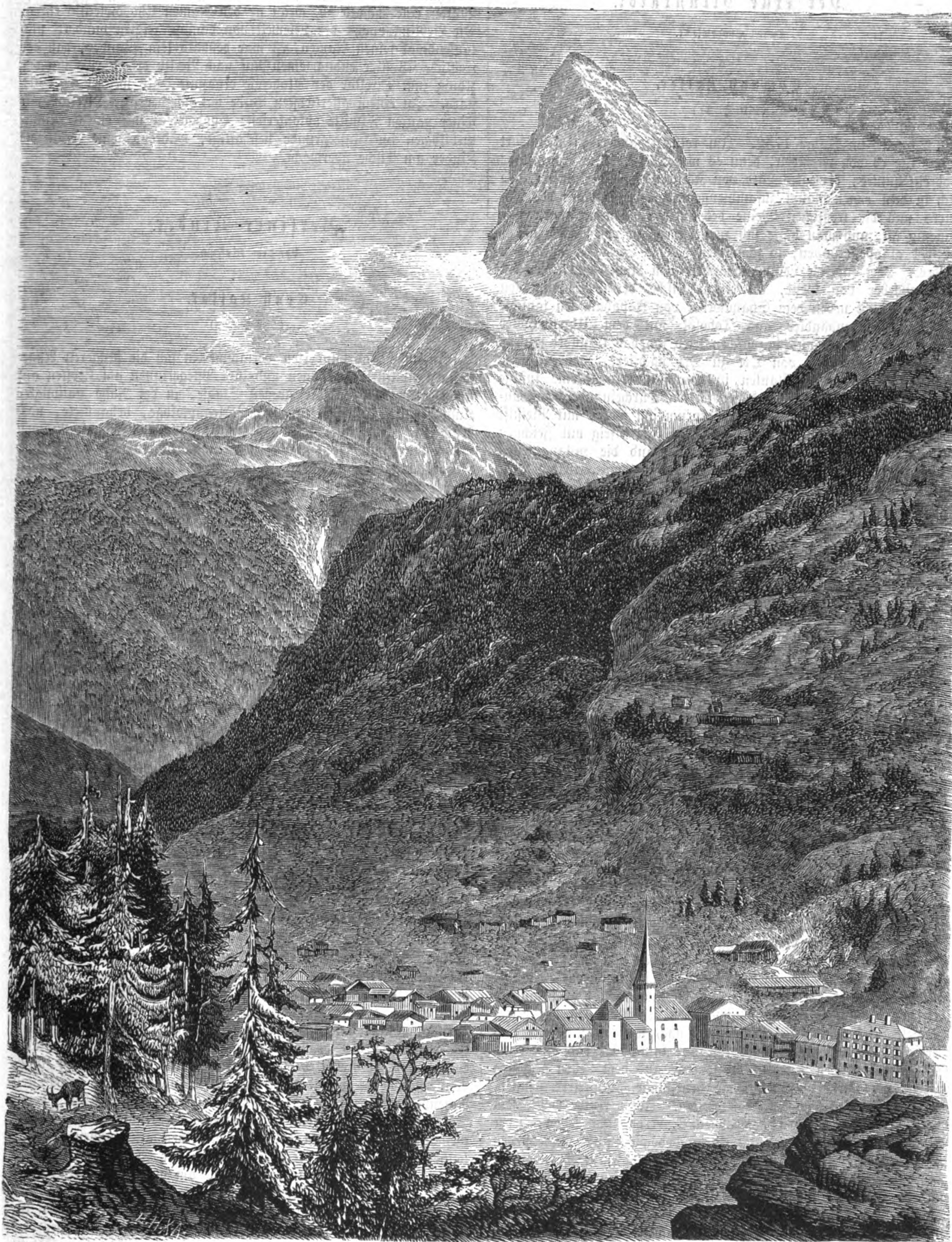
abzuquälen, „wer war denn der junge Herr, der euch vorhin grüßte?" — „Uns? hier an Land?" — „Ja, er kam vom Boot." — „O, der junge Baron Berger?" — „Er trug einen vollen Bart." — „Ganz recht, der Bräutigam von Klara Paßwitz." — „Berger?" sagte Elisabeth, nachdenklich mit dem Kopf schüttelnd, „den Namen habe ich in meinem ganzen Leben nicht gehört." — „Er stammt, wie er sagt, aus einer englischen Familie," fuhr Rosa fort; „aber er selber muß ein Landsmann sein, denn er versteht sehr gut



Vor dem Museum in Berlin. Von L. Löffler. (S. 30.)

deutsch." — „Wie meinst Du das?" frug Elisabeth, der die Worte mit einer gewissen Betonung gesprochen schienen. — „Gutes Herz," sagte aber Rosa, „wenn Dich der junge Herr so interessirt, so erzähl' ich Dir viel von ihm. Wir haben überhaupt so viel zu plaudern und zu besprechen, Kinder, daß ich noch gar nicht sehe, wie wir fertig werden wollen."

(Fortsetzung folgt.)



Das Matterhorn. Nach einer Skizze von Whymper. (S. 32.)

Der erste Illustrator.

Daniel Chodowiecki.

Von

Edmund Zoller.

(Bild S. 25.)

Es war im Jahre 1752. Im rothen Hahnen zu Frankfurt wimmelte es von Fremden, denn es war Messe. Die Schenkstube bot ein buntes, bewegtes Bild von Käufern und Verkäufern, die sich in dem engen Raum zusammengefunden. Die Nähe des Römers und die trefflichen Weine des Meister Hornung zogen gar mächtig an, und man hätte sich zum Thurmbau von Babel zurückversetzt glauben können, so schwirrten da die Sprachen durch einander. Dort saß der Leinwandhändler von Amsterdam, hier der Sammtweber von Gent, an einem Tische der Lebküchner von Nürnberg dicht neben dem Shawlweber von Ispahan; da tauschte der Rauchwaarenhändler aus Tobolsk mit dem Uhrenhändler aus Chauxdefonds, und dazwischen trieb sich das Gesindel umher, das den Marktbuden von Ort zu Ort nachzieht, während eine Truppe böhmischer Musikanten in Bergmannstracht eine lustige Weise aufspielte. Inmitten dieses wirren Durcheinanders saß unbekümmert um den wüsten Lärm, der um ihn tobte, mit Bleistift und Papier ein junger Mann, in einer Ecke eifrig mit Zeichnen beschäftigt. Rasch hatte seine geschickte Hand die prägnantesten Typen dieser aus aller Herren Länder zusammengewürfelten Welt auf dem Papiere skizzirt, während neben ihm ein älterer Mann eine Anzahl kostbarer Porzellandosen vor sich stehen hatte, welche mit feinen Miniaturgemälden geschmückt waren und eben die Aufmerksamkeit eines amsterdamer Diamantschleifers fesselten, der mit dem alten Herrn endlich über ein halbes Dutzend handelseinig wurde. Ein leiser Wink des Alten bezeichnete den jungen Zeichner als den Künstler, der diese Dosen mit seiner feinen Hand zu kleinen Kunstwerken umgeschaffen. Es war Daniel Chodowiecki aus Danzig, der mit seinem Oheim von Messe zu Messe zog, und während dieser seine köstlichen Miniaturgemälde in den Wirthshäusern und auf dem Markte verkaufte, hier und dort die Studien zu neuen Bildern machte, indem er in's volle Leben griff, aus dem vollen Leben schöpfte. Schon des Vaters Liebhaberei — Daniel war zu Danzig 1724 geboren — war die Miniaturmalerei, aber er wollte nicht, daß der Sohn eine brodlose Kunst trieb und schickte ihn zu einem Kaufmann. Dem vierzehnjährigen Knaben stirbt der Vater und er tritt bei seinem Oheim in die Lehre. Abends schlich er sich in den danziger Kneipen herum oder saß an einer Ecke der langen Gasse und zeichnete, was ihm gerade in den Wurf kam oder vorüberging. Bald wurde er der Buchhalter des Oheims, dem er auf die Messen folgte und der, sein Talent im vollen praktischen Werthe erkennend, ihn die Miniaturmalerei erlernen ließ, um ihn dann wieder auszubeuten. Die Handlung mußte endlich doch der Kunst weichen und von 1754 datirt der Künstler Chodowiecki. Seine Miniaturporträts machten seinen Namen bald bekannt: jede Dame wollte ihr Bild von ihm haben, und in einer Gesellschaft von zehn Personen trugen mindestens neun Porträts von ihm an Colliers und Armbändern. So gewinnreich diese Thätigkeit war, genügte sie ihm doch nicht auf die Länge, und die tausend und aber tausend Skizzen, die sich in seinen Mappen von seinen Reisen her angesammelt, ließen sich seiner Meinung nach weit künstlerischer verwerthen. Er hatte radiren gelernt, und kaum war das erste Buch mit seinen zierlichen Bildern, die so recht aus dem Leben gegriffen waren, geschmückt oder was wir heutzutage „illustrirt" nennen, so kamen die Anträge von allen Seiten. Jeder Autor wollte sein Werk durch Radirungen Chodowiecki's verherrlicht sehen, jeder Buchhändler seine Firma unter einem chodowiecki'schen Bilde stehen haben. Schlägt man ein Buch aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, das in Deutschland erschienen, auf und findet es mit Bildern illustrirt, so darf man sicher auf Chodowiecki's Namen zählen. Die Taschenbücher und Kalender danken ihm ihren besten Schmuck, und manches schwächliche Literaturprodukt hielten seine aus dem Leben gegriffenen Bilder länger über den Wellen der sonst verdienten Verschollenheit. Dieser „unverwüstliche Kupfermann der Buchhändler" hat die Illustration geschaffen. So tragen auch diese Blätter eine Schuld ab, wenn sie den Namen Chodowiecki's ehren. Die Lieblingsbücher der Lesewelt von damals zeigten hundert- und tausendmal seinen Namen, es war deßhalb kein Wunder, daß der treffliche Künstler endlich einen Ruf nach Berlin erhielt, wo ihn der König zum Direktor der Akademie ernannte, als welcher er 1801 starb. In einem allerliebsten Bilde hat sich der alte Direktor mit seiner ganzen Familie abkonterfeit: Chodowiecki mit einem Miniaturbildchen im Hintergrunde beschäftigt, während seine Frau die Kinder am Tische überwacht.

Berliner Kinder.

Vor dem Museum.

Von

Ernst Kossak.

(Bild S. 28.)

In allen Jahrhunderten versammelten sich die jüngeren Angehörigen civilisirter Nationen und ihre Pflegerinnen am liebsten auf freigelegenen Plätzen der großen Städte, in der Nähe nationaler Kunstwerke. Unser Freund, der Aegyptologe, behauptete, noch heute die Stelle in Theben bezeichnen zu können, wo die Ammen und Bonnen mit ihren Babys gesessen haben müßten; es ist nicht schwer, auf dem römischen Forum den Tummelplatz der kleinen Römer und in Athen die Arena anzugeben, wo die jugendlichen Zeitgenossen des Perikles, mit Fallhüten bewehrt, Gehübungen anstellten; in gewissen Punkten stimmen die Sitten aller gebildeten Völker überein, und aus den Gewohnheiten der Gegenwart darf man mit Fug und Recht auf die der Vergangenheit schließen. Es wäre uns ein Leichtes, die Lieblingsplätze der londoner und pariser Jugend zu schildern, den schattigen Rasen hinter dem Luxembourg und den Statuen der Tuilerieen; aber tausend Touristen sind uns zuvorgekommen, und selbst der vielerfahrene Baedeker gibt mit gewohntem Lakonismus über diesen kulturhistorischen Moment wenigstens eine Andeutung. Wir bleiben daher in unserer Heimat und gesellen unsere Feder dem Griffel des Künstlers, der instinktiv die Hauptstelle des berlinischen Jugendverkehrs aufgefunden und abgebildet hat.

Es soll nicht geläugnet werden, daß es in Berlin für den unermeßlichen Kindersegen eine Menge mehr oder weniger gut gelegener Spielplätze gibt, aber der Raum vor dem Museum übte von jeher auf die Minorennen eine magische Anziehungskraft aus, hinsichtlich deren neuerdings nur das Bassin mit dem wasserspeienden Löwen am Dönhofsplatz mit ihm zu wetteifern vermag. Das Terrain zwischen dem Schloß, dem Zeughause, Museum und Dom bietet Alles, dessen der heranwachsende Märker bedarf, um sich glücklich zu fühlen. Eine Straußin, die im Monat Juli um die Mittagsstunde hier erschiene, würde gewiß nicht das geringste Bedenken tragen, diesem glühenden Kiesboden ihre Eier anzuvertrauen. Da der Graswuchs bei der Magerkeit unseres Bodens die sorgfältigste Pflege verlangt, dürfen die vorhandenen Rasenplätze von Niemandem betreten werden, die anwesende Jugend äußert indessen auch kein Bedürfniß im Grase zu lagern. Der Steppenbewohner befindet sich auf steinigem Boden am besten. Allerdings entbehrt der Raum nicht ganz und gar der Feuchtigkeit und des Schattens. In der Mitte des weiten Geviertes steigt eine stattliche Fontaine empor und verbreitet bei günstigem Stande des Windes ihren Wasserstaub bis vor die Treppe des Museums, die erwähnten Rasenplätze aber sind mit kleinen Kugelakazien umgeben, deren Schatten zum Schutz eines Individuums, das, nicht ganz von mathematischen Kenntnissen entblößt, denselben auszunutzen versteht, nothdürftig ausreicht. Unmittelbar vor der Freitreppe des Museums steht eine große Granitschaale, um welche sich, Amoretten gleich, die Jugend am liebsten gruppirt, ungeachtet gerade hier nicht der geringste Schutz gegen die Sonnenstrahlen vorhanden ist. Wir befinden uns auf einem wichtigen Kulminationspunkte des berliner Lebens. Betrachten wir zunächst die Granitschaale. Sie ist aus einem jener in Norddeutschland nicht seltenen erratischen Blöcke

angefertigt, die nach der geologischen Theorie zur Zeit der Ueberflutung unseres Vaterlandes auf Eisschollen von den Gebirgen Norwegens bis hieher geschwemmt sein sollen. Man war anfangs unentschlossen, was mit der ansehnlichen Granitmasse anzufangen sei. Leute von Geschmack schlugen vor, sie nach dem Vorbilde jenes gigantischen Felsblockes, der in St. Petersburg die Statue Peters des Großen trägt, nur als majestätische Unterlage für ein nationales Kunstwerk zu benützen; aber die entgegengesetzte Meinung trug den Sieg davon. Ohne an den zerstörenden Einfluß unseres Klimas zu denken, dem selbst die Politur des härtesten Gesteins nicht widersteht, verarbeitete man den Fels zu einer flachen plumpen Schaale, die ringsum von Stufen umgeben wird. Bei dem überaus geringen ästhetischen Eindruck, den dieses Produkt der Steinmetzenfertigkeit hervorbringt, ließen es jüngere Gelehrte nicht an geistreichen Spekulationen fehlen, durch welche sie der Anfertigung des riesigen Gefäßes einen tieferen Sinn unterzubreiten suchten. Diese Forschungen sind überwiegend in verschiedenen Jahrgängen des Kladderadatsch-Kalenders niedergelegt. Die meiste Wahrscheinlichkeit haben zwei Vermuthungen, von denen die erste die Schaale für eine zu Volksfesten bestimmte Punschbowle, die andere für eine allgemeine Badewanne hält. Von offiziösen Zeitungen ist dem nicht widersprochen worden, die Frage demnach noch immer als eine offene zu betrachten. So viel steht fest, die Schaale wird schon jetzt, ungeachtet seit ihrer Aufstellung wenig mehr als ein Menschenalter verflossen ist, vom Volke als ein nationales Heiligthum betrachtet. Zu den Statuen Friedrich's des Großen, Blücher's und Scharnhorst's schaut der Flaneur ehrfurchtsvoll empor, auf den Stufen der Schaale, auf den in ihrem Umkreise stehenden Bänken lagert er sich gemüthlich, als sprudelte aus ihr ein erfrischender Quell.

Da mit alleiniger Ausnahme der Hofequipagen der Raum vor dem Museum und rings um die Schaale für jegliches Fuhrwerk gesperrt ist, fühlen sich alle Kinderfrauen und Bonnen hier besonders sicher. Das Asyl wird mithin von den frühen Morgenstunden an bis nach Sonnenuntergang nicht leer. Wer jedoch seine Eigenthümlichkeiten vollständig kennen lernen will, wird wohl thun, sich um zwölf Uhr Mittags einzufinden. Am passendsten wird ein Besuch des Museums damit verbunden. Interessirt sich der Beobachter nicht für Werke antiker Kunst, so liegt die neue Börse ganz in der Nähe, und einige hundert Schritte über die benachbarte Brücke führen ihn in ihren Prachtsaal, das Allerheiligste des Handels mit Aktien und Staatspapieren. Die beiden fremden Herren, dort unter dem Schweife des Tigers der Amazone von Kiß, scheinen nicht hieher zu gehören, man darf jedoch nicht vergessen, daß sie auf dem Wege in das Museum sich die zahlreichen Fresken im Innern der Säulenhalle betrachten. Diese Abbildungen aus dem Leben und Treiben der griechischen Götter und Helden haben jahrelang für ein unverständliches mythologisches Ragout gegolten, bis endlich ein praktischer Buchhändler auf die Idee gerieth, eine möglichst populär gehaltene Erklärung herauszugeben und für eine Kleinigkeit zu verkaufen. Auf diesem klassischen Felde werden dem sonst so leidenschaftlich verfolgten fliegenden Buchhandel von der Sicherheitsbehörde keine Hindernisse in den Weg gelegt, wir brauchen uns daher nicht zu wundern, wenn zwei seiner Gehülfinnen den gelehrten Kenntnissen der Reisenden unter die Arme greifen und ihnen zu einem Preise von zwei und einem halben Silbergroschen (neun Kreuzer) die literarische Enthüllung der Mysterien an der Museumswand anbieten. Die Herren haben sich indessen in den Anblick der zum Theil sehr sinnig entworfenen Fresken so vertieft, daß sie die redseligen Verkäuferinnen gar nicht beachten; desto weniger kümmert sich die Majorität unserer Versammlung um das klassische Alterthum. Gleich der jugendliche Sprößling der hübschen Dame, vielleicht der Gemahlin eines der Reisenden, scheint seine Frau Mama anzuflehen, ihm den Besuch des Museums zu erlassen und den Anschluß an die frohe Kinderschaar zu gestatten. Das sein Schäfchen hinter sich herziehende Mägdlein scheint zu diesem Bittgesuch viel beigetragen zu haben. Der kleine Weltbürger gehört wirklich so wenig in den Saal der Antiken, wie jenes alte Weib, das mich, der die Statuen mit dem Katalog in der Hand betrachtete, einst fragte, wer die Figur sei, vor der ich längere Zeit hindurch, aufmerksam prüfend, verweilte, und als ich antwortete: „Kaiser Vespasian als Jupiter, Mütterchen," hinzufügte: „Das hab' ich mir gleich gedacht."

Die nächste Generation ist unter den Anwesenden am stärksten vertreten, wir finden Kinder aller Stände heraus, von dem modisch geputzten Zögling der schweizer Bonne an, der sich befleißigt, auf dem Knicker derselben ein Morgenlied zu blasen, bis auf die zu ihren Füßen im Sande sitzende Proletarier-Nachkommenschaft. Mehr mit dem Kindermädchen als ihrem, nur häuptlings sichtbaren Schützling, beschäftigt sich der unmittelbar unter der Beugung der Granitschaale sitzende Bruder Studio. Offenbar schwänzt er gewissenlos sein Kollegium, denn gerade jetzt arbeitet auf der Universität die Gelehrsamkeit mit voller Dampfkraft. Die beiden anwesenden jungen Krieger, welche ihre Aufmerksamkeit ungetheilt der neben ihnen stehenden hübschen Amme widmen, brauchen sich weniger Gewissensbisse über versäumte Pflichten zu machen. Unfehlbar ist es in der Zeiteintheilung ihres Tages schon „nach Tisch", sie haben ihr Viertelpfund Fleisch, den mit Essig angesäuerten Gemüsebrei und die dreizöllige Kommisbrodschnitte verzehrt, und beabsichtigen dieses Göttermahl nach heidnischer Sitte durch Gespräche über Liebe und andere hohe Dinge des irdischen Lebens zu würzen. Nach der Behauptung eines berühmten konservativen Abgeordneten stellen die drei Dienstjahre die hohe Schule des Volkes vor; derselbe Volksvertreter wird aber schwerlich behaupten wollen, daß der Soldat durch den Besuch derselben so stark in Anspruch genommen wird, wie der Jünger der Wissenschaft. Mit Ausnahme der Herbstmanöver, der Exerzierübungen, Paraden und Wachen findet man den Soldaten überall, namentlich in Gesellschaft mannholder Dienst- und Kindermädchen. Er drückt nicht allein das Büdget des preußischen Staates, er fällt auch dem Büdget des Einzelhaushaltes zur Last. Der Bürger steuert sowohl zur Erhaltung der Armee als auch des soldatischen Individuums bei. Liefert der Staat das Brod, so stammt die Butter gemeinhin aus einer Privatküche. Indirekt übt der Soldat selbst, wie man sich hier durch eigene Anschauung überzeugen kann, einen didaktischen Einfluß auf den künftigen Staatsbürger aus. Wir lassen unentschieden, ob der in den Armen der umworbenen Amme befindliche Knabe sich im Stadium der Entwöhnung und beginnenden Zahnperiode befindet und deßhalb an den Fingern saugt, jedenfalls ist sein Humor nicht der beste. Gewiß wäre seine Laune und Physiognomie heiterer, wenn „Guste" oder „Ricke" ihm mehr Aufmerksamkeit als den Söhnen der Reorganisation schenken wollte. Eine baldige Verbesserung seines Schicksals ist glücklicherweise nicht ganz unwahrscheinlich. Die das niedliche Mädchen auf den Knieen hätschelnde matronenhafte Kinderfrau belauscht sichtlich das Gespräch der Amme und ihrer Verehrer. Es läßt sich annehmen, daß der welterfahrenen und beredten Dame die nöthigen sozialen Verbindungen zu Gebote stehen werden, die kompetente Familienbehörde von den Einflüsterungen der leichtsinnigen Krieger rechtzeitig in Kenntniß zu setzen. Der heutige Vormittag kann der Amme möglicherweise den Dienst kosten. Zu den Füßen der Leichtsinnigen gewahren wir ein holdes Bild idyllischer Zufriedenheit. Die älteren Geschwister haben das Jüngste in einem Korbwägelchen auf den freien Platz gefahren und suchen ihm durch allerlei Tändeleien die Zeit zu vertreiben. Wollen wir das unter der Schaale sitzende Paar für kleinbürgerliche Ehegatten halten, so wirft man uns sicherlich eine allzu wohlwollende Weltansicht, ja Mangel an Sach- und Menschenkenntniß vor. Es ist nicht die Gewohnheit des Handarbeiters und Gewerksmannes, um diese Zeit die Werkstatt zu verlassen. Zudem deutet das Ansehen des jungen Mannes nicht auf Solidität des Lebensberufs. Die verwelkte Mütze, das lose um den Hals geschlungene Tuch deuten auf den Pflastertreter, und die vertrauliche Positur des Femininums auf ein schon geraume Zeit dauerndes vertrauliches Verhältniß. Wir hüten uns weislich vor allen Vermuthungen über den Inhalt der Diskussionen des Paares, bald schlägt die Mittagsstunde, und das trauliche Zusammensein wird auf die verschiedenartigste Weise gestört. Der Börsianer kehrt nach Abwicklung des Tagesgeschäftes über den Platz zurück und findet seine Kinder in dem Gewühl unbeaufsichtigt. Sie haben die Strohhüte abgelegt und tummeln sich in der stechenden Sommerhitze unbedeckten Hauptes umher. Das Kindermädchen scheint spurlos verschwunden. Der ergrimmte Bankier schleudert auf ihr Haupt einen alttestamentarischen Fluch, pfeift einem Drosch-

kenkutscher und führt seine Kleinen unter eigener väterlicher Obhut in die Arme der allzu vertrauensvollen Mutter. Der Droguenhändler hat auf dem Packhofe einen Besuch abgestattet und gedenkt durch das Schloß nach der Königsstraße zurückzukehren. Er eilt am Museum an der Schaale vorbei, da — halt — der kleine Knabe, der, weit über den Rand des Bassins der Fontaine gebeugt, mit beiden Händen im sprudelnden Wasser plätschert und sein blaues Sammtröckchen triefend durchnäßt hat, kommt ihm bekannt vor. Er springt hinzu und ergreift das thörichte Kind, das eben das Gleichgewicht verliert und kopfüber schwankt; es ist Paul, sein eigener Junge! Es wäre langweilig, noch weitere Belege für die Nachlässigkeit der Dienstboten und die Sorglosigkeit der Eltern anzuführen; die abgelöste Wachmannschaft zieht eben unter rauschender Militärmusik vorbei, und neun Zehntheile der Versammlung können nicht der Versuchung wiederstehen, aufzuspringen, die Kinder auf den Arm oder bei der Hand zu nehmen und auf dem Trottoir dem Korps zu folgen, selbst die aus dem Museum tretenden Fremden beeilen sich, die Treppe hinabzusteigen und das preußische Militär von seiner gefälligsten Seite kennen zu lernen. Der Platz vereinsamt für die heißeste Stunde des Tages, und nur der Leierkastenmann, der Harfenspieler oder Bläser des verrosteten Cornet a piston halten auf der Schattenseite der Schaale ihren Nachmittagsschlaf. Erst die sinkende Sonne belebt wieder das Forum der Minorennen, Mägde und Müßiggänger.

Die Gletscherfahrt vom Matterhorn.

Von

A. Lambert.

(Bild S. 29.)

Das Matterhorn — dieser Name durchflog vor Kurzem die ganze Welt! Ein furchtbares Unglück, das herzerschütternd an alle Ohren klang, hatte sich an jenem Riesenobelisken, der 13,797 Fuß hoch frei und einsam in die Luft ragt, zugetragen. Die kühnsten Bergsteiger, die trefflichsten Führer waren ein Opfer ihres Unternehmungsgeistes geworden. Die stolz wie ein mächtiger Thurmhelm eisbepanzert aus dem schweizerischen Alpenkranz emporragende Bergspitze war bis in die letzte Zeit noch von keinem menschlichen Fuß berührt worden; sie galt überhaupt für unersteiglich. Sie wurde nun freilich erstiegen, aber dieser neue Triumph menschlicher Kraftanstrengung und himmelstürmenden Muthes mußte mit schweren Opfern erkauft werden.

Donnerstag den 13. Juli um sechs Uhr Morgens zogen von Zermatt vier Mitglieder des londoner Alpenklubs aus: der Präsident desselben, Hudson, Lord Douglas, Hadow und Whymper, mit drei Führern: zwei Taugwalder, Vater und Sohn, aus Zermatt und Mich. Croz aus Chamouny, und übernachteten hoch oben am Matterhorn. Am 14. sah man sie von Zermatt aus auf der nordöstlichen, dem Zermattthale zugekehrten Kante des Matterhorns hinaufklettern und gegen zwei Uhr Nachmittags die höchste Spitze erreichen. Gegen drei Uhr ward auf derselben nichts mehr gesehen als ein Steinmännchen, welches zum Andenken an dieses kühne Wagniß und Gelingen errichtet worden war. Die Spitze des erstiegenen Horns ist nur einige Fuß breit. Die Gefahr, die mit der Besteigung desselben verbunden war, kannten die Engländer sehr wohl, denn schon vor drei Jahren hatte Whymper bei einer Besteigung dieser 5000 Fuß ihre Nachbarn überragende Pyramide sein Leben riskirt und soll damals erklärt haben, nicht eher zu ruhen, als bis der Riese zu seinen Füßen liege. Das Wagniß gelang dießmal freilich, der unbesiegte Riese mußte sein Haupt unter die Fußtritte der Herren der Schöpfung beugen, dafür forderte er aber auch, daß hinwieder der größte Theil seiner Besieger zerschmettert zu *seinen* Füßen liege. War das Aufsteigen schon im höchsten Grade gefährlich, so war es das Niedersteigen noch mehr.

Nachdem die kühnen Reisenden etwa eine Stunde auf dem Gipfel des Matterhorns verweilt hatten, schickten sie sich zum Heruntersteigen an. Man kam dahin überein, daß der Führer Croz, als der stärkste unter den Reisenden, voranginge; dann sollte Hadow als Zweiter folgen. Hudson, der es an Sicherheit des Fußes mit jedem Führer aufnehmen konnte, wollte der Dritte sein; Lord F. Douglas erhielt den vierten Platz, und der alte Taugwalder (zweiter Führer) als der stärkste der übrigen den hinter ihm angewiesen.

Während Whymper den Gipfel des Matterhorns skizzirte, stellte sich die Gesellschaft in der erwähnten Reihenfolge auf. Da fiel es einem derselben ein, daß sie ihre Namen nicht in einer Flasche zurückgelassen hatten. Whymper schrieb sie nun auf und entfernte sich, während er dieß that; in ein paar Minuten holte er die Gesellschaft wieder ein — gerade in dem Augenblicke, wo das Herabsteigen an der schwierigen Stelle begann. Er hielt sich dem jungen Taugwalder zunächst am Seile fest. Man verfuhr nun mit der größten Vorsicht; nur immer Einer allein bewegte sich zur selben Zeit; wenn er festen Fuß gefaßt hatte, so that der nächste einen Schritt vorwärts und so fort. Die durchschnittliche Entfernung zwischen jedem Einzelnen mochte etwa 20 Fuß betragen. Es war vorgeschlagen worden, an der gefährlichen Stelle ein zweites Seil an dem Felsen zu befestigen, doch dachte man jetzt nicht mehr daran.

Whymper, dessen eigenem Bericht wir bei dieser Darstellung im Wesentlichen folgen, war von den Uebrigen getrennt und folgte ihnen; aber nach ungefähr einer Viertelstunde bat ihn Lord Douglas, das Seil in der Nähe des alten Taugwalder zu fassen, da er, wie er sagte, fürchtete, daß, wenn ein Fehltritt stattfinden sollte, Taugwalder nicht im Stande sein würde, ihn zu halten. Es geschah dieß kaum zehn Minuten vor dem Unglücksfall und rettete ohne Zweifel Taugwalder's Leben. Nun hatte Croz seine Axt bei Seite gelegt und, um Hadow größere Sicherheit zu verleihen, faßte er ihn gerade bei den Beinen und setzte seine Füße einen nach dem andern in die richtige Stellung. Wahrscheinlich war Croz, nachdem er das Gesagte gethan hatte, gerade im Begriff Kehrt zu machen, um selbst einen oder zwei Schritte vorwärts zu thun, als Hadow ausglitt, auf ihn fiel und ihn niederwarf. Ein jäher Aufschrei — und Beide stürzten abwärts! Darauf verlor Hudson seinen Halt und Lord Douglas flog ihnen sofort nach. Das Alles war natürlich das Werk eines Augenblicks. Sobald Taugwalder und Whymper den Aufschrei des Croz hörten, stemmten sie sich so fest an, wie der Felsen es gestattete; das Seil zwischen ihnen war straff und der Ruck traf Beide wie einen einzigen Mann. Sie hielten sich, aber das Seil riß mitten zwischen Taugwalder und Lord Douglas. Zwei oder drei Sekunden lang sahen die oben Gebliebenen ihre unglücklichen Gefährten auf dem Rücken hinunterrutschen und ihre Hände ausbreiten, um irgendwo Halt zu gewinnen und sich zu retten. Dann verschwanden sie Einer nach dem Andern, und stürzten von einem nach dem andern Vorsprung, bis sie unten am Matterhorngletscher zerschmettert anlangten. Sie waren beinahe 4000 Fuß tief gestürzt.

Von dem Augenblick an, wo das Seil riß, war es unmöglich, ihnen zu helfen. Starr vor Entsetzen blieben die Andern eine halbe Stunde lang auf demselben Fleck, ohne auch nur einen einzigen Schritt zu thun. Sobald sie zu einer sichern Stelle hinabgestiegen waren, verlangte Whymper nach dem zerrissenen Seil und fand dann zu seinem Staunen, daß es das schwächste der drei mitgenommenen Seile war. Man hat behauptet, das Seil sei gerissen, weil es über einen Felsen geschleift sei. Dem ist aber nicht so; es zerriß in der freien Luft und das Ende zeigte keine Spur einer vorher erlittenen Beschädigung. Die hinterbliebenen Bergsteiger kamen erst am Samstag in Zermatt an; auf ihrem gefährlichen Herabsteigen hatte sie die Nacht überrascht, die sie, an eine Felswand gelehnt, in einer Höhe von 13,000 Fuß zubrachten. Das mag wohl eine schreckliche Nacht gewesen sein!

Auflösung des Bilderräthsels Seite 7:

Es ist nicht alles Gold, was glänzet.



Violettens Besuch im Walde. (S. 33.)

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von E. Braddon.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Langsam, sehr langsam erholte sich Mrs. Westford von dem hitzigen Fieber, das sie in Folge der Trennung von einem Gatten befallen hatte, den sie anbetete.

Lange und mit unermüdlicher Geduld hatte Violette Westford während der schönen Sommertage am Bette der Kranken ausgehalten, während Lionel nicht weniger ergeben und treu auf seinem Posten im Vorzimmer verharrte. Nie haben liebendere Augen über dem Schlaf einer Kranken gewacht, die von Fieberphantasien gequält wurde.

Einige Male, in den angenehmen Abendstunden des schönen Monats Juni, als der Himmel noch von den Strahlen der untergehenden Sonne erleuchtet wurde, bestand Lionel darauf, daß Violette in's Freie gehen und die reine Abendluft genießen solle, während er den Platz an der Mutter Bett nehmen wollte. „Es ist ganz unnütz, darüber noch rechten zu wollen," sagte er. „Wenn Du nicht hinausgehen willst, um frische Luft zu athmen, nach einem langen Tage voll Mühe und Anstrengung, wirst Du sicherlich ebenso krank werden wie unsere arme Mutter. Geh' ein wenig spazieren."

Wäre der liebenswürdige junge Mann ein guter Beobachter gewesen, würde ihm die lebhafte Farbe aufgefallen sein, welche auf Violettens Wangen sichtbar wurde, wenn die Rede auf ihre Abendspaziergänge kam.

Wenige Augenblicke später verließ sie auch wirklich das Haus, schlug den Weg über den großen Grasplatz durch die Baumallee ein und schritt aus dem Garten durch eine kleine Pforte, welche direkt in den Wald führte. Ihr Gesicht war etwas blaß, trotz der lebhaften Röthe, welche, ehe sie ihren Bruder verließ, ihre Wangen bedeckt hatte. Sie betrat einen engen Weg, der durch die alten großen Bäume gehauen war und hatte endlich eine große Lichtung erreicht, welche von allen Seiten von majestätischen Fichten und Buchen umgeben war. Es war ein entzückender schöner Platz. Ein junger Mann saß in dieser Lichtung vor einer Staffelei. Seine Augen waren auf den Waldpfad gerichtet, an dessen Ausgang Violette erscheinen sollte. Sein Aeußeres war das eines wirklichen Weltmannes, dessen edles Blut sich in unverkennbaren Zeichen kund gab. Sobald seine Augen das weiße Kleid Violettens bemerkten, erhob er sich von seinem Sitz und eilte ihr entgegen. „Theures Mädchen," rief er, „wie spät Du kommst und wie mir die Zeit so lang geworden ist, — so peinlich lang!" — „Ich konnte nicht früher kommen, Raphael," sagte das junge Mädchen anmuthig, „und selbst jetzt noch mache ich mir Vorwürfe, daß ich kam. O, wenn Mama nur gesund wäre und ich ihr unsere Zusammenkünfte gestehen könnte! wenn ich Dich zu ihr führen könnte! Du kennst sie nicht, wenn Du meinst, daß Deine Armuth ein Hinderniß sein würde. Sie wird von mir nicht erwarten, daß ich mich nur irdischer Glücksgüter wegen verheirathen solle." Der junge Mann seufzte tief und antwortete nicht sogleich auf diese Rede des jungen

Mädchens. Erst nach längerem Schweigen sprach er: „Deine Mutter mag wohl eine edle, großmüthige Frau sein, es gibt aber noch andere, theure Violette, welche es nicht sind. Es gibt Menschen, welche nur das Geld lieben, die das goldene Kalb anbeten, sich vor diesem Götzen niederwerfen und ihm das Herzblut ihrer Kinder zum Opfer bringen, wenn ihr Abgott es verlangt; Du kennst die Welt nicht, meine Violette, wie ich sie kenne, sonst würdest Du nicht sagen, daß die Armuth kein Hinderniß zwischen uns sei." — „Aber weder mein Vater noch meine Mutter hängen an diesem Götzen," entgegnete Violette. „Papa ist der einfachste aller Menschen, und ich brauche ihm nur zu gestehen, daß ich so thöricht gewesen bin, mein Herz einem armen unbekannten Künstler zu schenken, dessen einziges Vermögen in seiner Staffelei und seinem Feldstuhl, seinem Paket Pinsel und seiner Palette besteht, und ich habe seine Zustimmung, das heißt so bald er Dich kennt." — „Du schöne liebe Närrin — theure Violette!" — „Ist meine Mutter nicht entzückt von Dir gewesen bei den letzten Weihnachtsfesten, als wir einander in Winchester begegneten? Nur hat sie Dich für einen reichen Mann gehalten, und konnte sich nicht denken, daß Du ein armer Künstler seiest, der in einem kleinen Häuschen im Walde wohnt. Du hast ein so aristokratisches Aussehen, Raphael, daß man glauben könnte, Du habest eine Jahresrevenue von wenigstens zehntausend Pfund." Eine düstere Wolke zog über das schöne Gesicht des jungen Mannes. „Wenn ich ein Einkommen von fünfhundert Pfund gehabt hätte, Geliebte, hätte ich mich Deinem Vater vor seiner Abreise aus England vorgestellt und kühn den Besitz dieser theuren kleinen Hand erbeten. Aber ich bin arm, sehr arm und der elendeste aller Menschen; denn ich hänge von einem Mann ab, den ich nicht achten kann." Violette betrachtete das Gesicht ihres Geliebten mit einer Mischung von Aerger und Erstaunen. „Es wird aber nicht immer so sein, Raphael," sagte sie, „Du wirst eines Tages ein großer Künstler sein, und dann liegt die ganze Welt zu Deinen Füßen." Die traurige Miene des jungen Mannes verschwand beim Anblick des ihm zugewandten lieblichen Gesichts. „Meine theure, schöne Träumerin," rief er aus, „nein, ich habe nicht solch' ehrgeiziges Streben nach Ruhm und Größe, ich hoffe nur eines Tages einen Namen zu haben, der mir meine Selbstständigkeit sichert. Um dieses Ziel zu erreichen, arbeite ich, und Du weißt es, Geliebte, mit frischem Muth." — „Ja! ich weiß es und fürchte oft, daß Deine Gesundheit darunter leiden möchte." — „Du hast von dieser Seite nichts zu fürchten, Theure. Komm', Du sollst das Ergebniß meiner Tagesarbeit sehen und mir Deinen Beifall geben; ohne diesen würde ich die Nacht keinen Schlaf finden — Du bist für mich die ganze Welt, Violette!"

Der junge Künstler führte die Geliebte vor seine Staffelei und stellte sich neben sie, während sie mit Entzücken die Malerei, die sich ihren Augen darbot, betrachtete. Sie besaß keine Kunstkenntnisse noch Erfahrung, aber dennoch fühlte sie, daß das vor ihr stehende Werk den göttlichen Anflug des Genius trug. Es war nur die Darstellung der in der Natur vor ihr liegenden Lichtung des Waldes mit dem dichten Farrenkraut, dem unbeweglichen Wasserspiegel in den glühenden Farben der sich neigenden Sonne und eines den Durst löschenden Hirsches. Aber die Seele des Dichters hatte die Hand des Malers geführt und es lag in diesem Bild eine zum Herzen sprechende ergreifende Schönheit. „Ja, Du wirst groß sein," rief das junge Mädchen nach einem langen Blick auf das Bild; „ich fühle es, Du wirst ein Künstler sein!" Sie erhob ihre großen blauen Augen zu ihm und legte ihre beiden kleinen Hände auf seinen Arm.

Kurze Zeit ergingen sich die beiden Liebenden in der Lichtung, Alles um sich her außer diesem Fleckchen grüner, inmitten des Waldes verborgenen Erde vergessend. Dann aber, als die Strahlen der sinkenden Sonne den grünen Teppich, auf dem sie wandelten, mit glühenderen Farben beleuchtete, eilte Violette zu ihrer Mutter heim. Der junge Mann begleitete sie jedoch. Erst als sie der Pforte nahe kamen, die in den Garten führte, konnte sich Raphael entschließen, sie zu verlassen. Gott wußte es, daß ihr Begegnen so rein und unschuldig war wie die Waldblume, über die der geschmeidige Fuß mit leichtem Schritt dahin ging. Aber Violette fühlte doch etwas wie Gewissensbisse, als sie wieder in das Zimmer der Kranken eintrat und ihren Platz an dem Lager einnahm.

Die Geschichte von Violettens Verhältniß zu dem Künstler war eine sehr einfache. Die Liebenden waren zum ersten Male auf einem Balle in Winchester zusammengetroffen, — einem Balle, an dem nur die Honoratioren der Provinz Antheil nahmen. Dort hatte Mrs. Westford und Violette Mr. Stanmore gesehen; er hatte einen sehr günstigen Eindruck auf die beiden Damen gemacht und mehrere Male mit dem jungen Mädchen getanzt. Später während des Winters waren Lionel und seine Schwester dem Fremden auf ihren Ausflügen zu Fuß und zu Wagen im Walde begegnet. Er machte aus seinem Geschäft kein Geheimniß, er hatte ihnen im Gegentheil sogleich erzählt, daß er Künstler sei und in einer sehr bescheidenen Wohnung im Walde lebe, um die Natur studiren und sie Aug' in Auge betrachten zu können. Einige Male fanden sie ihn unter einem kleinen Leinwandzelt sitzen, eingehüllt in einen dicken, großen Ueberrock, und mit Eifer an der Kopie einiger alter, ihrer Blätter beraubten Eichen arbeiten, die einen tristen aber imposanten Eindruck machten.

Nach und nach wurden die jungen Leute sehr befreundet mit Raphael Stanmore; Lionel war ganz entzückt über die neue Bekanntschaft. Aber während des Sommers war Lionel Westford auf der Universität abwesend gewesen und Violette sah sich genöthigt, ihre Spaziergänge in den Wald allein zu machen; denn die mildthätige Mrs. Westford verwandte den größten Theil ihrer Zeit, die Armen der in einem Umkreis von mehreren Meilen um Westfordhaus liegenden Dörfer zu besuchen. Einige Male hatte Violette die Mutter bei diesen Besuchen begleitet, häufig aber ging sie allein im Walde spazieren, oder ritt sie auf ihrem Lieblingspony, der den stolzen Namen „Oberon" erhalten hatte. Ob sie nun zu Fuß oder zu Pferd umherstreifte, sie war sicher, auf jedem Weg, den sie einschlug, Raphael Stanmore zu begegnen.

Das Uebrige ist rasch erzählt; — sie hatten sich gesehen und liebten sich seit ihrem ersten Begegnen. Violette Westford würde bereitwillig ihr Schicksal an das Raphael Stanmore's gebunden haben und selbst vor vollständiger Armuth nicht zurückgeschreckt sein; der Vorsehung hätte sie blindlings ihre Zukunft anvertraut, und das einzige Motiv, welches den jungen Mann hinderte, seine Werbung zu beschleunigen, war die Besorgniß, daß der Gegenstand seiner Liebe für sein Ungestüm leiden müßte. „Bis jetzt habe ich meinen Unterhalt verdient; kann ich aber von ihr verlangen, mir anzugehören," fragte sich der junge Mann, „ehe ich der Welt gegenüberstehen und durch den Ertrag meiner Kunst auch unsere Bedürfnisse befriedigen kann?"

Sechstes Kapitel.

Klara Westford erholte sich langsam; ihre bleichen Wangen nahmen wieder etwas Farbe an, ein neuer Glanz belebte die so wild und verstört ausschauenden Augen. Die ersten Worte, welche sie, nachdem das Bewußtsein wiedergekehrt war, aussprach, waren die Frage nach ihrem Gatten. „Sind keine Briefe gekommen? — ist kein Brief von Harley da?" Ach! man mußte der armen, ruhelosen Frau eine verneinende Antwort geben. Kein Brief von ihrem Gatten war gekommen.

Weder Violette noch Lionel zeigten über ihres Vaters Schweigen Unruhe. Sie dachten einfach, daß er nicht geschrieben habe, weil ihm die Gelegenheit, den Brief zu senden, gefehlt. Aber die Gattin war von tausend Befürchtungen geängstigt. Der Mann ihrer Liebe hatte ihr beim Scheiden gesagt, daß er den ganzen Betrag seiner Ersparnisse bei einem Bankier niederlegen und ihr dessen Empfangsbescheinigung senden wolle. Das Vermögen an sich selbst war eine bei Klara Westford in zweiter Linie stehende Frage. Indessen erkannte sie die Wichtigkeit, welche ihr Gatte dieser Maßregel beigelegt hatte, und begriff nicht, daß er vergessen haben sollte, ihr vor seiner Abreise aus London zu schreiben; wenn er es aber vergessen hatte, mußte es nicht Wunder nehmen, daß er, ehe er aus dem Bereich der englischen Küste gegangen, kein Mittel gefunden haben sollte, einen Brief an's Land zu senden?

Sie wurde so sehr von ihren Befürchtungen gequält, daß sie dieselben kaum verbergen konnte. Ihre Kinder, die ihre Unruhe bemerkten, bemühten sich, ihren Kummer zu verscheuchen. „Liebe Mutter, glaubst Du," sagte Lionel, „daß, wenn wirklich Ursache zu Besorgniß vorhanden wäre, ich nicht selbst eben so unruhig sein

würde? Hast Du das alte Sprüchwort vergessen, daß böse Nachrichten Flügel haben? Wenn meinem Vater, ehe die Lily Queen die Küsten von England verließ, ein Unglück zugestoßen wäre, hätte Gilbert Thornleigh uns sicherlich geschrieben. Du weißt es selbst, wie sehr er dem Vater zugethan ist, und ich darf wohl sagen: uns Allen," fügte der junge Mann mit einem bezeichnenden Blick auf Violette hinzu, welche erröthete und sich dem Fenster zuwandte, um dem forschenden Blicke ihres Bruders zu entgehen.

Der Sommer verstrich in stillem Glück für die beiden Liebenden, welche sich oft im schönen grünen Wald an den Lieblingsplätzen allein, zuweilen in Lionel's Gesellschaft trafen.

Der Sommer neigte sich seinem Ende zu; das grüne Laub des Waldes ward roth und golden, schon wurden die Tage kürzer, und die kleine Familie brachte ihre Abende in dem hell erleuchteten Salon zu. Immer aber kamen noch keine Briefe von Harley Westford, keine Nachrichten über die Lily Queen. Mrs. Westford und ihre Kinder hatten zahlreiche Freunde in der Nachbarschaft, aber sie sahen selten Besuch bei sich, denn Jeder wußte, daß die Dame des Hauses während ihres Gatten Abwesenheit die Gesellschaft mied. Alle, welche in freundschaftlichen Beziehungen zu ihr standen, bewunderten und liebten sie; es gab jedoch viele Personen, welche sie wenig kannten, und diese hielten sie für stolz und abstoßend. Sie war allerdings stolz, stolz auf ihren Mann, nicht auf sich selbst. „Ich würde nie in ein Haus gehen, in dem mein Mann nicht als ein gerne gesehener Gast erscheinen darf," sagte sie. Sie war exklusiv, weil ihre Neigungen in einem einzigen Brennpunkt sich sammelten. Sie liebte ihren Gatten und ihre Kinder innig und aufrichtig, und dadurch blieb ihr wenig Zeit für die Außenwelt übrig. „Wenn Harley bei mir ist, meine ich, die Welt sei ein Paradies," sagte sie eines Tages, als sie von ihm sprach; „ist er fern, so trübt sich der Himmel, die Farben der Blumen werden matt, und selbst die Sonne scheint ihren Glanz zu verlieren." Die Liebe der Gattin hatte nach zwanzig Jahren noch nichts von dem leidenschaftlichen Enthusiasmus der Jugend verloren.

Drei Monate waren seit der Abfahrt der Lily Queen verflossen und man war ganz ohne Nachricht von dem Kapitän. Für Klara, und nur für sie allein, war es ein Grund der Beunruhigung. Lionel und Violette bewahrten ihr früheres Vertrauen; sie waren zu glücklich, um an die Möglichkeit eines Unglücks zu glauben.

An einem schönen Herbstabend hatte Klara Westford ihre beiden Kinder nach Winchester gesandt, um Einkäufe zu machen. Sie sah sie gern beschäftigt und vergnügt. Sie saß in dem Salon, dessen große Bogenfenster auf die Veranda hinausgingen. Der Tag war warm und angenehm gewesen, und die reine Waldesluft und der Duft der Blumen drangen durch's offene Fenster, an dem sie auf einer chaise longue halbliegend ruhte. — Ein kleiner Tisch mit Büchern stand an ihrer Seite, aber noch kein Band derselben war geöffnet worden. Sie war außer Stande zu lesen; ihre Gedanken zogen weit über das große Meer, das die Lily Queen durchschiffte. Nie, selbst nicht einmal in der vollen Jugendblüte war sie schöner erschienen, als heute an diesem Tage. Träumerisch sinnend schaute sie vor sich nieder, als plötzlich die Portiere der ihr gegenüber befindlichen Thüre sich öffnete und ein Mann in den Salon trat. Klara Westford erhob bei dem Geräusch das Haupt und ein halb unterdrückter Schrei entrang sich ihrer Brust. „Sie hier!" rief sie, „Sie hier?!" Der Mann, welcher sich auf diese Weise eindrängte, war Niemand anders als Rupert Goodwin, der Bankier aus Lombardstreet. Er trat langsam näher, blaß, aber noch immer schön, trotz seiner Jahre. „Ja, ich bin es, Klara Westford," sagte er ruhig. „Nach zwanzig Jahren stehen wir uns wieder gegenüber; und ich sehe das Weib, das der Fluch und die Qual meines Lebens geworden ist, vor mir." Klara Westford fuhr auf. „O Gott der Gnade," rief sie, die Hände schmerzlich faltend, „muß ich nach zwanzig Jahren des Glücks diese fluchwürdige Stimme wieder hören!" — „Ja, Klara, seit zwanzig Jahren ist Waffenstillstand zwischen uns gewesen, — heute beginnt der Krieg auf's Neue und dießmal hört er nicht auf, bis ich der Sieger bin!" Die Frau des Kapitäns bedeckte das Gesicht mit ihren Händen, ohne etwas zu erwiedern; es schauderte sie, als ob der kalte Nordwind sie angehaucht. „O Klara, Sie sind schön wie früher — aber Ihr Stolz ist gebrochen," sagte der Bankier; „die Frau des Kapitäns ist nicht mehr die übermüthige Tochter des Barons." — „Stolzer denn je!" rief sie, die Hände vom Gesicht nehmend und plötzlich Rupert Goodwin ansehend, „stolzer, als je, denn jetzt hat sie die Ehre ihres Gatten so gut wie ihre eigene zu vertheidigen!" — „Gut gesprochen, Klara, schön gesprochen! Ich sehe doch, Sie sind noch die stolze Königin von ehedem, und die Eroberung wird nur um so viel ruhmvoller sein. Dießmal aber wird mir der Sieg nicht fehlen!" — „Was wollen Sie hier?" rief Mrs. Westford, „wie haben Sie diesen Zufluchtsort aufgespürt?" — „Mit Hülfe Ihres Gatten, — Sie werden darüber sogleich Näheres erfahren." — „Mit Hülfe meines Gatten? — er kann doch unmöglich bei Ihnen gewesen sein?" — „Ja, ich habe ihn gesehen." — „Allerdings, ich entsinne mich. Er hat bei Ihnen eine bedeutende Summe deponirt, wie er mir gesagt?" Der Bankier sah sie mit einem übermüthigen Blick an. „Meine beste Klara, Sie träumen," rief er aus. „Ihr Gatte hat bei mir kein Geld deponirt und war auch nicht in der Lage, es thun zu können." — „Was wollen Sie damit sagen?" — „Einfach, daß Harley Westford, als er zu mir kam, ohne einen Penny war. Er hatte mich aufgesucht, um von mir Geld zur Bezahlung eines Theils der Ladung für sein Schiff zu leihen, und hat bei mir die Besitztitel dieses Gutes verpfändet, um mir eine Sicherheit für die ihm vorgeschossene Summe zu geben." — „Von Ihnen hat er Geld geliehen?" rief sie aus, die Hände mit einem Blick der Verzweiflung an die Stirne pressend. „Warum hat er mir wohl gesagt, daß er zwanzigtausend Pfund bei Ihnen deponiren wolle?!" — „Er hat Ihnen eine Unwahrheit gesagt; denn sein ganzer früherer Gewinn ist in auswärtigen Spekulationen verloren gegangen, und nur mit Hülfe des Anlehens ist es ihm möglich gewesen, den Hafen zu neuen Abenteuern zu verlassen. Ich verlange indeß nicht, theure Klara, daß Sie mir auf's Wort glauben sollen. Ich habe Papiere in Händen, welche die Unterschrift Ihres Gatten tragen, um die Richtigkeit meiner Vorschüsse zu beweisen. Wenn Sie diese Dokumente erst gesehen haben, werden Sie mir Glauben schenken." — „O mein Gott! — das ist zu furchtbar!" rief das unglückliche Weib. „Es ist zu grausam — Harley, mein innig geliebter Gatte, — Ihr Schuldner, der Schuldner des letzten Menschen, an den er sich hätte wenden sollen." — „Es ist allerdings sonderbar," erwiederte der Bankier, „daß er zu mir kam; sehr sonderbar, nicht wahr? sehr sonderbar!" Klara betrachtete ihn stillschweigend. Sie gedachte des letzten Beisammenseins mit ihrem Gatten und rief sich jedes der von ihm gesprochenen Worte in's Gedächtniß zurück. War es möglich, daß er sie über den Stand seiner Angelegenheiten getäuscht hatte? War es möglich, daß er mit der Schwäche und Feigheit, welche freilich der treuesten Liebe entspringt, ihr die Annäherung seines Ruines verheimlicht hatte? „Zeigen Sie mir die Unterschrift Harley Westford's, damit ich Ihren Worten Glauben schenken kann," sagte sie, „anders traue ich Ihnen nicht." — „Wir haben nicht nöthig, den Ereignissen vorzugreifen. Während wir indessen darauf warten, wollen wir einen Blick auf die Vergangenheit werfen. Nach einem Waffenstillstand von vollen zwanzig Jahren beginnt der Krieg auf's Neue, und dießmal ist es ein Kampf auf Leben und Tod. Lassen Sie uns einen Blick in die Vergangenheit werfen und uns die alte Geschichte noch einmal vor's Gedächtniß führen." — „Nein — nein," rief die Frau des Kapitäns mit bittendem Ton. „Schonen Sie mich — schonen Sie mich!" — „Ich will Ihnen nur zeigen, wie vortrefflich mein Gedächtniß ist. Lassen Sie mich deßhalb Ihnen die Geschichte erzählen, Klara." Keine Antwort erfolgte. Mrs. Westford wandte sich ab und bedeckte von Neuem ihr Gesicht mit den Händen, als ob sie nichts hören und nichts sehen wollte. Aber mit kaltem unbarmherzigen Ton begann Rupert Goodwin also: „Es sind jetzt zwanzig Jahre, Klara, daß ich den Herbst in einem Badeorte am Meer verbrachte, der damals in der Mode war. Alles, was elegant, vornehm und zur Aristokratie zählte, gab sich zur Saison dort Rendezvous; aber inmitten aller dieser Leute von hoher und höchster Geburt war ich kein Eindringling. Der Ruf meines reichen Vaters hatte mich begleitet und verbreitete einen strahlenden Glanz um meinen unscheinbaren Namen. Ich hatte meine Ausbildung in den großen Städten des Festlandes vollendet und durfte mich einen Weltmann im vollsten Sinn des Wortes nennen. Es waren viele hübsche Frauen in diesem schönen Badeorte

am Meer. Aber die schönste von allen, die anerkannte Schönheit, war die Tochter Sir John Ponsonby's, des reichen yorkshirer Barons. Sie war eine reizende Erscheinung. Ich begegnete ihr auf dem Balle, am Meeresstrand, in dem Lesezimmer, auf dem Spazierritt stets in Begleitung ihres alten Vaters, und ihr Anblick blendete mich, als ob ein Sonnenstrahl meine Augen getroffen hätte. Ich liebte sie mit wahnsinniger, wilder Leidenschaft und war entschlossen, sie zu meinem Weib zu machen." Klara Westford nahm die Hand von ihrem Gesicht und sah den Bankier mit einem verächtlichen Lächeln an. „O! ich kenne den Sinn, der in diesem Lächeln liegt, Klara," sagte Rupert Goodwin. „Ich war sehr anmaßend, nicht wahr, daß ich den Entschluß faßte, dieß Mädchen mein nennen zu wollen? Bedenken Sie aber, daß das Mädchen mich selbst dazu ermuthigt hatte; sie hatte mir zugelächelt, hatte mich durch freundliche Worte und zärtliche Blicke dazu ermuntert. Ein Schwarm Bewunderer war stets in ihrem Gefolge — ich aber war der vor Allen Begünstigte; sie schien mich besonders auszeichnen zu wollen, indem sie an meiner Unterhaltung mehr Vergnügen zeigte, als an der von andern." — „Es war ein schwaches Mädchen," murmelte Klara, „aber sie dachte nichts Schlimmes." — „Sie hatte keine bösen Absichten," wiederholte der Bankier. „Aber sie hatte meine thörichte Leidenschaft genährt, sie hatte meine wilde Liebe ermuthigt. Und als ich dann zu ihr trat, vertrauend, voll Hoffnung, glaubend, daß ich Erwiederung finden würde; — als ich zu ihr kam, um ihr zu sagen, wie theuer sie mir sei — — wandte sie sich ab und stieß mich mit einem kalten Blick des Erstaunens zurück, indem sie mir sagte, daß sie die Braut eines Andern sei." Der Bankier mußte einen Augenblick inne halten, fuhr dann aber mit erstickter Stimme, welche vor Aufregung zitterte, fort: „Ich war nicht der Mann, dieß ruhig hinzunehmen, Klara Westford. Ich bin keines jener schwachen Geschöpfe, welche eingestehen, daß sie vergeben und vergessen können. Ich verließ Klara Ponsonby mit einem Sturm im Herzen. In jener Nacht, wo kein anderes lebendes Wesen dem Brausen des Ozeans sein Ohr lieh, irrte ich an dem Strande umher; — in jener schrecklichen Nacht that ich mit zum Himmel erhobenen Händen einen fürchterlichen Schwur. Ich gelobte mir, daß Klara Ponsonby früher oder später mir verfallen müsse, um mich zu rächen für die Demüthigung, die sie mir — mir, dem stolzen Abkömmling einer angesehenen Familie, hatte angedeihen lassen" — seine Lippen versagten ihm den Dienst. „Ich sah meine schöne Klara am folgenden Tage wieder und machte sie mit meinem Schwur bekannt. Aber sie war einer stolzen Familie entsprossen und trotzte mir." — „Sie trotzte Ihnen," entgegnete die Frau des Kapitäns, „wie sie Ihnen heute noch Trotz bietet." — „Sechs Monate dauerte der Kampf," fuhr der Bankier fort, „sechs Monate lang wurde stillschweigend der Krieg geführt. Ueberall, wo man Klara Ponsonby erblickte, sah man mich in ihrer Nähe. Ueberall hin folgte ich ihr. Ihr Vater liebte mich und hatte Vertrauen zu mir — sie konnte mich nicht aus seiner Gesellschaft bannen, ohne ihrem Vater ihr Verhältniß zu einem Andern zu gestehen, — dem Andern, der seiner Stellung in der Welt nach unter ihr stand und den ihr Vater als Bewerber um die Hand seiner Tochter entschieden zurückgewiesen haben würde. Klara schwieg, und so lästig ihr auch meine Gegenwart sein mochte, sie war genöthigt, sie zu dulden. Ich stellte mich im Theater hinter ihren Sitz, zu Pferde folgte ich ihrem Wagen. Noch ehe die Saison vorüber war, liefen verdächtigende Gerüchte in der Gesellschaft um, in der sie lebte, und griffen ihren Ruf an. Ich hatte sehr geschickt manövrirt. Ich hatte Freunde und Schmeichler, die stets meinem Wink gehorsam waren. Ein einfacher Scherz, ein Achselzucken und das Uebel war geschehen. Vor Schluß der Saison war Klara Ponsonby's guter Ruf verloren. Die verdächtigenden Gerüchte, welche umliefen, kamen auch zu den Ohren ihres Vaters, und der schwache Greis, der an die Ehrlosigkeit seiner Tochter glaubte, jagte sie von sich und erklärte, daß er sie nie wieder sehen wolle." Ein konvulsivisches Schluchzen ergriff Klara Westford, aber sie sagte kein Wort, kein Schrei kam über ihre Lippen. „Damals glaubte ich, triumphiren zu können," fuhr Rupert Goodwin fort; „verstoßen, verlassen, wie sie war, hoffte ich, daß Klara Ponsonby ihre Zuflucht in der prächtig ausgestatteten Wohnung suchen würde, die ich für sie eingerichtet hatte. Meine leidenschaftlichen Briefe hatten ihr gesagt, daß ich bereit sei, sie mit offenen Armen zu empfangen. Meine Agenten bewachten sie, als sie die Wohnung ihres Vaters verließ, aber ich hatte mich verrechnet, es war nicht mein Haus, wohin sie ihre Schritte lenkte. Sie fuhr nach Southampton und schiffte sich dort nach Malta ein, und einen Monat darauf las ich in den Times die Anzeige ihrer Heirath mit Harley Westford, Kapitän des Handelsschiffes „the Adventurer". In Malta hatte sie sich mit dem Mann vereinigt, dem sie sich früher verlobt. Fern von dem Kreise, in dem sie sonst gelebt, verbrachte sie ihr Leben, und die skandalösen Gerüchte, welche sie verjagt hatten, schlugen nicht mehr an ihr Ohr. Dieß war das Ende des ersten Aktes. Seit drei Monaten hat der zweite Akt begonnen, als Harley Westford, ihr Gatte, der Mann, um dessen Willen sie mich beleidigt, in mein Comptoir in Lombardstreet trat." Klara Westford erhob sich plötzlich und wandte sich nach dem Bankier mit einer Bewegung voll Adel und Stolz. „Verlassen Sie dieß Haus," rief sie, ihm die Thüre zeigend, „Ihre Gegenwart beschmutzt und entehrt es. Vor zwanzig Jahren, als Sie mir Ihre Gesellschaft aufzwangen, waren wir im Hause meines Vaters, wo ich nicht die Macht hatte, Sie fortzujagen, — dieß Haus aber gehört mir, Rupert Goodwin, und ich befehle Ihnen, dasselbe alsbald zu verlassen und nie wieder die Schwelle zu betreten." — „Das sind harte Worte, Klara, aber ich kann nicht wohl anders, als gehorchen. Ich gehe, jedoch nur auf kurze Zeit. Es wird der Tag kommen, wo ich ein besseres Recht haben werde, hier einzudringen. Diesen Augenblick erwartend, gehe ich. Ehe ich Sie aber verlasse, erlauben Sie mir Ihnen eine Stelle in dieser Zeitung zu zeigen, die vielleicht von Interesse für Sie sein dürfte." Während er dieß sagte, reichte Rupert Goodwin Mrs. Westford eine Nummer der Times, in der eine Stelle angezeichnet war. Sie lautete: „Die Vorstände des Lloyd beginnen um die Sicherheit des Schiffes „Lily Queen", welches die Docks am 27. Mai l. J. verließ, um nach China zu gehen, ernstlich besorgt zu sein, indem von demselben seither nichts mehr gehört worden ist." Die Zeitung entfiel Klara Westford's Händen, sie konnte nicht weiter lesen, aber ein lauter Schrei der Verzweiflung entrang sich ihrer Brust, und bewußtlos sank sie zu Boden. „Nun, Klara!" rief der Bankier aus, indem er den unbeweglichen Körper zu seinen Füßen mit einem teuflischen Lächeln betrachtete: „ich hatte wohl recht, als ich sagte, daß der zweite Akt des Drama's begonnen habe." (Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Unschön und ungesund. Das ist die Devise unserer heutigen Frauenkleidung. Das fängt bei den Kindern mit den nackten Beinen an und hört bei den Frauen mit den Krinolinen auf. Reclam sagt in seinem Buche von der vernünftigen Lebensweise: Immer sei die Kleidung, namentlich am Vormittage, wo der Körper, durch die Bettwärme verwöhnt, empfindlicher ist, an den Beinen wärmer als an der Brust; also Unterbeinkleider, keine Krinoline, und für Kinder keine schottische Tracht. Ein Kind in dieser Tracht ist immer ein sicherer Beweis für Gewissenlosigkeit und Unwissenheit der Eltern. In England, wo milde, gleichmäßige Luft ist, bringt diese Tracht minder Gefahr, als in der trockenen Luft des Kontinents. Uebrigens tragen die Herren Schotten in ihrer Heimat auch Beinkleider, und nur wenn sie in der Hauptstadt Aufsehen erregen wollen oder zu Hause bei feierlichen Gelegenheiten renommiren sie in der Volkstracht.

*

Ein Republikaner vom reinsten Wasser. Bei den Indianern Nordamerikas findet sich mit Ausnahme etwa der Krihs und Irokesen keine eigentliche Regierung: Alles hängt von Sitte und Brauch, von Herkommen und Meinung, von instinktiven Trieben ab. Für Gesetze in europäischem Sinne haben ihre Sprachen nicht mal ein Wort. Als Rink die Nikobaren fragte, wer über sie gebiete, antworteten sie lachend: „Wie er glauben könne, daß Einer gegen eine so große Anzahl etwas vermöge?"

*

Echt oder unecht. Der Meerschaum hat sich bei allen Rauchern so unentbehrlich gemacht, daß es nicht unwichtig ist, ein Mittel zu wissen, wie man echt von unecht unterscheiden kann: Echter Meerschaum erhält, mit einer Silbermünze bestrichen, keinen grauen Strich, wie er sich bei unechtem zeigt.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 4. Oktober.

Stuttgart, 1865. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Das Loch in der Hose.

Erzählung von **Fr. Gerstäcker.**

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Der Besuch.

Die Frau Professorin Perler hatte Mann und Tochter nicht an das Boot begleiten können, um ihre lieben Gäste zu empfangen; denn die telegraphische Depesche, die ihr Eintreffen anzeigte, war erst an dem Morgen angelangt und da natürlich noch so viel im Haus zu thun und zu ordnen, daß sie nicht daran denken konnte, es zu verlassen. Behielt sie doch auch wirklich — nachdem Alles endlich in den gehörigen Stand gesetzt — kaum nur so viel Zeit übrig, um sich in ihren Staat zu werfen, als der Wagen mit dem Gepäck schon vor die Thür rasselte und bald darauf auch die Erwarteten eintrafen.

Das war jetzt ein Fragen und Erzählen unter den fröhlichen guten Menschen, und die Frau Professorin führte dann den Herrn Justizrath in sein Zimmer hinauf, das sie ihm eingerichtet hatte, als ob er sich dort für Lebenszeit einquartiren solle, und Rosa nahm Käthchen und Elisabeth unter den Arm und sprang mit ihnen nach deren Gemach, das eher einem Puppenstübchen aus dem Feenreiche, als einem Wohnort für irdische Wesen glich. Dann sollten sie begreiflich noch einmal zu Mittag speisen, was aber natürlich entschieden abgelehnt werden mußte, denn es war kaum vier Uhr vorbei und nur dem Kaffee konnte und wollte der Justizrath nicht ausweichen, der hinunter in die mit schon reifen Trauben behangene Weinlaube getragen und dort mit einer guten Cigarre genossen wurde.



Der Münster in Freiburg. (S. 39.)

Aber die Mädchen hatten keine Ruhe dort und einander so unendlich viel zu erzählen — eigentlich merkwürdig, da sie sich fast wöchentlich bogenlange Briefe schrieben — daß es ihnen in der Laube keine Ruhe ließ und sie jetzt Arm in Arm durch den Garten wanderten, um sich endlich einmal ordentlich auszusprechen. Wir Menschen fühlen ja oftmals das Bedürfniß, besonders junge Damen, die auch an dem Geringsten und Unbedeutendsten ein warmes Interesse nehmen.

„Sag' einmal, Rosa," frug da Elisabeth endlich, die bis jetzt die Stillste gewesen war, denn immer noch suchte sie in ihrem Gedächtniß nach dem Bild des Fremden, und ärgerte sich dabei eigentlich über sich selber, daß ein vollkommen gleichgül-

tiger und fremder Mann ihre Gedanken so in Anspruch nehmen konnte — „was ist das für eine Klara Paßwitz, von der Du vorhin sprachst?"

„Klara? ei die Tochter des Medizinalraths, der auch mit Deinem Vater sehr befreundet ist!" rief Rosa, „und ein liebes gutes Mädchen — aber ja so, das wollte ich Dir ja noch erzählen, weil Du mich vorhin nach ihrem Bräutigam frugst, der uns an der Landung grüßte."

„Kennst Du ihn denn, Lily?" frug Käthchen erstaunt.

„Nein," lächelte die Schwester; „aber sein Gesicht muß ich schon irgendwo einmal gesehen haben, kann mich aber nicht besinnen wo, so viel ich mich auch schon deßhalb abgequält habe."

„Nun, das müßte bei uns in Hoßburg gewesen sein," meinte die Schwester. „Vielleicht war er einmal dort zum Besuch."

„Ich glaube kaum," sagte Rosa; „denn so viel ich weiß, ist er erst vor ganz kurzer Zeit von Paris zurückgekehrt, wo er sich durch Spekulation ein bedeutendes Vermögen erworben und sich jetzt hier in der Nachbarschaft — wenigstens nicht so weit entfernt angekauft hat."

„Und er wird Klara Paßwitz heirathen?"

„Ja, das ist eine wunderliche Geschichte," meinte Rosa geheimnißvoll. „Klara kannte ihn fast noch gar nicht, er war nur ein paar Mal, von irgend Jemand — ich weiß nicht von wem — an ihren Vater empfohlen, in ihrem Hause gewesen, hatte aber viel mit dem Vater verkehrt und diesen auch einmal bewogen, ihn mit der Tochter auf seinem Gut zu besuchen — es liegt ein Stück den Rhein hinauf, irgendwo da hinter Godesberg — und von dem Augenblick an schien die Sache zwischen ihm und Klara's Papa abgemacht zu sein, ohne daß Klara — doch als die Hauptperson — nur besonders darum gefragt worden wäre."

„Und liebt sie ihn denn nicht?" frug Käthchen rasch.

„Ja," meinte Rosa, sehr altklug die Achseln zuckend, „das ist eine Sache, hinter die ich selber noch nicht recht kommen kann. Manchmal scheint es mir allerdings, als ob sie ganz mit der Verbindung einverstanden wäre, und dann wieder sieht sie so unglücklich aus, als ob ihr das Herz über irgend einem geheimen Gram brechen wolle. In der Stadt sagt man auch allgemein, daß es nur eine gezwungene Heirath wäre, zu der sie ihr Vater gedrängt hätte."

„Aber er wird doch wahrlich seine Tochter nicht zu einer Heirath zwingen wollen!" rief Käthchen.

„Er wird sie gerade nicht zwingen," meinte Rosa, „aber ihr so lange damit in den Ohren gelegen und von der guten Partie gesprochen haben, bis sie ihn zuletzt heirathet, um nur Nichts mehr von der Sache zu hören."

„Das wäre auch eine eigene Manier, Jemanden los zu werden," lachte Käthchen, „man heirathet ihn einfach."

„Kennst Du den jungen Herrn näher, Rosa?" frug Elisabeth.

„Näher? er war ein paar Mal mit Paßwitzens bei uns."

„Und sind sie schon verlobt?"

„Auch daraus bin ich noch nicht recht klug geworden," meinte Rosa; „in der Stadt heißt es allerdings so, Klara weicht aber allen Fragen aus. So viel ist sicher, daß sie die Trauung noch eine Zeitlang hinausgeschoben hat; denn wäre die schon bestimmt, so würde ich es gewiß erfahren haben. Herr von Berger scheint allerdings nicht damit einverstanden; wenn Klara aber einmal ihren kleinen Trotzkopf aufsetzt, ist auch nicht viel mit ihr anzufangen."

„Das wäre ein sonderbares Verhältniß," sagte Elisabeth kopfschüttelnd, „wo sich die Braut vor der Trauung fürchtet und sie so lange als möglich hinauszuschieben sucht."

„Und ich weiß wirklich nicht recht weßhalb!" rief Rosa; „denn Berger ist in der That ein liebenswürdiger Mensch und, wenn er nicht gerade seine ‚finstere Stunde' hat, wie wir es nennen, fast ausgelassen lustig und dabei unerschöpflich in geselliger Unterhaltung. Wir haben einige wirklich herrliche Abende in seiner Gesellschaft verlebt, und da hat er sich so liebenswürdig gezeigt, daß ich ihm selber gut sein könnte."

„Dann überläßt ihn Dir Klara vielleicht," lachte Käthchen, „und damit wäre euch am Ende Beiden geholfen."

„Aber Käthchen!" rief Rosa vorwurfsvoll, „Du bist doch ein ausgelassen Ding geworden."

„Ach was," lachte Käthchen, „wunderbarere Sachen sind schon vorgekommen. Ist er denn hübsch?"

„Sehr hübsch," sagte Rosa, die auf den Scherz der Freundin einging, „und sehr reich dabei."

„Also, was willst Du mehr?" neckte Käthchen, „unter solchen Umständen kannst Du Dich schon einmal für eine Freundin opfern."

„Und von was unterhalten sich die jungen Damen?" rief auf einmal die fröhliche Stimme des Justizraths.

„Und von was sonst, als jungen Herren, Papa," lachte Käthchen, als ihnen plötzlich der Vater mit dem Professor und seiner Gattin aus einem der Seitengänge entgegen kam, und rief mit der kecken Antwort hohes Roth auf die Wangen ihrer Schwester und Freundin.

„Ei ei ei ei," sagte der Professor; „aber so lange es die junge Gesellschaft noch so frischweg eingesteht, hat es wohl nicht viel zu sagen; wie, Rosa?"

„Nein, Papa, ich glaube auch nicht," lächelte das junge Mädchen, „wir haben uns von Klara's Bräutigam unterhalten."

„Von dem jungen Berger — ach ja, der ist ja vorhin mit eurem Dampfer wieder nach Bonn gekommen. Er soll mit Paßwitz' Tochter verlobt sein."

„Paßwitz? wie geht es dem?" rief der Justizrath."

„O gut," lächelte der Professor, „er ist noch immer der alte Sonderling, aber in den letzten Jahren merkwürdig grau geworden."

„Und führt ihm die alte Isabel noch die Wirthschaft?"

„Genau wie früher und tyrannisirt das ganze Haus — wir wollen morgen einmal hinüber gehen und sie besuchen. — Heute wird aber Nichts mehr vorgenommen, denn heute gehört ihr vollständig uns und nicht einen Fingerbreit lassen wir euch aus — nicht wahr, Alte?"

„Das versteht sich," nickte freundlich seine Frau dazu, „denn lange genug haben wir uns auf die Zeit vergebens gefreut, wo uns der Herr Justizrath einmal wieder die Ehre schenken würde."

Dabei blieb es, den Justizrath drängte es auch gar nicht aus dem ihm selber so lieben Kreise fort, und die kleine Gesellschaft verbrachte den Abend froh und glücklich in den eigenen Räumen.

Am nächsten Tag wurden Besuche gemacht, und zwar zuerst die Staatsvisiten, die den Besuchten gerade so langweilen wie den Besuchenden und beiden Theilen unausstehlich sind, von denen sie sich aber doch stets einreden, daß sie nun einmal „nöthig und schicklich" wären und nicht umgangen werden könnten.

Der Justizrath machte von der Regel solcher gewissenhaften Menschen keine Ausnahme. Um zwei Uhr sollte gegessen werden, und von halb elf bis zwei Uhr quälte er sich denn auch, bei vierundzwanzig Grad Wärme im Schatten, in einem unbequemen schwarzen Frack und eben solchen Beinkleidern mit einem hohen Cylinderhut — seinen leichten Strohhut durfte er „anstandshalber" nicht aufsetzen — pflichtschuldigst ab, um eine Anzahl ihm vollkommen gleichgültiger Menschen in ihren eigenen Wohnungen zu besuchen. Dort wurde er dann in die „beste Stube" geführt, um sich, während Frauen und Töchter der Heimgesuchten als „noch nicht sichtbar" in alle möglichen Seitengemächer schlüpften, eine Viertelstunde lang über gar Nichts mit dem Hausherrn zu unterhalten und von ihm beim Abschied die Versicherung zu hören, wie außerordentlich angenehm es ihm gewesen sei, den Herrn Justizrath wieder einmal begrüßt zu haben.

Das beseitigt, stieg er die Treppe hinab, nahm unten aus seiner Westentasche ein kleines Blättchen Pappe, auf dem die Namen der verschiedenen Persönlichkeiten aufgezeichnet standen, und strich mit einem, aus voller Brust herauf geholten „Gott sei Dank! wieder Einer" der betreffenden „Abgemachten" fort.

Zum Tode erschöpft, aber mit dem beseligenden Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt und sich dabei einen vortrefflichen Appetit geholt zu haben, kehrte er endlich kurz vor zwei Uhr in des Professors Wohnung zurück.

„Nun? Alles abgemacht?" rief ihm dieser lachend entgegen.

„Alles," nickte der Justizrath vergnügt; „drei habe ich Gott sei Dank nicht zu Hause getroffen und nur meine Karte abgegeben. That mir leid, aber ließ sich nicht ändern. — Noch einmal hingehen kann ich nicht."

„Du hast sie, Gott sei Dank, nicht zu Hause getroffen,"

schmunzelte der Professor, „aber es thut Dir leid. Bist Du ein wunderlicher Mensch, und weßhalb ludst Du Dir und Anderen eine solche Last auf? — Die armen Teufel müssen Dich jetzt auch wieder aufsuchen."

„Ja, lieber guter Kuno," sagte der Justizrath, „das geht doch nun einmal nicht anders — die Form muß beobachtet werden, denn gerade die Form hält unsere ganze menschliche Gesellschaft zusammen."

„Ich habe Dich nie für einen solchen Formmenschen gehalten."

„Wer kann's ändern," sagte der Justizrath achselzuckend, „aber dafür schmeckt mir jetzt das Essen auch desto besser, und heute Nachmittag suchen wir die alten Freunde in aller Gemüthlichkeit auf."

„Und ohne Glacéhandschuhe."

„Ohne Glacéhandschuhe, das versteht sich," bestätigte der Justizrath, denn so lange ich Glacéhandschuhe an den Händen habe, bin ich nur höflich, sowie ich sie ausziehe, werde ich herzlich und vergnügt."

Und jetzt wurde zu Tisch gerufen, nach Tisch der Kaffee wieder in der Laube getrunken, und dann beschloß die kleine Gesellschaft, gemeinsam den Medizinalrath Paßwitz zu überfallen, der von der Anwesenheit des Justizraths noch gar Nichts wissen konnte, und sich gewiß über das Wiedersehen eines alten Studiengenossen außerordentlich freuen würde.

Es mochte vier Uhr sein, als der Professor vorschlug, ihren Besuch nun abzustatten, da der Medizinalrath um Sechs regelmäßig, wie die Uhr schlug, in sein Kasino ging, und die Zeit — wenn ihn nicht Krankheit an sein Lager fesselte — nie versäumte. Nicht einmal durch eine Gesellschaft ließ er sich davon abhalten, und die kleine Karawane brach unverzüglich dahin auf.

„Herr Medizinalrath zu Hause?" frug der Justizrath, der mit Elisabeth eine kurze Strecke voraus war und an der verschlossenen Thür geklingelt hatte. Ein alter Dienstbote öffnete, hielt sich aber nicht lange mit Erkundigungen oder Antworten auf, sagte einfach „Nein" und schlug dem erstaunten Herrn die Thüre wieder vor der Nase zu.

„Das ist ein hübscher Empfang," lachte der Justizrath, sich gegen den jetzt herankommenden Freund wendend. „Viele Umstände machte die Alte keinenfalls — wir scheinen doch zu spät gekommen zu sein."

„Gott bewahre," sagte der Professor, mit dem Kopf schüttelnd, „eher ging die Sonne einmal aus Versehen im Westen auf, als daß Paßwitz um diese Zeit nicht im eigenen Hause hinter einer Tasse Kaffee säße. Das war nur eine Laune von dem alten Drachen, der der Besuch in diesem Augenblick aus irgend welchen Gründen ungelegen kam, aber sie wußte keinenfalls, daß ich dabei war, sonst hätte sie es doch wohl nicht versucht. Ich werde sie noch einmal zitiren" — und mit den Worten trat er an die Klingel und zog so kräftig, daß das ganze Haus von den Tönen der ziemlich großen Glocke wiederhallte.

Es dauerte nicht lange, so wurde die Thür — und zwar dießmal ziemlich heftig aufgerissen, und die Alte schien allerdings die Absicht gehabt zu haben, unangenehm über die neue Störung zu werden; die Person des Professors, den sie gut genug kannte, belehrte sie aber doch eines Besseren, und wenn sich ihr runzliches Antlitz auch nicht in freundlichere Falten zog, hielt sie doch die Thüre offen und sagte nur mürrisch: „Der Herr Medizinalrath haben Besuch — wußte nicht, daß der Herr Professor dabei war."

„Schon gut, Fräulein Isabella," nickte ihr aber dieser zu — „brauchen uns auch nicht anzumelden; ich weiß schon selber den Weg. Apropos, wer ist denn oben — doch kein Kranker?"

„Der Herr Baron," lautete die kurze Antwort.

„So? — Berger? — desto besser — und nun komm', mein alter Freund, jetzt wollen wir einmal den Bären in seiner eigenen Höhle überrumpeln," und ohne weiter Notiz von der alten Wirthschafterin zu nehmen, die ihre friedliche Wohnung plötzlich von einem Schwarm geputzter Menschen gestürmt sah, ohne die Macht zu haben, sie zurückzuweisen oder abzusperren, stiegen sie die Treppe hinauf.

Der Professor hatte auch nicht zu viel versprochen — er wußte, in welcher Stube er den Freund zu suchen hatte, und als auf sein etwas derbes und rasches Anklopfen ein erschrecktes „Herein" antwortete, riß er die Thür weit auf und führte lachend die kleine Armee in die Stube hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Ein vollendeter Münster.

Freiburg.

Von

Eberhard Berg.

(Bild S. 37.)

Freiburg und Köln — unwillkürlich denken wir bei diesen Namen an ihre Münster. Bei keiner andern Stadt ist das so sehr der Fall. Aber ihre Münster sind nicht nur der schönste Schmuck dieser Städte, sondern es sind auch die herrlichsten Bauwerke auf deutschem Boden. Freiburg steht vollendet seit Jahrhunderten, Köln geht in unsern Tagen seiner Vollendung entgegen. Die beiden Dome sind unsere schönsten Wahrzeichen am Rheine: Straßburg ist ja für uns leider verloren. Frei dastehend wie kaum ein anderer Dom, überschauen wir das herrliche Werk von allen Seiten. Aus rothem Sandstein baut sich der 1122 begonnene, von demselben Meister wie der straßburger Münster entworfene, 1236 vollendete, im Chor erst 1512 geweihte Dom auf, der, in seinem Inneren imposant, aber noch schwerfällig durch seine Massenhaftigkeit, sich außen um so reizvoller und durch den einzigen, aber herrlich gearbeiteten und in seinem Aufbau so klaren Westthurm darstellt. Aus der schweren Masse des Unterbaus steigt die wunderbar durchbrochene Pyramide, deren Kreuzblume 385 Fuß über dem Boden schwebt und an Adel der Formen, Schlankheit und Kühnheit alle andern zur Ausführung gekommenen Thurmhelme überbietet und in seiner organischen Entwicklung aus dem Unterbau nur von den Rissen der kölner Domthürme übertroffen wird. Unter dem Thurm ist der Haupteingang in die Kirche durch ein reich mit Skulpturen geschmücktes Portal, in denen die religiöse Geschichte mit weltlicher Allegorie in hunderten von kleinen, aber überaus kunstvoll gemeißelten Statuetten sich mischt. Die Bildnerkunst hat hier ihren ganzen Reichthum erschöpft. Und über diesem prachtvollen Portale steigt die Pyramide des Thurms himmelan — ein Wächter an Deutschlands Südwestmarke, der bedeutungsvoll auf das geraubte Straßburg zeigt.

Das Jungfern- oder Lotteriebrünnlein

bei Sivering nächst Wien.

Von

A. Silberstein.

(Bild S. 41.)

Quellen und ihr geheimnißvoller, wenigstens der Allgemeinheit verborgener Ursprung, haben von jeher und bei allen Völkern den kindlichen Sinn des Glaubens und Aberglaubens erweckt. Der kindliche Sinn drängt sich noch heute wie ehemals an Quellen, und der in unklaren Geistern entstehende Aberglaube hat sein Lieblingsplätzchen nach wie vormals an ihnen!

Bei Sivering nächst Wien ist ein Brünnlein, oder eine Quelle, welche ihre Popularität wohl nach Jahrtausenden zählen mag, natürlich ein Verehrtsein in sehr wechselnden Formen. Denn Sivering soll der älteste christliche Ort Oesterreichs sein und vom heiligen Severin herstammen, welcher den Heiden daselbst den neuen Glauben predigte und das älteste Kirchlein gründete. Nach aller Wahrscheinlichkeit ist das Brünnlein damals und schon viel früher vorhanden gewesen, und der auf das Heidenthum zurückführende Sagenkreis hat eben hier, an Bergen und Oertlichkeiten, seine Namenszeugen. Der Name „Jungfernbrünnlein" soll aus kürzerer Epoche rühren, weil eine heilige Jungfrau an einem der Bäume angebracht gewesen wäre. Aber das strikte Wort „Jungfrau" und der Mangel aller andern Bezeichnungen und Namen, wie sie dem Glauben vielfach zu Gebote stehen, läßt mit gutem Grund darauf schließen, daß diese Quelle mit den Jungfrauen, vielleicht mit der Hilda, Berchta u. s. w. in Verbindung gestanden haben muß.

Eine Jungfrau, und noch dazu eine schöne Jungfrau, ihres

sonstigen Gewerbes und Herkommens eine „Fee", spielt in dem Sagenkreis, welchen alte Weiber lebhaft im Gedächtniß haben und fortpflanzen, eine große Rolle. Sie hieß Agnes, in welcher Pfarrei protokollirt, ist unbekannt, und ein daherkommender Jäger hat der ledigen Fee das Herz frischweg genommen. Der Jäger soll, übereinstimmenden Kaffeeschwesternüberlieferungen nach, nicht anders als Karl geheißen haben und sogar beritten gewesen sein! Dieser saubere „Musjö von Itzehö", oder anderswoher, kann auch Karl der Große gewesen sein, Andere machen einen Schweden und Schwedenkönig aus ihm, da diese Würden heute an Ort und Stelle nicht theuer zu stehen kommen.

Alte Frauen waren es, welche diese ursprünglich heilige Quelle vor Verwahrlosung hüteten. Sie waren es, welche, beim Mangel jeglichen Heiligenbildes, nunmehr und seit vielen Generationen der Quelle einen zeitgemäßen Beruf verschaffen, eine schätzbare Fortbildung — nämlich, als Lotteriebrünnlein!

Das Datum, an welchem die Götter, die Zauberer u. s. w. diesem Wasser das Privilegium verliehen, Lotterieglauben nicht zu Wasser werden zu lassen und Lotteriewunder zu verrichten, ist unbekannt, oder die kundigen Damen verwahren in ihren Schnupftabaksdosen neben der Karottenbohne und dem Schwarzgebeizten noch die wichtigen Urkunden so sorgfältig, daß kein frivoles Auge sie zu entweihen vermag!

Wieso es ferner kommt, daß dieses Brünnlein nicht in Hieroglyphen, nicht einmal in veralteten römischen Ziffern spricht oder schreibt, sondern sich geradewegs unserer arabischen Comptoir- und Lotterieschreibweise bedient, ist unbekannt. Genug an dem, es ist ein sehr praktischer und glücklicher Einfall des Brünnleins, diese Gefälligkeit zu erweisen, dieses Geschäft in moderner Weise zu treiben, und es hat sicherlich ein gespenstiger Schreibmeister, oder ein als Gespenst zu wandeln verurtheilter Lottocollecteur, vielleicht auch ein seliger Terngewinner, dem Brünnlein diese Fertigkeit beigebracht.

Wenn einem gutgearteten Individuum also das Wasser im Munde zusammenläuft bei der Nennung des Wortes „Treffer", in



Das Residenzschloß in Weimar. (S. 43.)

der Lotteriesprache „Terno", „Ambo", „Solo", „Extrato" u. s. w.; wenn es sich die pfiffigen Aeuglin in dem schlauen Kopfe mit Wasser von diesem Brünnlein wäscht, und dann fest und gut hinunterguckt, so sieht es im Grunde nichts — Anderes, als die vorher verkündeten Nummern der nächsten Ziehung!

Ein Teufelsbrünnlein! Und es ist auch klar, daß dieß mit dem Teufel zugehen muß! Aber mit dem Beelzebub selbst kann man sich auf tausenderlei Art abfinden, das weiß Jeder. Und deßhalb hat man Kerzlein, mit denen man, selbst in stockfinsterer Nacht, dem höllen-raben-tinten-pechschwarzen Brünnlein klar auf den Grund sieht, und umzieht sich wohl auch mit einem Kreisstrich von Kreide, daß Beelzebub seinen Huf nicht darüber zu setzen und nicht einmal die lange Kralle nach den gelichteten Zöpfen und Haaren der Gläubigen auszustrecken vermag!

Gras, in der Umgebung dieser Quelle gewachsen, hat seine erkleckliche Wundermacht, und man läßt sich nicht einmal träumen, was man durch dieß unter das Kopfkissen gelegte Gras zu träumen vermag, nämlich Glückverheißendes und namentlich Ziffern! Ein Stein von der Quelle wird ähnlicherweise zum Stein der Weisen und Grundstein des Lotterieglückes.

Wo die Ziffern fehlen, tritt das Geburtsjahr, Tauf-, Trauungs-, Sterb-, Ankunfts- und Abfahrtsdatum ein; und wenn man in diesen zarten Dingen nicht sofortigen Bescheid weiß, so haben die tiefen Gelehrten der Traumbücher, die Planetensteller, die alten Weiber mit noch älteren apostolischen Büchern für sichere Auskunft gesorgt, und wer dann noch nicht klar sieht, der hat ein heilloses Brett vor den Augen, und ihm ist nicht einmal mit einem hindurch gebohrten Loche von Handgröße geholfen, oder zu helfen!

Es könnte allerdings der nicht ganz unmögliche Fall vorkommen, und böse Zungen wollen behaupten, daß er schon mehr als einmal dagewesen, nämlich daß die Zahlen — nicht treffen! Dann steht es dem Betroffenen frei, die Chiromanten, Nekromanten, Astrologen, Magiker und Numerologen wegen nicht genügender Kenntnisse in ihrem Gewerbe zu verklagen; aber milde Nachsicht hat diesen schmerzlichen Fall bisher immer zurückgehalten, und dem Wasser werden Einsichtsvolle niemals Schuld geben, vielmehr dem Wein, Bier,

oder auch den Schnäpsen der verschiedensten Sorten! Da weder die Fee, noch einer der Ritter dagegen protestirt, daß in der Umgebung des Brünnleins allerlei feste und flüssige Herzstärkungen feilgeboten werden, so ist das Wasser um so mehr vor Erschöpfung gewahrt und thut desto geistreicher sein Werk! Vielleicht auch, daß die Fee, Karl der Große u. s. w. unsichtbar nach den vorhandenen Fla-



Das Lotteriebrünnlein bei Sivering (Wien). Von V. Katzler. (S. 39.)

schen greifen und durch sie desto redseliger gemacht werden! Zuweilen rückt also eine sehr heitere Gesellschaft an — inmitten eines ländlichen Ausfluges — und stört allerdings durch die seltsamsten Klänge und Gebarungen die Stille dieses geweihten Ortes! Die ergrauten Häupter der Priesterinnen hier wissen aber, daß das Gute nur mit Widerstand siegt, und sie erheben sich, um durch Brillen in die eilenden Wolken klagend zu gucken, oder sie vertiefen sich in der frommen Anschauung des Brünnleins, welches in uner-

schütterlicher Ruhe ihnen ein Beispiel ist, oder in die mysteriösen Bücher, an denen so viel Fett und klebrige Substanz hängt, daß mehr als ein Auge darauf haften bleiben kann.

Kommt aber namentlich ein jugendlicher Frevler, welcher mit heuchlerischer Miene zuerst gläubig in den heiligen Quell starrt, dann jedoch mit ruchloser Raschheit seinen Stock hineintreibt und das ganze Lottogeschäft trübt — dann wehe seinem Rücken, wenn derselbe nicht auf sehr raschen Geh- oder Laufwerkzeugen sich befindet!

Man kann aber auch nicht der Fee das ganze Geschäft so müheselig und allein überlassen. Man muß doch auch für die gute Sache mitwirken und sich ein Bischen Mühe machen. Zu diesem Zwecke haben sich gütige Damen hier etablirt mit schon erwähnten Büchern. Und sie würden keinen Kupferpfennig nehmen, wenn er erstens keinen Kurs hätte, zweitens, wenn nicht eine Sammlung der Münzsorten von den Lotterieanstalten bereitwilligst entgegengenommen würde!

Ferner bemüht man sich auch, mit allerlei Zahlenspielen an diesem Brünnlein nachzuhelfen, und die Kugeln und Würfel rollen auf leichten Tischen und Platten, mit Ziffernfeldern versehen! Mancher notirt sich seine Glücksnummern sofort und Bäume werden zu Schreibtischen. Glückliche Paare lassen sich hier nieder und schwören sich in holder Jugendseligkeit und in der Voraussicht des zuverlässigst mit Jungfernbrennl'-Garantie herannahenden Treffers!

An bestimmten Tagen des Jahres ist der Kultus hier besonders lebhaft. Und obwohl es noch nicht ganz widerspruchslos klar, in welcher Beziehung Johannes der Evangelist, der heilige Nepomuk, oder Nikomedes, mit diesem Brünnlein und dem lange nach ihnen etablirten Geschäfte stehen, so ist die Frequenz doch an deren Namenstagen und Nächten sehr lebhaft, weit lebhafter als sonst.

Wie viele trübe, im Leid fast gebrochene Herzen kommen aber auch hieher, ihre letzte Hoffnung einzusetzen?

Das Auge der Jungfrau, welches in das Brünnlein sieht, sucht vielleicht ein wenig, nur ein wenig Labsal für die kranke Mutter zu erlangen! Das Mütterlein sucht die geheimnißvollen Ziffern, um die Tochter, um ihr einziges Kind oder Enkelkind zu erquicken! Vielleicht ist der heiße Wunsch zuweilen nur der unerschwingliche Luxus eines Kreuzleins für ein armes schmuckloses Grab!

Der feine Schleier deckt zuweilen nicht das rothgeweinte Auge genügend und zeigt, daß Sorge und Hoffnung gar mächtig gegen Scham und Bildung kämpfen.

Der Greis wankt hieher, welchem Freunde treulos wurden! Hülflos steht er da, und seine letzte Hoffnung liegt im Grunde des Brünnleins. Ach, läge er selbst im kühlen Grunde!

Die Verzweiflung kommt hieher, der jugendliche Leichtsinn und Frevel, welcher vielleicht fremde Summen vergeudet, und seine letzte Rettung, für die Ersatzsumme, in dem Brünnlein sieht.

Wie so Mancher hat an einem Ast der Bäume geendet, zu deren Füßen das Brünnlein leuchtet, quillt und trügt!

Wer die Geschichte dieser mit Wald umgebenen Jägerwiese, am Fuße des Kahlenberges bei Wien, dieses Brünnleins ganz zu schreiben vermöchte, er wäre ein Meister der Meister. Aber es ist unmöglich, die Geschichte ist hier so reich, wie — das Menschenherz! Das trügerische, träumerische, kindische, zu Tode betrübte und in seliger Lust himmelhoch jauchzende, tollste aller Herzen — das Menschenherz!

Die Kolbenschlacht bei Hagelberg.

Ein Stück preußischer Landwehrgeschichte.

Von

Wilhelm Müller.

Wer das Lob der preußischen Landwehrmänner singen will, findet in den Kolbenschlägen des 27. August 1813 einen sehr dankbaren Stoff. Es war bei trübem, regnerischem Wetter eine heiße Blutarbeit, die sich in wenigen Stunden, von Nachmittag zwei bis Abends sechs Uhr, abwickelte, ein Drama in vier Akten, wo alles Schlag auf Schlag folgte und zusammenpaßte und kaum einige Pausen erlaubt wurden, um Roß und Leute ausschnaufen zu lassen. Vier Tage vorher war der herrliche Sieg von Großbeeren erfochten worden, und eben in diesen Kampf sollte nach Napoleon's Bestimmungen der französische General Girard von Westen her eingreifen. Aber er kam zu spät und mußte es erleben, daß die kurmärkische Landwehr in seine schönen Bataillone unbarmherzig eingriff.

Mit etwa 10,000 Mann war er von Magdeburg, das damals eine französische Festung war, ausgezogen, hatte die wenigen Truppen unter General Puttlitz zurückgedrängt und stieß am 25. August auf 600 Kosaken unter General Tschernitscheff. Zugleich erfuhr er von einem flüchtigen sächsischen Grenadier, daß Marschall Oudinot bei Großbeeren geschlagen und auf dem Rückzug nach Wittenberg sei. Auf dieß hin schlug er selbst auch den Rückmarsch an und stand am 27. zwischen Lübnitz und Hagelberg in der Erwartung, jeden Augenblick sichere Nachrichten über Oudinot's Heer zu erhalten. Am nämlichen Tage traf auch der preußische General Hirschfeld dort ein, ein Militär noch aus der alten Schule des Herzogs von Braunschweig, damals 68 Jahre alt, voll Patriotismus und Entschlossenheit. Er hatte nach dem Sieg bei Großbeeren den Befehl erhalten, dem General Girard den Rückzug zu verlegen oder ihn nach Magdeburg zurückzuwerfen. Sein Heer bestand aus 11—12,000 Mann, meist Landwehrsoldaten, die noch wenig geübt waren und zum ersten Mal in's Feuer gingen. Freilich hatte auch Girard, dessen meiste Bataillone aus den Rheinbundstaaten waren, großentheils ungeübte und unerfahrene Truppen. An Artillerie war er Hirschfeld überlegen, dieser ihm an Reiterei und Zahl der Truppen. Das gewichtigste und günstigste Moment wurde aber für die Preußen die ungeheure Erbitterung, mit der sie fochten, während die Franzosen ziemlich entmuthigt waren und ihre deutschen Bundesgenossen nur mit Widerwillen für eine ihnen fremde Sache kämpften.

Nachmittags zwei Uhr ließ Hirschfeld angreifen. Obgleich nur ein Reiterregiment zum ersten Angriff ausersehen war, so ließen sich doch die beiden andern nicht zurückhalten, und in gestrecktem Galopp stürzten die elf Schwadronen auf den Feind, der bei Lübnitz aufgestellt war, los. Die feindliche Kavallerie wurde zurückgejagt und alles, was in den Weg kam, über den Haufen geworfen. Zugleich mit dem fliehenden Feind jagten die kurmärkischen Landwehrreiter durch das Dorf Lübnitz, während ein anderer Theil links vom Dorfe vorbeisauste. Aber aus den Häusern und Gärten empfing sie ein solches Feuer, sie selbst waren durch ihr ungezügeltes Ansprengen so sehr aus der Ordnung gekommen, daß ihnen nichts Anderes übrig blieb, als sich wieder zurückzuziehen. Sofort drang das Fußvolk des rechten Flügels vor, nahm Lübnitz, drang durch das Dorf Hagelberg und rückte an Klein-Glien vorbei gegen den Triftberg vor, wo eine französische Batterie aufgepflanzt war. Auch hier zeigte es sich, wie schwer es einer ungeübten Mannschaft wird, dem Batteriefeuer Stand zu halten und, wenn Offiziere fallen, nicht zu wanken. Die guten Kurmärker waren durchaus nicht zu bewegen, den letzten Anlauf zur Eroberung des Hügels zu nehmen, und, von überlegenem Feuer empfangen, kehrten sie um, setzten sich bei dem ungestümen Nachdrängen des Feindes in immer eiligeren Lauf, bis sie sich in dem Birkenwäldchen von Lübnitz verloren.

Glücklicherweise benützte Girard seinen Vortheil nicht, machte vor Hagelberg Halt und beschränkte sich auf eine nutzlose Kanonade. Indessen erholten sich die Landwehrmänner wieder von ihrem Schrecken und bekamen von ihrem linken Flügel Unterstützung. Von dieser Seite drangen auf's Neue zwei Bataillone in Hagelberg ein, wurden wieder hinausgejagt und waren in Gefahr, von der feindlichen Reiterei im freien Feld angefallen und zersprengt zu werden. In diesem Augenblick sprengten die 600 Kosaken unter Oberst Benkendorf, deren Existenz fast ganz unbekannt geblieben war, aus ihrem Hinterhalt hervor, und die französische Reiterei wurde theils gefangen genommen, theils in Flucht gejagt. Zwei Bataillone, von welchen sie begleitet war, gegen 1350 Mann, geriethen, als sie sich östlich gegen das buschige Terrain wandten, in einen tiefen Grund, sahen sich plötzlich von 300 Schützen angefallen, welche auf sie feuerten und unter dem lauten Ruf, die Gewehre wegzuwerfen, auf sie losstürzten, so daß zuerst einige deutsche Soldaten, dann die ganze Masse vor der viermal geringeren Anzahl der Preußen das Gewehr streckte.

Nun war es Zeit zum allgemeinen Angriff. Die Preußen

hielten den Feind in einem Halbkreis umklammert, und ihr Verlangen, die schon eroberten Dörfer noch einmal und vollständig zu nehmen, konnte nicht länger gezügelt werden. Bevor Hirschfeld das Zeichen zum Angriff gab, brach Major Grolmann mit seinem Bataillon aus der Linie hervor und ging, ohne einen Schuß zu thun, mit geschultertem Gewehr auf den vor Hagelberg befindlichen Windmühlenberg los, welcher indessen der Stützpunkt der französischen Stellung, besonders der Artillerie gewesen war. Das nächste Bataillon konnte dieß nicht ruhig mit ansehen und zog ihm nach. Rasch folgten noch vier andere und ein Reiterregiment, welche alle von verschiedenen Seiten auf Hagelberg und die nächstliegenden Befestigungen losstürmten, der Feind ließ sie auf etwa hundert Schritte herankommen; dann, als er die furchtbare Entschlossenheit dieser Männer sah, lief er, von panischem Schrecken ergriffen, davon, und in wilder Flucht, bei welcher schon Gewehre und Tornister weggeworfen wurden, drängte sich Alles in Hagelberg zusammen. Unter lautem Hurrahgeschrei eilten ihm die Preußen nach. An Ordnung war nicht mehr zu denken; Jeder suchte so rasch als möglich an den Feind zu kommen.

Ein französisches Bataillon hatte vor dem Dorfe Halt gemacht, seinen Rücken an die drei Fuß hohe Mauer gelehnt und erwartete mit verzweifeltem Muth sein Loos. Bei der Annäherung eines preußischen Bataillons gab es auf hundert Schritt Feuer. Der wackere Kapitän und mancher Landwehrmann fiel; einen Augenblick stutzte das Bataillon; da trat Lieutenant Wahlert hervor, trat an die Stelle des Gefallenen, rief den Kameraden mit begeisterter Stimme sein Vorwärts! zu und ließ mit dem Bajonnet angreifen. Die in Handhabung dieser Waffe unerfahrenen Landwehrmänner vertauschten das Bajonnet bald mit dem Kolben und gebrauchten ihn mit einer Gewandtheit und Freudigkeit, als ob sie ihre Dreschflegel in der Hand hätten. Die Hintersten drängten sich auf die Seiten und faßten hier ihren Mann. Von Gegenwehr war fast keine Rede mehr; nur die Offiziere vertheidigten sich tapfer und suchten ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Es begann eine schreckliche Mordszene, in der das ganze Bataillon wie ein Mann zu Boden geschlagen wurde. In diesen armen Menschen glaubten die Landwehrmänner jenes ganze Trug- und Blutsystem, das seit 1806 auf Preußen lastete, zu treffen und zu vernichten. Man hörte keinen Schuß, kein lautes Geschrei; still und ruhig wie ein ernsthaftes Handwerk ging der Kampf vor sich. Nur die dumpfen knarrenden Kolbenschläge, das Stöhnen und Röcheln der Sterbenden konnte man hören. Die Hintenstehenden suchten über die niedrige Mauer zu steigen, wurden aber großentheils noch von dem Todesstoß ereilt, so daß nur wenige entkamen.

Auch ein anderes Bataillon, das an die Mauer sich anlehnend ein Quarré bildete, wurde von dem gleichen Schicksal betroffen. Auf der einen Seite drang Reiterei mit Lanzen auf dasselbe ein, auf der anderen wurden die Gewehrkolben über seinen Köpfen geschwungen und in kurzer Zeit der größte Theil niedergemacht.

Der ganze Angriff konzentrirte sich zuletzt auf das Dorf Hagelberg. Hier hatten sich in den Häusern und Straßen 4000 Feinde zusammengedrängt. Die Sieger kannten keine Gnade. Alle diese Flüchtigen und Verzweifelnden wurden mit dem Kolben erschlagen. Hoch aufgethürmt lagen die Leichname, Thorwege und Ausgänge waren durch sie versperrt, der Amtshof und der Wasserteich mit ihnen angefüllt. Mit so blinder Wuth schlugen die Kurmärker drauf los, daß einer sogar seinen Major zu Boden streckte. Auch General Girard war schwer verwundet und mußte fortgetragen werden. Nur etwa 1700 Mann konnten sich mit ihm theils nach Magdeburg, theils nach Wittenberg retten; 3000 waren gefangen; der Rest lag an der Mauer und in den Gassen von Hagelberg erschlagen. Sieben Geschütze, zwanzig Munitionswagen und 6000 Gewehre waren die Trophäen dieses Tages. Letztere kamen der Landwehr, die ihre Gewehre meist an den Köpfen der Feinde zerschlagen hatte, sehr gelegen.

Die Preußen, welche gegen 1800 Todte und Verwundete hatten, mußten sich durch den lügenhaften Bericht des Kronprinzen von Schweden, des früheren französischen Marschalls Bernadotte, welcher die Nordarmee kommandirte, lange Zeit ihren Ruhm vorenthalten lassen. Wie er die Lorbeeren von Großbeeren Bülow und den Preußen nicht gönnte, so schilderte er das Gefecht von Hagelberg so, als ob Tschernitscheff und seine Kosaken fast Alles gethan, Hirschfeld und seine Bataillone nur noch eine kleine Nachlese gehalten hätten. Daher kam es auch, daß die in Berlin auf diesen Sieg geprägte Denkmünze die Inschrift erhielt: „Durch Tschernitscheff und Hirschfeld". Und doch bestand die ganze Kosakenheldenthat in jenem Zurückschlagen der ohnedieß sehr schwachen französischen Kavallerie, während die preußischen Bataillone vier Stunden lang unaufhörlich im heftigsten Gefecht waren. Der Ruhm ihrer Tapferkeit stieg von Jahr zu Jahr, je mehr sich die Wahrheit aus den Nebeln der Geschichtsfälschung hervordrängte; der Bernadotte's verschwand so gänzlich, daß man von Feigling und Verräther sprach.

Ein Dichtersitz.

Das Schloß in Weimar.

Von

Bernhard Gube.

(Bild S. 40.)

In seinen grünen Gärten wie in einem Blätterneste liegt das Baktschiserai der Ilm, an Anmuth, wenn auch nicht an Pracht mit den schönsten Städten des Vaterlands sich messend. Nicht der Schmuck der Häuser, nicht der Glanz des Hofes ist es, der dieser kleinen Residenz einen so unwiderstehlichen Reiz verleiht, sondern die wunderbar herrlichen Erinnerungen an unsere schönste Dichterzeit, welche den Stolz der Nation an diesem Fürstenhofe versammelte. Wie die Italiener auf ihr Ferrara, blicken wir auf unser Weimar, wo das Wort: „Es soll der Dichter mit dem König gehen, denn Beide stehen auf der Menschheit Höhen", zur Wahrheit geworden. Jeder Schritt an diesem gefeiten Orte mahnt uns an eine Größe unserer Nation. Die schönsten Erinnerungen knüpfen sich jedoch an dieses Schloß, das, unter Goethe's kunstsinnigem Einfluß erbaut, die Elite des Geistes in sich vereinigte. Goethe, nicht der Staatsminister, der Dichter, Herder, Wieland, Schiller gingen hier bei Karl August wie bei einem Bürger aus und ein: der Geist hatte die Schranken der Hofetikette durchbrochen, er allein gab die Rangordnung. Was in jener Zeit sich Geltung verschaffte, war wenigstens einmal am Hofe von Weimar, das heißt bei Karl August und den Dichterfürsten gewesen und hatte dieß Schloß betreten. Das alte Schloß war in den siebenziger Jahren abgebrannt; nur ein Thurm — die Bastille — blieb stehen. Das gegenwärtige Schloß, die Karlsburg, wurde 1790 begonnen und 1803 vollendet, und ist mit großer Eleganz und viel Geschmack eingerichtet. Die Zahl von sieben Sälen und hundert Zimmern spricht für die Größe des Baues; der schönste Schmuck aber des Schlosses beruht eben in den Erinnerungen und den herrlichen Fresken, welche den poetischen Sinn bekunden, der sich hier fortgeerbt und jene Erinnerungen für alle Zukunft festzuhalten strebt. Die Zimmer des Großherzogs hat Moritz v. Schwindt mit seinen „sieben Raben" und den „treuen Schwestern" illustrirt. Die Großherzogin bewahrt in ihren Gemächern die Originalkartons des Abendmahls von Leonardo da Vinci. An diese Gemächer schließen sich die Prachtzimmer, von denen man die Dichterzimmer betritt. Zunächst das Herderzimmer mit symbolischen Darstellungen seiner Geistesthätigkeit von Jäger, das Schillerzimmer, mit des Dichters Marmorbüste und Fresken von Neher aus seinen Balladen und Schauspielen, das Goethezimmer, mit Szenen aus seinen Dramen von Neher, und das Wielandzimmer, das schönste, mit Fresken von Preller, welche seinen Oberon verherrlichen. So umweht uns hier überall der Geist unserer Dichterheroen: im Palast des Fürsten, auf den öffentlichen Plätzen wie an ihrer Gruft und deßhalb steht unter den heiligen Stätten, welche jedes Deutschen Fuß einmal betreten sollte, Weimar obenan.

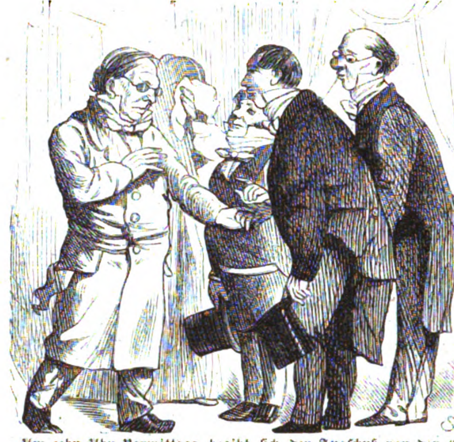
Auflösung des Räthsels Seite 7:

Wegweiser.

Der Jubilar. II. Von Wilhelm Scholz.



Am Morgen seines Ehrentages wird der Jubilar von vier harmonisch abgestimmten jüngeren Collegen aus dem Schlafe gerissen. — „Wer hat dich“, „Das ist der Tag“ und „Das ist die Kapelle“ machen ihm die Empfindungen seiner Verehrer klar und zwingen ihn, „einige Thränen“ und „Worte des Dankes“ zu vergießen.



Um zehn Uhr Vormittags begibt sich der Ausschuß von den Collegen des Jubilars in dessen Behausung, um denselben mit seiner ganzen Familie zu einem Mahle einzuladen. Es fallen Reden von beiden Seiten. Der Jubilar ahnt bereits, daß dieser Tag der schönste seines Lebens wird, spricht es aber noch nicht aus



Zur festgesetzten Stunde wird der Jubilar mit seiner Familie in den festgeschmückten Saal geführt. Ausbrüche der Freude der Begeisterung und eines langathmigen Tusches. Die reich (von Gästen) besetzte Tafel gewährt einen herrlichen Anblick, und unzählige Reden, ein Dutzend auf jeden Gang, werden gehalten.



Als ein Augenblick feierlicher Erschöpfung eingetreten, wird von zwei weißgekleideten Mädchen dem Jubilar das Ehrengeschenk überreicht. Bezügliche Ansprache eines älteren Collegen und gerührter Dank des Jubilars, welcher nun immer mehr der Ueberzeugung lebt: daß dieß wirklich der schönste Tag seines Lebens ist.

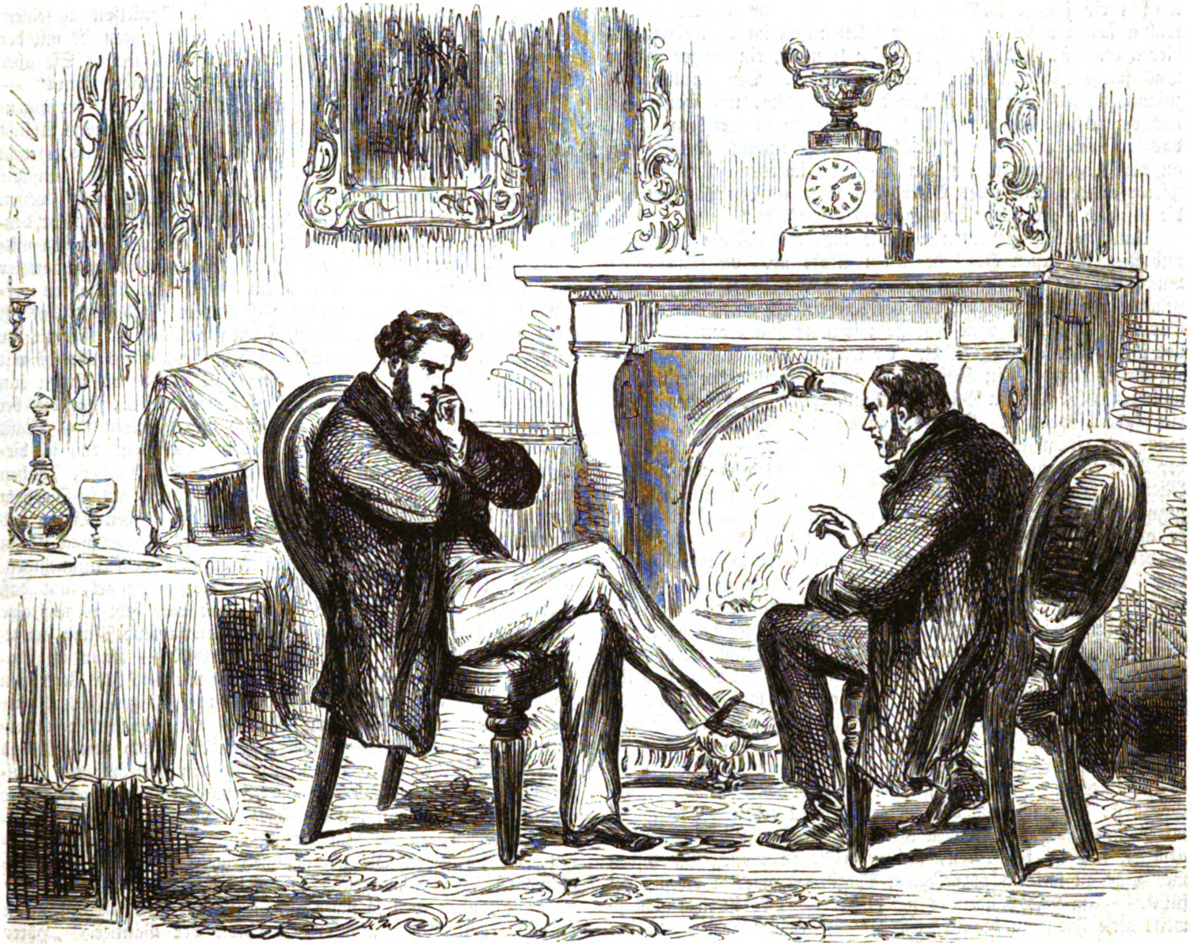


Kulminationspunkt. Der landesübliche landesherrliche Ausdruck gnädiger Billigung dessen, was der Jubilar in den letzten fünfzig Jahren zurückgelegt hat, wird ihm angelegt. Rührung übermannt den Jubilar so, daß er nicht im Stande ist, seine Ueberzeugung in Bezug auf das Verhältniß dieses Tages zu seinem Leben auszusprechen.



Ein Ball beschließt das Ganze. Der Jubilar aber zieht sich früh zurück, um, an der Seite seiner Gattin, noch einmal die gewichtigen Ereignisse dieses Tages an sich vorüberziehen zu lassen.

„Möge dem würdigen Manne dieser Tag noch recht oft sich wiederholen.“ (Abend=Ztg.)



Das Komplott des Bankiers. (S. 46.)

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von **E. Braddon.**

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Rupert Goodwin kniete neben ihr nieder und betrachtete die blaß wie ein Marmorbild daliegende Gestalt mit einem langen prüfenden Blick. „Ganz ohne Besinnung!" sagte er, seine Hand auf die Brust der Ohnmächtigen legend. „Das Herz schlägt, aber sehr langsam. Es könnte keine günstigere Gelegenheit geben. Ein Dämon scheint meine Absichten zu unterstützen." Der Bankier erhob sich und durchschritt leise das Zimmer. Dasselbe war sehr elegant möblirt und trug alle Zeichen des Bewohntseins. Neben dem Kamin befand sich ein eleganter Schreibtisch von feinem Holz und vor demselben ein weicher bequemer Stuhl. Der Schreibtisch war geschlossen, aber ein Schlüsselbund hing am Schloß. „Dieß scheint sein Arbeitstisch zu sein," sagte der Bankier zu sich selbst, „und es kann nicht fehlen, daß ich hier den gewünschten Gegenstand finde." Er betrachtete noch einmal die arme Ohnmächtige, welche in der Nähe des offenen Fensters da lag. Klara Westford hatte sich seitdem nicht von der Stelle gerührt. Vorsichtig öffnete Rupert Goodwin den Deckel des Tisches und sah hinein. In einer Reihe von Schiebladen fand er zahlreiche Pakete von Briefen, die einen mit gewöhnlichem rothen Garn, andere mit einem blauen Bande zusammengebunden. Er nahm eines der Pakete zur Hand. Auf demselben las er: ‚Von meinem theuren Gatten'. „Jetzt laßt uns einmal sehen, wie der Mensch seinen Namen schreibt," sagte Rupert Goodwin. „Vielleicht unterzeichnet er nur mit Buchstaben, während ich die ganze Unterschrift haben muß." Er zog einen der Briefe aus dem Pakete und öffnete denselben. Es war ein langer Brief und mit dem vollen Namen des Schreibers: Harley Westford unterzeichnet. „Ja, der Teufel ist mir auch hier günstig," murmelte Rupert Goodwin, indem er den Brief in seine Tasche steckte und das Paket in das Fach zurücklegte, aus dem er es genommen hatte. Und nachdem er noch einen Blick auf Klara Westford geworfen, verließ er rasch den Salon. Im Vorzimmer zog er heftig an der Klingel. Ein Mädchen kam eilends herbei und stutzte bei dem Anblick eines Fremden. „Ich bin ein alter Freund Ihrer Herrin," sagte er zu derselben, „aber leider der Ueberbringer schlimmer Nachrichten. Mrs. Westford ist ohnmächtig geworden, geht deßhalb sogleich zu ihr. Wartet noch einen Augenblick, wie heißt Euer Hausarzt?" — „Doktor Sanderson, drunten im Dorf, mein Herr; er wohnt in dem ersten Hause mit den grünen Fensterläden." — „Ich werde denselben sogleich hersenden." — „Danke, Herr, danke sehr!" Das junge Mädchen eilte in's Zimmer, um ihrer Herrin Beistand zu leisten und der Bankier verließ das unglückliche Haus, dessen Ruhe er so frevelhaft zerstört hatte. Er begab sich in's Dorf und fand das Haus des Arztes, den er nach der Villa sandte, und eilte dann unverweilt nach dem Wirthshause, wo sein Groom mit dem Wagen wartete. Er bestieg denselben sogleich und schlug den Weg nach Winchester ein, das er am Morgen verlassen hatte. Auf dem Wege begegnete er einem kleinen Ponywagen,

welchen ein junges Mädchen mit blondem Haar lenkte, das in reichen Locken unter einem kleinen koketten Hut im Winde flatterte. Neben ihr saß, in den weichen Kissen lehnend, ein junger Mann. Das junge Mädchen war Violette Westford. Der Bankier fuhr zusammen, als ob er ein Gespenst gesehen hätte, und wandte sich noch einmal um, den Wagen mit seinen Augen zu verfolgen. „Ja, das muß ihre Tochter sein," dachte er. „Ihr Anblick erinnerte mich an die Vergangenheit, an den Tag, wo ich Klara Ponsonby zu Pferde an der Seite ihres Vaters begegnete, an den Tag, an dem die heftigste Liebe sich meines Herzens bemeisterte."

Unter solchen Gedanken erreichte Rupert Goodwin Winchester und stieg im ersten Hotel der alten Stadt ab. Er fand seinen Buchhalter in dem für ihn bestellten Salon des Hotels, einem prächtig möblirten Zimmer, mit der Aussicht auf einen freundlichen Garten. Eine halb volle Karaffe mit Rum stand auf dem Tisch vor ihm, aber er trank nicht. Er wandte seine Augen langsam zur Seite, von der sein Chef eintrat, und betrachtete ihn mit einem unsichern Blick wie ein Blinder. „Nun, Jakob, was haben Sie?" rief Rupert Goodwin, „Sie sehen ja aus wie ein Mensch, der sich kaum von einem großen Schreck erholen kann." — „Ich habe in der That einen großen Schreck gehabt," antwortete er mit finsterer Miene. „Ich war drunten in der Straße, als mir ein Geist begegnete." — „Ein Geist?" — „Ein Geist, sage ich Ihnen, wie er andern Menschen auch wohl schon am hellen Tage begegnet ist — der Schatten meiner gestorbenen Jugend — ich sah ein Weib — das lebendige Bild der einzigen Frau, die ich je geliebt." Der Commis streckte seine zitternde Hand aus, ergriff die Flasche und füllte daraus sein Glas bis zum Rande. „Aber hier ist der wahre Trost," stöhnte er, „hier ist man stets sicher, Trost und Beruhigung zu finden." — Noch nie hatte der Bankier seinen Commis so tief bewegt gesehen. „Aber Jakob," sagte er, „ich muß gestehen, daß das mich in der That überrascht. Nie hätte ich gedacht, daß auch Sie ein Herz hätten." — „Ich habe auch keines," entgegnete er, „jetzt nicht mehr — jetzt nicht mehr! — ich hatte einst ein Herz, es ist gebrochen — doch das ist eine alte Geschichte. — Jetzt, Herr Goodwin, habe ich mich von meinem Schreck erholt. Sie zahlen mir mein Gehalt nicht, um zu träumen, Sie bezahlen mich, um zu arbeiten und ich bin bereit, meine Arbeit zu thun. Sie haben mich nicht zu meinem oder Ihrem Vergnügen nach Winchester geführt. — Um was handelt es sich also?" — „Es ist noch nicht so weit, diese Frage zu beantworten, Jakob," erwiederte der Bankier. „Wir wollen erst zu Mittag essen, denn ich habe Appetit, — von Geschäften reden wir dann später. Der Abend ist kühl, — lassen Sie ein Feuer hier anmachen." Nachdem der Befehl dazu gegeben und ausgeführt worden war, wurde ein feines Diner servirt, und die beiden Männer nahmen Platz an der Tafel. „Es ist wirklich sonderbar," sagte Rupert Goodwin zu sich selbst, indem er das unangenehme Gesicht seines vis-à-vis betrachtete; „dieser Mensch spricht von dem Phantom seiner Jugendliebe! Und ich — habe ich nicht auch den Geist meiner Vergangenheit gesehen? das junge Mädchen mit den blauen Augen und den goldenen Locken! war es nicht der Schatten von Klara Ponsonby, wie ich sie zum ersten Male sah und wie ihr Bild mir tief in's Herz gegraben ist?" Wegen der Kellner konnten sie während des Diner nur gleichgültige Dinge verhandeln. Rupert Goodwin ließ es sich indeß angelegen sein, daß das Glas seines Tischnachbarn stets gefüllt war, während er selbst um so weniger trank.

Endlich wurde das Tischtuch abgenommen und das Dessert auf den Tisch gesetzt. Als die Vorhänge herunter gelassen und die Lichter in dem großen silbernen Kandelaber angezündet waren, rückten die beiden Männer an's Feuer und nahmen dort für den Abend ihre Plätze ein. „Jetzt an die Geschäfte," rief der Commis, als die Kellner sich entfernt hatten und den Chef mit seinem Untergebenen allein ließen. Den Bankier drängte es nicht, die Frage so schnell zu beantworten. Die Aufgabe war auch nicht leicht, denn es galt, Danielson zum Mitschuldigen an seinem Verbrechen zu machen. Endlich entschied er sich zum Reden: „Danielson," begann er mit ernster Miene, „Sie entsinnen sich jenes Kapitän Harley Westford, der nach Wilmingdonhall kam, um das bei mir deponirte Geld zurückzufordern?" — „O ja, dessen entsinne ich mich sehr wohl." — „Ich muß Ihnen leider sagen, daß der arme Schelm todt ist." — „Wirklich?" Jakob Danielson sah seinem Chef aufmerksam in's Gesicht. „Ja, die Lily Queen ist mit der ganzen Mannschaft untergegangen." — „Woher wollen Sie aber wissen, daß Harley Westford an Bord des Schiffes war?" — „Woher ich dieß weiß? — nun, weil der Kapitän auch der Eigenthümer des Schiffes war und weil er mir seine bestimmte Absicht erklärt hat, mit ihm unter Segel zu gehen. Warum sollte er nicht mit der Lily Queen in See gegangen sein?" — „Ich kann mir auch keinen Grund dafür denken," erwiederte der Commis, dessen Gesicht eine plötzliche Röthe überflog; „ich kann mir auch nicht denken, weßhalb er zurückgeblieben sein sollte, aber es geschehen mitunter sonderbare Dinge in der Welt. Es kann ein unerwarteter Fall eingetreten sein und irgend ein Zufall sein Mitfahren verhindert haben." — „O nein," rief Rupert Goodwin, „das ist ganz unmöglich! Ich sage Ihnen, Harley Westford hat sich mit der Lily Queen eingeschifft und ruht auf dem Grunde des Meeres mit der ganzen Ladung." — „In diesem Fall werden die Erben von Harley Westford jeden Augenblick zu erwarten sein, um die bei Ihnen deponirten zwanzigtausend Pfund zu reklamiren." — „Laßt sie kommen, wenn sie den Beweis beibringen können, daß ich dieselben jemals empfangen habe," antwortete der Bankier, „haben sie diesen aber nicht . . ." — „Nun die Quittung, welche Sie dem Kapitän gaben?" — „Diese liegt ebenfalls in den Tiefen des Ozeans." — „Aber wenn er dieselbe vor seiner Abfahrt nach China andern Händen übergeben?" — „Dieß ist nicht wohl anzunehmen. Ich bin überzeugt, daß er die Quittung bei sich geführt, und daß sie mit ihm verloren ist. In diesem Falle aber gibt es nur eine Person, welche von dem Depot dieser zwanzigtausend Pfund Kenntniß hat — und diese Person sind Sie selbst! — Kann ich Vertrauen zu Ihnen haben?" — „Sie haben mir stets Ihr Vertrauen geschenkt." — „Ja wohl, und zwar in sehr wichtigen Fällen, aber nie in einem so wichtigen wie diesem. Ein Geschenk von tausend Pfund, in zehn Raten von je hundert Pfund von sechs zu sechs Monaten, erscheint Ihnen dieß als ein annehmbarer Kaufpreis Ihrer Verschwiegenheit?" — „Sehr annehmbar," erwiederte Danielson. — „Dann könnten Sie ein schriftliches Uebereinkommen entwerfen, in welchem die Verbindlichkeiten festgestellt werden, die ich gegen Sie übernommen habe. Ich bedarf jedoch nicht bloß Ihres Schweigens, sondern hauptsächlich Ihrer Dienste." — „Sie können eben so sicher auf mein Schweigen wie auf meine Dienste rechnen." — „Gut!" erwiederte der Bankier. „Hören Sie also, was ich Ihnen noch zu sagen habe. Als Harley Westford sein Vermögen in meine Hände niederlegte, übergab er mir auch seine Besitzdokumente über ein kleines Landgut. Diese Besitzung muß mein werden." — „Aber wie?" — „Auf Grund eines von Harley Westford vor seiner Abreise unterzeichneten Dokumentes, vermöge dessen er das Eigenthum auf mich überträgt, sofern nicht eine gewisse Summe, welche ich ihm vorgeschossen habe, innerhalb sechs Monaten, vom Tage der Unterschrift an gerechnet, an mich zurückgezahlt worden ist." — „O, allerdings! Auf Grund einer solchen Urkunde muß das Eigenthum der Besitzung auf Sie übergehen." — „Ja, durch eine von einem Rechtsverständigen ausgefertigte und von Ihnen, als Zeugen, unterschriebene Urkunde." — „Allein ich bin noch nie Zeuge bei einem solchen Akte gewesen," bemerkte der Commis. — „Ihr Gedächtniß ist Ihnen heute Abend ungetreu, mein lieber Danielson; morgen wird es besser sein, namentlich wenn ich Ihnen fünfzig Pfund als Angeld auf unser Geschäft gebe." Diese letzten Worte sprach der Bankier mit einem finsteren Lächeln aus, welches der Commis sehr wohl verstand. „Lassen Sie es hundert Pfund sein," rief er, „und Sie werden finden, daß ich ein vortreffliches Gedächtniß habe." — „Sei es. Nun aber bitte ich Sie, Ihr Gedächtniß zu fragen, ob Sie nicht vielleicht einen Freund, einen Schreiber bei einem Advokaten oder Notar, haben, der eine solche Urkunde in aller Form Rechtens entwerfen kann und im Stande ist, die Schrift eines Anderen nachzuahmen?" — „Lassen Sie mich ein wenig nachdenken, ehe ich auf diese Frage antworte," versetzte Danielson. Mehrere Minuten lang blieb er in tiefes Sinnen versunken, die Augen starr auf das Feuer gerichtet. „Ja," sagte er endlich, „ich kenne einen Mann, wie wir ihn brauchen." — „Und Sie könnten die Urkunde sogleich aufsetzen lassen?" — „Ja, aber der Mann wird Geld verlangen,

als Lohn für seine Arbeit." — „Er soll gut bezahlt werden," erwiederte der Bankier. — „Und auf welche Weise soll die nachzuahmende Unterschrift hergestellt werden?"

Rupert Goodwin zog den gestohlenen Brief aus der Tasche und überreichte dem Commis die eigenhändige Unterschrift des Kapitäns. „Sie wissen nun, was Sie zu thun haben?" fragte er. — „Vollkommen." Weiter wurde nichts gesprochen. Das Gehirn des Commis schien von den genossenen starken Weinen nicht heftiger ergriffen zu sein, als wenn er reines Wasser getrunken hätte. Er blieb sitzen, bald das Feuer, bald das träumerische Gesicht seines Prinzipals betrachtend, und füllte sein Glas immer wieder und wieder aus einer vor ihm stehenden Flasche. „Der Mensch ist von Eisen," sagte Rupert Goodwin zu sich, als er, nachdem Jakob Danielson gute Nacht gewünscht hatte, in sein Zimmer ging. „Wie kann ich jemals Ruhe haben, wenn ein solcher Mensch viel von meinen Geheimnissen weiß!" Nach kurzem Schweigen murmelte er wieder: „Ruhe — Ruhe! — Wann habe ich Ruhe genossen, seitdem —" Nur mit einem Seufzer endete diese unterbrochene Rede.

Achtes Kapitel.

Groß war der Schmerz, welcher Lionel und Violette Westford bei ihrer Rückkehr von dem angenehmen Ausfluge nach Winchester erwartete! Leichten Herzens und mit der Sorglosigkeit der Jugend hatten sie denselben am Morgen angetreten, und die Welt erschien ihnen so schön, daß sie unmöglich an die Existenz von schwerem, dauernden Kummer auf Erden glauben konnten. Allein jetzt traf sie der erste Schlag, der ihre schönen Täuschungen für immer zertrümmerte und ihnen den bitteren Kelch reichte, den sie bis auf den letzten Tropfen leeren sollten.

Violette traf ihre Mutter wieder auf dem Bett liegend, an das sie so lange gefesselt gewesen war. Der Arzt hatte vergeblich alles Mögliche angewendet. Die Unglückliche befand sich in einem Zustande völliger Erstarrung und Regungslosigkeit, während ihre Augen todt und ausdruckslos in's Leere blickten. Kein Seufzer erleichterte die Pein ihres Herzens, sie litt schweigend, ihr Herz schien zu Eis geworden zu sein.

Der Arzt, welcher Lionel und Violette von Jugend auf kannte, wartete ihrer im Vorsaale, um sie zu sprechen, ehe er fortging. Sogleich begaben sie sich zu ihm und fanden ihn, mit einem Journale in der Hand, am Tische sitzen. „Mama hat irgend eine böse Nachricht erhalten!" rief Violette, in Thränen gebadet, welche ihr der Anblick des Schmerzes ihrer Mutter ausgepreßt hatte. „O, Mr. Sanderson, gewiß ist das die Ursache! Es ist kein gewöhnliches Unwohlsein. Irgend Jemand hat schlimme Nachrichten von Papa gebracht. Seien Sie barmherzig, lassen Sie uns nicht die Qualen der Ungewißheit erdulden, sondern sagen Sie uns die Wahrheit, wie schrecklich sie auch sein möge!" — „Sagen Sie uns Alles!" rief Lionel in leidenschaftlichem Tone. „Täuschen Sie uns nicht mit trügerischen Hoffnungen, Mr. Sanderson!" Der Arzt legte die Zeitung in die Hand des jungen Mannes. „Lesen Sie diese Stelle," sagte er, auf einen Artikel deutend, der sich auf die ‚Lily Queen' bezog, „und gebe der Himmel, daß es nur ein grundloses Gerücht sei!" Lionel las die Stelle, nicht einmal, sondern dreimal, und ein kalter Schauder überlief ihn. Währenddessen fühlte er eine kleine Hand auf seiner Schulter zittern, und als er sich umwandte, sah er Violettens bleiches Gesicht, welches starren Blickes auf das unglückliche Papier schaute. „O, nein — nein," rief sie in jammervollem Tone, „er ist nicht verloren, er ist nicht verloren, — mein angebeteter Vater!" — „Wir wollen hoffen, daß es nicht so ist," versetzte der Arzt mit möglichst vertrauensvoller Miene. „Diese Geschäftsleute sind stets bereit, Gerüchte zu verbreiten. Wir wollen der Vorsehung vertrauen und hoffen, daß Alles gut wird." — „Nein," rief Lionel in heftigem Tone, „ich habe kein Vertrauen. Eine innere Stimme sagt mir, daß mein Vater verloren ist. Kann ich die Krankheit meiner Mutter vergessen? Diese Krankheit entsprang nur aus der schrecklichen Ahnung, daß diese Seereise für meinen Vater werde verderblich werden. Seit zwanzig Jahren, so lange sie die Frau eines Seemannes ist, hat sie nie eine ähnliche Ahnung gehabt. Es war anmaßend und thöricht von mir, als ich über die Befürchtungen meiner Mutter lachte. Jetzt weiß ich, daß sie nur zu begründet waren. Das Fahrzeug meines Vaters hat Schiffbruch gelitten, und er ist mit der ganzen Mannschaft umgekommen!" Violette stieß einen herzzerreißenden Schrei aus und sank schluchzend in seine Arme. „Sie werden Ihre Schwester tödten, wenn Sie so sprechen, Mr. Lionel," sagte der Arzt in strengem Tone. Lionel schwieg. Er trug die Schwester nach ihrem Zimmer, und in der folgenden Nacht hatte der Arzt zwei Kranke zu behandeln.

*

Die Tage und Wochen, welche nach Rupert Goodwin's Besuch in Westfordhaus folgten, waren höchst traurig. Klara Westford und ihre Tochter blieben lange Zeit an ihre Zimmer gefesselt. Während dieser langen und qualvollen Zeit bewies sich Lionel als ihr treuer Sohn und Bruder.

Jede Nacht, wenn die bezahlten Wärterinnen ermüdet waren, wenn die Dienerinnen des Hauses, welche für ihre Gebieterin und deren Tochter große Anhänglichkeit hegten, von Erschöpfung gezwungen die Zimmer verließen, harrte der junge Mann, von seiner Liebe aufrecht erhalten, bei ihnen aus. Eine wunderbare Kraft schien in ihm erwacht zu sein und ihn, der bis zur Stunde, in der das Unglück hereinbrach, so sorglos und leichtsinnig gewesen war, zum Helden gemacht zu haben. Allein er hatte nicht bloß die Aufgabe, in den Krankenzimmern zu wachen, sondern machte während dieser angstvollen und angreifenden Zeit auch mehrere Reisen nach London. Unermüdlich besuchte er daselbst alle Orte, wo er hoffen durfte, Nachrichten über das vermißte Fahrzeug zu erlangen. Aber keine frohe Nachricht belohnte seine Ausdauer, und ehe seine Mutter wieder hergestellt war, erlangte er die volle Kenntniß seines Unglücks. Ein Bruchstück des gescheiterten Schiffes war an einer felsigen Küste gefunden worden: es trug den Namen „Lily Queen."

Gebrochenen Herzens kehrte Lionel nach Westfordhaus zurück. Jetzt brauchte er das Krankenbett seiner Lieben nicht mehr zu verlassen, denn er wußte Alles.

Nach langen Tagen wich endlich die Heftigkeit des Fiebers, und Klara Westford durfte das Bett verlassen, um die frischere Luft des Salons zu athmen. Die Fenster waren indeß fest verschlossen, denn draußen in den Gärten tobte der Sturm und sauste durch die entlaubten Bäume. Im Zimmer aber fehlte es nicht an Comfort. Schwere Vorhänge bedeckten die Fenster und die Genesende saß, von weichen Kissen gestützt, in einem vortrefflichen Lehnsessel am wärmenden Kaminfeuer, wo ein an der Wand hängendes Porträt von Harley Westford freundlich auf sie herab lächelte.

Noch saß Klara nicht lange an diesem bequemen Platze, als die Thür sich öffnete und Lionel in seinen kräftigen Armen die Schwester hereinbrachte. Auch Violette hatte ihr Bett verlassen, und zwar nicht zum ersten Male an diesem Tage; denn ihre Krankheit war weder so lang noch so heftig gewesen, wie die der Mutter. Aber sie war noch sehr schwach und sah in ihrem weißen Hauskleide fast gespensterhaft aus. Es war nicht mehr das jugendliche, strahlende Wesen, das auf dem Balle von Winchester den jungen Künstler bezaubert hatte. „Violette," rief die Mutter, „bist denn auch Du krank gewesen?" — „Ja, liebe Mutter." — „Aber man hat mir nie etwas von Deiner Krankheit gesagt," murmelte Letztere in vorwurfsvollem Tone. — „Weßhalb sollten wir Deine Qualen durch eine solche Mittheilung erhöhen, liebe Mutter?" sagte Lionel. „Violette ist gut gepflegt worden." — „Ja, das ist wahr, mein lieber Bruder!" rief das junge Mädchen, ihre dankbaren Blicke auf Lionel richtend. — „Meine arme Violette," murmelte die Mutter, indem sie ihre abgezehrten Finger auf die kleine Hand der Tochter legte, „meine arme Violette! Deine Lebenssonne ist früh von Wolken umhüllt worden. Ich habe zwanzig Jahre eines ungestörten Glückes genossen, aber für Dich haben sich die Stürme zu bald erhoben. Meine armen geliebten Kinder!"

Lionel war leichenblaß, denn er erwartete, daß jetzt die unheilvolle Frage an ihn gerichtet werden würde, und wunderte sich nur, daß die Mutter sie nicht schon längst gethan hatte. Allein die arme Frau mit ihrem gebrochenen Herzen ahnte recht wohl die Ursache seines Schweigens und entnahm daraus, daß nichts mehr zu hoffen sei. Ueberdieß hatte sie die Züge ihres Sohnes beob-

achtet und die unverkennbaren Spuren des Kummers darin wahrgenommen. Sie drückte jetzt die kräftige Hand, welche ihren schwachen Körper umschlang. „Lionel," murmelte sie, „weßhalb willst Du mir die Wahrheit verbergen? Glaubst Du, daß ich nicht in den Augen meiner Kinder zu lesen vermag? Sind keine Nachrichten über Deinen Vater eingelaufen?" — „Nein, liebe Mutter, es sind keine Nachrichten über ihn da." — „Auch nicht über das Schiff?" fragte sie mit erstickter Stimme weiter. — „Nur sehr traurige," rief der junge Mann, indem er vor ihr auf die Knie sank. „O, Mutter, liebe Mutter, suche um Deiner Liebe zu uns willen diesen schweren Schlag zu ertragen. Richte die Augen gen Himmel, liebe Mutter, und fasse Muth. Bedenke, daß wir jetzt nur noch Dich haben!" Die letzten Worte sagten ihr Alles; jetzt wußte sie, daß sie eine Wittwe war.

Neuntes Kapitel.

Nach dieser traurigen Szene, welche in Mrs. Westford's Schlafzimmer stattgehabt hatte, schien der Friede in Westfordhaus wieder eingekehrt zu sein. Jedes Mitglied der Familie empfand den tiefsten Kummer, aber ihre braven Herzen kämpften muthig gegen den Schmerz.

Das in Klara Westford's Schlafzimmer hängende Porträt des Kapitäns war mit einem schwarzen Schleier verhüllt. Violette sah in ihren Trauerkleidern bleich und krank aus. Ihre goldenen Haare hatten zwar den vollen Glanz behalten, aber tiefer Kummer sprach aus ihren jetzt getrübten blauen Augen, die ehemals von Frohsinn geleuchtet hatten.

Unter den Personen, welche zu kondoliren nach Westfordhaus kamen, befand sich auch ein gewisser Mr. Maldon, welcher Advokat und ein Mann von großem Ansehen in der Umgegend war. Er fragte Klara theilnehmend nach den Vermögensverhältnissen ihres verstorbenen Gatten, worauf Letztere ihm mittheilte, welche Ansprüche Rupert Goodwin in Bezug auf das angeblich ihrem Gatten vorgestreckte Geld und die ihm zur Sicherheit aufgestellte Ueberweisungsurkunde erhoben hatte. „Das ist sonderbar!" rief Mr. Maldon. „Ich war immer der Meinung gewesen, daß Ihr Gemahl ein hübsches Vermögen gesammelt habe." — „Auch ich glaubte das," erwiederte Klara, „und glaube es auch jetzt noch; denn am Tage seiner Abreise sagte mein geliebter Gatte zu mir, daß er bei Rupert Goodwin eine Summe von zwanzigtausend Pfund Sterling deponiren wolle." — „Und Mr. Goodwin leugnet den Empfang des Geldes?" — „Ja, er leugnet ihn und geht sogar noch weiter, indem er behauptet, daß mein Gatte sein Schuldner sei. Allein ich werde es nicht eher glauben, als bis ich den schriftlichen Beweis von der Hand Harley's gesehen habe." — „Meine liebe Mrs. Westford," rief der Advokat, „das klingt sehr seltsam. Es läßt sich nicht wohl an dem Worte eines Mannes wie Rupert Goodwin zweifeln. Er gehört zu den ersten Kaufleuten des Landes, und sehr unwahrscheinlich ist es deßhalb, daß er unbegründete Forderungen unter falschen Behauptungen gegen Ihren Gatten geltend machen sollte." — „Das weiß ich nicht, allein ich habe eine sehr geringe Meinung von diesem Rupert Goodwin," erwiederte Mrs. Westford kalt. — „Also kennen Sie ihn?" — „Ich habe ihn in früheren Jahren gekannt und immer für den niedrigsten und bösartigsten Menschen gehalten." — „Das sind harte Worte, meine liebe Mrs. Westford," sagte der Advokat, Klara mit Staunen betrachtend. — „Sie entspringen den Gefühlen, welche ich gegen diesen Menschen in tiefster Seele trage. Ich bin fest überzeugt, daß mein Gatte bei diesem Rupert Goodwin zwanzigtausend Pfund niedergelegt hat, und zweifle auch nicht, daß Letzterer fähig ist, mich und meine Kinder zu berauben." — „Meine liebe Mrs. Westford, ich fürchte, Sie lassen sich von einer vorgefaßten Meinung zu weit hinreißen; auf jeden Fall aber will ich sogleich nach London gehen und mit Rupert Goodwin sprechen. Wenn man Ihnen wirklich Unrecht thun will, so soll es Ihnen nicht an Schutz fehlen. Ich liebte und ehrte Ihren Gatten, und ich liebe und verehre Sie und Ihre Kinder. Sie sollen nicht beraubt werden, nein, nein, Sie sollen nicht beraubt werden. Der alte Maldon müßte wenig taugen, wenn er sich von einem Bankier — und sollte es der klügste von ganz London sein, — hinter das Licht führen ließe."

Wir wollen den Rechtsgelehrten nicht nach London begleiten, wo er eine lange Unterredung mit Rupert Goodwin hatte; es genüge zu erwähnen, daß der Bankier ihm eine von Harley Westford ausgestellte und von zwei Zeugen Jakob Danielson und John Spence mitunterzeichnete Urkunde vorlegte, vermöge deren Rupert Goodwin ermächtigt wurde, sich am 25. März desselben Jahres in den Besitz des Landgutes Westfordhaus zu setzen, sofern nicht vorher die dargeliehene Summe von sechstausend Pfund Sterling an ihn zurückerstattet worden sei.

Der Monat Januar war bereits weit vorgerückt, und die Wittwe hatte mit ihren verwaisten Kindern nur noch zwei Monate lang den freien Genuß ihrer ehemals so glücklichen Wohnung. Mr. Maldon war ein tüchtiger Rechtsgelehrter, allein er vermochte in der ihm vorgelegten Urkunde nichts zu entdecken, auf Grund dessen er die Ansprüche des Bankiers hätte streitig machen können.

Was war zu thun? Entweder ging das Landgut in Goodwin's Hände über, oder sechstausend Pfund mußten gezahlt werden. Der Advokat durchsuchte die Papiere des Kapitäns, aber konnte nicht das Geringste finden, was einiges Licht über die Verhältnisse desselben verbreitet hätte. Der Geschäftsmann wußte aus Erfahrung, daß Ehemänner häufig ihre Frauen täuschen. Konnte Harley Westford nicht dasselbe gethan und die Geschichte von den zwanzigtausend Pfund erdacht haben, um Diejenigen, die er liebte, in den trügerischen Glauben der Sicherheit einzuwiegen? Nichts war daher wahrscheinlicher, als daß Harley Westford ein ruinirter Mann gewesen, während alle Welt ihn für reich gehalten hatte.

Inzwischen verstrichen die Wochen und der 25. März nahte. Die Frau wußte, daß sie von Rupert Goodwin keine Schonung zu erwarten hatte. Ihr kräftiger Geist erhielt sie aufrecht, und mit ruhiger Ergebung bereitete sie sich darauf vor, die Wohnung zu verlassen, in der sie früher so glücklich gelebt hatte.

Sie besaß keinen Penny eigenes Vermögen, denn sie hatte ihr elterliches Haus als eine Verstoßene verlassen, um Harley Westford's rechtmäßige Frau zu werden. Nie hatte ihr Gatte ein Wort von jenen schändlichen Verleumdungen gehört, welche Klara Ponsonby's Jugend vergifteten; nie war ihm der Name des Wüstlings, Rupert Goodwin, in Verbindung mit dem ihrigen genannt worden. Von dem Augenblicke ihrer ehelichen Verbindung an war Klara aus dem glänzenden Kreise verschwunden, in dem sie als ein Stern erster Größe geleuchtet hatte. Ohne einen Penny war sie in das Haus ihres Gatten getreten, aber eben so hoch von ihm geehrt worden, als wenn sie eine Million mitgebracht hätte.

Jetzt, wo sie als Wittwe, allein stehend und nicht mehr von Harley's kräftigem Arme gestützt, ihre Verhältnisse einer ernsten Prüfung unterwerfen mußte, fand sie, daß dieselben zerrüttet waren. Die Rechnungen der Kaufleute, von denen die häuslichen Bedürfnisse entnommen wurden, waren nicht bezahlt und beliefen sich auf mehrere hundert Pfund; selbst die Löhne der Dienstboten waren rückständig, und Nichts besaß sie, um diesen Forderungen gerecht zu werden. Die kleine Summe baaren Geldes, welche der Gatte ihr zurückgelassen, war erschöpft. Er hatte versprochen, ihr, wie er immer gethan, von Zeit zu Zeit neue Beträge zu schicken, allein das Meer hatte ihn mit Allem, was er besessen, verschlungen.

Nur ein Hülfsmittel blieb der Wittwe, — ihre Juwelen, die kostbaren Geschenke eines liebenden Gatten. Wenn sie dieselben veräußerte, so konnte sie die Kaufleute und die Dienstboten befriedigen. Es wurde ihr schwer, sich von diesen Gegenständen zu trennen, an die sich so viele süße Erinnerungen knüpften, allein Klara Westford war ein edles Weib; sie übergab das Juwelenkästchen ihrem alten Freunde, Mr. Maldon, um den Verkauf zu bewerkstelligen. Der gelöste Preis belief sich auf vierhundert Pfund. Von dieser Summe bezahlte sie die Schulden und behielt nur ungefähr dreißig Pfund übrig.

Dreißig Pfund! Das war die Summe, mit der die Wittwe und ihre verwaisten Kinder, welche in Ueberfluß erzogen worden waren, den Kampf gegen eine harte und grausame Welt beginnen sollten. (Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Rösselsprungs Seite 24:

Viele Menschen gleichen einem schlechten Räthsel, sie bleiben stets ungerathen.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. **№ 5.** Stuttgart, 1865.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

In den unterirdischen Kerkern eines Tyrannenschlosses.

Von **Gustav Rasch.**

(Bild S. 52.)

Von Außen drei runde Thürme, mächtige, epheubewachsene Mauern, vier viereckige Thürme in der Mitte, mit den Grundmauern auf einem Felsblock ruhend, den die blauen Wogen des genfer Sees umspülen, heute mittelst einer hölzernen Brücke mit dem Seeufer von Montreux verbunden, finster und düster anzuschauen, geschwärzt vom Odem der Jahrhunderte — so ist von Außen der Anblick des berüchtigten Tyrannenschlosses, in dessen unterirdischen Kerkern die Herzoge von Savoyen die genfer Bürger begruben, welche mit dem Schwert, mit der Feder und mit der Rede für die Befreiung ihrer Stadt kämpften.

Es ist um Chillon ausgegossen
Der Lemansee, ein Wasserschlund,
Der tausend Fuß zählt bis zum Grund;
So weit fiel's Maß, das man warf aus
Von Chillons weißem Kerkerhaus,
Das rings vom Wasser ist umschlossen;
So halten doppelt Well' und Mauer
Den Lebenden in Grabes Schauer.*)

Ich habe wenig Feudalschlösser gesehen, welche ihren Charakter so durch ihr Aeußeres repräsentiren, wie das Schloß von Chillon. Schon vor vielen Jahrhunderten dienten seine düsteren Thürme als Gefängniß. Der schwache Sohn Karl's des Großen ließ dort den edlen und freisinnigen Abt Wala von Corvey einkerkern. Der Gefangene sah nur den Himmel, den See und die Alpen aus seinem Kerker, wie ein Chronikenschreiber der damaligen

*) Byron's Gedichte: Der Gefangene von Chillon.



Feldmarschall Wrangel auf der Straße in Berlin. Von L. Löffler. (S. 56.)

Zeit berichtet. Seine heutige trotzige und finstere Gestalt erhielt das Schloß im dreizehnten Jahrhundert durch Graf Peter von Savoyen. Auch der innere kleine, viereckige Hof, den man betritt, wenn man die Brücke und das gewölbte, von einem viereckigen Thurm gekrönte Thor überschritten hat, ist ganz in diesem Charakter aufgebaut. Einen um so wunderbareren Kontrast zu dieser finstern Umgebung bietet deßhalb dem Beschauer die mit weißen Buchstaben in blauem Felde über dem Thor der Kastellanswohnung angebrachte Inschrift. Sie heißt «Liberté et patrie» — Freiheit und Vaterland. Ja, die schweizerische Freiheit und das Vaterland und das Schwert der Eidgenossen haben diese Tyrannenburg erstürmt und in seinem düstern Hofe mit leuchtenden Lettern die Worte angeschrieben: „Freiheit und Vaterland!" Zu Wasser stürmten es die Genfer von ihren Schiffen, zu Lande erstiegen die finstern Mauern die Berner mit ihren Sturmleitern, erschlugen die Söldner und Knechte und Tyrannen mit ihren Streitäxten und Hellebarden, und befreiten den edlen Bonnivard und die Bürger der „freien" Stadt Genf, deren Haar in den unterirdischen Kerkern des „Zwing Uri" die lange Zahl der Jahre ihrer Gefangenschaft gebleicht hatte.

Gleich neben dem zierlichen steinernen Thore, dessen Bogen jetzt die Worte „Freiheit und Vaterland" schmücken, ist der Eingang zu den unterirdischen Kerkern des Schlosses. Eine Steintreppe von fünfzehn Stufen führt abwärts in den Schooß der Erde. Die Stufen sind feucht. Der Odem der Kerkerluft hat sie gefeuchtet. Steigen wir hinab. Die Gewölbe liegen unter dem Seespiegel. Byron läßt die Gefangenen von Chillon sagen:

„Die Wölbung, unter der wir lagen,
War tiefer als der Wellen Ragen,
Die Nachts ich hörte, wie an Tagen,
So wie sie stiegen und dann sanken;
Durch's Gitter wurden sie geschlagen,
Auch gegen mich, wenn Winde rauh
Und treulos ihrem Himmelsblau;
Dann fühlt' ich fast den Felsen schwanken,
Ich aber konnte doch nicht wanken;
Mich hätte ja der Tod geletzt,
Weil er in Freiheit mich gesetzt."

Unten nimmt uns eine hohe gewölbte Halle auf. Die Halle muß aus den ältesten Zeiten des Schlosses stammen. Wahrscheinlich betrat schon der edle Dulder Wala von Corvey ihre Steinfliesen. Der Baustyl der Halle ist rein gothisch. Hohe Spitzbogen, von zwei starken, freistehenden Pfeilern getragen, stützen das Gewölbe. Ein Thor mit hochgeschwungenem Rundbogen führt in den zweiten anstoßenden Raum. Auch er hat die Gestalt einer weiten Halle, die gewölbte Decke ruht auf zwei Reihen Spitzbogen, welche in der Mitte von vier runden, freistehenden Säulen getragen werden. Ich messe die Länge der Halle; sie beträgt dreißig Schritte. Ich stand in dem ersten der unterirdischen Kerker des Tyrannenschlosses. Es war um Mittag an einem sonnigen Frühlingstage, als ich das Gewölbe betrat; trotz der Stunde und trotz der Jahreszeit war der Raum, welcher durch vier schmale, gewölbte Schießscharten erhellt wurde, fast dunkel.

— „Bleich war Alles, grau und kahl,
Es war nicht Nacht, nicht Tagesstrahl,
Es war nicht einmal Kerkerlicht
So ekel meinem Angesicht;
Ein leerer Raum, der kahl begrenzt,
Aus welchem nichts entgegen glänzt."

Ein niedriges Thor mit Rundbogen führte in ein noch weit größeres Gewölbe, dessen Decke ebenfalls auf zwei Reihen schön geschwungener Spitzbogen ruhte, welche in der Mitte von sieben runden, freistehenden Säulen getragen wurden, während sie zu beiden Seiten in den Quadersteinen und Mauern ihre Stützpunkte fanden.

„Es sind sieben Säulen von goth'scher Gestalt,
In Chillons düsterm Gefängnißhalt;
Es sind sieben Säulen, in Stärke sie prangen,
Daß grau sie, das wies mir ein Strahl, der gesengt,
Der von seinem Weg, wie verirret gegangen,
Doch nun, da gedrungen er ein in die Kluft,
Auch blieb in dem Raum, wo beenget die Luft;
Matt sah durch das fernste Gewölb' ich ihn streifen,
Dem schwankenden Lichte des Sumpfs zu vergleichen.

Ich stand im Kerker der Staatsgefangenen der Herzoge von Savoyen, im Kerker Bonnivard's, des genfer Freiheitskämpfers. Ich schauderte, denn ich dachte an den Jammer, an die Thränen, an die Sorgen und an alle das Elend, welches dieser weite Kerker durch Jahrhunderte begraben hat. Aus diesen unterirdischen Gewölben ging es auf einer in der Mauer verborgenen schmalen Treppe in den Saal des Gerichts, in die Folterkammer und dann wieder abwärts in das Gemach, worin die Verurtheilten gehängt und dann in den See geworfen wurden — oder in den großen, viereckigen Thurm, den man von außen weit über die epheubewachsenen Mauern hervorragen sieht. Er heißt noch heute «la tour des oubliettes». Seine unterste Hälfte bildete ein Verließ, welches in die Tiefe des Sees führte. Ich suchte in der Dunkelheit nach dem Pfeiler, an welchem Bonnivard während sechs Jahre mit seiner Kette angeschmiedet war. Da fühlte ich den eisernen Ring, an welchem die Kette befestigt war, die sich mit ihrem andern Ende um seinen Fuß schlang. Rund um den Pfeiler in der Länge der Kette war der Boden niedergetreten. Es waren die Fußstapfen Bonnivard's, in welche ich trat. Seine Füße hatten während der sechs Jahre, in denen er die Säule umschritt, den steinernen Boden der Halle ausgehöhlt.

„Franz von Bonnivard, Sohn Ludwigs von Bonnivard, geborner von Seyssel und Herr von Cunes," heißt es in Byron's Noten zum Gefangenen von Chillon, „kam zur Welt 1496 und studirte zu Turin. 1510 überließ ihm sein Oheim Johann Amadäus von Bonnivard die Priorei von St. Victor, die sich bis an die Mauern von Genf erstreckte und eine sehr beträchtliche Pfründe war. Dieser große Mann, — Bonnivard verdient diesen Titel durch seine Seelenstärke, durch die Geradheit seines Herzens, durch den Adel seiner Gesinnungen, durch die Weisheit seiner Rathschläge, durch den Muth in allen seinen Handlungen, durch die Ausgedehntheit seines Wissens, durch die Lebendigkeit seines Geistes, — dieser große Mann also, welcher die Bewunderung aller Derer sein wird, welche Heldentugend noch zu rühren vermag, muß alle Genfer, welche ihr Vaterland lieben, mit der lebendigsten Dankbarkeit erfüllen. Bonnivard war immer eine ihrer festesten Stützen; um die Freiheit der Republik zu sichern, nahm er keinen Anstand, oft die seine zu verlieren; er vergaß seine Ruhe, er schonte seinen Reichthum nicht; er vernachlässigte nichts, das Glück eines Vaterlandes zu befestigen, das er sich selbst gewählt; von diesem Augenblicke an liebte er es, wie der eifrigste seiner Bürger; er diente ihm mit der Unerschrockenheit eines Helden und schrieb seine Geschichte mit der Einfachheit eines Philosophen und der Wärme eines Patrioten.

„Bonnivard kündigte sich, noch ganz jung, laut als den Vertheidiger Genfs gegen den Herzog von Savoyen und gegen den Bischof an. 1519 ward er der Märtyrer seines Vaterlandes. Da der Herzog von Savoyen mit 500 Mann in Genf eingefallen war, wollte sich Bonnivard, der den Haß des Herzogs fürchtete, nach Freiburg flüchten; aber, von seinen beiden Begleitern verrathen, ward er auf Befehl des Fürsten nach Grolée geführt, wo er zwei Jahre gefangen blieb. Im Jahre 1530 geräth er zum zweiten Male in die Hände des Herzogs, der ihn im Schlosse Chillon einkerkern ließ, wo er, ohne verhört zu werden, bis 1536 blieb. Da ward er von den Bernern befreit, welche sich des Waadtlandes bemächtigten.

„Bonnivard hatte bei seinem Heraustritt aus der Gefangenschaft die Freude, Genf frei und reformirt zu sehen. Die Republik beeilte sich, ihm ihre Dankbarkeit zu beweisen und ihn für die Leiden zu entschädigen, die er erduldet. Sie ertheilte ihm das Bürgerrecht im Juni 1536 und schenkte ihm das früher vom Generalvikar bewohnte Haus; auch wies sie ihm, so lange er sich in Genf aufhalten würde, eine Pension von 200 Goldthalern an; 1537 ward er in den Rath der Zweihundert aufgenommen. Bonnivard hörte nicht auf, Genf nützlich zu sein. Nachdem er sich bemüht, ihm die Freiheit zu verschaffen, gelang es ihm auch, Genf Toleranz beizubringen. Bonnivard vermochte den Rath, den Geistlichen und den Bauern hinlängliche Zeit zu lassen, um die Vorstellungen, die man ihnen machte, zu prüfen. Es gelang ihm vermöge seiner Milde; man predigt immer das Christenthum mit Erfolg, wenn man es mit christlicher Liebe predigt."

Schreiten wir weiter in diesen unterirdischen Gräbern der Lebendigen. Kerker, Hinrichtungsstätte, die Todeskammer, der Friedhof, alles das liegt in diesem Tyrannenschlosse nahe beieinander. Aus dem Gefängnisse sind es zur Hinrichtungsstätte und von da zum Friedhofe nur wenige Schritte.

Eine gewölbte Thüre führte in einen engen, dunklen Raum. Auch er erhielt sein spärliches Licht durch eine in der Mauer angebrachte Schießscharte. Das Gewölbe wurde durch keine Säule getragen. Es ruhte mit seinen Bogen auf den Quadersteinen der Seitenmauern. Das Gemach war ganz leer; nur im Hintergrunde der Mauer war eine Nische ausgehauen, und in der Nische war in schräger Richtung ein kolossaler Quaderstein aufgerichtet. Die Nische und der Quaderstein glichen einem steinernen Bette.

Ich konnte mir die Bestimmung des Gewölbes nicht erklären. „Wozu diente dieser Raum?“ fragte ich den mich begleitenden Knecht des Kastellans, der eine Fackel in der Hand trug.

„Es war das Gemach der von den Gerichten der Herzoge zum Tode Verurtheilten. Alle Gehängte haben hier die letzte Nacht zugebracht. Der Stein dort in der Nische diente ihnen als letztes Lager.“

Der Mann hielt die Fackel in die Richtung der Nische. Ihre rothen Reflexe glitten über den breiten Stein, der ihnen zum Bette diente in der letzten Nacht. Schreckliche Erinnerung!

„Nun sollen Sie die Hinrichtungskammer sehen,“ sagte der Mann, „treten Sie ein.“

Er ging voran durch ein neues steinernes Thor. Es führte wiederum in ein neues hohes Gewölbe. Die Spitzbogen, der Pfeiler, der die Decke trug, die Thorbogen, waren in demselben Baustyl, wie in den andern Kerkern. Der Mann hielt die Fackel in die Höhe. „Sehen Sie dort, Herr,“ sagte er. Ich blickte hin. In der Höhe, fast an der Decke, war ein vom Odem der Zeit geschwärzter Balken in horizontaler Richtung in die Seitenmauern eingerammt. In der Mitte des Balkens war ein eiserner Ring angebracht, und von dem Ringe hing ein Strick zum Boden hinab.

„An dem Balken wurden alle zum Tode Verurtheilten gehängt, nachdem sie die letzte Nacht in jenem Raume, den Sie soeben gesehen, zugebracht hatten,“ sagte der Mann, „und dann wurden ihre Leiber durch jene Thür da in den See geworfen. Sehen Sie dort die Thüre. Sie ist nun zugemauert.“

Er hielt die Fackel abwärts zum Boden an der Stelle, wo ich stand. Ich blickte hin. Wirklich, die Thüre war noch ganz deutlich zu erkennen! Es war ein viereckiges Loch, ungefähr von der Breite und Höhe von vier Fuß.

Mir wurde immer schauerlicher zu Muthe. Ich dachte an alle schrecklichen Friedhöfe, die ich schon gesehen hatte, an den Friedhof des Schlosses If, wo die im Kerker Gestorbenen, in einen Sack gehüllt, einen Stein am Fuß, von der Höhe des Felsens in's Meer geworfen worden, an den Friedhof des Tower in London, an die Gewölbe der Kapelle, wo die Herzoge, die Peers, die Grafen und Lords, wo alle die vornehmen Herren und Frauen, wo Katharina Howard und Jane Gray mit dem Kopfe unter dem Arme schlafen, nachdem sie auf dem grünen Platze vor der Kapelle enthauptet worden, an die enge Steingallerie in Newgate mit der eisernen Gitterdecke, wo die Verbrecher in mit Kalk gefüllten Särgen liegen, Alle das Genick gebrochen vom Strick des Nachrichters auf dem Platze am Old-Bailey; ich dachte an den Kanal Orfand, dessen stille, blaue Fluten ich so oft mit der schwarzen Gondel durchschnitt, wo der große Rath der Zehn die Staatsverbrecher in der Mitte der Nacht ertränken ließ — — ich sah wieder nach dem schrecklichen Balken dort oben unter der Decke, der Strick schwankte in dem Ringe, ich hätte hier nicht allein bleiben mögen. „Und sind sie alle hier gehängt?“ fragte ich schaudernd.

„Alle, Herr, welche für die Republik und gegen die Bischöfe kämpften, die Reformatoren und die Staatsverbrecher, wenn sie in die Gewalt der Herzoge geriethen.“

Die Fackel war am Erlöschen. Ihr letztes Aufflackern beleuchtete den Balken und die Wand mit blutrothen Lichtern. Ich glaubte Blutflecken auf den Steinen zu sehen. Eine schmale Steintreppe mit verfallenen Stufen führte zu einer in der Höhe in der Mauer befindlichen Thüre. „Und die schmale Treppe dort, die Thüre?“ fragte ich.

„Sie führt in den Saal des Gerichts. Aber wir können hier nicht hinaufsteigen. Wir müssen vorn hinauf durch den Hof. Die Thüre ist vermauert.“

Die Fackel erlosch. Ich suchte tappend mit meinem Begleiter den Rückweg durch das Gemach der zum Tode Verurtheilten, durch den Kerker Bonnivard's — die Nachmittagssonne warf glühende Reflexe auf die Säule, an der der Märtyrer angekettet war; ich sah jetzt, die Säule war mit Namen bedeckt, ich las die Namen von George Sand, Victor Hugo, Byron, Eugen Sue; nun durchschritt ich die vordere Halle, ich stieg die fünfzehn feuchten Stufen hinan, ich athmete wieder auf; ich stand wieder in dem kleinen Hofe, dessen Konturen und Pfeiler die Nachmittagssonne vergoldete.

Mein Begleiter führte mich nun in einen zweiten Hof, der mit dem ersten Hof mittelst eines Thores in Verbindung stand. Der zweite Hof war von weit bedeutenderem Umfange, wie der erste. Unter einer Thüre mit steinernem Bogen eintretend, stiegen wir eine Treppe hinan, welche in den ersten Stock führte. Dann durchschritten wir zwei geräumige hohe Zimmer, deren bunte Glasfenster auf den See gingen. Beide Räume waren jetzt mit Kanonenröhren, Laffetten, Kugeln und andern Geschossen gefüllt. Das alte Tyrannenschloß muß heute als Zeughaus dienen. Aber die buntgetäfelten Decken, die mit rothen, blauen und grünen Farben gemalten Glasfenster waren noch wohl erhalten. Die Zimmer sahen ganz stattlich aus; sie hatten als Wartezimmer für die Gefangenen gedient, welche auf der heimlichen Treppe, die ich in der Hinrichtungskammer gesehen hatte, nach dem Saale des Gerichts geführt wurden. Die Bestimmung der berüchtigten Sala della Bussola im Dogenpalast zu Venedig und die Bestimmung dieser Räume war dieselbe gewesen. Hier warteten die Unglücklichen, hier bangten und zitterten sie — ihr Weg ging ja durch den Saal des Gerichts in die Folterkammer, und von dort gewöhnlich wieder in die unterirdischen Kerker, oft in den geheimnißvollen Thurm, der „la tour des oubliettes“ heißt. Mein Begleiter öffnete im zweiten Zimmer eine Thüre. Ich trat in einen prächtigen großen Saal. Vier Säulen trugen seine hohe, mit bunten Farben geschmückte, getäfelte Holzdecke, und vier hohe Bogenfenster mit bunten Glasfenstern erleuchteten den weiten und hohen Raum. Ein gewaltiger steinerner Kamin befand sich in der den Fenstern gegenüberliegenden Rückwand des Saales. Seine Länge betrug achtzig Fuß. Ich trat an eines der hohen Bogenfenster, ich sah

„Der Berge scharfe, weiße Rücken,
Sah ihren tausendjähr'gen Schnee
Und unten ihren weiten See,
Der Rhone Lauf von eis'ger Höh';
Ich hörte, wie der Strom sich brach,
Da wo ein Stamm, ein Felsen lag,
Ich sah die Städt mit weiten Grenzen,
Ich sah die weißen Segel glänzen,
Auch sah ich eine Insel klein,
Die lächelnd lieb lud zu sich ein.“ —

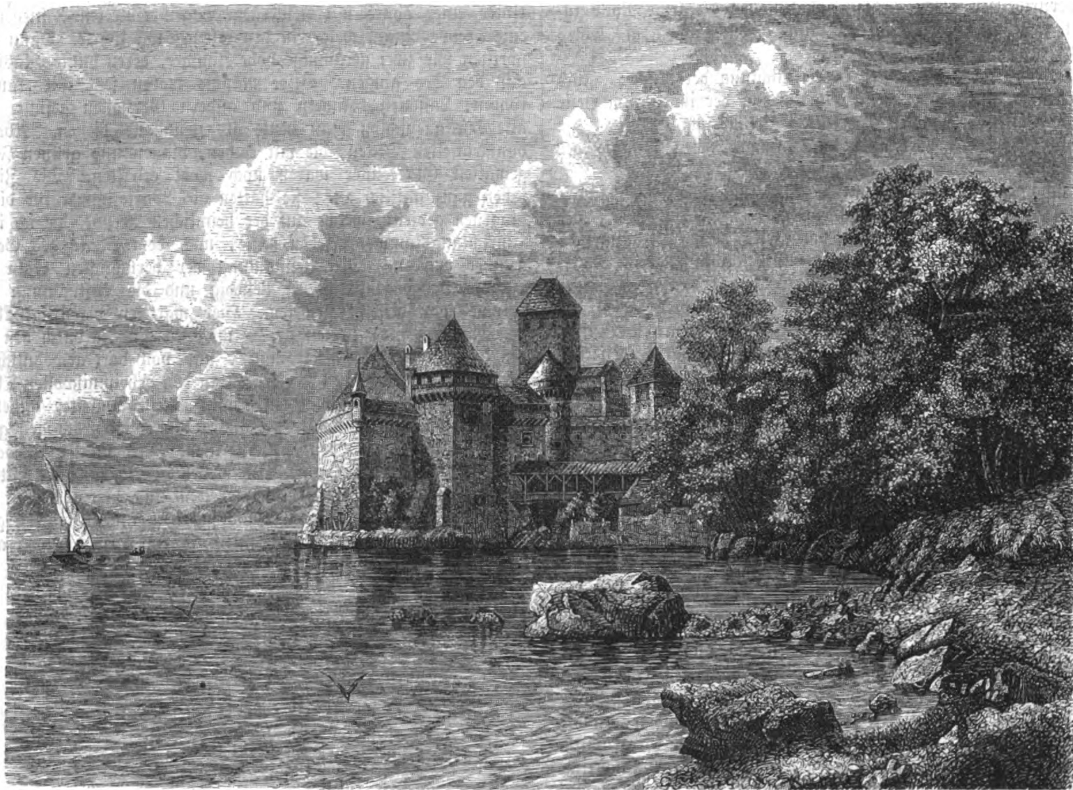
„Dieser Saal war der Saal des Gerichts,“ sagte mein Begleiter. Schrecklicher Saal, eben so schrecklich, wie der Saal der Inquisitoren im Dogenpalast zu Venedig und auch eben so schön! Sollte ich diese entsetzlichen Kontraste, welche ich dort getroffen hatte, auch hier wieder finden? Dort ruhte der Blick der Angeklagten, wenn ihnen das Todesurtheil verkündigt wurde, auf den Meistergestalten Titian's und Tintoretto's, mit denen ihr farbenreicher, glühender Pinsel die Wände geschmückt hatte, auf blühenden, rosigen Mädchengesichtern, auf weißen Nacken und runden, schöngeformten Armen, auf Blumen und Kränzen, hier auf den wunderbaren Tinten des blauen Sees, auf seinen mit weißen Städten und Weingelände geschmückten Ufern, auf Schneebergen mit Zackenkronen und Diademen, welche purpurn im Abendsonnenschein glühten. Und alle die Freiheitskämpfer, die Streiter für das Licht des Glaubens, die Streiter für die Ideen und Grundsätze, welche im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert das alte, das politische und pfäffische Europa erschütterten und besonders in Genf ihre Wurzeln hatten, waren durch diesen Saal geschritten,

falls sie in die Gewalt der Bischöfe und der Herzoge gerathen waren, welche im engsten Bunde mit einander die politische und religiöse Freiheit Genfs niederzudrücken suchten. Wo wären die Despoten und die Pfaffen nicht immer mit einander im Bunde gewesen, wenn sie sich nicht aus egoistischen Motiven selbst bekämpften! Und ihre Mittel waren immer dieselben: die Kerker, die Folter, das Schaffot, das Beil und der Strick des Nachrichters!

Auch hier stieß die Folterkammer gleich hart an den Saal des Gerichts. Es war ein räumlich nur kleines Gemach, von der Höhe jenes Saals, von viereckiger Form, erleuchtet durch ein Bogenfenster, welches ebenfalls nach dem See hinausging. In der Mitte der Folterkammer stand eine hölzerne Säule, welche mit ihrem oberen Ende in der Decke befestigt war. Die Säule war der einzige Rest der noch im Schlosse befindlichen Folterwerkzeuge. Sie hatte oben einen eisernen Ring, an welchem vermittelst eines Strickes Diejenigen in die Höhe gezogen wurden, welche die peinliche Frage vermittelst der Leiter zu bestehen hatten. Aber, wenn auch die Folterwerkzeuge weggeräumt waren, die Erinnerung mit ihren gebrochenen Gliedern, mit den im Feuer versengten Fingern, mit den Blutstropfen und mit dem Angstschweiß auf der Stirn, mit der röchelnden Brust der unglücklichen Opfer des Pfaffenthums und der Despotie — sie haftete an den Wänden, am Boden, an der Decke des schrecklichen Gemachs.

„Ich werde Sie nun in den Thurm des Verließes führen, Herr," sagte mein Begleiter.

Ich hatte in der That heute genug Schrecknisse der düstern Vergangenheit des alten Tyrannenschlosses gesehen und wollte schon auf den Besuch des finstern Thurmes verzichten, als mein Begleiter mir versicherte, der Thurm sei der Schluß dieser fürchterlichen Räume. So führte er mich denn über Gänge und Treppen



Das Schloß Chillon im genfer See.

in einen dritten, kleinen Hof von düsterem Charakter. In dem Hofe erhob sich ein viereckiger Thurm, den ich schon außerhalb des Schlosses bemerkt hatte, da er durch seine Höhe und durch seine Form alle anderen Thürme des Schlosses überragte. Eine kolossale Eichenthüre mit einem riesigen Schlosse und eisernen Riegeln verschloß seine niedrige Pforte. Mein Führer schob die Riegel zurück, öffnete das Schloß mit einem eben so riesigen Schlüssel, die Eichenthüre knarrte, ich trat ein und vor mir öffnete sich ein schwarzer, gemauerter Schlund, der sich in den Boden hinabsenkte. Sein Ende war nicht zu ersehen. Es war ganz finster dort unten. Ich beugte mich nach vorn hinüber und hörte die Wasser rauschen. Die rauschenden Wasser waren die Wogen des Leman, welche sich an dem unteren Gemäuer des schwarzen Schlundes brachen. Ich deutete mit der Hand auf die schreckliche Oubliette.

„Das Loch ist hundert und vierundachtzig Fuß tief," sagte mein Begleiter, „und endigt unter dem See. In diesen Thurm wurden alle Gefangenen geführt, denen man keinen Prozeß machen wollte und welche verschwinden sollten. Sie wurden in das Loch gestürzt."

Nach einer halben Stunde stand ich wieder auf den mit Weinreben umrankten Höhen von Montreux. Die Abendsonne hatte den blauen See und die glänzenden Schneeberge und die im Frühlingsgrün schimmernden Ufer mit einem leuchtenden Purpurmantel umhüllt. Das wunderbare Landschaftsbild war ganz in rothes, blaues und grünes Licht getaucht. Aber gerade unter mir erhob sich aus den köstlichen Farbentinten das altersgraue Tyrannenschloß mit seinen epheubedeckten Mauern, mit seinen mächtigen Thürmen, das „ansehnlich Schloß und gar wohl bewahret fürstlich Haus," wie Merian es 1556 nannte, trotzig und finster anzuschauen. Aber die „Eidgenossen", die Partei der politischen und

religiösen Freiheit, hat in Genf über die „Mamelucken", die Söldner des Herzogs und des Erzbischofs gesiegt, und das „gar wohl bewahret fürstlich Haus" ist im Sturm genommen worden. Ueber dem Eingangsthore haben die Berner die Inschrift angebracht: „Gott der Herr segne den Eingang". Man sollte die Worte Byron's aus dem Sonett auf Chillon über das Thor schreiben:



Waldesstille. Gedicht von Jul. Hammer, illustrirt von C. Winkler. (S. 56.)

„Chillon! dein Kerker ist ein heilig Haus,
Dein Boden ein Altar; denn ihn betrat,
Bis seiner Füße Spur sich höhlte aus,"

„Als ob der Plattengrund ein weicher Pfad,
Einst Bonnivard! — O tilget nicht den Graus!
Die Spur klagt an vor Gott Tyrannenthat."

Das Loch in der Hose.

Erzählung von Fr. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Der Medizinalrath saß in der That beim Kaffee. Es war ein kleines hageres, etwas gedrücktes Männchen, dessen Kopf — obgleich er selber kaum fünfzig Jahre zählen mochte, schon eisgraue Haare spärlich deckten; er hob sich auch etwas verlegen aus seinem Lehnstuhl, da er sich plötzlich in seinem Schlafrock und Pantoffeln den fremden Damen, die er nicht gleich erkannte, gegenüberfand. — Was hatte denn nur die sonst so aufmerksame Haushälterin heute gemacht, da sie doch nie Besuch unangemeldet herein ließ?

„Heh! Medizinal- und Sanitätsrath!" rief ihn aber der Professor freundlich an, „kennst Du uns nicht mehr? wo hast Du denn Deine Brille, Mann?"

„Ja, lieber Professor," stammelte der Ueberrumpelte, indem er seinen Schlafrock warm zusammen nahm und die Damen noch immer unsicher anstarrte. Da fiel sein Blick auf den Justizrath, und ihm die Hand entgegenstreckend rief er herzlich und erfreut ihn bei seinem alten Spitznamen auf der Universität — „Raps!" Junge, wo kommst Du her? und das — das sind doch nicht . . .?"

„Meine Töchter, alter Schwede," lachte der Justizrath vergnügt, „nicht wahr, die Mädel sind herangewachsen? Aber wo ist die Deine? — ah, Fräulein Klara — nun das muß ich sagen," setzte er rasch hinzu, „zurückgeblieben sind Sie auch nicht. Sie blühen wie eine junge Rose," und ohne weitere Umstände ging er auf sie zu, nahm ihren Kopf zwischen die Hände und küßte sie auf die Stirn.

Jetzt erst bemerkte er den neben ihr stehenden jungen Herrn, der sich mit ihr zugleich vom Stuhl gehoben hatte.

„Ein Freund unseres Hauses," stellte ihn der Medizinalrath vor, „Baron Berger, der Bräutigam meiner Tochter, und das, lieber Berger, ein alter Jugendfreund, Justizrath von Hochweiler aus Hoßburg."

Die beiden Herren verneigten sich gegen einander.

„Und hier," fuhr der Professor fort, „da wir doch einmal im Vorstellen sind, um die langweilige Geschichte gleich abzumachen, Fräulein Elisabeth und Katharine von Hochweiler, besagten Justizraths liebenswürdige Töchter — so, jetzt kennen wir einander, und nun, ihr Mädels, steht nicht da wie die Stöcke und fallt euch üblicher Maßen um den Hals."

„Das hast Du mit dem Herrn Justizrath auch gemacht, Papa," lachte Rosa.

„Ich bekenne mich schuldig," nickte der Vater, „also da sind wir, Medizinalrath."

„Herzlich — herzlich erfreut," rief dieser, nochmals des Justizraths Hand schüttelnd, „und nun alter Junge, wie geht's — jetzt erzähle; wir haben uns ja, glaub' ich, in einer wahren Ewigkeit nicht gesehen."

Die jungen Mädchen hatten sich indessen schon rascher mit einander verständigt und plauderten zusammen; Elisabeth aber bemerkte bald, daß die Röthe, die Klara's Gesicht überstrahlte, als sie ihr Vater anredete, nicht ihrem Antlitz natürlich war und rasch wieder verschwand. Sie sah eher bleich und angegriffen aus, und um ihre Lippen lag ein recht weher, schmerzhafter Zug — aber sie war freundlich und lieb, und, wie wir das ja so oft im Leben haben, daß uns der erste Anblick eines Menschen wohl thut, so fühlte sie sich gleich vom ersten Moment ihrer Bekanntschaft hin zu der ernsten und sinnigen Elisabeth gezogen, als ob sie schon seit vielen, vielen Jahren Freunde gewesen wären.

Elisabeth theilte das Gefühl, das in solchen Fällen fast immer gegenseitig ist, und doch war ihre Aufmerksamkeit in dieser ersten Zeit mehr dem jungen Fremden, als der neuen Freundin zugewandt, der sich auch rasch und leicht in ihr Gespräch mischte und die jungen Mädchen bald zu fesseln wußte. — Aber Stimme wie Ausdrucksweise desselben blieben ihr vollkommen fremd, und doch fühlte sie sich von seinem ganzen Wesen angezogen und mußte sich selber gestehen, lange Niemanden getroffen zu haben, der sie so ganz in Anspruch nahm.

Berger zeigte sich auch in der That unendlich liebenswürdig; er war die Aufmerksamkeit selber, und als der Vater endlich zum Aufbruch mahnte — denn sechs Uhr war herangekommen, und der Medizinalrath wurde schon unruhig — glaubten Alle, daß ihnen die Zeit noch nie im Leben so rasch verflogen sei, als diese zwei kurzen Stunden.

Aber man wollte sich wieder sehen, und der Professor, der sich selber in das Gespräch gemischt und Freude daran gefunden hatte, setzte dazu den kürzesten Termin.

„Wie wäre es, meine jungen Herrschaften," sagte er, „wenn wir uns gar nicht trennten, sondern heute Abend gleich zusammen blieben? Freund Medizinalrath ist unzurechnungsfähig, der muß pflichtschuldigst in sein langweiliges Kasino und L'hombre spielen, sonst wird er von seiner Partie in den Bann gethan; uns Andere aber bindet kein solcher Zwang, und wenn wir nun Alle zusammen heute Abend in unseren Garten gingen und dort vergnügt eine Tasse Thee — respektive ein Glas guten Wein — tränken, so glaube ich, daß wir uns noch vortrefflich amüsiren könnten. Was sagen Sie, meine Damen?"

„Ach ja, Papa, das wäre zu herrlich," rief Rosa rasch und freudig — „nicht wahr, Du gehst mit, Klara?"

„Und Herr von Berger begleitet uns vielleicht ebenfalls?" setzte der Professor hinzu.

„Sie sind außerordentlich liebenswürdig, verehrter Herr," entgegnete der junge Mann, „und ich selber bin viel zu schwach, um einer solchen Verlockung zu widerstehen — vorausgesetzt natürlich, daß ich die Damen in ihrer Unterhaltung nicht störe."

„Sie können auch boshaft sein, nicht wahr?" lachte Rosa, „als ob wir so Wichtiges zu verhandeln hätten — und dann gehen wir gleich, nicht wahr, Papa?"

„Ja, Kinder," sagte der Medizinalrath etwas verlegen, „das ist Alles recht schön und gut, und Klärchen — aber die alte Bella ist dann ganz . . .," er wollte nicht recht mit der Sprache heraus.

„Ganz allein?" ergänzte der Professor lachend, „und Klärchen soll doch nicht etwa der alten Person zur Gesellschaft zu Hause bleiben? — das wär' der Mühe werth. Alter, Alter, laß mich Dich nicht auf einem faulen Pferde erwischen. — Und nun vorwärts, Kinder — Donnerwetter, da schlägt's schon Sechs — Medizinalrath — mach' daß Du in Dein Kasino kommst, sonst mußt Du Strafe zahlen."

Der kleine ängstliche Mann wagte in der That keinen weiteren Einwand, und Klärchen, die rasch ihren leichten Shawl umgeworfen und ihren Hut aufgesetzt hatte, war in wenigen Sekunden gerüstet.

Fünftes Kapitel.

Das Loch in der Hose.

Unten an der Thür begegnete die kleine Gesellschaft allerdings wieder der alten Frau, die hier im Hause nicht allein die Wirthschaft, sondern auch die Herrschaft zu führen schien. Mit eben nicht freundlichen Blicken betrachtete diese den Professor, der triumphirend an ihr vorüberschritt; Berger bog sich aber zu ihr über und flüsterte ihr etwas in's Ohr, wonach sie freundlicher wurde und ihm zunickte — Elisabeth hatte das bemerkt — dann traten sie hinaus in die sonnige Straße und wanderten lachend und plaudernd dem Garten des Professors zu.

Rosa und Käthchen, beide fast in einem Alter, ein paar aufknospende Rosen, vor denen die Welt in ihrem ersten wunderbaren Glanz geöffnet lag, hatten auch noch keinen Schatten in dieser weiten Blumenau entdeckt, Alles, was sie umgab, diente nur dazu, ihnen neue Freude zu bereiten. — Glückliche Jugendzeit, daß Du so rasch vergehen mußt, und wenn geschwunden — nie im Leben wiederkehrst!

Elisabeth wie Klara waren Beide um drei Jahr älter — und deßhalb auch ernster und ruhiger und hatten sich, wie schon gesagt, so gleich vom ersten Augenblick zu einander hingezogen gefühlt, daß sie auch jetzt, Arm in Arm, wie zwei alte Jugendfreundinnen, hinter den jüngeren Mädchen herschritten, während ihnen der Justizrath mit dem Professor und dem jungen Berger folgten.

So erreichten sie den Garten und wurden hier auf das Liebenswürdigste von der Frau Professorin empfangen. Ihr wäre es auch

am liebsten gewesen, wenn sich die Gäste gleich wieder zum Essen und Trinken niedergesetzt hätten, was aber von Allen auf das Entschiedenste abgelehnt wurde. — Kaffee war auch schon getrunken, aber sie ließ es sich wenigstens nicht nehmen, Obst und Wein auf den Tisch in der Laube zu stellen, daß sich davon nehmen konnte, wer eben Lust hatte.

Eine Stunde verging etwa so: die Herren hatten sich um den Wein gesetzt, die Mädchen gingen plaudernd auf und ab, bis ein paar junge Leute mit ihrer Schwester, einer Freundin Rosa's, noch zum Besuch herüber kamen. Jetzt ließ Käthchen keine Ruh' mehr: es sollte ein Gesellschaftsspiel arrangirt werden, denn das ewige Schwatzen war zu langweilig.

Das junge Volk ging natürlich rasch darauf ein, und Berger zeigte sich dabei so unerschöpflich im Anordnen neuer interessanter Spiele, daß man sich, als der Aufenthalt im Garten zu kühl wurde, noch nicht dazu entschließen konnte, auseinander zu gehen, sondern einstimmig entschied, das Spiel oben im Zimmer fortzusetzen.

Vorher mußte allerdings erst etwas zu Abend gegessen werden, das ließ sich die Frau Professorin nicht nehmen, wenn auch die Letztgekommenen erklärten, das schon erledigt zu haben. Der Tisch wurde mit kalten Speisen gedeckt, aber das junge Volk versäumte nicht viel Zeit damit. Nachdem nur etwas verzehrt worden, um die Hausfrau zufrieden zu stellen, halfen die jungen Damen selber mit Abräumen, daß die Tafel nur rasch wieder bei Seite geschoben werden konnte, und jetzt begann das Spiel von Neuem.

Natürlich war bunte Reihe gemacht worden, und Berger kam dabei zwischen Elisabeth und Klara zu sitzen. Mehrere der früher gespielten Spiele hatte man auch schon wieder durchgenommen, als Berger ein neues vorschlug, das die muntere Schaar rasch aufgriff. Ja so ansteckend schien ihre ausgelassene Fröhlichkeit zu sein, daß sich sogar die Eltern mit dem Justizrath nicht länger davon ausschließen mochten und unter dem Jubel des jungen Volkes mit Platz im Kreise nahmen.

Das neue Spiel hieß: „Gedanken errathen", und Berger selber machte den Anfang als „Rathender". Vorher erklärte er natürlich der kleinen Gesellschaft den Sinn des Spiels und verließ dann das Zimmer, um den Zurückbleibenden Raum zu lassen, sich etwas auszudenken.

Jeder mußte ihm nämlich — wenn er wieder hereingerufen wurde, drei Worte nennen, die auf das, an was er gerade dachte, Bezug hatten, und danach hatte er nachher zu rathen, womit sich die betreffende Person in ihren Gedanken augenblicklich beschäftigte. Natürlich lag es dabei in Jedes Interesse, die Worte so vieldeutig als möglich zu wählen, um den Rathenden nicht zu rasch auf die richtige Spur zu bringen.

Rathen durfte er dreimal — rieth er es dann nicht, so mußte er ein Pfand geben, und damit der Gefragte (den man, im Fall seine Gedanken wirklich getroffen wurden, ebenfalls um ein Pfand strafte) nicht willkürlich leugnen konnte, hatte Jeder vorher der Gesellschaft zu sagen, an welchen Gegenstand oder an welche Handlung er in dem Augenblick denken wolle.

Das Spiel war außerordentlich amüsant, denn Berger kannte, außer den drei erst hinzugekommenen Gästen, alle ziemlich genau. Mit vielem Scharfsinn dabei begabt, wußte er so geschickt zu treffen — nur Elisabeth's Aufgabe konnte er nicht lösen — daß er fast rund herum Pfänder einsammelte.

Wie er durch war, mußte geloost werden, wer jetzt hinaus solle, um das Spiel von Neuem zu beginnen, und es traf dießmal Elisabeth, die in's Nebenzimmer ging, während die Anderen die Wahl ihrer Worte verabredeten.

Es dauerte dießmal ein wenig lange, denn daß Berger vorher Alles sogleich errathen hatte, schien die kleine spottlustige Gesellschaft empört zu haben, und man beschloß, dießmal vorsichtiger in der Stellung der Worte zu sein.

„Darf ich hinein?" hatte die ungeduldig werdende Elisabeth schon dreimal gefragt, und immer tönte es „nein, noch nicht!" zurück. Endlich schien Jeder mit sich im Reinen, Berger half noch hie und da aus und dann mit den Worten: „Jetzt können wir die arme junge Dame von ihrem Posten erlösen", sprang er zur Thür, um diese zu öffnen und Elisabeth einzulassen.

Während er zur Seite fuhr, um ihr Raum zu geben, blieb er mit dem Knie an einem der Stühle hängen und bekam einen wohl sechs Zoll langen Riß in das Beinkleid. Rosa hatte es gesehen und rief bedauernd, indem sie zu der Stelle trat: „Siehst Du, Papa, so lange habe ich gepredigt, daß Du die altmodischen Stühle mit den Messingknöpfen abschaffen oder doch neu überziehen solltest — aber Gott bewahre, bis ein Unglück geschehen ist."

„Nun das Unglück ist dießmal nicht so groß, mein Fräulein," lachte Berger, indem er aber doch etwas bestürzt den angerichteten Schaden betrachtete.

„Richtig," rief Rosa, zu dem Stuhl niederknieend, „da hab' ich's. Der eine Knopf von dem Nagel ist abgesprungen und der scharfe Stift steht lang vor. — Ich bin neulich am Sopha ganz ähnlich mit meinem Kleid hängen geblieben."

„Machen Sie sich deßhalb keine Sorge, mein Fräulein," rief aber Berger, sein Taschentuch um das Knie schlingend, „die Wunde blutet nicht und kann verbunden werden. Lassen Sie uns das Spiel nicht stören; sehen Sie, der Schaden ist schon wieder ausgebessert. Bitte, mein gnädiges Fräulein, fangen Sie an."

Elisabeth hatte ganz vergessen, was sie sollte. Wie ein Schleier fiel es von ihren Augen — das war der nämliche Herr, den sie am ersten Mai in Hoßburg auf der Promenade gesehen, und zwar mit einem ähnlichen Uebel. Derselbe, der dann in eine Droschke gestiegen war und sein Tuch über das Knie haltend, um den erlittenen Schaden zu verdecken, davon fuhr. — Wo hatte sie bis jetzt ihre Gedanken gehabt, daß ihr das nicht gleich bei seinem ersten Begegnen eingefallen war? Sie erröthete jetzt ordentlich, als sie Berger in diesem Augenblick anredete.

„Mit wem fang' ich an?" frug sie zerstreut.

„Gleich hier an der Reihe," rief Rosa, „mit Herrn von Berger."

„Ich sehe also, mein gnädiges Fräulein," rief der junge Mann, im Begriff, ihr die nöthigen drei Worte in einem kurzen Satz zu sagen.

„Halten Sie ein," lachte aber Elisabeth, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, „ich sage Ihnen, woran Sie in diesem Augenblick denken, ohne daß Sie mir die geringste Andeutung geben."

„Und Sie wollen wirklich meine Gedanken errathen?" lächelte Berger, während ein spöttischer Zug um seine Lippen zuckte.

„Stellen Sie mich auf die Probe."

„Gut — also mein gnädiges Fräulein, an was denke ich in diesem Augenblick? Sie dürfen dreimal rathen, aber machen Sie sich auf ein Pfand gefaßt."

„Ich beanspruche nur eine Chance," sagte Elisabeth, indem sie ihn fest ansah, „Sie denken in diesem Augenblick an einen ganz ähnlichen Unfall, der Ihnen vor etwas über vier Monaten — am ersten Mai — in Hoßburg begegnete. Hab' ich Recht?"

Es war fast, als ob in dem Augenblick Berger's Wangen die Farbe verlassen hätte. Er sah das junge Mädchen für einen Moment stier, fast wie bestürzt an — aber es war auch wirklich nur ein Moment, denn schon im nächsten schüttelte er lächelnd mit dem Kopf und sagte: „Ihr Pfand ist fällig, mein gnädiges Fräulein, ich war nie in Hoßburg."

„Sie waren nie in Hoßburg?" frug Elisabeth rasch.

„Nie," erwiederte Berger ruhig, „obgleich ich mich erinnere, im vorigen Jahr einmal mit der Bahn vorbeigefahren zu sein. Keinesfalls ist mir etwas Aehnliches dort begegnet, ich konnte also auch nicht daran denken. Sie haben Ihr Pfand verwirkt, mein gnädiges Fräulein."

„In der That?" sagte Elisabeth, jetzt selbst wieder vollständig irre gemacht, „dann hab' ich mich allerdings geirrt."

„Aber so mach' doch, daß Du herumkommst, Lily," rief Käthchen, die ungeduldig wurde, „ich vergesse sonst wahrhaftig wieder, an was ich gerade denke."

Das Spiel hatte seinen Fortgang, aber Elisabeth war sichtlich zerstreut und erst beim dritten oder vierten Fragen konnte sie ihre Gedanken nun so weit sammeln, um nicht gar zu verkehrte Erklärungen abzugeben.

Berger schlug bald darauf ein anderes Spiel vor. Die Herren nämlich mußten sich auf einen Selterwasserkrug setzen und mit einem Fuß über den anderen geschlagen, ein brennendes Licht in der einen, ein unangezündetes in der anderen Hand, das nicht brennende an die Flamme des anderen zu bringen suchen, was zu höchst

komischen Stellungen Veranlassung gab, und als sich selbst der Professor dazu entschloß, den Spaß mitzumachen, wollte der Jubel kein Ende nehmen.

Es war fast Mitternacht, ehe sich die kleine fröhliche Gesellschaft trennte, und so amüsirt hatten sich Alle, daß man beschloß, an einem der nächsten Abende wieder hier zusammen zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Waldesstille.

Von

Julius Hammer.

(Bild S. 53.)

Wenn hoch in den Wipfeln brauset der Sturm
Wird's stiller unten im Wald;
Die Vöglein alle lauschen,
Die Bächlein heimlich rauschen,
Doch die Blumen,
Sie duften mit eig'ner Gewalt.

Und dort auf dämmerndem Pfade zieht
Ein einsamer Wandrer dahin;
Halb hört er des Sturmwinds Rauschen,
Halb muss er den Quellen lauschen,
Und die Blumen
Befangen ihm Herz und Sinn.

O Wald, o Waldeseinsamkeit,
Wie gleichst du dem deutschen Gemüth!
Zum Himmel brauset und rauscht es,
Zur Erde träumend lauscht es:
Ach, die Blumen,
Ach, dass sie der Sturm behüt'!

Der Herr der Heerschaaren.

Von

August Waiz.

(Bild S. 49.)

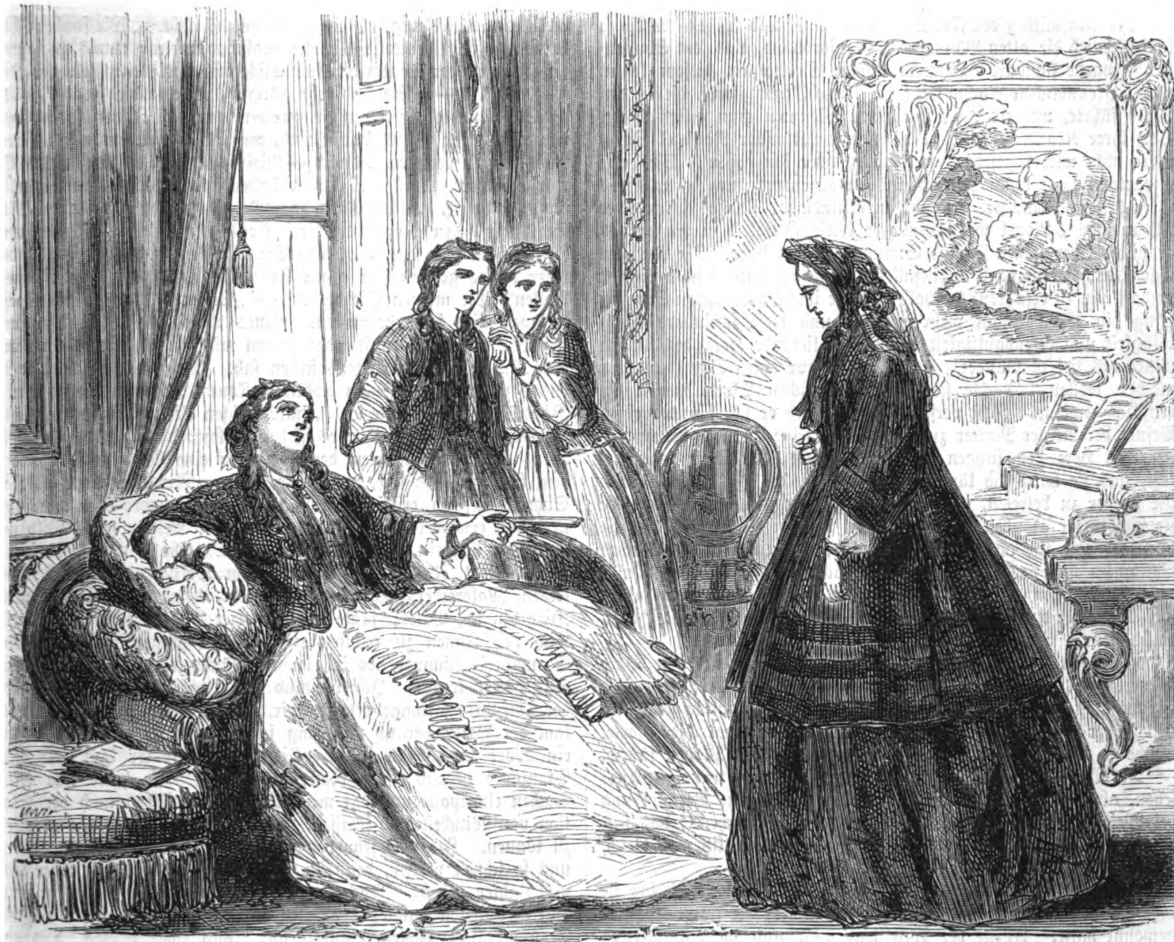
Es war im Winter von 1851, als ich eines Morgens unter den Linden von Berlin spazieren ging, obgleich der Barometer sehr tief stand und der Schnee unter meinen Füßen krachte. Die Lieblingspromenade der Berliner war leer, und nur die Kinder, welche zur Schule gingen, und die Milchkarren belebten die breite Straße noch einigermaßen. Ich schritt etwas rasch meines Weges, um mir warm zu machen, als mir plötzlich ein Offizier den Weg vertrat, der eben so rasch als ich quer über die Straße ging. Ein flüchtiger Blick sagte mir, daß es ein grauer Kopf war, und ich trat zurück. Freundlich griff er an den Stahlhelm und grüßte dann mit der Hand, indem er mir: „Guten Morgen, guten Morgen!" zurief und vorüberschritt. Der Waffenrock saß zwar nicht nach dem knappen berliner Lieutenantsschnitt, dagegen hatte der ganze Mann mit den Stulphandschuhen etwas Kriegerisches, welchen Eindruck namentlich das hervorbrachte, daß der alte Soldat nicht einmal einen Mantel trug, während ein paar junge Offiziere, die eben an mir vorübergegangen, dicht in ihre pelzverbrämten Mäntel gehüllt waren. Ich blieb verwundert über die Erscheinung und den Gruß stehen und schaute ihr lange nach, bis ein Fleischergeselle mit seinem Korb an mir vorüberging, den ich fragte, wer der alte Offizier sei? „Wat, den kennen Sie man nich, des is ja der olle Wrangel!" Schade, ich hatte ihn schon liebgewonnen gehabt, und nun erfuhr ich, daß es der Mann sei, der den Scheinkrieg für den „verlassenen Bruderstamm" geführt. Wie schwer reimten sich die beiden Bilder! Und doch sollte er es sein, der noch einmal zur Befreiung Schleswig-Holsteins das Schwert zog, nicht mehr der vom Volk umjauchzte „General Drauf", sondern der befohlene Kommandant der alliirten Armee. Noch einmal sollte er den verlassenen Bruderstamm heimsuchen, dießmal ihm trotz „mir" und „mich" die Freiheit zu bringen. Die Gunst des Volkes hatte er sich durch jenen ersten Scheinkrieg verscherzt, die Scharte ist kaum ausgewetzt: aber trotzdem ist er die populärste Persönlichkeit Berlins. Jedermann kennt den Feldmarschall Wrangel, der nach dem Siege von Düppel zum Grafen ernannt wurde, obgleich er sich nicht mehr vom König erbeten, als daß er vom ganzen Hofe „Onkel" genannt werde, wohl, weil er lange genug Vater gewesen. Bei Hofe trotz seines Alters — er zählt 81 Jahre — das enfant chéri, ist er beim Volke eine Lieblingsfigur geblieben, trotz Allem und Allem. Ist ihm bei Hofe Alles erlaubt, hat er sich trotz der leichtfertigsten Verwechslung von mir und mich und des gespannten Fußes, auf welchem er mit Grimm und der Grammatik steht, bis zum Feldmarschall aufgeschwungen, so bleibt er vor Allem der Liebling der Jugend, die ihm, sobald er sich auf den Straßen sehen läßt, nachläuft und ihn unter freudigem Jauchzen begleitet. Gewöhnlich hat er ein freundlich Wort für die Jungen; bisweilen aber erhebt er drohend die Hand und wehrt ihnen. Aber die Buben laufen ihm trotz alledem straßenweit nach und rufen: „Vater Wrangel, Vater Wrangel", und der alte Feldmarschall muß sich diese Folge seiner Popularität gefallen lassen. Er tröstet sich, denn er bleibt ja doch der „Herr der Heerschaaren", wie ihn sein König nach seiner Meinung einst genannt, als er ausrief: „Ich verdanke dem Herrn der Heerschaaren den Sieg." — „Damit meint er mir!" sagte siegesstolz der alte General. Im kurzen Waffenrock, ohne Paletot seht ihr den greisen Soldaten durch die Straßen wandern, es mag regnen oder schneien, — und wenn ihr eine solche Erscheinung seht und Kinder springen hinterdrein, so wißt ihr: es ist der Feldmarschall der preußischen Armee.

Rösselsprung.

dir	de	wel-	bei-	der	treu	der	sie
auf	er-	zu	den	sich	der	strebt	und
dul-	ne	den	chen	auf	Mensch	che	an-
delnd	ge	rin-	thut	Lei-	Schlie-	bend	por-
ei-	dend.	Zwei	ge-	zur	sein	be-	li-
sind	Han-	We-	get	ßet	lie-	em-	Ge-
Wohl	der	füh-	auf:	den	Tu-	Glück-	re
ret!	der	ihm	sich	der	dir	schick	gend

Räthsel.

Mein Zweites deckt mein Erstes ganz nach Brauch,
Mein Ganzes aber deckt mein Erstes auch,
Durch Modesucht wird in dem Ganzen mein Ganzes nicht vermehrt,
Indeß in meinem Ganzen man mein Erstes hoch verehrt.



Mrs. Trevor engagirt Violette als Morgengouvernante. (S. 60.)

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von E. Braddon.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Es war am Vorabende des 25. März, des für Klara Westford und ihre Kinder so unglücklichen Tages, an dem sie ihre bisherige Wohnung für immer verlassen sollten. Bis jetzt hatte der Bankier die Absichten, welche er mit seinen Opfern hatte, nicht zu erkennen gegeben; allein Klara wußte, wie wenig Schonung sie von ihm erwarten konnte, und war deßhalb entschlossen, um sich und ihren Kindern jede Demüthigung zu ersparen, das Haus am Morgen des 25. März zu verlassen. Als sie jedoch diesen Vorsatz ihrer Tochter mittheilte, war das junge Mädchen nicht wenig bestürzt. „Weßhalb sollen wir unser liebes altes Haus mit solcher Eile verlassen?" rief sie, „Mr. Goodwin kann unmöglich seine Rechte darauf so schnell geltend machen. Vielleicht wird uns gestattet, noch einige Zeit darin zu wohnen, bis Du, liebe Mutter, wohler, kräftiger geworden und besser im Stande bist, den Kampf gegen die Welt zu beginnen." — Die Mutter schüttelte jedoch den Kopf. „Nein, Violette," sagte sie, „ich will keine Stunde länger unter diesem Dache verweilen, wenn es Rupert Goodwin's Eigenthum geworden ist, denn ich könnte keinen ruhigen Augenblick mehr darin genießen." — „Mama, Du sprichst, als ob Du diesen Mr. Goodwin kenntest?" — „Ich kenne ihn und weiß, daß er der schlechteste und niedrigste Mensch ist," erwiederte die Mutter. „Frage mich nicht weiter, Violette, mein Entschluß steht in dieser Beziehung fest." — „Liebe Mutter, Du weißt, daß jeder, auch der geringste Deiner Wünsche mir heilig ist." — „Ich weiß es, mein liebes Kind. Jetzt schreibe an Deinen Bruder und sage ihm, daß er uns um ein Uhr auf der Station erwarten solle."

Lionel befand sich seit einigen Wochen in London, um Beschäftigung in einer dortigen Schreibstube zu finden; allein ungeachtet seiner gründlichen Erziehung und obgleich er nur bescheidene Ansprüche machte, stieß er dabei auf große Schwierigkeiten. Seine Universitätsstudien waren ihm von geringem Nutzen. London schien mit geschickten jungen Männern überfüllt zu sein, welche sämmtlich angestrengt arbeiteten, um ihr tägliches Brod zu verdienen. Nach wiederholten fruchtlosen Versuchen begann ihm der Muth zu sinken, denn bei jeder offenen Stelle, um die er sich bewarb, erschienen hundert Mitbewerber, von denen neunundneunzig gleich ihm in ihren Hoffnungen getäuscht wurden.

Lionel hatte in dem Stadttheile Surrey, am Flußufer, eine sehr bescheidene Wohnung bezogen und daselbst die nöthigen Vorkehrungen zum Empfange seiner Mutter getroffen. Ach! welch' traurigen Abstand bot diese düstere Wohnung in London gegen das prächtige Landhaus mit seinen schönen Gärten, Pferden und anderen für einen jungen Mann werthvollen Dingen! Allein Lionel ließ nie eine Klage hören, denn alle seine Gedanken richteten sich nur auf die Mutter und die Schwester, und sein einziges Gebet zum Himmel war das, Beide mindestens gegen das bitterste Elend schützen zu können.

Der Nachmittag des 21. März war düster und trübe; der Wind sauste durch die alten Bäume von Westfordhaus, und kein Sonnenstrahl wurde sichtbar. Dennoch öffnete Violette an diesem kalten und unfreundlichen Nachmittage die kleine Gartenpforte, die in den Wald führte, und zwar seit mehreren Monaten zum ersten Male. Seit ihrer Krankheit hatte sie den jungen Künstler Raphael Stanmore nicht wieder gesehen, auch nichts über ihn gehört. Sie hatte erwartet, daß er nach Westfordhaus kommen werde, um sich während ihrer langen Krankheit nach ihr zu erkundigen, und es sogar über sich vermocht, Lionel mit scheinbarer Gleichgültigkeit zu fragen, ob er nichts über seinen Freund Stanmore gehört habe. Die Antwort war jedoch verneinend ausgefallen. Raphael hatte keinen Schritt gethan, um zu erfahren, weßhalb Violette ihre gewöhnlichen Spaziergänge im Walde nicht mehr machte, und diese scheinbare Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit hatten das liebende Herz des jungen Mädchens tief verwundet. „Er hat sich nur einen Scherz mit mir machen wollen," dachte sie, „seine zärtlichen Worte waren nie ernstlich gemeint. Jetzt verstehe ich, weßhalb er sich scheute, einen Besuch bei meiner Mutter zu machen und seine Liebe zu bekennen."

Das Herz des jungen Mädchens blutete, ihr Stolz war verletzt, und sie hatte sich längst vorgenommen, die Pfade des Waldes nie wieder zu betreten, um dem nicht zu begegnen, an dessen Liebe sie nicht mehr glauben konnte. Allein in dem Augenblicke, wo sie Westfordhaus für immer verlassen sollte, war ein unwiderstehliches Verlangen und das Gefühl in ihr erwacht, daß sie von dem Walde nicht scheiden könne, ohne wenigstens den Versuch gemacht zu haben, sich über die Ursachen von Raphael's Vernachlässigung Licht zu verschaffen.

Konnte er nicht krank oder gezwungen worden sein, den Wald zu verlassen? Sie wollte lieber alles Andere glauben, als seine Treulosigkeit für möglich halten. In diesem Augenblicke siegte die Liebe über ihren Stolz, und sie öffnete noch einmal die Pforte, welche zu den ihr durch die Erinnerung so theuren Plätzen führte.

Der Wald hatte an diesem Märznachmittage ein trauriges Aussehen, aber dennoch war die mit ihm vorgegangene Veränderung bei Weitem nicht so groß, wie die des jungen Mädchens, das jetzt hinaustrat. Ihr ehemals so frohes, blühendes Antlitz war bleich, eingefallen und fast gespenstig geworden.

Langsamen Schrittes und unter heftigen Pulsschlägen schlug sie die Richtung nach dem Häuschen ein, in welchem der junge Künstler gewohnt hatte. Allein der Weg war weit und die Dämmerung war daher schon angebrochen, als sie das bescheidene, von großen Bäumen umgebene Gebäude erreichte. Das Kaminfeuer erhellte die Fenster und warf einen lichten Schein durch die grauen Schatten des Abends, was dem Inneren der kleinen Wohnung etwas außerordentlich Behagliches und Einladendes verlieh. Ein heftiger Schmerz jedoch durchzuckte Violettens Herz beim Anblicke der Hütte. „Wenn meine Mutter nur eine solche Wohnung hätte, so könnten wir glücklich sein," dachte sie, „wir, die wir von diesen Leuten so oft um unsern Reichthum beneidet worden sind." — Während Violette sich näherte, stand eine Frau in der Hausthür, welche heraustrat, als sie die in Trauer gekleidete Gestalt bemerkte. „Mein Gott, Miß Violette!" rief sie. „Wie Sie mich erschreckt haben! Mir war es fast, als sähe ich einen Geist. Treten Sie ein; die Märzabende sind kalt. Es betrübt mich sehr, Sie in diesen schwarzen Kleidern zu sehen. Nehmen Sie am Feuer Platz. Ihr Besuch freut mich sehr, denn ich bin während Ihrer Krankheit oft nach Westfordhaus gegangen, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen." Violettens Herz schlug heftig, denn sie glaubte, daß die Frau von Raphael abgeschickt worden sei. „Es ist recht freundlich von Ihnen, daß Sie sich um meinetwillen so viel Mühe gemacht haben," sagte sie langsam. — „Mein Gott, Miß Violette, war es denn nicht ganz natürlich, daß ich zu wissen wünschte, wie es mit Ihnen ginge? Kenne ich Sie denn nicht von Ihrer frühesten Jugend an, und ist Ihre Mutter nicht immer so sehr gütig gegen mich gewesen?" Diese Worte enthielten ja nicht die entfernteste Beziehung zu Raphael, und die Hoffnung des jungen Mädchens sank. Sie wußte nicht, auf welche Weise sie ihre Frage an die Frau richten solle, ohne ihr Geheimniß zu verrathen, und blickte sich verlegen im Zimmer um. Ihr Gesicht war bleich, aber der Feuerschein gab ihm eine erborgte Färbung, die gute Hausfrau bemerkte deßhalb die heftige Aufregung des jungen Mädchens nicht. „Wie sauber Ihre Wohnung ist," bemerkte Violette endlich, um nur etwas zu sagen, „es sieht in der That recht freundlich aus, wie ein Bild der Zufriedenheit." — „Sie sind sehr gütig," versetzte die Frau; „aber da Sie von der Zufriedenheit sprechen, muß ich Ihnen sagen, daß wir nicht mehr so gut daran sind, wie früher, seitdem wir unseren Miethsmann verloren haben." — Violettens Herz erbebte heftig. Er war also fort. Weßhalb? „Sie haben Ihren Miethsmann verloren?" sagte sie. „Sie meinen doch Mr. Stanmore?" — „Ja, Mr. Stanmore, den jungen Maler. Er hat uns ganz plötzlich verlassen, gerade in der Zeit, als Sie krank wurden, und was noch mehr ist, es geschah sehr gegen seinen Willen." — „Gegen seinen Willen? Wie meinen Sie das?" — „Sehen Sie, Miß, die Sache ereignete sich folgendermaßen. Eines Tages stand ich hier am Fenster, als ich einen fremden Herrn mit sehr finsterer Miene vor dem Gitter unseres Gartens stehen sah. Gleich darauf trat er in das Haus und fragte in eiskaltem Tone: ‚Ist mein Sohn hier?' ‚Ihr Sohn?' erwiederte ich. ‚Entschuldigen Sie, ich kenne ihn nicht.' — ‚O ja, Sie kennen ihn; es ist der, welcher das Bild dort gemalt hat.' Bei diesen Worten deutete er auf eine Landschaft, die auf dem kleinen Tische lag, um zu trocknen. ‚Mr. Stanmore ist Ihr Sohn?' rief ich erstaunt. ‚Mag er sich Stanmore oder wie sonst nennen,' erwiederte der Herr. ‚Derjenige, welcher jenes Bild gemalt hat, ist mein pflichtvergessener Sohn.' Ehe er noch mehr sagen konnte, trat Mr. Stanmore, aus dem Walde zurückkehrend, mit seinen Malereigeräthschaften unter dem Arme, in das Zimmer. ‚Hier bin ich, Vater,' sagte er mit stolzer Miene, ‚und stehe bereit, mich vor Ihnen zu rechtfertigen.' Dann gingen Beide in Mr. Stanmore's Zimmer, wo ich, da die Wände sehr dünn sind, Manches hören konnte. Ich verstand nicht gerade jedes Wort, aber der Ton ihrer Stimme verrieth mir, daß sie heftig stritten. Endlich kam der Vater heraus und ging in großer Aufregung fort, ohne ein Wort zu mir zu sagen. Eine Stunde später kam auch Mr. Stanmore heraus, sehr blaß, aber ruhig. Er hatte alle seine Sachen eingepackt und bat meinen Mann, dieselben nach der Station von Winchester zu schaffen, um mit dem nächsten Zuge abreisen zu können. Ich war sehr betrübt darüber, daß der junge Mann uns so schnell verließ, denn ich hatte nie einen bessern Miether und Zahler gehabt. Auch ihm schien es sehr unangenehm zu sein, daß er abreisen mußte. — Dabei fällt mir Etwas ein," rief die Frau plötzlich, Violetten anblickend, „und zwar Etwas, das auf Sie Bezug hat." Eine helle Röthe überflog das Gesicht des jungen Mädchens. „Hat Mr. Stanmore von mir gesprochen?" fragte sie. — „Ja, ganz ausdrücklich. Im Augenblicke, als er das Haus verlassen wollte, wandte er sich plötzlich nach mir um und sagte: ‚Wenn Sie Miß Westford sehen, so sagen Sie ihr, daß ich die alte Weide, die ihr so sehr gefiel, gemalt habe, und daß es mir lieb sein würde, wenn sie dieselbe noch einmal besuchen wollte, um sich ihrer deutlich erinnern zu können, wenn sie mein Gemälde sieht.' War das nicht ein sonderbarer Auftrag?" — „Ja," versetzte Violette mit scheinbarer Gleichgültigkeit. „Vermuthlich meinte Mr. Stanmore eine alte Weide in der Nähe des Sees, die ich mit meinem Bruder oft bewundert habe. Ich werde aber keine Zeit haben, den Baum noch einmal aufzusuchen, denn wir verlassen morgen diese Gegend." Die gute Frau drückte ihr Bedauern über die Abreise der Familie aus; sie hatte schon vor mehreren Tagen gehört, daß Westfordhaus in andere Hände übergehe.

Mit schwerem Herzen verließ Violette die Hütte. Raphael Stanmore war abgereist und spurlos verschwunden, ohne auch nur ein Briefchen an sie zurückzulassen, der er ewige Liebe geschworen hatte. Das war ihr unerklärlich.

Inzwischen war der Mond aufgegangen und erhellte die offenen Stellen des Waldes mit seinem Silberlichte. Violette betrachtete die stille Umgebung mit Wehmuth. „Es ist vielleicht das letzte Mal, daß ich diese Gegend sehe," dachte sie, „in der ich so glücklich gewesen bin!" Dann fiel ihr ein, was Raphael ihr in Betreff der alten Weide hatte sagen lassen. „Man sollte fast meinen, er habe meinen Schmerz verhöhnen wollen," sagte sie zu sich, „und doch war er selbst in so trüber Stimmung, wie die Frau versicherte. Aus welchem Grunde wünschte er, daß ich die alte Weide noch einmal besuchte, unter deren Zweigen wir Beide so oft ausgeruht

haben? Doch gleichviel, es ist sein Wunsch," rief sie, indem ein tiefer Seufzer ihren bleichen Lippen entflog; „und sein Wunsch soll mir heilig sein. Meine Mutter wird heute zu beschäftigt sein, um meine Abwesenheit zu beachten. Ich will auf dem Heimwege am See entlang gehen, es wird kein großer Umweg sein."

Beim stillen Lichte des Mondes verfolgte sie deßhalb furchtlos die einsamen Waldpfade, welche zum See führten. An diesem ruhigen Abende gewährte das Wasser einen wunderbar schönen Anblick. Um den Stamm der alten Weide, deren tief herabhängende Zweige einen weiten Schatten auf den Rasen warfen, war eine Bank angebracht. Ermüdet von der langen Wanderung, setzte sich Violette und hing den Gedanken an das verlorene Glück nach, an welches dieser Ort sie so lebhaft erinnerte. Die Schönheit der Gegend machte heute einen fast schmerzlichen Eindruck auf sie, und zum ersten Male an diesem für sie so kummervollen Tage entquollen heiße Thränen ihren Augen. Sie wendete den Kopf und legte die Stirn an die rauhe Rinde des Baumes.

In diesem Momente fiel ihr eine Höhlung im Stamme auf, in der, wie sie sich erinnerte, Raphael Stanmore öfters seinen Farbenkasten mit den Pinseln versteckt hatte, so wie häufig auch andere Dinge. Wie, wenn er einen Brief darin niedergelegt und der Frau jenen Auftrag an sie in der Absicht ertheilt hätte, ihre Aufmerksamkeit auf den Baum zu lenken!

Augenblicklich kniete Violette vor der Höhlung nieder und begann mit ihren weißen Händen darin zu suchen. Sie war großentheils mit Moos und trockenen Blättern angefüllt, aber nachdem diese entfernt worden, sah sie im Mondlichte etwas Weißes schimmern und griff begierig danach.

Ja, es war ein Brief! Sie strengte ihre Augen an, konnte aber nichts entziffern als die Worte „An Violette", welche auf dem mit einem Wappen versiegelten Couverte standen. Die Neugier auf den Inhalt mußte deßhalb unterdrückt werden; sie schob den Brief in den Busen und eilte nach Hause.

Nie, selbst in ihren glücklichsten Tagen, waren ihre Füße so leicht über die Waldpfade dahingeeilt. Tief athmend und erschöpft erreichte sie Westfordhaus, nahm im Vorsaale ein Licht und stieg zu ihrem freundlichen Stübchen hinauf, das so bald von Anderen bewohnt werden sollte. Hier setzte sie sich an einen eleganten Schreibtisch, — ein Geschenk ihres unvergeßlichen Vaters, — und erbrach das Couvert. Der Brief war kurz und augenscheinlich in großer Eile geschrieben worden. Er lautete: „Meine geliebte Violette! Umstände, die ich Dir in diesem Schreiben nicht auseinandersetzen kann, zwingen mich, England augenblicklich zu verlassen. Ich weiß nicht, wann ich hierher werde zurückkehren können, aber sobald es geschieht, werde ich um Deine Hand anhalten. Bis dahin bitte ich Dich, Deine Briefe an mich poste restante nach Brügge zu senden. Sage mir daß Deine Treue eben so fest und unerschütterlich sein werde, wie die Desjenigen, der Dich anbetet. Raphael."

Worte vermögen nicht den Trost zu schildern, welchen Violette aus diesen Zeilen schöpfte. Für ein weibliches Wesen der großen Welt würden Raphael's Betheurungen wenig Werth gehabt haben; aber für ihr vertrauendes Herz, dem Täuschung noch fremd war, enthielten sie ein heiliges Gelübde.

„Er liebt mich, er ist mir treu," rief sie, entzückt die Hände faltend; „und wenn er zurückkehrt, werde ich sein Weib werden! Aber was wird er thun, wenn er Westfordhaus verlassen findet? — Ach, er wird mich schon zu finden wissen!" Das einfache, auf dem Lande erzogene Mädchen vergaß, daß London dem Meere gleicht, und daß die Menschen dort verschwinden, wie Wassertropfen im Ozeane.

Elftes Kapitel.

Früh am Morgen eines kalten Frühlingstages verließen Violette und ihre Mutter Westfordhaus in einem Miethswagen, der sie nach Winchester brachte. Sie nahmen nichts mit sich, als ihre Kleider und Wäsche, nebst den beiden Porträts von Harley Westford; denn Rupert Goodwin's Kaufsurkunde, welche selbst Mr. Malden für echt gehalten hatte, umfaßte auch das Mobiliar und das vorhandene Silbergeschirr.

Es war noch früh, als sie nach Winchester kamen, und gerade um ein Uhr hielt der Zug in der Waterloostation von London, wo Lionel ihrer wartete, der jetzt bleich, ernst und ganz anders aussah, als der junge fröhliche Student, der ehemals stets Heiterkeit mit sich in das elterliche Haus gebracht hatte. Er begrüßte seine Mutter und Schwester und ließ dann ihr Gepäck in einen Miethswagen schaffen, welcher schnell durch einige kleine Nebenstraßen fuhr und endlich vor einem ärmlichen, aber reinlichen Hause anhielt.

Lionel warf einen schmerzlichen Blick auf seine Mutter, indem er daran dachte, welch' traurigen Eindruck diese düstere Gasse und das elende Haus im grellen Gegensatze zu dem prächtigen Westfordhaus auf sie machen mußten. „Es sieht hier recht dürftig aus, liebe Mutter," sagte er, „aber etwas Besseres konnte ich für den Augenblick nicht beschaffen. Die Zeit der Prüfung wird nicht lange dauern." Bei diesen Worten drückte er die Hand der Mutter, welche mit einem Blicke, voll von inniger Liebe und Dankbarkeit, darauf antwortete. „Meine Schätze," sagte sie, während ihr Auge mit unendlicher Zärtlichkeit auf den Kindern ruhte, „wäre es nicht sündlich von mir, wenn ich mich beklagen wollte, da ihr mir noch geblieben seid?"

Lionel hatte alles Mögliche gethan, um dem kleinen Wohnzimmer, welches die Ankömmlinge empfangen sollte, ein freundliches Ansehen zu geben. Im Kamine brannte ein helles Feuer, und auf dem Tische stand ein Strauß der ersten Frühlingsblumen.

Die reine, innige Liebe dieser Opfer des Bankiers zu einander war die einzige Stütze, welche sie in den ersten Tagen der Armuth aufrecht erhielt. Die Prüfung war schwer, denn Armuth war für sie etwas Neues, und Alles, was sie umgab, schien ihnen einen immer wiederkehrenden Schauer einzuflößen. Allein sie waren sämmtlich nicht geneigt, die Zeit mit nutzlosen Klagen zu verlieren. Jeden Morgen, sobald das dürftige Frühstück genossen war, begann Lionel ohne Mittel und ohne Freunde seine Ausflüge in die große Wüste von London, und jeden Morgen that Violette dasselbe, um, wie er, irgend eine Art von Beschäftigung zu suchen, um das tägliche Brod herbeischaffen zu können das ihnen bald zu mangeln begann.

Violette war jedoch nicht glücklicher als ihr Bruder. Sie besaß zwar Kenntnisse und Geschicklichkeiten, allein London ist reich an jungen Mädchen ähnlicher Art, welche oft vergeblich nach dem dürftigsten Unterkommen streben. Auch die Mutter war bemüht, ihre Talente oder Fertigkeiten zu verwerthen, suchte aber ebenfalls lange Zeit ohne Erfolg. Endlich, als die Herzen der Mutter und der Tochter bereits völlig entmuthigt waren, brach ein Sonnenblick durch die düsteren Wolken und schien ihnen bessere Tage zu versprechen.

Violette hatte sich, neben zahllosen anderen gebildeten jungen Mädchen, um eine in der Zeitung ausgeschriebene Stelle bei einer vornehmen Dame beworben, welche eine Lehrerin für ihre zwei jungen Töchter im Alter von sechzehn und siebenzehn Jahren suchte.

Mrs. Montague Trevor war eine leichtfertige Frau, deren Sinn nur an den Vergnügungen der großen Welt hing. Sie war ehemals wirklich eine Schönheit gewesen, aber glaubte auch noch im Alter von vierzig Jahren die Anmuth eines neunzehnjährigen Mädchens zu besitzen. Sie war Wittwe und wähnte, daß jeder Mann, der ihr ein Kompliment machte, auch von der heftigsten Liebe zu ihr ergriffen sei. Der Gedanke einer zweiten Heirath lag ihr durchaus nicht fern, allein sie wollte einen reichen Gatten haben, denn sie lebte im höchsten Grade verschwenderisch. Obgleich nun ihre Anbeter sehr zahlreich waren, befanden sich doch nur wenige reiche darunter, und die eitle Annabella Trevor sehnte sich deßhalb vergebens nach dem Gatten, dessen großes Vermögen ihr die Mittel zur Befriedigung ihrer Wünsche gewähren konnte.

Eine Anzeige dieser Mrs. Trevor war es, welche Violette in der Zeitung gelesen hatte, und in dem Vorzimmer dieser Dame saß sie wenige Tage später, in Gesellschaft einer großen Anzahl anderer Bewerberinnen, und wartete mit Unruhe auf den Moment, wo sie zu der Dame würde gerufen werden, welche über ihr Schicksal zu entscheiden hatte. Sie wußte, daß bittere Armuth sich mit raschen Schritten ihrem häuslichen Herde näherte und geizte deßhalb angstvoll danach, irgend etwas für ihre arme Mutter und ihren Bruder thun zu können, auf dessen Stirn sich bereits die Falten der Verzweiflung zu zeigen begannen.

Endlich kam der Moment, und eine Kammerfrau in kokettem Anzuge führte Violette in das Morgenzimmer der Dame.

Mrs. Trevor lag, in einem reichen Negligée und einen kostbaren Fächer in der Hand haltend, ausgestreckt auf einem Sopha. Neben ihr, auf einem Tische, standen ein Fläschchen mit wohlriechender Essenz und eine Chokoladentasse vom feinsten Porzellan. Die beiden Töchter befanden sich am Fenster und blickten nachlässig in den Park hinaus.

Sobald Violette, von Unruhe und Aufregung bebend, eintrat, stieß Mrs. Trevor einen Ausruf des Erstaunens aus. „Was für ein schönes Gesicht!" rief sie. „Liebe Theodorina, liebe Anastasia, habet ihr jemals etwas Anmuthigeres gesehen?"

Violette hatte keine Ahnung davon, daß diese Worte sich auf sie bezogen, und blieb vor der Dame stehen, während sie am ganzen Körper zitterte, denn die Erfolglosigkeit aller bisherigen Bemühungen hatte ihr fast jede Hoffnung genommen. „Sie haben die Güte gehabt, mich rufen zu lassen?" sagte Violette schüchtern. — „Ja, meine Liebe, ich habe Sie rufen lassen und bin bezaubert von Ihnen. Ich habe gern, daß Alles schön sei, was mich umgibt, meine Zimmer, meine Blumen, mein Porzellan, und auch Sie sind schön. Schönheit ist mir eben so unentbehrlich wie die Luft, welche ich athme. Ich bin überzeugt, daß wir uns gut verstehen werden. Meine liebe Anastasie, findest Du nicht, daß einige Aehnlichkeit zwischen Miß — Miß . . ." — „Westford," ergänzte Violette. — „Zwischen Miß Westford und mir vorhanden ist? In der Form der Nase zum Beispiel, Anastasia? Miß Westford hat gerade die Form der Nase, welche euer guter Vater den reinen griechischen Typus zu nennen pflegte." Miß Anastasia gab sich nicht die Mühe, auf die Frage der Mutter zu antworten, da die Lebhaftigkeit der Letzteren selten Jemandem Zeit dazu ließ. „Ich bin überzeugt, daß Sie mir gefallen werden, meine Liebe!" rief sie. „Sie spielen doch das Piano und können auch singen?" — „O ja, Madame." Mrs. Trevor deutete mit ihrer von Juwelen bedeckten Hand auf ein offenes Piano und sagte: „Lassen Sie hören, meine Liebe." Violette setzte sich an das Instrument und sang nach einem kurzen Vorspiel, welches einen hinreichenden Beweis von ihrer Fertigkeit lieferte, ein italienisches Lied, in dem sich ihre schöne Sopranstimme entfalten konnte. „Herrlich!" rief Mrs. Trevor. „Sie zeichnen doch auch?" Bei dieser Frage erröthete Violette, denn sie erinnerte sich, wie großes Gefallen jener junge Künstler, von dem sie geliebt wurde, an ihren Skizzen gefunden, und wie viel seine Unterweisung zu ihrer Ausbildung beigetragen hatte. Sie öffnete ihre Zeichenmappe und legte einige Proben ihrer Geschicklichkeit vor. „Vortrefflich!" rief die elegante Wittwe. „Natürlich sprechen Sie auch französisch, deutsch und italienisch, denn diese Kenntnisse waren in der Annonce ausdrücklich zur Bedingung gemacht?" Violette erwiederte, daß diese drei Sprachen ihr geläufig seien. „Und Ihre Empfehlungen sind hoffentlich gut?" — „Sie können sich über mich bei Mr. Morton erkundigen, dem Pfarrer des Kirchsprengels, in welchem ich bei Lebzeiten meines guten Vaters wohnte." Violettens Augen füllten sich mit Thränen bei der Erwähnung jener glücklichen Vergangenheit, die einen so traurigen Gegensatz zu der Gegenwart bildete. „Ganz gut!" sagte Mrs. Trevor, während Violette ihr die Adresse des Geistlichen in Hampshire überreichte. „Ich werde noch heute an ihn schreiben und zweifle nicht, daß die Antwort günstig ausfallen wird. Wir können daher jetzt gleich abschließen. Heute ist Mittwoch, die Antwort des Pfarrers wird am Freitag kommen, und Sie können Ihren Unterricht schon am nächsten Montag beginnen. Adieu. Liebe Anastasia, läute!" Violette stand auf, blieb aber zaudernd stehen. „Es bleibt noch eine Frage übrig, Madame," murmelte sie, „das Gehalt." — „Ah, ganz richtig!" rief Mrs. Trevor. „Wie vergeßlich ich bin! Sie beanspruchen Gehalt? Nun, Viele an meiner Stelle würden zwar Einwendungen dagegen machen, da es Ihr erster Versuch als Lehrerin ist, allein mir ist das nicht gegeben. Du weißt, Anastasia, Dein guter Vater pflegte zu sagen, daß ich lächerlich großmüthig sei. Das Gehalt, Miß Westford, soll also zehn Schillinge für die Woche sein." — „Und wie viele Stunden?" fragte Violette. — „Nun, von neun Uhr Morgens bis zwei Uhr Nachmittags, damit Sie ruhig bei Ihrer Familie zu Mittag speisen können," sagte Mrs. Trevor mit herablassendem Lächeln.

Von neun bis zwei Uhr an jedem Tage für zehn Schillinge, oder vier Pence für die Stunde! Mit diesem Preise wurden Kenntnisse bezahlt, deren Erlangung ein kleines Vermögen gekostet hatte. Violette seufzte, indem sie an den Preis dachte, der früher ihren Lehrern gezahlt worden, und an die Zeit und Mühe, welche auf ihre Ausbildung verwendet worden war.

„Vielleicht sagt Ihnen die Stellung nicht zu?" sagte die sanfte Mrs. Trevor in etwas scharfem Tone. — „O ja, Madame, vollkommen." — „Und Sie nehmen die Bedingungen an?" — „Ja, Madame." — „Also rechne ich nächsten Montag auf Sie, wo Sie Ihre Funktionen beginnen mögen, natürlich unter der Voraussetzung, daß die Empfehlungen günstig ausfallen." — „Ich fürchte nichts, Madame. Adieu!" Fast glücklich verließ Violette das Boudoir der Dame, denn zehn Schillinge waren mindestens genügend, um sie selbst und die Ihrigen vor dem Hungertode zu schützen. Zehn Schillinge wurden einer ausgebildeten Lehrerin als wöchentlicher Gehalt geboten, und zwar von Mrs. Trevor, welche ohne Bedenken fünf Pfund Sterling für eine Tasse von feinem Porzellan hingab! Triumphirend wandte sich Letztere nach ihrer ältesten Tochter um und sagte: „Ich sollte meinen, das Geschäft wäre gut abgemacht worden! Zehn Schillinge die Woche! Dieses junge Mädchen, liebe Anastasia, ist mindestens hundert Guineen im Jahre werth!"

Die jüngere Tochter, welche ihrer Mutter weder in körperlicher noch in geistiger Beziehung ähnlich war, blickte sie mit einer vorwurfsvollen Miene an. „Ist es aber nicht grausam, Mutter, und sogar unrecht, ihr so wenig anzubieten, wenn sie so viel werth ist?" fragte sie in ernstem Tone. — „Grausam, — unrecht?" wiederholte Mrs. Trevor. „Du hast keinen Verstand, Kind, und wirst nie in Deinem Leben einen guten Handel abschließen können."

(Fortsetzung folgt.)

Bilderräthsel.



Auflösung der Schachaufgabe Seite 12:

Weiß.	Schwarz.
1) L. D 4 — C 3.	1) K. C 4 — D 5 oder A.
2) L. C 3 — E 5.	2) Beliebig.
Dame, Thurm oder Läufer gibt Matt.	
A	
1)	1) K. C 4 nimmt C 3 oder B.
2) L. F 5 — E 6.	2) Beliebig.
Die Dame gibt Matt.	
B.	
1)	1) T. E 4 nimmt G 4 oder S. G 8 — E 7.
2) L. F 5 — E 6 †. . . .	2) S. oder L. deckt.
3) D. B 6 — B 4 Schach und Matt.	

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. № 6. Stuttgart, 1865.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

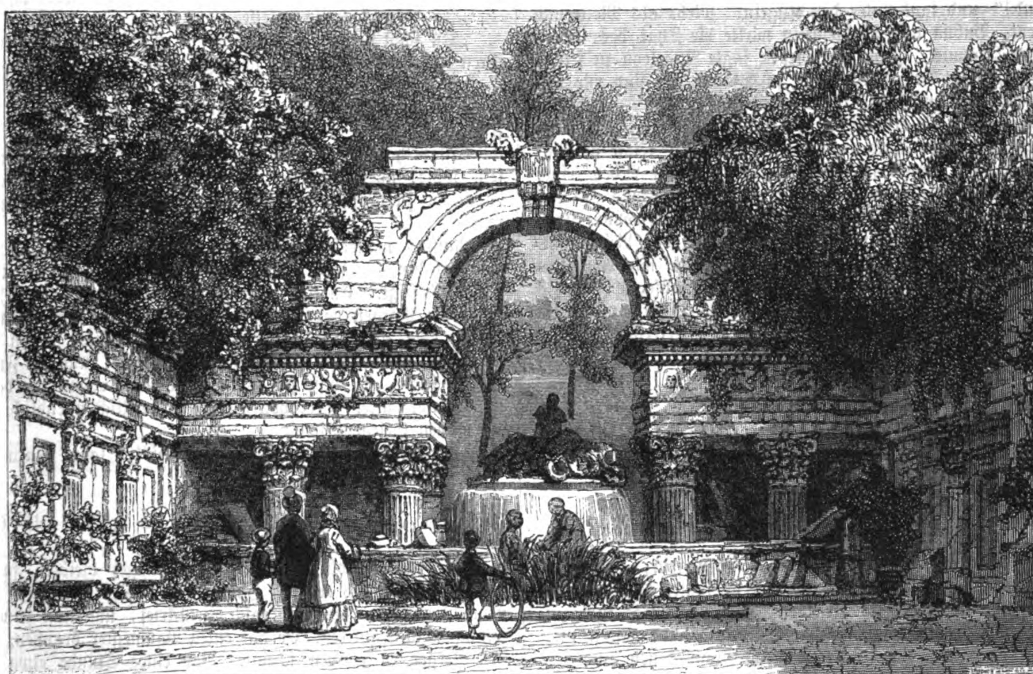
Der Lieblingsplatz eines Lieblings des Volks.

Schönbrunn.

Von

Eugen Ascher.

Ein wiener Stellwagen, diese ursprünglichste und angenehmste Fahrgelegenheit der Welt, in der man immer sicher ist, ein paar Bekanntschaften zu machen, brachte mich vor die Linie und in einer halben Stunde nach Schönbrunn, dem kaiserlichen Lustschloß an der Wien, das als Jagdschloß für den finstern Kaiser Mathias begonnen, von Maria Theresia 1775 vollendet wurde. Nicht günstig gelegen für ein Lustschloß, da es in der Tiefe ruht, statt eine freie Aussicht zu bieten, ist es im Innern von jenen ersten Zeiten bis heute mit kaiserlicher Pracht ausgestattet gewesen und hat stets als Sommeraufenthalt für die habsburger Familie gedient. Der Garten, der vornehmlich den Wiener und den Fremden anzieht, ist ganz im französischen Zopfgeschmack des vorigen Jahrhunderts angelegt, welcher die Natur selbst tyrannisirte und sie beschnitt, wo es nur ging. Aber selbst diese Tyrannei, die mit empörender Geschmacklosigkeit die größten Bäume wie uniformirte Soldaten zustutzte, hat dem Garten nicht allen Reiz zu nehmen vermocht, und seine Stille thut besonders wohl nach dem Geräusch der großen Stadt und dem Gewimmel im Prater. Boskete, Springbrunnen, Grotten, Teiche wechseln auf's Anmuthigste ab und das leise Gemurmel der Quellen erfrischt den müden Geist; die Marmorstatuen — vierzig an der Zahl — von Beyer und Hagenauer sind immerhin einiger Beachtung werth. Von einem Hügel schaut die Gloriette herab, eine große Säulenhalle, auf deren Plattform man die prächtigste Aussicht über Wien und seine Umgebungen — bekanntermaßen ein Paradies — genießt. Kaiser Joseph, der Liebling sei-



Die „Ruine“ im Garten von Schönbrunn. Von K. Girardet.

nes Volkes, erbaute die Gloriette, um seiner Mutter zu zeigen, wohin sie ihr Schloß hätte setzen sollen. Mit stiller Andacht betrat ich die Lieblingsplätze Joseph's, die „Ruine", die so anmuthig zwischen Gebüsch versteckt ist und den Ort, wo der Schönborn aus der Urne einer Nymphe fließt, der dem Orte den Namen gab. Hier weilte Joseph so gerne, und hier ist Freiheit, hier ist als athmete sie selbst die Natur: die Bäume sind nicht verzwickt und verschnitten, sondern rauschen frei über die Quelle herein. Es war mir, als stünde der edle Kaiser, mit dessen Namen sich in Oesterreich alle Freiheit verkörpert, als stünde er neben mir, und ich schaute in die schönen Augen, die nur Wohlwollen für sein Volk waren und doch so heftig im Zorne aufleuchten konnten, wenn es galt, die Jesuiten, die noch immer im Amtsrock und Talar umherschlichen, niederzuschmettern. Wie oft bin ich wieder an dieses liebe Plätzchen zurückgekehrt, an den klaren Quell, der so klare Gedanken gibt, daß sich Joseph das Wasser sogar nach Ungarn nachführen ließ. Soll ich den Reichthum der Pflanzenwelt in den prächtigen Gewächshäusern und dem botanischen Garten, die Palmen und die üppigen Gewächse Brasiliens beschreiben, die Menagerie schildern, die einst zu den ersten der Welt gehörte, aber von den zoologischen Gärten mancher Städte überflügelt ist? Sind nicht die historischen Erinnerungen interessanter? Bekanntlich bewohnte Napoleon das Schloß. F. Staps, ein Predigersohn aus Naumburg, nahm sich vor, hier die Welt von dem Mörder der Freiheit Deutschlands zu befreien. Es war auf der Parade — am 13. Oktober 1809 — als die Unruhe des jungen, unter den Zuschauern stehenden Mannes dem General Rapp auffiel, und dieser ihn durch Duroc verhaften ließ. Man fand einen Dolch bei ihm, und er gestand unumwunden, daß er den Kaiser habe ermorden wollen. Er benahm sich, ein zweiter Brutus, des ersten nicht unwürdig. Der Kaiser, der ihn selbst verhörte, sagte zwar: „Sie sind ein Narr, ein Illuminat, junger Mensch!" aber der Stoizismus des jungen Menschen machte doch einen so gewaltigen Eindruck auf den Tyrannen, daß er ihm Verzeihung anbot, wenn er ihn um Verzeihung bitten wolle. Staps aber versicherte, daß er ihn doch ermorden würde. Staps war noch nicht 18 Jahre alt. Vom Tage seiner Verhaftung bis zum 19. Oktober verschmähte er jede Nahrung, vierthalb Tage lang; er sagte, er habe Kraft genug, um zum Tode zu gehen. Auf dem Richtplatz im Garten von Schönbrunn erfuhr er, der Friede sei unterzeichnet. Da rief er aus: „Es lebe die Freiheit! es lebe Deutschland!" und sank unter den Kugeln. Mehr als Metternich und Nugent, Bubna und Liechtenstein wirkte die That des siebenzehnjährigen Commis. „Fort von hier!" sagte Napoleon zu seinen Ministern; „kommt der Friede nicht zu Stande, so sind wir von tausend Vendéern umgeben. Es ist Zeit zu enden!" Noch am 13. Oktober gab er die ermäßigten Forderungen ab; am 14. wurde der Frieden von Wien unterzeichnet und Napoleon reiste am folgenden Tage ab. Einen solchen Eindruck hatte der Mordversuch und der nationale Fanatismus eines deutschen Jünglings auf ihn gemacht. — In demselben Zimmer, das Napoleon bewohnt, starb am 22. Juli 1832 Napoleon's Sohn, der Herzog von Reichsstadt. Kehren wir von dieser Stelle, welche zweimal der napoleonischen Dynastie ein Ende zu machen schien, wieder an unseres Joseph's Lieblingsplätze zurück. Auch die Zeiten werden noch kommen, die er sich hier geträumt, die Zeiten wahrer Völkerfreiheit, echter Humanität.

Das Loch in der Hose.

Erzählung von Fr. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Es mochte zehn Uhr am anderen Morgen sein, als Klara herüber zu Professors kam. Sie hatte, wie sie sagte, gestern Abend ihre Handschuhe entweder hier vergessen, oder unterwegs verloren, und wollte nun einmal nachfragen. Die Handschuhe waren nicht da, aber sie blieb noch eine Weile bei den Freundinnen und ließ sich auch Rosa's Blumengärtchen zeigen, das diese mit besonderer Sorgfalt pflegte. Rosa war auch stolz darauf und wußte fast von jeder Blume, von denen keine abgepflückt werden durften, eine kleine Geschichte zu erzählen.

Endlich nahm Klara, während Käthchen von Rosa das Okuliren lernen wollte, Elisabeth's Arm, und die beiden jungen Mädchen gingen langsam in den breiten Wegen des Gartens auf und ab.

„Sag' einmal, Lily," frug da endlich Klara — denn das steife Sie der ersten Anrede war schon lange dem freundschaftlichen Du gewichen, „was ich Dich fragen wollte — hast Du denn Herrn von Berger schon früher gekannt?"

„Nein, mein Herz," erwiederte die Gefragte, leise mit dem Kopf schüttelnd. Sie sah dabei sinnend vor sich nieder.

„Aber Du deutetest doch gestern Abend ein Begegnen in Hoßburg an."

„Ich muß mich geirrt haben," sagte Elisabeth; „es war nur ein flüchtiger Moment auf der Promenade, wenn ich auch auf die Aehnlichkeit geschworen hätte. Käthchen aber, die damals bei mir war und die ich gestern Abend noch darum frug, will Nichts davon wissen, oder sagte wenigstens, daß sie sich auf jene Persönlichkeit viel zu wenig besinnen könne, um sie jetzt noch im Gedächtniß zu haben. Aber weßhalb fragst Du das, Klärchen?"

Klara schwieg; ihre Gedanken waren jedenfalls wo anders, aber sie mußte die Frage gehört haben, denn nach einer Weile erwiederte sie: „Ich weiß es selber nicht, Lily, aber gestern — und ich habe mich dabei auch jedenfalls geirrt, war es mir fast, als ob Berger bei Deinen Worten erschrak. — Bitte, erzähle mir doch Dein Begegnen mit ihm oder jenem Anderen, der ihm gleich sah."

Elisabeth lächelte: „Sein Unglück gestern brachte mich darauf," sagte sie, „denn jenem Herrn war ein ganz ähnlicher Unfall begegnet," — und nun erzählte sie der Freundin mit kurzen Worten das Begegnen an jenem Tage auf der Promenade von Hoßburg, das allerdings viel zu flüchtig gewesen war, um ein Wiedererkennen der Persönlichkeit mit Gewißheit behaupten zu können. — „Nun," setzte sie ernst hinzu, „muß ich Dir gestehen, daß es auch mir gestern Abend — aber auch nur für einen Moment — den Eindruck gemacht hat, als ob er bestürzt über meine Antwort wäre. Doch wie sollte das möglich sein, und ein Mißverständniß muß da jedenfalls zum Grunde liegen. Wer weiß, an was er in dem Augenblick gerade gedacht, das zufällig flüchtig mit meinen Worten zusammenstimmte. Aber sage mir Klärchen," setzte sie herzlich hinzu, „ist es wahr, daß Du mit Herrn von Berger verlobt bist?"

„Ja," hauchte Klara leise.

„Du sagst das Ja so wehmüthig," flüsterte Elisabeth, indem sie ihren Arm um die Freundin schlang, „bist Du nicht glücklich, Herz?"

„O doch, Lily," wehrte Klara ab, „gewiß bin ich's — Berger ist ein sehr tüchtiger, geistvoller Mann, und — es ist ja meine freie Wahl —"

Elisabeth schwieg; sie fühlte, daß hier nicht Alles war, wie es sein sollte, aber hatte sie ein Recht, sich in das Vertrauen der Freundin zu drängen, wenn ihr dieses nicht freiwillig angeboten wurde?

Lautlos wandelten die beiden Jungfrauen eine Weile neben einander hin — Jede mit ihren eigenen Gedanken voll und reichlich beschäftigt. Endlich sagte Elisabeth wieder: „Der Professor hat heute Morgen davon gesprochen, daß er sich Donnerstag Abend wieder eine kleine Gesellschaft von jungen Leuten bitten will; er scheint sich gestern vortrefflich amüsirt zu haben, und die Frau Professorin sagte, sie wisse sich die Zeit nicht zu erinnern, daß sie so viel gelacht hätte. Herr von Berger ist wirklich unendlich amüsant bei solchen Gelegenheiten."

„Ferdinand ist heute Morgen abgereist," sagte Klara leise.

„Ferdinand?"

„Berger mein' ich."

„Herr von Berger ist abgereist? so rasch?" rief Elisabeth erstaunt.

„Ja, — er wollte eigentlich noch länger bleiben, fand aber gestern Abend, als er nach Hause kam, noch einen Brief von seinem Verwalter, der ihn rasch zurückrief, um auf seinem Gut Manches zu reguliren. Er hat einen Baumeister draußen, der ihm viel Aerger zu machen scheint. Vor einer Stunde etwa war er noch bei uns, — und ist dann gleich mit dem Zehnuhrboot stromauf gegangen."

„Das thut mir wirklich leid," sagte Elisabeth, „und Professors werden es besonders bedauern."

„Er hat mir noch herzliche Grüße für euch Alle aufgetragen," sagte Klara, „wäre auch gern noch selber herüber gekommen, aber zu so früher Stunde ging das doch nicht, und er konnte seine Abreise nicht aufschieben. Möglich aber, daß er bis dahin wieder zurück ist. Er hat meinem Vater versprochen, er wolle seinen Aufenthalt auf dem Gut so viel als nur irgend möglich abkürzen. Man reist ja jetzt so schnell."

„Deinem Vater hat er das versprochen?" lächelte Elisabeth, „das hätte er eigentlich Dir versprechen sollen."

Wieder zeigte sich der schmerzliche Zug um Klara's Lippen, und Elisabeth fühlte, wie sich der Arm der Freundin fester um sie legte.

„Klara," sagte sie da herzlich und von einem plötzlichen Gefühl ergriffen, „Du bist nicht glücklich — nicht so glücklich wenigstens, wie eine Braut sein sollte — Du kennst mich noch so wenig, aber wenn Du mein Herz sehen könntest —"

„Ich weiß nicht, wie es kommt, Elisabeth," flüsterte da das junge Mädchen, „ich habe Dich gestern zum ersten Mal gesehen, aber mir ist, als ob wir Schwestern wären, — Schwestern, die lange, lange Jahre von einander getrennt gewesen und jetzt erst zusammen kämen, um sich Alles zu vertrauen."

„Meine liebe, liebe Klara."

„Das ist ein Gefühl," fuhr aber das junge, erregte Mädchen fort, „das wir nicht ungestraft mißachten dürfen, — Du sollst Alles wissen und dann — rathe mir, wenn Du rathen kannst, — wenn nicht, so habe ich doch wenigstens den Trost, irgend Jemanden zu wissen, der mit mir fühlt, der mich begreift und — liebt."

„Aber Klärchen, wie sprichst Du, hat Dich nicht Rosa auch von Herzen lieb?"

„Ja, aber sie ist zu flüchtig — zu oberflächlich, möchte ich sagen. — Sie hat noch nie, seit sie denken lernte, einen tiefen Schmerz erlitten, — wovor sie auch Gott recht lange bewahren möge — und ihr fröhlicher Sinn schimmert nur in Sonnenlicht und Freude."

„Und Dein Bräutigam?"

„Das ist es ja gerade," seufzte Klara, „was mir so schwer und drückend auf der Seele liegt, ich weiß nicht, ob er mich liebt."

„Du närrisches Mädchen," lächelte Elisabeth, die natürlich glaubte, daß nur eine eingebildete Sorge die Brust der Freundin füllte, „und hat er Dir nicht seine Liebe gestanden und Deine Gegenliebe erbeten?"

„Ja," hauchte Klara, „aber nicht, wie ich es mir früher gedacht, wenn ich mir einen solchen heiligen Augenblick im Geist ausmalte. — Mißverstehe mich nicht," bat sie rasch, als sie das Lächeln in Elisabeth's Zügen bemerkte, „ich bin keine träumerische Schwärmerin, die überschwengliche Worte und Empfindungen verlangt und sich verletzt fühlt, wenn das Leben in trockener Wirklichkeit an sie herantritt — nur Herzlichkeit und Gefühl wollte ich haben und — so süß und lieb seine Worte klangen, mit welch' heißer Beredsamkeit er das Geständniß seiner Liebe in mein Ohr flüsterte, mein eigenes Herz blieb kalt und unberührt."

„Und doch hast Du ihm Dein Jawort gegeben?"

„Ich bat mir Bedenkzeit aus, nur bis zum anderen Tag, und rücksichtsvoll gestand er mir das zu und dann — dann kam unsere alte Bella, der er es muß angethan haben, denn in ihren Augen scheint er ein Gott, so unerschöpflich war sie und ist sie stets in seinem Lob."

„Aber was hat eure alte Bella mit Deinem Herzen zu thun, Schatz? Du wirst Dich doch nicht von ihr haben überreden lassen?"

„Du kennst die Verhältnisse in unserem Hause nicht, Lily," seufzte Klara. „Meine Mutter habe ich nie gekannt, und Vater war von da an immer in fremden Händen. Er ist auch seelengut, aber entsetzlich schwach, und die alte Bella, die uns nun schon seit fünf Jahren die Wirthschaft führt und ihn einst in einer sehr schweren und bösen Krankheit mit wirklicher Aufopferung gepflegt, gilt Alles bei ihm. Sie selber hängt dafür mit seltener Treue an ihm, und daß ich, die eigene Tochter, von ihm geliebt werde, hat sie ordentlich eifersüchtig gegen mich gemacht. Ich fürchte auch fast, ihr Drängen und Treiben gilt eben so viel dem Wunsche, mich zu entfernen und ganz allein Herrin im Hause zu sein, als ihrem Entzücken und ihrer Bewunderung für meinen Bräutigam."

„Und Du willigtest ein?"

„Vater und Bella drängten in mich, seinen Bitten Gehör zu geben — ich selber war ihm ja gut, denn seine glänzenden Eigenschaften hatten mich bestochen, es schmeichelte meiner Eitelkeit, daß er mich vor Allen bevorzugte — ich wußte, wie ich seinethalben beneidet wurde, und — als er am nächsten Morgen kam —"

„Da willigtest Du ein?"

„Ja," hauchte Klara.

„Und bereust Du es jetzt?" flüsterte Elisabeth.

„Ich weiß es nicht," sagte Klara, aber so leise, daß die Töne kaum zu dem Ohr der Freundin drangen, „es ist ein wunderliches Doppelwesen, das in mir lebt — ich fürchte, ich würde mich unglücklich fühlen, wenn ich ihn missen müßte und — fürchte wieder, daß ich mich nicht glücklich fühle an seiner Seite."

„Aber, liebe beste Klara," bat Elisabeth, sie fest an sich ziehend — „sei mir nicht bös, wenn ich Dir vielleicht herbe Worte sage, doch ich kann wahrlich nicht anders — bist Du da nicht wie ein thöricht Kind, das sich mit Grillen plagt, die nicht einmal eine bestimmte Form und Gestalt haben?"

„Ach, wenn Du Recht hättest," seufzte Klara.

„Und kannst Du Dir einen vernünftigen Grund nennen, weßhalb Du Deinen Bräutigam, wenn Du ihn je geliebt hast, nicht noch lieben könntest?"

Klara sah sinnend vor sich nieder.

„Einen vielleicht," sagte sie, — „er spielt, und ich habe ihn oft gebeten, das Spiel mir zu liebe zu unterlassen, trotzdem ist er wieder, wie ich aus ganz sicherer Quelle weiß, in voriger Woche in Ems gewesen."

„Das Spiel ist freilich ein böses, böses Laster," nickte Elisabeth, „und eine Schmach für Deutschland, daß es noch geduldet wird, aber glaubst Du nicht, daß Du als Frau Macht genug über ihn gewinnen wirst, es zu unterlassen?"

„Nein," schüttelte Klara mit dem Kopf, „das gerade ist es, was ich fürchte, daß ich als Frau jede Macht über ihn verlieren werde, denn sein Charakter ist fest und hart wie Stahl, — er mag brechen, aber er wird sich nie biegen, um eine andere Form anzunehmen."

„Und ist das nicht schön an einem Mann?"

„Ja, gewiß, und das gerade gewann ihm zuerst meine Achtung — später meine Bewunderung und — Liebe."

Elisabeth schüttelte mit dem Kopf.

„Ich plaudere nun schon eine geraume Weile mit Dir," sagte sie lächelnd, „und kann noch immer nicht dahinter kommen, was Du eigentlich gegen ihn hast. Daß er spielt, — ja, ich gebe zu, das ist bös, aber Dir zu liebe läßt er es doch vielleicht — und sonst? — denn Du wirst mir zugeben, das allein ist kein Grund, an seiner Liebe zu Dir zu zweifeln."

„Ich kann Dir auch keinen bestimmten Grund weiter dafür nennen, Herz," sagte Klara seufzend, „es liegt in so tausend kleinen Einzelnheiten, die an sich vollkommen unbedeutend scheinen, und nur im Ganzen und Zusammenwirken dieses Gefühl, diese Furcht in mir hervorgerufen haben. Ich wollte, Du selber könntest ihn einmal einige Zeit beobachten — und vielleicht ist das möglich, wenn er bald zurückkehrt."

„Und kannst Du mir keine einzige dieser ‚kleinen Einzelnheiten' nennen, Klärchen? vielleicht wäre ich dann jetzt schon im Stande, Deine, wie ich fest glaube, grundlose Befürchtung zu zerstreuen."

„Du wirst mich auslachen, weiter Nichts," sagte Klara, „denn an und für sich sind sie auch nichtig; nur eben im Zusammenhang beunruhigen sie mich."

„So fang' einmal an, — lachen werde ich gewiß nicht, denn es handelt sich ja hier um eine ganz ernste Sache," sagte Elisabeth.

„Siehst Du," berichtete Klara, und sah sich dabei scheu um, ob sie auch nicht von Jemandem behorcht würden; „vor allen Dingen grüßt er, wenn er in's Zimmer tritt, — nie mich zuerst, auch nicht den Papa, sondern Bella, dann den Papa, dann mich, — überhaupt hat er mit Bella viel zu reden und oft sogar flüstern sie miteinander."

„In der That — und dann?"

„Dann macht er mir wohl viel Geschenke, — viel mehr als ich beanspruche, — so hat er mir erst gestern wieder ein Paar

wundervolle Brillantohrringe mitgebracht, und doch hätte er mir mit einer einfachen Blume mehr Freude gemacht, aber — er schenkt nie Blumen, ja, kann die Blumen sogar nicht leiden und ihren Duft nicht ertragen."

„Und dann?"

„Er spottet über die Religion und weiß, wie weh' er mir damit thut."

„Das ist häßlich von ihm."

„Das Schlimmste von Allem aber ist . . ."

„Nun, Schatz?"

„Er hat kein Gemüth."

„Kein Gemüth?"

„Nein, und ich habe schon viele Beweise davon gehabt. Er gibt den Armen, aber in einer Art, daß es den Empfänger mehr verletzen als erfreuen muß, und im Theater, wo wir mehrmals zusammen waren, bleibt er bei den rührendsten Stellen kalt und theilnahmlos — ich habe noch nie eine Thräne in seinem Auge gesehen."



Morgens auf der Polizei. Von L. Löffler. (S. 66.)

„Aber liebes Herz, das ist kein Beweis gegen sein Gemüth, sondern nur gegen seine Phantasie."

„Gegen seine Phantasie?"

„Nun ja. Im Theater siehst Du eine Menge von Menschen und ganz besonders junge Mädchen, kalt und ungerührt bei den ergreifendsten Stellen. Wesen, die keine Fliege können martern sehen, bleiben bei den furchtbarsten Szenen, in denen menschliche Leiden und Leidenschaften auf das Treueste dargestellt werden, — vollkommen theilnahmlos. Uns gerinnt das Blut dabei in den Adern, und sie sehen vielleicht mit lächelndem Auge zu. Aber deßhalb darfst Du nicht glauben, daß ihnen das Gemüth fehlen würde, wenn ihnen im wirklichen Leben etwas Derartiges begegnete und sie selbst oder einen der Ihrigen träfe. Nur dort läßt es sie unberührt, denn sie haben keine Phantasie, um sich hineinzudenken, und nur deßhalb bleiben sie kalt und theilnahmlos."

„Vielleicht daß Du recht hast," seufzte Klara; „aber dann sind seine Gedanken, selbst wenn er bei mir ist, fast immer mit andern Dingen beschäftigt. Er kann minutenlang finster vor sich niederstieren und fährt oft wie erschreckt empor, wenn ich ihm leise die Hand auf die Schulter lege."



Das Wasserkressemädchen in London. Von R. W. (S. 67.)

„Aber, liebes Kind, er hat Geschäfte; Du selbst sagtest mir, daß ihn sein Baumeister jetzt gerade ärgert; wer weiß, was ihm noch sonst im Kopf herumgeht, und das darf Dir doch sicher keine Sorgen machen."

„Ich habe es Dir ja vorhergesagt, Lily, daß es im Einzelnen lauter Kleinigkeiten sind, und Vieles, Vieles läßt sich sogar nicht einmal mit Worten ausdrücken. Wenn das Herz erst einmal mißtrauisch gemacht ist, verletzt oft ein Blick, ein gedankenloses Wort, eine Nichtachtung, die wir sonst vielleicht nicht einmal bemerken würden."

„Sag' mir einmal, Klara!" frug da Elisabeth plötzlich, indem sie stehen blieb und der Freundin fest in's Auge sah, „lass' jetzt das, was Dich betrübt und sorgt, daß Berger Dich vielleicht nicht lieben könnte, und beantworte mir die eine Frage wahr und ehrlich — oder beantworte sie Dir vielmehr selber: Liebst Du Berger mit all' der aufopfernden Zärtlichkeit, die nothwendig ist, um ihm Dein ganzes künftiges Leben zu weihen?"

Klara schwieg und sah sinnend vor sich nieder. Endlich, nach einer langen Pause sagte sie leise: „Ja — ich glaube es."

„Du glaubst es nur, Klärchen?"

„Ich glaube es gewiß."

Elisabeth wollte etwas darauf erwiedern, aber in diesem Augenblick kamen Käthchen und Rosa angesprungen, und das Gespräch war dadurch total abgebrochen. Klara konnte auch nicht länger bleiben, ihr Papa hatte sie gebeten, bald wieder zurückzukommen, und die Mädchen trennten sich mit dem Versprechen, einander recht bald wieder zu besuchen. (Fortsetzung folgt.)

Berliner Nachtbilder.

Von

E. Kossak.

I. Des Nachts aufgegriffen.

Die Uhr des alten Kirchthurms neben der Poststraße hat halb Zehn geschlagen, die Zeit aller Bureauarbeiten beginnt, die Briefträger setzen sich mit der zweiten Ladung der angelangten Korrespondenzen in Trab, die Gepäckwagen rollen in allen Richtungen durch die Straßen der Stadt, die Termine auf dem Stadtgericht beginnen und auch der Polizeirichter am Molkenmarkt macht sich an's Werk. Von sämmtlichen Autoritäten der Jurisprudenz, vom Justizminister und dem Obertribunalrathe an bis auf den letzten Kreisrichter im fernen Osten der Monarchie, wohin kaum noch die deutsche Zunge reicht und Konsonantenverbindungen wie „przz" nicht zu den Ungewöhnlichkeiten gehören, hat der Polizeirichter die meiste Aehnlichkeit mit dem Kadi, jener richterlichen Person, vor welche der Abgeordnete Ziegler ungleich lieber gestellt sein wollte, als vor einen bei seiner Gesandtschaft installirten Rechtsmann, wenn es sich im Orient in Betreff seiner Individualität um eine Streitfrage handeln sollte. Zwar werden von den berliner Kadis nicht so viele Einzelfälle geistreicher Entscheidung mitgetheilt, wie wir sie in „Tausend und einer Nacht" finden; die ernste Gemüthlichkeit aber, die Gabe der nachdrücklichen Ueberredung und die große Weltkenntniß haben sie mit ihren orientalischen Fachgenossen gemein. Wichtige Kriminalfälle gehören nicht vor das Tribunal des Polizeirichters, über Eigenthumsverletzungen hat er nicht zu entscheiden; er steht nur auf dem Vebettendienst der gefährdeten Gesellschaft. Am heutigen Tage finden wir ihn mit einer Anzahl Personen beschäftigt, deren Pfade sich im Laufe der Nacht mit denen der fürsorglichen Polizei gekreuzt haben und deren Identität festgestellt werden muß. Die vor uns stehenden sechs Individuen kommen augenblicklich nicht aus dem Gefängnisse, sondern nur aus dem Polizeigewahrsam, daher die Anwesenheit zweier Beamten der Sicherheitsbehörde. Können sie sich von dem ihnen anhaftenden Verdachte reinigen, ihre schiefe Stellung zur Gesellschaft des Tages abermals aufrichten, so werden sie augenblicklich wieder entlassen, wo nicht, unverzüglich in die hinteren Gemächer des Palastes geführt und dem Schließer übergeben.

Der Polizeirichter hat, unterstützt durch den Aktuarius zu seiner Linken, zunächst das Vademekum seines Berufes, das Verzeichniß der Observaten, aufgeschlagen und sucht den Namen des vor ihm stehenden Herrn mit struppigen Haaren. Wir vermögen nicht anzugeben, um welchen Buchstaben es sich handelt, doch enthält das vorliegende dünne Heft gewiß nur eine geringe Zahl jener verdächtigen Personen, denn das ganze Register wetteifert dem Umfange nach mit dem Wörterbuch der Gebrüder Grimm und wird fortwährend durch Nachträge bereichert. Es ist das schwarze Buch der Polizei und nicht zu verwechseln mit jenem hundertbändigen großen Studienwerke, in welchem auch alle Wissenswürdigkeiten über die unbescholtenen Individuen der Residenz aufgezeichnet werden und das die Behörde zu Rathe zieht, wenn ein ehrgeiziger Unterthan sich um den Titel „Kommissionsrath" bewirbt oder Ansprüche auf einen Orden erhebt, wenn er zum unbesoldeten Stadtrath gewählt ist oder ein kleines Fenster in seiner Brandmauer durchbrechen will, mit dem kolossalen Lexikon des Einwohner-Meldeamtes.

Der Herr mit den unfrisirten Haaren hat seinen Namen angegeben, d. h. einen jener Namen, die im Adreßkalender ganze Kolonnen, ja selbst enggedruckte halbe Bogen füllen, er mag sich „Becker", „Schmidt", „Weber", „Schneider" genannt haben, und beobachtet jetzt die Mienen des Polizeirichters und Aktuarius. Unsere Hoffnungen für seine sofortige Freilassung sind äußerst gering, und nicht ohne Grund verweilt der behelmte Schutzmann an seiner Seite. Der Struppige besitzt wenig gewinnende Eigenschaften, er ist der Mann des falschen Namens, der falschen Wohnung, mit dem Gebrauch des leinenen Zeuges hat er längst gebrochen; der Nachtwächter, der mit Mütze und Stab in der Hand als Zeuge neben der Barrière sitzt und eben mit seinem Bericht fertig ist, hat ihn vor einem Speicher erwischt, wo der Struppige in der ungewöhnlichen Stunde zwischen ein und zwei Uhr Nachts mit einer Inspektion des Schlosses beschäftigt war und durch einen unglücklichen Zufall in seiner Nähe einen Bund Dietriche und eine kurze eiserne Stange gefunden wurde. Er ist in diesen Räumen nicht unbekannt; der Aktuarius scheint in der Santa Casa der heiligen Register bereits seine Fährte gefunden zu haben. Gelingt es ihm auch, sich von dem Verdacht, eine nicht geziemende Anwendung jener Dietriche auf das Schlüsselloch des Speichers beabsichtigt zu haben, zu reinigen, so wird er doch den unerlaubten nächtlichen Ausgang zu büßen haben. Er gehört zu der großen Kategorie jener Herren, die auf den Wunsch der Polizei nach neun Uhr Abends nicht mehr ihr Quartier verlassen dürfen. Für eine achttägige Gefängnißstrafe glauben wir uns verbürgen zu können. Vielleicht ist der links hinter ihm stehende junge Mann mit dem offenen Gesichte einer seiner Eleven. Nach der Aufmerksamkeit, mit der er den Aussagen des erfahrenen Meisters folgt, möchte man wirklich ein näheres Verhältniß zwischen beiden vermuthen. In der Observatenliste steht der Novize offenbar noch nicht; er wird hoffentlich mit einer eindringlichen Ansprache des berliner Kadis davonkommen.

„Des Nachts aufgegriffen zu werden" ist ein Vorkommniß, das in dem Leben des civilisirten Menschen nur zu den Ausnahmefällen gehört, und so Mancher wird vor Verwunderung außer sich sein, den elegant gekleideten Herrn in der Mitte der vierziger Jahre in dieser Umgebung zu finden. Vielleicht ein Gentleman aus der Provinz, ein Ausländer, der bei der Rückkehr aus dem „Odeum", oder der „Musenhalle" und wie sonst noch diese prächtig dekorirten Schauplätze nächtlicher Orgien heißen mögen, einer Grazie wegen mit Nebenbuhlern in unangenehme Verwicklungen gerathen und mit dem Strome weggeschwemmt worden ist! Es gibt wunderliche Fügungen des Schicksals, zumal bei Nacht, denen auch ein Unschuldiger nicht immer zu entgehen vermag. Auf der Stirn unseres Helden liegt indessen etwas, das ihn nicht als gänzlichen Neuling vor diesem und manchem noch ernsteren Tribunale erscheinen läßt. Mag die Toilette auch noch so wohl erhalten und höchstens durch die mehrstündige Siesta auf der Pritsche etwas zerdrückt sein, die weiße Kravatte ihren Lustre verloren haben, der Gibus im Arm des feinen Mannes einige Beulen aufweisen, in der Physiognomie widerspricht etwas dem Begriff des unverfälschten Gentleman. Unser Unbekannter ist auf den „falschen Marquis" zugeschnitten, diesen Ausdruck permanenter Abspannung, der um Wangen und Schläfe hängt, diesen müden, vereinsamten Haarstreifen, der über die Stirn reicht, zieht man nicht in Fleiß und redlicher Arbeit heran; wir haben ohne Zweifel einen erfahrenen Nachtvogel

vor uns, einen vollendeten Meister des Kartenspieles, einen Unterhändler zwischen jungen, reichen Erben und gewinnsüchtigen Loretten, einen Mann, der von Sattel und Stegreif lebt. Er hat sicher schon wiederholt die Luft des Gefängnisses geathmet, die magere Suppe und die Sonntagskaldaunen seiner Garküche gekostet; heute handelt es sich schwerlich um mehr, als einen galanten Scherz, der sich vielleicht nur nicht mit der späten Stunde von dem Wächter der nächtlichen Ruhe vereinbaren ließ. Die hinter dem Pseudokavalier stehende junge Dame könnte uns bei ihrer unverkennbaren Verlegenheit einer milderen Auffassung der Situation geneigt machen, erblickten wir nicht neben ihr eine würdige Matrone, deren Antlitz und Habitus sogleich die sittliche Entrüstung des Polizeirichters erregen wird. Die erwähnte Dame steht nicht mehr in jenem glücklichen Lebensalter, in dem es den Julien und Heloisen gestattet ist, der Nacht und dem Vollmonde die Geständnisse eines zärtlichen Herzens zu machen, sie begnügt sich nur mit den Hülfsleistungen, welche der große Shakspere der Amme der jungen Veroneserin zugewiesen hat. Sie muß bei ihren Funktionen indessen über das, was einer gutwilligen Amme zugestanden wird, weit hinausgegangen sein und wohl noch andere Gänge besorgt haben, als zu Junker Romeo und dem ehrwürdigen Pater Lorenzo. Eben so wenig hat sie sich eines so ritterlichen Beschützers, wie Peter, zu erfreuen gehabt, und der Nachtwächter fand sich gemüßigt, sie der Patrouille zu übergeben und nach dem Molkenmarkt zu dirigiren. Der Unbekannte, von dem unser Freund uns nur einen fadenscheinigen Hinterkopf mittheilt, scheint eine jener unschädlichen Motten zu sein, die erst nach Einbruch der Dunkelheit zu regem Leben erwachen, zu Bier ausfliegen, um ein Uhr Mitternacht noch von einem „angerissenen Abend“ reden und als hinfällige Trunkenbolde zu den Stammgästen dieses Lokales gehören. Bei jeder Razzia in anrüchigen Lokalen werden sie stets in unzurechnungsfähigem Zustande vorgefunden, der Vollständigkeit wegen mitgenommen und am andern Morgen entlassen, falls kein Grund vorliegt, sie gewisser Vorboten des Delirium tremens wegen nach der Charité zu schicken.

Dem Polizeirichter thun wir wohl nicht Unrecht, wenn wir voraussetzen, daß er früher als das Schwert der Themis den Husarensäbel geführt habe. Allmälig hat sich über der Erwägung schwieriger Fragen sein sonstiges martialisches Wesen verändert und einen leisen bureaukratischen Anstrich angenommen. Ueber dem zusammengeschrumpften Schnurrbart bildete sich die Tabaksnase, die kriegerische Haltung erstarb in bürgerlichen Subalternmanieren. Nur die strenge Beredsamkeit der Reitbahn, des Stalles und Exerzierplatzes hat der Veteran für seinen jetzigen Beruf erhalten. Er liefert den Beweis, daß nach dem Satze jenes berühmten Konservativen: die Armee die Bildungsschule des Volkes ist und die Elemente aller Wissenschaften in ihren Reihen erworben werden. Eine erlesenere Bildung scheint der jüngere Gehülfe des Alten, der Aktuarius, genossen zu haben. Verfertigt er auch nicht Trauerspiele aus der vaterländischen Geschichte mit deutsch einheitlichen Tendenzen, so ist er doch ständiger Mitarbeiter an einer Gerichtszeitung und liefert den großen Journalen Notizen über die Vorkommnisse im Kriminal- und moabiter Zellengefängnisse. Er ist danach immer zugegen, wenn einem armen Sünder sein Todesurtheil vorgelesen wird, er wohnt allen Hinrichtungen bei und beschreibt die haarsträubenden Details mit zärtlicher Vorliebe, endlich bewahrt er eine Anzahl Locken von Verbrechern, die zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt sind. Er hat alle Bösewichter von Extraktion kennen gelernt und besitzt mehrere Faksimiles; in dem Bierhause neben seiner Wohnung hält man ihn für eine Autorität, nicht nur in juridischen, sondern auch in politischen Dingen.

Neue londoner Skizzen.

Von

Julius Rodenberg.

I. Das Mädchen mit der Wasserkresse.

Hier sind wir wieder, nach drei Jahren. Es ist merkwürdig und ist mir immer merkwürdig gewesen, wie wenig sich in den großen Zügen dieser großen Stadt verändert hat, wenn man sie nach längerer Frist wiedersieht. Das Leben bleibt dasselbe; die Straßen bleiben dieselben; die Menschen, in einem gewissen Sinn, bleiben dieselben; die Typen sterben nicht aus. Zwar Mr. Brittlebank sen., mein Barbier, war nicht mehr in seinem Laden an der Ecke von Tottenham-Court-Road, als ich ihn gegen Nachmittag besuchen wollte. Aber Mr. Brittlebank jun. war da, und er erkannte mich auch wieder, obgleich er damals, vor drei Jahren, seinem Vater nur das Rasirbecken hielt und hierauf das Handtuch reichte. „Ah, mein Herr,“ rief er gestern Nachmittag, als ich eintrat, „Sie sind schon sehr lange nicht hier gewesen. Haben Sie eine Reise gemacht?“ Ich sagte: „Ja, nach Deutschland.“ Dann fragte ich nach seinem Vater — er sei doch nicht todt? „O nein, Mr. Brittlebank sen.,“ sagte Mr. Brittlebank jun., „hat sich vom Geschäft zurückgezogen und lebt jetzt in Islington. Ich bitte, wenn Sie einmal in die Nachbarschaft kommen: er wird sich gewiß herzlich mit Ihnen freuen, hier ist seine Karte.“ Auf der Karte stand: „John Brittlebank, Esq., Rosen-Villa N. N... Terrasse, Islington.“

In der That, ich freue mich auf dieses Wiedersehen: ein Barbier, den ich zehn Jahre lang nur mit der weißen Schürze gekannt habe, Landeigenthümer, Bewohner der Rosen-Villa und Esquire! Nun, ich gönn's dem guten Mann, — er war immer, so lang er noch das Messer schwang, eine Standesperson in seiner Gegend, die meistens von kleinen Krämern und Handwerkern bewohnt wird, er patronisirte die Riflemen-Exkursionen und war stets bei den Festen in Rosherville-Garten, und ich bin überzeugt, daß er auch bei den neuen Parlamentswahlen seine Figur gemacht hat.

In der Straße, die ich bewohne, hat sich Nichts verändert: es ist immer noch die kleine, stille Westendstraße, mit den umgitterten Crescents oben und unten. Ich wohne in demselben Haus und in demselben Zimmer, Parterre, wie vor drei Jahren, und da sind noch dieselben Teppiche, dieselben Vorhänge, Sessel, Spiegel und Bilder: Porträts von Chatham, Brougham und Palmerston, und eine Hirschjagd, kolorirt und in gelbem Rahmen. Da liegt auch die „Times“ genau auf derselben Stelle meines Tisches und genau in derselben Manier gefaltet, wie vor drei Jahren, ungeachtet ihre Meinung über Nordamerika inzwischen auf genau das Gegentheil von damals gerückt ist. Die besiegte Sache gefällt dem Cato, die siegreiche den Göttern und der Times. Und hier erscheint endlich auch Jungfer Minnie, die Tochter des Hauses, damals 13, heut 16 Jahr, rein, schmuck und freundlich, ein lachendes Bild von Jugend- und Morgenfrische. „Guten Morgen, mein Herr,“ sagte sie, und stellt das große Brett mit Theetasse, Theekanne, Theekasten und Theelöffel auf den Tisch. Ob ich diese blaugeblümten, weitbauchigen Tassen noch kenne! Und diesen Theetopf von Britannia-Metall, welcher auf drei (Löwen)-Beinen steht, von denen der Eine noch immer zu kurz ist. Freilich, Beine wachsen nicht wieder, wenn sie einmal abgebrochen sind.

„Wißt Ihr, Jungfer Minnie,“ sag' ich, „daß Ihr Eurer Schwester Kate wie aus dem Gesicht geschnitten seid? Ich könnte mir einbilden, daß Jungfer Kate da stehe, wie vor drei Jahren, als Ihr noch ein Backfischchen wart, eine „green Miss“, Jungfer Minnie!“

Jungfer Minnie hat mittlerweile das weiße Leinen über den Tisch gebreitet und das Theebrett darauf gesetzt. „So,“ sagt sie, innehaltend. „Meint Ihr? Drei Jahre sind aber auch eine schöne Zeit, mein Herr. In diesen drei Jahren hat sich meine Schwester Kate verheirathet und wohnt in Chelsea in einem sehr hübschen Haus, und hat ein „Baby“, und ist eine sehr glückliche Frau geworden.“

„Und in drei Jahren, wenn ich wieder hieher komme, dann wohnt Jungfer Minnie auch in Chelsea, und hat auch ein...“

In diesem Augenblick läßt sich draußen von der Straße her ein langgehaltener, gellender, undeutlicher Ruf vernehmen.

Unbeutlich? Nicht für mich, da ich ihn vor drei, vor acht, vor zehn Jahren oft genug gehört und so zu sagen eine ganz intime Bekanntschaft mit ihm geschlossen habe. Wie könnte ich mir London denken ohne diesen Ruf?

„Watercresses! Watercresses! — Wasserkresse. Was — ser — kressss — i!“

So ungefähr schallte es damals an jedem Morgen durch die Straßen, und so schallt es noch heute, wie der erste Gruß von Lon-

dons erwachendem Leben. Jungfer Minnie, welche den Frühstückstisch vollständig geordnet hat, tritt zum Fenster und schiebt den unteren Theil desselben in die Höhe.

„Hier, Mädchen," ruft sie, „hier, Mädchen!"

Minnie beugt sich halb zum Fenster hinaus, und ich nähere mich dem andern, während von der Mitte der Straße herüber ein kleines Mädchen bis dicht an die Treppenstufen unseres Hauses kommt. Es ist ein kleines Mädchen von ungefähr zwölf Jahren, in der Tracht der armen Volksklasse von London: d. h. in einem Rock, an dessen Rand die Fetzen herumhängen, in großen, durchlöcherten Schuhen oder Stiefeln, mit einem abgetragenen Umschlagtuch und einem zerdrückten Hütchen. Aber doch, wie vortheilhaft weiß das kleine Mädchen all' diese wenig einladenden Kleidungsstücke zu tragen! Wie anmuthig und offen aus dem schwarzen „bonnet" blickt dieses unschuldige Kindergesicht in die Welt! Wie gutmüthig sind diese braunen Augen! Sie hat etwas vom Reh, diese Kleine, mit ihrer zierlichen Gestalt, welche sich selbst in die Lumpen graziös zu schmiegen weiß, und den schweren Korb, der mit Wasserkresse gefüllt, an ihrem Arme hängt, mit einer gewissen Leichtigkeit regiert. In der rechten Hand hält sie ein frisches Sträußchen ihrer Waare, und um die halboffenen Lippen — halboffen noch vom letzten Rufe der „Wasserkresse" — läuft ein Zug, sag' ich: der Wehmuth, daß das Schicksal sie nicht zu etwas Besserem bestimmte. Aber auch das Lachen des armen Wasserkresse-Mädchen hat seine sonnigen Seiten.

Seht! welch' ein liebliches Bild, im Fensterrahmen die schlankgewachsene, zartgezeichnete Gestalt der blonden Minnie, ein wenig nach vorn geneigt, und unter dem Fenster dieß kleine Mädchen mit dem Strauß in der Hand — und ringsum der blaue Duft von Londons Frühlingsnebel, kaum hie und da mit einem Sonnenstrahl, einem Lichtreflex!..."

Noch ruht mein Auge fest auf diesem Bild im Nebel, als Minnie, im Gespräch mit dem Wasserkresse-Mädchen ruft: „Kennst Du den Gentleman nicht mehr?" — und dann, sich zu mir wendend: „Kennt Ihr die kleine Beß nicht mehr?"

Die kleine Beß sieht fragend, mit einer Wendung ihres hübschen Köpfchens und einem neugierigen Blick ihrer braunen Augen zu mir hinüber. Dann setzt sie den Korb nieder.

„Ja," ruft sie mit einem Ausdruck von Freude, der mich in diesem großen London, dieser Stadt von drei Millionen Menschen, wahrlich sehr entzückt; „ich kenne ihn noch. Er hat sich nicht im Mindesten verändert seitdem."

„Du kleine Beß! weißt Du auch, daß diese Worte recht mitleidig klingen? Ihr verändert euch, ihr kleinen Geschöpfe, ihr werdet groß, ihr werdet hübsch ... und wir bleiben dieselben. Dieß ‚Sichnichtverändern' ist das schlechteste Kompliment, welches man einem Menschen machen kann. Indessen erkenne ich Dich ja auch wieder, Du kleine Beß, obwohl Du damals erst neun Jahre alt warest."

„Ja, ja," sagt sie, immer noch neben ihrem Korb, der auf der Erde steht, „ich weiß noch recht gut, wie Ihr mich damals an Euer Fenster gerufen habt, an dieses Fenster und auf diesen Platz. Ich habe manches Mal noch daran gedacht, wenn ich später hier vorüberging, als Ihr nicht mehr da waret. ‚Bessie,' habt Ihr damals gesagt, ‚ein Bündel Wasserkresse!' Und dann habt Ihr mir immer einen Penny mehr gegeben, als mir die Köchin gegeben haben würde. Dann habt Ihr mich nach dem Verdienst gefragt, und ich habe Euch gesagt, wie es damit steht. Dann habt Ihr Euch nach meinen Eltern erkundigt, und ich habe Euch erzählt, daß es arme Leute seien und unserer zehn Geschwister, Knaben und Mädchen, und daß wir Alle davon leben, Wasserkresse zu pflücken und in der Straße zu verkaufen, und dann habt Ihr mir auch zuweilen Etwas extra geschenkt für die Eltern. Und einmal seid Ihr nach Camden Town gekommen und habt gesehen, wo wir wohnen."

Ich erinnere mich an Alles, und die kleine Szene wird lebendig vor mir, als ob die drei Jahre dazwischen nicht gewesen wären. Es war ein sehr schmutziges, altes, enges und räucheriges Nest von einem Haus, in welchem die Leute wohnten, ganz hart am Außenwerke von London, zwischen Stein- und Schutthaufen aller Art und den Ausflüssen der alten Kloaken, die noch nicht in das große Netz eingefangen sind, welches London unter der Erde durchschneidet.

Dieß ist die Gegend für die Wasserkresse, welche so sehr zu den Bedürfnissen des londoner Frühstückstisches gehört, daß von diesem Kraut wöchentlich 3000 Pfund verzehrt werden! Es ist ein schöner Wahn der Fremden, welche nach London kommen, wenn sie diese starken, grünen, aromatischen Blätter in weißen Schüsseln zwischen all' dem andern Luxus von schwerem Silber und gediegenem Wedgewood leuchten sehen, zu glauben, daß eine Idylle von klaren, rieselnden Bächen dazu gehöre. Das Gegentheil: dieses begehrte Kraut wächst an den schmutzigsten Stellen der ehemaligen Gräben von London, um alte Röhren und stehengebliebene Moräste, und erst in neuerer Zeit, als der Konsum sich gar noch steigerte, fügte man den natürlichen Sumpfbeeten der Wasserkresse neue Pflanzstätten hinzu, indem man sie auf einem verlassenen Lehmfeld, welches vor Camden Town liegt, künstlich zog.

Einen Antheil dieses Lehmfeldes zu erwerben, war damals, vor drei Jahren, als ich ihn besuchte, der Ehrgeiz, der Traum, das Ziel höchsten Strebens von Matthew Shenkins, dem Vater der kleinen Beß.

„Seht, mein Herr," hatte er damals gesagt, als er auf der Schwelle seiner Spelunke von einem Hause stand und mit der Hand nach dem Lehmfeld hinüberwies, welches an einigen Stellen ganz mit Grün bekleidet war, an andern den rothen Untergrund noch zeigte, „seht," sagte er, „wenn ich's erst so weit gebracht hätte! 'S ist ein mühesam Leben, wie wir's jetzt führen mit meinem Weib und meinen zehn Kindern. Gott segne sie, und das jüngste davon ist noch nicht älter als ein Jahr — das Bischen Gewächs, was noch hier in den Gruben sitzt, wird Einem von hundert Händen streitig gemacht, und man kann Nichts dafür und Nichts dagegen thun. Wenn ich erst drüben wäre unter den Eigenthümern — dann sollt's anders gehen!"

Ich dachte damals: „Wenn doch die Poeten auch noch zugleich Zauberer wären, wie in den Tagen Virgil's!"

Aber Matthew Shenkins sagte: „Nun, nun, ich werde dahin wohl noch kommen!"

Drei Jahre sind vergangen, die kleine Beß ist wirklich schon ein ordentliches Mädchen geworden und steht vor dem Fenster und sagt noch einmal, daß ich mich gar nicht verändert hätte.

„Aber Ihr?" frage ich, „wie steht's denn mit Euch in Camden Town? Wie steht es mit dem Brick-Feld?" (Brick-Field, so heißt nämlich das bewußte Lehmfeld.)

Da leuchten die Augen der kleinen Beß — nicht länger um den Mund spielt jener melancholische Zug: denn er verwandelt sich in lauter Sonnenschein, als sie mit dem ganzen Triumph ihres kleinen Herzens ausruft: „Das Brick-Feld, Herr — wir haben's seit Anfang dieses Jahres! Wir haben freilich hart gearbeitet diese drei oder vier Jahre, und meine kleinen Brüder, der Bob und der Willy, haben auch mitarbeiten müssen, bis wir so viel zusammengebracht — o, es war eine enorme Summe von zehn Pfund Sterling gleich und zwei Pfund Sterling jedes Jahr — aber wir haben's! Wir haben's!"

Und dann beugt sie sich nieder zu ihrem Korb und dann mit einem strahlenden Gesicht reicht sie mir ein Bündel aus ihrem Korbe. „Das ist von unserem Brick-Feld, mein Herr!"

Die kleine Beß will heute kein Geld dafür annehmen, „nein, nein, das ist von unserem Brick-Feld, mein Herr," wiederholte sie, „und ich komme morgen wieder," und dann mit einem hübschen Knix nimmt sie Abschied und in einer helleren Stimme, die mir fast jubelnd scheint, hör' ich es weiter durch die Straße klingen: „Water-cresses! Was — ser — kressss — i!"

Minnie hat mir nun den Thee hereingebracht und ich bin allein in meinem Zimmer. Aber indem ich den duftenden Trank schlürfe und zu dem herrlichen Weißbrod das Kraut genieße, welches mir die kleine Beß geschenkt, stehen immer zwei Gestalten vor meinem Auge: die des ehrenwerthen John Brittlebank Esq., meines Barbiers, welcher Eigenthümer einer Villa in Islington, und die des Matthew Shenkins, meines Kressenmannes, welcher Eigenthümer eines Brick-Feldes im Camden Town geworden.

London ist doch der Ort, in welchem man es zu Etwas bringen kann!



Der Bankier erkennt Violette in Mrs. Trevor's Gesellschaft. (S. 70.)

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von **E. Braddon.**

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Am Montag früh, ehe es auf den benachbarten Kirchthürmen neun Uhr schlug, zog Violette die Glocke an dem Hause in Regents Park. Eine Dienerin ließ sie ein und führte sie augenblicklich nach einem im obersten Theile des Hauses belegenen Zimmer, welches düster und kalt aussah, schlecht möblirt war und nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit Mrs. Trevor's glänzendem Boudoir hatte.

Violettens Pflichten nahmen ihren Anfang und überzeugten sie bald, daß sie in Bezug auf den Erfolg nur geringe Erwartungen hegen dürfte; denn die eine ihrer Schülerinnen war träge und leichtsinnig, und die andere hatte nur schwache natürliche Anlagen. Anastasia war ein intelligentes junges Mädchen, aber so unbeschreiblich träge, daß ihr nur mit großer Mühe etwas beigebracht werden konnte. Theodorina hatte dagegen weder große Fähigkeiten noch Geschick, aber besaß dafür eine andere Eigenschaft von größerem Werth, denn sie war ernst und gewissenhaft und gab sich die größte Mühe, aus dem Unterricht ihrer Lehrerin so viel Nutzen als möglich zu ziehen. „Sie werden mich sehr unwissend finden, Miß Westford," sagte sie, „aber Sie können überzeugt sein, daß ich mein Bestes thue." — „Ich hege keinen Zweifel, daß Sie guten Willen haben," erwiederte Violette in sanftem Tone.

Von diesem Augenblicke an knüpfte sich ein Band der Freundschaft zwischen Lehrerin und Schülerin. Theodorina war gewohnt gewesen, sich von ihren früheren Lehrern und Lehrerinnen vernachlässigt zu sehen, welche bald bemerkt hatten, daß die lebhafte Anastasia Mrs. Trevor's Liebling war.

Jeden Tag arbeitete Violette in dem dem Unterrichte gewidmeten Zimmer des Trevor'schen Hauses mit der größten Anstrengung, aber keine Klage kam über ihre Lippen. Wenn der Samstag kam, konnte sie die mühsam erworbenen zehn Schillinge nach Hause tragen und fand darin hinreichende Belohnung.

Inzwischen hatten sich auch Lionel's Angelegenheiten etwas gebessert, denn es war ihm endlich gelungen, eine Kopistenstelle in der Schreibstube eines Advokaten zu erlangen. Es war saure und schlecht bezahlte Arbeit, allein für seine Mutter und seine Schwester hätte der junge Mann bereitwillig einen Besen genommen und die Straßen gekehrt.

Einen Monat lang ging es der Familie in ihrer bescheidenen Wohnung mindestens erträglich. Die Mutter verfertigte kleine weibliche Arbeiten, welche sie in den Läden von London zu verkaufen hoffte; Lionel war von Morgen bis zum Abend in seinem mühseligen Berufe thätig, und Violette gab täglich ihre Stunden in Mrs. Trevor's Hause. Aufrecht erhalten von ihrer gegenseitigen Liebe, lebten die Wittwe und ihre Kinder fast glücklich. Allein auch dieses bescheidene Glück sollte nur von kurzer Dauer sein. Das Gewitter nahte, und die arme Violette, die den Kummer erst seit so kurzer Zeit kannte, sollte zuerst von seinen Schlägen getroffen werden.

Sechs Wochen lang ungefähr hatte sie den Töchtern von Mrs. Trevor Unterricht ertheilt, als Letztere sie eines Tages mit einer Einladung zu einer Abendgesellschaft beehrte, welche im Laufe der Woche stattfinden sollte. Natürlich nahm Violette die Einladung an, denn obgleich es ihr höchst peinlich war, im Kreise von glücklichen Menschen zu erscheinen, so fürchtete sie doch, die Dame des Hauses durch eine Weigerung zu beleidigen, und wußte überdieß, daß sie nur deßhalb eingeladen werde, um die von ihr unterrichteten Töchter in der Gesellschaft mit Vortheil vorzuführen.

Anastasia sang italienische Musik mit vieler Anmuth, und Violette sollte ihr natürlich in der Gesellschaft akkompagniren; Theodorina besaß eine vortreffliche Altstimme und konnte einfache Lieder mit vielem Ausdrucke vortragen, aber es war zu bezweifeln, daß man ihr erlauben werde, vor der Gesellschaft zu singen, denn Mrs. Trevor sah es überhaupt sehr ungern, wenn ihre jüngere Tochter mit Hintansetzung der älteren gelobt wurde.

Der wichtige Abend kam. Violette trug ihre einfachen Trauerkleider, welche die schneeweißen, schön geformten Schultern vortheilhaft hervortreten ließen. Ihre goldenen Flechten ruhten auf dem schönen Nacken und stachen eben so sehr gegen das schwarze Gewand ab. Theodorina trug ein schlichtes weißes Musselinkleid, mit einem breiten blauen Bande um die Taille. Anastasia dagegen strahlte von Spitzen, Bändern und seidenen Stoffen. Ihr kostbares Kleid war mit Rosenknospen bestreut und ein Rosenkranz schmückte ihr schwarzes Haar. Sie war allerdings sehr schön, aber dessen ungeachtet nicht so lieblich, wie Theodorinens und Violettens viel einfachere Erscheinung.

Zahlreiche Gäste waren bereits versammelt, als Violette mit ihren beiden Zöglingen eintrat. Solche Momente waren der Stolz und das höchste Lebensglück dieser Frau. In ihrem kostbaren Gewande von schwarzem Moire, mit reichen Spitzen besetzt, empfing sie freundlich lächelnd ihre Gäste.

Unter der Zahl derselben befanden sich viele heirathsfähige Männer, von denen sie jedoch zwei besonders im Auge hatte. Der Eine derselben war der Bankier Rupert Goodwin, welchen Mrs. Trevor für sich selbst zu erobern hoffte; der Andere war Sir Harold Jvry, der reiche Erbe eines Maschinenbauers, ein junger Mann, dessen Vermögen sich auf Millionen belief, und den die Wittwe für ihre Lieblingstochter zu gewinnen gedachte. Anastasia war schön und gebildet, Sir Harold reich und unabhängig; weßhalb sollte sich daher nicht eine Verbindung zwischen ihnen herstellen lassen?

Uebrigens hatte die Mutter und Wittwe auf der Jagd nach einem Gatten eine schwierige Aufgabe. Während sie mit dem reichen Bankier scherzte und tändelte, mußte sie Anastasien und den jungen Baronet fortwährend im Auge behalten. Unbeschreiblich war deßhalb ihr Aerger, als sie sah, daß Letzterer ihrer Lieblingstochter sehr wenig Aufmerksamkeit schenkte, desto mehr aber von der schönen, ernsten Lehrerin angezogen zu werden schien, deren bleiches Gesicht und schwarze Kleidung in der glänzenden Gesellschaft nicht unbemerkt bleiben konnten. Sie biß sich vor Wuth in die Lippen und blickte im nächsten Augenblicke den Bankier wieder freundlich lächelnd an.

Während Mrs. Trevor von geheimen Qualen gefoltert wurde, hatte Violette keine Ahnung von den bewundernden Blicken des jungen Baronet. Sie hatte sich in dem stillsten Winkel des letzten Saales, in der Nähe des großen Pianos, niedergesetzt und wartete geduldig auf den Augenblick, wenn ihre Dienste verlangt werden würden. Sir Harold hatte sich ihr genähert und versucht, eine Unterhaltung anzuknüpfen, allein ihre kurzen, scheuen Antworten waren zu wenig ermuthigend gewesen, und sie hatte deßhalb bald wieder aufgehört.

Endlich kam der für die Mutter und ihre Lieblingstochter so wichtige Augenblick. Violette setzte sich an das Instrument, und Anastasia schickte sich an, eine italienische Bravour-Arie vorzutragen.

Anastasia ließ einen triumphirenden Blick im Saale umherschweifen, denn sie wußte, daß sie schön war. Sir Harold stand in geringer Entfernung von ihr und betrachtete sie mit sinnender Miene. Ein bewundernedes Murmeln lief durch die Versammlung, als Violette die Einleitung zur Arie spielte. Dann begann Anastasia den Gesang. Sie besaß eine schöne, geübte Sopranstimme, allein es fehlte ihr der Reiz des Ausdrucks, und ihr Gesang ließ deßhalb kalt.

Mrs. Trevor hatte bisher im nächsten Saale gesessen und sich mit dem Bankier unterhalten; aber sobald Anastasiens Stimme erklang, stand sie auf. „Sie müssen meine Tochter singen hören, Mr. Goodwin," sagte sie; „ich hoffe, Sie werden ihre Stimme schön und ihren Vortrag vollendet finden." Mit diesen Worten führte sie den Bankier an die offene Bogenthür, welche beide Salons trennte. Hier blieben sie hinter den leichten Spitzenvorhängen derselben stehen. Das Piano befand sich am entgegengesetzten Ende des Salons und das Gesicht der Sängerin, so wie das ihrer Begleiterin war ihnen zugewendet.

Rupert Goodwin erbleichte, als er das schöne, melancholische Antlitz der jungen Lehrerin gewahrte und erbebte unwillkürlich; allein es entging der Aufmerksamkeit Mrs. Trevor's, welche nur Augen für ihre Tochter hatte. „Wer ist die junge Dame am Piano in den Trauerkleidern?" flüsterte der Bankier.

Die Lebhaftigkeit, mit der diese Frage geschah, überraschte Mrs. Trevor, welche sich zugleich durch den Mangel an Aufmerksamkeit für ihre Tochter verletzt fühlte. „Die junge Dame, welche Sie so ausschließlich interessirt, ist die Lehrerin meiner Töchter," lautete die etwas pikirte Antwort der Wittwe. — „Und ihr Name?" — „Westford. Miß Violette Westford trauert um ihren Vater, einen Kapitän in der Handelsmarine, welcher auf dem Meere umgekommen ist." Ein leichter Schauder überlief den Bankier, er war jedoch schnell wieder vorüber. Dann furchte er die Stirn und ein fast satanischer Ausdruck verdunkelte sein Gesicht.

Es gibt Menschen von dämonischer Natur, und Rupert Goodwin war einer derselben. „Westford?" rief er. „Also ist die Lehrerin Ihrer Kinder die Tochter des Kapitäns Westford? Das thut mir leid!" — „Weßhalb?" fragte Mrs. Trevor erstaunt. — „Weil ich an Allem, was sich auf Ihr und Ihrer Kinder Glück bezieht, den wärmsten Antheil nehme. Aus diesem Grunde kann ich nur bedauern, daß die Erziehung von so reizenden jungen Wesen einer Person, wie die Tochter des Kapitäns Westford anvertraut worden ist." All' dieß wurde im sanftesten Tone gesprochen. Mr. Goodwin konnte sich, sobald er wollte, den Schein geben, als wäre er der beste und wohlwollendste aller Menschen. „Sie erschrecken mich!" rief Mrs. Trevor. „Was wollen Sie sagen? Miß Westford ist mir sehr warm empfohlen worden. Ich bitte Sie, erklären Sie sich deutlicher." — „Nicht jetzt. Es gibt hier Ohren, die uns hören könnten. Morgen, liebe Mrs. Trevor, oder noch diesen Abend, wenn sich eine Gelegenheit findet, werde ich deutlicher reden."

Anastasiens Gesang war beendet und die Gäste versicherten der Mutter, entzückt davon zu sein. Einige derselben ersuchten hierauf Theodorinen, Etwas zu singen. Das junge Mädchen wollte sich weigern, allein ehe sie antworten konnte, flüsterte ihr Violette zu: „Thun Sie es mir zu Gefallen, liebe Theodorina," und im nächsten Augenblicke flogen die Finger der Pianistin über die Tasten und schlugen die ersten Akkorde einer alten englischen Ballade an.

Theodorina, welche ihrer neuen Freundin aufrichtig zugethan war, näherte sich dem Instrumente, entschlossen, ihr Bestes zu thun, wie schwer auch die Aufgabe für sie war. „Wie!" rief Mrs. Trevor. „Darf ich wirklich meinen Augen trauen? Theodorina will singen? — Das arme Mädchen hat zwar eine leidliche Stimme, aber durchaus gar keinen Vortrag." Diese Worte wurden von der Mutter im verächtlichsten Tone gesprochen, denn es war ihr unerträglich, wenn Theodorina zum Nachtheil von Anastasien die geringste Aufmerksamkeit erregte.

Die ersten Töne dieser schönen Altstimme waren schwach und unsicher, aber bald wurden sie fester und erlangten ihren vollen melodischen Umfang. Es war ein einfaches Volkslied, „Der alte Robert Gray", was sie vortrug, aber ehe Theodorina geendet hatte, schwammen viele Augen der Zuhörer in Thränen.

Anastasiens kurzer Triumph wurde dadurch vollständig verdunkelt, denn der der Schwester gezollte Beifall war stürmisch, und das stolze Mädchen, so wie auch die Mutter, konnte ihren Aerger kaum verbergen. „Es wäre mir lieb gewesen, wenn Sie erst meine Erlaubniß eingeholt hätten, ehe Sie Theodorinen gestatteten, zu singen, Miß Westford," sagte Mrs. Trevor im bittersten Tone. „Sie ist noch zu jung, um sich vor einer zahlreichen Gesellschaft hören zu lassen, und diese alte Ballade paßt besser für eine Ammenstube

als einen Salon.“ — „Ich bitte Sie, sagen Sie das nicht, Mrs. Trevor,“ erwiederte augenblicklich Sir Harold Jory. „Der Gesang Ihrer jüngeren Tochter hat uns Thränen entlockt.“ Bei diesen Worten betrachtete er Theodorinen mit Bewunderung, allein im nächsten Momente schweiften seine Blicke mit noch größerer Bewunderung zu Violetten hinüber. „Ich bin überzeugt, daß Miß Theodorina ihrer Lehrerin viel verdankt,“ bemerkte er, und fügte dann leiser hinzu: „Bitte, singen Sie uns auch etwas!“

Mrs. Trevor furchte die Stirn, konnte sich aber dem Wunsche des Baronets, einer in ihrem Hause so bevorzugten Person, nicht widersetzen. „Haben Sie die Güte, die junge Dame zu bestimmen, Mrs. Trevor,“ rief er der Mutter zu; „ich fürchte, daß meine Bitten allein vergeblich sein würden.“ Die Wittwe willigte ein und ersuchte Violetten auf die freundlichste Weise, dem Wunsche des Baronets zu entsprechen. Die arme Violette war zu unschuldigen Herzens, um den Zorn zu erkennen, der plötzlich in Mrs. Trevor's Busen erwacht war. Sie kannte keine Ziererei und erklärte sich sogleich bereit, zu singen. Sie sang eines der schönsten und wehmüthigsten Lieder von Thomas Moore „Oft in stiller Nacht“, und von Neuem füllten sich die Augen fast aller Zuhörer mit Thränen. Auch die ihrigen schwammen, denn sie dachte daran, wie oft sie dieses Lied in der früheren glücklichen Heimat ihrem Vater vorgesungen hatte. Sir Harold bemerkte es und sah, daß sie nur mit großer Anstrengung diese Aufregung zu unterdrücken vermochte. Als sie geendet hatte, beugte er sich zu ihr nieder und dankte für den Gesang. „Aber ich fürchte, daß dieses Lied schmerzliche Erinnerungen bei Ihnen erweckt?“ fügte er leiser hinzu. — „Ja, es erinnert mich an meinen geliebten Vater, den ich verloren habe, und an die glückliche Heimat meiner Jugend, die wir haben verlassen müssen.“ — „Also tragen Sie um den Tod Ihres Vaters diese Trauerkleider? O, verzeihen Sie, wenn meine Fragen vielleicht unbescheiden sind, allein ich nehme an Allem, was Sie betrifft, den wärmsten Antheil.“ Violette blickte empor und betrachtete den Baronet mit unschuldsvollem Erstaunen, denn sie war frei von Eitelkeit und konnte sich nicht erklären, weßhalb Sir Harold Interesse für sie hegen sollte. „Ja,“ antwortete sie, „ich traure um meinen Vater, den besten Vater, der nur das Glück seiner Kinder im Auge hatte.“

Hier brach die Unterhaltung ab, weil Anastasia sich anschickte, noch einmal zu singen und Violette sie zu begleiten hatte. Eine halbe Stunde später begannen die Räume lichter zu werden, und Violette erhielt die Erlaubniß, sich zu entfernen. Es war zwei Uhr in der Nacht, denn die Soirée hatte erst um elf Uhr begonnen, und das arme Mädchen sehnte sich sehr, zu ihrer Mutter zurückkehren zu können, welche ohne Zweifel ihrer wartete.

Beim Abschiede von Mrs. Trevor fiel Violetten etwas Befremdendes in dem Benehmen der Dame gegen sie auf, allein sie war zu sehr ermüdet, um lange darüber nachzudenken. Ganz leise verließ sie den Salon und ging nach dem Vorzimmer, wo sie ihren Hut und Mantel unter der Obhut einer Dienerin zurückgelassen hatte. Alle anderen Gäste waren in ihren Equipagen gekommen, aber die arme Violette mußte ihren bescheidenen Anzug unter einem Mantel verbergen, denn sie war genöthigt, ihren weiten Heimweg durch die Straßen zu Fuß zu machen. So eben hatte sie ihren Mantel umgethan, als ein leichter Schritt auf der Treppe hörbar wurde und Sir Harold Jory vor ihr stand. „Ich hoffe, Sie werden mir erlauben, mich davon zu überzeugen, daß Sie sicher nach Hause gelangen,“ sagte er mit der größten Ehrerbietung in Ton und Haltung. „Sie sind allein, und ich würde mich deßhalb glücklich schätzen, wenn ich Sie bis zu Ihrer Wohnung begleiten dürfte.“ Violette erröthete, denn in den glücklichen Tagen ihrer Jugend war sie gewohnt gewesen, bis zum Wagen begleitet zu werden, wenn sie einen Ball verließ. Sie konnte ein gewisses Schamgefühl, vielleicht eine falsche Scham, nicht unterdrücken, aber im nächsten Augenblicke hatte sie sich gesammelt und erwiderte: „Sie sind sehr gütig, Sir Harold, allein ich gehe zu Fuß nach Hause und glaube, daß mein Bruder in der Nähe des Hauses meiner warten wird, um mich zu begleiten.“ — „Ihr Bruder?“ rief der Baronet, der es nicht verbergen konnte, daß er auf unangenehme Weise in seiner Hoffnung getäuscht worden war. „Dem allerdings muß ich weichen, denn ihm steht das erste Recht zu, Sie zu beschützen. Aber Sie werden mir doch mindestens erlauben, daß ich Sie bis zu ihm geleite?“ Während dieser Worte bot er ihr seinen Arm an, und sie sah ein, daß sie denselben nicht ablehnen konnte. Allein Sir Harold hatte sie nicht weit zu führen, denn am Ende der Terrasse des Hauses stand ihr Bruder, dem er sie übergeben mußte.

Es war eine schöne Sommernacht. Der volle Mond strahlte am wolkenlosen Himmel, und selbst die Stadt London, obgleich sonst immer so düster, erhielt von diesem Silberscheine einen romantischen Anstrich.

Es schien, daß dieser Spaziergang im Mondenschein sehr genußreich für Sir Harold war, denn er verließ sie nicht und begleitete sie bis an die Waterloobrücke, wo er sich endlich entschloß, Abschied zu nehmen, weil er fürchtete, daß sie es nicht gern sehen möchten, wenn er erführe, in welchem traurigen Theile von London sie wohnten. Er hatte genug gesehen und gehört, um zu wissen, daß Violette und ihr Bruder in drückender Armuth lebten, welche sich unter einem trügerischen Scheine äußeren Anstands zu verbergen suchten, er verlängerte jedoch seinen Abschied so sehr als möglich und schien sich nur höchst ungern von ihnen zu trennen. „Ich werde niemals Ihren Gesang vergessen,“ sagte er, „noch jetzt klingt er in meinen Ohren nach, und ich hoffe, daß ich Gelegenheit haben werde, ihn öfter zu hören.“ Dann war er jedoch genöthigt, gute Nacht zu sagen, denn Lionel schien jede Annäherung von seiner Seite zurückzuweisen.

Dreizehntes Kapitel.

Ohne Rücksicht auf die späte Nachtstunde, in der Violette Mrs. Trevor's Abendgesellschaft verlassen hatte, mußte sie am folgenden Morgen wieder zur gewöhnlichen Stunde dort sein, um den Unterricht zu geben. Um acht Uhr befand sie sich auf dem Wege, nachdem sie zu Hause ihr bescheidenes Frühstück genossen hatte, da ihr bei Mrs. Trevor nie die geringste Erfrischung gereicht wurde. Mit dem Glockenschlage neun trat sie in den Hausflur und wollte sich nach dem Lehrzimmer begeben, als ein Diener sie aufhielt.

„Mrs. Trevor wünscht mit Ihnen in ihrem Boudoir zu sprechen,“ sagte er mit der kalten Unverschämtheit, mit der ein gut bezahlter Bedienter gewöhnlich einer schlecht bezahlten Lehrerin begegnet. „Es ist sehr eilig, und Sie möchten schleunigst zu ihr kommen.“

Violette war erstaunt, denn Mrs. Trevor pflegte in der Regel erst nach neun Uhr aufzustehen; aber noch viel weniger ahnte sie den Inhalt, welchen ihre Unterhaltung mit der Dame haben sollte. Nie war Violette schöner und frischer gewesen, als in dem Augenblicke, wo sie in Mrs. Trevor's Gemach trat, welche in einem bequemen Morgenkleide an einem reich besetzten Frühstückstische saß.

Violette erkannte mit dem ersten Blicke, daß irgend Etwas geschehen war, was Mrs. Trevor's Gesinnungen und die der Tochter in Betreff ihrer verändert hatte; allein da sie sich durchaus nichts vorwerfen konnte, ertrug sie die Blicke beider Damen mit ruhiger und zuversichtlicher Miene.

„Miß Westford,“ rief Mrs. Trevor in dem ihr eigenen vornehmen Tone, „als Sie zum ersten Male dieses Haus betraten, empfing ich Sie mit fast kindlichem Vertrauen. Ich sah Sie und Sie gefielen mir. Sie sind schön, und da ich ein Wesen bin, welches große Empfänglichkeit für alles Schöne besitzt, so ist es Bedürfniß für mich, von schönen Gegenständen umgeben zu sein. Sie suchten Beschäftigung bei mir, und vertrauensvoll nahm ich Sie in meine Familie auf und übertrug Ihnen die Ausbildung meiner unschuldigen Kinder. Jetzt aber, jetzt, wo ich glaubte ruhig sein zu können im Vertrauen auf Ihre Reinheit, muß ich sehen, daß ich eine Natter an meinem Busen genährt habe!“

Violette erbebte und wurde todbleich. Noch nie hatte sie erfahren, was es hieß, beleidigt zu werden. „Madame,“ rief sie, „in wie fern habe ich mich denn Ihres Vertrauens so unwürdig bewiesen?“ fragte Violette eben so stolz und ruhig, wie vorher. — „Ach, Miß Westford,“ versetzte die Wittwe, ihr Taschentuch an die Augen drückend, „es ist eine höchst traurige, höchst peinliche Sache! Gegen Sie selbst habe ich eigentlich nichts zu sagen, nur, daß Sie mir die Wahrheit verhehlt haben.“ — „Ich habe Ihnen

die Wahrheit verhehlt, Madame?" rief Violette. „Welche Wahrheit?" — „Sie sind unter einem falschen Scheine in mein Haus getreten, Sie haben mir die Vergangenheit Ihrer unglücklichen Mutter verhehlt." Bei diesen Worten schien Mrs. Trevor ihrer inneren Bewegung erliegen zu müssen. „Die Vergangenheit meiner Mutter? Was kann man anders von ihr gesagt haben, als daß sie die beste und zärtlichste Mutter ist, die ich mehr liebe, als mein Leben?" — „Unglückliche Tochter, kennen Sie etwa nicht das Betragen Ihrer Mutter vor der Verbindung mit Ihrem Vater?" — „Madame, was kann ich über meine Mutter wissen? Wer ist es, der es wagen könnte, auch nur den Schatten eines Verdachtes auf sie zu werfen?" — „Es ist Jemand, der sie nur zu gut kennt," antwortete Mrs. Trevor. „Armes Kind, ich glaube fast, daß Sie wirklich die Wahrheit nicht wissen; aber der Familienname Ihrer Mutter müßte Ihnen doch bekannt sein?" Eine plötzliche Röthe überflog das Gesicht des jungen Mädchens, und einige Augenblicke lang fühlte sie sich von namenlosem Schrecken ergriffen. Sie hatte nie den Familiennamen ihrer Mutter erwähnen und nie dieselbe von ihrer Jugendzeit sprechen hören. Ein geheimnißvoller Schleier schien diese Periode ihres Lebens zu bedecken. Allein ihre Kindesliebe war stärker als jeder Verdacht, der sich zuweilen auch in die besten und reinsten Herzen einschleicht. „Von diesem Augenblicke an entsage ich meiner Beschäftigung hier, Mrs. Trevor," sagte das junge Mädchen empört. „Wenn Jemand es gewagt hat, meine Mutter bei Ihnen zu verleumden, so erkläre ich denselben für die falscheste und niedrigste Kreatur. Wie dem aber auch sei, ich werde keine Stunde mehr in einem Hause bleiben, wo der Name meiner Mutter verdächtigt worden ist." — „Die Person, welche mir die traurige und schmachvolle Geschichte Ihrer Mutter mitgetheilt hat, steht zu hoch, als daß sie sich zu Verleumdungen herablassen könnte. Sie hat mir Thatsachen erzählt, welche ich von Ihnen widerlegt zu sehen hoffte, allein Sie können es nicht. Sie sind nicht einmal im Stande, mir den Familiennamen Ihrer Mutter zu nennen. Aber ich kann ihn nennen, Miß Westford. Der Name Ihrer Mutter war Ponsonby, und sie wurde von ihrem Vater, Sir John Ponsonby, dem das Herz über ihre Schande gebrochen ist, aus dem Hause gejagt." — „Worin bestand diese Schande, Madame?" fragte Violette. „Ich habe ein Recht, den ganzen Umfang der schändlichen Erfindungen kennen zu lernen, welche irgend ein Elender über die beste und reinste aller Frauen zu verbreiten gewagt hat." — „Nein, mein Kind," entgegnete Mrs. Trevor mit affektirter Theilnahme, „ich habe genug, mehr als genug gesagt! Ich bedaure Ihr Unglück, denn es gibt kein größeres Unglück, als die Tochter einer verworfenen Frau zu sein, Sie thun mir aufrichtig leid. Allein ich bin auch Mutter, muß für meine Töchter sorgen und darf deßhalb nicht erlauben, daß Sie dieses Haus wieder betreten." — „Sie dürfen es nicht erlauben, Madame?" rief Violette, im höchsten Grade empört. „Glauben Sie denn, daß meine Gefühle mir gestatten würden, den Fuß jemals wieder über die Schwelle eines Hauses zu setzen, in dem meine Mutter auf so grausame und unbarmherzige Weise verleumdet worden ist? Nein, Madame. Ich sage Ihnen Lebewohl und wünsche nie wieder einer Person zu begegnen, welche mir einen so grausamen Schmerz bereitet hat, wie Sie es heute gethan haben." Nach diesen Worten entfernte sich Violette würdevoll und, wie es schien, ruhig, in Wirklichkeit aber mit zerrissenem Herzen.

*

Während die Mutter und die Tochter sich über diesen Vorfall unterhielten, ging die arme Violette ruhig und gefaßt, wie es schien, durch das Haus nach der äußeren Thür; aber sobald sie es verlassen hatte, nahm die Natur ihr Recht in Anspruch und ließ heiße Thränen über die Wangen des jungen Mädchens strömen. Das arme Wesen! Es waren Thränen der Scham, welche sie vergoß, sie, deren Leben bis vor kurzer Zeit nur ein einziger Sonnenstrahl gewesen war. Ihre angebetete Mutter war angeklagt worden, und diese Beleidigung verletzte sie viel tiefer, als wenn sie selbst auf die empfindlichste Weise beleidigt worden wäre. Sie zog den schwarzen Schleier über ihr Gesicht und ging sehr langsam, um den gefürchteten Augenblick so lange als möglich zu verschieben; denn wie sollte sie auf die Fragen antworten, welche nothwendig an sie gerichtet werden mußten? Endlich kam der Moment. Sie trat in das Wohnzimmer. Mrs. Westford saß am Fenster, mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt, und Lionel schrieb an einem Tische, der mitten im Zimmer stand. Beide blickten Violette freudig überrascht an, als sie erschien. „Mein liebes Kind," rief die Mutter, „wie kommt es, daß Mrs. Trevor Dich heute so früh entlassen hat?" Kaum hatte sie jedoch diese Worte ausgesprochen, als sie bemerkte, daß irgend etwas Unangenehmes ihrer Tochter begegnet sein mußte. Die bleichen Wangen, die in Thränen schwimmenden Augen derselben verriethen ihr Alles. „Meine liebe Violette," rief die zärtliche Mutter, ihre Tochter an die Brust drückend, „was ist geschehen?" Bei dieser Frage brach Violette in Schluchzen aus. „Ach, liebe Mutter," stotterte sie, „es ist nichts, es verdient keine so große Beachtung. Leider sind wir nur so sehr arm, und eine Stelle in London ist so schwer zu finden. Meine bisherige Stelle habe ich verloren. Das ist Alles!" Alles! Klara Westford wußte wohl, daß für bittere Armuth auch der Verlust der geringsten Beschäftigung schrecklich ist, allein sie verbarg den Schmerz, den sie bei diesem neuen Mißgeschick empfand und drückte die Tochter noch fester an ihre Brust. „Gut, mein Kind," sagte sie mit erzwungenem Lächeln, „wir müssen eine andere Stelle für Dich suchen, es gibt ja deren noch mehr. Aber sage mir, Violette, weßhalb hast Du Mrs. Trevor verlassen?" — „Sie hat mich fortgeschickt, Mama." — „Aus welchem Grunde?" — „Ja, aus welchem Grunde?" fragte ihr Bruder, der seine Schreibereien verlassen hatte und die Schwester mit ernster Miene betrachtete. „Aus keinem besonderen Grunde, Mama," erwiederte Violette schluchzend. „Mrs. Trevor hat keine Ursache, sich über mich zu beklagen." — „Und dennoch hat sie Dich fortgeschickt?" — „Ja." — „Dann hat sie Dich beleidigt!" rief der ungestüme junge Mann. „Sie hat Dich beleidigt und ich werde augenblicklich zu ihr gehen, um eine Erklärung ihres Betragens zu verlangen." Während dieser Worte hatte er seinen Hut vom Tische genommen und wollte gehen, allein Violette warf sich ihm entgegen. „Nein, nein, nein!" rief sie. „Um des Himmels willen, — gehe nicht zu ihr, — frage sie nicht!" Das arme Mädchen fürchtete die Wirkung, welche die Verleumdung ihrer Mutter auf das stolze und heftige Gemüth des jungen Mannes haben mußte. „Laß' mich gehen, Violette!" sagte Lionel. „Ich will und muß mit dieser Frau sprechen, ich will und muß wissen, wie sie es hat wagen können, meine Schwester zu beleidigen!" — „Nein, Lionel," rief sie, „Du sollst nicht gehen!" Plötzlich wurde die Miene des jungen Mannes strenge, und er beugte sich zu der Schwester nieder und betrachtete ihr bleiches, kummervolles Gesicht mit ernsten Blicken. „Violette," sagte er, „hinter allem Dem steckt etwas, das ich nicht verstehe, das ich mich fast scheue, zu errathen. Weßhalb willst Du nicht, daß ich mit Mrs. Trevor spreche, wenn Du nicht ihr Haus unter Umständen verlassen hast, die Deiner Ehre nachtheilig sind?" — „Denke von mir, was Du willst," entgegnete Violette, „aber wenn Du noch einen Funken Liebe für mich hast, so setze keinen Fuß in Mrs. Trevor's Haus." — „Wie Du willst," versetzte ihr Bruder kalt. „Du verschweigst Etwas, das ich nicht zu ergründen wage." — „Ja, ich verschweige etwas," sagte Violette ruhig und ernst; „wir sind die Opfer einer heimlich schleichenden Bosheit." — „Kannst Du an Deiner Schwester zweifeln?" rief die Mutter, ihre Arme um die trostlose Tochter schlingend. „Beruhige Dich, mein Kind, wir Beide haben volles Vertrauen zu einander, nicht wahr?" — „Ja, wahrlich, meine liebe Mutter, wir werden bis in den Tod Vertrauen zu einander haben!" erwiederte Violette. Klara Westford ahnte nicht den tiefen Sinn dieser Worte, und eben so wenig, welche schwere Prüfung ihre Tochter an diesem Tage bestanden hatte. Aber Lionel stand wieder von seiner Arbeit auf und näherte sich noch einmal der Schwester. „Verzeihe mir, Violette," sagte er, ihr die Hand reichend, welche sie mit Wärme ergriff, „verzeihe mir, ich habe unrecht gethan, an Dir zu zweifeln." Liebe und Friede herrschten wieder in der ärmlichen Wohnung, — jene Liebe, welche alle Sorgen der Armuth erleichtert, jener Friede, welcher kostbarer ist als Glanz und Reichthum.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. | № 7. | Stuttgart, 1865.

Jeden Sonntag eine Nummer von $1\frac{1}{2}$ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Ein Mann des Volks.

Classen-Kappelmann.

Von

August Arnds.

Eine Menge von Individuen, die sich willenlos von dem angestammten Herrscher regieren oder blindlings von einem Demagogen führen läßt, ist noch kein Volk; Volk im rechten und echten Wortsinne ist eine Summe gesunder, selbstständiger Arbeitskraft, vorurtheilsfreier und leidenschaftsloser Intelligenz.

Solche Elemente eines zukunftsreichen Volksthums machen sich in Deutschland gegenwärtig in allen Ständen auf das Erfreulichste bemerkbar. Und namentlich finden wir unter unsern Industriellen, Gewerbtreibenden und Kaufleuten jenen tüchtigen Mittelschlag vertreten, der nicht sowohl auf seine ökonomische Unabhängigkeit pocht, als er sich der Konsequenz seines Charakters, seines Festhaltens an Gesetz und Recht und der Lauterkeit seiner freien Gesinnung rühmt.

Ein Repräsentant dieses Mittelschlags ist Classen-Kappelmann aus Köln. Unsere Leser haben diesen Namen in der letzten Zeit oft nennen hören; er ist polizeilich verdächtig, weil er gegenüber der Gewalt an Gesetz und Recht hielt; man registrirt ihn vielleicht in das Buch Derjenigen, die es auf den Sturz von Thron und Altar abgesehen haben; man nennt ihn vielleicht einen revolutionären Kopf, weil er das Gegentheil von



Classen-Kappelmann. Nach einer Photographie von Robert Loudon.

einer Revolution will: die ruhige, auf dem Boden des Gesetzes vernunftgemäß sich vollziehende Entwicklung der Dinge. Aber ein gesetz- und verfassungsmäßiger Zustand wird bald auf den Höhen, bald in den Niederungen der Gesellschaft unbequem gefunden, und dann ist der Mann des Gesetzes der Störer der öffentlichen Ruhe. So ergeht es Classen-Kappelmann.

Was dieser brave Bürger geworden: er verdankt es sich selber, er wuchs mit eigener Kraft aus sich heraus zur vollen Manneshöhe und Manneswürde. Als der Sohn eines Kleinbürgers aus dem rheinischen Städtchen Sinzig war er von seinem Vater für die kaufmännische Carrière bestimmt und kam in seinem sechzehnten Jahre nach Köln, wo er in einem Manufakturgeschäfte Ladengehülfe wurde. Durch Fleiß, Treue und wachsende Geschäftskenntnisse gewann er bald das unbedingteste Vertrauen seiner Prinzipale; nach einigen Jahren schon konnte er sich selbstständig etabliren, und war in kurzer Zeit eine von seinen Geschäftsfreunden und der übrigen Bürgerschaft der Hauptstadt des Rheinlandes hochgeachtete Persönlichkeit — nicht bloß weil er den vollwichtigsten Kredit im kaufmännischen Sinn des Wortes verdiente, sondern weil er sich auch Verdienste um das öffentliche Leben, die öffentlichen Zustände der Stadt und des Staates erworben hatte und stets noch zu erwerben sucht. Herr Classen-Kappelmann ist nicht nur ein tüchtiger und solider Kaufmann und Industrieller, sondern auch ein guter, charakterfester und freisinniger Bürger. Die echt männliche Haltung, die er bei der jüngst in Köln beabsichtigten Abgeordnetenversammlung eingenommen hat, ist eine Bürgerkrone werth; die Ehrenbezeugungen, die ihm deßhalb aus allen Theilen Preußens und aus andern Ländern Deutschlands noch fortwährend zu Theil werden, hat er in vollem Maße verdient.

Was die äußere Erscheinung von Herrn Classen-Kappelmann betrifft, so ist derselbe ein schlichter, kleiner Mann, der in seinem Comptoir gewöhnlich einen grauen Rock trägt, mit dessen melirter Farbe das graue krause Haar an Unscheinbarkeit wetteifert. Oeffnet er aber seine Lippen zum Sprechen, so fühlt man bald, daß man nicht einen gewöhnlichen Menschen vor sich hat. Seine Redeweise zeichnet sich durch Besonnenheit, Klarheit und Bestimmtheit aus. An seinem einfachen Hause, das die Verbindung zweier Straßen bildet und übrigens das längste der ganzen Stadt ist, liest man die Aufschrift: „Wollspinnerei und Tricotfabrik“, und hier waltet unverdrossen die stille Thätigkeit des Mannes ebensowohl zum Gedeihen seines eigenen Geschäftes, wie zur Förderung der städtischen und vaterländischen Interessen. In Köln gilt er mit Recht als der alleinige Reformator des großen Gasinstituts; seit fünfzehn Jahren hat er das Monopol der englischen Kompagnie bekämpft, und seiner Thätigkeit in Schrift und Wort haben es seine Mitbürger zu verdanken, wenn sie das Licht für den halben Preis geliefert erhalten. Seit sieben Jahren kämpft Herr Classen ferner für die Anlage einer künstlichen Wasserleitung, ein für Köln namentlich in sanitarischer Hinsicht dringend nothwendiges Institut. Bis in die letzte Zeit hatte sein Bestreben leider keinen Erfolg, was aber den wackeren Mann keineswegs muthlos macht; nach wie vor sucht er für das einmal als gut Erkannte rüstig und beharrlich einzustehen. Ab und zu erhält er Besuche von einzelnen Bürgern und Bürgerinnen, wie von ganzen Deputationen; Anliegen privater und öffentlicher Natur werden seinem allgemein bekannten Wohlwollen und seiner kräftigen Fürsprache anvertraut, wobei freilich seine Güte nur zu oft mißbraucht wird. Nur einer so reichen, unermüdlichen Arbeitskraft, wie sie Herr Classen-Kappelmann besitzt, ist es möglich, sein eigenes ausgedehntes Geschäft im Flor zu erhalten, sich den preiswürdigsten Aufgaben gemeinnütziger Thätigkeit zu unterziehen und seinen wichtigen städtischen Beamtungen gerecht zu werden. Und diese Arbeitskraft erhält sich immer frisch und gesund dadurch, daß sie sich nie überstürzt, sondern in aller Seelenruhe philosophischen Gleichmuths sich vollzieht.

Schon mehrmals hat ihn das Vertrauen seiner Mitbürger zum Abgeordneten wählen wollen, jedesmal hat er aber diese Ehre auf's Bestimmteste abgelehnt. In Folge seiner jüngst bewährten Haltung in Köln haben sich wieder mehrere Wahlkreise Preußens an ihn mit der Bitte gewendet, er möchte sie bei einer nothwendig werdenden Neuwahl vertreten. Kein Zweifel, daß Herr Classen-Kappelmann in dem Abgeordnetenhause zu Berlin die Rechte des Volkes, die Integrität der Verfassung eben so mannhaft vertheidigen würde, wie er dieß schon so oft in Köln gethan hat.

Ein schweizer Krieg im Frieden.

Von

J. Lambert.

(Bild S. 76.)

Sowohl die eigenthümliche und ohne Zweifel zukunftvolle Art der schweizerischen Militärorganisation, wie die besonders gearteten Terrainverhältnisse des Landes machen die in neuerer Zeit abgehaltenen Truppenmanöver stets zum Gegenstande der allgemeinsten Beachtung, und auch heuer wieder wohnten denselben mehrere ausländische Offiziere bei.

Diesen Manövern liegt vor allen Dingen die Absicht zu Grunde, für die Leitung und Führung der Armee tüchtige und kriegsgewandte Offiziere zu bilden, in welche der Soldat sein unbedingtes Vertrauen setzen darf. Zwar besitzt die Schweiz eine vortreffliche Generalstabsschule und in dem schweizerischen Offizierskorps finden wir eine namhafte Anzahl von Fachmännern, die jeder andern Armee zur Ehre gereichen könnten. Aber zur Führung einer Armee zu befähigen, dazu reicht der theoretische Unterricht der Schule nicht aus, er muß nothwendigerweise durch praktische Uebung unterstützt werden. Als das beste Mittel hiezu erkannte die Bundesversammlung die Abhaltung von großen Truppenzusammenzügen, welche den Oberoffizieren genügende Gelegenheit bereiten sollten, größere Truppenmassen zu beherrschen, Scharfblick und Scharfsinn zu üben und durch Besonnenheit und Energie, durch Kaltblütigkeit und kühnen Muth nach Maßgabe der eigenthümlichen Bodengestaltungen und anderer vorher- oder unvorhergesehener Verhältnisse ein siegreiches Feldherrntalent auszubilden und zu erproben. Die bis jetzt abgehaltenen Truppenzusammenzüge haben in der That auch Resultate zu Tage gefördert, wie man sie kaum günstiger zu erwarten wagte.

Ist es nun der Zweck der eidgenössischen Truppenzusammenzüge, Armeekorpskommandanten und was damit verbunden ist heranzubilden, so haben die kantonalen Truppenzusammenzüge die Aufgabe, erfahrene Kommandanten für selbstständig operirende Divisionen und Brigaden zu erziehen, so daß sich die Letzteren als eine geradezu unschätzbare Ergänzung zum eidgenössischen Instruktionswesen erweisen.

Ein solcher kantonaler Truppenzusammenzug ist Anfangs September in Büren und Umgegend abgehalten worden, während Mitte desselben Monats eine eidgenössische Truppenmacht in der Gegend von Winterthur manövrirte. Der erstere bestand aus berner und solothurner Truppen, unter dem Kommando des bernerischen Regierungsraths und eidgenössischen Obersts Scherz; Chef des Generalstabs war der städtische Gemeinderathspräsident und eidgenössische Oberstlieutenant Otto von Büren. Folgendes waren die Suppositionen, nach welchen die Manöver ausgeführt wurden: Die aus einer Artilleriebrigade, einer Abtheilung Kavallerie und zwei Infanteriebrigaden bestehenden Uebungsdivisionen bildeten den äußersten linken Flügel einer bei Solothurn und Wangen hinter der Aar stehenden schweizerischen Armee und hielten den Aarübergang bei Büren fest. Der Feind ist über den Hauenstein bis an die Aar vorgedrungen; Solothurn ist bereits in seiner Gewalt. Am 4. September nun sollte der Feind, ehe er sich in der Stadt festgesetzt, angegriffen und zurückgeworfen werden, wobei der äußerste linke Flügel der schweizerischen Armee (die Uebungsdivision) von Büren aus auf dem linken Aarufer vorzugehen hatte. Die Truppen kantonniren auf beiden Aarufern. Der Stab der Artilleriebrigade, unter dem eidgenössischen Major Gaudi, ist in Schnottwyl auf dem rechten Aarufer; jenseits, in Gränchen und Umgebung, lagert die ganze erste Brigade unter dem eidgenössischen Oberstlieutenant Vigier; ebenso die ganze Kavallerie. Die Fähre bei Arch und die gedeckte Brücke zu Büren vermitteln den Uebergang.

Auf eine eingehende Schilderung der einzelnen Gefechte können

wir uns hier nicht einlassen. Genug, daß die Uebung, Dank der vortrefflichen Leitung des Oberkommandanten und Dank dem sich in allen Graden der Truppe kundgebenden Diensteifer, von kompetenter Seite als vollständig gelungen bezeichnet wird. Als militärisch besonders interessant und malerisch von großer Wirkung müssen vorzüglich zwei Momente hervorgehoben werden, am vierten September das Straßengefecht in Gränchen und am fünften die Erstürmung der Brücke bei Büren. In beiden Momenten sah der Beschauer ein wirkliches Kriegsbild vor sich. Offiziere und Soldaten hatten die Sache sehr ernst genommen, so daß alle Bewegungen nicht nur mit Präzision, sondern auch mit einem Verständniß ausgeführt wurden, das selbst nicht immer bei langgedienten Offizieren getroffen werden dürfte. Besonders verdiente die Artillerie wegen ihrer rasch und wunderbar geschickt gewählten Positionen alles Lob, das am Schlusse des Manövers der gesammten Truppe ohne Ausnahme von ihrem Kommandanten in einem eigenen Tagesbefehl ausgesprochen wurde. Sie hatte es im Schweiße ihres Angesichts auch reichlich verdient. — Wir werden dem schweizer Militärwesen übrigens noch einen besondern Artikel widmen.

Die deutsche Burschenschaft.

Von

Dr. Johannes Gihr.

(Bild S. 77.)

Hochbegabte Individuen werden oft erst durch schweres persönliches Unglück zur Selbsterkenntniß und zur Bethätigung ihrer Kräfte geführt; so verhält es sich auch mit ganzen Völkern. Durch den dreißigjährigen Krieg politisch und ökonomisch heruntergekommen, wurden die Bruchtheile des deutschen Volkes durch eine kleine Armee von Despoten jämmerlich zusammenregiert. Es gab in Deutschland nur Herrscher und Unterthanen; das Volk war rechtlos, die Fürsten regierten nach Belieben und sogen es zuweilen auf die grausamste Weise aus. Stolz und eitel auf ihre Vorrechte, ihren Adel, waren sie doch noch lange nicht adelig genug, um die Unschuld zu ehren und der empörendsten Maitressenwirthschaft zu entsagen. Der Bauer wurde kaum für besser geachtet, als ein Hund, und so oft sein „gnädiger Herr" Lust zum Jagen hatte, mußte er auch wirklich die Dienste eines Jagdhundes versehen. Von Achtung der Menschenwürde keine Rede!

Da ertönte aus dem Munde eines andern Volkes, dessen Blut rascher fließt als das deutsch-geduldige, das Wort „Menschenrechte" und fiel unter schrecklichem Gewittertoben zündend und blutige Rache nehmend in eine Welt schamloser Mißbräuche ein. Alle Leidenschaften waren entfesselt und schlugen in wilden Flammen auf, bis ein genialer Krieger sich der gährenden Elemente bemächtigte und ihnen ihr Bett anwies. Napoleon wird immer das Verdienst bleiben, der neuen Zeit sein volles Verständniß entgegengebracht zu haben; es lag aber ein Widerspruch darin, daß er die neuen Zeitideen zur Befestigung seiner Selbstsucht anwenden wollte; es war das sein Untergang, in dem sich wieder das Sittengericht der Weltgeschichte so erhebend offenbarte.

Von einer hübschen Anzahl Feudalherren hatte Napoleon die Deutschen befreit und überhaupt mit den feudalen Zuständen in Kirche und Staat ordentlich aufgeräumt. Aber er gab den Deutschen nicht die Freiheit der nationalen Selbstregierung, sondern maßte sich selber die Herrschaft über sie an; statt das deutsche Volk zu befreien, unterjochte er dasselbe und wollte es zum Mittel seines ehrgeizigen Planes der Weltherrschaft machen. Als aber dem siegreichen Eroberer die Schneestürme des Jahres 1812 ein erschütterndes „Halt" zuriefen, belebte sich in der Brust aller deutschen Männer und Frauen wieder die Hoffnung und das Vertrauen auf eine nationale Zukunft. Auf den Ruf des Königs von Preußen eilte Alles begeistert zu den Waffen, voran die studirende Jugend, angefeuert besonders durch das mächtige Wort, das, allem Hohen, wonach deutsches Wesen zu ringen und zu streben hat, wieder muthvoll die Ehre gebend, von den Lippen des Geisteshelden Fichte in der Zeit schmachvollster Entmuthigung wie erweckender Posaunenton in die Herzen der Jugend floß. Es folgte die Völkerschlacht bei Leipzig, die den deutschen Boden von fremden Eindringlingen reinigte, und die Entscheidungsschlacht von Waterloo, die Napoleon von dem Throne stürzte. Hier und dort gaben nicht nur deutsche Waffen den Ausschlag, der Geist deutschen Wesens, der deutsche Idealismus war es eben so sehr, wie er in seiner Verbannung selber anerkannte; welche den Sturz des Gewaltigen herbeiführten.

Mit aufopferungsvoller Begeisterung war das deutsche Volk in den Krieg gezogen und hatte das Vaterland mit ausdauernder Tapferkeit von der Fremdherrschaft befreit. Nach erfochtenem Sieg hob ein gesteigertes Selbstgefühl die Brust der deutschen Männer; jetzt begriff man erst seinen eigenen Werth; man wußte, daß man mündig geworden sei und zu Einer großen nationalen Familie gehöre.

Dieses nationale Selbstgefühl war besonders in der deutschen Jugend lebendig geworden. Sie war freiwillig zusammengeströmt und hatte die Waffen ergriffen zur Befreiung des Vaterlandes von der Unterjochung durch fremde Gewalt. Wie das Emporraffen der einzelnen Stämme zu einer nationalen Schilderhebung das Vaterland von den äußeren Feinden befreit hatte, so war es nun auch der nationale Gedanke, der die sich abstoßenden, befeindenden, sich gegenseitig schwächenden und erdrückenden Besonderheiten im Innern zu einem frei emporstrebenden Ganzen umschmelzen sollte. Die deutsche „Völkleinerei" — ein bezeichnender Ausdruck Jahn's — wie sie im Großen die edle Gestalt der Germania in ein aus bunten, bettelhaften Lappen zusammengenähtes Gewand hüllte, spiegelte sich in ihrer ganzen Erbärmlichkeit auf den Universitäten, in den landsmannschaftlichen Verbindungen. Die Idee einer „allgemeinen Burschengemeinde", die nicht bloß äußerlich sich über die Landsmannschaften erheben, sondern auch einen sittlich-politischen Gehalt haben sollte, fing an, Leben und Theilnehmer zu gewinnen.

Als die zu den Befreiungskriegen ausgezogenen Studirenden nach der Kapitulation von Paris wieder zu ihren Studien nach Jena zurückkehrten, traten die Wenigsten in die dort bestehenden Landsmannschaften der Sachsen, Franken, Vandalen (Mecklenburger) und Thüringer ein; der größte Theil vereinigte sich zu einem neuen Bunde, der namentlich auch mit der geistigen und sittlichen Bildung die Kräftigung des Körpers durch Turnübungen zu seiner Aufgabe machte. So entstand im Jahre 1815 in Jena unter dem Namen „Burschenschaft" eine neue Studentenverbindung, der es vorbehalten war, in trüben Zeiten, unter Verfolgung und Schmach, den Einheitsgedanken und die Symbole der Einheit und Freiheit, die schwarz-roth-goldenen Farben, dem deutschen Volke zu wahren, bis sie nach Jahrzehnten im hellen Sonnenglanze leuchten durften als Schmuck der Volksfeste, der Städte und Dörfer, und selbst der Paläste der Fürsten.

Der Gründer der deutschen Burschenschaft waren es elf Studirende, sämmtlich aus dem Felde zurückgekehrte Freiwillige, meistens lützower Jäger. Der Verfassung der Burschenschaft lagen die folgenden, freilich lange polizeiwidrigen, jetzt allgemein als human, freisinnig und zeitgemäß anerkannten Ideen zu Grunde: „Freiheit und Ehre sind die Grundtriebe des Burschenlebens. Die erste ist nothwendig gegeben durch die Bestimmung des Burschen, nämlich Ausbildung und Auslebung der gesammten Persönlichkeit, und zwar im Gebiet der Hochschule und ihrer besonderen Verhältnisse; die zweite nothwendig im Gefolge der ersteren, denn das Selbstgefühl ist die Wurzel der Ehre; sein Selbst aber fühlt nur rein und klar der Freie. Das Bewußtsein aber, das Höchste und Edelste zu erstreben, das Gefühl der Kraft, sich selbst geltend machen zu können und seinen Werth selbst darzuthun, gibt dem Burschen die Ehre. Das Gefühl der Nothwendigkeit, daß die Freiheit, durch welche nur der Universitätszweck erreichbar ist, erhalten und bestimmt werden müsse, der Gedanke, daß dieß nur möglich sei durch gemeinsame Kraft, der brüderliche Sinn und das Gemeingefühl, zu einem Ganzen zu gehören, fordern wohl lebhaft auf zu Verein und enger Verbindung. Und in der That sind aus solchen Bedürfnissen schon von frühester Zeit der Hochschulen an die mannigfaltigsten Burschenverbindungen hervorgegangen. Aber nur eine solche Verbindung, die auf den Geist gegründet ist, der nur das sichern kann, was nach Gott das Höchste und Heiligste sein muß, nämlich Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes, sind dem Zweck und dem Wesen der Hochschulen angemessen, weil



Schweizer Manöver. Das Gefecht bei Büren. Originalzeichnung von P. Volmar. (S. 74.)

nur in ihnen die allseitige Ausbildung der Jugendkraft zum Heil unseres Volkes befördert und erhalten werden kann. Eine solche Vereinigung der Burschen nennen wir: Burschenschaft." — Man sieht: der Grundgedanke der Burschenschaft ist echt germanischer Natur. Einzelpersönlichkeit und öffentliches Leben soll sich organisch entwickeln, von Innen heraus, von Unten herauf, im Lichte der



Der Zug auf die Wartburg 1817. (S. 75.)

Freiheit, auf dem Boden der Ehre. Aber die Diplomatie hat von jeher dieses Licht gescheut, diejenige Sorte von Staatsministern, die nur über willenlose Unterthanen herrschen wollen und in deren Augen Volksbildung und Volkskraft ein Gräuel ist,

. . . . suchten
Nach Trug und Verrath,
Verläumdeten, verfluchten
Die junge grüne Saat.

Nachdem sich in Jena die Burschenschaft konstituirt und zu ihren Farben als Symbole deutscher Einheit und Freiheit Schwarz-Roth-Gold gewählt hatte, schrieb sie 1817 das Wartburgfest aus, zu dem sich Studenten anderer Universitäten zahlreich einfanden, und man beschloß, die Burschenschaft zu einer allgemein deutschen Burschenschaft, die sich über alle Universitäten verbreite, zu erheben. Hier, wo Luther durch seine Bibelübersetzung dem Christenthum die ihm abhanden gekommene deutsche Volksthümlichkeit wieder verliehen, gelobte man sich durch feierlichen Handschlag, nicht zu ruhen und zu rasten, bis auch eine volksthümliche Politik über Deutschland walte. Begeisterte Reden wurden gehalten, weithin sichtbar flammte ein mächtiges Feuer gen Himmel und lustig flatterte die schwarz-roth-goldene Fahne, ein Geschenk der Frauen und Jungfrauen Jenas. In den herrschenden Kreisen regte sich immer stärkeres Mißtrauen gegen die Burschenschaft, allein noch enthielt man sich gegen dieselbe einzuschreiten. Da, im Jahr 1819, wurde von einem Mitglied dieser Verbindung, von dem Studenten Sand, Kotzebue in Mannheim ermordet; die Diplomatie erschrak wie das böse Gewissen und witterte unter jeder schwarz-roth-goldenen Studentenmütze tyrannenmörderische Anschläge, unter jedem schwarz-roth-goldenen Band, das die Musensöhne über die Brust trugen, einen blank geschliffenen Dolch. Auf das Andringen Metternich's, dessen Politik von nun an für Deutschland die maßgebende geworden war, wurde die Burschenschaft von sämmtlichen deutschen Regierungen als eine hochverrätherische Verbindung verboten, Untersuchungen folgten auf Untersuchungen, und nimmermehr ist es zu verantworten, wie in der langen Reihe von Jahren, in denen Metternich die deutsche Diplomatie inspirirte, so viele brave und edle deutsche Jünglinge um das Glück ihres Lebens, und so viele Eltern, die den letzten im Schweiße ihres Angesichts verdienten Kreuzer für ihre Söhne geopfert hatten, um den Trost ihres Alters betrogen wurden! Kotzebue galt als der Inbegriff der Volksfeindlichkeit. In ihm glaubte Sand die Wurzel zu treffen. In der Absicht, sein Vaterland an dem Verräther zu rächen, reiste der fanatische Schwärmer von Jena nach Mannheim. Am 23. März 1819, Vormittags elf Uhr, eine Stunde nach seiner Ankunft, begab er sich zu Kotzebue, der ihn jedoch nicht vorließ, sondern auf den Nachmittag zwischen vier und fünf Uhr bestellte. Zur festgesetzten Zeit kam er wieder und stieß, nachdem er einige Worte mit Kotzebue gewechselt hatte, demselben einen Dolch in's Herz unter dem Ausrufe: „Hier, Du Verräther des Vaterlandes."

Trotz des Verbotes bestand die Burschenschaft im Geheimen fort und prägte sich ihre Tendenz nur um so entschiedener aus. Es fanden mehrere Generalversammlungen zu Halle, Dresden, im Odenwalde u. s. w. statt. Je mehr die Polizei auf die Namen ihrer Mitglieder und ihre schwarz-roth-goldenen Abzeichen fahndete, um so stärker wurde der Reiz für alle freistrebenden Jünglinge auf den Universitäten, der „hochverrätherischen" Verbindung anzugehören. Und die verpönten Abzeichen! Wie ein Heiligthum wurden sie verwahrt, um sie dann um so stolzer und selbstbewußter in der unbewachten Kneipe, auf einem Ausflug leuchten zu lassen. Da wurde das unter dem Hemd getragene schwarz-roth-goldene Band über die Weste geschlungen, der Rand der Mütze mit einem solchen geziert und schwarz-roth-golden baumelten mächtige Quasten von der Größe eines Maiskolben an dem langen Pfeifenrohr. Jahrelang gab es sowohl für die Polizei der einzelnen deutschen Regierungen, wie für den hohen Bundestag kein wichtigeres Objekt ihrer Aufmerksamkeit und Verfolgung, als Schwarz-Roth-Gold, so daß selbst die Wartburgsfahne im geheimsten Winkel auf deutschem Boden sich nicht mehr sicher fühlte und sich daher in die freie Schweiz flüchtete, wo sie bis in die neueste Zeit in Bern in treuem Gewahrsam gehalten wurde.

Wir können in diesen Blättern die Geschichte der deutschen Burschenschaft nicht näher verfolgen; wir schweigen von der Trennung in eine Arminia und Germania, von dem hambacher Fest, dem frankfurter Attentat u. s. w. Aber endlich hat sich ganz Deutschland, haben sich selbst die Gegner und Denunzianten der Burschenschaft vor ihrem schwarz-roth-goldenen Banner beugen müssen. Im Jahr 1848 wehte es in allen Gauen Deutschlands, und fortan wurde kein deutsches Fest mehr gefeiert, keine deutsche Versammlung mehr abgehalten, als unter diesem heiligen Zeichen. Selbst der Bundespalast in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt hatte vor einigen Jahren die schwarz-roth-goldene Fahne aufgehißt, als ob aus dem verfolgenden Saulus ein bekehrter Paulus geworden wäre, und als der Kaiser von Oesterreich im August 1863 in Frankfurt einen Fürstenkongreß abhielt, glaubte man ihm auf seiner Reise dorthin und bei seiner Ankunft im alten Römer mit schwarz-roth-goldenem Schmuck und mit Absingung des Arndt'schen Vaterlandsliedes die größte Ehre zu erweisen. Mit vollem Recht konnte der Festredner an der jüngst in Jena abgehaltenen Jubiläumsfeier der Burschenschaft es aussprechen: „daß die Burschenschaft die Trägerin des Gedankens der Einheit Deutschlands blieb, die Retterin des schwarz-roth-goldenen Banners des einigen deutschen Volkes. Das ist ihr Verdienst, und dieß Verdienst ist groß. Die Verfolgungen, die ihr diesen Beruf nehmen wollten, erleichterten ihr denselben. Die edlen Jünglinge, die von Zeit zu Zeit aus dem Kreise ihrer Familie gerissen, dem Gefängniß, der Verbannung überliefert, wurden sämmtlich Prediger für den Einheitsgedanken in der Wüste des deutschen Volkes; jeder einzelne Verfolgte der Burschenschaft machte sein Gefängniß zu einem Leuchtthurm deutscher Einheitsbestrebungen in der dunkeln Nacht der Uebergangszeit von 1819 — 1849."

Wenn man die „Macht der Idee" verstehen lernen will, so lese man die Geschichte der deutschen Burschenschaft; sie enthält eine erhebende Lehre.

Das Loch in der Hose.

Erzählung von **Fr. Gerstäcker.**

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Die Heimfahrt.

Mehrere Tage vergingen indessen, bis der Professor seine erste Absicht ausführte und sich wieder eine kleine Gesellschaft von jungen Leuten einlud. Man hatte sich so außerordentlich an jenem Abend amüsirt, daß eine Wiederholung von Allen auf das Sehnlichste gewünscht wurde, und als sie stattfand, mißlang die ganze Absicht.

Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß sich solche Dinge nun einmal nicht wiederholen lassen. Man kann sich eben nicht vornehmen, vergnügt zu sein; es muß in dem unvorbereiteten Moment aus uns heraussprudeln und im Geiste zünden, dann theilt sich der elektrische Funke vom Einen dem Andern mit; sobald es aber künstlich gemacht werden soll, geht es nicht.

Mag es sein, daß dießmal Berger fehlte, der ja die Seele des vorigen Abends gewesen. Er war nicht allein nicht nach Bonn zurückgekehrt, sondern hatte sogar an Klara geschrieben, er müsse nach Mainz und von da nach Paris fahren, um dort ein etwas verwickeltes Geschäft zu ordnen, das ihn zur Verzweiflung bringen würde, wenn er es durch Briefe erledigen solle. Er hoffte allerdings in acht Tagen wieder in Bonn zu sein, konnte aber seine Rückkunft noch nicht gewiß auf den Tag bestimmen.

In der jetzt geladenen Gesellschaft befanden sich allerdings ein Paar junge lebenslustige und auch geistreiche Leute, aber — sie trafen den rechten Ton nicht — oder lag es vielleicht an den Mädchen? Elisabeth wie Klara waren heute Beide ungewöhnlich still, — kurz, es ging eben nicht, und bald nach elf Uhr trennte sich die Gesellschaft mit dem eben nicht angenehmen Gefühl, einen etwas langweiligen Abend verbracht zu haben.

Der Justizrath, der anfangs die Zeit seines Aufenthalts in Bonn auf acht Tage festgesetzt und dann noch acht zugegeben hatte, rüstete sich jetzt ernstlich wieder zur Abfahrt. Elisabeth und Klara aber waren unzertrennlich geworden, und jede Stunde däuchte ihnen lang, die sie nicht mitsammen verleben konnten — und doch fiel ihr Gespräch nie mehr auf jenen Gegenstand zurück, der ihre Freundschaft eigentlich erst geknüpft. Es war ordentlich, als ob sich Beide davor fürchteten.

So lieb Klara aber Elisabeth hatte, so schien sich sonderbarer Weise im Herzen der alten Haushälterin ein entgegengesetztes Ge-

fühl eingenistet zu haben. Sie war allerdings nicht abstoßend gegen das junge Mädchen, das so bescheiden und anspruchslos auftrat, aber nie zeigte sie Elisabeth ein freundlich Gesicht, und dadurch wurde der Medizinalrath — der in seinem eigenen Hause kaum mehr Willen hatte als ein Kind, auch ängstlich und zurückhaltend.

Das sollte jetzt Alles ein Ende nehmen. Auf morgen früh, und zwar mit dem ersten Boot, das stromab kam, war die Fahrt nach Köln beschlossen, um dort den Dom zu besichtigen und dann weiter hinab nach Amsterdam zu gehen. Beide Mädchen hatten noch nie eine Seereise gemacht, und der Vater wollte mit ihnen von Amsterdam bis Hamburg den Dampfer benutzen.

Berger war noch immer nicht zurückgekehrt. Er hatte dreimal geschrieben, einmal von Paris, einmal von Brüssel aus, der dritte Brief datirte wieder aus Paris und seine Briefe ließ er sich auch dorthin senden. Mit der Abwickelung seines Geschäfts ging es vortrefflich, wenn auch entsetzlich langsam. So sehr er sich nach Bonn zurücksehnte — aber jetzt war er einmal da und mußte aushalten. Jeder Brief brachte übrigens auch Grüße für die liebenswürdige Familie des Justizraths aus „Haßburg", wie er den Platz immer nannte, und er bedauerte es in jedem, daß es sich mit seiner gezwungenen Abreise so getroffen, dieser charmanten Familie verlustig zu gehen.

Es war spät am Nachmittag, als der Justizrath mit seinen beiden Töchtern noch einmal zu Freund Paßwitz hinüberging, um Abschied zu nehmen. Klara weinte bitterlich und küßte Elisabeth wieder und wieder, und als der Vater schon mit Käthchen voraus war, standen die beiden Mädchen noch im Hausflur und hielten sich umschlungen.

„Und Du schreibst mir bald, Lily, nicht wahr?"

„Recht bald, liebes, liebes Herz — aber Du mir auch und — noch eins — den Tag Deiner Verbindung zeigst Du mir vorher an, daß ich in der Zeit recht viel an Dich denken kann."

„Gewiß, gewiß," sagte Klara erröthend, „Du sollst die Erste sein, die ihn erfährt, — sobald er erst einmal fest bestimmt ist," setzte sie leiser hinzu.

„Bitte um Verzeihung," sagte da eine Stimme mit echt jüdischem Accent, „thut mir unendlich leid, daß ich die jungen Damchens störe, — Gott der Gerechte, wie traurig und betrübt und werden wahrscheinlich nur auf acht oder vierzehn Tage Abschied nehmen. — Ja, ja, so ist's in der Welt, was noch keine Sorgen hat, macht sich welche, und dadurch wird das Gleichgewicht hergestellt, denn die gemachten wiegen gerade so schwer wie die wirklichen, und gehört ein Kenner dazu, um sie zu unterscheiden."

Die jungen Mädchen hatten sich losgelassen, als Elisabeth aber umschaute, erkannte sie auf den ersten Blick den alten hübschen Juden vom Schiff mit den schneeweißen Haaren, der sie jetzt mit seinen großen schwarzen Augen freundlich ansah und sich ihrer ebenfalls zu erinnern schien.

„Ich glaube, wir sind einander schon begegnet," sagte er.

„An Bord des Dampfers," erwiederte das junge Mädchen, „wo die beiden Herren das Lied sangen."

„Ja wohl," lächelte der alte Mann, an die Szene zurückdenkend, — „sangen die beiden Leutchen auch einmal eine Melodie, die sonst immer zwei Verschiedene singen."

„Zwei verschiedene?" sagte Lily; schon im Begriff zu gehen, und doch neugierig, was er damit meinte.

„Nu, der Eine war ein Geistlicher," nickte der Alte, „und bittet immer von der Kanzel um gut Wetter für die Ernte, und der Andere war ein Getraidehändler, der immer um schlechtes betet, daß die Kornpreise steigen. — Es geht wunderbar auf der Welt zu, und wem soll's der liebe Gott nun recht machen?"

Elisabeth lachte unter den Thränen vor, die ihr noch in den Augen funkelten, aber die Zeit drängte auch; sie durfte nicht länger säumen, denn ihr Vater wußte sonst nicht, wo sie blieb. Sie reichte Klara die Hand zum Abschied.

„Ich will nicht stören, meine jungen Damens," sagte aber der Alte, „wollte mir nur eine Frage erlauben nach einem jungen Herrn, der bekannt ist hier im Haus."

„Nach einem jungen Herrn?" frug Elisabeth, der in diesem Augenblick wieder einfiel, daß Berger gerade an Bord viel mit dem Alten verhandelt hatte. Dieser ließ sie auch nicht lange im Zweifel.

„Den Herrn Baron von Berger," sagte er, „ist ein reeller, braver Herr, und wir haben manchmal kleine Geschäftcher mit einander."

„Und was wollen Sie von ihm?" frug Klara, — der ein schlimmer Verdacht durch die Seele zuckte. — Hatte Ferdinand gespielt und verloren, und vielleicht von dem Manne Geld geborgt? „Ist er Ihnen schuldig?" setzte sie rasch und bestürzt hinzu.

„Gott soll's behüten," schüttelte der Fremde mit dem Kopf, „ist ein anständiger Herr und macht keine Schulden — nein, nur mit Steincher haben wir ein klein Geschäft, gute, echte Steincher, und hat er mir zum Verkauf eine kleine Partie gegeben, wo sind darunter zwei nachgemachte, — aber so täuschend nachgemacht, daß ich sie selber hab nicht gleich gekannt, und das will viel sagen, — ist jedenfalls damit angeführt, und wie ich ihn wollte sprechen darum, war er nicht da auf seinem Gut, und bin ich gekommen nach Bonn, um ihn hier zu suchen."

„Er ist im Augenblick in Paris," erwiederte Klara, der sich bei der Erklärung des alten Mannes eine Last von der Seele wälzte, — „wir erwarten ihn aber bald zurück. Er wird kaum noch länger als acht Tage ausbleiben; kommen Sie dann wieder hierher."

Der alte Mann blieb stehen, als ob er noch etwas sagen wollte, ja er drehte sich sogar einmal halb nach der Treppe um, wenn das aber der Fall gewesen, besann er sich eines Besseren, nickte leise vor sich hin und sagte dann freundlich: „So leben Sie denn wohl, meine schönen Dämchen, — werde also die Zeit abwarten, wo der Herr Baron zurückkommen, und wünsche Ihnen bis dahin alles Liebe und Gute, — Blumen auf den Weg und einen blauen Himmel, — Gott beschütze Sie."

Damit verließ er das Haus und schlug eine Seitenstraße ein, während Elisabeth nun auch rasch Abschied nehmen mußte. Noch einmal umfaßten sich die beiden Freundinnen, küßten sich herzlich, versprachen einander recht bald zu schreiben und viel — viel an einander zu denken, und dann eilte Elisabeth mit flüchtigen Schritten die Straße hinab, die nach des Professors Garten zu führte.

Es war auch die höchste Zeit gewesen; der Justizrath — überhaupt etwas ängstlicher Natur, wo es die pünktliche Einhaltung einer bestimmten Stunde betraf, hatte schon eben wieder nach ihr schicken wollen, — das Gepäck war schon fort und von des Professors Familie begleitet, brauchten sie in der That auch nur kurze Zeit zu warten, bis das „zu Thal" gehende Boot heranschäumte und sie mit fort, den breiten, prächtigen Strom hinabnahm.

Ihre übrige Reise verlief, wie derartige Reisen bei günstiger Witterung immer verlaufen. Sie amüsirten sich vortrefflich, bewunderten den herrlichen Dom in Köln und die übrigen ehrwürdigen Bauten, ärgerten sich über den geraden Strich, den die kölner Brücke dort quer über den Rhein zieht, durchwanderten Amsterdam mit stummen, langen, reinlichen, wassergefüllten Straßen und hatten nachher eine ungewöhnlich ruhige und schöne Seereise über die ausnahmsweise ganz spiegelglatte Nordsee bis Hamburg, wo sie sich auch noch etwa acht Tage aufhielten, und dann, da jetzt zuerst schlecht Wetter einsetzte, mit der Bahn nach ihrer Heimat zurückkehrten.

Elisabeth hatte indessen die Reise über recht viel an Bonn und ihre Freundin gedacht, — was sie treibe, — wie es ihr gehe, und ob sie jetzt wohl, nachdem ihr Bräutigam zurückgekehrt, die trüben Gedanken abgeschüttelt habe. — Wunderlich, daß ihr die Gestalt des jungen Mannes nicht aus dem Gedächtniß wollte, und daß sie sich für einen doch eigentlich fremden Menschen so interessiren konnte. — Interessiren? — ja; es war ihr in der That leid gewesen, daß ihn seine Geschäfte so rasch abgerufen und sie keine Gelegenheit bekommen hatte, ihn noch einmal zu sehen, — also mußte sie Theil an ihm nehmen, weßhalb sonst konnte sie ihn herbeigewünscht haben? — Ob sie wohl daheim Briefe von Klara fand? — Sie konnte wirklich kaum die Zeit erwarten, bis sie in ihrer eigenen Wohnung eintrafen.

Weit ruhiger nahm es der Justizrath.

„Na," sagte er seufzend, als er schon von Weitem die Thürme der Stadt vor sich liegen sah, „jetzt sind die schönen Tage auch wieder vorüber, und die Akten, die auf mich warten werden! — Lieber Gott, es ist wirklich ein Elend, daß man seines Lebens nie

auf eine kurze Zeit froh werden kann, ohne nachher auch wieder mit sauerem Schweiß dafür büßen zu müssen — das wird eine schöne Nachkur werden!"

Der Justizrath hatte sich in der That darin nicht geirrt; die Wirklichkeit übertraf noch seine schlimmsten Befürchtungen, und er fand als „Nachkur" einen solchen Wust von zu erledigenden Arbeiten, daß er davor im Entsetzen die Hände über dem Kopf zusammenschlug.

Siebentes Kapitel.

Jeanette.

Ebenso beschäftigt wie der Vater — wenn auch in angenehmerer Weise — waren die jungen Damen in den ersten Tagen, denn was für zahllose Besuche hatten sie zu machen, um nur den ersten Pflichten geselligen Anstandes zu genügen — und wie viel dabei zu erzählen! Den Vater bekamen sie aber nur während des Essens zu sehen, denn bis Nachts um zwölf, ja noch später, saß er in seiner Stube, in einem Tabaksrauch, der seine Gestalt nur in nebelhaften Umrissen erkennen ließ, und seufzte und stöhnte, wenn er an das weite herrliche Meer, an den schönen freien Rhein dachte, und hier in lauter blau gehefteten Aktenstößen fast zu ersticken drohte.

Es war der dritte Tag nach ihrer Rückkunft, daß Elisabeth Nachmittags um vier Uhr etwa allein wieder nach Hause kam, da Käthchen noch ein paar Schulfreundinnen besuchen wollte. Auf der Treppe traf sie die kleine Jeanette, das Töchterchen der Putzmacherin, die sie noch nicht einmal wieder gesehen.

„Aber Jeanette, wie geht es, mein Kind? kennst Du mich noch," rief sie und sprang auf die Kleine zu, die ihr die Aermchen entgegenstreckte, „was machst Du, Herz?"

„Gut, Tante Lily," rief die Kleine mit ihrem komischen gebrochenen Dialekt, „sehr gut — Lily lange weggeblieben."

„Recht lange, Schatz — entsetzlich lange, aber nun freut sich Lily auch, daß sie wieder zu Hause ist und mit Jeanette spielen kann — und eine so schöne Zuckerdüte hat sie ihr mitgebracht. Will Jeanette einmal mit hinaufkommen und sie sich holen?"

„Jeanette will mitgehen," erklärte die Kleine, und dem Mädchen, das sie unter Aufsicht hatte, sagend, sie nehme das Kind mit auf ihr Zimmer, damit sich die Mutter nicht etwa ängstigen möchte, faßte sie Jeanetten bei der Hand und stieg mit ihr die Treppe hinauf.

Jeanette war ein kleines, liebes, herziges Ding, etwas über drei Jahr alt, kugelrund, mit rothen Backen und Zähnchen wie frisch aufgereihte Perlen; drollig dabei zum Aeußersten und eine solche kleine Plappertasche, daß sie der Liebling des ganzen Hauses geworden. Die und jene Part holte sie auch bald da bald dorthin, und ihre Mutter, überhaupt am Tag von ihrem sehr lebhaften Geschäft stets in Anspruch genommen, hatte manchmal Mühe, sie nur am Abend wieder zu bekommen.

Elisabeth setzte sich mit dem Kind an's Fenster, und dieses mußte ihr jetzt erzählen, wie es ihm die lange Zeit gegangen und was es gelernt und mit wem es Alles gespielt habe, und die Kleine plauderte auch eine ganze Weile lustig fort. Plötzlich mochte ihr aber doch wohl einfallen, weßhalb sie eigentlich heraufgeführt worden, und zu Elisabeth mit ihren klugen Augen aufsehend sagte sie:

„Aber Tante Lily — meine Zuckerdüte."

„Ja so, mein liebes Herz," lachte Elisabeth, „da hätte ich ja beinahe die Hauptsache vergessen — warte, gleich sollst Du sie haben," und sie sprang dabei von ihrem Sitz auf und der Kommode zu, wo sie das Mitgebrachte bewahrte, während ihr Jeanette erwartungsvoll folgte.

Der Reisekoffer, aus dem nicht Alles hatte ausgekramt werden können, stand noch im Zimmer; als aber Elisabeth die Düte aus der Kommode genommen und sich rasch damit umdrehen wollte, blieb ihr leichtes Kleid an dem Schloß hängen und riß ein Loch hinein.

„Da haben wir's," rief sie halb lachend, halb ärgerlich, „jetzt ist ein großes Loch in meinem schönen Kleid — nun wird mich der Papa einmal tüchtig auszanken, Jeanette."

„Gerad' Loch, wie Pello böse Mann gebissen," sagte die Kleine, indem sie sich scheu im Zimmer umsah.

„Böse Mann?" rief Lily erstaunt, denn sie wußte, daß die Kleine nur jenen unbekannten Mörder so genannt und früher jedesmal geweint hatte, sowie sie den Namen aussprach, „Pello hat ihn gebissen?"

„Ja — großes Loch, bösen Mann — wollte Jeanette todt machen und Pello wollt's nicht leiden — arme Pello ist selber todt, weil er bösen Mann gebissen."

Pello war der kleine Hund jener armen, unglücklichen Frau, die ein so schreckliches Ende genommen.

„Und wie sah der böse Mann aus, Herz?" frug Elisabeth, der plötzlich eine Masse wirrer Gedanken durch's Hirn schossen.

„Zuckerdüte", erwiederte aber Jeanete, und langte nach der bunten Düte, die Elisabeth noch in der Hand hielt.

„Ja, Herz," sagte diese, sich zu ihr niederkauernd und die Düte öffnend, „hier, mein Schatz, da sind schöne große Chokoladenplätzchen — und hier Rosenbonbons — und sieh' einmal die vielen kleinen bunten Eierchen, rothe, blaue, weiße, gelbe, braune; das gehört Alles Dein, und das nimmst Du Deiner guten Mama mit hinunter und läßt Dir davon geben, alle Tage etwas, damit Du nicht zu viel ißt und krank wirst — nicht wahr?"

„Ja," sagte die Kleine altklug, „daß Jeanette nicht krank wird — aber etwas darf ich doch jetzt essen?"

„Gewiß, mein Herz — siehst Du das Stück Chokolade und den großen Bonbon und ein ganzes Händchen voll kleine bunte Eier, das darfst Du Alles jetzt essen — so, und nun setz' Dich einmal hier her zu mir — da hier auf die Fußbank, da schütt' ich es Dir in die Schürze, und dann plaudern wir hübsch zusammen und Du erzählst mir von dem bösen Mann."

„Nein, Lily — Jeanette nicht von dem bösen Mann erzählen," rief aber die Kleine, ängstlich mit dem Kopf schüttelnd, „kommt wieder und thut Jeanette weh wie arme Pello."

„Aber, Herz, ich bin ja bei Dir — hier thut Dir Niemand was."

„Nein — nicht böse Mann," bat aber Jeanette — „Tante Lily soll Jeanette was erzählen."

„Gut, Herz — also will ich Dir etwas erzählen," ging Elisabeth auf den Wunsch der Kleinen ein, „eine recht, recht hübsche Geschichte von einem Prinzen und einer Prinzessin und einem großen Schloß, in dem sie wohnten, und einem bösen, bösen Riesen, der das Schloß stürmen und den Prinzen todtmachen wollte."

„Böse Mann," sagte die Kleine leise und nestelte sich auf der Fußbank neben Elisabeth nieder.

„Ja, mein Kindchen," nickte das junge Mädchen, „das war wohl ein böser Mann. Der Prinz und die Prinzessin aber waren sehr gut und lebten so glücklich mit einander. Sie wohnten in einem schönen großen Schloß aus lauter Gold und Elfenbein gebaut, und hatten einen Garten rings darum her, in dem die wundervollsten und herrlichsten Blumen blühten und die delikatesten Früchte hingen."

„Aepfel," sagte Jeanette, die indessen an ihrem Bonbon knusperte, aber aufmerksam zuhörte.

„Aepfel und Birnen," erzählte Elisabeth weiter, „goldene Nüsse, Trauben, Aprikosen und Gott weiß was Alles. Kinder hatten sie nicht, aber ein kleines braunes kluges Hündchen, das ihnen überall nachfolgte und die hübschesten Kunststücke machen konnte."

„Pello," sagte Jeanette.

„Und das hatten sie so lieb," erzählte Elisabeth weiter, „wie man es gar nicht beschreiben kann. Es lief auch immer hinter ihnen drein und verließ sie keinen Augenblick. Der böse Riese wäre auch gern schon heimlich in das Schloß eingebrochen, aber das Hündchen paßte vortrefflich auf, und jedes Mal, wenn er nur in die Nähe kam, bellte es so laut und machte einen solchen Spektakel, daß die Leute alle herbeiliefen, und dann mußte der alte böse Riese laufen, was er nur konnte, damit sie ihn nicht erwischten. — Eines Tages nun da war das kleine kluge Hündchen gar viel herumgelaufen und recht müde geworden, so müde, daß es sich auf sein Bettchen legte und fest schlief und sich um gar Nichts kümmerte, was draußen vorging." (Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels Seite 56:

Herrnhut.



Violette bei dem Theateragenten. (S. 63.)

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von E. Braddon.

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Während Violette mit ihrer Mutter und Lionel in der ärmlichen Wohnung bei der Waterloobrücke saß, hielt ein elegantes Kabriolet vor Mrs. Trevor's schöner Villa, und Sir Harold Jvry stieg aus. Es war die Stunde, in der Besuche gemacht und empfangen werden. Mrs. Trevor und deren älteste Tochter saßen auch bereits glänzend gekleidet in ihrem eleganten Salon. Anastasia saß am Fenster, scheinbar mit Stickerei beschäftigt, hielt aber das Auge auf die Straße gerichtet und sah den Wagen kommen. „Mama, da ist Sir Harold!" sagte sie. — „Wirklich?" versetzte Mrs. Trevor mit triumphirender Miene. „Also siehst Du, daß Dein geschmackvoller Anzug gestern Abend nicht vergeblich war. Der Baronet muß davon bezaubert worden sein, sonst würde er sich nicht so sehr beeilen, Visite bei uns zu machen. Jch werde Dich noch als Lady Jvry sehen, meine Liebe, verlaß Dich darauf." — „Das ist Deine Art und Weise!" rief Anastasia ungeduldig. „Du glaubst immer, es müsse Alles so gehen, wie Du es wünschest. Jch bin dessen gewiß, daß Sir Harold mich gestern Abend nicht mehr beachtet hat, als wenn ich das häßlichste Geschöpf in der ganzen Christenheit wäre, und bin überzeugt, daß er heute nur in der Hoffnung kommt, Miß Westford zu sehen." — „Wie?" versetzte die Mutter, beinahe außer sich. „Du willst doch nicht etwa sagen, daß Sir Harold die Kühnheit habe, in mein Haus zu kommen, um Deiner Lehrerin den Hof zu machen. Das ist Thorheit, Anastasia, wirklich ganz abgeschmackt." Mehr konnte nicht gesprochen werden, denn der elegante junge Mann wurde gemeldet, und beide Damen erhoben sich, um ihn mit ihrem reizendsten Lächeln zu empfangen. „Mein lieber Sir Harold," sagte die Wittwe, „das ist außerordentlich freundlich von Jhnen." — „Jhre gestrige Soirée war so reizend, Mrs. Trevor, daß ich es unmöglich länger verschieben konnte, Jhnen zu sagen, wie sehr ich mich amüsirt habe!" erwiederte der junge Mann. „Wie wunderschön Miß Anastasia singt, und eben so Miß Theodorina, sowie auch die andere junge Dame, Miß Westford, die in der That eine herrliche Stimme besitzt!" Anastasia wurde roth vor Aerger darüber, daß der Baronet seine Bewunderung für Violetten nicht einmal verbergen konnte. Auch Mrs. Trevor war im höchsten Grade empört, aber sie zwang sich, dem Baronet freundlich zu antworten.

Längere Zeit sprach der Baronet von allgemeinen Gegenständen, von der Oper, den Bildergallerieen und den Vergnügungen der Saison; Mrs. Trevor bemerkte jedoch wohl, daß er nur sprach, um zu sprechen, und an ganz andere Dinge dachte; allein plötzlich ging er davon ab und rief: „Was für eine reizende junge Dame Miß Westford ist! Nie habe ich ein junges Mädchen gesehen, das mich so sehr bezaubert hätte, wie sie. Sie ist so schön, so bescheiden und in so völliger Unkenntniß ihrer Schönheit. Wenn Sie mir eine Gefälligkeit erzeigen wollen, Mrs. Trevor, für die ich Jhnen sehr dankbar sein würde, so bitte ich Sie, mich der Familie

dieser jungen Dame vorzustellen. Ich trage das größte Verlangen, ihre Eltern kennen zu lernen und sie selbst wiederzusehen." — „Sir Harold, es ist mir in der That unmöglich . . ." — „O, ich bitte Sie, liebste Mrs. Trevor, mißverstehen Sie meine Absichten nicht. Ich weiß wohl, daß es Menschen gibt, welche niedrig genug sind, Unschuld und Schönheit bei der Armuth nicht zu achten, allein zu der Zahl dieser Menschen gehöre ich nicht. Ich bin kein Aristokrat. Meine Familie hat ihren jetzigen Rang durch Rechtschaffenheit und industriellen Fleiß erworben. Ich bin reich, unabhängig und kann jede Dame heirathen, die ich liebe und deren Neigung ich zu gewinnen im Stande bin. Unter diesen Umständen bin ich überzeugt, daß Sie meiner Versicherung, nur die ehrenhaftesten Absichten in Bezug auf Miß Westford zu haben, glauben und sich nicht weigern werden, mich der Familie vorzustellen." Unbeschreiblich waren Mrs. Trevor's Wuth und Aerger bei diesem feurigen und aufrichtigen Bekenntnisse. Sah sie nicht, daß der reiche Baronet, der nach ihrem Wunsche der Gemahl ihrer eigenen Tochter werden sollte, die vollständigste Gleichgültigkeit gegen Anastasia's Reize an den Tag legte und bereit war, eine arme Waise zu heirathen, die er nur einmal gesehen hatte? Allein die schöne Wittwe, geübt in allen feinen Künsten der großen Welt, unterdrückte ihre bitteren Empfindungen und zeigte dem jungen Manne nur die Miene der innigsten Theilnahme. „Mein lieber Sir Harold," sagte sie mit einem tiefen Seufzer, „ich bedaure Sie aufrichtig. Edlere Empfindungen gibt es nicht, als die, welche Sie eben jetzt so beredt ausgedrückt haben, aber zu beklagen ist es, daß sie an einen unwürdigen Gegenstand verschwendet werden." — „An einen unwürdigen Gegenstand, Mrs. Trevor?" rief der junge Mann. „Was wollen Sie sagen?" — „Diesen Morgen habe ich Miß Westford entlassen und fortgeschickt, weil sie durchaus ungeeignet ist, die Gefährtin meiner Töchter zu sein." Harold wurde bleich, und die Wittwe sah, daß ihr Giftpfeil getroffen hatte. „Sie haben sie entlassen? — Eine unwürdige Gefährtin ist sie?" rief Sir Harold. „Aber weßhalb?" — „Das kann ich Ihnen nicht sagen," erklärte Mrs. Trevor mit großer Würde. „Es gibt Geheimnisse, zu deren Enthüllung eine Frau von Ehre sich nicht herabgeben darf. Ich mag meine Lippen nicht durch eine Wiederholung dessen besudeln, was heute zwischen mir und Miß Westford verhandelt worden ist. Für Sie muß es genügen zu wissen, daß ich Miß Westford aus gerechten Gründen entfernt habe." — „Aber die Ursache dieser Ungnade, Mrs. Trevor?" fragte der Baronet in fast bittendem Tone. — „Wie bereits gesagt, ich muß es ablehnen, Ihnen dieselbe mitzutheilen," versetzte Mrs. Trevor mit Würde. „Sie werden hoffentlich nicht meine Worte in Zweifel ziehen, Sir Harold?" — „Ihre Worte in Zweifel ziehen? O gewiß nicht, gewiß nicht, Mrs. Trevor! Was könnte Sie bestimmen, den Ruf dieses armen Mädchens anzugreifen? Aber es ist ein harter Schlag für mich. Vor wenigen Tagen würde ich noch über die Idee gelacht haben, mich beim ersten Anblicke in eine junge Dame verlieben zu können, und dennoch schwöre ich Ihnen bei meiner Ehre, daß ich mich zu Miß Westford so hingezogen fühlte, als ob ich sie mein ganzes Leben lang gekannt hätte. Nun aber die Entdeckung zu machen, daß sie ein unwürdiges Geschöpf ist, — o, Mrs. Trevor, Sie können sich nicht denken, wie bitter diese Täuschung für mich ist!" In seiner fast kindlichen Offenheit machte der Baronet nicht den geringsten Versuch, seine Gefühle zu verbergen. Sir Harold stand auf, um Abschied zu nehmen. „Ich fürchte, mich Ihnen sehr lächerlich gezeigt und Ihren vollen Spott verdient zu haben, meine Damen," sagte er, in dem Bewußtsein erröthend, daß er seine Gefühle verrathen hatte. „Allein ich bin ein verzogenes Kind des Glückes und nicht gewohnt, mich in meinen Hoffnungen getäuscht zu sehen. Eben so wenig kann ich meine Empfindungen verbergen. Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen lästig geworden bin. Leben Sie wohl!" — „Ich hoffe, Sie werden uns das Vergnügen machen," sagte Mrs. Trevor, „morgen bei uns zu speisen, Sir Harold, und uns dann in die Oper zu begleiten. Meine Freundin, Lady Mordaunt, hat mir ihre Loge zur Verfügung gestellt. Schlagen Sie mir diese Bitte nicht ab! Anastasia weiß, daß Sie ein großer Musikkenner sind, und möchte gern Ihr Urtheil über die neue Oper hören." Der junge Mann zauderte einige Augenblicke, willigte aber doch endlich ein.

Fünfzehntes Kapitel.

Eine düstere Wolke lagerte auf der bescheidenen Wohnung, wo Klara Westford sich mit ihren beiden Kindern eingemiethet hatte. Violette scheute keine Mühe, um eine neue Stelle zu erlangen, doch vergebens. Ueberall, wo sie sich meldete, wurde von ihr die Angabe derjenigen Familie verlangt, in der sie zuletzt beschäftigt worden, um Erkundigungen über sie einziehen zu können, und wenn sie nicht erlauben wollte, daß man sich an Mrs. Trevor wendete, schüttelten die Leute bedenklich den Kopf. Die Sache schien verdächtig, und Niemand wollte sich mit dem unglücklichen Mädchen einlassen; selbst ihre Jugend und Schönheit waren ihr hinderlich. So stand Violette mit gefährdetem Rufe, allein, ohne Hülfsmittel und ohne Freunde in der unermeßlich großen Stadt London.

Da sank ihr zum ersten Male der Muth. Die ihr aufgezwungene Unthätigkeit gab ihr Muße, den Gedanken über ihr trauriges Schicksal nachzuhängen, die sie endlich in förmliche Melancholie versinken ließen. Sie hatte Alles verloren, einen angebeteten Vater und einen Verlobten, auf dessen Treue sie fest gebaut, so daß sie sich verlassen fühlte, obgleich die Mutter und Lionel ihr noch geblieben waren.

Einmal hatte sie an Raphael Stanmore nach Brügge geschrieben, um ihm den Tod ihres Vaters und die traurigen Veränderungen in den Verhältnissen ihrer Familie anzuzeigen, wobei sie ihn zugleich in einer edlen Regung ihres Herzens von allen Verpflichtungen gegen sie entbunden erklärte; allein dieser Brief war unbeantwortet geblieben. Violette konnte sich diesen Umstand nur durch die Annahme erklären, daß Raphael entweder Brügge verlassen habe, oder froh sei, sich von seinen Gelübden entbunden zu sehen. Der Schmerz, den dieser Gedanke ihr bereitete, war bitter, allein sie gewöhnte sich allmälig daran. Weder ihre Mutter noch Lionel hatte eine Ahnung von dem tiefen Kummer, der an dem Herzen des jungen Mädchens nagte.

Jeden Tag antwortete sie auf die in den Zeitungen enthaltenen Ankündigungen und machte weite Wege, ohne mehr für sich zu erreichen, als daß sie die Zahl der unglücklichen jungen Mädchen vermehrte, welche, obgleich mit einer vortrefflichen Erziehung ausgestattet, von der Hand der Armuth auf die Straßen von London hinausgestoßen werden. Alle ihre Bemühungen blieben vergeblich. Da sie sich auf Mrs. Trevor nicht beziehen wollte, schenkte ihr Niemand Vertrauen. Selbst ihre Schönheit, diese für Kinder reicher Eltern so glückliche Gabe der Natur, war ihr hinderlich und erweckte bei den weltklugen Leuten Verdacht. Ohne Zweifel, so hieß es, sei sie wegen irgend eines Vergehens, das sie zur Leitung der Jugend ungeeignet mache, aus ihrer Stellung entlassen worden. So kam es, daß Violette nach langen Anstrengungen, welche die Geduld einer Heiligen erschöpft haben würden, endlich alle Hoffnung verlor, eine neue Stelle zu finden. — Es war an einem schönen Augusttage, als sich dieses Gefühl gänzlicher Hoffnungslosigkeit ihrer bemeisterte. Sie war, nachdem sie ihr kärgliches, aus einer Tasse Thee und einem Stückchen trockenen Brodes bestehendes Frühstück genossen, zu Fuß nach dem weit entfernten Hampstead gegangen, um sich in einer Villa vorzustellen und von der übermüthigen Besitzerin derselben hören zu müssen, daß sie viel zu jung für die Stelle sei, um die sie sich bewerbe. „Es war in der Bekanntmachung kein Alter erwähnt, Mistreß," bemerkte die arme Violette in schmerzlichem Tone, „und ich kann Sie versichern, daß ich alle erforderlichen Kenntnisse besitze, sonst würde ich es nicht gewagt haben, mich vorzustellen." — „Wohl möglich," erwiederte die Dame, die Frau eines reichen Eisenhändlers im Westende von London, „wohl möglich, daß Sie alle erforderlichen Kenntnisse einer Lehrerin besitzen, allein ich kann die Leitung und Erziehung meiner Kinder nicht einer Person von Ihrem Alter anvertrauen, und ich halte es sogar für eine Anmaßung von einem jungen neunzehnjährigen Mädchen, in einem Hause, wie das meinige ist, die Erzieherin werden zu wollen." Verächtlich schüttelte die stolze Dame den Kopf bei diesen Worten. Die Dame schellte, um Violetten von einem Diener wieder an die Hausthür geleiten zu lassen. Draußen fand sie eine Bank, wo sie ausruhen konnte, um Kräfte für den langen Rückweg zu sammeln. Eile hatte sie nicht nöthig, denn weßhalb hätte sie eilen sollen, da

sie keine guten Nachrichten zu bringen hatte, nichts als die täglich wiederholte abschlägige Antwort? Lange Zeit blieb sie sitzen und betrachtete träumerisch die düsteren Dächer der unter ihr im Thale liegenden Stadt, welche theilweise von Wolken verhüllt waren. Endlich stand sie wieder auf und trat langsam und muthlos den Heimweg an. Er war lang und führte sie durch Longacre nach Bowstreet, wo sie von Staub bedeckt, bleich und erschöpft gegen drei Uhr Nachmittags anlangte. Die Straße war sehr belebt, denn am Abende sollte eine neue Oper im Coventgarden-Theater gegeben werden, und zahllose Menschen drängten sich heran, um Plätze und Logen für diese Vorstellung zu erlangen.

Bowstreet ist der Mittelpunkt der dramatischen Welt in London. Hier haben die Theateragenten ihre Bureaus, in die sich alle Diejenigen drängen, welche die theatralische Laufbahn erwählt haben, oder erwählen wollen.

Während Violette langsam und zerstreut durch diese Straße ging, fielen ihre Blicke auf eine große Kupferplatte an der Thür eines Theateragenten. Eines Theateragenten! — Sie mußte einige Augenblicke nachsinnen, um die Bedeutung dieses Wortes zu verstehen. Es mußte nothwendig eine Person sein, deren Geschäft darin bestand, Schauspielern und Schauspielerinnen Engagements zu verschaffen.

Plötzlich stieg eine verzweifelte Idee in Violetten auf. Sie wußte, daß diese Leute mit ihrem Spiel oft große Summen Geld verdienten. Weßhalb konnte sie nicht auch Schauspielerin werden, nachdem sie als Lehrerin überall abgewiesen worden war?

Der Eingebung des Augenblicks folgend, erwachte plötzlich ein ungewöhnlicher Muth in ihr. Sie trat in die Thür, über der sich die Kupferplatte befand, und stieg eine Treppe bis zum ersten Stockwerke hinauf. Dort fand sie an einer Thür einen Anschlag mit dem Worte „Agentur“ und klopfte an, worauf eine rauhe Stimme „Herein“ rief. Sie trat ein und sah sich einem Manne von ungefähr fünfunddreißig Jahren gegenüber, welcher, von zahllosen Papieren, Briefen und farbigen Theaterzetteln umgeben, an einem Schreibpulte saß. An einem Fenster stand ein anderer Mann in elegantem Anzuge, welcher dem Eingange den Rücken zukehrte.

Der Agent blickte auf und grüßte Violetten, sagte aber nichts. Augenscheinlich wartete er darauf, daß sie den Zweck ihres Kommens erklären werde. Plötzlich sank dem armen Mädchen wieder aller Muth. Erschöpft von dem langen Marsche, war sie unfähig, sich zu sammeln und sank auf einen ihr angedeuteten Stuhl. Ihre Lippen bebten, aber sie vermochte kein Wort hervorzubringen.

Glücklicherweise sah der Agent ihre Verlegenheit und kam ihr zu Hülfe. „Sie wünschen vermuthlich ein Engagement?“ sagte er. — „Ja,“ stotterte Violette. — „Sehr wohl. Haben Sie einige Theaterzettel mitgebracht?“ — „Theaterzettel?“ — „Ja, um daraus zu ersehen, wo Sie zuletzt engagirt waren und welche Rollen Sie gespielt haben. Von welchem Theater kommen Sie?“ — Violette schüttelte den Kopf. „Ich habe noch auf keinem öffentlichen Theater gespielt,“ erwiederte sie, „nur auf Privatbühnen in befreundeten Familienkreisen ...“ — „Wie,“ rief der Agent, „Sie haben noch nie auf einem öffentlichen Theater gespielt?“ — „Niemals.“ Der Agent, dessen wirklicher Name Higgins war, während er sich de Lancy nannte, begann vor Erstaunen laut zu pfeifen. „Also sind Sie nur eine Dilettantin, meine liebe junge Dame,“ sagte er, „und noch ganz unerfahren? Ich glaube schwerlich, daß irgend ein Theaterdirektor in England Sie engagiren wird, wenn Sie sich nicht dazu verstehen wollen, zwei oder drei Monate probeweise und ohne Gehalt zu spielen.“ Ohne Gehalt! Violette war sehr betroffen. Das Gehalt war es gerade, wonach sie strebte. Das Verlangen, sich einer schaulustigen Menge zu zeigen, lag ihr fern, Ruhm und Beifall lockten sie nicht; nur Geld wollte sie verdienen. „Dieser Vorschlag scheint Ihnen nicht zu gefallen,“ sagte der Agent. „Viele andere junge Damen sind glücklich, wenn sie nur auftreten dürfen und würden die Erlaubniß sogar mit Geld erkaufen.“ — „Wohl möglich,“ erwiederte Violette traurig; „allein ich bin sehr arm und muß Geld zu verdienen suchen. Mein Wunsch war, eine Stellung mit Gehalt zu erlangen.“ — „Sie werden eine solche ohne Zweifel erlangen, mein liebes Kind, sobald Sie Ihre Kunst erlernt haben. Die Schauspielkunst ist eine Kunst wie jede andere und muß praktisch erlernt werden. Wenn Sie an ein kleines Provinzialtheater gehen und einige Monate unentgeldlich spielen wollen, werde ich an Sie denken und zusehen, ob ich später etwas Passendes für Sie finden kann.“ — „An ein Theater der Provinz und ohne Gehalt? Es wäre mir ganz unmöglich. Ich muß in London bei meiner Mutter bleiben und hier Geld verdienen.“ Der Agent zuckte die Achseln und drehte sich ungeduldig auf seinem Sessel um. „Sie verlangen das Unmögliche, mein liebes Kind,“ sagte er; „ich kann nichts für Sie thun. Adieu!“ Damit tauchte er die Feder ein und begann wieder zu schreiben. Violette stand auf, um zu gehen.

Als sie jedoch bereits an der Thür war, hielt sie der Mann plötzlich auf, der anfangs durch das Fenster geblickt und später dem Gespräche zugehört hatte, indem er sagte: „Bitte, warten Sie noch einen Augenblick! Nehmen Sie Platz. — Higgins,“ fügte er darauf hinzu, an den Agenten gewendet, „wie blind Sie wieder einmal sind!“ Letzterer blickte auf und sah Violetten an. „Was meinen Sie?“ fragte er. „Sie müssen von Sinnen sein, um nicht zu sehen, daß diese junge Dame gerade die Persönlichkeit ist, wie ich sie für Drury Lane bedarf.“ — „Zu welcher Rolle?“ — „Um die Königin der Schönheit in dem neuen komischen Ballet darzustellen. Habe ich nicht ganz London nach einem schönen jungen Mädchen durchsucht, und haben Sie mir nicht eine ganze Masse häßlicher Frauenzimmer für diese Rolle geschickt, und ist dieses junge Mädchen nicht die Königin der Schönheit selbst?“ Violette erröthete. Der Theaterdirektor sah es und lächelte. „Sie werden sich bald an dergleichen Komplimente gewöhnen, mein Kind,“ sagte er. „Jetzt hören Sie mich an. Sie wünschen in einem Theater von London engagirt zu werden?“ — „Ja.“ — „Sind aber noch niemals öffentlich aufgetreten?“ — „Noch nie.“ — „Dann will ich Ihnen etwas sagen. Mein liebes Kind, die Kunst des Schauspielers hängt nicht bloß vom natürlichen Talente ab, eben so wenig wie die Kunst, das Piano zu spielen, sondern muß erlernt werden, was nicht in einem Tage geschehen kann.“ Verzweifelnd sah Violette den Mann an, während derselbe ganz heiter und mit lächelnder Miene sprach. „Was soll ich denn aber thun?“ fragte sie in kläglichem Tone. „Ich habe nicht die Zeit, eine Kunst zu erlernen, ich muß augenblicklich Geld verdienen.“ — „Sie sollen auch Geld verdienen, mein liebes Kind, und zwar ohne Mühe,“ erwiederte der Direktor. — „O, ich bitte Sie, sagen Sie mir, was Sie meinen!“ rief Violette, erstaunt über das Benehmen des Mannes. — „Was würden Sie dazu sagen, wenn ich Ihnen achtzehn Schillinge wöchentlich dafür anböte, daß Sie jeden Abend zehn Minuten lang in einem goldenen Tempel sitzen, mit dem kostbarsten Kostüm angethan, das jemals auf einer Bühne gesehen worden ist? Was würden Sie dazu sagen, wenn ich Ihnen die Rolle der Königin der Schönheit in unserem neuen komischen Ballet übertrüge? Sie hätten nichts zu sprechen, nichts zu thun, als still zu sitzen und sich vom Publikum bewundern zu lassen. Wären achtzehn Schillinge nicht eine sehr anständige Bezahlung dafür? Was sagen Sie dazu? Nehmen Sie mein Anerbieten an?“ — „Ja, ja, sehr gern!“ erwiederte Violette, hoch erfreut, ein solches Einkommen erlangen zu können, das beinahe doppelt so viel betrug, als die von Mrs. Trevor empfangene Bezahlung. Allein plötzlich verstummte ihre Freude und sie wurde bleich. „Was wird die Mutter, was wird Lionel, der stolze Lionel, dazu sagen?“ dachte sie. „Werden sie erlauben, daß ich auf solche Weise Geld verdiene, dadurch, daß ich auf der Bühne vor einem Publikum erscheine, welches das Recht erkauft hat, mich bewundern oder schmähen zu dürfen? — Aber wir sind ja so arm,“ sagte sie darauf zu sich selbst, „daß wir kein ehrliches Mittel unbenutzt lassen dürfen, um Geld zu verdienen.“ Dennoch wagte sie nicht, sich zu entscheiden, ohne vorher ihre Mutter gehört zu haben. „Wollen Sie mir Zeit geben, um meine Angehörigen zu befragen?“ sagte sie. „Ich bin zu eilig mit meiner Annahme gewesen, denn ohne die Einwilligung meiner Mutter darf ich es nicht thun.“ — „Ganz richtig,“ erwiederte der Direktor beifällig. „Indeß werden Sie von heute bis morgen früh um elf Uhr Zeit genug haben, um die Erlaubniß Ihrer Mutter einzuholen. Sollte es Ihnen nicht gelingen, so müßte ich mich zu dieser Zeit nach einer andern jungen Dame für die Rolle der Königin der Schönheit umsehen. Vielleicht könnten Sie morgen früh um halb elf zu mir in das Theater

kommen?" — „Ja, mein Herr." — „Also gut, hier ist meine Karte. Sie haben sie nur dem Portier an dem besonderen Eingange für die Schauspieler vorzuzeigen, worauf derselbe Sie sogleich zu mir führen wird. Seien Sie pünktlich, denn es sind viele junge Damen da, welche sich um die Stelle bewerben. Fast sämmtliche Tänzerinnen des Balletkorps halten sich für Königinnen der Schönheit." Violette versprach, pünktlich zu sein. Mr. Higgins hatte Gebühren von ihr anzusprechen, als er jedoch sah, daß das arme Mädchen keinen Penny im Besitze hatte, erklärte er sich bereit zu warten, bis sie das erste wöchentliche Gehalt empfangen haben werde.

Nach dieser Unterredung eilte Violette ihrer Wohnung zu, hoch erfreut darüber, daß sie jetzt den Ihrigen werde Beistand leisten können. Sie theilte ihrer Mutter und Lionel mit, was geschehen war und bat sie, jetzt, wo die bitterste Armuth in ihrem Hause herrschte, alle Vorurtheile bei Seite zu setzen.

Anfangs waren die Mutter und Lionel dem Vorschlage durchaus entgegen, allein allmälig gelang es der braven Tochter, ihre Einwilligung zu gewinnen. Lionel gab zuletzt nach, doch nur mit großem Widerstreben. Der Gedanke verletzte ihn tief, daß seine Schwester mit Hülfe ihres hübschen Gesichtes, welches sie einer neugierigen Menge zu zeigen hatte, Geld verdienen sollte. Als er jedoch auf die kummervollen Züge seiner Mutter blickte, in denen sich bereits die Spuren der Entbehrung zeigten, brach sein Widerstand, und unter Thränen, deren Anblick bei einem Manne so ergreifend ist, rief er: „Thue, was Du willst, Violette! Wir dürfen den Beistand Deiner schwachen Hände nicht zurückweisen. Ich bin ein Mann, der die beste Erziehung genossen hat, und vermag dennoch nicht durch meine Arbeit unsere geliebte Mutter gegen Mangel zu schützen!" So geschah es, daß Violette am folgenden Morgen zur festgesetzten Stunde an der besonderen, für die Schauspieler bestimmten Thüre des Drury Lane Theaters erschien.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Sängerfeste.

Von einem Amerikaner.

Der Deutsche vergißt der Heimat nicht: auch jenseits des Ozeans ertönen unsere deutschen Lieder, und deutsche Sänger feiern ihre Sängerfeste. New-York sah eines der glänzendsten in denselben Tagen wie Dresden; 51 Sängervereine mit Tausenden von Mitgliedern aus Philadelphia, Baltimore, Newark, New-York und andern Städten waren zum neunten allgemeinen Sängerfest zusammengeströmt, das sehr glänzend ausgefallen. Einen Nachklang dieser Feier, der uns die Bedeutung derselben recht klar vor Augen stellt, entnehmen wir einem new-yorker deutschen Blatte.

Die Lieder sind verklungen, die Fahnen sind wieder aufgerollt; — die Sänger ziehen heimwärts. Der Gesang, der deutsche Gesang hat einen seiner Triumphe mehr gefeiert.

Doch sollen die erhebenden Weisen nicht ohne dauernde Wirkung verhallt sein, soll uns das glänzende Fest nicht bloß als ein großartiges Spiel ohne weitere Bedeutung erscheinen, dann muß vor Allem des Gesanges Bedeutung im Kulturleben der Völker, und namentlich des deutschen Gesanges Bedeutung für das deutsche Volk richtig erfaßt werden und sich durch dieses neue Liederfest den zahlreichen aktiven und passiven Theilnehmern desselben auf's Neue eingeprägt haben. — Der Gesang, nicht im Zusammenhange mit den übrigen Zweigen der Kunst- und Schönheitspflege, nicht im Zusammenhange mit allen anderen in's Geistesleben eingreifenden Funktionen gedacht, würde — auf sich selbst angewiesen — nur als ein bedeutungsloses Amüsement erscheinen müssen und mit der Zeit sicherlich in Verfall gerathen, auf eine Stufe mit allen andern, lediglich dem Zeitvertreib geltenden Vergnügungen herabsinkend.

Wir schreiben dem Gesange — neben der veredelnden Wirkung, die er wie jede andere Kunst ausübt, — ganz besonders den Beruf zu, das Herausreißen aus einem krassen Materialismus zu bewirken, und zwar bei den Massen zu bewirken. — Daß der Gesang gleichsam selbst als die „materiellste" der Künste betrachtet werden kann, dieß befähigt ihn um so mehr, dort einzudringen und aufzurichten, wo die philosophischeren Künste sich nicht Eingang zu verschaffen vermögen. Wie Alles, was massenhafte Wirkung hervorbringen soll, nicht mehr der theoretische Gedanke, die abstrakte Idee sein darf, sondern bereits irgend eine Inkarnation, irgend einen dem allgemeinen Fassungsvermögen greifbareren Ausdruck gefunden haben muß, so ist auch der, aller vorbereitenden Grundlagen leicht entbehrende, aus jedes civilisirten Menschen Brust quillende Gesang ganz besonders dazu geeignet, ein Erhebungs- und Aufrichtungsmittel für die Gesammtheit zu werden, und zwar dadurch, daß er als fleischlichere Form für das Geistige, welches durch die, dem Gedanken dienenden Minoritäten geschaffen, verfochten und gepflegt wird, auftritt. So kommt es auch, daß wenig errungen wird auf dem Gebiete der Kultur, ohne vorher durch die Schwingen des Volksliedes getragen worden zu sein. Und mehr als von irgend einem andern Volke gilt es vom deutschen, welches seinem Naturell gemäß jede Errungenschaft erst tausendmal in der Illusion genossen haben muß, ehe es den ersten Schritt zur Realisirung derselben thut. — Wir unsererseits würden, wenn des Deutschen Liebe zum Gesange nachließe, die Hoffnung auf eine Verjüngung Deutschlands im Sinne der Freiheit und echten Kultur sofort bedeutend herunterschrauben; — nicht etwa so, als ob wir an ein Ersingen der Volksfreiheit glaubten oder den Gesang als unentbehrlich für das Zermalmen volksfeindlicher Vorurtheile hielten, sondern darum, weil er auf der Leiter, die aus der Versumpfung zur Höhe echten Menschenthums emporführt, für die deutschen Massen die erste Stufe bildet. Diese hinweggenommen, und Unzählige finden keinen Anhaltspunkt mehr für die Erbauung, welche in die von den Sorgen des Alltagslebens umwobenen und von niedrigem Materialismus umschleimten Herzen das Licht der Menschenwürde hineinscheinen läßt und so den „göttlichen Funken" in ihnen weckt.

Die „Pflege des Gesanges" ist eines der wichtigsten Mittel, die unaufhörlich frisch herandringenden Wogen der Verwilderung zurückzuschleudern von den Gestaden des Eilandes, welches die civilisirte Menschheit sich als ihr Erdenparadies geschaffen und woran sie noch immer baut und unaufhörlich bauen muß, weil Alles in der Welt nur durch Thätigkeit und Ringen existirt und gedeiht. Die Verkörperung des Liedes würden wir mit als einen der Wächter hinstellen, welche an den Pforten des Tempels der Kultur das Flammenschwert gegen die denselben umkreisende Barbarei richten.

Und all' dieß zum Bewußtsein der Sänger zu bringen, sollte stets ein wesentlicher Theil des, durch Gesangsfeste verfolgten Zweckes sein. — Jeder, dem die Gabe künstlerischen Gesanges gegeben ist, sollte sich als einen Apostel auf der tausendbahnigen Pilgerung zur Menschheitsveredlung betrachten, berufen, in den Herzen, die das Höhere noch nicht erlauscht, das Gehör dafür zu wecken. Jeder Sänger sei ein Streiter gegen den Geistesschlummer und die Verflachung der Herzen! Dazu gehört natürlich vorerst, daß er selbst nicht an diesen Uebeln kranke, — und daß er vom Sängertage die Erkenntniß dessen, was er soll, mit heimnehme.

Die Auffassung, der zufolge die ganze „höhere Bedeutung des Gesanges" in die Mitwirkung desselben als Wecker zu blutigen „Nationalkämpfen" gelegt und derselbe geradezu zum Rekrutirungs-Elemente gemacht wird, wie das Kalbfell der Werbertrommel auch, erscheint uns viel zu beschränkt, — ganz abgesehen von der „Partei-Pointe", die namentlich hier in eine solche Auffassung gelegt wird. — „Der Sänger hält die Fahnenwacht", ist eine recht anregende Weise, deren Popularität vielleicht noch weiter geht, als ihr Kunstwerth, allein es würde uns angst und bang bei dem Gedanken, daß in dem Sinne dieses Liedes der Kulminationspunkt der Sängermission liegen solle. Dieß würde den Sänger mit den Landsknechte zugesellen und zwar in den Reihen der „Trommler und Pfeifer." — Nicht in physischen Kämpfen schreite der Sänger voran mit seinem Banner, sondern er marschire an der Spitze der Kolonnen, welche, von den Künsten des Friedens geführt, die Straße der unaufhörlichen Entwicklung des Menschengeschlechtes dahin ziehen und von dem immer heller und heller leuchtenden Lichte der Erkenntniß umstrahlt sich dem „Weltgeiste" näher und näher fühlen lernen!

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. | № 8. | Stuttgart, 1865.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Der deutsche Jugendwehrtag in Frankfurt a. M.

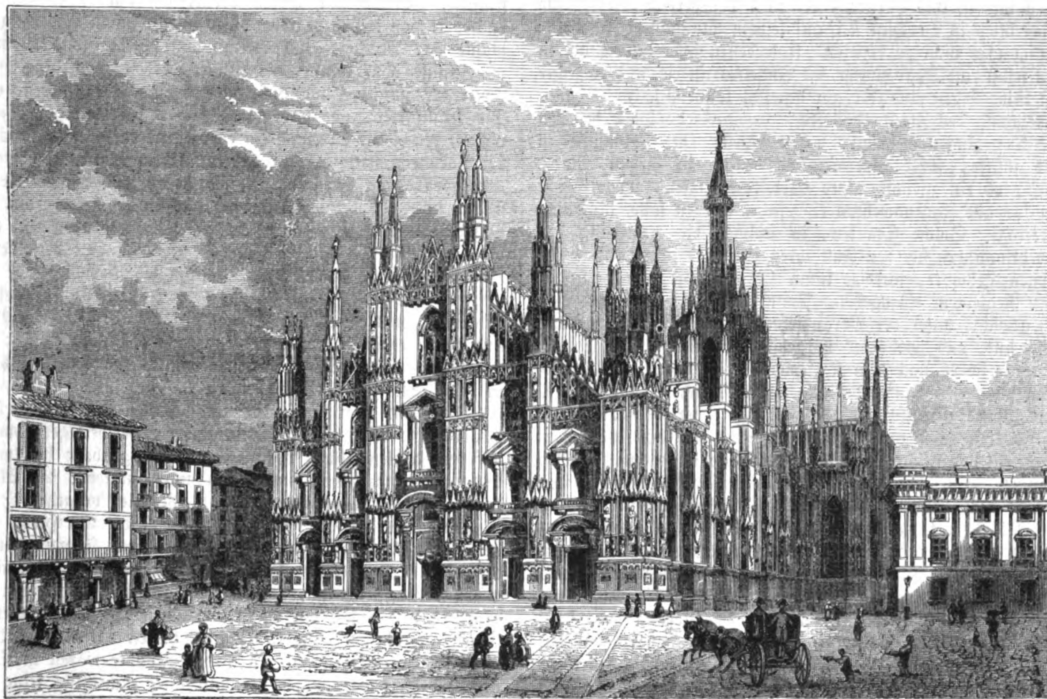
am 16. und 17. September 1865.

Von

E. Cloß.

(Bild S. 89.)

Im zehnten Hefte des Jahrgangs 1862 berichteten wir unsern Lesern über die Gründung und Organisation der stuttgarter Jugendwehr. Heute ergreifen wir die Feder, um vom zweiten deutschen Jugendwehrtage zu berichten. Der ursprüngliche lokale Gedanke hat sich zum allgemeinen deutschen erweitert, die Saat ist auf guten Boden gefallen, in Halme geschossen und die Früchte beginnen zu reifen. Die Gefahr des Jahres 1859 ist verschwunden, ER raucht seit geraumer Zeit die Friedenspfeife, und die Furcht vor einer Invasion hat sich gelegt. Dafür hat sich der Blick des Patrioten nach Innen gewendet und er hat mit Schrecken gesehen, daß die höchsten Interessen der Menschheit bedroht, die letzten Ziele des Staats unerreichbar sind, wenn das Kriegsbudget fortfährt, in rasender Progression zu wachsen und die Einnahmequellen des Staates zum größten Theil aufzusaugen. Ständekammern, Handelstage, Volkswirthschaftliche Kongresse, Arbeitervereine, alle haben es ausgesprochen: das Heerwesen muß reformirt werden. Die allgemeine Wehrpflicht und die Abkürzung der Präsenzzeit sind zu Glaubensartikeln geworden, die nicht mehr zu diskutiren sind. Ohne Vorbildung in Turn- und Wehrvereinen ist jedoch keine Abkürzung der Präsenzzeit denkbar. So lauten die Sätze im Fortschrittslager. Während aber die Herren Abgeordneten, Kaufleute, Volkswirthe, Arbeiter und Fortschrittler sich beratheten, thatete die süddeutsche



Der Dom von Mailand. (S. 90.)

männliche Jugend. Sie bildete Wehrvereine und Jugendwehren, turnte fleißig, exerzierte fleißig, und als die Zeit gekommen war, gaben sie sich ein Stelldichein nach Frankfurt, um hier sich zusammenzufinden und gleichsam vor ganz Deutschland zu zeigen, wie man die große Frage der Wehrreform praktisch lösen könne. Im Laufe des 16. Septembers rückten die auswärtigen Jugendwehren von Darmstadt, Heidelberg und Wiesbaden ein, am spätesten kamen die Stuttgarter, 144 Mann mit 4 Kanonen. Sie wurden am Bahnhofe empfangen von der frankfurter Jugendwehr mit ihrer Musik und der Mannschaft des Wehrvereins, sodann durch die Straßen der volkreichen Stadt unter Trommelschlag und Hörnerklang bis auf den Goetheplatz begleitet, und dort mit Quartierbilleten versehen. Am ersten Tag hatten die Jungen Rasttag. Sie fanden also Zeit, unter sich und mit ihren frankfurter Kameraden Bekanntschaft zu machen und die Sehenswürdigkeiten Frankfurts zu besichtigen. An Entgegenkommen mangelte es ihnen hiebei nicht; denn wo sich die einfache Uniform des Jugendwehrmannes zeigte, erheiterte sich das Gesicht eines Jeden und öffneten sich die Herzen wie die Thüren. Eines Jeden? Lächeln nicht dort einige Offiziere spöttisch beim Anblick des kleinen Mannes mit dem dunkeln militärischen Anzug? Sehen nicht jene Soldaten mit trotzigem Auge auf den schlanken, hochgewachsenen, blühenden stuttgarter Jugendwehrmann? So und gerade so haben uns seiner Zeit die Zünftler angeblickt, wenn wir auf volkswirthschaftlichen Kongressen von Gewerbefreiheit sprachen. Und doch! Die alten Schranken sind gefallen und ein neuer Geist bearbeitet das alte Feld! Während die Jungen ihren kleinen Vergnügungen nachgingen, hatte sich der Rath der Alten, die Gründer und Vorstände der Wehrvereine, aufrichtige Freunde der Sache, etwa 30 an der Zahl, im Saale der Harmonie zusammengefunden, um zu der inneren Organisation des freiwilligen Wehrwesens Stein um Stein zu fügen. Bei der vorjährigen Versammlung zu Bruchsal waren die Meinungen darin weit auseinander gegangen, welches wohl das geeignetste Alter zum Eintritt in einen Wehrverband sei? Württemberg, welches unter einer wohlwollenden Regierung das Jugendwehrwesen sorgsam pflegt und es als unmittelbare Vorschule zum Kriegsdienste auffaßt, reiht die Jünglinge vom 16. bis zum 20. Jahre ein. Die übrigen Staaten haben mehr Knabenwehren und reihen nur in ihre Turnerwehren und Wehrvereine ältere Leute ein. Jeder blieb in Bruchsal steif auf seinem Standpunkt, und eine Vereinigung war nicht zu erzielen. Unterdessen aber bildete sich in Stuttgart selbst eine Knabenwehr, die Jugendartillerie, und es zeigte sich, daß beide neben einander gut bestehen können, ja zu vollständiger Erreichung der Zwecke des Jugendwehrwesens sogar bestehen müssen. Der Jugendwehrtag, dessen Vorsitz Dr. Baldamus in Frankfurt führte, faßte auch eine Resolution in diesem Sinne. Die Frage, ob ein gleichförmiges Exerzierreglement, sowie gleiche Kleidung für alle Jugendwehren eingeführt werden solle, kam nicht zum Austrag. Solche Staaten, in welchen die Regierung den Jugendwehrmännern für den Fall ihres Eintritts in's Militär Erleichterungen gewährt, werden kaum in der Lage sein, auf das allgemeine Reglement einzugehen. Denn diese Erleichterungen werden nur gewährt unter der Voraussetzung, daß die Leute gehörig vorgebildet sind, und „gehörig" vorgebildet können sie nur genannt werden, wenn sie es nach dem Reglement des eigenen Staates sind. Es ist ein schöner Gedanke, die allgemeine Vorschrift, gleiche Kleidung und gleiche Bewaffnung, aber so lange dieser Gedanke bei den stehenden Heeren nicht durchgeführt ist, wird er, was wenigstens das Reglement betrifft, auch bei den Jugendwehren nicht in's Leben treten können. Die Frage wurde jedoch nicht entschieden abgeworfen, sondern dem Vororte zur Prüfung und Berichterstattung überwiesen. Als Vorort für das nächste Jahr wurde Stuttgart gewählt; man kann diese Wahl für eine sehr glückliche erklären, denn diesem Vorort stehen bedeutende technische Kräfte, wie die militärischen Instruktoren der stuttgarter Jugendwehr, die Hauptleute v. Gaisberg und v. Arand, sowie eine Bevölkerung zur Seite, welche die Jugendwehr als Liebling in ihr Herz geschlossen hat. Der alte wehrhafte Sinn der Schwaben erwacht und erfrischt sich beim Anblick ihrer Jugendwehren, den schlanken elastischen Jünglingsgestalten und der beweglichen Knabenwelt, die an ihren Kanonen sich munter herumtummelt. Noch gedachte Dr. Mittermaier aus Heidelberg des Verhältnisses der Turner zu den Wehrleuten. Seinem Antrage folgend, wurde den Turnern das Exerzieren und den Wehrleuten das Turnen dringend empfohlen. Auch die vaterländische Seite der Bestrebungen des Vereinstages und dessen Zusammenhang mit der Reform des Wehrwesens fand in einer besondern Resolution noch würdigen Ausdruck. Damit hatten die Verhandlungen ihr Ende erreicht. Der nächste Tag, der Sonntag, war den militärischen Uebungen der zusammengezogenen Jugendwehren gewidmet. Eine große Menschenmenge hatte sich am „Grindbrunnen" eingefunden, der klassischen Stelle, an welcher Kaiser Franz Joseph beim Fürstentag der frankfurter Garnison Revue abnahm. Herrliches Wetter begünstigte das Schulexerzieren. Heute war der Ehrentag des Hauptmanns v. Gaisberg. Hatte er als Mann des Schwertes an den Verhandlungen des Tages vorher nur wenig Theil genommen, so war er heute die Seele des Ganzen, und er hatte die Freude, Alles wohl gelingen zu sehen. Exerziert wurde sehr gut, und die Anhänger dreijähriger Dienstzeit sind, wenn sie diese Uebungen gesehen haben, vielleicht geneigt, etwas an ihrer ungestümen Forderung nachzulassen.

Nachmittags rückten die Korps zu dem großen Felddienste aus. Die militärische Supposition hiezu war von Hauptmann v. Gaisberg ausgearbeitet. Es lag ihr folgender Gedanke zu Grunde: Der Krieg an der Westgrenze Deutschlands ist ausgebrochen, die Festungen am Rhein, darunter Mainz, sind berennt, theilweise cernirt. Der Feind requirirt, fouragirt und plündert. Die Regierung von Frankfurt hat zum Schutze der Stadt und ihres Gebiets Nationalgarden organisirt. Der Feind rückt heran, und es entspinnt sich nun in dem Terrain, das zwischen der Stadt (hanauer Bahnhof), der Landstraße nach Fechenheim, Bergen, Seckbach und Bornheim liegt, ein Gefecht. Mindestens zehntausend Menschen hatten sich an dem sonnenglänzenden Nachmittage auf den Weg gemacht, um das in dieser Art seltene Schauspiel mit anzusehen. Sie postirten sich auf allen Anhöhen, Wegen, Brücken, drangen in die Plänklerketten, die Gehölze, kurz sie zeigten eine Theilnahme, die heute vielleicht etwas störend war, im großen Ganzen aber gewiß nur von günstigem Einfluß auf die Ausbreitung des Jugendwehrwesens sein wird. Das Terrain war sehr glücklich ausgewählt. Eine weite Ebene mit Wäldchen, Wassergräben, Bächen, Landstraßen, Dörfern und Höfen breitet sich am Main hin und ist rückwärts von diesem begrenzt durch einen sanften Höhenzug. Leider mußte das Manöver mit Berücksichtigung der schwierigen Grenzverhältnisse ohne Gegner ausgeführt werden, doch ging durch das Feuer der jungen Leute nicht alles dramatische Interesse verloren. Die frankfurter Jugendwehr stand an den rieder Höfen auf Vorposten, den rieder Spieß hatten die Heidelberger besetzt; das Rideau bei Bornheim hatte der frankfurter Wehrverein und die frankfurter und bornheimer Turnerwehr, die friedberger Warte die Darmstädter inne. Die Württemberger standen in Reserve am hanauer Bahnhofe. Auf den Höhen des „Bruches" standen drei Geschütze der Württemberger und am Riedhof eine Haubitze derselben. Der Haupt- und letzte Kampf drehte sich um die Riedhöfe. Die Jugendwehren sammeln sich rasch nach dem rechten Flügel, gehen zum Angriff gegen die rieder Höfe vor; die Kompagnieen von Bornheim und der friedberger Warte werden gegen den rieder Spieß dirigirt; die Stuttgarter verlassen die Blockhäuser und folgen als Reserve in der Richtung der rieder Höfe.

Der Feind zieht sich in der Richtung von Offenbach zurück, seine Reiterei und Artillerie vorschiebend, der Vertheidiger sammelt sich auf dem rechten Flügel vorwärts des Wallgrabens in Kompagniekolonnen mit größeren Intervallen nebeneinander; die Stuttgarter decken diese Stellung, indem sie als Plänkler vorgehen.

So lautet der letzte Satz der Disposition des Herrn v. Gaisberg. Alles wurde schnell und geordnet mit Schwung und Feuer ausgeführt. Namentlich die jungen Artilleristen erregten allgemeine Bewunderung, wie sie, Knaben von acht bis zu vierzehn Jahren, gewandt und ruhig mit ihren Geschützen die schwierigsten Evolutionen ausführten. Die Frankfurter hatten Alles auf's Beste vorbereitet, Instruktoren und ein Proviantkomite waren in Thätigkeit, auch ein Arzt war aufgestellt, hatte aber zum Glück keine Gelegenheit, seine Kunst auszuüben. Abends zogen die Korps pulvergeschwärzt und martialischen Aussehens in die Stadt zurück, die

wohlverdiente Ruhe zu finden. Der Montag war wieder den Vergnügungen gewidmet. Eine Menge von Droschken durchfuhr dichtbesetzt mit Jugendwehrleuten der verschiedensten Korps die Stadt, deren sonstige Lebhaftigkeit durch die gerade stattfindende Messe noch erhöht war. Die Nachmittagszüge brachten die fremden Gäste wieder in ihre Heimat zurück, zu der Schule oder zu den Sorgen und Mühen des Geschäftslebens. Aber mit der sinkenden Sonne des 18. Septembers wird nicht Alles in Vergessenheit begraben sein. Noch lange wird das Andenken an die verlebten schönen Tage fortdauern und die praktischen Ergebnisse des 17. und 18. werden dem Jugendwehrwesen nicht verloren sein, sondern demselben erneuten Schwung geben. Auf Wiedersehen, ihr wackeren Jünglinge und Knaben der That, ihr ernsten Männer des Raths, anno 1866 zu Stuttgart!

Das Loch in der Hose.

Erzählung von **Fr. Gerstäcker.**

(Fortsetzung.)

„Aber da kömmt ja nachher der böse Mann," rief die Kleine ängstlich und vergaß selbst die Zuckersachen, die sie in der Schürze hielt.

„Da kam der alte häßliche Riese," erzählte Elisabeth weiter, „und schlich sich vorsichtig herum —"

„Und wie er die Thür aufmachte, klingelte es," rief Jeanette.

„Da klingelte es," bestätigte Elisabeth, „und das hörte das kleine Hündchen und sprang schnell in die Höhe und bellte. — Wie aber der Riese in's Zimmer kam, wollte er die Prinzessin auffassen und forttragen, und da fuhr das Hündchen auf ihn zu —"

„Und biß ihn groß Loch in's Bein — so groß wie bei Lily."

„Ja und biß ihn," rief Elisabeth, deren eigenes Herz in fast fieberhafter Erwartung bei der Erzählung schlug, „und dann sah er sich nach der Prinzessin um, und die kannte ihn gar nicht, denn er trug einen großen grauen Bart — nicht wahr Jeanette?"

Jeanette barg ihr kleines Gesicht in den Händen und fürchtete sich; aber sie erwiederte Nichts.

„Trug der Riese einen Bart, Jeanette?" frug Elisabeth leise — „weißt Du nicht, mein Kind?"

„Böse Mann — böse Mann!" stöhnte die Kleine. „Jeanette will zu Mama — hat armen Pello todt gemacht."

„Aber weißt Du gar nicht, wie er aussah, liebe Jeanette?" bat das junge Mädchen, kauerte sich nieder zu ihr und schlang ihren Arm um sie. „Jetzt brauchst Du Dich doch nicht zu fürchten, Tante Lily ist ja bei Dir — komm, sag' mir, mein Herz."

„Jeanette will zu Mama," bat aber die Kleine, der Elisabeth's Erzählung wahrscheinlich wieder die alten furchtbaren Eindrücke jenes Tages zu lebhaft vor die Seele heraufbeschworen hatte. Sie fürchtete sich ernstlich und wollte sogar ihre Zuckerdüte im Stich lassen. Elisabeth bekam ihre Noth, sie nur wieder so weit zu beruhigen, daß sie noch oben blieb, und erzählte ihr jetzt von den großen Dampfbooten und den vielen geputzten Menschen, von dem herrlichen Obst und dem blitzenden Wasser, bis das Kind das alte Schreckbild vergessen hatte, und wieder lachte und zuhörte.

Da ging plötzlich die Thür auf, und der Justizrath trat in's Zimmer, Jeanette aber, noch immer nicht ganz beruhigt, erschrak so darüber, daß sie auf's Neue zu weinen anfing und sich ängstlich an Elisabeth anklammerte. Diese war froh, als das Mädchen gerade von unten heraufkam, um Jeanetten abzuholen.

„Was hatte denn nur die kleine Lily?" frug der Justizrath, als sie fort waren. „Sie ist doch sonst immer so munter und hat sich noch nie vor mir gefürchtet."

„Ach, die alte Geschichte, Papa," sagte Elisabeth, „ich frug sie nach dem ‚bösen Mann', und das scheint sie noch immer zu erschrecken. Hat man denn in der ganzen langen Zeit unserer Abwesenheit keine Spur von dem Mörder gefunden?"

Der Justizrath schüttelte mit dem Kopf.

„Nicht die Spur," sagte er, „drei Menschen haben sie allerdings wieder indessen verhaftet, mußten sie aber wegen Mangel an Beweisen auch eben so bald freigeben; ich habe drüben einen ganzen Stoß von Akten über die Sache; das einzige Unglück ist, daß die alte gute Dame kein Buch geführt, nicht einmal ein Verzeichniß ihrer Werthpapiere und deren Nummern hinterlassen hat. Wie soll man ihnen jetzt auf die Spur kommen? Der jetzige Besitzer darf sie anbieten, wem er will, ja sie hier im Ort selber verkaufen; es kann ihm Niemand beweisen, daß sie früher im Besitz der Ermordeten gewesen."

„Und die Juwelen?"

„Ja, mein liebes Kind, das ist eben so unsicher," sagte der Vater. „Ein hiesiger Juwelier hat allerdings einmal einen Theil derselben in Händen gehabt, wenn der Dieb aber nur die Vorsicht braucht, sie aus ihrer alten, doch werthlosen Fassung zu nehmen, welcher Mensch könnte nachher, selbst wenn sie aufgefunden würden, darauf schwören, daß es dieselben wären? Nein, das ist einer jener Fälle, die uns Justizbeamten zur Verzweiflung bringen, weil sie nicht den geringsten Halt an etwas Wesentlichem bieten, und möglich, daß es mit der Zeit einmal durch einen Zufall an den Tag kommt — wir haben ja viele solche Beispiele, aber unser Scharfsinn und unsere Ausdauer helfen uns Nichts dabei; sie sind geradezu weggeworfen. Doch was ich Dich fragen wollte — wo ist Käthchen?"

„Sie macht noch ein paar Besuche, Papa — doch ich hätte eine Bitte an Dich, über die Du mich vielleicht auslachst."

„Auslachst? ist sie so sonderbarer Art? was willst Du denn?"

„Darf ich die Akten über jenen unglücklichen Fall einmal durchsehen?"

„Du?" lachte der Vater in der That gerade hinaus, „Du willst die Akten studiren? Liebes Herz, das ist keine Unterhaltungslektüre für Dich, und nach dem ersten Bogen wärst Du sanft darüber eingeschlafen."

„Sie sind doch kein Amtsgeheimniß?"

„Geheimniß, nein — leider nicht, denn es steht weiter nicht viel darin, als was die ganze Stadt schon weiß und zum Ueberdruß besprochen hat; das wäre kein Hinderniß, Du fändest Dich aber nicht einmal hinein, wenn ich sie Dir wirklich gäbe."

„Und doch bitte ich Dich darum, Papa," beharrte das junge Mädchen, „Du glaubst nicht, wie ich mich für den Fall interessire — vielleicht nur dadurch, daß die kleine Jeanette so geheimnißvoll bei ihrem ‚bösen Mann' bleibt. Nenne es auch meinetwegen Neugierde, aber ich sehne mich ordentlich danach, diese Aktenstücke zu lesen, und gebe Dir dabei das feste Versprechen, mit keinem Menschen weiter darüber zu reden, als mit Dir selber."

„Meinetwegen," lächelte der Vater, „wenn Du denn gar so versessen auf die trostlose Geschichte bist, so sollst Du sie haben, Du mußt sie mir aber morgen, oder spätestens übermorgen zurückgeben, denn sie liegen schon zu lange bei mir im Haus."

„Nur bis morgen früh Papa."

„Bis dahin wirst Du sie auch herzlich satt bekommen."

„Und darf ich sie mir gleich holen?"

„Wenn ihr Mädchen euch einmal etwas in den Kopf gesetzt habt, so laßt ihr auch nicht locker," meinte der Vater kopfschüttelnd, „ich habe aber bis jetzt immer gedacht, es sei nur da der Fall, wo es sich um irgend ein Vergnügen oder um einen Putz handelt. Eine Sache aber, die Dich so wenig interessiren kann, wie trockene Akten —"

„Und bin ich nicht die Tochter eines Justizraths?" lächelte Elisabeth, „wie magst Du also glauben, daß mich ein derartiger räthselhafter Fall, der Deine ganze Arbeitskraft für lange Zeit in Anspruch genommen, nicht interessiren würde."

„Ihr seid selber Räthsel," sagte der Justizrath kopfschüttelnd, „und der Henker mag aus euch klug werden — wenn nur Käthchen zu Hause wäre — die wird Dich übrigens bei Deiner Lektüre nicht unterstützen."

„Nein, Käthchen schwerlich," sagte Elisabeth, „darf ich mit auf Dein Zimmer, Papa?"

„Na, so komm', Du kleiner Quälgeist," lachte der Vater, „denn eher gibst Du doch keine Ruh; das sag' ich Dir aber, Du mußt mir morgen ein Referat über das Gelesene geben, damit ich sehe, ob ich Dir wieder Akten zur Durchsicht anvertrauen darf —" und damit küßte er Elisabeth auf die Stirn und ging mit ihr in sein Studirzimmer, um ihr dort die verlangten Hefte auszuhändigen.

Achtes Kapitel.

Der Verdacht.

Der Justizrath stand gewöhnlich im Sommer, ja selbst bis spät in den Herbst um fünf Uhr auf und arbeitete, damit er, wie er sagte, seine Abende frei hatte, und nicht mehr bis spät in die Nacht hinein gedrängt würde. Er ging auch dafür ziemlich früh, und fast regelmäßig um zehn Uhr zu Bett, wie er denn überhaupt ein sehr geordnetes, fast etwas pedantisches Leben führte. Er hatte sich aber an diesem Morgen kaum seine heutige Arbeit zurecht gelegt und eben erst die Morgenpfeife gestopft und angezündet, als Elisabeth, die Akten unter dem Arm, zu ihm in's Zimmer trat.

„Aber Kind!" rief der Vater erstaunt, „schon auf? Du hast früh ausgeschlafen."

„Ich habe gar nicht geschlafen, Papa," sagte Elisabeth ruhig und legte die Akten auf den Tisch.

„Gar nicht geschlafen?" rief der Justizrath, „beim Himmel, Kind, wie siehst Du aus? Bleich und übernächtig — ich glaube wahrhaftig, Du hast seit gestern nicht einmal Deinen Anzug gewechselt."

„Nein, Papa," sagte die Tochter, „ich bin die ganze Nacht aufgeblieben."

„Die ganze Nacht? — über den Akten? — es ist unglaublich — und Du wirst krank werden. Sieh' Dich einmal im Spiegel."

Elisabeth sah wirklich sehr angegriffen aus — ihre Augen lagen tief in den Höhlen, ihre Wangen waren bleich und ihre Glieder selbst schien ein Zittern zu überfliegen.

„Mach' Dir keine Sorgen, Papa," sagte sie aber ruhig, „ich bin nicht krank — nur vielleicht etwas aufgeregt, denn ich habe die ganze Nacht gelesen."

„Die ganze Nacht?"

„Allerdings, und zwar die Akten zweimal durch, von Anfang bis Ende."

„Kind, das nimm mir nicht übel," sagte aber der Vater, „das wäre recht hübsch und lobenswerth von einem angehenden Praktikanten, aber daß Du das —"

„Hast Du einen Augenblick Zeit, mich anzuhören?"

„Dich anzuhören — Du weißt, mein Schatz, daß jetzt meine Arbeitsstunde ist. Können wir nicht, was Du mir zu sagen hast, beim Frühstück besprechen?"

„Was ich Dir zu sagen habe, ist kein Frühstücksgespräch, Papa — es betrifft den vorliegenden Fall."

„Ich verstehe Dich nicht," sagte der Justizrath, mit dem Kopf schüttelnd.

„Erinnerst Du Dich, daß Du gestern äußertest, es gebe Beispiele, wo lang verheimlichte Verbrechen nur durch einen Zufall an den Tag kämen?"

„Allerdings," nickte der Vater, „aber was hat das hiemit zu thun?"

„Willst Du mich ruhig anhören?"

„Setz' Dich, Kind, setz' Dich, Du bist so ernst und feierlich, daß ich fast selber neugierig auf Das werde, was Du mir mitzutheilen hast. Also was ist es? Bitte, sprich."

„Beantworte mir erst eine Frage, Papa," bat Elisabeth. „Ist es Sünde, auf einen vollkommen fremden Menschen den Verdacht irgend eines Verbrechens zu werfen, ohne ganz bestimmte Beweise dafür in Händen zu haben?"

„Mein liebes Herz," sagte der Vater, „wenn wir einmal ganz bestimmte Beweise in unseren verschiedenen Rechtsfällen hätten, so brauchten wir fast gar keine Untersuchung. Erst diese ergibt sie, und ein ausgesprochener Verdacht braucht den Betreffenden — wenn er wirklich unschuldig ist — noch immer nicht zu schädigen — ja im Gegentheil ist es viel besser, er wird laut, um entweder widerlegt oder bestätigt zu werden. Aber gegen wen hast Du Verdacht — denn etwas Derartiges scheint doch aus Deinen Reden hervorzugehen — und wie, in des Himmels Namen, kannst Du einen Blick in diese furchtbare Sache gethan haben, der Du doch bis jetzt vollkommen fern standest?"

„Ich weiß nicht, wie ich beginnen soll, Papa," sagte Elisabeth, während ein schwerer Seufzer ihre Brust hob, als ob es ihr am Athem fehle, „aber ich habe in der That einen Verdacht, doch so wild und unbestimmt, daß ich fast fürchte, Dir ihn mitzutheilen."

„Gut," sagte der Justizrath, „dann wollen wir den Beamten jetzt einmal bei Seite lassen — ich bin überdieß noch im Schlafrocke, Schatz — und dem Vater kannst Du Alles offen sagen, was Dich drückt. Auf wem also liegt Dein Verdacht?"

„Auf Herrn von Berger," sagte Elisabeth mit leiser, fast tonloser, aber doch vollkommen deutlicher Stimme.

„Alle Wetter!" rief der Justizrath und fuhr in seinem Stuhl empor, „Du bist kühn, Mädel, und greifst mitten hinein in die Masse, um Dir Deinen Mann herauszuholen. Was um Gottes Willen bringt Dich auf den, und wie steht er in der geringsten Verbindung zu dem Mord in Hoßburg?"

„Das weiß ich nicht, Vater — das Letztere wenigstens nicht. Aber höre mich. An demselben Tag — doch Du warst ja dabei, wie er erklärte, nie in Hoßburg gewesen zu sein."

„Allerdings — und dann kann er hier auch kein Verbrechen verübt haben — selbst wenn er dessen fähig wäre, was ich noch sehr bezweifle —"

„An demselben Tag," fuhr Elisabeth fort, „an welchem der Mord verübt worden, ja kurz nach der Zeit selbst, bin ich Herrn von Berger auf der Promenade hier begegnet."

„Hast Du ihn denn früher gekannt?"

„Nein — er fiel uns damals — mir wenigstens — auf, da er sehr anständig gekleidet, aber sein Beinkleid am Knie zerrissen war, was er gar nicht bemerkt haben konnte. Er trug ein in Papier geschlagenes Paket unter dem Arm, beides auffällig für einen anständig gekleideten Herrn. Gleich darauf nahm er eine Droschke und ich sah ihn erst in Bonn wieder."

„Und erkanntest ihn nach so flüchtigem Begegnen? Liebes Kind, kann das nicht ein Irrthum gewesen sein? Der Beweis ist allerdings zu schwach, um auch nur einen Verdacht darauf zu gründen."

„Er läugnete, daß er je in Hoßburg gewesen."

„Könntest Du beschwören, daß er es war?"

„— — Ich glaube, ja," sagte Elisabeth nach einigem Zögern, „aber höre weiter — er läugnete nicht allein, sondern er erschrak auch, als ich ihm sagte, ich erriethe seine Gedanken. Er hatte sich zufällig sein Beinkleid am Knie gerade so zerrissen, wie an jenem Morgen, und ich rieth das auf's Gerathewohl."

„Er erschrak?"

„Klara sowohl wie ich hatte es bemerkt, aber damals weiter nicht beachtet. Doch mehr noch als das: der kleine Bello, der Hund der alten Dame, hat dem Mörder ‚ein Loch in's Bein gebissen', wie Jeanette sagt — es war das Einzige, was ich aus ihr herausbringen konnte — jedenfalls nur in das Beinkleid, denn die Kleine fiel selber darauf, als ich mir gestern mein Kleid am Koffer zerriß."

„Und weil zwei Menschen das Nämliche passirt ist, soll der Zweite das Verbrechen des Ersten verübt haben?"

„Höre mich weiter. Zu den Akten sind zwei Briefe eines Mannes geheftet, der wunderbarer Weise denselben Namen führt: Berger. Er ersucht darin seine Cousine um eine Unterstützung."

„Berger? — Berger? — Ja, wahrhaftig, Du hast Recht — jetzt erinnere ich mich — aber ob das derselbe ist? Der Name kömmt doch gar zu häufig vor. Eine Menge Menschen tragen ihn."

„Der Vorname stimmt — wenigstens das F., mit denen sie gezeichnet sind. Herr von Berger in Bonn heißt Ferdinand."

„Hm — hm — und die Handschrift?"

„Das weiß ich nicht. Klara muß mir einen von seinen Briefen schicken."

„Und was bewiese das Alles, wenn wir nicht konstatiren können, daß er an jenem Tage wirklich hier gewesen ist?"

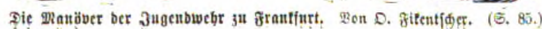
„Er hat seine Cousine um Geld gebeten, also war er arm, jetzt ist er reich."

Der Justizrath schüttelte noch immer mit dem Kopf. „Er hat sich durch Spekulationen in Paris viel Geld verdient, wie mich Freund Perler versichert."

„Er verkauft Diamanten," fuhr Elisabeth fort; „unter den Steinen aber, die er besitzt, sind ein paar unechte, und der Juwelier, der hier den Schmuck des alten Stiftsfräulein in Händen gehabt, sagt — nach den Akten — aus — daß einige unechte Steine dabei gewesen wären."

„Aber um Gottes Willen, woher weißt Du das Alles?" rief der Justizrath wirklich erstaunt aus.

„Nach jenem Abend,“ fuhr Elisabeth fort, ohne die Frage gleich zu beantworten, „war er verschwunden — ich habe ihn nicht wieder gesehen und muß gestehen, daß mir das auffiel. Geschäfte? Es ist das ein gefälliges Wort, und leicht vorgeschützt, aber damals, mit



Die Manöver der Jugendwehr zu Frankfurt. Von O. Fikentscher. (S. 85.)

keiner Ahnung eines solchen Verdachts, grübelte auch ich nicht weiter darüber nach. Er ist jetzt nach Paris und Brüssel, wer weiß, ob er je nach Deutschland zurückkehrt.“

„Und weiß er, daß wir in dem nämlichen Hause wohnen, in dem der Mord verübt ist?“

„Nein — wenn er überhaupt von dem Mord Kenntniß hat,“ sagte das junge Mädchen.

Der Justizrath war aufgestanden und ging, die linke Hand auf dem Rücken, in der rechten die Pfeife haltend, mit raschen Schritten in seinem Zimmer auf und ab.

„Das ist eine sehr — sehr merkwürdige Geschichte," murmelte er dabei zwischen den Zähnen durch, „sehr merkwürdig —"

„Aber, Papa, hast Du mir nicht gesagt, daß der Zufall manchmal —"

„Ach, ich rede nicht davon," sagte der Vater, „merkwürdigere Dinge sind schon vorgefallen, aber daß alle unsere Gerichte vergebens nach einer Spur gesucht haben, und daß da ein junges, unerfahrenes Mädchen — sehr merkwürdige Geschichte das — sehr merkwürdig in der That."

„Und was willst Du jetzt thun, Papa?"

„Ja, mein Kind, das ist sehr leicht gefragt, aber schwer beantwortet," sagte der Justizrath, indem er vor ihr stehen blieb, „was willst Du thun? — was kann ich thun, ehe wir nicht die wirkliche Identität zwischen den Beiden festgestellt haben?"

„Ich schreibe heute Morgen an Klara und lasse mir einen Brief von ihrem Bräutigam schicken."

„Unter welchem Vorwand?"

„Ich bin Autographensammler."

„Hm — hm," sagte der Justizrath und setzte seinen Spaziergang fort, „man liest jetzt so viel, daß das weibliche Geschlecht nicht allein beim Telegraphenwesen, sondern auch in den Druckereien verwandt werden solle — hm — hm — denke fast, daß es im Justizfach auch manchmal mit Nutzen anzustellen wäre."

„Und was willst Du jetzt thun, Papa?"

„Laß mir Zeit zum Ueberlegen, Schatz — alle Wetter, Mädel, die Justiz ist nicht darauf eingerichtet, daß sie Hals über Kopf einen Beschluß faßt, und das hier ist außerdem ein Casus, wo mit äußerster Vorsicht zu Werke gegangen sein will, denn im ungünstigen Fall kompromittire ich nicht allein eine anständige und mir befreundete Familie, sondern mich selber dazu — Berger — Berger — in der That, es ist merkwürdig, der Name stimmt in der That, und manches Andere würde vielleicht auch stimmen, aber — es ist ja doch gar nicht möglich, und Freund Paßwitz — hm, hm, hm — Jedenfalls müssen wir vorher wissen, ob jener Berger aus Bonn und der, welcher sich um Geld an das alte Stiftsfräulein gewandt hat, ein und dieselbe Person sind — nachher läßt sich ein Vorgehen entschuldigen, ja ist vielleicht geboten. Willst Du also schreiben?"

„Gleich heute, Papa — noch in dieser Stunde, denn wenn sich der furchtbare Verdacht bestätigt, so ist allerdings kein Tag Zeit zu verlieren, um Klara vor einem furchtbaren Schicksal zu bewahren."

Der Justizrath schüttelte noch immer mit dem Kopf. Die ganze Sache kam ihm so entsetzlich unwahrscheinlich vor, daß er sich noch nicht damit befreunden konnte, und trotzdem hatten die einzelnen Verdachtsgründe doch auch wieder gerade in ihrer Zusammenstellung einen gewissen Halt, den er als Kriminalist unmöglich unbeachtet lassen konnte. Keinenfalls war ein entscheidender Schritt eher zu unternehmen, ehe nicht die Handschrift jenes Berger eingetroffen.

„Gut, mein Kind," sagte er nach einer längeren Pause des Nachdenkens, in der er den Dampf seiner Pfeife in wahren Wolken von sich blies, „schreib — schreib umgehend, und dann wollen wir das Weitere berathen. Das versprich mir aber, Herz, sobald Du geschrieben und den Brief fortgeschickt hast, legst Du Dich zu Bette und schläfst mir, bis zum Mittagessen gerufen wird — wie?"

„Ich verspreche es Dir, Papa," sagte Elisabeth, küßte den Vater und verließ dann das Zimmer; der Justizrath aber schob all' seine anderen, für nothwendig gehaltenen Arbeiten bei Seite, und nahm die Akten jenes geheimnißvollen Raubmords wieder vor, die er von Anfang bis Ende noch einmal aufmerksam, und ohne sich dabei von irgend Jemanden stören zu lassen, durchstudirte.

(Fortsetzung folgt.)

Das achte Wunder der Welt.

Der Dom von Mailand.

(Bild S. 85.)

Deutsche Meister haben den gothischen Bau, den sie von Frankreich überkommen, in so herrlicher Weise fortgebildet, und nicht nur in der Heimat, sondern auch in der Fremde so großartige Bauten dieses Styls aufgeführt, daß man wohl nicht ganz ohne Berechtigung von deutschem Style sprechen konnte, namentlich da er dem deutschen Geiste so harmonisch war, daß wir noch heute gerne in ihm unser eigentliches Wesen wiederzufinden glauben. Auch das achte Wunder, wie man den mailänder Dom gerne nennt, stammt von einem Deutschen, Meister Heinrich von Gmünd. Recht lebendig schildert den Eindruck, den er auf den Beschauer macht, Schlüter in seinem prächtigen Buche „Aus und über Italien", das wir unsern Lesern nicht dringend genug empfehlen können. Mein erster Gang galt dem Dom. Ich ging um das kolossale Bauwerk langsam herum, und der erste Eindruck weckte lauter Staunen und Bewunderung. Wie ein schöngeformter Berg von weißlich grauem Marmor hob sich's aus dem großen Rund des Platzes weit über die hohen Gebäude ringsumher. Tausende von neugeputzten weißen Nischen, Spitzen, Thürmchen und Statuen ließen die Dachlinien in vielgezackten Windungen wie feine Eisgebilde der benachbarten Alpengletscher dahinlaufen, und der stolze schlanke Thurm schoß wie eine krystallisirte Marmorsäule mit seinen feinen Zierrathen zwischen ihnen in die Höhe. Leider fehlt die Einheit. Die Fassade hat in den Fenstern und Thüren griechische Säulen in der von den Römern aufgebrachten Art der Anwendung und das Chor übermäßig breite Bogenfenster. Vorne flache Balkenlage auf den Thürsäulen, an der Seite der Außenschiffe deutschgothische langgestreckte Spitzbogenfenster. Im Hauptschiffe voller Spitzbogenstyl, in einzelnen Seitenkapellen byzantinische Rundungen verschiedener Radien. Eines aber kann man dem Innern nicht abstreiten: die ergreifende Großartigkeit dieser hohen weiten Hallen, auf deren prächtigem Marmorboden sich die stets zahlreichen Kirchenbesucher wie Atome vor dem großen christlichen Gott verlieren, zu dessen Ehren dieser Tempel aufgeführt ist. Die prächtigen Glasmalereien rings umher verbreiten ein zauberhaft gefärbtes Halbdunkel und durch die halbverhüllten Fenster ergießt sich um die Altäre etwas Geheimnißvolles, was auf manches schwärmerische Gemüth von ergreifendem Eindrucke sein mag. Warum dieses Dumpfe und Trübe der Gottesverehrung an Stelle der Heiterkeit! Ich stieg hinab in die schöngebaute Krypta mit der Borromäuskapelle. Welche Menge von Gold, Silber, Marmor und Juwelen ist dort unter der Erde verschwendet, um das Grab des Heiligen zu schmücken, dessen Leib in einem aus silbergefaßten Bergkrystallen zusammengesetzten Sarge gezeigt wird! Schade, daß alle diese Herrlichkeiten und die wirklich oft künstlerisch schönen Silbergetriebe, in welchen berühmte mailändische Silberarbeiter früherer Jahrhunderte unentgeldlich Lebensmomente des heiligen Borromäus dargestellt haben, nur im Fackel- oder Kerzenscheine gesehen werden können. Tritt man aber wieder heraus aus dem Dome und überschaut das vom Lichte übergossene Marmorzauberwerk aus der Ferne, so kann man sich des Ausrufs nicht enthalten: Es ist ein Wunder, das seines Gleichen nicht hat!

Mädchen und Frauen in Amerika.

Von

F. v. Wickte.

Von allen gesellschaftlichen Verhältnissen in den Vereinigten Staaten ist es vorzüglich die Stellung der Frauen, welche dem Deutschen in's Auge fällt, weil sie so ganz anders ist, als bei uns. Wir verwahren uns, wenn wir es heute unternehmen, unsern Lesern ein Charakterbild aus der amerikanischen Häuslichkeit zu geben, dagegen, als beabsichtigten wir, die amerikanischen Zustände gerade als Musterzustände darzustellen. Der deutsche Leser mag sich selber seine Lehren daraus ziehen, und das Nützliche von dem Unmöglichen ausscheiden. Die Stellung der Frauen in Amerika liegt schon in der Natur der dortigen Institutionen begründet. Die Freiheit von jeder Beschränkung, die vollkommene Selbstbeherrschung, die Kenntniß der Welt und das Selbstvertrauen werden den Kindern mit der Geburt als Angebinde gegeben und sind fortwährend die Basis der Erziehung. Unsere Mädchen erhalten oft eine gar zu verschlossene, klösterliche Ausbildung, die sich auf Traditionen unserer Väter gründet, und in dem Uebergang vom Mädchen zur Frau

bekunden sie in vielen Fällen eine Zaghaftigkeit und Unwissenheit, die wir unter gleichen Verhältnissen in Amerika nie bemerken. Im ersteren Falle ist die Ehe nur eine Emanzipation von dem Zwang des Hauses und Lebens, und das Vergnügen wird selten den mütterlichen Pflichten geopfert. Die junge Frau und Mutter hört andererseits dort auf, in den kindischen Koketterien die Quelle des zukünftigen Glücks zu suchen. Sie tritt mit Eifer in die höheren Pflichten ein, nicht aus Entsagung oder Opferfreudigkeit, denn hiezu würde es triftiger Vernunftsgründe bedürfen, sondern aus dem praktischen Grunde versorgt zu sein und in der Erfüllung ihres weiblichen Berufs dem Mann, dem sie zugethan ist, Hülfe und Gefährtin zu werden. Sie verläßt die Tändeleien der Jugend und tritt in die Pflichten des reiferen Alters mit derselben Begierde ein, wie ihre Brüder mit den knabenhaften Spielen abbrechen und in's Geschäftsleben bringen, wo ihrer die ihnen angemessene Last wartet.

Tändelei — der Amerikaner sagt Flirtation — ist das Benehmen zweier jungen Leute verschiedenen Geschlechts, welche an einander Gefallen gefunden haben, die die Gesellschaft von einander suchen, einander kleine Aufmerksamkeiten erweisen, kleine Galanterieen, kleine Billete austauschen, ohne auch nur an Ehe zu denken. Alles, was ein Mädchen in diesem herrlichen Lande der jugendlichen Flatterhaftigkeit dazu nöthig hat, ist: hinreichend hübsch zu sein, um ihren Beau zu finden. Mag sie arm oder reich sein, es wird ihr dieselbe Huldigung zu Theil, und sie findet, so oft es ihr beliebt, Gelegenheit zum Tändeln in allen Ehren, denn es heißt dieß nicht Liebe, viel weniger aber noch unziemliche Vertraulichkeit.

Ich will meine Leser in das Haus eines vermögenden Kaufmannes in Philadelphia einführen. Es ist acht Uhr Morgens. Lucie tritt in's Eßzimmer, schlingt ihre weißen Arme um des Vaters Hals, küßt die Mutter zärtlich und nimmt am Tische unter der Geschwisterschaar Platz, die der Himmel ihr geschenkt hat. Lucie ist neunzehn Jahre alt und ein liebliches, blühendes Geschöpf, sie hat kohlrabenschwarzes Haar, dunkles Auge, eine Hand zum Malen schön, doch der Fuß ist nicht sehr distinguirt. Während sie behaglich ihren Thee schlürft und bemüht ist, mit ihren feinen Zähnen ein Stück rohen Beeffsteaks zu zermalmen, bringt die farbige Dienerin höchst respektvoll, sogar auf einem silbernen Teller, ein kleines Billet. Lucie liest das Billet und beantwortet es, und weder das Muster eines Vaters noch die gute Mutter denken daran, nach dem Inhalt der Botschaft zu fragen.

Nach dem Frühstück geht Lucie in ihr Zimmer, macht Toilette und erscheint mit einem Buche in der Hand im Parlour. Gleich darauf läutet's — die Dienerin öffnet die Hausthür und ein junger Mann mit lächelnden Mienen schreitet auf die junge Herrin zu, um die kleine Hand zu drücken. Sie setzen sich beide auf dasselbe Sopha und beginnen ihre Unterhaltung. Die beiden jungen Leute haben, wie man bei uns sagt, ein kleines Techtel-Mechtel, was wir dahin auslegen, daß sie seit gestern, seit ein oder mehreren Wochen eine Tändelei mit einander haben. Da kommt der Vater plötzlich in's Zimmer, — kaum sieht er aber das junge Paar bei einander sitzen, als er sich sofort zurückzieht, überaus beschämt, so indiskret gewesen zu sein. Obgleich in der angenehmen Unterhaltung unterbrochen, eilt die stets liebenswürdige Lucie dem Schöpfer ihrer Tage nach, bringt ihn zurück und stellt ihn ihrem Freunde vor. Ist nun der Zwang, den die Gegenwart eines Vaters auf die Unterhaltung ausübt, auch noch so gering, sie beginnt zu stocken oder für Lucie langweilig zu werden, sie holt deßhalb Hut und Sonnenschirm und mit einem artigen Adieu gegen ihren Vater verschwindet sie mit ihrem Galan.

Ist es aber ein Ballabend, so erscheint Luciens Triumph in vollem Glanz. Vom frühen Morgen an schon kommen die Bouquets massenweise in's Haus; Lucie muß unter ihnen wählen. Für einen Glücklichen werden zehn unglücklich. Was thut's, Lucie braucht nicht lange zu zaudern. Aus den Uebrigbleibenden wird um das Ballkleid eine Guirlande gemacht, und das Bouquet des Auserwählten — ihres Beaus der für den Augenblick Sieger in ihrem Herzen blieb, hat den ganzen Abend zwischen Hand und Lippe zu wandern. Ein junges Mädchen, das sich einer solchen kleinen Tändelei hingibt, hat nicht viel Vergnügen auf dem Ball, ihre ganze Zeit gehört dem Beau. Lucie tanzt nur mit Robert, sie spricht nur mit ihm, lächelt nur ihm zu. Nach ihrem Beispiel hat jedes junge Mädchen ihren Robert, ein Arrangement, welches einen Ball in Amerika zu einer Gesellschaft von Paaren macht, und diese plaudern in trautem tête-à-tête. Papa's und Mama's sind auf diesen Bällen strenge verpönt, — die müssen das Haus hüten, können früh in's Bett gehen und von dem Triumphe ihrer Tochter träumen. Die jungen Frauen fügen sich demselben Gesetz und wiegen den jüngsten Sohn in Schlaf, denn auf die Bälle können sie nicht, wie in die Theater und Konzerte, die lieben Kleinen mitnehmen. Was sollten sie auch auf dem Ball? Tändeln können sie doch nicht mehr.

Jetzt ist's aber zwei Uhr Morgens, und das junge Blut will auch Ruhe haben. Froh geht's dem Heimweg zu, — sie steigen in denselben Wagen. Aber welches der zärtlichen Paare soll man zuerst absetzen? Jedes Mädchen will die letzte sein — sie haben einander ja noch so viel zu sagen. Und wie nett ist es, noch im Ballkleide ein Bischen in der Stadt umherfahren — der offene Wagen, der kalte Winter thut nichts!

So lebt Lucie; sie tanzt und tändelt den Winter durch in Philadelphia, — sie tanzt und tändelt im Sommer in New-York oder Saratoga, denn Vater oder Mutter muß ja die Badekur gebrauchen. Aber die Jahre kommen, und Lucie ist so glücklich als Mädchen, daß sie ganz vergessen hat zu heirathen; sie hat nicht daran gedacht, daß sie schon fünf Jahre getändelt hat. Sie ist noch reizend, ihre Augen strahlen im hellen tiefen Glanz; ihre Farbe hat nichts von ihrer Frische verloren, noch hat sie dieselbe Zahl Bouquets zu ihren Bällen. Da erwacht sie eines Morgens in übler Laune, — sie hat schlecht geschlafen — es hat ihr vom Ehestand geträumt. Der Traum gibt ihr Ursache zum Nachdenken, — sie überblickt ihr Leben, sie überzählt die vielen kleinen Tändeleien, welche ihre Laufbahn krönen und erschreckt zuletzt über die Vergangenheit. Sie will nicht als alte Jungfer sterben; ihr Entschluß steht fest — sie wird heirathen. Zum Glück ist das Herz, welches sie nur verleihen wollte, verschenkt, und der Gatte wird bald sich präsentiren. Diese Gedanken beschäftigten sie für mehrere Tage, und eines Abends hielt sie es für passend, nach dem Thee mit ihren Eltern zu reden. — Lucie. „Nebenbei gesagt, liebe Eltern, ich werde mich verheirathen." — Vater und Mutter. „Freut uns zu hören — können wir den Gegenstand wissen?" — Lucie. „Es ist Mr. A." — Eltern. „Wir kennen ihn nicht." — Lucie. „Ich werde ihn euch vorstellen; es ist ein netter Mann, und macht sein Geschäft mit China." — Eltern. „Es scheint uns eine gute Partie zu sein." — Lucie. „Ich liebe ihn — er liebt mich und er hat hunderttausend Dollars." — Eltern. „Du hast gut gewählt, liebes Kind."

Und Lucie heirathet den Mann ihrer Wahl, und von Lucie, der Kokette, Lucie der leichten und frivolen ist nichts mehr vorhanden. Sie ist glückliche Gattin, Frau ihrem Manne, liebevoll gegen ihre Kinder. Und in diesem veränderten Leben ist sie zufrieden und glücklich. Sie sucht ihre Freude nicht in den hunderttausend Dollars, welche sie etwas laut ihrem praktischen Vater in's Ohr flüsterte. Sie liebt den Mann seiner selbst wegen und nicht wegen seines Geldes; sie kleidet sich mit Sorgfalt, seiner Stellung angemessen — und wenn dieser Mann arm gewesen wäre und sie hätte ihm helfen müssen zu verdienen? — Sie hätte ihn auch genommen!

Obgleich das Geld dort drüben der Haupthebel alles Strebens ist, Lucie und ihre Freundinnen schlagen es nicht hoch an. Ihre Qual ist nur, bis sie passend gewählt haben.

Fliegende Blätter.

Eine interessante Beobachtung. Ich habe in Zuständen größter Reizbarkeit bemerkt, sagt H. Scheffler, daß die Thätigkeit der einzelnen Sinne mit der Bewegung gewisser Glieder oder mit der Neigung dazu, im Allgemeinen also mit einer Affektion gewisser Bewegungsnerven verbunden ist. Namentlich werden die einzelnen Finger der Hand affizirt, und zwar bei der Thätigkeit des allgemeinen oder Empfindungssinns der Daumen, beim Hören der Zeigefinger, beim Schmecken der Mittelfinger, beim Riechen der Goldfinger und beim Sehen der kleine Finger, welche sich bei dieser Sinnesthätigkeit aufzurichten oder zu recken streben.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 60:

Neuere Poeten thun viel Wasser in die Tinte.

Des Bürgermeisters schwerster Tag, oder die Durchreise des Fürsten.

Von **Stauber.**



Die Anrede ist göttlich! der Stadtschreiber ist ein Genie! der Fürst muß wahnsinnig werden vor Rührung.



Fürstliche Durchlaucht! dreiunddreißig Jahre sind es nun, daß uns das letzte Mal das höchste Glück — — —



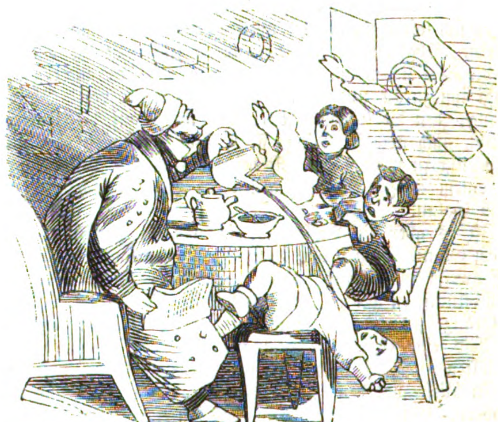
Dreiunddreißig Jahre schwelgten wir in dem stolzen Bewußtsein, daß unser gnädigster Landes — Fürst hier durchzureisen geruhten.



Dreiunddreißig Jahre vertrösteten wir unsere Kinder, — daß ihnen einmal noch die Sonne leuchte, wo sie das höchste Antlitz —



Und seit dreiunddreißig Jahren ersehnte auch ich den Augenblick, wo — — —



Seit diesen dreiunddreißig Jahren schönster Harmonie hat zwar der Tod, der Unerbittliche, zweimal den Thron geleert — —

(Fortsetzung folgt.)



Julia Goodwin wird Lionel Westford's Beschützerin. (S. 95.)

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von E. Braddon.

(Fortsetzung.)

Sechzehntes Kapitel.

Es war eine schwere Probe, die der armen Violette bevorstand. Welcher fremdartigeren Gesellschaft konnte wohl ein junges, wohlerzogenes und an Häuslichkeit gewöhntes Mädchen begegnen, als der excentrischen Welt, die man hinter den Coulissen der großen londoner Theater findet?

Der Thürsteher von Drury Lane empfing die Karte und wies nach einigen mehr oder weniger groben Aeußerungen einen schmutzigen Knaben an, Violetten auf die Bühne zu führen, wo der Direktor sich befinde. Die arme Violette war im höchsten Grade erstaunt bei dem Anblicke der vielen dunklen Gänge, durch die ihr Führer sie geleitete. Nur hie und da drang ein Lichtstrahl in das große Gebäude und überall herrschte ein widerlich moderiger Geruch.

Endlich traten Beide in einen Winkel, wo viele Männer und Frauenzimmer, meistens in dürftiger Kleidung, neben einem Haufen hoch aufgeschichteter Dekorationen versammelt standen. Sie gehörten der untersten Klasse der Schauspielergesellschaft an und waren meistens nur schlecht bezahlte Statisten. Unter den Frauenzimmern, welche in einzelnen Gruppen auf und ab gingen, bemerkte Violette mehrere, deren Anzug für Personen höheren Standes passend gewesen wäre. Manche derselben waren auch sehr hübsch und blickten verächtlich auf die dürftigen Trauerkleider der Fremden. Unter diesen verschiedenen Gruppen mußte Violette längere Zeit warten, bis es dem Direktor gefiel, zu ihr zu kommen.

Letzterer war sehr eifrig beschäftigt, lief bald nach dieser, bald nach jener Seite der großen Bühne, ertheilte überall Befehle, tadelte und lobte, je nach Umständen, beantwortete Fragen, untersuchte die Dekorationen und schien zehn verschiedene Dinge zu gleicher Zeit zu verrichten, so schnell ging er von einem Gegenstande auf den anderen über.

Allmälig gewöhnte sich Violettens Auge an das Halbdunkel der Bühne, welche nur durch eine Reihe Lampen am Proscenium erleuchtet wurde. Als sie im Stande war, die sie umgebenden Gegenstände besser zu erkennen, wurde ihr die Seltsamkeit ihrer Lage deutlicher. Die Frauenzimmer in den eleganteren Toiletten betrachteten sie fortwährend mit verächtlicher Miene, und eine derselben redete sie endlich an.

Sie war schön, hatte einen jüdischen Gesichtsschnitt, schwarze Augen und war noch auffallender gekleidet als die Anderen. Ihr Kleid von schwarzer Seide, mit breiten Spitzen besetzt, schleppte auf dem schmutzigen Fußboden des Theaters nach. Ueber demselben trug sie einen kostbaren Spitzenshawl, und ein seltsam verzierter kleiner Hut schmückte ihren Kopf. Aus den dunklen Augen leuchtete ein finsterer Blick, und ihre Züge, obgleich regelmäßig, hatten etwas Hektisches. „Sind Sie engagirt?“ fragte sie Violetten. „Denn wenn Sie es nicht sind, dürfen Sie sich hier nicht aufhalten. Fremden ist es nicht gestattet, die Bühne zu betreten.“ — „Ich befinde mich hier, weil ich hierher bestellt wor-

den bin," erwiederte Violette ruhig und kalt. — „Wer hat Sie bestellt?" — „Mr. Maltravers." — „O, in der That!" rief die Jüdin. „Dann sind Sie vermuthlich engagirt?" — „Ich glaube." — „Wofür?" — „Um in dem neuen Ballet aufzutreten."

Die Jüdin wurde feuerroth und ein zorniger Blick schoß aus ihren Augen hervor.

„Wie?" rief sie. „Doch nicht etwa, um die ‚Königin der Schönheit' in dem großen Tableau darzustellen?" — „Das hat mir wenigstens Mr. Maltravers gesagt." Die Jüdin schlug ein lautes Gelächter auf, aber in dem Tone desselben lag etwas Höhnisches. In dem goldenen Tempel als die Verkörperung alles Dessen, was schön ist, zu paradiren und der Hauptanziehungspunkt für alle Blicke der Zuschauer zu sein, — das war das Ziel, nach dem Esther Vauberg's Ehrgeiz gestrebt hatte. Sie war allerdings die Schönste unter den Schauspielerinnen des Theaters und hatte mit Gewißheit darauf gerechnet, für diese Rolle erwählt zu werden. Als sie daher sah, daß dieselbe einer Fremden übertragen werden sollte, lief sie zu Mr. Maltravers und beklagte sich bitter über die ihr absichtlich zugefügte Beleidigung.

Der Direktor war jedoch ein vollendeter Weltmann und wußte das ihm untergebene Personal richtig zu behandeln. Er zuckte die Achseln, machte der schönen Jüdin einige Komplimente und sagte, daß er ihrer zu einer anderen Rolle bedürfe und daß er für die ‚Königin der Schönheit' durchaus eine fremde Person haben müsse. Sein wahrer Beweggrund bestand jedoch darin, daß er der Meinung war, Esther's Schönheit sei zu sehr im Abnehmen begriffen. Alle Besucher des Theaters kannten sie, und obgleich sie noch schön war, mußten sie doch ihrer müde geworden sein. Mr. Maltravers hatte einen Kennerblick und suchte deßhalb eine Schönheit, deren größter Reiz in Jugend und Unschuld bestand. Aus diesem Grunde war er von Violettens Erscheinung so lebhaft gefesselt worden. Er verließ die Bühne und begab sich zu Violetten. „Guten Tag, mein liebes Kind," sagte er mit einer gewissen Vertraulichkeit, die jedoch nichts Verletzendes hatte, „ich freue mich, Sie zu sehen. Sie sind also entschlossen, das Engagement anzunehmen?" — „Ja, mein Herr." — „Gut, so gehen Sie nach der Garderobe, wohin man Ihnen den Weg zeigen wird, und ersuchen Sie Mrs. Clement, Ihnen das Maß zu nehmen. Bringen Sie ihr dieses," fügte er hinzu, ein paar Worte auf die Kehrseite einer Karte kritzelnd. „Mrs. Clement weiß genau, was zum Kostüm gehört. Eilen Sie zu ihr, sie ist eine gute Frau." Ehe Violette antworten konnte, war Mr. Maltravers wieder mitten auf der Bühne und mit den Maschinisten beschäftigt. Ein junges, einfach und anständig gekleidetes Mädchen, mit freundlicher Miene und sanfter Stimme, erbot sich, sie nach der Garderobe zu führen.

Es war ein langer Weg über endlose Treppen, aber endlich erreichten sie einen großen Saal, der von einem Ende zum andern mit Kleidungsstücken aller Art, Stoffen, Bändern und dergleichen Dingen angefüllt war. Etwa zwanzig Personen waren hier in voller Thätigkeit, und zu einer derselben wurde Violette geführt.

Mr. Maltravers' Karte verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Garderobenfrau verließ ihre Arbeit und nahm Violetten das Maß zu dem neuen Kostüm. Sie war entzückt von dem jungen Mädchen und sagte ihr, daß sie sich vortrefflich in dem Kostüm ausnehmen werde, welches aus einem mit Sternen besäeten Kleide von Silberstoff und einem Mantel von rosafarbenem Krepp bestehe. „Das Kostüm paßt ausgezeichnet zu Ihrem schönen Teint," fügte sie hinzu, „und ich werde keine Mühe scheuen, denn ich weiß, wie sehr es Mr. Maltravers am Herzen liegt, daß der Tempel der Schönheit einen recht glänzenden Erfolg habe."

Für Violetten klangen diese Reden höchst befremdend. Schon dachte sie mit Schrecken an ihr erstes Auftreten vor dem Publikum, allein für ihre theure Mutter und ihren Bruder hätte sie sich noch peinlicheren Aufgaben unterzogen.

Als sie wieder zu der Bühne hinabstieg, begegnete ihr Mr. Maltravers, welcher ihr sagte, daß sie am folgenden Morgen um zehn Uhr zur Probe des neuen Ballets wieder kommen solle. „Apropos, welchen Namen soll ich auf den Zettel setzen?" fragte er. „Sie haben mir Ihren Namen nicht gesagt." — „Mein Name ist West—." Violette hatte angefangen, ihren Namen auszusprechen, hielt aber plötzlich inne, indem es ihr einfiel, daß die niedrige Stellung, welche sie einnehmen sollte, einen nachtheiligen Schatten auf den Namen ihres Vaters werfen könnte. Der Direktor schien ihre Bedenken zu errathen. „Sie haben nicht nöthig, mir Ihren wirklichen Namen zu nennen," sagte er in freundlichem Tone, „es steht Ihnen frei, einen anderen anzunehmen. Viele Schauspielerinnen und Tänzerinnen führen einen falschen Namen. Meistens haben sie Eltern oder Freunde, welche ihr öffentliches Auftreten nicht gern sehen." — „Sie sind sehr gütig," versetzte Violette. „Ich wünschte allerdings nicht, daß meine Stellung hier bekannt würde. Ich ehre die dramatische Kunst und die Künstler, aber da meine Stellung eine sehr unbedeutende ist, so würde es mir lieb sein, wenn mein Name verschwiegen bliebe. Sie können mich ja Watson nennen, wenn es Ihnen recht ist." — „Ganz recht, mein liebes Kind, so sei es. Sie werden hier den Namen Watson führen." Violette dankte dem Direktor für sein freundliches Benehmen und ging leichteren Herzens nach Hause, als sie es in den vorhergehenden Tagen gethan hatte, denn sie hatte jetzt die Gewißheit, ihren Theuren einige Unterstützung leisten zu können. Ihre Mutter fand sie bei der ewigen Arbeit, die ihr so viel Mühe machte und so wenig einbrachte. Klara empfing die Tochter mit zärtlichem Blicke, aber Lionel saß, den Kopf in die Hände gestützt, mit völlig entmuthigter Miene am Tische. „Sprich mit Deinem Bruder, Violette," sagte die Mutter, einen traurigen Blick auf das kummervolle Gesicht des Sohnes werfend, „sprich mit ihm, mein Kind, und suche ihn aufzurichten. Auf meinen Zuspruch will er nicht hören." Der junge Mann ließ die Hände sinken und enthüllte sein Gesicht. „Liebe Mutter," rief er, „ich bitte Dich, sage das nicht. Wie könnte ich mein Ohr dem verschließen, was aus Deinem Munde kommt? Aber ich kann diese gezwungene Unthätigkeit nicht länger ertragen. Seitdem ich auch keine Kopistenarbeit mehr zu verrichten habe, ist es mir, als müßte ich wahnsinnig werden. Schrecklich ist es mir, Dich bei dieser mühsamen Arbeit zu sehen und zu wissen, daß Violette ihr hübsches Gesicht einer dummen Volksmenge für Geld zeigen muß, während ich, ein kräftiger und gebildeter Mann, genöthigt bin, das Brod zu essen, das die schwachen Frauen auf solche Weise verdient haben! Es ist zu hart, Mutter!" — „Lionel," sagte Violette in einem liebend vorwurfsvollen Tone, „wie kannst Du uns mit solchen Reden quälen?" — „Ich ertrage diese Lage nicht länger!" rief der junge Mann, plötzlich aufstehend. „Noch einen Versuch will ich machen, so unwahrscheinlich auch der Erfolg ist. Du erinnerst Dich wohl, liebe Mutter, daß man früher, als ich noch ein Gentleman war, meine Zeichnungen bewunderte und meinte, ich hätte ein Künstler werden sollen? Nun will ich sehen, ob ich jetzt, wo ich arm bin, wo man mir nicht mehr schmeichelt, mit diesem Talent mein Brod verdienen kann." Er stieß ein gellendes Lachen aus, ein Lachen, das, von jugendlichen Lippen kommend, doppelt schrecklich ist, das Lachen eines Menschen, der die Leere scheinbarer Freundschaft, die Falschheit in den Lobsprüchen der Schmeichelei erkannt hat.

In einer Ecke des Zimmers stand eine Zeichenmappe an der Wand. Lionel legte dieselbe auf den Tisch, öffnete sie und begann mehrere Zeichnungen auszuwählen. „Was hast Du im Sinne, Lionel?" fragte die Mutter ängstlich. — „Habe ich Dir nicht gesagt, Mutter, daß ich mein Talent als Künstler auf die Probe stellen will? Die Freunde meines Vaters überschütteten mich ehemals mit Lobeserhebungen, als sie noch seinen Wein tranken und seine Diners besuchten; jetzt will ich sehen, was die Kaufleute dazu sagen, die Leute, welche ihr Geld nur für wirklich gute Arbeit geben!"

Der junge Mann wählte einige Aquarellen und mehrere Federzeichnungen aus, die sämmtlich als Beweise von Talent gelten konnten, schob sie in einen Papierumschlag, den er in eine alte Mappe legte, und trat zu seiner Mutter und Schwester, welche er Beide küßte. „Ihr haltet mich für sehr unliebenswürdig, meine Theuren," sagte er, „aber glaubet mir, mein Schmerz ist zu groß. Wünschet mir einen guten Erfolg zu meinem Unternehmen." — „Den wünsche ich Dir von ganzem Herzen, Lionel," versetzte die Mutter in ernstem Tone, „aber vergiß nicht, daß Du in Glück und Unglück uns immer theuer bist. Lasse nie der Verzweiflung Raum in Deinem Herzen. Ich habe den besten Gatten verloren, der je das Leben einer Frau beglückt hat, und dennoch habe ich, wie Du siehst,

mich nicht von der Verzweiflung hinreißen lassen.“ Während dieser Worte flossen reichliche Thränen aus Klara Westford's Augen. Sie erwähnte selten des ihr so theuren Verlorenen, denn der Schmerz um ihn schien ihr zu heilig, um selbst in Gegenwart ihrer Kinder in Worte gefaßt werden zu können.

Siebenzehntes Kapitel.

Lionel entfernte sich mit seiner alten Mappe unter dem Arme. Es fiel ein feiner, durchdringender Regen, und er befürchtete, daß seine Zeichnungen darunter leiden möchten.

Nie waren ihm die Straßen von London trauriger und düsterer erschienen, als an diesem Tage; nur langsam schritten die Fußgänger über die schlüpfrigen Trottoirs dahin. Es war einer von denjenigen Tagen, an denen nur Arme und Leute, die es nöthig haben, den Fuß aus dem Hause zu setzen.

Lionel passirte die Waterloobrücke und erreichte den Strand, jenen Mittelpunkt aller Geschäfte, wo sich die Menge selbst beim schlechtesten Wetter drängt. Von hier aus ging er nach Regentstreet weiter, und während er langsam diese breite Straße entlang wandelte, stieg ein mehr als bitteres Gefühl in ihm auf, und zwar in Folge des Anblicks der dort aufgestapelten Reichthümer und der stolz dahin rollenden glänzenden Equipagen, deren an diesem Tage besonders viele sichtbar waren.

Er trat in den Laden eines fashonablen Gemäldehändlers. An diesem Tage war das Lokal verhältnißmäßig leer, und er konnte sich deßhalb sogleich an den Kaufmann wenden, welcher, hinter dem Ladentisch stehend, damit beschäftigt war, einige Kupferstiche bei Seite zu räumen.

Nach einigen einleitenden Worten öffnete Lionel seine Mappe. Der Kaufmann betrachtete die Zeichnungen mit großer Aufmerksamkeit. „Diese Arbeiten verrathen viel Geschicklichkeit und Talent,“ sagte er, „aber leider kann ich keinen Gebrauch davon machen, da ich ähnliche Skizzen von namhaften Künstlern in zu großer Menge vorräthig habe.“ Lionel wurde leichenblaß, denn er sah seine letzte Hoffnung schwinden. „Aber könnten Sie mir nicht Beschäftigung irgend einer Art geben?“ fragte er mit fieberhafter Angst. „Vielleicht glauben Sie, ich beanspruche zu hohe Preise, allein Gott weiß, daß das nicht meine Absicht ist. Ich will Ihnen gern für den allerniedrigsten Preis arbeiten und unermüdlich damit fortfahren. Nur um Gelegenheit zur Arbeit bitte ich Sie!“ Der Kaufmann schüttelte mit sehr entschiedener Miene den Kopf. „Das ist ganz unmöglich,“ erwiederte er. „Ich habe von diesen Artikeln mehr Vorrath, als ich in einem ganzen Jahre verkaufen kann. Die Albums sind nicht mehr in der Mode.“ — „Aber vielleicht könnte ich etwas Bedeutenderes für Sie malen?“ — „Ich würde es nicht absetzen können, junger Mann,“ entgegnete der Kaufmann. „Sie müßten erst einen gewissen Ruf als Maler erlangt haben, ehe ich Ihre Arbeiten verkaufen könnte.“ Lionel machte seine Mappe zu und wollte sich entfernen, mit dem bittern Schmerz im Herzen, den nur Diejenigen ermessen können, welche sich in einer ähnlichen Lage befunden haben. Sein Gesicht war bleich, seine Lippen fest geschlossen, und ein düsteres Feuer leuchtete aus seinen Augen. In dem Augenblicke, als er sich vom Ladentische abwandte, stand er einer Dame gegenüber, deren wunderbare Schönheit ihn vollkommen blendete.

Nie hatte er ein so reizendes Antlitz gesehen. Es war keine Schönheit von englischem Typus. Die großen, glänzend schwarzen und dabei so sanften Augen deuteten eher auf einen spanischen Ursprung hin, den der schöne Teint mit seinem olivenartigen Anfluge und das dunkle üppige Haar zu bestätigen schienen.

Die Kleidung dieses reizenden Wesens entsprach der Schönheit desselben. Sie trug ein smaragdgrünes Sammetkleid von einfachem Schnitte, das sich dem vollen Busen und den zartgeformten Armen eng anschloß. Ein werthvoller Kaschemirshawl lag nachlässig auf den Schultern und ließ den schönen Hals unbedeckt.

Das war die weibliche Erscheinung, vor der Lionel stand, als er sich mit Verzweiflung im Herzen von dem Kaufmann abgewendet hatte. Geblendet betrachtete er sie einen Augenblick lang und ging dann an ihr vorüber, um den Laden zu verlassen und sich ihrem Einflusse zu entziehen. Was hatte er mit einem solchen Wesen zu thun, das augenscheinlich der Sprößling eines hohen Hauses und im Ueberfluß erzogen war, während er zur Klasse der Bettler, der ausgestoßenen Parias gehörte?

Schon hatte er die Ladenthür in der Hand, als die schöne Dame ihm zu seinem größten Erstaunen folgte und leicht die kleine Hand auf seinen nassen Rock legte. Die Bewegung war schnell, und die zarten Finger berührten ihn so leise, wie der Flügel eines Schmetterlings, aber dennoch überlief ein Beben seinen ganzen Körper. „Gehen Sie noch nicht,“ sagte ihre melodische Stimme; „es wäre mir lieb, einige Augenblicke mit Ihnen sprechen zu können.“ — „Ich stehe Ihnen ganz zu Diensten!“ war seine Antwort. Ihnen ganz zu Diensten! Wie matt ihm diese Worte erschienen, sobald er sie ausgesprochen hatte! Sie war zwar nur eine Fremde für ihn, deren Schönheit ihn an diesem Tage zum ersten Male geblendet hatte, aber dennoch fühlte er, daß er gern sein Leben hingegeben haben würde, um ihr dienen zu können. Den Hut in der Hand, blieb er stehen und erwartete, was sie ihm zu sagen habe. Wenn er jedoch verlegen war, so war auch sie es nicht minder. Hohe Röthe bedeckte ihr Gesicht, und die seidenen Wimpern senkten sich über ihre glänzenden Augen. Es war aber nur Mitleid, was ihr Herz bewegte und sie gedrängt hatte, Lionel anzureden — das edelste aller Gefühle einer weiblichen Brust! Sie hatte die Bitte gehört, welche er an den Kaufmann gerichtet, und an seinem Ton und seinen Manieren erkannt, daß er ein Mann von Bildung und Stande und nicht an den schweren Kampf um das tägliche Brod gewöhnt sei. Sie hatte den Ausdruck der Verzweiflung in seinem bleichen Gesichte gesehen, und ihr tiefes weibliches Gefühl den Entschluß in ihr erweckt, ihm zu helfen, wenn es möglich sei. „Sie suchen Beschäftigung?“ sagte sie mit unsicherer Stimme. — „Ja, ich bedarf deren sehr.“ — „Und die Art derselben würde Ihnen gleichgültig sein, sofern sie nur gut bezahlt würde?“ — „Ganz gleichgültig!“ rief Lionel. „Ich würde die schwerste Arbeit verrichten, ich würde Alles thun, was ein ehrlicher Mann thun darf, um für Diejenigen Brod zu schaffen, die ich liebe.“ — „Für Diejenigen, die Sie lieben?“ wiederholte die junge Dame. „Vielleicht haben Sie eine junge Frau und Kinder, die des Beistandes bedürfen?“ — „O nein, ich habe keine Frau, die mir meine Armuth vorwerfen könnte, auch keine Kinder, die mich weinend um Brod bitten. Diejenigen, von denen ich spreche, sind meine Mutter und meine Schwester. Sie würden mich gern von ihrem dürftigen Erwerbe ernähren, allein das ist zu bitter!“ — „Ich glaube, ich kann Ihnen eine einträgliche Beschäftigung verschaffen,“ sagte die junge Schönheit mit noch immer etwas zitternder Stimme, „wenn die Art derselben Ihnen zusagt.“ — „Wie könnte sie mir nicht zusagen!“ rief Lionel. „Ich bitte Sie, sprechen Sie und befehlen Sie über mich, denn ich bin zu Allem bereit.“ — „Ich habe einen einzigen Bruder,“ erwiederte die junge Dame, „der ein ähnliches Talent besitzt, wie Sie. Er ist jetzt auf der Reise. Alles, was sich auf ihn bezieht, ist mir heilig. Als er abreiste, ließ er viele Skizzen von seiner Hand zurück, die für ihn keinen Werth hatten, aber um so werthvoller für mich sind, weil sie mich an die glückliche Zeit erinnern, in der wir noch beisammen und nicht durch unglückliche Umstände getrennt waren. Ich wünschte nun sehr, daß diese Skizzen von Jemand geordnet würden, der den erforderlichen künstlerischen Geschmack besitzt. Unser Landhaus ist sehr groß, und ich zweifle nicht, daß mein Vater bereit sein wird, Sie für die zur Ausführung der Arbeit nöthige Zeit darin aufzunehmen. Ich werde ihn ersuchen, deßhalb an Sie zu schreiben, wenn der Vorschlag Ihnen gefällt. Einstweilen bitte ich Sie, meine Karte anzunehmen.“ Bei diesen Worten öffnete sie eine kleine, schön geschnitzte Schreibtafel von Elfenbein und überreichte Lionel die Karte, welche folgenden Namen trug:

Miß Goodwin,

Wilmingdonhall, Hertshire.

„Miß Goodwin, von Wilmingdonhall!“ dachte Lionel erbebend, betrachtete die Karte starr und wich unwillkürlich einige Schritte vor seiner schönen Gefährtin zurück. „Sie müssen meinen Vater kennen,“ sagte sie, „denn alle Welt kennt ja den Bankier Goodwin.“ Lionel versuchte einige Worte hervorzubringen, allein sie blieben unverständlich.

Die Tochter von Rupert Goodwin! Diese junge Dame, deren wunderbare Schönheit ihn so sehr bezaubert hatte, welche seine Wohlthäterin werden wollte, war die Tochter Rupert Goodwin's, des unbarmherzigsten Feindes seiner Mutter! Konnte er von der Familie dieses Mannes eine Gunst annehmen? Aber wie konnte er auf der andern Seite die eben erst so edelmüthig angebotene und von ihm so dankbar angenommene Hülfe jetzt plötzlich wieder zurückweisen? Die Karte in der Hand haltend und starren Blickes den Namen betrachtend, schwieg er längere Zeit, während in seiner Brust ein furchtbarer Kampf wüthete. Was sollte er thun? Sollte er, der des Beistandes so sehr bedürftig war, ihn um gewisser Gefühle willen ablehnen, die vielleicht nur aus Vorurtheilen entsprangen? Er dachte an seine Mutter, die aus ihrem schönen Wohnsitze vertrieben worden war, und versuchte zu glauben, daß Rupert Goodwin nur so gehandelt habe, wie jeder andere Geschäftsmann an seiner Stelle gehandelt haben würde. Allein die Erinnerung an jenes Haus war zu lebhaft in ihm, und seit langer Zeit hatte er den Bankier nur als seinen bittersten Feind betrachtet. Dennoch vermochte er es nicht über sich, den von der Tochter angebotenen Beistand zurückzuweisen, denn er war zu sehr bezaubert von ihrer Schönheit, und die Bilder seiner Mutter und Schwester erblichen vor ihr. Von den widerstreitendsten Gefühlen erfüllt und unfähig, einen Entschluß zu fassen, blieb er vor der jungen Dame wie ein Wesen stehen, das sich unter dem Einflusse eines Zaubers befindet. „Soll ich meinen Vater bitten, über die Bedingungen und die anderen Punkte des Uebereinkommens an Sie zu schreiben?" fragte die sanfte Stimme. „Und sind Sie bereit, das Ordnen der Skizzen zu übernehmen?" — „Ja, ich stehe Ihnen zu Diensten, ich will Alles thun, was Sie wünschen," erwiederte Lionel. — „Sie sind sehr gütig. An welche Adresse soll mein Vater seinen Brief richten?" Nach einigem Zaudern bezeichnete der junge Mann ein Postbureau in der Nähe seiner Wohnung. Julia Goodwin schrieb die Adresse auf die Kehrseite einer Karte mit einem kleinen, in Gold gefaßten Bleistift und fragte dann: „Und der Name?" — „Lewis Wilton," antwortete Lionel nach wiederholtem Zaudern. Er konnte Rupert Goodwin's Haus nur unter einem falschen Namen betreten. Jetzt war es um seine Unabhängigkeit geschehen, denn Lüge und Unehre schlichen sich in sein Leben ein. Er fühlte es, und tiefe Scham mischte sich in das Entzücken, welches ihn bei dem Gedanken erfüllte, Julia Goodwin wiederzusehen; allein er befand sich unter dem Zauber, und vergeblich war es, gegen ihn anzukämpfen. „Jetzt muß ich wieder in meinen Wagen steigen," sagte sie. „Aber halt, beinahe hätte ich vergessen, meine Einkäufe zu machen." Sie trat an den Ladentisch und kaufte einige unbedeutende Gegenstände, während Lionel wartend stehen blieb, um sie nach dem Wagen zu geleiten.

Die Equipage war in der That prächtig, und als Julia Goodwin ihn durch das Wagenfenster zum Abschiede grüßte, erschien sie ihm, umgeben von diesem Glanze, wie eine Prinzessin aus fernen Landen. Er ahnte nicht, daß der an den Ersparnissen seines Vaters verübte schändliche Raub allein diese prächtige Equipage aus den Händen der erbitterten Gläubiger errettet hatte; er ahnte nicht, daß sein eigenes persönliches Leiden eine Folge der schändlichen Handlungsweise Rupert Goodwin's war, mittelst deren er den Sturm beschworen und neue Reichthümer gesammelt hatte. Ja, die zwanzigtausend Pfund hatten die kommerzielle Stellung des Bankiers gerettet und ihn in den Stand gesetzt, neue Spekulationen zu unternehmen. Die Hölle begünstigt zuweilen ihre Kinder; Harley Westford's Geld hatte Rupert Goodwin Glück gebracht. Aber dennoch gab es oft Momente, in denen der Bankier, seiner Verworfenheit ungeachtet, sein neuerworbenes Vermögen gern geopfert hätte, wenn es ihm dadurch möglich geworden wäre, zu dem Tage zurückzukehren, an dem er den Kapitän der ‚Lily Queen' zum ersten Male gesehen hatte.

Lionel blieb regungslos stehen, bis die Equipage seinen Blicken entschwunden war. Dann trat er langsam den Rückweg nach seiner Wohnung an, ohne den strömenden Regen zu beachten, und nur mit der reizenden Erscheinung beschäftigt, deren melodische Stimme noch in seinen Ohren nachklang. „Es liegt etwas entsetzlich Niedriges in dieser ganzen Sache," dachte der junge Mann. „Ich täusche Rupert Goodwin, in dessen Haus ich unter einem falschen Namen einschleiche, und ich täusche meine Mutter, deren Gefühl von gerechter Erbitterung ich mißachte, indem ich in gewisse Beziehungen zu ihrem Feinde trete. Ueberall Täuschung und Betrug. Soll es mit mir dahin kommen, daß ich mich endlich selbst verachten muß? Nein, mag geschehen was da wolle, so niedrig will ich nicht handeln, ich werde Rupert Goodwin's Haus nicht betreten!"

Allein der schwache Mensch muß die geheimnißvollen Wege der Vorsehung gehen. Es stand geschrieben, daß Lionel Westford das Haus Rupert Goodwin's unter falschem Namen betreten solle. Die Hand des Verhängnisses war gegen Wilmingdonhall ausgestreckt; Harley Westford's Sohn sollte als geheimer Feind, als Rächer hineindringen. Der Zufall schien diesen ersten Schritt herbeigeführt zu haben, der durch eine Verkettung von Umständen auf langsamem, aber sicherem Wege die Entdeckung und Bestrafung des Verbrechens zur Folge haben sollte.

Zwei Tage nach jenem Gespräch mit Julia Goodwin ging Lionel nach dem bezeichneten Postbureau und empfing einen Brief des Bankiers. Er war kurz, aber nicht unhöflich, und lautete folgendermaßen:

„Mein Herr!

„Auf die Bitte und Empfehlung meiner Tochter wird es mir angenehm sein, Sie einige Wochen lang damit zu beschäftigen, die Zeichnungen meines Sohnes in Ordnung zu bringen. Als Honorar offerire ich Ihnen fünf Guineen wöchentlich, und Sie werden eine Wohnung in meinem Hause finden.

„Ich habe natürlich zu erwarten, daß Sie mir eine Person namhaft machen, welche sich für Ihre Achtbarkeit verbürgt.

„Ihr ergebenster

„Rupert Goodwin.

„Wilmingdonhall, Hertshire."

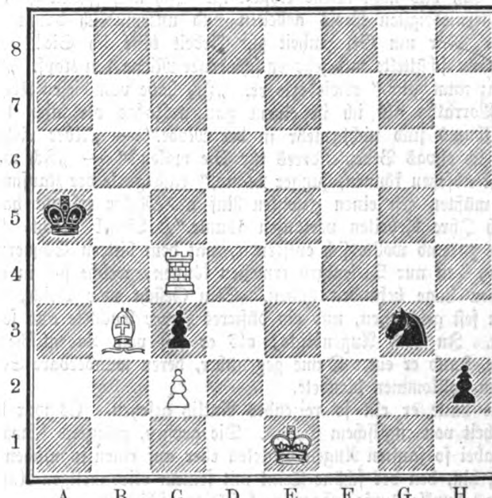
(Fortsetzung folgt.)

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von **Th. Herlin.**

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 56:

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
Schließet sich der eine dir zu, thut sich der andere dir auf:
Handelnd erringet der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend und treu auf beiden geführet!

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 9.

Stuttgart, 1865.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.



Bewohner der Insel Marken (Holland) auf dem Kirchgang. (S. 100.)

Das Loch in der Hose.

Erzählung von **Fr. Gerstäcker.**

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Vergebliche Nachforschungen.

Vier Tage vergingen so, ohne daß in der Sache ein weiterer Schritt gethan gewesen wäre. Das Gericht hatte sie allerdings noch nicht aufgegeben, und alle Beamten waren instruirt worden, mit äußerster Aufmerksamkeit jeder nur irgend verdächtigen Spur zu folgen, aber ein Resultat wurde dadurch nicht erzielt, und man hoffte es auch kaum mehr. Daß sich der wirkliche Thäter nicht lange nach dem verübten Verbrechen in Hoßburg aufgehalten hatte, ließ sich denken, und wer konnte sagen wohin — ja nur nach welcher Richtung er sich von da gewandt?

Der Justizrath war heute Morgen in einer Sitzung gewesen — als er nach Hause kam, erwartete ihn Elisabeth schon in fieberhafter Ungeduld an der Treppe.

„Bitte, Papa, nur ein Wort."

„Hast Du Antwort bekommen?"

„Ja —"

„Und ein Autograph?"

„Ebenfalls, aber die Zeit drängt; auf heute in acht Tagen ist die Trauung angesetzt."

„Alle Wetter, der junge Herr scheint Eile zu haben. Kann ich den Brief sehen?"

„Hast Du die Akten noch im Hause?"

„Komm' mit auf mein Zimmer; dort wollen wir die Handschrift vergleichen," sagte der Vater. „Es wäre doch in der That merkwürdig, wenn Du Recht hättest."

Die Akten lagen noch auf seinem Schreibtisch, und die beiden angehefteten Briefe aufschlagend, streckte er die Hand nach dem erwarteten Schreiben aus. — Elisabeth hielt es noch zurück.

„Beantworte mir erst eine Frage, Vater."

„Was, mein Kind?"

„Welche Strafe wird der Verbrecher erhalten — wenn er schuldig ist?" sagte das Mädchen mit leiser, kaum hörbarer Stimme.

„Welche Strafe? Ei, mein Kind," sagte der Justizrath, „das hängt ganz von dem Ergebniß der Untersuchung ab. Stellt sich die That — was allerdings schwer zu beweisen oder nachzuweisen ist — als ein vorbedachter Mord heraus, dann verdient er den Tod —"

„Großer Gott!"

„Ist das aber nicht der Fall, hat er bloß in der Erregung des Augenblicks gehandelt, so ist es möglich, daß er mit lebenslänglicher — ja vielleicht nur zwanzigjähriger Zuchthausstrafe davonkommt."

„Und ich, Vater," sagte das Mädchen in Todesangst, „ich soll dazu helfen, eine so furchtbare Strafe über einen Menschen zu verhängen? — Es wäre entsetzlich, und der Gedanke daran würde mich mein ganzes Leben quälen und peinigen."

„Ich sehe doch, daß Du noch nicht recht zum Justizbeamten paßt, mein Kind," sagte der Vater, „und aus dem Grund ließen sich Frauen vielleicht — trotz ihrem sonstigen Scharfsinn — nicht dazu verwenden. Du möchtest einen Mörder — wenn er wirklich ein solcher ist — nicht seiner Strafe überliefern, aber Deine Freundin seinen Armen?"

„Meine arme, arme Klara!" rief Elisabeth, ihr Antlitz in den Händen bergend.

„Komm', gib mir den Brief," sagte der Vater ruhig, „und das Andere überlass' vor der Hand mir. Ich werde Dich nicht mehr damit behelligen, als unumgänglich nöthig ist. Vielleicht zeigt es sich ja auch, daß dieser Berger, den wir kennen, mit der ganzen Sache gar Nichts zu thun hat, und dann ist es um so mehr unsere Pflicht, einen so schweren, jetzt auf ihm ruhenden Verdacht zu entfernen — ist er aber schuldig, dann hat er auch ein so schweres Verbrechen verübt, daß es Pflicht jedes braven Menschen ist, ihn deßhalb zur Verantwortung zu ziehen — ja die Selbsterhaltung zwingt uns dazu, denn wer von uns wäre sicher, nicht in der eigenen Familie von solchen Buben angefallen und beraubt oder ermordet zu werden, wenn die Vergeltung solcher That nicht auf dem Fuße folgte? Also gib mir den Brief, Schatz, denn wie Du selber sagst, haben wir nicht mehr viel Zeit, um Deine Freundin Klara vor einem vielleicht recht traurigen Schicksal zu bewahren."

„Hier ist der Brief, Vater," sagte Elisabeth, während jeder Blutstropfen ihr Antlitz verlassen hatte, „ich fühle, es muß sein — thu' Deine Pflicht."

„Ich danke Dir, mein Kind?" sagte der Justizrath, und verglich schon, noch während er sprach, die beiden Schriftstücke miteinander — aber ein Verkennen war nicht möglich — die steil stehenden Buchstaben beider rührten unzweifelhaft von einer und derselben Hand her. — Jener Berger in Bonn war der nämliche, der an das alte Stiftsfräulein geschrieben und sie „Cousine" genannt hatte, und mußte damals außerdem in sehr großer Geldverlegenheit gewesen sein, denn seine beiden vorgefundenen Briefe lauteten dringend und waren voll Betheuerungen, daß es das letzte Mal sein solle, wo er sie um Unterstützung angehe, da er Aussichten habe, sich eine feste und bleibende Existenz zu gründen.

Ganz anders klang freilich dieser, nur sieben Monat ältere Brief, der der Geliebten in jugendlichem Uebermuth die glänzenden, glücklichen Tage schilderte, die sie jetzt bald, recht bald zusammen und Seite an Seite verleben wollten.

Der Justizrath legte das neue Blatt schweigend zu den Akten.

„Und was schreibt Dir Klara?"

„Der Brief ist nur kurz, Papa," sagte Elisabeth, während sie denselben entfaltete und las:

„Meine liebe, liebe Lily!

„Ich bin jetzt glücklich — recht glücklich. Seit Ferdinand zurückgekehrt ist, scheint er ganz verändert — meine Befürchtungen waren ungegründet — Bella hat Recht — er liebt mich wirklich. — Wie danke ich Dir, daß Du so Theil an mir nimmst, und Dich besonders für Ferdinand so sehr interessirst — Du sollst auch einen seiner süßesten Briefe erhalten — erfahren darf er es freilich nicht, daß ich ihn Dir geschickt habe, er würde sonst vielleicht böse darüber werden — er kann ja aber nicht wissen, wie lieb ich Dich habe. Unsere Verbindung ist jetzt auf morgen in acht Tagen festgesetzt, und unsere Hochzeitsreise machen wir — rathe, wohin? Du riethest es nicht, und wenn ich Dir ein Jahr Zeit dazu ließe — denke Dir, nach Westindien. Er ist aber excentrisch in Allem, was er thut — eine gewöhnliche Reise nach Frankreich oder Italien genügt ihm nicht, und da er in Westindien Geschäftsverbindungen hat, will er das gleich benutzen, um alte Bekanntschaften zu erneuen und neue anzuknüpfen. Bella wird in der Zeit Papa die Wirthschaft führen, bis wir nach Bonn zurückkehren. Aber heute kann ich Dir nicht mehr schreiben — Ferdinand ist erst seit gestern Abend wieder hier eingetroffen und ich erwarte ihn jeden Augenblick — wenn er kommt, habe ich nachher natürlich keine Zeit mehr.

„Empfiehl mich Deinem Papa, küsse mein herziges Käthchen und behalte lieb wie immer Deine glückliche Klara."

„Arme — arme unglückliche Klara."

„Also nach Westindien will der junge Herr die Hochzeitsreise machen," sagte der Justizrath, dabei mit dem Kopfe nickend, „das wäre allerdings ein äußerst bequemer Platz, um von da ab im Nothfall jede Spur zu verwischen. Lily, Lily, ich fange immer mehr an zu glauben, daß Dein Verdacht ein begründeter gewesen — aber geh' jetzt auf Dein Zimmer, Kind — überlass' mir das Weitere. Ich weiß nun, wie sehr die Zeit drängt, und will Nichts versäumen, um sowohl einem möglichen Unglück zu begegnen, als auch das Geheimniß bis zum entscheidenden Augenblick zu wahren, falls jener Berger doch noch, wider alles Erwarten, unschuldig und der ganzen Sache fremd sein sollte."

Das waren jetzt zwei schwere Tage im Hause, die nächsten beiden, und Käthchen wußte nicht, was sie vom Vater und besonders von der Schwester denken sollte. War Elisabeth krank geworden? — Bleich und elend genug sah sie aus, aber sie verrichtete ihre gewohnte Arbeit nach wie vor, nur auf die drängenden Fragen der Schwester gab sie ausweichende Antworten — Käthchen war noch so jung, so fröhlich — weßhalb sollte sie auch ihren Frieden stören,

ihrem theilnehmenden Herzen einen solchen Kummer aufbürden — und doch würde sie selber es viel leichter getragen haben, wenn sie die Last hätte mit einer andern Brust theilen können.

Der Justizrath dagegen, während Elisabeth still vor sich hin brütete, schien von einer ganz ungewohnten Thätigkeit belebt und selbst beim Essen, wo er sich sonst ganz und ausschließlich seiner kleinen Familie widmete, so zerstreut, daß er von Käthchen an ihn gestellte Fragen entweder gar nicht oder ganz verkehrt beantwortete. Der Fall war in der That auch wichtig genug, um seine Aufmerksamkeit vollständig in Anspruch zu nehmen; aber selbst mit Elisabeth sprach er kein Wort weiter darüber. Nur einmal ließ er sich von ihr all' die Einzelheiten aus Bonn ausführlich erzählen und betrieb dann seine Nachforschungen theils durch den Telegraphen, theils in der Stadt mit einem bei der Justiz sonst ganz ungewohnten Eifer.

Selbst mit der kleinen Jeanette wollte er in Gegenwart der Mutter einen neuen Versuch anstellen, um etwas aus dem Kind herauszubekommen. Das aber zeigte sich als vollständig erfolglos, denn die Kleine hatte ihre Furcht noch lange nicht überwunden und fing wieder heftig an zu weinen, als nur der „böse Mann" erwähnt wurde. Es mußte aufgegeben werden. Längere Konferenzen hatte der Justizrath aber dagegen mit der Modehändlerin, Madame Belchamp.

Am Morgen des dritten Tages kam der Justizrath ungewöhnlich früh vom Kriminalamt zurück und schien in nicht geringer Aufregung. Selbst Käthchen, die ihm an der Treppe begegnete, bemerkte es.

„Ist etwas vorgefallen, Papa?" frug sie, „Du siehst so erhitzt aus!"

„Nichts, mein Kind — nichts was Dich stören könnte," sagte aber der Vater, sie auf die Stirn küssend. „Ist Elisabeth zu Haus?"

„Mit Lily?" frug Käthchen erschreckt.

„Nein, auch nicht mit Lily," lächelte der Justizrath „sei ohne Sorgen — nur Amtsgeschäfte. Ist sie daheim?"

„Ja, Papa."

„Bitte sie doch einmal, zu mir auf mein Zimmer zu kommen."

„In Amtsgeschäften, Papa?"

„Nein, Du kleiner Naseweis, wenn Du auch nicht Alles zu wissen brauchst."

Der Justizrath hatte in seiner Stube noch nicht einmal seinen Hut und Stock abgelegt, als Elisabeth schon auf der Schwelle stand.

„Du hast mich zu sprechen verlangt, Papa?"

„Ja, mein Kind," sagte der Vater, seine Sachen ablegend, „bitte, mach' die Thür zu."

„Ist etwas vorgefallen?"

„Ja, allerdings!" rief der Justizrath erregt, „denke Dir, wir haben den wirklichen Mörder des Stiftsfräulein."

„Den wirklichen Mörder?"

„Einen von jenen Handwerksburschen, der an dem Tage im Haus gesehen worden — aber nicht den schielenden."

„Und hat er gestanden?"

„Gestanden noch nicht," sagte der Justizrath, „ja, so geschwind geht das nicht, mein liebes Kind, denn derlei Burschen gestehen nicht so leicht etwas ein; aber es ist erwiesen, daß er in jener Zeit hier in Hoßburg war, und man hat ihn ertappt, wie er alberner Weise einen Brillantring verkaufen wollte, den der Juwelier bestätigt, unter dem früheren Schmuck des Stiftsfräulein gesehen zu haben, während der Mensch behauptet, er hätte ihn in irgend einem Hause in der Stadt — in welchem kann er nicht einmal mehr angeben — auf dem Hausflur gefunden. Er will sich indessen im Preußischen aufgehalten haben und sei jetzt, da er hier heimatsgehörig ist, nach Hoßburg zurückgekehrt und durch Geldverlegenheit gezwungen gewesen, den Ring zu verkaufen. Zufälliger Weise bot er ihn unserem Juwelier an, der augenblicklich die Anzeige machte und den Menschen in Haft brachte."

„Und wenn er den Ring wirklich gefunden hätte?"

„Das ist doch ein wenig zu unwahrscheinlich," sagte der Justizrath; „übrigens hat er schon gestanden, daß er damals in Hoßburg mit einem Kameraden fechten gegangen sei, — das sind also jedenfalls die beiden Handwerksbursche, die unser Mädchen damals im Hause gesehen hat."

„Und ist die Jette schon mit ihm zusammengebracht?"

„Vor einer Stunde war sie oben; ich wollte erst sicher in der Sache sein, ehe ich Dich beunruhigte, und hatte sie deßhalb auf das Kriminalamt bestellt, mir meine Dose hinaufzubringen. Ich habe sie mit dem Menschen konfrontirt, aber sie erklärt freilich, nicht auf ihn schwören zu können. Das ist auch natürlich, denn so genau wird sie ihn sich nicht angesehen haben, thut übrigens auch Nichts zur Sache."

„Und wenn sich später herausstellen sollte, daß der Handwerksbursche wirklich unschuldig an dem Verbrechen ist?"

„Du glaubst fest an Herrn von Berger's Schuld?"

„O, Vater, mißversteh' mich nicht!" rief Elisabeth erschreckt, „Gott weiß es, wie heiß ich schon zu ihm gebetet habe, daß jener Mann rein und schuldlos aus dem Verdachte hervorgehe, aber — die Zeit verstreicht — und wenn es doch nicht wäre — und Klara dann —"

„Es ist und bleibt eine verfluchte Geschichte," sagte der Justizrath, sich verlegen hinter dem Ohr kratzend. „Du hast Recht, — in einem gewöhnlichen Fall könnte man der Sache ruhig ihren Lauf lassen, ist der Gefangene aber wirklich nicht schuldig, und haben wir den Andern nach Westindien und von da irgend wohin auf den amerikanischen Kontinent entwischen lassen, so machte ich mir selber die bittersten Vorwürfe darüber mein Lebenlang."

„Und Klara —"

„Ja Klara, Kind; aber was kann ich thun? auf einen noch ganz unbestimmten Verdacht hin, der sich in der That auf nichts Reelles weiter basirt, als die Aehnlichkeit der Handschrift und auch in der nicht den geringsten Beweis für einen Mord gibt, Freund Paßwitz warnen und das ganze Haus in Schrecken setzen?"

„Wenn man ihn nun bäte, die Verbindung aufzuschieben?"

„Dann muß ich ihm doch einen Grund angeben, weßhalb," rief der Justizrath. „Nein, das geht auf keinen Fall, und ich sehe schon, ich muß selber wieder nach Bonn."

„Ach, wenn ich mit und an Klara's Seite sein könnte," sagte leise Elisabeth.

„Nun, wir wollen sehen, wie sich noch Alles macht," nickte der Justizrath vor sich hin. „Gott sei Dank, wir haben doch wenigstens noch ein paar Tage Luft und vielleicht bringen wir bis dahin den Gefangenen auch zum Geständniß. Assessor Berthus hat ihn in Händen und wird ihn schon mürbe machen, den verfluchten Kerl. Ergibt sich dann aus der Untersuchung ein Resultat, so war unsere ganze Angst unnütz."

Damit war das Gespräch für jetzt abgebrochen, und der Justizrath mußte gleich darauf wieder auf das Amt, hatte sich aber insofern in dem Gefangenen geirrt, als dieser hartnäckig bei seinem Läugnen blieb.

Der Ring, das gestand er ein, war nicht sein rechtmäßiges Eigenthum; er hatte ihn gefunden und nicht der Polizei angezeigt, — noch dazu in einem Haus gefunden, wo der wirkliche Eigenthümer leicht zu ermitteln gewesen wäre, und darin mochte er gesündigt haben, — in weiter Nichts. Er wollte auch das Haus nicht einmal mehr kennen; als man ihn aber, mit Bedeckung natürlich, in den Hausflur führte, auf dem das Stiftsfräulein früher gewohnt, erinnerte er sich ohne Weiteres daran, daß es hier — oder doch wenigstens in einer ganz ähnlichen Hausflur gewesen sei. Da — gerade dort, auf einem kleinen Absatz, der von der Flur mit zwei Stufen nach der links befindlichen Thür führte, hatte der Ring gelegen. Der Handwerksbursche erzählte dabei, er habe dort an dem nämlichen Griff geklingelt, aber Niemand hätte geantwortet, auch auf sein zweites Anläuten nicht, und während er so an der Thür gewartet, sei sein Blick auf den funkelnden Stein gefallen, den er aufgehoben und sich dann entfernt habe.

Dabei blieb er, — von weiter wollte er Nichts wissen und betheuerte, auf das Kriminalamt zurückgeführt, wieder und wieder, daß er jenen inneren Raum nie betreten, eine alte Dame nie gesehen, auch Niemanden darin gehört habe. Es sei Alles todtenstill dort gewesen, und er endlich wieder fortgegangen.

„Und warum er nicht eine oder zwei Treppen höher gestiegen wäre, da er doch des Fechtens wegen in das Haus gekommen? —

ja nicht einmal auf der anderen Seite bei der Modewaarenhändlerin angeläutet habe?"

„Er hätte gefürchtet," sagte der Handwerksbursche, „des unglücklichen Ringes wegen gefragt zu werden, und deßhalb seinem Kameraden draußen auch gesagt, es würde in dem Hause Nichts gegeben."

„Und wo der Andere jetzt sei?"

„Das wisse er nicht."

„Und wie er hieße?"

„Das könne er auch nicht sagen; er habe ihn nur ‚Bruder Breslauer' genannt, da er aus Breslau stamme, — er sei Gürtler gewesen, wie er selber."

Der Justizrath kam nach dieser zweiten Untersuchung wieder, den Kopf voller Zweifel und Bedenken nach Hause. Die Gegenstände, die der Handwerksbursche bei sich führte, waren so unverfänglicher Art und so ärmlich, daß daraus keinenfalls hervorging, er habe vor kurzer Zeit einen beträchtlichen Raub ausgeführt. Der Ring machte ihn allerdings verdächtig, aber konnte den der eigentliche Thäter nicht wirklich vor der Thür verloren haben? Die Möglichkeit ließ sich keinenfalls läugnen.

Der Herbergsvater, wo jener Handwerksbursche damals übernachtet hatte, sollte noch befragt werden, ob er in jener Zeit mehr als gewöhnlich Geld verausgabt, war aber schon seit gestern unglücklicher Weise über Land, und wurde erst heute Abend oder morgen früh zurückerwartet.

So verging die Zeit, und der Tag von Klara's Trauung rückte mit raschen Schritten näher. Was geschehen sollte, mußte bald geschehen, wenn es nicht zu spät sein sollte.

Elisabeth befand sich in einer ordentlich fieberhaften Unruhe, und trotzdem wagte sie nicht, ihren Vater weiter zu befragen, zu drängen — lastete doch das Gefühl: die Ursache einer so schweren Anklage gegen den Bräutigam der Freundin zu sein, schon zu furchtbar auf ihr. — Sie hatte jetzt ihre Pflicht gethan, — mehr konnte kein Mensch von ihr verlangen.

So rückte der Mittwoch heran, — am Sonnabend sollte die Trauung sein, und Elisabeth hatte es noch nicht über sich gewinnen können, Klara's Brief zu beantworten, — der nächste Tag mußte ja auch die endliche Entscheidung bringen — und selbst der Mittwoch verging und Donnerstag kam, ohne daß der Justizrath ein Wort weiter gegen sie erwähnt hätte. Jetzt litt es sie aber nicht länger, — sie mußte Gewißheit haben, und war eben fest entschlossen, ihren Vater, sobald er nach Hause käme, zu fragen, was er jetzt Willens sei zu thun, als dieser zu ihr in's Zimmer trat und ruhig sagte: „Liebes Kind, packe Deinen Koffer, — in zwei Stunden reisen wir —"

„Nach Bonn?"

„Nach Bonn — wir haben noch Reisegesellschaft."

„Von hier?"

„Assessor Berthus ist allerdings schon gestern mit einem Aktuar dorthin abgegangen, aber Madame Belchamp und die kleine Jeanette werden uns begleiten."

„O Du mein Gott," stöhnte Elisabeth.

„Hältst Du Dich nicht für stark genug, Kind," sagte der Vater freundlich, „so will ich Dich nicht dazu zwingen, — bleibe dann lieber hier —"

„Daß mich die Angst in der Zwischenzeit tödtet."

„Es ist eine schwere Stunde, der Du entgegengehst, überlege es Dir wohl vorher, mein Herz."

„Ich gehe mit Dir, Vater," sagte Elisabeth entschlossen, „ich muß an Klara's Seite sein, denn sie wird den Schlag am Härtesten fühlen, — aber wenn er doch unschuldig wäre, Vater! — Seit ich Dich nicht gesprochen, und keine Stunde weder bei Tag noch bei Nacht die Gedanken aus meinem Kopf bringen konnte, sind mir die Verdachtgründe, die ich gegen Dich ausgesprochen, so schaal, so nichtig vorgekommen, daß ich mir selber schon die bittersten Vorwürfe darüber gemacht. Denke Dir, Vater, denke Dir, wenn Alles falsch und es nur ein durch einen Zufall scheinbares Zusammentreffen wäre, das einem braven Manne die Ehre rauben sollte?"

„Laß Dir das keine Sorgen machen, Schatz," sagte der Vater, der sich recht gut in den Seelenzustand seiner Tochter denken konnte. „Eben so exaltirt wie Du früher den ersten Gedanken erfaßtest, und Deine ganze Kraft daran wendetest, um der gefundenen Spur nachzugehen, eben so stark wirkt jetzt bei Dir der Rückschlag, wo die ersten Zweifel mit dem Wunsch vielleicht auftauchen, der Freundin das erhoffte Glück auch zu erhalten. Es ist das so menschlich wie natürlich, und ich möchte es bei Dir nicht einmal anders haben. Aber überlasse auch mir die Leitung des Ganzen und sei versichert, daß ich mit äußerster Vorsicht und Delikatesse zu Werke gehe. Wir werden bald an Ort und Stelle lernen, woran wir sind, und ist der junge Herr dann unschuldig, so hoffe ich, das noch zu erfahren, ehe wir den geringsten Eclat in der Sache machen, oder irgend gewaltsam auftreten. Doch noch eins — Du erzähltest mir neulich von einem alten Juden mit grauen Haaren, mit dem jener Berger viel verkehrt, und der auch in Deiner Gegenwart der unechten Steine erwähnte."

„Ja, Papa."

„Weißt Du, wie er heißt und wo er wohnt?"

„Nein, aber ich glaube, daß sich das bald erfahren ließe, da ihn sein Aeußeres leicht von Anderen unterscheidet; schon seine schneeweißen Haare zeichnen ihn aus."

„Gut, mein Kind, — also packe Deine Sachen zusammen, unser Aufenthalt wird kein langer sein und Du brauchst nicht viel."

„Und Käthchen?"

„Können wir dießmal nicht gebrauchen, — es ist keine Vergnügungstour, die wir machen. Ich habe ihr schon gesagt, daß ich Dich nur auf ein paar Tage zu Deiner Tante brächte und auf der Rückreise wieder mitnähme. Kannst Du in zwei Stunden mit Deinen Vorbereitungen fertig sein?"

„In einer, Papa."

„Gut, mein liebes Herz, und nun Muth, — der liebe Gott wird Alles zum Besten lenken." (Fortsetzung folgt.)

Die „glückselige Insel".

Marken in der Südersee.

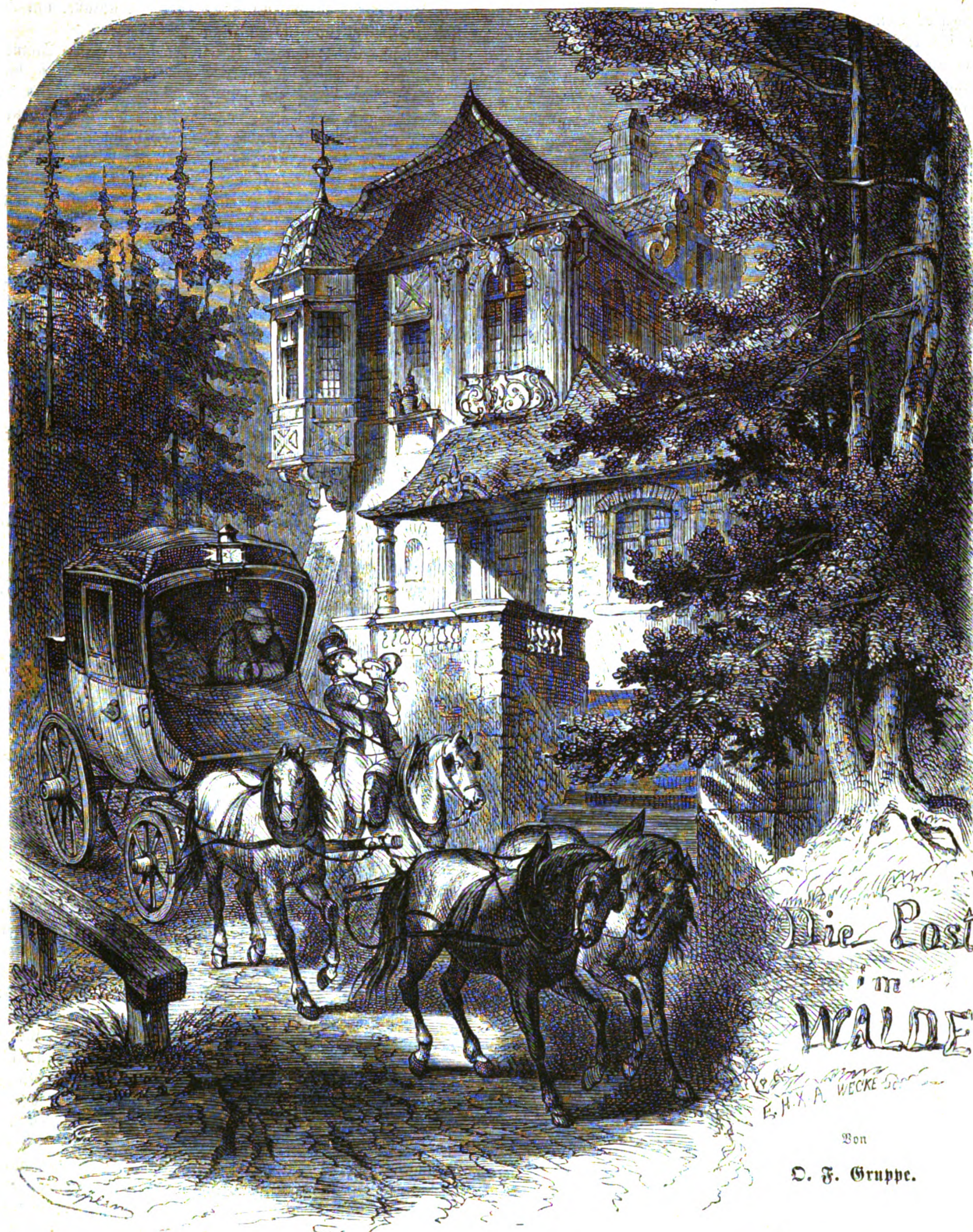
Von

E. Bork.

(Bild S. 97.)

Da liegt sie so friedlich die kleine Insel, die wir von Monnikendam aus mit dem bloßen Auge sehen konnten; ein Segelboot führt uns in weniger als einer Stunde hinüber; aber diese Stunde legt Jahrhunderte zwischen die Bewohner der Insel und die des Kontinents. Wir landen auf einem von Deichen umgebenen Eiland, das acht bis zehn Dörfer umfaßt, von denen keines mehr als sechs Häuser zählt. Diese Häuser sind aus Holz gebaut und mit Ziegeln oder Stroh gedeckt. Die Dörfer haben hübsche Namen, wie Rosenberg. Die Hauptstadt aber ist Kirchdorf, wo der Pfarrer sein Haus aus Stein hat, das von vier Bäumen, wohl den einzigen auf der Insel, umgeben ist. Kirche, Schule und Rathhaus dienen den 950 Bewohnern der Insel als Sammelplatz. Schmale Wege führen von einem Hause in das andere und geben dem Ganzen das Aussehen einer Biberkolonie. Das Innere der Häuser bietet nicht den geringsten Luxus: derselbe Raum dient als Schlafzimmer, Küche und Magazin für das Handwerkszeug des Fischfangs. Kein Rauchfang, ein einfaches Loch läßt den Rauch hinaus. Ein Tisch mit niederen Stühlen, ein alter Schrank mit chinesischem Porzellan, eine Wanduhr, Gefäße, hellglänzend wie Gold, das ist die ganze Einrichtung, aber die Reinlichkeit trotz aller Armuth, das thut wohl. Dieser Geschmack für chinesisches Porzellan, altes Glaswerk, Vorhänge, geblümte Bettdecken, ist ein feiner Zug des holländischen Charakters; die Kunst läßt sich neben der Armuth am häuslichen Herde nieder. Die Bewohner der Insel Marken sind in Folge ihrer Isolirung vollständig ursprünglich geblieben; aber da auf der Insel Alles oder beinahe Alles arm ist, so merkt man nichts von der Armuth. Man zeigte uns das Haus eines reichen Kapitalisten, das war eine einfache Hütte. Die Männer besorgen ihren Fischfang, die Frauen das Haus und Feld. Die Ernte, zu der wir

(Forts. S. 102.)



Von

O. F. Gruppe.

Im Walde rollt der Wagen
Bei tiefer stiller Nacht;
Die Passagiere schlafen,
Der Postillon fährt sacht.

Beim Försterhaus im Walde
Was bläst der Postillon?
Die Passagier' erwachen
Und meinen, es wär' Station.

Da scheint der Mond in's Fenster
Des Liebchens hold herein:
Da zieht durch ihre Träume
Posthorn und Mondenschein.

Er bläst so sanfte Lieder
Zum Fenster klar empor,
Es hallt der Wald sie wieder,
Und kommt der Mond hervor.

gerade kamen, wurde auf Barken in den kleinen Kanälen nach den Dörfern gebracht, was einen ungemein malerischen Eindruck machte. Die Waiden werden von den fünf Boers, die auf der Insel wohnen, mit Vieh bezogen; Handel und Handwerk kennt der Insulaner nicht: alle Waaren werden wöchentlich von Monnikendam, Hoorn oder Amsterdam gebracht; selbst das Brod kommt von dort. Aber den Fischfang versteht der Marke wie kein Anderer, und sein Boot behandelt er wie eine Putzstube. An Sonn- und Festtagen sind die Schiffe im Hafen nebeneinander aufgereiht und sehen dann eher einer Vergnügungsflotte, als einer Flotte, die zum Lebensunterhalte dient, ähnlich. Die Tracht hat nicht minder etwas Kokettes, wie überhaupt die Tracht der Nordholländer. Trachten beschreiben sich schwer, wir legen deßhalb ein Blatt bei — Bewohner der Insel am Eingang der Kirche. Aber diese Tracht hat Jeder: es herrscht kein Rangesunterschied; nur hat jedes Fest seine Nüancen — Sonntag, Taufe, Trauung, Begräbniß. Die Mädchen sind selten hübsch, dagegen gibt es kräftigschöne Männergestalten. Man heirathet spät, aber man weiß seit Menschengedenken auch nur von einer Scheidung. Das häusliche, das sittliche Leben ist exemplarisch, — man findet deßhalb auch trotz des anstrengenden Lebens auf der See sehr viele Greise. Während die Männer einen großen Theil des Jahres draußen zubringen, verläßt die Frau niemals die Insel. Sonntags Abend verläßt der Fischer seine Heimat und kehrt erst am Samstag zurück. Dann gilt's die Netze zu flicken, die Schiffe auszubessern, denn die Südersee ist ein treuloses Wasser, das nicht immer so ruhig ist, als man glaubt, wenn man am Hafen von Amsterdam steht. Wir reisen immer so weit, um Völker zu sehen, die noch ihre ursprünglichen Sitten bewahrten, denen die Civilisation noch nicht allen Duft abgestreift, und wir haben sie doch so nah. Holland ist eines der Länder, das vor allen eines Besuchs werth: ein originelles Volk, großartige Einrichtungen, große Ausblicke auf den Weltverkehr — das lohnt wohl der Mühe, das Land kennen zu lernen.

Ein Junkerfeind.

Hans Kohlhase.

Von

Dr. Wilh. Zimmermann.

Kohlhase ist durch die berühmte Erzählung Heinrich's von Kleist weithin in Deutschland bekannt geworden. Diese ist ein Kunstwerk ursprünglichster Art, ein Meisterstück, aber nicht der historischen, sondern der poetischen Darstellung. Weil Alles darin leibhaft in fester Gestalt lebt und webt, weil Alles, auch was im Innersten der Brust vorgeht, Gefühle und Gedanken eben so wie die Thaten und die Ereignisse so deutlich und greifbar vor's Auge heraus treten, darum packt diese Erzählung so mächtig. Aber sie ist, sogar bis auf unbedeutende Einzelnheiten hinaus eine freie, willkürliche Dichtung Kleist's; nur wenige Hauptzüge und der Grundgedanke darin sind geschichtlich wahr; sogar der Name Hans Kohlhase ist von Kleist in Michael Kohlhaas, sein Geburtsort Cölln an der Spree in Kohlhasenbrück, der Junker Günther von Zaschwitz auf Wellauen in den Junker von Tronke auf Tronkenburg verwandelt. Neulich erst hat der großherzoglich sächsische Archivar, Dr. C. A. H. Burkhardt, in den weimarischen Archiven die Akten über Kohlhase und andere urkundliche Quellen aufgefunden und in einer kleinen, sehr verdienstvollen Schrift die geschichtlich treue Wahrheit der Personen und der Verwicklungen gegeben. Gestalten wir aus dem von Burkhardt gegebenen reichen, geschichtlich treuen Material ein Geschichtsbild in kleinem Rahmen.

Hans Kohlhase war ein nicht unbegüterter Handelsmann zu Cölln an der Spree, dem ältesten Stadttheile des nachmaligen Berlins. Er war kein Roßhändler, sondern ein Kaufmann in Spezereiwaaren, dabei ein wackerer Bürger und als solcher selbst seinem Kurfürsten von Brandenburg bekannt und für seine Zeit gebildeter als die gewöhnlichen Bürger. Er verstand und sprach lateinisch, er wußte sich im Deutschen gut auszudrücken, war sehr beredt, und seine noch vorhandenen Briefe sind Zeugnisse dafür, daß er ein eben so heller Kopf war, als geschickt, seine Gedanken scharf und folgerichtig in Worte zu kleiden. Sein Ruf als Ehrenmann war unantastbar. Sein Kaufmannsberuf veranlaßte ihn von Zeit zu Zeit zu Geschäftsreisen.

Eine solche führte ihn am 1. Oktober 1532 gegen Sonnenuntergang auf der wittenberg-leipziger Straße in das Dorf Wellauen. Er war auf dem Wege zur leipziger Michaelismesse und hielt vor dem Wirthshaus des Orts. Er ritt einen Rappen mit neuer Zäumung und nebenher trabte ein Rothschimmel mit dem Habersäckchen. Im Halfter seines Rappen stak als Waffe der zeitgemäße Faustkolben. In dem Wirthshaus zechen Bauern. Kohlhase leert raschen Zugs auf seinem Roß einen Krug und will weiter eilen. Bei einbrechender Nacht die Straße ziehen, zum Trunk nicht einmal absteigen vom Pferde — das kommt den zechenden Bauern verdächtig vor. Sie halten ihn an. Es fallen Worte, er habe die Pferde wohl gestohlen. „Es ist unsers Herrn Günthers von Zaschwitz Befehl, anzuhalten, was uns verdächtig ist," schrie ein Bauer, „sagt Euren Namen und woher Ihr diese Pferde habt."

Kohlhase schwingt sich von seinem Rappen, bearbeitet mit seiner Faust das Gesicht des Bauern, während die andere Hand das gezückte Messer gegen die schwingt, welche ihn als Dieb fassen wollen. Dann weicht er der Uebermacht und sucht das Weite. Die Bauern führen die zurückgebliebenen Pferde des Kaufmanns im Triumph in den Stall des anwesenden Ortsrichters. Sie zechen weiter, glücklich über ihren Fang.

Kohlhase hatte seine Waaren vorausgehen lassen, er selbst war allein gereist, um Gelder bei seinen Abnehmern einzukassiren und damit zur rechten Zeit in Leipzig zur Messe einzutreffen. Durch diesen Zwischenfall verspätete er sich, zwar nicht viel, aber doch etwas; und er schrieb es dieser Verspätung zu, als seine Meßgeschäfte nicht günstig wie sonst gingen. Er verkaufte mit Schaden, es trieb ihn nach Wellauen zurück, sein Ehr- und Rechtsgefühl war zu tief gekränkt. Mit einem Empfehlungsschreiben des Hans Blumentrost zu Leipzig an den sächsischen Landvogt hatte er sich versehen. Diese Firma rühmte den Kohlhase als einen „frommen, ehrlichen Kaufmann von gutem Wandel und Gerücht" und bat den Landvogt, demselben Recht zu verschaffen, der unschuldig gekränkt, beschädigt und mit „Stock und Banden bedroht" worden sei. Erst zehn Tage waren vorüber seit dem Anfall der wellauer Bauern auf ihn, als er wieder im Orte erschien und zwar vor Günther von Zaschwitz selbst. Der Junker wies ihn kurzweg ab an seinen Ortsrichter. Gerade aber auch diesen Richter hatte mit Recht Kohlhase bei dem von Zaschwitz verklagt, denn er war ja zugegen gewesen, als die Unbill ihm geschehen war. Dieser Richter hatte ihn ja der Dieberei beschuldigt und ihn verhaften wollen; dieser hatte ihn durch Verspätung in Geschäftsschaden gebracht und seine Pferde im eigenen Stalle behalten, während Kohlhase doch seinen Rappen und seinen Rothschimmel zum rechtzeitigen Eintreffen auf der leipziger Messe so sehr bedurft hätte. Und an diesen wies ihn der Junker. Diese Abweisung von Seiten seines Junkers verstand der Richter: er gab dem Kläger keinen Bescheid, als den, die Gäule könne er haben, wenn er zuvor das Futtergeld erstatte. Weiter ward ihm nichts für alle ihm angethane Kränkung. Dem Kohlhase aber, der ein ehrenhafter Kaufmann war, ging Ehre und Recht über Alles. Er war ein Mann und hielt darum auf seine Ehre; der Rechtssinn war in ihm bis zu einer seltenen Stärke ausgebildet. So vom Junker von Zaschwitz und seinem bäuerischen Richter ohne alle Genugthuung gelassen, wo Ehre und Recht so grob verletzt waren, empfand er das doppelte Unrecht doppelt bitter. Er ging von dannen und ließ seinen Rappen und seinen Rothschimmel zurück. Es war eine Kleinigkeit, das geforderte Futtergeld; um die Groschen war es ihm nicht. Er hat's nachher bewiesen, daß ihm Tausende von Gulden nichts waren, wo es die Ehre galt und das Recht. Darum zahlte er auch jetzt die wenigen Groschen nicht, nach deren Zahlung er seinen Rappen und seinen Rothschimmel hätte mit sich nehmen können. Die unter solchen Umständen an ihn gemachte Forderung war himmelschreiendes Unrecht bei Verweigerung aller Genugthuung; Recht wollte er haben, nichts als Recht. Auf dem Rechtswege wollte er seine Kränker zwingen, ihm Recht zu geben. Darum ließ er lieber seine Rosse zurück, als daß er die paar Gro-

schen Futtergeld zahlte, dieses ungerechteste Sündengeld von der Welt. Er eilte seiner Heimat zu.

Kohlhase stand noch im Jugendfeuer der Jahre, im Anfang der Dreißiger; so praktisch er als Geschäftsmann war, so sehr war er Idealist in seiner sittlichen Weltanschauung, selbst in den Begriffen über das, was über seinen gewöhnlichen Geschäftskreis hinauslag, über Menschen und Weltzustände, insbesondere über Fürsten, Oberrichter und Advokaten, über Landes- und Rechtsverwaltung. Es waren nicht bloß seine ungünstigen Geschäfte auf der leipziger Messe, am allerwenigsten das, daß ein paar betrunkene Bauern in Wellauen ihn für einen Pferdedieb hielten, was einem solchen Mann, wie Kohlhase, den Kredit schwächen konnte, so sehr, daß er Haus und Hof, Aecker und Wiesen verpfändete. Dazu führte ihn ganz Anderes. In der Brust eines Mannes wie Kohlhase wurde das Gefühl der vielfachen schweren Ehren- und Rechtskränkung so übermächtig, daß es ihn von Tag zu Tag mehr und bald allein beherrschte. Darunter mußte die ihm sonst eigene Thätigkeit und sein Geschäft leiden. Auch waren die Rechtsanwalte damals verhältnißmäßig noch viel theurer, als jetzt. Urkundlich gehörten die Mittel ganzer Gemeinden dazu, wenigstens in dem reichen Oberschwaben, um zu jener Zeit die Kosten eines Prozesses und eines Advokaten zu bestreiten. Es wird wohl in Sachsen und in Brandenburg nicht anders gewesen sein.

Kohlhase nahm einen Rechtsbeistand. Auf dem Rechtswege wollte er sein Recht verfolgen. In einer Zeit, wo es allgemein war, sich um Gerichte, um Landes- und Reichssatzungen nichts zu bekümmern und das alte Fehderecht, d. h. der Weg mit Gewalt sich selbst Recht zu verschaffen, trotz entgegenstehender Verbote in der öffentlichen Meinung noch zu Recht bestand und in voller Anerkennung war — in einer solchen Zeit, wo Götz von Berlichingen darum, weil er gen wirkliche oder vermeintliche Unrechtthäter kräftig mit der Faust drein schlug, allgemein gefeiert war — in einer solchen Zeit dachte und suchte der begüterte Hans Kohlhase nichts, als für seine Ehre und für sein Recht, so groß die Kosten voraussichtlich waren, einen friedlichen Austrag auf dem gesetzlichen Rechtsweg. Als gesetzmäßiger Mann rief er die Vermittlung seines Landesherrn, des Kurfürsten von Brandenburg an, und auf diese hin wurde von Sachsen ein Rechtstag nach Düben ausgeschrieben. Am 13. Mai 1533 war die Verhandlung. Kohlhase und sein Rechtsbeistand verlangten volle Ehrenerklärung und offene Zurücknahme des Bezüchts, daß die Pferde gestohlen seien, Erstattung des doppelten Werthes derselben und 150 Gulden für den Schaden, welchen er als Kaufmann durch verspätetes Erscheinen auf der leipziger Messe erlitten. Mit Recht beklagte er darum den Junker Günther von Zaschwitz. Denn vom zweiten Erscheinen Kohlhase's in Wellauen an war der Junker unbestreitbar, ja durch seinen dummen Befehl an seine dummen Bauern vornherein der Urheber der Verwicklungen und des Unglücks für Kohlhase. Der Junker wies alle Forderungen des Klägers zurück, forderte vielmehr für sich ein halbjähriges Futtergeld für die Gäule im Betrage von 12 Gulden.

Die Gäule wurden vorgeführt. Als Kohlhase sie sah, da traten ihm die Thränen in's Auge. Das war nicht mehr sein Rappe und sein Rothschimmel. Abgemagert bis auf die Knochen, Jammerbilder, abgetrieben durch harte Arbeit und ausgehungert standen seine Rosse da. Der Dorfrichter des Junkers hatte sie nicht bloß in seinem Dienst verwendet, sondern über ihre Kräfte mißbraucht und dabei halb verhungern lassen. Dieser Thatsache gegenüber stellte der Junker von Zaschwitz die elende Ausflucht, sein Dorfrichter habe eben „bei dem theuren Winterfutter neben seinen übrigen Pferden diese Gäule schwer nähren können". In solch' jämmerlichem Zustande seine Rosse zurückzunehmen, weigerte sich Kohlhase. Der sächsische Landvogt redete ihm zu, und er nahm sie doch, zahlte das Futtergeld von 12 Gulden unter dem Vorbehalt, wie der richterliche Spruch lautete, seine weiteren Ansprüche im Amt Bitterfeld geltend zu machen. Am Abend des andern Tages starb ihm der Rothschimmel unter der Hand.

Kohlhase brachte sein erlittenes Unrecht vor den Kurfürsten von Sachsen. Neue Rechtstage wurden anberaumt. Wer auf keinem erschien, war der Junker. Der sächsische Landvogt selbst wies dem Junker das Recht Kohlhase's nach. Kohlhase hatte sich vom Landvogt bewegen lassen, in seiner Entschädigungsforderung bis auf vier Gulden herabzugehen, des Friedens halber. Der Landvogt beschwor den Junker von Zaschwitz, auf die erneuten Vorschläge einzugehen. Trotzig wies der Junker Alles ab. Am 15. Februar 1534 kam Kohlhase zu dem wittenberger Landvogt. Der Landvogt theilte ihm mit, daß der Junker um ihn, den Landvogt, und um die Rechtstage sich nichts bekümmere und gab dem Gekränkten den Rath, bei der Person des Kurfürsten seine Vorstellungen zu erneuern. Es lag zu Tage, Landvogt und Hofgerichte vermochten oder wagten nicht, gegen den Junker mit Ernst vorzugehen, weil der Junker seine Sippschaft und seinen Halt am Hofe des Kurfürsten selbst hatte. Kohlhase zeigte sich auch dazu bereit. Dieser zweite Schritt muß schlechten Erfolg gehabt haben. Kohlhase sah, vom Rechtsweg und vom sächsischen Kurfürsten hatte er für sein Recht nichts mehr zu erwarten. Erbittert eilte er hinweg. An anderthalb Jahre lang hatte er, ein gesetzmäßiger Bürger in einer gesetzlosen Zeit, auf dem Wege des Gesetzes zu seinem wohlbegründeten Rechte zu kommen, Alles versucht; aber den Junkern war, seitdem die Volkserhebung der letzten Jahre blutig niedergedrückt war, der Kamm um so höher geschwollen, den Hofjunkern und den Landjunkern. Plötzlich, wenige Tage darauf, erschien ein „Fehdebrief" Kohlhase's, worin er aller Welt sein erlittenes Unrecht vorlegte und dem ganzen Lande zu Sachsen absagte. Der Fehdebrief schloß: „Weil ich nun nichts mehr als meinen Leib und mein Leben vorzusetzen habe, so will sich gebühren, daß ich meine Ehre und meinen Glimpf, wie das einem Ehrliebenden zusteht, zur Nothdurft vertheidige. Ich will aller Welt List und Behändigkeit gebrauchen, will sein Gottes und aller Welt Freund, allein Günthers von Zaschwitz und des ganzen Landes zu Sachsen abgesagter Feind. Ich will, wo ich sie bekomme, sie an Händen und Füßen lähmen, auch rauben und brennen, sie hinwegführen und schlagen, bis mir Günther von Zaschwitz Abtrag thut und meinen Schaden, den ich allenthalben genannt, zur Billigkeit erstattet." Diesen Brief datirte Kohlhase mit dem ihm eigenen Humor „Vom Tage Schlag zu!"

Die Selbsthülfe des Fehdewesens war den Landes- und Reichsgesetzen zum Trotz von größeren und kleineren Herren noch immer geübt, und so gut als die Junker sich das herausnahmen, durfte jeder Freie es sich auch herausnehmen. Es kam nur darauf an, wie sein Landesherr, der Brandenburger, zu diesem Wagniß Kohlhase's, mit bewaffneter Hand sein vorenthaltenes Recht sich zu erzwingen, sich stellte. Dem Landvogt nach Wittenberg schrieb Kohlhase: „Ich will aus meinen Kleppern Pferde machen, den Junker von Zaschwitz mit Feuerkohlen suchen und ihn mit samt seinem Schloß verbrennen." Das ganze angrenzende Sachsenland kam in Aengsten und verstärkte seine Thore. Dem brandenburger Kurfürsten schrieb man, die Rechtssache Kohlhase's „sei nur in's Vergessen gekommen"; der Kurfürst habe sie am Hofgericht hören wollen. Der Brandenburger antwortete, Sachsen habe vor einigen Jahren auch dem Ritter Nickel von Minkwitz gestattet, das brandenburgische Gebiet zu befehden, es sei fast also, wie der Kohlhase schreibe, daß er durch sächsische Justiz um seinen Glauben und in's Verderben gekommen sei.

(Schluß folgt.)

Räthsel.

Ist die Zweite das Ganze, dann bebt in banger Bewegung
Selig die Erste beglückt und auch beglückend zugleich;
Denn daß die Erste die Zweite verdient, beweiset das Ganze
Welches die Zweite nur bleibt, wenn ihm die Erste gebricht.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 96:

Weiß.	Schwarz.
1) T. C 4 — H 4	1) H 2 — H 1 D.
2) T. H 4 nimmt H 1 . . .	2) S. G 3 nimmt H 1.
3) L. B 3 — F 7.	3) K. A 5 — B 4.
4) L. F 7 — G 6.	4) K. B 4 — A 3.
5) K. E 1 — F 1.	5) S. H 1 — G 3 †
6) K. F 1 — F 2 und gewinnt.	

Des Bürgermeisters schwerster Tag, oder die Durchreise des Fürsten.

Von **Stauber.**

(Fortsetzung und Schluß.)



Aber um so größer ist unsere Freude! — — —
— — „Vater! Du schüttest ja Deine Tabaksdose in den Kaffee!!"



Festgewurzelt wie die Eichen steht unsere Liebe — — —



Kein Mißton trete zwischen uns — — —



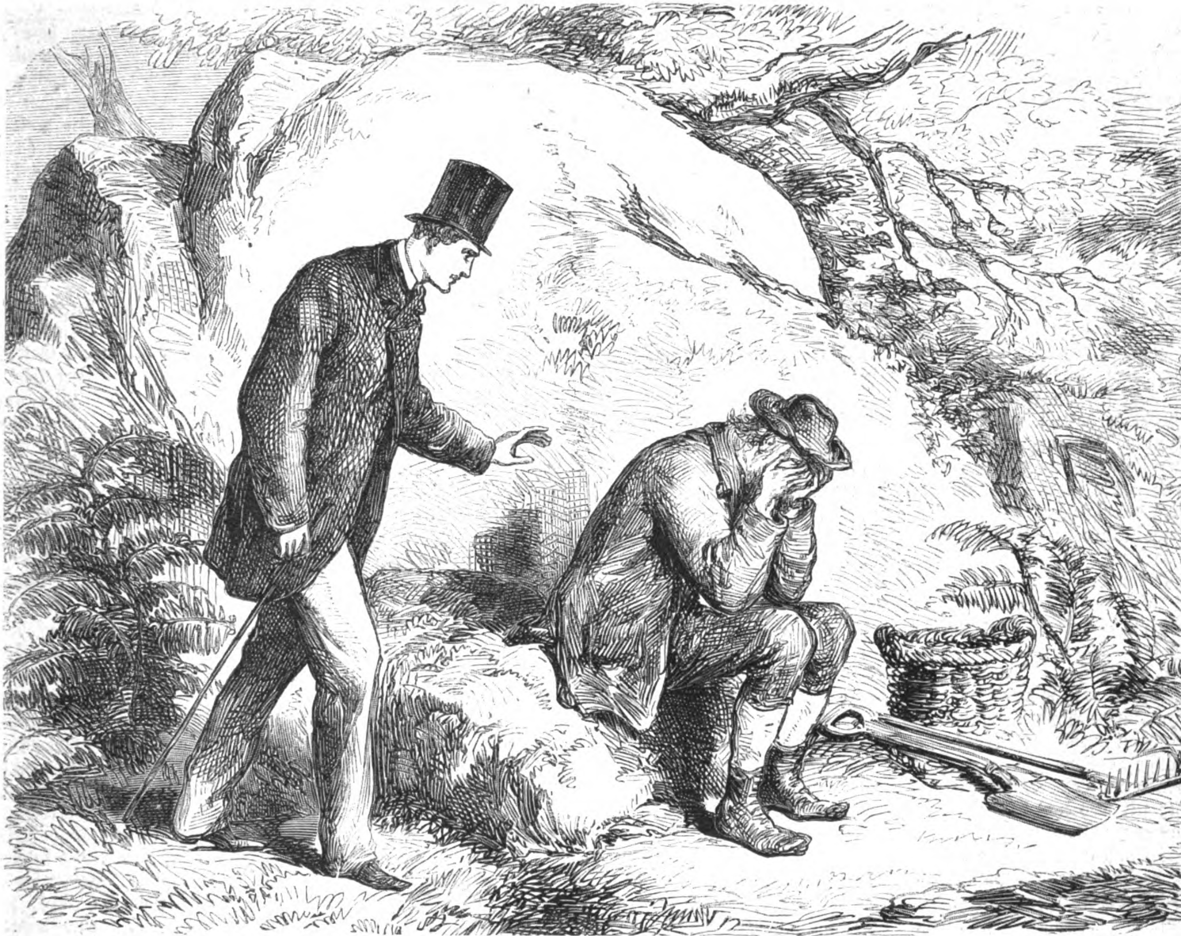
In treuester Anhänglichkeit bleiben wir unzertrennlich — —



Herr Bürgermeister! geschwind! geschwind! der Fürst fährt schon zum Thore herein.



Fürstliche Durchlaucht! Fürstliche Durchlaucht! Fürstliche Durchlaucht, jetzt hab' ich die ganze Rede vergessen!!!
— — „Bravo! Herr Bürgermeister! damit haben Sie mir die größte Freude gemacht."



Lionel belauscht den alten Gärtner. (S. 106.)

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von E. Braddon.

(Fortsetzung.)

Achtzehntes Kapitel.

Lionel Westford gab den Lockungen des Teufels nach, wie er glaubte, aber folgte in Wahrheit nur den Eingebungen der Vorsehung, welche Alles ordnet. Er erlag der Versuchung, gegen die er lange vergebens angekämpft hatte, und schrieb an Rupert Goodwin, daß er seine Bedingungen annehme.

Ehe dieß jedoch geschah, besuchte er einen ehemaligen Universitätsfreund, einen leichtfertigen jungen Weltmann, und ersuchte denselben, ihm die von Mr. Rupert Goodwin verlangten Empfehlungen zu geben. Der Freund war sogleich bereit dazu, indem er vermuthete, daß Lionel seinen Namen nur zum Zwecke irgend einer Liebesangelegenheit verändere. „Ich verstehe, Westford," sagte der junge Mann, „trotz Deiner großen Zurückhaltung gegen einen alten Kameraden. Du hast einen Liebeshandel; jenes hübsche Mädchen hat Dir den Kopf verdreht. Ich kenne die junge Dame, ich habe sie öfters in Gesellschaften gesehen. Du willst Dich jetzt als ein armer Künstler verkleidet in ihr Haus einschleichen. Keine üble Idee, meiner Treu, ich beneide Dich darum! Mir wäre so etwas nie in den Sinn gekommen, ich habe schon zu viel genossen. Also gestehe nur, mein alter Freund, ich habe den Nagel auf den Kopf getroffen, nicht wahr?" — „Ich habe nichts zu gestehen," erwiederte Lionel, „mag jedoch nicht dulden, daß Du Dir in Betreff der jungen Dame eine unrichtige Vorstellung machst. Ich habe sie nur ein einziges Mal gesehen und nur wenige Minuten lang." — „Wohl möglich, mein Lieber. Das hindert aber nicht, daß Du Dich sterblich in sie verliebt hast. Du weißt ja, oft erwacht die Liebe beim ersten Anblick, wenn wir unseren Dichtern glauben dürfen. Ich selbst verstehe mich auf dergleichen Dinge nicht mehr, ich bin schon zu blasirt," fügte der junge Mann hinzu, dessen Bart kaum zu wachsen begann. — „Ich darf doch jedenfalls auf Deine Dienste rechnen, Dudley?" fragte Lionel, indem er sich anschickte zu gehen. — „Versteht sich, mein lieber Freund, Du kannst ganz auf mich rechnen. Aber willst Du nicht bei mir frühstücken? Wir könnten mit einander plaudern und uns bei einer Pfeife Tabak der alten Zeiten erinnern, als wir noch jung und glücklich waren. Was hast Du denn in der letzten Zeit getrieben? Ich habe Dich seit länger als sechs Monaten nicht gesehen." — „Ich glaube wohl, mein lieber Dudley," erwiederte Lionel, „denn wenige meiner Freunde werden mich in dieser Zeit gesehen haben." — „Aber weßhalb?" — „Weil Deine Welt nicht mehr die meinige sein kann. Seit dem Tode meines armen Vaters haben unsere Verhältnisse eine große Veränderung erlitten. Reichen und glücklichen Leuten kann ich mich nicht mehr anschließen, denn ich bin in die Reihen Derjenigen eingetreten, welche für ihr Brod arbeiten." — „Aber, mein lieber Lionel," rief der junge Dandy, „ohne Zweifel könnten doch Deine Freunde von Nutzen für Dich sein? Meine Börse steht Dir zu jeder Zeit zur Verfügung." Lionel drückte dem Freunde dankbar die Hand. „Lieber Dudley," sagte

er, „ich kenne Dich als einen treuen Freund und danke Dir von ganzem Herzen; allein ich habe jetzt eine einträgliche Beschäftigung gefunden, die mir genügt. Adieu, mein alter Freund!" — „Du wirst mich doch bald einmal wieder besuchen, Lionel?" — „Ja, sobald sich meine Verhältnisse gebessert haben. Bis dahin Adieu!"

Drei Tage später verließ Lionel London, um sich nach Hertfordshire zu begeben. Zum ersten Male in seinem Leben hatte der junge Mann sich einer Unwahrheit gegen seine Mutter schuldig gemacht, indem er ihr gesagt, daß ihm in der Stadt Hertford Beschäftigung als Maler angeboten worden sei, und daß er mehrere Wochen dort zubringen müsse.

Klara Westford empfand tiefen Kummer bei dem Gedanken an die Trennung von ihrem Sohne, obgleich es nur für kurze Zeit war; allein sie hatte die düsteren Wolken der Verzweiflung auf der Stirn des jungen Mannes lagern sehen und fand deßhalb Beruhigung in dem Gedanken, daß er Beschäftigung gefunden und durch die kleine Reise einige Zerstreuung haben werde.

So geschah es, daß er nach Wilmingdonhall ging. Rupert Goodwin hatte sich nur auf den Wunsch seiner Tochter dazu verstanden, den jungen Künstler zu beschäftigen. Sein eigenes Herz war kalt und empfindungslos, aber für seine Tochter that er Alles und wurde sogar menschenfreundlich, wenn sie bat, denn ihr Einfluß bändigte den Dämon in seiner Brust. Dagegen hegte er eine unnatürliche Abneigung gegen seinen Sohn, weil er wußte, daß derselbe in den finsteren Geheimnissen seines Herzens gelesen hatte und ihn verachtete.

Es war an einem schönen Nachmittage des Monats August, als Lionel bei Wilmingdonhall anlangte. Kein Blättchen rührte sich in dem dichten Laube des Parks, kein Lüftchen bewegte das Gras auf den Rasen. Die Oberfläche des Sees, umschattet von hohen Bäumen, war so ruhig wie ein Spiegel und strahlte das Bild des azurblauen Himmels wieder.

Seit mehreren Monaten war Lionel ein Gefangener in der Wüste Londons gewesen, — dieser Stadt, welche für den Reichen ein so angenehmer, für den Armen aber ein so trauriger Aufenthalt ist; seit mehreren Monaten hatte er sich nur in dürftigen Häusern und engen Straßen bewegt, deren geschwärzte Mauern keinen Sonnenstrahl und wenig frische Luft zuließen. Als er deßhalb die glänzende Besitzung des Bankiers betrat, war ihm, wie wenn er vom Schwindel ergriffen würde. Er schaute um sich und athmete tief auf; seine Brust hob sich, sein Blick richtete sich gen Himmel und sein Schritt wurde fester und elastischer. „Es ist ein Paradies!" rief er, „und sie ist die Königin desselben. O, wie mein Herz beim Nahen des Augenblicks pocht, wo ich sie wieder sehen, wieder ihre Stimme hören und ihrem strahlenden Blicke begegnen werde!"

Die Entfernung von der Pforte des Parks bis zum Wohnhause war ziemlich bedeutend. Lionel ließ seinen leichten Mantelsack in der Loge des Portiers zurück und verfolgte den ihm von Letzterem angedeuteten Fußpfad nach dem Hause, welcher durch dichtes Gebüsch an einer Grotte und den Viehställen vorüber führen sollte.

Unter diesem Laubdache herrschte selbst an einem so hellen Sommertage auffallende Düsterheit, und je weiter Lionel ging, desto mehr stieg die Wirkung derselben auf seine Stimmung. Die Begeisterung, das vorher empfundene Entzücken verschwanden und an ihre Stelle trat eine plötzliche Niedergeschlagenheit, eine geheimnißvolle Last, welche seine Brust drückte. Er beschleunigte seine Schritte und eilte mit fieberhafter Ungeduld dem Hause zu, um wieder menschliche Wesen zu sehen und ihre Stimmen zu hören.

Nach einem ziemlich langen Marsche erreichte er einen Ort, den er für die Grotte und die Viehställe hielt. Hier herrschte das tiefste Dunkel. Zwischen großen Steinmassen und Felsblöcken erhoben sich die Ruinen eines griechischen Tempels, an dessen gebrochenen Säulen üppiges Farrenkraut wucherte. Ein kleiner Wasserfall rieselte geräuschlos durch die mit Moos bedeckten Steine und speiste einen Teich, dessen ruhige Oberfläche eine trügerische Tiefe zu bergen schien. „Dieser öde Ort sieht so aus, als wenn er durch eine schwarze Unthat entweiht worden wäre," dachte Lionel, indem er einige Augenblicke stehen blieb, um ihn zu betrachten.

Während er diesem Gedanken nachhing, vernahm er plötzlich ein langes und tiefes Stöhnen, das ihn erschreckte, denn es klang sehr unheimlich. Lionel besaß Muth, aber dennoch überlief ihn ein Schauder bei diesen Lauten, die aus keinem menschlichen Munde zu kommen schienen. Allein diese Anwandlung dauerte nur einen Augenblick. „Ei was!" rief er. „Dieses Stöhnen rührt ohne Zweifel von einem menschlichen Wesen her; es fragt sich nur, was die Veranlassung ist. Hinter jenem Felsen schien es hervorzukommen." Mit diesen Worten ging er um einen großen Steinhaufen herum und entdeckte sehr bald, woher das Stöhnen kam. Ein Greis, in Bauerkleidern, saß auf einem mit Moos bedeckten Steine, indem er seine Ellbogen auf die Kniee stützte und das Gesicht in den rauhen Händen barg. Er schien sehr alt zu sein, denn lange und dünne weiße Haare fielen auf seine mageren Schultern herab. Augenscheinlich war es der Gärtner, denn eine Hacke und eine Schaufel lagen neben ihm im Grase.

Während Lionel stehen blieb, diese seltsame Person betrachtend, ließ sich jene dumpfe Klage von Neuem vernehmen. Dieses Mal sprach der Greis aber auch dazu. „O mein Gott, mein Gott," rief er, „es ist kaum zu ertragen! Es ist schrecklich — schrecklich!" Lionel empfand jetzt nur Mitleid und legte leise seine Hand auf die Schulter des Gärtners. Der Greis wandte sich schnell um und stand plötzlich vor Lionel auf den Füßen. Sein Gesicht war bleich von Furcht und sein ganzer Körper bebte. „Wer sind Sie?" fragte er mit halb erstickter Stimme. „Wer sind Sie, und weßhalb sind Sie hierher gekommen?" — „Ich bin ein Fremder," erwiederte Lionel. „Ich habe so eben Eure Klagen gehört und komme, um die Ursache zu erfahren." — „Ein Fremder?" wiederholte der Greis mit leiser Stimme, indem er den kalten Schweiß von seiner Stirne abwischte. „Ein Fremder? Ist das wahr?" Aufmerksam, fast gierig betrachtete er Lionel's offenes Gesicht, als hätte er darin lesen wollen, ob es wirklich so sei. „Ja, ja," murmelte er dann, „ich sehe, daß Sie mich nicht täuschen; Sie sind ein Fremder an diesem schrecklichen Orte. Aber ich habe so eben etwas gesprochen, nicht wahr? Ich spreche oft, ohne es zu wissen. Ich bin ein alter Mann, in dessen Kopfe es nicht mehr ganz richtig ist. Habe ich viel gesprochen? — Habe ich irgend etwas gesagt, etwas, vor dem Ihr Blut zu Eis erstarrt ist und Ihr Haar sich gesträubt hat, wie?" Mitleidvoll betrachtete Lionel den armen Gärtner. Was konnte das anders sein als Wahnsinn, als das letzte Aufflackern eines erlöschenden Geistes, der von furchtbaren Phantasiegebilden umgeben ist? „Mein guter Mann," sagte Lionel in sanftem Tone, „Ihr habet keine Ursache, Euch so zu quälen. Ihr habet nichts weiter gesagt, als daß irgend etwas schrecklich sei. Beruhiget Euch. Es war nur Euer Stöhnen, was mich hierher gezogen hat." — „Also habe ich nichts gesagt? Allein zuweilen spreche ich sonderbare Dinge, die jedoch keinen Sinn haben, — gar keinen Sinn, — nicht mehr Sinn als das Krächzen eines Raben um Mitternacht hat. Es klingt schrecklich, aber ist eigentlich nichts. Ich bin ein sehr alter Mann und habe den Goodwin's siebenzig Jahre gedient. Den jetzt lebenden Mr. Goodwin — Rupert Goodwin — habe ich gekannt, als er noch ein kleines Kind war, und habe seinen Vater als Knaben gekannt, der ein so offenes Gesicht, ein so frohes Herz hatte und nicht so finster war, wie der jetzige Herr. Ich habe ihnen lange Zeit treu gedient, und sie sind gütige Herren gegen mich gewesen. Deßhalb kann ich mich jetzt als Greis unmöglich gegen sie wenden und sie verrathen. Nicht wahr?" — „Natürlich nicht," erwiederte Lionel. „Unmöglich könnet Ihr sie verrathen." — „Nein, nein," murmelte der alte Gärtner, mehr mit sich selbst als mit Lionel sprechend, „das ist unmöglich. Siebenzig Jahre lang habe ich ihr Brod gegessen und kann sie unmöglich jetzt verrathen, obgleich mir zuweilen ist, als müßte ich an dem Brode ersticken. Aber ich darf nicht reden, ich darf nicht länger mit Ihnen plaudern, denn ich spreche zuweilen sonderbare Dinge, die keinen Sinn haben. Merken Sie sich das, sie haben nie den geringsten Sinn." Der alte Gärtner nahm seine Hacke und seinen Spaten und ging fort, während Lionel, nicht wenig erstaunt über sein Benehmen, zurückblieb. „Er ist nicht recht bei Sinnen, der arme Alte!" dachte Lionel. „Ich wundere mich nur, daß der Bankier einen so alten Diener nicht in Ruhestand versetzt!" Lionel setzte hierauf seinen Weg fort und trat aus dem Gehölze auf einen offenen Rasenplatz hinaus, an dessen Ende das alte Herrenhaus lag, welches in früherer Zeit von so vielen edlen Besitzern bewohnt worden war. Die Erinne-

rung an den alten bethörten Gärtner verließ ihn momentan, und er dachte nur an die reizende Erscheinung im Laden des Bilderhändlers, an Julia Goodwin's schwarze Augen, welche ihn acht Tage vorher so sehr bezaubert hatten.

Beim Hause angelangt, wurde er von einem finstern Verwalter oder Hausmeister mit wichtiger Miene empfangen und sogleich eine große Treppe hinauf und durch einen langen Korridor mit vielen Thüren geführt. Eine derselben öffnete der elegante Hausmeister, und Lionel befand sich in einem hübsch und bequem möblirten Zimmer, neben dem ein Schlafgemach lag. Es war für seinen Aufenthalt hergerichtet worden und gewährte einen grellen Abstand gegen die dürftige Einrichtung der kleinen und düsteren Wohnung, in der er seine Mutter und Schwester zurückgelassen hatte. Er setzte sich an einen in der Nähe des Fensters stehenden Tisch, auf den eine große Zeichenmappe für seinen Gebrauch gelegt worden war, und begann ohne Zeitverlust die Beschaffenheit der ihm übertragenen Arbeiten näher zu prüfen. Allein sein Inneres war gequält von dem Gedanken, daß er sowohl gegen Rupert Goodwin wie gegen seine Mutter eine falsche Rolle spielte; und während Julia Goodwin's glänzende Erscheinung vor seinen Augen stand, drängte sich das Bild des alten wahnsinnigen Gärtners vor und erschreckte ihn durch seine stieren Blicke.

Neunzehntes Kapitel.

Violette wohnte den Proben in Drury Lane pünktlich an und erntete warme Lobsprüche von Seiten des Direktors, Mr. Maltravers, nicht nur wegen ihrer Genauigkeit, sondern namentlich wegen ihres stillen und bescheidenen Benehmens, welches gegen das lärmende Geschwätz und das unmäßige Lachen von vielen der am Theater beschäftigten jungen Mädchen gewaltig abstach.

Das Innere des Theaters war eine ganz fremde Welt für Violette, welche nur in der Stille einer häuslichen und gebildeten Familie aufgewachsen war. Esther Vauberg und deren Freundinnen behandelten die Neugekommene sehr übel. Vielleicht würden sie sich freundlicher gegen sie betragen haben, wenn Violette ein gewöhnliches, durch nichts ausgezeichnetes Mädchen gewesen wäre; allein ihre blendende Schönheit erweckte bitteren Neid in den Herzen der Anderen, und sie thaten deßhalb alles Mögliche, um ihr das Theater unerträglich zu machen. Es mißlang ihnen jedoch gänzlich, denn Violette war so weit über sie erhaben, daß sie den Hohn und Spott derselben kaum beachtete. Die Idee erhielt sie aufrecht, daß sie Geld verdiente, und daß dieses Geld mindestens momentan ihre geliebte Mutter gegen die ihr von der Armuth auferlegten Entbehrungen schützte.

Endlich nahte der wichtige Abend, an dem die Vorstellung des neuen Ballets stattfinden sollte. Violette war nunmehr völlig eingeübt für ihre Rolle; ihr Kostüm lag bereit und nichts war gespart worden, um es recht glänzend herzustellen. Sie selbst erkannte kaum ihr eigenes, so wunderbar schönes Gesicht im Spiegel, als ihre Toilette vollendet und ein leuchtendes silbernes Diadem auf ihr schwarzes Haar gedrückt worden war, das in langen Locken bis auf die Schultern herabfiel. Sie begab sich auf die Bühne und wurde dort von Mr. Maltravers auf das Wärmste begrüßt. Er ließ sie einen Thron im Inneren eines Feentempels besteigen, welcher, von einem Feuerregen umgeben, die Schlußdekoration des Ballets bildete, und entfernte sich dann. In wenigen Minuten sollte der Vorhang aufgezogen werden, und Violette stand dann den Blicken der zahllosen Zuschauer gegenüber. Ihr Herz schlug heftig, denn obgleich sie nichts zu thun hatte, als sich auf ihrem Throne ganz ruhig zu verhalten, so konnte sie doch bei dem Gedanken, der Gegenstand zu sein, auf den sich so viele Augen richteten, ein gewisses ängstliches Gefühl nicht unterdrücken.

Neben dem Tempel, in der Mitte einer Gruppe von jungen Mädchen, welche ein Piedestal umgaben, stand die Jüdin, Esther Vauberg, und sprach noch laut, als der Vorhang sich bereits hob. „Sehr hübsch!“ rief sie in verächtlichem Tone. „Wenn Mr. Maltravers diese unbedeutende Person eine Schönheit nennt, so muß er nothwendig einen schlechten Geschmack haben. Sie eignet sich für die Königin der Schönheit gerade eben so gut, wie die alte Hexe, welche das Theater zu kehren hat.“ Violette wußte, daß diese schmeichelhafte Bemerkung ihr galt, aber auch, daß sie nur aus Neid entsprang, und ließ sich deßhalb nicht durch die Bosheit derselben beunruhigen. Während jedoch Esther sprach, drehte Violette sich unwillkürlich nach ihr um. Die Jüdin trug ein prachtvolles Kostüm und sah sehr schön aus; allein die eingesunkenen Wangen und der fieberhafte Blick waren trotz aller Schminke und Toilettenkünste sichtbar. Indem Violette die schwarzen Augen einige Sekunden lang betrachtete, erwachte plötzlich eine dunkle, unklare Erinnerung in ihrem Geiste. Wo hatte sie ähnliche Augen wie diese schon früher gesehen? Sie konnte sich die Frage nicht beantworten, aber war fest überzeugt, daß sie irgendwo ähnlichen Blicken begegnet war. Es blieb ihr jedoch keine Zeit, länger darüber nachzudenken, denn der Vorhang wurde aufgezogen, und sie sah den weiten Raum der Zuschauer, mit Tausenden von Köpfen im hellsten Lampenlichte, vor sich.

Ein donnernder Beifall erscholl, als das Schlußtableau, ein Meisterstück des Dekorationsmalers, sich enthüllte. Mehrere Sekunden lang sah Violette nichts als eine verworrene Masse von Gesichtern, aber allmälig lernten ihre Augen jedes einzelne derselben unterscheiden und deutlicher erkennen. Sie sah schöne Frauen, Männer mit aristokratischen Zügen und hundert Lorgnetten, welche auf sie gerichtet waren. Da die Szene ziemlich lange währte und sie selbst nichts zu thun hatte, so konnten ihre Augen sorglos und ungehindert umherschweifen. Plötzlich aber erbebte sie!

In einem Winkel des Orchesters gewahrte sie einen allein sitzenden Mann, welcher mit untergeschlagenen Armen da saß und starr vor sich hinblickend in tiefe Gedanken versunken zu sein schien. Es war Raphael Stanmore. Als sie ihn erkannte, begann ihr Herz heftig zu pochen. Allein sie vergaß nicht, wo sie sich befand, daß Tausende von Augen auf sie gerichtet waren, und wußte alle Zeichen ihrer inneren Bewegung zu unterdrücken. Gott weiß, wie groß ihre Anstrengung war, allein es gelang ihr, und sie blieb regungslos wie eine Statue sitzen, die Augen unbewegt auf das Gesicht gerichtet, aus dessen Zügen ihr so oft die innigste Liebe entgegen gestrahlt hatte.

Raphael Stanmore's große schwarze Augen starrten mehr in das Leere als auf die glänzende Szene, welche die Bühne darbot, und während Violette in dieselben hineinblickte, begann sie von Neuem fast eben so zu beben, wie im ersten Augenblicke des Erkennens. Sie gewahrte nämlich eine auffallende Aehnlichkeit zwischen den Augen des jungen Mannes und denen der Jüdin Esther Vauberg, — dieselbe Aehnlichkeit, welche sie wenige Minuten vorher, ehe der Vorhang aufging, in Erstaunen gesetzt hatte.

Es war seltsam und für Violetten schmerzlich, daß eine so große Aehnlichkeit zwischen ihm, den sie liebte, und der ausschweifenden Jüdin bestand; allein solche Zufälligkeiten sind nicht selten, und Violette verweilte nicht lange dabei. Der Gedanke, daß ihr Verlobter, von dem sie so lange getrennt gewesen, jetzt in ihrer Nähe sei, beschäftigte sie allein. Ohne Zweifel müßte er sie auch sogleich erkennen, so wie sie ihn erkannt hatte, dachte sie, und vergaß dabei gänzlich, daß Raphael Stanmore seine gewöhnliche Kleidung trug, während sie durch ihr glänzendes Kostüm fast unkenntlich gemacht worden war. Plötzlich erwachte er aus seinen Träumereien und ließ die Blicke auf das Theater fallen. Violette sah ihn erbeben und die Augen gespannt auf sie richten. „Ja, er hat mich erkannt,“ rief es in ihr, „ich wußte wohl, daß er mich erkennen würde. Was wird er thun?“ Da er sie erkannt hatte, so erwartete sie, daß er augenblicklich seinen Platz verlassen und an die Thür des Theaters eilen werde, um ihr mündlich oder schriftlich eine Botschaft zuzusenden. Allein zu ihrem großen Erstaunen that er es nicht, sondern blieb ruhig sitzen, die Augen starr auf sie gerichtet, bis der Vorhang fiel und er ihren Blicken entschwand.

Jetzt bildete sich Violette ein, daß er nur deßhalb bis zum Schluß der Szene sitzen geblieben sei, weil er seine Nachbarn nicht früher habe stören wollen. Sie verließ die Bühne und eilte in das Garderobezimmer, wo sie sich mit Esther Vauberg und sechs andern jungen Mädchen aus- und ankleiden mußte. Ein neues glückliches Gefühl erfüllte ihr Herz, die frohe Erwartung färbte ihre Wangen roth, und ihre Hände zitterten vor Freude, während sie sich umkleidete. Jeden Augenblick erwartete sie, daß ihr Name an der äußeren Thür der Garderobe werde gerufen oder ein Brief an sie gebracht werden. Allein weder Brief noch Botschaft kam,

obgleich inzwischen mehr als eine halbe Stunde verstrichen war. Sie hatte sich absichtlich sehr langsam umgekleidet, in der Hoffnung, gerufen zu werden, aber endlich war sie fertig und bereit, mit ihrer Mutter nach Hause zu gehen, welche im Vorsaale wartete, um sie heimzuführen.

Da Lionel abwesend war und der Schwester keinen Schutz gewähren konnte, so hatte Klara Westford darauf bestanden, Violetten vom Theater abzuholen. Wie hätte die gute Mutter ruhig zu Hause bleiben können, während ihre Tochter allen Gefahren auf den Straßen von London ausgesetzt war!

Das arme Mädchen durfte nicht länger in dem Garderobezimmer verweilen, da sie wußte, daß ihre Mutter außen wartete, und ihr Schmerz war unbeschreiblich, als die gehegte schöne Hoffnung getäuscht wurde. In allem Kummer war ihr junges Herz durch das volle Vertrauen auf Raphael Stanmore's Treue und Beständigkeit aufrecht erhalten worden, aber jetzt war auch diese stärkende Hoffnung geschwunden. Nach einer langen Trennung hatte er sie wiedergesehen und erkannt, aber keinen Versuch gemacht, sich ihr zu nähern. „Er verachtet mich in meinem Unglück," dachte sie mit Bitterkeit. „Vielleicht ist er in der Nähe von Westfordhaus gewesen und hat von unserem Mißgeschick und unserer Armuth gehört. O grausamer Raphael! Du, der Du die Anbeter des Mammon so sehr verdammtest, Du bist nicht edelmüthig genug, Derjenigen ihre Armuth zu verzeihen, der Du ewige Liebe geschworen hast? Um die reiche Tochter des Kapitäns warbst Du nur, aber von der armen Violette, die auf einem Theater ihr Brod verdienen muß, wendest Du Dich mit Verachtung ab!"

Solche Gedanken beschäftigten das arme Mädchen, während es mit der Mutter nach Hause ging. Letztere bemerkte wohl, daß ihrer Tochter etwas fehlte, schrieb jedoch die Blässe derselben ihrer Angegriffenheit zu, welche eine natürliche Folge des ersten Auftretens war. Sie beobachtete ihr Kind mit liebender Sorge, aber drängte sie nicht zu sprechen. „Du bist ermüdet, liebe Violette," sagte die Mutter, als sie das Wohnzimmer betraten, wo Erstere sogleich auf den nächsten Stuhl sank, „Du bist ermüdet, und es kann nicht anders sein. Ich will Dich nicht mit Fragen quälen. An der Thür des Theaters habe ich von dem neuen Stücke reden hören. Alle Welt sprach davon, wie schön Du ausgesehen habest und wie sehr Du bewundert worden seiest. Das Herz Deiner Mutter konnte sich über diesen Triumph freuen, wenn er auch in einer Sphäre stattfand, die von der so sehr verschieden ist, in der Du früher zu glänzen pflegtest. Komme, mein liebes Kind, ich habe Dir etwas Wein und Kuchen bereit gehalten, weil ich wußte, daß Du nach einer solchen Anstrengung sehr erschöpft sein würdest." Die arme Violette gab sich Mühe, einige Bissen zu essen und etwas Wein zu trinken, allein ihre trockenen Lippen versagten den Dienst. „Ich kann nichts genießen, liebe Mutter," erwiederte sie in klagendem Tone. „Ich bin sehr ermüdet und kann nichts Besseres thun, glaube ich, als mich sogleich zu Bette legen." — „Armes, theures Kind," rief Klara Westford, indem sie sich mit banger Sorge über die Tochter hinabbeugte und in ihr blasses Gesicht schaute, „dieser Abend hat Dich sehr angegriffen." — „Ja, in der That, liebe Mutter." — „Ich kann mir denken, wie schwer es Dir geworden sein mag, auf einer für Dich so unpassenden Szene zu erscheinen. Du sollst das Theater nicht wieder betreten; wir wollen versuchen, einen anderen Weg zu finden, etwas zu verdienen. Ich will meine Tochter nicht leiden sehen!" Violette ergriff die Hände ihrer Mutter und drückte sie mit bittendem Blicke. „Sage das nicht, liebe Mutter, es war ja heute die erste Vorstellung. Ich mag wohl etwas aufgeregt sein, aber es hat nichts zu bedeuten, gar nichts, glaube mir. Nach wenigen Wiederholungen werde ich mich vollkommen an das Theater gewöhnt haben und mich ganz wohl daselbst befinden. Du weißt, wie gern ich auf unseren kleinen Privattheatern in Hampshire spielte. Ich bitte Dich, liebe Mutter, glaube nur nicht, daß ich mich unglücklich fühle! Ich bin der Vorsehung dankbar, daß sie mir Gelegenheit gibt, etwas Geld auf so leichte Art zu gewinnen. Es ist doch viel besser, als träge oder beschränkte Zöglinge zu unterrichten." Durch solche Bitten und Vorstellungen gelang es Violetten, selbst das besorgte Mutterauge zu täuschen. Beide schliefen zusammen in einem Zimmer, aber die Mutter ahnte nicht, wie wenig sich die Augen der Tochter in der folgenden langen Nacht schlossen. Das heldenmüthige junge Mädchen verhielt sich so ruhig, als wenn sie fest schliefe, obgleich ihr Kopf fieberhaft glühte und ihre Brust die schwere Last der Verzweiflung trug.

(Fortsetzung folgt.)

Rösselsprung.

se	schal-	sang	dei-	le	lied	ohn'	eng-
an	ren	from-	er	und,	ne	him-	se
le	lei-	de	zu	me	hal-	el	en-
sen-	ohn'	wah-	se	schaa-	zur	frei-	mels-
zu	sei-	ren	wei-	dir	mein	de	bet
herr	se	hän-	ren	lei-	zum	wen-	nen
ernd	uns	dich	fah-	le	ich	g-	ver
schwing	de	wal-	die	auf	ge-	ster-	de

Fliegende Blätter.

Die Zeit für die Gesundheit. Turnen, Laufen, Baden sind die drei Haupthebel der Gesundheit: aber die meisten Menschen behaupten, sie haben keine Zeit dazu, und doch haben sie unendlich viel Zeit zum Essen und Trinken, zu Spiel und Tanz, zu Vergnügen aller Art. Aber man fordert ja nicht so gar viel Zeit von euch: wir wollen's euch ausrechnen oder vielmehr euch von Scheffler vorrechnen lassen. Das Baden im Freien nimmt eine Stunde, zu Hause aber nur 1/4 Stunde in Anspruch, weil man im Hause sich vor dem Bade nicht vollständig anzukleiden braucht, auch nur wenige Minuten in einem kleinen Badapparate verweilen kann. Rechnet man nun auf das Turnen und Laufen eine Stunde und auf den täglichen Spaziergang eine Stunde, so verwendet man auf die körperlichen Uebungen im Sommer täglich drei Stunden, von sechs bis neun Uhr Morgens oder von sechs bis acht Uhr Morgens und eine Stunde des Nachmittags. So viel Zeit kann Jeder, der seine Berufsgeschäfte sitzend oder im Zimmer zu verrichten hat, für die Gesundheit stets erübrigen. Der Handarbeiter und Landmann, insofern derselbe sich viel in freier Luft bewegen muß, kann diese Bewegung für die Spaziergänge anrechnen, also eine Stunde weniger auf die körperlichen Uebungen verwenden. Derselbe wird auch wegen der übrigen Arbeitsstunden eine Theilung seiner Uebungen vornehmen, insbesondere das Baden häufig auf den Abend verlegen müssen.

*

Ein Polizeitalent. Die beste Polizei übte der von Aelian erwähnte Tyrann Tryzos, welcher, um geheime Umtriebe zu verhüten, seinen Unterthanen das Sprechen verbot, und als sie sich nun durch Geberden zu verständigen versuchten, auch dieses verbot. Man gehorchte, aber als einst auf dem Markte der allgemeine Schmerz sich in Thränen auflöste und der Tyrann auch diesen zu wehren suchte, brach ein Aufstand los und er wurde ermordet.

*

Ein Reichdekorirter. Orden und Dekorationen sind keine Erfindung der neuern Zeit. Das fand sich auch bei den Römern schon. Kein Veteran unserer Zeit könnte wohl so viele Kreuzchen und Medaillen aufweisen, daß er mit dem im fünften Jahrhundert vor Christus lebenden C. Siccius Dentatus in die Schranken zu treten vermöchte, der in 120 Gefechten sich 22 Lanzenschäfte, 25 Medaillone, 83 Halsketten, 160 Armbänder, 26 Kronen, 14 Eichenlaubkränze, 8 goldene, 3 Mauerkronen und 1 Belagerungskrone verdient hatte. Welches Schmuckkästchen brauchte dieser Held, den die Römer ihren Achilles nennen, zur Aufbewahrung seiner Kleinodien, die ihm außerdem nicht, wie die heutigen Orden, bloß geliehen, sondern geschenkt waren!

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 10.

Stuttgart, 1865.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die Wiege der Neuzeit.

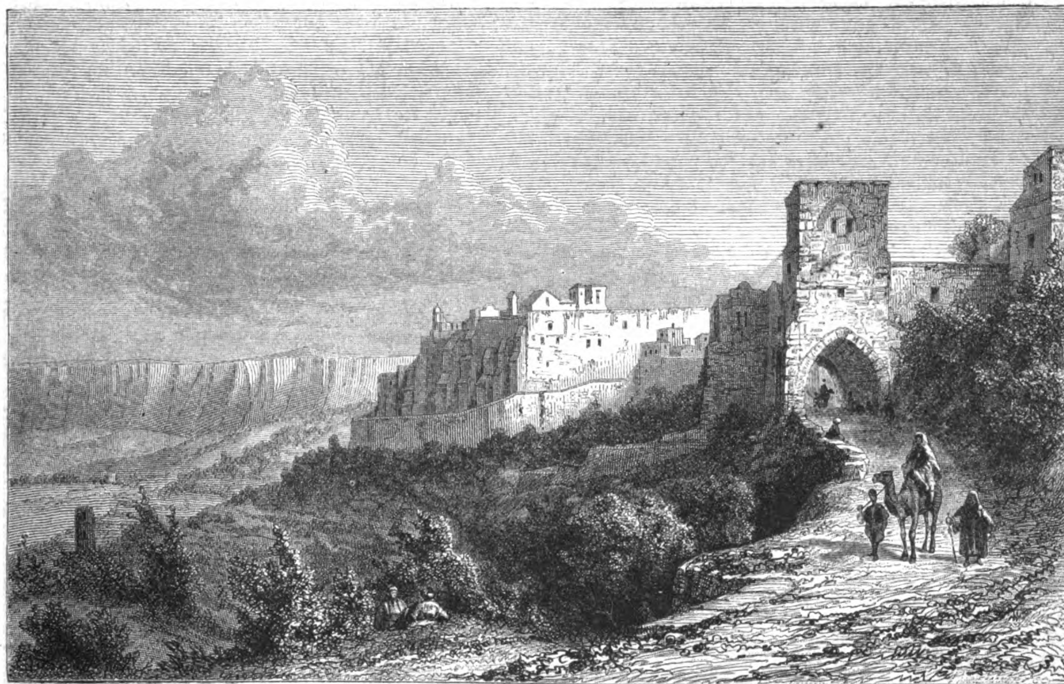
Zum Weihnachtsfest.

Von

A. Gispert.

Etwa fünf Stunden von Jerusalem entfernt, inmitten eines fruchtreichen und wohlangepflanzten Landes, erhebt sich die kleine Stadt Bethlehem auf dem Gipfel eines Hügels von mäßiger Höhe; seine Häuser bedecken zum großen Theil den östlichen und westlichen Abhang desselben. Zur Zeit von Christi Geburt war Bethlehem ein großes Dorf, die Kreuzzüge fanden es schon ziemlich bevölkert und gegenwärtig zählt es dreitausend Einwohner. Dort liegt Rahel und der Patriarch Booz begraben, es war der Aufenthaltsort von Ruth, die Stadt David's und die Geburtsstätte von Jesus Christus. Der heilige Hieronymus, ehrwürdige römische Matronen, die letzten Sprößlinge der Scipionen und Gracchen, welche durch ihre Tugenden die ehrfurchtsvolle Bewunderung der Welt erregten, litten und starben dort. Zur Zeit der Kreuzzüge, im Jahr 1110, wurde zu Bethlehem ein Bisthum errichtet, das aber von den revolutionären Wellen einer späteren Zeit wieder verschlungen wurde.

Die Einwohner Bethlehems gehören mit wenigen Ausnahmen dem Christenthum an, die Mehrheit derselben ist katholisch. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau und mit der Verfertigung von frommen Gegenständen, die sie an Pilger verkaufen, wie Paternoster, Kreuzchen, Medaillons von Oelbaumholz oder aus Perlmutter u. s. w. Der Einfluß, den Frankreich, das dort einen Konsul hält, auf das Städtchen und seine Einwohner hat, ist nicht zu verkennen. Die letzteren sind redselig, höflich und gastfreundlich. Die Frauen ge-



Ansicht von Bethlehem.

nießen hier eine größere Freiheit als anderswo, sie gehen häufig aus und eigenthümlicherweise sind sie alle stets gleichmäßig gekleidet: über dem blauen Rocke tragen sie eine Art rother Tunika, während vom Haupt ein langer weißer Schleier flattert. Das soll die Tracht der Mutter Gottes gewesen sein. Angenehm fällt es auf, daß in Bethlehem die Frauen sehr geachtet sind, was sonst im Orient bekanntlich nicht der Fall ist.

Was der Reisende in Bethlehem zuerst aufsucht, ist natürlich die Geburtsstätte Christi, jener ärmliche Stall, von dem das Heil der Welt ausging, wo die Hirten und die Weisen aus dem Morgenland, als die ersten unter den Israeliten und Heiden, den Erlöser anbeteten. Derselbe befindet sich unter dem Chor der von der heiligen Helena erbauten Kirche. Vermittelst zweier Treppen gelangt man zu der ehrwürdigen Stätte, die sich dem Auge in der Gestalt einer unregelmäßigen, in den Fels sich austiefenden Krypta darstellt. Ihre Wände sind mit köstlichem Marmor bekleidet und der Boden mit buntfarbigen Steinen ausgelegt. Das Tageslicht dringt nicht in dieß Heiligthum; zweiunddreißig silberne Lampen, von katholischen Fürsten geschenkt, verbreiten eine angenehm gedämpfte Helle. Im Hintergrund dieses Raumes bezeichnet ein mit Jaspis und Porphyr ausgelegter, mit einem silbernen Reif umgebener Marmorblock die Stelle, wo Maria den Erlöser zur Welt gebar. Der Reif trägt folgende Inschrift:

HIC DE VIRGINE MARIA JESUS CHRISTUS NATUS EST.

Drei Lampen brennen Tag und Nacht an dieser heiligen Stelle. Hier befand sich die Krippe, in welcher der Heiland lag. Dieselbe soll gegenwärtig in Rom aufbewahrt werden. Im Lauf der Zeiten ist die Geburtsstätte erweitert worden, die Stelle aber, wo die Krippe stand, blieb unverändert.

Die Kirche der heiligen Helena, die sich über der Geburtsstätte erhebt, ist ein ansehnliches Gebäude von solider Konstruktion, eine jener seltenen Basiliken, die ihre ursprünglichen Formen noch vollständig bewahrt hat. Durch vierundvierzig Säulen aus gelblichem Marmor mit korinthischen Kapitälen wird sie in fünf Schiffe getheilt. Früher trug die Kirche reichen Schmuck, der aber großentheils verschwunden ist. Nicht selten errichten Kaufleute in derselben eine Art Bazar und treiben hier Handel, oder wählen sie die Schulkinder zu dem Tummelplatz ihrer Spiele, während man rauchende Türken in ihr hin- und herwandeln sieht, sich von profanen Dingen unterhaltend. So ist gegenwärtig der Tempel, in welchem während anderthalb Jahrtausenden nur fromme Gebete und Gesänge laut wurden, entweiht und mißachtet.

Oberhalb der Geburtsstätte erheben sich drei Klöster, wovon eines von Franziskanern, das andere von Armeniern und das dritte von Griechen bewohnt ist. Alle drei bilden Ein großes Gebäude, das von Weitem einer Festung ähnlich sieht. In dem griechischen Kloster wird das Grab des heiligen Hieronymus gezeigt. In früherer Zeit zählte Bethlehem noch mehrere Klöster, die aber jetzt fast spurlos verschwunden sind.

Die Geburtsstätte der christlichen Welt sollte vor allen Dingen eines würdigen architektonischen Schmuckes nicht länger entbehren. Bekanntlich hat die Kaiserin von Frankreich vor einiger Zeit ein Rundschreiben in die Welt gesandt, in welchem sie zum Aufbau der halbzerfallenen hl. Grabkirche in Jerusalem die Unterstützung der christlichen Fürsten aufruft. Möchte auch Bethlehem sich recht bald der werkthätigen Pietät Europas zu erfreuen haben!

Ein Junkerfeind.

Hans Kohlhase.

Von Dr. W. Zimmermann.

(Bild S. 113.)

(Schluß.)

So stellte sich der Kurfürst von Brandenburg seinem Unterthan Kohlhase bei dessen Fehde gegen Sachsen nicht entgegen, er nahm vielmehr seine Partei. Am 9. April 1534 brannte es in Wittenberg an zwei Enden; in der Nacht darauf sah man in der Stadt den Feuerschein eines Brandes im nahen Schützberg, und am 10. April brannte es zum dritten Male in Wittenberg, jedesmal in Scheuern. „Das ist Kohlhase!“ schrie die Volksangst. Sie warf sich auf den Junker von Zaschwitz, der vergebens bemüht war, sich als unschuldig an der Fehde hinzustellen. Von Schlieben, ein Edelmann auf der Grenze, suchte Kohlhase auf, um ihn zu friedlichem Austrag zu bestimmen. Kohlhase willigte ein. Aber der Starrsinn des sächsischen Kurfürsten war Schuld, daß die Verhandlung erst am 6. Dezember zu Jüterbock statthatte. Da ritten sie ein in das Städtchen, die Richter, das Geschlecht der Zaschwitze, ihre Lehenserben und Bauern, die bei der bösen Geschichte in Wellauen betheiligt waren. Der Junker Günther war nicht dabei, er war unter den Aengsten und unter den allgemeinen Vorwürfen im November gestorben. Anderseits ritt ein unter sicherem Geleit, das ihm der Sachsenfürst hatte zusagen müssen, Kohlhase mit seiner großen Verwandtschaft, von den Massen mehr bewundert und gefürchtet, als angefeindet. Festen Schrittes trat Kohlhase vor die Gerichtsschranken und schwur zu Gott und dem Evangelium, daß er an den Feuerbränden in Wittenberg keine Schuld habe, daß er Feuer weder angelegt, noch anlegen lassen, noch viel weniger das zu thun befohlen habe, unter Todtenstille der Versammlung; dann machte er seine Klage geltend. Der Rechtsbeistand der Zaschwitze wandte ein, der Beklagte sei todt und damit jeder Anspruch als erloschen zu betrachten. Die Richter waren ganz anderer Ansicht, aber sie wollten die Sache verschleppen. Kohlhase bestand darauf, die kurfürstlichen Räthe haben ihm zugesagt, daß die Sache sofort vertragen werden solle. „Ich bin,“ sagte er, „an meiner Ehre angegriffen und verarmt. Ich habe nichts als meinen Leib und mein Leben übrig, das will ich daran setzen.“ Kohlhase forderte 1200 Gulden. Die sächsischen Räthe und die Vertreter der Zaschwitze schlossen auf 600 Gulden ab. Die wellauer Bauern thaten dem Kohlhase feierliche Ehrenerklärung, die Zaschwitzischen versprachen die Hinterlegung der 600 Gulden bis Neujahr in Jüterbock, Kohlhase die Einstellung der Fehde. Der Vertrag war von den sächsischen Räthen als endgültig schriftlich abgeschlossen, ohne Vorbehalt landesherrlicher Genehmigung.

Die Wittwe Sophie von Zaschwitz beklagte sich beim sächsischen Hof als überfordert, der Kurfürst anerkannte nicht, was seine Räthe abgeschlossen hatten; sie haben „im Unverstande gehandelt“, sagten diese unterthänigst. Am 26. Dezember überreichte der Bote des sächsischen Landvogts den Brief, welcher den Vertrag für nichtig erklärte, dem Kohlhase in Berlin. „Sagt Eurem Landvogt, ich habe die Meinung wohl vernommen,“ sprach Kohlhase. Der Blick und der Ton, womit Kohlhase dieß sprach, machten einen furchtbaren Eindruck auf den Boten. Der sächsische Hof setzte zwei ungeheuer hohe Preise auf die Einbringung Kohlhase's und streifte selbst außerhalb der Landesgrenze auf ihn. Damit verließ Sachsen den Rechtsboden. Kohlhase, so vertragsbrüchig man an ihm geworden war, blieb noch jetzt auf dem Rechtsboden. Er wandte sich schriftlich an Luther, den Reformator, um seine Verwendung und um seinen Rath. Luther schrieb ihm: „Nehmt Friede an, so er Euch werden kann; leidet lieber an Gut und Ehre Schaden, als daß Ihr die Fehde fortsetzt.“ Kohlhase hörte auf den von ihm verehrten Mann und ging seinen Geschäften nach. Erst als er überall von sächsischen Kundschaftern und Streifrotten sich gehetzt sah, und ihm kein Friede und Recht von Sachsen wurde, ging er zu Thätlichkeiten über. „Die Sachsen,“ schrieb er an Luther, „haben vermeint, daß der Hase nur im Kohl sitze, nun sollen sie erfahren, daß er im Pfeffer sitzt.“ Am 26. Mai 1535 fiel er in Sachsen ein und plünderte und verbrannte die Mühle zu Gommig. Schrecken durchlief die sächsische Grenze; in der Mark Brandenburg meinte die Bevölkerung, Kohlhase thue an der Fehde so unrecht nicht. Der Kurfürst von Sachsen bot durch den von Schlieben noch einmal den friedlichen Weg an, Kohlhase ging wieder darauf ein, der Kurfürst verschleppte den Rechtstag drei Vierteljahre lang, dann verstand er sich zu keinerlei Entschädigung auf dem Landtage von Jüterbock. Bis in die Mitte des Jahres 1538 wartete Kohlhase ruhig fort, daß ihm Recht werde; nur Drohungen ließ er hören. Auf einem neuen Tage 1538 zu Zerbst sah sich Kohlhase mit seinem Gesuch

wieder abgewiesen. Jetzt begann er seinen Rachezug gegen die, welche ihm also das Recht verweigerten. Der einzelne Mann bekriegte ein Kurfürstenthum, ganz im Geiste der Zeit, ganz in der Art der Ritterfehden. Er warb Knechte auf Handgeld, er trat sogar mit Rittern in Verbindung, wie mit Anton von Sandersleben, der gleichzeitig den Herzog von Braunschweig befehdete. Er war äußerlich wie innerlich verwandelt. Der einst behäbige Kaufmann war jetzt blaß und abgemagert, eine lange, hagere Gestalt, die bald im Eisenwamms und Koller, bald im weißen Rittermantel mit blauem Hut und wallender Feder, bald in den mannigfachsten, wechselndsten Verkleidungen einherging. Am 23. Juli 1538 sah sich der von der frankfurter Messe heimkehrende Bürger Georg Reiche aus Wittenberg auf offener Landstraße, am hellen Tage, zwischen ein und zwei Uhr Nachmittags, unweit Jüterbock, nahe bei Seehausen, angehalten und niedergeworfen. Er fuhr mit seiner Familie und seinen werthvollen Waaren daher. Mit drei Reitern sprengte ein Geharnischter an den Wagen heran. „Da habt Ihr einen Brief, den bringt nur dem Bürgermeister von Wittenberg, ich bin Hans Kohlhase," sprach er und schob der erschrockenen Frau den Fehdebrief in den Busen, während die Knechte die Kisten ausräumten. Die Frau mit ihrer Familie durfte weiter fahren, unter Angelöbniß, sich zu stellen, wohin Kohlhase sie fordern werde. Georg Reiche selbst wurde auf ein Pferd festgebunden und in Sturmeseile jagte Kohlhase mit seinem Gefangenen und der reichen Beute davon. Wie er auf nicht mehr sächsischem Gebiete war, wurde Reiche nicht mehr als Gefangener behandelt; Kohlhase ging an den Rastplätzen mit ihm auf und ab spazieren, bis man sich erfrischt hatte und der Ritt weiter ging. Kohlhase erlaubte ihm nach dreitägigem Ritt, an seine Verwandten zu schreiben und die nothwendigsten Geschäfte seines Hauses zu ordnen. „Wo ich mich befinde," schrieb Reiche, „weiß ich nicht." Sein Schreiben datirte er von der „Heide im Gewildniß". Die reiche Freundschaft des Gefangenen flehte Kohlhase an um dessen Freilassung. „Georg Reiche," antwortete Kohlhase, „ist nur ein Morgenbrod für meine erlittenen Schäden; ich werde ihn nicht entlassen, bis Sachsen mich völlig gesühnt hat."

Was Kohlhase hier that, das that er nach den ehrenfestesten Rittern der Zeit; das war die Fehdeart; man lese nur nach, was Götz von Berlichingen in seiner Selbstbiographie von sich mit Behagen erzählt. Aber hoch über diesen Rittern der Zeit steht der Bürger Kohlhase in sittlichem Werthe dadurch, daß er nicht, wie diese, Lösegeld nahm und die erbeuteten Sachen für sich verwerthete, sondern daß er seinen Gefangenen wohlgepflegt „als Geißel" gegen das Kurfürstenthum Sachsen behielt, um dadurch nicht zu Geld, sondern zu seinem Recht zu kommen, und daß er nie eines Pfennigs Werth von den mitgenommenen Werthsachen in seinen Nutzen verwandt hat, sondern diese sorgfältig aufheben ließ und sie nur als ein „Pfand" betrachtete, das herauszugeben sei, sowie ihm von Sachsen das vorenthaltene Recht werde. Selbst in der äußersten Noth hat weder Kohlhase noch seine Frau von diesem „Pfand" etwas für sich gebraucht oder veräußert. So sehr ohne Gleichen in dieser Zeit war das Rechtsgefühl dieses Weibes und dieses Mannes, in einer Zeit, wo das Gegentheil im Schwang war vom Kaiser und Kurfürsten herab bis zum kleinsten Ritter. Reiche selbst sprach seine innigste Ueberzeugung aus, daß das Recht Kohlhase's von Sachsen tief gekränkt worden sei. Reiche schrieb das an den Reformator Martin Luther und an die Universität Wittenberg und bat beide, zur Befriedigung Kohlhase's durch Sachsen beizutragen.

Kohlhase hatte Reiche, seinen „Geißel", zuerst nach den Wäldern Böhmens und dann in die Herrschaft Starkow in der Mittelmark an der Spree gebracht, nach dem Werder Wellatze, das „Pfand", die Waaren, nach Berlin auf den Werder; dort sah er sich in seinem Versteck angefallen von einer überlegenen Schaar; Nachts, halb angekleidet, nach heftigem Kampf, mit Zurücklassung seines Gefangenen, des Reiche, und nur eines seiner Knechte sprang Kohlhase in den Kahn, entkam mit den Seinen auf das entgegengesetzte Ufer und verschwand im Dickicht. Das war am 11. August 1538. Kohlhase ging nach Helmstädt zu seinem Verbündeten, dem Ritter Anton von Sandersleben. Schon fünf Tage nach der Niederlage auf dem Werder, am 17. August, kündigt Kohlhase den Edeln von Birkholz, welche den Georg Reiche und Kohlhase's Knecht, Stephan Meyße, in ihren Gewahrsam genommen hatten, die Fehde an, falls sie beide ihm nicht ausantworten würden. Gerade so that Götz von Berlichingen ein paar Jahre zuvor wegen eines Knechts gegen die Stadt Nürnberg. Bald hier, bald dort tauchte Kohlhase auf. Die aufgeregten Sinne der Bevölkerung sehen ihn überall gleichzeitig, in Pommern und im Harz am selben Tage. Jeder Faustrechtsmann der Zeit ist der Kohlhase. Er entgeht den streifenden Rotten, weil er mehr Kopf hat als die, welche ihn suchen und von welchen diese ausgesandt sind. Die öffentliche Meinung träumte von einer weitverbreiteten Gesellenmacht Kohlhase's, die ihn oft zu hundert Mann erscheinen lasse. Wahr ist, daß er nie über fünfunddreißig Mann bei der Ausführung seiner Thaten auf einen Fleck zusammen hatte, meist nur drei bis fünf Mann, ganz wie Götz von Berlichingen. Einverstandene aber hatte er überall, ganz so wie dieser populäre deutsche Ritter, denn in Norddeutschland war der Fehder Hans Kohlhase höchst populär, nicht bloß beim gemeinen Manne, sondern bei Gastwirthen, bei Bürgermeistern, bei Geistlichen, selbst bei Adeligen. Er kehrte immer wieder nach Berlin zurück, warb dort und trat von einem der nächsten Dörfer mit den Angeworbenen einen seiner Züge in's sächsische Gebiet an; Nachts, auf einem Rollwagen reist er voraus oder zu Roß; die Einzelnen sammelten sich auf verschiedenen Wegen an der Grenze zu ihm. Kundschafter hatte er überall für sich. So stürmte er auf der Grenze mit seiner kleinen Macht aus dem Wald los, brandschatzte, brannte, plünderte und verschwand. Am Abend des 7. November überfiel er Marzahna und brandschatzte es; mit Pfeifenklang und Trommelschlag sauste er beutebeladen davon, warf hinter sich die Brücken ab, und das nahe Schmögeldorf ging in Flammen auf, von Kohlhase's Leuten angezündet. Zur Rache für seinen hingerichteten Knecht Stephan Meyße hatte er den verhaßten Geleitsmann Michael Hayn an eine Säule gebunden und mit seinem Spieße durchrannt. Fünfunddreißig Mann bloß hatte er bei diesem Ueberfall, die größte Zahl, die er je bei einem seiner Reiterstücke beisammen hatte. Diese grause Fehdeweise war durchaus die ritterliche Art der Zeit. „Ich will nicht mehr brennen," sagte er zu seinen Begleitern, von dem namenlosen Unglück der Betroffenen bewegt; er war weicher, als die Ritter, die so oft im Flammenschein brennender Dörfer, deren Herren sie befehdeten, lustig tranken und sangen. Er wollte die Hand zum Frieden bieten trotz des schreienden Unrechts seiner Gegner. Da hört er, daß ein Jüngling aus seiner Fehdeschaar, der noch bei keinem Ueberfall gewesen war, gehenkt, daß zwei seiner Leute, die den Ueberfall von Marzahna mitgemacht hatten, vom Abte zu Zinna gerädert worden waren. Er ergrimmt auf's Neue. In der Nacht vom 15. auf den 16. Dezember reitet er bei Zinna mit drei Knechten zur Richtstätte, löst mit blutendem Herzen die auf dem Rad liegenden Leichname ab, heftet an die Räder mit einem Hufnagel einen Zettel mit der Aufschrift: „Richtet gerecht, ihr Menschenkinder!" und läßt die Räder den Berg hinablaufen. Selbst der Kurfürst von Sachsen schrieb bitter dem Abt: „Kohlhase's Zettel habe dieses Orts so übel nicht gestanden". Die Stimmung der Bevölkerung im Brandenburgischen sprach sich bis zu Thätlichkeiten zu Gunsten Kohlhase's gegen die Richter aus, welche seine gefangenen Leute richteten. Damit Kohlhase nicht Brücken daraus über die Stadtgräben mache, ließ das geängstete Wittenberg keine Balken außerhalb der Stadt liegen. Lange hielt er sich in der Stadt Brandenburg auf, die Kinder auf den Straßen deuteten auf den hageren Mann im weißen Mantel und blauen Federhut. Dort sahen ihn Luther's Freunde. Der Rath der Stadt selbst warnte sie, Kohlhase sei in der Stadt.

Es war Nacht. Es klingelt an Luther's Haus in Wittenberg. An der Hausthüre verlangt man den Namen des Verkappten. Er besteht darauf, den Doktor selbst zu sprechen. Auf das kommt Luther hinab an die Pforte. „Bist Du etwa da, Kohlhase?" fragt Luther. „Ich bin es, Herr Doktor," antwortete Kohlhase lateinisch. Luther führt ihn in ein Gemach, wo Freunde Luther's beisammen sind. Kohlhase erzählt vor Allen seinen ganzen Handel. Er weilt hier bis spät in die Nacht, empfängt von Luther das Sakrament und verspricht ihm, fortan von der Befehdung Sachsens abstehen zu wollen, und Luther sichert ihm darauf zu, seine Sache werde ein gutes Ende erreichen. Unerkannt verläßt Kohlhase Wittenberg. Er hat sein Versprechen gehalten, obgleich Luther's Verwendung für ihn beim Kurfürsten von Sachsen vergeblich war. Da, nach

längerer Thatlosigkeit Kohlhase's, drängt sich ein düsterer Geselle an ihn, das ist Georg Nagelschmidt, der sich lange in fremdem Kriegsdienste umhergetrieben hatte. Der wird sein böser Geist, zu seinem Verderben. Er räth ihm, den eigenen brandenburger Landesherrn zu befehden, um diesen dadurch zu bestimmen, sich Kohlhase's gegen Sachsen anzunehmen und Sachsen zu einem Vergleich zu bewegen. Kohlhase folgt diesem Rath, und unweit Stolpe werfen sie den brandenburgischen Faktor Drahtzieher nieder, der mit Silberkuchen aus den mansfeldischen Bergwerken auf dem Rückweg nach Berlin ist. Diese eine That macht, daß die Stimmung der



Der erste Stich.

Bevölkerung gegen Kohlhase umschlägt. Sein Landesherr thut jetzt Alles, den gefährlichen Fehder unschädlich zu machen. Kohlhase wird nach Berlin gelockt und in seinem Versteck verhaftet, ebenso Nagelschmidt. Nur Hans Grasmus, sein treuer Gefährte, entkommt, an einem Hölzchen schnitzend, mit entstelltem Gesicht und als Bauer verkleidet durch das Thor der Stadt. In einer dreistündigen Rede, in offenem Gericht, erzählt Kohlhase den Hergang der Fehde so gewandt, daß Staunen die Menge ergreift. Auf Betrieb des sächsischen Anwalts wird er als Landfriedensbrecher zum Rade verurtheilt, aber zum Schwerte begnadet. Da sagt

Nagelschmidt zu ihm: „Sind wir gleiche Brüder gewesen, so ziemen uns auch gleiche Kappen", und Kohlhase schlägt die Gnade aus. Von seinem Rechte fest überzeugt, geht er auch festen Schrittes dem qualvollen Tode entgegen. „Nie sah ich einen Gerechten verlassen" — das ist das Wort, das er oft wiederholt und womit er stirbt.

Kleist, in dichterischer Ausschmückung läßt auch den Kurfürsten von Brandenburg auf dem Richtplatz erscheinen. Da werden ihm



Hans Kohlhase's Tod.

seine Pferde dickgefüttert auf des Junkers Kosten zugestellt und jede Art von Schadenersatz. Der Kurfürst ruft: „Nun, Kohlhase, nachdem Dir solchergestalt Genugthuung geworden, mache Dich bereit, kaiserlicher Majestät, deren Anwalt hier steht, wegen des Bruchs ihres Landfriedens Deinerseits Genugthuung zu geben." Kohlhase nimmt seinen Hut ab, wirft ihn zur Erde, spricht: ich bin bereit dazu! — übergibt seine Kinder, nachdem er sie noch einmal vom Boden erhoben und an seine Brust gedrückt hatte, dem Amtmann.

Einen Bündel Sachen, mit Kleidern und Geld, schenkt er der alten Mutter Hersens, seines früher umgekommenen Knechtes. Die Alte empfängt das Bündel von dem Herold. Auf das tritt Kohlhase an den Block; denn in Kleist's Erzählung wird Kohlhase enthauptet.

Das ist es, was das Bild unseres Künstlers darstellt. Dieser dichterische Moment ist es, den er erfaßt hat.

Der 22. März war Kohlhase's Todestag. In den ersten Stunden des Nachmittags wurde er durch's Rad gerichtet, auf der heutigen frankfurter Straße zu Berlin. Die prächtigen Häuser dort zeigen jetzt eine andere Zeit, andere Menschen, aber noch heute nicht überall den Sieg des Rechts gegenüber der Gewalt.

Das Loch in der Hose.

Erzählung von **Fr. Gerstäcker**.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Wieder in Bonn.

Mit wie leichtem und fröhlichem Herzen hatte Elisabeth ihre letzte Reise nach eben dieser Stadt angetreten, und wie schwer — wie furchtbar schwer wurde ihr die jetzige. Das war auch in der That keine Vergnügungstour — der Vater hatte Recht, — das war ein Hetzen von Zug zu Zug, und selbst das Dampfschiff ging dafür nicht rasch genug den Strom hinab, sondern im heißen, staubigen Coupé flogen sie, neben dem herrlichen kühlen Rhein hinab, ihre Bahn. Sie waren auch die ganze Nacht hindurch gefahren und erreichten Bonn etwa zehn Uhr Morgens.

Wie verschieden von ihrer früheren Ankunft am lachenden Stromesufer, wo liebe Freunde ihnen entgegenwinkten und die Zeit nicht erwarten konnten, um einander in die Arme zu fliegen, war aber die jetzige. Im Bahnhof selber erwartete sie Niemand, als der bleiche unheimliche Assessor Berthus, vor dem Elisabeth schon immer — sie wußte selber nicht weßhalb — eine fast unüberwindliche Scheu gehabt. War es vielleicht, weil der Mann mit den dünnen blassen Lippen, den spärlichen Haaren und den scharfen grünen Augen immer lächelte, — er sah gar so unheimlich dabei aus, und vor ihm und seinem Inquiriren sollten die Gefangenen auch die meiste Furcht haben.

Er hatte sie im Nu in ihrem Waggon entdeckt, und wie freundlich er grüßte und Elisabeth artig aus dem Wagen hob. Auch gegen Madame Belchamp war er galant und wollte die kleine Jeanette ebenfalls heraus heben, aber sie litt es nicht und klammerte sich an ihre Mutter an.

Uebrigens hatte der Assessor für Alles gesorgt.

„Bitte um Ihre Gepäckscheine, Herr Justizrath — Madame Belchamp — bitte, bemühen Sie sich mit der Kleinen nach Droschke 74 — gleich an der Thür rechts. Fräulein Elisabeth ist wohl so freundlich, Sie zu begleiten, der Herr Justizrath und ich folgen zu Fuß. — Ihr Gepäck soll zu gleicher Zeit mit Ihnen eintreffen. — Dieß ist Ihre Nummer im Hotel, Madame — dieß die Ihrige, mein gnädiges Fräulein — Sie werden Alles vorbereitet finden."

„In welchem Hotel?"

„Der Kellner hier wird Sie begleiten, — er sitzt mit auf dem Bock und besorgt Ihnen Alles, — wir folgen in wenigen Minuten, — das Hotel liegt dicht bei —"

Elisabeth eilte, aus der Nähe des gefürchteten Mannes zu kommen, und der Justizrath, der dem Assessor schon seinen Ueberzieher, Plaid und Regenschirm überlassen mußte, was dieser dem wartenden Kellner aufbürdete, nahm ohne Weiteres seines Kollegen Arm und verließ mit ihm zusammen den Bahnhof.

„Haben Sie etwas ausgerichtet?" sagte er dabei; „glauben Sie, daß wir auf der richtigen Fährte sind?"

„Die Zeichen mehren sich," nickte Assessor Berthus vor sich hin. „Den Juden, dessen Signalement Sie mir gestern telegraphirten, habe ich gefunden — es ist eine allbekannte Persönlichkeit und soll ein streng rechtlicher Mann sein, — der Polizei ist wenigstens das Gegentheil noch nicht bekannt."

„Und die Steine?"

„Hatte er noch im Besitz, — es sind die nämlichen, die unser Juwelier früher in Händen gehabt."

„Ist der Juwelier Müller da?"

„Schon seit gestern Morgen. Er ist bereit, diese Steine zu beschwören, da sich an dem einen noch das Zeichen seiner eigenen Feile findet."

„Haben Sie sich mit dem Medizinalrath in's Vernehmen gesetzt, Assessor?"

„Nein, Herr Justizrath," sagte der Herr; „ich habe allerdings seine Bekanntschaft gemacht, und er mag ein ganz tüchtiger Gelehrter sein, aber in seinem eigenen Hause ist er schwach und unbeholfen, und ich fürchtete mehr zu riskiren als ich gewinnen konnte."

„Er würde nie einem Verbrecher Vorschub leisten, und wenn er in nächster Verwandtschaft zu ihm stünde."

„Nein, das — fürchte ich auch nicht — wenigstens nicht wissentlich und absichtlich, aber — glauben Sie mir, wir haben dadurch Nichts versäumt."

„Haben Sie mit Professor Perler gesprochen?"

„Ja, — der gefällt mir schon besser. Er erwartet Sie in Ihrem Zimmer im Hotel — ich bat ihn, nicht an die Bahn herauszukommen."

„Und diesen Herrn von Berger?"

„Wir waren gestern Abend zusammen in Gesellschaft und sind die besten Freunde," lächelte der Assessor. „Er kennt mich nur unter dem Titel Professor Berthus, — das klingt jedenfalls unverfänglicher."

„Aus Hoßburg?"

„Bitte um Verzeihung — aus Berlin."

„Und für was halten Sie den Herrn?"

„Ich halte ihn fähig, eine solche That verübt zu haben, aber — es wird schwer halten, ihm beizukommen. Sonst ist er der liebenswürdigste Gesellschafter, mit dem ich je zusammengetroffen bin und — ich glaube, wir werden uns auch noch nicht so bald wieder trennen."

„Die Gerichte sind hier von Allem in Kenntniß gesetzt?"

„Nein, — nur die betheiligten Personen. Es ist eine sehr schöne Sache um das ‚Amtsgeheimniß', aber sicher bleibt sicher."

„Und was wollen Sie jetzt thun?"

„Toilette zum Diner machen, das wir heute in Professor Perler's Haus einnehmen werden. Die Familie Paßwitz und Herr von Berger werden auch dort sein."

„So weiß der Professor Alles?"

„Alles."

„Und er will uns unterstützen?"

„Er hat es mir selber angeboten; ich würde nie gewagt haben, ihn darum zu bitten."

„Und wie wollen Sie Alles einleiten, Berthus?"

„Ueberlassen Sie das mir, Herr Justizrath," sagte der Assessor mit seinem freundlichsten Lächeln, „thun Sie vor der Hand weiter Nichts, als daß Sie bei Tisch Alles genau beobachten, ohne natürlich irgend einen Verdacht zu erregen. Mich kennen Sie, wie sich das von selbst versteht — gar nicht, ich werde Ihnen schon durch irgend Jemand vorgestellt werden, und daß sich Ihre Fräulein Tochter nicht verräth, dafür bürgt mir ihre Antipathie gegen mich."

„Aber lieber Berthus!"

„Bitte, Herr Justizrath, — erwähnen wir es nicht weiter. Ihrer Fräulein Tochter gefällt meine Persönlichkeit nicht, was jedenfalls ihrem Geschmack alle Ehre macht, — hätte sie mich je näher kennen lernen, so würde sich vielleicht diese Abneigung in etwas gegeben haben. Doch das hat ja mit unserem Geschäft Nichts zu thun, ja im Gegentheil, es arbeitet uns in die Hände."

„Und wenn dieser Berger wirklich schuldig wäre und vor der Zeit etwas merken sollte?"

„Dafür ist gesorgt, fort kann er nicht mehr," sagte der Assessor lächelnd; „die dahin getroffenen Vorsichtsmaßregeln sind ausreichend, vertrauen Sie mir. Aber hier sind wir am Hotel — Nro. 5 ist Ihr Zimmer, besprechen Sie Alles mit dem Herrn Professor. Um zwei Uhr treffen wir wieder dort zusammen. — Ich habe die Ehre —"

„Und wohnen Sie nicht mit hier?"

„Nein, — mit Herrn von Berger Stube an Stube in der

nächsten Straße, — auf Wiedersehen, Herr Justizrath —" und mit den Worten schritt er, das Trottoir entlang, seiner eigenen Behausung zu.

Der Justizrath wollte ihn noch einmal zurückrufen, — es lagen ihm noch eine Masse Dinge auf dem Herzen. — So durfte Klara keinenfalls dabei sein, wenn die Sache zum Ausbruch kam, — der furchtbare Augenblick wenigstens mußte ihr erspart werden — und dann der Medizinalrath selber, — aber Berthus war schon um die Ecke, ehe er noch einen bestimmten Gedanken fassen konnte, und mit dem vollen Vertrauen auf die Klugheit und Umsicht seines Gefährten beschloß er, vor der Hand der Sache ihren Lauf zu lassen. Er war überhaupt müde von der Reise und bedurfte einer kurzen Ruhe.

Desto unermüdlicher schien der Assessor, der, einmal auf eine Fährte gebracht, derselben nachspürte wie ein richtiger Schweißhund und Hunger und Müdigkeit dabei nicht einmal dem Namen nach kannte.

Im Hotel angekommen, war in der Portiersstube sein erster Blick nach Berger's Nummer, — der Schlüssel hing am Haken, er selber konnte also nicht zu Hause sein.

„Briefe für mich angekommen?" frug er.

„Nein, Herr Professor."

„Herr von Berger oben?"

„Ausgegangen, — Lieutenant von Glaser und der junge Engländer haben ihn abgeholt."

Der Assessor nickte; er wußte jetzt, wo er seinen Mann zu suchen hatte, drehte augenblicklich wieder um und schritt einem nicht sehr entfernten Frühstückskeller zu, in dem sich die genannten Herren jetzt schon zwei Tage hintereinander Morgens erfrischt hatten. Er war nicht fehlgegangen. Hinter ein paar Flaschen Rheinwein, mit Lachs und Kaviar, traf er die kleine fröhliche Gesellschaft, die er aber natürlich gar nicht bemerkte, sondern sich eben an einen freistehenden Tisch setzen wollte, als er von Berger selber angerufen wurde.

„Hallo, Professor! auch durstig? kommen Sie mit hier her zu uns; wir haben einen famosen Rüdesheimer entdeckt."

„Ah, meine Herren, sehr angenehm, Sie zu treffen. Kam eigentlich nur herein, um einen ‚Stehschoppen' zu trinken, — wenn Sie erlauben —" und er setzte sich mit zu ihnen an den Tisch.

Berger war aufgeregt; aber wie es schien vortrefflicher Laune, und der ‚kleine berliner Professor', wie ihn die jungen Leute nannten, gerade der Mann, ihn darin zu erhalten. Berthus schien selber Geschmack an dem Wein zu finden, und ließ noch eine, selbst noch eine zweite Flasche geben, und wußte eine solche Unzahl von Anekdoten und pikanten Späßen, daß die kleine Gesellschaft gar nicht aus dem Lachen heraus kam und den aufrichtigen Neid der übrigen Tische erregte.

Endlich zog Berthus die Uhr heraus.

„Alle Wetter," sagte er, „gleich halb zwei Uhr und um Zwei sollen wir drüben beim Herrn Professor Perler sein. Mein lieber Herr von Berger, ich glaube, es wird Zeit, daß wir uns anziehen, sonst kommen wir wahrhaftig zu spät."

„Liebes Professorchen," sagte Berger, verdrießlich nach seiner eigenen Uhr sehend, „ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich viel lieber hier bliebe, — aber Sie haben Recht, wir müssen die Zeit einhalten."

Seine beiden Freunde wollten remonstriren und ihn verführen, das ‚langweilige Diner' zu versäumen, — es sei ja, wie sie sagten, der ‚letzte freie Tag', aber es ging nicht gut, — gerade heute nicht, — sein ‚Schwiegerpapa' war auch da und seine Braut, und er mußte wirklich vorher noch Toilette machen.

Fünf Minuten später schritt er mit ‚Professor Berthus' Arm in Arm die Straße hinab, seinem Hotel zu, und punkt zwei Uhr standen Beide im Gartensalon des Professor Perler, wo der Tisch gedeckt worden.

Eine Viertelstunde früher war schon, auf des Professors Veranlassung, Klara mit Elisabeth dort zusammengetroffen, und Klara mit einem Jubelschrei in die Arme der Freundin geflogen.

„O, Lily, — meine liebe, süße Lily," rief das junge Mädchen unter Thränen lächelnd, „wie lieb und gut das von Dir ist, daß Du zu meinem Ehrentag gekommen bist; ich kann Dir gar nicht sagen, wie ich mich nach Dir gesehnt und Dich herbeigewünscht habe, — aber Herz," rief sie plötzlich, die Freundin auf Armeslänge von sich drückend, „was fehlt Dir, — Du siehst bleich — ganz erschrecklich bleich und angegriffen aus. Warst Du krank?"

„Nur von der Reise ein wenig erschöpft, Klärchen, — aber auch Du siehst anders aus, als ich Dich mir gedacht, — ich hoffte, Dich von Glück strahlend zu finden."

„Ich bin glücklich, Lily," sagte Klara, ihren Kopf auf der Freundin Schulter legend.

„Du bist glücklich?" flüsterte Elisabeth, „und sagst das gerade mit einem Tone, als ob Du Dich deßhalb bei mir entschuldigen müßtest. Dein Brief lautete so glücklich."

„Und so ist mir auch zu Muthe, Lily," sagte Klara, ohne jedoch ihr Antlitz zu erheben, „glaube mir, Herz — bitte, glaube mir, Lily."

„Ich will Dir glauben," sagte Elisabeth leise, „wenn das Dich beruhigt, — aber etwas ist vorgefallen, meine Klara, das wirst und kannst Du mir nicht ableugnen. Hab' ich Recht? — komm', sieh mich an, Kind, — aus Deinen Augen erfahr' ich die Wahrheit weit eher, als von Deinen Lippen." Sie wollte dabei Klara's Kinn sanft emporheben; aber diese duldete es nicht.

„Es ist Nichts vorgefallen, Lily," sagte sie leise, — „Nichts von Bedeutung wenigstens, — ich wäre ärger als ein Kind, wenn ich mir Sorgen darüber machte."

„Und darf ich es wissen, Klara?"

„Ja, — aber nicht jetzt — nachher — nach Tische, wenn wir im Garten spazieren gehen. — Und wo ist Käthchen?" setzte sie rasch hinzu, wie um das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu bringen, — „warum hat sie euch nicht begleiten dürfen?"

„Wir konnten doch nicht schon wieder mit der ganzen Familie kommen," lächelte Elisabeth, — „Käthchen muß jetzt Haus halten, und Papa hat auch nur so wenig Zeit, daß er sich kaum die paar Tage abzwingen konnte."

„Zu desto größerem Dank bin ich ihm dann verpflichtet, daß er es mir zu Liebe doch gethan."

„Ja, wahrlich Dir zu Liebe, Klara," sagte Elisabeth mit tiefem Gefühl, „und nur der Gedanke an Dich hat uns hierher getrieben."

„Meine gute Lily, — aber still — da kommen noch Gäste."

„Die Stimme sollt' ich kennen," sagte Elisabeth und mußte sich Gewalt anthun, gefaßt zu scheinen.

„Es ist Ferdinand mit seinem neuen Freund, einem Professor Berthus."

„Berthus?"

„Ja, — kennst Du ihn? ein höchst drolliger Kauz, wenn auch mit abstoßendem Aeußeren, aber ich könnte fast eifersüchtig auf ihn werden, denn Ferdinand ist ordentlich verliebt in ihn."

„Auf Herrn Berthus?"

„Auf den Professor — ja."

„Und seit wann kennt ihn Dein Bräutigam?"

„O, seit etwa zwei Tagen erst. Er kam mit einer Empfehlung von Berlin an Professor Perler und meinen Vater und scheint wohl ein sehr gescheidter Mann, aber — doch da kommen sie, — Ferdinand wird überrascht sein, Dich zu treffen."

Sie hatte nicht Zeit, mehr zu sagen, denn in dem Augenblick öffnete sich die Thür, und von Berger, den Assessor Berthus am Arm und sein Gesicht ein wenig von dem genossenen Wein geröthet, betrat das Zimmer, wo er, der Aussage eines der Dienstboten nach, seine Braut wußte.

Klara hatte übrigens richtig vermuthet. Wirklich überrascht blieb er auf der Schwelle stehen, als er das junge Mädchen bei seiner Braut fand und auch augenblicklich erkannte.

„Mein gnädiges Fräulein, das ist allerdings eine unverhoffte Freude," stammelte er, etwas verlegen, und Elisabeth entging nicht, daß er sich leicht entfärbte; ehe sie aber etwas darauf erwiedern konnte, öffnete sich die Seitenthür, und Professor Perler mit seiner Frau und Tochter und dem Justizrath traten in's Zimmer.

War Berger indeß wirklich einen Moment verlegen gewesen — und die Gewißheit dafür ließ sich in seinen Zügen nicht lesen — so konnte ein solches Gefühl bei ihm nie Wurzel fassen. Es schwand so rasch, wie es gekommen, und die Hand dem Vater Elisabeth's entgegenstreckend, wie er nur seiner ansichtig wurde, ging er auf

ihn zu und rief mit herzlicher Stimme: „Ah, mein lieber Herr Justizrath, wie soll ich Ihnen danken, daß Sie meiner Klara die Freude gemacht haben; das war wirklich unendlich liebenswürdig von Ihnen."

„Herr von Berger," sagte der Justizrath höflich, indem er die gebotene Hand nahm, „Ihrer Fräulein Braut zu Liebe haben wir allerdings den weiten Weg gemacht, — aber auch unserer selbst wegen, — Sie haben uns nicht dafür zu danken."

„Dann erlauben Sie, daß ich Ihnen auch zugleich einen Freund unseres Hauses, Herrn Professor Berthus, vorstelle — lieber Professor, Herr Justizrath von Hochweiler aus — wie hieß doch gleich die Stadt, bester Justizrath."

„Hoßburg."

„Ah, in der That," rief Berthus, mit seinem trockensten Lächeln, „freut mich in der That, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Justizrath, — in der That, — und der Fräulein Tochter, wie ich vermuthe."

„Meine Tochter," sagte der Justizrath, an dem jetzt die Reihe war, verlegen zu werden, denn alles Blut stieg in diesem Augenblick in Elisabeth's Antlitz und drohte ihr die Adern zu sprengen.

„Sehr angenehm, mein gnädiges Fräulein," erwiederte aber Berthus mit einer tiefen Verbeugung, „und sehr ehrenvoll, — Sie werden das morgende Fest verherrlichen. Aber wo ist Ihr Schwiegerpapa, Berger? er wird uns wieder mit dem Essen warten lassen."

Der Assessor fühlte, daß er Elisabeth Luft geben mußte, wenn sie sich nicht verrathen sollte, und hatte damit das richtige Kapitel getroffen.

„Dein Papa läßt uns wirklich wieder warten, liebe Klara," sagte er; „er hat den Kopf so voll von abstrakten Dingen, daß er uns arme Sterbliche immer darüber vergißt."

„Er wird gewiß gleich kommen, Ferdinand," bat Klara mit einem ängstlichen Blick auf ihren Bräutigam, — „er bekam heute Morgen noch so viel zu thun."

„Hat auch noch gar Nichts versäumt," sagte die Frau Professorin, „sie sind doch noch nicht mit der Suppe fertig, und ehe angerichtet wird, kommt er schon."

Das Gespräch wurde jetzt allgemein. Berthus unterhielt sich besonders mit dem Professor über den letzten politischen Leitartikel in der Kölnischen Zeitung, und Berger war mit Klara in eine Fensternische getreten und das junge Mädchen flüsterte leise und bittend ihm zu. Endlich kam der Medizinalrath, — Rosa hatte schon auf der Warte gestanden, um ihn gleich anzumelden, und in dem Augenblick zeigte auch die Frau Professorin an, daß die Suppe servirt sei.

Jetzt begannen die gewöhnlichen Höflichkeitsformeln. Berthus bot artig der Frau Professorin den Arm. Berger führte Elisabeth, der Professor Klara, und der Medizinalrath kam eben zu spät, um Fräulein Rosa noch zur Tafel zu geleiten.

(Schluß folgt.)

Der Kapitän York.

Von

Wilh. Müller.

Unter den großen Männern der Freiheitskriege nimmt der Feldmarschall Graf York von Wartenburg eine hervorragende Stelle ein. Kaum irgend einer der anderen preußischen Unterfeldherren hat es ihm an spezieller, detaillirter Kenntniß seines Berufs, an Präzision in der Uebung der Truppen, an gesundem Ueberblick, an Zähigkeit im Festhalten des begonnenen Werkes zuvorgethan. Das glorreiche Treffen von Wartenburg, das später Veranlassung zur Ausschmückung seines Namens gab, die blutige Schlacht von Möckern, wo er am 16. Oktober dem gleich entschlossenen Marschall Marmont gegenüberstand, die Schlacht bei Laon, in der er den erfolgreichen nächtlichen Ueberfall leitete, und viele andere ruhmvolle Kämpfe geben ein lautes Zeugniß hievon. Und wie großartig steht sein Patriotismus bei Abschluß des Vertrags von Tauroggen da, wo er seinem König ein Heer rettete und ihm den Weg vorzeichnete, den er zur Wiedergewinnung der Ehre und der Freiheit zu wandeln habe! Aber sehr umgänglich, sehr kollegiatisch war er nicht. Mit Blücher und Gneisenau war er beständig in Streit. Auch seine Untergebenen hegten weit mehr Achtung als Liebe zu ihm, erstere aber in vollem Grade; denn er durfte kecklich Jeden auffordern, zu sagen, in welchem Falle er selbst seiner Pflicht nicht genügt hätte. Von der Stellung eines preußischen Offiziers hatte er einen hohen Begriff, freilich nur unter der Bedingung, daß ein solcher hinsichtlich seiner moralischen und dienstlichen Pflichten auch hohe Anforderungen an sich stelle. Dann aber glaubte er, daß alle Zufälligkeiten der Geburt gegen militärischen Rang, den sich einer erworben habe, zurückstehen.

Die Adeligen der Provinz Schlesien waren am Ende des vorigen Jahrhunderts noch nicht sehr von dem Glanze dieser Militärhierarchie überzeugt, und York, der damals noch Kapitän war, war es, der einem dieser Herren durch ein öffentliches Exempel zu verstehen gab, daß sein Charakter, wie man später von ihm sagte, scharf wie gehacktes Eisen war.

Der Erbprinz von Hohenlohe hatte als preußischer General eine Zeitlang seinen Sitz in Breslau. Als reicher lebenslustiger Mann bildete er mit seiner jungen Gemahlin für die Provinz Schlesien eine Art Hof, zu welchem, besonders im Winter, sowohl der begüterte Landadel, als auch die Offiziere aus den nächsten Garnisonen herzuströmten. Auch der Kapitän York kehrte flüchtig dort ein und war wegen seines entschiedenen Auftretens ein gern gesehener Gast. So ging er einmal mit einem seiner Kameraden langsam in eifrigem Gespräche die Treppe des Hohenlohe-Palastes hinauf. Hinter ihm tänzelte ein junger Graf, der seine vielen Ahnen alle besser auswendig wußte, als manches andere weit Nützlichere, mit munteren Schritten herauf, und da die beiden Offiziere ihm den Weg versperrten, so ging er rasch mitten durch sie hindurch, York im Vorüberstreifen noch berührend. Diesem schien dieß ein persönlicher Angriff der frevelhaftesten Art zu sein. Schnell ergriff er den jungen Grafen, der schon im Weiterstürmen begriffen war, beim Rockschooß, zog ihn wieder zurück und sagte: „Wer bei dem Kapitän York vorbeigeht, der mag sich vorsehen, daß er nicht hängen bleibt." Sprachlos stand der Herr Graf da, indessen die Offiziere ihren Weg ruhig fortsetzten. Dann eilte er hintendrein, stürzte in das Zimmer des Prinzen, machte hier seiner Wuth in den stärksten Ausdrücken Luft und verlangte für eine Beleidigung, die nicht bloß ihn, sondern seine ganze Familie treffe, die von einem Untergebenen des Prinzen ihm zugefügt worden sei, die glänzendste Genugthuung. Lächelnd erwiederte der Prinz, der seine „Pappenheimer" recht wohl kannte: „Wenn Sie Genugthuung wünschen, Herr Graf, so wird Ihnen eine solche gewiß zu Theil werden, denn der Kapitän York ist ein Mann, der als Offizier von Ehre Ihnen jede Genugthuung geben wird." Zum zweiten Mal stand der Herr Graf sprachlos da. Wie konnte man ihm aber auch zumuthen, seine hochgräfliche Person vor die Pistolenmündung eines Offiziers zu stellen, der schon wegen einer kleinen Streifpartie nach dem Rockschooß griff? So war es ja gar nicht gemeint gewesen.

Bilderräthsel.



Fliegende Blätter.

Kraft des Willens. Eine Geschichte, welche wir dieser Tage lasen, beweist, was die Willenskraft vermag. Ein ehemaliger Offizier des Kaiserreichs, der bereits 99 Jahre zählte, lag seit 14 Tagen zu Bette, und man wartete jeden Augenblick auf sein Ende. „Ich will nicht sterben," sagte er, „ehe ich meinen Enkel gesehen." Mehrmals hatte der Arzt erklärt, daß er die Nacht nicht überleben würde. Der Enkel kam immer nicht und der alte Soldat schwor, daß er nicht sterben werde, ehe er ihn gesehen. Endlich kam der Langerwartete. „Du hast lange gemacht, bis ich sterben konnte," sagte der Alte. „Ich sollte schon acht Tage fort sein. Lebe wohl; wir werden uns wiedersehen, ich weiß es, ich fühle es. Lebe wohl." Kaum hatte er dieß gesagt, so war er verschieden.



Der Bankier vor dem Bilde seines Opfers. (S. 120.)

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von E. Braddon.

(Fortsetzung.)

Zwanzigstes Kapitel.

Von jenem Tage der ersten Vorstellung in Drury Lane an war Violettens Leben ein fortwährender Kampf mit sich selbst. Den Eingebungen ihres edlen Herzens folgend, beschloß sie, ihren Kummer der Mutter zu verhehlen, welche ohnedieß schon so viel gelitten und noch zu leiden hatte. Als ihre Liebe beglückend war, hatte sie das Geheimniß derselben der Mutter nicht anvertraut, und um so weniger konnte sie es jetzt thun, wo sie den Geliebten der Treulosigkeit hätte beschuldigen müssen. „Wenn ich auch weiß, daß er ein niedriges Herz hat, so kann ich diese Kenntniß wenigstens Anderen verbergen," dachte sie; „und wenn ich ihn auch nicht selbst zu achten vermag, so kann ich ihn mindestens gegen die Verachtung Anderer schützen." Diese Leiden, welche für Violetten viel schmerzlicher waren, als der Druck der Armuth, hätten ihr erspart werden können, denn sie entsprangen nur aus einem verzeihlichen Irrthume. Sie hatte Raphael Stanmore erkannt und bildete sich ein, daß er nothwendig auch sie erkannt haben müsse. Sie hatte sein Erstaunen gesehen, die gespannten Blicke, welche er auf sie gerichtet, bis der Vorhang fiel, und hatte sich diese Wahrnehmungen auf keine andere Weise erklären können, als durch die Annahme, daß auch sie von ihm erkannt worden sei.

Allein es war nicht so. Der Künstler hatte in dem reizenden Gesichte der Königin der Schönheit nicht die Züge jenes einfachen Mädchens wiedererkannt, dem er unter der alten Weide im Gehölze von Westfordhaus Treue geschworen. Er war nur von der Aehnlichkeit angezogen worden, die er zwischen dem jungen Mädchen des Theaters und der Tochter des Kapitän Westford zu finden geglaubt, ohne im Entferntesten zu ahnen, daß Beide eine und dieselbe Person sein könnten. Der junge Mann war während seiner Reise auf dem Kontinente weit umher gewandert und erst wenige Tage vor seinem Besuche im Drury Lane Theater zurückgekehrt. Von den in Westfordhaus stattgehabten Veränderungen wußte er nichts und konnte deßhalb unmöglich eine Ahnung davon haben, daß die sorgsam erzogene Tochter eines reichen Schiffskapitäns auf der Bühne eines Theaters von London vor ihm erscheine.

Fast unwillkürlich hatte er auf den Theaterzettel geblickt, aber dort nur gefunden, daß die Darstellerin der Königin der Schönheit unter dem sehr gewöhnlichen Namen Watson aufgeführt war. Wenn er jedoch statt dessen selbst den Namen Violette gefunden hätte, so würde er dennoch eher geneigt gewesen sein, seinen eigenen Augen zu mißtrauen, als zu glauben, daß jene glänzende Erscheinung auf der Bühne das junge Mädchen sei, welches er liebte. Nein, er hatte dieselbe bis zum letzten Augenblicke aufmerksam betrachtet, aber nur deßhalb, weil sein Auge gern auf Zügen ruhte, welche mit denen eines Wesens die größte Aehnlichkeit hatten, das ihm so theuer war.

Beinahe eine Woche war verstrichen, und jeden Abend hatte Violette durch ihr reizendes Gesicht das Publikum entzückt. Sie

war durch diese kurze Erfahrung bereits belehrt worden, daß die Darstellerin auf der Bühne immer lächeln müsse, wie schwer auch der Kummer sei, der ihr am Herzen nage; denn das Publikum hat dafür bezahlt, amüsirt zu werden, und duldet auf der Bühne keine trüben und träumerischen Gesichter. Violette hatte deßhalb den ganzen Aufwand ihrer Seelenkraft nöthig. Der Direktor war zwar sehr gütig gegen sie, und die Schauspielerinnen höheren Ranges, welche sahen, daß sie keine gewöhnliche Person von schlechten Sitten sei, kamen ihr freundlich entgegen, allein desto mehr hatte sie bei der Erfüllung ihrer Pflichten von anderer Seite zu leiden. Es waren die Verfolgungen des niedrigen Neides. Violettens frische, jugendliche Schönheit, welche von den welkenden Reizen ihrer Umgebung so sehr abstach, hatte allgemeine Aufmerksamkeit erregt und war in den Kritiken der Zeitungen vielfach gepriesen worden. Esther Vauberg hatte sich deßhalb an die Spitze einer kleinen Bande von Verschworenen gestellt, welche es sich zur Aufgabe gemacht, sie bei jeder Gelegenheit zu verhöhnen. Violette ertrug jedoch Alles geduldig und mit ruhiger Würde. Neben ihrem Kummer um Raphael Stanmore's Untreue und Herzlosigkeit erschienen ihr diese Belästigungen zu unbedeutend, um der Beachtung werth zu sein.

Sie mochte ungefähr eine Woche lang beim Theater beschäftigt gewesen sein, als eines Abends in einer der ersten Logen drei Herren erschienen. Der Eine derselben war ein Mann von mittlerem Alter, dessen edle Gesichtsbildung eine spanische Färbung hatte; der Zweite war eine unbedeutende Persönlichkeit mit rundem, aufgedunsenen Gesichte und mit rothen Haaren; der Dritte endlich war ein ganz junger Mann mit hellbraunem Bart, welcher sehr gewählt gekleidet war und vorn auf der Brust eine diamantene Busennadel von ungeheurem Werthe trug.

Der zuerst erwähnte dieser Herren war der Bankier Rupert Goodwin, der Zweite ein gewisser Mr. Sempronius Sykemore, ein bekannter Schmarotzer, der sich fortwährend an reiche und schwachköpfige junge Edelleute hing, und der Dritte war der Marquis von Roxleydale, welcher zwar einer der ältesten Familien Englands angehörte und ein jährliches Einkommen von sechzigtausend Pfund Sterling ererbt hatte, aber von der Natur weder mit einem sehr klaren Kopfe, noch mit einem sehr edlen Herzen begabt worden war.

Seit einiger Zeit war Rupert Goodwin auf die Idee gekommen, sich dem gehirnlosen jungen Marquis anzuschließen. Natürlich gab er sich diese Mühe nicht, ohne einen besonderen Zweck dabei zu verfolgen, welcher darin bestand, daß er ihn zum Gemahl seiner geliebten Tochter Julia zu machen gedachte. In dieser Absicht wurde der junge Marquis stets von ihm nach Wilmingdonhall eingeladen, so oft derselbe sich von seinen Vergnügungen in London losreißen konnte, welche von der niedrigsten und ausschweifendsten Art waren, und bei denen er von Sempronius Sykemore stets begleitet wurde, der dem Alter nach sein Vater hätte sein können.

Lord Roxleydale hegte zwar große Bewunderung für Julia's Reize, fühlte aber keine Neigung, sich die Fesseln der Ehe anlegen zu lassen, und fand Wilmingdonhall im Vergleich mit denjenigen Vergnügungsorten, an denen er in London seine Abende zuzubringen pflegte, entsetzlich langweilig. Rupert Goodwin bemerkte dieß und ließ deßhalb eine Zeit lang von der Verfolgung seines Planes ab, ohne jedoch den Marquis aus dem Auge zu verlieren, den er so scharf bewachte, wie die Katze eine Maus.

An diesem Abende hatte er dem Lord Roxleydale und dem Getreuen desselben, Mr. Sykemore, ein üppiges Mahl in seinem Klub gegeben, nach dessen Beendigung und nachdem von den letzteren Beiden außerordentlich viel Wein genossen worden war, alle Drei sich nach Drury Lane begaben, um das neue Ballet zu sehen.

Rupert Goodwin hatte dagegen nur wenig Wein genossen und sich mit heftigem Kopfweh deßhalb entschuldigt, daß er selbst von den feurigen Weinen nicht trank, die er seinen Gästen vorsetzte. Sempronius Sykemore hatte jedoch gerade daraus den Verdacht geschöpft, daß der Bankier irgend Etwas gegen seinen Gönner im Schilde führe, und beschlossen, ihn aufmerksam zu beobachten, da sein Streben darauf gerichtet war, auf Kosten des jungen Mannes so lange als möglich zu leben, das heißt, so lange derselbe seinen Ausschweifungen nicht erlag, oder sein Vermögen nicht erschöpft wurde.

Es war zehn Uhr vorüber, als die drei Herren in die Loge traten. Bald nach ihrem Erscheinen hob sich der Vorhang des Schlußtableaus, in welchem die Königin der Schönheit sich, in einem goldenen Tempel sitzend, dem Publikum zeigte.

Der Marquis ergriff sein Augenglas und betrachtete die Szene. Er wurde sogleich auf Violettens schönes Gesicht aufmerksam, die ihm unter allen anderen auf der Bühne befindlichen Damen allein unbekannt war. „Bei Allem, was schön ist," rief er, „das ist eine Houri, das ist ein Engel!" — „Wer ist ein Engel, mein lieber Marquis?" fragte der Bankier lachend. — „Das junge Mädchen dort im Tempel! — Es ist eine neue Erscheinung; ich habe dieses Gesicht noch nicht gesehen. Wo, zum Henker, hat der verwünschte Maltravers sie aufgetrieben? Sehen Sie nur, Goodwin!" fügte der junge Mann hinzu, indem er ihm die Lorgnette reichte. Rupert Goodwin zuckte spöttisch die Achseln und richtete den Blick auf das Theater. Allein plötzlich erbebte er und ließ das Augenglas fallen. Noch immer das Gespenst? Noch immer die Vision aus der Vergangenheit, — das Gesicht, das ihn an Klara Ponsonby im Glanze ihrer jugendlichen Schönheit erinnerte, wie er sie zum ersten Male an der Seite ihres Bruders im Wagen gesehen hatte. „Ah," rief der Marquis, „die Schönheit frappirt Sie auch, so wie sie mich frappirt hat!" — „Ja," erwiederte Rupert Goodwin, „das Mädchen ist sehr schön." Bei diesen Worten zogen sich seine Augenbrauen finster zusammen, und um den Mund legte sich ein Zug von eiserner Strenge. Ein teuflischer Plan schoß durch sein Gehirn. Er hatte geschworen, das Weib, das verschmäht hatte, seine Gattin zu werden, zu vernichten. Kein besseres Mittel zu diesem Zwecke konnte er finden, als das war, welches ihm die Benutzung der Versuchungen und Gefahren an die Hand gab, von denen er ihre Tochter jetzt umgeben sah. Der junge und schwache Marquis sollte ihm als Werkzeug bei diesem teuflischen Plane dienen. Alles, was er zu diesem Zwecke zu thun hatte, lag so klar und deutlich vor ihm, wie die Szene auf der Bühne. „Ich werde morgen Klara Westford besuchen," dachte er, während die Lorgnette in seiner Hand ruhte und sein Blick auf das Theater gerichtet war. „Sie hat mir zwar das letzte Mal, als ich sie sah, Trotz geboten, allein damals war sie noch im Besitze eines luxuriösen Hauses und glaubte sich gegen die Prüfungen der Armuth und Erniedrigung gesichert. Jetzt aber wird es anders sein, denn jetzt hat sie die Bitterkeiten des Lebens gekostet, und ich will sie deßhalb besuchen. Ohne Zweifel ist sie weise genug geworden, um mir nicht zum zweiten Male Trotz zu bieten. Sollte dennoch Klara Ponsonby's unbeugsamer Muth auch jetzt noch Klara Westford beherrschen, so besitze ich ein Mittel, sie zu meinen Füßen zu sehen." Gleich darauf wendeten sich seine Blicke von Violettens Gesicht ab und streiften über die Gestalten der in anmuthigen Gruppen aufgestellten jungen Mädchen hin. Zum zweiten Male erbebte die Hand des Bankiers. Dieses Mal aber ruhten seine Augen auf der Jüdin, Esther Vauberg. „Wer ist dieses Mädchen?" rief er in einem Tone, der seine ganze Aufregung verrieth. „Wer ist sie?" — „Mein lieber Goodwin," erwiederte Mr. Sempronius Sykemore, über die Leidenschaftlichkeit des Bankiers lachend, „ich glaubte so eben, Sie hätten sich in die Blondine verliebt, aber ich sehe jetzt, daß die brünette Schönheit Sie gefangen hat. Diese junge Dame ist Miß Vauberg, berühmt durch ihre Reize und ihren teuflischen Charakter. Man sagt, das Blut spanischer Juden fließe in ihren Adern, welche ehemals die Aristokraten jenes verworfenen Volkes gewesen seien. Sie ist ein seltsames Weib, stolz wie Luzifer und veränderlich wie der Wind. Es heißt, der Herzog von Arlingford küsse den Erdboden, der von ihren Füßen betreten worden, und würde sie längst zu seiner Herzogin erhoben haben, wenn die Verbindung nicht immer durch ihre Heftigkeit und Streitsucht verhindert worden wäre. Manches Frauenzimmer ihrer Klasse würde klüger sein und jeden Streit mit einem Herzoge und Millionär vermeiden; allein Miß Vauberg's Stolz ist unbezähmbar. Uebrigens bewohnt sie ein Haus in May Fair, fährt mit zwei schönen Braunen, die fünfhundert Guineen kosten, kleidet sich wie eine Königin und geberdet sich wie eine Kaiserin." — „Sonderbar!" murmelte der Bankier. „Das Blut spanischer Juden fließt in ihren Adern, — und diese Aehnlichkeit mit ..." Diese Worte wurden in so leisem Tone gesprochen, daß

sie das Ohr des Marquis und seines Getreuen nicht erreichten. Ersterer war übrigens in Violettens Anblick völlig versunken. Er blickte sie mit einem solchen Entzücken an, als wenn er eine überirdische Erscheinung sähe, bis der Vorhang fiel. Dann sank er auf seinen Sitz zurück und stieß einen tiefen Seufzer aus. „Es ist um mich geschehen, Semper," sagte er (er nannte nämlich immer seinen Getreuen Semper). „Dieses reizende Wesen hat mich bezaubert. Ich wußte in der That nicht, daß ich ein Herz besaß. Heute noch muß ich sie sprechen. Mr. Maltravers soll mich ihr vorstellen und . . ." — „Halt, Roxleydale!" rief der Bankier, indem er seine Hand auf den Arm des Marquis legte, als der junge Mann aufstehen wollte. „Nicht diesen Abend. Ich kenne das junge Mädchen und ihre Verhältnisse; morgen Abend will ich selbst Sie der jungen Dame vorstellen." — „Sie, Goodwin?" — „Ja. Ich sage Ihnen, daß ich sie kenne. Wenn Sie versuchen, sich von Maltravers vorstellen zu lassen, so wird sie die Spröde spielen und Sie abweisen. Vertrauen Sie mir, ich habe eine geheime Macht, welche Sie unmöglich errathen können. Warten Sie bis morgen, das ist nicht lange." Der Marquis seufzte. „Ihnen mag das nicht lange erscheinen," versetzte er, „aber für mich ist es ein Jahrhundert. Ich habe nie ein so reizendes Wesen gesehen. Meine Krone könnte ich ihr zu Füßen legen und sie zur Marquise Roxleydale machen." — „Pah!" rief der Bankier verächtlich. „Eine solche Krone legt nur ein Thor einem Mädchen zu Füßen, das zum Balletkorps gehört. Man holt die Marquisen nicht aus der Gosse hervor. Ich glaubte, Sie wären ein Weltmann, mein lieber Roxleydale."

Ein Weltmann! Ja, er war es von jeher gewesen. Von seiner frühesten Jugend an war er von Schmeichlern und Augendienern umgeben worden, welche sich rühmten, Weltmänner zu sein, und jede edle Regung beim ersten Aufkeimen in dem Herzen des jungen Mannes unterdrückt hatten, während sie seine schlechten Neigungen genährt, weil sie nur aus diesen Nutzen ziehen konnten.

Der Marquis hatte eine Mutter, welche ihn zärtlich liebte, und die auch er als Kind geliebt hatte; allein seinen Freunden war es gelungen, ihn dem Einflusse derselben zu entziehen. Seitdem lebte die Wittwe einsam und verlassen auf einem ihrem Sohne zugehörigen Schlosse in Yorkshire, wo sie, von der Welt getrennt, den Rest ihres Lebens ganz nur der Wohlthätigkeit widmete. Sie schrieb oft an ihren Sohn, aber selbst ihre zärtlichsten Briefe schienen dem jungen Manne in seiner unreinen Atmosphäre nur Vorwürfe zu enthalten. Sein schuldiges Gewissen ließ ihn in den liebevollsten Ausdrücken nur bittere Anspielung erkennen, und seine Gefährten waren immer bei der Hand, um eine solche Auslegung zu erleichtern.

Nach dem Schluß des Theaters speisten die drei genannten Herren mit einander zu Nacht. Bei diesem Mahle trank Rupert Goodwin viel Wein und zeigte eine wilde Ausgelassenheit, die fast etwas Satanisches an sich hatte. Als das Gespräch am lebhaftesten geworden war, stand er plötzlich auf, erhob sein Glas und rief: „Ich trinke dieses zu Ehren Klara's und auf die Erfüllung meiner geleisteten Eide!" Nachdem er das Glas geleert, schleuderte er es gegen die Wand, daß es in tausend Stücke zerbrach. „So will ich auch Deinen hochmüthigen Sinn brechen, meine schöne Königin, meine stolze Klara!" fügte er darauf hinzu.

Der Marquis und Sempronius waren zu betrunken, als daß sie die Worte des Bankiers hätten beachten oder, wenn sie sie auch hörten, die tiefe Bedeutung derselben verstehen können.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Tag, welcher auf den Besuch des Marquis von Roxleydale und seiner Freunde im Drury Lane Theater folgte, war ein Samstag, und Violette mußte sich deßhalb nach dem Theater begeben, um ihre wöchentliche Gage in Empfang zu nehmen. Allein dieses Geschäft erforderte viel Zeit, denn sie mußte warten, bis eine Probe beendigt war und bis die älteren Künstler und Künstlerinnen des Theaters ihre Bezahlung empfangen hatten. Die Mutter, Klara Westford, befand sich deßhalb den ganzen Morgen in ihrer Wohnung allein und konnte sich ungehindert ihren trüben, kummervollen Gedanken hingeben, was stets geschah, sobald die beiden Kinder abwesend waren. Sie saß an einem kleinen Tische, mit ihrer Arbeit beschäftigt, auf welche heiße Thränen hinabströmten, als plötzlich ein männlicher Tritt auf der Treppe hörbar wurde und gleich darauf die Thür des Zimmers sich öffnete.

Klara Westford erhob sich mit heftig pochendem Herzen, denn sie glaubte, es könne kein Anderer als ihr braver Lionel sein, dessen Erscheinen ihr stets Trost brachte; allein man denke sich ihr Erstaunen, als sie, sich umwendend, ihrem erbittertsten Feinde gegenüberstand, dem Manne, den sie von allen Menschen am meisten haßte und fürchtete.

Sir John Ponsonby's einzige Tochter besaß jedoch einen zu stolzen Geist, um den Muth zu verlieren. Sich aufrichtend, trat sie mit empörter Miene dem Verfolger entgegen. „Sie hier, Mr. Goodwin?" sagte sie. „Ich glaubte wenigstens hier, an diesem Orte, vor einer solchen Zudringlichkeit sicher zu sein." — „Die Liebe, Klara, nimmt auf nichts Rücksicht, wenn es sich darum handelt, sich dem geliebten Gegenstande nahen zu dürfen." Mrs. Westford zuckte die Achseln und wandte sich mit Abscheu und Verachtung in ihren Mienen von ihm ab. „Die Liebe!" entgegnete sie. „Entweihen Sie dieses heilige Gefühl nicht dadurch, daß Sie das Wort aussprechen. Weßhalb sind Sie gekommen, Mr. Goodwin? Wer gibt Ihnen das Recht, in dieses Zimmer einzudringen? Diese dürftige Wohnung mindestens ist mein, und ich befehle Ihnen, sie augenblicklich zu verlassen. Aus jener glücklicheren Wohnung in Hampshire haben Sie mich und meine Kinder vertrieben, und wir haben hier Zuflucht suchen müssen. Aber hier haben wir auch das Recht, uns Ihre verhaßte Gegenwart zu verbitten. Die Armuth gibt es uns!" — „Schöne Worte, Klara!" rief der Bankier höhnisch. „Sie wollen mich aus Ihrer Gegenwart verbannen, mich, der als Freund kommt?" — „Als Freund!" versetzte sie mit bitterem Lachen. — „Ja, als Freund, und zugleich als Liebender. Lassen Sie die Liebe zuerst reden und lassen Sie mich sagen, daß meine Gefühle sich nicht verändert haben. Ungeachtet der langjährigen Trennung, ungeachtet Ihres unverhehlten Hasses gegen mich und der mir zugefügten Kränkungen liebe ich Sie noch immer. Ja, Klara, selbst in Ihrer Armuth, selbst jetzt, wo Ihr Stolz gedemüthigt worden ist, liebe ich Sie noch!" — „Mein Stolz ist nicht gedemüthigt worden," erwiederte Klara Westford. „Es ist der Stolz einer Frau, welche sich mit voller Liebe einem edlen Manne hingegeben hat, dessen Andenken ihr nach seinem Tode eben so heilig ist, als seine Ehre ihr im Leben war." — „Klara," rief Rupert Goodwin leidenschaftlich, „haben Sie Mitleid mit mir! Denken Sie daran, wie sehr ich Sie verehrt habe!" Mit flehender Miene erhob er seine Hände und ließ den Kopf auf die Brust sinken, während ein unheimliches Feuer in seinen Augen loderte. Es schien fast, als wenn in diesem Augenblicke alle glühenden Gefühle seiner Jugend bei ihm wieder erwacht wären und als wenn nicht Haß, sondern wirklich Liebe seine Brust bewegte. „Klara," fuhr er zärtlich murmelnd fort, „beim Anblick Ihrer Züge erwacht in mir die Erinnerung an die Vergangenheit, ich vergesse Ihre Grausamkeit, ich vergesse es, daß Sie einem Anderen den Vorzug gegeben haben, ich vergesse Alles und denke nur an meine Liebe. Es ist mir unerträglich, Sie in einer solchen Armuth zu sehen, die erniedrigend für Sie ist! Verlassen Sie diesen Ort, Klara. Ihre frühere Wohnung soll Ihnen zurückgegeben werden, und zwar verschönt; denn für Sie gäbe ich gern allen meinen Reichthum hin. Kehren Sie nach Westfordhaus zurück, übernehmen Sie die Besitzung wieder als Ihr Eigenthum und seien Sie darin die Gebieterin über mein Herz und mein Vermögen!" Klara warf von Neuem einen Blick des Abscheues auf den Bankier. „Dahin zurückkehren?" rief sie. „In jenes Haus zurückkehren, um Ihre Sklavin oder Ihre Geliebte zu sein? In jenes Haus, das mir durch die Erinnerung an meinen Gatten und seine reine Liebe heilig geworden ist? Sie kennen mich wenig, Rupert Goodwin, wenn Sie es wagen, mir ein solches Anerbieten zu machen. Lieber würde ich barfuß durch die Straßen von London wandern, von den Vorübergehenden mein Brod erbetteln und mich der Gefahr aussetzen, auf rohe Weise abgewiesen zu werden, als die Gebieterin über einen Palast zu sein, in den Sie freien Zutritt hätten." Das Gesicht des Bankiers wurde finster und drohend. „Halten Sie ein, Klara!" rief er. „Es war thöricht von mir, Ihnen die Schwäche meines Herzens zu verrathen. Ich kam zu

Ihnen als Freund, aber Sie weisen meine Freundschaft zurück. Gut, sei es so. Ich werde also wieder Ihr Feind, und zwar ein Feind, der, obgleich er Ihre Liebe zu gewinnen bemüht war, deßhalb nicht minder erbittert sein wird. Ihr Stolz zieht den Kampf mit mir vor, Sie bieten mir Trotz, — wohl, ich nehme die Herausforderung an. Es wird ein Kampf auf Leben und Tod sein!"

Einige Augenblicke lang schwieg Klara Westford. Ruhig und würdevoll, ein Bild wahrhaft schöner Weiblichkeit, stand sie in ihrer schlichten Wittwentracht vor ihm. Das zarte Roth hatte ihre Wangen zwar verlassen, welche auch in Folge von Anstrengungen und Entbehrungen etwas hohler geworden waren, aber ihre Züge waren auch jetzt noch schön und anmuthig. Nach einer kurzen Pause, während deren der Bankier schwer athmend seine Lippen krampfhaft schloß, setzte sich Klara wieder an ihre Arbeit. „Ich muß Sie daran erinnern, Mr. Goodwin," sagte sie ganz ruhig, „daß dieses Zimmer mir gehört und daß Ihre Gegenwart mir unangenehm ist. Haben Sie daher die Güte, mich zu verlassen." — „Noch nicht, Mrs. Westford, denn es hat mich noch eine besondere Absicht hierher geführt. Sie haben meine Freundschaft zurückgewiesen und meiner Feindschaft Trotz geboten; vielleicht werden Sie aber gegen einen Rath von mir nicht taub sein. Wachen Sie über Ihre Tochter!" Klara erbebte und ihr gewöhnlich blasses Gesicht wurde todtbleich. Sie wollte sprechen, aber die Zunge versagte ihr den Dienst. „Wachen Sie über Ihre Tochter," fuhr der Bankier fort, „sie ist noch sehr jung und ohne Erfahrung. Obgleich sie sich erst seit kurzer Zeit in London befindet, haben sich doch schon seltsame Dinge ereignet. Sie hat eine Stelle unter sehr verdächtigen Umständen verlassen und bewegt sich jetzt in einer Sphäre, welche ein so junges und schönes Wesen fortwährend mit großen Gefahren bedroht. Noch einmal, haben Sie ein wachsames Auge, Klara Westford! Sollte aber dennoch Schande über Ihre Tochter kommen, so erinnern Sie sich daran, daß ich Sie gewarnt habe. Vielleicht werden Sie sich dann herablassen, zu mir zu kommen und meine Freundschaft anzunehmen!" — „O, Gott der Barmherzigkeit," rief die unglückliche Mutter, „diese Prüfung ist zu schwer! Eine Gefahr für Violetten, für mein theures Kind, — Schande und Entehrung für Sie? O, Mr. Goodwin, weßhalb martern Sie mich mit solchen schrecklichen Räthseln? Seien Sie barmherzig, reden Sie deutlich! Meine Tochter ist von Gefahren bedroht, die Sie kennen und abzuwenden vermögen? Um welchen Preis, um welchen Preis wollen Sie mein unglückliches Kind beschützen?" — „Nur um einen Preis, um den Ihrer Liebe! Ja, Klara, um diesen Preis würde ich Wunder verrichten. Lassen Sie mich auf diese Lippen, die mich so lange geschmäht, mir so entschieden Trotz geboten haben, jetzt das Siegel der Versöhnung drücken, welche . . ." Mit ausgestreckten Händen nahte er sich ihr, als wollte er sie umarmen, allein Klara trat mit stolz erhobenem Kopfe zurück. „Nein," rief sie mit laut tönender Stimme, „selbst wenn ich meine Tochter damit vom Verderben erretten könnte, würde ich meinen Mund nicht von Ihren falschen Lippen entweihen lassen. Zurück, Elender! Lieber den Tod!" Sie stand in der Nähe des Kamins, über dem Harley Westford's verhülltes Porträt hing, und zog plötzlich den schwarzen Schleier desselben zurück, worauf sich das Gesicht ihres Gatten, ruhig und lächelnd, wie im Leben, Rupert Goodwin's Blicken zeigte. Die Wirkung auf Letzteren war furchtbar. Bebend wich er zurück, die Augen starr auf das Bild heftend; und dann sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend, wankte er bis an die Zimmerthür. „Nein," rief er, „verhüllen Sie dieses Antlitz! Ich kann das ruhige Lächeln nicht ertragen. Alles, nur das nicht!" — „Sie, der Sie die Lebenden verhöhnen, Sie zittern vor dem Schatten des Todten? O, wie schwer müssen Sie gegen meinen Gatten gesündigt haben, da sein Bild einen solchen Schrecken bei Ihnen erzeugt! Jetzt aber verlassen Sie mich augenblicklich und für immer. Ich verachte Sie! Ihre schändlichen Aeußerungen in Betreff meiner Tochter sind ungegründet und nur Erfindungen Ihrer schwarzen Seele. Violettens Reinheit wird sie in allen, auch in den gefährlichsten Lagen beschützen, und im Himmel gibt es einen Gott, der über Wittwen und Waisen wacht. Nein, Rupert Goodwin, so schrecklich Ihr Haß auch sein mag, ich fürchte ihn nicht!" Das Licht der Wahrheit leuchtete bei diesen Worten aus Klara Westford's Augen, und eine fast übernatürliche Kraft schien sie zu beseelen. Der Bankier aber verließ beschämt und gedemüthigt das Zimmer. Erst als er fort war, machte die natürliche Schwäche des Weibes ihre Rechte über Klara Westford wieder geltend. Fast ohnmächtig sank sie dann auf ihren Stuhl und brach in heftiges Schluchzen aus. (Fortsetzung folgt.)

Der Tag eines Fürsten.

Ein deutscher Arzt, der jahrelang beim Schah von Persien Leibarzt war, wie denn orientalische Fürsten der Kunst ihrer einheimischen Aerzte zu wenig trauen oder ihrer Mischkunst zu viel zutrauen, und deutsche Aerzte in ihre Dienste nehmen, Dr. Pollak, schildert die Lebensweise des Schah folgendermaßen: Früh gegen acht Uhr verläßt er den Harem und nimmt eine Schale Thee mit etwas Zwieback, welche ihm vom Oberkaffeemeister (kahwetschi baschi) gereicht wird. Zwischen neun und halb elf Uhr, je nach Appetit und Laune, ertönt sein Ruf: „Næhar biar!" (Bringt das Frühstück!) und hierauf die stereotype Antwort: „Beli kurban schæwæm!" (Ja, ich will Dein Opfer sein!) Der Kämmerer, an den der Befehl gerichtet ist, ertheilt ihn dem Oberwasser-, dieser dem Oberteppichmeister, dieser endlich einem acht- bis neunjährigen Pagen; nicht selten vergißt das Kind die Kommission, bis der König ungeduldig den Befehl wiederholt und nun endlich bedient wird. Der Küche stehen der Oberkoch (tæbbach bachi) und der Oberhofmeister, „das Auge des Reichs", vor. Etwa fünfzehn Diener tragen auf dem Kopfe, unter Vortritt des „Auge des Reichs", die großen silbernen, mit Shawltüchern umwundenen Plateaux herbei. Wären die Speisen nicht schon fett genug, diese Shawls könnten ihnen von ihrem Fett etwas abgeben. Zugedeckt sind die Schüsseln von chinesischem Porzellan mit konischen, aus Gold fein emaillirten und mit kostbaren Edelsteinen besetzten Stürzen, die eine besondere kostbare Zierde bilden.

Der König hat kein bestimmtes Speisezimmer, sondern läßt in dem anrichten, wo ihn gerade der Appetit überrascht. Hier wird das mit Kattun überzogene Ledertuch entfaltet; die Plateaux werden nur bis zur Schwelle von den Hofdienern, von da durch Kämmerlinge aufgetragen. Statt der Serviette soll dem König jeden Tag ein neues, ungesäumtes weißes Kattuntuch hingelegt werden; dieß wird aber aus Fahrlässigkeit fast jeden zweiten Tag vergessen, so daß der König selbst erst daran erinnern muß, und ist dann der Schlüssel zum Magazin nicht zu finden, so zieht ein Kämmerling sein weißes Schnupftuch aus der Tasche, es als Serviette überreichend.

Mit der Masse der Speisen, welche dem König täglich vorgesetzt werden, könnten an hundert Personen sich sättigen; doch speist er nach der jetzt bestehenden Sitte ganz allein. In einiger Entfernung stehen die Leibärzte. Ein Höfling liest Erzählungen aus der Chronik oder die Rechnungen über die Staatseinnahmen und Ausgaben vor, die dann der König nach dem Frühstück mit seinem sahihh est (vidi, eigentlich: richtig) unterzeichnet. Er greift nach der Landessitte ebenfalls mit den Fingern in den Tschillaw und weiß, ohne hinzusehen, durch das Gefühl, den guten vom schlechten zu unterscheiden; daher ich ihn oft sagen hörte, er begreife nicht, wie man mit Werkzeugen essen könne, da doch der Geschmack bei den Fingern anfange.

Hat der Schah auch gar keinen Appetit, so hebt er doch, von Zeit zu Zeit ganz kleine Bissen in den Mund schiebend, die Tafel nicht vor einer halben Stunde auf, denn die persische Etikette fordert, daß der Schah immer bei Appetit sei. Endlich langt er nach den süßen Konserven, Früchten und Käse, welche das Mahl beschließen.

Der König trinkt nur Eiswasser oder in Eis gekühlte saure Milch und Scherbets; letztere werden ihm auf chinesischen Schüsseln, das Wasser wird in emaillirten Goldvasen (tung) oder in Thonkrügen servirt. Nach der Mahlzeit reicht ihm ein Kammerdiener ein goldenes Waschbecken zum Reinigen der Hand und Ausspülen des Mundes, ein anderer präsentirt das Narghile und ein Täßchen Mokka. Nachmittags (asrane) werden ihm Früchte, Eis, Melonen, frische Gurken, Lactuca u. s. w., was eben Neues auf den Markt kommt oder aus den Provinzen eingeschickt wird, vorgesetzt. Abends speist er in seinem Enderun. Daß stets eine so große Masse von Speisen die königliche Tafel bedecken muß, hat mehrfache Gründe. Erstens verlangt es so der orientalische Pomp; sodann bildet das Uebrigbleibende die Mahlzeit für sämmtliche Hofleute; drittens aber dient es zum Schutz der persönlichen Sicherheit des Schah, denn da er nach jeder der vielen Schüsseln greifen kann, so ist eine Vergiftung durch schädliche Zuthaten kaum ausführbar, zumal auch hundert Andere von den aufgetragenen Speisen genießen. Trotzdem erhält der König täglich von seiner Mutter ein versiegeltes, vom ersten Eunuchen begleitetes Plateau mit Speisen und Getränken. Das Siegel wird vor dem Oeffnen sorgsam untersucht und verifizirt.

Bisweilen wird der König von einem Minister oder andern hohen Staatsbeamten zur Tafel geladen. Da ein solches Gastmahl mit Hinzurechnung der unerläßlichen Geschenke an Shawls und Geld wenigstens 2000 Dukaten kostet, so veranstaltet man es nur in der Absicht, entweder sich in Gunst zu erhalten oder ein neues einträgliches Amt zu erkaufen, sich und seiner Familie eine reiche Geldquelle zu eröffnen. Die Anzahl der vollen Schüsseln, womit bei diesen Gelegenheiten der Boden eines großen Saales buchstäblich von einem Ende zum andern bedeckt wird, ist enorm und zur Sättigung von wenigstens 500 Personen hinreichend. Der König genießt jedoch nur von Speisen, welche er sich aus seiner eigenen Küche hinbringen läßt; die fremden berührt er nicht, sie fallen nach der Mahlzeit (der König sitzt an dieser reichbesetzten Tafel allein) den Kammerdienern und dem Troß der Dienerschaft und Begleitung zu.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№. 11.

Stuttgart, 1865. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Der Liebling.

Das ist ein schwerer Tag. Der Liebling ist todt, der mit seinem munteren Gezwitscher eine ganze junge Welt belustigte. Nun liegt er auf seinem weißen Todtenbette und über ihm wölbt sich ein Katafalk von frischem Grün. Gezogen von den besten Freunden, die grüne Zweige in den Händen tragen, fährt der kleine Trauerwagen hinaus in's Grün, bis unter den Baum, in dessen Zweigen sein Wiegennest geruht. Dort wird ihm ein Grab gegraben, während der Zug naht, dessen Begleiter, ein weinender Knabe mit dem leeren Käfig und der andere Liebling der Familie, der Hund, langsamen Schrittes folgen. Kindliche Einfalt versagt dem Grabe selbst das Symbol christlicher Liebe nicht — das Kreuz. Kann dem kleinen Sänger der Lüfte ein poetischeres Begräbniß werden?



Der Liebling. Nach einem Gemälde von Lejeune.

Das Loch in der Hose.

Erzählung von **Fr. Gerstäcker.**

(Schluß.)

Elftes Kapitel.

Die Entscheidung.

Die Frau Professorin hatte übrigens die Plätze bestimmt, und so kam Klara nicht neben ihren Bräutigam, sondern zwischen Berthus und den Justizrath zu sitzen, Berger dagegen zwischen Rosa und Elisabeth, sie selber aber zwischen den Justiz- und Medizinalrath, und das Gespräch wollte im Anfang nicht recht fließen. Berger, sonst die Seele einer solchen Gesellschaft, war einsylbig, — hatte ihn der so plötzliche und unerwartete Besuch aus Hoßburg beunruhigt? — er unterhielt sich nur wenig mit seinen Nachbarinnen, und gab selbst auf einzelne von Rosa's Fragen zerstreute Antworten, Berthus dagegen brachte Alles wieder in das alte Geleise, und mit einem ganz unerschöpflichen Humor nicht allein seine beiden Nachbarinnen zum Lachen, sondern bald auch Leben in den ganzen kleinen Kreis.

Der Justizrath konnte am wenigsten von Allen in Gang kommen, denn der verzweifelte Assessor hatte ihm jede nähere Auskunft verweigert, und er befand sich in einer etwa der ähnlichen angenehmen Aufregung, wie Jemand, der auf einer mit einer angezündeten Lunte versehenen Pulvertonne sitzt und nun nicht genau weiß, wann die Geschichte platzt. Das machte ihn auch entsetzlich einsylbig gegen die an seiner Rechten sitzende Braut, denn er wußte nicht allein nicht über was in aller Welt er sich mit ihr unterhalten sollte, sondern fürchtete auch noch außerdem jeden Augenblick, daß er sich verrathen und sie vor der Zeit alarmiren würde.

Berger war das nicht entgangen; sein Blick flog wenigstens, — wenn auch im Gespräch mit einer seiner Nachbarinnen oder den Scherzen des ‚kleinen Professors' lauschend, immer dann und wann zu Elisabeth's Vater hinüber, und ein paarmal wandte er seinen Blick unwillkürlich der Thür zu, als er sah, wie dessen Auge unruhig dort hinüberflog, als ob er noch Jemanden erwarte.

Berthus hatte das ebenfalls bemerkt, da aber Klara zwischen ihm und dem Justizrath saß, sah er sich nicht im Stande, diesem ein Zeichen zu geben, und mußte der Sache eben ihren Lauf lassen. — Es lag überhaupt ‚der Schatten nahender Ereignisse' auf der ganzen kleinen Gesellschaft, denn auch Professor Perler und seine Frau fühlten sich gedrückt, und Elisabeth mußte sich Gewalt anthun, um nur ihre Aufregung zu verbergen. Berthus allein schien von alle dem Nichts zu empfinden und wußte mit einer Gewandtheit die übrigen Tischgenossen bald an der, bald an jener Seite der Tafel in das Gespräch mit hinein zu ziehen, die Nichts zu wünschen übrig ließ.

Klara's Bräutigam, überdieß schon durch den vorher genossenen Wein aufgeregt, hatte auch bald jedes vielleicht unbehagliche Gefühl abgeschüttelt. Was den Justizrath von Hoßburg noch einmal hierhergeführt? — er war doch jedenfalls nur seiner Tochter zur Begleitung mitgekommen, und wie Klara und Elisabeth aneinander hängen, wußte er ja gut genug, und freute sich nicht darüber. — Aber auch das war bald überstanden und er selber morgen um diese Zeit schon frei von all' den gesellschaftlichen Banden, die ihn hier fesselten, heute konnte er sie deßhalb noch recht gut einmal über sich ergehen lassen. Er wurde auch selber wieder heiterer, indem er auf Berthus' Scherze und Anekdoten einging, und das Diner wurde ohne weiteren Zwischenfall beendet.

Als man die Früchte auftrug, brachte der Professor noch eine besondere Sorte feinen Rauenthaler Ausbruch, von wirklich vorzüglicher Güte, und Berthus besonders, der ordentlich ein wenig ausgelassen war, als ob ihm der starke Wein in den Kopf stieg, machte schon einen Versuch zu singen, hielt aber wie erschreckt inne, als sein Blick auf die Damen fiel. Da gab die Frau Professorin das Zeichen für diese zum Aufstehen und sagte dabei: „Da wir doch keinen Theil am Trinken nehmen, wollen wir die Herren lieber sich selber überlassen. Wenn ihr den Kaffee nachher wünscht, Kuno, so bitte, läutet nur, und er wird dann in die Laube gebracht."

„Gut, mein Kind," sagte der Professor, — „ein halbes Stündchen kann es aber immer noch dauern."

„Uebereilt euch nicht; wir machen indessen eine kleine Promenade."

Sobald die Frau Professorin aufstand, hatte Berthus einem Lohndiener, der in Livree die Gäste bedienen half, einen Wink gegeben. Dieser trat nur an die Thür, öffnete sie halb, sah hinaus und meldete dann gleich darauf: „Madame Belchamp wünscht die Frau Professorin zu sprechen."

„O bitte, lassen Sie sie eintreten," sagte die Frau, „wir gehen dann gleich zusammen in den Garten."

Elisabeth, die schon aufgestanden war, erbleichte, ging auf Klara zu und legte ihren Arm um sie, wie um sie zu schützen.

Berger, der mit dem Rücken der Thür zu saß, drehte sich um, — war ihm der Name bekannt vorgekommen? aber er kannte die Dame wohl kaum, und als Madame Belchamp, sehr geschmackvoll gekleidet, mit Jeanetten an der Hand, das Zimmer betrat und die übrigen Herren aufstanden, erhob er sich ebenfalls.

Die Frau Professorin war um den Tisch herumgegangen, um die Fremde zu begrüßen, als Berthus eine Weintraube von der Tafel nahm und damit auf das Kind zuging.

„Wie ein klein liebes herziges Ding," sagte er dabei. „Hier, mein kleines Fräulein, darf ich Ihnen eine Traube anbieten? — Sehn Sie einmal, Berger, was für ein lieber Schatz."

Jeanette hatte die Traube genommen, aber die vielen Menschen ängstigten sie.

„Willst Du mir kein Händchen geben, Kind?" frug Berthus, und bog sich zu ihm nieder.

Jeanette sah ihn an und gab ihm ihr Händchen, und drehte sich dann um, um zur Mutter zu gehen.

„Aber dem Herrn hier mußt Du auch noch ein Händchen geben, mein Schätzchen," sagte Berthus und führte es gegen Berger, — „komm', gib ihm eins, — er schenkt Dir auch noch einen Bonbon."

Jeanette sah ihn an, — kaum aber fiel ihr Blick auf ihn, als sie die erhaltene Traube erschreckt fallen ließ und mit einem lauten Aufschrei: „böser Mann — böser Mann!" zu der Mutter flüchtete.

„Merkwürdig," sagte Berthus, indem er die Traube wieder aufhob, „was Kinder oft für Idiosynkrasieen haben." Sein Blick suchte dabei Elisabeth; aber er sah nur noch, wie sie, Klara fest an sich pressend, mit dieser in den Garten hinaus drängte, und die Professorin selber, die vielleicht fürchtete, daß der nächste Moment schon zu einer Entscheidung führen könne, ergriff Madame Belchamp's Hand und geleitete diese, die ihr weinendes Kind aufgenommen hatte, durch den Salon in den Garten.

Berger selber stand im ersten Augenblick verdutzt, denn wenn er auch das Erschrecken des Kindes vor seinem Anblick gar nicht beachtet hatte, so fühlte er doch in dem ganzen Auftreten der fremden Dame, in dem Benehmen der Professorin selbst, daß hier etwas Außergewöhnliches vorging, wenn er auch vielleicht noch keine Ahnung hatte, wie nahe es ihn selber betraf.

Sogar der Professor war außer Fassung gebracht, und sein Blick haftete düster auf dem jungen Mann. Berthus schien in der That der Einzige, der seine volle Ruhe bewahrte, oder vielmehr das Zeichen, das er selber eingeleitet hatte, nicht im Geringsten beachtete.

„Aber, meine Herren," rief er lachend aus, „was für ein Aufbruch? Die Damen haben uns in höchst liebenswürdiger Weise mit diesem neu heraufbeschworenen Nektar allein gelassen, und es wäre bei Gott Sünde, den Zeitpunkt nicht zu benutzen. — Was haben Sie nur, Justizrath? Sie starren ja immer gerade vor sich aus?"

Er hatte bemerkt, daß Berger's Blick auf dem allerdings sehr aufgeregten Justizrath haftete.

„Ich? — ich —" stammelte dieser, durch Berthus' Ruhe wirklich selber irre gemacht, — „o Nichts — die Dame war uns —"

„Hahahaha, alter Schwede," lachte der kleine Assessor, dessen Gesicht von dem genossenen Wein glühte, „hat Ihnen die hübsche Dame gefallen? — allerdings eine allerliebste Figur. Wie schade, daß uns die Frau Professorin nicht einmal vorgestellt, — aber nachher, beim Kaffee, — jetzt bitte, lieber Perler, lassen Sie die Flasche noch einmal herumgehen. — Ihre Plätze, meine Herren, —

bitte, nehmen sie ihre Plätze wieder ein, — nicht wahr, Berger, das ist ein ganz famoser Stoff, den wir eigentlich nur dem Besuch des Justizraths zu danken haben, denn bis jetzt hat ihn Perler noch nicht herausrücken mögen, heh?"

Die Herren hatten ihre Plätze wieder eingenommen; in dem Justizrath stieg aber plötzlich ein ganz eigener Verdacht auf, der ihn nicht wenig beunruhigte. Berthus nämlich, — wie er recht gut wußte, sonst gar nicht an spirituöse Getränke gewöhnt, hatte heute dem starken und schweren Wein außerordentlich lebhaft zugesprochen und viel — sehr viel getrunken, — wenn es zu viel gewesen wäre und er dadurch vielleicht Alles gefährdete, — ja vielleicht sogar im Rausch plauderte? Er bog sich, — da der Platz zwischen ihm und dem Assessor frei geworden war, zu diesem über und flüsterte ihm ein paar Worte zu, — Berthus lachte.

„Kein Gedanke daran, Justizräthchen," rief er zurück, „unser Wirth nimmt mir das nicht übel, — wie, alter Junge? Fidel müssen wir sein — kreuzfidel, das ist die Hauptsache, alles Andere aber Schwindel — purer blanker Schwindel."

„Mein lieber Freund," sagte Professor Perler, der selber des Justizraths Befürchtung zu theilen anfing, „Sie werden mir doch sicher glauben, daß ich mich freue, wenn meine Gäste lustig sind, — nur möchte ich Sie vor dem jetzigen Wein warnen; er steigt rasch in den Kopf."

„Bah," lachte Berthus, „muthig müssen wir der Gefahr begegnen; wie, Berger? — Männer werden sich doch nicht vor einem Glas Wein fürchten. — Da passirte mir neulich ein gottvoller Spaß," lachte er, während er Berger die Flasche zuschob — und jetzt eine Anekdote erzählte, die selbst den Justizrath zum Lachen zwang. — Auch Berger, wenn er überhaupt einen Verdacht geschöpft, war wieder völlig sicher geworden und erzählte ein ähnliches Abenteuer, das sie nach einer lustig durchlebten Nacht gehabt, und Berthus hörte ihm mit leuchtenden Augen zu.

Der Lohndiener kam herein; er brachte Cigarren und Lichter und überreichte Berthus dabei einen kleinen Zettel, auf den dieser aber nur einen flüchtigen Blick warf. Es standen auch nur wenige Worte darauf: ‚Wir haben die Beweise.'

Der Justizrath hatte ihn ängstlich beobachtet, — er konnte den Zettel kaum gelesen haben, als er ihn schon lachend zusammendrehte und an das Licht hielt, während er mit der anderen Hand eine Cigarre nahm.

„Ah, das hat mir gefehlt," rief er dabei, „nach einer Cigarre hab' ich mich ordentlich gesehnt — und die seh'n gut aus — bitte, Justizrath, bedienen Sie sich, — die Cigarren kaufen Sie in Hoßburg nicht."

„Nun, ich weiß doch nicht," sagte der Justizrath verlegen, „wir haben dort auch recht rauchbare Cigarren."

„In Hoßburg?" lachte Berthus, — „jetzt bitte ich Sie um Gotteswillen, in dem Nest."

„Sind Sie denn dort bekannt, Berthus?" frug Berger.

„Bekannt?" rief der kleine Mann; — „na, ich sollte denken, jeden Winkel kenn' ich, — wo wohnen Sie dort, Justizrath?"

„Auf dem Wiesenweg," erwiederte dieser, der nicht recht wußte, wohinaus der Assessor damit wollte.

„Heh?" rief dieser, — „da habe ich auch einmal gewohnt — und in welchem Haus?"

„Im sogenannten Krüger'schen."

„Im Krüger'schen Hause? Nro. 17? Alle Teufel, das ist ja das nämliche Haus, wo vor ein paar Monaten der famose Mord verübt wurde, also gerade unter Ihrer Nase, Justizrath, heh? Haben Sie nicht davon gehört, Berger?"

„Ich?" sagte der junge Mann, während sein Gesicht vielleicht um einen Gedanken röther wurde, „wie sollte ich hier am Rhein davon gehört haben?"

„Nun, alle Zeitungen waren ja voll davon, — bitte, Professor, noch einmal einzuschenken; der Wein ist wirklich kostbar, — alle Zeitungen — war auch eine verfluchte Geschichte. — Denken Sie sich, Berger, da wohnte unten Parterre ein altes reiches Fräulein, — wie hieß sie doch gleich, Justizrath —"

„Redenheim —"

„Ach ja, ganz recht, Redenheim — Fräulein Konstanze, wie sie immer genannt wurde. — Reich war sie dabei, aber geizig wie ein Harpax, die ihr Geld lieber im Kasten schimmeln ließ, als es einem lebenslustigen fidelen Verwandten aufzuhängen, der sie mit Briefen bombardirte —"

„Aber was interessirt uns die Geschichte," sagte Berger, der sich umsonst bemühte, sein Unbehagen zu verbergen und gleichgültig zu scheinen.

„Ne, hören Sie nur weiter," rief aber Berthus, „können Sie sich denken, wie sich der junge Bursch zu helfen wußte? Auf eine verflucht summdrische Weise, — er reist einfach hin nach Hoßburg, bittet die Alte nochmals um Geld, und wie sie ihm das wieder verweigert, schlägt er sie ruhig auf den Kopf und nimmt sich, was er braucht."

Berger warf scheu den Blick umher und sah, wie Aller Augen auf ihn gerichtet waren; und der Medizinalrath horchte mit dem gespanntesten Interesse der Erzählung.

„Und haben sie ihn gefaßt?" frug dieser jetzt.

„Gefaßt? ja, das ist eine höchst merkwürdige Geschichte," erzählte Berthus weiter, „denn der Bursche hatte die Sache so schlau angefangen, daß er sich in Hoßburg vor Niemand blicken ließ und verschwunden war, ehe man nur das verübte Verbrechen entdeckte."

„Und die alte Dame war ganz allein gewesen?" frug der Medizinalrath.

„Ganz allein, — nur ein kleines Hündchen und ein kleines Kind, das einer Putzmacherin, einer Madame Belchamp, gehörte, war gegenwärtig. Das Hündchen trat er todt, aber das Kind ließ er leben, das ihn von da an nur den ‚bösen Mann' nannte," nickte Berthus — „und hier vorhin zu Tod erschrak, als es sich demselben wieder gegenüberbefand."

„Hier?" rief der Medizinalrath und sah den Justizrath bestürzt an. Aber dessen Blicke hafteten auf Berger, hinter dessen Stuhl der Lohndiener stand.

Berger war todtenbleich geworden, — seine linke Hand stützte sich auf den Tisch, als ob er im Begriff wäre aufzuspringen, und wild starrte er in das ihm lächelnd zugedrehte Gesicht des Assessors.

„Merkwürdig, nicht wahr?" nickte ihm dieser zu — „und halb todt würden Sie sich lachen, Berger, wenn Sie wüßten, wie wir dem Burschen auf die Spur gekommen sind, — denken Sie sich — nur durch ein einfaches Loch in der Hose, das ihm der kleine Hund gerissen, und das eine junge Dame auf der Promenade bemerkt hatte."

„Also haben Sie ihn gefangen?" rief der Medizinalrath.

„Fest und sicher," lachte Berthus, — „nicht wahr, Berger? eigentlich ein verfluchter Streich, so dicht vor der Reise nach Westindien."

Berger antwortete nicht, — nur einen Blick warf er im Zimmer umher — kannte er doch jeden Fußbreit im ganzen Haus — im nächsten Moment sprang er auf, — aber des Lohndieners Arme, auf den er gar nicht geachtet, umschlangen ihn in demselben Augenblick, als Berthus eins der Weingläser aufgriff und gegen die Thür schleuderte.

Wie mit einem Schlag öffneten sich die beiden in den Saal führenden Thüren, aus deren jeder zwei Polizeibeamte sprangen und sich auf den Verbrecher warfen. Ehe dieser im Stande war, den Lohndiener abzuschütteln, sah er sich machtlos in den Händen der kräftigen Burschen.

„Was soll das heißen?" schrie Berger, heißer vor Wuth und Aufregung, — „diese Behandlung —"

„Fort mit ihm!" rief aber Berthus rasch, „daß die Damen nichts davon erfahren, wir folgen gleich nach. Ist die Droschke [illegible]?"

„Alles bereit, Herr Assessor."

„Gut, fort mit ihm," und im Nu war der Gefangene aus der Thür geschleppt, seinem Geschick entgegen.

„Aber, meine Herren!" rief der Medizinalrath, wirklich entsetzt über diese Behandlung seines Schwiegersohns von seinem Stuhl emporspringend, „was soll das heißen? — Herr von Berger —"

„Danke Du Gott! lieber Freund," rief aber der Professor, seinen Arm erfassend, „daß Du und Deine Tochter einer großen und furchtbaren Gefahr glücklich entgangen seid, ehe das Verderben über euch hereingebrochen, — das war der Mörder!"

„Aber ich begreife nicht —"

„Sie werden Alles begreifen, Herr Medizinalrath," sagte Ber-

thus, dem man keine Spur des getrunkenen Weines mehr ansah, ruhig, „sobald Sie nur einen Blick in das Gewebe von Schamlosigkeit und Verbrechen thun, mit dem jener Mensch Ihre Familie umsponnen hat.“



Lord Palmerston, gest. 18. Oktober 1865. (S. 126.)

„Aber haben Sie wirklich feste, sichere Beweise?“ rief jetzt auch der Justizrath, den Berthus viel zu wenig in sein Vorgehen eingeweiht hatte, um Alles verstehen zu können.

„Die bringt uns dieser Herr,“ sagte der Assessor, als in diesem Augenblick ein Aktuar des hiesigen Gerichts den Saal betrat; „aber ich fürchte, daß wir die Gastlichkeit des Herrn Professors

schon zu schwer gemißbraucht haben, um seine stille Häuslichkeit noch länger mit dem furchtbaren Ernst eines solchen Verbrechens zu stören. Ich bitte die Herren, mir auf das Kriminalamt zu folgen."



Das Haus Nassau in Nürnberg. Von Stroobant. (S. 128.)

Der Professor wollte Einwendungen machen, aber Berthus selber drängte fort. Den Damen mußte Alles ferngehalten werden, was sie ängstigen oder betrüben konnte, und eine Polizeiuntersuchung paßte nicht in die freundliche Wohnung des Privatmannes. Unterwegs aber erzählte er den ihn begleitenden Herren, — dem Medizinalrath erst die flüchtigen Umrisse des Verdachts — und

dann die eigenen Maßregeln, die er getroffen, um Gewißheit zu erlangen.

Er war allerdings mit eiserner Rücksichtslosigkeit vorgegangen, und hatte auch wohl deßhalb das wie? selbst dem Justizrath verschwiegen, weil er dessen Opposition fürchtete. Während des Diners war Polizei in Berger's Wohnung gegangen, um die schon gepackten Koffer zu öffnen und zu untersuchen — aber das nicht allein — sein Verdacht war auch auf die alte Haushälterin des Medizinalraths gefallen, die er ungescheut der Hehlerei mit dem Mörder anklagte und dadurch auch bei ihr, in der nämlichen Zeit — und während Paßwitz abwesend war — eine Untersuchung ihrer Kommode erzwang. Das Resultat berichtete jetzt der Aktuar.

Bei Berger hatten sich die untrüglichen Zeichen des Raubmords gefunden, und zwar nicht allein in einer Anzahl Pretiosen, die der von Hoßburg mitgekommene Juwelier als früheres Eigenthum der Ermordeten erkannte, sondern auch in den Werthpapieren, die man zu einem sehr bedeutenden Betrag bei ihm fand. Allerdings konnten die Nummern nicht mit Gewißheit nachgewiesen werden, aber man wußte genau von dem hoßburger Bankier, welche Coupons die alte Dame stets zur Einlösung gebracht, und unter einem Verzeichniß der letztausgezahlten (von denen er natürlich nicht mehr genau angeben konnte, von wem er sie bekommen,) fanden sich auch ein Theil dieser Nummern, — waren also jedenfalls in Hoßburg selber eingeliefert worden. Ebenso hatte man den Siegelring der alten Dame in dem einen Koffer gefunden.

Die Untersuchung bei der Haushälterin konstatirte allerdings keine direkte Hehlerschaft mit dem Mord, aber trotzdem fanden sich bei ihr eine Masse von Sachen, die sie unter schweren Verdacht anderer Diebstähle brachten. Verschiedenes Silbergeschirr — manches sogar mit des Medizinalraths Chiffre versehen, das man früher im Hause vermißt hatte — fand sich vor, — silberne Löffel mit den verschiedensten Buchstaben, auch einige werthvolle Schmucksachen, über deren Erwerb sie nicht im Stande war, genügende Auskunft zu geben; kurz, die Nachsuchung schien vollkommen berechtigt gewesen zu sein, so unangenehm sich der Medizinalrath auch davon berührt fühlte.

Berger selber war durch das Plötzliche der Entdeckung in seiner geträumten Sicherheit völlig gebrochen. Er wollte allerdings Anfangs leugnen — wollte trotzig auftreten, aber er fand bald, daß es vergebens sei. Noch in der nämlichen Nacht machte er einen Selbstmordversuch, wurde aber daran verhindert und gestand am nächsten Morgen das begangene Verbrechen.

Und Klara? — die erste Kunde von dem Verbrechen ihres Bräutigams erschütterte sie furchtbar, aber Elisabeth wich nicht von ihrer Seite und jetzt — jetzt endlich gestand sie der Freundin, daß sie Berger selber nie wirklich geliebt, und nur dem Drängen ihres Vaters und dem Treiben und Bohren der alten Bella nachgegeben habe. In den letzten Tagen besonders war ihr auch erst Berger's spöttische Nichtachtung ihres Vaters aufgefallen und hatte ihr weh — recht weh gethan, aber sie hielt sich durch ihr Wort gebunden, und deßhalb ihr scheues Ausweichen Elisabeth's Fragen gegenüber. Jetzt war sie frei.

Daß die Gefangennahme und Ueberführung Berger's in der Stadt gewaltiges Aufsehen machte, läßt sich denken, und sie bildete natürlich für eine Zeit das Stadtgespräch. Der Verbrecher wurde aber auf Requisition der hoßburger Gerichte dorthin ausgeliefert, und Medizinalrath Paßwitz, der überhaupt die Absicht gehabt hatte, während der Abwesenheit seiner Tochter eine Reise zu machen, verließ schon am nächsten Tag mit Klara Bonn und ging nach England hinüber.

Berger wurde später, da ihm ein vorbedachter Mord nicht nachgewiesen werden konnte, zu zwanzigjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, aber er ertrug die Schande nicht. Einen unbewachten Augenblick benutzend, zerschnitt er sich mit einer Glasscheibe die Adern und war verblutet, ehe man ihn fand und verbinden konnte.

Ein großer Staatsmann.

Lord Palmerston.

Von

Dr. Joh. Gihr.

(Bild S. 124.)

Einer der größten Staatsmänner, einer der merkwürdigsten Charaktere ist nicht mehr. Am 18. Oktober verschied der englische Minister Lord Palmerston in dem hohen Alter von beinahe einundachtzig Jahren. Hätte er noch zwei Tage gelebt, so würde er das einundachtzigste Altersjahr erreicht haben. Nach den Gesetzen der Natur konnte dieser Tod nicht überraschen, und doch that er's insofern, als Palmerston bis vor Kurzem geistig und körperlich sich durch außergewöhnliche Rüstigkeit und Frische auszeichnete, am Tage unermüdlich am Arbeitstisch saß, dann abwechselnd straff zu Pferd, und oft um Mitternacht noch im Parlament stets rede- und schlagfertig auf Interpellationen antwortete, wie das sonst nur von jüngeren Kräften zu erwarten stand, im Unterhaus, in Volksversammlungen und bei Festessen nicht selten durch seinen köstlichen Humor zu homerischem Gelächter hinreißend. Selbst die Feinheit seiner Manieren, die Galanterie gegen das schöne Geschlecht bewahrte er bis in sein hohes Alter, so daß der vollkommenste Gentleman der drei Königreiche, für den er in seiner Jugend gehalten wurde, von der Satyre später den Namen eines old Cupid erhielt.

Selten ist ein Staatsmann so mit der Geschichte seiner Heimat verwachsen gewesen, wie Palmerston mit derjenigen Englands. Seine Biographie ist die Geschichte Englands während zweier Menschenalter. Seine öffentliche Thätigkeit umfaßt die letzten dreizehn Jahre der Regierung Georg's III. und der Regentschaft, die zehnjährige Regierung des Königs Georg IV., die siebenjährige Regierungszeit Wilhelm's IV. und die nun bald dreißigjährige Regierungszeit der Königin Viktoria. Das sind Zeiträume, während denen sich gewaltige Umwälzungen vollzogen haben und die großartigsten Ereignisse im europäischen Völkerleben abgespielt wurden: die große Aufgabe, unter welcher Pitt erlag und die nach zwanzigjährigem Blutvergießen bei Waterloo beschlossen ward, Aufstände in Kanada und Indien, Verwickelungen im fernen Osten, der Krieg mit Rußland, der Bürgerkrieg in Amerika, der deutsch-dänische Krieg gehörten zu den Thatsachen, bei denen England so oder so betheiligt war, während im Innern nicht weniger bedeutende und weit wohlthätigere Thaten und Entwickelungen die Periode kennzeichneten: die Emanzipation der Katholiken, die große Reform der Landesvertretung, die Besserung des Munizipalwesens, der Sieg des Freihandels mit seinen unberechenbaren Folgen für das Inland wie für das Ausland.

Palmerston ist nicht ohne scheinbares Recht der „undefinirbare Staatsmann" genannt worden. Er war Tory und dann Whig; er plädirte für das Prinzip der Nichtintervention und hatte überall seine intriguante Hand im Spiel; er unterzeichnete offiziell die Verbannung Napoleon's nach St. Helena und den Ausschluß der napoleonischen Familie von Frankreichs Thron, dann anerkannte er hinter dem Rücken der Königin und seiner ministeriellen Kollegen den Staatsstreich Louis Napoleon's; er trat 1847 der Verabredung Oesterreichs und Frankreichs zur Intervention in den schweizerischen Sonderbundswirren öffentlich bei und vereitelte dann den Zweck dieser Intervention dadurch wieder, daß er dem General Dufour einen geheimen Wink geben ließ, sofort loszuschlagen. Nachdem die Nachricht von dem Sieg bei Gislikon über den Kanal drang, unterzeichnete er schmunzelnd die Verabredung der drei Großmächte, und als die betreffende Depesche durch den französischen Gesandten dem Präsidenten der schweizerischen Tagsatzung und dem Präsidenten des unschweizerischen Sonderbundes überreicht werden wollte, erklärte jener, daß es in der Schweiz gar nichts mehr zu interveniren gebe, indem man vor dieser fremden Dazwischenkunft — die man sich überhaupt ein- für allemal verbeten haben wolle — Ruhe und Ordnung hergestellt habe; von einem Präsidenten des Sonderbundes aber oder von einem Mitglied der sonderbündlerischen Regierung war nirgends mehr die Spur zu finden, — so daß dem französischen Gesandten nichts Anderes mehr übrig blieb,

als die Depesche als „unbestellbar" wieder zurückzusenden. Für Spott und Hohn brauchte Herr Bois-le-Comte — so hieß der gute Mann, in der Schweiz „Holzgraf" genannt — nicht zu sorgen.

Wenn sich je das Wort, daß die Dinge stärker sind, als die Menschen, bewahrheitet hat, so ist dieß rücksichtlich Palmerston's der Fall. Er richtete seine Politik stets ein nach der gegebenen Lage der Verhältnisse. Er war weit davon entfernt, nach einer sittlich-staatsmännischen Logik zu handeln, für eine Idee zu leben und sich nöthigenfalls für dieselbe zu opfern, — in diesem Falle wäre er nicht so ewig lange englischer Minister geblieben. „Das Festhalten an politischen Grundsätzen ist Unsinn," sagte er einmal, als ihm die Unzuverlässigkeit seines politischen Charakters vorgeworfen wurde. „Kann man sich nicht ändern? Muß man sich nicht bessern?" fügte er mit jenem schalkhaften Humor hinzu, der in seinen Schlangenwindungen seine Lippen umspielte. Aber das muß man ihm lassen: äußerst gewandt, geschickt, verschlagen, oft verschmitzt, oft abenteuerlich, oft kühn, wußte er sich immer über der Strömung des öffentlichen Lebens zu erhalten, aus jeder Verlegenheit sich zu befreien, und wenn ihn Alles im Stiche lassen wollte, dann berief er sich auf den „Erfolg". „Wenn ich den Staatsstreich Ludwig Napoleon's," konnte er sagen, „die erste und zweite Abstimmung des französischen Volkes nicht anerkannt hätte, was dann? Sei man doch nicht thöricht!" Was ihm in der That zum Ruhm gereichen konnte, ist das, daß er in der Gesammtheit seiner staatsmännischen Eigenschaften als ein vollendeter Ausdruck des englischen Volkscharakters gelten konnte, daß er einer Popularität genoß und sie bis in sein höchstes Alter zu erhalten wußte, wie wohl kein einziger europäischer Minister neben ihm. Einen neuen Beweis von der festen Stellung, welche der Premier Palmerston einnahm, haben die letzten Wahlen geliefert.

Lord Palmerston wurde am 20. Oktober 1784 auf dem Familiensitze Broadlands in Hampshire geboren. Achtzehn Jahre war Henry John Temple alt, als durch den Tod seines Vaters auf ihn der Name überging, welchem er einen so großen staatsmännischen Ruhm verleihen sollte: Lord Viscount Palmerston. Seinen ersten Unterricht erhielt er auf der Schule von Harrow, dann besuchte er die Universität in Edinburg und Cambridge. In seiner Jugend war er in jeder Beziehung ein tonangebender Elegant, Aventurier und exklusiver Liebesritter. Im Jahre 1805 begann er die politische Laufbahn, welche er bis zu seinem Tode ohne Unterbrechung verfolgte. Erst zweiundzwanzig Jahre alt, bewarb er sich um die parlamentarische Vertretung der Universität Cambridge, wurde jedoch von Lord Landsdowne besiegt und mußte sich mit der Vertretung des Fleckens Bletchingley begnügen. Die Gewandtheit und Thätigkeit des jungen Parlamentsmitglieds lenkten bald die Augen der regierenden Kreise auf ihn, und als im Jahr 1807 der Herzog von Portland ein Torykabinet bildete, dessen eigentliches Haupt Lord Castlereagh war, wurde auch Lord Palmerston in die Regierung hineingezogen, und zwar als jüngerer Lord der Admiralität. In dieser Eigenschaft hielt er seine erste Parlamentsrede; sie galt der Vertheidigung jener friedensbrüchigen Expedition nach Kopenhagen, welche Dänemark seine Flotte kostete. Im Jahr 1809 stieg er hinauf in das Amt des Kriegsministers, welcher Posten freilich in jener Zeit nicht die Bedeutung und die Wirksamkeit hatte, die ihm jetzt zugewiesen sind. Bis zum Jahr 1829 blieb er in diesem Amte, als Tory unter Perceval und Liverpool-Castlereagh, mit verhältnißmäßig fortschreitenden Ansichten unter Canning, unter Goderich und zuletzt unter Wellington, aus dessen Ministerium er jedoch mit Huskisson, Lord Dudley, Lord Melbourne ausschied. Er hatte sich zu freieren Anschauungen hervorgearbeitet und hielt eine denkwürdige Rede zur Befürwortung der Katholiken-Emanzipation. Durch die Unterstützung der Reformbill Lord Russel's brachte er sich im Jahr 1831 um seinen Sitz für Cambridge — denn diese Universität hatte ihn inzwischen zu ihrem parlamentarischen Vertreter gewählt. Wiederum übernahm Lord Palmerston die Vertretung Bletchingleys, und als durch die Reform des Jahres 1832 dieser Flecken von der Liste der Wahlorte gestrichen wurde, ließ er sich für den südlichen Distrikt von Hampshire und einige Monate später bei der allgemeinen Parlamentswahl für Tiverton wählen. Bis in die letzte Zeit hat diese kleine Stadt die Ehre gehabt, von dem einflußreichsten Staatsmann vertreten zu sein.

Nach seinem Austritt aus dem Ministerium Wellington hatte er die auswärtigen Verhältnisse Englands in einer glänzenden Rede zur Sprache gebracht, bald darauf seine Ansichten über die auswärtige Politik Englands auseinandergesetzt und auf die Nothwendigkeit hingewiesen, für die für ihre Freiheit kämpfenden Nationen mehr Sympathie an den Tag zu legen. Sein Antrag fiel zwar mit großer Mehrheit, aber der Grund zu seinem späteren Ruhme war gelegt.

Im Jahre 1830 hatte er das Ministerium des Auswärtigen übernommen, welches er — mit kurzer Unterbrechung der Administration Peel's im Winter von 1834 auf 1835 — bis 1841 leitete. In dieser Stellung entwickelte er eine musterhafte Thätigkeit und saß oft bis ein oder zwei Uhr Nachts an seinem Pulte. Die erste große Frage, mit der er sich jetzt beschäftigte, war das Schicksal Belgiens. Er drang auf diejenige Lösung, die eine geschichtliche Thatsache geworden ist. Im April 1834 brachte er die Quadrupelallianz zwischen England, Frankreich, Spanien und Portugal zu Stande, welche die Hoffnungen der Karlisten und der Miguelisten vernichtete. Der Zwiespalt zwischen Mahmud II. und Mehemed Ali, welchem mit der Einnahme von Jean d'Acre durch Sir Charles Napier ein Ende gemacht wurde, führte zu dem Abschlusse jenes Vertrages vom Juli 1840, welcher als einer der größten Erfolge Lord Palmerston's anzusehen ist und eine gleichzeitige Demüthigung Frankreichs, Rußlands und Mehemed Ali's bezeichnet.

Von 1841 bis 1846, da Peel sein zweites Kabinet gebildet hatte, war Lord Palmerston ohne Amt und saß dann auf der Oppositionsseite. Nach dem Rücktritt Peel's übernahm er im Ministerium Russel abermals das Portefeuille des Auswärtigen und behielt es bis Dezember 1851. Die Bewegungsjahre 1848 und 1849 vermochten ihn nicht aus seiner olympischen Ruhe aufzustören. Doch ließ er sich dazu herbei, die Türkei zu bestimmen, die ungarischen Flüchtlinge nicht auszuliefern. Als er zur Unterstützung einer ziemlich zweifelhaften Forderung eines portugiesischen Juden Namens Pacifico an den griechischen Staat gegen diese unbedeutende Macht mit einem unverhältnißmäßigen Aufwand von Kräften Zwangsmaßregeln der härtesten Art ergriff, protestirte dagegen Kaiser Nikolaus in einer energischen Depesche, und das Haus der Lords genehmigte ein Tadelsvotum gegen den Minister des Auswärtigen, das aber das Unterhaus nach einem großartigen dreitägigen parlamentarischen Kampfe wieder umstieß. Namentlich traten Sir Robert Peel, der damals seine letzte Rede hielt, — am folgenden Tage endete ein Sturz vom Pferde sein Leben — Lord John Russel und Gladstone gegen ihn auf. In einer siebenstündigen lichtvollen Rede vertheidigte Lord Palmerston seine Politik und behauptete siegreich seine Stellung, um sie jedoch bald wieder zu verlieren.

Seine Billigung des napoleonischen Staatsstreichs zog ihm nämlich im Dezember 1851 seine Entlassung zu. Nicht lange nachher gelang es ihm bei der Debatte über die Milizbill, seine früheren Kollegen in seinen Sturz nachzuziehen. Lord Derby, der Nachfolger Russel's, führte darauf die Regierung, doch nur wenige Monate. In dem Koalitionskabinet vom Dezember 1852 betraute Earl v. Aberdeen Palmerston mit dem Ministerium des Innern. Gegenüber seiner frühern Stellung war jetzt sein Wirkungskreis ein bescheidener, aber er verwaltete das neue Amt mit der lobenswerthesten Thätigkeit, in wahrhaft gemeinnütziger Weise. Den innern Fragen wandte nun der Minister des Innern seine lebhafteste Aufmerksamkeit zu. Die Rauchwolken der Hauptstadt, die Feuchtigkeit und die Pfützen, die luftverpestenden Begräbnißstätten und alle Arten gesundheitsschädlicher Einflüsse haben in dem Jahre 1853 und 1854 an Lord Palmerston einen Gegner gefunden, der ihnen sehr gründliche Niederlagen beigebracht hat.

Das Koalitionsministerium war auf die ungestörte Fortdauer des Weltfriedens berechnet, sah sich aber bald in den orientalischen Krieg verwickelt. Das Verhalten der Regierung während desselben zog sich aber bald das Mißtrauen der Nation zu. Im Frühjahr 1855 mußte Aberdeen zurücktreten, und an seine Stelle wurde Lord Palmerston erhoben. Seine erste Sorge galt der Verstärkung und Reorganisation des englischen Heeres. Der Krimkrieg wurde zu

einem glorreichen Ende geführt durch den Frieden von Paris. Ein Jahr später aber hatte der Premier den indischen Aufstand zu bekämpfen, was bekanntlich mit wenig Schonung geschah. Als Cobden, unterstützt von John Russel und Gladstone, gegen Palmerston ein Tadelsvotum wegen des chinesischen Kriegs richtete, erhielt dasselbe eine Majorität von 16 Stimmen. Dennoch trat Palmerston nicht zurück; er appellirte an das Volk und löste das Parlament auf. Das neue brachte ihm eine bedeutende Majorität. Als aber nach dem Orsinischen Attentat Frankreichs Forderungen England in große Aufregung versetzten, und Palmerston, um dem verbündeten Frankreich entgegenzukommen, eine Bill zur Verhinderung von Mordverschwörungen im Parlament einbrachte, benützte die aus verschiedenen Elementen bestehende Opposition die jeder Konzession an Frankreich abholde Stimmung und brachte eine gegen die Rechtsgültigkeit der Bill gerichtete Resolution zur Abstimmung. Palmerston trat hierauf mit seinem Ministerium zurück und wurde von Lord Derby ersetzt. Dieß geschah im Frühjahr 1858, und schon im Juni 1859 sah die Königin sich wieder genöthigt, in Lord Palmerston ihre Stütze zu suchen; denn Angesichts des italienischen Krieges fühlte die Nation sich unter dem Toryministerium nicht sicher. Der erste Schritt des Premiers war nun, seine bedeutendsten Gegner sich wieder zu versöhnen; Lord Russel und Gladstone nahmen das ihnen angebotene Amt im Ministerium an; nicht so Cobden, den Palmerston ebenfalls zu gewinnen hoffte. Sein Hauptbestreben war nun: Aufrechterhaltung der französischen Allianz, aber zugleich Wehrhaftmachung des Landes gegen etwaige Angriffe von jenseits des Kanals. — Ein Freund Deutschlands war Palmerston nie. Dänemark hat er bis zur höchsten Ungerechtigkeit gegen dasselbe in Schutz genommen, um es dann in seiner äußersten Noth im Stiche lassen zu müssen.

Palmerston war ein Mann von stattlichem Wuchs und einnehmendem Gesichtsausdrucke. In alter und neuer Literatur war er wohl bewandert und schöpfte aus derselben manch' glückliches Citat, manche treffende Anspielung für seine Parlamentsreden. Erst ziemlich spät, im Jahr 1839, trat er in den Bund der Ehe mit Emily Mary, der verwittweten Gräfin Cowper, Schwester seines alten Kollegen Lord Melbourne und Schwiegermutter des frommen Grafen v. Shaftesbury. Er hinterläßt keine Leibeserben; mit der Geschichte seines Landes und Europas wird aber sein Name immer untrennbar verbunden bleiben.

Ein Bürgerhaus.

Haus Nassau.

Von Erwin Stein.

(Bild S. 125.)

Wie lange werden unsere Häuser von Mörtel und Holz dauern? werden sie unsere Kinder überleben? Diese Frage drängt sich uns nirgends lebendiger auf, als wenn wir durch die Straßen der alterthümlichen Städte in Franken, im Harz, am Rhein und an der Weser wandern und diese prächtigen Steinhäuser, diese Bürgerhäuser des Mittelalters sehen. My house is my castle — mein Haus ist meine Burg, konnte damals der Bürger sagen: er hatte es fest und dauerhaft hingestellt, mit Zinnen, Erkern und Thürmchen umgeben und wohnte allein mit seiner Familie darin, während heutzutage lauter sich fremde Menschen unter einem Dache wohnen, zehn, zwanzig Familien in einer Kaserne. Den vollsten Eindruck eines Bürgerhauses hatten wir stets auf unsern nürnberger Spaziergängen von dem Nassauer Haus empfangen. Vor der Sebalduskirche an der Ecke des Platzes fällt dem Fremden das reizende Haus mit dem prächtigen Erker, den Zinnen und Thürmen auf, das eine der vermöglichsten Familien der Stadt Nürnberg in den Jahren 1350 bis 1360 erbauen ließ. Es ist ein viereckiges Gebäude, massiv, aber wohl proportionirt, auf den ersten Blick mehr einem feudalen Thurm, als einem gewöhnlichen Hause ähnlich. Die Steinornamente mit den Wappen an der Gallerie sind ungemein zierlich und fein, der Erker in Form eines Halbthurms, wie man ihn so häufig in Nürnberg findet, ist ein Muster von Eleganz: die Basreliefs stellen religiöse Szenen dar. An der Ecke steht ein Engel unter dem leichten Baldachin. Der ganze Platz ist ein Schmuckkästchen gothischer Bauweise. Dort die Kirche, da das Haus Nassau und die andern Häuser. Aber auch die Renaissance ist vertreten in dem 1589 errichteten Jungfernbrunnen, der aus einer Rundsäule besteht, an die sich sechs Frauengestalten, die Tugenden, lehnen; sechs Kinder darunter sind die Wappenhalter der Stadt; auf der Spitze steht die Gerechtigkeit. Säule und Figuren sind in Bronze gegossen. Das Ganze ist das Werk B. Wurzelbauers, des Schwiegersohns von Pankraz Labenwolf, der das Gänsemännchen gemacht. Der Künstler hat sich selbst nicht vergessen: neben sein Porträt aber die Worte „Gott allein die Ehre" gesetzt, wodurch so prächtig das Mittelalter charakterisirt ist.

Ein Pfarrer von Anno 93.

Zur Toleranzgeschichte.

Am 14. Juli 1793 starb in Mannheim der Schauspieler Bock, eine theatralische Größe seiner Zeit. Der Stadtdechant Spielberger hielt am Grabe die Rede. In unserer sogenannten aufgeklärten Zeit, in der sich das Muckerthum so behaglich breit macht, dürfte diese Rede wie ein zündender Blitz einschlagen, wenn wir uns sagen müssen: „so sprach ein Geistlicher damals am Grabe eines Komödianten," während noch jüngst in der Metropole der Bildung ein Pfarrer am Grabe einer Schauspielerin Gott bat, ihr diesen Stand zu verzeihen. Doch hören wir die Worte des ehrwürdigen mannheimer Geistlichen: „Wir stehen hier am Grabe eines Mannes, der die Achtung und Liebe aller Edeldenkenden hiesiger Stadt besaß und auch verdiente. Er war ein redlicher Gatte, ein redlicher Vater, ein redlicher Bürger des Staates. Schauspieler zu sein, war seine Bestimmung, welche er auch mit allgemeinem Beifall des Publikums erfüllte. Wahrheit und tiefes Studium des Menschen lag stets in seinem Spiele; was er darstellte, war er ganz: die Tugend wußte er uns trefflich zu schildern, und oft verließen wir, gerührt von dem großen Manne, als bessere Menschen das Schauspielhaus. Nur die Darstellung des Lasters wollte ihm nicht gelingen, die feste Grundlage seines redlichen Charakters schimmerte durch; er blieb in dergleichen Rollen immer das, was er stets war — der redliche Bock. Ich weiß den Künstler zu schätzen, der Rollen eines Bösewichts, ohne selbst ein verdorbener Mensch zu sein, mit Wahrheit darstellt; aber unser guter Bock war für Rollen dieser Art zu einfältig — zu gut. Ich selbst genoß seine Freundschaft, und gewiß — er war meinem Herzen nahe. Noch in der vorigen Woche besuchte er mich und theilte mein mäßiges Mahl; nach Tische eröffnete er mir die Quellen seiner Krankheit, vertraute mir die Ursachen seines Kummers, — da fand ich denn, daß der Redliche nicht glücklich als Gatte, nicht glücklich als Vater war. Ich wollte ihm Trost geben, aber wie erstaunt war ich, als dieser christliche Philosoph mir mit dem Texte des heiligen Matthäus: Was nützt mich aller Reichthum der Welt, wenn das Heil der Seele darüber verloren geht, entgegenkam. Ich schlug diesen Text nach und fand viel Erhebendes für den Christen, für den Menschen darin, und für mich die Beruhigung, daß Bock seiner Vollendung mit Heiterkeit entgegen sehen konnte. — Nun noch ein Wort zu Ihnen, meine Werthesten, am Grabe Ihres Mitbruders. Ich ehre Ihren Stand, ich ehre Ihre Kunst, ich kenne Ihren Einfluß auf den Staat, auf die Bildung des Menschen; aber mit Wehmuth sehe ich noch immer Stücke auf Kosten der Sittlichkeit auf hiesiger Bühne aufführen. — Sie selbst, meine Herren, müssen ja wissen, daß das Laster auf der reizenden Seite, im lachenden Gewande zeigen, Laster predigen heißt. Lassen Sie die Bühne das sein, was sie sein sollte: — Schule der Sitten! Immiscuit utile dulci, sagt Horaz; — beherzigen Sie das! Bei dem Grabe Ihres Mitbruders beschwöre ich Sie, lassen Sie meinen Rath nicht außer Acht, verhindern Sie die Aufführung solcher Stücke, die der Religion und Moral gefährlich sind, befördern Sie jene, worin edler Menschen Darstellung und Tugend lehrt! Dann erreichen Sie Ihren Zweck — Aufklärung, Menschenbesserung. Und nun lassen Sie uns für die gekränkte Seele unseres guten Bock's die Ruhe von Gott erflehen, die er im Leben nicht fand."

Fliegende Blätter.

Dienstbotenhumanität. In wie wenigen Häusern werden Dienstboten wie Menschen behandelt: man hält es unter der Würde, ein Wort mit ihnen zu reden, auf ihr inneres Leben auch nur einen flüchtigen Blick zu werfen oder ihm gar Gehör zu schenken. „Das ist noch ein Diener aus der guten alten Zeit", heißt es, wenn man ein Iffland'sches Stück sieht; die Dienertreue ist verschwunden, ein Mythus, und man muß mit künstlichen Mitteln, mit Prämien, die Diener an das Haus fesseln. In den meisten Häusern wechseln sie von Quartal zu Quartal. Sonst aßen die Knechte und Mägde am Tisch, jetzt kennt oft eine Hausfrau ihre Magd kaum dem Namen nach. Ein schönes Wort lasen wir jüngst im Seneca: „Jene Sklaven, die nicht nur in Gegenwart ihrer Herren sprachen, sondern sich auch mit denselben selbst unterhielten, deren Mund nicht zugenäht wurde, waren auch bereit, für den Herrn ihre Brust darzubieten, die drohende Gefahr auf ihr Haupt zu lenken. Bei den Gastmälern redeten sie, aber auf der Folter verstanden sie zu schweigen." Ja, jedes freundliche, herzliche Wort mit einem Diener trägt tausendfältig Früchte: bedenkt, es ist schwer genug, zu dienen!



Lionel Westford überrascht Kaleb. (S. 130.)

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von **E. Braddon.**

(Fortsetzung.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Lionel führte in Wilmingdonhall ein neues und angenehmes Leben. Alle Genüsse des Luxus standen ihm zu Gebot. Er verdiente wöchentlich eine Summe Geldes, welche seiner Mutter und seiner Schwester große Erleichterung in ihrer dürftigen Wohnung gewährte und es ihnen sogar möglich machte, sich eine bessere zu suchen, sobald sie wollten. Er lebte in einem Hause, dessen Inneres auf allen Seiten mit werthvollen Gegenständen der Kunst geschmückt war, und in dessen Umgebung sich schöne Waldungen seinen Blicken boten, welche lange Zeit nichts als die von Rauch geschwärzten Straßen und Schornsteine Londons gesehen hatten. Seine Arbeit war leicht, oder sie erschien ihm mindestens so nach der ermüdenden Beschäftigung des Abschreibens. Er war sein eigener Herr und konnte, sobald es ihm beliebte, einen Spaziergang oder auch einen Spazierritt in die Umgegend machen, da die Ställe des Bankiers stets zu seiner Verfügung waren. Außerdem genoß er das unendliche Glück, in Julia's Nähe zu sein, — in der Nähe desjenigen Wesens, welches ihm als ein Bild der vollkommensten weiblichen Schönheit erschienen war und in seiner Brust die reine Flamme der ersten Liebe entzündet hatte. Er hörte ihre schöne Stimme in den unter seinem Zimmer belegenen Gemächern, wenn sie zum Piano oder zur Guitarre sang, sah sie natürlich jeden Tag mehrere Male, begegnete ihr in den Gärten und brachte häufig ganze Stunden im Gespräche mit ihr zu. Lionel würde sich ganz glücklich gefühlt haben, wenn ihm sein Gewissen nicht so bittere Vorwürfe gemacht hätte. Ja, er fühlte sich schuldig! Welche Entschuldigungen er auch ersinnen mochte, er konnte sich nicht verhehlen, unrecht gehandelt zu haben, als er in Verbindung mit der Familie Goodwin trat. Das Unrechte seiner Handlung bestand nicht nur in einer strafbaren Verheimlichung, sondern sogar in einer Täuschung, und in jeder Täuschung liegt eine gewisse Niedrigkeit. Lionel sah recht wohl ein, daß er nicht das Recht hatte, in dem Hause des Mannes zu leben, den seine Mutter als ihren Feind ansah. Er versuchte zwar sich vorzuspiegeln, daß alle Weiber unvernünftig in ihren Abneigungen seien, und daß Rupert Goodwin nur so gehandelt habe, wie jeder andere Geschäftsmann an seiner Stelle gehandelt haben würde, und daß derselbe nicht der Feind seiner Familie sei; allein das natürliche Ehrgefühl des jungen Mannes ließ sich nicht zum Schweigen bringen, und er mußte sich sagen, daß er unehrenhaft handle. Seine Brust war deßhalb von einer Last gedrückt, die ihn, des Zaubers der geliebten Sirene ungeachtet, verhinderte, sich glücklich zu fühlen.

Lionel war bereits acht Tage in Wilmingdonhall, ohne den alten, verwirrten Gärtner wieder getroffen zu haben. Aber er hatte oft an seine seltsamen Worte gedacht und wurde zuweilen sogar in solchen Momenten von ihnen gepeinigt, in denen er sich mit anderen Dingen beschäftigen wollte.

Eines Tages — an einem der schönsten im Monat August —

verließ Lionel sein Zimmer, nachdem er viele Stunden lang eifrig an den Zeichnungen gearbeitet hatte, und richtete seine Schritte nach demjenigen Theile des Gartens, in dessen Gebüschen er kurz vorher Julia's weißes Musselinkleid hatte schimmern sehen. Er trat in eine lange Allee von Lorbeerbäumen und gewahrte mit hoch klopfendem Herzen die junge Dame am Ende derselben unter einer Geißblattlaube sitzen. Sie las, aber blickte auf und lächelte erröthend, als er sich nahte. Er sprach anfangs mit ihr über den Inhalt ihres Buches und ging dann auf andere Gegenstände über, während Julia's schönes Gesicht von Begeisternng glühte, denn Lionel's Unterhaltung war für sie fesselnder als die jedes anderen Menschen. Als ein gebildetes junges Mädchen konnte sie leicht erkennen, daß er eine so vortreffliche Erziehung genossen haben müsse, wie nur Reichthum sie gewähren kann. Sie konnte nicht bezweifeln, daß er in glänzenden Verhältnissen geboren worden, und mußte deßhalb über die gedrückte Lage staunen, in der sie ihn kennen gelernt hatte. Ihr edles Gefühl ließ sie die innigste Theilnahme für die Lebensschicksale des jungen Mannes empfinden, die sie gern näher kennen gelernt hätte. Sie hatte gehofft, sein Vertrauen zu gewinnen, aber gefunden, daß dieß nicht leicht war. Er sprach zwar mit Freimuth über alle Gegenstände, allein sobald seine eigenen Verhältnisse berührt wurden, zeigte er sich außerordentlich zurückhaltend. Etwa zwei Stunden mochten sie in eifrigen Gesprächen zugebracht haben, wobei die Zeit ihnen so schnell entflohen war, wie es nur dann geschieht, wenn Kupido ihr seine Flügel leiht, als Julia endlich nach ihrer Uhr blickte. Sie erröthete, als sie sah, wie spät es war, denn sie konnte sich nicht verhehlen, daß ein besonderer Grund obwalten müsse, aus dem sie den Flug der Zeit so unbeachtet gelassen hatte. Wie würde ihr Vater urtheilen, dachte sie, wenn er erführe, daß sie sich zwei Stunden lang mit einem jungen und armen Künstler unterhalten habe, dessen Lebensgeschichte ihm völlig unbekannt war, und dessen einzige Empfehlung in seiner Dürftigkeit bestand? „Aber was er auch sagen möge," fügte sie in Gedanken hinzu, „der junge Künstler ist ein Mann von der feinsten Bildung und eben so stolz wie irgend einer unserer stolzen und aristokratischen Freunde!" Sie machte ihr Buch zu und stand auf. „Zwei Stunden!" sagte sie. „Wie schnell die Zeit vergeht! Ich hätte nicht geglaubt, so lange hier gewesen zu sein. Jetzt muß ich von Ihnen Abschied nehmen, Mr. Wilton." Eine leichte Röthe flog über Lionel's Gesicht, als er diesen falschen Namen von ihren schönen Lippen aussprechen hörte. „Sie werden mir doch erlauben, Sie bis an das Haus zu begleiten?" sagte er darauf. — „O gewiß," erwiederte Julia lächelnd, „wenn Sie nichts Besseres zu thun haben." Ein Kompliment schwebte auf den Lippen des jungen Mannes, allein er hielt es zurück. Wie konnte er wagen, Julia Goodwin seine Liebe ahnen zu lassen? „Nein," dachte er, „mein Stolz soll mich schützen. Ich will nie vergessen, unter welchen Umständen ich ihr begegnet bin, und will schweigen, wenn auch mein Herz brechen sollte. Alles will ich ertragen, nur nicht Verachtung."

Eine Zeitlang gingen die beiden jungen Leute schweigend neben einander, dann nahm Lionel das Gespräch wieder auf, wobei jedoch etwas Gezwungenes in seinem Wesen lag. „Vielleicht ist es Ihnen nicht unangenehm, wenn ich von meiner heutigen Arbeit Rechenschaft ablege," sagte er. „Ich habe zwei Zeichnungen ausgearbeitet, von denen die eine den Sonnenuntergang in den Alpen, die andere aber eine Schneelandschaft darstellt. Beide Zeichnungen sind sehr schön. Ihr Bruder besitzt viel Talent, eine sehr sichere Hand und einen großen Reichthum des Kolorits. Ich kenne nur einen einzigen Dilettanten, der ihm ungefähr gleichkommt." — „In der That? Wer ist das?" — „Ein junger Mann, den ich in Hampshire kennen lernte. Vielleicht sollte ich ihn nicht Dilettant nennen, da er, wenn ich nicht irre, die Absicht hatte, sich ganz der Malerei zu widmen. Die Manier Ihres Bruders erinnert mich sehr an die seinige, wenn gleich er schon etwas weiter in der Ausbildung vorgeschritten war." — „Sein Name?" — „Sein Name war Stanmore, Raphael Stanmore, — ein sonderbarer Name, aber vermuthlich ein angenommener." — „In Hampshire haben Sie ihn getroffen?" — „Ja." — „Ist es schon lange her?" — „Nein, nicht sehr lange, ungefähr ein Jahr." Julia schwieg und eine Wolke legte sich über ihr schönes Gesicht. Sie war jetzt vor dem Hause angelangt, an der großen Treppe. Lionel verneigte sich und verließ sie.

Er hatte an diesem Tage angestrengt gearbeitet, und zwar mit Lust und Liebe, denn er wollte sich Julia's Beifall erringen. Aus diesem Grunde mochte er jetzt nicht in sein einsames Zimmer zurückkehren. Das Bild des jungen Mädchens schwebte ihm vor, und er lenkte deßhalb seine Schritte wieder nach jener Lorbeerallee, wo er zwei so glückliche Stunden verlebt hatte. Lange schritt er darin auf und ab, nur mit dem Gedanken an sie und seine hoffnungslose, aber innige Liebe beschäftigt. Dann verließ er den Ort, ohne den Weg zu beachten, den er einschlug, und sah sich plötzlich vor den Mauern des nördlichen Flügels von Wilmingdonhall stehen. Dieses alte Bauwerk schien über den Garten einen düsteren, eisigen Schatten zu werfen, welcher einen störenden Gegensatz zu dem schönen Sommertage bildete. Er war gerade im Begriffe, diesen Ort zu verlassen, als er zu seinem Erstaunen eine schwache und ächzende Stimme vernahm.

„Durch diese Spalte im Fensterladen —" sagte die Stimme, — „habe ich gesehen — habe ich gesehen — ja, durch diese Spalte des Fensterladens —" Lionel wandte sich nach der Seite um, von der die Stimme kam, und gewahrte den alten wirren Gärtner, den er am Tage seiner Ankunft in Wilmingdonhall getroffen hatte. Der Greis stand gegen eins der Fenster des unteren Stockes gebückt und schien durch eine Spalte des starken eichenen Ladens zu schauen. Es lag in dieser Handlung etwas so Seltsames, daß es nothwendig auch bei jedem ganz arglosen Zuschauer Neugier erwecken mußte. Lionel wartete, um zu hören, ob der Greis noch mehr sagen werde. Der alte Diener schien in großer Aufregung zu sein. Er stützte sich auf den Fenstersims, das Gesicht dicht an die Scheibe gedrückt, hinter der der innere Laden eben so düster und undurchdringlich erschien, wie die Mauer eines Gefängnisses. Längere Zeit blieb er in dieser Stellung, regungslos wie eine Statue; dann aber ging eine Veränderung mit ihm vor. Er begann heftig zu zittern, als folgte er mit seinen Blicken einer entsetzlichen Szene. „Thun Sie das nicht, Herr, — thun Sie das nicht!" rief er mit halb erstickter Stimme. „Thun Sie das nicht, Herr! — Um des Himmels willen, thun Sie es nicht! — O, das Messer, — das schreckliche Messer! — Es ist ein abscheulicher, blutiger Mord! — Stoßen Sie nicht, Herr, — nein, stoßen Sie nicht!" Erschöpft von seiner inneren Bewegung, wie es schien, wandte er sich vom Fenster ab und begegnete Lionel's Blicken, welcher bleich und kaum fähig, sich aufrecht zu erhalten, vor ihm stand. Wüthend stürzte der alte Gärtner auf ihn los. „O, Sie sind es?" rief er. „Sie haben mir zugehört, — Sie haben mich noch einmal belauscht? — Ja, ich kenne Sie! — Sie horchen, — Sie wollen das Geheimniß entdecken, — das schreckliche Geheimniß! — Aber Sie können es nicht, — nein, Sie können es nicht. — Ich bin alt und schwach, — und zuweilen auch wirre. — Doch ich werde nicht mehr lange leben, und was auch geschehen möge, ich werde das schreckliche Geheimniß bis zu meiner Todesstunde bewahren, aus Rücksicht für meinen Herrn, dem ich so lange gedient habe. Habe ich viel gesprochen? Sagen Sie es mir, junger Mann, — habe ich viel gesprochen? — Reden Sie, oder ich erdrossele Sie!" Die welken Hände des Greises hatten Lionel's Halsbinde gepackt. Sanft machte sich der junge Mann von diesem schwachen Griffe los. „Was habe ich gesagt?" wiederholte der Gärtner. „Was es auch sei, es bedeutet nichts. — Mein armer alter Kopf wird zuweilen wirre, und ich bilde mir ein, allerhand Dinge zu sehen, — allerhand Dinge, — Messer, Dolche und einen Mord, — einen grausamen Mord — einen Mann, der auf einer dunklen Treppe steht und einen anderen Mann, der ihn von hinten niederstößt und in den finsteren Keller unten hinabstürzt. — Es ist jedoch Alles nur ein Traum, — ein schrecklicher Traum! — Aber er kommt so oft, — so oft!" Unbeschreibliches Grauen drückte sich bei diesen Worten in dem Gesichte des Greises aus. Mit krampfhafter Angst faßte er Lionel's Arm und zitterte am ganzen Körper, während seine Augen gewaltsam aus den Höhlen hervorzudringen schienen. Auch den jungen Mann überlief ein Schauder. Es lag in den Worten des Alten etwas, das ihm sagte, daß nicht bloß Wahnsinn aus denselben spreche, daß ihnen vielmehr ein finsteres, entsetzliches Geheimniß zu Grunde liege, — ein Geheimniß,

welches sich auf Rupert Goodwin beziehe. Lionel sträubte sich gegen diese gräßliche Ueberzeugung, denn Rupert Goodwin war ja Julia's Vater, allein vergebens; er vermochte nicht, das Gefühl von sich abzuwehren, daß er einem grauenvollen Geheimnisse auf der Spur sei. Die Vorsehung hatte ihn vielleicht an diesen Ort gesendet, um irgend eine geheime Missethat an das Licht zu bringen und zu rächen, welche auf das wirre Gehirn des Alten einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hatte. Lionel erachtete es deßhalb als seine Pflicht, dieses Geheimniß aufzudecken, von welcher Art auch die Folgen sein möchten, und beschloß, es zu thun. Um jedoch dieses Vorhaben auszuführen, waren Vorsicht und selbst etwas Verstellung nöthig; er mußte nothwendig den Alten auf irgend eine Weise beruhigen und sein Vertrauen gewinnen. „Kommt, mein Freund," sagte er deßhalb, indem er sanft seinen Arm in den des Gärtners schob, „beruhigt Euch. Ihr seid alt und solche Träume und Phantasieen greifen Euch zu sehr an. Lasset uns von anderen Dingen reden und diesen finsteren Ort verlassen." — „Ja, ja," erwiederte der Gärtner dringend, „wir wollen fort von hier gehen. Ich habe hier nichts zu thun, — gar nichts. Aber seltsam ist es, daß irgend etwas mich immer hierher zieht. Ich glaube, es ist ein böser Dämon, der es thut. — Ich sehe ihn zwar nicht, aber ich fühle seine Berührung, — seine glühenden Finger zerren mich fort, und ich muß ihm wider Willen hierher folgen und durch die Spalte im Fensterladen blicken, und sehe dann wieder Alles — Alles, — so wie ich es an jenem Abende gesehen habe." Der Greis drehte sich um und deutete mit dem Finger auf das Fenster, das siebente in der Reihe, wie Lionel wahrnahm, indem sein Auge der Richtung des Fingers folgte. Er merkte sich diesen Umstand und führte darauf den Greis langsam fort.

Der Alte war sehr schwach und konnte daher jeden Augenblick sterben, ohne sein Geheimniß mitgetheilt zu haben. „Ihr seid ein alter Diener des Hauses?" fragte Lionel. — „Ja, ein sehr alter und treuer Diener. Ich habe beinahe siebenzig Jahre lang hier gedient. Kann ich jetzt noch zum Verräther gegen die Familie meiner Gebieter, — gegen einen Abkömmling meines alten Herrn werden? — Der jetzige Herr ist finster, kalt, stolz, und in seinen Augen liegt etwas, das mir Schauder einflößt, wenn er mich anblickt; aber das Blut der Goodwin's fließt in seinen Adern, und Kaleb Wildred wird nie als Zeuge gegen ihn auftreten."

Längere Zeit ging Lionel an der Seite des alten Gärtners, welcher viel plauderte, aber sich immer in demselben Kreise bewegte und an derselben Stelle abbrach. Es gab ein Geheimniß, das er nicht verrathen, sondern mit sich in das Grab nehmen wollte.

In furchtbarer Aufregung legte sich Lionel an diesem Abende zu Bett. Die ganze Nacht hindurch drehte er sich von einer Seite zur anderen, ohne schlafen zu können; oder wenn er einschlummerte, so wurde er von gräßlichen Träumen gequält, in denen er Julia bleich und mit aufgelösten Haaren vor seinen Füßen liegen sah, während sie ihn um Gnade für ihren Vater anflehte und ihn beschwor, jenes geheime Verbrechen nicht zu enthüllen, welches bis jetzt nur als ein düsterer Schatten, als ein gräßlicher Verdacht dem Geiste des jungen Mannes vorschwebte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wuth und Durst nach Rache erfüllten Rupert Goodwin's Herz, als er Klara Westford verließ. Er begab sich geraden Wegs nach dem Klub im Westende, wo er den jungen Marquis treffen wollte. Er hatte das Versprechen gegeben, Letzteren Violetten vorzustellen, aber nur in der Absicht, dadurch Zeit zu gewinnen und seinen Plan zur Reife zu bringen. Wäre Klara der Versuchung, seinen Reichthum zu theilen, oder der Furcht vor ihm unterlegen, so würde er Violetten gegen den Marquis in Schutz genommen haben; allein Klara hatte ihm Trotz geboten, und er war deßhalb jetzt fest entschlossen, das junge Mädchen in das Verderben zu stürzen. Er traf Lord Roxleydale im Klub an, wo er seiner im Rauchzimmer wartete. Der große, glänzende Saal war zu dieser Zeit fast ganz leer. Es war ihm an diesem Tage endlich einmal gelungen, sich der Gesellschaft seines unvermeidlichen Schmeichlers, Mr. Sempronius Sykemore zu entziehen, aber nur um den Preis einer Fünfzigpfundnote, welche er dem bedürftigen Freunde hatte leihen müssen. „Nun, Goodwin," rief er, dem Bankier lebhaft entgegengehend, „ist die Sache in Ordnung? Haben Sie die junge Dame gesprochen und die nöthigen Vorkehrungen getroffen, um mich ihr vorzustellen?" — „Leider nicht, mein lieber Freund, ich war nicht so glücklich. Allein ich bin ein Weltmann und kann Ihnen wenigstens einige gute Rathschläge geben, um diesen Zweck zu erreichen." Lord Roxleydale zuckte ungeduldig die Achseln. „So viel hätte Sempronius auch für mich thun können!" sagte er. — „Sempronius ist ein ganz gewöhnlicher Mensch," erwiederte der Bankier, „dem man keine Geschäfte anvertrauen kann, welche Takt und Delikatesse erfordern. Er kann uns gelegentlich von Nutzen sein, aber für jetzt manövriren wir besser ohne ihn. Sie kennen jenes hübsche Mädchen, das einer Jüdin ähnlich sieht, — Miß Vauberg, wenn ich nicht irre?" — „Ja, ich kenne sie." — „Das ist die Person, die uns vom größten Nutzen sein und jede Auskunft über Miß Watson geben kann. Was meinen Sie, wenn Sie ihr einen Besuch machten und mich mit dahin nähmen?" — „Das ist zwar ein großer Umweg," sagte der Marquis mit verächtlicher Miene, „allein ich willige ein. Mein Kabriolet wartet. Ich kann Sie zu Miß Vauberg führen, wenn Ihnen das Vergnügen macht."

Beide begaben sich geraden Wegs nach Miß Vauberg's Wohnung. Es war zwischen vier und fünf Uhr, und die Dame befand sich zu Hause. Ein Bedienter ging ihnen auf der mit herrlichen Teppichen belegten Treppe voran. Der Herzog von Harlingford hatte schwere Summen zu bezahlen, um alle Gelüste der schönen Jüdin zu befriedigen, der er seine herzogliche Krone zu Füßen zu legen im Begriffe stand.

Die Sonnenstrahlen fielen durch eine Gruppe exotischer Blumen, welche im Fenster von Miß Vauberg's Wohngemache standen, und in der Nähe desselben lag die schöne Jüdin auf einem seidenen Sopha. Sie trug ein einfaches Musselinkleid mit einem breiten, aber lockeren Gürtel, während ein scharlachrothes Band ihre dunklen Flechten zusammenhielt. Ihr zartes Gesicht war theilweise in den seidenen Kissen des Sophas verborgen, deren hellgraue Farbe gegen die Rabenhaare und die schwarzen funkelnden Augen der Jüdin seltsam abstach.

Die Jüdin richtete sich halb auf, als beide Gäste eintraten. „Lassen Sie sich nicht stören, Miß Vauberg," sagte der Marquis. „Ich bin nur gekommen, um einige Minuten mit Ihnen zu plaudern, und stelle Ihnen bei dieser Gelegenheit meinen Freund, Mr. Goodwin, vor. Sie werden von ihm gehört haben? Sie sind ohne Zweifel von den langen Proben sehr angegriffen? Ja, ja, es muß ein ermüdendes Leben sein, dieses Theaterleben, nicht wahr?" — „Sehr ermüdend," erwiederte die Jüdin die Achseln zuckend und mit verächtlicher Miene, „namentlich dann, wenn man seine gerechten Ansprüche von einem beschränkten Direktor zurückgesetzt sieht. Es war meine Absicht, Schauspielerin zu werden, nicht im Ballet aufzutreten, allein Mr. Maltravers erlaubt mir nicht, den Mund zu öffnen, obgleich er ein ganz gewöhnliches Mädchen von der Straße genommen und ihr den ausgezeichnetsten Platz in der großen Schlußszene unseres neuen Stückes angewiesen hat." — „Sie sprechen von Miß Watson?" rief der Marquis. „Nun, ich wundere mich nicht, daß Maltravers von ihr bezaubert worden ist, denn es ist in der That das reizendste Wesen, das ich jemals gesehen habe."

Esther Vauberg warf ihm einen Blick zu, dessen Feuer ihrem Gesichte einen fast satanischen Ausdruck verlieh. In demselben Momente jedoch gab auch Rupert Goodwin ihm einen Wink, den der junge Lord, seiner Beschränktheit ungeachtet, genügend verstand, um einzusehen, daß das offene Bekennen seiner Bewunderung für Miß Watson sehr unvorsichtig gewesen sei. „Wenn Sie diese fade Puppe mit ihren flachsblonden Haaren eine Schönheit nennen," sagte die Jüdin verächtlich, „so müssen Sie eben so wenig Geschmack besitzen, wie Maltravers." Mr. Goodwin benützte diese Gelegenheit, um sich in die Unterhaltung zu mischen. „Was mich betrifft," bemerkte er, „so scheint mir, daß diese hübsche junge Dame allerdings etwas fade ist, wie Miß Vauberg ganz richtig bemerkt. Mindestens besitzt sie nicht die Schönheit, welche mir gefällt. Ich ziehe eine ausdrucksvolle, brünette, orientalische Schönheit vor, die an den Himmel des Orients und an die dunklen Myrtenhaine erinnert." Während dieser Worte beobachtete er die Jüdin, welche außer Stande war, ihre Freude über diese Kom-

plimente zu verbergen. „Nichtsdestoweniger," fuhr der Bankier fort, „hat einer unserer Freunde, ein gewisser Mr. Sempronius Sykemore, — beiläufig gesagt, ein sehr gewöhnlicher Mensch, — sich sterblich in dieses fade junge Frauenzimmer verliebt. Er wünscht sehnlichst, ihr vorgestellt zu werden und ist bereit, sie unverzüglich zu seiner Frau zu machen, wenn sie einwilligt." — „Vermuthlich ist er reich?" fragte Esther. — „Er? O, nein. Er besitzt keinen Penny, außer dem, was er von Freunden borgt." — „Vielleicht ist er aber jung und hübsch?" — „Keins von Beiden. Er ist mindestens fünfundvierzig Jahre alt und trägt eine Perrücke." Ein teuflisches Lächeln verklärte Esther's Gesicht. „Und er will Miß Watson, den Günstling des Direktors, die Königin der Schönheit, heirathen?" — „Ja." — „Aber wie, wenn sie sich weigert? — „Das ist es eben, Miß Vauberg," erwiederte der Bankier, „das ist es eben, was wir fürchten, der Marquis und ich, und wir haben deßhalb auf einen kleinen Plan gedacht, der uns einiges Vergnügen gewähren und unserem Freunde Sempronius eine hübsche Frau verschaffen soll. Unglücklicherweise ist Sykemore so gemein und so häßlich, so dick und so dumm, daß die junge Dame ohne Zweifel nein sagen wird, wenn man sie fragt. Deßhalb müssen wir uns einer kleinen List bedienen, einer Entführung; wir müssen sie unter irgend einem Vorwande vermögen, einen Wagen zu besteigen, der sie mit unserem Freunde Sykemore nach einem einsamen Schlosse in der Grafschaft Essex bringen soll, welches dem Lord Roxleydale gehört. Wenn sie einmal dort ist, wird die Königin der Schönheit einsehen, daß es um ihren Ruf für immer geschehen ist, und sich nicht länger weigern, das Band durch einen Geistlichen knüpfen zu lassen, den Sempronius mitbringen wird. In Folge dessen wird Miß Watson auch das Theater verlassen und einer Anderen Platz machen müssen, welche unendlich mehr als sie geeignet ist, das Publikum zu bezaubern." Der Marquis hörte alles Dieses staunend und mit offenem Munde an. Er sah wohl, daß es sich um ein Komplott handelte, das er nur halb verstand, aber er vertraute der ihm bekannten geistigen Ueberlegenheit seines Freundes Goodwin.

Für Esther lag in dem Vorschlage des Bankiers eine große Versuchung. Sie haßte Violette Westford wegen ihrer Schönheit, wegen der Gunst, die ihr von Seiten des Direktors zu Theil wurde, und wegen der Bewunderung des Publikums für sie. Ueberdieß hatte sich das Gerücht verbreitet, Violette habe die Erlaubniß erhalten, eine kleine Rolle in einem neuen Stücke zu spielen, damit das Publikum noch länger den Anblick ihrer frischen, jugendlichen Schönheit genießen könne. Dieß bereitete der Jüdin ebenfalls eine tiefe Kränkung, da sie von jeher darnach gestrebt, als Schauspielerin auftreten zu dürfen, aber nie die Erlaubniß erhalten hatte. Endlich haßte sie Violetten auch noch wegen ihrer ruhigen, würdevollen Haltung, welche besser geeignet war, allen Beleidigungen die Spitze zu bieten, als die größte Leidenschaftlichkeit. Aus diesen Gründen war die Versuchung für Esther Vauberg groß, an einem Komplott Theil zu nehmen, welches sie von der gehaßten Nebenbuhlerin befreien und derselben zugleich die Demüthigung bereiten sollte, mit einem unwürdigen Gatten verbunden zu werden. Sie widerstand dieser Versuchung auch nicht lange. „Was soll ich zur Förderung Ihres Planes thun?" fragte sie nach einiger Ueberlegung. — „Wir bitten Sie nur, uns Miß Watson auf solche Weise vorzustellen, daß sie keine Ahnung von unserem Plane bekommt. Der Marquis kann für sich und einige Freunde Zutritt in das Foyer des Theaters erlangen." — „Miß Watson ist eine ungebildete, ungezogene Person," erwiederte die Jüdin verdrießlich, „und überdieß stehe ich auf einem solchen Fuße mit ihr, daß ich sie nicht wohl anreden kann. Wenn Sie indeß bis nächsten Montag Abend warten wollen, so will ich versuchen, in der Zwischenzeit die erforderlichen Einleitungen zu machen. Es ist durchaus nöthig, daß ich ein freundschaftlicheres Verhältniß mit dem jungen Mädchen anknüpfe, ehe ich sie vorstelle." — „Ohne allen Zweifel," versetzte der Bankier. „Montag Abend wird genügen."

Lord Roxleydale schien dagegen in seinen Hoffnungen bitter getäuscht zu sein. Der schwache Kopf des edlen Marquis war von Violettens Bild zu sehr erfüllt, und jede Verzögerung war ihm unerträglich. Er glühte vor Verlangen, sie zu sehen und ihr seine Bewunderung auszudrücken. Wäre er sich allein überlassen gewesen, so hätte seine Leidenschaft sich vielleicht zu einer edlen Neigung entwickeln können. „Es wäre mein Wunsch gewesen, daß ich — das heißt, daß Mr. Sykemore sie diesen Abend noch sähe," sagte er. „Von heut bis Montag ist eine lange Zeit." Esther Vauberg zuckte die Achseln mit dem ihr eigenen verächtlichen Lächeln. „Es ist unmöglich," entgegnete sie, „es vor nächsten Montag zu bewerkstelligen, und selbst bis dahin werde ich mir viel Mühe geben müssen." — „Sie sollen dafür belohnt werden, liebe Miß Vauberg," erwiederte der Marquis mit großer Lebhaftigkeit, „sofern das schönste Diamantenarmband, das bei einem Juwelier zu finden ist, Sie befriedigen kann." Esther lächelte. Die Rache war süß, aber die kostbaren Edelsteine hatten auch großen Werth für die Jüdin. Rupert Goodwin beobachtete sie, und ein seltsamer, melancholischer Schatten flog über sein Gesicht. „Wer ist sie und woher kommt sie?" fragte sich der Bankier. „Woher diese seltsame Aehnlichkeit zwischen ihr und jener Verstorbenen? Und dann das Gerücht, daß sie von spanischen Juden abstamme! Es ist sonderbar!" Mit Gewalt riß sich Rupert Goodwin von diesen Gedanken los und stand auf, um Abschied von der Jüdin zu nehmen. Nachdem noch verabredet worden war, daß alle Drei sich am Montag Abende im Foyer des Theaters treffen sollten, verließen die beiden Freunde Miß Vauberg's elegante Wohnung und kehrten nach dem Klub zurück, um daselbst miteinander zu diniren.

Schon seit einiger Zeit hatte Rupert Goodwin eine gewisse Abneigung gegen den Aufenthalt in Wilmingdon empfunden, obgleich er früher gewohnt gewesen war, sich täglich nach beendigten Geschäften auf seinen schönen Landsitz zu begeben, so daß seine Tochter Julia ihn seitdem nur selten gesehen hatte. Er mied das alte, große Gebäude, als wenn es von bösen Geistern heimgesucht wäre. „Nun, Goodwin," rief der Marquis, als Beide an einer reich besetzten Tafel einander gegenüber saßen, „sagen Sie mir, aus welchem Grunde Sie Sempronius in diese Angelegenheit mit hinein gezogen haben?" — „Um uns als Werkzeug zu dienen, und zwar als ein sehr nützliches," antwortete der Bankier. „Haben Sie Miß Vauberg's Eifersucht nicht bemerkt? Sie beneidet das andere junge Mädchen um dessen größere Schönheit. Hätte sie eine Ahnung davon gehabt, daß Sie, lieber Marquis, Miß Watson's Anbeter sind, so würde sie, aus Besorgniß, ihre Nebenbuhlerin vielleicht zur Marquise zu machen, unserem Plane mit allen nur möglichen Mitteln entgegen gearbeitet haben. Dagegen nimmt sie jetzt den regsten Antheil an unserem Plane, da er, wie sie glaubt, den Zweck hat, das ihr verhaßte Mädchen mit einem blutarmen und niedrigen Manne zu verbinden." — „Ich verstehe. Auf mein Wort, Sie sind ein kluger Mann, Goodwin! Aber wie soll der Plan ausgeführt werden?" — „Das ist sehr einfach. Sie haben in Essex eine Besitzung mit einem alten Schlosse, La Fosse genannt?" — „Ganz richtig." — „Von welcher Art ist das Gebäude?" — „Ich glaube, es gibt in der ganzen Welt keine so einsame und düstere Wohnung." — „Haben Sie dort viele Dienstboten?" — „Nein, nur zwei arme alte Leute, welche den Rest ihres Lebens zwischen den Spinngeweben und feuchten Mauern dieses reizenden Aufenthaltes zubringen, einen alten Kutscher und dessen Frau. Sie haben meinem Vater gedient, der ihnen eine Pension ausgesetzt hat, und sind beide stocktaub und blind wie Maulwürfe." — „Vortrefflich! Nur schade, daß sie nicht auch noch stumm sind!" erwiederte Goodwin. „Das sind die Leute, die wir brauchen, und das ist der beste Ort, den wir finden können, lieber Marquis. Mein Plan ist fertig, und noch vor Montag Mitternacht wird sich Viol— Miß Watson, die Königin der Schönheit, in einem Postwagen mit vier Pferden auf dem Wege nach La Fosse befinden." — „Mit Sempronius Sykemore?" — „Nein, mit Ihnen, mein lieber Roxleydale."

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels Seite 103:

Brautkranz.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 12.

Stuttgart, 1865. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Zwischen drei Welttheilen.

Alexandrien.

Von

Richard Andrée.

(Zu den Bildern S. 133 u. 136.)

„Wo in aller Welt," so ruft der Franzose Ampère aus, „gibt es eine zweite Stadt, die ein Alexander gründete, Cäsar vertheidigte und Napoleon eroberte?" In der That große Namen knüpfen sich an die mehr als zweitausendjährige Geschichte der berühmten Handelsstadt am Ausgange des Nildeltas, und die Kultur der Menschheit hat der Stadt Alexander's viel zu verdanken. Da, wo der heilige Nilus seine befruchtenden Fluten dem Mittelmeer zuwälzt, im Centrum der alten Welt, wo sich Europa, Asien und Afrika so zu sagen berühren, fand der große Alexander im Jahre 323 vor Christi Geburt den Platz heraus, auf dem er die Stadt gründete, die bis heute seinen Namen trägt. Nur ein kleiner Hafenort, Rhacotis, lag an dieser Stelle und dieser gegenüber die Insel Pharos, der Aufenthalt des Proteus. Wie Diodor erzählt, entwarf der große mazedonische König selbst den Plan zur Stadt, die rasch zu hoher Blüte gelangte. Der Scharfblick Alexander's hatte gut gewählt, denn die Stadt beherrschte den Handelsweg nach Arabien und Indien; der Handel derselben erreichte eine nie geahnte Ausdehnung, so daß zur Zeit der römischen Kaiser in der gesammten alten Welt nur Rom allein Alexandrien übertraf. Ihre Mauern, die einen Umfang von beinahe sieben Stunden hatten, schlossen ehedem eine Bevölkerung von 600,000 Seelen und eine große Masse von Tempeln und Palästen, wissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen ein.

Es ist kaum möglich, von Alexandrien zu sprechen, ohne sogleich



Ansicht von Alexandrien. Von C. Girardet.

den Leuchtthurm, eines der sieben Weltwunder, und die berühmte Bibliothek zu erwähnen. Der Leuchtthurm wurde von Ptolemäus Philadelphus auf einem Felsen am nordöstlichen Ende der Insel Pharos errichtet und daher führen auch die Leuchtthürme noch in den romanischen Sprachen den Namen Pharus. Nach Strabo war es ein hohes viereckiges Gebäude aus weißem Marmor, welches die Inschrift trug: „Sostratos von Knidos, der Sohn des Dexiphanes hat diesen Bau den rettenden Göttern für die, welche das Meer durchsegeln, errichtet." Der alte Leuchtthurm des Hafens nimmt noch immer die Stelle ein, wo jener Riesenbau, der 800 Talente (über anderthalb Millionen Thaler) kostete, sich erhob, aber es ist nicht mehr die geringste Spur davon vorhanden. Mit dem Festlande stand die Insel Pharos durch einen sieben Stadien langen Damm in Verbindung, welcher deßhalb Heptastadion hieß, und der jetzt, durch die Schutthaufen eingestürzter Gebäude größer geworden, den größten Theil des heutigen Alexandriens trägt.

Die Bibliothek von Alexandrien war die berühmteste des Alterthums, und ihre Zerstörung ist für alle Zeiten als ein unersetzlicher Verlust zu betrachten. Sie bestand aus 700,000 Bänden, von denen 400,000 im Bruchium, dem Museum des Palastes, und 300,000 im Serapistempel aufbewahrt wurden. Der Gründer dieser unschätzbaren Bibliothek war Philadelphus Soter, und alle Nachfolger dieses Königs waren gleich ihm bestrebt, die kostbare Sammlung zu vermehren. Man unterhielt Hunderte von Kopisten und kaufte Originalschriften aus allen Theilen der alten Welt zusammen. Und wie schwierig war es, damals, als noch keine Presse existirte, durch bloße Handschrift eine so kolossale Bibliothek zusammen zu bringen! Aber nicht die Spur ist davon übrig geblieben. Die Büchersammlung des Museums wurde während des Krieges Julius Cäsar's mit den Alexandrinern durch einen Brand völlig vernichtet. Die andere Bibliothek war gleichfalls während der römischen Kaiserzeit großen Beschädigungen und Verlusten ausgesetzt, besonders als unter Theodosius in den Jahren des untergehenden Heidenthums, welches sich in Alexandrien sehr lange Anhänger bewahrte, das Serapion von den Christen gestürmt wurde. Der Rest der Bücher, noch immer beträchtlich, wurde, wie die Sage will, von dem Kalifen Omar, als er die Stadt einnahm, zur Heizung der 4000 Bäder verwendet, welche Alexandrien damals besaß.

Leuchtthurm und Bibliothek sind verschwunden, aber ihr Ruhm besteht fort. Trotz der vandalischen Zerstörungen sind aber noch viele Alterthümer Alexandriens bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Vor allen die Pompejussäule, die auf einem Hügel südlich von der Stadt sich erhebt. Sie ist aus einem einzigen Steine gehauen, hat eine Höhe von 99 und einen Umfang von 30 Fuß und ist aus dunkelrothem Granit gearbeitet. Kapitäl und namentlich der Sockel scheinen aus späterer Zeit als der Schaft zu stammen. Auf der Spitze, die schon mehrere Male erklommen wurde, bemerkte man Spuren, aus denen man schloß, daß die Säule einst eine Statue getragen. Die Araber haben eine Sage, nach welcher die Säule früher mit drei andern eine Kuppel gestützt habe. Mit dem Namen jener schönen und, trotz aller neuerdings versuchten Rettungen, wenig tugendhaften Königin Kleopatra sind zwei berühmte Alterthümer Alexandriens verknüpft. Vor dem Tempel Cäsar's standen zwei mächtige Obelisken, die man gewöhnlich als „Nadeln der Kleopatra" bezeichnet. Der eine derselben steht noch aufrecht, der andere liegt daneben, zum Theil mit Erde bedeckt; jener ist von Mehmed Ali den Franzosen, dieser den Engländern geschenkt worden. Es sind Monolithe aus rothem Syenit, die ganz mit Hieroglyphen bedeckt sind, aus denen man die Namen des Thothmes und des Sesostris herausgelesen hat. Aber nichts zeigt die Größe des ehemaligen Alexandrien mehr, als die Katakomben an der Küste. Ihre Ausdehnung ist ungeheuer und die Eleganz und Symmetrie der Architektur in einem der unterirdischen Gemächer zieht die Bewunderung aller Reisenden auf sich.

Die glänzenden Tage Alexandriens, von denen die eben erwähnten Monumente beredtes Zeugniß ablegen, verschwanden. Die Stadt sank allmälig und büßte, namentlich als der Seeweg um das Kap der guten Hoffnung entdeckt wurde, immer mehr an Bedeutung ein. Im Jahre 1790 zählte es nur 5000 Einwohner, und erst als Mehemed Ali in Egypten zur Regierung gelangte, hob sich der Platz wieder. Seitdem ist es im fortwährenden Aufschwunge begriffen. Der Charakter einer arabischen Stadt ist verschwunden und europäisches Wesen hat allmälig die Oberhand gewonnen. Die Bevölkerung, welche heutzutage aus beinahe 100,000 Seelen besteht, ist ein Gemisch von Berbern, Egyptern, Syrern, Juden, Kopten, Armeniern, Türken, Albanesen und Griechen. Unter den Europäern herrschen die Italiener vor, und auch viele deutsche, namentlich österreichische Handelshäuser, haben ihren Sitz in Alexandrien.

Mit den gut eingerichteten und verhältnißmäßig billigen Dampfern des österreichischen Lloyd gelangt der Reisende jetzt in fünf Tagen von Triest nach Alexandrien, und der erste Eindruck, den er von der heutigen Stadt empfängt, ist ein keineswegs angenehmer. Er muß sich durch winklige, enge und ungepflasterte Straßen hindurcharbeiten, wobei er fortwährend von Eseltreibern und Lastträgern aller Art belästigt wird. Die Häuser stehen ohne alle bestimmte Ordnung nebeneinander und sehen ruinenhaft aus. Palmen, die bisweilen über eine Mauer schauen, Minarets, Fenstergitter von schön geschnitzten Holzstäben und hier und da ein Thorweg im sarazenischen Style geben einen deutlichen Vorgeschmack des Orientes. Im Frankenquartiere jedoch gestaltet sich die Sache anders. Hier hat die Stadt ein europäisches Ansehen. Da stehen Hotels, die Konsulate, und an einem großen Platze förmliche europäische Paläste, sowie die englische Kirche.

Die Bazare der Stadt zeigen einen echt morgenländischen Charakter. Da liegen schöne türkische Stoffe, syrische Tabake, Wolle- und Seidenwaaren aller Art aus. Aber auch mancher europäische Artikel ist dort vertreten, und der Deutsche betrachtet die böhmischen Glaswaaren, die sohlinger Messer und den nürnberger Tand hier mit doppeltem Interesse. Unter den Moscheen der Stadt zeichnen sich zwei durch beträchtliche Größe aus. Eine derselben, die Moschee der tausend Säulen, steht auf dem Flecke, wo einst sich die Kirche des heiligen Markus erhob, dessen Leichnam noch in einem koptischen Kloster vorgezeigt wird. Durch bedeutenden Umfang fällt auch der Palast des Paschas auf, in dem Mehemed Ali einen Theil seines Lebens zubrachte. Er ist aber keineswegs schön, sondern ein unregelmäßiges Konglomerat von orientalischen Bauten.

Die Handelsbedeutung Alexandriens hebt sich jetzt wieder von Jahr zu Jahr. Im Hafen liegen stets mehrere hundert Schiffe und regelmäßige Dampferlinien gehen nach allen bedeutenden Häfen der Levante, Italiens, Oesterreichs und nach Marseille. Die Anzahl der jährlich einlaufenden Schiffe beträgt durchschnittlich 2000, und der Werth der Ein- und Ausfuhr erreicht die Summe von 1000 Millionen Piaster. England steht hierbei noch in erster Reihe; aber Oesterreichs Handel mit Alexandrien wird immer schwunghafter und fast der siebente Theil der Einfuhren findet von Triest her statt.

Von unten herauf.

III.

Vater Hänggi.

Von

August Feierabend.

Im Nordwesten der langgestreckten Jurakette, im Kanton Solothurn, liegt ein romantisches Gebirgsthal, das sogenannte „Schwarzbubenland". Ein rühriges, naturwüchsiges, mitunter etwas derbes Völklein ringt dort in harter Arbeit dem Erdreiche oder einem ehrlichen Handwerke die täglichen Bedürfnisse des Lebens ab. Unter den Ortschaften des Thales befindet sich auch das große katholische Pfarrdorf Nunnigen mit etwas über hundert Häusern und mehr als tausend Einwohnern. Prächtige Buchenwälder umsäumen den Fuß der malerischen Berge, welche sehr gute Gipsgruben in ihrem Schooße bergen. Aber trotz der Ergiebigkeit des Bodens herrschte zu Anfang unseres Jahrhunderts in diesem Erdenwinkel große Armuth, so daß die väterliche Landesregierung sich genöthigt sah, von sich aus Maßregeln zu treffen, um den gänzlichen Verfall von der Gemeinde abzuwenden. Hier erblickte Johann Hänggi den 15. März

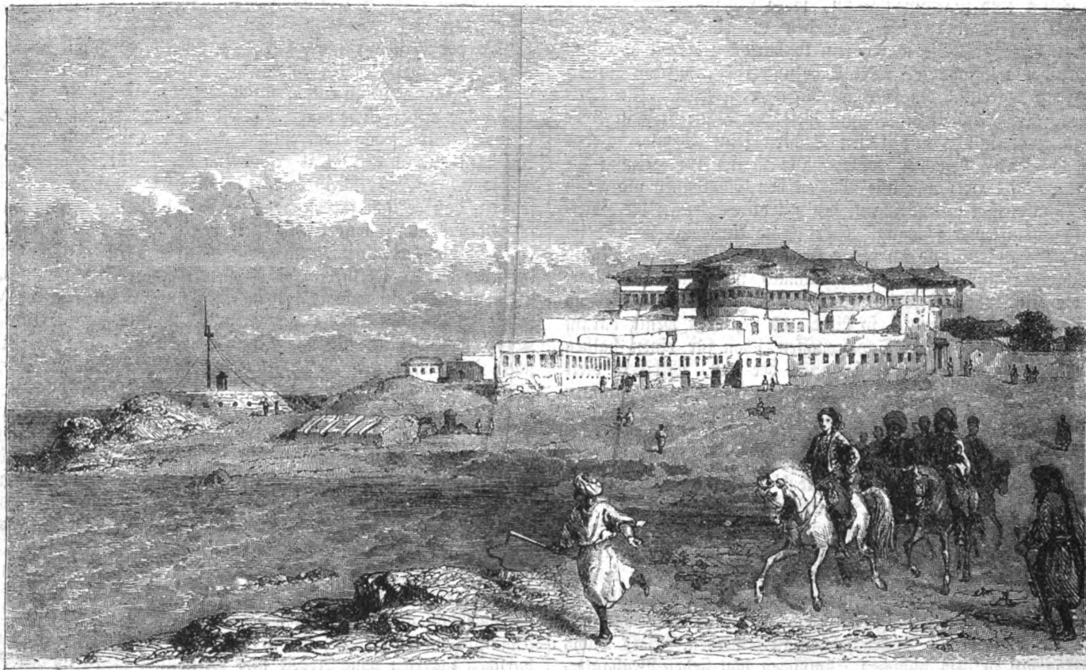
1791 das Licht der Welt. Sein Vater Franz war ein schlichter Bauer, der ein kleines aber verschuldetes Heimwesen von etwa fünfzehn Jucherten Matt- und Ackerland besaß. Er war grad und recht, aber auch trocken und kühl, daher die Kinder sich wenig an ihn anschlossen. Um so mehr geschah dieses an seine wackere Hausfrau Theresia. Mit zärtlicher Mutterliebe und Muttertreue hielt sie ihre Kleinen zur Gottesfurcht und strengen Sittlichkeit an und ging ihnen als ein Muster der Ordnungsliebe, unermüdlicher Thätigkeit und kluger Sparsamkeit würdig voran. Wie Kletten hingen die Kinder an der guten Mutter. Unendlich war daher ihr Jammer, als ein schneller Tod sie im Alter von nur dreißig Jahren im Juni 1802 wegraffte. Der elfjährige Hansli fühlte es tief, was er verloren, und war daher gar nicht zu trösten. In Thränen zerfließend folgte er dem schwarzen Sarge, und als die Erdschollen dumpf auf denselben hinunterrollten, da stöhnte er mit von Schmerz fast erstickter Stimme in einem fort: „O Mutter! Mutter!!"

Wochenlang nachher wurde sein Kopfkissen fast jede Nacht von Thränen naß. Ja, noch als Greis wurden ihm die Augen feucht, wenn er von der unvergeßlichen Mutter sprach. Von ihr hatte er ja Arbeitslust und sparsamen Sinn, frohe Lebenslust und strenge Rechtlichkeit geerbt und diese Tugenden in seinem vielbewegten Leben treu bewahrt. Sie waren sein kostbarstes Erbtheil aus dem sonst dürftigen Elternhause. Der Schulunterricht, welchen Hansli genossen, ist begreiflich ein sehr nothdürftiger gewesen. Ein übelmögendes, altes, buckeliges Mannli hielt zur Winterszeit in einer beliebigen Bauernstube aus freien Stücken seine Schule. Jedes Kind, das dieselbe besuchen wollte, hatte täglich zur Heizung der Stube ein Scheit Holz und alle Wochen den Schulbatzen als Lohn für den Schulmeister mitzubringen, der mit aller Strenge die Haselruthe als Schulszepter schwang. Der ganze Unterricht bestand im Lesen von Gedrucktem und im freien Herplappern des Katechismus. Von Schreiben und Rechnen war damals noch nicht die Rede. Wenn ein Kind durch besondere Unterweisung seinen Namen und die Jahrzahl schreiben lernte, so bildete es sich nicht wenig darauf ein und galt es bei seinen Schulgenossen schon für einen halben Hexenmeister. Das war auch bei Hansli der Fall. Mit dem vierzehnten Jahre verließ er die Schule und sein Dichten und Trachten war nun darauf hin gerichtet, sich einen Rappen Geld erwerben zu können. Er fing daher im klaren Dorfbache schmackhafte Krebse und Forellen und verhauserte dieselben um gutes Geld in den Pfarrhöfen der Nachbarschaft. Während der Kirschenzeit zog er hinab in's Baselbiet und bezog wegen seiner Handlichkeit im Kirschenpflücken nebst Kost einen Taglohn von sieben Kreuzern, während seine Kameraden sich mit sechs Kreuzern begnügen mußten. Wenn Schaf- und Schweinhändler zum Einkaufe in's Dorf kamen, machte Hansli für sie den Ausrufer. Kein Erwerb war ihm zu geringfügig, keine Mühe zu groß und beschwerlich, wenn es galt, wieder einen Batzen in's Sparhäfelchen zu erwerben. Bald wuchs seine Ersparniß zu dem hübschen Sümmchen von sieben Brabanterthalern heran. So sparsam Hansli indessen war, so zeigte er sich doch immer mildthätig gegen Nothleidende und keinen entließ er je ohne eine milde Gabe. Auf seinen Hausierreisen und bei Anlaß kirchlicher Kreuzgänge gönnte sich der häusliche Knabe sogar den seltenen Genuß eines „Tschepperweggens", des Lieblingsgebäcks der Solothurner. Schon im nächsten Sommer nach der Mutter Tod hatte Hansli's Vater seine Magd geheirathet. Diese Stiefmutter mochte den geraden Hansli nicht leiden, weil er nicht flattiren konnte. Sie zankte ihn daher bei jedem Anlasse giftig aus und ließ es sogar an Prügeln nicht fehlen. In seinem Jammer fand der arme Junge Trost bei einer Nachbarin. Diese nahm den braven Buben in Schutz, wo sie nur konnte. Um sich dafür dankbar zu zeigen, vertraute ihr Hansli seinen sauer erworbenen Schatz an und legte selben sogar bei ihr auf Zins an. Wenn an Sonntagnachmittagen die andern Dorfbuben beim Wirthshause rauchten und kegelten, dachte Hansli daheim an seine sieben Brabanterthaler bei der Nachbarin und fühlte keine Versuchung in sich, an den Vergnügungen seiner Kameraden Theil zu nehmen. Im Sommer half Hansli früh und spät seinem Vater in Feld und Stall bei den landwirthschaftlichen Arbeiten; im Winter dagegen mußte er mit seinen Geschwistern Wollengarn spinnen, das er dann alle vierzehn Tage zum Strumpffabrikanten nach Liestal zu tragen hatte. Indessen war daheim die Zahl der Kinder bis auf zwölf angestiegen und der Raum am Tisch daher sehr eng geworden. Hansli fühlte es wohl, daß er daran überzählig geworden sei, sah aber zugleich es klar ein, daß unter dem ewigen Einerlei aus ihm nichts Rechtes werden könnte. Er beschloß daher fremdes Brod zu suchen und fand auf Ostern 1808 einen Platz in Liestal bei einem zornigen, dem Trunke ergebenen Meister, den er gerne nach einem halben Jahre mit einem Küfermeister vor dem obern Thore vertauschte. Von diesem konnte Hansli noch gar viel lernen. Der Meister betrieb neben dem Küfergewerbe zugleich eine Branntweinbrennerei und schickte nun Hansli mit einem Branntweinfäßchen auf einem Räf auf den Hausierhandel. Er berechnete ihm den Branntwein zu einem bestimmten Preise und überließ den weitern Gewinn dem anstelligen Verkäufer. Dieser war nicht wenig stolz auf den neuen Erwerbsquell und ließ daher sehr vernehmlich über Berg und Thal und bis in's Solothurnbiet hinauf seinen Ruf ertönen: „Holla, Branntwein, wohlfeil!" Manch' blanker Thaler war sein Gewinn. Aber die brave Meisterin hatte kein Gefallen an dem Geschäfte, und auf ihren Wunsch wurde dasselbe wieder aufgegeben. Es hatte indessen dazu gedient, Hansli's entschiedenes Handlungstalent zu entwickeln.

Da der Meister ein eigen Fuhrwerk hatte, so mußte der Sattler oft zu ihm auf die Stör kommen. So lernte Hansli das Handwerk liebgewinnen und entschloß sich kurzweg, ein Sattler zu werden. Weder die erforderliche lange Lehrzeit noch das bedeutende Lehrgeld vermochten ihn, von dem einmal gefaßten Entschlusse abzugehen. Auf Johannitag 1809 trat er wirklich bei Meister Pfaff in Liestal in die Lehre. Der Meister wurde mit dem Lehrling so wohl zufrieden, daß er ihm für die zweite Hälfte der Lehrzeit das Lehrgeld schenkte. Nach vollendeter Lehrzeit blieb er noch als Geselle bis im Frühling 1812 bei seinem wohlwollenden Meister. Dann führte ihn aber die Wanderlust in die Fremde. Er arbeitete erst in Basel, dann in Lörrach und später in Straßburg. In letzterer Stadt kaufte er sich aus seinem ersparten Gelde eine goldene Uhr samt Kette, Schlüssel und Pettschaft und erwarb noch überhin ein hübsches Sümmchen zur Weiterreise. Er sah daselbst den traurigen Rückzug der Franzosen nach der verlorenen Völkerschlacht bei Leipzig. Bald darauf belagerten die Verbündeten die befestigte Stadt. Da verließ unser Schweizer mit vierzig andern deutschen Handwerksburschen die liebgewonnene Stadt, durchpilgerte Deutschland bis hinab zur stolzen Kaiserstadt Wien, wo er gerade zur rechten Zeit ankam, um den feierlichen Einzug des guten Kaisers Franz in seine Residenz mitansehen zu können. Aber all' der Glanz, den er vor Augen sah, erschien ihm werthlos gegenüber dem bescheidenen Glücke der Freiheit im lieben Schweizerlande. Von Wien aus durchreiste Hänggi Böhmen, Sachsen und Preußen. Ueberall herrschte damals große Noth. Handel und Gewerbe lagen unter dem Drucke des Krieges darnieder und Hunderte von Handwerksburschen lagerten ohne Arbeit und Geldmittel theils in den Zunftherbergen, theils auf freiem Felde und in offenen Straßen. Auch Hänggi sah sich unter dem Drucke solcher Verhältnisse genöthigt, seine goldene Uhr um neunzig Gulden zu verkaufen. Aus dem Erlöse zahlte er seinen Schicksalsgenossen noch einen Trunk Bier und setzte dann seine Wanderung nach Frankreich über Nancy und Vitry bis Paris fort, wo er in einer großen Wagenfabrik Arbeit fand. Daselbst sah er wieder den jubelvollen Einzug Kaiser Napoleon's nach seiner heimlichen Flucht von der Insel Elba. Nachdem Johann ein Vierteljahr in der stolzen Kaiserstadt geblieben, reiste er durch den Süden Frankreichs nach der französischen Schweiz. Mit Freuden sah er den heimatlichen Genfersee und die himmelhohen Alpen wieder. Nachdem er noch einige Monate in der französischen Schweiz gearbeitet hatte, kehrte er im November 1816 nach Liestal zurück, wo er bei seinem alten Meister die herzlichste Aufnahme fand. Nachdem er den Winter bei ihm geblieben, siedelte er im Frühling nach Solothurn über, wo er in der sogenannten „theuren Zeit" seine Niederlassung nahm. Zur Ausübung seines Berufes mußte er sich erst in der Zunft als Meister aufnehmen lassen, und das geschah durch das sogenannte Zunft- oder Meistermahl. Mit dem Sattlerhandwerke verband Hänggi bald den Lederhandel, der indessen bald seine volle Kraft in Anspruch nahm, so daß er die Sattlerei an Nagel hing. Bald erstreckten

sich seine Geschäftsverbindungen über die Schweizergrenzen hinaus. Durch Thätigkeit, Ordnung und Redlichkeit mehrte sich zusehends sein Vermögen so, daß er schon vor 1850 als einer der wohlhabendsten Bürger seines Heimatkantons galt. Er trat dann 1854 sein blühendes Geschäft dem ältern Sohne ab und wandte nun seine Thätigkeit einer großen Landeskultur zu, indem er mehrere größere Güter von mehr als 850 Jucherten Land kaufte, welche bisher in einem sehr vernachlässigten Zustande sich befanden. Er begann den Anbau derselben mit Abholzung der unfruchtbaren finstern Waldungen, welche dem Ertrage des umliegenden Landes empfindlichen Schaden thaten. Das schwierige Werk dauerte drei volle Jahre. Mehrere hundert Arbeiter, Männer, Frauen und Kinder fanden dabei ihren guten Verdienst. Erhöhungen wurden abgetragen, Gräben und Vertiefungen mit dem Schutte kunstgerecht ausgefüllt und das Ganze mit Mergel und gutem Erdreich überführt. Nach weiteren sieben müh- und sorgenvollen Jahren hatte der kleine Mann das große Werk ausgeführt.

Im Jahr 1858 hatte Vater Hänggi durch einen kühnen Weinkauf Hunderttausende von Franken gewonnen. Aus dem Gewinne kaufte er sich wieder den vordern Bleicherberg und drei weitere Bauerngehöfte, so daß bei seinem Absterben sein Bodenbesitzthum 1200 Jucherten umfaßte, und er daher weitaus der größte Grundeigenthümer im Kanton Solothurn war. In der Nutzbarmachung des Landes ging er seinen eigenen Weg, worüber freilich die Bauern anfänglich bedenklich die Köpfe schüttelten. Der günstige Erfolg der großartigen Unternehmungen machte indessen allmälig die ungläubigen Zweifler verstummen. Die ungeheuren Summen, die Hänggi bei seinen Anpflanzungen verausgabte, machte natürlich den auch bei uns in der Schweiz noch keineswegs erstorbenen Volksaberglauben rege. Nach den Einen mußte derselbe im Besitze einer „Alraune" sein. Andere wollten sogar wissen, er habe mit dem „Bösen" einen Bund geschlossen. Aber auch dieses alberne Geschwätz brachte der gemeinnützige Wohlthätigkeitssinn „Vater Hänggi's" zum Schweigen. Im Frühling 1852 herrschte auch bei uns



Palast des Vizekönigs in Alexandrien. Von C. Girardet. (S. 133.)

wie anderwärts großer Futtermangel und erreichten daher die Heupreise eine ungewöhnliche Höhe. Nichts greift dem Landmann so an's Herz, als wenn er sein liebes Vieh muß hungern sehen. Das war damals bei gar Manchen der Fall und zwar gerade unter Denen, welche so lieblos über Hänggi geurtheilt hatten. Dieser hatte bedeutende Heuvorräthe. Statt nun selbe zu den damaligen hohen Preisen zu verwerthen, trat er davon über zehntausend Centner sehr billig an bedürftige kleinere Viehbesitzer ab und wurde dadurch für sie ein treuer Freund in großer Noth. Diese edelmüthige Handlungsweise gab denn auch einem würdigen Landpfarrer Anlaß, Vater Hänggi als Muster eines klugen Haushalters darzustellen, der in den fetten Jahren seine Scheunen füllt, um in den magern Jahren mit seinen Vorräthen der nothleidenden Menschheit thatkräftig und hülfereich beistehen zu können.

Im Herbste 1854 verfügte sich Hänggi zum Zwecke einer großartigen Handlungsunternehmung in Rohhäuten, Thierfellen und Wolle nach Havre und auf den Weltmarkt von London, und hatte dabei wieder einen glänzenden Erfolg. Damals hatte die Kartoffelkrankheit in der Schweiz eine so bedenkliche Höhe erreicht, daß man sogar befürchtete, dieses „unentbehrliche Brod der Armen" werde nach und nach ganz zu Grunde gehen.

Hänggi erblickte nun in England auf den Feldern und Märkten zu seinem Erstaunen sehr viel schöne und gesunde Kartoffeln. Diese Wahrnehmung brachte ihn auf den Gedanken, daß englischer Kartoffelsamen in der Schweiz besser gedeihen dürfte, als der alte einheimische. Um damit eine Probe vorzunehmen, kaufte er neben andern Garten- und Knollengewächsen und Sämereien eine bedeutende Menge Kartoffeln und vertheilte selbe nach seiner Heimkehr an viele erfahrene Landwirthe und Gartenbesitzer nah und fern. Der Versuch gelang vollkommen und von allen Seiten gingen günstige und dankbare Berichte ein.

Trotz der langjährigen Entfernung hatte Vater Hänggi seine arme Heimatgemeinde im Schwarzbubenlande nicht vergessen. Der Gedanke, ihr nach Kräften gründlich zu helfen, beschäftigte ihn stets recht angelegentlich. Er fand die sichersten Mittel zu diesem Zwecke in einem bessern Schulunterricht und in der Einführung neuer Erwerbszweige. Zu diesem Zwecke stiftete er eine Abend- und Sonntagsschule und schaffte eine Menge religiöser und lehrreicher Schriften

für eine Volksbibliothek an. Der Regierung bot er einen Beitrag von 5000 Franken zur Erstellung einer Realschule in Nunnigen an. Ferner übermittelte er seiner Heimatgemeinde 4000 Franken zur Einführung der Uhrenfabrikation und bezahlte überdieß für zwölf Lehrknaben je ein Lehrgeld von 160 Franken und das benöthigte Arbeitsgeschirr und die Wohnung für den Lehrer. Noch bei seinen Lebzeiten sah der gemeinnützige Bürger mit Freuden den sichtlichen Aufschwung der lieben Heimatgemeinde.



Vor dem Stephansdom in Wien. Von V. Katzler. (S. 138.)

Aber auch in der liebgewordenen Wohnortsgemeinde Solothurn blieb Vater Hänggi gemeinnützigen Bestrebungen niemals fremd. So übernahm er als Mitglied des dort neu gegründeten Kunstvereines eine Menge Aktien und bestellte bei dem trefflichen schweizerischen Geschichtsmaler Boßart in München um die Summe von 8000 Franken ein großes vaterländisches Gemälde: „Niklaus von Flüe auf der Tagsatzung in Stans", das bereits vollendet ist. In solcher Weise bekundete der edle Mann auf sprechende Weise, daß er trotz seiner auf Erwerb gehenden Lebensrichtung für die höhern und geistigen Güter des Volkslebens offenen Sinn und offene Hand

habe, und beschämte dadurch tausend Andere, denen schon durch eine sorgfältige Jugenderziehung die reichen Schätze der Künste und Wissenschaften ungehemmt erschlossen worden waren.

Hänggi war eine kurze, gedrungene, wohlbeleibte Gestalt. Seine hohe Stirn und sein durchdringender Blick verriethen den klaren Denker. Aus den scharf gezeichneten Gesichtszügen und dem geschlossenen Munde leuchteten ein fester Wille und ausdauernde Thatkraft. Was er einmal beschlossen, mußte um jeden Preis durchgesetzt werden. Wenn auch Mühen und Sorgen tiefe Furchen in sein Angesicht gegraben hatten, so hatte er sich doch immer einen heiteren Gleichmuth bewahrt. Das Unglück konnte ihn eben so wenig niederdrücken, als das Glück ihn übermüthig machte. Stets blieb er seinem anspruchslosen, offenen, altväterischen Wesen treu. Stets kleidete er sich in den einheimischen Halblein und ging er in seiner runden schwarzen Tellerkappe einher, unter deren großem Schirm er mit festem Blick in die Welt hinaus lugte. Er ging meistens zu Fuß. Nur wenn Geschäfte ihn in die Ferne riefen, sah man ihn auf seinem alten grünbemalten Bernerwägelchen durch die Gassen von Solothurn daherrasseln. Strenge Ordnung, Reinlichkeit und weise Sparsamkeit waren ihm zur zweiten Natur geworden. Wo er etwas von Eisen auf der Straße liegen sah, da hob er es auf, steckte es in den Sack und trug es heim, indem er lächelnd sein Sprüchlein wiederholte:

Ise wie ne Lus,
Nimm's und träg's is Hus.

Bisweilen setzte er auch wohl bedeutsam hinzu: „Wer Großes vollbringen will, muß erst lernen mit dem Kleinsten sparen."

Nichts war ihm so widrig, wie leichtsinnige Geldverschwendung oder lüderliche Fahrlässigkeit in Berufsgeschäften. Einmal hatte sein Advokat die Appellation eines Prozesses vergessen, wodurch Hänggi ein Schaden von 2500 Franken erwuchs. Als Hänggi sich darob sehr ungehalten zeigte, lachte ihn der Advokat aus und meinte, eine solche Bagatelsache sei ja für einen solchen steinreichen Herren nicht der Rede werth. Eben so war ihm jedes Unrecht, gleißnerische Frömmigkeit und religiöse Unduldsamkeit zuwider, während ihm die reine Christuslehre als der Weg zur sittlichen Vervollkommnung und als das Licht zur Gottanschauung sehr heilig war. Als freier aufgeklärter Bürger huldigte er im öffentlichen Gemeinwesen stets einem zeitgemäßen Fortschritt; aber Aemtersucht und das Streben nach Ehrenstellen blieben ihm fremd. In seiner häuslichen Einrichtung und Lebensweise liebte er die gleiche Einfachheit wie in seiner äußern Erscheinung. Ueppige Gastereien suchte man in seinem Hause umsonst. Seine Kinder hielt er schon frühe zur Arbeit an. Gegen Angestellte und Untergebene war er stets menschenfreundlich und niemals knauserig, aber dennoch konnte er das Nichtzurathaziehen von irgend etwas Brauchbarem, z. B. von einem Fetzchen unbeschriebenem Papier, rügen. Und doch blieb Geldgeiz ihm fremd, sondern das mühsam erworbene Geld wurde ihm nur das Mittel zu seinen gemeinnützigen Unternehmungen.

Im Dezember 1862 hat ein rascher Tod durch Schlagfluß seinem rastlosen Streben ein Ziel gesetzt, ohne Hänggi die drückenden Beschwerden des Alters fühlen zu lassen.

Der Sonntagsausgang aus dem St. Stephansdom in Wien.

Von

August Silberstein.

(Bild S. 137.)

Der St. Stephansdom ist in Wien die steinerne Herzkammer des öffentlichen Lebens. Dahin drängt alles Treiben, von dort strömt es wieder zurück bis in die äußersten Extremitäten der Vorstädte und umliegenden Ortschaften. Fast in der Mitte gelegen, führen alle Wege dahin und von dort aus; hier konzentrirt sich der Verkehr, das Sehenswürdige, das öffentliche Leben.

Und schweigt der Handel, sind die glitzernden Läden geschlossen, haben Herren- und Hausleute Muße und Willen zur Einkehr in's Herz, zu einem traulichen Denken an das Himmlische, so ist abermals keine der frommen Stätten geeigneter dazu, als eben der Dom. Seine grauen mächtigen Säulen und kühngeschwungenen Bogen ragen ehrfurchtgebietend und demüthigend, seine Ecken und Winkelchen und Kapellchen und Altärchen geben Gelegenheit zu einsamem Versenken; und wer die flammenden Lichter, die silbernen glitzernden Girandolen, die riesigen Altarbilder, das Brausen der mächtigen Orgel, den gewaltigen Gesang, die schimmernden Altargewänder zahlreicher Priester zu seinem Gottesdienste haben will, der kommt eben hieher, denn in solcher Pracht und Herrlichkeit, wie am Sitze des Kardinal-Erzbischofs, sieht er den katholischen Gottesdienst nirgends. Und selbst den Andersgläubigen ist das Ceremonielle oft Anreiz zur Zuseherschaft hier.

So strömt's an einem Sonntage, und zwar in der Zehn- oder Elfermesse, dem Hochamte, welches zwischen zehn und elf Uhr abgehalten wird, massenhaft aus allen Theilen der Peripherie nach diesem Centrum. Jedoch das Zusammenströmen ist ein langsames, vereinzeltes, die verschiedenen Eingänge stellen dem Belieben jedes Einzelnen seinen Weg anheim. Nach vollbrachtem Gottesdienste nimmt die kompakte Menge den entschiedenen Zug und Weg nach ein oder zwei Ausgängen; da ist es schwer sich zu entwinden; nun müssen die Massen, die verschiedenen Charaktere, auf einem kleinen Fleckchen sich entfalten, und diese Erfahrung hat ein ganz eigenthümliches Leben hervorgebracht.

Im Sonnenglanze des Sommers, im Schneeschimmer des Winters ist immer Gelegenheit für die Frauenwelt, ihre Toilette und Reize zu entfalten.

Manche reiche Hausfrau glaubt ihrem Stande und ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn sie nicht gerade im Dome sich zeigt, und ihre schwere Halskette, ihr rauschendes Seidenkleid, ihre glänzenden Ringe an den Fingern finden, nach ihrer Meinung, nirgends als gerade hier den rechten Ort zur gewünschten Anerkennung.

Das junge Gänschen kommt und spreizt sich und glaubt bereits zur großen Welt mitzuzählen, wenn es nur hier erscheint.

Eine Mama mit Töchtern glaubt sicherlich von den Söhnen des Landes, welche sich hier um zu sehen eingefunden haben, besonders beachtet zu werden. Das Gebetbüchlein gibt so vielerlei Anlaß zu interessanter Unterhaltung, und die eine oder die andere Tochter weiß es mit reizender Demuth, oder mit schalkischem Lächeln, gleich dem fröhlichen Vertrauen eines unschuldigen Herzens zu Gott und allen Heiligen, zu gebrauchen.

Die wahrhafte Frömmigkeit kommt und öffnet ihr Herz, ihr Leid, das sie keinem Sterblichen so ganz zu sagen vermag, und das gesenkte Köpfchen wendet sich mit wahrhaftem Unwillen von manchem zudringlichen Blicke.

Die Dirne vom Lande drängt sich hieher, denn in ihrem Dorfkirchlein hat sie solche Pracht nicht geahnt. Das Dienstmädchen aus der Vorstadt kommt herzu, der Kirchengang ist gleichzeitig ihr Spaziergang.

Aber auch die Verworfene, deren eine Hauptstadt immer nicht wenige zählt, stellt sich ein. Sie täuscht sich selbst mit dem Anscheine der Ehrerbietigkeit, sie kommt um zu sehen und gesehen zu werden, ihre wohlgewendeten Blicke können einen Unverständigen oder Leichtfertigen födern.

Die Männerwelt stellt sich zum Ausgange. Der junge Mann hat selbst in einem Winkelchen gebetet, er erwartet seine nahenden Angehörigen. Der Herr Gemahl führt seine Gattin; er ist entweder eifersüchtig und bewacht ihre Blicke, drückt ihren Arm fest an sich, daß nirgends ein Zwischenspiel vorkommen könne; oder er wahrt, indem er seine Gattenwürde darthut, seine Ehehälfte vor jeder Verkennung und zweifelhaften Meinung.

Die Herren Commis sind wahrhaft stark vertreten. Die Woche hält sie hinter dem Ladentische. Hier hoffen, oder vermuthen, oder wissen sie jene Dame zu finden, welche so erwärmende Blicke beim Ankauf mit ihnen gewechselt, die sie da oder dort in Gesellschaft, im Theater, im Garten gesprochen; hier treffen sich die Bekannten aus den verschiedensten Vorstädten.

Zur Kirche zu gehen ist ein so natürlicher, ein so gerechter Wunsch der weiblichen als der männlichen Welt, daß Väter, Vormünder, Dienstgeber diesem Verlangen nachgeben wollen und müssen, und da spinnt sich so Vieles, Ungeahntes mit leichten Fäden an, was dann zum festen, oft glücklichen Bande wird!

Der glückliche Bräutigam überrascht sein Bräutchen am Aus-

gange, und freut sich, daß sein holdes Zukunftsweibchen sich mit dem Himmlischen und dem Gebet für das Glück des neuen Hauses beschäftigt.

Der Student macht heitere Studien, und sein Freund, der Maler, beobachtet die Physiognomieen scharf und bedarf einige Charakterporträts für ein neues Bild.

Der Offizier, dem Herr Vater und Frau Mutter vielleicht die Thüre verschlossen, harrt hier, um die erste Ansprache zu suchen und sein geschnürtes Herz zu erleichtern.

Wie Viele kommen nächste Woche um die gleiche Zeit wieder, weil sie ein Gelöbniß, freilich ein gar weltliches, gethan, um die bestimmte Stunde zu erscheinen!

Das alte Mütterchen wankt am Stocke spät hinter der Menge daher; sie hat seit Jugendzeit hier gebetet; hier ward sie gefirmt, getraut, hier haben sie den todten Gatten eingesegnet, und nirgends ist es ihr so lieb, ihr Herz mit dem Erlöser zu verbinden, als hier!

Gebrochenes Glück, aufkeimendes, blühendes, das Glückesspiel, all' dieß ist hier bunt durcheinander gewürfelt. Aber immerhin ist die Menge höchst interessant, und gibt ein Bild, wie es nur die Großstadt zu bieten vermag!

Noch möchte man die Schneider- und Marchande-mode-Mamselles erwähnen, welche hieher kommen, um zu sehen, was Mode ist und getragen wird. Das schwätzt, rauscht, flüstert, lächelt, lacht durcheinander, wechselt trübe und heitere, boshafte und zärtliche Blicke, traurige und herausfordernde; das präsentirt sich in holder Anmuth, in unbewußt komischer Koketterie, in wohlangelegter, wirkungsvoller, daß es einer der lohnendsten Wege ist, den Ausgang aus der St. Stephanskirche in Wien aufzusuchen und mit anzusehen.

Im Hintergrunde — wir sind am rechtseitlichen Ausgang des Doms, nahe dem Riesenthurme — liegt der „Bauernfeind" begraben, der bekannte Sänger und Humorist des Mittelalters. Er liegt als steinerne Figur ausgestreckt auf dem Sarkophage. Der Kopf fehlt, die Eisenklammern wurden wahrscheinlich lose und derselbe zerbröckelt, oder beseitigt, oder gestohlen. Hui! wenn der derbe Poet aufstehen und seine Meinung singen und sagen könnte! Da würde es was zu hören geben! Aber er schweigt, er selbst ist eine gebrochene Säule, wie jene an seinem Grabmale, und wie er im ewigen Leben, wird der Stein im zeitlichen und alles Ungehörige reparirt werden — so hoffen und wünschen wir — Amen!

Der Franzosenfresser.

Novelle

von

W. Passauer.

1.

Wie ist es doch ein seltsames Gefühl, in einer Mondnacht durch die Straßen einer Stadt zu wandern; wie so ganz anders, als ein Wandern im Wald und in der Flur. Hier dasselbe still innerliche Leben in Pflanzen und Kreatur, dieselbe innerliche Arbeit, dieselbe Qual, dieselbe Lust, wie am Tage, wenn auch in anderen Gestalten, in anderen Formen und Farben; derselbe ununterbrochene Pulsschlag der Natur. Die Bäume im Walde, die Kräuter und Gräser wachsen und sind wach in der Nacht im Mondschein, unter den Sternen, wie im Sonnenlicht. — Aber was das Leben der Stadt ausmacht, die Menschheit mit ihren tausendfältigen Hantierungen, das ist todt und still in der Nacht. Die Häuser, die Straßen der Stadt stehen so starr und unbeweglich, als sei ihr Leben aus, als seien sie alle schier vom Schlage gerührt und ihre Pulse stocken, ihre Herzen stehen still. Es ist recht ängstlich. Wir schleichen scheu und behutsam an ihnen vorüber, wie an Wesen, die wir nicht stören mögen, wie wir durch eine Stube gehen, wo eben Eines todtkrank liegt. Wir haben bange, sie zu wecken. Und wenn wir es thäten, wer weiß, ob sie gar aufwachen möchten?

Und wenn nun das Zwielicht Obhand gewinnt über die Nacht, und die Lichter am Himmel ausgehen und verschwinden, eines nach dem andern, und nur einmal noch mit den blanken Augen zwinkern, ob sie nicht etwas sehr Nöthiges vergessen haben, wird's Einem gar so seltsam zweifelhaft im Herzen, so eigen bange, als ob sich Böses und Gutes darinnen um den Vorrang stritten und von einander schieden, wie Licht und Dunkelheit, wie Helle und Schatten.

Und Zwielicht ist's geworden. Am breiten Strome, der an der norddeutschen Stadt so mächtig ruhig vorüberzieht, blitzt das Mondlicht in den mächtigen Wogen, die sich lässig und faul heben und senken und wie im Traum pluspern und plätschern. Am Kai liegen im Dämmerlichte die Handelsschiffe und träumen von ihrer Heimat, von den weiten nassen Wegen, die sie hergeschwommen. Die Maste und Spieren ragen stolz in die Luft. Hie und da reiben sich die Taue böswillig an einander; es knarrt und schrillt eine Winde, ob sie gleich Niemand berührt. Ein Wimpel, ein aufgerolltes Segel schlägt vom plötzlichen Athem der Nacht getroffen schwer gegen den Mast und klatscht, als wollt' es ihn wecken und erinnern, daß es endlich Zeit ist aufzuwachen. Eine Planke, die der heiße Sonnenstrahl gedörrt am Nil, dehnt sich und reckt sich in allen Fugen und spaltet platzend von einander, mitten durch's Herz. Eine Kette, die am Ohio festgeschmiedet, schüttelt sich und klirrt, weiß Gott warum. Dann ist's wieder still, als ob nun Spieren und Mast, Segelzeug und Taue und ringsum Steine und Planken und Ketten gespannt aufhorchten, was zunächst platzen oder knarren, pluspern oder klirren wird.

Durch das Zwielicht an den dunklen Schiffsleitern vorüber schleicht ein Mädchen von achtzehn Jahren, ein schlankes, schönes Kind in nothdürftiger Kleidung, barfüßig, barhaupt, die Hände in einander gepreßt, die dunklen, welligen Haare aufgelöst tief über den Nacken herab. Ihr Angesicht ist todtbleich; die großen, dunklen Augen sind voller Thränen. So oft sich ein Geräusch in der Nachtstille hören läßt, hält das Mädchen an und blickt erschrocken, scheu um sich. Wo zwischen den Schiffen eine weitere Lücke gähnt, bleibt sie wohl stehen und blickt und starrt mit den großen entsetzten Augen in das dunkle Wasser hinunter, als suchte sie da unten was. Sie zögert, sie steht wieder. Sie ringt die Hände und preßt sie weinend vor das Gesicht.

Dann plötzlich wendet sie, wie entschlossen, ihre Schritte wieder nach der Stadt zurück, eilig, als ob man sie verfolge, und doch ist rings Alles still, nur von ferne her der ruhige, schläferige Schritt eines Wächters; Niemand hinter ihr, als der eigene dunkle Schatten. — Sie eilt durch die stillen, hohen Gassen, immer schneller; da ist sie auf dem Markte angelangt, wo der uralte Dom in das Zwielicht ragt und das goldene Thurmkreuz hell vom Morgenstrahl angehaucht am klaren Himmel funkelt. Das zieht sie mächtig zu sich heran. Dahin lenkt sie ihre Schritte. Die alte, zerborstene Steintreppe hinauf steigt sie und vor der Kirchenthüre sinkt sie auf die Kniee. Sie betet und weint bitterlich. Dann steht sie auf der Steinschwelle gegen die Thüre gelehnt, regungslos, wie die steinernen Engelein oben, welche den Mauervorsprung über dem spitzbogigen Portale tragen. Sie hat wohl selber auch Schweres zu tragen!

Doch sie darf nicht länger weilen. Es ist doch in der Morgenfrische kühl in dem dünnen Röckchen. Ein Schauer nach dem andern fährt über ihren zarten Leib.

Wie sie vorsichtig die nackten Füßchen auf die Steintreppe setzt, bleibt ihr Blick auf etwas Blinkendem in einer Steinfuge haften. Sie bückt sich und hebt ein blitzendes Geldstück aus der Erde, besieht es neugierig, reinigt es von dem daran hängenden Staube und geht langsam, das Gefundene von Zeit zu Zeit betrachtend, um den Dom in eine der engen, hohen Winkelstraßen, die sich demselben an der Hinterseite anschließen.

Vor der Thüre eines alten, schmalen Häuschens zögert sie. Endlich öffnet sie leise, furchtsam, und schleicht durch den Hausflur, an einer Thüre vorbeihuschend, nach dem Hofe und hier eine steile Freitreppe in die Höhe, in ein langes, schmales Kämmerchen. Von einem dünnen Mondesstrahl wird der elend ärmliche Hausrath, ein schmales Bett, ein hölzerner Stuhl und Tisch beleuchtet. Auf dem Fenster steht die einzige Zimmerzier, ein vollblühendes, brennend rothes Geranium.

In dem Bette unter ein paar dünnen Decken liegt eine alte

Frau. Wie das Mädchen an das Lager tritt, hebt sich die Alte schlaftrunken mit halbem Leibe auf und streicht die wirren grauen Haare aus der Stirne, sieht die Kleine lange starr an, als besinne sie sich.

„Hi, hi! Sephchen schönes, also doch wiedergekommen, wiedergekommen! Dacht's gleich — Wasser ist kalt und junges Blut ist so heiß, so heiß, Wasser ist tief! — Hab's wohl gedacht, wirst wieder heimkommen, Vogelchen, in Dein Nest, hab's Dir warm gelegen!"

„Ja, Grete, bin heimgekommen, weil ich erkannt hab', daß es Sünde war, was ich wollt'. — Aber was willst Du hier oben — sollst bei Mosjeh unten wachen und liegst hier in meinem Bette — schäm' Dich, dafür wirst Du wohl bezahlt?"

„Wachen? warum unten wachen? Mosjeh braucht keine Wache mehr, hi, hi! und zu stehlen ist da nichts, lange nichts mehr! Kindchen, Vogelchen, wer wird von einem Todten stehlen? Das bringt kein Glück, kein Glück! — — Aber was hast Du da, Sephchen schönes?" schreit die Alte aus dem Bette auffahrend. „Kind, einen Dukaten, einen blanken neuen wahrhaftigen Friedrichsd'or! Hi, hi, Sephchen, woher hast Du das Geldchen — ei, ei, gib ihn mir, gib ihn mir!"

„Das Goldstück ist nicht mein und nicht Dein. Gefunden hab' ich's an dem Dom und werd's abliefern der Polizei, wie es vorgeschrieben ist!" sagte das Mädchen, das Geldstück wieder einsteckend, wie die Alte darnach gierig greift.

„Hi, hi, hi, ist 'ne Möglichkeit! Läuft hinaus vom todten Mosjeh, in die Nacht hinein, wie toll und blind, will sich versäufen, hat keinen Heller, keinen Pfenning, hat keinen Vater und keine Mutter und find't das Geldchen — hi, hi, hi, — noch gar an der Kirche. — O Du Vogelchen! — glaub's nicht, glaub's nicht, mach' mir nichts weiß, — war er alt, war er jung, der ihn Dir gab? — Vogelchen, Sephchen schönes, sag mir's, werd's nicht weiter schwätzen! — Vor der Kirchthüre, hi, hi, hi!"

„Glaub' es, oder glaub es nicht, — laß mich, — geh' hinunter zu Mosjeh und bleib' bei der Leiche, oder ich sag's morgen dem Viertels-Kommissarius, und Du bekommst nicht den Wächterlohn!"

„Nun, nun, geh' schon, Sephchen, geh' schon," brummte die Alte. „Hi, hi, hi, gefunden, also gefunden! An der Kirche gefunden," lachte sie, hinausgehend und mühsam die alte Treppe hinabkletternd. „Blanke, neue Dukaten findet man nicht an Kirchen, — war auch 'mal jung und schön, jung und schön, aber keinen Blanken, Neuen an der Kirche gefunden — hi, hi, hi! — fand sie anderswo, aber bei den Kirchen nicht, nie nicht!"

Josephine stand vor dem Bette. Ihr graute vor den Kissen, auf denen die Alte gelegen. Sie zog den einzigen hölzernen Stuhl in eine Ecke des Zimmers, hüllte sich gegen die Kälte in ein paar Kleider und Mäntel, und lehnte den Kopf an die Wand.

Unten durch die dünne Decke des Zimmers hörte sie die Alte mit näselndem Ton ein geistliches Lied singen, um sich Schlaf und Angst zu vertreiben, während sie bei der Leiche Mosjeh's wachte, des Pflegevaters von Josephine.

Immer undeutlicher spielten im flimmernden Zwielicht die rothen Geraniumblüten und der erbleichende Mondschein durcheinander. Josephinens müde Augen, müde vom Weinen, vom Wachen, schlossen sich. Sie entschlief.

(Fortsetzung folgt.)

Fürst und Diplomat.

Von

Wilh. Müller.

„Ein herrlicher Fund!" sagte Caulaincourt, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten. „Was haben Sie denn?" fragte Napoleon. „Eine Urkunde," erwiederte Caulaincourt, „ganz geeignet, um von uns als Erisapfel benützt und unter die verbündeten Monarchen geworfen zu werden." Mit diesen Worten überreichte er dem Kaiser jene Traktats-Urkunde vom 3. Januar 1815, in welcher Oesterreich, England und Frankreich hinter dem Rücken der andern Mächte einen Separatbund geschlossen hatten, dessen Spitze gegen Rußland und Preußen gerichtet war und darauf hinauslief, daß, wenn die Letzteren von ihren Forderungen hinsichtlich Polens und Sachsens nichts nachgeben, ihnen von den Ersteren der Krieg erklärt werden solle. Die ganze Sache war eine Intrigue des durch und durch unlauteren Talleyrand, der an Metternich einen bereitwilligen Genossen fand und den englischen Gesandten düpirte. Bei ihrer raschen Abreise von Paris hatten König Ludwig der Achtzehnte und sein Minister Jaucourt das wichtige Dokument vergessen, und so blieb es auf dem Arbeitstisch des Königs liegen, wo es Caulaincourt bald fand.

Auch Napoleon war der Ansicht, daß mit dieser Perfidie der drei Mächte sich vielleicht glücklich spekuliren lasse, und entschied sogleich, daß man das Dokument so schnell als möglich dem Kaiser Alexander von Rußland, der von dessen Existenz offenbar gar keine Ahnung hatte, mittheilen müsse. Der russische Gesandte Budiakin, welcher an dem Bourbonen-Hof beglaubigt gewesen war, befand sich noch als Privatmann in Paris. Napoleon ließ ihn zu sich bitten und übergab ihm die Urkunde mit dem Ersuchen, sie dem Kaiser Alexander einzuhändigen, wobei er noch hinzufügte: „Ich erlaube mir nicht, über diese Angelegenheit eine Bemerkung zu machen, bin es aber dem Kaiser schuldig, ihm ein solches Dokument nicht vorzuenthalten."

Budiakin reiste nach Wien ab und belehrte durch Vorlegung der Urkunde seinen Herrn, wie man ihn mehrere Wochen lang hintergangen und trotz des Friedenskongresses bereits Alles, Truppen und Feldherren, bestimmt hatte, um gegen ihn und seinen preußischen Alliirten zu Felde zu ziehen. Alexander war bei diesen Enthüllungen auf's Heftigste empört, aber er bewies eine Klugheit, wie sie bei dieser gefahrvollen Lage nicht günstiger hätte gezeigt werden können. Daß Talleyrand so handelte, war ihm sehr wohl begreiflich. Bei Metternich aber, dem Alliirten von Dresden und Kulm, von Leipzig und Paris stand die Frage anders. Daß dieser fahnenflüchtig wurde und die Franzosen noch einmal nach Deutschland hineinlocken wollte, um die Vergrößerung seiner Verbündeten zu hindern, war eine der undeutschesten Handlungen, welche sich dieser Minister zu Schulden kommen ließ.

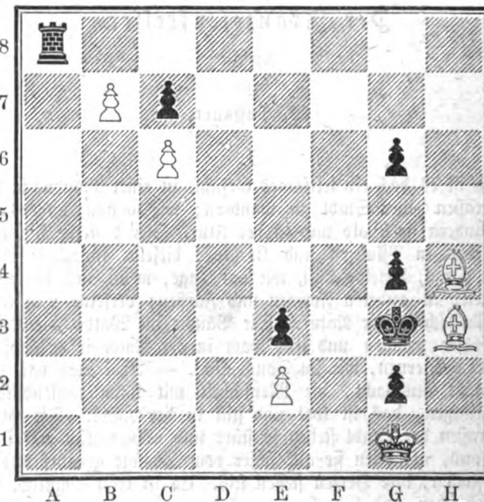
Alexander ließ ihn zu sich kommen, zeigte ihm die Vertrags-Urkunde und fragte ihn, ob er sie kenne. Metternich, welchem solche Szenen nichts Neues waren, verzog keine Miene, schwieg eine Weile und wollte gerade aus seinem Lügenregister eine der nichtssagendsten Redewendungen hervorholen, da unterbrach ihn Alexander mit den Worten: „Metternich! so lange wir leben, soll über diesen Gegenstand zwischen uns niemals wieder die Rede sein. Jetzt aber haben wir andere Dinge zu thun. Napoleon ist zurückgekehrt, und es muß also unsere Allianz fester sein als je." Mit diesen Worten warf er das Dokument in das neben ihm flackernde Kaminfeuer.

Der Minister warf einen glücklichen Blick in das Feuer, einen minder glücklichen auf den Mann, welcher ihm wohl unter Allen der unbequemste Zuhörer war. Bevor nämlich Alexander ihn zu sich entboten hatte, ließ er den Minister Stein, diesen kräftigsten aller deutschen Patrioten, diese Säule des neuen Baues einer geträumten deutschen Größe, rufen. Er zeigte ihm den Traktat und sagte: „Ich hab' auch den Fürsten Metternich zu mir entbieten lassen und wünsche, daß Sie bei dieser Unterredung als Zeuge zugegen seien." Die Augen fest auf den armen Sünder von Metternich gerichtet, stand Stein neben Alexander, und ohne den Muth zu haben, auch nur einen Blick zu ihm aufzuschlagen, entfernte sich Metternich, das böse Diplomatengewissen vor dem erzürnten Deutschland.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und macht die Partie unentschieden.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 116:

Herrendienst geht vor Gottesdienst.



Violette besteigt den Reisewagen. (S. 143.)

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von E. Braddon.

(Fortsetzung.)

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Abend des auf den Besuch bei Miß Vauberg folgenden Samstags war für Violetten fast ein glücklicher zu nennen, denn an demselben kündigte Mr. Maltravers ihr an, daß er von ihrer anmuthigen Darstellung sehr befriedigt sei und beschlossen habe, ihr eine kleine Rolle in einem neuen Stücke zuzutheilen, dessen Leseprobe am folgenden Montag stattfinden solle.

Diese Mittheilung allein würde Violetten kein großes Entzücken bereitet haben, denn sie fühlte sich durch Raphael Stanmore's angebliche Treulosigkeit zu unglücklich, um nach einem besonderen Erfolge im Theater zu streben; allein der Direktor zeigte ihr zugleich an, daß es seine Absicht sei, ihre wöchentliche Besoldung bis auf eine und eine halbe Guinee zu erhöhen, was ihr als ein unerwartetes großes Glück erschien, nachdem sie in Mrs. Trevor's Hause so schwere Arbeit für so geringen Lohn hatte verrichten müssen. Sie dachte daran, daß sie sogar ihre bisherige düstere Wohnung verlassen und eine freundlichere in einem anderen Theile von London miethen könne, wo sich dem Auge Bäume, Gärten und Blumen boten.

Mit solchen unschuldigen Gedanken beschäftigte sich Violette, als Mr. Maltravers nach Verkündigung des neuen Glückes sie verlassen hatte. Der Zufall hatte gewollt, daß Esther Vauberg sich in dem Augenblicke als der Direktor mit Violetten sprach, ganz in der Nähe befand und alle Belobungen und Versprechungen, welche er dem jungen Mädchen ertheilte, deutlich hören konnte. Wenn Esther Vauberg noch im Geringsten unschlüssig gewesen wäre und gezaudert hätte, auf Rupert Goodwin's feiges Komplott gegen das arme schutzlose Mädchen einzugehen, so würde diese Wahrnehmung genügend gewesen sein, sie zum Entschlusse zu bringen.

Nachdem sie eine Zeitlang ruhig hinter der Couliße stehen geblieben war, scheinbar der Vorstellung auf der Bühne folgend, näherte sie sich langsam Violetten und legte ihre Hand leise, fast schmeichelnd auf die Schulter des jungen Mädchens. Violette wandte sich bei dieser Berührung um, welche sie ihren Träumereien entriß, und sah sich Esther Vauberg gegenüber, die sie zu ihrem großen Erstaunen anlächelte. „Miß Watson,“ sagte die Jüdin in sanftem, fast bittendem Tone, „lassen Sie uns Freunde sein! Ich bekenne offenherzig, daß es sehr thöricht, sehr unrecht war, mich einer getäuschten Hoffnung wegen zu solchem Neide und solcher Erbitterung hinreißen zu lassen, wie ich gethan habe. Ich wollte die Rolle im Feenstücke spielen, welche Ihnen zugetheilt worden ist, und als Mr. Maltravers meinen Wunsch versagte und Sie vorzog, wurde ich aufgebracht gegen Sie und ihn. Aber heute sehe ich mein Unrecht ein und schäme mich dessen. Wollen Sie mir verzeihen?“ Bei diesen Worten streckte sie ihre kleine, von Diamanten blitzende Hand aus. „Ich bin überzeugt, daß Sie keine rachsüchtige Person sind, Miß Watson,“ fügte sie lächelnd hinzu. „Also sagen Sie, daß Sie mir verzeihen!“ — „Sehr gern,“ er-

wiederte Violette, indem sie die hinterlistige Feindin treuherzig mit ihren blauen Augen anblickte. „Ich glaube, ich habe nicht viel zu verzeihen. Sie haben zwar auf keine sehr freundliche Weise von mir gesprochen, allein wir waren ja einander ganz fremd, und ich hatte keinen Anspruch auf Ihre Freundschaft.“ — „Von jetzt an gehört sie Ihnen,“ erwiederte die Jüdin, „und Diejenigen, welche mich kennen, wissen auch, was Esther Vauberg als Freundin und als Feindin ist. Aber ich glaube, es ist Zeit, daß wir uns ankleiden. Werden Sie hinauf gehen?“ Beide Damen stiegen zu dem Garderobezimmer hinauf.

Esther Vauberg war, so zu sagen, die Herrscherin in dem ihr und sechs anderen jungen Damen angewiesenen Zimmer. Ihre Schönheit, ihr diabolischer Charakter, die Freigebigkeit, mit der sie Geld vertheilte, Alles trug dazu bei, ihr ein gewisses Ansehen bei den schwachen und unwissenden jungen Mädchen zu verleihen, mit denen sie auf diese Weise täglich in Berührung kam. Sie gab den Ton an, nach dem sich alle Anderen richteten, und da es ihr jetzt beliebte, Violetten freundlich zu begegnen, so folgten Letztere diesem Beispiele. Allein diese Veränderung machte auf Violette keinen großen Eindruck. Sie war so ganz verschieden von den jungen Frauenzimmern, mit denen der Zufall sie zusammenführte, daß unmöglich eine vertrauliche Annäherung zwischen ihr und ihnen stattfinden konnte.

Der auf diesen Abend folgende Sonntag war für Violetten ein sehr angenehmer Tag. Sie brachte ihn ganz bei ihrer Mutter zu. Am Morgen ging sie mit derselben nach der nächsten Kirche und den Nachmittag und den ganzen Abend hindurch unterhielt sie sich mit dieser lieben Vertrauten von verflossenen glücklicheren Zeiten, von frohen Stunden, die sie in Gesellschaft des von ihnen beweinten Abgeschiedenen verlebt hatten. Sie theilte der Mutter auch mit, welche Zusagen Mr. Maltravers ihr am vorhergehenden Tage gemacht hatte, und im Laufe desselben Abends kam ein Brief von Lionel, welcher eine Banknote von fünf Pfund Sterling enthielt. Mutter und Tochter waren jetzt reich. „Fühlt sich Lionel wohl in seiner neuen Stelle, Mama?“ fragte Violette. — „Nach dem Ton seines Briefes zu urtheilen, glaube ich es,“ erwiederte die Mutter, „obgleich er mit keinem Worte der Person erwähnt, welche ihn beschäftigt, oder seiner dortigen Lebensweise. Mit großem Entzücken spricht er jedoch davon, welcher Genuß es für ihn sei, sich in freier und frischer Luft zu befinden und auf offenen Feldern umher zu wandeln, nachdem er so lange in dem düsteren London gewohnt habe. Er bittet mich auch, eine andere Wohnung in einer Vorstadt zu nehmen, wo wir reinere Luft haben und Gärten und Bäume um uns sehen würden.“ — „Der gute Lionel, er denkt doch an Alles!“ murmelte Violette. — „Das ist wahr, mein Kind,“ versetzte die Mutter. „Allein jetzt habe ich eine Frage an Dich zu richten, und bitte Dich, sie aufrichtig zu beantworten, denn es ist für mich eine Lebensfrage. Du bist nun schon einige Zeit beim Theater, lange genug, um die dortigen Verhältnisse kennen gelernt zu haben. Sage mir deßhalb, ob Du den Aufenthalt daselbst wirklich so gefährlich findest, wie er mir immer geschildert worden ist? Deine Jugend und Schönheit können Dir große Gefahren bereiten! Setze alles Vertrauen in mich, Deine Mutter, Violette, und lasse mich wissen, was für Erfahrungen Du bisher hinter den Coulissen gemacht hast.“ — „O, sie sind in der That sehr einfach, liebe Mutter. Ich habe mich in Drury Lane fast eben so wohl und unbehelligt befunden, wie hier in unserer bescheidenen Wohnung. Natürlich empfand ich einige Angst bei dem Erscheinen vor dem Publikum; aber auf der Bühne hat mich Niemand belästigt, ausgenommen ...“ — „Ausgenommen wer, mein liebes Kind?“ — „Ausgenommen eine von den Statistinnen, eine gewisse Miß Vauberg. Ihr Benehmen gegen mich war Anfangs beleidigend, allein gestern Abend hat sie sich wegen ihrer Unart entschuldigt, und in Zukunft werden wir wahrscheinlich auf ganz gutem Fuße miteinander stehen. Mr. Maltravers ist außerordentlich gütig gegen mich, und im Uebrigen thue ich, was ich zu thun habe, und brauche mir von Niemand etwas sagen zu lassen.“ Violettens Worte ließen sich nicht bezweifeln, denn ihre Züge drückten die reinste Offenheit und Unschuld aus. Klara's Mutterherz triumphirte bei diesen Worten. Ihres Mißtrauens gegen den Bankier ungeachtet, waren seine Aeußerungen doch nicht ohne Eindruck auf sie geblieben, und sie hatte gebebt bei dem Gedanken an die Gefahren, denen ihr geliebtes, noch so unschuldiges und unerfahrenes Kind an jenem Orte preisgegeben sein konnte. Allein jetzt waren durch Violettens Versicherungen alle ihre Befürchtungen verschwunden, und sie lachte fast über die eitlen Drohungen ihres Verfolgers.

Nach dieser Unterredung herrschte an jenem Sonntage stiller Frieden in den Herzen der Mutter und der Tochter. Doch konnte Letztere keinen Augenblick den tiefen Kummer vergessen, welchen ihr Raphael Stanmore's vermuthete Treulosigkeit und das Schwinden ihres schönsten Lebenstraumes bereitete. Allein sie war zu fern von jedem Egoismus, um einem sie allein betreffenden Schmerze volle Herrschaft über sich zu gestatten und sie gleichgültig gegen den Kummer Derjenigen werden zu lassen, die sie liebte. An diesem Tage hatte sie zum ersten Male, seitdem die schmerzvolle Nachricht von dem Tode ihres Vaters gekommen war, das Gesicht der Mutter von einem frohen Lächeln verklärt gesehen, und das war genügend, die liebende Tochter zu beglücken.

Am folgenden Morgen ging Violette nach Drury Lane, um der Leseprobe des neuen Stückes beizuwohnen, in welchem sie eine kleine Rolle übernehmen sollte. Esther Vauberg befand sich dort, obgleich sie nicht beschäftigt war, und empfing Violetten eben so warm und freundlich, wie sie sich am vorhergehenden Samstage gezeigt hatte.

Arglos wie ein Kind nahm Violette diese erheuchelte Freundschaft als echt an. Sie sah keinen Grund, weßhalb Esther die Absicht hätte haben können, sie zu täuschen. Die Folge davon war, daß Beide den ganzen Montag Abend in bestem Vernehmen miteinander standen, während Alles zur Ausführung des vom Bankier entworfenen schändlichen Planes vorbereitet war.

Was den Marquis betrifft, so war er nur ein geduldiges Werkzeug in den Händen seines Versuchers. Rupert Goodwin hatte alle Anordnungen getroffen, und Lord Roxleydale hatte nur den Weisungen seines Freundes Folge zu leisten, — eines Freundes jener Art, welche für die unerfahrene Jugend so verderblich ist.

Violette war fertig angekleidet zu ihrer Rolle in dem Feenstücke. Sie sah reizend aus in dem mit Sternen besäeten Silbergewande und mit der Blumenkrone im goldenen Haar, welches üppig bis über die alabasterweißen Schultern herabfiel.

Esther Vauberg zog die neue Freundin unter einem Vorwande in das Foyer hinab und setzte sich daselbst mit ihr auf einen niedrigen Divan unter einem großen Armleuchter, dessen volles Licht auf Beide fiel.

Die schwarzen Haare der Jüdin waren von der hohen Stirn zurückgestrichen und wurden von einem mit Diamanten besetzten Diademe zusammengehalten.

Die Stunde, zu der sich der Marquis mit seinen beiden Freunden im Foyer einfinden sollte, war mit Esther Vauberg genau verabredet worden. Sie waren auch pünktlich, denn während Letztere heiter plaudernd einen Blick über die Schulter des arglosen jungen Mädchens nach der Thür warf, traten die Erwarteten ein.

Lord Roxleydale war so verlegen wie ein junges Mädchen, das zum ersten Male in einem Ballsaale erscheint. Der Bankier dagegen war ganz kalt und völlig bereit, seine Rolle in der von ihm ersonnenen niedrigen Intrigue zu spielen. Er wandte sich zunächst an Esther Vauberg und ließ Violettens Anwesenheit scheinbar ganz unbeachtet, obgleich ihre blendende Schönheit ihn in hohem Grade überraschte; er hatte sie ja nur in ihrem einfachen Trauerkleide in der Abendgesellschaft bei Mrs. Trevor gesehen.

Das gegenseitige Vorstellen fand statt, und Esther präsentirte Mr. Sempronius Sykemore ihrer liebsten Freundin. Violette, gewöhnt an die Gebräuche der feinen Welt, wunderte sich nicht über dieses Vorstellen und eben so wenig über die darauf folgende Präsentation des Marquis.

Lord Roxleydale, welcher hinter seinem Freunde, dem Bankier, stand, vermochte kein Wort hervorzubringen, so sehr war er von Violettens Schönheit bezaubert. Ueberdieß war ihm der Rath gegeben worden, zu schweigen und seine erfahreneren Freunde für sich sprechen zu lassen. Er folgte demselben und betrachtete daher

das junge Mädchen nur mit stummer Bewunderung, während Sempronius Sykemore sich in Komplimenten gegen beide junge Damen erschöpfte.

Esther Vauberg war durch das, was Rupert Goodwin ihr erzählt hatte und was Mr. Sykemore's Benehmen zu bestätigen schien, völlig blind geworden. Sie wandte den Blick von Violettens Gesicht ab und richtete ihn auf den Bankier mit einem boshaften Lächeln.

Violette erinnerte sich nicht, Rupert Goodwin jemals gesehen zu haben, denn im Gewühle der Gäste an jenem Abende in Mrs. Trevor's Sälen war er ihrer Aufmerksamkeit gänzlich entgangen. Dennoch fand sie jetzt in seinen Zügen, in dem Funkeln seiner schwarzen Augen etwas, das ihr bekannt zu sein schien. Es war ohne Zweifel derselbe Ausdruck, der ihr an Esther Vauberg aufgefallen war und so viel Aehnlichkeit mit Raphael Stanmore's Zügen hatte. Staunend dachte sie darüber nach, während Esther sich mit den beiden fremden Herren unterhielt, und versank in diese Gedanken so tief, daß sie nur zerstreute Antworten auf die an sie gerichteten Fragen gab. Plötzlich wurde jedoch gemeldet, daß die letzte Szene des Feenstücks nahe, und die beiden Damen erhoben sich deßhalb, um das Foyer zu verlassen. Violette grüßte die Herren mit ruhiger Würde. Sie hatte sich während der ganzen Unterhaltung so benommen, wie sie es fremden Gästen gegenüber gethan haben würde, die sie in einem befreundeten Hause traf, und hatte keine Ahnung davon, daß diese Herren eine weniger günstige Meinung von ihr aus dem Grunde hegen könnten, daß sie ihr Brod am Theater zu verdienen suchte. „Nun, mein lieber Roxleydale," sagte der Bankier, als die drei Freunde sich allein im Foyer befanden, „was denken Sie jetzt von Ihrer Göttin mit den goldenen Haaren? Sind Sie noch immer so bezaubert?" — „Mehr denn je!" erwiederte der Marquis. „Sie ist ein Engel!" — „Und sind bereit, durch Feuer und Wasser zu gehen, um sie zu gewinnen?" — „Durch einen Ozean, durch einen brennenden Wald!" rief der junge Mann, der es jetzt wagte, sich seiner poetischen Begeisterung hinzugeben, da er nicht mehr von der Angebeteten gehört werden konnte. — „Es ist wohl nicht nöthig," fuhr der Bankier mit ernstem Blicke fort, „Sie daran zu erinnern, daß unsere heutige Unternehmung nicht ohne einige Gefahr ist?" — „Gefahr?" rief Roxleydale. „Das Geschlecht, von dem ich abstamme, wußte bereits Gefahren zu verachten, ehe England von den Normannen erobert wurde." — „Ja, Sie sind von sehr edlem Geschlechte," erwiederte der Bankier kalt; „allein in der jetzigen Zeit gibt es gewisse gesetzliche Bestimmungen, welche auf solche Fälle Anwendung finden. Die Sache mag einen Ausgang nehmen, welchen sie wolle, Sie müssen alle Folgen derselben allein tragen und dürfen meine Betheiligung daran nicht verrathen." — „Ich bin Edelmann, und mein Name ist Roxleydale," versetzte der junge Mann mit einer gewissen Würde, „und habe mit Niemand etwas zu thun, der nicht volles Vertrauen in meine Ehre setzt." — „Genug, lieber Marquis," sagte Rupert Goodwin, „ich setze volles Vertrauen in Ihre Ehre. Nun hören Sie! Sobald Vio—, sobald die junge Dame, welche hier Miß Watson genannt wird, wieder in ihrem Garderobezimmer ist, wird ihr die Anzeige gemacht werden, daß ihre Mutter plötzlich erkrankt sei, und daß ein Arzt aus der Nachbarschaft ihr seinen Wagen sende. Man wird sie dann eiligst nach dem Wagen führen, welcher in einer ruhigen Straße der Nachbarschaft bereit steht. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß dieses Fuhrwerk bestimmt ist, Ihre Göttin nach Ihrem einsamen Schlosse in Essex zu transportiren." Der Marquis schien von diesem Plane nicht sehr eingenommen zu sein. „Aber ist das nicht ein etwas grausames Spiel mit der kindlichen Liebe des jungen Mädchens?" bemerkte er. — „Mein lieber Marquis, muß ich Sie daran erinnern, daß in der Liebe, sowie im Kriege jede Art von List erlaubt ist?" Der junge Marquis war zu schwach, um diesem herzlosen Manne Widerstand leisten zu können. Die drei Herren begaben sich hierauf in die Loge zurück, welche Lord Roxleydale für die ganze Saison gemiethet hatte. Rupert Goodwin verweilte jedoch nicht lange daselbst; er verließ das Theater, sobald der Vorhang nach der letzten Szene des Feenstücks gefallen war, und nahm den Marquis mit sich.

Alle Vorbereitungen waren so sorgfältig getroffen worden, daß der Erfolg nicht fehlen konnte. Der Marquis und der Bankier erreichten die abgelegene Straße, wo der Wagen hielt, und gingen, ihre Cigarren rauchend, auf dem Seitenwege hin und her, bis der Augenblick zur Ausführung des schändlichen Komplotts kam.

Violette hat sich kaum umgekleidet, als sie hinausgerufen wurde und einen Theaterdiener fand, welcher ihr einen Brief übergab. Das Schreiben enthielt folgende Worte:

„Miß Westford wird ersucht, dem Ueberbringer dieses Briefes zu folgen und den Wagen des Doktor Maldon zu besteigen, der sich in diesem Augenblicke bei ihrer Mutter befindet, welche bedenklich erkrankt ist. Sie wird wohl thun, keine Zeit zu verlieren."

Violette wurde fast ohnmächtig, als sie diese Zeilen gelesen hatte. Ihre Mutter war bedenklich erkrankt, ein Arzt bei ihr, der seinen Wagen schickte, damit die Tochter schleunigst nach Hause kommen könne! Ja, die Sache mußte sehr gefährlich sein. In furchtbarer Aufregung holte sie ihren Hut, hüllte sich in einen Shawl und kehrte nach dem Korridor zurück, wo der Theaterdiener ihrer wartete. „Führen Sie mich zu dem Boten, der den Brief gebracht hat," rief sie. „Wo ist er?" — „Unten im Wartezimmer. Er hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß Sie eilen müssen." — „Ja, ja," erwiederte Violette mit angsterfüllter Stimme, „keine Minute darf verloren werden, kein Augenblick!" Damit stürzte sie fort, den Diener hinter sich zurücklassend, und eilte die Treppen hinab, nur von dem Gedanken erfüllt, daß ihre Mutter krank sei und von namenloser Angst gefoltert.

James Spence, ein Bedienter des Bankiers, war die Person, welche den Auftrag zu Ueberbringung des angeblich vom Arzte kommenden Schreibens erhalten hatte. Er war vollkommen geeignet, eine Rolle in solcher Intrigue zu spielen. Als Violette sich näherte, nahm er eine mitleidige Miene an. „O!" rief das arme Mädchen, „lassen Sie uns keine Zeit verlieren! Sie sind doch die Person, welche den Brief gebracht hat?" — „Ja." — „Nun, ich bin bereit, Ihnen augenblicklich zu folgen." Ohne ein Wort weiter zu sprechen, verließen sie das Theater, worauf James Spence sie sehr ehrerbietig anredete und sagte: „Ich würde Ihnen meinen Arm anbieten, wenn Sie es erlauben wollten, um schneller den Wagen zu erreichen, denn wir werden uns vielleicht durch viele Menschen drängen müssen." — „Ganz richtig, ich nehme Ihren Arm," versetzte Violette. „Lassen Sie uns nur eilen!" Der Diener entsprach diesem Wunsche sehr bereitwillig und zog sie schnellen Schrittes durch die volkreichen Straßen bis zu dem einsamen Orte, wo der Wagen stand, ohne daß Violette Zeit gehabt hätte, sich zu sammeln. Wäre sie bei ruhigerer Besinnung gewesen, so hätte ihr der Wagen auffallen müssen, da er dem eines Arztes gar nicht ähnlich sah, und sie hätte den Mann sehen müssen, der, in einen weiten Mantel gehüllt, seine Cigarre rauchend, auf dem Bocke saß. Allein in ihrem so sehr aufgeregten Zustande bemerkte sie nichts. Die Wagenthüre wurde geöffnet, und sie sprang hinein und sank erschöpft auf den Sitz. „Ich bitte Sie, sagen Sie dem Kutscher, er solle schnell fahren," rief sie noch James Spence zu, als dieser die Wagenthüre wieder zumachte. — „O, verlassen Sie sich darauf, wir werden schnell genug fahren," erwiederte der Bediente mit einem hämischen Blicke, während er zurücktrat und der Wagen in der Richtung nach dem Strande abfuhr. Der auf dem Bocke sitzende Mann, in einem weiten Mantel, war der Marquis Roxleydale. Ein anderer Mann stand auf dem Trottoir und wartete auf die Abfahrt des Wagens. „Ich glaube, Klara Westford," murmelte Letzterer zwischen den Zähnen, „jetzt bin ich gerächt. Du hast mir Trotz bieten wollen, aber nun siehst Du, welches wehrlose Geschöpf Du bist!"

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ein seltsamer Kampf fand in Lionel's Geiste nach jener Szene statt, die sich am nördlichen Flügel von Wilmingdonhall ereignet hatte. In diesem Augenblicke dachte der junge Mann nur an Julia Goodwin, an ihre vollendete Schönheit, an ihren edlen, liebenswürdigen Charakter und alle jene Reize, die sie so unwiderstehlich machten; aber im nächsten Momente kehrte bei ihm die Erinnerung an jene geheimnißvollen Worte des Gärtners zurück, und es war ihm unmöglich, eine einzige ruhige Stunde in dem Hause zu fin-

den, welches von einem so entsetzlichen Schatten heimgesucht wurde. Ja, für Lionel Westford war Wilmingdonhall ein gespenstiger Aufenthalt geworden. Er mochte thun, was er wollte, die schrecklichen Worte des alten Gärtners waren nicht aus seiner Erinnerung zu verbannen. Ihr Sinn wurde ihm immer deutlicher und deutlicher; sie gaben die Geschichte eines gräßlichen Mordes, dessen Zeuge der alte Gärtner gewesen war, indem er durch eine Spalte im Laden des siebenten Fensters in jenem unbewohnten nördlichen Flügel von Wilmingdonhall geblickt hatte.

Aber wer war der Mörder? Das war der schreckliche Punkt. Kaum zu murmeln wagte Lionel den Namen des Mannes, auf den sein Verdacht sich richtete.

Was sollte er thun? In diesem gespenstigen Hause länger zu bleiben, ohne das Geheimniß aufzuklären, war unmöglich. Die Luft desselben erstickte ihn fast, und jeden Augenblick glaubte er, den Schrei eines sterbenden Wesens zu hören. Grauenvolle Träume mit gräßlichen Erscheinungen quälten ihn bei Nacht, sein Gehirn brannte und in seinen Adern war Fieberglut. „Ich muß handeln, schnell handeln!" sagte der junge Mann zu sich. „Ich darf mich durch Julia's Schönheit nicht abhalten lassen, die mir obliegende Pflicht zu erfüllen und dieses Geheimniß zu ergründen; ich muß mich überzeugen, ob der Geschichte des Greises etwas Wahres zu Grunde liegt. Gebe Gott, daß es nicht der Fall, und daß es nur Fieberträume seines gestörten Geistes seien!" Sobald er einmal mit sich darüber einig geworden war, was er zu thun habe, wurde auch sein Geist klarer. Er arbeitete ruhig den ganzen Nachmittag, ohne sein Gemach zu verlassen, denn er hatte beschlossen, sich dem gefährlichen Zauber zu entziehen, den Julia's Gesellschaft auf ihn übte.

Auch an diesem Tage sah er sie auf dem Rasen spazieren gehen, und nie war sie ihm reizender erschienen. Sie schritt langsam, mit einem Buche in der Hand, dahin und nahm die Richtung nach der Lorbeerallee, in der er ihr so oft begegnet war und so manche glückliche Stunde mit ihr verlebt hatte. Sein Herz schlug höher, während er der hohen, anmuthigen Gestalt mit den Augen folgte. Lionel war kein eingebildeter Fant, aber dennoch waren während der letzten Woche gewisse süße, dunkle Hoffnungen in seiner Brust erwacht, welche sich in jene quälenden Gedanken mischten. Er hatte sich oft in ihrer Gesellschaft befunden und an dem Klange ihrer Stimme, an einem gewissen Etwas in ihrem Benehmen zu erkennen geglaubt, daß seine Liebe nicht hoffnungslos sei. Des großen Unterschiedes zwischen ihren beiderseitigen Verhältnissen ungeachtet verrieth sich in Julia's Wesen, ihr unbewußt, ein zärtliches Interesse für den jungen Mann, den sie so bereitwillig dem Elende entrissen hatte. Allein allen diesen berauschenden Hoffnungen mußte Lionel entsagen und, obgleich er sich geliebt wußte, seine ganze geistige Kraft aufbieten, um ein Geheimniß zu ergründen, dessen Enthüllung vielleicht den Vater jenes Mädchens, von dem er geliebt wurde, als einen abscheulichen Verbrecher bloßstellte. Die Aufgabe war schwer, aber Pflicht und Ehre geboten ihm, sie zu erfüllen, und er beharrte bei seinem Entschlusse. „Wenn auch mein eigenes Glück, wenn auch Julia's Ruhe dadurch geopfert wird, so muß ich dennoch dieses entsetzliche Geheimniß aufdecken," sagte er zu sich, indem er den Blick vom offenen Fenster abwandte, welches ihm die Aussicht auf den Rasen bot.

Noch an demselben Abende ging er an das Werk. Gewöhnlich speiste er um Sieben allein, zu derselben Zeit, in welcher auch Julia ihr einsames Mahl zu genießen pflegte, da ihr Vater, wie gesagt, schon seit längerer Zeit sein Landhaus nicht mehr besuchte. Alles war in dem großen Hause in strengster Ordnung, und Lionel's Mittagessen wurde eben so pünktlich aufgetragen, als wenn er ein Gast von der größten Auszeichnung gewesen wäre. Er hatte bisher selten mit dem dabei aufwartenden Diener ein Wort gewechselt, aber an diesem Abende redete er ihn absichtlich an, weil er einsah, daß die Erreichung seines Zweckes nicht wohl möglich war, ohne vorher alle mögliche Auskunft von Seiten der Dienerschaft des Hauses erhalten zu haben. „Der alte Mann, den ich oft in den Gärten sehe, flößt mir große Theilnahme ein," sagte Lionel mit unbefangener Miene, um die Unterhaltung zu eröffnen. „Er heißt ja wohl Kaleb Widred? Der Arme scheint den Verstand verloren zu haben. Wie lange ist er schon in diesem Zustande?" — „O," erwiederte der Diener, froh, eine Gelegenheit zum Sprechen gefunden zu haben, „der alte Kaleb hat schon seit etwa sechs Jahren einen schwachen Kopf; aber vor ungefähr einem Jahre hatte er eine sehr schwere Krankheit, und seitdem hat sich sein geistiger Zustand sehr verschlimmert. Es ist bei ihm jetzt völliger Wahnsinn. Er spricht von Blut, Verrath, Mord und anderen schrecklichen Dingen, so daß einen Jeden, der ihn anhört, ein Schauder überläuft." — „Der arme Mensch! Und das rührt von der letzten Krankheit her? Von welcher Art war die Krankheit?" — „Es war eine Gehirnentzündung. Niemand glaubte, daß er wieder aufkommen werde, allein unsere alte Haushälterin, eine Verwandte von ihm, pflegte ihn sehr sorgsam, ohne Mr. Goodwin etwas davon zu sagen. Er wurde auf einem Speicher, dicht unter dem Dache, untergebracht, wo Niemand seine Rasereien im heftigen Fieber hören konnte. Ach, mein Gott, es waren schreckliche Dinge, die der arme Alte in diesem Zustande hervorbrachte!" — „Was sprach er denn?" — „O, es war stets die nämliche Geschichte, — Mord, Verrath, eine Spalte im Fensterladen und Gott weiß was, aber immer dasselbe. Es machte Einen fast schwindelig. Seine Krankheit dauerte zwei Monate, und seitdem blieb er immer so, wie Sie ihn jetzt sehen. Seine geringe Arbeit kann er noch verrichten, ist ruhig, harmlos und bis zu einem gewissen Punkte sogar verständig; denn nachdem er von Mord, Betrug und allem Uebrigen phantasirt hat, kommt er wieder zu sich und erklärt, daß Alles, was er gesagt, nichts zu bedeuten habe, daß es Unsinn sei, und daß man nicht darauf achten müsse. Er weiß also, daß er nicht seinen richtigen Verstand hat, das findet man nicht oft bei den Wahnsinnigen." — „Hat Mr. Goodwin jemals seine Phantasieen gehört?" — „Niemals, so viel ich weiß. Es hat damit seine eigene Bewandtniß. Seit der Krankheit nämlich scheint der alte Kaleb immer große Furcht vor seinem Herrn empfunden zu haben. Er kommt ihm nie nahe, fängt am ganzen Körper an zu zittern, wenn er seine Stimme hört, und wird todbleich, wenn man nur seinen Namen nennt. Aber natürlich, wenn ein Mensch einmal den Verstand verloren hat, so weiß er nicht mehr, was er thut." — „Ganz richtig," versetzte Lionel mit scheinbarer Gleichgültigkeit, während jedes Wort des Bedienten seinen quälenden Verdacht bestärkte. „Aber wie kam es, daß der Arme von der Gehirnentzündung befallen wurde? Was war die Veranlassung?" — „Ja, das ist der sonderbarste Theil der ganzen Geschichte. Sie müssen wissen, daß viele von den Dienstboten des Hauses, besonders die Frauenzimmer, thöricht genug sind zu glauben, es spuke im nördlichen Flügel. Keiner würde es wagen, bei Nacht in die Nähe desselben zu gehen, und sie schreiben Kaleb's Krankheit dem Umstande zu, daß er dort einen Geist gesehen habe." — „Aber weßhalb?" — „Die Sache verhielt sich folgendermaßen: An einem Juliabend, während wir sämmtlich beim Nachtessen saßen, bemerkte die Haushälterin Kaleb's Abwesenheit, wurde dadurch unruhig und wollte nicht eher etwas genießen, als bis sie wußte, was aus ihm geworden sei. Sie schickte den Gärtnerburschen aus, welcher ihn länger als eine Stunde im Garten vergebens suchte und erst gegen Mitternacht fand. Und wo glauben Sie, daß er ihn fand?" — „Ich kann es nicht errathen." — „Er fand ihn bewußtlos ausgestreckt unter einem der Fenster des nördlichen Flügels liegen, und unsere Leute behaupten, daß er durch eine Spalte des Fensterladens geblickt und ein Gespenst gesehen habe." — „Das ist seltsam!" sagte Lionel sinnend.

Er hatte sein Essen sehr langsam genossen, weil ihn die Mittheilungen des Bedienten in hohem Grade interessirten; allein länger konnte er das Mahl nicht ausdehnen und weitere Fragen durfte er nicht thun, ohne den Verdacht des Bedienten zu erwecken.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Rösselsprungs Seite 108:

Leise, leise, fromme Weise, schwing' dich auf zum Sternenkreise; Lied erschalle, feiernd walle mein Gebet zur Himmelshalle. Zu dir wende ich die Hände, Herr, ohn' Anfang und ohn' Ende! Vor Gefahren uns zu wahren, sende deine Engelschaaren.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.



Vierzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 13.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

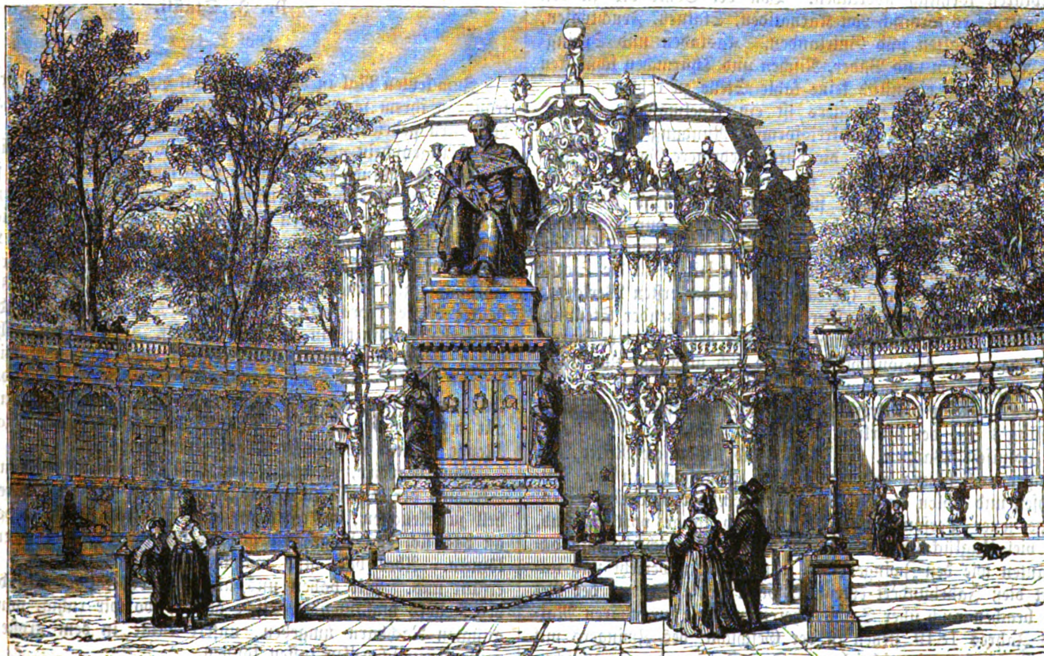
Eine Fürstenstadt.

Der Zwinger in Dresden.

Von

Dr. Richard Andrée.

Dresden ist so recht eigentlich die Stadt der Renaissancebauten. Sie entstand zur Zeit der Auguste; denn das, was diese prachtliebenden Fürsten als Residenzstadt an der Elbe vorfanden, war klein und unbedeutend gegenüber dem Orte, den sie hinterließen. Dresden hat nicht eine großartige, an bürgerlichen Thaten und kriegerischem Ruhme reiche Geschichte aufzuweisen, wie die alten Hansestädte, wie die Emporien des mittelalterlichen Handels Augsburg und Nürnberg, es ist eben nur die durch Kunstschätze weithin berühmte und durch eine freundliche Umgebung ausgezeichnete Residenzstadt prachtliebender Fürsten, und dieser Charakter zeigt sich auch überall in seinen Bauten. Das behäbige Bürgerhaus mit luftigem spitzen Giebel und den breiten, wohnlichen Innenräumen, alte gothische Kirchen, prächtige Rathhausbauten — das Alles fehlt hier; desto mehr treffen wir auf Schlösser, Palais und Kirchen, die dem Willen einzelner Herrscher, nicht aber dem Bedürfnisse einer Gemeinde ihre Entstehung verdanken und die demgemäß auch dieß Gepräge an sich tragen. Im Beginne und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind all' jene schönen Paläste und Kirchen erbaut worden, die nun den architektonischen Charakter Dresdens bedingen: die von Chiaveri geschaffene Hofkirche, die Frauenkirche mit der weithin sichtbaren Kuppel, die Kreuzkirche, das japanische Palais, welches die großartige Bibliothek und die Sammlung von meißner Porzellan enthält, ferner das Schloß selbst und andere öffentliche Gebäude. Die Neubauten unseres Jahrhunderts, meistens von Professor Semper ausgeführt, schlossen sich mit ihrem klassischen Style eng den Werken der Renaissancezeit an. Es entstand das berühmte Theater mit den Skulpturen von Rietschel und Hähnel, das neue Museum an der Nordseite des Zwingers, eine würdige Schale für



Der Zwinger in Dresden. Von C. Girardet.

den kostbaren Kern, die Bildergallerie. Die Gothik ist in Dresden nur durch einige Neubauten vertreten; sie paßt wenig zum ganzen Charakter der Stadt und ist bei Vielen hier ein ungerne gesehener Gast.

Aber alle diese Gebäude werden durch den köstlichen Zwinger, das Meisterwerk Daniel Pöpelmann's, in Schatten gestellt. Wie herrlich und sinnreich ist da Alles erfunden; großartig und einzig in seiner Weise steht der Zwinger, der uns zu staunender Bewunderung hinreißt, in Deutschland noch unerreicht da. Und doch ist er nur der Theil eines unvollendeten Ganzen. Er sollte als Vorhof eines kolossalen, nach der Elbe zu gelegenen Schlosses dienen, das aber niemals zu bauen begonnen wurde. Das arme Sachsen, das unter den prunksüchtigen Augusten ausgesogen wurde, wie kaum ein zweites Land der Erde, konnte damals die ungeheuren Summen, welche der ganze Bau erfordern sollte, nicht mehr aufbringen und so blieb das Werk ein Torso.

Den Charakter der Vorburg eines Schlosses kann man heutzutage beim besten Willen nicht mehr am Zwinger entdecken. Er ist dem öffentlichen Verkehr freigegeben und birgt nun die meisten wissenschaftlichen Sammlungen. Einige alte Gemälde in der Bildergallerie zeigen uns seine Benutzung in früherer Zeit. Da fanden Maskeraden und Karussele, Thierhatzen und Kadettenturniere statt. Aus den Fenstern lugten schöne Damen mit Fächern in der Hand, mit Reifröcken, gepuderten Haaren und Schönpflästerchen. Zu ihnen schauten die geschniegelten Hofherren mit Strümpfen, Schnallenschuhen und im Dreimaster, angethan mit apfelgrün- oder seladonfarbigen Röcken, liebäugelnd auf, und die Architektur des Gebäudes paßt trefflich zum Ganzen. Jetzt schreitet die Schildwache an den verschiedenen Thoren langsam auf und ab, und unter den Orangebäumen im Innern, unter denen das Kichern der üppigen Hofdamen erklang, unter denen sich die Reifröcke bauschten und französisch parlirt wurde, sitzen Kindermädchen und flicken Strümpfe.

Der Bau des Zwingers ward 1711 unter August II. begonnen. Er sollte eine Nachahmung der hesperidischen Gärten werden, die Atlas bewachte; daher erblickt man auch seine Statue mit der Erdkugel als krönende Spitze auf allen Pavillons, sowie Flora und Diana als Aufseherinnen der Blumen und Bäume in Kartuschen und auf Schlußsteinen. Glanz und Pracht sollte nach allen Seiten hin entfaltet werden, und deßhalb wurde auch das ganze Gebäude mit Skulpturen förmlich überladen. Von der Sohle bis zu den Dachfirsten strotzt es förmlich von Karyatiden, Statuen, Fruchtvasen, Blumen, Thiergestalten und Guirlanden. Kaskaden und Springbrunnen, Wasserbecken und Bäder, Nischen und Thürmchen schmücken alle Wände, so daß eigentlich keine kahle Stelle zu erblicken ist.

Die Grundfigur des Zwingers ist ein regelmäßiges Viereck, aus dessen geraden Seiten halbkreisförmige Rundungen hervortreten, in denen Pavillons stehen, die durch niedrigere Gallerieen verbunden sind. An der Nordseite, wo dieser Bau sich zum eigentlichen Schlosse erweitern sollte, steht jetzt abschließend das neue Museum. Das Innere bildet ein von Kreuzwegen durchschnittenes Rasenparterre, in dem sich über dreihundert hochstämmige Orangenbäume erheben. Inmitten des Gebäudes steht seit 1843 die Statue König Friedrich August's des Gerechten, eines der ersten Werke des unvergeßlichen Ernst Rietschel. Der König ist in sitzender Stellung, angethan mit dem Krönungsornate und mit dem Szepter, dargestellt. Seine ganze Persönlichkeit eignete sich nicht gut zur plastischen Wiedergabe, und darum ist dieses Monument auch eine der schwächsten Leistungen des trefflichen Meisters, der später im Standbilde Lessing's eine der herrlichsten Statuen schuf.

Das polnische Wappen, der Adler und lithauische Reiter, die am Zwinger noch häufig angebracht sind, gemahnen an die Zeit, als Sachsen und Polen noch unter einem Herrscher vereinigt waren. Die Tage jener Personalunion, die gottlob lange vorüber sind, brachten viel Unglück über das Land und doch errichtete man damals Bauten wie den Zwinger, der jedoch nicht unverletzt und unverändert dieß Jahrhundert erreichen sollte. Die Stürme der Revolution brachen auch über Sachsen herein und die furchtbaren Maitage des Jahres 1849 stehen in der Geschichte des Zwingers mit feurigen Buchstaben eingeschrieben. Der Donner der preußischen Kanonen erscholl in den Straßen von Elbflorenz, und der am 6. Mai 1849 entzündete Brand zerstörte einen großen Theil des Zwingers, namentlich die Pavillons und Gallerieen, welche die naturwissenschaftlichen Sammlungen enthielten. Das Feuer, das volle drei Tage ununterbrochen wüthete, Alles vernichtend, was von ihm ergriffen wurde, bahnte sich seinen Weg an den Quadersandsteinsäulen und Deckengewölben entlang und hätte sicher auch das kostbare Kupferstichkabinet erreicht, wenn ihm nicht durch die aufopfernde Thätigkeit einiger Beamten Einhalt gethan wäre.

Wie ein Phönix ist die geologische Sammlung, die unter der Direktion des verdienstvollen Paläontologen Geinitz steht, wieder aus der Asche erstanden. Durch ihren Reichthum und ihre zweckmäßige Anordnung übertrifft sie die ähnlichen Kabinete in vielen größeren Städten. Manches seltene und interessante Stück ging bei dem Brande verloren, so die berühmte, fünf Fuß im Durchmesser haltende versteinerte Eiche, die man auf Walzen von Chemnitz nach Dresden transportirt hatte, und ein Stück Gold von 30 Dukaten Werth, das der bekannte Alchymist und Erfinder des Porzellans, Böttger, am 20. März 1713 in Gegenwart des Landesherrn vermittelst einer Tinktur aus Blei laborirt haben sollte. So besagte wenigstens die gleichfalls verbrannte, dabeiliegende Urkunde.

Die übrigen Sammlungen des Zwingers sind gleichfalls in ihrer Art berühmt. Namentlich die große ornithologische Gallerie, welche in dem alten Naturforscher Reichenbach einen thätigen Direktor hat, und das von Professor Grunet verwaltete, großartige Kupferstichkabinet. Weit bedeutender aber als alle diese ist das historische Museum oder die Rüstkammer, sie steht über jener des londoner Towers, und nur die berühmte ambraser Sammlung dürfte dieser Waffenkollektion den Rang streitig machen.

Die Zerstörungen, welche in der Revolution am Zwinger angerichtet wurden, sind durch pietätvolle Restauration gänzlich beseitigt worden. Verjüngt steht er wieder vor uns, und die Liberalität, mit welcher seine herrlichen wissenschaftlichen Sammlungen dem Publikum zugängig gemacht sind, macht ihn zu einem Bildungsmittel, wie es reicher und trefflicher schwer gedacht werden kann.

Die Neujahrsnacht in Bern.

Von

Dr. J. Stäffli.

(Bild S. 149.)

Zum letzten Mal in diesem Jahr hat die keusche Sonne der „Jungfrau“ in ihrem schneeigen Unschuldskleid einen glühenden Kuß auf die Stirn gedrückt und um „Eiger“ und „Mönch“ einen sprühenden Heiligenschein gewoben. Der Abend hat sich frühzeitig in die Straßen der Bundesstadt Bern herabgesenkt; die Gaslichter flammen auf, an den Marktbuden leuchten die Laternen, die Schaufenster der Läden haben ihre schönsten Schätze ausgestellt und locken die Käufer mit goldigen Verheißungen. Doch wir widerstehen der Lockung; wir sind des Oberirdischen satt und lenken unsere Schritte dem Kornhause zu, einem die Solidität des berner Charakters in eminenter Weise repräsentirenden Gebäude. Am oberen Ende seiner Pfeilerhalle glänzt ein röthlicher Punkt. Wir treten näher, wir stehen vor einem geräumigen Eingang, und ein „wonnetiefer Abgrund“ winkt. Unter der Erde, aber keineswegs mit Todesgedanken, wollen wir das neue Jahr erwarten; wir wollen uns freuen mit den Freudigen, die sich heute in außerordentlich zahlreicher Menge in dem Kornhauskeller eingefunden haben.

Eine bequeme, breite Holztreppe führt in denselben hinab. Die Strahlen der Gasflammen reichen nicht aus, den ungeheuren Raum hell zu erleuchten; ein eigenthümliches Düster herrscht in demselben, an das sich das Auge erst gewöhnen muß, um sich orientiren zu können. Aber bald sind wir hier heimisch und frohes Behagen erfüllt uns. Wir haben uns an einen der langen, in der Mitte des Kellers hinlaufenden Tische gesetzt, wo wir ruhig, von stillvergnügten Nachbarn umgeben, unsere Blicke in dem großen Kellerraum herumschweifen lassen können.

Küferknechte und Bernermädchen in ihrer reizenden Tracht, mit fein gefalteten, blendendweißen Miedern, eilen mit Flaschen bela-

den hin und her und bedienen die Gäste. Was uns bei den Letzteren besonders auffällt, ist die republikanische Art und Weise, wie hier Hoch und Nieder, Beamter und Proletarier, Städter und Bauer, Reich und Arm in dieser unterirdischen Halle gemüthlich beisammen sitzt und in Fröhlichkeit die Wahrheit von der Gleichberechtigung aller Menschen zur Geltung bringt, an die so Viele erst dann sich erinnern, wenn sie das Irdische verlassen sollen — nicht um in den unterirdischen Kornhauskeller von Bern, sondern in das Grab zu steigen, von dem keine Wiederkehr ist. Die ersten Beamten, Bundesräthe, anderwärts Minister genannt, haben sich hier neben einem Gevatter Handschuhmacher, einem Schneider mit kommunistischen Ideen, oder einem gefühlstiefen Schuhmacher niedergelassen und unterhalten sich mit ihm über „Dieß und Das, was sauset und was brauset", Professoren der Universität verschmähen die Gesellschaft von Straßenpflästerern nicht, und bedächtige Bauern führen lehrreiche Gespräche mit Großhändlern der Stadt. Jetzt wenden sich die Gäste gegen die herabführende Treppe, von wo lautes Gejauchze und Gejodel ertönt. Ein Trupp munterer Hanswurste und Bajazzos drängt sich auf dieser Himmelsleiter, den gewaltigen „Bär" an der Spitze. Mit ihren Pritschen nach Links und Rechts Schläge austheilend, bringen sie mit ihren Kabriolen, ihrem Rufen und Singen lustiges Leben in die Halle. Jetzt haben sie sich an einem Tische niedergelassen, um den trocken gewordenen Gaumen wieder anzufeuchten. Bald erhebt sich mit Würde der Bär, in der mächtigen Tatze einen Becher schwingend; an der Grenzscheide des Jahres bringt er einen feierlichen Trinkspruch auf das Wohlergehen Berns und der schweizerischen Eidgenossenschaft aus. Ein mächtiger Hochruf erfüllt den unterirdischen Raum, daß die Geister, welche die alten Fässer beherbergt haben, aufwachen und verwundert in die neue Zeit hineinsehen, die sie nicht begreifen können. Dann ertönt wie brausender Orgelklang aus tausend Männerkehlen das Lied: „Rufst du mein Vaterland", auf dessen Wogen wir hoffnungsfroh in das neue Jahr hinüberschweben.

Diese gemüthvolle Sylvesternachtfeier hat uns nicht abgehalten, uns in dem Kornhauskeller etwas näher umzusehen und einige Notizen über denselben in unser Taschenbuch einzutragen.

Längs den Mauerwänden ruhen altersgebräunte, mit edlem Naß gefüllte Fässer, mächtige Behälter, wie man sie vielleicht nur noch im bremer Rathskeller sieht, darunter solche, die sich selbst vor dem heidelberger Faß nicht zu schämen brauchen. Besonders zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, als in Bern noch die Aristokratie in Blüte stand, waren sie mit den auserlesensten Weinen gefüllt, und damals galt das Sprüchwort: „Venedig liegt auf Wasser, die Stadt Bern aber auf Wein", damals gehörten aber auch noch der reichen Patrizierstadt und Republik Bern die üppigen Weingelände des Waadtlandes und die reichen Fluren des Aargaus bis an den Rhein. Der 38—40 Fuß tiefe Kornhauskeller diente bis zum Jahre 1798 zur Aufbewahrung des obrigkeitlichen Zehent- und Zinsweins. Im Jahr 1783 wurde der in diesem Keller aufbewahrte Wein auf 6000 Saume (à 100 Maas) veranschlagt, davon waren 4000 Saume welscher und 2000 Saume deutscher Wein. Das größte und noch jetzt erhaltene Faß aus jener Zeit enthält 31,000 Maas. Gegenwärtig ist der Kornhauskeller mit seinem Schmuck von Lagerfässern an einen Privatmann verpachtet und in einen Ausschankkeller umgewandelt. Der Fässer zählt er 54; auf jedem steht der Rauminhalt in großen Ziffern geschrieben; wir lasen 2000; 3000; 4000; 4780; 6042; 13,311; 15,100; 17,600 Maas. Diese werden aber noch von drei andern übertroffen. Am einen Ende des Kellers ruht ein im Jahr 1863 frisch renovirtes, mit den 22 Kantonswappen geschmücktes, 23,100 Maas haltendes Faß, von einer Tribüne überragt. Am andern Ende des Gewölbes blickt uns ein zweiter Riese entgegen, ebenfalls mit einer Tribüne, reich vergoldet und mit dem Wappen Berns und der Jahreszahl 1863 geschmückt. Dasselbe hält nicht weniger als 256 Saume oder 25,600 schweizer Maas. Der dritte Riese ist der bereits genannte, aus der Blütezeit des Kellers stammende. Leider ist dieses Faß leck geworden; es dient nur noch zum Aufbewahren des feinen Flaschenweines — und erinnert also, trotz aller Freude und Lust, die es zeitweise umgeben, in diesem unterirdischen Raume an die Vergänglichkeit alles Irdischen.

Der Franzosenfresser.

Novelle von **W. Passauer.**

(Fortsetzung.)

2.

Morgens darauf war der Himmel trübe und bezogen. Ein leiser Regen fiel. Er fiel so still und sanft, wie sanfte Worte in ein gutes Herz; als wollte er die Menschen nur leise mahnen, auf ihrer Hut zu sein und sich vorzubereiten; man könne gar nicht wissen, was aus den grauen Wolken Alles noch herunterkommen könne.

Josephine hatte sich nur eben aus dem unruhigen, fieberhaften Schlaf emporgerissen. Mosjeh sollte heute Vormittags beerdigt werden, und sie wollte seinem Sarge mit reinem Gewissen, mit freiem Herzen folgen. Es lag ihr darum viel daran, das Geldstück, dessen Besitz sie drückte, los zu werden. Daneben war es ihr unwissentlich ein befriedigendes Gefühl, etwas Nothwendiges zu thun zu haben. Es trieb sie etwas aus dem Hause des Elends und der Armuth hinaus, sie wußte nicht was. Sie gehorchte gern und willig dem unbewußten Zwange.

Sie zog eilfertig das Beste von Kleidern an, was sie besaß; es war wenig und schlecht genug. Dann schlich sie die Treppe leise hinunter aus Besorgniß, die Alte zu begegnen und um das Geldstück von ihr angehalten zu werden. Als sie draußen auf die Straße trat, fiel der Regen eifriger und geschäftiger in größeren Tropfen. Sie kümmerte sich darum nicht. Wo es in den Nebenstraßen anging, drückte sie sich unter den vorspringenden Dächern längs der Häuser fort. In den breiten Hauptstraßen war es freilich schlimmer. Die stolzen, hohen Gebäude der Reichen haben mit armen Leuten wenig Erbarmen. Nicht einmal vor dem Regen mögen sie ihnen Schutz gewähren, ja die tückischen Rinnen, die das Wasser, wie Geizige, tropfenweise sammeln und in vollen, schäumenden Strömen, wie Verschwender, ausspeien, machen das Vorübergehen nur noch bedenklicher und gefährlicher. — Schon waren ihre Kleider durchnäßt. Es half ihr wenig, daß sie das Tuch über den Kopf nahm und rascher vorwärts schritt. Sie fühlte allmälig, wie die Nässe immer mehr an ihren Leib drang. In einem offenen Thorwege stand sie still, sah trübselig zum Himmel auf, ob der denn nicht endlich Mitleid haben wolle, und schüttelte das Wasser aus den Kleidern.

In diesem Augenblicke kam ein alter Herr die Treppe herunter, eine kleine, gedrungene Figur mit eisengrauen Haaren und einem weißen, kurzgeschorenen Schnurrbart. Die grauen, kleinen Augen lagen tief unter buschigen, pechschwarzen Brauen, und obwohl sie durchdringend von da aus in die Welt hinaussahen, konnten sie doch dem gutmüthigen Zuge um den Mund und der kräftig geschwungenen Nase keinen Abbruch thun. In dem Knopfloche seines grauen, langen Tuchrockes trug er das preußische eiserne Kreuz.

Während er nun den mächtig großen rothbaumwollenen Regenschirm aufspannte, blickte er seitwärts in das bleiche, vom Regen triefende Gesicht des schönen Mädchens, auf ihre zierliche, schlanke Gestalt und errieth ihre Verlegenheit.

„Du möchtest gerne weiter, mein Kind? Wo hinaus geht Dein Weg?"

„Nach dem Polizeigebäude!"

„Hm, nach der Polizei? Was hast Du, klares Ding, mit der Polizei? — Doch, was frage ich darnach! Willst Du mit unter meinen Schirm? Ich denke, es ist für uns Beide Raum darunter, komm'!"

Josephine erröthete, sie wußte nicht, ob es für sie schicklich wäre, mit dem alten Herrn, der ihr sehr vornehm dünkte, den Regenschirm zu theilen. Aber ein Blick in sein freundlich zulächelndes Gesicht beruhigte sie. Sie trat verschämt unter den Schirm und ging neben ihm.

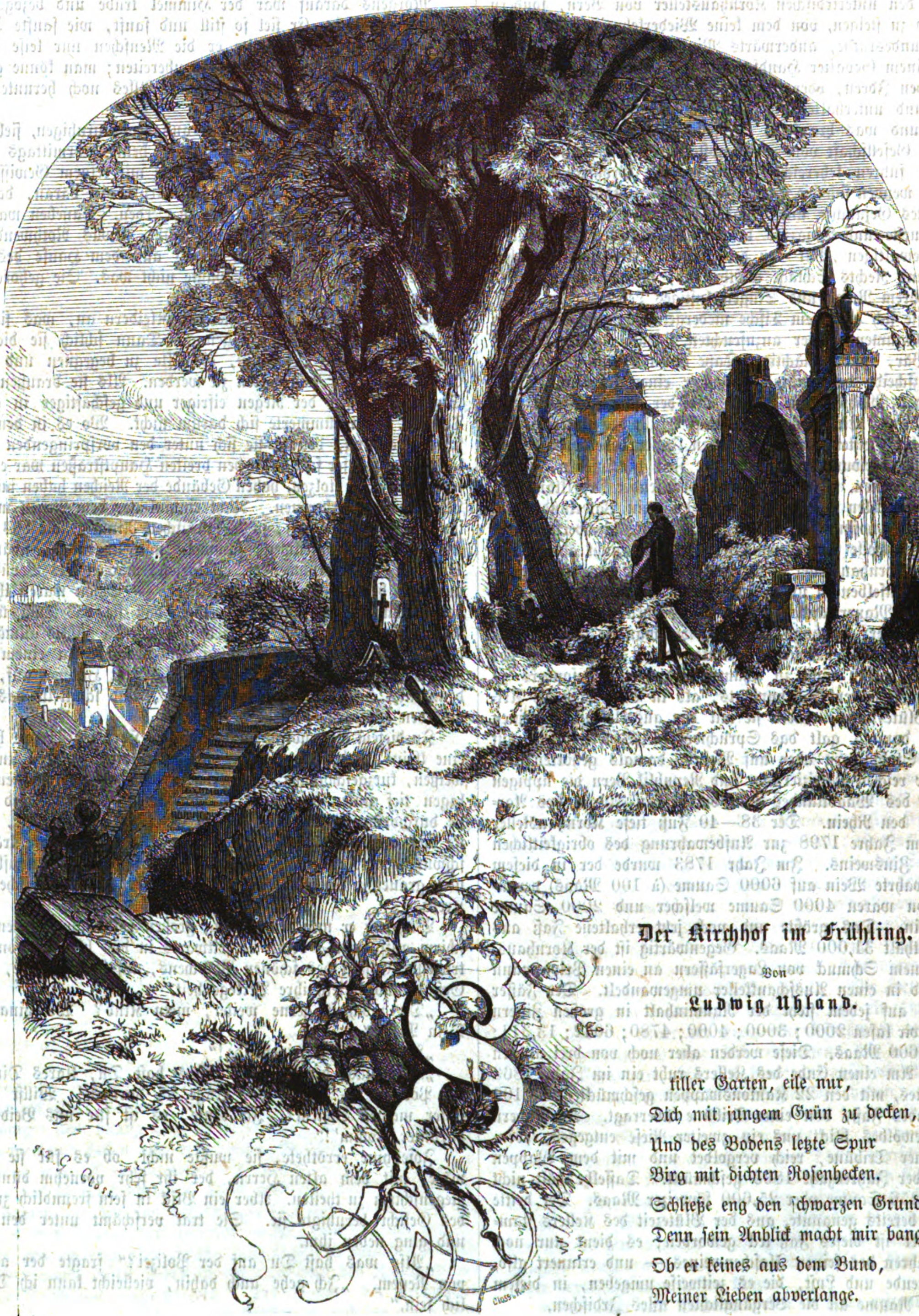
„Also was hast Du auf der Polizei?" fragte der alte Herr von Neuem. „Ich gehe auch dahin, vielleicht kann ich Dir dienlich sein."

„Ich habe ein Goldstück gefunden, und da es nicht mein ist,

(Forts. S. 149.)

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.



Der Kirchhof im Frühling.

Von

Ludwig Uhland.

Stiller Garten, eile nur,
Dich mit jungem Grün zu decken,
Und des Bodens letzte Spur
Birg mit dichten Rosenhecken.
Schließe eng den schwarzen Grund
Denn sein Anblick macht mir bange,
Ob er keines aus dem Bund,
Meiner Lieben abverlange.

will ich's dort abgeben. Ich habe mir sagen lassen, daß man gefundene Dinge nicht behalten darf."

„Ein Goldstück? Du?" — Der alte Herr blieb trotz des strömenden Regens stehen und musterte Josephine von Kopf bis zu Fuß, so daß sie die großen, dunklen Augen zu Boden senken mußte.



Der Kornhauskeller in Bern in der Sylvesternacht. Von Vollmar. (S. 146.)

„Wo bist Du her, mein Kind? Bist Du hier geboren und erzogen? Wohl nicht!" fragte er wieder weitergehend.

Josephine wurde noch verwirrter und verlegener. Was sie nicht wußte, konnte sie nicht gut sagen.

„Seit acht Jahren wohnen wir, Mosjeh und ich, in der Stadt. Wo ich geboren bin, weiß ich nicht. Ich glaube, Mosjeh hat's selber nicht gewußt."

Der alte Herr blieb wieder stehen und sah sie an.

„Wer ist Mosjeh? Was ist er für eine Art Mosjeh? Ist's Dein Vater?"

Josephine schüttelte den Kopf, und bei dem Gedanken, was Mosjeh jetzt war, und daß sie nun keinen Vater habe und Niemand auf der weiten Gotteswelt, der sich ihrer annehmen würde, traten ihr die Thränen in die Augen. Sie drückte einen Zipfel des Tuchs vor's Gesicht und vermochte weiter kein Wort zu sprechen.

„Nun, nun, mein liebes Kind, weine nur nicht gleich! — Beruhige Dich!" sprach der alte Herr tröstend, wieder stehen bleibend und ihre Wangen streichelnd, so daß die in dem strömenden Regen eilfertig Vorübergehenden verwundert auf die Gruppe der Beiden unter dem rothen Regenschirme blickten. — „Aber komm' nur mit mir — noch ein paar Schritte, und wir sind am Ziele. Da wollen wir weiter mit einander reden — hm! — Vorwärts, hier noch um diese Ecke, — da sind wir schon, — diese Treppe hinauf, — so, — wie das auch vom Himmel gießt, — ist das ein Regen! — Nun schüttle Dir die Kleider ab, — so, — und folge mir dann!"

Er ging durch das hohe Portal rechts ab in eine hohe, mit feuchtschwarzen Steinfließen ausgelegte Vorhalle. Dann in ein großes Zimmer, dessen Wände mit Repositorien voll staubiger Akten bestellt waren. Die daselbst an grünen Tischen sitzenden und eilfertig schreibenden Beamten sahen auf und blickten dem alten Herrn lächelnd und verwundert nach, wie er mit dem verschämten, schönen Mädchen an ihnen vorüberging.

In einem kleinen Hinterstübchen, seinem Bureau, hieß er Josephinen Platz nehmen, legte ab, setzte sich eine Brille bedächtig auf und stellte sich, einen Bogen Papier faltend, die Feder in der Hand, an ein Stehpult.

„Nun, mein liebes Kind, wollen wir Sie gebührend zu Protokollum abhören, zuerst ad generalia, dann ad specialia. — Also sagen Sie mir zunächst Ihren Namen und Stand. Sagen Sie mir die Wahrheit, denn Sie werden möglicherweise Ihre Aussagen beeidigen müssen. Ihr Name? — Ihr Alter?"

„Ich heiße Baptiste Josephine Bernard. Ich bin achtzehn Jahre alt."

„Gut, — achtzehn Jahre, gut! — Ihre Eltern?"

„Meine Eltern habe ich nicht gekannt."

Der alte Herr sah sie über die Brille forschend an.

„Wer hat Sie erzogen und wo haben Sie bislang gelebt?"

„So weit meine Erinnerung reicht, bin ich mit Mosjeh bald hier, bald dort gewesen. Bald in Städten, in Dörfern, in einsamen Weilern, bald länger, bald kürzere Zeit, die letzten acht Jahre hier am Orte."

„Am Orte! so. — Nun, wer ist Mosjeh? Was treibt er? Wovon lebt er?"

„Mosjeh ist todt, vor vier Tagen verstorben. Was Mosjeh in jungen Jahren gewesen, weiß ich nicht; darüber hat er nie mit mir gesprochen. Ich habe ihn stets als alten Mann, als meinen Pflegevater geliebt und hochverehrt, denn er sagte mir oft, daß er mein rechter Vater nicht sei, auch meine Eltern gar nicht gekannt habe. Ich habe ihn verehrt als einen Mann, dem ich mein Leben, meine Erziehung verdankte, der immer so liebreich, so nachsichtig, so milde zu mir war, wie er ernst und verschlossen gegen Andere sich gab. O er war ein so gelehrter und weiser Mann, der Tag und Nacht in lateinischen und griechischen Büchern und in der Schrift studirte und forschte und mir mittheilte, was er Schönes und Erhabenes darin gefunden. O, und wie gut und freundlich er stets zu mir war. Wie sein warmes Herz, sein weiches Gemüth sich aufschloß, wenn er selber wie ein Prophet in Begeisterung zu mir redete und sprach wie ein Hohepriester Gottes und der Natur. Sie hätten ihn sehen und hören sollen, mein Herr," sprach Josephine bewegt, die Hände faltend und die nassen Augen zum Himmel hebend, „wie er zu mir sprach von dem ewigen unerforschlichen Geiste, der die Welt regiert und Alles erfüllt mit seinem heiligen Odem, was da ist und Leben hat im Himmel und auf Erden; wie in Allem Eins ist und das Eine das Unvergängliche, Ewige, Freie, das im Menschengeiste waltet und im Grashalm denselben Gesetzen folgt, aber — doch verzeihen Sie, mein Herr, was rede ich zu Ihnen, das wollen Sie ja nicht wissen von mir! — Verzeihen Sie meiner Aufregung, meinem Unglücke! Wo werde ich nun einen Vater finden, nun Mosjeh todt ist?"

Der alte Herr hatte während der ersten Worte Josephinens regungslos vor sich auf seinen Bogen Papier geblickt und mit der Feder gekritzelt, dann aber allgemach den Kopf gedreht und ihr über die Brille hinweg ernst in's Gesicht gesehen. Im Verlaufe ihrer Erzählung zuckte er wiederholt mit der rechten und abwechselnd mit der linken Schulter ein paar Male heftig. Seine Kollegen kannten das und wußten, daß, wenn dieses Zucken oder Rucksen mit den Schultern losging, seine Theilnahme für irgend etwas sehr lebendig war.

Josephine schwieg und sah still weinend zu Boden. Der alte Herr richtete seine Augen nachdenklichst gegen die Zimmerdecke. Zwischen Zeigefinger und Daumen hielt er eine Prise, die er eben aus der silbernen Dose auf dem Tische genommen, in Kopfeshöhe eine Weile, ohne sie zu verschnupfen. Endlich schien er sich seines Amts zu erinnern. Er nahm die Prise hastig zu sich.

„Ja, Demoiselle, das ist sehr schön und gut, aber nicht ad rem. Das kann ich wirklich nicht zu Protokoll nehmen. — Also, wovon lebt Herr Mosjeh?"

„Auch darüber vermag ich nicht Auskunft zu geben. In den ersten Jahren unseres Beisammenlebens hatte er viel Geld — von auswärts bekam er nichts geschickt — er muß wohl ein großes Vermögen besessen haben. Später aber reichte es für unsere Bedürfnisse nicht aus, da er viel den Armen gab und Viele seine Güte mißbrauchten. Da wurde denn ein kostbares Silbergeräth, ein Möbel nach dem andern veräußert, und als gar die Krankheit ihn ergriff, war kaum das Nöthigste mehr vorhanden, und es wurde das Letzte verkauft. — O, mein Herr," fuhr Josephine schluchzend fort, „das war eine traurige Zeit. Ich konnte nichts verdienen, da ich immer um ihn sein mußte, ihn nicht verlassen durfte. Als er ruhig starb und seine lieben Augen brachen, hielt er noch meine Hände fest, als wären sie das Letzte, was er im Leben besitze, was er nicht lassen wollte! — O, und nichts war vorhanden, ihn zu beerdigen; da mußten fremde Leute in's Mittel treten, und auf Kosten der Stadt wird seine Beerdigung besorgt. O, wie ist es ein schmerzliches Gefühl, so ganz arm zu sein und ganz verlassen, wie ich es bin!"

Der Schmerz kam über sie und versagte ihr zu sprechen.

Der alte Herr schien das Protokolliren aufgegeben zu haben, sah wieder an die Decke hinauf und zuckte sehr heftig mit den Schultern.

„Also nichts hat Mosjeh hinterlassen — nichts?"

„Nichts," sagte Josephine, seine Papiere alle mußte ich auf sein Geheiß acht Tage vor seinem Tode verbrennen, auch seine Bücher. Als sie die Flammen verzehrten, wie sah er da so traurig in die Glut. Es sollte nichts von ihm bleiben, nichts, sagte er, und seit dem Augenblicke hat er beinahe nicht mehr gesprochen. Nur —"

„Nur? nur?"

„Nur ein kleines Kästchen gab er mir und ließ mich schwören, es nur im äußersten Nothfalle, in größter Bedrängniß zu öffnen."

„Und was ist in dem Kästchen?"

„Mein Herr, ich habe geschworen —"

„Nun gut, gut, — und was wird aus Ihnen, — was wollen oder können Sie thun, Ihr Leben zu fristen?"

„O, das ist eben mein Unglück, — ich bin ganz fremd hier, — wir hatten mit Niemand Umgang, — ich kenne Niemand. Arbeiten kann ich und will ich auch gerne, — aber wie soll ich's anfangen, an wen mich wenden, wer wird mich in sein Haus aufnehmen?"

Der alte Herr hatte wieder sehr nachdenklich in die Höhe gesehen und heftig mit den Schultern gezuckt. Dann legte er hastig die Feder aus der Hand und die Brille ab.

„Kommen Sie, Demoiselle, mit mir in Ihre Behausung — wie heißen Sie doch?"

„Josephine."

„Also, Demoiselle Josephine, kommen Sie mit mir. Wir wollen sehen. Vielleicht läßt sich's thun."

Er sah sie fest und forschend an, den Ueberrock anziehend und nach Hut und Stock langend.

„Kommen Sie mit zu Mosjeh! — Die Menschen sind schlimm, sehr schlimm und böse, und junge Personen, wie Sie, haben rothes, warmes Blut, sehr rothes und sehr warmes Blut! — Sie würden es böse und schlimm unter den Menschen haben. — Vielleicht wird sich's thun lassen, Demoiselle! — Wegen des Geldstücks sprechen wir später. — Kommen Sie!"

Der Regen hatte aufgehört und die helle, heiße Julisonne trank die feuchte Luft in vollen Zügen auf. Bald standen sie vor dem Hause Mosjeh's. Sie traten ein.

3.

Dem alten Herrn war es unterwegs warm geworden. Er hatte kein Wort gesprochen und nur hin und wieder bald mit der einen, bald mit der andern Schulter heftig geruckst. Er war demnach äußerst aufgeregt.

In dem vorderen Zimmer Mosjeh's sah es öde und leer aus. Ein wackliger Tisch mit zerbrochener Platte und abgeriebenen Beinen, ein alter, hoher Lehnstuhl, der auf drei wurmstichigen Füßen gegen die Wand gelehnt so melancholisch dastand und wer weiß von welchen Dingen träumte, die er erlebt, und an alle Die dachte, an die Schönen und Guten, an die Bösen und Häßlichen, denen er in jungen Jahren redliche Dienste geleistet, waren das ganze Meublement.

Die Thüre nach der hinteren Schlafkammer war geöffnet, das Fenster ausgehoben und den Laden geschlossen. Durch einen breiten Riß in demselben fiel in dem dunklen Zimmer ein Sonnenstreifen, wie ein Ordensband, über die Leiche Mosjeh's, die in der Mitte des Zimmers auf drei Stühlen in einem einfachen schwarzen Sarge stand. Der Sonnenstreifen schnitt in scharfer, heller Linie gerade über das Herz des Todten, als wollte er dieses vornehmlich auszeichnen vor dem übrigen irdischen Leibe, und dennoch spielten in demselben tausend und aber tausend Staubatome sichtbar durcheinander, deren jedes der Liebe Gottes so werth war, wie das Herz des todten Mannes.

Josephine führte den alten Herrn in diese Kammer und kniete an dem Sarge nieder, leise betend und weinend. Der alte Herr stand davor, die Hände gefaltet, und sah ernsten Blickes der Leiche in das hagere, blasse Gesicht, dessen edle Züge, die hohe, marmorglatte Stirne und römisch längliche Nase deutlich hervortraten. Der alte Herr schien von dem Anschauen tief bewegt. Er ruckste unruhig und heftig mit den Schultern, beugte sich vor und zurück und trat endlich ganz dicht an den Sarg.

„Lassen Sie mich einen Augenblick allein, Demoiselle! Ich bitte sehr!"

Josephine stand leise auf und verließ das Zimmer, worauf der Alte die Thüre schloß und, wie sie aus dem Geräusche entnahm, den Fensterladen öffnete.

Es dauerte eine Viertel-, eine halbe Stunde. Nichts rührte sich in dem Leichenzimmer. Es war ganz still. Josephine wurde unruhig, besorgt. Sie öffnete leise die Thüre. Das Zimmer war tageshell. Der volle Sonnenglanz beschien Brust und Gesicht Mosjeh's. Der alte Herr saß vor der Leiche, beide Hände auf den Rohrstock und die Stirne auf die Hände gebeugt. Beim Aufgehen der Thüre hob er langsam den Kopf und sah Josephine, die Leiche und die Umgebung an, als ob er eben aus tiefem, tiefem Traume erwache.

„Gut, — sehr gut!" sagte er dann leise und erhob sich. Er schloß den Fensterladen und führte Josephine in das Vorderzimmer bis an das Fenster.

„Ich hab's beschlossen, mein liebes Kind," sprach er ernst und leise; „es wird sich thun lassen. Ich bin der Polizeirath Krengel, hab' nicht Weib, nicht Kind zu Haus, bin alt und bedarf der Pflege. Wollen Sie in mein Haus kommen und die Sorge für meinen kleinen Haushalt übernehmen, — soll mir's sehr angenehm sein. Haben Sie Vertrauen zu mir, wie ich's zu Ihnen habe. Ich versteh' mich etwas auf Menschengesichter, — mein Beruf bringt das so mit sich, und ich habe in Ihren Zügen Gutes und Liebes gelesen, — wollen Sie mein Anerbieten annehmen, so schlagen Sie ein!"

Er reichte Josephinen mit freundlichem Blicke die Hand. Josephine warf sich überrascht und verwirrt zu seinen Füßen, seine Hand mit Küssen bedeckend. Der Wechsel der Empfindungen, am Morgen und die Tage zuvor die tiefste Trauer und jetzt die Freude erstickte ihre Stimme. Sie weinte laut und heftig.

„Beruhigen Sie sich, mein Kind, ich fühle mit Ihnen, was Sie bewegt. Man findet nicht immer gleich einen zweiten Vater, wenn man den ersten verloren. — Doch jetzt gehen Sie hinauf in Ihre Kammer, packen Sie von Ihren Sachen das Nothdürftigste zusammen, dann kommen Sie herab, — das Uebrige werde ich besorgen, — schicken Sie die alte Frau, die hier die Wache hatte, zu mir. Noch eins. Wissen Sie denn gar nichts von der Vergangenheit Mosjeh's? Mir liegt es wie ein trüber Nebel vor dem Gedächtnisse, wie ein Schleier vor den Sinnen. Ich meine, ich bin Mosjeh schon einmal im Leben begegnet, ich mein', ich habe das Gesicht schon wo und wann gesehen. Hm, hm, hätte der Tod ihn nicht verändert, könnt' ich in seine Augen sehen, ich meine, ich müßte den Mann kennen. Aber so — vielleicht täuscht es mich auch — aber doch — nun, wissen Sie gar nichts von seiner Vergangenheit, bevor Sie zu ihm kamen?"

Josephine war keiner Worte mächtig. Sie schüttelte stumm verneinend den Kopf und verließ dann auf das wiederholte Geheiß des Polizeiraths das Zimmer, um in ihre Kammer hinaufzugehen.

Oben stand sie eine Weile regungslos, die Hände vor die Augen drückend. Dann ging sie schnell an's Werk, öffnete eine Kommode, legte Wäsche und Kleider zusammen, mitten hinein in das winzige Gepäck ein einfaches schwarzes Kästchen von Mahagoniholz mit einem silbernen Kreuz auf dem Deckel. Kleinigkeiten, Bänder, ein paar Bücher wurden mit eingepackt, Anderes bei Seite gelegt, um den Flammen geopfert zu werden. — Wer je an einem bedeutungsvollen Abschnitt seines Lebens aufgeräumt hat unter dem Vielerlei, das einen schönen Augenblick des Aufbewahrens werth geachtet wurde und dann nach Verlauf von Jahren an Werth und Beutung verloren, der kennt das wehmüthige Gefühl, das dabei über das Herz kommt. Jedes Stück, das wir in die Hand nehmen, ist, wenn nicht mehr, mindestens eines Gedankens werth. Diese Schleife, welche Freude, als sie den Hut zierte; dieses vertrocknete Kleeblatt, welche Hoffnungen erregte es einst; diese blitzende, verbogene Nadel von Email, wie zitterte die Hand vor Erwartung, als sie in dem Schleier befestigt ward; dieses verschossene Band, wie verlegen selig war der Blick, mit dem man Dir das Verlorene wieder gab; dieser Kranz von Veilchen und Moos, wie viele Thränen flossen darauf, als Du ihn am Grabe der kleinen, ach, nun so lange schon vergessenen Freundin bandest. Dieses knitternde, gelbe Eichenblatt, o wie weit, wie weit ist's hin dort, wo der stolze Baum grünt am Ufer des Rheines, von dem Du das Blatt zur Erinnerung an einen seligen Augenblick gepflückt; dieser Strauß von Haideblumen, er spricht von guten Stunden am Ufer der Elbe und den sächsischen Bergen, wo Du ihn am Hute trugst, und diese dürre, welke Rose — Josephine sah lange auf diese Rose, und über ihr bleiches Gesicht flog eine tiefe Röthe, als sie diese welke, dürre Rose andächtig leise neben das Mahagonikästchen legte.

Nun war's gethan. Sie legte das Päckchen, das ihre Schätze barg, sorgfältig bei Seite. Dann zündete sie Feuer im Ofen an. Bald leckten und glühten die Flammen um und durch diese einst so theuren Kleinigkeiten, und mit dem Rauche flogen die Gedanken hin, die Erinnerung und das Angedenken, flog manche Freude, manche selige Thräne in die Lüfte. Sie lösen sich ab von ihrem Herzen; freier wurde das Herz, aber auch leer. Was zurückblieb, war Asche und Staub.

Sie ward aus ihren Gedanken gestört. Die Thüre wurde heftig aufgerissen und die verdrehte Figur der alten Grete schoß sich in die Kammer, lachend und höhnisch grinsend.

„Sephchen, schönes, hast Du ein Glück mit alten Herren, hi, hi! hi! Kaum ist einer todt und noch nicht unterm Rasen, hast den andern auch schon gegabelt, geankert, Bord an Bord. Hat mir Alles gesagt, der noble Herr Polizeirath. Ein Biedermann ist er, ein echter Biedermann von einem Polizeirath, wie solche Biedermänner just sind von der Polizei! Hi, hi, hi! Hakt ihn fest, Sephchen, laß den nicht los, hat Gold, Gold der Herr Rath, hat Dukaten, güldene, richtige Dukaten! — Kenn' ihn, kenn' ihn,

wie er noch Sekretarius war und in den Krieg ging und ließ daheim Frau und Kind, Frau und Kind — war böse genug die Frau, böser wie zehn andere, und er ging in den Freiheitskrieg Anno Zwölf, Gott der Herr weiß, an welche Freiheit er da gedacht! Aber hat sie bekommen, die Freiheit, hi, hi, hi! die richtige Freiheit, denn die Frau Eheliebste war todt, als er heimkam, todt geärgert und gezankt und nur seinen Jungen fand er noch, der jetzt Ingenieur und Meister ist in Paris. Ein feines Jungchen, ein hübsches Jungchen, der Leonard! — Aber mich wirst vergessen, Sephchen, vergessen, hi, hi, hi! Hast nicht was zu schenken, Kind? — Laß mir die Bettchen, bin alt, alt und das Schlafen auf Stroh thut den alten Knochen weh! — Möchte auch gerne Mal warm und weich schlafen, wie damals, als ich jung war und schön — laß mir die weichen Bettchen, Kind!"

„So nimm die Betten, alte Gret', und schwatz nicht so tolles Zeug durcheinander — mir ist so schon der Kopf heiß und wirr genug — laß mich und geh'!"

„Glaub's schon, glaub's! Sephchen, schönes, was wird Dir der Kopf nicht heiß sein von all' dem Glück mit alten Herren, hi, hi, hi! — Geh' schon, geh' schon. — Aber was sollt' ich Dir doch sagen gleich — ja — sollst nur gleich hinunter kommen mit Deinen Sachen — wartet schon die Droschke, die ich hab' holen müssen — fährst wie 'ne Dame, wie 'ne rechte Dame in des Herrn Raths Haus. — Aber vergiß mich nicht, Kind, vergiß die alte Grete nicht — weißt, wo ich wohn', bin immer zu Haus für Dich — so Du mich brauchst — könnt' Dich lieb' haben, wenn Du nicht so stolz wärst — hi, hi hi! wirst mich brauchen, wirst auch vorsprechen bei mir zu seiner Zeit. — Nun lauf' nur nicht so schnell hinunter — Eile mit Weile; kommt Zeit, kommt Rath; hi, hi, hi! Jugend hat keine Tugend — Vorgethan und nachbedacht — wie das die Treppe hinunterspringt. — O Jugend, Jugend! Muß nur nach — der Herr Rath wird wohl auch für mich ein Guldchen haben, hi, hi, hi! ein Guldchen aus alter Connaissance!"

Damit schumpelte auch die Alte die Treppe hinab und kam leider nur eben zur Zeit unten an, um den Rath und Josephinen fortfahren zu sehen.

Nachmittags wurde die Leiche Mosjeh's zur letzten Ruhe geleitet. Nur ein Wagen folgte dem Sarge und in diesem saß Josephine. Sie allein legte einen grünen Eichenkranz auf seinen Sarg; sie war's allein, die voll wehmüthigen Schmerzes eine letzte Handvoll Erde in seine Gruft zu Häupten gleiten ließ; sie allein war's, die bittre Thränen weinte, als die Schollen hart und dumpf auf seinen Sarg polterten, und sie allein, die mit nassen Augen Gottes Friede auf das Herz des einsamen guten Mannes herabflehte!

Vom Kirchhofe kehrte sie in ihre neue Heimat zurück und richtete sich mit Hülfe der Dienstmagd des Raths ein.

Was im Hause Mosjeh's zu besorgen war, hatte der Polizeirath zu besorgen übernommen. Auch das gefundene Goldstück ward nicht vergessen und Josephine nochmals ad generalia und specialia ausführlich darüber vernommen und der Fund sub titulo an herrenlosen Sachen zur Hauptkasse des Fiskus ordnungsmäßig abgeführt.

4.

In dem kleinen Hause des Polizeiraths, das in einem entlegenen Stadttheile lag und von ihm allein bewohnt wurde, machte sich die ordnende, säubernde und in Kleinigkeiten verschönernde Hand Josephinens bald bemerklich. Das Kleinste und Unbedeutendste wird unter weiblicher Hand Zeugniß des innerlichen harmonischen Wesens. Die Frau wirkt im Kleinsten Großes. Der Mann bedarf im Kleinen wenigstens großer Ziele und Zwecke, sonst verschwindet er im Kleinen selbst zur Unbedeutendheit.

Die zarten Rosen auf Josephinens Wangen kehrten desto frischer zurück, je länger sie die Rosen in dem aus langer Wüstheit neuerstandenen Gärtchen hinter dem Hause pflegte. In dem frischen Sonnenschein ihrer stillen beschränkten Wirksamkeit entfaltete sich ihr eigenes Wesen in schönerer äußerer und innerer Gestaltung.

Der Polizeirath hatte seine Freude daran und fühlte sich in seinem Heimwesen glücklicher und zufriedener als je. Er äußerte sich zwar darüber nicht; denn in gewöhnlichen Lagen der Dinge viele Worte zu machen, war nicht seine Art. Aber, war er allein und übersah verwundert die Veränderungen, die in seinem Hause seit Josephinens Anwesenheit vorgegangen, dann trat immer von Neuem der freundliche Zug um seinen Mund lebhafter hervor. Er stand dann wohl in der Mitte seines Wohnzimmers, zwischen den dankbar grünenden Beeten im Garten und lächelte vergnüglich und zuckte recht lebhaft mit den Schultern.

Josephine hatte oben einen kleinen Erker nach dem Garten inne, dessen farbige Fenster-Mosaik dem saubern einfachen Stübchen je nach dem Außenlichte eine immer wechselnde Beleuchtung gaben. Nach vollbrachtem Tagewerk, in stillen Feierstunden ihres Gemüthes holte sie wohl das Kästchen mit dem silbernen Kreuze und die verwelkte Rose hervor und saß vor ihnen träumend und voll wehmüthiger Erinnerung an Vergangenes. Was sie mit Schmerz und Trauer vermißte, die Heimat, das Elternhaus, das Mutter- und Vaterherz — durfte sie noch hoffen, aus dem Kästchen darüber Aufschluß zu erlangen? Sollte ihre Sehnsucht durch den Inhalt dieses Vermächtnisses wohl je gestillt, befriedigt werden? — Der Rath hatte nie mehr nach dem Inhalte des Kästchens gefragt. Er ehrte das fromme Pflichtgefühl seiner schönen Pflegerin auch darin und mied es, an eine Saite zu schlagen, von deren Berührung er sich einen heitern Wiederklang nicht versprechen durfte.

Von seinem Sohne in Paris erhielt er je zuweilen Briefe. Von ihrem Inhalte erfuhr Josephine nur so Allgemeines, daß sie über die Verhältnisse des Sohnes vom Hause nicht genau unterrichtet wurde. Aus einzelnen Andeutungen durfte sie entnehmen, daß der Aufenthalt desselben in der Hauptstadt Frankreichs dem Vater nicht zum Besten gefiel. Es gehörte zu den Schwächen des alten Freiheitskämpfers, daß er Land und Volk gründlich haßte, von dem über Deutschland so viel Unheil gekommen. Nur für dieses Unheil hatte er Einsicht. Für das Gute, das der nachbarliche Verkehr der Länder untereinander, selbst die feindselige Berührung und die Knechtschaft unter der Eisenhand Napoleon's für Deutschland zu Wege gebracht, fehlte ihm das Verständniß, oder vielmehr, er wollte nicht verstehen und schloß sich eigensinnig und starr, wie er in seinen Ansichten war, von jeder Zumuthung in diesem Bezuge ab.

(Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Präservativmittel gegen die Cholera. Als solches dient, laut der Mittheilung in einem der neuesten Hefte von „Unsere Zeit", auf vielfache Erfahrungen bei dem Auftreten dieser Seuche in Frankreich gegründet, das Tragen einer Platte dünnen Kupferblechs auf bloßer Haut, und Morgens und Abends ein paar Tropfen aufgelöstes Kupfersalz zu nehmen.

*

Lebenszähigkeit eines Hundes. Ein Jäger glaubte seinen Hund verloren zu haben; schon waren zwei Wochen verflossen und er hatte sich darein ergeben, das treue Thier zu missen, als er zu seinem großen Erstaunen dasselbe in einer entlegenen Kammer eingesperrt fand, wohin selten Jemand kam. Das arme Thier lebte noch, aber sein Zustand zeigte deutlich, wie sehr es gelitten. Während siebenzehn Tagen hatte es zu seiner Nahrung nur zwei Talglichter und etwas Wasser gehabt, das zufällig im Zimmer sich befunden hatte. Man beeilte sich, dem Gefangenen die geeignete Pflege zukommen zu lassen, der sich bald von den Folgen seines Fastens erholte und jetzt nach wie vor seinen Herrn auf die Jagd begleitet.

Räthsel.

Dreisylbig ist das ganze Wort;
Verdoppelst bei der ersten Du das letzte Zeichen,
So nennet sie Dir einen Ort,
Wo durch des Wassers Kraft des Körpers Leiden weichen.
Der schöne Ort, allüberall bekannt,
Gehöret längst nicht mehr zum deutschen Vaterland.

Die zweite, ein klein Wort,
Das fest und stark verneint.
Und sagt Dir Jemand dieses Wort,
So weiß ich, daß als Du er anders meint.

Die dritte gibt uns keinen Sinn,
Sie hängt sich nur als deutsche Endung an das Ganze hin.
Ein europäisch Land nennt Dir das Ganze,
Kommst Du dorthin, man bittet Dich zum Tanze.



Violette fleht die alte Haushälterin um Schutz an. (S. 155.)

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von **E. Braddon.**

(Fortsetzung.)

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Wagen, in dem Violette saß, fuhr mit großer Schnelligkeit den Strand entlang, aber bog zu ihrem unbeschreiblichen Schrecken nicht nach der Waterloobrücke ein. Heftige Angst bemächtigte sich ihrer, indem sie dachte, daß der Kutscher aus Unkenntniß oder Dummheit den Weg verfehle, und daß dadurch eine kostbare Zeit verloren gehe. Sie zog an der im Wagen befindlichen Glockenschnur, allein der Mann schien es nicht zu beachten und seine Pferde nur noch mehr anzutreiben. Schon hatte der Wagen Temple Bar passirt und rollte ungehindert durch Fleetstreet, wo um diese Zeit nur wenige Fuhrwerke zu sehen waren. Violette versuchte das Fenster herunter zu lassen, und es gelang ihr nach einiger Zeit; sie rief dem Kutscher zu, aber er achtete auch darauf nicht. Vielleicht war ihre Stimme unter dem Rasseln der Räder nicht hörbar. Außer sich vor Angst bei dem Gedanken an ihre kranke Mutter, wollte sie selbst mit Gefahr ihres Lebens aus dem Wagen springen; doch die Thür war, wie sie sich überzeugte, mittelst eines Schlüssels verschlossen. Nunmehr begann sie an die vorderen Wagenfenster zu klopfen. Das mußte der Kutscher jedenfalls hören. Dennoch wandte er auch jetzt nicht einmal den Kopf um und ließ alle ihre Anstrengungen unbeachtet.

In diesem Augenblicke rollte der Wagen durch Smithfield und gelangte wenige Minuten später nach Bishopsgatestreet. Violette strengte alle Kraft ihrer Augen an, um zu entdecken, in welcher Gegend sie sich befinde, allein der Stadttheil war ihr völlig unbekannt. Jetzt ergriff sie Verzweiflung. Der Wagen sauste weiter, die Lampenlichter flogen an ihr vorbei, und die Hufschläge der Pferde schienen in ihrem Gehirne wiederzuhallen. Allmälig wurden die Häuser seltener, und eine Landstraße mit Bäumen zeigte sich ihr, welche sich in das Unendliche auszudehnen schien. Nunmehr sah sie ein, daß sie das Opfer des schändlichsten Betruges war, aber zweifelte noch immer nicht daran, daß ihre Mutter wirklich krank sei. Ihre Aufregung war zu groß, als daß sie die Ereignisse dieser Nacht mit Klarheit hätte beurtheilen können. Sie hielt ihre Mutter für krank und glaubte nur, daß irgend ein Elender die teuflische Grausamkeit begehen wolle, sie von derselben fortzureißen. Die Augen starr auf die lange und düstere Landstraße gerichtet, rief sie in ihrer Todesangst den Beistand des Himmels an. Nach einer raschen Fahrt von ungefähr zwei Stunden hielt der Wagen vor einem Wirthshause an.

Es schien, als wenn die Reisenden erwartet worden wären, denn obgleich Mitternacht längst vorüber war, kam ein Mann sogleich aus dem Stalle heraus, sobald die Pferde still standen. Die Thüren der Schenke waren geschlossen, die Fenster dunkel, und die Bewohner schienen längst zu Bette gegangen zu sein; aber der Hof, wo sich der Stall befand, war offen und von einem Lichte erhellt. Es wurde keine Zeit verloren. Während ein Mann die mit Schaum bedeckten Pferde des Wagens abspannte, zog ein an-

derer frische Pferde aus dem Stalle hervor. Dieses Verfahren erhöhte noch Violettens Schrecken und Staunen. Alles, was vorging, war ihr unerklärlich wie ein Traum. Sie steckte den Kopf durch das Wagenfenster und sah in geringer Entfernung einen großen Mann stehen. „O, um Gotteswillen," rief sie, „wer Sie auch sein mögen, erklären Sie mir dieses Räthsel! Weßhalb hat man mich hierher gebracht? Wer kann so grausam sein, eine Tochter ihrer sterbenden Mutter zu entreißen?" Der Fremde näherte sich dem Wagenfenster. Sein Gesicht war unter der breiten Krempe des tief herabgedrückten Hutes verborgen, und ein Shawl umhüllte seinen Hals und sein Kinn. Die Nacht war dunkel, und Violette konnte daher unmöglich den Marquis Roxleydale erkennen, den sie nur einmal flüchtig an diesem Abende gesehen hatte. „Haben Sie Mitleid mit einem unglücklichen Wesen!" rief sie. „Wenn Sie ein Herz, wenn Sie das leiseste menschliche Gefühl haben, so erbarmen Sie sich meiner und führen Sie mich nach London und zu meiner Mutter zurück!" — „Meine Dame," erwiederte der Marquis, „ich bitte Sie, lassen Sie sich nicht vom Kummer überwältigen. In Betreff Ihrer Mutter kann ich Sie beruhigen. Ihre Krankheit war nur eine Erfindung und sie befindet sich meines Wissens gegenwärtig so wohl wie immer." — „Sie ist nicht krank? . . . O mein Gott, Dank, Dank! . . . Und der Brief — der Brief des Arztes . . .?" — „War Theil einer kleinen List, die Sie, wie ich überzeugt bin, verzeihen werden, sobald Sie den Beweggrund kennen." Während dieser Worte waren die frischen Pferde angespannt worden und der Kutscher hatte seinen Sitz eingenommen. Ehe Violette eine neue Frage an ihn richten konnte, war der Marquis mit einer Verbeugung verschwunden und der Wagen rollte auf der dunklen Landstraße weiter.

Im ersten Augenblick erfüllte kein anderes Gefühl Violettens Brust, als das inniger Dankbarkeit gegen die Vorsehung. Aller Bemühungen ungeachtet vermochte sie sich nicht die Beweggründe zu diesem geheimnißvollen Verfahren zu erklären. Wenn sie vorher von den Bewerbungen eines Anbeters mit unlauteren Absichten belästigt worden wäre, so würde sie vielleicht vermuthet haben, daß mit dieser nächtlichen Fahrt eine Entführung beabsichtigt sei; allein sie glaubte noch von Niemand gekannt und bemerkt worden zu sein. Wer konnte also ein Interesse dabei haben, sie von ihrer bescheidenen Wohnung und der geliebten Mutter fortzuziehen, der ihre Entfernung namenlose Angst bereiten mußte? Vergebens bemühte sie sich, eine Antwort auf diese Frage zu finden. Endlich sank sie erschöpft in eine Ecke des Wagens.

Gegen drei Uhr Morgens endlich hielt der Wagen vor einem großen eisernen Gitter zwischen zwei mächtigen steinernen Pfeilern, auf deren jedem ein von Epheu überwachsenes Wappenschild angebracht war. Eine Glocke wurde angezogen, welche einen seltsamen, laut schallenden Ton in der Stille der Nacht verbreitete. Dann folgte eine Pause, während deren Violette Zeit hatte, die gewaltige Pforte zu betrachten, welche in dem nächtlichen Dunkel einen sehr düstern Anblick gewährte, bis die Glocke zum zweiten Male gezogen wurde. Diesesmal war sie gehört worden, denn ein Mann trat mit einem Schlüsselbunde und einer Laterne in der Hand aus der Portierswohnung hervor. Er öffnete das Gitter, das sich knarrend in den verrosteten Angeln drehte, und der Wagen fuhr durch die Pforte und in eine lange Allee hinein, durch deren Bäume der Wind heulend strich. Am Ende der Allee rollte der Wagen über eine Brücke, unter der Violette eine große Wasserfläche wahrnahm, welche einen breiten Graben füllte. Hinter der Brücke passirte der Wagen eine Wölbung und hielt endlich vor einem düsteren Gebäude, welches ganz das Ansehen eines Feudalschlosses hatte und im Dunkel der Nacht einen wahrhaft erschreckenden Anblick gewährte. Der Marquis trat an die Wagenthür, öffnete sie und half Violetten aussteigen. Das arme Mädchen war durch die Ereignisse der Nacht körperlich und geistig völlig erschöpft. Sie wankte und würde auf den mit Moos bedeckten und schlüpfrigen Steinen des Pflasters ausgeglitten sein, wenn Lord Roxleydale sie nicht gehalten hätte. „Wo bin ich?" murmelte sie mit schwacher Stimme. „Weßhalb hat man mich hierher gebracht?" — „Haben Sie nur ein wenig Geduld, mein schönstes und theuerstes Wesen!" sagte der Marquis in zärtlichem Tone. „Ueberlassen Sie sich jetzt der Ruhe, ohne weitere Fragen zu thun. Morgen werden Sie Alles erfahren." Ein Schrei entfuhr der Brust Violettens. In dem Tone dieses Mannes lag etwas, vor dem ihr Herz erstarrte. Es war der Ton eines triumphirenden Anbeters, eines Wüstlings, welcher glaubte, daß sein Opfer in seinen Händen sei und ihm nicht mehr entrinnen könne. Obgleich unschuldig und unerfahren, erkannte sie dennoch instinktmäßig die Gefahren ihrer Lage, und ihr natürlicher weiblicher Muth erwachte. „Weßhalb hat man mich hierher gebracht?" fragte sie, sich von Roxleydale's Arm loswindend. „Und wer sind Sie, niedriger Mensch, der ein so feiges Komplot gegen ein armes, wehrloses Mädchen hat ausführen können? Nur ein Elender konnte dessen fähig sein, denn gegen jeden Anderen würde meine Hülflosigkeit mich geschützt haben." — „Liebe Miß Watson," sagte der junge Marquis, welcher sich in der That etwas zu schämen begann, aber dennoch alle Kraft aufbot, um nach Maßgabe der ihm von seinen falschen Freunden gegebenen Rathschläge fortzuhandeln, „liebe Miß Watson, wenn Sie die unbegrenzte Verehrung, die innige Liebe kennten, welche mich diesen Plan haben fassen und ausführen lassen, so würden Sie mir gewiß verzeihen. Gestatten Sie, daß ich alle weiteren Erklärungen auf morgen verschiebe. Dieses einsame Haus gewährt Ihnen eben so viel Sicherheit, wie das Dach, unter dem Sie gestern geschlafen haben." Aus dem Tone dieser Worte sprach Wahrheit. Violette war fast ohnmächtig und hatte nicht mehr die Kraft zu einem längeren Kampfe, um sich der Macht ihres Verfolgers zu entziehen. Sie sank auf eine Eichenbank des Vorsaals, der nur von einer düsteren Lampe erhellt war, und in dem eine kalte, feuchte Luft wie in einem Todtengewölbe herrschte. Für einen jungen und reichen Mann, den Besitzer von vielen schönen Schlössern und Landhäusern, konnte natürlich der Aufenthalt in diesem düsteren Gebäude nicht angenehm sein. Aus diesem Grunde war es auch von dem jungen Marquis seit dem Tode seines Großvaters nie besucht worden, der sich, ein excentrischer alter Mann, die unfreundlichste seiner Besitzungen zum Wohnort gewählt hatte. Eine alte Frau war dem Marquis und seiner Begleiterin in den Vorsaal vorangeschritten. An diese wandte sich jetzt der Lord und übertrug ihr die Sorge für Violetten. „Sie haben meinen Brief erhalten?" fragte er mit lauter Stimme, mußte aber dennoch seine Frage wiederholen. — „Ja, Mylord, ja, ich habe den Brief erhalten," murmelte die Alte, „und Alles ist zum Empfange der jungen Dame bereit. O, sie hat ein hübsches, gutmüthiges Gesicht, nicht wahr, Mylord? Aber so blaß sollte eine junge, eben erst verheirathete Frau nicht sein. Ich sah einmal eine schöne und recht heitere Frau in dieses Haus kommen, aber das ist lange, lange her, und seitdem ist hier Alles anders geworden." — „Sie ist etwas schwachsinnig, Miß Watson," sagte der Marquis entschuldigend. „Sie werden es hoffentlich nicht beachten!" Violette neigte bejahend den Kopf und reichte der alten Frau mit freundlicher Miene ihre Hand. Sie war zu angegriffen, um sprechen zu können, die trockenen Lippen versagten ihr den Dienst. Die alte Haushälterin führte die ihrer Sorge Anvertraute nach der großen eichenen Treppe.

Der Marquis hatte beim Eintritt in den Vorsaal seinen Hut abgelegt, aber war auch selbst dann nicht von Violetten erkannt worden. Eine zu große Erschöpfung verhinderte sie, das Gesicht ihres Verfolgers genau zu betrachten. Nur eine Idee beschäftigte sie jetzt, es war die Flucht. Sie folgte der Haushälterin. Die Züge der Frau hatten einen ehrbaren und freundlichen Ausdruck, so daß Violette mindestens bei ihr sicher zu sein glaubte. Die Alte führte sie die Treppe hinauf und durch einen langen Korridor bis zu einem Zimmer, in welchem zwei Wachslichter auf einem altmodischen silbernen Armleuchter brannten. Ein Feuer flackerte im großen Kamine, und obgleich es Sommerzeit war, machte dasselbe einen wohlthätigen Eindruck.

Das Zimmer war groß und düster, wie Alles in diesem alten Gebäude. Schwarzes Getäfel von Eichenholz bekleidete die Wände und die Decke des Zimmers, welche von großen Balken durchkreuzt wurde. Am Ende des Gemaches stand ein breites Himmelbett, und in der Nähe des Kamins befanden sich zwei altmodische Lehnsessel mit einem Tische, der den silbernen Armleuchter trug. Violette besaß kaum die Kraft, sich bis zum nächsten Sessel zu schleppen, auf dem sie erschöpft und entmuthigt hinsank. „Verlassen

Sie mich nicht!“ sagte sie, die runzeligen Hände der Alten ergreifend. „Ich bitte Sie, verlassen Sie mich nicht!“ Die Frau schien den Sinn dieser Worte zu verstehen, obgleich sie dieselben nicht hörte. „Ja, ja,“ murmelte sie, „ich werde Sorge für Sie tragen, mein schönes Kind. Fürchten Sie nichts, die alte Nancy wird für Sie sorgen.“ Violette fühlte sich durch diese Zusicherung beruhigt. Ihre müden Augenlider fielen herab und der Kopf sank auf das Kissen des Sessels, worauf sie von der alten Frau entkleidet und halb geführt und halb getragen in das Bett gebracht wurde.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Nach seinem Gespräche mit dem Diener sah Lionel noch deutlicher als bisher ein, daß die Ehre es ihm zur Pflicht mache, Allem aufzubieten, um das Geheimniß zu enthüllen, welches sich an den nördlichen Flügel von Wilmingdonhall knüpfte. Wäre Julia überhaupt nicht vorhanden und der Bankier, mit seinem Anhange, ihm gleichgültig gewesen, so würde er sich nicht der Verantwortlichkeit eines eigenen Handelns unterzogen, sondern nur der Polizei die Anzeige gemacht und ihrer Geschicklichkeit die Lösung des Räthsels überlassen haben. Allein aus Rücksicht für Julia schlug er diesen Weg nicht ein und beschloß vielmehr, nicht eher eine Anzeige zu machen, als bis sein Verdacht zur Gewißheit geworden sei und die Pflicht es erheische, den Vater des unschuldigen Mädchens zu denunziren, das er so innig liebte.

Es war ihm klar, daß die Aufgabe, welche er sich gestellt hatte, viel Umsicht und Willensfestigkeit erforderte. Während er über die Mittheilungen des Dieners nachdachte, gelangte er zu dem Schlusse, daß der alte Kaleb wirklich Zeuge einer schrecklichen Szene im nördlichen Flügel gewesen sein müsse. Aber von welcher Art war diese Szene? Der Gärtner sprach immer nur von einem Morde, einem feigen Meuchelmorde; allein wie konnte er in jenem öden Flügel des Schlosses verübt worden sein, ohne daß früher oder später Verdacht entstanden war? Das Opfer konnte nicht das Schloß betreten haben, ohne von den Dienstboten gesehen worden zu sein; und wie hatte Rupert Goodwin in diesem Falle das Verschwinden desselben erklärt? Bis jetzt war es für Lionel ein dunkles Geheimniß, welches er nur durch lange und geduldige Nachforschungen enthüllen konnte; es war ein Knoten, der Faden um Faden gelöst werden mußte. Nachdem er noch einmal längere Zeit über die Worte des Dieners nachgedacht hatte, gelangte er zu der Ueberzeugung, daß Niemand ihm bei den anzustellenden Nachforschungen nützlicher sein könne, als die alte Haushälterin, sofern es geschehen konnte, ohne daß sie es wußte. Diese Frau war Kaleb Wildred's Muhme, und hatte fast ihr ganzes Leben im Dienste der Goodwin'schen Familie zugebracht. Zu vermuthen war daher, daß sie manches Geheimniß aus der Geschichte des Bankiers kannte; und wenn Lionel sie vorsichtig ausforschte, so durfte er wohl darauf rechnen, einige Aufklärung über das Geheimniß zu erhalten. Er beschloß deßhalb, die erste Gelegenheit zu einer Annäherung an die Haushälterin zu benutzen. Alte Frauen sind in der Regel geschwätzig und erzählen gern, wenn sie nicht einen besonderen Grund haben, verschwiegen zu sein, und Lionel versprach sich deßhalb guten Erfolg von einer Unterhaltung mit ihr. Ein unbedeutender Umstand führte die gewünschte Gelegenheit herbei.

Es befanden sich viele alte Gemälde in Wilmingdonhall, meistens Porträte vornehmer Personen, welche dort geglänzt hatten, ehe die Besitzung in die Hände reicher Kaufleute übergegangen war. Werthvolle Malereien schmückten fast alle Wände des alten Schlosses, und im Zimmer der alten Haushälterin befanden sich, wie Lionel von Julia gehört hatte; viele Meisterwerke aus der niederländischen Schule. „Mein Vater,“ hatte sie zu ihm gesagt, „ist nur für Malereien der neueren Schule eingenommen, die Werke von Jan Steen, Ostade u. s. w. sind sämmtlich aus dem Speisesaale verbannt worden.“

Lionel konnte daher keinen besseren Vorwand finden, sich der Haushälterin zu nähern, als daß er den für ihn als Maler so natürlichen Wunsch aussprach, die werthvollen Gemälde in ihrem Zimmer sehen zu dürfen. Demgemäß sandte er seinen Aufwärter mit dieser Bitte zu der alten Frau. Die Antwort lautete sehr freundlich. Sie ließ ihm sagen, daß ein Besuch von Mr. Wilton ihr zu jeder Zeit sehr angenehm sein, aber daß sie es sich zur besonderen Ehre anrechnen würde, wenn er am Nachmittage um fünf Uhr eine Tasse Thee bei ihr einnehmen wolle.

Nichts konnte Lionel willkommener sein. Er stand mit der Haushälterin Mrs. Beckson ziemlich auf einer Stufe im Schlosse, da er seine Dienste für wöchentlichen Lohn verdungen hatte, und schickte deßhalb den Bedienten mit der höflichen Botschaft an sie zurück, daß er mit Freuden von ihrer gütigen Einladung Gebrauch machen werde. „Aber Sie speisen ja erst um sieben Uhr zu Mittag,“ bemerkte der Diener; „Mrs. Beckson hat so veraltete Gewohnheiten.“ — „Ich werde heut gar nicht zu Mittag essen,“ erwiederte Lionel, „um die niederländischen Gemälde bei Mrs. Beckson mit Muße prüfen zu können.“ Der Diener ging, während er sich über den sonderbaren Einfall des jungen Künstlers wunderte, welcher ein gutes Mittagessen im Stiche ließ, um alte Gemälde betrachten zu können, die so schwarz waren, als wenn sie Jahre lang im Rauchfange gehangen hätten.

Um fünf Uhr fand sich Lionel bei der Haushälterin ein. Mrs. Beckson hatte zu Ehren des Gastes große Vorbereitungen getroffen. Ein Theeservice und eine Kaffeekanne von Silber schmückten den Tisch, welcher mit allerhand Backwerk, eingemachten Früchten, Schinken und Eiern besetzt war, wie wenn sie eine zahlreiche Gesellschaft erwartet hätte.

Lionel konnte kaum ein Lächeln beim Anblicke dieses Aufwandes unterdrücken, welcher an einem Gaste in der That weggeworfen war, dessen Geist sich mit so düsteren und schrecklichen Gegenständen beschäftigte.

Die alte Dame hatte ihre besten Kleider angelegt und empfing ihn mit einer Verbeugung, welche für jene Zeit passend gewesen sein würde, in der noch die Menuet üblich war und Tänzer und Tänzerinnen gepudertes Haar trugen. Sie zeigte ihm sodann die alten Gemälde, eins nach dem anderen, erklärte sie und gab sogar den Preis an, zu dem sie in früherer Zeit abgeschätzt worden waren.

Lionel brauchte kein Interesse für diese Malereien zu erheucheln. Sein künstlerischer Sinn war beim ersten Anblick durch ihren unzweifelhaften Werth erweckt worden, und er blieb vor jedem derselben lange Zeit entzückt stehen, so daß die alte Haushälterin fast ungeduldig wurde, da sie ihn gern an ihrem wohlbesetzten Tische sitzen sehen wollte.

Endlich war die Besichtigung beendet, und Lionel nahm ihr gegenüber Platz, indem er sich absichtlich mit dem Rücken gegen das Fenster setzte, damit eine etwaige Veränderung in seinen Zügen nicht zu deutlich bemerkbar werde.

Der Thee wurde eingeschenkt. Natürlich begann zunächst eine kurze Unterhaltung über die Güte desselben, dann aber ging Lionel langsam und vorsichtig an seine Aufgabe. Er sprach von Mr. Goodwin und fand die Haushälterin sehr geneigt, darauf einzugehen. „Unser jetziger Herr ist gut,“ sagte sie nach einigen allgemeinen Bemerkungen; „seine Dienstboten können sich nicht über ihn beklagen. Allein seinem verstorbenen Vater gleicht er nicht, denn er ist immer finster und schweigsam. Gegen Fremde zeigt er sich zwar sehr freundlich, aber zu Hause und allein hängt er fortwährend seinen Gedanken nach und scheint nirgends Ruhe und an nichts Vergnügen zu finden. Ich habe nie einen so finsteren Menschen gesehen, wie er ist. Unaufhörlich sinnt er, und seit einem Jahre, — so weit ich darüber urtheilen kann, da man ihn jetzt selten sieht, — ist es noch schlimmer mit ihm geworden. Er sinnt und sinnt, als wenn alle Sorgen der Erde auf seinem Kopfe ruhten.“ — „Also haben Sie ihn in der letzten Zeit wenig gesehen?“ — „Sehr selten. Ich weiß nicht, weßhalb. Es können Geschäfte sein, oder auch Vergnügungen, die ihn an London fesseln, denn man sagt, daß er dort ein ziemlich ausschweifendes Leben führe. Was aber auch der Grund sein möge, seit vorigen Sommer, ich möchte fast sagen, seit dem Tage, an dem mein armer Vetter Kaleb von der Gehirnentzündung befallen wurde, hat er sich von diesem Hause so fern gehalten, als ob es darin spukte.“ — Lionel fühlte sich bei diesen Worten von einem leisen Schauder überlaufen. Alles, was er hörte, schien zu demselben Schlusse zu führen, jeder zufällig erwähnte kleine Umstand bestärkte die Vermuthung, daß der Bankier im Sommer des verflossenen Jahres eine schreckliche That, ein gräßliches Verbrechen begangen habe. „Ihr Vetter

Kaleb und ich sind gute Freunde, Mrs. Beckson," sagte Lionel nach einem kurzen Schweigen, während dessen er über die Worte der Frau nachgedacht hatte. „Er begegnet mir oft im Garten und spricht in der Regel anfangs sehr verwirrt, aber wird bald ganz vernünftig." — „Ja, das ist wahr. Kaleb spricht häufig tolles Zeug, und nicht ein Jeder besitzt die Geduld, ihn anzuhören. Ich aber bin seine Muhme, und so zu sagen von demselben Fleisch und Blut wie er, und habe meine Kindheit mit ihm verlebt. Daher kenne ich sein sonderbares Wesen und habe ihn auch während der gefährlichen Gehirnentzündung gepflegt." — „Er soll diese Krankheit, wie ich gehört habe, in Folge eines plötzlichen Schrecks bekommen haben," bemerkte Lionel. — „Ja, mein Herr. Es heißt, er habe etwas Schreckliches gesehen, aber man weiß es nicht genau; es kann auch ein Hirngespinnst seiner Phantasie gewesen sein. Die Dienstboten des Hauses behaupten, er habe ein Gespenst im nördlichen Flügel gesehen, allein ich glaube an dergleichen Albernheiten nicht, obgleich ich mancherlei Geschichten über jenen öden Theil des Schlosses gehört habe, vor denen man unwillkürlich schaudern muß. Es gibt nicht viele Menschen, die so viel Muth besitzen, wie unser Herr." — „Wie meinen Sie das?" — „Ich will sagen, daß er sich nie scheut, mehrere Stunden lang, selbst bei Nacht, in jenen einsamen Gemächern zu verweilen. Er hat sich im nördlichen Flügel ein Comptoir eingerichtet und bewahrt dort, wie man sagt, in eisernen Kisten seine wichtigsten Dokumente und andere Sachen von Werth auf. Vor dem Monat Juni des verflossenen Jahres hatte er die Gewohnheit, zu allen Stunden des Tages und der Nacht dort zu arbeiten." — „Vor dem Monat Juni des verflossenen Jahres?" fragte Lionel. „Und seitdem nicht mehr?" — „Habe ich Ihnen denn nicht gesagt, mein Herr, daß er seit dem vorigen Sommer kaum einmal des Monats hierher gekommen ist? Er scheint jetzt eine gewisse Abneigung gegen den hiesigen Aufenthalt zu haben. Ich muß glauben, daß irgend Etwas da ist, das ihn beunruhigt, und daß er sich in das geräuschvolle Leben von London nur deßhalb stürzt, um Zerstreuung zu haben." — „Aber früher war er gewohnt, in dem Comptoir zu arbeiten, das er sich im nördlichen Flügel eingerichtet hatte?" — „Ja. Aus diesem Grunde glaube ich auch nicht, daß mein armer Vetter Kaleb an dem Tage, an dem er krank wurde, ein Gespenst gesehen hat." — „Wie so?" — „Sehen Sie nur, an jenem Abende, an dem Kaleb von der Krankheit befallen wurde, befand sich Mr. Goodwin in seinem Comptoir; und es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Gespenst, wenn auch noch so verwegen, sich an einem Orte zeigen werde, wo helle Lichter brennen, und wo sich ein Herr aus der Hauptstadt in Geschäften bei seinem Freunde befindet. Nicht wahr?" — „Ein Herr aus der Hauptstadt bei seinem Freunde? Also war Mr. Goodwin nicht allein?" — „Nein. Ein Fremder befand sich bei ihm. Der Abend war sehr warm und im Hause herrschte eine erstickende Hitze, so daß ich und meine Nichte, welche hier als Stubenmädchen dient, in den Garten gingen, um etwas frischere Luft zu genießen. Es war schon spät am Abend. Mr. Goodwin's Buchhalter, Jakob Danielson, befand sich zufällig im Hause, und zwar im Speisezimmer, als der Fremde kam." — „In der That? Also kam der Fremde sehr spät?" — „Ja, es war bereits Nacht, wie gesagt. Meine Nichte und ich, wir saßen auf dem Rasen unter einer großen Ceder, und hatten die offenen Fenster des hell erleuchteten Speisesaales vor uns, so daß wir Alles sehen konnten, was im Hause vorging. Der Fremde trat durch eine Glasthür ein, während Mr. Goodwin und Danielson am Tische saßen, und schien, nach seinen Geberden zu schließen, in großer Aufregung zu sein und dringend etwas zu verlangen. Nachdem der Commis nach Hertford abgefahren war, wo er die Eisenbahn nach London besteigen wollte, verließ Mr. Goodwin mit dem Fremden das Speisezimmer und führte ihn nach der Bibliothek. Wir konnten dieß deutlich erkennen, da die Lichter, welche sie trugen, durch die großen bemalten Fensterscheiben leuchteten, wenn wir auch nicht sehen konnten, was im Innern vorging. Dann aber sahen wir durch die wegen der großen Hitze offen stehenden Thüren des Saales Mr. Goodwin mit dem Fremden den Korridor entlang gehen, welcher nach dem nördlichen Flügel führt." Hier hielt die Haushälterin inne, um nach der langen Rede Athem zu schöpfen. Lionel befand sich in einer furchtbaren Aufregung, die er nur mit Mühe verbergen konnte. „Und was geschah weiter?" fragte er. — „Meine Nichte und ich, wir gingen darauf im Garten umher, nach verschiedenen Richtungen, um vor dem Nachtessen die frische Luft zu genießen, etwa eine Stunde lang. Während wir so einen Fußpfad verfolgten, welcher nach dem zum nördlichen Flügel gehörigen Theile des Gartens führt, sahen wir uns plötzlich Mr. Jakob Danielson gegenüber stehen, den wir längst abgereist glaubten. Wir erschraken bei dieser unerwarteten Begegnung, denn es lag zugleich etwas Scheues, Aufgeregtes in dem Wesen dieses Mannes, der sonst immer so kalt und ruhig wie eine eiserne Maschine war. ‚Wo ist der Herr, der fremde Herr?' fragte er mich und meine Nichte. ‚Haben Sie ihn fortgehen sehen?' — ‚Nein, wir haben ihn nicht gesehen,' erwiederte ich. — ‚O, ich dachte, Sie hätten ihn vielleicht gesehen,' versetzte er; ‚aber es hat nichts zu sagen; gute Nacht!' Mit diesen Worten entfernte er sich schnell. Der großen Hitze des Abends ungeachtet überlief mich und meine Nichte ein eisiger Schauder, denn es lag, wie gesagt, etwas höchst Befremdendes in dem Tone und den Geberden des Mannes, als er dieß sagte." — „Haben Sie den Fremden später wieder gesehen?" — „Nein. Er muß eben so still fortgegangen sein, wie er gekommen war, denn Niemand hat ihn gesehen." — „Wirklich? Und in derselben Nacht wurde Ihr Vetter Kaleb von der Gehirnentzündung befallen?" — „Ja, mein Herr." — „Ich muß Ihnen gestehen, ich kann eine gewisse Neugierde in Betreff dieses unheimlichen nördlichen Flügels nicht unterdrücken. An Gespenster glaube ich nicht gerade, aber ich habe mich doch schon oft gefragt, ob nicht etwas Wahres in den Geschichten liegt, an die so viele vernünftige Menschen fest glauben? Ich möchte wohl den nördlichen Flügel einmal genau untersuchen. Ist es nicht möglich, hinein zu gelangen?" Die Haushälterin schüttelte den Kopf. „Nein, mein Herr," entgegnete sie. „Mr. Goodwin bewahrt die Schlüssel dazu in seinem Kabinet und läßt sie nie aus seinen Händen." — „Aber die Zimmer müssen doch zuweilen von den Dienstboten gereinigt werden?" — „Das geschieht niemals. Er sagt, lieber wolle er den Staub einen Schuh hoch liegen haben, als daß neugierige Blicke auf seine Papiere fallen und daß dieselben in Unordnung gebracht würden." — Wirklich?" — „Ja. Dieses Gebäude ist nämlich sehr alt, viele hundert Jahre alt, und soll, wie man sagt, zahlreiche geheime Gänge und Gemächer haben, welche aus der Zeit der Lollardisten herrühren. Wie dem aber auch sei, gewiß ist, daß die Keller unter dem nördlichen Flügel groß genug sind, um ein ganzes Regiment in sich aufzunehmen, und daß ein unterirdischer Gang von diesen Kellern nach der am Ende der Lorbeerallee belegenen Grotte führt." — „O, ich kenne diese Grotte," rief Lionel sehr lebhaft, „ich habe sie schon vor längerer Zeit bemerkt." — „Sie ist jetzt zwar ganz verfallen, aber wenn man durch den gewölbten Gang hinter der Grotte geht, so gelangt man an eine Treppe, welche abwärts führt, und an deren Fuße ein tieferer Gang liegt, der, wie ich als Kind gehört habe, mit den Kellern in Verbindung stehen soll. Ueberlegen Sie sich jedoch die Sache wohl, Mr. Wilton. Ich glaube nicht, daß es schon irgend Jemand gewagt hat, diesen tiefen, unterirdischen Gang zu betreten, und Gott weiß, in welchem Zustande er sich befindet. Schwerlich hat selbst Mr. Goodwin Kenntniß von seiner Existenz. Wenn Sie also dennoch den Versuch machen wollen, Mr. Wilton, so wissen Sie, welchen Gefahren Sie sich aussetzen." Lionel lachte herzlich über die Warnungen der alten Dame. „Glauben Sie nicht, daß ich mich einer Gefahr aussetzen werde, meine gute Mrs. Beckson," erwiederte er. „Ein Gespenst möchte ich schon einmal sehen, sofern ich den Herrn oder die Dame nicht belästigte; aber den Gefahren einer unterirdischen Reise mag ich mich nicht aussetzen, wenn mir auch als Belohnung dafür alle Phantome vorgestellt werden sollten, die auf Erden hausen. Nein, nein, ich bin kein Feigling, aber habe auch nicht Lust, mich durch den Einsturz irgend einer alten Mauer lebendig begraben zu lassen." Das war es, was Lionel sagte, allein etwas ganz Anderes beabsichtigte er zu thun. „Ich werde eine gute Gelegenheit abwarten," dachte er, „und einen Besuch im nördlichen Flügel abstatten, wenn das ganze Haus in tiefem Schlafe liegt."

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 14.

Stuttgart, 1866. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Piris, gest. von Geyer.

Ein Welthandelsplatz.

Singapore.

Von

Ernst Wachen.

Es gibt bevorzugte Plätze auf der Erde, die durch ihre Weltlage immer und immer floriren werden, die durch keine klimatischen Krankheiten zu entvölkern sind und die stets ein Hauptplatz für den Großhandel bleiben, zu denen die Schiffe aller Nationen hinsegeln und denen selbst ungünstige politische Verhältnisse nur vorübergehend Abbruch thun können. Zu diesen gehört die an der Südspitze der malayischen Halbinsel gelegene Stadt Singapore, auf der sich das bunteste Völkergewimmel, das man sich nur vorstellen kann, zusammenfindet, in der Dutzende von Nationalitäten durcheinander schwärmen, um Geld zu erwerben, und um dann den Ort, den sie nicht als festen Wohnsitz betrachten, bald wieder verlassen, wie der Bergmann eine abgebaute Grube verläßt.

Der Handel, der größte Civilisator und Eroberer unserer Tage, hat auch Singapore geschaffen, denn vor einem halben Jahrhundert war die kleine Insel, auf der jetzt die Handelsstadt sich erhebt, ein wüster Fleck Erde, auf dem nur ein kleines Fischerdörfchen stand, das den Sultan von Dschohore als Herrscher anerkannte. Die praktischen Söhne Albions sahen zuerst die hohe Bedeutung des Platzes ein, der in der Mitte zwischen den produktenreichen ostasiatischen Ländern gelegen ist, und es gelang ihnen im Jahre 1822 die Insel für eine unbedeutende Summe von dem bisherigen Besitzer zu erwerben; der Nachkomme des Sultans, der seinen Titel weiter führen darf, erhält von den Engländern eine Pension unter der Bedingung, daß er stets seinen Wohnsitz in der Stadt Singapore haben muß.

Unter dem Schutze Englands entstand bald aus dem armen



Ansicht von Singapore. Von C. Girardet.

Fischerdorfe eine blühende Stadt, die jetzt etwa 90,000 Einwohner zählt, und 8000 jährlich ein- und auslaufende Schiffe beweisen die Wichtigkeit für den Handel. Jedoch ist der Handel Singapores vorzüglich auf den Transit beschränkt, wenngleich die eigenen Produkte der Insel keineswegs zu unterschätzen sind. Ein- und Ausfuhr erreichen jetzt schon den Werth von 50 Millionen Dollars jährlich und sie sind noch stets im Wachsen begriffen. Die Erzeugnisse der Insel bestehen namentlich in Gewürzen, Pfeffer, Muskatnüssen und dem vielbegehrten Gerbstoffe der Gambirpflanze, dem Catechu. Als Albion seine Flagge auf der Insel entfaltete, war dieselbe mit undurchdringlichen Rohrsümpfen, sogenannten Dschungeln, bedeckt, und Urwälder erhoben sich auf den Hügeln. Mit wohlverstandener Freigebigkeit vertheilten die Engländer die Ländereien an massenhaft herbeiströmende Chinesen, die in den Sümpfen Gambirpflanzungen und auf den Bergen Gewürzplantagen anlegten, Straßen bauten, und so aus einer morastigen, fieberschwangern Insel einen blühenden Garten schufen.

Nur eine enge Wasserstraße scheidet die zwölf Quadratmeilen große Insel von der hinterindischen Halbinsel. Durch Entwässerungsarbeiten ist das Klima der unter 1 Grad nördlicher Breite gelegenen Stadt um Vieles verbessert worden, und die frischen Seewinde, welche von allen Seiten herbeiströmen, mildern die tropische Hitze bedeutend. Trotzdem kommt der Sonnenstich häufig vor; Dysenterien und gefährliche Fieber sind nicht selten fast eben so gefährlich und bedeutend, unangenehmer jedoch als alle diese Krankheiten sind die Tiger, welche in den noch bestehenden Sümpfen der Insel nicht auszurotten sind, die durchschnittlich täglich einen Bewohner zerreißen und gegen die bisher alle angewandten Mittel umsonst waren. Die Regierung hat einen Preis von 35 Thalern auf jeden erlegten Tiger gesetzt; fortwährend finden Jagden statt, sie werden massenhaft erlegt, aber wenn auch der letzte Tiger auf der Insel erschossen sein sollte, so schwimmen die vom Hunger getriebenen Thiere stets wieder vom Festlande durch den schmalen Meeresarm nach der Insel hinüber, wo sie hauptsächlich des Nachts die Menschen anfallen.

Singapore ist namentlich auch für den Ethnographen ein interessanter Platz, und hier ist der Ort, an dem man, ohne weiter zu reisen, fast alle ostasiatischen Völkerschaften in ihrer Eigenthümlichkeit studiren kann. Die Europäer, deren Zahl kaum tausend beträgt, verschwinden unter der Masse der Einwohner fast gänzlich; sie sind nur der Kopf, die Seele des Ganzen; sie vermitteln den Welthandel und ziehen, wenn sie sich bereichert haben, wieder von dannen. Der Zahl nach sind unter ihnen die Britten am stärksten vertreten; nach ihnen kommen sogleich mit etwa hundert Köpfen die Deutschen. Ihre Handelshäuser sind an jenem fernen asiatischen Handelsplatze als die bei weitem solidesten bekannt, sie erfreuen sich eines besonders guten Namens, und namentlich sind es hanseatische Kaufleute, welche den Handel Singapores mit China vermitteln. Ein großer Theil der Küstenschifffahrt zwischen den größeren asiatischen Häfen wird von den guten und sicheren deutschen Schiffen besorgt, die aber leider in jenen von malayischen und chinesischen Seeräubern wimmelnden Gewässern ohne genügenden Schutz dastehen. Es gereicht den Deutschen zu nicht geringer Ehre, daß sie unter bei weitem schwierigeren Verhältnissen als Franzosen und Engländer sich dort eine so geachtete und selbst einflußreiche Stellung erworben haben, trotzdem ihnen von der Heimat aus nur geringe Unterstützung zu Theil wird. Mit Freuden begrüßten die Deutschen Singapores die preußische Flagge der ostasiatischen Expedition unter Graf Eulenburg, und herzlich empfingen sie die österreichische Fregatte Novara, als sie auf ihrer Weltumseglung Singapore berührte. Wie Großes und Herrliches unsere Nation auch ohne eigene Kolonieen in überseeischen Ländern zu leisten vermag, davon legen die deutschen Handelshäuser in Singapore einen schlagenden Beweis ab.

Eine eigene Menschenklasse, die sich am liebsten zu den Europäern hält, sind die sogenannten Eurasier, das heißt Mischlinge aus Europäern und Asiaten; ihre Zahl ist jedoch nicht bedeutend. Das größte Kontingent der Bevölkerung liefern die Chinesen, die in hellen Haufen aus dem himmlischen Reiche nach Singapore gezogen kommen, um mit ihrem enormen Fleiße, ihrem Spekulationsgeiste und ihrer Schlauheit große Summen zu erwerben und mit diesen bereichert wieder heimzuziehen. Das betriebsame Volk, das nun über die Hälfte der Einwohnerzahl Singapores ausmacht, hat alle seine Tugenden und Laster, seine Sitten und Gewohnheiten mit nach dem neuen Aufenthaltsorte gebracht; nur eins haben sie, einem Landesgesetze zufolge, daheim gelassen, nämlich die Frauen, und da die meisten Chinesen sich jung verheirathen, so zieht es sie immer wieder nach der alten Heimat, zu ihren Weibern zurück. Die wenigen chinesischen Frauen in Singapore sind von malayischen Müttern und chinesischen Vätern geboren, folglich Mischlinge und nicht in genügender Anzahl vorhanden. Besonders das Geheimbundwesen, das bei den Söhnen des himmlischen Reiches ausgebildet ist, wie bei keinem andern Volke der Erde, macht der englischen Regierung viel zu schaffen und führt häufige Einmischungen der Polizei herbei. Sonst ist der Chinese aber der werthvollste Ansiedler auf Singapore, er betreibt Alles mit großem Geschicke und ergreift jedes Ding auch dann noch mit Vortheil, wenn andere Nationen dasselbe bereits aufgegeben haben; er ist wie der Jude, er gedeiht überall, in hohen und niedrigen Stellungen, als Bankier und Handwerker, als Schiffer und Landbauer.

Die eigentlichen Eingebornen der Insel sind schon lange vor der Besitznahme durch die Engländer durch die Malayen verdrängt worden. Einige wilde Stämme im Innern der Halbinsel Malacca, über die der brittische Konsul Cameron kürzlich in einem werthvollen Werk Bericht erstattete, sind die einzigen Ueberreste dieser Urbevölkerung. Denn auch das merkwürdige Schiffervolk der Malayen ist hier eingewandert. Ihre Zahl beträgt etwa 12,000 Seelen; sie treiben Fischfang, Schifffahrt und allerhand kleine Gewerbe. Dabei werden sie selten reich und zeichnen sich durch Häßlichkeit des Aeußern — großen Mund, platte Nase, starke Backenknochen und kupferbraune Farbe aus. Viel hübscher als der Malaye, der allein Singapore als bleibenden Wohnsitz betrachtet, ist der Kling, das heißt der aus Vorderindien eingewanderte Hindu oder Mohamedaner. Die Kulies sind ungemein fleißige Arbeiter, begnügen sich mit Wenigem und kehren, gleich den Chinesen, begütert wieder heim.

Für alle diese Nationalitäten, die im bunten Durcheinander sich hier kreuzen, anfeinden, gegenseitig befruchten und vermischen, ist Singapore nur der Platz, um Geld zu erwerben, und diesen Eindruck hinterläßt auch die fast nur aus Läden bestehende Stadt bei jedem Fremden; denn vom frühen Morgen bis zum späten Abend sieht man auf allen Straßen Geschäfte abschließen, Waarenballen hin- und herschleppen, mit einem Worte ein so reges Leben, wie es nur irgend ein Handelsplatz aufzuweisen vermag. Das Opium spielt unter den Handelsartikeln eine nicht geringe Rolle, und die für die Civilisation so sehr bestrebten Engländer sind es, die zum Verderben und Ruin der Chinesen hier diesen schmählichen Verkauf im Großen und Kleinen zur Schande Old-Englands betreiben. Wie bedeutend aber der Handel damit in Singapore ist, erkennt man daraus, daß die Verkäufer des Opiums an die englische Regierung alljährlich für die Handelserlaubniß die unglaubliche Summe von 600,000 Thalern bezahlen!

Der Franzosenfresser.

Novelle von **W. Passauer.**

(Fortsetzung.)

So waren Wochen vergangen, aus Wochen Monate geworden. Der Herbst begann die Blätter zu färben. Die Blumen hatten Schönheit, Duft und Blüte überlebt und an Baum und Strauch zeitigte, was das Zeug dazu hatte, seine Frucht. Die Tage wurden kürzer und kühler, aber nur desto schöner, wenn eine warme Herbstsonne einmal das Sommergeschäft von Neuem wach rief.

Ein solcher mildewarmer Nachmittag war's. Josephine saß im Garten mit häuslicher Arbeit beschäftigt in der Laube von wildem Weine, dessen Blätter den wunderbaren Uebergang aus dem dunklen Grün in das tiefe Braunroth bereits angetreten hatten.

Die Glasthüre, welche aus dem Hause über eine kleine Freitreppe in den Garten führt, wird geöffnet und die begleitende

Dienstmagd weist einen jungen Mann nach der Laube, der nun im Reiseanzuge, den Arm in einer Binde, langsam der Weisung folgt. Josephine hat sich erhoben, dem Fremden entgegen zu gehen. Als sie indeß aus den Weinranken heraus in's Freie tritt, überzieht eine glühende Röthe ihr schönes Gesicht, das Nähzeug entfällt ihrer Hand und sie steht, keiner Bewegung mächtig, regungslos, bestürzt.

Auch der Fremde hält einige Schritte vor ihr an, tritt dann aber heftig auf sie zu und ergreift ihre Hand.

„Josephine, welches unerwartete Begegnen, welches Glück, Sie in dem Hause meines Vaters zu treffen. — Reden Sie, sprechen Sie, damit ich nicht besorge, es sei ein Traum — die Magd wies mich hieher. — Sind Sie —" er schwieg gespannt voll Seligkeit in ihr Gesicht blickend.

„Ich kann's nicht fassen — Leo, o welcher Zufall —" erwiederte Josephine, erbleichend, wankend.

Er umfaßte sie und führte sie in die Laube zurück, wo sie im Innersten bewegt auf einen Gartenstuhl sank.

„Setzen Sie sich, — fassen Sie sich, Josephine!" Er warf den Mantel ab, setzte sich neben sie und bedeckte ihre Hand mit seinen Küssen.

„O hier in meines Vaters Hause, in diesen Räumen, die die lieblichsten Erinnerungen meiner Jugend bargen, hier soll mir auch noch das Glück zu Theil werden, nach dem ich seit zwei Jahren vergebens mich gesehnt und gesucht. Ja, Josephine, als damals am Rheine die überraschende Laune Ihres Vaters unser Beisammensein trennte, hab' ich nach Ihnen gesucht, nach Ihnen geforscht, den Rhein hinab und hinauf, die Schweiz hindurch und aller Orten, wo ich Sie zu finden hoffen durfte. Vergebens! und doch habe ich das heiße Verlangen, Ihnen wieder zu begegnen, nicht missen, Sie zu meinem Lebensglücke zu besitzen, nicht bewältigen können. Ihr Bild habe ich als den heiligsten Besitz meines Herzens behütet und bewahrt. Es war meine Hoffnung, meine Zuversicht in trüben Stunden, es war mein Glaube in der Wüste des Lebens. Die Liebe zu Dir, Josephine, war meine Reliquie. O laß mich wähnen, daß auch in Deinem Herzen die Erinnerung an jene Stunden nicht erloschen ist, die unsere Seelen in einander band."

Josephine hatte fassungslos zu Boden geblickt. Je länger Leo zu ihr sprach, desto höher und zuversichtlicher leuchtete es in ihren Augen auf, und innig selig sah sie ihm in sein freudeglühendes Gesicht.

„Ich kann es nicht fassen, Leo, das Glück, das uns hier vereinigt — ja, Leo, auch ich habe die Rose treu bewahrt, die Du mir damals im Garten zu Deuz geschenkt — Leo, wie ich die Rose treu bewahrt, so habe ich in Treue Dein gedacht, in Treue und — in Liebe!"

Sie verbarg ihr Antlitz an seiner Brust.

„Meine Josephine —"

„Aber ich bin unruhig und besorgt — was führt Dich hieher? — ich weiß nicht — Dein Vater — o wenn ich gewußt, daß es Dein Vater ist."

„O laß uns diese selige Stunde des Wiederfindens ungetrübt — ein unglücklicher Fall bei Besichtigung eines Neubaus in Paris hat mich für lange des Gebrauches meines rechten Arms beraubt, und ich benutze diese unfreiwillige Muße, meinen Vater und meine Heimat nach so langer Trennung wieder zu sehen. Ich kenne meinen Vater. Er spricht in seinen Briefen von seiner Pflegerin mit so vieler Achtung und Zuneigung —"

„Und doch, Leo, in den letzten Tagen ist sein Benehmen gegen mich so ganz verändert — ich weiß nicht, wie ich gegen ihn gefehlt; meine Anstrengungen für ihn, dem ich ja so viel verdanke, habe ich verdoppelt — aber mein Anblick scheint ihn sichtlich zu verdrießen, zu belästigen, es ist, als fühlte er sich durch meine Gegenwart genirt, er weicht mir geflissentlich aus. — O es macht mich unglücklich — doch ich muß hinein — es ist die Stunde, in der er pünktlich heimkommt, und wo ich ihm das Abendessen zu besorgen habe."

„So geh' nun, Josephine, geh' ruhig und getrost! — Nur einen Augenblick bleibe ich zurück, um mich zu fassen. Dann folge ich und werde meinem Vater nichts verschweigen. Ich bin nicht gewohnt, mein Thun und Trachten vor ihm zu bergen und doch noch zu jung, um mich von ihm ganz unabhängig zu fühlen. — Josephine," sprach er leise, sie innig anblickend und ihre Hand festhaltend, als sie aufstand, die Laube zu verlassen, „darf ich ihm Alles vertrauen, was ich hoffe und wünsche?" — Sie blieb stehen, wandte sich zu ihm und warf sich an seine Brust. Ein heißer, langer Kuß war ihre Antwort. Dann riß sie sich los und eilte dem Hause zu.

5.

Der Polizeirath war von der bevorstehenden Ankunft seines Sohnes unterrichtet. Er empfing ihn mit gewohnter väterlicher Zärtlichkeit, aber auch Leo entging es nicht, daß etwas auf seinem Gemüthe laste und seine Laune verdarb. Er hoffte im Laufe des Tages klarer zu sehen und hatte die Erklärung über sein Verhältniß zu Josephinen bis zur spätern Abendstunde verschoben, wo er auf ein längeres ungestörtes Beisammensein mit ihm rechnen durfte.

Das Nachtessen vereinigte die Drei. Der Rath war ruhig und gemessen ernst, nur als sein Sohn von seinem Aufenthalte in Paris und seinen Reisen in Frankreich erzählte, und Josephine mit Aufmerksamkeit seinen Worten lauschte, die ihr das Land so lebendig vor Auge führten, in dem sich die Spuren ihrer Abstammung verloren, war der alte Herr sichtlich unruhig aufgestanden und maß das Zimmer finster mit langen Schritten, wiederholt heftig mit den Schultern zuckend. Seine Aufregung blieb Josephine nicht verborgen. Sie suchte und fand bald Gelegenheit, sich vom Tische zu entfernen und unter dem Vorgeben häuslicher Geschäfte das Eßzimmer zu verlassen. Es war mittlerweile Abend geworden. Draußen war eine milde, vom Vollmond durchleuchtete Luft. Vater und Sohn hatten gleichfalls das Eßzimmer verlassen und sich in des Erstern Schlafstube zurückgezogen.

Josephine besorgte die gewohnten häuslichen Geschäfte und kehrte dann in das Eßzimmer zurück, um gewohnter Weise dem Rath gute Nacht zu sagen. Die Thüre, die von da nach der Wohnstube und aus diesem in des Raths Schlafstube führte, war nur halbgeschlossen, die Kerzen in beiden ersten Zimmern ausgelöscht.

Als Josephine in das erste Zimmer trat, hörte sie lebhaft und laut sprechen. Sie wollte sich zurückziehen, als wiederholt ihr Name genannt wurde. Es war der Augenblick zu bedeutend für ihre Zukunft, als daß wir zu strenge über die Indiskretion richten sollten, die ihren Fuß an der Schwelle fesselte, über die sie eben zurückzugehen im Begriffe war.

„Ein für alle Male, Leo, es wird daraus nichts!" sagte der Alte in heftigem harten Tone, schlag' es Dir aus dem Sinn! Ich habe Josephine in mein Haus genommen aus Mitleid mit ihrer Jugend, mit ihrer Redlichkeit und, was soll ich's nicht sagen, mit ihrer Schönheit — die alle drei rettungslos dem Verderben preisgegeben wären, hätte ich sie so unbefangen arglos in die Welt gehen lassen. Aber darum bin ich noch nicht Willens, ihr meine Arme als Tochter zu öffnen. Ich habe auch meinen Stolz, meinen deutschen Stolz und setze ihn Deiner romanhaften Liebe, Deinem aufbrausenden Willen entgegen."

„Vater," erwiederte Leo nicht minder fest, „ich bin Dein Sohn, aber auch Sohnespflicht hat ihre Grenzen — zwinge mich nicht, das Glück meines Lebens einer Laune von Dir gegenüber zu setzen. Ich fürchte, Du würdest allein den Nachtheil tragen."

„Schweige, Junge, Du bist mein Sohn und gehorchst, oder Du fügst Dich nicht und bist fortan mein Sohn nicht!" schrie der Rath zornig. „Ich hasse Frankreich. Was dem Deutschen von jenseits des Rheines kommt, ist Lug und Trug und eitel Falschheit. Seit ich ermittelt, daß Mosjeh Bernard oder wie er eigentlich heißen mag, und Demoiselle Josephine aus Frankreich hier übergesiedelt, bedaure ich, wozu ich aus Mitleid mich verleiten ließ. Ich wiederhole es, ich hasse alles französische Blut — holla! nein, daß ich nicht lüge, einen Franzosen hab' ich verehrt und geliebt, Einen, der mich nach der Schlacht von La Rothière gerettet, beschützt, gepflegt. Doch der ist lange dahin; weiß nicht und zweifle noch, ob er ein Franzose war! — Alles Uebrige ist Gesindel, leichtfertiges, thörichtes, närrisches Gesindel," fuhr der Alte immer heftiger fort, „das ich verabscheue und verachte. Und niemals, das

ist mein letztes Wort, soll diese französische Demoiselle, die ich wie einen hinausgeworfenen Fetzen aus dem Straßenkehricht aufgelesen, meine Tochter sein. Meine Magd —"

„Vater, halten Sie ein! Sie beschimpfen sich selber, wenn Sie das Mädchen lästern —"

Mehr hörte Josephine nicht. Ihr jungfräulicher Stolz trieb ihr das empörte Blut heiß in's Gesicht. Es blitzte und funkelte vor ihren Augen. Sie hielt sich kaum aufrecht und wankte zitternd und sich an das Geländer klammernd die Treppe nach ihrem Zimmer hinauf.

(Forts. folgt.)

Oskar Pletsch's Kleines Volk.

(Berlin, Weidmann.)

Aus einem liebenswürdigen Buche, das dem Kinderleben die Geheimnisse abgelauscht, bringen wir Dir, lieber Leser, ein kleines Bild, das Dir nur einen Blick in diese Blätter verschaffen soll, um das Ganze selbst in Deine Hände zu bringen. Oskar Pletsch ist der Kinderzeichner par excellence; er hat jeden Zug dieses naiven Lebens belauscht, und darum ist er nicht nur ein Liebling der Kinder, sondern auch der Eltern geworden, die ihre Kleinen so treu und wahr in ihrem Thun und Treiben beobachtet sehen, daß sie bei jedem Blatte unwillkürlich ausrufen: „wie wahr!" „wie echt!" Hat Pletsch schon einen Namen unter den ersten Künstlern, so wird ihm dieß neue Buch, das er „Kleines Volk" betitelt und das aus zwanzig von Professor Bürckner meisterhaft in Holz geschnittenen Bildern besteht, nicht größeren Ruf, wohl aber viele neue Freunde erwerben, die ihm die Hand drücken möchten für die schönen Bilder aus dem Leben ihrer Kinder. Für eine Mutter wüßten wir kaum ein schöneres Geschenk!

Oskar Pletsch's Kleines Volk.



Es schmeckt nicht.

Sauerkraut mag ich nicht,
Hirsebrei hab' ich nicht,
Wozu wird angericht?
Ich esse nichts!

Mehlsuppe alle Tag',
Immer die alte Plag',
Esse, wer essen mag,
Ich esse nichts!

Der Aermste der Armen!

Von

Georg Ebers.

(Bild S. 161.)

In diesem Frühling weilte ich in Riga, der von den russischen Zaren beherrschten Hansakolonie im fernen Lettenlande, und freute mich des treuen deutschen Wesens, das an der Düna so frisch und fröhlich grünt, wie am Rhein und an der Weser. Dort habe ich auch Gelegenheit gehabt, Vergleichungen anzustellen, die so tröstlich und ermuthigend gerade für denjenigen Theil unseres Volkes ausfielen, welcher des Trostes und der Ermuthigung am meisten bedarf, daß ich sie niederschreiben und den deutschen Armen zum Geschenk darbringen will. Der Allerletzte zu sein, ist etwas gar Schweres. Wer uns davon rettet und uns zeigt, daß wir noch Hinterleute haben, der fördert unsern Gang; denn nicht die in den letzten Kolonnen der Regimenter Marschirenden, sondern die Nachzügler verlieren den Muth und bleiben am Wege liegen. Auch unsere Armen können arm sein; sie sind aber, und das will ich beweisen, reich im Verhältniß zu den Söhnen anderer Länder, welche denselben Titel führen.

An einem schönen Maimorgen sagte mir mein gefälliger Gastfreund: „Die Strusen sind da," und führt mich zum Ufer der Düna. Dort fand ich eine ganze Flotte von großen, aus rohem Holze zusammengeschlagenen Schiffen (den Strusen), deren mit gelben Bastmatten gegen die Unbill der Witterung geschützte Ladung sich 20 bis 30 Fuß hoch über den Bord emporthürmte. Das ganze Ufer wimmelte von Männern, deren seltsame Erscheinung mein Interesse lebhaft in Anspruch nahm.

Die Strusen, so erfuhr ich, bringen alljährlich, wenn die Düna im Frühling nach dem Eisgange hoch geht, die Produkte des inne-

ren Rußlands, Hanf, Flachs, Getraide aller Art, Tabak 2c. nach der Hafenstadt Riga, und müssen, wenn man sie abgeladen hat, zerschlagen und als altes Holz verkauft werden, da die Plumpheit ihres Baues und die Beschaffenheit des Flusses die Fahrt stromaufwärts zu einer Unmöglichkeit macht.

In gleicher Weise brachten vor 2000 Jahren, wie Herodot er-



Ein Fellahtaubenhändler. Von C. Giraud. (S. 160.)

zählt, die Armenier ihre Landesprodukte nach Babylon, und — es ist in der That merkwürdig — die Bemannung der Strusen — arme Bauersleute slavischen Stammes — sehen jenen Bildern des assyrischen Volkes, welche man in den Trümmern von Ninive und Babylon gefunden hat, so ähnlich, als hätten sie den alten Künstlern Modell gestanden. Das sind dieselben langhaarigen, bärtigen Köpfe, dieselben cylinderförmigen Mützen, dieselben kurzen Röcke und umwickelten Beine, ja ich hörte Einen von ihnen auf einer

Laute mit dreieckigem Kasten spielen — und die Denkmäler zeigen uns dasselbe Instrument.

Ich theilte meinem Begleiter meine Wahrnehmungen mit und konnte das lebhafte Interesse nicht verbergen, welches ich an diesen Leuten nahm, die zu Hunderten am Dünaufer umherwimmelten (jede Struse bedarf zu ihrer Lenkung durch zwei große am Kiel und am Steuer angebrachte Ruder an 40 Mann) und mir wie die Söhne einer längst vergangenen Zeit erschienen.

„Diese Männer," so erzählte mir mein Freund, „sind freie Menschen — in Rußland gibt es ja keine Leibeigenen mehr — sie verdingen sich auf fünf bis sechs Wochen an einen Strusenbesitzer, bringen das Schiff nach Riga und erhalten dafür ungefähr 8 Thaler Lohn, mit der Verpflichtung, sich selbst zu beköstigen. Früher mußten sie zu Fuß in ihre Heimat zurückwandern, legten bei der Hinfahrt an bestimmten Orten ihr Brod nieder, das sie auf dem Heimwege — hart, aber gesund — wiederfanden, und warteten, zu Hause angelangt, ungeduldig auf den nächsten Eisgang, der ihnen wiederum den glänzenden Verdienst von 8 Thalern, also 6 Silbergroschen für den Tag, bringen sollte. Jetzt fahren sie auf der Eisenbahn in ihre Heimat zurück, woselbst sie in Holz oder Lehmhütten mit Weib und Kind, Schweinen und Hühnern ihr einziges Zimmer theilen und froh sind, wenn sie Brod und Kartoffeln für die Ihren und das kleine Kopfgeld für den Grundherrn erschwingen können. Heitern Sinnes ertragen sie die Last des Lebens und entbehren Nichts, weil sie keine Bedürfnisse haben. Sie sind arm, aber keine rechten Armen."

Ich stimmte meinem Begleiter bei, obgleich ich neben mir eine Anzahl dieser Leute Kartoffeln in und mit der Schale, ihre einzige Mahlzeit, verzehren sah und ich unter den sie bedeckenden rohen Kleidern, die sie, wie die Thiere ihr Fell, im Froste des Winters und in der Glut des Sommers, bei Nacht und am Tage zu tragen pflegen, Manches voraussetzen durfte, was ich hier nicht nennen mag. Ich stimmte ihm bei, denn wenn auch diese Leute rückständiger als die deutschen Armen erscheinen, so gehört ihnen doch das, was sie erarbeiten, und dieses genügt zu ihrem Unterhalte. „Wahrhaft arm," sagte ich, „kann ich nur Denjenigen nennen, dem die Möglichkeit abgeht, möglichst geringe Bedürfnisse zu befriedigen."

Während dieses Gesprächs erhob sich am jenseitigen Dünaufer eine schwere Rauchwolke; ein Blick auf den weithin sichtbaren Thurm des Rathhauses zeigte uns die Unheil verkündenden Zeichen einer Feuersbrunst, zwei große schwarze Ballons, und voll Besorgniß zog mich mein Gastfreund, ein Rathsherr der Stadt, mit sich fort der bedrohten Gegend zu. Bei der herrlichen, von tausend Masten umgebenen Floßbrücke erfuhren wir, daß in der T . . . . schen Fabrik ein großes Feuer ausgebrochen sei. Spritze auf Spritze, Wagen auf Wagen, Menschen auf Menschen wogten dem andern Ufer zu. Wir suchten und fanden ein Fuhrwerk; das Pferd mit dem Krummholze über dem gebogenen Halse griff kräftig aus, und nach kaum einer halben Stunde standen wir bei der Brandstätte.

Der heiße Südostwind fachte die Glut so rüstig an, daß, trotz des Aufgebots zahlreicher Helfer und Spritzen, in kaum zwei Stunden der stattliche Bau in einen Aschenhaufen und der schöne Garten neben demselben in eine Wüste verwandelt war. Der treffliche Fabrikant hatte einen schweren Verlust erlitten, 500 Arbeiter sahen einer unsichern Zukunft entgegen; als ich aber Herrn Th. am folgenden Tage sprach, war er guten Muthes und erzählte mir, daß bei dem musterhaften Benehmen seiner Leute aus seinem neben der Fabrik liegenden Wohngebäude auch kein Bleistift vom Schreibtische und kein Rubel aus der Kasse entwendet worden wäre; auch hätten alle Arbeiter erklärt, bei dem Neubau helfen und sich bis zur Vollendung desselben mit dem geringsten Lohn begnügen zu wollen.

„Die armen Leute!" meinte eine anwesende Dame.

„Arme?" fragte ich, denn ich wußte, daß diese Menschen, welche Sonntagsschulen besuchten, in saubern Häusern mit ihren Familien wohnten, durch Kranken- und Wittwenkassen vor der höchsten Noth gesichert, einem selbstgewählten edlen Herrn als freie Männer ihre Kräfte geliehen hatten, und darum zwar nicht reich an Besitz, doch auch gewiß nicht arm genannt werden durften.

„Aber wen nennen Sie denn einen Armen?" fragte mich die mitleidige Dame.

„Denjenigen vor allen Dingen," gab ich zur Antwort, „der, als Spielball fremder Willkür, angewiesen auf die eigene Kraft, niemals weiß, wem der Lohn seiner Arbeit zufallen, was heute, was morgen sein und der Seinen Schicksal sein wird."

„Meinen Sie die Sklaven?"

„O nein! Sie sind ja nicht auf die eigene Kraft angewiesen. Der Herr muß für sie sorgen, und den meisten wird die Unfreiheit zum Dache, unter dem sich sicher ruhen läßt."

„Den Bettler?"

„Auch ihn nicht! Er hat der Arbeit entsagt und selbst die geringste Gabe ist darum für ihn ein unverdienter Lohn. Er ist im Verhältniß zu dem, was er leistet, der am besten besoldete Mensch — er —"

„Wen könnte man aber noch ärmer als einen Sklaven und einen Bettler nennen?"

„Wenn Sie Zeit haben, mit mir eine Reise zu machen, so will ich Ihnen den Aermsten der Armen zeigen. Er wohnt in dem fruchtbarsten aller Länder, ist keinem Menschen leibeigen und kann zweimal im Jahre säen und ernten; in seiner Heimat weht eine köstlich gesunde Luft und sein Geschlecht ist geistig und körperlich gut begabt. Kommen Sie mit mir zum Nil, in's Land der Pharaonen, da werden wir finden, was wir suchen.

„Das alte selbstständige Aegypten brach morsch zusammen. Arabische Stämme mit dem Schwerte Mohammed's in der Hand folgten den persischen, griechischen und römischen Eroberern. Die ägyptischen Götter sind längst vergessen, das Kreuz des Christenthums mußte dem Halbmonde des Islam Platz machen, der ägyptische Bauer neigte sich erst zwangsweise, dann willig dem Propheten des Allah, seine Töchter gaben sich den Eroberern hin und seine Söhne führten Beduinenmädchen in ihre Hütten, zwölf Jahrhunderte lang vermischte sich arabisches und coptisches, coptisches und arabisches Blut; die Ureinwohner erhielten niemals, die Eroberer fortwährend neuen Zuzug, und dennoch ist der ägyptische Bauer der Alte geblieben, wenn er auch eine neue Sprache spricht, zu neuen Göttern betet, neuen Herren dient und mit neuem Blute erfüllt ist.

„Hier bewährt sich die Erfahrung, daß der eingeborne Mann, wenn er unter gleichen Kulturbedingungen lebt, wie der einwandernde, niemals von demselben absorbirt werden kann. Wie die Pflanze, so gedeiht der Mensch am Besten in seiner Heimat.

„Der Fellah ist derselbe Mann geblieben, wie der mit dem bloßen Schurze bekleidete Proletarier aus der Zeit der Pharaonen. Die Beduinen und die Türken in den Städten erinnern sich auch an die Abkunft der armen Bauern und nennen sie spottweise: ‚ahl Fara'un', Volk des Pharao. Geduldig, gehorsam, die gezwungene Arbeit ohne Murren verrichtend, sind sie wie damals, ohne Sklaven zu sein, aller Welt Knechte. Mit solchem Volke konnte man Pyramiden bauen! — Die mohammedanische Religion kommt ihnen zu Hülfe. Mochte ihnen früher Manches unerträglich erscheinen, jetzt zucken sie die Achseln und sagen: Es ist mein Kismed, mein Geschick! Alles ist ja vorausbestimmt und kann nicht abgewendet werden. Der Mensch hat keinen Willen; ihn treibt die Vorsehung, wie der Sturm ein dünnes Blatt.

„Wie häufig habe ich Fellahkinder gesehen, deren entzündete Augen von Insekten wimmelten, ohne daß es ihnen einfiel, die ihre Sehkraft gefährdenden Thiere zu entfernen. Die Jungen sind gleich den Alten. Diese lassen sich widerstandslos von den Mücken, jene von ihren Vorgesetzten plagen.

„Der Fellah ist der Aermste der Armen!

„Hat er sich eine Hütte von elendem Nilschlamm und Akazienzweigen zusammengeknetet, dieselbe mit einer Mauer umgeben und in den von ihr umfriedeten Raum Alles durcheinander geworfen, was er zum Ackerbau und zur Wirthschaft bedarf, ist er außerdem im Stande gewesen, sich etwa 3 Thaler als sogenannten Brautschatz zu sammeln, so gibt ihm jeder Nachbar seine Tochter zur Frau, wenn er derselben nicht in seiner eigenen Wirthschaft bedarf. Die mohammedanische Sitte der Vielweiberei wird niemals von ihm geübt. Er ist froh, wenn er eine Frau ernähren kann. Bringt diese ein Kind zur Welt, so kann sie sich selten lange des kleinen Lieblings erfreuen. Die Kost ist schlecht, die Arme hat schwere Arbeiten zu verrichten, kurz der Erfahrungssatz ist leider unumstößlich richtig, daß von 1000 Fellahkindern, trotz der gerade bei ihnen

stark entwickelten Elternliebe, mindestens 900 das zweite Lebensjahr nicht erreichen. Mahomed Ali, der Beherrscher des Landes, konnte von 90 Kindern nur 5 auferziehen! Aegypten hat jetzt höchstens 3—4 Millionen Einwohner, während sein Boden die doppelte Anzahl sättigen kann und Jahrtausende lang ernährt hat. Bis zum fünften Jahre ist das Leben der Kleinen furchtbaren Gefahren ausgesetzt. Fast Alle haben, wie ihre gedunsenen Leiber und dünnen Beinchen beweisen, die englische Krankheit durchzumachen; viele — es ist schauerlich, aber wahr — etwa 15 von 100 — fallen der am Nil so häufigen Augenkrankeit zum Opfer und erblinden. Mit Reinlichkeit, Pflege und der nur einmaligen Zuziehung eines verständigen Arztes, könnte man die bedrohten Kleinen leichtlich retten; die Fellah-Eltern haben aber kein Geld für den Arzt und trauen ihrem Aberglauben mehr als der Kunst. So hängen sie denn ein Geldstück an den Turban oder die rothe Kappe des Kindes, bestreichen sein Auge mit Nilschlamm und sprechen eine Zauberformel über dasselbe. Tritt trotzdem eine Erblindung ein, so zieht man das Kleine erst vollends groß und schickt es dann, um es betteln zu lassen, in die Stadt, oder setzt es, wenn das Getraide reift, auf eine im Durrah oder Maisfelde errichtete Warte und gibt ihm eine Klapper in die Hand, mit der es die naschhaften Vögel verscheucht.

„Zu 9—15 Jahren sind die Mädchen mannbar, zu 13—15 die Knaben fertig entwickelt. Nun können sie dem Vater bei der Arbeit helfen, bis sie im 17. Jahre zu dem verhaßten Militärdienste ausgehoben werden. Um diesem zu entgehen, scheut man kein Mittel. Der eigene Vater zieht dem Sohne die schönen weißen Vorderzähne aus (der Fellah hat ein beneidenswerthes Gebiß), damit er keine Patronen abbeißen könne, gibt ihm die Pistole in die Hand, damit er sich den Daumen abschieße und freut sich jeder Verstümmelung, wenn sie nur stark genug ist, eine Befreiung vom Soldatenstande zu erwirken. In den letzten Jahren sind harte Strafen auf diesen Frevel gesetzt worden, aber immer vergebens. Wenn ein junger Mann dennoch in die Armee treten muß, so zuckt er, wie bei jedem andern Unglück, die Achseln, beugt sich dem Unvermeidlichen und wird ein guter Soldat. Der zurückbleibende Sohn hilft des Vaters Feld bestellen, wenn nicht Einer oder der Andere oder auch Beide gezwungen werden, an einer öffentlichen Arbeit theilzunehmen. Bald gilt es, in der Nähe des Dorfes befindliche Denkmäler vom Sande zu befreien, bald einen Kanal zu graben. Es ist nicht nöthig, daß derselbe der Provinz des ausgehobenen Fellah zu Gute komme. Man führt ihn dahin, wo man eben rührige Hände und ausdauernde Leiber bedarf. Die Löhnungen, welche jetzt als dankenswerthe Neuerung gezahlt werden, sind äußerst gering; die Behandlung der Leute ist gleichfalls besser geworden als früher, aber noch immer hart genug. Man denke, daß trotz ihrer ganz außergewöhnlich starken Lungen bei der Anlage des Mahmudichkanals unter Mehemed Ali 30,000 Fellahin vor Anstrengung gestorben sind, und daß während des Baues der Eisenbahn von Kairo nach Suez durch die Nachlässigkeit der englischen Unternehmer an einem einzigen Tage 10,000 aus ihren Dörfern zusammengetriebener Arbeiter verdurstet sind. Zur Zeit des Pharao Necho kamen nach Herodot über 100,000 Arbeiter bei der Anlage eines Kanals, der den Nil mit dem rothen Meere verbinden sollte, jämmerlich um.

„Braucht die Regierung den Bauer, so muß er sich stellen, und wenn auch sein schon gemähtes Korn auf den Aeckern verdirbt oder von den Vögeln gefressen wird. — Manchmal ruft der Scheich oder Ortsvorsteher die Fellahin gerade während der Erntezeit zusammen, und läßt sie erst los, wenn sie seine bestechliche Hand gefüllt haben. Ein glaubwürdiger Engländer war Zeuge, wie ein verruchter Ingenieur den Kanal, dessen Anlage er leitete, gerade auf das Dorf der ihm untergebenen Arbeiter zuführte und demselben erst eine andere Richtung gab, als man seine Taschen mit einer für die Armuth dieser Leute beinahe unerschwinglichen Summe gefüllt hatte.

„Wen Tod, Blindheit, Militärdienst und Zwangsarbeit verschont hat, der fällt der Willkür der die Steuern eintreibenden Beamten anheim und muß demnach, mag er auch noch so fleißig sein, früher oder später verarmen.

„Nach jenen sieben magern Jahren, von welchen die Bibel erzählt, fiel durch die Klugheit des Finanzmannes Joseph das ganze Land von Aegypten an den Pharao, dieser gab es seinen Unterthanen in Pacht und ließ nur die Aecker der Priester zinslos. So ist es noch heute. Fast alles Land in Aegypten gehört der Regierung. Der Käufer eines Gutes darf sich nur als Erbpächter obrigkeitlichen Eigenthums betrachten. Die hohe Grundsteuer soll gewissermaßen als Pachtzins gelten. Dieser wird von den Scheich el Beleds, unsern Dorfschulzen oder Ortsvorstehern, mit strenger Härte eingetrieben, denn sie sind den Oberbehörden für etwaige Ausfälle haftbar und eben so wenig sicher vor Bastonnaden, als ihre Untergebenen. Ihr Dorf hat so und so viel aufzubringen. Dem Scheich kommt die Vertheilung der Steuerquoten zu. Kann Ali nicht zahlen, so müssen Ismail und Hassan ihre Beutel um so weiter öffnen und den Ausfall decken. Aber Ali wird niemals gutwillig den Zins abliefern. Er ist stolz auf die Schläge, die er bekommt, wenn er seine Abgaben nicht entrichtet, und er rühmt sich der Hiebe, welche er aushielt, ehe man ihn dahin bringen konnte, sein Geld zu zahlen. Amianus Marcellinus erzählt genau dasselbe von den Aegyptern in der Römerzeit und sagt sogar, der Bauer würde erröthen, wenn er keine Narben aufzuweisen hätte, welche Kunde gäben, daß er sich den Steuern hartnäckig entzogen habe. Heute noch gilt der Fellah, welcher ohne Bastonnade seinen Zins abliefert, für feig und ehrlos. Selbst der Scheich läßt sich, wie gesagt, beinahe alljährlich von seinen Obern prügeln. Dafür ereilt ihn nur selten eine Strafe, wenn er, was häufig geschieht, aus verwandtschaftlichen Rücksichten den Einen überbürdet, um es den Andern zu erleichtern. Uebrigens kenne ich doch einen Fall, der dem ungerechten Scheich das Leben kostete. — Häufig kommt es vor, daß wenn die Bewohner eines Dorfes zur Frohnarbeit fortgeführt werden, die Bauern des nächsten Ortes gezwungen werden, die Steuern ihrer Nachbarn mit zu bezahlen. Jede denkbare Ungerechtigkeit wird von den türkischen Oberbeamten geübt, wenn sie nur Geld durch dieselbe erpressen. Der Vizekönig treibt die Sache im Großen und schaltet mit dem Vermögen seiner Bauern, wie es ihm einfällt. Als Said Pascha sein Land bereiste, klagte ihm ein armer Bauer in kurzweiliger Art seine Noth. Da befahl er, der reichste Mann des Ortes solle dem Bettler eine Kuh schenken. Aber der zum Wohlthun Verurtheilte besaß selbst nur ein einziges Rind!

„Mr. Lanes, welcher sich viele Jahre in Aegypten aufhielt und auf unbedingte Glaubwürdigkeit Anspruch machen kann, erzählt unter andern haarsträubenden Thaten der Herren dieses Landes eine Geschichte, die Sie vielleicht interessiren wird.

„Ein wegen seiner Grausamkeit berüchtigter Türke Suleiman Agha, der über die Stadt Tauta im Delta gesetzt war, ging einmal Abends zu dem Getraidemagazin der Regierung, und da er dort zwei Bauern schlafend fand, fragte er sie, wer sie wären und was sie hier zu thun hätten. Der Eine antwortete, er hätte 130 Säcke Korn aus einem Dorfe des Bezirks gebracht, der Andere, er habe 60 Scheffel von dem zur Stadt gehörigen Lande herzugeführt. ‚Du Schurke,' sagte der Statthalter zu Letzterem, ‚dieser Mann bringt 130 Säcke von dem Felde eines kleinen Dorfes, und Du nur 60 von dem Acker einer ganzen Stadt!' — ‚Dieser Mann,' antwortete der Bauer von Tauta, ‚bringt nur einmal in der Woche Korn, ich aber bringe alle Tage welches.' — ‚Schweige,' schrie der Gouverneur, und auf einen nahen Baum zeigend, befahl er seinen Dienern, den Bauer an einen Ast zu hängen.

„Am andern Morgen ging der Statthalter wieder zum Magazin und sah dort einen Mann, welcher eine große Quantität Getraide brachte. Er fragte, wer es sei und wieviel er bringe. Da antwortete der Diener, welcher am Abende vorher Henkersdienste verrichtet hatte: ‚Herr, das ist der Mann, den ich gestern Abend auf Deinen Befehl aufgeknüpft habe; er bringt heute 100 Scheffel!' — ‚Was?' rief der Statthalter, ‚ist er denn vom Tode auferstanden?' — ‚Nein, Herr,' antwortete der Diener, ‚ich hing ihn so, daß seine Zehen den Boden berührten, und als Du fort warest band ich ihn los. Du hast wohl befohlen, ihn aufzuhängen, nicht aber ihn zu tödten.' Der Türke murmelte: ‚Aha, hängen und tödten ist zweierlei; das Arabische ist eine reiche Sprache. Das nächste Mal will ich sagen: ‚tödten'. Man muß Acht geben!'

„Das ist ein Schwank, welcher fröhlich endet, die meisten dieser Geschichten nehmen aber leider einen tragischen Ausgang. Je seltener es sich freilich bei der Steuerzahlung um's Leben handelt, je

häufiger gilt es die Ruhe, den Frieden und die Lebensfreude ganzer Familien.

„Ich treffe einen Bauer, welcher mit Hülfe seines Weibes und zweier Knaben eine neue Schlammhütte erbaut und frage ihn: ‚Hat die Flamme Deine frühere Wohnung verzehrt, mein Sohn?‘ — ‚Nein, Herr,‘ lautet die Antwort, ‚die Seele des Scheich ist hart wie Feuerstein. Er pfändete mich und jagte mich aus dem Dorfe, denn ich konnte die Steuer nicht zahlen.‘

„Ein anderer Fellah saß gemächlich vor seiner Hütte. Wir bewunderten die herrlichen Dattelpalmen, welche sich neben demselben im Winde wiegten. ‚Ach, Herr,‘ seufzte der Arme, ‚zwei Piaster das Stück!‘ Ich glaubte, den Mann mißverstanden zu haben, erfuhr aber von meinem Dragoman, der Bauer müsse für jede Dattelpalme der Regierung zwei Piaster oder vier Groschen Abgabe zahlen. Wollte ich Ihnen aufzählen, was Alles besteuert wird, so brauchte ich längere Zeit, als wenn ich Ihnen sagen wollte, was nicht einer Abgabe unterworfen ist.

„Die Grundsteuer ist fast unerschwinglich, die Palmensteuer kennen Sie; für Alles, was der Bauer in die Stadt bringt, muß er ungefähr 2% des Werthes dem Manne abgeben, welcher, als Meistbietender, die Marktsteuer gepachtet hat und mit der harten Polizei unter einer Decke zu stecken pflegt. Treibt der Bauer ein Handwerk, so hat er einen halben bis dreifachen Monatsgewinn als Jahressteuer zu zahlen, ist er Viehzüchter, so wird für jedes Stück eine Abgabe erhoben.

„Der Fellah kann, wie Sie sehen, wenn er ehrlich bleiben will, nicht bestehen, obgleich er unendlich wenig zu seinem eigenen Unterhalte bedarf und er wegen des warmen Klimas und der üppigen Vegetation des Nilthals seine Kinder beinahe umsonst aufzuerziehen vermag. — Zu Diodor's Zeit war es schon eben so. Damals kostete die Ernährung eines Bauernkindes bis zu seiner Mannbarkeit nicht mehr als 20 Drachmen oder 5 Thaler. Wenn auch seit jenen Jahren die Bedürfnisse des Fellah vielleicht nur dadurch größer geworden sind, daß seit der Einführung des Tabaks das Rauchen des von ihm selbst gebauten leichten, aber nicht übel schmeckenden Krautes zum Bedürfniß geworden ist, so verlangt doch das nackte Leben mehr als das, was ihm die Obrigkeit von der Arbeit seiner Hände übrig läßt. Zur Unredlichkeit beinahe gezwungen, stiehlt und betrügt er, wo sich eine Gelegenheit, die er übrigens selten aufsucht, bietet. Einen Meineid zu schwören ist ihm eine Kleinigkeit. Das wissen die Richter in den Städten sehr genau und verschreiben einige Fellahin, wenn sie falsche Zeugen brauchen. Der Prokurist eines englischen Hauses, dessen Chef in Europa gestorben war, sollte die Forderungen, welche derselbe an die Obrigkeit zu machen hatte, einziehen, die Handlung auflösen und die Aktiva an die Erben des Dahingeschiedenen nach Europa schicken. Die Regierung machte Schwierigkeiten, und die Sache konnte nur dadurch erledigt werden, daß der mit dem einstmaligen Chef des Hauses keineswegs verwandte Prokurist, auf den Rath eines Türken, zwei Fellahin vor Gericht beschwören ließ, er sei der einzige Sohn und Erbe des Verstorbenen.

„Solche Korruption, die natürliche Folge der Aussaugung und Bedrückung, ist mit der entsetzlichsten Unwissenheit und einem Aberglauben verbunden, der sich auf alle Gebiete des Lebens erstreckt. Mit Amuletten und Sprüchen sucht man jede Krankheit zu heilen; keine Orangenschale wird fortgeworfen, ohne den Ruf ‚um Vergebung!‘ Dieselbe könnte ja irgend einem vorbeifliegenden Geiste oder Dschin an den Kopf geflogen sein. Von den Denkmälern der alten Aegypter glaubt man, sie wären von Gan ibn Gan, einem vor Adam lebenden Riesen, welcher große Felsmassen mit Hülfe seines Zauberstabes fortbewegen konnte, errichtet oder gebaut worden. Beim Tode und der Geburt, bei der Hochzeit und Scheidung beobachtet man hundert lächerliche Gebräuche, welche Geister, Dämonen und Engel beschwören oder bannen sollen.

„So wird der Fellah, trotz seiner ursprünglich guten Begabung, auch geistig zum Aermsten der Armen! Seit Jahrtausenden der Spielball fremder Willkür, hat er einst Pyramidenberge aufthürmen müssen, muß er heute Kanäle graben und die Taschen seiner Beherrscher füllen; — angewiesen auf seine eigene Kraft, weiß er nie, ob der Lohn seiner Arbeit dem Scheich oder dem Mudir, ganz sicher aber, daß er ihm und seiner Familie nur zum kleinsten Theil zufallen wird. Je fleißiger er die Arme regte, je härter wird er bedrückt; legt er die Hände in den Schooß, so wird er des Letzten beraubt und aus der Heimat verwiesen. Bei seiner Geburt steht der Todesengel an seiner Wiege und verschont ihn selten, als Jüngling reißt man ihn, wenn er sich nicht selbst verstümmelt, von den Seinen und macht ihn auf ein Jahrzehnt zum Soldaten, als Mann und Vater weiß er niemals, ob er nicht in der nächsten Stunde zu einer Zwangsarbeit fortgeschleppt wird, und selbst auf dem Sterbebette findet er keine Ruhe, denn sein Acker gehört der Regierung, und diese kann ihn, sobald er die Augen schließt, den Seinen entziehen und einem Andern übergeben.

„Sie sehen, daß der Fellah alle Bedingungen erfüllt, welche ich für nöthig halte, um einen Menschen wahrhaft ‚arm‘ nennen zu können. Die Arbeiter der niedergebrannten Fabrik und all' unsere sogenannten Proletarier würde ich, wenn ich sie ‚arm‘ nennen wollte, zu beleidigen fürchten. Sie haben ein sicheres, zu ihrer Disposition stehendes Kapital in ihrer Kraft und in ihrem Fleiße. Je weniger sie dasselbe ruhen lassen, je höhere Zinsen wird es tragen.

„Der Fellah arbeitet mit demselben Vermögen; aber ihm fehlt die freie Verfügung und niemals kann er wissen, welcher Lohn oder welche Strafe seiner Anstrengungen wartet. Fern von den Segnungen der Bildung, kennt er nicht die Schönheit der Freiheit und Tugend, und geht dem Grabe entgegen in Gleichgültigkeit gegen die meisten Gaben und Schläge des Lebens, geduldig und doch verbittert, darbend, trotz seines Fleißes und der reichen Ernte, die er von seinem Acker heimführt, abergläubisch und doch glaubend an ein Geschick, das ihn zum Ambos und alle Höherstehenden zum Hammer macht. Zu Boden getreten liegt der Fellah da und denkt niemals daran, daß für ihn eine Erhebung möglich sei; für ihn, den ‚Aermsten der Armen!‘ ‚Ja, den Aermsten der Armen,‘ sagte die mitleidige Dame, meine letzten Worte wiederholend.“

Rösselsprung.

u	e	b	v	d	r	i	W
n	a	s	n	e	e	i	d
h	z	o	e	e	r	k	n
d	i	a	u	r	e	i	m
st	ch	i	s	i	m	d	F
s	e	e	h	n	r	a	e
e	b	a	ch	r	n	u	e
ch	s	n	l	e	h	ll	t

Fliegende Blätter.

Das Lebenselement. Das wichtigste Lebenselement ist Luft und natürlich gesunde Luft. Und wie verderben wir dieses Lebenselement in unsern Zimmern, aus denen wir im Winter so wenig hinauskommen! Es gibt nur ein Mittel sie zu bessern: man bringt nicht bloß oben in den Zimmern, sondern, was noch weit wichtiger, unten ein paar Röhren an, welche von außen frische Luft einführen, während die obern die schlechte Luft fortschaffen. Geht damit auch ein Stück Wärme fort, so kommt um so mehr Gesundheit herein, und das ist das Wichtigste.



Violette findet eine unerwartete Beschützerin. (S. 167.)

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von E. Braddon.

(Fortsetzung.)

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Als Violette erwachte, schien bereits die Morgensonne durch die alterthümlichen Fenster. Sie befand sich noch in fieberhafter Aufregung, und der tiefe Schlaf, in den sie nach der Erschöpfung des vorigen Tages gesunken war, hatte sie wenig erfrischt. Im ersten Momente schaute sie beim Anblicke der ihr ganz unbekannten Oertlichkeit erstaunt um sich und wußte kaum, ob sie wache oder träume; aber schnell kehrten die Ereignisse der verflossenen Nacht in ihr Gedächtniß zurück, und sie sprang aus dem Bett und eilte an das Fenster, um mindestens zu sehen, wohin sie gebracht worden sei.

Der Anblick, welcher sich ihr bot, klärte sie jedoch wenig auf. Sie sah eine weite, sumpfige Ebene vor sich, die von einer langen und traurigen Pappelallee durchschnitten war. Es waren jene düsteren Bäume, welche sie nach ihrer Ankunft beim Aussteigen wahrgenommen hatte. In der Ferne bemerkte sie einen Fluß, welcher, immer breiter werdend, dem Meere zuströmte.

Eine Zeit lang verweilte sie regungslos am Fenster und schaute in die kahle, sumpfige Ebene hinaus, welche sich vor ihren verzweiflungsvollen Blicken ausdehnte; plötzlich aber faltete sie die Hände, richtete flehend die Augen nach oben und rief: „Nein, der Himmel wird mich nicht verlassen! Gott wird mich beschützen, wenn auch nur um meiner Mutter willen!“ Dieser Gedanke schien dem armen Mädchen neuen Muth zu geben. Sie sank vor einem der großen eichenen Stühle auf die Kniee und betete lange und inbrünstig. Dann stand sie auf und kleidete sich sorgfältig an. Das kalte Wasser, in dem sie Stirn und Gesicht badete, erfrischte sie, und als die Toilette beendet war, schien sie so gemüthsruhig zu sein, als wenn sie sich zu Hause bei ihrer Mutter befunden hätte. Sie mußte Verfolgern gegenüber treten, welche ihr noch ganz unbekannt waren, und wußte, daß sie völlig vertheidigungslos war, sobald sie die geringste Schwäche verrieth.

Von welcher Art war die Gefahr, welche sie bedrohte, und in welcher Absicht war sie nach diesem einsamen Hause geschleppt worden? Unaufhörlich legte sich das arme Mädchen diese beiden Fragen vor, ohne sie jedoch beantworten zu können.

In diesem Augenblicke erschien die alte Haushälterin und brachte ein einfaches, aber vortreffliches Frühstück. Violette eilte ihr entgegen und flehte sie mit gefalteten Händen an, ihr dieses Räthsel zu erklären. Allein so oft sie ihre Bitte auch wiederholen mochte, die Alte schien nicht zu hören; sie blickte Violetten nur freundlich an, und selbst darin lag etwas Tröstendes für das arme Mädchen. Die Haushälterin stellte das Frühstück auf den Tisch und wandte sich, um wieder zu gehen; als sie jedoch die Thür erreicht hatte, blieb sie stehen und sagte: „Verlieren Sie nicht den Muth, mein armes Kind. Die Hülfe ist Ihnen näher, als Sie glauben. Ja, ja, es gibt viele böse Menschen auf dieser Welt, aber auch gute, also lassen Sie nicht den Muth sinken!“ Nach diesen Worten verließ sie das Zimmer, während Violette

staunend und zweifelhaft darüber zurückblieb, ob das, was sie gehört hatte, ernstlich gemeint sei und ob sie wirklich Hoffnung hegen dürfe, oder ob es nur sinnloses Geschwätz einer alten Frau sei. Sie näherte sich der Thür und versuchte sie zu öffnen, aber fand dieselbe verschlossen; sie horchte lange Zeit auf irgend ein Geräusch, doch kein Laut störte die Grabesstille dieses Hauses. Endlich blieb sie vor dem Fenster stehen, in der sicheren Erwartung, daß sich hier im Laufe des Tages ein menschliches Wesen ihren Blicken zeigen müsse. Das Fenster öffnend, setzte sie sich an demselben nieder und harrte geduldig die schleichenden Stunden hindurch. Allein sie wartete vergebens; der Tag verstrich, die Sonne sank, aber kein menschliches Wesen zeigte sich im Bereiche ihrer Blicke. Violettens Herz erlag fast der Verzweiflung. Sie hatte am Morgen eine Tasse Thee genossen, aber nichts gegessen. Ihre Lippen waren trocken und glühten von Fieberhitze, und völlige Erschöpfung drohte sie zu überwältigen. Das Bild der Mutter schwebte ihr unaufhörlich vor, sie vergegenwärtigte sich die Angst derselben, und dann wurde es ihr unerträglich, in dem stillen, einsamen Zimmer zu bleiben. In manchen Momenten fühlte sie einen fast unwiderstehlichen Drang, zum Fenster hinaus zu springen, obgleich Lebensgefahr damit verbunden war, und nur ihr tiefes religiöses Gefühl und ihr Vertrauen zu Gott hielten sie davon ab. Wenn ihr Leiden den höchsten Punkt erreicht hatte, faltete sie die Hände, betete zum Allmächtigen und flehte ihn an, sie zu erretten.

Die purpurnen Strahlen der sinkenden Sonne rötheten die Wellen des Stromes am fernen Horizonte, die Abendschatten begannen in das öde Zimmer zu dringen, und Violette dachte bereits daran, daß sie eine zweite Nacht in qualvoller Ungewißheit werde zubringen müssen, als sie plötzlich das Drehen eines Schlüssels hörte, die Thüre sich öffnete und ein Mann eintrat.

Diesesmal erkannte sie den Marquis Roxleydale, der ihr am vorhergehenden Abende im Foyer des Theaters vorgestellt worden war. Der junge Lord hatte mit seinem Verführer, Rupert Goodwin, zusammen gespeist und viel Wein getrunken. Der Bankier war nämlich am Nachmittage auch im Schlosse angekommen. Er kannte die Schwachheit des jungen Mannes, den er sich zum Werkzeuge auserfehen, und fürchtete, daß seine finsteren Pläne nicht ausgeführt werden möchten, wenn er nicht gegenwärtig sei, um die Fäden zu leiten.

Dieser Plan war von der Art, daß er bei einem schwachen oder ehrgeizigen Frauenzimmer nicht wohl fehlschlagen konnte, und Rupert Goodwin, der eine sehr niedrige Meinung von allen Menschen hatte, hielt deßhalb nicht für möglich, daß Violette im Stande sein werde, der Versuchung zu widerstehen. Der Marquis sollte sich nämlich den Schein geben, nur ehrenhafte Absichten zu hegen und ihr förmlich seine Hand anbieten, aber die Bedingung stellen, daß die Verbindung im Geheimen geschlossen werde, weil es ihm, einem Minderjährigen, auf keinem anderen Wege möglich sei, sie zu seiner Frau zu machen. Die unerfahrene Violette, dachte der Bankier, werde begierig nach der Gelegenheit greifen, eine Marquise zu werden, und bereitwillig den Vorschlag annehmen.

So rechnete dieser Weltmann, allein die Einfachheit eines unschuldigen Mädchens war genügend, alle seine feinen Kombinationen über den Haufen zu werfen.

Lord Roxleydale's Yacht, der „König der Normannen", lag in der Mündung der Themse vor Anker. Wenn Violette ihre Einwilligung zu der geheimen Verbindung gab, sollte sie unter dem Vorwande, daß man nach Frankreich segeln wolle, an Bord derselben gebracht werden. Sobald sie aber einmal auf dem Fahrzeuge war, konnte der Marquis sie führen, wohin er wollte. Er besaß eine schöne Villa auf einer kleinen Insel in der Nähe von Neapel; dahin hatte Rupert Goodwin ihm gerathen, sein Opfer zu bringen. Erst wenn Violette weit von England fortgebracht worden war, ohne Hoffnung auf Rückkehr dahin, erachtete der Bankier seine teuflische Rache an der unglücklichen Mutter für vollendet, dann hoffte er sie gedemüthigt, in den Staub getreten und für die Verachtung bestraft zu sehen, mit der sie ihn, der sie leidenschaftlich geliebt, in früherer Zeit zurückgewiesen hatte.

Der Marquis näherte sich Violetten, welche bleich, aber gefaßt am Fenster stand, auf das die letzten Strahlen der Sonne fielen. „Liebe Miß Watson," sagte er, „ich komme als ein demüthig Flehender, der um Verzeihung bittet. Können Sie mir vergeben?" — „Meine Verzeihung wird leicht zu erlangen sein, Herr Marquis," erwiederte Violette ruhig; „möge auch der Himmel Ihnen das grausame und absichtliche Unrecht verzeihen, das Sie einem Wesen zugefügt haben, welches Ihnen nie ein Leid gethan hat, und dem Sie so fremd sind, daß ihm selbst jetzt noch Ihr Betragen ein völliges Räthsel ist. Wenn ich aber an die gräßliche Angst denke, welche Sie meiner armen Mutter bereitet haben, so wird es mir schwerer, Ihnen zu verzeihen. Sie ist eine Wittwe, welche in letzter Zeit von vielen Leiden heimgesucht worden ist und nicht auch dieser neuen Prüfung noch bedurfte." Der Marquis wurde purpurroth bei diesem Vorwurf. Er war noch jung, zu jung, um gegen jedes Schamgefühl schon abgestumpft zu sein, und empfand die Schwere des Vorwurfs, der in Violettens einfachen Worten lag. Allein er stand unter dem Einflusse seines bösen Genius, und die bessere Regung verschwand bald bei ihm wieder. „Meine liebe Miß Watson," fuhr er fort, „meine liebe Violette, — denn ich habe gehört, daß Sie diesen schönen Namen führen, — meine liebe Violette, die Besorgnisse Ihrer Mutter sind leicht zu beruhigen. Einige Zeilen von Ihrer Hand genügen, um ihr die Versicherung zu geben, daß Sie wohl aufgehoben sind. Es ist noch nicht zu spät für die heutige Post nach London. Schreiben Sie, und Ihr Brief soll sogleich nach dem Postbureau der nächsten Stadt geschickt werden." — „Und mein Brief wird wirklich nach London gelangen?" — „Morgen in früher Stunde." Violette bedachte, daß sie selbst, im Falle der Flucht, nicht wohl bis zum folgenden Morgen nach London gelangen konnte, und daß sie vielmehr wahrscheinlich noch mehrere Tage werde warten müssen, bis sich eine günstige Gelegenheit zur Flucht zeigte. Thorheit wäre es gewesen, wenn sie die ihr jetzt gebotene Möglichkeit, die Besorgnisse ihrer Mutter einigermaßen zu beschwichtigen, hätte zurückweisen wollen. „Ich werde schreiben," sagte sie, sich einem Tische nähernd, auf dem die nöthigen Schreibmaterialien lagen. „O, Herr Marquis, wenn Sie jemals Liebe für Ihre Mutter empfunden haben, so haben Sie Mitleid mit der meinigen und mit mir!" Dieser Anruf an die Gefühle des Sohnes öffnete eine alte Wunde im Herzen des jungen Mannes. Es hatte einst eine Zeit gegeben, in der er seine zärtliche und nachsichtige Mutter innig geliebt hatte, und dieses Gefühl, welches selbst in der verhärtetsten menschlichen Brust nie ganz erstirbt, war auch bei ihm nicht erloschen. Er war sich dessen bewußt, in der letzten Zeit als ein schlechter Sohn gegen seine Mutter gehandelt zu haben, und Violettens einfache Worte berührten ihn deßhalb tief. „Sprechen Sie nicht von meiner Mutter," sagte er, „es gibt Gegenstände, von denen ich nicht gern reden höre. Schreiben Sie ihren Brief, Violette, und ich werde dafür sorgen, daß er nach der Post befördert wird." Dann trat er an das Fenster und blickte starr auf die Gegend hinaus, über die sich die Schatten der Nacht zu breiten begannen. Die Dunkelheit nahm schnell zu, und am Rande des Horizontes war nur noch ein einzelner rother Streifen sichtbar.

Violette schrieb einige Zeilen, aber nur in allgemeinen Ausdrücken. Wie hätte sie auch auf Einzelnheiten eingehen können, da sie mit dem ihr bevorstehenden Schicksale noch ganz unbekannt und vielleicht von Gefahren umgeben war? Sie hatte nur den Zweck dabei, ihre arme Mutter einigermaßen zu beruhigen. Der Brief lautete also: „Liebe Mutter! Ich bin in Sicherheit und befinde mich wohl. Für den Augenblick kann ich Dir nicht mehr sagen. Verlasse Dich auf die Wahrheit dessen, was ich Dir sage, und ängstige Dich nicht, bis ich Dir weitere Nachricht gebe oder zu Dir zurückkehre. Du wirst nicht daran zweifeln, daß ich kommen werde, sobald es mir möglich ist. Sei versichert, daß nur eine gebieterische Nothwendigkeit mich von Dir entfernt hält.

Deine Tochter, Violette."

Sie legte dieses Schreiben zusammen, schob es in ein Couvert und setzte die Adresse darauf. Dann nahm der Marquis es in Empfang. „Liebe Violette," sagte er, „ich verlasse Sie nur einen Augenblick, um diesen Brief abzuschicken. Sobald ich zurückkomme, werde ich Ihnen Alles erklären." Er verließ das Zimmer, worauf Violette wieder den Schlüssel der Thüre drehen hörte. Diese Wahrnehmung erfüllte sie mit Schrecken. Aller scheinbaren Ehrerbietung ungeachtet, war dieser Mann dennoch ihr Feind, ihr ge-

fährlichster Feind, weil er ihre Verlassenheit und Hülflosigkeit benutzte, um sich ihr zu nähern und Liebeserklärungen zu machen. Sie war eine Gefangene in diesem alten und einsamen Gebäude, wo ihr kein anderes Wesen Theilnahme bewies, als eine taube und vielleicht halb kindische alte Frau. Gewiß konnte es keine schrecklichere Lage, als diese war, für ein junges Mädchen geben, das zwar den Kummer kennen gelernt hatte, aber noch nie von Gefahren umringt gewesen war. „O Himmel!“ rief sie, indem sie sich, einer Ohnmacht nahe, an das eichene Getäfel der Wand lehnte. „O Himmel, erhöre meine Bitte! Erbarme Dich meiner Verlassenheit und erwecke mir in dieser schrecklichen Noth einen Freund, der mich rettet!“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als die eichene Tafel hinter ihr sich öffnete und ein weicher weiblicher Arm die Sinkende umfing. Es schien, als wenn der Himmel ihre Bitte erhört habe, als wenn zu ihrer Rettung ein Wunder geschehen sei. Ein Schrei freudiger Ueberraschung entfuhr ihren Lippen, aber verstummte sogleich unter einer Frauenhand, die sich auf ihren Mund legte. „Still!“ flüsterte die Erscheinung, „keinen Laut!“ Dann zog die geheimnißvolle Freundin Violetten mit sich durch die in der Wand befindliche Oeffnung. Auf diese wunderbare Weise gerettet, sank das unglückliche Mädchen in den Armen ihrer Retterin völlig in Ohnmacht. Aber dieser bewußtlose Zustand währte nicht lange. Eine kühle Feuchtigkeit benetzte ihre Stirn, und ein kräftiger Geruch wirkte belebend auf ihre Sinne, während durch ein offenes Fenster der frische Abendwind über ihr Gesicht strich. Sie schlug die Augen wieder auf und blickte in ein sanftes weibliches Gesicht. Es war schön, hatte regelmäßige Züge, und ein mildes Lächeln schwebte auf seinen Lippen, obgleich bereits silberweiße Haare es umgaben und tiefer Kummer daraus zu sprechen schien. Die Dame war groß und schien sehr mager zu sein; vielleicht trug jedoch ihre eng anschließende schwarze Kleidung von kostbarer Seide dazu bei. „O Madame,“ rief Violette, „Sie werden mich nicht verlassen, mich nicht von sich stoßen?“ — „Nein, mein liebes Kind, nicht eher werde ich Sie verlassen, als bis ich Sie den Ihrigen zurückgegeben habe,“ antwortete die Dame. „Beruhigen Sie sich, ich werde für Sie sorgen.“ — „Ach, ich habe viel gelitten,“ stotterte Violette leise und bebend. „Es war Alles wie ein schrecklicher Traum. Mir ist, als habe der Himmel Sie auf mein Gebet gesendet. Auf welche Weise kamen Sie zu mir? Woher wußten Sie, daß ich Ihres Beistandes bedurfte?“ — „Meine Anwesenheit in diesem Schlosse mag in der That eine Fügung der gütigen Vorsehung sein,“ versetzte die Dame. „Ich bin erst gestern Abend um zehn Uhr hier angelangt, wenige Stunden vor Ihnen, aber Gott sei Dank, zeitig genug, um Sie retten zu können und meinen verirrten Sohn an einem Verbrechen zu hindern.“ — „Ihr Sohn, Madame?“ — „Ja, mein armes Kind, ich bin die unglückliche Mutter des Marquis Roxleydale.“ — „Aber wird mich nicht der Marquis auch bis hierher verfolgen?“ — „Nein, er weiß nichts von meiner Anwesenheit und kennt nicht den geheimen Eingang durch das Wandgetäfel. Ich bin zufällig in der ersten Zeit meiner Ehe, als ich einen Sommer hier zubrachte, damit bekannt geworden. Nancy Gibson, die alte Haushälterin, hat mir Ihre Ankunft mitgetheilt. Sobald ich davon unterrichtet war, konnte ich über Sie wachen. In diesen Gemächern sind Sie so sicher, als wenn Sie hundert Meilen von Ihrem Verfolger entfernt wären.“ Die Marquise führte sie in ein anstoßendes Zimmer, welches schön, aber altmodisch möblirt war. Die Fensterläden waren verschlossen, die Vorhänge dicht zugezogen, und zwei brennende Wachslichter standen auf einem Tische, auf dem der Thee servirt war. „Kommen Sie, mein armes Kind,“ sagte Lady Roxleydale, „eine Tasse Thee wird Sie stärken. Setzen Sie sich und erzählen Sie mir, auf welche Weise Sie in der vorigen Nacht hierher gebracht worden sind. Haben Sie Vertrauen und reden Sie offen.“ — „Gern, Mylady! Aber glauben Sie mir, die Ereignisse der verflossenen Nacht sind für mich ein eben so großes Räthsel, wie sie nur für Sie sein können.“ Violette empfand unaussprechliche Dankbarkeit gegen die Dame, welche zu ihrer Rettung gekommen war. Sie erzählte Alles, was sich zugetragen, mit einer Offenheit, welche einen sehr günstigen Eindruck auf Lady Roxleydale machte, obgleich diese Dame vermöge ihrer Erziehung und ihrer etwas beschränkten und veralteten Ansichten keine besondere Vorliebe für eine Figurantin des Drury Lane Theaters hegen konnte.

So kam es, daß Violette die folgende Nacht unter dem Schutze dieser neuen Freundin sanft und ruhig schlief und sich durch den Gedanken, daß ihr Brief am folgenden Morgen zu den Händen der Mutter gelangen werde, fast glücklich fühlte. Das arme Mädchen ahnte jedoch nicht, daß diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen sollte. Lord Roxleydale war dem Bankier im Vorzimmer begegnet, als er gerade Violettens Brief nach der Post senden wollte, und Letzterer hatte ihm denselben mit dem Bemerken abgenommen, daß er selbst nach der Post gehen müsse und ihn besorgen werde, was natürlich nicht geschah.

Der Marquis war darauf eiligst nach dem Zimmer zurückgekehrt, wo er seine schöne Gefangene gelassen hatte, die er dort wieder zu finden hoffte.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Lionel Westford war fest entschlossen, den Plan, welchen ihm die Untersuchung mit der alten Haushälterin an die Hand gegeben hatte, ohne Zeitverlust auszuführen. Er wollte den geheimen Gang, die Keller und die öden Zimmer des nördlichen Flügels in der Stille der Nacht, wenn Alles in Wilmingdonhall schlief, genau untersuchen. Es war jedenfalls ein kühner Entschluß; allein da er einmal überzeugt war, daß die Pflicht ein schnelles Handeln erheische, so bebte er vor keiner Gefahr zurück, denn er besaß ganz den persönlichen Muth seines Vaters, eines echten Seemannes. Er verließ Mrs. Beckson's Zimmer um acht Uhr, nachdem er ihren Gesprächen mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte. Acht Uhr! Er wußte, daß erst um elf Uhr der ganze Haushalt sich zur Ruhe begab, und ging deßhalb nach seinem Zimmer. Zwei kurz vorher angezündete Wachslichter standen auf dem Tische. Das eine derselben verlöschte er, denn er brauchte es zu seinem Unternehmen, dessen Dauer er nicht berechnen konnte. Dann setzte er sich an den Tisch und nahm ein Buch zur Hand. Allein es war ihm unmöglich, seine Aufmerksamkeit darauf zu fesseln; denn er konnte an nichts Anderes denken, als an sein Vorhaben.

In der That war es auch ein bedenkliches Unternehmen. Allein und mitten in der Nacht hatte er eine lange Reihe verödeter Räume zu durchsuchen, um die Spuren eines geheimen Verbrechens zu entdecken, welches im nördlichen Flügel des Schlosses sollte verübt worden sein.

Endlich schlug die Glocke Mitternacht. Lionel öffnete das Fenster und schaute hinaus. Kein Licht zeigte sich in der langen Fensterreihe, das ganze Hauspersonal lag augenscheinlich im Schlummer. „Noch eine halbe Stunde will ich warten, ehe ich das Zimmer verlasse, sagte der junge Mann zu sich. Er mochte sich keiner Gefahr der Störung aussetzen und besorgte, daß seine Schritte in den bewohnten Gemächern des Gebäudes irgend Jemand erwecken möchten, der noch nicht fest schlief. Sobald er einmal im Garten war, fürchtete er nichts mehr.

Um halb ein Uhr legte Lionel das Buch bei Seite, welches ihm so wenig Zerstreuung gewährt hatte, nahm das nicht brennende Licht und trat auf den Korridor hinaus. Langsam und vorsichtig ging er denselben entlang, stieg die Treppe hinab und schritt durch den Speisesaal. Er wußte, daß die Thür der Vorhalle jeden Abend von dem ältesten Diener sorgfältig verschlossen wurde, welcher auch den Schlüssel mit in sein Zimmer nahm, und rechnete deßhalb darauf, durch ein Fenster des Speisesaales in das Freie gelangen zu können. Sie waren zwar sämmtlich durch Läden und schwere Eisenstangen verschlossen, allein letztere konnten von kräftigen und geschickten Händen abgenommen werden. Es war allerdings schwierig, dieses ohne Geräusch zu thun, aber dennoch gelang es Lionel, und bald befand er sich auf der großen Terrasse des Gebäudes.

Die frische Nachtluft strich über seine heiße Stirn und gab ihm frische Kraft. Schnellen Schrittes eilte er über den Rasenplatz und trat in eine der langen, ihm so wohl bekannten Lorbeeralleen, in denen er Julia Goodwin so oft getroffen hatte. Der Mond stand im ersten Viertel und gab nur einen schwachen Silberschein; in der Allee herrschte deßhalb völlige Dunkelheit. Lionel verfolgte dieselbe und langte bei der Grotte an. Er fand in derselben das Gewölbe,

von dem die Haushälterin gesprochen hatte, und mit den Fußspitzen weiter fühlend, fand er auch die erste Stufe der zu den Kellern führenden Treppe. Ehe er jedoch hinabstieg, zündete er das mitgebrachte Wachslicht an. Er war zwar nicht weit vom Schlosse entfernt, aber wußte, daß er sich hinter dem nördlichen Flügel befand und daß der Schimmer seines Lichtes von keinem Neugierigen gesehen werden konnte.

Langsam, vorsichtig und gebückt stieg er die Stufen hinab, da die geringe Höhe des Gewölbes ihm nicht gestattete, ganz aufrecht zu gehen. Ueberall fand er unzweifelhafte Anzeichen, daß diese geheime Treppe schon seit langer Zeit nicht mehr benutzt worden und völlig in Vergessenheit gerathen war. Lange und dichte Spinngewebe flogen ihm in das Gesicht, Gewürm aller Art, Kröten und Eidechsen, wurden durch seine Annäherung in die Flucht gejagt, und mit jedem Schritte stieß er auf irgend ein lebendes Wesen, das seit Jahren dort einen ruhigen Zufluchtsort gefunden hatte. Feuchter Moder bedeckte die Wände und verfaulte, viele Sommer alte Blätter lagen haufenweise auf den wankenden Stufen, so daß Lionel Mühe hatte, sich vor dem Fallen zu bewahren.

Die alte Haushälterin hatte ihn nicht getäuscht. Er fand den geheimen Gang und verfolgte ihn, bis er an eine Bogenthüre gelangte, welche, wie ihm bekannt war, zu den Kellern führte. Allein hier fürchtete er seinem Unternehmen plötzlich ein Ende gesetzt zu sehen, denn nichts schien wahrscheinlicher, als daß diese Thüre fest verschlossen sein werde. Er machte jedoch den Versuch und drückte an den verrosteten Griff derselben, und siehe da, zu seinem großen Erstaunen gab sie nach, und er trat in den ersten Keller des nördlichen Flügels.

Er wußte, daß er sich jetzt unter dem ersten Fenster, von der östlichen Ecke des Flügels an gerechnet, befand; das siebente Fenster in derselben Reihe aber war dasjenige, auf welches Kaleb seine Blicke gerichtet hatte, als er von dem Verbrechen erzählte, dessen Zeuge er gewesen war.

Lionel hatte sich die Gewißheit verschafft, daß in jedem der Zimmer des unteren Geschoßes nur zwei Fenster befindlich waren; folglich mußte das siebente Fenster zu dem vierten Zimmer, von der östlichen Ecke des Gebäudes an gerechnet, gehören.

Als er stehen blieb und, das Licht empor haltend, sich umschaute, sah er nichts als einen leeren Kellerraum, der nur hier und dort mit langen Spinngeweben behangen war, und auf dessen Boden verschiedene Stücke Holz umher lagen. Die Thüre zum folgenden Keller stand weit offen. Auch dieser war leer, wie der erste; aber an den Wänden lagen Steine, welche ehemals wahrscheinlich einem Weinlager als Stütze gedient hatten. Die dritte Thür stand nicht offen, war jedoch unverschlossen; Lionel stieß sie auf und trat in den dritten Keller. Jetzt befand er sich in der Nähe desjenigen Zimmers, in welchem das siebente Fenster lag. Der dritte Keller war verschieden von den beiden ersten. In der einen Ecke desselben stand ein großer eiserner Koffer, und in der gegenüber liegenden Ecke befand sich eine Treppe. Im Uebrigen war er gleichfalls leer.

Lionel stieg die Treppe hinauf und gelangte zu einer Thüre. Er konnte nicht bezweifeln, daß dieselbe zu dem vierten Zimmer führte, in welchem das siebente Fenster befindlich war. Aber gerade hier, wo seine Ungeduld am größten war, sollten seine Nachforschungen plötzlich ein Ende nehmen, denn er fand die Thüre fest verschlossen. Betroffen und getäuscht in seinen Erwartungen blieb er stehen. Er hatte sich namenlose Mühe gegeben, hatte den Schrecken des geheimnißvollen nördlichen Flügels mitten in der Nacht Trotz geboten, und was hatte er gefunden? Drei leere Keller und eine fest verschlossene Thüre. „Ich muß Gott danken, daß ich nicht wichtigere Entdeckungen gemacht habe," sagte er zu sich. „Ich wünschte ja nur, mich davon zu überzeugen, daß Alles, was der alte Gärtner gesehen haben will, grundlos und nur ein Traum war."

Während dieser Gedanken stand er auf der höchsten Stufe der Treppe und war im Begriffe, wieder hinabzusteigen, als seine Augen auf ein Stück Zeug fielen, welches an einem aus der Wand vorstehenden Nagel hing. Er machte es los und betrachtete es näher. Es war ein Stück ursprünglich blauen Tuches, ein ungefähr sechs Zoll langer Streifen, der augenscheinlich von einem Mannsrocke abgerissen worden war. Die blaue Farbe war jedoch fast ganz verschwunden, denn irgend eine fremdartige Flüssigkeit hatte es dunkler gefärbt und zugleich hart und rauh gemacht.

Ein Schauder überlief Lionel, während er das Zeug befühlte und betrachtete. Irgend Etwas sagte ihm, daß der schwarze Fleck auf diesem Zeuge von menschlichem Blute herrühre. Er steckte es in die Tasche und untersuchte dann mit dem Lichte die Steine der Treppe, auf denen er stand. Auch hier zeigten sich große schwarze Flecke ähnlicher Art, und am Fuße der Treppe schien eine förmliche Blutlache gelegen zu haben und allmälig in das faule Holz des Fußbodens eingedrungen zu sein.

Kaleb war also doch kein bloßer Träumer. Es ließ sich jetzt nicht mehr bezweifeln, daß er durch die Spalte des Fensterladens wirklich eine schreckliche Unthat mit angesehen hatte. Ein Mord war verübt worden, und das Blut des Erschlagenen bedeckte noch den Boden. Diese schrecklichen, dunklen Flecke gaben Zeugniß gegen den Mörder.

Lionel's Herz erlag fast der Verzweiflung. Julia's Vater war ein Mörder, und ihn, ihn selbst, hatte die Vorsehung auserseheu, das Werkzeug seiner Entdeckung zu sein. „Wie sie mich hassen wird," dachte der junge Mann, „wie sie die Stunde verwünschen wird, in der ihr edles Herz sie verleitete, sich meiner anzunehmen! Aber die Pflicht macht es mir zum Gesetz, den Schuldigen der Gerechtigkeit zu überliefern, wenn derselbe auch ihr Vater ist!"

Die Erforschung des Kellers war aber noch nicht zu Ende. Lionel blieb stehen und sann auf ein Mittel, das Geheimniß ganz zu enthüllen. Das blutbefleckte Stück Zeug, die Blutspuren auf den Steinen, die Blutlache am Fuße der Treppe, Alles führte zu demselben Schlusse. Das unbekannte Opfer Rupert Goodwin's war nach der Ermordung die Treppe hinabgestürzt worden und mußte am Fuße derselben lange Zeit liegen geblieben sein, weil sich in keinem anderen Theile des Kellers Blutspuren fanden. Aber wann war der Leichnam fortgeschafft und wohin war er gebracht worden? — Ohne Zweifel war der Mörder in der Nacht durch den geheimen Gang an den Ort seiner That zurückgekehrt und hatte den Körper mit fortgenommen. Wo mochte er ihn verborgen haben? — Vermuthlich in irgend einer geheimen Grube des Gartens. „Allein in diesem verborgenen Grabe soll er nicht bleiben," dachte Lionel. „Die Hand, welche mich an den Ort der That geführt hat, wird mich auch das Grab des Erschlagenen finden lassen. Die Vorsehung gebietet über den Menschen. Ich, der so gern nur eine gute Meinung von Julia Goodwin's Vater gehabt hätte, bin bestimmt, sein Verbrechen zu enthüllen und zur Anzeige zu bringen!" Ehe der junge Mann den Keller verließ, fand er noch einen Beweis für das Verbrechen des Bankiers. Das Licht ließ ihn einen Gegenstand von dunkler Farbe erkennen, welcher in einem Winkel des Kellers lag. Lionel hob ihn auf; es war ein Lederhandschuh. Er steckte ihn gleichfalls ein.

Nachdem er sich jetzt eine volle Stunde im Keller aufgehalten und alle ihm zugänglichen Theile desselben untersucht hatte, blieb ihm nichts übrig, als auf demselben Wege, auf dem er gekommen war, nach dem Hause zurückzukehren.

Er trat also den Rückweg an, ging wieder durch die Keller und verfolgte den unterirdischen Gang, während er, mit Schrecken um sich schauend, jeden Augenblick erwartete, die Spuren des in der Nähe verborgenen Leichnams zu finden. Allein keine solche Spur zeigte sich ihm. Er erreichte die Grotte und trat in die Gärten hinaus, wo er mit Wollust die frische Nachtluft einathmete, nachdem er so lange in den feuchten und von Blutgeruch vergifteten Kellern verweilt hatte. Ueber den Rasen schreitend, der bereits mit starkem Thau bedeckt war, gelangte er wieder in den Speisesaal, verschloß hier den Fensterladen und stieg dann leise und ungehört die Treppe zu seinem Zimmer hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Schachaufgabe Seite 140:

B 7 nimmt A 8 und bleibt Bauer.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.



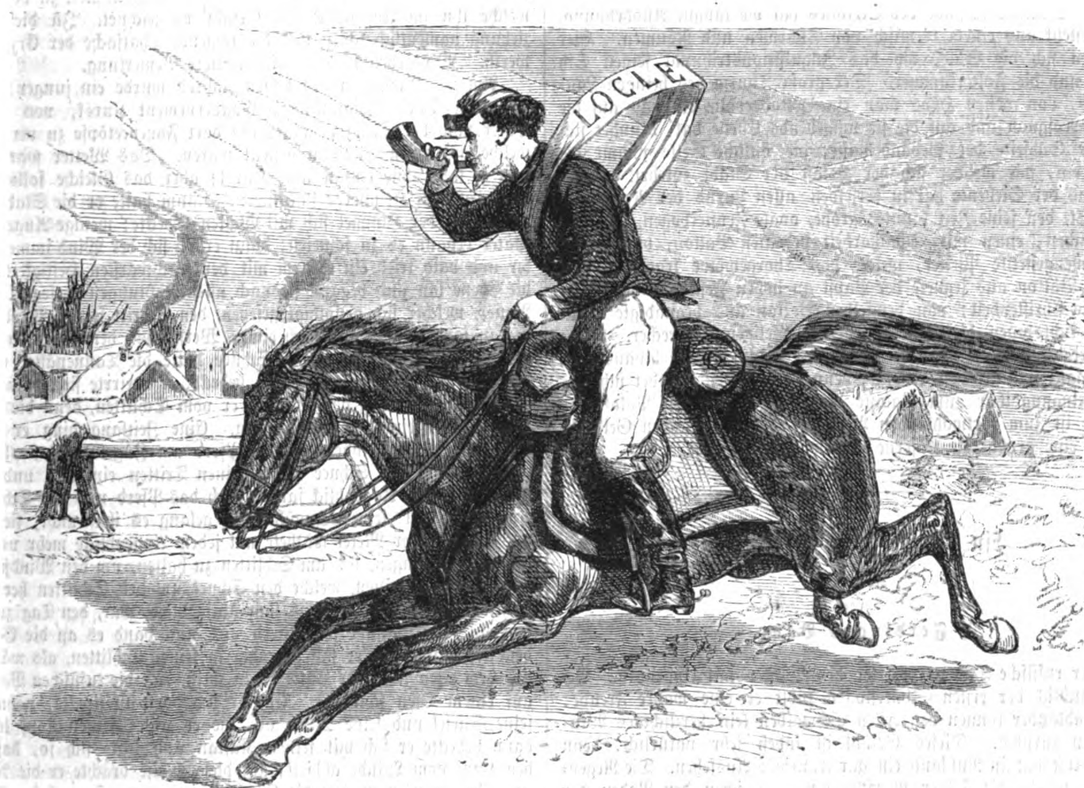
Vierzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1866.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. № 15. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein. zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.
Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Der Kerker des letzten Tribunen
im Schlosse der Päpste zu Avignon.

Von
Gustav Rasch.

(Bild S. 173.)

Hoch über den Häusergruppen der Stadt Avignon im südlichen Frankreich, weithin in der Ebene sichtbar, ragen die alten Mauern und Thürme eines gewaltigen Schlosses empor. Wenn man auf der Eisenstraße von Lyon nach der ehemaligen Residenz der Päpste braust, wenn man auf den langen, schmalen Dampfschiffen der Rhone abwärts gleitet, oder wenn man von Marseille über Avignon seinen Weg nach Norden nimmt, überall erblickt man diesen Steinkoloß, wie die Pyramiden in der egyptischen Wüste, oder wie das Grabmal des Jugurtha in der asiatischen Steppe, oder auch wie einen Leuchtthurm über den Wogen des Meeres. Das gewaltige Schloß gleicht in der Ferne einem steinernen Berge, der mit Thürmen, Mauern und Zinnen gekrönt ist. Und wer bewohnt diesen steinernen Koloß, der mehr wie die Wohnung eines Riesen oder eines Phantoms, als wie die Wohnung eines menschlichen Wesens aussieht? Der Steinberg war das Schloß der Päpste, welche Jahrhunderte in Avignon residirten.



Der Feuerreiter in den Bergen der französischen Schweiz. Von Dufaut. (S. 175.)

Heute hat der steinerne Riese seine goldene, mit Edelsteinen geschmückte Stirne ausgezogen; kein Bogenfenster erleuchtet sich mehr, wenn der Abend seinen blauduftigen Schattenmantel über die schönen Gestade der Provence breitet, und die einzige Antwort, die das Schloß der Päpste dem Geläute der Glocken gibt, welches zur Vesper von den Thürmen Avignons tönt, besteht in rollendem Trommelwirbel und in langgezogenen Tönen kriegerischer Hörner. Das Schloß der Päpste ist in eine Kaserne umgewandelt. Die große französische Revolution, welche das ganze alte Europa erschütterte, hat auch das Schloß der Päpste den Händen derselben entrissen. Der päpstliche Vizelegat, der in seinen prächtigen Sälen residirte, mußte den Sitz der päpstlichen Hierarchie für immer verlassen.

Ich habe noch nie ein Schloß gesehen, welches so unregelmäßig gebaut ist, wie der Palast der Päpste in Avignon. Natürliche Felsen und Römermauern bilden seine Fundamente. Die Mauern der Thürme, der Gewölbe und der Säle, welche den Päpsten als Wohnung dienten, sind von ganz kolossaler Stärke und Dicke, aber in Anlegung aller Räumlichkeiten herrscht eine Unregelmäßigkeit, ein wirres Durcheinander, welches ganz unbegreiflich und durch Nichts motivirt ist, weder durch materielle Vortheile, noch durch die Beschaffenheit des Terrains. Die Gestalt der Thürme ist weder viereckig noch rund zu nennen; in keinem einzigen Fenster sind bestimmte Linien festgehalten; nirgends begegnet man einem rechten Winkel, und will man aus einem Flügel in den andern gelangen, so ist dieß nur möglich mittelst eines Gewirres von Gängen und Gallerieen. Diese kolossale Gebäudemasse aufzubauen hat eine Arbeit von vierunddreißig Jahren gekostet. Sieben mächtige Thürme flankiren die Seiten des steinernen Riesen, auf hohen steinernen Treppen steigt man aus der Stadt zu seinem Fußgestell heran, welches, wie ich schon erwähnte, aus der Zeit der Römer stammt. Im Norden des Palastes befinden sich tief eingeschnittene Wohnräume, deren Ecken von einem gewaltigen Thurme überragt werden. Es ist der Thurm des heiligen Johann, aus dessen Fenstern der alte Papst Johann der Zweiundzwanzigste das Leichenbegängniß seines Gegenpapstes, Peter Corbanco, anschaute.

Die westliche Fassade des Schlosses hat die längste Ausdehnung. Sie besteht aus einem Gemisch von Thürmen und Räumen. Hier befinden sich die Säle, wo das Inquisitionstribunal seinen Sitz hatte, und die Folterkammer. Der große Thurm des heiligen Laurentius, von dessen Höhe man eine wundervolle Aussicht auf die Stadt Avignon und auf die sie umgebende Ebene hat, befindet sich an der Südseite der Gebäudemasse; die östliche Seite nimmt die Front ein, mit welcher sich der Palast der Stadt zukehrt. Papst Klemens der Siebente hat in derselben allen Luxus der Architektur entfaltet, den seine Zeit kannte: große, ovale Fensterbogen, gothische Thürmchen, einen mit Schnitzarbeit bedeckten Balkon, bündelartig zusammengestellte Pfeiler, welche das Thorgewölbe tragen. Von diesem Balkon aus segnete der Papst an hohen Festtagen die Stadt und die Christenheit; von demselben Balkon aus begnadigte er an den Gerichtstagen diesen und jenen armseligen Verbrecher. Heute gewährt die Fassade und der Platz, auf welche dieselbe hinausläuft, einen ganz militärischen Anblick; denn in derselben befindet sich das Haupteingangsthor zum Palaste der Päpste, und der Palast der Päpste ist zum fortwährenden Verdrusse der französischen Geistlichkeit in eine großartige Kaserne umgewandelt worden.

Ein Wintersturm in Rußland.

Abenteuer

von

Ferdinand Bauer.

Der russische Bauer erwartet den Winter mit Ungeduld. Bei dem Anblick der ersten Schneeflocken fühlt er eine wahre Freude: wir Südländer können den ersten Schwalben kein herzlicheres Willkommen zurufen. Dieses Gefühl ist indeß sehr natürlich, denn der Herbst hat in Rußland ein gar trauriges Aussehen. Die Regenfluten, welche die Felder überschwemmen, weichen den Boden der Landstraßen auf und machen sie ungangbar; die Dörfer sind verlassen und das düstere Grün der Tannenwälder, welche sie umgeben, erscheint noch trauriger denn gewöhnlich. Kaum hat sich der Winter erklärt, so ändert sich Alles; die Kothlachen, die sich vor den Häusern gebildet, verschwinden wie durch einen Zauberschlag und die Dörfer beleben sich: der Reif versilbert die Bäume und Wolken von Sperlingen fliegen um die Hecken. Der Wagenverkehr beginnt wieder und die Zirkulation ist hergestellt; die dicke Schneelage, welche die großen Straßen deckt, wird von Fußgängern festgetreten, die eiligen Schrittes einherwandern, und von großen und schweren Wagen befahren, die ihre Waaren und Lebensmittel nach der Stadt führen.

Wenn der Himmel rein und heiter ist, bietet eine Winterreise durchaus keine Gefahren, vorausgesetzt, daß man alle gewöhnlichen Vorkehrungen gegen die Kälte getroffen. Man kann ungestraft dem tiefsten Schnee trotzen, wenn die Luft ruhig ist; dem ist aber nicht so, wenn sich der Wind erhebt. Der Schnee, welcher dann mit Gewalt fortgetrieben wird, wirbelt in die Ebene und häuft sich da und dort zu kleinen Hügeln an, deren Seiten unbeweglichen Wellen gleichen. Der Tag neigt sich mehr und mehr und die Rabenhorden, welchen man beinahe auf jedem Schritte begegnet, fliegen mit unheimlichem Geschrei den Wäldern zu. Wehe dem unvorsichtigen Reisenden, der sich zu solcher Stunde noch in der Ebene befindet; er verirrt sich, und erstarrt von Kälte kommt er unfehlbar um. Sind Wind und Schnee im südlichen Rußland entfesselt, so kommt es häufig vor, daß ganze Schafheerden, ja selbst Heerden von Pferden vom Meere verschlungen werden, ohne daß es möglich wäre, ihnen Hülfe zu bringen. Vergeblich drängen sich diese Thiere in ihrem Schrecken an einander, um dem Sturm Widerstand zu leisten; er treibt sie nach der Küste, und haben sie mal den Fuß auf das Eis gesetzt, werden sie fortgetrieben und verschwinden in den Wogen. Man gibt in Rußland diesem Schnee den ausdrucksvollen Namen Metel (Kehrer). Obgleich die großen Wälder, welche die nördlichen Provinzen des Reiches bedecken, dazu beitragen, die Gewalt etwas abzuschwächen, fordern die Stürme doch eine große Menge von Opfern. Aber der russische Bauer trotzt den furchtbarsten Metels, ohne einen Augenblick den Muth oder die Kaltblütigkeit zu verlieren, welche ihn im Augenblick der Gefahr auszeichnet. In dieser Beziehung namentlich schien uns die folgende Thatsache der Erzählung werth. Wir geben sie ohne eine weitere Bemerkung.

Am 27. November des letzten Jahres wurde ein junger Bauer aus dem Dorfe Zoiquinelhof, Gouvernement Kursk, von seinem Vater nach der Stadt geschickt, um dort Fayencetöpfe zu verkaufen, welche auf einen Schlitten gestellt waren. Das Wetter war schön und er kam ohne Unfall nach Kursk; aber das Gleiche sollte nicht auch auf dem Heimwege stattfinden. Kaum hatte er die Stadt verlassen, als der Himmel sich mit Wolken bedeckte; wenige Augenblicke später begann es zu schneien; dann erhob sich der Wind immer stärker und bald trieb ein Sturm mit der furchtbarsten Heftigkeit über die Ebene hin und begann sie nach allen Richtungen zu fegen. Der Bauer, welcher sich genöthigt gesehen, den Schritt seines Pferdes zu verlangsamen, war nur noch einige Werste von dem Dorf entfernt, als die Nacht einbrach. Der Schnee hatte die Tannenäste, welche den Weg bezeichneten, vollständig bedeckt; er verirrte sich. Nachdem er lange seinen Weg gesucht, stieg er vom Schlitten, denn die Kälte begann sich seiner zu bemächtigen. Eine Zeitlang ging er auf's Gerathewohl fort, indem er sein Pferd am Zügel führte; plötzlich aber fühlte er den Schnee unter seinen Tritten einsinken und beinahe im selben Augenblick sanken auch das Pferd und der Schlitten ein. Trotz all' seiner Bemühungen gelang es ihm nicht, sie herauszuziehen; der Metel wüthete mit jedem Augenblicke mehr und er sah sich gezwungen, sich am Schlitten zu halten, um den Windstößen Widerstand zu leisten, welche den Schnee um den Schlitten her aufhäuften. Das Einzige, was ihm übrig blieb, war, den Tag zu erwarten. Er spannte sein Pferd aus und band es an die Gabeldeichsel; dann legte er sich so ruhig in seinen Schlitten, als wäre er auf dem Ofen in seiner Hütte (man weiß, daß die russischen Bauern auf einem Ofen schlafen). Ehe er sich dort ausstreckte, nahm er seine Stiefel und seine Mütze ab, die er unter seinen Kopf legte; dann bedeckte er sich mit seinem Kaftan und legte sich so, daß er den Kopf vom Winde abhielt; auf diese Weise brachte er die Nacht zu. In Sibirien machen die Eingebornen, wenn sie auf der Reise sind und sich an einem unbewohnten Orte für die Nacht niederlegen

wollen, einen großen Einschnitt in den Schnee, graben auf der Seite kleine Zellen, deren Eingang sie mit Decken verbergen, und bringen auf diese Weise die Nacht sehr warm zu. — Als er die Augen aufmachte, war er mit Schnee bedeckt. Da er vermuthete, daß es bereits Tag sein müsse, nahm er einen kleinen Weidenstock aus dem Schlitten und begann den Schnee über sich auszuhöhlen. Obgleich er schon ziemlich dicht war, gelang es ihm doch, ein Loch auszuhöhlen, und sich etwas erhebend steckte er den Kopf daraus hervor. Die Sonne stand am Himmel, aber man konnte sie kaum unterscheiden, und der Metel hatte nicht aufgehört. Indem er sich wieder in den Schlitten zurücklegte, drehte er sich mehrmals um, den Schnee auf die Seite zu schaffen und dadurch den Raum zu erweitern, den er einnahm. Nach einiger Zeit wollte er wieder den Kopf aus seinem Gefängniß hinausstecken, aber die Schneelage, die ihn jetzt bedeckte, war so dicht, daß es unmöglich wurde, durchzubringen. Nachdem er alle Hoffnung verloren, sprach er ein Gebet, empfahl Gott seine Seele, dachte lange an die Seinen, die in großer Unruhe sein mußten, und schlief zuletzt ein.

Am Tage, nachdem er nach Kursk gegangen, war sein Vater, als er ihn nicht zurückkommen sah, aufgebrochen, um ihn aufzusuchen; die Behörden des Ortes vereinigten sich mit den Bauern der benachbarten Orte, um die Gegend zu durchstreifen. Es war vergeblich und Jeder kehrte mit der festen Ueberzeugung nach Hause zurück, der Unglückliche sei vom Sturme überrascht worden und nicht mehr zu finden. Das Wetter wandte sich wieder zum Schönen, und am 9. Dezember beschloß ein Bauer des Distriktes auf die Jagd zu gehen. Als er am Rand eines mit Schnee bedeckten Abhanges hinging, bemerkte er, daß sein Hund sich unfern von ihm auf den Boden kauerte und etwas auszuschnoppern schien, das er nicht unterscheiden konnte. Als er näher kam, entdeckte er, daß es der Fuß eines Pferdes war, das im Schnee begraben und dessen Kopf bereits von den Wölfen zum Theil gefressen war. Er kehrte zurück und machte auf der Polizei die Anzeige: diese theilte die Sache sogleich der Familie des jungen Bauern mit und machte sich mit Aexten und Schaufeln auf den Weg. Der Leichnam des Pferdes war bald aus dem Schnee herausgeschafft. Bald darauf erschien auch eine Deichselgabel. Die Arbeiter verdoppelten ihre Anstrengungen und stießen endlich auf eine Lage harten Schnees, der sich über dem Schlitten ausbreitete. Man machte ein Loch hinein und zum großen Erstaunen aller Anwesenden drang ein warmer Dunst daraus hervor. Einer der Bauern kniete neben diese Oeffnung und steckte die Schaufel hinein, mit der er versehen war. Ein Mann lag am Boden dieses Eisgrabes, aber er gab kein Zeichen des Lebens von sich. Der Vater des jungen Bauern trat hervor und rief: „Dmitri, lebst Du noch?“ — „Ja,“ antwortete dieser mit halb erstickter Stimme. — „So komm' näher an das Loch,“ riefen ihm die Arbeiter zu. — „Gerne,“ antwortete Dmitri ruhig, „aber nehmt euch in Acht, daß ihr mich nicht mit euren Aexten verwundet.“

Einige Augenblicke später steckte er den Kopf aus dem Loche. Sein Gesicht war leichenblaß, aber deutete auf keine Gemüthsbewegung. Man half ihm heraussteigen; er war sehr schwach und seine feuchten Kleider dampften. Als er seinen Vater sah, grüßte er ihn und gab ihm einen kleinen ledernen Sack, in welchem sich das Resultat des Verkaufs befand, den er in der Stadt zu machen hatte. Man führte ihn in eine benachbarte Isba, wo er die Kleider wechselte und etwas Nahrung zu sich nahm. Als man ihm sagte, daß er zwölf Tage unter dem Schnee zugebracht, schien er überrascht. Die Zeit war ihm lange vorgekommen, aber er hatte die Dauer nicht ermessen können, da ihn die größte Dunkelheit und Stille umgab. Er hatte geschlafen, und wenn er aufwachte, geschah es nur, um seinen Durst mit etwas Schnee zu stillen oder ein Gebet zu sprechen; er hoffte nicht mehr, daß ihm noch Hülfe kommen würde, und der Gedanke an sein ewiges Heil beschäftigte ihn sehr. Obgleich er beinahe vollkommen unbeweglich dagelegen und nur mit seinem Kaftan bedeckt war, hatte ihn die Kälte doch durchaus nicht inkommodirt. Einige Zehen aber waren erfroren. Als er in seine Familie zurückgekehrt war, gaben ihm einige Tage Ruhe seine Kräfte wieder und er nahm seine alten Arbeiten auf. Die Eisdecke, welche ihn geschützt, erhielt sich noch bis zum Schluß des Winters und eine Menge Neugieriger strömte herbei, um sie sich zu betrachten.

Eine Giraffenjagd.

Kapitän W. Cornwallis Harris, welcher mit einigen Hottentotten nach dem Norden des Limpopothales über das Cassangebirge ging, gewahrte eines Tages eine Heerde von zweiundzwanzig Giraffen in einem Mimosengebüsch. Ihre Hälse verlängerten sich ungemein graziös in der Luft, um die Blätter, die sich über ihren Häuptern wiegten, zu erreichen und abzunagen. Er näherte sich vorsichtig, um in die Schußweite zu kommen; ein Schuß jedoch, den einer der Diener des Kapitäns auf ein Rhinozeros abfeuerte, jagte alle Giraffen in die Flucht. Sie galoppirten mit unglaublicher Schnelligkeit. Kapitän Harris verfolgte sie im Galopp, indem er einige unnütze Kugeln in's Blaue hinein abschoß, und war nahe daran, ihre Spur in einem Gehölze zu verlieren, fand sie jedoch bald wieder inmitten eines kleinen Flusses, wo ihre Füße im Sande stecken geblieben. Er näherte sich nun ungestört den armen Thieren, welche beinahe aller Vertheidigungsmittel baar sind. „Ich erkannte,“ sagte der unerbittliche Jäger, „unschwer das Männchen, den Anführer der Heerde, an seiner dunkel nußbraunen Haut und seiner hohen Gestalt. Alsbald legte ich meine Doppelflinte auf seine buntscheckige Schulter an und zielte; das Thier war getroffen, lief aber dessenungeachtet fort. Befürchtend, ich möchte es verlieren, wenn ich inmitten des Mimosengebüsches abstiege, da die großen Blätter das Thal überdeckten, blieb ich im Sattel, ganz dicht hinter ihm, indem ich beständig lud und zielte. Ich sah die Thränen aus seinem schönen, leuchtenden Auge rollen; endlich begann es zu wanken; beim siebenzehnten Schuß neigte sich das Haupt und das Thier sank in den Staub. Allein in dem Gehölz, stieß ich ein Freudengeschrei aus und mich vom Pferde werfend, legte ich mich erschöpft, aber triumphirend neben meine edle Beute. Als ich mit Behagen diese ungeheure, auf der Erde ausgestreckte Masse betrachtete, die Dicke seiner Haut befühlte, die nicht geringer als anderthalb Zoll war, wunderte ich mich nicht, daß die auf vierundzwanzig Schritte abgeschossenen Kugeln ihm keine tödtlichen Wunden beizubringen im Stande waren. Die Höhe dieses herrlichen Thieres von der Krone seines eleganten Kopfes bis zur Hufe betrug 18 Fuß. Ich verwandte zwei Stunden darauf, es zu zeichnen, und schnitt mir dann den Schwanz als Trophäe ab.“ Als seine Begleiter zu ihm stießen, befahl ihnen Kapitän Harris, das Thier zu zerschneiden und ein Stück zu braten: der Geschmack soll gar nicht übel gewesen sein, nur etwas stark an die Blätter der Mimosa Mokaala erinnert haben, von denen sich die Giraffen nähren. Im Allgemeinen ist das Fleisch der Giraffen nur in frischem Zustande gut; selten genießt man es getrocknet. Die Art, wie Kapitän Harris das Thier jagte, ist mehr eine Metzelei, als eine Jagd zu nennen. Das arme Thier hat nichts, womit es sich vertheidigen könnte; die Flucht ist sein einziges Rettungsmittel, da kein Pferd es mehr als zwei Meilen mit ihm aushalten kann. — In Kordofan fängt man die Giraffe mit Schlingen, die man dem Thiere auf der Flucht über den Kopf wirft: das Ende des Seils wird an dem Sattel befestigt, dann zieht man das Thier so nahe als möglich mit dem übergeworfenen Strick an das Pferd und die Beute ist gemacht. Dazu erfordert es freilich ein gutes und geduldiges Pferd, welches dem nach allen Richtungen ziehenden und springenden Thiere halb widerstehen, halb nachgeben muß. Am Haltplatz steht ein Mutterkameel bereit, welches der jungen Giraffe, denn nur solche fängt man gewöhnlich ein, die erste Zeit Milch gibt, ehe man sie an Gras oder Heu gewöhnt.

Vom Trinken.

Wenn wir Montesquieu glauben dürfen, so steht in der ganzen Welt das Laster der Trunkenheit mit der Kälte und Feuchtigkeit des Klimas in geradem Verhältniß. Reist man, sagt er, von dem Aequator nach dem Nordpol, so findet man jenes Laster immer häufiger, und vom Aequator nach Süden ist der Fall derselbe.

Wie innig das Trinken bei den Deutschen mit ihrer Natur verbunden sei, beweisen unter Anderem auch die Bereicherungen unserer Sprache durch Ausdrücke, welche vom Trinken und den damit verwandten Wörtern Durst und Trunkenheit abgeleitet worden sind und die kräftigsten Bilder und Ausdrücke selbst zur Bezeichnung der

geistigen Bestrebungen und zu den trefflichsten Sprüchwörtern geben. Die Wörter Thatendurst, Geldburst, Racheburst, siegestrunken, wonnetrunken, freudetrunken, Sinnentaumel, klaren Wein einschenken &c. sind Charaktergemälde, wozu der Sprachkünstler seinen Pinsel in die Weinschale tauchte. Lichtenberg führt in seinem patriotischen Beitrag zur Mythologie der Deutschen mehr als 150 Redensarten an, womit die Deutschen die Trunkenheit bezeichnen, während der Franzose nicht einmal ein Wort für Rausch hat. Auch ist es allgemein anerkannt, daß die konventionellen Geschenke, womit bei den verschiedenen Völkern kleine Dienste belohnt werden, mit dem Namen derjenigen Sache benannt werden, welche der Nation am liebsten ist. Was nun in Portugal und Spanien in dieser Hinsicht Tabaksgeld, in Rußland Schnapsgeld, in der Türkei Kaffeegeld heißt, wird in Deutschland allgemein Trinkgeld genannt, ein Wort, das sogar die Franzosen angenommen haben.

Der Franzosenfresser.

Novelle von **W. Passauer.**

(Fortsetzung.)

Oben brach sie auf ihrem Bette zusammen. Ihr Schmerz, ihre Schmach machte sich in einem heißen Thränenstrome Luft. Also Frankreich, ja so war's, so waren seine Worte, das schöne helle Frankreich war ihr Vaterland! Frankreich, mit seinen freudigen, stolzen Menschen, mit seinen Siegen und seinem Ruhmesglanze, von dem die Lippen Mosjeh's so oft überflossen und zu erzählen nie ermüdeten! Sie fühlte ihre Brust von stolzen Gefühlen geschwellt — und darum, nur darum der Widerwille des Polizeiraths gegen sie! Das sein Dank für die kindliche Liebe, mit der sie ihm angehangen, von seinen Mienen jeden Wunsch, jeden leisesten Willen abgelesen!

Nach Frankreich, nach Frankreich hin, in mein Vaterland! rief es in ihr mit tausend Stimmen. Sie hob die Arme voll tiefer, unendlicher Sehnsucht zum Himmel, dessen blitzende Sterne in ihr Zimmer blickten. O, ich will wandern und nicht rasten auf Wegen und Stegen, an alle Thüren will ich klopfen, alle Menschen will ich fragen, ob ich nicht einen finde, der mir sagt, wo meine Heimat ist; ob nicht einer weiß, wo meine Eltern sind, wo ihr Grab ist, daß ich auf ihm weine und bete. Ich will wandern und nicht rasten, bis ich die Scholle Erde gefunden, wo ich geboren und wo ich gewiegt ward. O, die klugen, fröhlichen Menschen werden mich nicht darben lassen! Ich will wandern und nicht rasten, arbeiten will ich, daß meine Hände bluten — aber nur fort, fort — wandern will ich und nicht rasten, und sollt' ich betteln vor den Thüren von Haus zu Haus um ein elend Stückchen Brod, um einen Trunk Wasser, und schlafen unter den Bäumen bei den Thieren des Waldes — sie werden Mitleid haben und über mich wachen, wenn ich ihnen sage, daß mich die Fremde ausgestoßen und die Menschen mich verlassen, heimatlos, verspottet und beschimpft, daß ich wandere, um mein Vaterland zu suchen und die Schwelle des Vaterhauses, um da zu arbeiten und da zu sterben! — Nur fort, fort aus diesem Hause, fort aus diesem Lande — nach Frankreich fort!

Sie lag eine Weile über dem Bette weinend, die Hände über das Gesicht gedrückt. Dann sprang sie entschlossen auf und öffnete die Kommode, in der zwischen Immortellenkränzen das schwarze Kästchen stand. Sie nahm es heraus und mit dem silbernen Schlüssel, den sie an einer seidenen Schnur neben einem unscheinbaren Medaillon mit einer Haarlocke Mosjeh's um den Hals trug, öffnete sie hastig das Schloß und den Deckel.

Im farbigen Mondesstrahle, der durch die bunten Scheiben des Fensters die Stube mit dämmerndem Farbenglanze füllte, blitzte ihren Augen aus der Mitte des Kästchens ein goldenes, reich mit Diamanten besetztes Kreuz an einer goldenen Kette entgegen. Josephine trat erstaunt zurück. Sie traute ihren Augen nicht, und dennoch, es war so. Sie zündete eilig eine Kerze an. Das Kreuz lag auf einer dünnen, vergilbten Rolle Papier, umwunden von einer langen, blonden Haarlocke. Die sorgfältig gefalteten Blätter trugen ihre Adresse von der Hand Mosjeh's.

Sie entfaltete sie mit zitternder Hand und begann zu lesen. Ihre Pulse klopften. Ihre Augen brannten heiß. Thränen fielen leise über ihre Wangen auf das Papier. Sie fühlte es nicht. Sie fand nicht mehr Zeit, die Thränen zu trocknen und las immer fort. Eine halbe Stunde war vergangen.

Sie war zu Ende und erhob sich langsam, bleich mit rothgeweinten Augen von dem Bette an das Fenster tretend, das sie öffnete. Hier stand sie lange, das heiße Gesicht an der Nachtluft kühlend. Die Blumen und Bäume im Garten unten rauschten leise im Nachtwind und grüßten leise herauf, als ob sie ihr Trost zuflüsterten, als ob sie sich ihrem Lieblinge verlangend entgegenneigten und bäten, o bleibe bei uns.

Sie nahm das Kreuz und die Haarlocke, verbarg Beides und zog einen Tuchmantel über. Die Rolle Papier ließ sie absichtlich auf dem Tische in dem Kästchen. Der Rath und Leo sollten sie lesen. — Dann löschte sie die Kerze aus und stand eine Weile im Zimmer still, horchte zur Thüre hinaus, ob im Hause Niemand mehr wach sei. Es war Alles still. Nun schlich sie leise die Treppe hinunter in den Garten, an der Laube vorüber, bis an die kleine Pforte, die nach einem schmalen Gange von da in ein Seitengäßchen hinausführte. Von da wußte sie den Weg zur alten Margareth, der sie jüngst in einer schweren Krankheit Pflege hatte angedeihen lassen. Die Gartenthüre fiel hinter ihr klirrend in's Schloß. Hinter sich ließ sie ihre Hoffnungen, ihre liebsten Wünsche, hinter sich ein Herz voll Liebe, dem sie ihr Leben um jeden Preis hingegeben, aber ihr Selbstbewußtsein nicht opfern konnte. — Vor ihr lag eine unbekannte Zukunft, wie der düstere mondlich beleuchtete Pfad, der sie in die Ferne führen sollte, sie wußte nicht wohin. Sie hatte gewählt, entschieden.

6.

Am anderen Morgen blieb Leo auf seinem Zimmer. Er hatte sich von dem Vater in höchster Aufregung getrennt, ohne sich mit ihm geeinigt zu haben und den größten Theil der Nacht schlaflos zugebracht. Erst gegen Morgen war er eingeschlafen.

Der Polizeirath nahm das Zerwürfniß ruhiger. Wie er gewohnt war, mehr mit logischen Gründen, als mit Gefühlen zu rechnen, hielt er sich überzeugt, daß der Sohn sich seinem Willen unbedingt fügen werde. Wie Josephine zu dem Verhältnisse stand, darüber wußte er noch nichts und war auf ihr Benehmen bei dem Frühstücke, welches sie mit ihm zu theilen pflegte, um so gespannter.

Allein Josephine kam nicht. Er wartete eine Viertelstunde über die sonst pünktlich im Hause festgehaltene Frühstückszeit. Sie kam nicht. Er schellte nach der Dienstmagd und befahl ihr ungeduldig, Demoiselle herunter zu bitten. Die Dienstmagd ging und kam mit der Meldung zurück, daß Josephinens Zimmer leer sei. Er hieß sie in den andern Räumen des Hauses und des Gartens suchen und rufen. Auch das blieb erfolglos.

Nun wurde der Polizeirath unruhig. Er stellte die Morgenpfeife bei Seite und ging, heftig mit den Schultern zuckend, selber die Treppe hinauf nach Josephinens Zimmer, nachdem er sich zuvor überzeugt, daß Leo in seinem Zimmer im festen Schlafe liege.

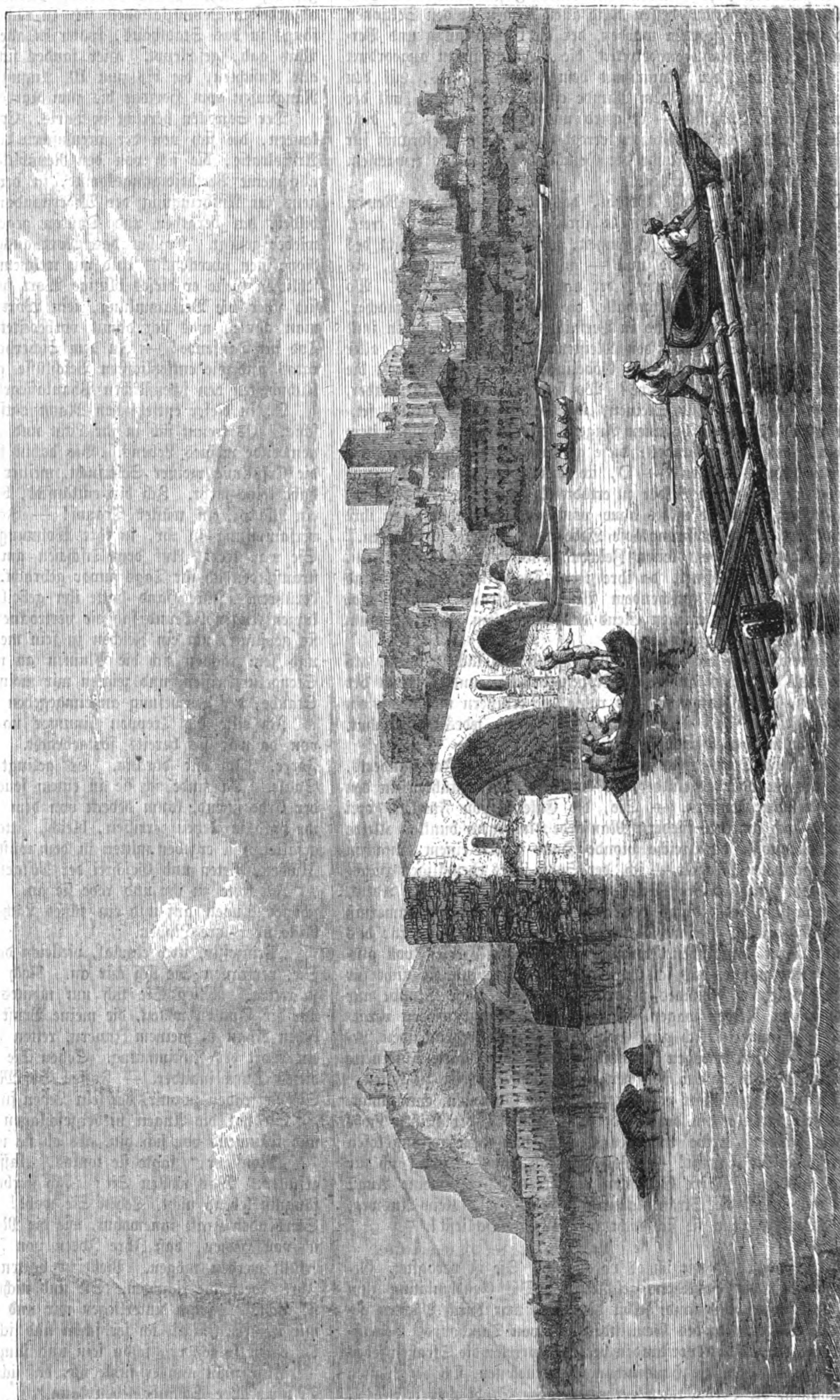
In Josephinens Zimmer fand er Alles, wie sie es in der Nacht verlassen. Er blieb in der Thüre stehen und sah sich im Zimmer um. Im Bette hatte sie die Nacht nicht zugebracht. Das Fenster nach dem Garten stand offen, ebenso die Kommode, der Kleiderspind; die Schlüssel staken in beiden; ein Körbchen mit den übrigen Schlüsseln zu den wirthschaftlichen Räumen stand auf der Kommode unter dem Spiegel neben dem geöffneten schwarzen Kästchen.

Der Rath warf einen Blick auf die vergilbten Blätter, deren Schrift, halb von der Zeit verblaßt, halb von Thränen verlöscht, nicht leicht zu entziffern waren. Er hoffte aus den Papieren Aufschluß zu erhalten, setzte sich auf Josephinens Bett und begann zu lesen.

Paris, den 26. August 1792.

Heute Nacht bringt ein Kurier die Nachricht, daß Longwy über ist, daß es nach einem Bombardement von wenig Stunden den Preußen die Thore geöffnet. Die Aufregung ist ungeheuer. Auf den Boulevarts, vor den Tuilerien, dem Stadthause ein wüstes Gewirr durcheinander tobender Menschen. Jeden Augenblick Schaaren neuer Ankömmlinge. Was wird es geben, wenn diese Wuth eine der andern gegenübersteht, Blick gegen Blick, Antlitz gegen Antlitz, Herz gegen Herz? Im Palais Royal die Redner

auf ihren Posten, donnernd gegen die Capets mit tausend Verwünschungen, die ich nicht in der Trunkenheit wiederholen möchte; in den Hallen, an allen Straßenecken wüthende debattirende Gruppen. Man will's nicht glauben. Man diskutirt die Möglichkeit und findet sie nicht. Die Angst sieht die Verbündeten vor Paris, die Stadt in ihrer Gewalt, die neue Freiheit vernichtet, zu Boden getreten. Marat und Danton im Sicherheitskomite des Gemeinderaths donnern gegen uns. Uns, die dem Stadtrathe so verhaßte Majorität, beschuldigt man, die Stadt aus Haß preisgeben zu wollen, und uns, die wir so aufrichtig unser Vaterland lieben, die Freiheit vertheidigen, uns legt man die Absicht unter, aus Haß die Stadt zu opfern und das Gouvernement hinter die Loire zu verlegen, wo wir Abgeordnete der Gironde dasselbe mehr in unserer Gewalt gehabt. Uns beschuldigt man der Nachsicht gegen die Verräther im Schooße der Hauptstadt. O, ich fürchte, wir unterliegen der Thätigkeit und Energie Danton's! Was richtet die gesunde Vernunft gegen den rasenden Fanatismus aus, der den Pöbel hinter sich hat. Gegen den Aberwitz kämpfen selbst Götter vergebens! — Und man hört auch unter uns meine Warnungen nicht, Vergniaud, Gensonnée, Buzot sind taub und verblendet. Danton ist's, der uns vernichten wird, Danton, der sich die Racheideen zu eigen gemacht, die wir mit mehr Edelmuth als Klugheit zurückweisen; Danton, der die Todesstrafe gegen Jeden durchgesetzt, der in einer belagerten Festung



Ansicht von Avignon. Von C. Taglio. (S. 169.)

von Uebergabe spricht; Danton, der in wenigen Tagen in Paris eine Armee von 30,000 Mann mit einem Fußtritt aus der Erde gestampft; Danton, auf dessen Rath allen Armen in den Sektionen Sold und Waffen gegeben wurden, der die Entwaffnung und Verhaftung aller Verdächtigen dekretirt, die Haussuchungen angeordnet hat — Danton, der Mann mit dem Geiste Cäsar's, mit den Nerven eines Nero, mit dem Munde eines Demosthenes, mit der Kühnheit eines Catilina — er wird uns verderben! — O, diese Maßregel wider die Verdächtigen erregt meine tiefste Besorgniß für Louise. Ich empfinde mit ihr die Gefahren, die daraus erwachsen. Ich eile nochmals zu ihr hin.

O, dieses wehmüthige Gefühl, das mich immer von Neuem faßt, so oft ich vor die Schwelle ihres niedern Stübchens trete. O, so viel Jugend, so viel Schönheit, so viel fürstliche Pracht des freundlichsten Daseins und nun — nichts davon geblieben, als eine dunkle dumpfige Kammer, der nothdürftigste Hausrath. Wo sind, stolze Herzogin von Lamballe, die königlichen Prunkgemächer, die Sie in den Tuilerien und in Versailles neben der Königin inne gehabt, wo die Säle mit den Meisterwerken aller Künste, aller Zeiten gefüllt, wo die köstlichen Gobelins, die Marmorparkets, die weichen venetianischen Teppiche? Wo sind die seidenen Gewänder, strahlend von Gold und Steinen, wo vor Allem die sorglos feurigen Blicke der tiefen braunen Augen, das sonnige, ewig heitere Lächeln dieses Venusmundes, diese geistreichen Gedankenblitze, die von den Lippen schossen? — O, ich drücke die Hand auf meine Augen, um die trüben Bilder zu ertödten! Bezwinge dein Klopfen, banges Herz, daß sie nichts ahne von den Sorgen, die um ihre Zukunft, um meine hoffnungslose Liebe die tiefste Seele bewegen.

Ich trat nach dem leisen Zeichen, das wir verabredet, ein. Sie hatte selber geöffnet, da ihre treue Dienerin krank lag, und betrachtete mich mit forschendem Blicke, mißtrauisch und voller Angst, stets in dem eigenen Elend der traurigsten Nachrichten um die königliche Familie gewärtig.

Sie reichte mir die schöne schmale Hand und lächelte matt, als ich sie voll Ehrfurcht an meine Lippen drückte, und dennoch der heiße Kuß, der zu lange auf ihr ruhte, sie erinnern mochte an ein anderes Gefühl, das — sie mußte es ahnen, jedes Weib ahnt, das — in meinem Herzen für sie schlug.

Eine kurze Stunde, für mich die Seligkeit eines Jahrhunderts, saßen wir einander gegenüber auf den niedern Holzstühlen an den kleinen trüben Fenstern. — Sie, die Enkelin von Fürsten, drei Treppen hoch in einer niedern Mansarde, in einem dunklen Kleide von Wollenstoff, das reiche blonde Haar unter einem einfachen weißen Häubchen gefesselt — ich, der Sohn ihres ehemaligen Hausarztes, jetzt Mitglied der Partei, welche die Abschaffung des Adels, die Verhaftung des Königs dekretirt. Sie in tiefster Bekümmerniß an nichts denkend, für nichts fürchtend und hoffend, als für das Schicksal ihrer königlichen Freunde, ich mit dem Herzen voll glühender Liebe zu ihr, das ich ihr verbergen mußte, um sie nicht für immer des letzten Freundes zu berauben. Eine kurze Stunde nur durfte ich zu bleiben wagen. Meine Worte waren wieder vergebens, wie immer. Ich ging von ihr mit dem erdrückenden Bewußtsein, sie nicht bewegen zu können, Paris ohne Marie Antoinette zu verlassen und zugleich von der Unmöglichkeit, Beide zu retten.

Ich fühlte mich matt zum Sterben, ohne Gedanken, entmuthigt, verzweifelt, trostlos in dem Widerstreit zwischen der heißen Liebe zu dem schönen Weibe und der Einsicht von dem rettungslosen Untergange der Fürstin! — Was darf ich, was vermag ich für sie zu thun? — Meine Gedanken verwirren sich — meine Angst treibt mich durch die Straßenlabyrinthe der Stadt. Kein Ausweg, keine Rettung, wenn sie sich nicht zur Flucht entschließt!

Paris, den 30. August 1792.

Es ist geschehen, wie ich es voraussah. Sie ist verhaftet. Gestern wurden die Barrièren geschlossen. Die Genehmigung zum Ausgange erhielt Niemand, selbst die Seine war durch Yachten gesperrt. Abgeordnete des Gemeinderaths, von Tambours, Bewaffneten und den Sektionsvorständen begleitet sperrten die Straßen jedes Viertels und ließen die Haussuchungen vornehmen, sich der Waffen bemächtigen, die Verdächtigen verhaften. Die Stadt war erleuchtet. Kein Wagen durfte fahren. Alle, die dem Hofe durch Aemter, durch Rang oder Zutritt in's Schloß angehört; Alle, die sich bei den verschiedenen royalistischen Bewegungen zur Partei des Hofes gestellt; Alle, die niederträchtige Feinde hatten, fähig durch die absurdesten Denunziationen sich zu rächen, wurden ergriffen, anfangs in das Stadthaus, später in alle Gefängnisse, in denen es Platz gab, geschleppt. Hier fanden sich beisammen eingeschlossen alle Ansichten, die bis zum 10. August aufeinander gefolgt, alle Rangstufen vom Herzoge bis zum Karrenführer.

Der Schrecken herrscht in Paris. Er herrschte bei den Republikanern, die sich von der preußischen Armee bedroht und bei der Aristokratie, die sich von den Republikanern verfolgt sah. Das allgemeine Vertheidigungskomite, in der Nationalversammlung eigens zur Aufbringung der Widerstandsmittel gegen den Feind gebildet, hat berathen und Danton gegen Vergniaud und Guadet wieder gesiegt. Er hat das Wort ausgesprochen, „man muß die Royalisten schrecken!“ Und mit welchem Accente, mit welcher entsetzlichen Geste er dieses blutige Wort sprach! Entsetzen verbreitete sich über die Versammlung, kein Wort weiter wurde gesprochen, man ahnte, was sich damit vorbereitete. Dieses Wort war der Tod für Tausende! — In dem Sicherheitsausschuß des Gemeinderaths sind die entsetzlichsten Beschlüsse gefaßt. Danton lieh seine Kühnheiten den scheußlichen Phantasiegeburten Marat's.

O, in dieser entsetzlichen Nacht entscheidet sich auch mein Geschick. Es trennt sich in ihr Licht und Finsterniß; es ist die Sonnenwende meines Lebens. Bis dahin hatte ich noch Hoffnung für die Erfüllung meiner Sehnsucht, meiner glühendsten Wünsche. Ich habe keine mehr. Ich bin enttäuscht, betrogen, das Leben ist mir ein Nichts, ein wüster Traum! — Ich eilte aus der Nationalversammlung zu ihr, in ihre Wohnung in der Rue St. Honoré. Sie war leer. Auf dem Tischchen am Fenster lag der Blumenstrauß, den ich ihr Tags zuvor gebracht. Ich wagte kaum, ihn zu berühren. Ihre Hand hatte ihn geheiligt. Ich saß davor einen kurzen Augenblick und sah die vertrockneten Blumen an. Ich hatte sie gepflückt, um ein Zeichen zu sein meiner Verehrung und Liebe, und jetzt rächten sich die Blumen an mir, der ich sie von ihren Stengeln gerissen, und zeigten mir meine Hoffnungen verwelkt, im Staube, der Verwesung anheimgegeben wie sie.

Ich eilte die Treppen hinunter nach dem Stadthause. Auch von da war sie bereits fortgebracht. Man wies mich nach der Force. Ich eile dorthin. Es gelingt mir der Zutritt zu dem Saale. Da finde ich sie in einem feuchten, dunklen Winkel, an der Erde sitzend, kaum bedeckt von dem schwarzen Kleide, das man ihr halb in Fetzen zerrissen, bleich, zitternd vor Kälte, die Hände gefaltet, still ergeben mitten in dem wüsten Lärm und Getobe, dem Fluchen, Beten und Geschrei der Mitgefangenen.

Ich trete zu ihr und rede sie an. Sie schlägt die verweinten schönen Augen auf und ein süßes Lächeln fliegt bei meinem Anblicke über ihre Lippen.

„Prinzessin, noch einmal, vielleicht das letzte Mal, beschwöre ich Sie, vertrauen Sie sich mir an. Noch ist die Möglichkeit da, Sie zu retten. Retten Sie sich um meines verlornen Lebens willen, um der Qualen willen, die meine Brust zerrissen, um der fürchterlichen Angst in meinem Innern, retten Sie sich! — Sprechen Sie ein Wort der Zustimmung. Sehen Sie um sich, diese Verwirrung, dieses Durcheinander. — Fassen Sie Muth. — O, Louise, haben Sie Vertrauen zu mir, der sein Leben für Sie zu opfern bereit ist.“

Sie hat die Augen niedergeschlagen und sieht so theilnahmlos und träumend vor sich hin, als ob sie meine Worte nicht gehört.

„Monsieur,“ sagte sie tonlos, „lassen Sie mich mein Geschick erfüllen. Was wollen Sie? Ich sterbe. Ich verlasse dieses Gefängniß lebend nicht. Leben Sie wohl! Wenn den Wünschen einer Sterbenden Kraft innewohnt, wie die Menschen wähnen, so wünsche ich von Herzen, daß Ihre Ideen von Freiheit und Menschenwohl erfüllt werden mögen. Vielleicht hatten Sie recht. Vielleicht sind Ihre Ideen die richtigen. Sie sind nicht die meinigen, ich begreife sie nicht. Darum unterliegen wir und sterben darum. Man hat mir immer gesagt, ich sei schön und ich fühle, daß ich jung bin. O, es ist so schwer, schön sein und jung sein und sterben müssen! — Aber nicht minder fühle ich, daß ich gut thue, zu sterben, wo ich nicht ohne Schande leben kann.“

Ich sah erschüttert stumm zu Boden. Sie blickte mich ruhig an und reichte mir ein kleines Päckchen.

„Monsieur, nehmen Sie dieß. Es ist ein Kreuz von Gold, das ich einst von der Königin erhalten und eine meiner Locken — die Leute sagten mir immer, ich hätte das schönste Haar in Frankreich — wollen Sie mir ein Liebes thun, so stellen Sie Beides, wenn ich nicht mehr bin, der Königin zu. — Sagen Sie ihr, ich hätte bis zum letzten Athemzuge ihrer gedacht; sagen Sie ihr, ich wäre mir und ihr treu geblieben; sagen Sie ihr, meine letzten Hoffnungen lege ich an ihr großes Herz; mögen sie —"

Ich hielt mich länger nicht. Ich kniete zu ihren Füßen und drückte ihr Kleid an meine Lippen.

„Louise, ich liebe Sie. Sie wissen es. Erbarme Dich, Heilige, meiner Liebe und meines Lebens. Folge mir. Ich rette Dich. Du warst ja sonst so freundlich, so gut zu mir. Louise, in einem abgelegenen Winkel der Welt laß uns dieses Leid und diese Qualen alle vergessen und im Anschauen Gottes und der Natur unsere Tage vereinigen. O, die Welt ist so schön, und die Sonne Gottes heilt die Wunden, die die Menschen bluten gemacht. Louise, Heilige, erbarme Dich Deines Lebens und des meinigen!"

Ich konnte nicht weiter reden. Ich sah auf. Die Prinzessin hatte sich erhoben und sah kalt und stolz über mich weg.

„Monsieur," sagte sie leise und fest, „ich entsinne mich, in meiner Kindheit in den Gärten und im Schlosse meines Vaters, des Herzogs von Savoyen, mit Ihnen zuweilen gespielt zu haben. Ihr Vater stand in unsern Diensten. Mir scheint, Sie verwechselten so eben die Begriffe Freundlichkeit und Gnade. Ich habe nur das Gefühl der letzteren für Sie. Sie mögen andere Ansichten von Freiheit und Gleichheit haben — eben weil wir sie nicht theilen, sind wir im Kerker und bereit, als Herzogin von Savoyen und Gräfin von Lamballe zu sterben. Leben Sie wohl — wir entlassen Sie!"

Sie wandte sich ab nach einer andern Seite des Saales.

Ich lag stumm auf den Knieen, entsetzt, den Kopf an die feuchten Steinfliesen gepreßt. Dann sprang ich auf und stürzte zum Saal hinaus.

7.

Paris, den 10. September 1792.

Mein Arzt sagte mir, ich habe acht Tage im heftigsten Fieber gelegen. Es wird wohl so sein. Mir ist wüst und wirr. Die Gedanken brausen und ziehen durcheinander wie Nebelwolken. Allmälig tauchen klarere Bilder vor mir auf, wie aus fernen, fernen Zeiten, wie etwas nicht von mir selber Erlebtes, als hätte mir Jemand Märchen erzählt, und ich erinnere mich derselben aus meiner Kindheit nicht mehr genau, nicht genau. Die Erinnerung müht sich vergebens ab, die leisen Spuren davon zu entdecken, und kriecht ihrem Gefährte nach, wie der Spürhund dem Wilde. — Wie war es doch, wie war's denn gleich? — O nicht doch! Zurück, rothe Sturmwolke, zurück, Du bist nicht an der Reihe! Was drängst Du Dich immer vor, Blutstrom aus der Abtei! — Grinsender Menschenkopf, der über die Gasse rollt, ich kenne Dich, Du bist Montmorin! Du hattest einst einen stolzen Namen, eine stolze Sprache, stolze Blicke hattest Du und ein scharfes zweischneidiges Wort! Und jetzt mit Hirn und Blut besudelt, mit Koth bespritzt, mit Füßen fortgestoßen, gerollt wie ein Ball im Kinderspiel — aus dem Wege mir — fort, mir aus dem Wege, damit ich hinüberkomme zu ihr, über den Blutstrom zu ihr! — An ihrem Bilde halt' Dich fest, an ihr liebliches Antlitz hänge Dich, klammere Dich fest, mein Auge und meine Seele. Wie sah sie so hoch auf mich herab, so hoch, daß ich sie nicht erreiche, wie die langen blonden Locken lieblich wallten, wie die Augen so feurig blickten, wie sie anmuthig den weißen Schwanenhals wendet — sie nickt und nickt mir zu. — Himmel! sie ist ohne Leib — das schönste Weib von Frankreich ohne Leib — und Entsetzen! aus ihren Augen strömt Blut, ihr Mund steht offen, die langen blonden Haare flattern blutig im Winde — Scheusal — reiche mir den bleichen Kopf von der Pike, daß ich diese Lippen küsse und ihr die Augen schließe — ich kann den Drohblick dieser großen Todtenaugen nicht ertragen. — O, ich habe ja keine Schuld an Deinem Tode, Weib, ich habe Dich nicht sterben lassen, ich schwör's bei meiner Seligkeit. — Sieh' nicht so starr auf mich herab — ich hab' Dir ja nichts zu Leide gethan! Ich war ja bei Dir, obwohl Du mich fortgewiesen, von Dir gestoßen, Dein treuestes Herz! Ich kam zu Dir zurück, weinend, voll Reue, zerknirscht, aber voll glühender, heißer Liebe zu Dir. Ich kam geschlichen wie der Hund, den Du mit Fußtritten von Dir gejagt, wie der Vogel, den Du mit Blicken bezaubert. Ich wollte mit Dir gerne sterben, da Du nicht mit mir leben wolltest. Besinne Dich doch! — Es war in der Force. — Ihr wart nur noch zu Sechs im Saale, und ich war zu Dir gekommen, über die Leichen gestiegen, die im Hofe übereinander lagen, gewatet durch die Blutbäche, die die Gossen überfüllten. Ich hatte mich hindurchgedrängt durch die Haufen der trunkenen Mörder, die mit Messern, Keulen und Piken die Opfer empfingen, die dem Tode geweiht wurden in jener Septembernacht.

Ich trat zu Dir und sprach und bat Dich mit Thränen auf meinen Knieen, daß Du möchtest abthun Hoffart und Stolz, und mir aus dem Schatten dieser Blutnacht folgen in den Sonnenschein des Lebens, an meiner Seite im stillen, fernen Asyle ein neues, verborgenes Leben beginnen in goldenem Frieden, voll Seligkeit und Ruhe.

(Schluß folgt.)

Die Feuerglocke der Alpen.

Von

E. Sense.

(Bild S. 169.)

In der Schweiz gibt es Gegenden, wo man auf eine halbe Stunde Entfernung einen Brand nicht mehr sieht, sei es nun wegen der Hügel und Berge, die sich dazwischen legen, oder wegen der Nebel und des Schnees, der einen großen Theil des Jahres hindurch fällt. Die Gemeinden haben deßhalb, um Hülfe von den Nachbargemeinden herbeizurufen, Vedetten aufgestellt, welche im Falle eines Brandes die Kunde davon in die umliegenden Ortschaften zu bringen haben. Es ist gewöhnlich ein reicher junger Mann des Dorfes, der die Funktionen einer solchen Vedette übernimmt. Beim ersten Feuersignal steigt er zu Pferde. Um die Schultern geschlungen trägt er ein Bandelier, auf welchem mit großen Buchstaben der Name des Ortes steht, dem er angehört. Im gestreckten Galopp reitet er durch die Dörfer und bläst sein Horn, das die Leute aus den Häusern lockt, um auf seinem Bandelier den Namen des Ortes zu lesen, wo es brennt. Der Feuerreiter setzt indeß, ohne sich aufzuhalten, seinen Weg fort, und bald rasseln die Spritzen von allen Seiten nach der Brandstätte.

Bilderräthsel.



So sind sie Alle!

Von Herbert König.



„Wo er nur heute bleibt!"



„Aber es ist ja unbegreiflich!!"



„Um Gotteswillen — es wird ihm doch nichts geschehen sein???"



„Endlich kommt er — — schnell, daß er nichts merkt!"



Rupert Goodwin triumphirt über sein Opfer. (S. 178.)

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von **E. Braddon.**

(Fortsetzung.)

Dreißigstes Kapitel.

Die Gefühle, von denen Klara Westford in jener Nacht erfüllt war, in der ihre Tochter Violette aus dem Theater entführt worden, lassen sich nicht beschreiben; denn wer vermag die Angst einer Mutter zu schildern, die befürchten muß, daß ein viel schlimmeres Unglück, als der Tod ist, ihr Kind betroffen habe? Sie war an der Pforte von Drury Lane angelangt, nachdem Violette wenige Minuten vorher das Theater in Begleitung von Rupert Goodwin's Diener verlassen hatte. Die Thürsteher kannten sie bereits, denn sie war fast jeden Abend gekommen, um ihre Tochter abzuholen und nach Hause zu führen, und pflegten ihr, da sie das Innere des Theaters nicht betreten durfte, einen Sitz in einer Ecke des Wartezimmers anzuweisen. Allein an diesem Abende sah sie der Portier, anstatt ihr den gewohnten „guten Abend" zu bieten, mit Blicken an, welche ein unbegrenztes Erstaunen ausdrückten. Die Wittwe vermochte sich dieselben nicht zu erklären und setzte sich ruhig und ahnungslos auf ihren alten Platz. „Aber, Madame," rief darauf der Portier, „ich dachte, ich müßte in die Erde sinken, als Sie hier eintraten! Wenige Minuten vorher war angezeigt worden, daß Sie todtkrank seien." — „Nein, das bin ich nicht, mein guter Freund," erwiederte Mrs. Westford lächelnd. „Wer hat Ihnen denn diese Idee in den Kopf gesetzt?" — „Nun, ich freue mich, daß es nicht so ist," versetzte der Portier, „aber ein Irrthum muß jedenfalls obwalten; denn so eben ist Ihre Tochter durch einen Mann fortgeführt worden, der sich für den Diener eines Arztes ausgab und eiligst in einem Wagen mit ihr abfuhr. Die junge Dame war in großer Aufregung und zitterte heftig." — „Meine Tochter? Sie müssen sich irren; es war vermuthlich eine andere Dame." — „O nein, gewiß nicht, Madame. Ich kenne Ihre Tochter sehr wohl, sie ist so sanft und liebenswürdig. Der Bediente des Arztes brachte ein Billet und zeigte Miß Watson an, daß ihre Mutter plötzlich schwer erkrankt sei, und daß sie deßhalb schleunigst nach Hause kommen solle. Das sagte er mir selbst, während er auf Ihre Tochter wartete." — „Und Violette... meine Tochter... ist mit diesem Manne fortgefahren?" — „Ja, Madame, kaum zehn Minuten, bevor Sie kamen." Betroffen legte Klara ihre Hand an die Stirn. Sie war leichenblaß und so überrascht, daß sie die ganze Tragweite dieser unerwarteten Nachricht noch nicht zu fassen vermochte. „Vor zehn Minuten!" wiederholte sie murmelnd. „Ich muß sie aufsuchen, sie kann noch nicht weit sein!" — „Jetzt mögen es wohl schon zwanzig Minuten sein, Madame," bemerkte der Mann, „denn Sie sind bereits fünf Minuten hier." Der Portier wurde bei dem Anblick ihrer Angst von tiefem Mitleid ergriffen. „Gehen Sie ruhig nach Hause, Madame," sagte er in tröstendem Tone; „es sollte mich gar nicht wundern, wenn Sie Ihre Tochter dort bereits anträfen." Mit dem Ausdrucke der Verzweiflung schüttelte Klara den Kopf. „Sie wissen nicht, aus welchen Gründen ich bei dieser Nachricht von so heftiger Angst ergriffen

werde. Ich will Ihnen vertrauen, mein guter Freund, denn ich sehe, daß Sie Theilnahme für mich hegen. Ohne Zweifel kennen Sie die Gefahren eines Theaters und wissen Alles, was daselbst vorgeht?" — „Ganz gewiß, Madame," erwiederte der Portier. — „Meine Tochter ist noch sehr jung und unerfahren und wurde vielleicht von manchen aristokratischen Wüstlingen bewundert, die, wie ich weiß, zuweilen Zutritt hinter den Coulissen haben. Sagen Sie mir jetzt aufrichtig, ob Sie jemals gehört haben, daß meine Tochter von einem dieser Menschen verfolgt wurde?" — „Niemals!" antwortete der Mann aus voller Ueberzeugung, wie es schien. „Es kommen nicht sehr viele Fremde hinter die Coulissen. Leute, die von dem Theater nichts wissen, schwatzen dummes Zeug und meinen, die jungen Lords und die vornehmen Herren treiben sich fortwährend hier umher. Aber es ist, Gott sei Dank, nicht so. Meistens herrscht in unserem Foyer eine solche Ruhe, wie in der Kirche; und was Ihre Tochter betrifft, so habe ich von allen Denen, die sie beobachten konnten, gehört, daß sie eine so stille und sittsame junge Dame sei, daß selbst der ärgste Wüstling sich nicht erlauben würde, sie zu beleidigen." Von innigem Dankgefühl für diese tröstenden Worte erfüllt, reichte Klara dem Portier die Hand, verließ das Theater und eilte durch eine gedrängte Menschenmenge nach Hause.

Dennoch währte ihr die Zeit unendlich lange, und sie konnte den Augenblick ihrer Heimkunft kaum erwarten, indem sie hoffte, ihre Tochter in der Wohnung bereits wohlbehalten anzutreffen. Allein nur eine bittere Täuschung wartete ihrer. Die Fenster des Wohnzimmers waren dunkel, und Violette war nicht heimgekommen. Wankenden Schrittes stieg Klara die Treppe hinauf, trat in das finstere Gemach und sank, ihrem Schmerze erliegend, auf das alte Sopha.

Lange blieb sie in diesem Zustande liegen, bis endlich die Fassung wiederkehrte, die starre Ruhe, welche das äußerste Unglück einflößt. Sie war Mutter, und vor dem Muth einer Mutter mußte selbst die Verzweiflung weichen, wenn es sich darum handelte, ihr Kind zu vertheidigen. „Ich muß sie retten!" sagte sie zu sich. Sie hatte kein Licht angezündet und saß im dunklen Zimmer, den Kopf auf die Seite des Sophas gestützt und beide Hände gegen die Stirn drückend. Die unglückliche Frau suchte in Gedanken nach irgend einem alten vergessenen Freunde, der ihr in diesem schweren Trübsal Beistand leisten könne. Allein die Armen haben wenige Freunde. Klara Westford war schon seit langer Zeit von ihren aristokratischen Verwandten völlig vergessen, da sie fest an ihre Entehrung glaubten. Sie war aus der Welt so ganz verschwunden, als wenn das Grab sich über ihr geschlossen hätte, und war stets jeder Möglichkeit ausgewichen, Denjenigen zu begegnen, welche sie vor ihrer Verbindung mit dem Schiffskapitän gekannt hatten. Jetzt stand sie ganz verlassen da, kein Band knüpfte sie mehr an Freunde oder Blutsverwandte. „Ich muß mich also an meinen erbittertsten Feind wenden," sagte sie zu sich. „Rupert Goodwin hat triumphirt und er allein kann mir behülflich sein, mein Kind wiederzufinden."

Am folgenden Morgen trat die unglückliche Mutter, fast wahnsinnig vor Kummer, langsam den Weg nach St. James Square an. Der Bankier hatte nämlich beim letzten Besuche seine Karte auf ihrem Tische zurückgelassen, welche seine Adresse in London enthielt. Allein dieser verzweifelte Schritt führte abermals nur zu einer getäuschten Erwartung. Als sie die Wohnung des Bankiers erreichte, fand sie ihn nicht zu Hause; der Diener, James Spence, sagte ihr, daß sein Herr von London abwesend sei und erst am nächsten Tage zurückkehren werde. „Wenn Mr. Goodwin sich auf seinem Landhause befindet, so will ich dorthin gehen," versetzte Klara. „Es betrifft eine sehr wichtige Angelegenheit." — „Unglücklicherweise ist Mr. Goodwin nicht in Wilmingdonhall," erwiederte der Diener sehr höflich, „und ich bin leider außer Stande, Ihnen zu sagen, wo er sich befindet. Er äußerte gegen mich nur, daß er eine Reise machen müsse und morgen zurückkehren werde." — „Dann will ich morgen wiederkommen," sagte Klara mit einem tiefen Seufzer. Traurig trat sie den Rückweg nach ihrer jetzt so einsamen Wohnung an. Einen Augenblick, aber auch nur einen einzigen Augenblick lang dachte sie daran, ihrem Sohn Lionel das Verschwinden seiner Schwester mitzutheilen, gab jedoch schnell die Idee wieder auf. „Nein," sagte sie zu sich, „ich darf Lionel nicht in einen Kampf gegen Rupert Goodwin verwickeln. Dieser Mensch kämpft mit vergifteten und tödtlichen Waffen. Er hat die Liebe meines Vaters für mich in Haß zu verwandeln gewußt und würde mir auch meines Sohnes Liebe rauben. Nein, nein, ich kann auf keinen menschlichen Beistand zählen, ich muß diesen verzweifelten Kampf allein durchkämpfen, wenn ich auch darin untergehe."

Als Mrs. Westford am folgenden Tage wieder in der Wohnung des Bankiers erschien, wurde sie sogleich vom Bedienten in einen eleganten Salon des ersten Stockwerks geführt.

Als Klara erschöpft auf einen Stuhl sank, öffnete sich eine Thür und Rupert Goodwin trat ein. Ein triumphirendes satanisches Lächeln schwebte auf seinen Lippen, denn es war ihm jetzt gelungen, den Stolz des Weibes zu demüthigen, das ihm so lange Trotz geboten hatte. „Willkommen, Klara!" rief er. „Wir sehen uns heut unter anderen Umständen, als das letzte Mal. Ich sagte Ihnen damals, daß ich geduldig warten könne, nachdem ich schon zwanzig Jahre lang gewartet, um den Tag meiner Rache kommen zu sehen. Jetzt, glaube ich, ist er gekommen!" — „Geben Sie mir mein Kind zurück," murmelte Klara mit fast erstickter Stimme, „und freuen Sie sich Ihres Triumphes! Verhöhnen Sie mein Unglück, aber geben Sie mir mein Kind wieder. Bewahren Sie meine Tochter vor Schande und Entehrung, dann möge mit mir geschehen, was da wolle!" — „O meine schöne Klara, Ihr Stolz ist gewaltig gedemüthigt. Sie unterwerfen sich also den ..." — „Allem!" unterbrach ihn die unglückliche Mutter. „Lieber will ich selbst das elendeste und verworfenste Wesen werden, das je auf Erden gelebt hat, als daß der leiseste Schatten auf die Ehre meines unschuldigen Kindes falle. Sehen Sie mich an, Rupert Goodwin, und freuen Sie sich Ihres Triumphes! Seit zwei Tagen habe ich die gräßlichste Angst ausgestanden, die nur das Herz einer Mutter empfinden kann! Betrachten Sie meine fahlen Wangen, meine hohlen Augen, und waiden Sie sich an dem Unglück, das Sie über mich gebracht haben, aber geben Sie mir mein Kind zurück!" — „Sie sind bereit, meine Bedingungen anzunehmen?" — „Ich habe nicht die Macht, sie zu verwerfen." — „Sie wollen also morgen England mit mir verlassen und mich nach meiner Villa im Süden von Frankreich begleiten? Es ist ein schöner Aufenthalt, Klara, und einer so schönen Geliebten würdig." — „Ich bin eine Verzweifelnde!" erwiederte Klara in kaltem, hartem Tone. „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, nur geben Sie mir mein Kind zurück." Der Bankier schwieg einen Augenblick und senkte den Kopf mit finsterer Stirn. „Hören Sie, Klara!" sagte er darauf, seine schwarzen funkelnden Augen auf das Opfer richtend. „Wenn Sie Ihr Wort geben, so werden Sie es auch halten?" — „Ich habe nie mein Wort gebrochen, nie im Leben eine Lüge gesagt," erwiederte Klara stolz. — „Das genügt mir. In weniger als vierundzwanzig Stunden wird Ihre Tochter Ihnen zurückgegeben sein. Aber eine Stunde nach ihrer Heimkehr müssen Sie dieselbe wieder verlassen, um sich zu mir zu begeben und mit mir nach meinem Paradiese im südlichen Frankreich zu gehen. Geloben Sie das?" — „Ja, ich gelobe es." — „Gut. Nachdem Ihre Tochter wieder in Ihr Haus zurückgekehrt ist, wird sie in Zukunft nichts mehr von mir zu fürchten haben. Das verspreche ich. Sie hat einen Bruder, glaube ich. Er mag sie gegen alle anderen Gefahren beschützen, denen sie durch ihre Schönheit ausgesetzt ist." — „Er wird sie beschützen." — „Wenn Sie arm sind, Klara, und wenn Ihre Kinder bisher Mangel gelitten haben, so wird das von jetzt an aufhören. Mein Vermögen steht zu Ihrer Verfügung, nehmen Sie davon, so viel Ihnen beliebt." — „Keinen Penny!" entgegnete Klara, sich stolz aufrichtend und den Bankier mit tiefer Verachtung anblickend. „Ich kann Ihre Sklavin werden, aber nie Ihre bezahlte Sklavin. Meine Geschäfte sind hier beendigt, Mr. Goodwin. Halten Sie Ihr Versprechen, ich werde das meinige halten." Mit stolzer Miene grüßend, verließ sie ihn. „Sie ist noch immer eben so stolz wie je," murmelte Goodwin, als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte. „Ich habe ihr zwar eine Kette um den Hals gelegt, aber werde doch nur einen gefesselten Adler als Gefährtin haben. Es wäre vielleicht klüger gewesen, eine sanfte Taube zu suchen, deren Augen sich nur in den meinigen gespiegelt hätten. Aber wann ist die Liebe jemals

weise? An diesem Weibe hängt mein Schicksal. Zwanzig Jahre lang habe ich in meiner Brust eine seltsame Flamme genährt, theils mit Liebe, theils mit Haß! Endlich bin ich Sieger!"

Einunddreißigstes Kapitel.

Mit Verzweiflung im Herzen verließ Klara Westford den Bankier. Ihre Leiden während der letzten zwei Tage und Nächte waren entsetzlich gewesen, und ihr Gehirn befand sich jetzt in einer solchen Betäubung, daß sie sich den ganzen Umfang ihres Unglücks kaum klar zu machen vermochte. Instinktmäßig verfolgte sie den nach ihrer jetzt so freudlosen Wohnung führenden Weg, und befand sich in dem belebtesten Theile des Strandes, als sie plötzlich ihren Namen von einer Stimme nennen hörte, die ihr bekannt schien.

Sie erschrak wie eine Person, die aus einem schrecklichen Traume erwacht, und eine leichte Röthe flog über ihr Gesicht. Eine Hand berührte leicht ihren Arm, und ein junger Mann mit offenem, männlichem, sonnverbranntem Gesichte stand vor ihr und betrachtete sie theilnehmend. „Mrs. Westford!" rief er, „liebe Mrs. Westford, sind Sie es? Mein Gott, wie bin ich erstaunt, Sie hier allein in den Straßen von London zu finden!" Verwundert blickte Klara den Sprechenden an. Das dunkle Gesicht erschien ihr anfangs fremd, aber die Stimme hatte einen bekannten Klang und erinnerte sie an die Vergangenheit. Einige Augenblicke lang betrachtete sie den Fremden schweigend, aber dann öffneten sich ihre Lippen, und der Name „Gilbert Thornleigh!" drängte sich hervor. Ja, der gebräunte Fremde war der ihr wohlbekannte Gilbert Thornleigh, der brave Steuermann der ‚Lily Queen'. „Gilbert, Gilbert!" rief Klara Westford dann, „sind Sie es wirklich?" — „Ja, liebe Mrs. Westford, ich bin es. Ich bin den Gefahren des Schiffbruchs entgangen, habe alle Drangsale einer schrecklichen Wanderung durch die wilden Länder der afrikanischen Küste ertragen und stehe jetzt wieder auf englischem Boden und sehe die alten Straßen wieder, die lieben bekannten Gesichter meiner Freunde, und höre wieder meine Muttersprache. Wie sehr ich mich freue, Sie wieder zu sehen, liebe Mrs. Westford, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; aber," fügte der junge Mann mit einem besorgten Blick auf Klara's Gesicht hinzu, „ich kann Ihnen auch nicht verhehlen, daß es mich betrübt, Sie so blaß und betrübt zu sehen. Sie tragen tiefe Trauer! Mein Gott, . . . Violette wird doch nicht gestorben sein?" — „Nein, nein, sie ist nicht todt, nicht todt!" entgegnete Mrs. Westford mit verwirrter Miene. — „Aber gewiß ist Ihnen irgend ein Unglück widerfahren," fuhr Gilbert Thornleigh fort, „denn Ihr Gesicht trägt die unverkennbaren Spuren des Kummers. Sie sind krank, ja, ohne Zweifel sind Sie krank." — „Ich bin allerdings krank," erwiederte Klara. „Die Häuser drehen sich im Kreise um mich. Ich weiß nichts mehr von Allem, was geschehen ist. Sie, den ich für todt hielt, finde ich hier wieder. Sie sind also im Schiffbruche der ‚Lily Queen' gerettet worden?" — „Ja, mir und drei anderen Matrosen gelang es, nach furchtbaren Anstrengungen schwimmend das Ufer zu erreichen. Alle Uebrigen sind mit dem Fahrzeuge zu Grunde gegangen." — „Und mein Gatte, . . . Mr. Harley? Ohne Zweifel blieb er als der Letzte auf dem Schiffe? Ich kenne nur zu gut seinen Muth. Sie sind gerettet worden, und er ist umgekommen." Gilbert Thornleigh blickte Mrs. Westford mit dem Ausdruck des größten Staunens an. „Liebe Mrs. Westford," sagte er, „ich verstehe Sie nicht. Der Kapitän war nicht bei uns, als wir Schiffbruch litten; er ist nicht mit uns abgesegelt." — „Er ist nicht mit der ‚Lily Queen' abgesegelt?" wiederholte Klara Westford, starr vor Erstaunen. „Er ist nicht mit Ihnen abgesegelt und war nicht beim Schiffbruche?" — „Nein, gewiß nicht! Er übertrug mir das Kommando mit den Schiffspapieren, und ich segelte als sein Stellvertreter ab. Jetzt eben wollte ich mich nach der Waterloostation begeben, um mit dem nächsten Zuge nach Winchester zu fahren und ihn in Westfordhaus zu besuchen." — „Gilbert Thornleigh," rief Klara, „ich werde wahnsinnig! Sie sagen mir, daß mein Gatte sich nicht mit der Lily Queen eingeschifft hat! Und dennoch trage ich diese Trauer nur um ihn! Seit der Stunde, in der er am 27. Juni vorigen Jahres Westfordhaus verlassen hat, um nach China zu segeln, habe ich ihn nicht wieder gesehen!" — „Seitdem haben Sie ihn nicht wieder gesehen? Und waren der Meinung, daß er sich eingeschifft habe?" — „Ganz gewiß." — „Großer Gott!" rief Thornleigh, „hier liegt ein gräßliches Geheimniß zu Grunde! Meinem verehrten Kapitän muß irgend ein Unglück zugestoßen sein." — „Ja," versetzte Klara, von Schmerz zerrissen, „nur der Tod konnte Harley von seinem Weibe und seinen Kindern trennen." Der Seemann hatte ihr seinen Arm geboten, den sie fast unbewußt genommen. Er führte sie aus dem Strand in eine der zum Flusse hinablaufenden stilleren Nebenstraßen, wo sie ungestört von der Vergangenheit sprechen konnten. „Alles ist mir unerklärlich," murmelte Klara in verzweifelndem Tone, „es erscheint mir wie ein schwerer Traum."

Allmälig gelang es Gilbert, sie etwas zu beruhigen, worauf er ihr langsam und deutlich die Begebenheiten jenes Tages mittheilte, welcher dem Auslaufen der „Lily Queen" voranging. Er erzählte ihr, wie Harley Westford das Schiff mit der Erklärung verlassen, sein Geld um jeden Preis von Rupert Goodwin zurückziehen zu wollen, und daß er mit dem Fahrzeuge nicht bloß bis zum folgenden Morgen, wie von dem Kapitän angeordnet worden, sondern bis zum Sonnenuntergange in der Hoffnung gewartet habe, daß derselbe kommen und das Kommando selbst übernehmen werde.

Nach dieser Mittheilung stieg ein schwarzer Verdacht in Klara's Geiste auf. In diesem Unglücksfalle, wie in allen anderen, die sie betroffen, sah sie die düstere Gestalt, welche sich von jeher zwischen sie und das Glück gedrängt hatte, . . . Rupert Goodwin, . . . ihren unversöhnlichen Feind, den unbarmherzigen Verfolger! Ein namenloser Grimm überlief sie und ließ ihr Herz still stehen. Rupert Goodwin hatte ihren Gatten ermordet. Ja, von seiner blutigen Hand, oder von den Händen gedungener Meuchelmörder war Rupert Goodwin's glücklicher Nebenbuhler gefallen. Diese Ueberzeugung drängte sich ihr unwiderstehlich auf. „Jetzt begreife ich Alles," sagte sie. „Meine düsteren Ahnungen waren nur zu wohl begründet; als Harley mich an jenem schönen Morgen verließ, ging er in seinen Tod!" — „Liebe Mrs. Westford, wir wollen etwas Besseres hoffen," versetzte der junge Seemann in einem Tone, der seine Worte Lügen strafte. — „Sagen Sie mir Eins!" rief Klara. „Sind Sie dessen gewiß, daß mein Gatte die Summe von zwanzigtausend Pfund bei dem Bankier Goodwin deponirt und daß er kein Geld von ihm erborgt hatte?" — „So gewiß wie dessen, daß mein Name Thornleigh ist. Ihre Gatte hatte immer Glück in seinen Unternehmungen gehabt, und diese zwanzigtausend Pfund waren die Ersparnisse seines ganzen Lebens." — „Dann war jene Urkunde, welche mich und meine Kinder in das Elend gestürzt hat, gefälscht!" rief Klara. Sie erzählte hierauf dem jungen Manne, auf welche Weise Rupert Goodwin sich in den Besitz des Landgutes Westfordhaus mit sämmtlichem Mobiliar gesetzt hatte, allein sie konnte bei dem Gegenstande nicht lange verweilen, weil sie an nichts Anderes dauernd zu denken vermochte, als an das geheimnißvolle Verschwinden ihres Gatten. „Er ist ermordet worden, Gilbert," rief sie, „mein Herz sagt es mir. Unter Rupert Goodwin's Hand ist er gefallen." Gilbert schüttelte jedoch den Kopf mit ungläubiger Miene. „Unmöglich, liebe Mrs. Westford," entgegnete er. „Rupert Goodwin hat eine zu hohe Stellung in der Welt und kann sich nicht eines solchen Verbrechens schuldig gemacht haben." — „Ich sage Ihnen, Gilbert, er ist jeder Schandthat fähig, ich kenne ihn und seine Verworfenheit. Er ist ein Mensch ohne Gewissen und ohne Gefühl, der sich vor keinem Verbrechen scheut." Der Seemann war noch immer ungläubig. Ein edles Gemüth nimmt nicht leicht ein Verbrechen für wahrscheinlich an. „Es muß ihm irgend ein Unfall zugestoßen sein," meinte er. „Vielleicht ist er nicht einmal bis zu dem Hause des Bankiers gekommen." — „Wenn ihm nur ein Unfall zugestoßen wäre, so würde es gewiß zu meiner Kenntniß gelangt sein," erwiederte Klara in entschiedenem Tone. „Gilbert Thornleigh, ich glaube, Sie waren meinem Gatten sehr zugethan?" — „Ja, ich liebte ihn wie einen Vater, und hatte guten Grund dazu; denn kein Vater kann gütiger gegen seinen Sohn sein, als der Kapitän stets gegen mich gewesen ist." — „Geben Sie mir einen Beweis von Ihrer Anhänglichkeit," rief Klara dringend, „und seien Sie mir behülflich, das Dunkel aufzuklären, welches über dem Schicksale meines

Gatten schwebt!" — „Sehr gern," erwiederte der junge Mann, „mein Leben steht Ihnen zu Diensten. Ich will keine Mühe, keine Gefahr scheuen, um das zu erfüllen, was ich für eine Pflicht gegen meinen Kapitän halte." — „Gut, dann lassen Sie uns sogleich an das Werk gehen. O, Gilbert, ich werde nicht eher ruhen, als bis ich dieses Geheimniß ergründet habe. „Als der Kapitän mich auf der Landungsbrücke des Schiffes verließ," sagte er nach einer Weile, „war es seine Absicht, wie ich genau weiß, sich geraden Weges nach dem Hause des Bankiers Rupert Goodwin zu begeben. Das Erste also, was wir zu thun haben, ist das, uns Gewißheit darüber zu verschaffen, ob er dahin gekommen ist. Wir werden das leicht erfahren können, wenn wir seine Commis befragen." — „Ich habe zwar kein Vertrauen zu diesen Geschöpfen Rupert Goodwin's," versetzte Klara, „allein wir wollen es dennoch augenblicklich thun. Der Himmel wird uns Beistand leisten, das Verbrechen dieses Menschen an das Licht zu bringen. Lassen Sie uns sogleich nach seinem Hause gehen."

Gilbert Thornleigh wurde fast von derselben Ungeduld getrieben, wie Klara Westford. Er rief einen Miethwagen und befahl dem Kutscher, nach Lombardstreet zu fahren. Vor der Thür des Bankierhauses stiegen sie ab und traten in das Comptoir.

Ein Greis von seltsamem Aussehen und mit stark gekrümmtem Rücken saß an einem Schreibpulte, über große Bücher gebeugt. Beim Eintritte der Fremden erhob er den Kopf. Auf den Seemann ließ er nur einen flüchtigen und gleichgültigen Blick fallen, aber als er Klara Westford ansichtig wurde, ging eine sichtbare Veränderung in seinen Zügen vor. Mit bebenden Lippen sah er sie starr an, während eine heftige Aufregung sein Inneres erschütterte. Dieser Mann war Jakob Danielson, der erste Commis im Geschäfte. „Ich möchte einige Fragen in Betreff eines Ereignisses an Sie richten," begann der junge Seemann, „welches sich vor länger als Jahresfrist zugetragen. Können Sie sich der Geschäfte erinnern, welche im Laufe des Monats Juni vorigen Jahres hier gemacht worden sind?" — „Ich könnte es vielleicht," erwiederte der Commis, ohne den Seemann anzublicken und nur seine tiefliegenden Augen auf Klara richtend, welche hinter Letzterem ein wenig zurückstand. „Es wird von der Beschaffenheit der Geschäfte abhängen, der ich mich erinnern soll. Was wünschen Sie zu wissen?" — „Ein Schiffskapitän, Namens Harley Westford, hat im Laufe jenes Monats die Summe von zwanzigtausend Pfund bei Ihrem Prinzipale deponirt. Erinnern Sie sich dieses Umstandes?" — „Ja." — „An demselben Tage kam er noch einmal zu Mr. Goodwin, in der Absicht, sein Geld wieder zurückzuziehen." — „Ganz richtig. Er kam hierher, und da er ihn hier nicht antraf, so begab er sich nach seinem Landhause, Wilmingdonhall, in Hertfordshire. Ich selbst befand mich dort, als er ankam." — „Und er verlangte die Rückzahlung seines Geldes?" — „Ja." — „Erfolgte die Rückzahlung?" — „So hat mir wenigstens Mr. Rupert Goodwin gesagt. Ich verließ das Landhaus, um mit dem um zehn Uhr Abends von Hertford abgehenden Zuge nach London zurückzukehren. Als ich fortging, war der Kapitän noch bei Mr. Goodwin. Unglücklicherweise verfehlte ich den Zug und mußte nach Wilmingdonhall zurückkehren. Bei meiner Ankunft daselbst hatte sich der Kapitän bereits entfernt und ohne Zweifel sein Geld mitgenommen. Mr. Goodwin sagte mir, daß er es an jenem Abende dem Kapitän zurückgezahlt habe, weil derselbe schon am folgenden Morgen ganz früh auf sein Schiff habe gehen müssen, welches sonst ohne ihn abgesegelt wäre." — „Das Schiff ist auch ohne ihn abgesegelt," erwiederte Gilbert Thornleigh, „und der Kapitän ist seit jenem Abende von keinem Menschen wieder gesehen worden." — „Das ist seltsam!" murmelte der Commis mit sinnender Miene. — „Ja, sehr seltsam," versetzte der Seemann. „Das Sachverhältniß erregt einen sehr starken Verdacht, und ich möchte mich in der That nicht an Mr. Goodwin's Stelle befinden. In seinem Hause wurde der Kapitän zum letzten Male gesehen, welcher ihm sein ganzes Vermögen anvertraut hatte. Es sind zwei Fragen zu beantworten, erstlich: Ist das Geld seinem Eigenthümer zurückgegeben worden? Die zweite aber ist noch wichtiger und lautet: Hat Harley Westford das Haus Wilmingdonhall lebend wieder verlassen?" Jakob Danielson betrachtete den Seemann mit einem eigenthümlichen Ausdrucke seiner Züge. Dann rief er: „Bah! Halten Sie Mr. Goodwin für fähig, einen seiner Kunden um einer elenden Summe von zwanzigtausend Pfund willen zu ermorden? Mr. Goodwin ist ein Millionär, und was einem Schiffskapitän ein großes Vermögen erscheint, ist für ihn nur eine Kleinigkeit." — „Mr. Goodwin mag jetzt ein Millionär sein," erwiederte Gilbert Thornleigh; „allein wenn die öffentlichen Gerüchte nicht logen, so war er im Monat Juni des verflossenen Jahres kein Millionär. Er hatte bedeutende Verluste gehabt, und man sprach in der Stadt allgemein von seinem nahe bevorstehenden Bankerotte." — „Gerüchte und Stadtgespräche lügen immer," entgegnete Jakob Danielson. „Sie sprechen sehr thöricht, junger Mann. Reiche Leute, wie Mr. Goodwin, begehen keine Verbrechen. Suchen Sie Ihren Kapitän anderswo, wir sind nicht für ihn verantwortlich." — „Wohl möglich," versetzte Gilbert, „allein die Gerichtsbehörden könnten dennoch Ihnen und Ihrem Prinzipale einige fatale Fragen über die Begegnung mit dem Kapitän in Wilmingdonhall vorlegen. Mein nächstes Geschäft wird jetzt sein, die ganze Sache den Händen der Polizei zu übergeben. Ihr wird es schon gelingen, zu ermitteln, ob Harley Westford das Haus lebend verlassen hat, oder nicht." — „Kann sein," antwortete der Commis kaltblütig. „Die Polizei ist ohne Zweifel sehr geschickt, allein Alles gelingt ihr doch nicht. Adieu.... Aber halt! Ihrer kränkenden Aeußerungen ungeachtet soll es mir lieb sein, wenn ich Ihnen dienlich sein kann. Vielleicht kann ich einige Erkundigungen einziehen, die Ihnen bei Ihren weiteren Nachforschungen von Nutzen sind; in diesem Falle will ich sie Ihnen sogleich mittheilen. Wohin soll ich meinen Brief adressiren?" — „Sie können ihn an mich, Mrs. Harley Westford, adressiren, Nro. 4 Vincentstreet, Lambeth," rief Klara sehr eifrig.

Jakob Danielson erbebte beim Klange ihrer Stimme, aber weder Klara noch der junge Mann bemerkte es, da Beide mit ihren eigenen Gedanken zu sehr beschäftigt waren. Gilbert Thornleigh und Klara Westford verließen das Haus, worauf Letztere wieder den Wagen bestieg und sich von ihrem Gefährten trennte, nachdem derselbe ihr die Versicherung gegeben hatte, daß er jetzt augenblicklich der Polizei Anzeige von dem Verschwinden des Kapitäns machen und am folgenden Morgen zu ihr kommen wolle, um ihr Bericht darüber zu erstatten.

Sobald Klara Westford in ihrer Wohnung anlangte, schrieb sie an ihren Sohn, theilte ihm Gilbert Thornleigh's Rückkehr und das geheimnißvolle Verschwinden seines Vaters mit und beschwor ihn, Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, um dieses Geheimniß zu ergründen. „Die Vorsehung hat es so gefügt," schrieb sie, „daß Du Dich gerade jetzt in der Nähe von Wilmingdonhall befindest, welches, wie man mir gesagt hat, nur wenige Meilen von Hertford entfernt sein soll. Benutze deßhalb die Gelegenheit, mein theurer Sohn, um zu ermitteln, ob Dein unglücklicher Vater am Abend des 27. Juni vorigen Jahres Wilmingdonhall lebend verlassen hat."

Nach Absendung dieses Schreibens wurde Klara viel ruhiger, als sie während des ganzen ereignißreichen Tages gewesen war. Der Abend kam, und sie setzte sich an das Fenster, auf das der letzte Tagesschimmer fiel, und versank in Gedanken über die wunderbare Verkettung der Umstände, welche die Gegenwart mit der Vergangenheit so innig verbanden. „Ohne Zweifel," sagte sie zu sich, „hat die Vorsehung ihre Hand ausgestreckt, um mich vor dem Abgrunde zu bewahren, der sich bereits vor mir öffnete. Die Enthüllung des letzten und gräßlichsten aller Verbrechen, deren Rupert Goodwin sich schuldig gemacht hat, kam zur rechten Zeit. Mein Seelenheil hätte ich hingegeben, um dem Zerstörer meiner Ruhe und meines Glückes Wort zu halten, aber dem Mörder meines Gatten gegenüber bindet mich kein Eid."

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels Seite 152:

Spanien.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. № 16. Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Ein Weltfahrer.

Friedrich Gerstäcker.

Von

Eugen Mansius.

Goethe verlangt von einem richtigen Romanschriftsteller, daß er wenigstens vierzig Jahre alt sein muß, um mit dem nöthigen Fond von Lebenserfahrung und abgeklärter Lebensanschauung ein wahrhaftes Lebensbild geben zu können. Wenn je ein Dichter jene Erfahrung, mit einem außerordentlichen Reichthum von Anschauungen verbunden, besitzt, so ist es der viel und weit gereiste Gerstäcker, der das Genre des exotischen Romans in glänzender Weise vermehrt hat.

Friedrich Gerstäcker, als Weltfahrer und Romanschriftsteller sich eines gleich bedeutenden Rufes erfreuend, ist im Jahre 1816 zu Hamburg geboren. Sein Vater ist der im Jahre 1825 zu Kassel verstorbene Tenorist Gerstäcker. Nach dessen Tode nahm sich ein in Braunschweig wohnender Onkel des neunjährigen Knaben an und ließ ihn dort die Elementarschule besuchen. Sodann wurde er einem Kaufmann in Kassel in die Lehre gegeben; allein der kaufmännische Beruf wollte ihm nicht zusagen. Frühzeitig schon hatte die Lektüre von Robinson Crusoe seine Phantasie entzündet, und eine nicht zu bewältigende Sehnsucht nach dem fernen Amerika erfüllte nun seine Brust. Nachdem er einige Zeit in Döben bei Grimma verweilt, um die Oekonomie zu erlernen, trat der kaum zwanzigjährige Jüngling im Frühjahr 1837 mit geringen Mitteln und wenig Erfahrungen die Reise nach den Vereinigten Staaten von Bremen aus an. Statt in New-York sein Glück zu finden, wurde er von Landsleuten um Alles betrogen, was er von Habseligkeiten aus Deutschland mitgebracht hatte. Er verlor deßhalb seinen guten Muth nicht, besaß er doch eine kräftige Gesundheit, und im Vertrauen darauf entschloß er sich rasch, Arbeit, in welcher Gestalt es auch immer sei, in dem wildfremden Lande zu suchen. So wanderte er kreuz und quer durch die sämmtlichen nordamerikanischen Freistaaten und unterzog sich frisch zugreifend jeder Arbeit, die sich ihm immer darbot, so daß er sich rühmen kann, damals abwechselnd bald Heizer auf verschiedenen Dampfbooten, Farmersknecht, Silberschmied, Pillenschachtelfabrikant, Chokoladenmacher, Holzhauer, Koch ꝛc. gewesen zu sein. Zugleich lernte er auch mit der Büchse umgehen und trieb sich als gewaltiger Jäger längere Zeit in den Urwäldern herum, wo er mit den wilden



Friedrich Gerstäcker. Nach einer Photographie, von Ernst Sues.

Bestien manch' Abenteuer bestand. Im Jahre 1842 übernahm er im Staate Louisiana ein Hotel, und kehrte dann im folgenden Jahre in sein Vaterland zurück. Noch hatte er sich nicht schriftstellerisch versucht, wohl aber seiner Mutter von Zeit zu Zeit briefliche Schilderungen von seinen Reisen und Erlebnissen gesendet, wovon Einzelnes ohne sein Wissen in Robert Heller's „Rosen" gedruckt erschienen war. Nun veranlaßte ihn die Arnoldische Buchhandlung in Dresden, auf die lebendigen Schilderungen in den „Rosen" aufmerksam geworden, sein amerikanisches Tagebuch herauszugeben. Dasselbe erhielt den Titel: „Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas", und erregte durch die realistische Darstellungsweise abenteuerlicher Erlebnisse in großartiger wilder Natur und zuweilen unter einer Bevölkerung, zu der die Civilisation noch nicht gedrungen ist, nicht weniges Aufsehen. Damit hatte er seine literarische Laufbahn glücklich begonnen. Nun folgte eine Reihe Erzählungen aus dem amerikanischen Leben, wovon die ersten in dem „Pfennigmagazin" erschienen. Das Jahr 1846 brachte seinen ersten selbstständigen Roman: „Die Regulatoren von Arkansas", und von jetzt an entfaltete er eine schriftstellerische Fruchtbarkeit, bei der ihm ein eben so seltenes Talent der Schilderung und Komposition, wie reiche Erfahrungen und Anschauungen auf das Glücklichste zu Statten kamen. Von seinen größeren Erzählungen und Schilderungen erwähnen wir: „Die Flußpiraten des Mississippi", „Mississippibilder", die „Amerikanischen Wald- und Strombilder", die „Reisen um die Welt", „Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale", „Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse", „Pfarre und Schule", die „Echos aus den Urwäldern". Im Frühjahr 1849 trat Gerstäcker, unterstützt vom damaligen Reichsministerium, sowie von der Cotta'schen Buchhandlung, eine zweite große Reise, zunächst nach Südamerika, an. Von Rio Janeiro wandte er sich über Buenos-Ayres und Valparaiso nach Kalifornien, schiffte nach den Inseln der Südsee, kreuzte mit einem Wallfischfänger bis zu den Gesellschaftsinseln, wandte sich nach Sidney und durchzog nun Australien, das er im September verließ, um über Batavia nach der Heimat zurückzukehren. Gerstäcker reiste nicht wie ein bequemer Engländer, er ließ sich vielmehr Arbeit und Mühe kosten, die fremden Länder und ihre Einwohner, Natur und Klima, Wald und Feld und Strom und See, und was dort kriecht und fliegt und schwimmt, gründlich kennen zu lernen; er scheute keine Strapazen und Gefahren, um dem deutschen Volke eine reiche Ausbeute von Länder- und Völkerkunde darbieten zu können.

Von seiner Weltfahrt nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er sich in der Nähe von Koburg nieder, um den geistigen Gewinn seiner Reisen literarisch auszumünzen. Es erschienen bei Cotta die fünf Bände seiner „Reisen", die einzeln bereits im „Ausland" und der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht worden waren; dann folgte wieder Roman auf Roman, Erzählung auf Erzählung, und in kurzer Zeit war nun Gerstäcker einer der beliebtesten deutschen Erzähler geworden, wie denn seine Werke fast sämmtlich in's Englische, theilweise auch in's Französische, Holländische und Polnische übersetzt worden sind. Auch als Jugendschriftsteller hat sich Gerstäcker einen Namen gemacht; die reiche Welt alles Dessen, was er gesehen und erfahren, bietet seinem glänzenden Erzählungstalent einen stetsfort unversieglichen Stoff dar. In unsere Literatur tritt Gerstäcker, wie Gottschall richtig bemerkt, als ein rüstiger Naturmensch ein, unbekümmert um die feineren geistigen Strömungen des Jahrhunderts, aber in einfacher Kraft ein Repräsentant des gesunden Verstandes, der im frischen Naturleben eine Verjüngung sucht für die Verirrungen und krankhaften Reaktionen einer überreizten Kultur.

Gerstäcker ist fortwährend literarisch thätig; jedem neuen Produkt, das aus seiner Feder fließt, sieht das deutsche Lesepublikum immer mit einer Spannung entgegen, die nie getäuscht wird.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 175:

Vierzehn Nothhelfer.

Der Franzosenfresser.

Novelle von W. Passauer.

(Schluß.)

Aber Du antwortetest mir nicht, Du sprachst dann harte, stolze Worte, eben als Dich die Wächter aufriefen, mit gellender heiserer Stimme: „Louise von Savoyen, Prinzessin von Lamballe!"

Und da stand ich neben Dir vor Deinen unbarmherzigen Richtern, als sie Dich fragten: „Schwören Sie, die Freiheit zu lieben, Madame? Schwören Sie, den König, die Königin, das Königthum zu hassen?"

„Den ersten Schwur will ich ablegen, den zweiten kann ich nicht, denn mein Herz sträubt sich dagegen!"

Ich flüsterte Dir da noch zu: „Schwöre doch!" — Aber Du hörtest nicht.

„Man mache Madame frei!" rief der Richter, und das war Dein Todesurtheil.

Und wieder trat ich an Deine Seite: Louise! einen Wink und ich führe Dich zu jener rechten Thüre in das Leben, diese linke führt in den Tod hinaus. Ich rette Dich jetzt noch, so Du es willst!

Da sahst Du mich groß an und gingst zur Linken. Und wie Du über die Schwelle tratst in den Hof, fiel ein Säbelhieb über Dich und zerschnitt die Haare und Dein Genick. Ich ergreife, umfasse Dich, da stößt man Dir eine Pike rückwärts durch das Herz, daß das heiße Blut über mein Antlitz spritzt und meine Augen blendet. — Ich lasse Dich los und die wüthende Menge fällt über Dich her, zerreißt Deine Kleider, Dein nackter Leib wird zerstückt, schamlos Deine Glieder zerrissen. Dein Herz, Dein Kopf auf Piken werden nach dem Temple getragen, um der Königin zu melden, daß es zu Ende ist!

Und es ist in mir zu Ende. Meine Lebenshoffnungen liegen zerschmettert in werthlosen Scherben. Meine heiligen Ideale von Freiheit, Wahrheit, Recht sind zu Karrikaturen verzerrt, zum Unrecht, zur Lüge, zur Zügellosigkeit, und neben ihnen sehen mir in's Auge die Träume meines Liebesglücks mit gespenstisch starren Blicken. — Ich gebe meinen Auftrag Denen zurück, die mich damit betraut. Mögen Andere ihn aufnehmen, die die Kraft in sich fühlen, vor Nichts zurückzuschrecken, um das Höchste zu gewinnen. Nach diesem habe auch ich gestrebt. Jenes habe ich nicht vermocht.

Ich verlasse Paris, sobald mein Arzt es gestattet. Wohin und was zu thun, weiß ich nicht. Zuerst in meine Heimat nach dem Süden."

*

Hiemit endigten die Bruchstücke des Tagebuchs. Von neuem Datum folgten dann folgende Zeilen: „Mein theures Kind, meine geliebte Josephine! — Dir vermache ich diese wenigen Blätter meines Tagebuches, dessen Anfang und Ende ich den Flammen übergeben. Du wirst sie lesen, wenn ich nicht mehr bin, wenn irgendwo meinen Leib die Erde deckt, wenn mein Herz ausruht von der Unruhe, die es dereinst bewegte. Ich vermache Dir diese Blätter nebst dem Kreuze und der Haarlocke des Weibes, das ich je und je geliebt und außer ihm keines mehr. Sie seien Dein Erbe. Der Königin habe ich sie nicht zuzustellen vermocht. Thue Du damit nach Deinem Gefallen.

Du wirst in den Blättern umsonst nach meinem Namen suchen, umsonst fragen nach dem, was ich war, ehe Du zu mir kamst. Die Vergangenheit meines Lebens sei und bleibe verborgen. Mühe Dich nicht, den Schleier davon hinwegzuheben. Es ist vergebens. Wie ich meinen Freunden und Denen, die mit mir gelebt, ja der Geschichte meines Vaterlandes bald nach den entsetzlichsten Ereignissen jener drei Tage als ein Verstorbener galt, so sei es Dir.

Es ist nicht etwa das Gefühl der Reue über meine Vergangenheit, das mich treibt, das Andenken meines Namens zu vernichten. Das Gefühl der Reue erkenne ich nicht an. Für unsere Thaten, für die guten nicht weniger als für die schlechten, gebührt nur ein geringer Theil des Lobes, der Schande uns. Sie sind zu sehr das Ergebniß von Vorbedingungen, von Bestimmungen, über die uns keine Macht gegeben ist. Auch nicht Scham über die

Schwachheit meines Herzens ist es, die mir gebietet, meinen Namen zu verheimlichen. Die Herzensschwachheit ist das Erbe des Menschengeschlechts. Wie sollte ich mich vor Menschen schämen Dessen, was Allen auf Erden gemeinsam? — Suchst Du dennoch einen Beweggrund meines Handelns, so finde ihn darin, daß ich mich zu gering achte, ein zu geringer Theil in dem großen Geiste, der in allem Wesen der Welt ist, um für meine Einzelheit ein besonderes Sein zu beanspruchen, daß ich frei geworden bin von der Thorheit, mit meinem bekannten Namen als eine Besonderheit gelten zu wollen, wo ich ein Nichts bin. — Ich bin gewesen, der Pulsschlag des Daseins war auch in mir lebendig einen kurzen Augenblick. Er ist dahin. In ihm habe ich gekostet, was man Freude und Schmerz des Lebens nennt. Ich thue das Leben von mir ab, wie ein Kleid, sonder Freude und sonder Gram, um Eins zu werden mit dem großen Geist der Welt, aus dem ich hervorgegangen. In ihm fühle ich mich allein lebendig, selig, heilig. In Nichts außer ihm, denn außer ihm ist Thorheit und Vergängliches, in ihm allein Wahrheit und Unvergängliches.

Noch bist Du jung und warme Gefühle rollen mit dem Blute durch Deine Adern. Bleibe denn ihrer bewußt und empfinde sie. Empfinde und nimm Deinen Theil an Freude und Daseinslust, an Liebe und Treue, an Recht und Tugend und Wahrheit. Sie kommen dem Unvergänglichen am nächsten, aber erreichen es nicht. Denn dieses ist göttlich und für den Menschengeist nicht denkbar.

Kaum verstehst Du jetzt, was meine alte Hand Dir schreibt. Aber eine Zeit wird kommen, in der Du erkennen wirst, daß meine Worte Wahrheit sind. Gedenke dann des einsamen Mannes, der Dir Freund und Schützer war und es gut mir Dir gemeint vor Allen. Trachte gleich ihm nach dem, was bleibend und unvergänglich ist, damit Dich Vergängliches nicht betrübe!

Und nun noch wenige Worte über mein Verhältniß zu Dir, mein theures Kind. Von Paris geschieden, habe ich nach kurzem Aufenthalt in der Heimat Behufs Regulirung meiner Vermögensverhältnisse die Welt durchmessen in allen Breiten, nach allen Richtungen. Selbst auf die geringsten Bedürfnisse beschränkt, gereichte es mir zur Genüge, mit meinen nicht geringen Mitteln wo ich und so weit ich es vermochte, menschliches Elend zu lindern. Es ist kein Land in unserem Erdtheile, wenige nur in entferntern, in dem ich nicht Wochen, Monate lang geweilt und mich umgethan, ein einsamer Wanderer, ein Fremdling überall. Das Elend im eigenen Vaterlande führte mich noch einmal in dasselbe zurück, als die verbündeten Mächte es mit ihren Heeren überschwemmten. Ich war auf den Schlachtfeldern helfend, beistehend, Noth und Elend lindernd. Die Mühseligkeiten, die Anstrengung, die Aufregung drohten mich selber aufzureiben. Selber krank und leidend schleppte ich mich den Truppen nach, wo ich einen Zusammenstoß erwartete. Ich kam des Tages nach der Schlacht bei La Rothière an. In einem elenden Weiler, der bis auf einen kleinen Theil des Wohngebäudes zerschossen, verbrannt, von den Bewohnern verlassen in schwarzen rauchenden Trümmern lag, zwischen Leichen und Sterbenden war ich zu nächtigen gezwungen. Ich konnte nicht weiter. Ich und ein Diener richteten uns in dem wüsten Trümmerhaufen ein und betteten uns zur Nacht. Kaum nach einer Stunde Schlafs wurden wir durch Tritte über uns und das Schreien eines Kindes auf dem Boden, den wir unbewohnt glaubten, erweckt. Wir stiegen mit Hülfe von Leitern hinauf. Wir fanden oben ein weinendes Kind in einer Wiege, ein Mädchen von zwei Jahren etwa, und einen schwer verwundeten preußischen Landwehr-Reiter, der sich jämmerlich zerhauen oben hinaufgeflüchtet und zurückgeblieben war. Wir brachten Beide zu Bett und sorgten in der Verlassenheit tagelang für sie. Von den Angehörigen des Kindes erfuhren wir nur, daß der Vater im Hofe erschossen, die Mutter unter den Trümmern des halb eingestürzten Hauses erschlagen war. Sie waren erst vor Kurzem in den Besitz des Heimwesens gekommen. Niemand wußte, woher sie gekommen. Die Unruhe der Zeit schnitt die Nachforschungen ab. Dieses Kind warst Du, Josephine! — Ich nahm Dich mit mir, da sich Niemand Deiner erbarmen wollte. Unglück und eigene Noth machen das Herz hart. — Ich aber war des Wartens müde und sehnte mich nach einem festen Herde, nach einem Wesen, auf das ich die Theilnahme, die ich bis dahin allen Menschen gewidmet, vereinigen konnte. Ich erzog Dich, ich lehrte Dich; ich rechnete egoistisch auf Deinen Dank für meine alten Tage, und Du bist ihn mir nicht schuldig geblieben bis in meinen letzten Lebensstunden. — Auch den preußischen Soldaten verließ ich beinahe ganz hergestellt und gab ihm die Mittel, seinem Heere zu folgen. Dank habe ich nicht von ihm erwartet, nach seinem Namen nicht gefragt. Er war ein guter, wackerer Mann.

Noch einmal, lebe wohl! — Ich bin meines Daseins müde und sehne mich herzlich nach Ruhe, obwohl ich noch fern bin von dem Alter, in dem Sterben eine Pflicht ist. Ich zähle meine Jahre nicht nach dem Tage meiner Geburt; ich zähle nach dem, was ich erlebt, und darnach fühle ich mich ausgelebt. Ueber die Zukunft meiner Seele bin ich getrost. Ich kann nicht glauben, aber — ich hoffe. — Lebe wohl!"

8.

Der Polizeirath hatte die wenigen Blätter mit steigender Aufmerksamkeit zu Ende gelesen. Ein paar Male wischte er die Brillengläser ab, da sie ihm feucht geworden zu sein schienen. Gegen das Ende des letzten Blatts wurde das Zucken seiner Schultern immer lebhafter und das Blut stieg ihm in's Gesicht. Er schleuderte, als er nun ganz zu Ende gelesen, das Papier auf den Tisch, sprang vom Bette, riß die Thüre auf und rief nach seinem Sohne. Wie derselbe nicht gleich erschien, eilte er mit langen Schritten in dessen Zimmer.

Leo hatte sich im Bette aufgerichtet und sah den Vater auf's Heftigste erschrocken in seine Stube treten. Der Rath war mit einem Sprunge neben ihm und faßte mit beiden Händen seine Schultern.

„Junge, Leo!" schrie er ihm in's Gesicht, „wo ist sie, wo hast Du sie versteckt? wo ist sie geblieben?"

„Vater, wen meinst Du? was ist geschehen?"

„Junge, mach' mir nichts weiß! Wo ist sie hin? Du weißt's! ich lass' Dich arretiren, Du mußt's beeidigen! Du weißt, wo sie ist, ich nehm's auf meinen Amtseid, daß Du es weißt! Du bist ihr Complice, ihr Konsorte!"

„Aber, um's Himmels willen, Vater, von wem sprichst Du? ich beschwöre Dich, rede!"

„Von wem werde ich sprechen, als von ihr, von Josephinen! Sie ist fort! — Steh' auf, kleide Dich an. — Ich bestelle Pferde, Kuriere, Steckbriefe — ich muß sie wieder haben — sie soll mein Kind sein — sie muß mein Kind sein. Ich hole Extrapost — ich bin ein Undankbarer. — O, Mosjeh, Mosjeh, warum hast Du mir das gethan —. Du hast mich bestohlen, unter erschwerenden Umständen um meinen Dank bestohlen. Blamirt bin ich vor meinem Gewissen, vor Menschen und Gottes Gericht! — Junge, bist Du noch nicht heraus aus den Federn — ich reklamire — darum kam mir sein Gesicht so bekannt vor, ich alter Thor, daß ich ihn nicht wieder erkannt. — Sieh' mich nicht so dumm an, wie ein Kalb, und fahr' in die Stiefeln. — Sie kann noch nicht fort sein — noch nicht über die Grenzen — in die Hosen, Junge!"

Der Alte rannte zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter.

Leo sah ihm noch immer erschrocken nach, er fürchtete um seinen Verstand. Er wußte sich nichts zu erklären. Indessen ging er die Treppe hinab und die Magd gab ihm ausführliche Auskunft über Josephinens Verschwinden.

Unten traf er den Vater im Zimmer unruhig auf und ab rennend, mit den Schultern ruckend.

Der Alte ergriff seine Hände und nahm ihn auf seinem Laufe unaufhaltsam mit.

„Du verstehst nichts? Du weißt nichts? Junge, Leo, der Mosjeh, der alte Mosjeh ist's, von dem ich Dir immer erzählt, der edle, wackere Franzose, der mich Anno Vierzehn bei Brienne im Februar gerettet, mich, und sein Kind ist Josephine — oben in den Papieren steht's schwarz auf weiß. Er hat mich vom Tode gerettet. Ich bin ihm mein Leben schuldig, mein lumpiges, erbärmliches Leben, mein lebenlang mein Leben schuldig geblieben, und Josephine ist sein Kind — ich weiß es! O, ich habe immer sein gedacht und den lieben Herrgott gebeten, den Mann noch einmal unter meine Hände kommen, in die Polizei sich verlaufen zu lassen, den einzigen, vernünftigen, gesunden Kerl in ganz Frankreich — das war nicht Recht von ihm, daß er so früh starb, mir

unter den Augen, unter den Händen fortstarb. Ohne meinen Dank zu sterben, das hat er mir doch noch zuletzt zum Possen gethan. O, diese Franzosen!"

Der Alte hielt ein und setzte sich erschöpft auf das Sopha.

„Aber beruhige Dich doch, Vater, wir wollen überlegen, was nun zu thun ..."



Zillerthaler. Von Katzler. (S. 186.)

„Fragst noch, was zu thun ist? Heirathen ist zu thun, heirathen sollst Du sie und wenn ich noch einmal mit ganz Deutschland nach Paris soll, sie zu holen! Heirathen mußt Du sie, oder Du bist mein Sohn nicht. Lieben, auf Händen tragen sollst Du sie, die Tochter des Mannes, der Deinem Vater sein Leben gerettet. Sie, das beste, liebste Geschöpf, ist mein Erbe von Mos-

jeh — ich reklamire sie beim Gesandten in Paris!" — Er wischte sich den Schweiß von der Stirne und begann endlich ruhiger zu werden. — Leo selbst, auf's Tiefste erschüttert, voll Herzensfreude und Sorge zugleich, überlegte nun, welche Wege zur Ermittelung



Der Karlsteg im Zillerthal. Von Obermüller. (S. 186.)

von Josephinens Aufenthalt einzuschlagen seien. Bekannte hatte sie nicht; nur von der alten Grete wußte die Magd.

Leo sollte nun sofort zu dieser hin, um sie auszufragen. — Der Alte wollte nur einen Augenblick nach seinem Polizeibureau und

gleich wieder da sein, um dann auf Grund von Leo's Ermittelungen Weiteres zu beschließen. Sie trennten sich.

Der Rath ging eilig den Hut in die Stirne gedrückt, aufgeregt, mit den Schultern zuckend nach dem Polizeigebäude. Er sah und hörte unterwegs nichts, grüßte keinen Bekannten und sprach laut vor sich hin, daß ihm die Leute ganz verwundert nachblickten.

In seinem Bureau warf er hastig Hut und Handschuhe auf den Tisch und ließ schleunig die Unterbeamten vor, um die gewöhnlichen polizeilichen Meldungen entgegen zu nehmen.

„Was Besonderes, Wachtmeister Rapf?" so lautete die gewöhnliche Frage.

„Fünf arretirt wegen zwecklosen Umhertreibens — zwei Matrosen wegen Straßenunfug."

„Wenig, Rapf, wenig! Schon vernommen?"

„Nein, Herr Rath. Drei Betrunkene aufgegriffen, totaliter; eine alte Person eingebracht, wegen dringlichen Verdachts eines Diebstahls oder Hehlerei."

„Was hat sie gestohlen? Wann? Wo?" fragte der Rath zerstreut. „Wo ist das corpus delicti?"

„Der corpus ist hier!" sagte der Wachtmeister und wickelte einen schmutzigen Lappen auseinander.

Der Rath fuhr drei Schritte zurück. Denn aus den Lumpen blitzte ihm ein kleines goldenes mit Diamanten besetztes Kreuz entgegen. Er riß es dem Wachtmeister aus der Hand.

„Führen Sie mir die Alte her! gleich her!"

Der Wachtmeister ging und kam mit der alten Grete wieder.

Die Alte knixte und dienerte und strich ihre Kleider glatt.

„Dieses ist die alte Person von wegen des gestohlenen Kreuzes, Herr Rath!"

„So also, Sie."

„Wahrhaftig nicht, nie nich — Herr Rath, ich kann's beschwören. Denn ich bin erstens keine Person nich, sondern nähre mich redlich von Freundschaft und guten Bekannten, und drittens kein Kreuz hab' ich auch nicht gestohlen und werd's nie thun — als Dich dran zu hängen, Du Sadrach und Abimelech!" flüsterte sie giftig dem Wachtmeister mit der Faust drohend zu, als sich der Rath gerade abgewandt. „Aber geschlafen hab' ich schlecht, Herr Rath," fuhr sie dann lauter fort, „so 'ne schlechte Pritsche für eine honnette Frau."

„Nun, sage Sie offen und ehrlich, wo hat Sie das Kreuz her, ich weiß es, lüge Sie nicht."

Die Alte war ganz nahe an den Rath herangetreten und flüsterte ihm vertraulich zu.

„Gutster Herr Rath — Sie kennen mich ja — die alte Grete von damals — nun, gnädigster Herr Kollege — ja, sie hat es mir gebracht, die Josephchen, die bei Ihnen — erbärmiglich geweint hat sie — und ich sollt's versetzen für baares Geld, damit sie nach Frankreich durchbrennen könnt' diese Nacht noch — und da ging ich zum Goldschmied in der Entengaff' — und der wackre Mensch merkte wirklich und natürlich Unrath — Nachts um elf Uhr — weil das Kreuz an die Tausend unter Brüdern werth ist, und meint der Spaßvogel, ich hätt's gestohlen, ich, die ehrlichste Person, ganz ohne Leumund und Prätensionen — ich werd' stehlen — Herr Kollege von da."

„Nun gut, gut! Höre Sie nur auf — aber wo ist sie?"

„Ich bin hier, Herr Rath, schönes — Jott, er sieht mir nich."

„Ich frage, wo ist Josephine, die Ihr das Kreuz gegeben?"

„Weiß ich's, wo's liebe Kind steckt? Bei mir war sie in der Nacht, als ich verrathen ward, gewiß und wahrhaftig — wo sie indeß geblieben, ob nach Paris oder London abgefahren, ist mir gänzlich unbewußt — weil ich Nachts mehr auf der Pritsche war als zu Hause, und zweitens, weil ich dieß auf meinen Amtseid nehme."

„Schwatze Sie uns — Herr Wachtmeister — führen Sie die Alte in den Arrest zurück — ich werde persönlich weitere Ermittelungen anstellen — also in den Arrest, bis ich wiederkomme."

Grete sah ihm mit hochgezogenen Augenbrauen nach, wie er eilig das Zimmer verließ und dann den Wachtmeister an, der über das Benehmen des Raths selber erstaunt war.

„Goldfisch von Wachtmeister, erstaunte Magistratsperson — sagen Sie mir: is er oder is er nich?" — sie zeigte mit dem Zeigefinger auf die Stirne — „denn ein Drittes is nich möglich, wie der Herr Pfarrer immer sagt in seine unbegreiflich schöne Predigten in die Kinderlehr'."

„Nun mach' Sie nur vorwärts in's Loch zurück. Das Uebrige wird sich finden!"

„Nun ja doch — ich komme schon und führ' Dir im Triumph in den Kerker — wie Klärchen im Egmont sagt, als ich noch in's Theater als Statistin Wunder that — aber heraus komme ich heute noch erstens mit 'nem hübschen Douceur vom Rath und zweitens weil ich auf's Höchste unschuldig bin als Wittwe und als unbescholtene Mutter und wegen meinem Charakter als Miethsfrau, wofür ich längst vor 'nen Orden oder 'ne Stiftsstelle für gesunkene Adelige reif sein würde, aber die Konkurrenz ist zu groß und die Nachfrag'."

„Nun, hör' Sie endlich auf und hinaus." Er führte die Alte gewaltsam zur Thüre hinaus.

Der Rath war mit dem Kreuze in der Tasche auf dem Heimwege. Er zweifelte nicht, daß Josephine, da es ihr an Geld gefehlt, noch in der Stadt sei und wollte nur die Nachrichten von seinem Sohne hören, um dann sofort über ihren Aufenthalt Nachforschungen anzustellen. Er hatte sich den Plan unterwegs zurecht gelegt und trat damit eilig in das vordere Zimmer seines Hauses.

Aus der hintern Stube kam ihm Leo entgegen. Der Alte sah seine freudigen Blicke nicht und rief ihm aufgeregt zu: „Junge, hier ist Josephinens Erbe, das Kreuz!"

„Vater, und hier ist Dein Erbe, Josephine!"

Und da trat sie erröthend, verschämt über die Schwelle. Der Alte warf Hut und Stock und Handschuhe von sich und ergriff ihre Hände, und sie warf sich an seine Brust, laut weinend und schluchzend.

„Verzeih' mir, Kind, verzeih' mir alten Narren meine Heftigkeit! — Gott sei gedankt, daß ich Dich wieder hab' — mein ganzes Leben hätt' mir's nicht vergeben, und hier — hier — nimm das Kreuz, trag's an Deinen Ehrentagen und denk' dabei an die, so es bis zum schimpflichsten Tode treu bewahrt! — O, Kind, Kind, hätt' ich gewußt, wer Du bist und wer Er war — Gott im Himmel, wie hätten wir Drei zufrieden und glücklich mit einander leben wollen."

„Und ich als Vierter? nicht wahr, Vater?" rief Leo lächelnd dazwischen.

„Nu freilich, Junge, freilich als Vierter und eigentlich als der Anstifter von Allem. — Nu, da hast Du sie — nimm sie, und wehe Dir, wenn Du sie nicht so glücklich machst, wie er es ihr gewünscht und wie es mein Wille ist, Junge! — Aber jetzt hab' ich noch einen nöthigen Gang — ich weiß, ihr habt euch viel zu sagen; ich bin bald zurück — ich hab' noch mit Einem ganz nothwendig ein Wörtchen zu reden — unter vier Augen."

Josephine sah dem Polizeirathe mit nassen Augen in's Gesicht und ergriff seine beiden Hände.

„Und wollen Sie uns nicht mitnehmen, Herr Rath, auf den Gang — wir möchten auch mit dem Einen reden, wir haben ihm auch viel zu sagen, wir werden ihm immer, so lange wir leben, unendlich Vieles zu sagen haben — nicht so, Leonard?"

Leonard umfaßte Josephine und küßte sie stumm und bewegt auf die Stirne.

„So — so," sagte der Rath — also Du weißt, Du merkst es. — Nun, dann wollen wir zusammen gehen, um mit Ihm ein Wort zu reden!"

Das Zillerthal.

Von

Adolph Obermüller.

(Zu den Bildern S. 184 u. 185.)

Das Zillerthal wird schon seit Jahren von den Gebirgstouristen gerne aufgesucht, und die Eröffnung der Bahnstrecke Rosenheim-Innsbruck hat in wenigen Sommern die Zahl der Reisenden verzehnfacht, so daß in den Monaten Juli, August und September in den geräumigen Gasthöfen der Orte Zell und Fügen kaum ein Zimmer frei ist.

Vorwiegend sind die Norddeutschen vertreten, um die weltbekannten zillerthaler Gebirgsweisen und tyroler Zitherspieler in Mitte ihrer schönen Berge aufzusuchen.

Zell am Ziller, der Hauptort des Thales, ist reizend gelegen und bildet meist den Sammelplatz oder das Ziel der Reisenden, die von hier entweder wieder zurückkehren oder über die Gerlos zu den berühmten Wasserfällen der Kriml im Pinzgau niedersteigen.

Zell bietet insbesondere an einem schönen Morgen auf dem kleinen Hauptplatze ein wechselvolles Reisebild.

Vor den beiden ersten Gasthöfen füllen Saumpferde mit den Führern in malerischer Tracht, Reisewagen mit wuchtigem Gepäcksüberfluß, Touristen und Neugierige des Ortes den kleinen engen Raum, bis sich der verschlungene Knäuel entwirrt und der Platz wieder still und öde wird, und erst gegen Abend Neuankommende neues Leben bringen.

Da fahren sie hin, die Reisenden, die durch Bequemlichkeit oder mangelnde Körperkraft gezwungen sind, den vorgezeichneten Weg einzuhalten, die stolz oder blasirt herunterblicken auf den fröhlichen Touristen, dessen Sträußchen Almenrausch und Edelweiß am Hut selbstgepflückt ist und ein Tagebuch schöner Erinnerungen bildet, die er, wenn auch mit Mühen und Beschwerden errungen, doch nie mit jenem herausfordernden Strauß am eleganten Reisewagen vertauscht, der beim Abschiede aus dem Gasthof immer nur die Höhe der Rechnung und des Trinkgeldes repräsentirt.

Wer das prächtige Zillerthal so recht genießen will, der nehme seinen Wanderstab und ziehe den Fußweg entlang, der durch saftiges Wiesengrün an den Hügel Vorketter über Hippach nach Mayerhofen führt, welcher Ort unmittelbar am Eingange des Zillergrundes und vom Grunberg überragt, eine herrliche Lage hat.

Ungefähr eine Stunde von Mayerhofen münden drei kleine, wild romantische Gebirgsthäler, deren Endziele an die Tauernübergänge in's Prettau grenzen.

Das Duxeerthal ist das bewohntere, und hat sogar ein kleines anspruchloses Bad, das Stillupenthal das unwegsamste, führt steil aufwärts dem Fuße der Löffelspitze zu, während das Zemmthal in seinen Abzweigen für den Maler und Touristen das höchste Interesse bietet.

Ungefähr eine halbe Stunde von Mayerhofen führt der Pfad zu letzterem Thale an den Dornauberg, weiter nach Ginsling und Grawand.

Immer enger und dichter an die Felswände gedrängt, führt der schmale Saumweg bald hoch, bald unmittelbar an dem wild schäumenden Gebirgsbach hin, während dicht belaubte Bäume den Weg beschattend, Ast in Ast verschlungen, überwölben.

Nach zwei- bis dreistündiger Wanderung erreicht man den Karlsteg, der, umgeben von der großartigsten Natur, einen imposanten und unvergeßlichen Eindruck hinterläßt.

Hängend über dem tosenden Bach, ist die Seite des Steges, die dem Abgrunde zugekehrt ist, mit einer Bretterwand geschlossen, um das Scheuwerden der Rinder zu verhindern, die im Herbste in großen Heerden von den Alpen abgetrieben, den Dornauberg passirend, der Eisenbahn zugeführt werden.

Ginsling liegt circa 3000 Fuß über der Meeresfläche am Eingange in den Zemmgrund und das Floitenthal, Angesichts des Jugents.

Ein kleines, anspruchloses Wirthshaus, Einkehr für Bauern und Jäger, liegt günstig für den Besuch der Alpen um und auf Grawand, Plätze, die den Gebirgsmalern nicht fremd und reich an wilden Schönheiten sind.

Wer nun den Alpenstock zu dieser weiteren Wanderung ergreift, der rückt so recht dem Herzen des Zillerthales nahe, der findet echt, was er an der Straße der Reisenden verfälscht und demoralisirt antrifft.

Die Treuherzigkeit und Gutmüthigkeit des Tyrolers, sie gedeiht dort oben nahe den Sternen, wo er, fast mit steter Lebensgefahr, dem steinigen Boden Futter für seine Thiere abgewinnt.

Dort an der hölzernen Hütte, die wie ein Maulwurfshügel zwischen den Steinen hervorragt, sitzen dann Abends, wenn Alles neue Kräfte für den nächsten harten Tag in der Ruhe sucht, die Leutchen und singen ihre frischen Weisen, die ein Bursche mit einer siebenzehnsaitigen Zither keck und munter begleitet.

Das jubelt rein und unverfälscht in die klare Abendluft und macht das Herz so leicht, als ob kein Schmerz dasselbe je durchzogen hätte. Wer diesen Genuß kennen gelernt, wird schwer die Tage des Sommers vorüberziehen sehen, die ihn wieder in die Ebene oder an die breitgetretene Heerstraße führen, welche bequem, aber luftleer die Wanderer um die Pforten ihrer Schönheiten herumführt.

Geradezu unleidlich aber wird die Rückkehr vom Hochgebirge, wenn man spät Abends nach Zell kommend die Klänge der Zither und des Gesanges, die aus den Gastzimmern ertönen, sehnsüchtig aufsucht, um in freudiger Erinnerung an die schönen Stunden der Hochalpe noch einmal sich zu erfrischen, bevor wir hinter dem schwarzen Dampfrosse den Fesseln eines langen Winters zukeuchen.

An langen Tischen lauschen die Reisenden der Straße dem verkümmerten Surrogate, welches ihnen jene falschen Tyroler bieten, die jahrelang um Geld in großen Städten gesungen und weder Lust noch Liebe mehr für ihre Produktionen empfinden.

Stimmen, die dem Bier und Tabaksduft der Lokale in den Städten längst erlegen sind, eine verkünstelte Riesenzither wie ein kleines Klavier, eine Doppelguitarre und ein tyroler Theaterkostüm, verhöhnen die Wahrheit in den Bergen.

Man eilt in seine Kammer und sucht den Schlaf, um im Traume noch einmal jenen echten Volkstönen zu lauschen, die im Echo an den Felswänden nachhallen und nicht im Gläser- und Geldgeklirre der zahlenden Zuhörer verklingen.

Der kleine und der große Vogel.

Aus den Geheimnissen des wiener Kongresses.

Von

Wilh. Müller.

Es war beim wiener Kongreß. Der Morgen des siebenten März fing an zu dämmern. Der österreichische Minister Metternich lag noch in tiefem Schlafe. Gegen sechs Uhr kam sein Kammerdiener herein, weckte ihn und übergab ihm eine Depesche, welche soeben von einem Kurier gebracht und mit „dringend" bezeichnet war. Der Herr Minister war über diese Störung sehr ärgerlich; denn nachdem er mit den Gesandten der vier Großmächte eine lange Berathung gehabt hatte und bis Morgens drei Uhr in seinem Kabinet gesessen, wünschte er, um zu weiteren Kongreßthaten fähig zu sein, mehrere Stunden nach einander ungestört zu schlafen. Er hatte daher auch nach der Sitzung seinem Kammerdiener befohlen, Niemand zu ihm zu lassen und, was auch für Depeschen kommen mögen, ihn während des Schlafes zu verschonen. Statt dessen weckte ihn dieser schon nach 2 bis 3 Stunden, in der Meinung, daß alle mit „dringend" bezeichneten Depeschen europäische Wichtigkeiten enthalten. Als er vollends auf dem Couvert die Worte: „Vom K. K. Generalkonsulat zu Genua" las, mußte er sich fragen, was auch aus Genua Wichtiges kommen könne? Wegen einer Konsular-Depesche aus Genua den Premierminister von Oesterreich aus dem Schlafe wecken, das war doch von dem Kammerdiener zu empörend! So sind eben einmal Leute solchen Schlags.

Metternich legte die Depesche uneröffnet auf den Nachttisch und versuchte, ob er nicht den verlorenen Schlaf wieder finden könne. Es wollte ihm nicht recht glücken. Er probirte allerlei. Wenn er auch die Augen ganz fest zumachte, so glaubte er doch immer die Depesche des K. K. Generalkonsuls von Genua zu sehen. Er wurde wüthend über diesen Konsul und nahm sich vor, sobald er ausgeschlafen habe, ihm einen derben Verweis zu schicken. Aber er wußte ja nicht, ob das, was in der Depesche stand, einen Verweis verdiente. Das Einfachste war, wenn er die Depesche geschwind las. Aber dazu konnte er sich doch offenbar nicht entschließen, da ein österreichischer Premier sich nicht von einem Konsul in Genua befehlen lassen kann, daß er wegen seiner geistreichen Korrespondenz seinen Schlaf, der mit weit mehr Recht mit „dringend" zu bezeichnen war, als diese genuesischen Depeschen, unterbreche. Freilich, wenn er nur nicht schon unterbrochen wäre! Es wollte gar nicht mehr gehen. Endlich zählte der Minister langsam

auf hundert. Als auch dieß nicht den gewünschten Effekt machen wollte, zählte er sämmtliche deutschen Staaten auf. Dabei fand er, daß es für Oesterreich zwar zu viele, für seinen Schlaf aber zu wenige seien. Wenn er auch meinte, daß er beim Aufzählen gewisser Namen, wie Mecklenburg, Waldeck, Reuß, schon am Einschlafen sei, so verdarb ihm Sachsen, das von den „jakobinischen" Preußen beinahe mit Haut und Haar verschluckt worden wäre, und Nassau, die Heimat des gewaltigen Stein, gleich wieder allen Spaß. Zuletzt sah er sich, es war schon 7½ Uhr, nach einer narkotisch wirkenden Lektüre um, und es fiel ihm dabei ein, daß die Konsuln zuweilen sich eines sehr einschläfernden Styls bedienen.

So griff er also doch nach der Depesche, erbrach gähnend das Schreiben und sah zu seinem Aerger, daß es kaum sechs Zeilen enthielt. Wieder mußte er sich sagen, was dieß für eine Unverschämtheit von dem Generalkonsul und von dem Kammerdiener sei. Endlich fing er an zu lesen. Seine Augen wurden größer und immer größer, seine schlaffen Züge zogen sich krampfhaft zusammen, und ein scharfes „Was!" zischte aus seinem Munde. Rasch klingelte er dem Kammerdiener, sprang mit einem Satz aus dem Bett, rief dem Eintretenden zu, er solle sogleich den Wagen vorfahren lassen, griff nach den Beinkleidern, erwischte statt ihrer den Frack, warf ihn weg und war nun doch wieder recht froh, als der Kammerdiener zum dritten Mal herein kam und seinem Herrn, dem die Knöpfe nicht recht pariren wollten, im Ankleiden behülflich war. In wenigen Minuten war der Herr Minister mit Hülfe seines Kammerdieners wieder ein gemachter Mann, eilte hinaus, sprang wieder zurück, steckte die Depesche in die Brusttasche und flog, als ob er noch ein Zwanziger wäre und irgend einem hübschen wiener Kind nacheilte, die Treppe hinab. Verwundert schaute ihm der Kammerdiener nach und hätte gar zu gern gewußt, was in dieser Depesche enthalten sei. Doch beruhigte er sich mit dem Gedanken, daß sie ja nur aus Genua und nicht etwa gar aus Paris oder von der Insel Elba herkomme.

Fürst Metternich fuhr in scharfem Trab nach der Hofburg und stand noch vor 8 Uhr vor Kaiser Franz. „Was sagen Eure Majestät zu dieser Depesche?" rief ihm Metternich zu. „Wird halt wieder ein Liebesbrief vom Alexander oder von unserem treuen Alliirten von Preußen sein," war die trockene Antwort des Monarchen. „Dieß ginge noch an," erwiederte Metternich; „wenn es aber eine Kriegserklärung von Eurer Majestät Schwiegersohn wäre?" — „Geben Sie her!" sagte Franz und las den Bericht des Generalkonsuls von Genua, welcher die Anzeige machte, daß „der englische Kommissar Campbel soeben im Hafen erschienen sei, um sich zu erkundigen, ob sich Napoleon in Genua nicht habe erblicken lassen. Von Elba sei er verschwunden. Auf die Antwort, daß man in Genua nichts von Napoleon wisse, sei die englische Fregatte sogleich wieder in See gegangen."

Ruhig und gefaßt, wie dieß in dem Temperament des Habsburgers lag, soll er auf diese inhaltschwere Neuigkeit zu Metternich folgende Worte gesprochen haben: „Napoleon scheint den Abenteurer spielen zu wollen. Dieß ist seine Sache. Die unsrige ist es, die Ruhe, welche er Jahre lang störte, der Welt zu sichern. Gehen Sie ohne Verzug zum Kaiser von Rußland und zum König von Preußen und sagen Sie ihnen, daß ich bereit bin, meinen Heeren alsbald den Rückmarsch nach Frankreich zu befehlen. Ich zweifle nicht, daß die beiden Monarchen mit mir einverstanden sein werden." So war es auch. Metternich erhielt von ihnen den gleichen Bescheid, wie von Kaiser Franz, hatte im Laufe des Vormittags noch eine Unterredung mit Fürst Schwarzenberg und den Ministern der Großmächte, und um 10 Uhr, drei Stunden nachdem er die Depesche geöffnet hatte, flogen schon nach allen Richtungen die Adjutanten, um den auf dem Rückmarsch befindlichen Heeresabtheilungen den Befehl, Halt zu machen, zu überbringen.

So mußte also die Arbeit wieder von vorn angefangen werden. Kaum hatte man in einem zweijährigen Feldzug mit einem namenlosen Aufwand an Geld und Menschen den „Kaiser des Kontinents" gestürzt, so mußte man auf's Neue ungeheure Opfer bringen, um den Zurückgekehrten zum zweiten Mal und vollständig zu vernichten. Dabei mußten sich die verbündeten Monarchen selbst sagen, daß sie durch ihre eigene Kurzsichtigkeit und Nachlässigkeit zu dieser Erneuerung des Kaiserthums sehr viel beigetragen hatten. Wie konnte man denn einen Mann, wie Napoleon, der die personifizirte Herrschsucht war, auf die Insel Elba verbannen, von wo er auf einer kleinen Spazierfahrt das ewig gährende Italien, auf einer etwas größeren das mit den Bourbonen so unzufriedene Frankreich erreichen konnte! Und wenn die Engländer mit ihren Schiffen die Bewachung des großen Gefangenen übernommen hatten, wie stimmte es damit zusammen, daß der englische Resident auf Elba, Oberst Campbel, gerade damals, als Napoleon Elba verließ, einem Balle in Livorno beiwohnte, und daß die englischen Kreuzer, statt auf ihren Stationen zu bleiben, einen Abstecher in die hohe See machten? Diese Sorglosigkeiten waren zu verlockend, als daß nicht Napoleon und seine Umgebung sie hätten benützen sollen. Bis der galante, tanzlustige Herr Campbel von Livorno zurückkam, war Napoleon entwischt, und am 20. März hielt er im Schein der Fackeln, von hundert Händen getragen, seinen Einzug in die Tuilerien.

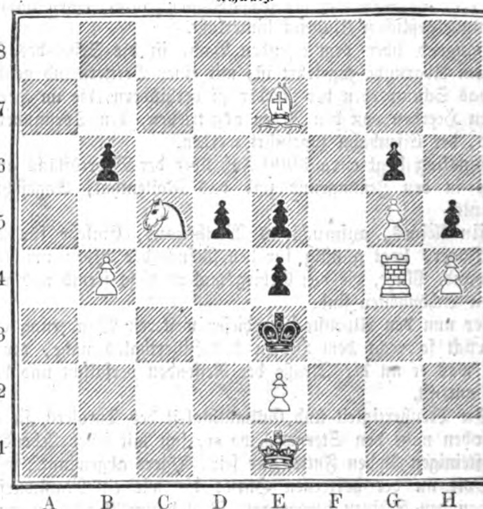
So unangenehm die Situation für die verbündeten Monarchen war, so wollten sie doch dem Publikum gegenüber ihre volle Zuversicht zeigen und besuchten nachher wie vorher die Festlichkeiten, an denen der wiener Kongreß mehr Ueberfluß als an gesunden politischen Schöpfungen zeigte. Sie befanden sich auch zahlreich in der kaiserlichen Loge, als im Theater an der Wien die Operette „Das Hausgesinde" gegeben wurde, worin der Komiker Hasenhuth die Rolle des Jocrisse (Tölpels) spielte. In diesem Lustspiel wurde der arme Jocrisse von der Hausfrau tüchtig ausgescholten, daß er, der eine Dummheit um die andere mache und so viele Ungeschicklichkeiten schon begangen, so viel Schaden ihr zugefügt habe, nun auch noch vollends ihr theures Vögelchen aus dem Käfig habe entwischen lassen. Statt der im Stück angegebenen Antwort extemporirte Hasenhuth folgende Erwiederung: „Nun, was ist es denn weiter, daß das Vögelchen entwischt ist? Diese da (auf die Monarchen deutend) haben ja den großen Vogel entwischen lassen."

Ein unauslöschliches Gelächter erscholl im Theater, Alles sah bald nach den Monarchen, bald nach Hasenhuth, und jene selbst hatten Mühe, bei solch' heiterer Atmosphäre ihre olympische Würde zu bewahren. Herr Hasenhuth wurde zwar nach Beendigung des Stücks in echt metternich'scher Weise arretirt und auf die Wache geführt; aber was waren die paar Tage Arrest gegen das glückliche Gefühl, dem gekrönten Europa auf eine witzige Art die Wahrheit gesagt zu haben!

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.



Der Herzog von Harlingford gibt dem Willen der Sirene nach. (S. 190)

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von E. Braddon.

(Fortsetzung.)

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Esther Vauberg dachte nicht weiter an Violette, nachdem die Intrigue gegen Letztere glücklich durchgeführt worden war, in der sie eine so wichtige Rolle gespielt hatte. Die schöne Nebenbuhlerin war fort, das war Alles, was sie gewollt. Mr. Maltravers befand sich in Folge dessen in großer Verlegenheit und ließ gern die glänzende Esther in der Rolle auftreten, welche er Violetten zugedacht hatte, und der Triumph der Letzteren war vollständig. Sie war jedoch eine schlechte Schauspielerin, sonst würde sie schon früher, als ihre Schönheit noch in voller Blüte stand, haben auftreten dürfen. Sie konnte kaum die wenigen Worte gut deklamiren, welche sie zu sprechen hatte, aber war im Uebrigen eine sehr glänzende Erscheinung. Die Rolle, welche sie zu spielen hatte, war die einer vornehmen Dame und bot ihr die Gelegenheit, sich mit allen Brillanten zu schmücken, welche ihr der reiche und freigebige Herzog Harlingford geschenkt hatte. Esther trug ein smaragdgrünes Sammetkleid, welches die Schultern unbedeckt ließ und ihren schön geformten Arm zeigte. Ein mit Diamanten besetztes Armband umschloß ihr rechtes Handgelenk, während ein Goldreif mit einem Rubinschlosse das linke zierte. Ihr schwarzes Haar schlang sich in Flechten um den schönen Kopf und wurde von einem kostbaren Diadem zusammen gehalten, welches über der weißen Stirn thronte. Der Herzog von Harlingford war Esther Vauberg's leidenschaftlicher Bewunderer.

Das hochmüthige Mädchen hatte sich um einer Kleinigkeit willen mit ihm entzweit und den Verehrer, stolz wie eine Königin, aus ihrem Salon verbannt. Mehrere Wochen lang war der junge Mann vergebens an der Thüre ihres Hauses erschienen; jeden Tag hatte er die Antwort erhalten, daß Miß Vauberg beschäftigt oder nicht zu Hause sei. Diese kalten Zurückweisungen dienten jedoch nur dazu, die thörichte Leidenschaft des jungen Mannes zu erhöhen. Jeden Abend war er in seiner Loge und fühlte sich glücklich, das angebetete Wesen betrachten zu können, das ihn keines Blickes würdigte. Er hatte die Erlaubniß, das Foyer des Theaters zu betreten, sobald er wollte, allein es nützte ihm nichts, denn Esther schritt stolz und kalt an ihm vorüber. Er hatte sie mehrmals angeredet, aber keine Antwort erhalten, und verlor deßhalb fast gänzlich den Muth, diesen Zauberkreis je wieder zu betreten. Eines Tages jedoch gewahrte er im Theater zu seinem großen Erstaunen ein freundliches Lächeln auf den Lippen der Jüdin schweben, während sie nach seiner Loge blickte. Mit Entzücken sah der junge Mann, daß ihm verziehen worden war. Sobald der Vorhang fiel, eilte er nach dem Foyer, wo er mehrere Personen scherzend und lachend antraf, in deren Mitte sich der Gegenstand seiner Verehrung befand.

Esther Vauberg saß auf einem Sopha. Sie fächelte sich mit einem prächtigen indischen Fächer und lud mit einer Bewegung desselben den Herzog ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Er

war entzückt, diesem Befehle Folge leisten zu dürfen und stand im nächsten Augenblick in tiefster Ehrerbietung gebeugt vor ihr. So sonderbar es auch scheinen mag, der Herzog achtete dieses eigensinnige Wesen und ließ sich von ihrem stolzen, despotischen Charakter in den Staub treten. Mit huldvoller, gnädiger Miene überließ sie ihm ihre schöne Hand, an deren Finger zahllose Ringe glänzten. „Nun, Vincent," sagte sie, „wir wollen wieder Freunde sein. Ich mag nicht länger Ihr trauriges Gesicht sehen. Sie sind begnadigt!" — „Meine angebetete Esther!" rief der glückliche junge Mann. — „Halt!" entgegnete die Jüdin mit einer gebieterischen Bewegung ihres Fächers. „Ihre Begnadigung hängt von einer Bedingung ab; ich habe einen Wunsch, den Sie erfüllen müssen." — „Engel!" rief er. „Können Sie irgend einen Wunsch hegen, den ich nicht gern erfüllen würde?" — „Natürlich nicht," versetzte Esther mit stolzer Miene. „Sie werden sich nie weigern, Alles für mich zu thun, was möglich ist; allein in diesem Falle fragt es sich, ob es in Ihrer Macht steht?" — „Meine theure Esther, sofern es überhaupt im Reiche der Möglichkeit liegt, soll und wird es geschehen." — „Die Sache ist ganz einfach, Sie muß nur geschickt angegriffen werden. Sie wissen, wie gern ich reite, mit welcher Ungeduld ich auf die Jagdzeit warte, um nach Berkshire zu gehen und über die Felder jagen zu können. Vor einigen Tagen war der Kapitän Harding im Foyer und sprach von einem vortrefflichen Pferde, welches am folgenden Tage in Tattersall verkauft werden sollte. Er sagte, es sei ein herrliches Thier, von rothbrauner Farbe und unvergleichlicher Schnelligkeit, das keinen anderen Fehler habe, als daß es etwas störrisch sei, wie fast alle Pferde dieser Farbe. Sein Name ist Sabot du Diable. Der Kapitän versicherte, daß er für ein solches Thier gern tausend Pfund geben würde, wenn er die Mittel dazu aufbringen könnte." — „Der arme Teufel!" bemerkte der Herzog. „Angus Harding hat nie Geld. Beim Jupiter, er sollte ‚Angus Ohnegeld' heißen!" fügte der junge Mann, entzückt über sein klägliches Vorspiel, hinzu. Die Jüdin lachte von ganzem Herzen; sie war an diesem Tage in besonders guter Laune. „Nun," fuhr sie fort, „können Sie sich leicht denken, daß ich nach dem, was ich über dieses Pferd gehört hatte, große Lust bekam, es zu besitzen. Ich sagte nichts, aber entschloß mich, es auf jeden Fall erstehen zu lassen. Am folgenden Morgen ertheilte ich meinem Reitknecht die nöthigen Befehle. Um dreiviertel auf zwei Uhr war er in Tattersall. Allein der abscheuliche Harding hatte mich in Bezug auf die Stunde des Verkaufes getäuscht. Sabot du Diable war bereits um halb zwei Uhr für siebenhundert Guineen verkauft worden. Denken Sie sich meinen Aerger!" — „Ja, das war allerdings verdrießlich," versetzte der Herzog, „allein wenn das Thier wirklich so bösartig ist, so möchte es kein großes Unglück sein." — „Bösartig!" rief Esther Vauberg mit verächtlichem Lachen. „Glauben Sie, daß ich mich vor der Bösartigkeit des Thieres gefürchtet haben würde? Ich reite gern ein wildes Pferd; es macht mir Vergnügen, um die Oberherrschaft mit ihm zu kämpfen, weil ich weiß, daß ich siege und daß es sich meiner Macht fügen muß. Ein ruhiges Pferd ist mir zuwider. Sie wissen, mein lieber Harlingford, daß ich nicht gewohnt bin, von irgend etwas wieder abzugehen, was ich mir einmal in den Kopf gesetzt habe, also bleibt nichts übrig, als daß Sie mir dieses Pferd schaffen." — „Aber, meine liebe Esther, Sie sagten ja, daß es verkauft sei." — „Was thut das? Kann man es nicht wieder kaufen? Der Käufer wird nicht abgeneigt sein, es wieder zu verkaufen, wenn man ihm einen höheren Preis bietet." — „Das hängt von dem Charakter Desjenigen ab, der es gekauft hat. Wer ist es?" — „Lord Bothwell Wallace." „Dann fürchte ich, daß es unmöglich sein wird," erwiederte der Herzog. „Lord Wallace ist ein leidenschaftlicher Jäger und wird sich schwerlich von einem Pferde trennen, das ihm gefällt." Die Jüdin schüttelte verächtlich den Kopf und schoß zornige Blitze aus ihren schwarzen Augen auf den Herzog. „Gut," rief sie, „thun Sie, was Sie wollen. Ich weiß jetzt, was ich von Ihrer angeblichen Liebe zu halten habe, da Sie mir nicht einmal einen so geringfügigen Wunsch erfüllen wollen." Dieser Vorwurf war im höchsten Grade ungerecht, denn der Herzog hatte bereits bedeutende Summen verschwendet, um den tollsten Wünschen der Jüdin zu genügen. „Meine theure Esther," sagte er mit bittender Miene, „ich will gern Alles thun, was in meinen Kräften steht, um Ihren Wunsch zu erfüllen; allein Lord Wallace ist reich, und ich weiß in der That nicht, auf welche Weise ich ihn dazu bringen soll, mir ein Pferd zu überlassen, welches ihm gefällt, dennoch will ich den Versuch machen." — „Das hoffe ich," versetzte die Jüdin, indem sie aufstand und einen kostbaren indischen Shawl über ihre Schultern warf. „Aber lassen Sie sich auch nicht eher wieder hier sehen, als bis Sie sagen können, daß Sabot du Diable mir gehört. Guten Abend!" Sie reichte ihm die Hand, und der Herzog küßte die mit Ringen bedeckten Finger und unterwarf sich demüthig ihrem Ausspruche. Am folgenden Morgen schrieb er an Lord Wallace und bot ihm tausend Guineen für das Pferd, welches derselbe am vorhergehenden Tage in Tattersall für siebenhundert Guineen gekauft hatte, indem er dabei bemerkte, daß es der sehnlichste Wunsch einer Dame sei, das Thier zu besitzen. Er erwartete eine Weigerung, allein die Antwort fiel nicht so unbedingt ablehnend aus. Sie lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Harlingford!

„Gern würde ich den Sabot du Diable für den Preis wieder losgeschlagen haben, den das Thier mich kostet, allein für den Gebrauch einer Dame kann ich es unmöglich verkaufen. Ich und mein Groom, wir haben es versucht und uns überzeugt, daß es unzähmbar ist. Das Thier hat ein so bösartiges Temperament, daß ich es seiner äußeren Schönheit ungeachtet nicht in meinen Ställen behalten mag. Ich werde es deßhalb nach Tattersall zurückschicken und dort um jeden Preis verkaufen lassen, aber nie soll es mit meiner Einwilligung von einer Dame bestiegen werden.

Ihr ergebener Wallace."

Der Herzog von Harlingford glaubte, daß dieser Brief Esther vollkommen zufrieden stellen werde; denn vernünftiger Weise konnte sie nicht wünschen, ein Pferd zu besitzen, das selbst ein Jäger, wie Lord Wallace, nicht besteigen mochte. Er steckte das Schreiben ein und eilte nach ihrer hübschen Wohnung in May Fair. — Sie befand sich zu Hause, in einem eleganten Morgengewande, und war damit beschäftigt, ihre Blumen zu ordnen. Als der Herzog eintrat, stieß sie einen Freudenschrei aus. „Ich habe gesiegt," rief sie, „Sabot du Diable ist mein!" — „Nein, meine liebe Esther, aber . . ." — „Aber was?" unterbrach ihn die Jüdin. „Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie sich vor mir nicht eher sollen sehen lassen, als bis das Pferd mir gehöre?" — „Das ist wahr, meine Theure," erwiederte der Herzog, indem er der erzürnten jungen Dame den Brief des Lord Wallace überreichte, „aber wenn Sie dieses Schreiben lesen wollen, so werden Sie einsehen, aus welchen Gründen ich das Pferd nicht gekauft habe." Esther Vauberg las den Brief und zerdrückte ihn verächtlich in ihrer Hand. „Nun," versetzte sie, „natürlich haben Sie geantwortet, daß Sie darauf bestehen, das Pferd zu kaufen?" — „Meine liebe Esther, — nachdem wir eine solche Schilderung des Thieres erhalten haben?" — „Pah!" rief die Jüdin mit verächtlicher Miene. „Wie feige die Männer sind, ungeachtet ihrer angeblichen Vorliebe für die Jagd! Ein Pferd hat ein etwas lebhaftes Temperament, und Niemand wagt es zu besteigen. Ich würde mich selbst verachten, wenn ich einer solchen Feigheit fähig wäre. Schreiben Sie augenblicklich an Lord Wallace, daß Sie bereit seien, jeden Preis für Sabot du Diable zu bezahlen." — „Aber, meine theure Esther, Sie werden doch nicht die Unvorsichtigkeit begehen wollen, das Thier zu besteigen?" — „Kümmern Sie sich darum nicht. Setzen Sie sich und schreiben Sie!" entgegnete die Dame, indem sie gebieterisch auf ein kleines Pult deutete.

Noch immer weigerte sich der Herzog, allein ihre Macht über ihn war zu groß, und er mußte sich endlich fügen. Lord Wallace wurde von ihm benachrichtigt, daß die Dame darauf bestehe, das Pferd um jeden Preis zu haben. Es geschah mit angstvollem Herzen, denn der Gedanke an die Gefahr, der seine geliebte Esther sich aussetzte, erfüllte ihn mit Schrecken, allein er besaß nicht die Kraft, ihrer Laune zu widerstehen.

Wenige Stunden später kam die Antwort des Lord Wallace, welche also lautete:

„Mein lieber Harlingford!

„Wenn die Dame, deren Eigensinn Sie befriedigen wollen, sich vorgenommen hat, einen Selbstmord zu begehen, so wird es ihr

mit Hülfe des Pferdes sehr leicht werden. Ich kann Ihnen nur noch einmal sagen, daß es für jede Dame mit Lebensgefahr verbunden ist, dieses Thier zu besteigen. Um es zu bändigen, müßte man eine Faust von Eisen und einen eben so unbeugsamen Starrsinn haben, wie der des Thieres ist.

Der Ihrige.

Wallace."

Eiligst begab sich der Herzog mit diesem Schreiben abermals nach May Fair. Esther empfing es und lachte laut, nachdem sie es gelesen hatte. „Eine Faust von Eisen und einen eben solchen Starrsinn wie der des Thieres!" rief sie, die im Schreiben enthaltenen Ausdrücke wiederholend. „Gut, eine Faust von Eisen besitze ich zwar nicht, aber ich weiß, daß ein Pferd unter mir noch nie seinen Willen behalten hat. Wir werden ja sehen, ob Sabot du Diable stärker ist, oder ich!" — „Also bestehen Sie darauf, der Warnungen des Lord Wallace ungeachtet das Pferd zu besteigen?" — „Ob ich darauf bestehe? Natürlich!" erwiederte die Jüdin, während sie sehr aufgeregt im Salon hin und her ging. „Was für ein klägliches Gesicht Sie machen, mein armer Harlingford; man sollte meinen, daß ich mich in einen Abgrund stürzen oder mir auf andere Weise den Tod geben wollte. Die Männer sind feige, ich will ihnen beweisen, daß man mit dem Pferde fertig werden kann. Uebersenden Sie tausend Guineen an Lord Wallace und sagen Sie ihm, er möchte das Pferd in meinen Stall schicken."

Von Neuem weigerte sich der Herzog, bat und flehte, aber vergebens; Esther siegte und er mußte sich ihrem Willen fügen. Hätte sie ihm befohlen, aus dem Fenster ihres Salons auf die Straße hinab zu springen, so würde er es wahrscheinlich auch gethan haben.

Das Geld wurde abgeschickt, und am folgenden Morgen trat Esther in ihren Stall, um das Pferd zu besichtigen. Der Tag war regnerisch, und sie konnte daher das Thier nicht sogleich reiten, was ihr so großen Aerger bereitete, daß sie gern mit den Elementen gehadert hätte. „Morgen wird es schön sein," sagte sie. „Vergessen Sie also nicht, Harlingford, sich morgen früh um elf Uhr bereit zu halten, mich zu Pferde zu begleiten. Ich werde nach Richmond oder Wimbledon reiten, um auf dem Rasen eine Strecke galoppiren zu können." — „Ich werde bereit sein, theure Esther," erwiederte der Herzog, „aber lieber wäre es mir, wenn Sie ein anderes Pferd bestiegen. Sie ritten früher gern Ihre Stute Cabriole." — „Ja, aber schon lange nicht mehr, ich bin ihrer überdrüssig. Morgen will ich dieses schöne rothbraune Thier reiten." Esther legte ihre kleine Hand auf den gebogenen Hals des Pferdes, welches sie mit seinen kleinen, funkelnden Augen auf fast teuflische Weise anblickte. Es trug mit Recht den Namen Sabot du Diable. „Ich weiß nicht, wie es kommt," sagte der Herzog, „aber mir ist, als hätte ich allen Muth verloren, seitdem ich den Brief von Lord Wallace erhalten habe. Mit Freuden würde ich mein ganzes Besitzthum hingeben, wenn Sie mir versprechen wollten, das Pferd nicht zu besteigen." — „Mein lieber Harlingford," erwiederte die Jüdin, „vor einer solchen Thorheit werde ich Sie bewahren. Meine Laune ist heut vortrefflich, und von dem morgenden Spazierritt verspreche ich mir großes Vergnügen."

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Nach seinem geheimen Besuche in den Kellern des nördlichen Flügels befand sich Lionel fortwährend in fieberhaftem Zustande. Er mied jede Gelegenheit, Julie Goodwin zu begegnen und beschäftigte sich in seinen Gedanken nur mit dem düsteren Geheimniß des blutbefleckten Stück Tuches, der Blutlache und des im Keller gefundenen Handschuhs.

Lionel's Gemüth wurde vom Kampfe widerstreitender Empfindungen gepeinigt. Er wußte, daß er die Spur eines geheimen, gräßlichen Verbrechens gefunden hatte und daß es seine Pflicht war, der Polizei Anzeige davon zu machen, um den Thäter der Strafe zu überliefern; allein dieser Thäter war Julia's Vater. Dachte er daran, so versuchte er sich glauben zu machen, daß an jenem Abende überhaupt kein Verbrechen begangen worden sei, daß Rupert Goodwin sich keiner Missethat schuldig gemacht habe, und daß aller Verdacht nur auf Täuschung, nur auf einem zufälligen und seltsamen Zusammentreffen gewisser Umstände beruhe. „Weßhalb hätte Rupert Goodwin diesen Fremden ermorden sollen?" dachte der junge Mann. „Welchen Beweggrund könnte er dazu gehabt haben? Es war Wahnsinn, einen solchen Verdacht gegen ihn zu hegen!" So dachte Lionel, oder so bemühte er sich zu denken, um an die Unschuld des erbitterten Feindes seiner Mutter glauben zu können, allein vergebens. Das gräßliche Bild der Wahrheit stand fortwährend vor seinen Augen, und eine schwere Last drückte seinen Busen, obgleich er alle Anzeichen des Verbrechens als zufällig und bedeutungslos betrachten wollte. „Umsonst, umsonst sträube ich mich gegen die entsetzliche Wahrheit!" rief er eines Tages nach einem langen inneren Kampfe. „Der Schatten des Verbrechens breitet sich über dieses Haus, ein Blutgeruch vergiftet die Luft, ein Mord ist hier verübt worden! Was auch die Folge sein möge, ich muß diese Pflicht erfüllen, wenn auch Julia's Glück dadurch geopfert wird!" Der lange Kampf hörte endlich auf. Lionel war entschlossen, noch an demselben Tage Wilmingdonhall zu verlassen, um sich nach London zu begeben und mit der Polizeibehörde in Verbindung zu treten.

In dieser Absicht setzte er sich nieder, um an seine Beschützerin, Julia Goodwin, zu schreiben. Er hatte in dem Briefe nichts weiter zu sagen, als daß dringende Geschäfte ihn nach London riefen, daß er die übernommene Arbeit nicht vollenden könne, und daß er ihr für die ihm bewiesene Güte und Theilnahme aus tiefstem Herzen dankbar sei. Allein so einfach dieser Inhalt war, so wurde es ihm dennoch sehr schwer, die Worte niederzuschreiben. Er wußte, daß der Schritt, welchen er zu thun im Begriffe stand, Unglück und Verzweiflung über das Wesen bringen mußte, das ihn vom Elende errettet hatte und das er so grenzenlos liebte. Sein Brief war kalt und steif, denn er wagte nicht, den leisesten Funken von warmem Gefühle darin durchblicken zu lassen.

Nachdem er ihn verschlossen und adressirt hatte, ordnete er die noch in seinen Händen befindlichen Zeichnungen und packte seine wenigen Effekten ein. Den Mantelsack beschloß er vorläufig im Zimmer zurückzulassen, damit er unbemerkt dem Schloß entweichen könne, und damit seine Abwesenheit nicht eher bemerkt werde, als bis er schon fern sei. Vor allen Dingen wünschte er eine Begegnung mit Julia Goodwin zu vermeiden, welche sehr nachtheilige Folgen hätte haben können, da er sich unfähig fühlte, ihr gegenüber seine wahren Empfindungen zu verbergen.

Er ging die Treppe hinab, schritt durch die Vorhalle und trat auf den Rasen hinaus. Die Fenster des Wohnzimmers standen offen und er konnte Julia ein Lied singen hören, welches sie auf der Guitarre begleitete. Die Melodie war ihm bekannt, denn oft hatte er sie gehört, wenn er in der Abenddämmerung an ihren Fenstern lauschte. Die schöne, klangvolle Stimme der Sängerin drang ihm tief in's Herz. Er verließ sie jetzt vielleicht auf immer; und wenn sie ihn jemals wiedersah, so konnte sie ihn nur als ihren ärgsten Feind betrachten. Er vermochte das Schloß nicht zu verlassen, ohne vorher einen Blick auf die Züge zu werfen, die ihn so sehr bezaubert hatten. Er schlich deßhalb nach einer Stelle, von wo aus er in die offenen Fenster blicken und die Sängerin unbemerkt einige Sekunden lang beobachten konnte.

Julia Goodwin schien in tiefes Sinnen versunken zu sein. Ihre großen schwarzen Augen hatten einen träumerischen, wehmüthigen Ausdruck, und ihre Stimme zitterte, während die weißen Hände leise und langsam über die Saiten der Guitarre glitten.

Lionel verweilte nur wenige Augenblicke, denn er fürchtete, von Julia durch die offenen Fenster bemerkt zu werden. Recht schwer wurde es ihm, seine Augen von ihr abzuwenden, aber dennoch riß er sich los und ging ungesehen davon. Durch den Park eilend, schlug er den Weg nach Hertford ein, erreichte den Ort und wollte sich sogleich nach der Eisenbahnstation begeben, als ihm einfiel, daß auf der Post vielleicht ein Brief von seiner Mutter oder von Violetten für ihn liegen könne. Er ging deßhalb dahin und fand in der That einen Brief von seiner Mutter, dessen Adresse von zitternder Hand geschrieben zu sein schien. „O Gott," dachte er, „meine Mutter wird hoffentlich nicht krank sein!" Er öffnete das Schreiben und las es, während er langsam weiter nach der Station ging. Es war der Brief, den Klara Westford nach der Begegnung mit Gilbert Thornleigh geschrieben hatte. Der Inhalt

erfüllte ihn mit namenlosem Schrecken. Sein geliebter Vater war an einem Abende im Monat Juni des vorigen Jahres nach Wilmingdonhall gekommen und seitdem nicht wieder gesehen, zwanzigtausend Pfund waren von ihm in die Hände des Bankier Rupert Goodwin niedergelegt worden, — desselben Mannes, der später als Gläubiger seines Vaters aufgetreten war und dessen Familie aus ihrer Heimat vertrieben hatte!

Den Leuten, welche an diesem Tage durch die Hauptstraße von Hertford gingen, mußte Lionel's bleiches und verstörtes Gesicht nothwendig auffallen, während er über den Inhalt des Briefes nachsinnend langsam seinen Weg verfolgte. War es sein Vater, der unter Rupert Goodwin's Mörderhand gefallen war? Und das Blut, dessen Spuren er in den Kellern des nördlichen Flügels von Wilmingdonhall gefunden hatte, war es das Blut seines Vaters?

Auf welche Weise konnte er sich hierüber Licht verschaffen? Sollte er nach London gehen, um der Polizei Anzeige zu machen, oder sollte er nach Wilmingdonhall zurückkehren und zu ermitteln suchen, ob der Fremde, den Rupert Goodwin an jenem Abende nach dem nördlichen Flügel geführt hatte, sein Vater gewesen sei? Er entschied sich endlich für das Letztere, indem er einen Weg gefunden zu haben glaubte, auf dem er sich Gewißheit über die Identität seines Vaters mit dem Fremden verschaffen konnte, den die Haushälterin in Begleitung Rupert Goodwin's nach dem nördlichen Flügel hatte gehen sehen.

Die Sonne barg sich bereits hinter den majestätischen Ulmen von Wilmingdonhall, als Lionel die große, nach dem Schlosse führende Allee des Parks betrat. Während er langsam dieselbe entlang schritt, zog er einen kleinen Gegenstand aus seiner Tasche hervor, den er mit Aufmerksamkeit betrachtete.

Es war ein kleines, von braunen Haaren umschlungenes Medaillon. Die Haare rührten von Klara Westford's Kopfe her und waren zu einer Kette geflochten, welche Lionel bei Gelegenheit seines Geburtstages von der Mutter zum Geschenke erhalten hatte. Das Medaillon enthielt ein sehr ähnliches Miniaturporträt von Harley Westford, das im Laufe des letzten Sommers gefertigt worden war, in dem die Leiden der Familie begonnen hatten.

Lionel wählte die schattige Allee aus einem besonderen Grunde. Durch ihr dichtes Gebüsch nahm er den Weg nach den Ställen, in deren Nähe er Kaleb Wildred zum ersten Male angetroffen hatte, weil er wußte, daß der alte Mann sich gern an diesem einsamen Orte aufhielt, um seinen düsteren Träumereien nachhängen und ungestört mit sich selbst reden zu können. Seine Erwartung wurde auch nicht getäuscht, denn Kaleb saß dort, die Arme auf die Kniee gestützt, das Kinn in beide Hände gelegt und in tiefes Sinnen versunken. Von dem Geräusche erweckt, welche Lionel's Tritte auf den bereits herabgefallenen welken Blättern verursachten, richtete der Alte den Kopf auf, blickte den jungen Mann an und lächelte wie ein halb Wahnsinniger. „Ah," murmelte er, „ein Fremder, ein Fremder! — Ein junger Herr, der zuweilen mit dem alten Kaleb spricht. — Ich fürchte mich nicht vor Ihnen, — nein — nein! Sie sind gut gegen mich, Sie werden das Geheimniß nicht entdecken wollen, nicht wahr? — Sie verlangen nicht, daß ich meinen Herrn verrathen solle? — Ich bin schon so lange in diesem Hause, — so lange, — habe als Kind und als Mann hier gedient, — und Sie werden nicht wollen, daß ich einen Goodwin an den Galgen bringe? — Nein, nein, das wäre zu schrecklich!" Lionel setzte sich neben den Greis auf den Fels und legte leise seine Hand auf Kaleb's Arm, um ihn zu beruhigen. „Wildred," sagte er, „lasset uns ein ernstes Wort miteinander reden. Ich bedarf Eures Beistandes in einer sehr wichtigen Angelegenheit. Betrachtet dieses Porträt und saget mir, ob Ihr jemals dieses Gesicht gesehen habt." Lionel öffnete das Medaillon und hielt das Miniaturbild seines Vaters vor die Augen des Greises. Längere Zeit starrte Caleb es mit der Miene eines Blödsinnigen an, aber plötzlich ging eine Veränderung in seinen Zügen vor, die Augen erweiterten sich und die Lippen begannen krampfhaft zu zucken. „Großer Gott," rief er, „das schwarze Geheimniß ist entdeckt! — Woher haben Sie das Bild bekommen?" — „Kümmert Euch darum nicht," erwiederte Lionel, kaum fähig, seine Aufregung zu unterdrücken. „Betrachtet es und saget mir, ob Ihr dieses Gesicht schon einmal gesehen habt." — „Ob ich es gesehen habe?" rief der alte Gärtner wie in Todesangst. „Er fragt mich, ob ich dieses Gesicht schon gesehen habe! — Mein Gott, es verfolgt mich Tag und Nacht, — überall, wohin ich auch gehe! — Wenn ich in das stille Wasser schaue, so blickt es aus der Tiefe des Sees hervor, ruhig und lächelnd, wie es an jenem Abende war! — Wenn ich mich in die Dunkelheit verschließe, so sehe ich es auch dort! — Ueberall, wohin ich gehe, folgt es mir und quält mich, weil ich das schreckliche Geheimniß bewahre, — das schreckliche Geheimniß von dem Verbrechen meines Herrn! — Nehmen Sie das Bild fort, junger Mann, wenn Sie nicht wollen, daß ich wahnsinnig werde! — Es ist das Bild des Mannes, der in jenem Zimmer des nördlichen Flügels ermordet worden ist!" Lionel stieß einen verzweifelnden Schrei aus und sank, mit dem Porträt seines Vaters in der Hand, bewußtlos zu Boden.

Als er wieder zur Besinnung kam, befand er sich allein. Der Himmel war schwarz, kein Stern leuchtete am weiten Gewölbe. Es mußte schon spät sein, denn starker Thau war bereits gefallen. Der junge Mann empfand eine tödtliche Kälte in allen Gliedern und eine entsetzliche Schwere und Betäubung im Kopfe, aber dennoch stand Alles, was sich kurz vorher begeben hatte, klar vor seiner Erinnerung. Er sah das Bild seines von Rupert Goodwin ermordeten Vaters so deutlich, wie die Stämme der riesigen Ulmen, die sich im Dunkel der Nacht abgrenzten. Er wollte aufstehen, allein seine Glieder waren steif und schmerzten, und erst nach vielen Anstrengungen gelang es ihm, sich zu erheben. „Mein Gott," rief er, „werde ich krank? Soll meine Hand jetzt die Kraft verlieren, wo sie deren so sehr bedarf, um meinen Vater zu rächen?" Langsam und wankenden Schrittes ging er nach dem Schlosse. Er wußte, daß die Hauptpforte in der Vorhalle erst sehr spät des Abends geschlossen wurde, und konnte deßhalb vielleicht hinein gelangen, ohne gesehen zu werden. Seinen Plan hatte er geändert. Er wollte den Zufall benutzen, welcher ihn in das Haus des Bankiers geführt hatte, um noch deutlichere Beweise für das Verbrechen desselben zu erlangen. Er öffnete die Pforte und trat in die Vorhalle. Kein Diener war dort, und unbemerkt gelangte er die Treppe hinauf bis in sein Zimmer. Hier brannte kein Licht, aber in dem Halbdunkel des Augustabends konnte er sehen, daß der an Julia Goodwin gerichtete Brief, welchen er auf dem Tische zurückgelassen hatte, bereits fortgenommen worden war. Wankenden Schrittes begab er sich in das Nebenzimmer und warf sich auf das Bett. Er hätte nicht weiter gehen können, wenn auch sein Leben daran gehängt hätte. Bunte, glühende Lichter tanzten vor seinen Augen, ein heftiges Summen klang in seinen Ohren, und allmälig erblich das Bild seines Vaters und verschwand. Lionel verlor das Bewußtsein.

(Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Leere Formen. England und Amerika sind Muster im kurzen, gedrängten Briefstyl. Alles Nöthige ist in einem englischen Briefe gesagt, aber auch nicht mehr; alle leeren Formen der Anrede und des Schlusses, die der Leser ohnedieß weiß, überschlägt, und die doch, wenn man's zusammenrechnet, ein erklecklicher Stück Zeit kosten, sind fortgelassen. Ein amerikanischer Korrespondent rieth kürzlich in einem deutschen Blatte, doch wenigstens für die Briefe, die nach Amerika gehen, darauf zu verzichten. In Württemberg ist jetzt von einer Versammlung der Ortsvorsteher des Oberamts Ludwigsburg der Anfang gemacht. Es wurde beschlossen, künftig das Wohllöblich, Verehrlich, das Hochachtungsvoll fortzulassen. Ganz richtig bemerkt der deutsche Korrespondent: Wenn das Beispiel dieser Herren, was wir unmöglich bezweifeln können, Folge und Nachahmung findet, welche Summe von Langweilerei und Abgeschmacktheit, von gesellschaftlichen Verkehrtheiten und sprachlichen Greuelthaten wäre da mit einem Schlage vernichtet; ja sogar welche Summe von Zeit gewonnen, welche die eine Hälfte der Welt verschwendet, um der andern Hälfte vorzulügen, daß sie Wohl-, Hochwohl- und Hochgeboren sei.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 164:

Wer keine Freunde hat, wird immer die Ursache davon bei sich selbst zu suchen haben.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 17.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die Stadt der Messen.

Die Nikolaikirche in Leipzig.

Von

Dr. Richard Andrée.

Leipzig ist eine kleine Stadt mit großem Namen. Denn die innere Stadt kann man leicht in einer halben Stunde in den freundlichen Promenaden umwandeln, die sich an der Stelle der ehemaligen Festungswerke erheben und die eigentliche Stadt eingrenzen. Aber nach Osten und Westen zu dehnen sich vor dieser die stattlichen Vorstädte aus, die bereits den nächsten Dörfern die Hand reichen und somit diese in das Weichbild der Stadt einschließen, die nun über 100,000 Einwohner zählt. In diesen Vorstädten mit den palastähnlichen Wohnungen der reichen Kaufleute dehnen sich gerade, moderne Straßen aus, dort fahren vornehme Equipagen, an denen freilich Krone und Wappen fehlen, da die Inhaber die flotten Söhne reichgewordener Bürger sind; dort endlich hört man vom Morgen bis zum Abend Klavierspielen und sieht die Musiklehrer von Haus zu Haus eilen, denn Musik ist ja die Hauptpassion der Leipziger.

Ganz anders sieht es in dem inneren Leipzig, der eigentlichen Altstadt aus. Dort herrscht der Verkehr und steht die Universität. Da eilen geschäftig Tausende von Commis auf und ab, dort sitzen zwischen ungeheuren Waarenballen und großen Kisten die Markthelfer, ein spezifisch leipzigerisches Geschlecht; dort reiht sich Laden an Laden, Restauration an Restauration, und vereinzelt, durch das Gewühl des Handelslebens verdrängt, taucht hier und da noch die bunte Mütze des Studenten auf.



Die Nikolaikirche in Leipzig. Von C. Girardet.

Auch der architektonische Charakter dieser inneren Stadt ist ein ganz anderer als jener der Vorstädte. Die Häuser sind meistens alt und grau, wenn auch der mittelalterliche Anstrich fast ganz schon verschwunden ist. Eine Eigenthümlichkeit dieser Altstadt sind die Durchgänge, welche durch die Höfe der Häuser von einer Straße zur andern führen und nur den Heimischen bekannt sind, an denen der uneingeweihte Fremdling aber vorüberzieht. Großartige, imponirende Gebäude aus alter Zeit sind nur wenige aufbewahrt geblieben, und Leipzig, das überhaupt nur wenig Kirchen besitzt, hat unter allen nicht eine einzige besonders schöne, große oder hervorragende aufzuweisen.

Unter diesen nimmt die Nicolaikirche noch immer den ersten Rang ein; sie steht mitten im Herzen der Stadt, an einem bedeutsamen Platze, an dem

sich das stattliche Gebäude der deutschen Buchhändlerbörse erhebt, in der die Buchhändler zur Ostermesse ihre Geschäfte unter einander abmachen, und in dem sich die „Bestellanstalt“ befindet, durch welche die meisten Bücher bezogen werden. Etwas weiter davon erhebt sich ein altes hohes Gebäude, seiner Farbe nach das „rothe Kolleg“ genannt, an welchem am 9. Juli 1646 der Stolz Leipzigs, der große Leibnitz, geboren wurde. Noch etwas weiter finden wir Quandts Hof, wo die Neuberin zu Gottsched's Zeiten spielte, und hier war es auch, wo der Hanswurst von der Bühne verbannt wurde.

Die Nikolaik...che wurde um das Jahr 1174 unter der Regierung des M... ...arkgrafen Otto des Reichen von Watlin zu Ehren des heili... ...en Nikolaus, der Bischof von Myra in Lycien war, erbaut. Doch von diesem ersten Gebäude ist nicht die Spur übrig geblieben; es wurde im Jahre 1513 weggerissen und das neue bereits 1523 vollendet. In seiner wesentlichen Gestalt ist dieser Bau bis auf unsere Tage gekommen. Später daran gehängte unregelmäßige Betstübchen und Privatkapellen, die sich mit ihren kleinen, viereckigen, vergitterten Fenstern nicht viel von Gefängnissen unterscheiden, stören den Totaleindruck des gothischen Baues und verdecken die imposanten Pfeiler, die spitzbogigen Fenster und kühngewölbten Eingänge auf eine unangenehme Weise. Ein eigentliches Transept besitzt die Kirche nicht, aber zu beiden Seiten treten hohe spitzdachige Anbaue hervor, die dem ganzen Dach die Grundform eines Kreuzes verleihen. Der hohe Chor nach Morgen zu erscheint angebaut, und ist niedriger als das übrige Dach der Kirche. Wie es das Schicksal so vieler Kirchenbauten war, daß die Thürme unvollendet bleiben sollten, so ging es auch der leipziger Nikolaikirche. Sie sind zurückgeblieben, und so überragt der von zwei Seitenthürmchen flankirte Hauptthurm das Schiff nur wenig. Die Bedeckung der Thürme ist ganz styllos und harmonirt mit der Gothik des Ganzen keineswegs. Eine gewaltige, 92 Zentner schwere, im Jahre 1452 gegossene Glocke rief einst vom Mittelthurme her die Gläubigen zusammen. Sie war ausgezeichnet durch die darauf angebrachten Inschriften, Wappen und Reliefbildwerke. Eine Kugel, die bei der Belagerung des Jahres 1633 in den Thurm einschlug, beschädigte die Glocke aber dermaßen, daß sie eingeschmolzen werden mußte. Das Innere der Kirche selbst stellt sich uns dar als ein hohes gothisches, aus drei neben einander hinlaufenden Bogen bestehendes Gewölbe, das auf einer doppelten Säulenreihe ruht. Die Kirche wächst durch diese spitzen Bogen zu einem beträchtlich hohen Raum an, und dem Auge erscheint das imposante Gewölbe noch größer, weil ihm, außer dem Orgelchore, alle höheren Eingebäude fehlen.

In der Nikolaikirche haben fast stets — bis auf den heutigen Tag — strenggläubige Altlutheraner als Prediger gewirkt, und von ihrer Kanzel ist manches Donnerwort gegen Andersgläubige geschleudert worden. Von hier aus erstreckte sich auch die Kalvinistenverfolgung zu Ende des 16. Jahrhunderts über Leipzig; ja, man nahm im Jahre 1591 sogar den Thurmknopf herab, weil man darin kalvinistische Schriften zu finden glaubte.

Die Nikolaikirche ist die Hauptpfarrkirche Leipzigs, und in ihr wurden alle wichtigen religiösen Feierlichkeiten, welche die Stadt angingen, gefeiert. Am 24. August 1561 ward hier die sechzehnjährige Prinzessin Anna, Tochter Moritz' von Sachsen, mit Wilhelm I. von Oranien, dem Retter der Niederlande, getraut. Es war eine mittelalterliche Hochzeit echten Styls, bei welcher die erlauchten Gäste, die sich dazu eingestellt hatten, sieben Tage lang auf Stadtunkosten auf dem Rathhause bewirthet wurden. Wie die alten Chronisten erzählen, waren siebzehn fürstliche Personen und zahlreiche Gesandtschaften mit großem Gefolge angekommen, den Glanz der Feier zu erhöhen, und man gibt die Anzahl der Pferde, welche die Gäste und ihr Gefolge bei sich hatten, auf 5647 an, zu deren Fütterung 13,000 Scheffel Haber aufgingen. Die Menge des vertilgten Brodes und Fleisches ist ungeheuer, und damit ein guter deutscher Trunk bei der Hochzeit nicht fehlte, konsumirte man 3600 Eimer Wein und 1660 Faß Bier.

An der Nikolaikirche befand sich auch früher eines der leipziger Wahrzeichen, nämlich ein an der Ostseite eingemauertes Hufeisen. Die Sage erzählt, als Markgraf Diezmann am Weihnachtstage 1307 zur Frühmette in die Thomaskirche ritt, wo er ermordet wurde, wollte sein Pferd an der Nikolaikirche nicht vorüber und schlug so heftig aus, und zwar an die Kirchwand, daß es ein Hufeisen verlor. Dieß mauerte man dann zum Andenken ein und es wurde ein Wahrzeichen der Stadt.

Isern Hinrik.

Erzählung

von

Ernst Willkomm.

1. Eine Fahrt auf Tod und Leben.

Unfern Wöhrden, dem historisch berühmten Kirchdorfe in Norderdithmarschen, liegt ein aus nur wenigen Höfen bestehender Ort Nannemannshusen. Der Name schon spricht für sein hohes Alter, denn in der merkwürdigen Bauernrepublik, in der es nie Herren und Knechte, nie Freie und Hörige gab, sondern nur unabhängige, streitbare Mannen, die sich Jahrhunderte lang gegen von Außen kommende Feinde in ihren Deichen und Hammen vertheidigten, erhielten kleinere Ortschaften den Namen des Geschlechtes, welches im Fall ausbrechender Fehden die meisten Kämpfer stellte. Ein solches Geschlecht streitbarer Männer waren von Alters her die Nannen, welche in ihren von tiefen Gräben umgebenen Höfen zwischen Wöhrden und Warverort saßen, Ackerbau trieben oder auch bisweilen auf einem Schiffskiele die See pflügten.

Hochgewachsene Männergestalten bei robustem Körperbau sind in Dithmarschen gewöhnliche Erscheinungen. Der gewaltige Volksstamm, der auch nach seiner Unterwerfung nichts einbüßte von seiner ursprünglichen Kraft und seinem Stolz, und der hinsichtlich seines Charakters wie seiner Sitten den Siegern von Hemmingstadt stets treu blieb, vermischte sich selten mit andern Volksstämmen, auch wenn diese ihnen sprachverwandt waren. Bei dem Geschlecht der Nannen, deren es eine bedeutende Anzahl gab, war dieß nie vorgekommen. Sie hatten sich immer nur mit Töchtern des Landes vermählt, weßhalb sie den Urtypus der Dithmarsen alter Zeit vollkommen rein darstellten. Einzelne dieses Geschlechtes konnten für Riesen gelten. Sie maßen volle sieben Fuß bei entsprechender Breite von Brust und Schultern, und wo ein Nanne sich zeigte, da gab er auch meistentheils den Ton an.

Einer der Hervorragendsten unter diesen war Hinrik. Er zeichnete sich ebensosehr aus durch Körperkraft wie durch Steifnackigkeit, hinter der Manche wohl auch besondere geistige Begabung vermutheten. Letzteres war indeß nicht der Fall, obwohl Hinrik Nanne mit vollem Recht Anspruch auf den Namen eines sehr verständigen Mannes machen konnte. Was er sich vornahm, das führte er auch durch, selbst wenn es viel Mühe und Arbeit kostete. Nachgeben war nicht seine Sache; wer sich mit ihm in Streit einließ, zog regelmäßig den Kürzeren.

Dieser eigengeartete Charakter entwickelte sich bei Hinrik schon frühzeitig, und da der heranwachsende Knabe früh den Vater bei einem unglücklichen Naturereignisse verlor, so verfestigte sich derselbe zu jener unbeugsamen Steifnackigkeit, an welcher der Umgänglichere, an mildere Sitten Gewöhnte leicht Anstoß nehmen kann.

Hinrik besaß, wie sein Vater, eine große Vorliebe für die See und war, als er kaum noch ein Ruder heben konnte, schon fest entschlossen, Seemann zu werden. Am windumtobten Strande lernte er mehr als in der Schule, die er sehr unregelmäßig besuchte. Er brachte es daher auch nicht weit in den Wissenschaften; nur für das Rechnen zeigte er Sinn, begriff leicht und übte sich von selbst darin, so daß er es zu einer bedeutenden Fertigkeit brachte. Auch bemächtigte er sich als Plattdeutscher unschwer der englischen Sprache, die er von Schiffern fast täglich sprechen hörte, und von welcher in dem meerumspülten Lande fast Jedermann einige Kenntniß hat.

So war Hinrik Nanne ganz dazu angethan, ein tüchtiger Seemann zu werden. Daß er dennoch erst in seinem siebenzehnten Jahre zu Schiffe ging, hing mit seinem eigensinnigen Charakter zusammen, der weder freundlich milder und verständiger Zurede,

noch der Strenge sich beugte. Hinrik hatte sich nämlich in den Kopf gesetzt, gleich als Matrose zu fahren, da sich der untergeordnete Dienst und die sehr abhängige Stellung eines Schiffsjungen nicht mit seinem angebornen Stolze vertrug. Auch sollte der Kapitän, dem er zu gehorchen hatte, ein Dithmarse sein, denn nur von einem solchen wollte sich Hinrik Nanne im Nothfalle, den er wenigstens annahm, Etwas sagen lassen.

Mit einem so harten Kopfe umzugehen, war natürlich nicht Jedermanns Sache. Schon die riesige Gestalt Hinrik's, der Fäuste wie Hämmer hatte und einen Nacken, dem man es ansah, daß er einen Kopf voll Eigensinn und Energie trug, schreckte die Meisten ab, sobald sie die Bedingungen des im Uebrigen so stattlichen Jünglings hörten.

Sein Vormund, auch ein Nanne, zürnte wegen dieses sinnlosen Trotzes seinem Mündel, konnte ihn aber doch nicht andern Sinnes machen. Mit Gewalt ließ sich nichts ausrichten, und da Hinrik, sobald man ihn ungestört seine Wege gehen ließ, stets gutes Muthes blieb und durchaus nicht schwer zu behandeln war, so ließ ihm der Vormund seinen Willen und hatte nur Acht, daß er nicht ein müßiges Herumtreiberleben aus reinem Eigensinn zu führen begann.

Diese Befürchtung war unnöthig. Hinrik Nanne konnte allerhand tolle Streiche machen, vor verwerflichen oder entehrenden Handlungen bewahrte ihn sein Stolz.

Um die erforderlichen Kenntnisse sich anzueignen, nahm er als Freiwilliger auf Küstenfahrzeugen Dienste, wobei er sich praktische Kenntnisse erwarb, die Launen der See gründlich kennen und jeder Gefahr trotzen lernte. War er seiner Stellung überdrüssig, so gab er sie auf, ging an's Land und legte sich auf den Seehundsfang. Hinrik brachte es in dieser Beschäftigung bald zur Meisterschaft. Besonders erlangte er eine große Routine im Beschleichen dieser vorsichtigen, klugen und wachsamen Thiere, wenn sie sich bei Ebbe auf den Watten sonnten. Die gewonnenen Häute der erlegten Robben spannte er über Reifen, um sie zu trocknen, und verkaufte sie dann an gut zahlende Händler. Das so verdiente Geld übergab er seinem Vormund, damit dieser es ihm sicher anlege, denn zur Verschwendung hatte Hinrik Nanne gar keine Anlage.

Diese Liebhaberei, Robbenfang zu treiben, hätte dem kühnen Jünglinge eines Tages beinahe das Leben gekostet. Er hatte sich weiter wie gewöhnlich auf das Watt hinausgewagt, bis der breite Strom der Miele ihn an weiterem Vordringen hinderte. Die Seehunde, deren er eine große Menge in bedeutender Entfernung mit seinen scharfen Augen entdeckte, neckten ihn aber und waren regelmäßig verschwunden, wenn er ihrer ganz sicher zu sein glaubte. Hinrik ward darüber ärgerlich, setzte seinen Gang über die Watten ohne die nöthige Vorsicht fort und vergaß dabei auf die Zeit zu achten. Erst als ein fernes Brausen, das wie dumpfes Donnergeroll klang und ihm ein wohlbekanntes Geräusch war, an sein Ohr schlug, dachte er erschrocken an Umkehr. Die Flut kam und Hinrik wußte recht gut, daß sie ihn ereilen und umspülen müsse, ehe er das Vorland der Deiche erreichen könne, die nur wie schwarze Linien über dem Watt sichtbar waren.

Dennoch verlor der kaltblütige Jüngling nicht den Muth. Wurden die Wogen nur nicht von einem plötzlich aufspringenden Winde gepeitscht, hoffte er siegreich mit ihnen kämpfen zu können. Der angeborenen Riesenkraft und seiner ungewöhnlichen Körperlänge durfte er wohl etwas zutrauen. Beiden Eigenschaften allein verdankte auch Hinrik wirklich seine Rettung. Denn mitten auf dem öden Watt, eine halbe Stunde vom Strande entfernt, mußte er der strudelnden Welle Trotz bieten und stundenlang Stand halten. Bis an's Knie umfluteten ihn die grauen, gurgelnden Wogen und spritzten ihm pfeifend den weißen Gischt in's Gesicht . . . Schreiend schoßen die Möven über ihn hin, mit schimmernden Fittigen das Haupt des regungslos im Meere stehenden Mannes schlagend . . . Taschenkrebse und anderes kleines Seegethier, wie es bei steigender Flut in der Wattensee umherschwimmt, sammelte sich um den Einsamen und versuchte sich festzusaugen an seinem muskulösen Leibe.

Hinrik Nanne verlebte ein paar qualvolle Stunden. Aber keinen Augenblick verlor er die Geistesgegenwart, die allein ihn aufrecht halten konnte in seiner furchtbaren Lage, und der feste Entschluß, nicht untergehen zu wollen, ließ ihn die schreckliche Prüfung wirklich überstehen und brachte ihm Rettung.

Erschöpft, nicht erschüttert oder gar gebrochen, erreichte er die Wohnung seines Vormundes, bei dem er sich aufhielt und der sich über das Aussehen des Mündels, dessen Kleidung mit einer Decke schmutzigen Schlickes überzogen war, heftig entsetzte. Die Frage des besorgten väterlichen Mannes, was ihm begegnet sei, beantwortete Hinrik nur mit der mürrischen Antwort: „Wat schall wohl wehn! Das solte Water is mi twee Stunden lang in's Muul loopen."

Das war die einzige Auskunft, zu welcher sich Hinrik an diesem Tage verstand. Er legte sich, ohne die Kleider zu wechseln, zum Schlafen, um vollgekräftigt wieder zu erwachen und dem entsetzten Vormunde das glücklich überstandene Abenteuer mit lachendem Munde zu erzählen. Die staunenswerthe Energie des Charakters, welche diese vermessene That des Vorwitzes bekundete, blieb nicht unbekannt im Lande und verschaffte Hinrik Nanne bald darauf wirklich eine Stelle als Leichtmatrose auf einem Schiffe und unter Führung eines dithmarsischen Kapitäns, ganz seinem Wunsche gemäß.

So hatte er denn durch beharrliche Ausdauer das Ziel seines Strebens erreicht. Das Leben auf der See, wo es stets neue Gefahren zu bestehen gab, gefiel ihm. Er zeichnete sich selbst unter befahrenen Seeleuten bald aus, und konnte schon nach wenigen Jahren unter eigener Verantwortung als Kapitän die Führung eines ihm anvertrauten Schiffes übernehmen.

Hinrik Nanne hätte unter solchen Umständen und bei seiner fabelhaften Kaltblütigkeit in den furchtbarsten Gefahren sehr bald als glücklicher Seefahrer Carrière machen müssen, wären die politischen Verhältnisse ihm wie überhaupt dem kontinentalen Verkehr mit andern Ländern günstiger gewesen. Napoleon stand auf der Höhe seines Glückes, seines Ruhmes, und wünschte nichts sehnlicher als die Demüthigung Englands, das alle seine Pläne kreuzte, und das er mit seinen Heeren nicht wie die Länder und Völker des Festlandes zertreten konnte. Er erfand die Kontinentalsperre, von welcher er hoffte, sie werde England ruiniren.

Das war ein harter Schlag für den Handel Deutschlands und insbesondere für alle deutschen Seefahrer. Hinrik, der seit drei Jahren ein bremer Schiff führte und schon einen Antheil daran sich erworben hatte, gerieth in eine wahre Berserkerwuth, als die neue Verordnung des korsischen Emporkömmlings mit unerbittlicher Strenge durchgeführt wurde. Von Natur war der unternehmende Dithmarse kein politischer Kopf; ihn interessirte weit mehr der große Handelsverkehr, dessen materielle und volkswirthschaftliche Vortheile ihm einleuchteten. Selbst das Glück des französischen Kaisers, der Länder um Länder an sich riß, hatte ihn ziemlich gleichgültig gelassen, denn persönlich fühlte er den Druck nicht, unter welchem die Völker der eroberten Länder seufzten. Als er aber sein Schiff verlassen mußte, weil sich dem Verkehre mit England unübersteigliche Hindernisse entgegenstellten, ward Hinrik Nanne einer der unversöhnlichsten Feinde des französischen Imperators.

Müßig zu sitzen und hinter den grünen Deichen seiner Heimat auf bessere Tage zu warten, war ihm ganz unmöglich. Er lechzte nach Rache, gleichviel wie dieselbe sich gestalten mochte, und mit Lust und jener bewundernswürdigen Energie, der er alle seine bisherigen Erfolge verdankte, schloß er sich einer Anzahl waghalsiger Männer an, um Schmuggelei in großem Style zu treiben.

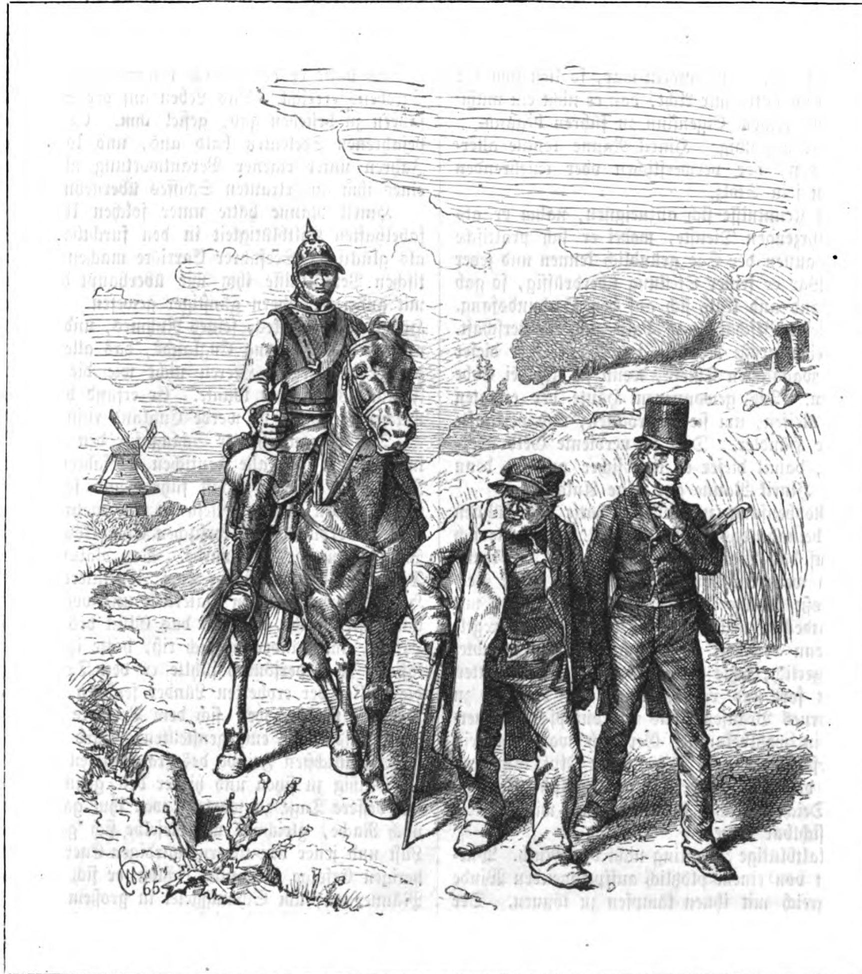
Die Gefährlichkeit dieses verpönten Handwerks, das Jeden, der es trieb, zu jähem Tode führen konnte, verhehlte sich Hinrik nicht, er kannte aber auch keine Furcht und verließ sich auf sein sicheres Auge, seine feste Hand und sein gutes Glück, das ihm in allen schwierigen Lagen des Lebens noch immer treu geblieben war.

Von jener Zeit her, wo er die Wattensee befuhr, um sich praktisch für seinen Lebensberuf auszubilden, war ihm das Fahrwasser dieses gefährlichen Meeres mit seinen zahllosen Sandbänken, breiten Platten, welche zur Ebbezeit bald ganz, bald zur Hälfte trocken gelegt oder kaum fußhoch von der Salzflut überspült werden, und den labyrinthisch in und durcheinander laufenden Stromschläuchen so genau bekannt, daß er weder einer Seekarte noch eines Lootsens sich zu bedienen brauchte, um stets auch seinen Weg zu finden. Auf diese umfassende Kenntniß des Meeresbodens baute Hinrik seinen Plan, und warf sich unerschrocken zum Haupt der Schmuggler auf, die in allen Buchten der Nord- und Ostsee während der Kontinentalsperre geheime Schlupfwinkel hatten.

Das Glück machte den unerschrockenen Dithmarsen bald bis zur Vermessenheit waghalsig. Tag und Nacht, bei jedem Wind und jedem Wetter flog der dunkelfarbige kleine Kutter des Kapitäns Hinrik Nanne zwischen den Mündungen der Elbe und Eider wie ein Raubvogel umher, holte von dem Felseneilande Helgoland die verbotenen englischen Waaren und spottete der auflauernden Kreuzer, denen es meistentheils an zuverlässigen Lootsen gebrach, um den dreisten Waghals verfolgen und in ihre Gewalt bekommen zu können.

Bald aber war der riesige Mann, der aus seinem Treiben kein Hehl machte, den Führern der Kreuzerschiffe genau bekannt, und es schien unmöglich zu sein, daß er noch lange ungestraft dem Schicksale werde trotzen können. Verrath hatte der gewaltige Dithmarse allerdings nicht zu befürchten, obwohl es auch käufliche Seelen gab und Hinrik manchen Feind hatte. Indessen fürchtete man allgemein die Stärke des Kapitäns, seine Vorsicht und seine rücksichtslose Entschlossenheit im Fall eines ernstlichen Rencontres. So kam es, daß Hinrik am Lande, wo er seinen Wohnsitz freilich fast täglich wechselte und bei seinen vielen Freunden stets einen sichern Versteck fand, unangefochten blieb.

Durch den Schmuggel erwarb sich der Dithmarse ansehnliche Summen, die er, wie früher, seinem ehemaligen Vormunde zum



Aus der „Düsseldorfer Künstlermappe". **Dänische Gefangene.** Von W. Camphausen. (S. 200.)

Belegen übergab, damit es ihm später, wenn in den politischen Verhältnissen ein Umschwung einträte, nicht an Mitteln fehle, um mit größerer Selbstständigkeit seinem Berufe als Seefahrer auf Handelsschiffen sich wieder hingeben zu können.

Einmal nur gerieth Hinrik in die größte Gefahr, aus welcher er selbst keine Rettung sah. Es war im Herbst des verhängnißvollen Jahres 1812. Wie schon so oft, hatte er bei Helgoland vor Anker gelegen, um verbotene Waaren einzunehmen. Die Ladung seines Kutters war dießmal besonders reich und werthvoll. Das kleine, aber gut gebaute Fahrzeug, das unter der verständigen Führung des kühnen Dithmarsen mehr wie andere Schiffe von gleicher Bauart und Größe leistete, hatte kaum zwei Hände breit Bord und konnte dieses bedeutenden Tiefgangs wegen nicht so schnell und waghalsig segeln, wie Kapitän Hinrik es liebte.

Bei hellem Tage, das leuchtete dem verwegenen Manne ein, durfte er sich in den Küstengewässern nicht sehen lassen, da er auf seine gewöhnliche Rettung, die Schnelligkeit, bei so voller Ladung verzichten mußte. Auch war es aus demselben Grunde nicht rathsam, im Fall der Noth eine Untiefe mit dem Kiele zu streifen, weil der zu schwer beladene Kutter sich dabei festrennen konnte.

Hinrik beschloß daher, eine recht finstere und windreiche Nacht abzuwarten, um sein Schiff in einen seiner Schlupfwinkel zu steuern,

ehe der Tag graute und die Dämmerung ihn seinen lauernden Feinden verrieth.

Die helgolander Lootsen, die an Wagnisse doch auch gewöhnt sind und namentlich, wenn ein guter Verdienst ihnen winkt, ein wenig Gefahr nicht scheuen, schüttelten den Kopf zu dem Vorhaben des Schmugglers und riethen davon ab. Allein Hinrik hatte einmal seinen Kalkul gemacht und beharrte, eigensinnig wie er war, hartnäckig auf seinem Plane. Wie er ihn durchführen wollte, darüber war er mit sich vollkommen einig. Seine Leute, gewohnt, in allen Dingen den Willen des Kapitäns ohne Bedenken zu thun, wurden genau instruirt, und als eine Witterung eintrat, wie Hinrik sie für günstig hielt, gab er Befehl, kurz vor Sonnenuntergang in See zu stechen. Mit eigener Hand das Steuer erfassend, brachte er den Kutter vor den Wind.

Die trübe Nebelatmosphäre verbreitete alsbald tiefe Nacht über dem Meere, das, von einem scharfen West aufgewühlt, in hohen Wogen rollte. Am Bug des Kutters brach die See fortwährend in silbernen Schaumstrudeln, und nicht selten nahm das Schiff Wasser über bei dem harten Druck des steifen Windes auf die wie riesige Fledermausflügel ausgespannten Segel. Mast und Planken



Aus der „Düsseldorfer Künstlermappe". **Der Hirtenknabe.** Von C. Schlesinger. (S. 200.)

ächzten, so fest hielt der Dithmarse das Steuer, um den Lauf seines Fahrzeuges vor dem Winde möglichst zu beschleunigen.

Ein weniger gewandter und nicht so energischer Seemann hätte schon nach den ersten Minuten das Schiff abgedreht, denn der Kurs, welchen Hinrik mit eiserner Hand einhielt, war ein Segelstrich in den Rachen des Todes. Oft war der schwer beladene Kutter in eine Wolke flockigen Schaumes gehüllt, aus der nur der Mast mit den Segelschwingen und das Bugspriet hervorragten. Immer aber schüttelte das gute Schiff die sprühenden Wogen von sich, wie ein schnaubender Renner den triefenden Schweiß, und mit neuer Kraft warf er sich in das nächste Wogenthal oder klomm den zerspringenden Kamm einer Riesenwelle hinan, die seitwärts gegen den nächtlichen Segler heranrollte.

Wunderbares Glück begünstigte den kühnen Seefahrer, der keine Sekunde lang das Steuer verließ und seinen Leuten nur die unerläßlichsten Befehle kurz und kalt ertheilte. Das Feuer vor der Eider kam noch früher in Sicht, als Hinrik erwartet hatte. Seine Berechnung erwies sich demnach als richtig, und das schwerste Stück Arbeit lag bereits hinter ihm, wenn der Wind nicht umschlug und dem lauernden Feinde der nächtliche Segler verborgen blieb.

Es war beinahe Hochwasser, als Henrik durch die Mündung der Eider anderthalb Seemeilen vom Feuerschiffe rechts gegen die Watten steuerte, deren gefährlichste Punkte augenblicklich elf bis zwölf Fuß hoch mit Wasser bedeckt waren. Die Erhaltung des eigenen Lebens gebot jetzt größere Vorsicht, und der Schmuggler nahm seine Segel halb ein. Die Brandungen auf den Sandbänken mußten bei dem herrschenden Winde so heftig sein, daß der Kutter sich den Schlägen derselben und dem Brechen der Wogen nicht aussetzen durfte. Aber im Schutze derselben, gleichsam über dem Abgrunde des Verderbens schwebend und in seinen grausigen Schlund hinunter starrend, gedachte der kühne Seemann sein Fahrzeug dem Hafen zusteuern zu können.

Das gewagte Manöver gelang bei Blauort-Sand und die Stromrinne des Norderpiep ward erreicht. Hinrik athmete leichter auf, denn nunmehr schützte ihn das Wattenmeer, das endlos vor ihm lag, und der Eintritt der Ebbe, deren Rückströmung die Führer der Kreuzer fürchteten, weil sie von ihr in dem Labyrinth dieses Küstenmeeres in die Irre geriethen und dann weit in die hohe See hinaus verschlagen werden konnten. Da stieg plötzlich ein rothes Licht mitten aus den Wogen auf, einen feurigen Schweif hinter sich lassend und mehrere weiße Leuchtkugeln verstreuend. Ihr Licht genügte, dem erschrockenen Hinrik zwei Kreuzer vor sich im tiefen Fahrwasser des Norderpiep, einen dritten weiter links auf der Eider selbst erkennen zu lassen. Dieses dritte Schiff antwortete durch Abfeuerung eines Schusses ... Aber auch der Kutter des verwegenen Schmugglers war bei dem Glanz der Lichter seinen Feinden sichtbar geworden. Dieser sah sich umstellt und wollte er nicht schon in der nächsten Viertelstunde ein Opfer seiner Tollkühnheit geworden sein, so mußte er, was auch daraus entstehen mochte, diese jetzt noch durch größere Kühnheit überbieten.

Sein Staunen dauerte nur einige Augenblicke. Sein Adlerauge hatte ihm einen Ausweg gezeigt, auf dem eine glückliche Flucht noch möglich war, wenn der Gegner sich durch ihn täuschen und überrumpeln ließ.

„Jungens, holt fast!“ rief er auf gut Platt seinen Leuten zu. „Wir sind verrathen. Der alte Jarrens im Wahrdammskrog, der seine schiefe Schwester mir zu geben versprach, wenn ich mich auf Fransch mit ihm vertrüge, will sich rächen für mein höhnisches Lachen ... Aber — damm mich — er soll sich geirrt haben und nun dafür bluten! ... Segel straff brassen! ... Hol' an! ... Gerade hinein in die Brandungsringe vom Isern Hinrik! ...“

Die Leute erblaßten über diesen Befehl, der ihnen Wahnsinn zu sein dünkte, und nur die Furcht vor dem riesenstarken Manne, der in seinem Zorn und der festen Entschlossenheit, die sich in seinen Zügen ausdrückte, mehr einem dämonischen Wesen als einem Menschen glich, vermochte sie zu gehorchen. Der Kutter machte eine Wendung, daß wenig fehlte, so wäre er gekentert. Daß die Waare im Raume fest gestaut war, und nicht im Geringsten rollen oder in Bewegung kommen konnte, das allein rettete ihn.

Noch einmal ließen die Kreuzer Racketen mit Leuchtkugeln steigen und — folgten dem Schmuggler.

„Grüßt den Satan und seine Großmutter!“ murmelte Hinrik zwischen den Zähnen. „Ihr sollt bei Zeiten ihre Bekanntschaft machen. Ich aber stelle euch die ganze höllische Sippe vor, wenn mein Unternehmen mißglückt!“

Mit einer Schnelligkeit, welche das schlanke Fahrzeug abermals mit stäubenden Wellen überschüttete, segelte der Kutter gerade auf die weißen Brandungen des „Isern Hinrik“ zu. Es ist dieß ein breiter Sand, an dessen Kante sich das Fahrwasser der Eider hinzieht. Bei Tiefebbe taucht er aus den Wogen auf und ist weithin sichtbar, zur Zeit der Flut schäumt die See über ihn und bricht sich in wildrollenden, Alles zertrümmernden Brandungen.

Kapitän Nanne wußte, daß sein Kutter bei der bereits fallenden Flut und bei der fürchterlich brechenden, vom steifen Westwind aufgewühlten See diesen Sand nicht passiren könne, ohne sich dem gewissen Untergange auszusetzen. Dieselbe Ansicht hatten seine Verfolger. Bei der bekannten Waghalsigkeit des kecken Schmugglers aber und bei der Unbeugsamkeit seines Charakters, die sprüchwörtlich geworden war, hielten sie ihn, bedrängt wie er war, doch einer solchen Verzweiflungsthat für fähig. Um so sicherer mußte er dann in ihre Hände fallen.

Hinrik gewahrte, daß die Kreuzer ihn an Schnelligkeit übertrafen, und diese Beobachtung machte ihn frohlocken. Von Minute zu Minute kamen sie näher an ihn heran, näher aber kam auch der Ort, wo die Entscheidung fallen mußte. Das Pfeifen des Windes, das Brausen des Meeres ward übertönt von dem Donnern und Heulen der haushohen Brandungen, die an den sandigen Kanten des „Isern Hinrik“ jetzt in breiten Kämmen, dann wieder in riesigen Säulen sich gipfelten.

Schon trieb der Wind dem kühnen Schmuggler salzige Schaumflocken in's Gesicht, während der Kutter in der stampfenden See zu schlingern begann. Da befahl Hinrik, die Segel zu streichen, wandte das Steuer und trieb das Schiff so dicht an den Sand, daß es in dem Staube der Brandungen verschwand.

Nur einem Manne von der Erfahrung Nanne's und von der genauen Kenntniß der Meerestiefe innerhalb der Sande und Watten konnte ein solches Manöver glücken. Die Steuerleute der Kreuzer waren dazu nicht angethan. Sie versuchten es zwar, aber die Gewalt der reißenden Ebbe wie der ihnen feindliche Wind trieben sie gerade in die Brandungen hinein! ... Die Mannschaft des Kutters vernahm nur ein dumpfes Krachen und kreischende Stimmen, die Schiffe der Verfolger aber kamen nicht wieder zum Vorschein.

Der Dithmarse war gerettet. Er strich sich mit seiner breiten Hand den Schaum aus dem Gesicht und wandte ruhig das Steuer, um den Kutter wieder in sicheres Fahrwasser zu bringen. „So!“ sprach er mit selbstzufriedenem Lächeln. „Das hat's gethan. Die werden ehrlichen Leuten nicht wieder das Fahrwasser kreuzen.“

2. Ein Geschäft.

Der Untergang der Kreuzer auf dem gefürchteten Sande ward sehr bald bekannt. Schiffstrümmer und Leichen trieben an den Strand, und da kein eigentliches Sturmwetter getobt hatte, so lag die Frage, wie ein solches Unglück drei Schiffe zugleich habe betreffen können, sehr nahe. Ehe man sich diese noch beantwortete, trug der unerschrockene Kapitän Nanne selbst Sorge dafür, daß seine That im Lande bekannt und besprochen werde. Er rühmte sich derselben offen, erklärte, Nothwehr habe ihn dazu getrieben, und fand mehr Solche, die ihn und seine Geistesgegenwart bewunderten, als die sie als einen Akt roher Barbarei verurtheilten. Im Lande jedoch hielt sich der Held derselben, welchen das Volk allgemein „Isern Hinrik“ nannte, nicht mehr sicher. Er verließ es heimlich des Nachts in offenem Boote und ruderte sich ganz allein nach Helgoland, das er auch glücklich erreichte. Hier lebte er unangefochten, nahm Theil an der Rettung Schiffbrüchiger, war aber auch eifrig im Bergen von Strandgut, weßhalb die Helgolander ihm vieles Lob zollten. Erst nach dem Sturze des besiegten Kaisers kehrte Hinrik zurück in sein Geburtsland, wo er sich zunächst nach seinem erworbenen Vermögen umsah, und dann in Wahrdammskrog einen Besuch bei dem Manne abstattete, der ihm früher seine Schwester, die keine Schönheit, aber eine tüchtige Wirthin war, zur Frau angetragen hatte. Hinrik Nanne erinnerte sich jetzt dieses Antrages aus Gründen, die sehr egoistischer Natur waren. Er wollte wieder zur See gehen, aber auf eigenem Schiffe und mit einer Ladung, die ebenfalls sein Eigenthum sein sollte. Der Schmuggel hatte sich gut bezahlt gemacht, ein Vermögen jedoch, wie es zur Ausrüstung eines Schiffes und zu dessen Befrachtung erforderlich war, hatte er nicht abgeworfen. Das sollte ihm der französisch gesinnte Jarrens geben zur Strafe für sein unpatriotisches Gebahren während der Franzosenherrschaft, und weil er überzeugt war, kein Anderer als dieser habgierige Schleicher habe ihn den Kreuzern verrathen und ihnen die Meeresgegend bezeichnet, in der sie ihn bequem abfangen könnten.

Jarrens war ein übermäßig wohlbeleibter Mann mit dickem, glänzend rothem Gesicht und kleinen, verschmitzten Augen, die mehr Schlauheit als überwiegende Schärfe des Urtheils verriethen. Er besaß einen wahren Instinkt im Benutzen der Zeitverhältnisse zu eigenem Vortheil, welches eigenthümliche Talent ihn früh schon reich gemacht hatte. Verheirathet war Jarrens nie gewesen, da ihm das Suchen nach einer passenden Lebensgefährtin zu viel Unbequemlichkeiten verursachte. Seine Schwester Abel *), um vierzehn

*) Abel ist ein in den Marschen häufig vorkommender Frauenname.

Jahre jünger als der Bruder, führte diesem die Wirthschaft und trug, da sie das Sparen aus dem Grunde verstand, mit dazu bei, das Vermögen noch immer vermehren zu helfen.

Zu diesem Manne, der auf seinem Hofe saß und sich nebenbei mit Kornhandel befaßte, auch die Kruggerechtigkeit sich zu verschaffen wußte, um den vielen Landleuten und Schiffern, mit denen er verkehrte, Speise und Trank verabreichen zu können, verfügte sich Kapitän Nanne, beigenannt „Isern Hinrik". Er traf ihn in der Gaststube, deren Wände nach alter Landessitte mit bunten Kacheln bekleidet waren, beschäftigt, Geld zu zählen, das er ausleihen wollte.

Jarrens verfärbte sich doch ein wenig, als er den riesigen Seemann plötzlich in's Haus kommen sah, von dem er nichts Gutes zu erwarten hatte. Die blanken Spezies entglitten ihm, und kalter Schweiß trat auf sein feistes Gesicht. Unbeweglich blieb er hinter dem Tische sitzen und blickte mit seinen kleinen Augen den unwillkommenen Gast lauernd an.

„Kennst Du mich nicht, daß Du die Augenlider wie ein Uhu auf- und zuklappst?" redete der Kapitän Jarrens an, den Tisch mit dem aufgestapelten Gelde überfliegend und einen Stuhl so stellend, daß Jarrens seinen Platz hinter dem Tische ohne seine Erlaubniß nicht verlassen konnte. „Heiße Hinrik Nanne, habe dazumal, als Du Schelmenstreiche ausgrübeltest, die fransche Brut in den Grund gesegelt und komme jetzt, mich bei Dir für alles Liebe zu bedanken, das Du mir erwiesen hast."

Jarrens ward sehr übel zu Muthe. Seine Stimme zitterte, als er schüchtern erwiederte:

„Weiß mich wahrhaftig nicht zu erinnern, Kap'tän . . ."

„Thut nichts," unterbrach ihn Hinrik, „weiß ich doch, was ich Dir schuldig geworden bin. Darum möcht' ich mit Dir ein Geschäft machen . . ."

„Ein Geschäft?" wiederholte Jarrens. „Sehr freundlich das . . ."

„Denk' es auch," fuhr Hinrik fort, „will Dich auch nicht lange aufhalten, sondern gleich mit vollen Segeln drauf los fahren, gerade wie dazumal, als ich die franschen Hunde auf'm Isern Hinrik in die Tränke lockte . . . Du bist reich und ich brauche Geld."

Die Augen des habsüchtigen Kornhändlers wurden fast ganz unsichtbar und die Stimme versagte ihm dergestalt, daß er nur röchelnd die Worte hervorzustoßen vermochte:

„Ich reich? . . . Das ist ein Irrthum, das ist Verleumdung!"

„Sieh' es an, wie Du willst, mir einerlei," fuhr Hinrik fort. „Ich kenne Dich und lasse mir nichts vorflunkern. Wiederhole also nochmals, daß ich Geld, viel Geld brauche, und Du bist der Mann, der mir es geben soll! Wenn ich mir das vorgenommen habe, so mußt Du auch wissen, daß alle Ausflüchte nichts fruchten. Ich verspreche Dich glücklich zu machen und Deinen liebsten Wunsch zu erfüllen."

Die Augen des dicken Kornhändlers wurden wieder sichtbar, aber er stöhnte wie ein Mensch, der in Gefahr ist, zu ersticken.

„Wenn Du mit einer Kleinigkeit . . ."

„Sei kein Narr!" fiel abermals Hinrik ein, den die Angst des dicken Geizhalses ergötzte. „Mit Kleinigkeiten gebe ich mich nicht ab."

„Du hast ja selber ein ganz nettes Vermögen," erlaubte sich Jarrens einzuwerfen.

„Lumperei! Pure Lumperei!" entgegnete Isern Hinrik. „Will zur See, bin Rheder und Kapitän in einer Person und habe Lust, weil aller guten Dinge stets drei sein sollen, auch noch den Kaufmann zu spielen. Eine Schiffsladung voll Spielkram, wie die Wilden ihn leiden mögen, muß reiche Prozente tragen. Sie anzuschaffen, will ich von Dir Geld haben . . . Mit fünfzigtausend Mark bin ich schon zufrieden! . . ."

Jarrens stöhnte noch lauter und die Augenlider fielen ihm vor Angst jetzt wirklich zu.

„Als billiger Mann verlange ich Deine Hülfe nicht umsonst," fuhr der Kapitän fort. „Ich erbiete mich vielmehr, Deinen liebsten Wunsch jetzt zu erfüllen. Die Hand Deiner Schwester Abel ist noch frei . . ."

„Um . . . um Abel zu freien kommst Du?" rief Jarrens und stand auf. „Das geht nicht! Auf Abel mußt Du verzichten!"

Er wollte seinen Platz verlassen, mußte aber, da Hinrik nicht aufstand, sich wieder niedersetzen.

„Isern Hinrik verzichtet auf nichts," entgegnete der Kapitän kalt und trotzig. „Ich suche Dich auf, um ein Geschäft zu machen. Meine Bedingungen sind annehmbar, und Du würdest es schwer bereuen, weigertest Du Dich, darauf einzugehen . . . Die Zeit der Hundsvötterei ist vorüber. Wenn ich ausplaudere, was ich von Dir und Deinen Schurkereien weiß, bist Du ein verlorener Mann. Sei also klug und schlag ein!"

„Ich will mit Abel reden," stotterte der in die Enge getriebene Kornhändler.

„Werd' ich selber besorgen," meinte Hinrik. „Es ist eine Partie, wie sie für Deine Schwester paßt. Und sind wir erst Schwäger, so gehen unsere Interessen Hand in Hand . . . Eine Mitgift verlange ich nicht, nur eine Jahresrente versprichst Du mir zu bezahlen als Nadelgeld für Abel, wogegen ich die vorgestreckte Summe in üblicher Weise verzinse, bis ich ein Geschäft damit gemacht habe."

„Wozu die Rente?" fragte Jarrens, der ruhiger zu werden begann und bereits über den möglichen Vortheil nachgrübelte, der ihm aus einer Verschwägerung mit dem gefürchteten Kapitän erwachsen konnte. „Kannst Du eine Frau nicht ernähren, so darfst Du nicht an's Heirathen denken!"

„Wir Alle sind sterbliche Menschen," erwiederte Hinrik, „mehr aber als Andere sind Seeleute zu jeder Stunde einem unvorhergesehenen Tode ausgesetzt. Mein Vermögen schwimmt auf dem Meere. Wird es vom Sturme zerschlagen und ich komme dabei um, so steht nach solchem Unglück meine Frau hülflos in der Welt und muß von Deiner Gnade leben . . . Das will ich nicht! Abel soll nicht Noth leiden, und sie wird glücklich werden, wenn sie unabhängig ist."

„Wie hoch soll die Rente sein?" fragte Jarrens, dem es doch vorkommen wollte, als sei keine Gefahr bei Genehmigung der Forderung des Kapitäns.

„Zweitausend Mark," sprach Hinrik. „In Anbetracht Deines Vermögens eine ganz lächerliche Summe."

„Viel Geld, viel Geld!" seufzte Jarrens. „Und wie lange muß ich mir diese freundschaftliche Erpressung gefallen lassen?"

Isern Hinrik schob seinen Stuhl zurück und lehnte sich mit seinem robusten Oberkörper über den Tisch.

„Damit ich Deiner stets sicher bin, bis man sie in die Erde gesenkt hat!" sprach mit fester Stimme, aber lächelnden Angesichts der steifnackige Kapitän.

„Bis man sie in die Erde gesenkt hat!" repetirte Jarrens. „Das ist eine harte Bedingung! . . . Ich werde verarmen, wenn Abel lange lebt! . . ."

„Hast Du nichts mehr, so muß ich Dich ernähren," entgegnete Hinrik. „Aber ich bin nicht bange," fuhr er lächelnd fort . . . Du hast Sinn für's Geschäft und verstehst es, aus Courant-Schillingen Spezies zu münzen. Und Abel hat sich an Dir ein Beispiel genommen und macht es ungefähr ebenso. Daraus folgt, daß Euer Vermögen immer mehr wachsen muß, wenn Deine Schwester Mittel in die Hände bekommt, um durch ihre Anwendung die im Sparen bereits erworbene Uebung bis zur Vollkommenheit auszubilden."

Das war ein Wink, den Jarrens vollkommen begriff. Zur Verschwendung hatte Abel nicht die geringste Anlage. Ihr Auge erfreute sich an jedem ganzen oder halben Spezies, und sie litt lieber Hunger, ehe sie ein so schönes, rundes Silberstück ausgab. Ihn dünkte, der Vorschlag des eigensinnigen Kapitäns, den Weigern nur hartnäckiger machte und den er als Feind entschieden zu fürchten hatte, sei annehmbar. Er schlug ein und sprach erleichterten Herzens:

„Sollst Abel haben, wenn sie Dich will, und sobald sie Deine Frau ist, wollen wir zusammen tüchtig arbeiten, damit wir doch noch Freude vom Leben haben."

„Gib mir Papier, Feder und Tinte," sagte Isern Hinrik. „Um Lebens und Sterbens willen, und damit Keiner von uns sich hinter Ausflüchten verstecken kann, wollen wir ein paar Worte darüber aufschreiben."

„Nöthig ist's nicht," meinte der Kornhändler.

„So ist's wenigstens vorsichtig," entgegnete der Kapitän. „Geschäftsleute sollten immer vorsichtig sein! ... Wir Beide sind alt genug geworden, um das Schwärmen vergessen zu haben; wir rechnen, um zu wissen, was wir haben und wie weit wir's bringen können."

Jarrens brachte das Verlangte, und Isern Hinrik schrieb folgende Worte:

„Der Hofbesitzer und Kornhändler Jarrens an der Schleuße hinterm Wahrdammsdeiche verpflichtet sich durch Namensunterschrift und beigesetztes Hauszeichen, dem Schiffskapitän Hinrik Nanne, beigenannt Isern Hinrik, jährlich 2000 Mark — schreibe Zweitausend Mark Courant — baar zu zahlen als Rente für dessen Ehefrau Abel, geborne Jarrens, und mit solcher Zahlung pünktlich so lange fortzufahren, bis besagte Abel, obenbenannten Hinrik Nanne's Ehefrau, gestorben und in die Erde gesenkt worden sein wird. So geschehen am neunten September im Jahre des Heils 1814."

Jarrens las die Schrift einige Male, erst leise, dann laut, und setzte darauf seinen Namen darunter, dem er auch Siegel und Hauszeichen noch beifügte.

Hinrik Nanne erklärte sich zufriedengestellt und steckte das Papier ein.

„Am Tage meiner Hochzeit mit Deiner lieben Schwester fällt die Rente zum ersten Male," sagte er. „Richte Dich darauf ein! Der Datum soll dann auf dem Papiere noch besonders bemerkt werden, damit wir nie mit einander in Streit gerathen können ... Sobald Abel mir das Jawort gibt, streckst Du mir zur Befrachtung meines Schiffes fünfzigtausend Mark gegen landesübliche Zinsen vor, die ich Dir wieder erstatte, ist das Geschäft drüben glücklich gemacht."

„Soll ich Abel rufen?" fragte Jarrens, der höchst begierig war, zu hören, was die Schwester zu ihrem Abkommen wohl sagen würde, von dem sie keine Ahnung haben konnte. Hinrik aber wollte davon nichts hören.

„Erst das Geschäft, dann das Vergnügen," sprach er. „Ich komme nach einigen Tagen wieder und hoffe die liebe Schwester dann bereits vorbereitet anzutreffen. Auf fröhliches Wiedersehen, Schwager Jarrens!" (Fortsetzung folgt.)

Aus der „Düsseldorfer Künstlermappe".

Berlin, Grote'scher Verlag.

(Bilder S. 196 und 197.)

Es sind reiche, prächtige Mappen — diese düsseldorfer Künstlermappen, die nur einer glücklichen und feinsinnigen Hand bedürfen, um das Schönste zu wählen. Wer erinnerte sich nicht noch der köstlichen Sammlungen, welche die Brüder Arntz aus diesen Mappen veranstalteten. Keine Schule, wie die düsseldorfer, die ihren Schwerpunkt in der Landschaft und dem Genre, den zwei ansprechendsten Zweigen der Malerei, hat, bietet für die weiteste Verbreitung so reichen Stoff, und es war daher ein glücklicher Gedanke der grote'schen Verlagshandlung, einen neuen Focus für die düsseldorfer Kunst zu bilden, und neben einer Auswahl von Werken speziell für den Weihnachtstisch, welche der grote'sche Verlag durch düsseldorfer Künstler illustriren ließ, wird die „düsseldorfer Künstlermappe", von der uns eine erste Sammlung vorliegt, wohl ein Werk sein, dem Fortsetzung auf Fortsetzung folgen dürfte. Die in Brendamours xylograph. Anstalt geschnittenen Zeichnungen der ersten Sammlung sind von A. Baur, H. Becker, M. v. Beckerath, C. Bertling, H. Bruckmann, W. Camphausen, C. Closen, Th. Mintrop, H. Mücke, A. Northen, C. Schlesinger, B. Vautier und von Wille. Und sind auch viele der ersten Namen schon vertreten, so ist der düsseldorfer Künstlerstand doch noch so reich an Namen besten Klanges, daß wir der Künstlermappe viele prächtige Fortsetzungen versprechen dürfen. Drei Bilder haben wir der Mappe entlehnt um unsern Lesern einen Blick in dieselbe zu gewähren: eine Skizze aus Camphausen's Künstlertagebuch aus dem schleswig-holsteinischen Feldzuge — „dänische Spione", und die Kapelle von Uhland, illustrirt von Schlesinger. Die ersten Verse lauten:

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still in's Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder
Und der Knabe lauscht empor.

Der Schluß des Gedichtes steht im Rahmen des Bildes.

Fliegende Blätter.

Eine Affenrevolte. Im zoologischen Garten in Antwerpen fand ein blutiger Aufruhr statt, indem die daselbst befindlichen Affen sich auflehnten. Der Wächter dieser Vierhände, der Chimpanses, Orang-Utangs, Bisamaffen ꝛc., hatte sich in deren Behausung begeben, um sie zu veranlassen, in ihre Käfige sich zurückzuziehen. Hiezu bediente er sich einer langen Peitsche, die er schwingend handhabte, und deren Streiche und Knallen die Menge von den Gitterstangen, auf denen sie kauerte, in die Flucht trieb. Nur einer der Affen, der größte darunter, dem vielleicht die Ueberlegenheit des Menschen gegenüber von Geschöpfen seiner Rasse nicht so recht einleuchten zu wollen schien, rührte sich nicht von der Stelle, sondern blieb sitzen, indem er seine Augen finster rollen ließ und zugleich sich wüthend kratzte. Ueber diesen Widerstand erstaunt, näherte sich dem Rebellen der Wächter und versetzte ihm mit der Peitsche aus Leibeskräften einen Hieb. Von Schmerz und Wuth entbrannt, und wohl gar in seiner Affenehre auf's Tiefste verletzt, machte das Thier einen Satz, saß, ehe sein Angreifer es sich versah, rittlings auf dessen Rücken und verarbeitete dessen Gesicht mit seinen Nägeln und dessen Ohren mit seinen Zähnen. Wie man sich denken kann, trug dieses Benehmen nicht dazu bei, den Zorn des Wächters zu besänftigen, der deßhalb seine Peitschenhiebe verdoppelte. Sobald aber die anderen Affen dieß sahen, glaubten sie wohl ihrem Kameraden beispringen zu müssen; alle kamen herbeigeeilt und stürzten wie ein Hagelschauer von oben, von unten und von allen Seiten, gleich einer Legion Teufel und Teufelchen, sich auf den Wächter, den sie durch ihren gemeinschaftlichen Angriff mit Zähnen und Krallen bald auf den Boden geworfen hätten. Auf sein Geschrei kamen die Kameraden herbei; aber bei dem Anblick dieser ansehnlichen Verstärkung ergriffen die Affen die Flucht, und die Ruhe sowie die Autorität der gesetzlichen Macht war wieder hergestellt. Doch hatte der arme Wächter, gleich Julius Cäsar, nicht weniger als dreiundzwanzig Wunden davongetragen, von denen zwar keine tödtlich, einige darunter aber doch ziemlich schmerzhaft waren und ihm einen nicht unbedeutenden Blutverlust verursacht hatten, was zusammen ihn nöthigte, einige Tage das Bett zu hüten.

*

Wie man Künstler ehrt. Kurz nachdem Horace Vernet sein berühmtes Bild die „Emalah" gemalt — und zwar nach Berichten von Augenzeugen, nicht nach eigener Anschauung, was sich die Feinde der Schlachtenbilder merken mögen — kam Vernet nach Afrika. Bei seiner Ankunft im Hafen wurde er mit vier Kanonenschüssen begrüßt. Der Oberkommandant, Oberstlieutenant v. Montagnare, erließ folgenden Corpsbefehl: „Horace Vernet, unser großer Schlachtenmaler, kommt morgen in Diemmau-el-Gharazaouer an. Die französische Armee kann nicht kalt bleiben in Gegenwart dieses großen Künstlers, der mit seinem Zauberpinsel die Glorie unserer kriegerischen Thaten wieder aufleben ließ. Horace Vernet wird daher mit kriegerischen Ehren empfangen werden. Alle Truppen der Garnison werden unter die Waffen treten und sich in Schlachtordnung auf dem Platze aufstellen. Die Fahnen wehen; die Mannschaft präsentirt. Die Tambours werden den Ehrenmarsch schlagen. Die Posten treten unter's Gewehr und präsentiren. Eine Ehrenwache wird vor seiner Wohnung aufgestellt. Die Offiziere aller Korps werden sich bereit halten, dem Gefeierten einen Korpsbesuch zu machen. Die Stunde zum Ausrücken wird noch besonders bekannt gemacht." So ehrt Frankreich seine Künstler: was thun wir Deutschen?

Räthsel.

Zwar bin ich nur ein Emigrant,
Jedoch von Groß und Klein gekannt.
Einsylbig bin ich, das ist wahr,
Doch allezeit unwandelbar,
Wenn ihr auch auf den Kopf mich stellt.
Und was in dieser närr'schen Welt
Als ganz besond'rer Werth mag gelten,
Ich war und bleibe immer selten.



Rupert Goodwin findet das Medaillon. (S. 201.)

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von E. Braddon.

(Fortsetzung.)

Vierunddreißigstes Kapitel.

Als der Diener, dem es oblag, Lionel Westford zu bedienen, am Abende in das Schlafzimmer des jungen Mannes trat, um die Fensterläden zu verschließen, fand er Letzteren bewußtlos auf dem Bette liegen, und war nicht wenig erstaunt, denn mehrere Stunden vorher war er in Lionel's Zimmer gekommen, um den Tisch für das Mittagessen zu decken, und hatte es leer und den an Miß Goodwin gerichteten Brief auf dem Tische gefunden, welchen er der Dame überbracht und dabei gehört hatte, daß Mr. Wilton das Schloß für unbestimmte Zeit verlassen habe. Jetzt aber fand er Lionel ganz angekleidet und mit verworrenen, vom Thau durchnäßten Haaren auf dem Bette liegen. Daß der junge Mann krank sein könne, kam ihm nicht in den Sinn; er dachte nur, daß derselbe während seiner Abwesenheit vom Schlosse irgendwo stark getrunken habe und dann berauscht wieder nach Hause gekommen sei, um sich mit allen Kleidern auf das Bett zu werfen.

„Wenn ein Diener etwas Aehnliches thäte, so würde er seine Stelle verlieren," sagte der Mann zu sich, „aber die Künstler können thun, was sie wollen, wie es scheint. Miß Goodwin muß eine besondere Vorliebe für diesen Künstler haben; es soll mich jedoch wundern, was sie sagen wird, wenn sie hört, wie er sich beträgt." Er verließ das Zimmer und stieg zum unteren Stockwerk hinab. Julia Goodwin saß im Salon, aber war nicht allein. Eine Dame von mittlerem Alter befand sich bei ihr, ein wahres Musterbild von Anstand und Förmlichkeit, welche Mr. Goodwin engagirt hatte, um als Begleiterin und Beschützerin seiner Tochter zu dienen. Sie hieß Mrs. Melville und war die Wittwe eines armen Offiziers und fühlte sich daher glücklich, ihr Leben müßig und von allen Annehmlichkeiten des Luxus umgeben in Wilmingtonhall zubringen zu können. Seit Lionel's Ankunft hatte sie Julia Goodwin scharf beobachtet und billigte durchaus nicht die unverkennbare Neigung, welche Letztere für den jungen Künstler verrieth.

Der Diener trat in das Zimmer und zeigte den Damen Mr. Wilton's Rückkehr an, was bei Mrs. Melville den höchsten Unwillen erregte. „Er ist zurückgekommen," rief sie, „nach dem Schlosse zurückgekommen, ohne sich zu melden, nachdem er Miß Goodwin schriftlich angezeigt hatte, daß er abreisen werde! In der That, eine solche Unverschämtheit habe ich nie gesehen! Was soll dieses Betragen bedeuten?" Julia Goodwin sagte nichts. Die kalte Fassung des empfangenen Briefes hatte sie beleidigt, und sie war deßhalb schon den ganzen Nachmittag und Abend sehr schweigsam gewesen. Jetzt beugte sie den Kopf auf ihre Stickerei nieder, um dem Diener und Mrs. Melville ihr Gesicht zu verbergen, und sprach kein Wort. „Meine liebe Julia," fuhr Mrs. Melville fort, „haben Sie jemals von einer solchen Verwegenheit und Undankbarkeit gehört? Das Betragen dieses Menschen gegen Sie namentlich ist empörend, da er von Ihnen so sehr beschützt worden

ist. Finden Sie das nicht auch, meine Liebe?" Die arme Julia war genöthigt, den Kopf zu erheben, um auf diese dringenden Fragen zu antworten. „Vielleicht läßt sich sein Betragen aus einem besonderen, uns unbekannten Grunde erklären, Mrs. Melville," erwiederte Julia in entschuldigendem Tone. „Er kann plötzlich seine Absicht geändert und sich entschlossen haben, nach dem Schlosse zurückzukehren, da er wußte, wie sehr mir daran gelegen ist, seine Arbeit vollendet zu sehen." — „Aber, meine liebe Julia, auf solche Weise zurückzukommen und sich wie ein Betrunkener mit voller Kleidung auf das Bett zu werfen, . . . das ist denn doch zu arg!" — „Ja, wahrlich," bemerkte der Diener mit schlecht verhehlter Bosheit. „Ich glaube, daß Mr. Wilton etwas zu viel getrunken hat, und da er sich auf den Beinen wahrscheinlich unsicher fühlte, hierher zurückgekommen ist, um zu schlafen, statt nach London zu reisen." — „Betrunken?" rief Mrs. Melville. „Ein Betrunkener wagt dieses Haus zu betreten? Suchen Sie sogleich Mrs. Beckson, Thomas, und sagen Sie ihr, sie solle sich augenblicklich nach Mr. Wilton's Zimmer begeben und ihm erklären, daß er unverzüglich das Schloß verlassen müsse. Wir können nicht erlauben, daß ein Betrunkener nur einen Augenblick lang dieses Haus durch seine Anwesenheit beflecke." — „Halt, Mrs. Melville!" sagte Julia. „Wir wissen nicht, ob Mr. Wilton wirklich berauscht ist; so weit ich ihn kenne, scheint es mir sogar sehr unwahrscheinlich. Auf keinen Fall darf er noch heut Abend genöthigt werden, das Schloß zu verlassen. Er kann auch krank sein. Morgen früh können wir uns nähere Aufklärung darüber verschaffen, und wenn ich mich nicht sehr täusche, wird Mr. Wilton sich auf genügende Weise zu rechtfertigen wissen." — „Meine liebe Julia, ich kann in der That nicht dulden, daß eine betrunkene Person . . ." — „Dieses Haus gehört meinem Vater, und ich glaube deßhalb, daß es mir zukommen wird, darüber zu entscheiden." Mrs. Melville hustete etwas verlegen, denn sie fühlte, daß sie gefährlichen Grund und Boden betreten hatte. Julia war ein verzogenes Kind, und der Bankier konnte leicht die Partei seiner Tochter gegen die Gesellschafterin nehmen. „Nun ja, meine liebe Julia," murmelte Letztere demüthig, „wenn Sie es durchaus wollen, daß eine betrunkene Person im Schlosse bleibe . . ." — „Ich will nur erst hören, wie Mr. Wilton sein heutiges Betragen erklären wird," erwiederte Julia ruhig und fügte darauf, an den Diener gewendet, hinzu, welcher stehen geblieben war, um das Ende dieses Streites zwischen den beiden Damen abzuwarten: „Thomas, Ihr könnt gehen!" Kein ferneres Wort wurde über Lionel's Rückkehr gesprochen, aber den ganzen Abend herrschte ein gezwungenes Wesen zwischen den beiden Damen. Julia arbeitete zwar sehr emsig an ihrer Stickerei, allein Mrs. Melville konnte beim Scheine der Lampe deutlich erkennen, daß ihr Gesicht außerordentlich blaß war. „Ueber die Beschaffenheit ihrer Empfindungen ist nicht zu zweifeln," dachte die Wittwe; „das thörichte Mädchen hat sich in den jungen und hübschen Abenteurer verliebt. Sobald Mr. Goodwin kommt, muß ich ihm anzeigen, was hier vorgeht."

Am folgenden Morgen saßen beide Damen in einem kleinen nach dem Garten gehenden Salon beim Frühstücke. Julia war noch immer bleich und gedankenvoll. Die Wittwe beobachtete die junge Dame aufmerksam, denn sie fürchtete, daß die thörichte Neigung derselben ihr zum Vorwurf gemacht werden möchte, und daß sie ihre Stelle dadurch verlieren könnte. Sie bot deßhalb Alles auf, um Julia zu ermuntern und in ein heiteres Gespräch zu ziehen, allein vergebens; Letztere ließ sich von ihren Gedanken nicht abziehen, und Mrs. Melville mußte endlich die Bemühungen aufgeben. Sie saßen noch am Tische, als plötzlich an die Thüre gepocht wurde und die Haushälterin, Mrs. Beckson, mit ehrerbietiger Verbeugung eintrat. „Ich bedaure, meine Damen," sagte sie, „daß ich Sie beim Frühstücke stören muß, um Ihnen unangenehme Nachrichten zu bringen; denn eine Krankheit ist immer etwas Unangenehmes, wenn sie auch nur einen im Hause wohnenden Fremden befällt. Es ist, Gott sei Dank, zwar kein Mitglied der Familie, welches leidet, aber es ist doch ein artiger und höflicher junger Mann, der ohne Zweifel bessere Tage gesehen hat, was aber durchaus kein Grund ist, um gegen die Fügungen der Vorsehung zu murren, sowie ich fest überzeugt bin, daß Sie, Miß Goodwin, und Sie, Mrs. Melville . . ." Julia war während des breiten und salbungsvollen Redeflusses bleich und zitternd aufgestanden, unfähig, ihre heftige Aufregung zu verbergen. „Um des Himmels willen, was ist, Beckson?" rief sie, die Alte unterbrechend. „Ist Mr. Wil—, ist irgend Jemand im Hause krank geworden?" — „Ja, Mr. Wilton ist krank geworden," erwiederte Mrs. Beckson. „Ich habe niemals einen Menschen in einem so heftigen Fieber gesehen, wie er es hat." Mrs. Melville drehte sich beunruhigt nach Julia um und erwartete, sie in Ohnmacht fallen zu sehen. Allein Julia Goodwin war von Natur nicht so schwach; sie besaß zwar alle weichen Empfindungen des Weibes, aber zugleich eine Kraft des Gemüthes, welche nur Wenigen ihres Geschlechtes eigen ist. Sich wieder setzend und ihre Angst unterdrückend, ließ sie nur die natürliche Theilnahme und Besorgniß für eine im Hause ihres Vaters erkrankte Person sehen. „Haben Sie den Arzt rufen lassen, Beckson?" fragte sie ganz ruhig. — „O, allerdings! Ich habe sogleich nach ihm geschickt. William Jones, einer von unseren Stallknechten, ist in gestrecktem Galopp nach Hertford geritten; aber dennoch wird es noch einige Zeit dauern, bis der Arzt kommen kann. Inzwischen habe ich Thomas beauftragt, den armen jungen Mann in ein recht warmes Bett zu bringen und ihm kalte Umschläge auf den Kopf zu legen." — „Also ist er sehr krank?" sagte Julia. — „Ja, sehr krank. Seitdem mein armer Vetter Kaleb im vorigen Jahre die Gehirnentzündung bekam, habe ich keine so entsetzlich kranke Person gesehen, wie dieser junge Mann ist, der in einem noch viel schlimmeren Zustande zu sein scheint. Als Thomas diesen Morgen in sein Zimmer trat, fand er Mr. Wilton am offenen Fenster sitzen und am ganzen Körper vor Frost beben, obgleich er sich bereits im heftigsten Fieber befand. Das Sonderbarste dabei ist, daß er in seinen Phantasien fortwährend von Mord, Verrath und Dolchstichen spricht, gerade so, wie unser armer Kaleb." — „Seltsam!" murmelte Julia. Ein Schauder durchrieselte das junge Mädchen bei dem Gedanken, daß dieß bereits der zweite Fall sei, indem eine vorher ganz gesunde Person von einer plötzlichen Krankheit befallen worden, die sie dem Zustande des Wahnsinns nahe brachte und ganz dieselben düsteren Ideen bei ihr erzeugte. „Man möchte fast abergläubisch werden," sagte sie, „und die Geschichten von Erscheinungen und Gespenstern für wahr halten, welche die Dienerschaft von den öden Gemächern des nördlichen Flügels erzählt."

Es war ein trauriger Morgen für Julia; sie wanderte von einem Zimmer in das andere und suchte sich zu zerstreuen, aber vermochte an nichts Anderes zu denken als an den jungen Künstler, den sie unter dem Namen Lewis Wilton kannte. Er war krank und vielleicht sogar in Gefahr. Jetzt erst machte sie die Entdeckung, daß dieser junge Mann, für den sie anfangs nur ein dem weiblichen Geschlechte natürliches Mitleid empfunden hatte, ihrem Herzen, nächst ihrem Vater, das Theuerste auf Erden geworden war. Schamröthe bedeckte ihre Stirn. Sie liebte einen Mann, der noch nicht um ihre Liebe geworben hatte, einen Fremden, dessen gesellschaftliche Stellung tief unter der ihrigen war, und dessen Bekanntschaft sie unter so eigenthümlichen Umständen gemacht hatte! Was mußte die Welt dazu sagen, wenn sie hörte, daß Miß Goodwin's Mitleid so schnell in Liebe für den Gegenstand ihrer Theilnahme übergegangen war?

Nachdem sie sich diesen demüthigenden Betrachtungen hingegeben hatte, erwachte jedoch die Erinnerung an die langen Nachmittage, die sie in der Unterhaltung mit dem jungen Künstler im Schatten der Lorbeergebüsche und der majestätischen Cedern zugebracht, und an die edlen Empfindungen, denen er in diesen stets leise geführten Gesprächen Ausdruck gegeben hatte. „Mag die Welt ihn um seiner Armuth willen verachten," dachte sie dann, „und mag seine jetzige Stellung noch so niedrig sein, durch Geburt und Erziehung gehört er dennoch einem höheren Range an, das fühle ich deutlich!" In diesem Gedanken fand sie Trost; denn es gibt für ein stolzes Weiberherz gewiß kein peinigenderes Bewußtsein, als die Ueberzeugung, seine Liebe einem unwürdigen Gegenstande zugewendet zu haben. Dann senkte sie demüthig den Kopf, und ein mildes, glückliches Lächeln spielte um ihren Mund, wie wenn eine gütige Fee ihr zuflüsterte: „Ach, Julia, Du wußtest recht wohl, daß er Dich liebt!" Ein süßes Beben durchrieselte sie bei diesem

Gedanken, aber im nächsten Augenblicke dachte sie an seine Krankheit, an die Gefahr, in der er schwebte, an die Möglichkeit, daß er sterben könne, und ihr Herz wurde von namenloser Angst erfüllt. Sie warf das Buch bei Seite, in dem sie hatte lesen wollen, und trat auf den Rasenplatz vor dem Schlosse hinaus.

Während Julia dort umherwandelte, sah sie den Wagen des Arztes dem Schlosse näher kommen und wartete mit angstvoller Spannung auf sein Erscheinen. Unbewußt hatte sie mehrmals nach den Fenstern des Zimmers hinüber geblickt, in welchem Lewis Wilton auf dem Krankenbette lag. Die Vorhänge waren herabgelassen, und tiefe Stille herrschte dort. Inzwischen kam auch Mrs. Melville aus dem Schlosse und schloß sich Julia an. Ihre Nähe war höchst peinigend für das junge Mädchen, da sie genöthigt wurde, auf die faden Reden derselben zu antworten, während ihr Geist an ganz andere beunruhigende Dinge dachte. Allein Julia konnte sich von ihr nicht losmachen; die Wittwe sprach fortwährend und schien die junge Dame nicht aus den Augen lassen zu wollen.

Endlich stieg der Arzt an der Schloßpforte aus dem Wagen, und Julia eilte ihm entgegen. „Mein lieber Mr. Granger," sagte sie, „ich muß bitten, daß Sie mir über den Zustand des Kranken, den Sie besuchen werden, die reine Wahrheit mittheilen; denn wenn er wirklich in Gefahr ist, muß ich sogleich an meinen Vater schreiben." Sie sprach diese Worte so ruhig, daß der Arzt unmöglich den wahren Zustand ihrer Gefühle errathen konnte. „Meine liebe Miß Julia," erwiederte er, „Sie haben ganz Recht. Sollte wirklich Gefahr vorhanden sein, so wäre es am besten, daß Sie sogleich an Mr. Goodwin schreiben. Unter allen Umständen können Sie darauf rechnen, daß ich Ihnen die reine Wahrheit über den Kranken sagen werde, sobald ich ihn gesehen habe." Er trat in das Haus. Julia blieb außerhalb bei Mrs. Melville zurück. Die Angst der Ungewißheit peinigte sie bis zu seiner Rückkehr. Er blieb nicht lange aus, aber dennoch schien ihr die Zeit kein Ende nehmen zu wollen. Als er endlich kam, konnte Julia sogleich an seiner ernsten Miene erkennen, daß die alte Haushälterin den gefährlichen Zustand des Leidenden keineswegs übertrieben hatte. „Ist er wirklich sehr krank?" fragte sie. — „Ja, ich bedaure, Ihnen sagen zu müssen, daß der Fall in der That sehr bedenklich ist. Es scheinen hier zwei Uebel zusammen zu kommen, — ein rheumatisches Fieber, in Folge von starker Erkältung, und eine Erschütterung des Gehirns, welche in irgend einer sehr heftigen Aufregung ihren Grund haben muß. Was die Veranlassung sein mag, kann ich nicht errathen, aber sein Delirium ist in der That furchtbar. Ich fürchte fast, daß die Domestiken ihn mit einer von ihren lächerlichen Gespenstergeschichten in Betreff des nördlichen Flügels in Schrecken gesetzt haben, denn alle seine Phantasien drehen sich um einen Mord, der in den dortigen Kellergewölben stattgehabt haben soll." — „Es ist in der That sonderbar," versetzte Julia. „Ich sollte meinen, Mr. Wilton müßte eine zu gute Erziehung genossen haben, als daß er von solchen albernen Geschichten in Schrecken gesetzt werden könnte." — „Darauf kommt es in solchen Fällen nicht an, denn der Aberglaube wird nicht immer durch die Erziehung beseitigt." — „Sie sind also der Meinung, daß Gefahr vorhanden sei und daß ich an meinen Vater schreiben solle?" — „Ja, Miß Goodwin." — „Vielleicht werden Sie eines Beistandes bedürfen. Soll ich meinen Vater ersuchen, noch einen Arzt von London mitzubringen?" — „Nein, das halte ich nicht für nöthig. Es ist zwar Gefahr da, allein der Fall übersteigt nicht die gewöhnlichen Kenntnisse eines Arztes. Sollte jedoch das Fieber einen anderen Charakter annehmen, so würde ich um die Zuziehung eines zweiten Arztes bitten. Für jetzt bedarf der Kranke nur einer wachsamen Pflege." — „Wer wartet gegenwärtig seiner?" — „Mrs. Beckson und Thomas. Bei diesen Fiebern, in denen das Gehirn angegriffen ist, bedarf es der größten Aufmerksamkeit, weil immer die Gefahr obwaltet, daß der Kranke eine verzweifelte Handlung gegen sich selbst begehe. Oft haben die Leidenden in solchen Fällen sich die Kehle abgeschnitten oder sich zum Fenster hinaus gestürzt." Julia erbleichte bei diesen Worten. „Um Gotteswillen, Mr. Granger," rief Mrs. Melville sehr entrüstet, „meine gute Julia wird ohnmächtig werden, wenn Sie solche Dinge reden." — „Ich bitte um Verzeihung," sagte der reuige Arzt, „ich vergaß ganz, daß ich mit einer reizbaren jungen Dame und nicht mit einem Kollegen sprach." — „Es ist hier nichts zu verzeihen," erwiederte Julia. „Ich habe Sie ersucht, mir die Wahrheit zu sagen, und bin Ihnen dankbar, daß Sie es gethan haben. Ich werde jetzt sogleich an meinen Vater schreiben." Sie hatte ihre volle Fassung wieder gewonnen und konnte ganz ruhig sprechen. Der Arzt ging fort, indem er versprach, gegen Abend noch einmal zu kommen. Julia schickte hierauf einen Diener mit einer Botschaft nach Hertford, welche durch den Telegraphen an ihren Vater in London befördert werden sollte; und in Folge derselben trat Mr. Goodwin am Nachmittage um fünf Uhr in Juliens Zimmer.

„Nun, mein liebes Kind," sagte er, „was ist denn das für eine traurige Geschichte? Dein Schützling hat die Gehirnentzündung bekommen, und Du selbst bist davon so angegriffen, als wenn Dein Schooßhündchen dem Tode nahe wäre. Was ist denn eigentlich geschehen?" Er umarmte seine Tochter und küßte sie. So schlecht und hart Goodwin's Gemüth auch sein mochte, sein Kind hatte er innig lieb. Möglich ist zwar, daß auch diese Liebe nur selbstsüchtiger Art, nur eine Liebe war, wie sie ein Sultan für seine Favoritin empfindet, denn Egoismus beherrschte sein ganzes Wesen.

Julia erzählte hierauf, wie der Künstler das Schloß verlassen hatte und wenige Stunden später auf so geheimnißvolle Weise zurückgekehrt war, sowie auch, was sich im Laufe des Tages begeben und welche Ansicht der Arzt über den Zustand des Kranken ausgesprochen hatte. „Ist es nicht seltsam, Papa?" sagte sie, „Mr. Granger meint, daß die Geschichten der Dienerschaft über den nördlichen Flügel Mr. Wilton's Geist so angegriffen haben müßten, weil er in seinen Phantasien fortwährend von einem Morde spricht, der in den dortigen Kellergewölben verübt worden sei. Aber was ist Dir denn, Papa?" Julia's Ausruf war nicht ohne Grund, denn der Bankier erbebte plötzlich, wie wenn er vom Blitz getroffen worden wäre.

Beide, Vater und Tochter, standen am offenen Fenster, durch welches die untergehende Sonne ihren vollen Schein auf Rupert Goodwin's Gesicht fallen ließ. Als Julia ihn anblickte, sah sie große Schweißtropfen über seine Stirne laufen; das Gesicht war bleich und alle seine Glieder zitterten. Er versuchte zu sprechen, doch die Zunge versagte ihm den Dienst. Endlich, nach furchtbaren Anstrengungen gelang es ihm, allein seine Worte klangen verwirrt, wie die einer Person, welche aus einer Ohnmacht erwacht. „Es ist nichts," sagte er, „nur eine vorübergehende Anwandlung, ein nervöser Anfall, von dem ich zuweilen ergriffen werde." — „Aber, Papa, er sah schrecklich aus! Du mußt den Arzt zu Rathe ziehen." — „Bah, mein Kind, ich sage Dir, es ist nichts!" entgegnete der Bankier in ungeduldigem Tone. „Ich will jetzt hinauf gehen, um Deinen Schützling zu besuchen." Er bemühte sich, bei diesen Worten einen gleichgültigen Ton anzunehmen, aber sein bleiches Gesicht strafte ihn Lügen. Dann eilte er aus dem Zimmer, wo Julia zurückblieb und erschreckt von seinem sonderbaren Benehmen ihm nachblickte. „Ist es wirklich nicht richtig hier im Hause," sagte sie, „und stehen Alle, die es betreten, unter einem verhängnißvollen Einfluß?"

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Rupert Goodwin's Gesicht war noch todbleich, als er nach der Unterhaltung mit seiner Tochter die große Treppe hinaufstieg; aber durch eine gewaltsame Anstrengung seines eisernen Willens gelang es ihm, ehe er den Korridor erreichte, in welchem Lionel's Zimmer lag, seinen Zügen den Ausdruck völliger Gelassenheit wiederzugeben. An der Thür blieb er einige Augenblicke stehen, indem er seine Hand auf die Brust legte, um das heftige Pochen seines Herzens zu mäßigen. „Dieser Mensch kennt mein Geheimniß!" sagte er zu sich. „Aber auf welche Weise hat er es entdeckt, er, ein Fremder, der durchaus kein Interesse dabei hat? Die Geister der Hölle müssen ihm behülflich gewesen sein! Alle Thüren des nördlichen Flügels sind doppelt verschlossen. Es ist also unmöglich, durchaus unmöglich, daß er in den Keller dringen konnte oder . . ." Er vermochte den Satz nicht zu vollenden, und ungeachtet seiner stolzen Natur ergriff ihn ein heftiges Beben. „Ich kann es nicht begreifen," fuhr er mit sich selbst redend fort;

„irgend eine alte Geschichte muß hier mit der finsteren Wirklichkeit zusammentreffen." Dann trat er in das Zimmer. Thomas saß am Fenster und las eine Zeitung, während Mrs. Beckson behaglich in einem Lehnstuhle ruhte. Der Kranke lag ausgestreckt auf seinem Bett, das Gesicht dem Bankier zugewendet, als derselbe eintrat.

Der Kopf des Kranken war von Binden umschlungen, welche das üppige braune Haar ganz verdeckten, und bewegte sich auf dem Kissen fortwährend hin und her, während die trockenen Lippen unverständliche Worte murmelten. Mrs. Beckson stand mit einer ehrerbietigen Verbeugung auf und bot ihrem Herrn den Lehnstuhl an. Letzterer nahm darin Platz. „Der Kranke phantasirt noch immer?" fragte er in einem Tone, der seine innere Unruhe verrieth. — „Ach ja, er ist noch immer sehr krank, aber doch etwas ruhiger geworden," lautete die Antwort. „Vor einigen Stunden war seine Aufregung wirklich schrecklich; endlich trat Erschöpfung ein, und seitdem liegt er so da, wie Sie ihn sehen, bewegt fortwährend den Kopf hin und her und murmelt für sich." — „Was spricht er denn in seinem Delirium?" fragte der Bankier und hörte die Antwort mit so ruhigem Gesichte an, als wenn das seinige eine in Stein gehauene Maske gewesen wäre. „Immer dasselbe," erwiederte die Haushälterin, „immer dasselbe. Er spricht von einem Morde und von Blutspuren auf dem Fußboden der Kellergewölbe im nördlichen Flügel." — „Haben die Dienstboten ihm vielleicht irgend eine alberne Geschichte erzählt?" — „Ach, mein Herr, das ist fast unmöglich. Es gibt ja keine Geschichte von einem Morde, die sich auf die Keller des nördlichen Flügels bezöge. Es heißt nur, daß es in diesem Theile des Schlosses spucke, daß der Geist einer jungen Dame im nördlichen Flügel umgehe, welche aus Gram um den Tod ihres Bräutigams gestorben sei, der in den Bürgerkriegen getödtet wurde. Die Erscheinung soll sich in jeder Neujahrsnacht zeigen, sobald es Zwölf schlägt." — „Bah!" murmelte der Bankier. „Was kümmert man sich um die verkehrten Ideen, die im Gehirne eines Fieberkranken aufsteigen! Wahrscheinlich hat der junge Mann einen Roman gelesen, dessen Geschichte er in seiner Verwirrung mit dem in Verbindung bringt, was ihm vom Schlosse bekannt geworden ist. Morgen wird er ohne Zweifel wieder eine andere Idee haben. Ihr könnt für jetzt gehen, Beckson und Thomas. Als ich heraufkam, wurde gerade die Glocke zum Thee für die Dienstboten geläutet. Ich will so lange bei dem Kranken bleiben." — „Sie sind sehr gütig, aber ich fürchte . . ." In diesem Momente drehte Lionel den Kopf auf dem Kissen und sah dem Bankier gerade in das Gesicht. Die von Blut unterlaufenen, weit aufgerissenen Augen verliehen seinem Blicke etwas Schreckliches. „Rupert Goodwin," sagte er mit leiser, aber deutlicher Stimme, „Rupert Goodwin, der Mörder des . . ." Er hielt einen Augenblick inne, seufzte tief und angstvoll und rief dann: „O, es ist zu schrecklich! — zu schrecklich! . . . Ich kann nicht glauben . . ." — „Ist es nicht entsetzlich, das anzuhören?" fragte die Haushälterin. „Gerade ebenso machte er es vor einer Stunde und mischte fortwährend Ihren Namen in seine tollen Phantasien." — „Es liegt nichts Auffallendes darin," erwiederte der Bankier ganz kalt. „Fieberkranke haben in der Regel derartige verkehrte Vorstellungen. Ich habe das schon oft gesehen." — „Auch ich," versetzte Mrs. Beckson. „Mein Vetter Kaleb Wildred, welcher im Monat Juni des vorigen Jahres, an dem Abende, an welchem der Fremde hierher kam und Mr. Danielson sich bei Ihnen befand, von der Gehirnentzündung befallen wurde, machte es gerade ebenso wie dieser junge Mann, und sprach fortwährend von einem Morde, der verübt worden, und von einem Körper, der eine Treppe hinab in die Kellergewölbe des nördlichen Flügels gestoßen worden sei." Noch einmal, wie eine halbe Stunde früher im Salon, wurde die eiserne Natur des Bankiers so erschüttert, daß er sich beinahe verrieth. Schweißtropfen liefen wieder über seine Stirn, und er bebte an allen Gliedern. „Kaleb hat das gesagt?" murmelte er, „Kaleb Wildred?" — „Ja, Herr, das sagte er fortwährend, und seine Worte waren fast ganz dieselben, wie die dieses jungen Mannes, . . . fast ganz dieselben, so viel ich mich erinnern kann." — „Wo ist er?" rief Rupert Goodwin. „Beckson, wo ist er?" Er stand auf, als wollte er den alten Gärtner augenblicklich suchen; aber im nächsten Momente besann er sich und setzte sich wieder ruhig neben das Bett des Kranken. „Bah," sagte er ganz gelassen, „ich hätte mich beinahe auch verleiten lassen, zu glauben, daß diesen Rasereien Etwas zu Grunde liege und daß wirklich eine Missethat in meinem Hause verübt worden sei. Allein es ist nichts als Unsinn. Beide haben wahrscheinlich dieselbe Geschichte gehört, irgend eine Sage aus der Vorzeit. Jetzt gehet nur. Ich werde so lange hier bleiben, bis ihr euren Thee getrunken habt." Mrs. Beckson verbeugte sich und verließ mit Thomas das Gemach; aber in ihrem alten, ehrlichen Gesichte drückte sich ein gewisses Staunen aus, denn das ungewöhnliche Benehmen des Bankiers erregte ihre Verwunderung in hohem Grade.

Nachdem die Haushälterin sich entfernt hatte, blieb Rupert Goodwin regungslos auf seinem Platze sitzen, um das bleiche Gesicht des Kranken zu beobachten und auf die Worte zu lauschen, die er unaufhörlich murmelte. „Rupert Goodwin . . . der Mörder . . . die Blutflecke auf den Stufen . . . die Blutlache im Keller . . . gräßlich . . . schändlich . . .!" Immer und immer kehrten dieselben Worte, dieselben unvollendeten Redensarten wieder, während die vom Fieber gerötheten Augen des jungen Mannes starr vor sich hin gerichtet waren, wie wenn sie durch irgend einen entsetzlichen Anblick gefesselt würden.

Endlich stand der Bankier auf. Lionel's Kleider lagen auf einem Stuhle neben dem Bett, und auf einem Tische lagen sein Taschentuch, ein Schlüsselbund und mehrere Briefe und Papiere, die sich in seinen Taschen befunden hatten. Der Bankier trat an den Tisch und nahm die dort niedergelegten Gegenstände in Augenschein. Seine Hand stieß auf einen harten Gegenstand, der unter dem Taschentuche lag. Er schob das Tuch bei Seite und gewahrte ein Medaillon, das an einer Kette von braunen Haaren hing. Er öffnete das Medaillon, und ein offenes, männliches Gesicht, mit einem vertrauenden Lächeln, begegnete seinem Blicke. Es waren die Züge des braven Kapitäns Harley Westford, . . . des Mannes, den Rupert Goodwin an der Kellertreppe meuchlings ermordet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Bilderräthsel.



Auflösung der Schachaufgabe Seite 188:

Weiß.	Schwarz.
1) T. G 4 nimmt E 4 †. . . .	1) D 5 nimmt E 4.
2) S. C 5 — E 6	2) B 6 — B 5.
3) L. E 7 — C 5 Schach und Matt.	

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 18.

Stuttgart, 1866. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Ein konstitutioneller König.

Leopold I. von Belgien.

Von

Hans Wachen.

Der jüngst erfolgte Tod des Königs Leopold von Belgien hat in dem ganzen gebildeten Europa eine außergewöhnliche Theilnahme hervorgerufen; der Verstorbene gehörte aber auch zu den geachtetsten und verehrtesten Monarchen, die je eine Krone getragen; während der vierunddreißig Jahre seiner Regierungszeit erfreute sich der belgische Staat eines geistigen Fortschritts und eines materiellen Gedeihens wie kaum ein anderer auf dem europäischen Festland. Umbraust von den revolutionären Stürmen im Jahr 1848 blieb Belgien unerschüttert; seine Verfassung ist ein Muster konstitutioneller Verfassungen; was aber noch seltener ist: König Leopold hat mit einer dynastischen Selbstverläugnung diese Verfassung gehalten, mit einer strengen Gewissenhaftigkeit die Gesetze des Landes beobachtet, mit einer staatsmännischen Weisheit dem Willen des Volkes Rechnung getragen und die Beschlüsse der Volksvertretung respektirt, die ihm im besten Sinne des Worts das Prädikat eines wahrhaft konstitutionellen Regenten sichern und für die Zukunft gewiß nicht ohne sittliche Nachwirkungen bleiben werden. Ja, die Staatsweisheit dieses verfassungsgetreuen Monarchen hat bereits ihre segensvolle Nachahmung gefunden. Schon vor Jahrzehnten ertheilte er der jungen Königin Viktoria jene Lehren in der Kunst des Regierens, infolge deren die ruhmreiche Regentin von England verehrt und geachtet in der Welt dasteht. Fast in allen Streitfragen zwischen verschiedenen Staaten ist der Beherrscher des kleinen Belgiens zum Schiedsrichter und Vermittler herbeigerufen worden. Es war eine moralische Macht, die in König Leopold repräsentirt war; und einer solchen Macht gehört die Zukunft der Welt, weil sie allein es ist, die das Völkerglück und die Völkerfreiheit zu begründen vermag.



Leopold I. von Belgien, gest. 10. Dezember 1865. Von E. Hartmann.

Leopold Georg Christian Friedrich, König der Belgier, ward dem Herzog Franz von Sachsen-Koburg-Saalfeld am 16. Dezember 1790 von dessen zweiter Gemahlin, der Prinzessin Auguste von

Reuß-Ebersdorf, in einer kinderreichen Ehe geboren. Noch nicht sechszehn Jahre alt, verlor er seinen Vater, als der Sieg der Franzosen bei Jena dem Gebiete seines Hauses eine schlimme Wendung zu geben schien. Doch ging die Gefahr glücklich vorüber. In Folge einer Heirath aus seiner Familie kam Prinz Leopold mit dem russischen Hofe in Verbindung, wurde russischer General und begleitete als solcher den Kaiser Alexander zu dem Kongreß in Erfurt. Durch Napoleon genöthigt, diese Stellung aufzugeben, unterstützte er nun seinen Bruder in den Regierungsgeschäften und brachte u. A. 1811 zu München einen Grenzvertrag mit Bayern zu Stande. Im Uebrigen betrieb er eifrig wissenschaftliche Studien und suchte sich besonders auch durch Reisen auszubilden. Im Jahr 1813 finden wir ihn wieder in Rußland, und jetzt folgte er dem russischen Heere durch die Schlachten dieses und des folgenden Jahres, bis zu dem Einzuge in Paris, begleitete hierauf die Monarchen nach England und erschien im Februar 1815 auch auf dem wiener Kongreß. Hier war man eben im Begriff, mit einem kleinen Federzug das kleine koburgische Herzogthum von der deutschen Landkarte auszustreichen. Da trat aber der junge Leopold mit so tapferer, einleuchtender und überzeugender Beredtsamkeit für dasselbe in die Schranken, daß er den gewiegtesten Diplomaten des Kongresses imponirte. Hier war es wohl das erste Mal, daß er, ein Angehöriger eines fast unbedeutenden Fürstenhauses, seine moralische Macht in einer Versammlung in die Wagschaale legte, wo man nicht mit moralischen Faktoren zu rechnen gewohnt war: und siehe da, die Wagschaale neigte sich zu seinen Gunsten, und von jetzt an war das Haus Koburg berufen, im Rathe der europäischen Politik eine hervorragende Stellung einzunehmen.

Ein merkwürdiger Glücksstern leuchtete über dem Haupte Leopold's. In England hatte er die Prinzessin Auguste Charlotte, die einzige Tochter des Prinzregenten, nachherigen Königs Georg IV., kennen gelernt und einen solchen Eindruck auf ihr Herz gemacht, daß sie nur diesen Prinzen zum Gemahl begehrte und ihren Willen durchsetzte. Durch eine Parlamentsakte wurde er nun in England naturalisirt, bekam ein Jahreseinkommen von 50,000 Pf., den Titel Herzog von Kendal und damit die britische Pairswürde, den Rang unmittelbar nach den Prinzen des königlichen Hauses, die Bestallung als Feldmarschall und als Mitglied des Geheimenraths. Am 2. Mai 1816 fand seine Vermählung mit der genannten Prinzessin statt. Die Ehe war eine äußerst glückliche, leider aber nur von kurzer Dauer: die Prinzessin starb schon am 5. Nov. 1817. Der Wittwer verbrachte nun längere Jahre in stiller Zurückgezogenheit bald in London, bald auf dem Landsitze Claremont, den er mit seiner Gattin gemeinschaftlich bewohnt hatte, und der ein Geschenk des Parlaments war. Die Muße, die ihm jetzt vergönnt war, widmete er wissenschaftlichen Studien; die Unabhängigkeit, deren er sich erfreute, bot seinem Wissensdrange die erwünschtesten Mittel, sich auf die Höhe wahrhaft staatsmännischer Zeitbildung zu erheben.

Doch erst gegen das Ende der zwanziger Jahre sollte er dazu berufen werden, dieselbe in hervorragender Stellung geltend zu machen. Als für die Griechen ein Souverän aus einer europäischen Dynastie gesucht ward, fiel die Wahl zunächst auf ihn als einen Prinzen, der gleichmäßig mit den hauptsächlichsten Gegnern, mit Rußland und mit England, in Beziehung stand und dessen Weisheit und Charakterfestigkeit ihn besonders für den griechischen Thron passend erscheinen ließen. Er lehnte aber diesen Antrag aus Gründen ab, die seiner politischen Einsicht zur hohen Ehre gereichten und in der Folgezeit nur zu sehr bestätigt wurden. Als aber die Julirevolution ausbrach, welche die Losreißung Belgiens von den Niederlanden zur Folge hatte, nahm er die ihm angetragene Krone des neuen Staates an, indem er der Sache des europäischen Friedens und der konstitutionellen Freiheit, sowie einer kleinen, nach staatlicher Selbstständigkeit ringenden Nation seine Hülfe nicht versagen zu sollen glaubte. Er beschwor die neue Konstitution und wurde am 21. Juli 1831 zu Brüssel als König der Belgier gekrönt.

Belgien war seiner staatlichen Existenz nach keineswegs sicher, als Leopold das schwere Amt eines Regenten übernahm. Aber für die Konsolidirung des neuen Staates und seine Einführung in die europäische Völkerfamilie hätte wohl kaum ein anderer Regent wesentlichere Dienste leisten können als der jüngst verstorbene König. Eine Persönlichkeit von der Vergangenheit, den Verbindungen und Fähigkeiten Leopold's I. war besonders dazu angethan, Belgien über die ersten schweren Jahre seines staatlichen Daseins glücklich hinwegzuhelfen. Er ist in einer Weise, wie kein eingeborner Belgier es von sich rühmen kann, der Mitbegründer des Staats und seiner Zukunft gewesen. Er hatte den Thron weder mühelos durch Todesfall ererbt, noch auch nur das ihm von dem Volkswillen angetragene Reich durch bloße Willensäußerung erworben; er war seiner Regentenpflichten vollkommen bewußt und übte sie mit der größten Gewissenstreue. Er war, nach dem Ausdrucke Friedrich's des Großen, der erste Diener des Staates.

Er lebte der vollen Ueberzeugung, daß in unserer Zeit die Monarchie nur dann mit den Ansprüchen der Nation an den Staat, sowohl was seine geistige und materielle Machtentwicklung, als das Freiheitsbedürfniß der Staatsglieder betrifft, versöhnt werden kann, wenn sich der Fürst mit seinem Volke einig weiß und in dem wohlerwogenen Willen der Nation selber, ausgesprochen durch den Mund der Volksrepräsentation, den festen Rückhalt und Leitstern für die eigenen Entschlüsse sucht. Während dem Zeitraum eines ganzen Menschenalters war König Leopold's Regierung in der Weise eine parlamentarische, daß nicht Fürst und Minister sich der Volksvertretung und dem Volke gegenüberstellten, sondern Fürst und Volk, Parlament und Ministerium in allen wesentlichen Fragen einig gingen. Er hat damit bewiesen, daß diese Regierungsweise möglich und gedeihlich ist ohne die Voraussetzung einer jahrhundertlangen politischen Entwicklung wie in England, — und dieser Beweis sollte auch für unsere deutschen Verhältnisse nicht verloren sein.

Ein Jahr nach seiner Thronbesteigung vermählte sich König Leopold mit der Prinzessin Louise von Orleans, Tochter des Königs Louis Philipp. Sie gebar ihm vier Kinder, von denen aber das erste, ein Prinz, schon im ersten Jahre starb. Der jetzige König der Belgier, Leopold II., der als Kronprinz den Titel eines Herzogs von Brabant führte, ist am 9. April 1835 geboren und seit 1853 mit der Erzherzogin Marie Henriette von Oesterreich, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph, Palatins von Ungarn, verheirathet. Diese Ehe ist mit zwei Töchtern und einem Sohne, dem Grafen von Hennegau (geb. 1859), gesegnet worden. Die jüngern Geschwister des jetzigen Königs sind: Philipp, Graf von Flandern, belgischer General-Lieutenant (geb. 1837) und Marie Charlotte (geb. 1840), die Gemahlin des Kaisers von Mexiko.

Im Jahr 1850 verlor König Leopold I. seine treffliche Gattin. Bei dieser traurigen Veranlassung sowohl, als 1856 bei seinem fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum bewährte das belgische Volk die treueste Anhänglichkeit an den geliebten Herrscher, dem die Wohlfahrt seines Landes über Alles ging, so daß er in dem sturmbewegten Jahre 1848 seinem Volke mit den Worten entgegentrat: „Wenn das Glück Belgiens es fordert, opfere ich freiwillig meine Krone und Dynastie." Dieses schöne Wort wird ihm die Geschichte nie vergessen.

Der neue König von Belgien hat es in seiner Thronrede feierlich ausgesprochen, daß er in die Fußstapfen seines Vaters treten, daß er die Freiheit und Unabhängigkeit Belgiens schützen werde. Möge seine Regierung von demselben Glücke begleitet sein wie diejenige seines verstorbenen Vaters, des verfassungstreuen Königs Leopold I.

Berliner Nachtbilder.

Von

E. Kossak.

II. Die Kaffeeklappe.

(Bild S. 208.)

Es gibt kein Getränk, das unter so verschiedenartigen Bedingungen genossen würde, wie der Kaffee. Es erquickt den Araber, wenn er bei untergehender Sonne vom Kameele steigt, das Antlitz gen Mekka richtet, das Abendgebet verrichtet und sein Nachtlager in der Wüste aufschlägt, wie den nordischen Soldaten, der sein Wachtfeuer anzündet. Der Genuß einer Tasse schwarzen Kaffees eröffnet die diplomatischen Verhandlungen der orientalischen Poli-

tiker, wie er die lange Reihe der Gänge eines orientalischen Diners beschließt. Mit Kaffee ermuntert der Gelehrte seine ermatteten Lebensgeister zur nächtlichen Arbeit, und der Restaurant des Bahnhofs oder der Poststation weiß dem früh Morgens anlangenden Reisenden nichts Besseres vorzusetzen, als eine Tasse Kaffee. Das männliche Geschlecht unterrichtet sich Morgens bei diesem Getränk durch die Zeitungen über die politischen Begebenheiten, und das weibliche Geschlecht Nachmittags über die städtischen und Familienvorkommnisse durch einen von der Kraft des Koffein beschwingten Austausch der Meinungen; in allen Sphären der modernen Gesellschaft begegnen wir diesem Aufguß. Die zeichnende Kunst vermöchte mit leichter Mühe durch die Umrisse aller Kaffeesituationen ein Riesenalbum zu füllen. Unser Künstler hat sich darauf beschränkt, den Kaffeeverzehr auf einem entlegenen sozialen Gebiet zu belauschen und als kulturhistorischen Beitrag zu Papier zu bringen.

Auch das Lokal, in dem wir uns befinden, ist ein „Café“, ohne daß sein Besitzer auf den Ausschank und Verkauf anderer Nothwendigkeiten des Lebens verzichtete. Der Charakter des Geschäfts wechselt und wird durch das jedesmal einkehrende Publikum bestimmt. Ein Stillstand tritt so wenig wie in dem Pulsschlag des thierischen Lebens ein, doch pflegt in den Stunden zwischen Mitternacht und Sonnenaufgang, zur Zeit der Nachtruhe aller arbeitenden Geschöpfe, der Besuch am Lebhaftesten zu sein. Da vorläufig eine wissenschaftlich begründete Erklärung des Titels dieser Gattung von Lokalen fehlt, wagen wir den Namen „Kaffeeklappe“ aus der Nutzanwendung solcher Institute seitens der höheren Mächte im Staatsleben herzuleiten, und glauben damit nicht zu weit am Ziele vorbeizuschießen. Wenn der Privatmann sich der Fliegenklappe bedient, um sein Wohngemach von einer Menge Individuen zu befreien, deren Anwesenheit mit der Behaglichkeit der häuslichen Existenz unvereinbar erscheint, wird von der Sicherheitspolizei die Kaffeeklappe angewandt, um die Stadt von allen jenen Subjekten zu reinigen, die keine bestimmte Auskunft über ihre Subsistenzmittel zu ertheilen vermögen, oder durch Ausschreitungen der mannigfaltigsten Art die Gunst verscherzt haben, sich länger an einem großen Mittelpunkte des Verkehrs und der Intelligenz aufhalten zu dürfen.

Die Kaffeeklappe ist gemeinhin ein Keller in einer nicht zu eleganten Stadtgegend, in der Nachbarschaft größerer Tanzlokale und kleinerer Theater. Wenn das Geschäftsleben der ordentlichen Leute beginnt, wird sie von unverheiratheten Gentlemen jedes Lebensalters besucht, deren Jahresbudget ihnen die äußerste Vorsicht in allen Luxusausgaben gebietet. Das solide Publikum der Kaffeeklappe geht darauf aus, sein erstes Frühstück so billig als möglich herzustellen. In der Nähe jeder Droschkenstation von einiger Bedeutung hat sich gewiß ein derartiger Unternehmer angesiedelt, und wenn wir uns zwischen sieben und acht Uhr Morgens auf den Weg machen, finden wir unzweifelhaft am ersten Tisch in der Nähe der Thür eine Anzahl Herren, deren lackirte nummerirte Hüte und blaue Livreeröcke verrathen, daß sie am öffentlichen Fuhrwesen betheiligt sind. Später nimmt der Leiermann hier sein Frühstück ein, ihm folgen der blinde Harfenist oder Flötenspieler und ihre Führerinnen; vielleicht ist die abgenutzte Mappe, welche dort neben dem Kaffeetöpfchen des bleichen jungen Mannes liegt, die eines armen Studenten, vielleicht auch nur die eines aufstrebenden Barbiergehülfen; wir stellen absichtlich keine näheren Untersuchungen an. Es haben Männer der Wissenschaft, die ihr erstes Frühstück hier eingenommen, später von demselben Präsentirbrett mit Königen ihre Kaffeetassen gelangt — es ist ein Glück, daß es Orte gibt, wo man ein Näpfchen Kaffee mit zwei Kreuzern bezahlt. In den späteren Vormittagsstunden wird der Verzehr handfester. Der Zettelträger des Stadtreviers kehrt ein und stärkt sich durch ein zweites Frühstück, der Exekutor trinkt stehend einen Bittern, er hat für den Ort eine gewisse stille Vorliebe, da er schon so manchen lange verfolgten Schuldner dort ganz unerwartet erwischt hat. Er besucht die Kaffeeklappe nur aus Pietät. Am hohen Mittage pflegt es am Stillsten zu sein; höchstens stellt sich ein Anonymus ein, der durch ein zweites kaltes Frühstück seinen Magen um die Hauptmahlzeit des Tages zu betrügen sucht. Das Stammpublikum des Nachmittags besteht wieder aus Droschenkutschern; auch spricht wohl ein Sandfuhrmann ein, der seinen Vorrath verkauft hat und sich von dem Ertrage einen erlaubten Genuß verschaffen will. Sein abgemagerter Gaul wird durch die Abgänge von einigen Salat- und Kohlköpfen erfrischt, die der Wirth, ein vieljähriger Freund des Sandfuhrmanns, unentgeltlich hergibt.

Erst mit Einbruch der Dunkelheit schwingt sich das Etablissement der Kaffeeklappe zu seiner prädestinirten Höhe empor. Zunächst erscheinen verschiedene Herren, welche sich nach den Gesetzen der Physiognomik und Kostümkunde doch schlechterdings nicht irgend einer Kategorie der bürgerlichen Klassenordnung anreihen lassen. Weniger auf Stärkung und Erquickung ausgehend, betrachten sie die Kaffeeklappe nur als Rendezvousplatz. Was sie untereinander verabreden, kümmert uns bei der Abneigung jedes vielbeschäftigten Mannes: als Zeuge vor Gericht zu erscheinen, weiter nicht, doch rührt das Geklapper der Rocktasche des alten Herrn in der Ecke gewiß nicht von Geld, sondern von schlüsselähnlichen Geräthschaften her. Der Wirth hält sich entfernt, und überläßt seiner Zofe die Unterhandlungen mit den Gästen. Wir vertiefen uns weislich in die „Gerichtszeitung“ oder „Tribüne“, die einzigen hier gehaltenen Blätter, und studiren nur verstohlen über das Papier weg die konfiszirten Gesichter der halblaut untereinander plaudernden Gäste, die sich nach und nach so leise entfernen, als wären ihre Stiefeln mit Filzsohlen versehen. Nachdem wir uns überzeugt, daß das Portemonnaie noch an seiner Stelle steckt, entfernen wir uns, um fünf oder sechs Stunden später wiederzukehren.

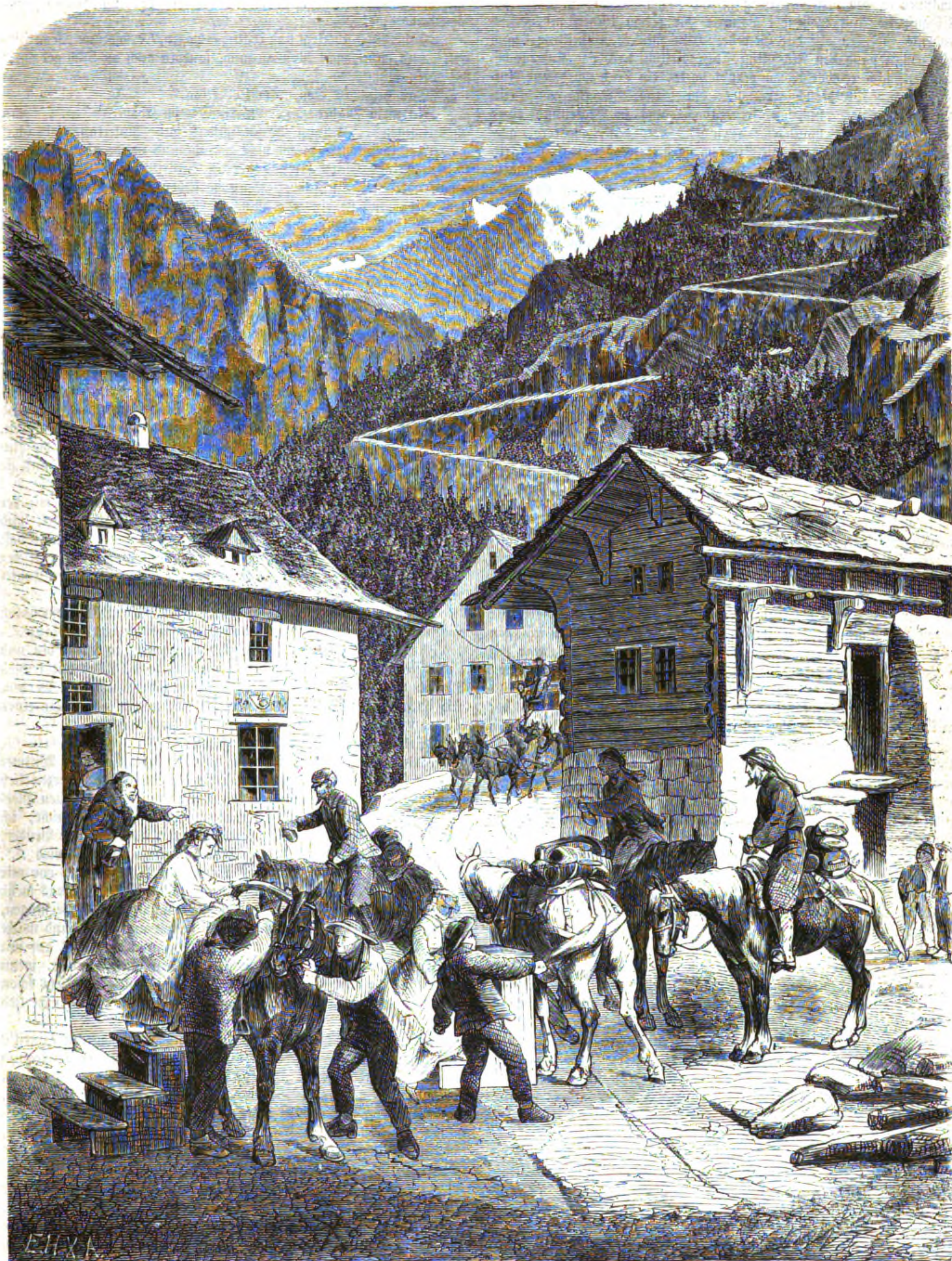
Es mag vier Uhr in den letzten Tagen des April geschlagen haben. Nur der Studie halber sind wir so früh dem warmen Lager treulos geworden; der persönliche Geschmack an seiner Gesellschaft lockt uns nicht in dieses Lokal, und doch wäre es nicht unmöglich, daß wir mit einer bekannten Persönlichkeit zusammenträfen. Das Publikum hat sich durchaus verändert. Wenn die Astronomen Recht haben, und der unbegrenzte Raum mit einer leichten Masse angefüllt ist, die unter Bedingungen sich einmal zusammenballen und den ersten Anfang zu einem Stern, Planeten oder Kometen bilden kann, möglicherweise auch schon etwas Derartiges gewesen ist, möchten wir auch in der Gesellschaft die Existenz eines ähnlichen Etwas annehmen, und die anwesenden Subjekte als Embryonen oder Trümmer einer künftigen oder schon vergangenen sozialen Ordnung betrachten. Es erhellt nämlich sofort, daß sämmtliche Individuen längst nicht mehr durch das Tagleben, wie es durch regelmäßige Eintheilung und nützliche Beschäftigung die Kräfte des Menschen vollkommen in Anspruch nimmt, befriedigt werden, sondern auch noch die Zeit der Finsterniß zu Hülfe nehmen. Das „Nachtwerk“ ist vollbracht, und die Ermüdeten sind nun schließlich in dem Nothhafen der Kaffeeklappe eingelaufen, um die nothwendigen frischen Kräfte zu sammeln, ihre Wohnung zu erreichen, ohne öffentliches Aergerniß zu erregen. Der nachlässig mit dem rechten Arme auf die Tischplatte lehnende Jüngling gehört zu den nur bei Nacht ihren Kelch erschließenden Blüten, und doch stammt er nicht aus den Tropengegenden, sondern nur aus der Provinz. Mit seiner Begleiterin hat er so eben die „Musenhalle“ oder das „Orpheum“, wenn nicht gar ein noch anrüchigeres Lokal, in dem Tanzübungen verlorener Söhne und Töchter veranstaltet werden, verlassen, und auf dem Heimwege hier eine Station gemacht. Die Grisette läßt sich von der Hebe des Kellers eine Tasse Kaffee einschenken, er hat sich für das abgestandene Bier entschieden, doch besitzt er kein klares Bewußtsein mehr, daß er trinkt, daß er raucht. Mit welchen Empfindungen sähe ihn sein alter Vater an diesem Orte, an der Seite dieses Frauenzimmers? sein alter Vater, der jeden erübrigten Groschen zur Unterstützung seines einzigen Sohnes zurücklegt, auf jede Stärkung seiner sinkenden Kräfte verzichtet, nur um dem Ungerathenen die Mittel zur Erlernung seines künftigen Lebensberufes zu verschaffen. Der baarhäuptige junge Mann, aus dessen Haarwuchs die gänzliche Unbekanntschaft mit Kamm und Bürste erhellt, haben unfehlbar die Nacht in einer Baustelle zugebracht und sich davon gemacht, ehe die Handwerker sich zum Beginn der Arbeit wieder einfinden. Von dem Gepräge der Seßhaftigkeit, der konservativen Denkungsart und des Besitzes finden wir in dem Exterieur dieses Individuums nur äußerst schwache Spuren. Der Ankömmling, dem eben eine Libation in Schnaps dargebracht wird, gehört augenscheinlich auch nicht zu den Partikuliers des Stadtviertels, doch hat er wenigstens noch einige Ueberreste der Garderobe vor dem Pfandleiher und Trödler bewahrt.

Wir täuschen uns schwerlich, wenn wir die debattirende Gruppe im Hintergrunde für die Fraktion einer größeren Spielerbande halten. Nach einer langen anstrengenden Sitzung hat sie sich hieher begeben, um nur den „angebrochenen Abend" auf eine würdige Art zu vollenden. Die Herren unterhalten sich muthmaßlich über die Chancen des Spieles der vergangenen Nacht und schenken den sie beobachtenden beiden Gentlemen nicht die geringste Aufmerksamkeit. Der in einen spanischen Mantel gehüllte kahlköpfige Herr gehört zu ihnen. Er mag ein heruntergekommener Künstler sein, den die Leidenschaft für das Spiel in solche Kreise geführt hat. Heute scheint sich die Genossenschaft vor polizeilichen Verfolgungen durchaus sicher zu fühlen. Der Tag ist für die üblichen Razzias schon zu weit vorgerückt, findet noch ein verspäteter Ueberfall statt, so trifft man sie nicht mehr mit den Karten in der Hand; gegen ein unschuldiges Kaffeekränzchen wird die hohe Behörde nichts einzuwenden haben. Zudem ist in der letzten Zeit kein großes Verbrechen begangen worden. Niemand ist ermordet, kein reich ausstaffirtes Schaufenster erbrochen, keine Kasse, kein Stadtpostwagen unterwegs bestohlen; die Kaffeeklappen würden sonst auf das Schärfste überwacht. Vor Jahren waren wir einmal mit Erlaubniß eines



Berliner „Kaffeeklappe". Von L. Löffler.

höheren Beamten Augenzeuge einer derartigen Heimsuchung. Die dazu kommandirten Mannschaften unter dem Oberbefehl eines Polizeiinspektors und mehrerer Hauptleute machten sich bald nach Mitternacht vom Molkenmarkt aus auf den Weg. Das etwa vierzig Mann starke Korps theilte sich bald nach dem Abmarsch in mehrere Trupps, die sich durch verschiedene Straßen dem verdächtigen Etablissement näherten und in einer Entfernung von fünfzig Schritten davor, ohne ein Wort zu reden, Halt machten. Der Polizeiinspektor, dem ich mich anschließen durfte, ging rekognoszirend vor und entwarf den Schlachtplan. Die Kaffeeklappe, deren Hinterthür an einen wüsten Anger grenzte, wurde umgangen, der Eingang auf beiden Seiten der Straße besetzt; nur in Begleitung von fünf Bewaffneten traten wir ein. Das Lokal war von einer grauenhaft gemischten Gesellschaft gefüllt und durch stinkenden Tabaksqualm verdüstert. Beim Anblick der bekannten gefürchteten Beamten entstand im zweiten Zimmer eine wilde Aufregung, während die im Vordergemach befindlichen Gruppen, wie von der Medusa versteinert, starr sitzen blieben. Wir vernahmen das Klirren einer Fensterscheibe, dann einen dumpfen Fall im Hinterzimmer. Einen der Anwesenden hatte das böse Gewissen getrieben, das Kellerfenster einzuschlagen und sich durch die schmale Oeffnung zu flüchten, aber er hatte die taktischen Vorsichtsmaßregeln der Verfolger unterschätzt.



Die Furkastraße. Von A. Beck. (S. 212.)

Das Fenster war besetzt gewesen, und die davor postirten Schutzmänner schoben den Flüchtling in den Keller zurück. Da der Polizeiinspektor mit drohender Stimme vor jedem Widerstandsversuch warnte, streckten alle das Gewehr. Eine stärkere Abtheilung drang ein, man band den Flüchtling, der wirklich das vor Kurzem begangene schwere Verbrechen verübt hatte, ein Tisch wurde zur Aufnahme des Protokolls arrangirt, ein scharfes Verhör angestellt, und nach einer Stunde entfernten wir uns in Begleitung eines Dutzends übel beleumundeter Personen, von denen mehrere, größerer Sicherheit halber, mit Stricken gefesselt worden waren. Seitdem ist die berüchtigte Kaffeeklappe vom Erdboden verschwunden. An ihrer Stelle erhebt sich ein stattliches Palais und ein elegantes Häusergeviert. Die fortschreitende Kultur hat die Stadtgegend bei ihrer luftigen gesunden Lage rehabilitirt, jetzt wird sie von einem weltberühmten Arzte bewohnt, und statt von Vagabunden und Verbrechern, von Patienten aus aller Herren Länder besucht. Aus dem abgelegenen Viertel ist eine beliebte Promenade geworden, und die Hausbewohner zahlen mehr Einkommenssteuer, als früher der gesammte Grund und Boden werth war.

Isern Hinrik.

Erzählung von **Ernst Willkomm.**

(Fortsetzung.)

3. Unter der Hand.

Tags darauf reiste Kapitän Nanne nach Glücksstadt, wo er häufig verkehrte. Hier suchte er das kleine, nahe dem Hafen gelegene Haus eines Schiffers auf, der auch Fremde logirte, wie dieß in Hafenstädten häufig geschieht. Der Schiffer hielt freilich kein Wirthshaus, aber er nahm Seeleute, die nur zeitweilig einsprachen, für geringes Entgelt auf „Schlafstelle" und sorgte für deren Beköstigung. Auf solche Weise hatte unser Dithmarse den Schiffer Gertjen schon vor einigen Jahren kennen gelernt, war mit Logis und Pflege zufrieden gewesen und regelmäßig wieder gekommen, so oft der Weg ihn nach Glücksstadt führte.

Gertjen schwamm mit seinem Nachen auf der Elbe, als der riesige Mann die Schwelle überschritt. Er fuhr mit Töpfen und Steingutwaaren nach Brunsbüttel und rastete dort gewöhnlich so lange, bis er passende Rückladung fand. Seine Frau erwartete ihn bestimmt mit der Flut und nahm den bekannten Gast mit gewohnter Freundlichkeit auf. Hinrik erkundigte sich nach dem Befinden der Kinder, deren drei im Hause waren, und hörte nur Gutes. Sprechen und sich mit ihnen necken, was er gern that, konnte er nicht, da die Mutter sie zur Besorgung verschiedener Gewerbe ausgeschickt hatte. Als sie zurückkamen, war der Kapitän wieder ausgegangen, und später mußte er, da sie bei seiner Rückkehr bereits in ihrer Kammer schliefen, darauf verzichten, sie noch am selben Abend begrüßen zu können.

Nach Mitternacht legte Gertjen's Fahrzeug an der schmalen Landungstreppe hinter dem Hause an. Kapitän Nanne, der noch auf war, rief dem Schiffer schon aus dem Fenster einen Gruß zu mit dem Beifügen, er habe Neuigkeiten für ihn, über die er sich wundern werde.

Gertjen blieb dabei sehr gelassen, sorgte zuerst für die Befestigung seines Fahrzeuges und schüttelte dann, die Treppe hinaufsteigend, dem Kapitän, der auf der obersten Stufe stand, die Hand.

„Also Neuigkeiten hast Du für mich, Hinrik?" redete Gertjen den alten Freund an. „Gute oder schlechte?"

„Denke gute," versetzte Hinrik, griff in die Tasche und reichte ihm das Blatt Papier, auf welchem der Kornhändler Jarrens die Zusage gab, seiner Schwester bis zum Tode jährlich eine Rente von zweitausend Mark auszuzahlen.

„Hm," sprach Gertjen, als er die Schrift gelesen hatte, „der Handel ist nicht schlecht, nur besorge ich, Du nimmst mit Abel Jarrens ein schweres Kreuz auf Deine Schultern. Wie ich sie kenne, besitzt der Teufel des Geizes ihre Seele, freundlich im Umgange ist sie auch nicht, und wenn Du sie nicht vor der Hochzeit grade biegen kannst, wirst Du in Zukunft wohl der große Kapitän mit der schiefen Frau heißen. Ihr müßt ein wunderliches Paar abgeben."

„Hab' Alles überlegt und reiflich erwogen," erwiederte Isern Hinrik, „und dabei nicht bloß an mich, sondern auch an Dich gedacht."

„An mich?"

„Das heißt an Deine Tochter Stina."

„An mein Mädel? ... Willst Du sie adoptiren? ... Nun meinetwegen! ... Kannst ihr wenigstens mehr hinterlassen als ich."

„An Adoption habe ich nicht gedacht und werde niemals daran denken," fuhr Hinrik fort, „aber an Heirath. Die Stina ist jetzt zwölf oder dreizehn Jahre; wenn sie siebenzehn oder achtzehn zählen wird, muß sie ein sehr hübsches Mädchen sein. Ich bin dann, lebe ich noch, gewiß ein gemachter Mann, kann mich zur Ruhe setzen, und einer hübschen, jungen Frau eine angenehme Existenz bieten und schaffen."

Der Schiffer machte ein höchst albernes Gesicht. Nach einer kurzen Pause sagte er:

„Isern Hinrik, bist unklug oder willst Du's noch werden? ... Es ist des Landes Sitte und Brauch und auch Gesetz unter vernünftigen Christenmenschen, daß jeder Mann zur Zeit nur eine Frau nimmt. Der Brauch hat Hände und Füße, und ich meine, wir bleiben auch ferner dabei."

„Ist, wie Du sagst, Gertjen," erwiederte der Kapitän, „und ich gedenke keine Aenderung in dem Herkömmlichen einzuführen. Ein vorsichtiger, berechnender Mann sorgt aber auch für die Zukunft ... Wenn nun eines Tages Abel sterben sollte — und sie wird sterben — darf ich dann um Deine Stina freien?"

„Mensch," sagte der Schiffer, „Du kommst mir vor wie der Böse. Noch ist Abel Jarrens Dir nicht einmal angetraut, und Du suchst Dir ein Kind schon zur zweiten Frau aus ... Was hast Du im Sinn, Hinrik? ... Willst Du aufhören, ein ehrlicher Seemann zu bleiben? ... Hast Du Dich dem leibhaftigen Teufel verschrieben? ..."

Der Kapitän lachte und sah dabei gutmüthiger als gewöhnlich aus; nur sein braunes Auge leuchtete in verschlagenem Glanze.

„Aengstige Dich nicht, Gertjen," entgegnete er, „ich bin und bleibe stets der Alte, und es geht, was ich sage, Alles mit rechten Dingen zu. Allein Abel wird nicht alt und kann nicht alt werden. Sie ist nicht gesund, der Geiz verzehrt sie, und als die Frau eines Seemannes wird sie sich stark strapaziren müssen."

„Soll sie mit Dir zu Schiffe gehen?"

„Das soll sie, denn ich will nicht verheirathet und Wittwer zugleich sein. Einer jungen Frau, die ich von ganzem Herzen lieb hätte, mag ich nicht zumuthen, ihre schönsten Jahre auf allen Meeren herumschwimmend zu vertrauern. Abel liebe ich nicht, ich nehme sie zur Frau, weil ich Vortheil davon habe und ihr Bruder, der schlechte Kerl, dadurch der Sklave meines Willens wird ... Martern will ich den Fettwanst nicht, nur Angst soll er vor mir haben, und in dieser Angst wenigstens äußerlich wieder etwas mehr Mensch werden ... Durch die Rente komme ich zu Vermögen, denn Abel wird und soll keinen Heller davon ausgeben, und macht sie nach wenigen Jahren die Augen zu, dann nehme ich's auf mit manchem Hofbesitzer. Davon sollst Du Dein Gutes haben, wenn Du Stina für mich aufhebst! ... Ich bin dem Kinde jetzt schon gut, und ich weiß, daß ich sie eines Tages recht von Herzen lieb haben werde ..."

So wunderlich dem unbegüterten Schiffer der Antrag Hinrik's auch vorkam, etwas Verwerfliches konnte er nach dieser Darlegung nicht darin entdecken. Der Kapitän war allgemein als ein Mann bekannt, der nach ganz eigenen Grundsätzen zu handeln pflegte. Mancher dieser Grundsätze hatte auf den ersten Anblick für Gemüthsmenschen etwas Abstoßendes, und es gehörte einige Zeit dazu, um sie stillschweigend gelten zu lassen. Gertjen, der übrigens weichen Gefühlen nicht zu viel Raum in seinem Herzen gab, überraschte nur die trockene Verstandeskälte, die aus jedem Worte des Kapitäns herausklang, und die allein ihn befähigte, die beschlossene Heirath mit Abel wie ein Geschäft zu betrachten, das in aller Ruhe gemacht und erledigt werden müsse, ehe an einen etwas edleren Genuß des Lebens zu denken sei.

Opposition wollte und konnte der Schiffer dem eigensinnigen

Manne nicht machen. Er würde ihn dadurch nur erzürnt, nicht abgeschreckt haben. Aus diesem Grunde zog Gertjen es vor, Isern Hinrik für die gute Meinung, die er von seiner Tochter habe, zu danken, die Realisirung des ihm mitgetheilten Vorhabens ruhig der Zeit überlassend.

„Das Mädchen ist noch ein Kind," sagte er ausweichend, „und von Kindern weiß Keiner im Voraus, wie sie sich entwickeln. Du hast Zeit, zu überlegen, was sich schickt, und kannst Dir meine Tochter je ab und zu einmal ansehen."

Kapitän Hinrik war mit dieser Zusage zufrieden. Er blieb die Nacht im Hause Gertjen's, und reiste am nächsten Morgen wieder nach Dithmarschen, um Abel Jarrens sich vorzustellen und mit seinem Entschlusse bekannt zu machen.

4. Frohe Botschaft.

Einen Monat später war der Hof des Kornhändlers Jarrens mit vielen Flaggen geschmückt. Kapitän Hinrik Nanne, der kühnste Seemann des Landes und einer seiner geachtetsten Bürger, gab Hochzeit. Unter lautem Jubel hatte die ganze „Freundschaft" und eine Menge persönlicher Freunde des Kapitäns — Jarrens zählte deren nur wenige, und auch diese hielten mehr aus geschäftlichen Rücksichten, als weil sie ihm wirklich von Herzen zugethan waren, zu ihm — das Brautpaar aus der Kirche von Wöhrden, wo es getraut worden war, zu Pferde und zu Wagen nach Hause begleitet, wo nach Landessitte die Hochzeit mit einem großen Aufwand von Speisen und Getränken gefeiert wurde.

Isern Hinrik sah zufrieden und glücklich aus und war über Tische sehr beredt. Mit vielem Behagen erzählte er Abenteuer aus seinem Leben, die er glücklich überstanden hatte, und zuletzt mit großer Umständlichkeit die Nachtfahrt von Helgoland nach dem Festlande, die mit der Verlockung der französischen Kreuzer auf die Sandbank in der Mündung der Eider endigte. Er war stolz auf diese That und prahlte um so lauter damit, als ihm nicht entging, daß sein Schwager Jarrens dadurch in große Verlegenheit gesetzt wurde.

„Der Isern Hinrik, der Verderber schuftiger Hänse soll leben!" rief er am Schlusse seiner prahlerischen Rede und nöthigte die neben ihm sitzende Braut, das volle Glas, mit schwerem dithmarscher Punsche gefüllt, zu leeren.

Abel sah mehr verlegen als glücklich aus. Es fragte sich überhaupt, ob die kalten, unbeweglichen Züge der um viele Jahre älteren Braut den Ausdruck eines Glückes, welches das Herz höher schlagen macht, kannten. Es hatte eher den Anschein, als überkomme sie, die schon Gealterte, an der Seite dieses von Gesundheit und Lebenskraft strotzenden Mannes ein Gefühl der Scham und Schwäche. Sie sprach fast gar nicht, und war sie genöthigt, den Mund zu öffnen, so flüsterte sie nur ganz leise. Daß nicht Liebe, sondern ganz allein weltlicher Vortheil den Mann, dessen Namen sie seit einigen Stunden trug, veranlaßt habe, ihr seine Hand anzutragen, wußte Abel.

Mit ihrem Bruder hatte die Schwester, da gleiche Neigungen die Triebfedern ihrer Handlungen waren, ganz einträchtig gelebt. Auch den Plan desselben, sie mit Kapitän Nanne zu verheirathen, mit dem Jarrens sich vor einigen Jahren trug, billigte sie, ohne Nanne zu zürnen, als sie später erfuhr, daß ihres Bruders Antrag sehr unfreundlich abgewiesen worden war. Wie es kam, daß ihres Bruders Wunsch nun doch noch in Erfüllung ging, machte Abel wenig Sorge. Sie war ohne ihr Zuthun die Frau eines Mannes geworden, der in allgemeiner Achtung stand, und wenn nicht unvorhergesehene Unfälle ernstester Art eintraten, so konnte ihr kaum ein besseres Loos zu Theil werden.

Etwas überraschend kam Abel die Mittheilung Hinrik's, die er ihr schon am Tage nach der Hochzeit machte, daß sie ihn auf seiner nächsten Seereise, deren Ziel Amerika war, begleiten solle. Sie widersprach jedoch nicht, da ihr die Gründe, welche der Kapitän anführte, einleuchteten, und sie ihrem Manne in jeder Weise gern zu Gefallen leben wollte.

Jarrens brummte allerdings von seines Schwagers Rücksichtslosigkeit und sprach von Abel's körperlichen Gebrechen, die auf einer lang dauernden Seereise unmöglich besser werden könnten. Allein auf derartige Vorstellungen legte Isern Hinrik gar kein Gewicht. Er lachte den dicken Schwager, der keine Macht besaß, seinen Willen zu brechen, tüchtig aus und sagte trocken:

„Es steht in der Schrift, die Frau soll dem Manne folgen, und ich will den Leuten, die mir Uebles nachsagen und Schlimmes zutrauen, durch die That beweisen, daß ich ein christlich gesinnter Mann bin und ein eheliches Leben zu führen gedenke, wie es Gott wohlgefällig ist."

Jarrens schwieg, Abel rüstete mit Eifer Alles zur Reise, und als nach wenigen Wochen die Nachricht einlief, das Schiff habe die Ladung eingenommen, reiste Hinrik mit seiner ältlichen, etwas engbrüstigen Frau nach Hamburg, bestieg das ihm gehörige große und in bestem Zustande befindliche Fahrzeug und ging getrost in See.

Es vergingen Monate, ehe Jarrens die Kunde erreichte, daß die Reisenden glücklich in Amerika angelangt seien. Der Brief war von Hinrik selbst geschrieben, enthielt mancherlei Details über die Reise und die Begebnisse während derselben, berichtete auch über das Geschäftliche und schloß mit der Weisung, sein Schwager möge am Jahrestage seiner Hochzeit die fällige Rente für Abel seinem noch lebenden Vormunde pünktlich abführen, der ihm darüber Quittung geben werde. Zum nächsten Frühjahr stellte Hinrik seine Rückkehr in Aussicht, mit dem Beifügen, daß seines Bleibens daheim nicht lange sein werde, wenn seine Pläne und die Versprechungen, die man ihm gemacht habe, sich, wie er wünsche und hoffe, realisiren sollten. Von Abel und deren Befinden war in dem ziemlich langen Schreiben mit keiner Sylbe die Rede. Hätte die Frau des Kapitäns nicht mit eigener Hand die kaum lesbaren Worte: „mir geht es so gut, wie ich es nur wünschen kann," unter den Brief geschrieben, so würde Jarrens über seine Schwester ganz im Unklaren geblieben sein.

Die Weisung seines Schwagers aber ließ der Kornhändler nicht unbeachtet. Er bezahlte die ausbedungene Jahresrente für die abwesende Schwester auf die Stunde, so schwer es ihm auch ankam, sich von dem schönen, blanken Silber trennen zu müssen, und erkundigte sich bei Hinrik Nanne's altem Vormunde nur nach der Verwendung einer so bedeutenden Summe. Die Erwiederung desselben, er lege es in Hypotheken auf werthvolle Grundstücke an, um recht sicher zu gehen, hörte er gern, denn er nahm daraus ab, daß der Schwager wirklich die Absicht habe, mit dem Abel gehörigen Gelde verständig zu wirthschaften, nicht es in unsichern Spekulationen leichtsinnig auf's Spiel zu setzen, was er bei dem eigensinnigen Manne, der bisweilen sonderbaren Launen folgte, immer gefürchtet hatte.

Die Heimkehr Nanne's verzögerte sich nicht. Sein Schiff lief mit reicher Ladung wohlbehalten in die Elbe ein und warf vor Glückstadt Anker. Isern Hinrik ließ die Ladung löschen, da es ihm bequemer war. Abel schickte er nach Hause zum Vormunde, wo sie sich ausruhen und ihre Verwandten und Freunde besuchen, überhaupt ganz nach ihrem Belieben leben konnte. Er selbst verweilte in Glückstadt, um das Löschen der Güter zu überwachen, fuhr auch für einige Tage nach Hamburg, um sich nach neuer Fracht umzusehen, brachte aber bei weitem die meiste Zeit im Hause des Schiffers Gertjen zu, wo er jetzt, wie früher als Matrose, seine Wohnung nahm.

Das vor Jahr und Tag beregte Thema ward zwischen den beiden befreundeten Männern nicht wieder berührt. Es fehlte der rechte Anlaß dazu, und Hinrik wollte nichts übereilen. Die Tochter Gertjen's sah er täglich, scherzte und neckte sich bisweilen mit ihr, und nannte sie seine kleine blauäugige Meerkatze. Er fand sie größer und hübscher geworden, was er auch den Eltern des Mädchens ein paar Mal sagte. Diese sahen einander darauf an, antworteten aber kein Wort.

Abel hatte sich's inzwischen bei ihres Mannes altem Oheime recht wohl sein lassen. Sie fand den muntern Greis viel unterhaltender als ihren Bruder, der ungeachtet der Furcht, die er vor seinem starrsinnigen Schwager hatte, doch immer noch dicker geworden war und fast im eigenen Fett erstickte. Das Sprechen fiel ihm eben so schwer, wie das Gehen, weßhalb er seine Unterhaltung auf die nothdürftigste Beantwortung direkt an ihn gerichteter Fragen beschränkte.

Abel gefiel Jarrens übrigens auch nicht besonders. Sie sprach

mit Achtung von ihrem Manne, und das verdroß den Bruder. Es wäre ihm lieber gewesen, sie hätte sich über Hinrik beklagt. Weßhalb und zu welchem Zwecke, darauf wußte sich der geizige Kornhändler selbst nicht Rechenschaft abzulegen. Der Kapitän war ihm einmal eine höchst unbequeme Person, die er lieber gehen als kommen sah. Deßhalb war es ihm auch ganz recht, daß Abel bei Hinrik's Oheim wohnte. Es überhob den schwer beweglichen Mann der Nöthigung, oft mit seinem Schwager zu verkehren.

Dieser scheuchte den trägen Jarrens aber doch aus seiner Ruhe auf, als seine Geschäfte in Glückstadt und Hamburg erledigt waren. Er mußte mit ihm ausfahren, mit ihm spielen und mit ihm trinken, was Alles dem feisten Kornhändler lange nicht so viel Vergnügen bereitete, als wenn er sich in sein Zimmer einschließen und gemächlich Geld zählen konnte.

„Findest Du Abel nicht ordentlich jung geworden?" fragte Hinrik eines Abends, als er Jarrens wieder so lange geneckt hatte, bis dieser Karten herbeiholte und eine Flasche des beliebten starken Punsches auftragen ließ, der nur aus Rum, Weißwein, Zucker und einer geringen Quantität Wasser bereitet, in Dithmarschen Nationalgetränk ist. „Sie blüht, dünkt mich, gegenwärtig wie ein junges Mädchen. Das thut die Seeluft und ein immer bewegtes, an Abwechselung reiches Leben."

Jarrens stöhnte.

„Abel zwingt sich, gesund auszusehen," entgegnete er. „Du hast es ihr gewiß befohlen! . . . Sieht Dir ganz ähnlich . . ."

„Narrenspossen!" lachte Hinrik und blitzte den Schwager mit seinen hellen braunen Augen verschlagen an.

„Aber sie hustet," setzte der Kornhändler hinzu.

„Das macht die Marschluft und unser schlechtes Wasser," sprach Hinrik. „Auf der See ist sie lustig wie der jüngste Maat. Sie würde tanzen, gäb' es zu solchen Lustbarkeiten für Weiber Platz auf Deck."

Jarrens wußte noch verschiedene Bemerkungen in Bezug auf das ihm bedenklich scheinende Befinden seiner Schwester, die Hinrik alle lachend widerlegte, so daß er zuletzt verstummen mußte.

„Du willst sie also wieder mit auf Reisen nehmen?" fragte er, das Thema fallen lassend. „Daß Abel viel Lust dazu hat, glaube ich nicht."

„Versteht sich," erwiderte der Kapitän. „Die Lust findet sich, sowie sie an Bord ist. Die meisten Weiber haben eine Scheu vor den ersten paar Tagen auf See, denn sie leiden dann meistentheils an der Seekrankheit. Nach überstandenem Uebel aber werden sie kerngesund und sind vergnügter wie am Lande."

„Denke an unser Abkommen!" sagte Jarrens und sein schwammiges Gesicht verzog sich mühsam zu einem zweifelhaften Lächeln. „Wenn Du Abel nicht recht schonst und pflegst, und sie verwelkt wie eine Blume auf dem Felde, geht die Jahresrente Dir verloren! Ihr Grab löst unsere Freundschaft!"

Isern Hinrik bemühte sich, recht ernst auszusehen.

„Da hast Du freilich Recht!" sprach er, aus tiefer Brust aufathmend. „Ich danke Dir, Schwager, daß Du mich daran erinnerst! Hoffentlich aber legt mir der gnädige Gott noch lange nicht eine so schwere Prüfung auf . . . Ich habe mich schon so an Deine Schwester gewöhnt, daß ich sie sehr vermissen würde . . . Komm, laß uns anstoßen auf ihr Wohl und auf langes Leben in glücklicher Ehe mit mir!"

Wie hätte Jarrens einer solchen Aufforderung nicht Folge leisten sollen? Hinrik sprach mit so viel Anerkennung von Abel, daß der Bruder zu der Ueberzeugung gedrängt wurde, der Kapitän habe nach längerem Zusammensein die gealterte Schwester wirklich aufrichtig lieb gewonnen.

In dieser Annahme bestärkten den immer noch mißtrauischen Kornhändler auch die nächsten Jahre. Der Kapitän ging mit Abel zur See, blieb regelmäßig ein volles Jahr und darüber, manchmal auch etwas kürzere Zeit im Auslande, und machte dann, immer aber nur auf wenige Monate, einen Besuch in Dithmarschen. Während dieser Zeit zahlte Jarrens die seiner Schwester ausgesetzte Jahresrente pünktlich an Hinrik's Oheim, und dieser legte wieder das Geld so vortheilhaft wie möglich an. (Fortsetzung folgt.)

Eine Gebirgsstraße der Schweiz.

Die Furkastraße.

Von

Dr. J. Stäffli.

(Bild S. 209.)

Die Furkastraße ist ein schönes Denkmal schweizerischen Unternehmungsgeistes. Kühn steigt sie empor aus dem Thal in die Regionen ewigen Schnees, und dort, wo nur die Gletscher sich Pfade gebahnt haben, die für Menschen ungangbar sind, haben diese dem tausendjährigen Eigenwillen der Alpenwelt, die sich nicht mit Füßen treten lassen wollte, Trotz geboten und ihn besiegt. Neben den urmächtig sich dahinziehenden Gletschern führt eine breite, bequeme Straße, die hier das Maulthier entbehrlich macht und selbst dem dickbeleibtesten Staatshämorrhoidarius, wie der behäbigen Hausfrau, welche die Fußtouren nicht gewohnt ist, die einladende Gelegenheit bietet, einmal eine vergnügliche Tour in jenes erhabene Reich zu machen, das bislang so ziemlich unbestritten das Eigenthum der Gemsen war, über deren Heerden beutelustig der Adler seine majestätischen Kreise zog.

Die neue Furkastraße eröffnet eine für den Verkehr nicht minder als für strategische Eventualitäten wichtige Verbindung zwischen dem Kanton Uri und Wallis. Von allen schweizerischen Poststraßen ist sie wohl die schönste und interessanteste und nächst dem Stilfser Joch die höchste in Europa, indem sie 2436 Metres über dem Meere erhaben ist.

Bei Hospital (Uri) verläßt sie die Gotthardstraße, läuft von da in fast unmerkbarer Steigung nach Realp hin, wo der Freund der Romantik bei dem ehrwürdigen Kapuzinerpater Arsenius ein gutes Glas Wein findet, wenn er es prosaischerweise nicht vorzieht, in dem einzigen Gasthof des kleinen Dorfes sich für die Weiterreise durch vortrefflichen Urseren-Käs und perlenden Italiener zu stärken. Von Realp zieht sich die neue Straße in weitgespannten Windungen bis unter den Galengletscher hin, führt an dem blendendweißen Galenstock vorbei und steigt in ziemlich gerader Richtung aufwärts bis zum Furkawirthshaus, wo sich dem überraschten Blick das Finsteraarhorn in seiner überwältigenden Herrlichkeit darbietet.

Steigt man westwärts gegen Wallis hinunter, so wird man nicht müde im Anschauen der Wunder der Alpenwelt, die sich hier in viel glänzenderem Reichthum entfaltet als auf der Ostseite der Furka. Das Weißhorn, das in neuerer Zeit so oft genannte Wetterhorn, der Monterosa — sie zeigen sich uns in ihrer imposanten, still ernsten Größe, in ihrem demantblitzenden Schmucke, so schön, so rein, als seien sie eben erst aus der Hand des ewigen Baumeisters der Welten hervorgegangen. Und welche Wandlungen haben sich nicht zu ihren Füßen ereignet, welche Stürme sind nicht schon über ihre Häupter gezogen! In der gleichen unerschütterlichen Schöne standen sie schon längst da, als die Pharaonen am Nil die Pyramiden erbauten, sie sahen Hannibal in ihrer Nachbarschaft über die Alpen steigen, den Wachsthum und den Untergang des römischen Reiches, das Toben der großen Völkerwanderung, das Aufblühen der Alpenrepublik und werden gewiß auch bald die Freude erleben, bei ihrem Morgenblick über den Rhein ein einiges und starkes Deutschland zu sehen!

Die prächtigste Partie der Furkastraße ist diejenige, die neben dem großartigen Rhonegletscher hinläuft, den man bald in grausiger Tiefe unter sich erblickt, bald hart mit seinen silbernen Zacken zur Seite hat, bis man endlich am Fuße des Gletschers das Gasthaus „Rhonegletscher" erreicht, um von hier durch einen malerischen Engpaß in das Wallis einzubiegen. Die größte Steigung der Straße beträgt neun Prozent. Ihr Bau wurde nach dem Plane und unter der persönlichen Leitung des Ingenieurs Liebrecht aus Schwyz ausgeführt. Die Kosten trugen theils die Eidgenossenschaft, theils die bei dem Unternehmen zunächst betheiligten Kantone.

Die Furkastraße ist eine werthvolle Bereicherung der schweizerischen Kulturgeschichte. Wenn Volksbildung Volksbefreiung heißt, so heißt Straßenbau Beförderung der Volkswohlfahrt.



Der Arzt entdeckt Blausäure in dem Fläschchen. (S. 216.)

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von E. Braddon.

(Fortsetzung.)

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Mehrere Minuten lang blieb Rupert Goodwin mit dem Medaillon in der Hand stehen und betrachtete das Gesicht seines Opfers. Im ersten Momente war er völlig betäubt; der Schlag traf ihn so plötzlich und unerwartet, daß er Zeit brauchte, um sich zu sammeln und zu überlegen.

Wie kam Harley Westford's Porträt an diesen Ort und in den Besitz des Schützlings seiner Tochter? Er sann nach und begann endlich die Papiere zu untersuchen, in der Hoffnung, daß sie ihm Aufschluß geben würden. Schon der erste Brief, den er öffnete, enthüllte ihm die ganze Wahrheit. Es war das Schreiben, welches Lionel auf der Post in Hertford von seiner Mutter vorgefunden, und worin Letztere ihm ihre Begegnung mit Gilbert Thornleigh, sowie das seltsame Verschwinden ihres Gatten mitgetheilt hatte. Rupert Goodwin sank auf den nächsten Stuhl, das schreckliche Papier in seinen krampfhaft geschlossenen Händen haltend. „Sie sind mir auf der Spur," murmelte er, während Todesangst seine Brust zusammenschnürte, „sie sind mir auf der Spur. Wie soll ich ihnen entgehen?" Sein Blick richtete sich finster auf das Bett und den bewußtlosen Kranken. „Ich muß noch weiter gehen," fügte er ruhiger hinzu; „kein anderes Mittel bleibt mir." Er steckte den Brief in seine Brusttasche, legte den Kopf in die Hände und begann zu überlegen. Als er sich wieder aufrichtete, lag in seinen Zügen der Ausdruck fester Entschlossenheit. „Sein Sohn!" murmelte er. „Sein Sohn! . . . Daher die Aehnlichkeit, die mich schaudern machte. Aber noch ist mir Alles unerklärlich. Auf welche Weise hat er das Geheimniß des Kellers entdeckt? Ist er in der Absicht hierher gekommen um der Sache nachzuspüren? Nein, das kann nicht sein, denn der Brief seiner Mutter ist erst vor zwei Tagen geschrieben worden, als der erste Verdacht erwacht war. Gleichviel! Ich werde mir nicht den Kopf mit diesen Dingen zerbrechen, sondern will handeln. Sie sind auf meiner Spur, und nur durch schnelles Handeln kann ich mich retten. Soll ich entfliehen? . . . Nein, gewiß nicht, so lange mir noch ein zollbreit fester Grund in diesem Ozean von Gefahren bleibt! Dieser junge Mann und Kaleb sind auf irgend eine Weise hinter mein Geheimniß gekommen, aber sie haben mich noch nicht; bisher haben sie nur in Fieberphantasien davon gesprochen. Die Zunge muß ihnen gelähmt werden!"

Während dieser Betrachtungen war die Haushälterin zurückgekommen. „Ihr könnt jetzt Euren Platz wieder bei dem Kranken einnehmen " sagte er, „es hat sich keine Veränderung in seinem Zustande gezeigt. Ich werde so lange im Schlosse bleiben, bis der junge Mann außer Gefahr ist, und von Zeit zu Zeit hierher kommen, um zu sehen, wie es mit ihm geht. Mein Schlaf ist sehr leicht und unterbrochen; deßhalb kann ich auch dann und wann in der Nacht kommen." — „Es ist außerordentlich gütig von Ihnen, daß Sie so viel Theilnahme für den armen jungen Mann zeigen," bemerkte die Haushälterin. — „Es ist nicht mehr als natürlich, die Menschlichkeit macht es mir zur Pflicht," erwiederte der Bankier trocken. „Apropos, Ihr habet hier eine lange Nacht-

wache, aber Ihr werdet hoffentlich munter bleiben?" — „O, ganz gewiß!" — „Ihr genießet doch Etwas, um den Schlaf zu vertreiben?" — „O ja. Ich habe so eben eine Tasse recht starken Thee getrunken, und werde später noch eine trinken." — „Thee ist nicht das rechte Mittel; Ihr solltet Kaffee trinken." — „Ist Kaffee zweckmäßiger als Thee?" — „Viel zweckmäßiger. Ich werde Euch eine Tasse starken Kaffee von dem meinigen schicken." — „Nun ja, wenn Sie so gut sein wollen, mir eine Tasse zu schicken, so werde ich sie trinken."

Der Bankier begab sich in sein Zimmer, um die Reisekleider abzulegen und sein Gesicht in kaltem Wasser zu baden. Dann stieg er zu dem Speisezimmer hinab, wo Julia bereits seiner wartete.

Nach dem Essen zogen sich die Damen in ein Nebengemach zurück, während der Bankier allein am Tische sitzen blieb. Dorthin wurde ihm der Kaffee gebracht. Nachdem der Bediente das silberne Geschirr vor ihn hingestellt hatte, entfernte er sich wieder. Allein Rupert Goodwin schellte und trug dem zurückkehrenden Diener auf, ihm noch eine Tasse Kaffee zu bringen. „Ich will der alten Beckson eine Tasse von meinem Kaffee schicken," sagte er, „denn starker Kaffee ist das beste Mittel, um sich wach zu erhalten." Als jedoch der Bediente mit der Tasse zurückkam, bemerkte der Bankier: „Du brauchst nicht zu warten, ich werde den Kaffee der alten Beckson in das Krankenzimmer selbst hinauftragen." Der Diener wunderte sich, daß ein so stolzer Mann, wie Rupert Goodwin war, sich herabließ, den Kaffee eigenhändig seiner Haushälterin zu bringen; aber er würde sich wahrscheinlich über das Benehmen des Bankiers nicht mehr gewundert haben, wenn er gesehen hätte, wie derselbe nach seiner Entfernung ein kleines Glasfläschchen aus der Westentasche zog und mehrere Tropfen einer schwärzlichen Flüssigkeit in eine der beiden mit Kaffee gefüllten Tassen schüttete. Das Fläschchen hatte der Bankier aus einem Schranke in seinem Schlafzimmer genommen, ehe er vor dem Essen in den Speisesaal gegangen war, und die Flüssigkeit, welche dasselbe enthielt, war Laudanum. Der Kaffee war sehr stark und durch Zucker sehr süß gemacht, so daß der bittere Geschmack des Laudanum nicht durchdringen konnte. Der Bankier kostete einige Tropfen und murmelte: „Nein, ich glaube nicht, daß sie etwas Fremdartiges an dem Kaffee schmecken wird." Dann nahm er die Tasse und trug sie in das Krankenzimmer hinauf. „Hier, meine gute Beckson," sagte er, „trinket diesen Kaffee, dann werdet Ihr gewiß nicht einschlafen."

Die alte Frau war schon so müde geworden, daß sie den Kopf häufig auf die Brust hatte sinken lassen, ehe er kam; aber sie gab sich alle Mühe, munter zu erscheinen, als sie die Tasse aus den Händen ihres Herrn empfing. Rupert Goodwin verließ sie hierauf und begab sich in sein Bibliothekzimmer, das von ihm ausschließlich benützte Gemach, wo er die Schlüssel zum nördlichen Flügel des Gebäudes in einer stets verschlossenen eisernen Küste aufbewahrte. Diese öffnete er jetzt. Die Schlüssel lagen an der gewöhnlichen Stelle, und der Staub von vielen Monaten hatte sich auf ihnen gesammelt; sie waren also unberührt geblieben. Rupert vermochte sich nicht die Entdeckung seines Verbrechens durch Lionel Westford zu erklären. „Auf welche Weise," murmelte er, „mag es ihm gelungen sein, hinter mein Geheimniß zu kommen?" Länger über diese Frage nachzudenken, wagte er nicht, denn sein sonst so scharfer Verstand wurde dabei von völliger Betäubung ergriffen, ohne eine Lösung des Räthsels finden zu können. Er ging nach dem Salon, wo sich seine Tochter und Mrs. Melville befanden. Die Wittwe arbeitete an Juliens Stickerei, während das junge Mädchen ein offenes Buch in der Hand hielt, ohne jedoch einen Buchstaben darin zu lesen. „Julia," sagte der Bankier, „ich bin von der Reise sehr ermüdet und mißgestimmt durch die fatale Erkrankung Deines Schützlings; ich will mich deßhalb jetzt gleich in's Bett legen und rathe Dir, dasselbe zu thun, denn Du wirst auch von diesem traurigen Falle sehr angegriffen sein." — „Ja, Papa," erwiederte Julia, ohne die Augen vom Buche aufzuschlagen, „ich werde auch früh zu Bett gehen." — „Gute Nacht, mein liebes Kind." — „Gute Nacht, Papa." Julia stand von ihrem Sitze auf, und der Bankier küßte die Stirn seiner Tochter. Dann verließ er das Zimmer. Wenige Minuten später legte Julia ihr Buch mit einem Seufzer bei Seite. „Ich bin auch sehr ermüdet," sagte sie. „Gute Nacht, liebe Mrs. Melville." — „Gute Nacht, mein liebes Kind. Sie sehen blaß aus, die fatale Angelegenheit hat Sie heftig angegriffen." Julia war froh, den theilnehmenden Aeußerungen von Seiten Mrs. Melville's entgehen zu können, und begab sich in ihr Schlafzimmer, welches in geringer Entfernung von Lionel's Gemache belegen war. Sie schickte ihr Kammermädchen fort, legte ihr seidenes Kleid ab und zog ein gewöhnlicheres an; denn obgleich sie Mrs. Melville gesagt hatte, daß sie sehr ermüdet sei, empfand sie in Wahrheit nicht die geringste Neigung zum Schlaf, da ihre Nerven auf das Höchste angespannt waren. Sie öffnete das Fenster, aber selbst die kalte Nachtluft vermochte nicht ihre heiße Stirn zu kühlen. Jetzt, wo sie sich allein befand und sich ihren Empfindungen ungestört hingeben konnte, lehnte sie den Kopf an das Fensterkreuz und begann heftig zu schluchzen. „Ich liebe ihn," murmelte sie, „und kann seine Leiden doch nicht mildern; nicht einmal erkundigen darf ich mich, wie es mit ihm geht." Lange Zeit blieb sie am Fenster stehen und blickte in die dunkle Sommernacht hinaus. Endlich setzte sie sich an einen Tisch, auf dem Bücher und Zeitungen in verschiedenen Sprachen lagen, und versuchte zu lesen. Ein Buch in der Hand haltend, blieb sie längere Zeit sitzen, blickte auf die Zeilen und wandte sogar von Zeit zu Zeit die Blätter um, vermochte aber nicht die entfernteste Aufmerksamkeit auf den Inhalt zu heften. Sie dachte nur an Lionel's gefährlichen Zustand und an das, was der Arzt gesagt hatte, daß er eine verzweifelte Handlung gegen sich selbst verüben könne, wenn er nicht aufmerksam bewacht werde. Unbeschreiblich war die Angst, welche diese Idee ihr einflößte, und sie wuchs in der Stille der Nacht von Minute zu Minute.

Die Glocke schlug elf, halb zwölf und Mitternacht, und Julia wurde noch immer davon gepeinigt. Grauenvolle Bilder stiegen vor ihr auf. Die Wärter hatten den Kranken vernachlässigt, und sie sah ihn mit einer tiefen Wunde in der Brust, mit Blut bedeckt und sterbend auf dem Bett liegen. Endlich wurde ihr Zustand unerträglich; sie warf das Buch bei Seite und schritt im Zimmer auf und ab. Da schlug es ein Viertel auf ein Uhr. „Diese Ungewißheit tödtet mich!" rief sie. „Auf jede Gefahr hin, selbst wenn ich mich dem Vorwurfe aussetze, die Rücksichten verletzt zu haben, welche die Sitte mir auferlegt, will ich wissen, ob er in guter Obhut ist. Ein Blick in sein Zimmer wird mir sagen, ob die Haushälterin wacht. Sobald ich die Gewißheit habe, daß die Wärter ihre Schuldigkeit erfüllen, werde ich den Gedanken seines Leidens ruhiger ertragen können." Sie öffnete die Thür und sah in den Korridor hinaus. Stille und Dunkelheit herrschten dort. Ohne Zweifel lag das ganze Haus, mit einziger Ausnahme der bei dem Kranken befindlichen Wärterin, in tiefem Schlummer. Schnell hüllte sie sich in ein Tuch und eilte leisen Schrittes den Korridor entlang, öffnete die Thür von Lionel's Zimmer und schaute hinein. Der erste Blick sagte ihr, daß ihre Befürchtungen nicht ganz ohne Grund gewesen waren.

Die alte Haushälterin saß fest schlafend auf ihrem Stuhle am Bett, und kein anderer Dienstbote befand sich in der Stube. Auch der Kranke schlief. Er lag regungslos ausgestreckt auf dem Bett und hatte das Gesicht nach der Thüre gerichtet, durch welche Julia eingetreten war. Auf der anderen Seite des Bettes waren die schweren Damastvorhänge, der alten Sitte gemäß, fest zugezogen.

Julia näherte sich, in der Absicht, die Haushälterin zu wecken; allein in demselben Augenblick vernahm sie das Geräusch von Schritten in dem Korridor. Ihr erster Gedanke war der, sich zu verbergen, denn sie durfte im Zimmer nicht gesehen werden, weil dadurch nothwendig ihre große Theilnahme für den Kranken verrathen werden mußte. Da ihr auch keine Zeit blieb zu überlegen, so folgte sie dieser ersten Regung und trat hinter das Bett, dessen Vorhänge sie vollständig verdeckten, und wo sie durch eine schmale Oeffnung derselben Alles beobachten konnte, was im Zimmer vorging. Die Schritte, augenscheinlich Manneschritte, kamen näher, die Thür des Gemachs wurde vorsichtig geöffnet, und Rupert Goodwin trat ein. Julia war nicht sehr erstaunt über das Erscheinen ihres Vaters in so später Stunde, denn nichts schien ihr natürlicher, als daß er Besorgniß um den kranken jungen Mann in seinem Hause hegen mußte. Sie glaubte, er werde sogleich die

Haushälterin wecken und ihr Vorwürfe darüber machen, daß sie ihre Pflicht vernachlässigt und sich dem Schlafe überlassen habe. Allein zu Juliens großem Erstaunen beachtete er die schlummernde Frau gar nicht, ging an derselben vorüber und beugte sich mit sinnender Miene über den Kranken. Vater und Tochter standen einander gegenüber, so daß Julia deutlich den Ausdruck tiefen Hasses in seinem Gesichte erkennen konnte. Sie bebte davor zurück und fühlte sich von einem plötzlichen, unerklärlichen Schrecken ergriffen. Rupert Goodwin hielt ein Wachslicht in der Hand, dessen voller Schein auf sein finsteres Gesicht fiel. Julia starrte ihn regungslos aus ihrem Versteck an, während er das Licht vor den Augen des schlummernden Kranken hin und her bewegte. Letzterer wurde nicht davon erweckt, und der Bankier wandte sich hierauf nach der Haushälterin um, die er gleichfalls scharf beobachtete. Juliens Staunen über dieses Benehmen ihres Vaters war unbeschreiblich; sie vermochte sich dasselbe nicht zu erklären. Rupert Goodwin näherte sich sodann dem Tische, auf dem die Arzneien standen. Es befanden sich hier zwei Flaschen, von denen die kleinere nur noch wenig enthielt, die andere aber fast ganz voll war. Er nahm die erstere, zog den Pfropfen heraus und roch an der Mixtur. Es war eine Arznei, die der Kranke am nächsten Morgen sogleich beim Erwachen nehmen sollte und die eben so farblos wie Wasser war. Dann nahm er aus seiner Westentasche eine ganz kleine Phiole hervor, zog den Pfropfen mit den Zähnen heraus und goß langsam mehrere Tropfen einer ebenfalls farblosen Flüssigkeit aus der Phiole in die Arzneiflasche. Nachdem dieß geschehen war, betrachtete er den Schläfer mit einem, wie es seiner Tochter erschien, teuflischen Lächeln und verließ das Zimmer.

Der Zweck, welcher ihn dahin geführt hatte, war also erreicht. Konnte Julia daran zweifeln, daß er von entsetzlicher Art war? Sie zitterte am ganzen Körper und empfand einen brennenden Schmerz im Herzen, denn sie liebte ihren Vater innig, aber mußte ihn für einen Giftmischer halten, der in der Stille der Nacht sein schwarzes Werk verrichtete! Jedenfalls ließ seine Handlungsweise keine andere Deutung zu. „Ist es möglich?" dachte das junge Mädchen, von namenlosem Schrecken ergriffen, während es seine Hände auf die Stirn drückte, um Fassung zu gewinnen. „Bin ich wahnsinnig, oder im Traume? Kann es möglich sein, was ich gesehen habe? . . . Ja, es ist leider zu wahr," fügte sie murmelnd hinzu, „nur zu wahr!" Der Gesichtsausdruck ihres Vaters hatte ihr mehr gesagt, als alle seine Handlungen; sie hatte den tödtlichsten Haß darin gesehen. „O, mein Gott!" dachte Julia. „Ich habe gehört, daß Leute zuweilen plötzlich vom Wahnsinn ergriffen und vom Teufel zur Begehung irgend eines Verbrechens getrieben worden sind, — so muß es meinem Vater ergangen sein!"

An diesen Gedanken, an diese letzte Hoffnung klammerte sich das arme Mädchen. Sie wollte lieber ihren Vater für wahnsinnig, als für einen kalten und überlegten Bösewicht halten.

Leise und geräuschlos schlich sie aus dem Versteck hervor bis an den Tisch, auf dem die Arzneifläschchen standen. Sie betrachtete die Haushälterin und fürchtete sie jeden Augenblick erwachen zu sehen; allein die alte Frau lag in einem tiefen Schlafe, den das im Kaffee enthaltene narkotische Gift erzeugt hatte. Julia ergriff die Flasche und schaute angstvoll um sich. Sie suchte nach einer leeren Flasche und fand endlich eine solche auf dem Kaminsimse. In diese schüttete sie den Inhalt der anderen Flasche, in die ihr Vater jenen Zusatz aus seiner Phiole gegossen hatte. Dann füllte sie die entleerte Flasche mit reinem Wasser aus einer in der Nähe stehenden Karaffe, und steckte das die giftige Flüssigkeit enthaltende Fläschchen ein, worauf sie leisen Schrittes das Zimmer verließ.

Die ganze übrige Nacht hindurch saß Julia am Fenster und starrte in den gestirnten Himmel hinaus. Ein Stern nach dem anderen verschwand vor dem aufdämmernden Tageslichte, aber sie blieb, wie vom Schreck zu Stein geworden, auf ihrem Platze, ohne das Bewußtsein zu verlieren. Um sieben Uhr endlich begab sie sich in ihr Schlafzimmer, wo sie die Kissen ihres Bettes in Unordnung brachte, damit das Kammermädchen nicht bemerkte, daß sie die ganze Nacht außerhalb des Bettes zugebracht hatte. Dann schloß sie das mitgebrachte Giftfläschchen in ihr Pult ein und begann sich sorgsam anzukleiden. Um halb acht Uhr kam ihr Kammermädchen. „Nun, Susanne," sagte Julia mit völliger Gelassenheit, „hast Du vielleicht gehört, wie sich der Kranke befindet?" — „Ja, Miß Goodwin," erwiederte das Mädchen, „sein Zustand soll noch ganz derselbe sein wie gestern, denn er phantasirt fortwährend und ist im Ganzen nur etwas ruhiger geworden. Die arme Beckson ist heut ganz trostlos; sie ist nämlich eingeschlummert, hat die ganze Nacht durch geschlafen, und ist diesen Morgen mit sehr heftigem Kopfweh erwacht. Glücklicher Weise hat sich der Kranke ganz ruhig verhalten so daß kein Unglück daraus entstanden ist." Julia fühlte sich von einem Schauder bei dem Gedanken überlaufen, welche entsetzlichen Folgen das Entschlummern der Wärterin hätte haben können, wenn die Vorsehung nicht das vom Bankier auserlesene Opfer beschützt hätte.

Als es neun Uhr schlug, begab sie sich zum Frühstück in das Speisezimmer hinab. Mit Gewißheit erwartete sie, daß ihr Vater nicht dort sein, oder, wenn er erscheine, die unverkennbaren Zeichen des Wahnsinns an sich tragen werde; allein zu ihren großen Erstaunen sah sie ihn ganz ruhig an dem elegant gedeckten Tische sitzen und sogar die offene Bibel in der Hand halten. Es war in der That schrecklich! Der Giftmischer schickte sich an, seinen versammelten Dienstboten die heilige Schrift vorzulesen, so wie er gewohnt war, es jeden Morgen zu thun, wenn er sich auf dem Landhause befand.

Julia starrte ihn verwundert an. Als er zu lesen begann, sanken sämmtliche Dienstboten auf die Kniee, und er ebenfalls. Vor dieser Heuchelei empörte sich das Gefühl des jungen Mädchens; sie stand auf, trat an ein Fenster und blickte hinaus, während ihr Vater die Morgengebete las und den Segen des Himmels für sich und die Seinigen erflehte. Nach Beendigung des Gebetes und nachdem sämmtliche Dienstboten das Zimmer verlassen hatten, näherte sich Rupert Goodwin seiner Tochter, welche noch am offenen Fenster stand, und fragte, von einer dunkeln Ahnung ergriffen: „Weßhalb hast Du Dich heute nicht unserem Gebete angeschlossen?" Julia wandte sich nach ihm um und richtete ihre schwarzen Augen mit fast schrecklichen Blicken auf das leichenblasse Gesicht des Vaters. „Ich konnte heute nicht knien und nicht beten," erwiederte sie mit zitternder, gebrochener Stimme; „ich konnte den Segen des Himmels weder auf dieses Haus, noch auf Dich . . ." Sie beobachtete ihren Vater bei diesen letzten Worten sehr aufmerksam. Er war, wie gesagt, zwar blaß, aber besaß noch Fassung genug, um alle anderen Zeichen seines bösen Gewissens verbergen zu können. „Weßhalb, Julia?" fragte er kaltblütig. — „O. mein unglücklicher Vater, kannst Du den Grund nicht errathen?" rief das arme Mädchen, unfähig, ihre Gefühle zu verbergen.

Der Bankier betrachtete sie mit finsterer Miene. Er liebte zwar seine Tochter innig, aber mochte weder von ihr, noch von irgend einem menschlichen Wesen einen Vorwurf ertragen. Stolz sich aufrichtend, fragte er mit verächtlicher Miene: „Bist Du toll geworden, Julia? Woher kommen diese lächerlichen Einfälle? Was sollen diese hochtrabenden Worte bedeuten?" — „O, Vater, Vater, wollte Gott, daß ich Dir Unrecht thäte!" rief sie, in Thränen ausbrechend, und entfloh, ehe er weitere Fragen an sie richten konnte.

Die widerstreitendsten Empfindungen kämpften in ihrer Brust, aber durch alle schimmerte noch ein ferner Hoffnungsstrahl. Sie konnte, sie wollte nicht glauben, daß ihr Vater, den sie so innig liebte, wirklich eine mörderische Absicht gehabt habe, wirklich ein so verworfener Mensch sei. „Es ist zu schrecklich, zu schrecklich", murmelte sie, nachdem sie in ihrem Zimmer Zuflucht gefunden, sich auf das Bett geworfen und das Gesicht in den Händen geborgen hatte, „einen Vater verabscheuen zu müssen, den ich so innig geliebt habe! Und dennoch kann ich nur Abscheu gegen einen Mörder empfinden, der bei nächtlicher Stille wie eine Schlange umherschleicht und erbarmungslos den Schlummernden oder den des Bewußtseins Beraubten den Tod gibt." Die Angst des armen Mädchens war grenzenlos. Ihr reines Herz konnte das Verbrechen nur verabscheuen, aber dennoch liebte sie ihren Vater und dachte mit Entsetzen an die Gefahren, welche ihn bedrohten, wenn sein verbrecherischer Versuch bekannt wurde. „Ich muß Gewißheit haben," sagte sie zu sich, „von welcher Art die Flüssigkeit ist, die er in die Arznei des Kranken gemischt hat. Vielleicht ist sie von ganz

unschädlicher Art. O welches Glück, welcher Trost wäre es in meinem schweren Leiden! Und doch kann ich es kaum hoffen. Den Blick, mit dem mein Vater mich heute betrachtete, werde ich nie vergessen; es war der eines Mörders!"

Während Julia sich ihrem Kummer hingab, schritt der Bankier, gepeinigt von einer entsetzlichen, ihm bis dahin unbekannten Furcht, im Speisesaale auf und ab. Das Benehmen seiner Tochter hatte ihn auf höchst schmerzliche Weise berührt. „Sollte sie Verdacht hegen?" sagte er zu sich. „Bah, das ist unmöglich! In der Brust einer unschuldigen, liebenden Tochter kann gegen den Vater kein Verdacht entstehen." Er überdachte noch einmal Alles, was er in der vergangenen Nacht gethan hatte, aber konnte keinen Fehler, kein Versehen darin entdecken. Es war reiflich überlegt und zu einer Zeit glücklich ausgeführt worden, in der seine Tochter jedenfalls in ihrem Zimmer fest geschlafen hatte. Sie konnte daher nichts wissen. „Jetzt ist mir Alles klar," dachte er. „Sie hat sich in diesen jungen Mann verliebt, der ihr seinen wahren Namen entdeckt und erzählt hat, welche Leiden ich seiner Mutter bereitet habe."

Etwas beruhigt durch diesen Gedanken, schritt Rupert Goodwin in dem weiten Saale hin und her und erwartete jeden Augenblick, daß sich die Thür öffnen und ein Diener mit der Anzeige von Lionel Westford's Tode erscheinen werde. Allein die Thür wurde nicht geöffnet und Niemand kam. Das vortreffliche Frühstück mit seinen Delikatessen blieb unberührt stehen, denn mit angstvoller Spannung wartete der Bankier von Minute zu Minute; doch vergebens, obgleich die Stunde, in der Lionel die Arznei hatte nehmen müssen, längst vorüber war. Endlich vermochte er diese Ungewißheit nicht länger zu ertragen; er verließ den Saal, stieg die Treppe hinauf und schritt nach dem Krankenzimmer.

Hier erwartete er das Gesicht einer Leiche auf dem Bett liegen zu sehen und das Sterbezimmer, wie es üblich ist, verdunkelt zu finden; allein die Vorhänge waren nicht verschlossen, die Fenster standen offen, und eine frische Morgenluft drang in das Gemach, während Lionel auf dem Bett lag und die Augen starr auf die Thür gerichtet hielt. Als der Bankier eintrat, erhob er sich etwas, heftete seinen glühenden Blick auf den Letzteren und rief, mit dem Finger auf ihn deutend: „Der Mörder meines Vaters! — Rupert Goodwin, — der Mörder meines Vaters!" Die Haushälterin saß neben dem Bett. Sie hatte eine Tasse starken Thee genossen, und sich von den Wirkungen des narkotischen Getränkes, welches der Bankier ihr gereicht, etwas erholt, aber litt noch an heftigem Kopfweh und starker Betäubung.

Rupert Goodwin's Erstaunen war unbegrenzt, als er sein Opfer noch lebend und kräftig genug fand, ihn des Verbrechens anzuklagen. Er warf einen Blick auf die Arzneiflaschen und sah, daß diejenige, in die er das Gift gegossen hatte, leer war. „Wer hat dem Kranken die Arznei gereicht?" fragte er. — „Ich!" erwiederte die Haushälterin. — „Er hat sie ruhig genommen?" — „O ja, ganz ruhig. Seiner heftigen Phantasien ungeachtet weigert er sich nie, die Arzneien zu nehmen." — „Es ist auch nichts davon verschüttet worden?" — „Nein, kein Tropfen."

Der Bankier betrachtete die Haushälterin aufmerksam und überzeugte sich, daß sie die Wahrheit sprach. Bei ihr war also noch kein Verdacht entstanden, von dieser Seite konnte er ruhig sein. Aber wie kam es, daß das Gift ohne Wirkung geblieben war? Von Natur war es außerordentlich stark, und er hatte, wie er wußte, bei der Anwendung kein Versehen begangen. Die Sache blieb ihm unerklärlich. Er verließ das Zimmer, denn es war ihm unmöglich, sich noch länger als Mörder anklagen zu hören. Für jetzt konnte natürlich eine solche Beschuldigung nur als das Erzeugniß eines kranken Gehirns gelten. Aber wie, wenn die Dienstboten allmälig daran zu glauben begannen und Nachforschungen anstellten? Bei diesem Gedanken wurde es dunkel vor Rupert Goodwin's Augen. Es war ihm, als sei er von einem Netze umgeben, das sich langsam, aber sicher, immer mehr und mehr um ihn zusammenzog, so daß kein Entkommen möglich war. „Ich muß diesen Menschen nach einem anderen Orte schaffen lassen," sagte er zu sich, als er in seinem Zimmer wieder allein war. „Die Vergiftung ist fehlgeschlagen, ich muß zu anderen Mitteln greifen, zu weniger tödtlichen und gefährlichen, aber desto sichereren. Es fällt mir ein Plan ein, der wohl geeignet sein dürfte, dem jungen Manne den Mund so fest zu verschließen, als wenn er den ewigen Schlaf schliefe."

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Gegen Mittag kam der Arzt, um den Kranken zu besuchen. Als er das Zimmer wieder verließ, begegnete er Julien, welche an der Thür ihres Gemaches seiner wartete. Sie winkte ihm einzutreten. Auf einem Tische stand eine kleine Staffelei, mit einem offenen Farbenkasten, einer Palette und mehreren Pinseln, wie wenn sie mit Malen beschäftigt wäre. Unter den Farben und Pinseln stand ein kleines Fläschchen, welches eine farblose Flüssigkeit enthielt.

„Guten Tag, Mr. Granger," sagte Julia, „wie geht es mit dem Kranken?" Diese Worte sprach sie so ruhig und gelassen, daß sich nicht die geringste innere Bewegung an ihr verrieth, und daß die Frage nur aus natürlicher Theilnahme zu entspringen schien. Der Arzt zuckte die Achseln. „Ich kann nicht sagen," erwiederte er, „daß irgend eine Veränderung eingetreten sei, weder eine gute, noch eine nachtheilige. Der Fall ist von eigenthümlicher Art, Miß Goodwin; der Geist des Kranken scheint mehr zu leiden, als der Körper. Ich wollte so eben mit Ihrem Vater sprechen und ihm den Vorschlag machen, noch einen Arzt zuzuziehen; denn ich muß gestehen, daß dieser Fall über meine Erfahrungen hinausgeht. Der Geist des jungen Mannes ist furchtbar angegriffen; es hat sich in seinem Gehirn eine fixe Idee festgesetzt." — „Was für eine Idee?" — „O, eine schreckliche Idee! Die Vorstellung von einem Meuchelmorde beschäftigt ihn, die er in seinen wirren Reden unglücklicher Weise fortwährend mit dem Namen Ihres Vaters in Verbindung bringt. Natürlich ist auf solche Fieberphantasien nichts zu geben. Adieu, Miß Goodwin!" — „Bitte, noch einen Augenblick, Mr. Granger!" versetzte Julia. „Ich möchte Sie um Ihren Rath in einer Sache ersuchen." — „Ich stehe Ihnen mit Vergnügen zu Diensten." — „Es betrifft einen ganz unwichtigen Gegenstand. Als ich vor einigen Wochen in London war, wurde mir ein gewisses Wasser zum Gebrauche bei der Auflösung meiner Farben empfohlen. Es hat die Wirkung, ihnen einen ganz besondern Glanz zu geben. Allein der Verkäufer rieth mir, es mit großer Vorsicht zu benutzen, weil es giftige Stoffe enthalte. Ich bin nun thöricht genug, mich in Folge dieser Warnung vor der Anwendung dieses Wassers zu scheuen, und möchte Sie deßhalb bitten, mir zu sagen, ob es wirklich Gift enthält." Sie legte das Fläschchen in die Hand des Arztes, welcher es öffnete und an der Flüssigkeit roch. „Ob es Gift ist?" rief er. „Gewiß ist es das! Diese Flüssigkeit enthält eine sehr starke Quantität Blausäure. Ein solches Mittel sollte öffentlich nie verkauft werden, wenn es auch den Farben eine noch so schöne Frische verleiht, was ich übrigens nicht glauben kann." Julia wurde bleich, selbst ihre Lippen entfärbten sich. „Blausäure ist darin enthalten?" fragte sie. — „Ganz zuverlässig, Miß Goodwin. Sie brauchen sich jedoch nicht zu fürchten, denn so lange die Flüssigkeit nicht die Lippen berührt, bringt sie keine Gefahr. Wenn Sie es wünschen, will ich dieselbe mit nach Hause nehmen und noch genauer untersuchen." — „O nein, nein," rief Julia, die Flasche eiligst zurücknehmend, „es ist durchaus nicht nöthig!" — „Aber ich würde Ihnen rathen, das Wasser fortzuschütten." Julia trat an das Fenster und goß die Flüssigkeit auf die Erde eines dort stehenden Blumentopfes. „Sind Sie jetzt beruhigt?" fragte sie mit einem Lächeln, das ihr eine furchtbare Anstrengung kostete. — „Vollkommen!" versetzte der Arzt. „Leben Sie wohl!" Er verließ das Zimmer. Sobald die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, sank Julia auf die Kniee, erhob ihre Hände und richtete ihre thränenschweren Augen gen Himmel, indem sie rief: „Allgütiger Gott, erbarme Dich meiner, denn jetzt weiß ich Alles! Mein Vater ist ein Mörder! Jetzt weiß ich Alles! Die Phantasien des Kranken, die furchtbaren Anklagen, — Alles ist mir klar! Sie beziehen sich auf ein gräßliches Ereigniß, und um den Mund des Anklägers zu schließen, wollte mein Vater ein Giftmischer werden!"

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von $1^1/_2$ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 19.

Stuttgart, 1866.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Der Fels der Johanniter.

Malta.

Von

Heinrich Handel.

Großbritannien umspannt mit seinen Polypenarmen den Erdball. Wo ein hervorragender Punkt, ein wichtiges Vorgebirg, eine strategisch ausgezeichnete Insel zu besetzen war, da hat der Brite auch schon festen Fuß gefaßt — gleichviel ob er dort etwas zu suchen hatte oder nicht. In Europa hat er sich in Helgoland vor unsere deutschen Häfen gepflanzt, er hat Gibraltar zu einer uneinnehmbaren Felsenfeste umgeschaffen, und ist somit den Spaniern ein Dorn im Auge; er hält auch Malta besetzt, das seiner ganzen natürlichen Lage nach zu Sizilien gehört. Die produktenarme Felseninsel mit der großen, thatenreichen Geschichte dient den Engländern nicht zur Bereicherung, sie ist nur eine feste Station für das Mittelmeergeschwader, das wegen der immer noch ungelösten orientalischen Fragen hier versammelt bleibt, und das den Ueberlandweg nach Indien, beziehentlich die Thätigkeit der Franzosen am Suezkanal, zu überwachen hat.

Die ältesten Nachrichten über die Insel finden wir bei Diodor von Sizilien; er nennt sie Molite, rühmt die vorzüglichen Häfen und reichen Einwohner und erwähnt ihre frühzeitige Besiedelung durch die Phönizier. Der Wohlstand der Insel nahm durch günstige Handelsspekulationen immer mehr und mehr zu, so daß die habsüchtigen Römer ihre Augen auf dieselbe warfen und sie unter dem Konsul Titus Sempronius eroberten.

Auf die Römer folgten die Gothen. Sie hatten Italien und Sizilien mit Krieg überzogen, Karthago geplündert und Malta im Jahre 506 besetzt. Nach siebenunddreißigjähriger Herrschaft vertrieb sie Belisar, der die Insel dem byzantinischen Kaiserreiche



Ansicht von Malta. Von C. Girardet.

unterwarf, bei dem sie nun über 300 Jahre verblieb. Dann traten Araber auf den Schauplatz (879), und bis auf den heutigen Tag haben sich noch deutliche Spuren ihrer Herrschaft erhalten, denn der heute auf der Nachbarinsel Gozo und in den verschiedenen Dörfern Malta's gesprochene Dialekt ist dem Arabischen näher verwandt, als irgend einer anderen Sprache.

Nachdem die Araber während 220 Jahren im ungestörten Besitze der Insel geblieben, wurden sie vom Grafen Roger von Hauteville vertrieben, der dann als souveräner Fürst über Malta herrschte. Mit seiner Tochter, der Gemahlin Heinrich's VI., kam Malta an die deutschen Kaiser. Nach dem Falle der Hohenstaufen gerieth es in den Besitz Arragoniens, mit dem es im Jahre 1516 an Kaiser Karl V. fiel.

Um jene Zeit war Rhodus nach langer, heldenmüthiger Vertheidigung den Johanniterrittern entrissen worden, die nun mit ihrem edlen Großmeister Isle Adam von Lande zu Lande ohne Obdach umherirrten. Da wies ihnen der Kaiser Malta und die benachbarten Inseln Gozo und Comino als Asyl an. Die entlegenen Felseninseln wurden befestigt und die Fahne mit dem Kreuze auf denselben entfaltet. Im Jahre 1520 zogen die Ritter, die von da an den Namen der Malteser führten, auf dem Eiland ein. Bis zum Jahre 1798 war dasselbe in ihrem Besitze und die Geschichte weiß von ihren Heldenthaten zu erzählen, die sich dreist den größten bekannten an die Seite stellen können. Namentlich zur Zeit, als Jean de la Valette Großmeister war und die Türken mit blutigen Köpfen von den Felsenwällen der Insel heimschickte, blühte der Orden. Sein Verfall datirt erst aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Napoleon Bonaparte wollte Egypten mit Krieg überziehen, und da schien ihm Malta eine passende Zwischenstation, die in Besitz genommen werden müßte. Am 9. Juni 1798 erschien eine französische Flotte vor La Valetta, und der letzte Großmeister des Ordens, Hompesch, der nicht so viel Energie besaß, um wenigstens ruhmvoll unterzugehen, übergab die Stadt an die Sieger. Aber nicht lange sollten sich die Franzosen des Besitzes freuen, schon am 8. September 1800 eroberte eine englische Flotte die Stadt wieder, und der wiener Kongreß des Jahres 1814 bestätigte die Engländer im Besitze Malta's.

Welche wechselvolle Geschichte hat dieß Felseneiland gehabt! Phönizier und Römer, Gothen und Byzantiner, Araber und Spanier, Deutsche und Franzosen, Engländer und die tapfern Johanniter haben hier geherrscht. Sie Alle hinterließen Spuren ihres Daseins. Darum auch diese seltsame Vermischung der Volkselemente, welche die heutige Einwohnerschaft zusammensetzen, und die Verschiedenartigkeit der Alterthümer, die auf der Insel angetroffen werden.

Der Haupthafenort der Insel ist das Städtchen La Valetta, welches zwischen zwei tiefen Buchten auf einer Landzunge liegt. Die nördliche Bai dient als Quarantänehafen, die südöstliche ist dem Handel freigegeben. Die steilen Ufer beider erlauben selbst Schiffen vom größten Tiefgang, bis dicht an die außerordentlich starken Festungswerke heranzukommen. Die Stadt ist in und auf den am Meere gelegenen Felsen erbaut, und obschon die Straßen rechtwinkelig angelegt sind, so macht dennoch das unregelmäßige Terrain ein fortwährendes Auf- und Absteigen nöthig, das durch die Anlage von Treppen einigermaßen erleichtert wird. Das in der Belagerungsgeschichte der Stadt eine wichtige Rolle einnehmende Fort St. Elmo, welches auf der äußersten Spitze der Landzunge liegt, beherrscht beide Häfen. Es ist, wie die ganze Stadt, ungemein stark befestigt. Nach allen Seiten sind Batterieen angelegt und Geschütze strecken ihre drohenden Läufe in die Luft. Den höchsten Punkt nimmt die Citadelle oder das Fort St. John ein, das durch einen tiefen Graben von der Stadt abgetrennt ist.

Da, wo heute La Valetta sich erhebt, standen nur wenige Fischerhütten, bis der edle Großmeister Jean de la Valette hier am 28. März 1566 den Grundstein zu der nach ihm benannten Stadt legte, deren Erbauung er aber nicht mehr erleben sollte, denn erst unter seinem Nachfolger Pietro de Monte konnten die Pläne zu Ende geführt werden.

Unter den öffentlichen Gebäuden Valettas zeichnet sich besonders die St. Johanneskathedrale aus. Das Aeußere derselben ist etwas einförmig, das Innere dagegen entschädigt durch eine reiche Ausschmückung. Die Wölbung ist mit Fresken, die Szenen aus dem Leben Johannes des Täufers darstellen, geschmückt, während der Fußboden ganz mit Votivtafeln verschiedener Ordensritter in sehr schöner Marmormosaik bedeckt ist. Die Säulen und Wände des ganzen Schiffes sind über und über mit Bildhauerwerk bedeckt und zum Theile vergoldet, wodurch ein ungemein prächtiger Effekt erzielt wird. Die Kapellen der Kirche, in denen sich manches schöne Altarblatt befindet, sind nach den verschiedenen Nationalitäten benannt, welche ihre Kontingente zum Orden lieferten. Da gibt es eine spanische, portugiesische, provençalische, österreichische, französische und bairische Kapelle.

Alle diese verschiedenen Landsmannschaften hatten zur Zeit der Ordensblüte ihre eigenen Kapitelhäuser, die zum Theil mit bedeutenden Einkünften fundirt waren. Die meistens sehr schönen Gebäude überragt jedoch der Palast des Großmeisters, der durch mächtige Ausdehnung und imposante Struktur auffällt. Er steht am Georgsplatze, im oberen Theile der Stadt. Jetzt wohnt dort der Gouverneur und sind die Bureaus der Regierung aufgeschlagen. Manches werthvolle Gemälde von Caravaggio und Michael Angelo ziert das Innere, und Rüstungen aus den verschiedenen Perioden des Ordens erfreuen das Auge des Alterthumsforschers.

Malta gehört zu den am dichtesten bevölkerten Ländern der Erde, denn bei einem Umfange von etwa 16 Meilen wohnen dort 180,000 Einwohner. Die Dörfer und Städtchen fließen alle ineinander, eines reicht dem andern die Hand, und so erscheint die ganze Insel mit Gebäuden wie übersät. Von den Städten ist noch das auf dem höchsten Punkte Malta's gelegene Citta Vecchia zu erwähnen; es ist die alte Hauptstadt, die früher den Namen Citta Nobile führte, und etwa $2^1/_2$ Stunden landeinwärts von La Valetta entfernt.

Die Straßen sind überall auf Malta gut im Stande, und der wenige Ackerboden, der zwischen den nackten Felsen sich befindet, trefflich bestellt. Man hält zwei, und wenn das Jahr feucht ist, auch drei Ernten von Mais, Gerste 2c. Oft stellt sich auf dem felsigen Boden eine künstliche Lage Ackerboden dar, die dann mit Mühe vor den Wegschwemmungen durch Regengüsse bewahrt wird.

Die größte Merkwürdigkeit in Citta Vecchia ist die Grotte des Apostels Paulus, die sich in der Vorstadt Rabatto unter einer Kirche befindet. Der heilige Mann predigte dort das neue Christenthum, und der römische Statthalter Publius war sein eifriger Beschützer. Die Grotte hat nur etwa dreißig Fuß Durchmesser und ist acht Fuß hoch — aber sie besitzt eine eigene Anziehungskraft für gläubige Gemüther, denn einstens erscholl in ihr die mächtige Stimme des großen Apostels. In der später bei der Grotte erbauten Kapelle wurden gar seltsame Reliquien aufbewahrt, unter Anderem „etwas Milch von der heiligen Maria“.

Die starke Bevölkerung der Insel, in der das Blut so edler Nationalitäten vermischt rollt, sieht sich in Bezug auf seine Nahrungsmittel meistens auf die Einfuhr angewiesen, denn nur der dritte Theil der verzehrten Lebensbedürfnisse ist auf eigenem Grund und Boden gewachsen. Sizilien und die nördlichen Staaten Afrikas müssen das Meiste liefern; der Wein, für den man zwei Groschen pro Flasche zahlt, kommt aus Marsala. Der Maltese lebt sehr einfach, Maccaroni und rothe Bohnen in Fett sind sein Leibgericht; seine Kleidung besteht im Nothwendigsten, nur darf eine große wollene Mütze, die in einen auf den Rücken herabhängenden Sack endigt, nicht fehlen. Schuhe trägt man trotz des steinigen Bodens selten, und die Frauen begnügen sich mit einer höchst einfachen, fast klösterlichen Tracht, die den Namen Onnella führt und ihnen das Ansehen von Nonnen gibt.

Malta ist ein eigenthümliches Stückchen Erde. Es ist jetzt sehr in Vergessenheit gerathen — die großen Dampferlinien von Triest und Marseille führen an der felsigen Insel vorbei, und nur die Regierungs- und Postdampfer unterhalten den regelmäßigen Verkehr. Die Insel hat große Tage erlebt, und wenn wir sie von Citta Vecchia aus übersehen, dann steigen all' die Großthaten des Mönchs-Ritterordens vor uns auf, seine Bemühungen um das Christenthum und seine heldenmüthigen Kämpfe gegen die damals so mächtigen Türken. Malta erscheint uns dann in ganz anderem Lichte, es belebt sich mit den stahlgepanzerten Recken im weißen Mantel

mit dem rothen Kreuze darauf, die sicher besser zum Ganzen der Insel paßten, als die rothröckigen englischen Soldaten mit ihren hohen Bärenmützen, die nach dem Takte des Rule Britannia jetzt auf dem Georgsplatze in La Valetta einhermarschiren.

Isern Hinrik.

Erzählung von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

So vergingen sechs Jahre. Kapitän Nanne konnte, da er auf seinen Seefahrten sehr gut verdiente, schon jetzt für einen wohlhabenden Mann zählen und mußte, blieb Abel noch einige Jahre am Leben, immer mehr Schätze sammeln. Da erhielt Jarrens eines Tages die ihm ganz unerwartet kommende Nachricht von seinem Schwager, Abel habe ihm auf der Insel Jersey einen Sohn geboren, der einst ein tüchtiger Mann echten dithmarsischen Schlages zu werden verspreche, sei darüber sehr glücklich, leider auch äußerst schwach, so daß er Bedenken trage, sie mit dem Knaben über Meer in die Heimat zu führen. Gönne er Abel längere Zeit, vielleicht Jahr und Tag Ruhe, so werde sie sich gewiß wieder erholen, und dann werde er seinen Erben den lieben Verwandten in Dithmarschen vorstellen. Damit nun Abel keine Bequemlichkeit mangle und sie auf Jersey vollkommen daheim sei, habe er sich kurz entschlossen angekauft. Einen Theil der Kaufsumme decke die für Abel ersparte Rente, die er dafür schon bestimmt habe. Die allerliebste Villa nebst Garten, die an einen schön gelegenen Kirchhof stoße, werde er schon nächstens seinem Sohne in aller Form Rechtens verschreiben lassen, damit, würden ihm plötzlich einmal beide Eltern entrissen, er fest auf seiner Scholle als geborener Engländer sitze, für den nur englisches Recht und Gesetz Geltung habe. Er selbst habe ebenfalls Lust, sich später in England nationalisiren zu lassen, und die letzten Jahre seines Lebens in Ruhe auf Jersey zuzubringen. Endlich lud Hinrik den Schwager noch förmlich zum Besuch auf der schöngelegenen Insel ein, deren landschaftliche Reize und mildes, gesundes Klima er nicht genug rühmen konnte, und machte ihm die Anzeige, daß er seinen Sohn aus der Taufe heben solle.

Ueber diese Mittheilungen war Jarrens nicht eben entzückt. Sie machten, blieb Abel's spät geborner Sohn am Leben, einen gewaltigen Strich durch seine Rechnung; denn wenn die schwächliche Schwester auch in nicht ferner Zeit starb, so fiel doch das Vermögen, nun sie Hinrik Nanne einen Erben geboren hatte, nicht wieder zurück an den Bruder, was dieser immer hoffte. Es ging ihm also ein großer Theil des Vermögens, das er nach der Schwester Tode ganz an sich reißen wollte, für immer verloren ... Die Einladung nach Jersey klang dem schwer beweglichen Manne wie Hohn. Er dachte nicht daran, ihr Folge zu geben; er ließ sogar ein paar Wochen verstreichen, ehe er dem Schwager antwortete, und mit bitterem Groll im Herzen ihm und der Schwester Glück zu der Ankunft des lange ersehnten Erben wünschte. Hätte sich's thun lassen, so würde der schwer geärgerte Kornhändler die ganze ihm jetzt verhaßte Sippschaft vergiftet haben.

Auf dieses Schreiben erfolgte lange keine Antwort. Isern Hinrik selbst kam nicht nach Hause; er verweilte, wie andere Schiffer erzählten, noch auf Jersey, verschönerte die erworbene neue Besitzung und ordnete allerhand Bauten an. Sogar den Platz zu einem Erbbegräbniß auf dem nahen Kirchhofe hatte er erworben, und ließ, wie die Schiffer sagten, eine Art Kapelle darauf errichten. Sein schönes Schiff hatte er verkauft und statt dessen eine schnellsegelnde, höchst komfortabel eingerichtete Yacht an sich gebracht, die ursprünglich Eigenthum eines kürzlich verstorbenen Lords gewesen war. Auf dieser machte Hinrik häufig Lustfahrten, auf denen Abel, wenn ihr Befinden es gestattete, ihn begleitete.

Jarrens wollte anfangs diesen Erzählungen keinen rechten Glauben schenken. Erst, als er von Hinrik's Oheim die Bestätigung derselben erhielt, ließ sich das Unglaubliche und ihm persönlich so Unangenehme nicht mehr bestreiten.

„Hätte ich nimmer für möglich gehalten!“ sagte er, fast grün vor Aerger werdend und die dicken, kurzen Arme über seinem schwammigen Falstaffleibe zusammenlegend. „Aber ist ganz aus der Art geschlagen! ... Der Junge — sie haben ihn nur zum Possen Jürgen getauft — wird ein schöner Schlingel werden! ... Gott bewahre Jeden vor solchem Vater!“

„Schimpfe mir meinen Neffen nicht, Jarrens!“ entgegnete stirnrunzelnd Hinrik's Oheim. „Er hat's von jeher anders gemacht als der Troß, und hat auch alle Dinge in seiner eigenthümlichen Weise durchgeführt. Dabei aber ist er doch ein Mann und ein rechter Mann geworden. Wenn ich Etwas tadelnswerth an ihm finde, das wenigstens mir nicht gefällt, so ist's die Manier, sich ganz und für immer zu verengländern. Unsere Landschaft ist ihm zu gering, unser Volk nicht groß genug. Kein Dithmarse mehr, ein Engländer will er sein. Kommt er, was zu erwarten steht, nächstens mit Frau und Kind herüber, so wird er auch die alte väterliche Hofstelle verkaufen.“

Jarrens ging brummend fort, und da sein Schwager nichts weiter von sich hören ließ, so fragte auch der ärgerliche Kornhändler, der sich von dem verschlagenen Kapitän geduldig plündern lassen mußte, so lange es Gott gefiel, Abel am Leben zu erhalten, nicht nach den in England lebenden Verwandten. Hundertmal aber hatte ihn schon die Warnung gereut, die er Hinrik bei dessen erstmaligem Besuche in der Heimat in Bezug auf Abel zugerufen. Ohne dieses übereilt gesprochene Wort wäre möglicherweise Alles, was ihm jetzt zum Nachtheile gereichte, nicht geschehen.

Näher und immer näher rückte inzwischen wieder die Frist, wo Jarrens die Jahresrente zahlen sollte, die ihn noch nie so arg verdrossen hatte, als gerade in diesem Jahre. Das Geld war vollkommen verloren — er wußte es — und doch mußte er es zahlen, sonst stürzte er sich obendrein noch in Kosten und hatte Unannehmlichkeiten aller Art zu gewärtigen. Vorhanden war die Summe schon längst; die einzige Freude, die Jarrens vor deren Ablieferung an Hinrik's alten Oheim Nanne hatte, bestand darin, daß er sie häufig durchzählte.

Eines Abends — ein grauer, feuchter Nebel stieg über die Deiche herein und hüllte Nähe und Ferne in undurchdringliches Dunkel — wollte sich der feiste Kornhändler dieser angenehmen Beschäftigung zum letzten Male vor dem Zahlungstermine hingeben; da klopfte es hart an die verriegelte Hausthür, und die aus Wöhrden kommende Botenfrau überbrachte ihm einen Brief.

„Von Hinrik!“ sagte Jarrens, die Adresse lesend. „Gewiß schreibt er nur, um mir wegen Ablieferung des Geldes Vorschriften zu machen ... Werde mich aber gar nicht darnach richten! ... Habgieriger Teufel das! ...“

Er brach das Siegel, las und lichter Freudenglanz verklärte plötzlich sein Gesicht. Kapitän Nanne schrieb dem Schwager, der vor Jubel deckenhoch gesprungen wäre, hätte seine Körperlichkeit solche Ausbrüche der Freude ihm nur gestattet:

„Ein großes Unglück hat mich betroffen, ... Abel ist nicht mehr, ich bin Wittwer! ... Der kleine Jürgen, Dein Pathe, ist aber, Gott sei Dank, recht munter ... In ihm und an seinem Anblicke mich waidend, werde ich nach und nach den unersetzlichen Verlust verschmerzen und wieder aufleben ... Du sollst ihn sehen, ihn herzen und küssen, und Dich mit mir über dieses Pfand der Liebe freuen, das die gute, treue Abel mir geschenkt hat ... Schon bin ich in Deiner Nähe; am Tage, der mich vor acht Jahren Deiner Schwester verband, werde ich bei Dir sein ... So wird Dir auch der beschwerliche Weg zu meinem Oheim erspart ...“

Weiter las Jarrens nicht. Er warf den Brief, der aus Glückstadt datirt war, hohnvoll lächelnd zu Boden, schüttete die blanken Silberstücke auf den Tisch, um sich erst recht an ihrem Klang und Anblick zu waiden, und sagte, die dicken Lippen verächtlich aufwerfend:

„Prahlhans! ... Meldet mir den Tod der Schwester und will nachträglich noch das Geld einsacken! ... Glaub' wohl, daß es Dir recht wäre, wenn ich mir von Dir das Fell über die Ohren ziehen ließe! Dießmal aber, Hinrik, wärst Du auch noch starrsinniger, als ganz Dithmarschen Dich kennt, stößt Du auf Widerstand ... Mit dem Tode der Schwester erlischt die Rente, und das Geld bleibt unberührt in meiner Truhe liegen! ...“

5. Verschiedene Ansichten.

So ruhig, wie in der Nacht nach Empfang des erwähnten Briefes, hatte Jarrens lange nicht geschlafen. Der Tod seiner einzigen Schwester machte auf sein eigennütziges, allen edleren Gefühlen gänzlich unzugängliches Herz gar keinen Eindruck. Er fühlte sich von einer drückenden Verpflichtung frei, und nur diesem Gefühle gab er sich mit ganzer Seele hin.

Nie zuvor war der geizige Kornhändler gern mit seinem Schwager zusammen getroffen. Dießmal freute er sich auf Hinrik's Kommen, blickte oft hinaus auf den Deichweg, welcher des noch immer über dem flachen Lande liegenden Nebels wegen kaum hundert Schritt weit zu übersehen war. Die Mittagsstunde war auch schon vorüber, als einer jener landesüblichen offenen Wagen mit darauf feststehenden Stühlen — gegenwärtig ruhen diese auf Federn und sind kein unbequemes Fuhrwerk mehr — aus dem Nebel auftauchte, und Jarrens auf demselben die wohlbekannte breitschulterige Riesenfigur seines Schwagers erblickte.

Isern Hinrik saß ganz allein auf dem Wagen und ging so fein und so echt englisch gekleidet, daß Jarrens darüber verwundert war, obwohl er sich kaum eines spöttischen Lächelns enthalten konnte. Selbst feine schwarze Handschuhe, die freilich seinen großen, breiten Händen nicht besonders zur Zierde gereichten, hatte er sich zugelegt. Er sah sehr ernst, doch nicht eigentlich betrübt oder gar niedergeschlagen aus, und reichte schon vom Wagen herab Jarrens die Hand, der ihm breitbeinig entgegenstampfte und verletzend freundlich zu ihm aufblickte.

„Das hättest Du wohl nicht vermuthet, Schwager, daß es mit Abel so plötzlich zu Ende gehen würde?" redete der Kapitän den Bruder seiner verstorbenen Frau an.

„Es ist auch gar zu traurig!" — Jarrens versuchte traurig zu scheinen, gab dem Schwager Recht und entgegnete:

„Wie ging's denn eigentlich zu? . . . Hat sie viel ausstehen müssen, ehe sie hinüber ging?"

„Denke nicht, Schwager," erwiederte Hinrik, „denn wahrscheinlich traf sie der Schlag, als sie in's Wasser fiel."

„In's Wasser? . . . So ist Abel ertrunken?"

„Im salzen Wasser," sagte Hinrik. „Du hast die ganz richtige Ansicht von der Sache. Bist überhaupt ein heller Kopf und wirst mich deßhalb leicht begreifen . . . Die Geschichte ist einfach, aber doch interessant."

„Arme Schwester!" sprach Jarrens und entpreßte seinen kleinen Fettaugen ein paar Thränen. „Erzähle nur, ich höre mit wahrer Andacht."

„Du weißt, Schwager," begann Isern Hinrik, „schwach war Abel schon lange. Die Geburt des kleinen Jürgen hatte sie auch mitgenommen, und sie konnte das Gehen nicht mehr recht ertragen, weil sie oft ein böser Schwindel plagte. Besser befand sie sich, wenn sie fuhr und am allerbesten auf hoher See, wenn die Wellen das Schiff lustig umtanzten. Zumeist, um Abel die Seeluft recht genießen zu lassen und ihr vergnügte Stunden zu bereiten, kaufte ich eine Yacht, auf der wir häufig zusammen Ausflüge machten. Auf ihrem allerletzten befand sich Abel so wohl, daß sie gegen ihre Art gesprächig ward, mir Mancherlei erzählte und zuletzt auf ein Kapitel kam, das man selten gern berührt. Sie erklärte, daß sie sich nicht vor dem Tode, sondern bloß vor dem Verwesen im Grabe fürchte, und daß es doch eigentlich entsetzlich sei, unter der Erde selbst wieder zu Erde zu werden."



Wallenstein's Tod. Von C. Girardet. (S. 222.)

„Haben die Weiber doch schnurrige Einfälle," unterbrach Jarrens, der Schwager. „Da sind wir, mein' ich, doch ganz andere Helden! Mir wenigstens ist's pur egal, was nach dem Tode aus mir wird!"

„Du denkst darüber so vernünftig, wie ich's von Dir erwartet habe," ergriff Hinrik wieder das Wort. „Frauen aber ist, wenn sie sich einmal 'was in den Kopf setzen, schwer Vernunft beizubringen. Auch Abel war in diesem Punkte nicht leicht zu behandeln. Sie lag mir also an, ich möge sie, wenn's anginge, nach dem Tode verbrennen lassen."

„Hast Du natürlich nicht gethan," fiel Jarrens ein. „Sind ja keine Heiden!"

„Wieder ganz richtig geurtheilt, Schwager," fuhr der Kapitän fort; „hab's nicht gethan, im Kopfe aber ging mir die Sache doch herum, weil Abel so beweglich bat . . . Nur um sie zu beruhigen, sagte ich endlich, da sie ganz echauffirt wurde: will sehen, will sehen, gib Dich nur zufrieden! Da fiel sie mir um den Hals, kam in's Taumeln — wir saßen auf Deck, Steuerbordseite — kriegte den Schwindel, sank gegen die Schanzkleidung und kippte, ehe ich sie noch erfassen konnte, über Bord . . . Freilich tauchte sie gleich wieder auf aus den Wogen, aber das Leben war

doch schon entflohen. Wir brachten die Aermste als Leiche an Bord ..."

„Sehr, sehr traurig," sagte Jarrens, „aber den Todten ist ja wohl; darum wollen wir uns als Christen fassen und sie nicht in thörichter Trauer beklagen! ... Wo hast Du Deinen Sohn gelassen?"



Austernfischer-Kutter an der sylter Küste. Von C. Kleemann. (S. 224.)

„In bester Obhut bei Freunden," entgegnete Hinrik. „Sollst ihn sehen, wenn Du meine Yacht besteigst. Liegt auf der Rhede vor Glückstadt."

„Gott bewahre!" stöhnte der dicke Jarrens und wurde zinnoberroth im Gesicht. „Wo denkst Du hin! Ich und nach Glückstadt reisen! ... Ist beinahe am Ende der Welt! ... Bei dem bloßen Gedanken schon ersticke ich fast vor Angst! ..."

„Will Dich nicht zwingen, Schwager," sagte Isern Hinrik, „bilde mir aber ein, Du wirst es selbst wünschen."

„Durchaus nicht! Mir ist am Wohlsten hinter meinem Tische."

„Und bei Deiner Geldkiste," ergänzte schlau lächelnd der Kapitän.

„Du hast dafür gesorgt, daß es wüst genug darin aussieht," seufzte Jarrens. „Ich hab's die Jahre her gefühlt, was es heißt, Geld für nichts ausgeben!"

„So wenig galt Dir Deine Schwester?" warf Hinrik ein. „Wenn sie das wüßte, würde sie im Tode noch keine Ruhe haben! Im Ernst, willst Du mein propres Schiff nicht sehen?"

„Kann mir ungefähr vorstellen, wie so ein Fahrzeug aussieht, das weiter keinen Nutzen hat."

„Dann laß uns gleich heute klar mit einander werden, denn ich möchte Dir nicht zur Last fallen. Morgen ist die Rente zahlbar; darum ziehe ich vor, sie mitzunehmen ... Die nächste Nacht verbringe ich bei Oheim Nanne."

Jarrens sah den Schwager mit halboffenem Munde an, dann brach er in heftiges Lachen aus. Die seinen kleinen Augen darob entquellenden Thränen sich abtrocknend, sprach er:

„Echt Englisch das ... Hast Dich äußerlich wie innerlich verengländert und bringst mir zum Zeichen, daß Du wirklich naturalisirt worden bist, auch eine Probe englischen Spleens mit ... Aber das ist eine Waare, die man hier zu Lande nicht kauft, und eine Münze, die keinen Kurs hat ... Mit der Rente ist's Essig! Denke an unser Abkommen!"

„Daran denke ich eben und werde immer daran denken," erwiederte Hinrik, der die Worte des Schwagers nicht als Beleidigung auffaßte. „Deine Schwester Abel ist freilich todt, aber sie ist nicht gestorben ..."

„Immer besser, immer besser!" rief Jarrens, abermals in lautes Lachen ausbrechend. „Wie kann ein Mensch todt sein, ohne zu sterben?"

„Man kann sich aufhängen, lieber Schwager, das heißt freiwillig aus dem Leben scheiden. Dann kommt man zum Tode, ist aber doch nicht gestorben, wie sich's gehört. Oder man fällt sich todt; man wird von einem einstürzenden Schornstein erschlagen; man ertrinkt ohne sein Zuthun! Letzteres ist just Deiner Schwester passirt, und darum lebt sie nicht mehr!"

„Und weil sie nicht lebt, Du verrückter Silbenspalter, ist Abel gestorben!" trumpfte geärgert Jarrens auf, „und ich will den Mann sehen, der bei gesundem Stande mir beweisen kann, es sei anders!"

„Nur nicht hitzig, Schwager!" entgegnete Isern Hinrik. „Ich wünsche mich mit Dir auf gütlichem Wege zu verständigen, darum setze ich Dir die Verhältnisse ruhig auseinander ... Angenommen, Abel wäre gestorben wie andere Menschen, die sich vollkommen ausgelebt haben, was ich bestreite, weil sie durch Zufall und sehr gegen ihren Willen ertrank, so ist sie doch nicht in die Erde gesenkt worden! ..."

„Wer's glaubt!" höhnte Jarrens. „Hab' Du Andere zum Narren, Kapitän Nanne, nicht mich, der ich zwar nur ein gewöhnlicher Marschbauer bin, mir aber noch nie im Leben eine Nase habe drehen lassen! ... Den Spleen mögen in England viele Leute, vielleicht Alle haben, die dort geboren wurden, so verrückt aber sind sie nicht, daß sie die Todten unbegraben verwesen lassen!"

„Alles richtig, lieber Schwager, allein nicht jeder Todte verwest! ... Es gibt Mittel, den Leib unverweslich zu machen, und ich wollte, eingedenk der Bitte Abel's, ihr im Tode noch eine Liebe erweisen ... Ich ließ sie für vieles Geld einbalsamiren und setzte sie in einer trockenen, gewölbten Kapelle mehrere Fuß über der Erde in einem Sarge bei, der eine Glaskuppel ziert. Zweifelst Du an der Wahrheit meiner Worte, so begleite mich nach Glückstadt und gehe mit mir nach Jersey! Dort kannst Du Dich mit Deinen eigenen Augen überzeugen, daß Deine unbeerdigte Schwester im Tode milder aussieht, als im Leben! ..."

„Bin kein neugieriges Mädchen, und will weder sehen, was mir gleichgültig ist, noch mit Dir nach England gehen! Begraben oder nicht begraben, Abel ist todt, und für eine Todte zahle ich kein Geld mehr, und zerbräche man mir alle Knochen bei lebendigem Leibe!"

„So grausam wird man nicht mit Dir verfahren," entgegnete Hinrik, „die Rente aber wirst Du bezahlen freiwillig oder gezwungen!"

„Ich möchte wissen, wer mich dazu zwingen könnte!"

„Das Gesetz und Deine Namensunterschrift! ... Was steht hier geschrieben?"

Der Kapitän reichte Jarrens das Papier, das dieser seinem Schwager vor dessen Verheirathung mit Abel gegeben hatte.

„Was kümmert mich der Wisch!" rief in äußerster Entrüstung der Kornhändler. „Ich habe mein Versprechen gehalten, so lange die Schwester am Leben war; jetzt ist sie todt, und Todten gegenüber hat Niemand Verpflichtungen!"

„Du willst also, daß ich Dich zwangsweise zur Fortbezahlung der Rente anhalten soll?" fragte Hinrik.

„Thu's, wenn Du kannst, thue überhaupt Alles, was Du willst, Geld bekommst Du von mir doch nicht, es fielen denn die Sterne vom Himmel und verwandelten sich in blanke Spezies! ..."

Jarrens ließ nicht weiter mit sich reden; er war wie außer sich. Kein Wort mehr wollte er von seinem Schwager hören, und Hinrik mußte, um die Aufregung des stark beleibten Mannes nicht noch mehr zu steigern und denselben möglicher Weise schlimmen Folgen auszusetzen, dessen Haus unverrichteter Sache verlassen.

(Schluß folgt.)

Das ist wider Sternenlauf.

Wallenstein's Tod.

Von

Karl Teschner.

(Bild S. 220.)

Die herrlichste Gabe in Schiller's dichterischem Geiste, die ewig strahlende Krone seines Wesens war die Kraft, alle Vorwürfe seiner Kunst wunderbar zu idealisiren. Sie bekundet sich namentlich in seinen dramatischen Werken: in den Räubern, in der Jungfrau von Orleans, im Tell, Don Carlos und ganz besonders im Wallenstein-Cyklus. Statt bei der Darstellung des „Lagers", nach Analogie der Geschichte, Grauen und Abscheu zu empfinden, fühlen wir uns entzückt, heiter berührt und poetisch gehoben. All' diese Blutsauger, Schwindler, Schwelger, Volksbedrücker gewinnen statt unseres Hasses unsere volle Theilnahme. Ihr heiteres, kriegerischbewegtes Wohlleben ist sehr geeignet, sie als Beneidenswerthe erscheinen zu lassen, und die im Reiterliede ausgesprochene Thatsache, daß die Welt eben auf die Degenspitze gestellt ist, spiegelt sich gaukelnd dem befangenen Hörer vor als tiefbedeutsame Maxime und als Wahrspruch göttlicher Nothwendigkeit.

Dieß ist die Wirkung großartiger dichterischer Gewalt, die eben so stark emanirt in den „Piccolomini" und in „Wallenstein's Tod". Es ist die Tragik der Fürstendienerei, welche sich an diesem poetischen Wallenstein abspielt; er stirbt, weil er die Fahne des Kaisers von Oesterreich verläßt, weil er, der kleinere Fürst, den größeren verräth.

Nicht der von allen besseren Christen geglaubte und gefürchtete Gott, nicht der Gott der Liebe war's, von dessen Huld oder Zorn er sein Geschick abhängig machte, sondern aus der Konstellation der Sterne suchte er Heil und Unheil in mystischen Formeln abzulesen.

Vor eine solche Volksgeißel ohne Gleichen mußte an einem gewissen Punkte seines Lebens die unwandelbare Botin des Ewigen — die Nemesis, hintreten und ihm donnernd in's Mark der Seele rufen: „Bis hieher, nicht weiter!" Wallenstein fiel als Opfer seiner grauenhaften Selbstsucht, die sich über das Theuerste und Heiligste, über alles Menschenrecht hinweggesetzt hatte!

Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein oder Wallenstein, am 15. September 1583 auf seines Vaters Gute Hermanic in Böhmen evangelischen Eltern geboren, kam nach der Letzteren Tode auf Betrieb seines reichen Onkels Slavata im sechzehnten Lebensjahre in die Jesuitenschule zu Olmütz, wo er katholisch ward. Nachdem er in Bologna und Padua studirt, dann Reisen in Italien, Frankreich, Deutschland und den Niederlanden gemacht und im österreichischen Heere Hauptmann geworden war, kehrte er nach geschlossenem Frieden 1606 nach Wien zurück und heirathete darauf eine

alte, aber sehr reiche Wittwe, Lukretia von Landeck, von der er 1614 große Güter in Mähren erbte.

Dann aber starb sein Oheim Slavata, und da Albrecht Waldstein fast sklavisch nach dessen Willen gelebt hatte, erbte er dessen vierzehn Güter, und war dadurch einer der reichsten Grundherren in Böhmen und Mähren geworden.

Im Kriege Oesterreichs gegen Venedig unterstützte er den damaligen Erzherzog, späteren Kaiser Ferdinand, ward in Folge dessen in den Grafenstand erhoben und zum Oberst ernannt, heirathete auch die Tochter des Grafen Harrach und steigerte dadurch noch mehr seine Bedeutung am wiener Hofe. Im Kriege des Kaisers gegen die böhmischen Protestanten handelte er als Fürstendiener und Feind seiner Landsleute: er errichtete ein eigenes Regiment und focht gegen Thurn und Bethlen Gabor, sah es behaglich an, wie die besiegten Protestanten durch's Henkerbeil dezimirt wurden, und zog aus ihrem Unglück einen immensen Gewinn — der Kaiser überließ ihm für circa acht Millionen Gulden sechzig konfiszirte Güter und erhob ihn zum deutschen Reichsfürsten von Friedland. Damals besaß Wallenstein bereits ein Vermögen von dreißig Millionen Gulden.

Im Jahre 1625 erbot er sich zur Errichtung einer Armee von 40,000 Mann, und ward zum kaiserlichen Generalissimus ernannt. Als solcher erfocht er 1626 einen vollständigen Sieg über den evangelischen General Mansfeld an der dessauer Brücke und folgte dem Geschlagenen mit 50,000 Mann nach Ungarn. Kaiser Ferdinand erhob ihn zum Herzog und beauftragte ihn, Schlesien frei zu machen, sowie Brandenburg und Pommern zu besetzen. Nachdem Wallenstein Ersteres vollführt, verkaufte ihm der Kaiser das Herzogthum Sagan für 125,708 Gulden, wobei Wallenstein aufgewendete Kriegskosten in Rechnung stellte.

In Folge der Achtserklärung gegen die Herzoge Adolph Friedrich und Johann Albrecht von Mecklenburg übertrug der Kaiser dieß Herzogthum an Wallenstein, erst als Pfand für aufgewendete Kriegskosten, dann durch Kauf als wirkliches Eigenthum. Bis dahin hatten Wallenstein's Truppen, obwohl sie dem Kaiser und seinen Erblanden so gut wie gar nichts kosteten, überall mit solchem Uebermuth und kannibalischen Druck gehaust, daß die Beschwerden der Reichsstände endlich durchschlugen und Wallenstein 1630 entlassen ward.

Als aber nicht viel später Gustav Adolph auf deutschem Boden anlangte, und die Verlegenheiten der Kaiserlichen sich bis zur höchsten Noth steigerten, da mußte Ferdinand sich entschließen, Wallenstein zur Uebernahme des Generalats förmlich bittend zu bestimmen. Erst zu Anfang des Jahres 1632 ließ der stolze Mann sich dazu bewegen, und die Bedingungen, die er stellte, waren seines Eigennutzes, seines Uebermuthes würdig. Der Kaiser mußte ihm schriftlich Fünferlei versprechen: 1) vollkommene Unabhängigkeit seiner Stellung, 2) ein kaiserliches Erbland, 3) die Oberlehnsherrschaft über alle Länder, die er erobern würde, 4) alle Mittel und Spesen zur Führung des Kriegs, 5) jederzeit freien Rückzug in alle kaiserlichen Erblande. Gegen diese unerhörten Bedingungen setzte denn endlich Wallenstein auf's Neue sein Feldherrnglück ein; er eroberte zunächst Prag und trieb die sächsische Armee aus Böhmen zurück, dann wendete er sich nach Baiern, wo der tapfere Schwedenkönig selbst befehligte. Theils dieser Umstand, theils die alte Feindschaft gegen den Kurfürsten waren Ursache, daß er in diesem Lande nicht viel ausrichtete oder ausrichten wollte — er ließ Baiern zittern und leiden wie vorher und wendete sich nach Sachsen. Gustav Adolph folgte ihm, auf Bitten des Sachsenkurfürsten Johann Georg, und schlug ihn bei Lützen auf's Haupt, wobei bekanntlich der brave Schwedenkönig sein Leben ließ.

Wallenstein zog nach Böhmen zurück und ergänzte sein zerrüttetes Heer; statt aber, wie er vorgab und wie man in Wien erwartete, wieder die Sachsen anzufallen, schloß er im Juni 1633 mit ihnen einen Waffenstillstand bis zum Herbst und verhandelte während dieser Zeit sowohl mit den Sachsen als auch mit den Schweden, und vielleicht auch jetzt schon mit Frankreich. Seit dem Verlust der lützener Schlacht hatte der stolze Feldherr viel von seinem Nimbus eingebüßt, und seine zahlreichen Feinde in Wien hatten neue Handhaben zu seinem Sturz gewonnen.

Wallenstein's Spione hielten ihn in genauer Kenntniß über die wiener Stimmung, daher sein nachsichtiges Verfahren gegen die Feinde, deren Lager zu entzweien er zwar vorgab; in der That aber trachtete er, sich den Rücken zu sichern, denn Wallenstein war ein eben so kluger als selbstsüchtiger Mann, der vielleicht besser weggekommen wäre, wenn er die eigene Vernunft über die durch seinen steten Begleiter Seni verdolmetschten Weisungen der Sterne gesetzt hätte.

Seine Gegner im kaiserlichen Lager waren außer sich über sein Zaudern; selbst der Kaiser entrüstete sich deßwegen und ordnete Gesandte an ihn ab, um ihn zu Thaten zu mahnen. Der tapfere Herzog Bernhard brach im Spätherbst in Baiern ein. Ferdinand ließ Wallenstein dringend und immer dringender auffordern, nach Baiern aufzubrechen. Wallenstein beantwortete alle diese Aufforderungen damit, daß er in Böhmen Winterquartiere bezog; es sei zu spät im Jahre, um noch zu schlagen. Der Generalissimus berief sich auf seinen Vertrag mit dem Kaiser und verbat sich jede Einmischung in seine Kriegsoperationen. Der Kaiser mußte sich fügen, aber mit Groll und mit der geheimen Absicht, Wallenstein's Joch abzuschütteln, das so schwer drückte wie eine feindliche Invasion. Der stolze Fürst ließ von seinem Heere eine schwache Abtheilung zum Marsch nach Baiern ab und trat während des Winters wieder in geheime diplomatische Unterhandlungen mit den Feinden, die ihm, falls er mit dem Kaiser breche, Unterstützung gewähren und seine Stellung als souveräner Fürst garantiren sollten. Um sich zu diesem Zwecke auch die Armee zu sichern, da er, wie einst Melander, nicht mit leeren Händen kommen wollte, ließ er alle seine Generale einen Revers unterzeichnen, wonach sie unter allen Umständen unter seinen Befehlen bleiben wollten. Dieser Revers, das erste Stadium des Verraths, ward mehr oder weniger durch Ueberredung, Bestechung, Versprechungen und Arglist erlangt. Die Unterzeichnung des Reverses geschah am 12. Januar 1634 zu Pilsen, und zu derselben Zeit ließ Wallenstein, völlig begriffen in einem Doppelspiele, nach Wien melden, er sei bereit, seine Stelle niederzulegen. Auch der Hof verstellte sich jetzt und heuchelte dem Feldherrn freundliche Gesinnung, während der Kaiser mittelst Patents vom 24. Januar Wallenstein für einen Rebellen erklärte, die Generale Piccolomini und Gallas zu Oberbefehlshabern ernannte und ihnen auftrug, den in die Acht erklärten Herzog todt oder lebendig einzuliefern. Wallenstein verlor seinen Gleichmuth. Die Generale wichen zum Theil vor ihm zurück, die Verhandlungen mit Sachsen, Schweden und Frankreich gingen nicht rasch genug vorwärts; vermuthlich war es den betreffenden Höfen gar nicht so Ernst damit, sich einem doppelzüngigen Feinde anzuschließen, obschon sie nicht gezögert haben würden, aus seinem Uebergange Nutzen zu ziehen.

Um Zeit zu gewinnen, läßt Wallenstein dem Kaiser seine völlige Unschuld betheuern — man glaubte ihm nicht, denn sein Handeln strafte seine Versicherungen Lügen. Da sieht er sich von den Schaaren Piccolomini's und Gallas' umstellt wie ein Edelwild. Er entweicht mit seinen nächsten Bekannten, den Obersten Terzky, Kinsky, Illo, der Gräfin Terzky, unter Bedeckung von 200 Dragonern unter Oberst Buttler. Dieser, ein strenger Mann, ist von Piccolomini für die Vollstreckung der Acht bereits gewonnen. Wallenstein wirft sich in die böhmische Grenzfestung Eger, dessen Kommandant Gordon sich Buttler anschließt. Am 24. Februar kommt er in Eger an, am 25. Abends ladet Gordon die Vertrauten Wallensteins zu einem Mahle. Hier werden Illo, Terzky, Kinsky und Rittmeister Neumann ermordet. Wallenstein befindet sich mit seinem Astrologen Seni, den Viele für einen Verräther an seinem Wohlthäter halten, allein in seinem Kabinet und fragt die Sterne über sein Schicksal. Seni verkündet ihm aus der Konstellation Glück und Glanz, und beruhigt sucht der Geächtete sein Lager. Das Haus am Markte, wo er wohnte, war viel zu fern von der Mordstätte, wo in demselben Augenblicke die Getreuen verbluteten.

Da dringen sechs Dragoner, geführt vom Hauptmann Devereux, bei ihm ein, schieben den einzigen wachen Kammerdiener bei Seite und treten lärmend in Wallenstein's Schlafzimmer. Der Feldherr fährt aus dem ersten Schlummer empor, vielleicht träumte er eben von einer glanzvollen deutschen Krone. Ruhig lehnt er sich, im bloßen Hemd, an einen Bettpfosten und blickt erstaunt auf die gezückten Partisanen. Die Züge der Dragoner belehren ihn

schnell, daß er Mörder vor sich habe. Schmähend redet ihn der freche Deveroux an, wie Buttler einer von Denen, die ihm Alles verdanken. Wallenstein breitet ruhig die Arme aus und empfängt stumm, ohne Zucken, von des Hauptmanns Arm den Todesstoß. Die Mörder ziehen sich zurück; da erscheint der alte durchtriebene Astrolog Seni und sein starres Auge sieht den Mächtigen im Blute. Die Kunst der Sterndeuterei hat gelogen — schaudernd erkennt er das letzte, furchtbare Resultat seiner Spekulationen.

Nach den neueren Forschungen hatte der Kaiser ein Recht, den Verräther zu ächten; nie aber wird die Geschichte eine Achtsvollstreckung billigen, welche nichts war als ein Mord!

Die Austernfischer auf der Insel Sylt.

Von

Graf Adelbert Baudissin.

(Bild S. 221.)

Die holsteiner Auster hat einen so geachteten Namen unter den Austern — sie ist die fetteste unter ihren Schwestern — daß ich mir's bei meinem sylter Aufenthalt angelegen sein ließ, mir nähere Kenntniß über sie zu verschaffen. Praktisch ist mir das wohl bekommen, aber nur mit Mühe gelang es mir, Notizen über die Austernbänke und Austernfischerei zu erhalten, und da ich hoffe, daß der Leser sich für dieses dümmste, aber schmackhafteste aller Thiere eben so sehr interessirt wie ich, so will ich meine ganze Austernweisheit in wenig Worten auskramen.

Fast überall zwischen den Nordsee-Inseln liegen Austernbänke zerstreut; aber diejenigen, welche auf Meeressand in tiefem Wasser liegen, sind bei Weitem besser als die, welche auf fettem, thonigem Boden in niedrigem Wasser angetroffen werden. Je reiner und magerer der Sandboden, desto fetter und schmackhafter sind die Austern; je lehmiger der Boden, desto magerer und unschmackhafter sind sie. Da man dieß weiß, und da die Feinschmecker Hamburgs sofort Lärm schlagen, wenn man ihnen Austern von schlechten Bänken schickt, die guten Bänke aber allein nicht ausreichen würden, so ist man auf den Gedanken verfallen, die Austern zu veredeln, indem man sie von ihrer Geburtsstätte wegnimmt und sie an Plätze bringt, wo sie tiefes Wasser und mageren Sandboden finden. Der Versuch ist geglückt, und wie man in England Schafe und Pferde veredelt, so werden in der Nordsee bald Voll- und Halbblut-Austern gezogen werden.

Bisher waren die Austern Regal der lieben dänischen Regierung, die sich außer vielen Tausenden der besten Exemplare die Summe von zwanzigtausend Reichsthalern jährlich zahlen ließ, eine Summe, die den armen Inseln recht wohl bekommen wäre, die aber wahrscheinlich denselben Weg ging, den die Austern wandern mußten, d. h. in den Magen der ehrenwerthen Minister und Hofschranzen Gammeldanmarks.

Trotz der zwanzigtausend Reichsthaler, welche die Pächter für die Austernbänke zu entrichten haben, machen sie brillante Geschäfte, und man hat ihnen nachgerechnet, daß sie bei ihren jährlichen Ausgaben, die sich auf etwa sechzigtausend Reichsthaler belaufen, die Kleinigkeit von vierzigtausend Reichsthalern erübrigen.

Sollte sich dieß bestätigen, und ist die Einnahme aus den Austernbänken wirklich eine so bedeutende, so würde ich, wenn ich Herzog von Schleswig-Holstein wäre, besagte Bänke verkaufen und das Kapital, das man mir in blanken Louisd'or ausbezahlen müßte, zum Schutze der Inseln und zur Sicherung der Lister Tiefe verwenden; da meine Erbansprüche aber vom Uebel sind, will ich meine sündhaften Gedanken für mich behalten, die Feder in's Tintenfaß tunken und erzählen, wie die Austern gefangen oder richtiger gefischt werden.

Zwei Mann besteigen ein großes, mit einem Deck und einer kleinen Kajüte versehenes Boot, setzen ihre Segel auf und fahren bei Wind, Regen, Schnee und Eis hinaus in's Meer; sie wissen genau, wo die Bänke liegen, und hängen, wenn sie in ihrer Nähe sind, ein großes Drahtnetz, an dessen oberem Ende ein scharfes Eisen befestigt ist, an ihr Boot. Indem sie nun über die Austernbank segeln, reißt das Eisen die Austern los, die in das Drahtnetz fallen, und nach beendigtem Fang in Balljen à siebenhundert Stück verpackt werden. Für eine solche Ballje zahlt der Pächter den Fischern einen Thaler und acht Groschen, und ein Boot, das einigermaßen vom Glück begünstigt wird, kann in einer Saison sieben- bis achthundert Thaler verdienen.

„Da möchte ich gleich Austernfischer werden," höre ich einen jungen Schwärmer rufen, dem es im Heimatsthale zu eng wird, und der sich das freie Leben auf dem offenen Meere reizend ausgemalt hat; um aber Unglück zu verhüten, und um zu beweisen, daß das Austernfischen auch seine zwei Seiten hat, will ich dem Leser meinen Freund Andreas Prott und seinen Gefährten vorstellen und in kurzen Worten erzählen, wie es ihnen am 20. Januar 1863 erging.

Sie waren bei schwerem Unwetter in See gestochen, um Austern zu fischen, als sie bald die Unmöglichkeit erkannten, ihr Boot gegen den Sturm zu führen, und — wenn auch widerstrebenden Herzens — umzukehren beschlossen. So vertraut sie nun aber auch mit dem Fahrwasser, mit Wind und Segel waren, so konnten sie es doch nicht verhindern, daß sie gegen eine Sandbank geschleudert wurden, und daß ihr Boot von den nachstürzenden Wellen in Stücke zerrissen ward. Hätten sie nicht Jeder einen langen und starken Bootshaken gehabt, den sie fest in den Sand stießen, um sich daran festzuhalten, — und hätten sie sich nicht so gegen einander gestemmt, daß Einer den Andern stützen konnte, so wären sie unfehlbar von der ersten Welle fortgerissen worden. Zu ihrem Glücke behielten sie aber Geistesgegenwart genug, um mit vereinten Kräften der Brandung zu trotzen und dem Andrange des Meeres Widerstand zu leisten. Es war zur Zeit der steigenden Flut, als die beiden Unglücklichen ihr Boot fortgerissen sahen; das Wasser stand ihnen bis an die Kniee, und sie wußten, daß es mindestens noch drei Fuß steigen würde, ehe es wieder ablaufen konnte; dabei war es mitten im Winter, Schnee und Regen wurden ihnen von einem eisigen Nordwest in's Gesicht getrieben, und es schien unmöglich, daß sie bis zum Eintritt der Ebbe aushalten könnten. Als die Flut ihren Höhepunkt erreicht hatte, stand das Wasser ihnen bis unter die Arme; jede Welle schlug über ihren Köpfen zusammen, und um das Schreckliche ihrer Lage zu vollenden, wurden schwere Eisschollen von den Wogen herangespült, und drohten jeden Augenblick, sie zu zermalmen.

Jedem Anderen würde wohl der Muth entsunken sein, nur den beiden Austernfischern nicht. Das Einzige, was sie während der bangen zehn Stunden, die sie in der schrecklichen Todesgefahr zubringen mußten, miteinander besprachen, war die Hoffnung, daß ihre Leichen aufgefischt und auf dem heimatlichen Friedhofe beerdigt werden möchten.

Der alte, dreiundsechzigjährige Andreas Prott, der mir sein Abenteuer selbst erzählte, schloß mit den Worten: „Als dat Water aflopen wär, gungen wi an't Land; ik wär wat stiif in de Rüg, awerst en Taß warme Kaffee hulp mi wedder up de Been. Wat mi am meisten wunnert hät, wär, dat ik mi gor nich en beeten verköhlt har." (Als das Wasser abgeflossen war, gingen wir an das Land; ich war ein wenig steif im Rücken, aber eine Tasse warmer Kaffee half mir wieder auf die Beine. Was mich am Meisten wunderte, war, daß ich mich nicht im Geringsten erkältet hatte.)

Wer nun keine Lust hat, eine ganze Nacht in der Brandung zuzubringen, und wer nicht eben so unempfindlich gegen Kälte und Nässe ist, wie mein dreiundsechzigjähriger Freund Andreas Prott, der bleibe hübsch zu Hause und lasse sich die Austern, die ihm von einer zierlichen Kellnerin vorgesetzt werden, mit Rheinwein und englischem Käse wohl schmecken!

Auflösung des Räthsels Seite 200:

Nar.

Berichtigung.

In der in Nr. 12 abgedruckten Schach-Aufgabe ist auf **h 4** statt eines weißen ein schwarzer Läufer zu stellen.



Sabot du Diable geht mit der Reiterin durch. (S. 226.)

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von E. Braddon.

(Fortsetzung.)

Achtunddreißigstes Kapitel.

Esther's Prophezeiung in Bezug auf das Wetter ging in Erfüllung. Die Sonne schien an dem Morgen in voller Klarheit, an dem sie Sabot du Diable zum ersten Male besteigen wollte. Der Anbeter erschien, der Besorgnisse ungeachtet, welche ihre Verwegenheit ihm einflößte, zur bestimmten Stunde in ihrem Salon.

„Esther," rief der Herzog von Harlingford, „Sie sind entzückend schön!" — „Das bin ich immer," erwiederte die Jüdin, heiter lachend, „sobald ich bei guter Laune bin, was nicht oft der Fall ist. Heut aber fühle ich mich außerordentlich heiter und zum Vergnügen aufgelegt. Im ‚Stern' zu Richmond wollen wir ein superbes Dejeuner einnehmen, Harlingford. Ach, wie ich mich sehne, einen Galopp über den Rasen im dortigen Park zu machen! Sehen Sie nur, das Pferd steht schon seit zehn Minuten gesattelt da!" rief sie, durch das offene Fenster deutend. Der junge Herzog blickte hinaus auf die Straße. Der Renner stand vor dem Hause, von einem Reitknecht bewacht, welcher große Mühe hatte, wie es schien, ihn ruhig zu erhalten. Es war in der That ein schönes Thier, aber von einer solchen Art, daß wenige Frauen Lust gehabt haben würden, es zu besteigen. „Gefällt Ihnen Sabot du Diable?" fragte Esther. — „Nicht im Geringsten," antwortete der Herzog, und fügte nach einer kurzen Pause in sehr ernstem Tone hinzu: „Esther, ich glaube einigen Anspruch auf Ihre Liebe zu haben. Sie wissen, daß ich um Ihretwillen jeden Augenblick bereit bin, alle Bande zu zerreißen, die mich an meine Familie knüpfen, und allen Vorurtheilen meines Ranges zu entsagen, um Sie zu meiner Frau zu machen. Sie wissen es, Esther! Ich prahle nicht mit meiner Liebe, ich rechne sie mir nicht als Verdienst an, denn ich kann nicht anders, ich muß Sie lieben, meiner Vernunft zum Trotze. Nie habe ich Ihnen einen Wunsch versagt; heute aber habe ich selbst eine Bitte an Sie. Reiten Sie nicht dieses Pferd!" Es lag in seinem Tone eine solche Weichheit und Innigkeit, daß Esther's hartnäckiges Herz beinahe davon gerührt wurde; allein augenblicklich gewann der Stolz wieder die Oberhand bei ihr, und mit lautem Lachen rief sie: „Mein lieber Herzog, ich muß in der That das Blut eines Kriegers in meinen Adern haben, denn nichts ist mir verhaßter, als jede Art von Furcht. Ich bin einmal entschlossen, zu beweisen, daß Lord Wallace's Warnungen nur thöricht und lächerlich sind. Also kommen Sie, denn Sabot du Diable wird ungeduldig!" — Sie ritten durch Piccadilly, an Hydepark entlang und verfolgten die Straße nach Knightsbridge. Sabot du Diable betrug sich so ruhig und folgsam unter der Hand seiner neuen Gebieterin, daß die Besorgnisse des Herzogs in Betreff dieses Thieres allmälig zu schwinden begannen. Esther war in der heitersten Laune und wußte ihren Anbeter so zu fesseln, daß er unter dem Zauber ihrer Unterhaltung endlich alle Angst vergaß. So legten sie den Weg nach Richmond zurück und langten bei dem eleganten Gasthofe zum „Stern" an, wo Beide abstiegen. Ein

Kellner von übertriebener Höflichkeit führte sie in ein besonderes Kabinet, welches eine freie Aussicht nach dem Garten gewährte, und der Herzog bestellte das ausgesuchteste Dejeuner, mit den feinsten Weinen, das dieser berühmte Gasthof zu liefern vermochte. „Sorgen Sie dafür, daß das Dejeuner schnell servirt werde," rief Esther dem Kellner zu, indem sie Hut, Handschuhe und Reitpeitsche ablegte. „Ich kann die Zeit kaum erwarten, wo ich mit Ihnen auf dem Rasen des Parks einen Ritt um die Wette machen werde, Harlingford. Jetzt haben Sie sich doch mit Sabot du Diable ausgesöhnt?" — „Ja, meine Theure. Ich glaube wirklich, daß Lord Wallace die Fehler des Thieres etwas übertrieben hat. Gebe Gott, daß es so sei!" Das Frühstück wurde schnell aufgetragen, denn der Herzog und sein Reichthum waren im Gasthof genügend bekannt. Der Koch hatte sein Bestes gethan, der Champagner war vortrefflich, und die Jüdin genoß mehrere Gläser von diesem schäumenden Getränke. „Ich trinke auf die Gesundheit meines guten Pferdes!" rief sie, ihr Glas hoch erhebend.

Gegen vier Uhr war endlich das Dejeuner vorüber, und Esther setzte ihren kleinen Hut vor dem Spiegel wieder auf. Das Wetter von diesem Nachmittage konnte nicht schöner sein, als es war, und der Hügel von Richmond gewährte einen reizenden Anblick, als der Herzog und die Jüdin vor dem Gasthofe ihre Pferde wieder bestiegen. Die Equipagen der Lustfahrenden kreuzten sich fortwährend, und aus einiger Entfernung klang die Musik eines wohlbesetzten Orchesters. „Nie in meinem Leben war ich besser gestimmt, als heute!" rief Esther, sich leicht in den Sattel schwingend. „Kommen Sie, Vincent, wir wollen im Park einen Wettritt machen!"

In dem Augenblicke, als sie ihr Reitkleid etwas aufnahm, um ihren Fuß in den Steigbügel zu setzen, bemerkte der Herzog zum ersten Male einen kleinen glänzenden Sporn an den Absätzen ihrer Reitstiefel. Unruhig blickte er sie an, während sie sich auf dem Sattel zurecht setzte, und sagte: „Großer Gott, Esther! Sie werden doch nicht so wahnsinnig sein, bei einem solchen Pferde den Sporn gebrauchen zu wollen!" — „Und weßhalb nicht, Sie Memme?" fragte die Jüdin, laut lachend. — „Weil, wenn nur ein Wort von dem wahr ist, was Lord Wallace gesagt hat, der Sporn das Pferd wüthend machen wird. Ich beschwöre Sie, Esther, seien Sie vernünftig!" — „Bah!" rief das unverbesserliche Mädchen, verächtlich die Achseln zuckend. „Man sollte wahrlich glauben, ich hätte erst sechs Reitstunden gehabt. Sie vergessen, daß ich die Jagden in der Grafschaft Leicester mitgemacht und mit den besten Reitern gewetteifert habe. Vorwärts, Vincent! Ich habe ein Pferd, das mich mit Blitzesschnelle über Berge und Thäler tragen kann." Sie erhob den Arm über den Kopf und schwenkte triumphirend ihre Reitgerte.

Die Stelle des Parks, an der sie sich befanden, war eine weite Rasenfläche, von Gehölz umgeben, in dessen Zweigen die Vögel munter sangen. Sabot du Diable trug den Kopf hoch und seine Nüstern begannen beim Anblick des offenen Raumes heftig zu schnauben. Er hatte sich in kurzen Galopp gesetzt, als Esther, belustigt über die Angst ihres Begleiters, laut, wie auf der Jagd, zu schreien begann, und der zarten Haut ihres Pferdes den Sporn eindrückte. Die Wirkung war furchtbar. Im nächsten Augenblicke bestätigte sich das Urtheil des Lord Wallace über dieses Thier, welches jetzt wie der Wind über die Fläche strich. Anfangs lachte Esther, entzückt über den Eifer ihres Pferdes, wandte sich triumphirend nach dem Herzog um und winkte ihm mit der Peitsche, ihr zu folgen; allein plötzlich begann das verwegene Mädchen die Folgen ihrer Thorheit und Halsstarrigkeit zu erkennen, und die entsetzliche Gefahr, in der sie schwebte, zeigte sich ihr. Das Terrain wurde abschüssig, und in einiger Entfernung von ihr befand sich ein acht Fuß hohes Gitter, welches den Rasen von den umliegenden Feldern trennte. Jenseits des Gitters stieg der Erdboden ziemlich steil empor und wurde hart und steinig. Auf diese bisher nicht entdeckte Gefahr stürmte Sabot du Diable zu. Vergebens bemühte sich die Jüdin, seinen Lauf durch Anziehung der Zügel zu hemmen; das Thier hatte das Gebiß zwischen die Zähne genommen und hielt es fest, wie mit eisernen Klammern. Esther Vauberg wurde zwar todtbleich, aber trotzte dennoch der Gefahr bis zum letzten Augenblicke, denn sie war eine ausgezeichnete Reiterin und hatte einen so festen Sitz, als wenn sie mit dem Pferde zusammengewachsen gewesen wäre. Dieser letzte Augenblick kam jedoch bald. Sabot du Diable stürmte geraden Wegs auf das Gitter los, übersprang es auch mit den Vordenfüßen, aber blieb mit den Hinterbeinen hängen, überschlug sich und stürzte mit der Reiterin auf den jenseits der Umzäunung befindlichen steinigen Boden.

Der Herzog hatte sein Pferd mit aller Macht angetrieben, um die Jüdin einzuholen, kam ihr aber erst dann nahe, als er Zeuge des schrecklichen Sturzes wurde. Der Reitknecht folgte dicht hinter ihm. Beide waren starr vor Entsetzen und vermochten beim Anblick der gräßlichen Szene kaum zu athmen. In geringer Entfernung vom Gitter stiegen sie ab, befestigten ihre Pferde daran und schwangen sich hinüber. Es war nur das Werk eines Augenblicks, aber dieser eine Augenblick der Ungewißheit war für den Herzog eine Ewigkeit. Den vereinten Anstrengungen beider Männer gelang es, den Körper des Pferdes von der darunter liegenden unglücklichen Reiterin zu entfernen. Das Thier hatte einen Bruch an der Schulter erlitten. „Führe es fort!" rief der Herzog dem Reitknecht mit heiserer Stimme zu. „Bringe die verwünschte Bestie aus meinen Augen und schieße ihr eine Kugel durch den Kopf; sie hat das einzige weibliche Wesen getödtet, das ich je geliebt habe!" — „Gott gebe, Euer Gnaden, daß das Unglück nicht so groß sei," sprach der Reitknecht, während er das Pferd am Zügel fortzog.

Der Herzog kniete neben der Jüdin nieder. Esther lag ausgestreckt auf der Erde, das Gesicht gen Himmel gekehrt. Ihre Schönheit hatte nicht gelitten, denn keine Verletzung zeigte sich auf ihrer schneeweißen Haut. Das bleiche Gesicht, mit den langen gesenkten Wimpern, war so ruhig wie das einer Bildsäule. Allmälig schlug sie langsam die Augen auf und richtete ihren matten Blick auf den Herzog. „Esther!" rief Letzterer mit einem Ausbruch wilder Freude, „Sie leben! O, Gott sei Dank, Gott sei Dank!" Er barg sein Gesicht in den Händen und schluchzte. Diese plötzliche Umwandlung seiner Empfindungen ergriff ihn noch gewaltiger, als die vorher ausgestandene Angst. „Aber wer hat denn gesagt, daß ich todt sei?" fragte die Jüdin. „Nie in meinem Leben habe ich einen Menschen gesehen, der über eine solche Kleinigkeit, einen Sturz mit dem Pferde, so leicht in Schrecken gerathen konnte, wie Sie! Das Thier hat mich abgeworfen, das ist Alles. Sie und Ihr Freund hatten allerdings Recht, ich muß es einräumen, und die Strafe für meinen Eigensinn ist gerecht. Ich war vermuthlich bewußtlos?" — „Ja, meine Theure, aber nur einen Augenblick. Ach, Esther, welche namenlose Angst ich ausgestanden habe, ich dachte, Sie wären todt!" — „Todt! Ich bin nicht einmal verletzt. Nur eine gewisse Erstarrung empfinde ich, wie wenn alles Gefühl aus meinen Gliedern verschwunden wäre!" — „Wohin soll ich Sie bringen, meine Theure? Das nächste Haus ist mehr als eine Meile von hier entfernt, aber ich will Sie auf meinen Armen dahin tragen, wenn Sie wollen." — „Gewiß will ich. Ich werde schon gehen können, sobald die Erstarrung aufgehört hat. Aber vielleicht wäre es doch besser, wenn Sie mich trügen." — Der Herzog nahm die leichte Last in seine Arme. Der zarte Körper der Unglücklichen war so schlaff wie ein Leichnam. Er rief den Reitknecht herbei, welcher die am Gitter befestigten Pferde verließ und sogleich zu ihm eilte. „Gott sei gepriesen!" rief derselbe, als er seine Gebieterin lebend sah. „Sie haben uns große Angst verursacht, Miß." Esther Vauberg war stets eine freigebige Gebieterin gewesen, und ihres heftigen Temperaments ungeachtet hegten ihre Diener Anhänglichkeit für sie. Der Herzog überließ seine kostbare Last dem Reitknecht, um das Pferd zu besteigen, nahm sie ihm dann wieder ab und legte sie sanft vor sich auf den Sattel, worauf er im Schritt abritt. „Wir werden bald einem Wagen begegnen, meine Liebe," sagte er, „und Sie dann bequemer transportiren können." Die Jüdin war sehr bleich, und der frühere Glanz ihrer schwarzen Augen war verschwunden, die sie forschend und mit unruhigem Blicke auf das Gesicht des Herzogs gerichtet hielt. „Glauben Sie, daß ich schwer verletzt bin, Vincent?" fragte sie mit sehr ernster Miene. „Ich habe keine Schmerzen, aber diese Erstarrung in meinen Gliedern ist seltsam. Von den Schultern abwärts scheint alles Gefühl aus mir gewichen zu sein. Wenn es nie wieder käme!" Bleich werdend, blickte der Herzog sie an

und wurde von einem neuen Schrecken ergriffen. Als Esther nach ihrer Ohnmacht die Augen wieder aufgeschlagen, hatte er geglaubt, daß jede Gefahr vorüber sei; allein jetzt fühlte er sein Blut von Neuem in den Adern erkalten. „Ich erinnere mich,“ fuhr die Leidende fort, indem sie angstvoll das Gesicht des Herzogs beobachtete, „daß eines Tages ein Mann auf der Jagd bei Leicester vom Pferde abgeworfen wurde. Dem ersten Anscheine nach war er gar nicht verletzt, allein sein Zustand war gerade eben so wie der meinige; er konnte keine Bewegung machen, und bei näherer Untersuchung entdeckte der Wundarzt, daß sein Rückgrat gebrochen war. Noch ehe der Abend kam, starb er. Vincent, glauben Sie, daß ich auch sterben werde?“ — „Sterben?“ rief der Herzog. „Wenn ich Sie in meinen Armen halte und Ihre Augen an den meinigen hängen? Das ist Thorheit, Esther. Ist der stolze Sinn des muthigen Mädchens, das ich anbete, so schnell verschwunden?“ — „Ja, Vincent, der stolze Sinn ist verschwunden und wird nie wiederkehren. Ach, mein Geliebter, ich fürchte, daß es ein böser Sinn war, der mich zu mancher schlechten Handlung verleitet hat. Möge Gott geben, daß ich nicht sterbe,“ fügte sie langsam und in feierlichem Tone hinzu, „denn ich bin für den Tod nicht vorbereitet!“ — „Sie werden nicht sterben!“ rief der Herzog in wildem Eifer. „Wie können Sie von sterben sprechen, Esther, wenn Sie wissen, daß ich Alles, mein ganzes Besitzthum bis auf den letzten Penny hingeben würde, um Sie zu retten? Die ausgezeichnetsten Aerzte von London sollen gerufen werden, die Wissenschaft wird Wunder verrichten und Sie retten! Fürchten Sie nichts, meine Theure, Sie werden sehen, was meine Liebe vermag.“ Mit dem rechten Arme drückte er sie an seine Brust, während die Linke die Zügel des Pferdes hielt.

In diesem Augenblicke ließ sich das Rollen eines Wagens auf der Straße vernehmen. Der Herzog blickte sich um und sah ein einspänniges Gefährt schnell näher kommen. „Es ist der Wagen eines Arztes, ich will darauf wetten!“ rief der junge Mann. „Das ist eine wohlthätige Fügung der Vorsehung. Muth, meine theure Esther! Wenn sich in dem Wagen wirklich ein Arzt befindet, so werden Sie ihn bald über Ihre Befürchtungen lachen hören.“ Der Herzog hielt sein Pferd an und erwartete das Herankommen des Wagens. Dann gab er dem Kutscher ein Zeichen, still zu halten, und ritt an das Wagenfenster, wo er dem Gesichte eines Mannes mit grauen Haaren und freundlicher Miene begegnete. „Hat sich ein Unfall ereignet?“ fragte der im Wagen sitzende alte Herr, indem er seine lebhaften, scharfen Augen über Esther's bleiches Gesicht und ihren regungslosen, in den Armen des Herzogs liegenden Körper streifen ließ. „Ja, dieser Dame ist ein Unfall zugestoßen, und ich suche deßhalb einen Wagen, um sie bequemer fortschaffen zu können. Sind Sie ein Arzt, mein Herr?“ — „Ja.“ — „Dem Himmel sei gedankt! Wollen Sie erlauben, daß ich die Dame in Ihren Wagen lege?“ — „Sehr gern.“ Der Arzt war ein kleiner lebhafter Mann. Er gab den Kissen des Wagens sogleich eine passende Lage und sprang dann hinaus und nahm Esther in seine Arme. „Hat vielleicht irgend ein Knochenbruch stattgefunden?“ fragte er so heiter, als wenn es ihm auf einige Knochen mehr oder weniger nicht ankäme, sofern er sie nur wieder in Ordnung bringen konnte. „Nein, Gott sei Dank!“ erwiederte der Herzog. „Miß Vauberg klagt nur über eine gänzliche Gefühllosigkeit in ihren unteren Gliedmaßen, aber empfindet keine Schmerzen.“ Plötzlich veränderte sich die Miene des Arztes; der heitere Ausdruck verschwand und machte einem sehr ernsten Platz. Esther hatte sein Gesicht beobachtet und stieß bei dieser Wahrnehmung einen leisen Schrei des Schreckens aus. „Ich wußte es wohl, daß ich sterben muß!“ sagte sie und fügte dann mit leiserer Stimme hinzu: „So unvorbereitet, o mein Gott, so unvorbereitet!“ Der Arzt gewann sogleich seine geschäftsmäßige Geistesgegenwart wieder und versetzte: „Mein liebes Kind, Sie müssen sich nicht so thörichten Befürchtungen hingeben. Bis jetzt weiß ich noch nicht, ob Gefahr da ist.“ — „Sie wollen mich täuschen, Doktor,“ entgegnete sie mit festem Tone. „Ihr Gesicht hat mir gesagt, daß Sie schon jetzt Gefahr sehen.“ Der Arzt überzeugte sich, daß Esther's besorgte Blicke in seinem Innern gelesen hatten. „Ich muß gestehen,“ erwiederte er, „daß das Symptom der Gefühllosigkeit in den unteren Gliedmaßen mir nicht gefällt, aber das ist auch Alles. Uebrigens kann es ohne Folgen sein. War es ein sehr schwerer Sturz? Sprechen Sie nicht, mein liebes Kind; dieser Herr wird mir Alles mittheilen, was ich zu wissen nöthig habe.“ Der Arzt hatte sich auf den schmalen Rückplatz gesetzt, so daß er dem Wagenpferde den Rücken zudrehte, und Esther lag vor ihm auf dem breiteren Sitz ausgestreckt. Der Herzog ritt neben dem offenen Fenster, während der Wagen langsam dem Gitter des Parkes zufuhr, welches Esther wenige Stunden vorher so fröhlich passirt hatte. Harlingford erzählte den Unfall mit allen Nebenumständen, und der Arzt hörte aufmerksam zu, indem er seinen Finger auf Esther's Puls und seine Augen auf ihr Gesicht gerichtet hielt. Der alte Mann bemühte sich, seine Unruhe zu verbergen, allein die gewohnte Heiterkeit war aus seinen Zügen verschwunden, und er war jetzt sehr ernst, wie ein Mann, der eine drohende Gefahr sieht. „Sollen wir nach dem Hotel fahren?“ fragte der Herzog. — „Sie können keinen besseren Ort wählen. Auch mögen Sie auf telegraphischem Wege etwaige Verwandte — vielleicht die Mutter — herbeirufen lassen.“ — „Sie hat keine Mutter mehr, die Arme ist eine Waise.“ — „Vermuthlich Ihre Schwester?“ — „Nein,“ entgegnete der Herzog, indem er einen Blick der innigsten Liebe auf Esther richtete, „sie ist meine Braut.“ Esther erwiederte den Blick, und ihre großen Augen füllten sich mit Thränen. O, wie edel war das Herz, das sie so oft in stolzem Uebermuthe mit Füßen getreten hatte! Welche tiefe, uneigennützige Liebe hatte sie in ihrem Eigensinn von sich gestoßen! Jetzt schien ihre Brust mit einem Male weich zu werden. „O mein Gott,“ sagte sie zu sich, „bisher, glaube ich, bin ich nur ein teuflisches Wesen gewesen und erst in diesem Augenblicke zu einem Weibe geworden. Jetzt kann ich weinen wie ein Weib. Aber diese Umwandlung kommt zu spät — zu spät!“

Neununddreißigstes Kapitel.

Der Arzt war neugierig, den Namen und den Stand der kranken Dame und ihres Begleiters kennen zu lernen. Der Herzog hatte keinen Bedienten bei sich, aber nach der Beschaffenheit des Pferdes, welches er ritt, zu urtheilen, vermuthete der Arzt, daß er ein Mann von Stande und Vermögen sei, ohne jedoch zu ahnen, welchem Range er wirklich angehörte. Erst als er am Gasthofe abstieg und von den herbeieilenden Kellnern mit „Euer Herrlichkeit“ angeredet wurde, erhielt der Arzt Aufklärung hierüber.

Die Leidende wurde in einen großen Salon des ersten Stockwerks gebracht und dort auf ein Sopha gelegt, worauf der Arzt sich an den Herzog wandte und sagte: „Jetzt muß ich Sie bitten, uns allein zu lassen. Ich bedarf des Beistandes einer Frau von reifem Alter, welche gewohnt ist, mit Kranken umzugehen. Vermuthlich werden Sie eine solche Person hier im Gasthofe finden.“ Der Kellner, welcher sie in das Zimmer geführt hatte, bestätigte, daß allerdings eine in der Bedienung und Pflege der Damen erfahrene Frau im Hause befindlich und bereit sei, den Anweisungen des Arztes Folge zu leisten. „Gut,“ versetzte Letzterer, „so schicken Sie dieselbe augenblicklich hierher. Inzwischen werden Euer Herrlichkeit mir vielleicht behülflich sein, das Sopha in jenes Nebenzimmer zu rollen?“ Das bezeichnete Gemach war ein elegant möblirtes Schlafzimmer, mit der Aussicht auf eine schöne Landschaft, welche gerade jetzt im purpurnen Scheine der untergehenden Sonne lag. Als Esther hineingebracht wurde, schaute sie sich erschreckt um.

„Weßhalb führen Sie mich hierher?“ rief sie. „Soll ich die Nacht in Richmond bleiben? Mein Zustand wird doch noch erlauben, daß ich nach Hause geschafft werde?“ — „Heut müssen Sie hier bleiben, mein liebes Kind,“ erwiederte der Arzt; „es ist schon spät, und Sie bedürfen der Ruhe.“ Die Jüdin blickte ihn angstvoll an, sagte aber nichts weiter.

Der Herzog, welcher aus dem Zimmer verbannt worden war, schritt, von qualvoller Ungewißheit gepeinigt, im Salon auf und ab, während der Arzt sich allein bei der Jüdin befand. Bald darauf wurde durch den Kellner die Frau hineingeführt, welche bereit war, sich dem Dienste der leidenden Dame zu widmen. Sie hatte ein anständiges Aeußere und freundliche, ansprechende Züge; ihr Alter mochte ungefähr vierzig Jahre sein, und ihr Name war Martha Gibbs.

Der Arzt öffnete die Thür des Nebenzimmers und ließ Mrs. Gibbs eintreten; dann schloß er sie wieder, und der Herzog setzte

seine Promenade im Salon von Neuem fort. Die Zeit wurde ihm unendlich lang, und jede Minute, die er in dieser qualvollen Ungewißheit zubrachte, schien ihm eine Ewigkeit zu sein; dennoch trat er nicht ein einziges Mal an das Fenster, um sich durch den schönen Anblick der Landschaft zu zerstreuen. Unverwandt schaute er auf den Fußteppich und lauschte angstvoll auf jeden Laut, der aus dem Nebenzimmer drang, fortwährend zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwebend. Aber er dachte nie daran, zu beten! Es war schon lange her, daß der junge Mann nicht mehr zum Himmel aufgeblickt und seinen Schöpfer angerufen hatte; deßhalb konnte er auch jetzt, wo er des Gebetes so sehr bedurfte, keine Worte finden. Ein Gebet von seinen Lippen klang ihm wie eine Entweihung.

Endlich nahm diese Zeit qualvoller Spannung ein Ende; die Thür des Nebenzimmers öffnete sich und der Arzt trat heraus. Ein Blick auf das Gesicht des Letzteren sagte dem Herzoge, daß er nur traurige Nachrichten zu erwarten habe. Vincent eilte auf den alten Mann zu und ergriff seine Hand. „Der Fall ist sehr bedenklich, nicht wahr?“ rief er. „Ich sehe es an Ihrem Gesicht. Miß Vauberg ist schwer verletzt?“ — „Ja, sehr schwer.“ — „Sie wird lebenslang ein Krüppel bleiben?“ Der Arzt schüttelte traurig den Kopf. „O, mein Gott,“ rief der Herzog, „also ist es noch schlimmer? Sie wird ganz gelähmt bleiben? Aber wenn auch! In ihrem Leiden wird sie die Macht einer Liebe kennen lernen, welche eben so rein als tief ist! Ich beschwöre Sie, Doktor, sprechen Sie ohne Rückhalt, sagen Sie mir die ganze Wahrheit. Ich bin auf Alles gefaßt, wenn sie nur als die Gefährtin meines Lebens, als mein Weib bei mir bleibt. Mag ihre stolze Schönheit schwinden, die mich im ersten Augenblicke bezaubert hat, wenn mir nur das Wesen erhalten bleibt, das meine ganze Liebe besitzt und das mir durch sein Unglück noch theurer wird!“ Hingerissen von der Gewalt seiner Empfindungen, barg der Herzog sein Gesicht in den Händen und brach in Thränen aus. „Fassen Sie sich!“ erwiederte der Arzt. „Solche Empfindungen machen Ihrem Herzen Ehre, und um so mehr thut es mir leid, daß ich Ihnen nur traurige Nachrichten zu bringen habe. Ich muß Sie dringend bitten, alle Ihre Kraft zu sammeln, allen Muth aufzubieten, den Sie ohne Zweifel auf dem Schlachtfelde haben würden. Schauen Sie zum Himmel auf und suchen Sie dort Trost und Hoffnung!“ Der Herzog blickte empor und ließ sein Auge ernst auf dem Gesichte des Arztes ruhen. „Ich verstehe,“ sagte er. „Sie weisen mich auf den Himmel an, da es auf Erden keine Hoffnung mehr für mich gibt. Sie ist ...“ Er konnte den Satz nicht vollenden und hielt inne, denn das Schluchzen erstickte seine Stimme und drohte seine Brust zu sprengen. Endlich murmelte er: „Ich werde sie verlieren!“ — „Auf Erden, ja; aber Sie dürfen hoffen, Sie im Himmel wieder zu finden.“

Bei diesem feierlichen Ausspruche erbebte der Herzog. „O mein Gott,“ rief er, „es ist ein harter Schlag, — aber nur die gerechte Strafe eines nutzlos verschwendeten Lebens! Aber wie kommt es, sie schien doch nur unbedeutend verletzt zu sein?“ — „Mein lieber Herr,“ erwiederte der Arzt mit ernster Miene, „gerade diejenigen Symptome, welche Ihnen Hoffnung gaben, erfüllten mich mit Besorgniß. Die Schmerzlosigkeit und die Erstarrung in den unteren Gliedmaßen gaben mir die Gefahr deutlich kund. Der Rückgrat des armen jungen Mädchens ist gebrochen.“ — „Und keine Kunst kann sie retten?“ — „Nein. Wenn es Sie beruhigt, die zwei ausgezeichnetsten Aerzte von London zugezogen zu sehen, so will ich sie sogleich durch den Telegraphen rufen lassen.“ — „Um des Himmels willen, thun Sie es! Aber ehe Sie gehen, geben Sie mir noch einen Trost. Sie sagten, daß sie sterben müsse. Doch der Tod steht ihr noch nicht nahe, — sie wird ohne Zweifel noch einige Zeit leben?“ Der Arzt schüttelte abermals den Kopf mit trauriger Miene. „Ich will Ihnen die Wahrheit nicht vorenthalten,“ sagte er, „denn ich weiß, daß in solchen Fällen die reine Wahrheit das Beste ist. Miß Vauberg's Stunden sind gezählt. Wenn sie Freunde oder Verwandte hat, die sie noch zu sehen wünscht, so thun Sie wohl, dieselben durch den Telegraphen rufen zu lassen.“ — „Nein,“ erwiederte der Herzog, „meine arme Freundin ist allein auf der Welt. Sie hatte viele Anbeter, aber keinen Freund, mich ausgenommen, der nur ein schwacher und gefährlicher Freund war, weil ich allen ihren Einfällen nachgab und sie sogar jenes Pferd besteigen ließ, welches die Ursache ihres Todes wurde. Nein, sie hat keinen Freund. Aber eine andere Person könnte gerufen werden, wenn Sie die Güte haben wollen, es zu thun.“ — „Euer Herrlichkeit haben nur zu befehlen, ich bin bereit.“ — „Ich möchte Sie bitten, einen Geistlichen zu ersuchen, zu meiner armen Esther zu kommen, nachdem Sie die telegraphische Botschaft an Ihre Amtsbrüder abgesendet haben. Da Sie hier in der Nähe wohnen, so kennen Sie ohne Zweifel irgend einen würdigen Geistlichen.“ — „Ja, ich kenne einen Geistlichen in diesem Orte,“ erwiederte der Arzt, „und zwar einen der Besten, die je auf Erden gelebt haben. Nach Absendung meines Telegrammes werde ich ihn hierher bringen.“ — „Ich würde Ihnen unendlich dankbar sein. Inzwischen darf ich wohl meine unglückliche Freundin sehen?“ sagte der Herzog mit einem traurigen, bittenden Blick auf die Thür des Schlafzimmers. — „Ja, Sie dürfen sie sehen. Sie ist bei vollem Bewußtsein und ruhig, obgleich sie ihr Schicksal kennt.“ Der Herzog senkte den Kopf. Er vermochte nicht zu sprechen, aber er drückte dem Arzte dankbar die Hand und trat leisen Schrittes in das Krankenzimmer.

Esther Vauberg lag auf dem Bette, unvermögend sich zu rühren; ihre großen Augen richteten sich auf die Thür, als der Herzog sie öffnete. Nie zuvor hatte er den Ausdruck so tiefen Gefühls in ihnen wahrgenommen, wie in diesem Momente. Die Schatten des Todes, welche sie umgaben, schienen einen mächtigen, erweichenden Einfluß auf sie geübt zu haben. Die Kranke deutete auf einen Stuhl neben ihrem Bett, und Harlingford ließ sich darauf nieder.

Das stolze, heftige Weib war sanft wie ein Lamm geworden. „Lieber Vincent,“ sagte sie mit leiser Stimme, „Sie müssen sich um meinetwillen nicht zu sehr grämen. Das ganze Leben liegt noch vor Ihnen. Für Sie und für Ihr Lebensglück ist es besser, daß ich sterbe. Ich war immer ein stolzes, eigensinniges Wesen und würde nie eine gute Gattin geworden sein. Glauben Sie mir, es ist so besser. Anfangs werden Sie tiefen Kummer empfinden, aber allmälig wird er schwinden, und Sie werden sich meiner nur wie eines bleichen Schattens der Vergangenheit erinnern. Dann, hoffe ich, werden Sie eine Gemahlin Ihres Ranges erwählen, eine Frau, die Ihrer Liebe würdig ist.“ — „Meine Geliebte, ich würde mein ganzes Besitzthum, selbst mein Seelenheil hingeben, wenn ich Sie dadurch erretten könnte.“ — „Ich kenne Ihr edles Herz, Vincent, aber ich weiß auch, daß mein Tod eine Fügung der Vorsehung und bestimmt ist, einen wohlthätigen Einfluß auf Ihr ferneres Lebensglück zu üben. Jetzt, mein Theurer, hören Sie mich an! Ich habe manche sündige Handlung in meinem Leben begangen und bereue sie aufrichtig. Namentlich eine derselben möchte ich gern so weit wieder gut machen, als es möglich ist. Es ist ein grausames Unrecht, das ich einem unschuldigen Mädchen zugefügt habe, weil ich es um seiner höheren Schönheit willen beneidete und haßte.“ In wenigen Worten erzählte Esther hierauf, zu welcher heimtückischen Handlung gegen Violette Westford sie sich hatte verleiten lassen. Der Herzog hörte ernst und aufmerksam zu. Das Geständniß machte einen sehr betrübenden Eindruck auf ihn. „Ich habe mich schwer vergangen, nicht wahr, Vincent?“ sagte sie am Schlusse der Erzählung. „Werden Sie mich nun wegen meiner Schlechtigkeit verabscheuen?“ — „Nein, Esther, aber den Mann verabscheue ich, der Sie zu dieser schlechten Handlung verleitet hat, — diesen elenden Rupert Goodwin, welcher kaltblütig und aus irgend einem persönlichen Interesse Ihre thörichte Eifersucht zur Ausführung seines schändlichen Planes benützt hat.“ — „Rupert Goodwin?“ rief die Jüdin. „Ist Mr. Goodwin's Vorname Rupert?“ — „Ja.“ — „Das ist seltsam, ... sehr seltsam!“ — „Weßhalb, meine Theure?“ — „Ich weiß nicht, dieser Vorname ist nicht sehr gewöhnlich und erinnert mich an meine Kindheit. Vincent, ich habe nur noch wenige Stunden zu leben, aber ehe ich sterbe, ist es mir Bedürfniß, Ihnen meine Jugendgeschichte zu erzählen. Dann, glaube ich, wird es Ihnen klar werden, weßhalb ich stolz und üppig geworden bin, mich nie um die Gefühle Anderer kümmerte, nur an meine eigene Befriedigung dachte und stets herzlos war. Wenn mein Leben lang genug währt, Vincent, sollen Sie meine ganze Geschichte hören.“ (Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 20.

Stuttgart, 1866. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Der neue Stern am Theaterhorizont.

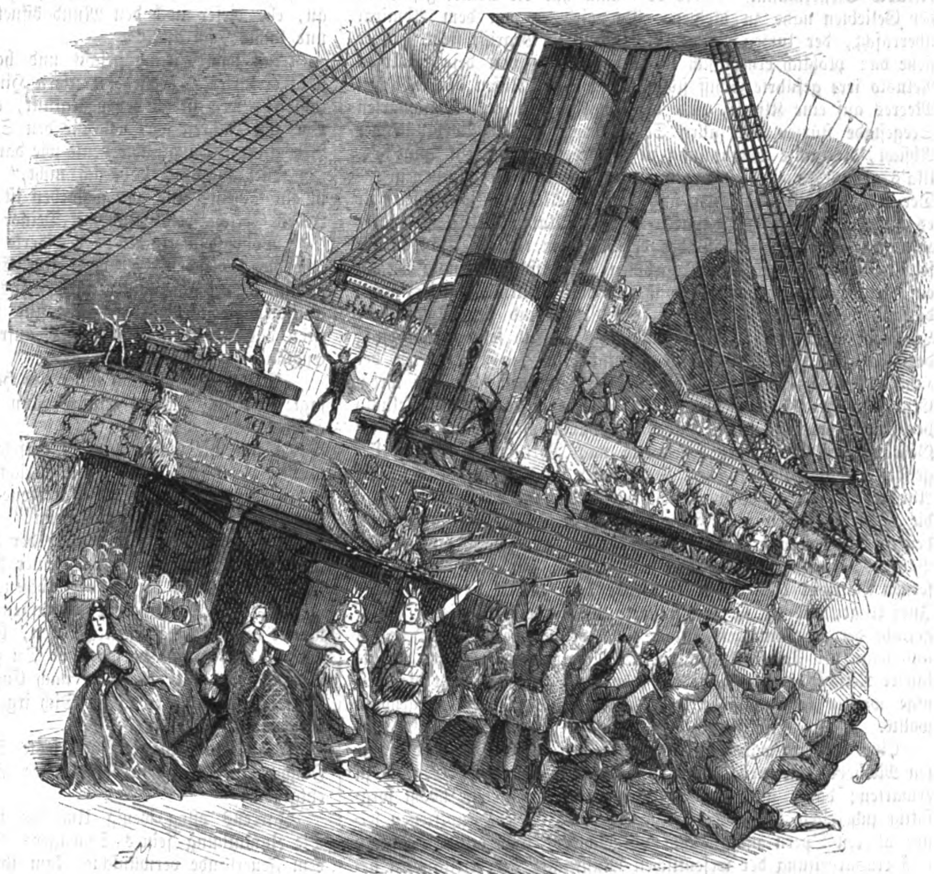
Meyerbeer's „Afrikanerin".

Von

Arthur Swobrik.

Meyerbeer's neue und letzte Oper „Die Afrikanerin" hat bei ihrer erstmaligen Aufführung in Paris einen so außerordentlich glänzender Erfolg gehabt, daß sie bereits die Wanderung über alle Bühnen der Welt macht. An mehreren deutschen Theatern ist sie mit großem szenischen Aufwand gegeben worden. Ueberall hat sie die Spannung des theaterbesuchenden Publikums, mit welcher dasselbe diesem Werke des großen Meisters entgegensah, gerechtfertigt, und sind die Zeitungen voll einstimmigen Lobes über den zauberhaften Eindruck, den die Musik macht, und über den blendenden Glanz, womit man die Aufführung auf unseren Theatern auszustatten bemüht war. Allenthalben spricht man von der „Afrikanerin" als einem Ereigniß der Bühnenwelt, nicht als einem Weltereigniß, doch aber als einem Ereigniß auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, und mag es daher wohl auch gerechtfertigt sein, in der illustrirten Welt des Werkes mit einigen Worten zu gedenken.

Der Held des Stückes ist der kühne portugiesische Seefahrer Vasco de Gama. Als ihn König Emanuel von Portugal aussandte, um einen neuen Weg nach Indien um das Kap der guten Hoffnung zu finden, war er doppelt von Liebesbanden gefesselt: die schöne Inez, Tochter eines Mitglieds des Geheimenraths des Königs von Portugal, und die in ihrer Art eben so reizende afrikanische Sklavin Selika, welche, ehe sie in Gefangenschaft gerathen war, Königin von Madagaskar gewesen, bestrickten ihn mit ihrem Zauber. Jede von beiden Damen hat aber noch einen weitern Anbeter, dessen Bewerbungen sie nur mit einem gewissen Widerwillen dulden. Die Euro-



Die Afrikanerin von Meyerbeer. Der Sturm im dritten Akte.

päerin, Donna Inez, ist mit Don Pedro, Präsidenten des Geheimenraths des Königs, verlobt; die Afrikanerin hat einen gewissen Nelusko zu ihrem Verehrer, der auf der Insel Madagaskar ein Häuptling gewesen sein mochte und in Gesellschaft der Königin in Gefangenschaft gerathen war. Beide sind sehr eifersüchtiger Natur, und mag sich nun Vasco de Gama mit seiner Liebe zur Spanierin oder zur Afrikanerin wenden: da wie dort findet er einen unversöhnlichen Gegner.

Diese fünf Personen bilden die Hauptrollen der fünfaktigen Oper, die an drei verschiedenen Orten spielt: in Lissabon, auf dem Meere und auf der Insel Madagaskar. Das Letztere ist wenigstens zu vermuthen.

Der erste Akt versetzt uns in den Saal des Geheimenraths des Königs von Portugal. Vasco wird von dieser Behörde, in der der Großinquisitor und Kardinäle sitzen, verurtheilt, in Ketten im tiefsten Kerker das Verbrechen zu büßen, die Existenz von fernen Ländern behauptet zu haben, von denen in der heiligen Schrift kein Wort steht. — Der zweite Akt spielt in den Kerkern der Inquisition. Hier erhält der Gefangene den Besuch der schönen Sklavin Selika; aber der eifersüchtige Nelusko läßt die beiden Liebenden keinen Augenblick aus den Augen. Zu Ende dieses Aktes erscheint auch Donna Inez im Gefängniß und kündigt Vasco an, daß er frei sei. Sie hat aber die Freiheit ihres Geliebten mit ihrer eigenen Person sehr theuer erkauft, indem sie Don Pedro ihre Hand gereicht, der es dahin gebracht hat, daß er zum Befehlshaber der Flotte ernannt worden war, die den Weg nach Indien aufsuchen soll. — Im dritten Akt sind wir auf dem Weg nach Indien, an Bord des bewußten Schiffes, dessen Nachbildung unsern Maschinisten so viel Scharfsinn gekostet hat. Auf dem Admiralschiff ist auch Donna Inez eingeschifft worden, Selika ist ihre Sklavin, Nelusko Steuermann. Vasco de Gama hat die Mittel gefunden, der Geliebten nahe zu bleiben. Da wird er von dem Admiral überrascht, der kurzen Prozeß zu machen im Begriffe steht. Aber siehe da: plötzlich erhebt sich ein Sturm; das von dem treulosen Nelusko irre geführte Schiff stößt mitten unter Riffen des indischen Meeres auf eine Klippe, und die Eingeborenen der benachbarten Seegestade stürzen von allen Seiten bewaffnet an Bord, in der Absicht, die ganze Bemannung zu ermorden. Doch ein Wink Selika's genügt, von diesem grausamen Unterfangen abzustehen. — Der Schauplatz des vierten und fünften Aktes — so müssen wir es annehmen — ist Madagaskar. Die Sklavin Selika ist wieder Königin geworden. Um Vasco de Gama zu retten, erklärt sie, er sei ihr Gemahl, natürlich zur größten Verblüffung Nelusko's. In ein zärtliches Duett hinein ertönt nun von Weitem Inez' Stimme, die auf dem Wege zum Tode dem Leben und dem Tejostrande Lebewohl sagt. Das Erbleichen Vasco's verräth seine Empfindung der Gemahlin. — Der fünfte Akt führt uns in die Gärten der Königin, die ihre Nebenbuhlerin vor sich beschieden hat. Bei ihrem Erscheinen wird sie von Mitleid für dieselbe ergriffen, ruft Nelusko herbei und befiehlt ihm, Vasco de Gama und Donna Inez im Geheimen an Bord eines segelfertig nach Portugal vor Anker liegenden Schiffes zu bringen. Dann aber im Gefühle, daß sie die Abreise des schönen Weißen nicht erleben könne, begibt sie sich auf die Landzunge, wo jener Baum sich in finsterer Majestät erhebt, dessen Schatten schon den Tod verursacht. Hier, am Fuße dieses Baumes, vor den Augen das weite Meer, auf dem bereits am fernen Horizont das Schiff entflieht, das Vasco de Gama und Inez trägt, athmet sie mit finsterer Wollust die schädlichen Wohlgerüche der rothblättrigen Frucht ein, welche zuerst ein Delirium und dann den Tod herbeiführen. Als einziger Zeuge ihrer Agonie kauert Nelusko in der Nähe der Königin, die zwar nicht die Seinige werden konnte, aber auch keinem Andern mehr angehören wollte.

Eine Thorheit wäre es, von dem letzten Werke eines hochbejahrten Meisters eine neue Phase der Entwicklung seines Genius zu erwarten; dafür gibt uns der große Komponist eine höchst sorgfältig zubereitete Quintessenz seines Wesens. Die Hauptszenen seiner älteren Opern mögen ihm vorgeschwebt und auf Disposition und Ausarbeitung der wesentlichen Musikstücke der Afrikanerin gestaltend eingewirkt haben, aber er hat sich gleichzeitig in seinem nachgelassenen Werke vor allen jenen Auswüchsen gehütet, welche ihm die Kritik wiederholt vorgeworfen. Die eklektische Richtung tritt nicht so scharf hervor, als im Robert, den Hugenotten und dem Propheten, der alte Meister ergeht sich mit sichtlichem Wohlgefallen in seiner eigenen Schreibweise.

Isern Hinrik.

Erzählung von **Ernst Willkomm.**

(Schluß.)

6. Die Vorladung.

Schiffer Gertjen, bei welchem Kapitän Hinrik Nanne wie immer eingekehrt war, sah der Rückkunft desselben aus seiner Heimat mit großer Spannung entgegen. Der Pflege Stina's, die inzwischen ein sehr hübsches Mädchen geworden war, hatte Hinrik seinen kleinen Sohn übergeben, wobei er mit der Bemerkung nicht zurückhielt, daß er in nicht gar ferner Zeit dem Kleinen eine zweite Mutter zu geben gedenke. Der Blick, welchen der stattliche Mann dabei auf dem blühenden jungen Mädchen ruhen ließ, bedurfte keines Kommentars und ward auch von Gertjens Tochter verstanden. Sie senkte erröthend das Gesicht, liebkoste aber den Kleinen Jürgen so herzlich, als wäre sie selbst dessen Mutter.

Der Schiffer war durch den Kapitän in dessen Pläne eingeweiht. Auch warum er persönlich seinen Schwager im Wahrdammskorg sprechen wollte, wußte Gertjen; man konnte es dem ungelehrten Manne deßhalb nicht verargen, daß er dem Ausgange der Sache mit einiger Unruhe entgegensah.

„Du hast nichts ausgerichtet, Hinrik," redete er den Kapitän an, ehe dieser noch den Mund öffnete. „Jarrens ward aufsätzig und lachte Dich aus."

„Ich war darauf gefaßt und habe eigentlich etwas Anderes nicht erwartet," erwiederte Isern Hinrik; „um so sicherer soll er zahlen! Mir ist es besser geglückt, als ich zu hoffen je gewagt. Vor acht Jahren wies ich Dir den Schein und erklärte Dir dessen Bedeutung. Du glaubst heute wie damals, ich betrüge mich selbst!"

„Viel Hoffnung habe ich nicht," sagte Gertjen. „Ein Schein ist ein Schein, und wer gestorben ist, braucht kein Geld mehr ... Jedes Gericht weist Dich mit Deiner Klage ab!"

„Wollen's versuchen!" erwiderte Hinrik. „Die Sache gehört vor die englischen Gerichte, und Engländer pflegen die Gesetze häufig, ja beinahe immer anders auszulegen, wie die pedantischen deutschen Rechtsgelehrten. Sie sind keine Wortspalter, sie respektiren das Wort und halten es aufrecht. Ich bin nicht umsonst Engländer geworden!"

„Erkundige Dich doch unter der Hand bei tüchtigen Advokaten!" sagte Gertjen. „Man erführe dann wenigstens, wie sie den Fall ansehen."

„Kann mir nichts nützen," versetzte Isern Hinrik. „Auf Jersey müssen die Parteien nebst den Gerichten sich treffen, hier kann gar nichts entschieden werden. Ich freue mich schon, wenn der Dicke bei meiner Villa an's Land steigt!"

Nur wenige Tage noch blieb der Kapitän bei seinem erprobten Freunde. Als dieser ihn zu seiner Yacht hinausruderte, war er mit dessen Tochter bereits versprochen.

„Es bleibt bei unserem Abkommen," sagte der Schiffer. „Stina wartet und pflegt Deinen Jungen, bis der Prozeß entschieden ist! Wie er auch ausfallen mag, ob Du gewinnst oder verlierst, meine Tochter folgt Dir als Frau nach England, sobald Du weder an Jarrens, noch Jarrens an Dich irgend welche Ansprüche mehr zu machen hat."

Die schlank gebaute Yacht setzte Segel auf, hißte die englische Flagge und steuerte in die Nordsee hinaus, den Küsten Englands entgegen.

Jarrens pflog wenig Umgang und war auch nicht redselig. Die Zumuthung seines Schwagers aber, den er im Herzen nach dem Feuerlande verwünschte, kam ihm doch so lächerlich verwegen vor, daß sie ihm die Zunge löste. Er sprach mit Jedem, der sein Haus betrat, von Hinrik's Narrheit, wie er es nannte, und schloß

immer von Neuem mit der Betheuerung: „Der Kerl muß in's Irrenhaus, denn er ist verrückt!"

Nur mit Hinrik's Oheim sprach Jarrens nicht; dieser ließ sich eben so wenig bei dem Kornhändler sehen. Da auch der Kapitän, dessen unbeugsamen Starrsinn Jarrens ganz allein fürchtete, weil er Hinrik zu den tollsten Unternehmungen befähigte, nichts von sich hören ließ, hielt der Kornhändler die ganze Sache, die für ihn eine leere Seifenblase war, eben ihrer Unhaltbarkeit wegen für erledigt.

Da erhielt in der fünften Woche nach Hinrik's Abreise Jarrens auf konsularischem Wege ein großes Schreiben, in welchem das Gericht von Jersey den erschrockenen Mann daselbst persönlich zu erscheinen aufforderte, um in Sachen einer Klage, welche Kapitän Hinrik Nanne gegen ihn wegen verweigerter Zahlung einer Rente an seine vor einigen Monaten mit Tode abgegangene Schwester Abel, verehelichte Nanne, vernommen und eventuell zur Zahlung angehalten zu werden.

Diese Vorladung machte den Kornhändler für einige Tage ganz krank. Er hätte am Liebsten gleich sterben mögen, um für immer aller irdischen Plackereien überhoben zu sein. So gnädig aber war der Himmel nicht. Jarrens besaß eine unverwüstliche Gesundheit; er fühlte sich bald wieder kräftig, und mußte nun zunächst bei Sachverständigen sich Raths erholen. Mit dem bösen Schwager, der ihn von jeher torquirt hatte, eine Zeitlang zu prozessiren, wäre ihm schon recht gewesen, hätte er nur voraus wissen können, wie der Prozeß endige. Weit mehr jedoch scheute der bequeme und schwer bewegliche Mann die weite Reise über's Meer, vor dem er ein angeborenes Grausen hatte.

Hinrik's Oheim mochte Jarrens aus verschiedenen Gründen nicht fragen. Er ließ also eines Nachmittags seinen Stuhlwagen anspannen und fuhr, den widerwärtigen Brief aus England in der Tasche, nach Wöhrden zum Kirchspielsvogt. Das war ein hochgelehrter Mann, bewandert im dänischen und im lüb'schen Recht, dabei rechtlichen Sinns und von großer Leutseligkeit. Wenn Einer ihm rathen konnte, so mußte es dieser Mann sein, dem man außerdem nachrühmte, daß es seinem vernünftigen Zureden noch jederzeit gelungen sei, die streitenden Parteien entweder zu versöhnen, oder sie zu einem billigen Vergleich zu bewegen. Es reute ihn jetzt, daß er nicht gleich diesen ausgezeichneten Mann seinem eigensinnigen Schwager als Denjenigen vorgeschlagen hatte, der ihre Sache beurtheilen und entscheiden könne.

Der Kirchspielsvogt hörte Jarrens mit Aufmerksamkeit an, und ließ sich dann dessen Vorladung nach Jersey zeigen. Kapitän Hinrik Nanne war eine so bekannte Persönlichkeit, daß der Kirchspielsvogt nicht nöthig hatte, Erkundigungen über ihn einzuziehen. Er schüttelte aber bedenklich den grauen Kopf und sagte endlich, die Vorladung dem Kornhändler zurückgebend:

„Ganz genau verstehe ich diesen Handel nicht, Jarrens. Vor Allem müßte ich die Schrift einsehen, die Kapitän Nanne in Händen hat und in welcher ihm eine Rente für Abel bis zu deren Tode zugesichert wird. Auf den Inhalt und die Fassung dieser Schrift kommt Alles an; sie muß aber bedenklich lauten, sonst könnten die englischen Gerichte eine solche Vorladung nicht erlassen haben. Wollt Ihr nicht große Kosten haben, so gebt der Vorladung Folge, reist nach Jersey und seht zu, daß Ihr Euch mit dem Kapitän vergleicht! Es geht nichts über verständiges Vergleichen! Der schlechteste Vergleich ist noch immer besser als der fetteste Prozeß! Ich rathe als Menschenfreund Allen ab vom Prozessiren."

Aeußerst niedergeschlagen kehrte Jarrens zurück in den Wahrdammskorg. Nun der kluge, menschenfreundliche Kirchspielsvogt ihm nicht helfen konnte, mußte er die für ihn entsetzliche Reise nach Jersey antreten. Allein wagte er es nicht; ein Nachbar, der unabhängig und bemittelt war, mußte ihn begleiten.

„Es wird mich den halben Hof wohl kosten," meinte Jarrens, als er die Geldkiste öffnete, um sich mit Mitteln zur Reise zu versehen. „Wie viele Spezies stecke ich mir wohl ein?"

„Nimm ein paar volle Säcke mit, das ist am Sichersten," versetzte der Nachbar. „Die Engländer sind auf's Geld so gierig, wie der Teufel auf Seelen! Und wer weiß, ob die Gerichte nicht auch versilbert oder vergoldet werden müssen, damit sie geläufiger sprechen und bald zu Ende kommen. Allerschlimmsten Falles mußt Du auch Geld zum Bezahlen der Unkosten haben."

Das leuchtete Jarrens ein, und damit er nicht in Verlegenheit kommen möge, nahm er das Doppelte der Rente mit, die er jährlich seinem Schwager für Abel ausbezahlt hatte.

Auf der Reise stieß den beiden Dithmarsen, die sich immer zusammenhielten und von dem eigenen Proviant zehrten, den sie mit an Bord genommen hatten, kein Unfall zu. Sie liefen glücklich in den Kanal ein und gingen auf der Rhede von Jersey vor Anker.

Jarrens stöhnte wie ein Stier, als man ihm auf sein Befragen die Yacht und das schöne Landhaus des Schwagers zeigte, das in einem parkartigen Garten lag, über welchen eine schmucke Kirche sich erhob, von deren Thurme man eine wunderbare Fernsicht auf's Meer haben mußte.

Kaum waren die Reisenden aus Dithmarschen gelandet, da begrüßte sie auch schon Kapitän Nanne und zwar wie ein Mann, der Freunde empfängt, keinen ihm feindlich gesinnten Gegner. Jarrens wußte nicht, was er sagen sollte, und ließ Alles mit sich geschehen. Hinrik führte den Schwager und dessen Begleiter in sein Haus, bewirthete sie vortrefflich, erkundigte sich nach der fernen Heimat und wie es diesem und jenem Bekannten gehe, kurz er zeigte eine Liebenswürdigkeit, welche Jarrens nie früher an dem halsstarrigen Manne gekannt hatte, und die ihn gänzlich entwaffnete. So freundliche Aufnahme und so herzliche Ansprache ließ sich doch unmöglich mit Grobheit beantworten, von welcher eigentlich Jarrens außer dem Gelde eine gute Portion mitgenommen hatte mit der festen Absicht, den geldgierigen Schwager damit niederzuschmettern, sollte es ihm selbst auch weiter keinen Nutzen schaffen, als daß er sich das übervolle Herz dadurch erleichtere.

Erst gegen Abend, als die Sonne in's Meer tauchte, ergriff Isern Hinrik den Arm seines Schwagers und ging allein mit ihm in den Garten, der eine Menge südlicher Bäume enthielt, die auch im Winter den grünen Schmuck der Blätter nicht ablegten.

„Es thut mir leid, lieber Schwager," hob er an, „daß ich Dich aus Deiner gewohnten Lebensweise herausreißen mußte. Allein Jeder ist sich selbst der Nächste, und wer Rechte erworben hat, will diese nicht aufgeben, es sei denn, man kaufe sie ihm ab ... Unterbrich mich nicht, Schwager, sondern beherzige meine Worte! ... Ich bin Dein Feind nicht und möcht' es auch nicht werden. Nur wenn Du mich zum Aeußersten bringst, zeige ich Dir den Isern Hinrik so gut, wie die Frenschen ihn durch mich kennen lernten! .. Du stehst jetzt auf englischem Boden, wo englische Gesetze gelten. Meinem Rufe wärest Du nicht gefolgt, darum mußte der Mund des Gerichtes die Posaune sein, deren Schall Dir in die Seele drang ... Sieh', da ist das Kirchhofsgitter, und dort hinter dem vergoldeten Eisengitter unter der kleinen Kuppel steht der unverweste Körper Deiner Schwester! ... Es ist mir vollkommen geglückt, den letzten Wunsch ihres Lebens zu erfüllen."

Das Kirchhofsthor stand offen, Hinrik mit seinem Schwager trat ein. Er führte ihn gerades Weges zu dem Grabmale, das er für Abel hatte erbauen lassen. Ein Schlüssel, den der Kapitän bei sich trug, öffnete das Gitter, darauf die Pforte des Grabmales, in dessen Innerem, das von Oben durch die Kuppel Licht erhielt, auf einer Estrade der Sarg Abel's stand. Statt des hölzernen Deckels überwölbte ihn ein Glasgefüge, durch welches man die Leiche betrachten konnte.

Jarrens erkannte die Schwester auf den ersten Blick. Sie sah sich im Tode merkwürdig ähnlich, nur war das Gesicht tief eingefallen. Dennoch sah sie mehr einer nach schwerer Krankheit fest Eingeschlafenen, als einer Verstorbenen ähnlich.

„Was soll das nun?" fragte nach längerem Schweigen Jarrens, der doch eine Anwandlung von Rührung niederkämpfen mußte. „Ist solch' ein Glaskasten ein passendes Grab für einen ehrlichen Christenmenschen?"

„Du findest also, daß Abel nicht begraben ist?" fragte Hinrik.

„Ich beklage es und begreife nicht, wie man dergleichen Willkürlichkeiten in einem christlichen Lande gestatten kann. Gibt's denn in England keine Gesetze, welche die Unterthanen anhalten, nach den Geboten und Vorschriften der christlichen Kirche zu leben?"

„England ist ein freisinnig regiertes Land, das Niemand Zwang

auflegt," entgegnete Hinrik. „Es besitzt eben so gut Gesetze, wie andere Länder, und man handhabt sie eben so streng als gewissenhaft; in die persönliche Freiheit des einzelnen Bürgers aber und wie er diese für seine Person auffaßt, mischt sich weder die Gesetzgebung noch die Regierung. In streitigen Fällen entscheidet das Gericht. Willst Du auch zwischen uns diese Entscheidung, so kannst Du sie in kürzester Frist haben."

„Ich bin nach Allem, was ich sehe und höre, darauf begierig," sagte Jarrens.

„Und ziehst sie einer freundschaftlichen Ausgleichung vor?"

„Das thue ich getrost."

„Dein Gegner heißt Isern Hinrik!"

„Ich kenne dieses Ehrenmannes eisenharten Schädel!"

„Tritt nochmals an den Sarg Deiner Schwester!"

„Ich will nicht!" sprach trotzig Jarrens und verließ das Grabmal.

Hinrik folgte ihm, indem er die Pforte des Grabmals und die Thür des vergoldeten Eisengitters schloß.

„Du hast mit eigenen Augen gesehen, daß Abel nicht beerdigt wurde," sagte der Kapitän.

„Das wird mir Anlaß geben zu einer Klage gegen Dich," erwiderte Jarrens, „und gegen Deine christlichen Gesinnungen. Alle Engländer, habe ich immer gehört, sind fromme Leute. Du wirst als Halbheide, wenn ich den rechten Mann zum Anwalt ermittele, noch mit Schimpf und Schande des Landes verwiesen!"

Isern Hinrik lachte mit der ihm eigenen Verschlagenheit.

„Vor dem Gericht sprechen wir mehr davon," sagte er. „Bis dahin wollen wir uns vertragen und die gute Stunde als Verwandte heiter mit einander genießen."

Das geschah denn auch. Jarrens fügte sich dem Unabwendbaren, Hinrik schrieb einige Briefe, und nach wenigen Tagen wurden Kapitän Hinrik Nanne und Jörgen Jarrens aufgefordert, zu einer bestimmten Stunde vor Gericht zu erscheinen.

Jarrens war nicht mehr so erbittert auf seinen Schwager, wie vor seiner Abreise aus Dithmarschen. Denn abgesehen von der Schrulle, die sich Hinrik in den Kopf gesetzt hatte, und die Jarrens für eine an Wahnsinn streifende Grille hielt, war er umgänglich wie nie zuvor, und kehrte nirgends die rauhen Seiten seines Wesens heraus. Es schien dem Kornhändler keine Sekunde zweifelhaft, daß sich das Gericht für ihn erklären müsse, wenn es erst zur Befragung und zu ruhiger Beurtheilung des Falles selbst komme, der nach Jarrens Dafürhalten einfach genug war.

Als gute Freunde bestiegen die Schwäger mit bestem Humor einen Wagen, um nach St. Aubin zu fahren, wo die Gerichtssitzung gehalten werden sollte. Die feindlichen Schwäger brauchten nicht lange zu warten. Sie wurden alsbald vorgelassen und die Verhandlung begann sofort.

Nachdem sowohl Hinrik als Jarrens einige an sie gerichtete Fragen, welche zur Feststellung der Identität der Personen erforderlich waren, beantwortet hatten, wandte sich der Präses des Gerichts an Jarrens und begann:

„Sie hatten eine Schwester, welche den hier anwesenden Kapitän Hinrik Nanne, seit drei Jahren englischer Unterthan und ansässig auf dieser Insel, aus freiem Entschluß heirathete?"

„So ist es," sagte Jarrens, „ich wenigstens habe sie nicht zu diesem Schritte gezwungen."

„Diese Schwester führte den Namen Abel?"

„Abel ist sie getauft."

„Haben Sie Ihrer Schwester eine Jahresrente ausgesetzt?"

„Zweitausend Mark schleswig-holsteinisches Courant — Gott woll' es mir vergeben! . . . Es war leider ein fürchterliches Geld, das zu bezahlen mir Mühe und Schweiß genug gekostet hat."

„Wie lange versprachen Sie, diese Jahresrente zu bezahlen?"

„Bis zu meiner Schwester Tode."

„Das ist nicht richtig," fiel Isern Hinrik ein. „Die Worte, welche mein Schwager unterzeichnet und untersiegelt hat, lauten ganz anders."

„Erinnern Sie sich genau des Wortlautes Ihrer gegebenen Zusage?" fuhr der Präses des Gerichtes fort.

Diese Frage machte Jarrens unruhig.

„Aus dem Gedächtnisse kann ich die Worte nicht mehr zitiren," erwiederte Jarrens, „so viel aber weiß ich bestimmt, daß ich die Rente bei Lebzeiten meiner Schwester zu bezahlen mich verpflichtet habe; darunter verstehe ich, wie jeder Andere, bis zum Tode."

Die Beisitzer des Gerichtes, die inzwischen ein Papier von Hand zu Hand hatten gehen lassen, sahen einander verwundert an. Dieß Papier ergriff jetzt der Präses, indem er sprach:

„Auf diesem Scheine verpflichten Sie sich: „„mit solcher Zahlung (nämlich von zweitausend Mark) so lange pünktlich fortzufahren, bis besagte Abel, oben benannten Hinrik Nanne's Ehefrau, gestorben und ‚in die Erde gesenkt sein wird'"". Geben Sie dieß zu und erkennen Sie Unterschrift, Siegel und Zeichen für die Ihrigen?"

„Wozu sollte ich leugnen und mich durch falsche Aussagen löblichem Gerichte verdächtig machen?" versetzte Jarrens. „Ja, meine Herren, Unterschrift und Zeichen rühren von mir her, und zu dem, was ich unterschrieben habe, bekenne ich mich auch heute noch."

„In diesem Falle ist Kapitän Hinrik Nanne nach englischem Gesetz berechtigt, die Fortzahlung der Abel ausgesetzten Rente auch jetzt noch von Ihnen zu verlangen," sprach mit ernster Miene der Vorsitzende; „denn es steht hier geschrieben: „„bis besagte Abel ‚in die Erde gesenkt worden sein wird'""! — Letzteres ist nun aber nicht geschehen, da Kapitän Hinrik Nanne aus Pietät gegen die Verstorbene deren letzten Wunsch zu erfüllen in seinem Herzen sich gedrungen fühlte. Abel ward einbalsamirt und liegt in dem für sie erbauten Grabmale, wovon das Gericht sich überzeugt hat, über der Erde."

„So bitte ich das Gericht, es wolle als ein christliches meinem eigensinnigen Schwager Hinrik Nanne befehlen, seine gewesene Frau, meine Schwester, auf christliche Weise zur Erde bestatten zu lassen!" sagte Jarrens, während kalter Schweiß in großen Tropfen auf seine Stirne trat.

„Dazu hat kein englisches Gericht das Recht," entgegnete der Vorsitzende. „Es gibt kein Gesetz, welches ausdrücklich die Vorschrift enthält, die Körper Verstorbener müßten in die Erde gesenkt werden. Darum ist ihre Beisetzung in Grüften erlaubt, und wer die Kosten nicht zu scheuen braucht, dem kann der Staat das Einbalsamiren ihm lieber Todter nicht verwehren."

„So bin ich ein geschlagener Mann und werde als Bettler hinunter in die Grube fahren!" rief Jarrens so verzweiflungsvoll, daß der Schmerz des Getäuschten sogar den Richtern zu Herzen ging.

„Kapitän Nanne ist allgemein bekannt als ein billiger Mann," sagte der Vorsitzende. „Wenn Sie ihm die Hand bieten zu einem Vergleiche, wird er sie schwerlich zurückweisen."

Hinrik, dem diese Worte gelten sollten, verzog keine Miene. Er war wieder von Kopf bis zu Fuß der steifnackige, auf seinem Willen bestehende Mann, den Jarrens schon mehrmals in ihm kennen gelernt hatte. Diesem aber vor Gericht ein gutes Wort geben oder einen Vorschlag machen, den Hinrik möglicherweise ablehnen konnte, wollte er nicht. Er schwieg daher wie sein Schwager. Nach einer Weile aber sagte er:

„Ich bin also dem Gesetze nach gezwungen, die Rente wie bisher fortzuzahlen?"

„Bis Abel Nanne in die Erde gesenkt ist, falls der Kapitän Sie nicht freiwillig dieser Verpflichtung entbindet."

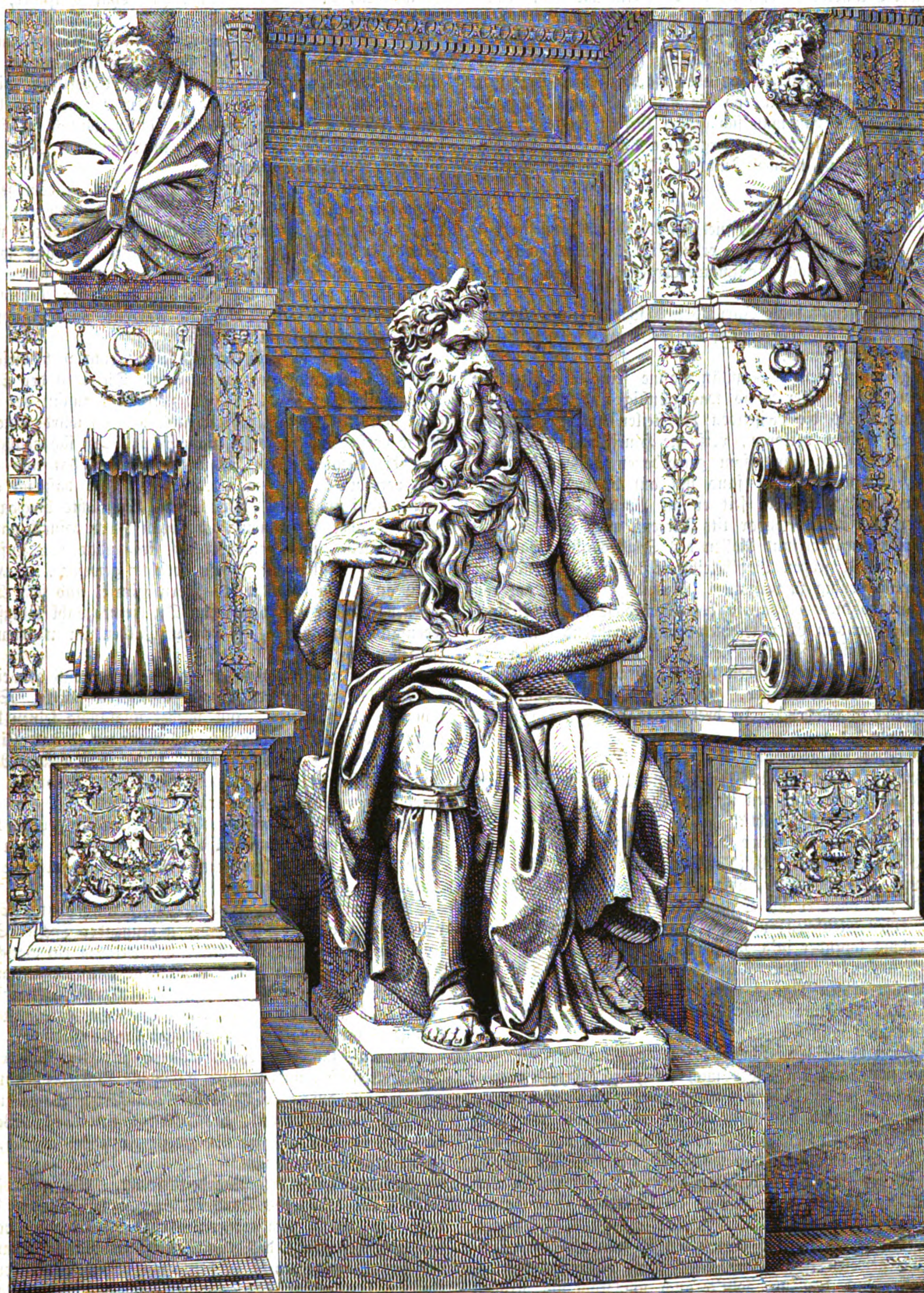
Jarrens kehrte sein Gesicht dem abseits stehenden Schwager zu. „Du bist, wie Du heißt, der Isern Hinrik," sagte der Kornhändler. „Heute hast Du mich auf den Grund gesetzt, doch nicht zertrümmert! . . . Willst Du mit mir nach Dithmarschen zurückkehren, kannst Du dort Dein Geld bekommen."

Der Kapitän lächelte leichthin zu diesen Worten des Schwagers, und entfernte sich mit ihm zugleich aus dem Gerichtslokale.

„Du hast gehört, daß ich nur auf meinem Rechte beharre," sprach Hinrik, als er wieder neben seinem Schwager im Wagen saß. „Die Reise soll Dich nichts kosten, obwohl ich der Isern Hinrik heiße und Du erfahren hast, daß, wenn es Noth thut, ich ihn auch leibhaftig vorstellen kann."

Jarrens enthielt sich jeder weitern Auslassung. Der Spruch des Gerichtes war ihm so überraschend gekommen, daß er dem eigensinnigen Schwager, der von Anfang an ja nur behauptet hatte, er bestehe auf seinem Rechte, nicht mehr zürnte. Sein Recht zu verfolgen, hielt der berechnende Dithmarse nicht bloß für erlaubt, sondern sogar für geboten. Er selbst, das fühlte er, würde im

gleichen Falle nicht anders gehandelt haben. Und wäre Kapitän Nanne nicht ein berechnender, auf seinen eigenen Vortheil bedachter Mann gewesen, so hätte ihm Jarrens die einzige Schwester niemals zur Frau gegeben. Das Alles ging dem übervortheilten Korn-



Michel Angelo's Moses am Grabmal Julius II. zu Rom. (S. 235.)

händler durch den Kopf, als er dem Schwager gegenüber in dessen schöner Villa wieder an wohlbesetzter Tafel saß. Daß Hinrik ihn überlistet hatte, konnte Jarrens ihm nicht vergessen; daß aber nicht sowohl des Schwagers Klugheit, als der Buchstabe des englischen Gesetzes daran Schuld sei, linderte den Schmerz, den er über das ihn betroffene Unglück empfand.

„Hinrik hat bei alledem wie ein kluger Mann gehandelt!" sagte zu ihm der eigene Verstand. „Der Wortlaut unseres Abkommens erlaubte ihm das, als ihm das englische Gesetz bekannt war, und wer Erlaubtes thut, kann nicht im Unrechte sein. Durch solche Handhabung der Gerechtigkeit kann der Mensch, wenn er Glück hat, auf dieser Welt Etwas werden! . . ."

Auf die Frage seines Schwagers, wann er nach Hause zu reisen wünsche, antwortete Jarrens, er überlasse das seinem Ermessen. Als Seemann müsse er wissen, ob die Zeit eine Fahrt durch die Nordsee gestatte, ohne daß man sich großer Gefahr aussetze.

„Dann lichten wir schon übermorgen die Anker," versetzte Hinrik, „denn ich wünsche meinen Jungen, Deinen Pathen Jürgen, wieder zu sehen."

„Wo hast Du ihn gelassen?"

„Bei einem Manne, der mir viele Gefälligkeiten erwiesen hat, als ich noch nichts besaß. Ich bin erkenntlich für jede kleinste Gefälligkeit, wie ich auch nichts Schlimmes vergesse, das mir Jemand zuzufügen gewillt war."

„Kann's begreifen," sagte Jarrens und schielte seinen Schwager mit den kleinen Fettaugen von der Seite an. „Hießest auch sonst nicht der Isern Hinrik."

Drei Tage später steuerte Kapitän Nanne seine schnellsegelnde Yacht in den Kanal. Der Wind war günstig und verhieß eine glückliche Fahrt. Als die Reisenden die steilen Kreidefelsen Englands aus dem Gesicht verloren, versuchte Hinrik mit seinem melancholischen und völlig schweigsam gewordenen Schwager wieder ein Gespräch anzuknüpfen. Er fand ihn auf breiter Polsterbank liegend in der Kajüte, die er, seit er an Bord gekommen war, noch nicht verlassen hatte. Zwar litt Jarrens nicht an der Seekrankheit, das Schwanken und Rollen des Schiffes aber, das ihm bei seiner übermäßig großen Wohlbeleibtheit lästig ward, nöthigte ihn, sich möglichst ruhig zu verhalten. Und da er sich in horizontaler Lage am wohlsten fühlte, so behielt er diese mit Ausnahme der Zeit, welche er dem Essen widmete, immerwährend bei.

Isern Hinrik mischte sich ein Glas Grog und setzte sich neben Jarrens. Dieser blinzelte mit den Augen, sprach aber kein Wort.

„Richte Dich auf, Schwager," redete er ihn an, „hab' Dir eine Mittheilung zu machen! In drei bis vier Tagen schwimmen wir auf der Elbe."

Jarrens erhob sich gähnend.

„Könntest mir einen Gefallen thun, Hinrik," versetzte er. „Es soll der erste und letzte sein, den ich von Dir verlange."

„Wenn's geht, warum nicht?"

„Schmeiß mich in der Nähe der dithmarsischen Gründe in's Wasser! Bin des elenden Lebens überdrüssig."

„Thut mir leid, Schwager, aber ich kann es nicht! Mein Gewissen würde mir keine ruhige Stunde mehr lassen... Welch' ein Verbrechen, einen Menschen, und gar den eigenen Schwager, mir nichts Dir nichts kopfüber in's Wasser zu stürzen!"

„Dein Gewissen!" lächelte Jarrens. „Machst mich ohne Gewissensbisse zum armen Manne und rennst unschuldige Menschen, die nichts thun, als ihre Pflicht, auf den Grund, daß sie wie Feldmäuse ersaufen müssen! . . ."

Der Kapitän blickte den Schwager sehr ernst an.

„Ist mir lieb, daß Du selber mich an jenes Abenteuer erinnerst," erwiederte er. „Gibt mir Gelegenheit, mich offen gegen Dich auszusprechen, und das halte ich für nöthig, ehe wir ganz miteinander abrechnen . . . Hattest es damals übel mit mir vor, Schwager, besinne Dich nur, und wünschtest mir ungefähr dasselbe Ende, das ich den fremden Söldlingen bereitete! . . . Hatten Dich gut bezahlt, die Frenschen — wußte es längst — und darum wolltest Du erkenntlich sein! . . . Ist Dir mißglückt, Schwager, weil ich gegen Dich stand, und darum bin ich nun als Isern Hinrik erkenntlich gewesen gegen Dich! . . . Hast erfahren, daß ich nichts vergesse, und daß ich, sollt's auch um Kopf und Kragen gehen, durchführe, was ich mir vornehme! . . . Denke aber nicht als schlechter, sondern als ehrlicher Kerl an Dir gehandelt zu haben, akkurat wie unsere Vorfahren bei Hemmingstedt, die nur das Pferd schlugen und den Mann schonten, um leichter mit ihren Feinden fertig werden zu können. So bin ich auch fertig geworden mit Dir; und siehst Du das ein, dann wollen wir, ehe wir zusammen wieder heimatlichen Boden betreten, Frieden mit einander machen für immerdar. Schlägst Du ein, Schwager? Hier ist meine Hand! Und sei versichert, Isern Hinrik hält so gewiß ein Versprechen, als er unerschrocken eine That vollführt, die er sich vorgenommen hat!"

In die Energie seines unbeugsamen Schwagers hatte Jarrens niemals Zweifel gesetzt. Das jüngst Erlebte bestätigte diese auf's Neue. Verlieren konnte außerdem der Ueberlistete nichts mehr; was also blieb ihm übrig, als von dem Manne, der bereits über sein Vermögen verfügte, und der ihn persönlich in seiner Gewalt hatte, die angebotene Versöhnung anzunehmen? Ohne zu sprechen, folgte er Hinrik's Aufforderung.

„So hab' ich's gern," fuhr dieser fort, indem seine finstern Züge sich wieder erheiterten. „Es soll ja lieblich sein, wenn Brüder, also auch Schwäger, friedlich neben einander wohnen . . . Sind wir Beide nun verträgliche Naturen — und wir sind es, sobald wir uns erst recht verstehen — so waltet unter uns Gütergemeinschaft, und was der Eine hat, besitzt der Andere auch . . ."

„Meinst Du, Hinrik?" sagte Jarrens und erlaubte sich aus des Kapitäns Glase zu trinken.

„Wie könnt' es wohl anders sein!" entgegnete dieser. „Erben hast Du keine, außer einem einzigen. Dieser ist der Sohn Abel's, Dein Pathe Jürgen . . . Ihm zahlst Du anstatt der nicht in die Erde gesenkten Schwester die Rente, und ich würde einen schlechten Vater vorstellen, trüge ich nicht Sorge, daß sich genügend mehre, was die Mutter ihrem Sohne hinterlassen hat und auch später noch vererbt . . . Es mag sehr wahr sein, daß ich einen eisenharten Kopf und einen Willen besitze, den nichts brechen kann; dieser Kopf aber sitzt, meine ich, beim Isern Hinrik ganz auf der rechten Stelle, und sein Wille ist immerdar nur auf das Vollbringen des Guten und Besten gerichtet gewesen . . . Habe fortan Theil an diesem Geschäft des Isern Hinrik, und sieh' Dir zunächst die neue Mutter an, die, wenn Du meine Wahl billigst, was Du jedenfalls thun wirst, ich Deinem Pathen im nächsten Frühjahre zu geben gedenke."

Wäre es möglich gewesen, so würde Jarrens den eigen gearteten Kapitän mit großen Augen angesehen haben. So nickte er ihm nur zu, schüttelte dann wieder ungläubig seinen dicken Kopf, erging sich aber in keinerlei Erörterungen. Das Einvernehmen unter den beiden Schwägern blieb fortan das beste. Nach einigen Tagen passirte die Yacht die rothe Tonne und am Spätabend warf sie vor Glückstadt Anker.

Schiffer Gertjen mußte wohl eine Ahnung gehabt haben, daß Isern Hinrik wieder einmal binnen laufen werde, denn seine kleine Jolle tanzte schon mitten auf dem Strome, als die Yacht vor Anker ging.

Abends saß Hinrik in dem sauber aufgeputzten Stübchen des befreundeten Schiffers neben dessen blühender Tochter Stina hinter dem gemeinsamen Familientische, auf welchem ein Gericht trefflicher Karpfen dampfte und große geschliffene Gläser standen mit goldgelbem Punsch, nach dithmarsischer Art zubereitet. Den kleinen Jürgen schaukelte der riesige Vater auf dem Knie, bis der bausbackige runde Bengel vor Vergnügen laut aufkreischte.

Jarrens sah dem Allen lächelnd zu, ließ sich Karpfen und Punsch trefflich munden, und gab seine Zufriedenheit mit der Gegenwart nur durch die wiederholt geäußerten Worte zu erkennen,

„Ist ein Teufelskerl, der Isern Hinrik! . . . Was er will, das setzt er durch, selbst eine zweite Frau holt er sich, ohne daß er die erste begraben läßt!"

Jarrens hatte die Wahrheit gesagt. Als im Mai nächsten Jahres das Haus des Schiffers Gertjen mit bunten Flaggen bedeckt war die in noch größerer Menge die Taue der vor dem Hafen liegenden Yacht des Kapitäns Hinrik Nanne schmückten, und der Brautzug der Kirche zuschritt, vor dessen Altare der Dithmarse eine zweite Ehe mit Stina Gertjen eingehen wollte, stand der mit Glas überwölbte Sarg Abel's noch über der Erde in dem Grabmale auf Jersey. Als aber die Neuvermählten, begleitet von Jarrens, der den kleinen Jürgen auf seinen kurzen, dicken Armen trug, wieder an der lieblichen Insel landete, da hatte die Glaskuppel einem hölzernen Deckel Platz gemacht, und der Sarg Abel's stand in einem luftigen Gewölbe unter der Erde.

„Ist's Dir so recht," sprach er zu Jarrens, dem Schwager diese veränderte Einrichtung zeigend, „so kann nunmehr die Zahlung der Rente wegfallen. Abel ist zwar nicht buchstäblich in die Erde gesenkt, aber doch ringsum von Erde umschlossen. Und wir Lebenden, meine ich, sind fortan ein Herz und eine Seele."

„Mein's auch," antwortete Jarrens, gab seinem Pathen einen Kuß und ging jodelnd, so gut er es vermochte, mit Isern Hinrik Arm in Arm nach dessen Villa, wo er fortan seinen Wohnsitz aufschlug und ein höchst gemächliches Leben führte.

San Pietro in Vincoli.

Der Moses Michel Angelo's.

Von

Erwin Stein.

(Bild S. 233.)

Die schöne Kirche San Pietro in Vincoli — des kettenbeladenen Petrus, zog mich oft in ihre Mauern, so lange ich in Rom war. Sie birgt einen der köstlichsten Schätze der Bildhauerkunst, jenen Moses, der einen Theil des Grabmals Julius II. bildet, das dieser Papst sich noch bei Lebzeiten errichten wollte. Bei seiner Erwählung zum Papste hatte Julius Michel Angelo von Florenz nach Rom berufen, und den Künstler mit dem Entwurf des Denkmals betraut, das kein Anderer fähig war, auszuführen, so großartig in der Idee, so kolossal im Umfang sollte es werden. Beide, Papst und Künstler, gingen mit dem Feuereifer, der ihnen eigen war und sie später so heftig entzweien sollte, an die Ausführung der Idee. Michel Angelo widmete einen großen Theil seines Lebens dieser Riesenaufgabe, die, häufig unterbrochen durch die Unbeständigkeit und die Launen Julius II. und seiner Nachfolger, zuletzt unvollendet blieb. Nach dem ursprünglichen Plan sollte das Denkmal ganz freistehen; die beiden längeren Seiten sollten achtzehn Ellen, die kürzeren zwölf Ellen Breite haben. Außen ringsum eine Reihe Nischen, zwischen welchen von der Mitte bis oben bekleidete Hermen standen, die mit ihren Köpfen das Gesims trugen und an die in seltsamer Stellung je ein nackter Gefangener gebunden war, welche die vom Papste unterworfenen Provinzen darstellten. Auf den vier Ecken des ersten Gesimses befanden sich die riesigen Gestalten des thätigen und beschaulichen Lebens, des Moses und des Paulus. Das Denkmal stieg, sich verjüngend bis zu bedeutender Höhe auf und war im Innern ovalförmig gebaut, einem Tempel ähnlich, in dessen Mitte der Sarg mit dem Leichnam des Papstes zu ruhen kommen sollte. Eine Seite des Grabmals und die Mosesstatue arbeitete Michel Angelo noch im vollen Eifer, Lea und Paul dagegen später. Papst Julius ruht jedoch nicht in diesem Mausoleum, sondern in San Pietro in Vaticano. Die Mosesstatue bleibt das herrlichste plastische Werk Michel Angelo's, und wir unterschreiben, was der neueste Biograph des Riesengeistes, Herman Grimm, über dasselbe sagt: Wer diese Statue einmal gesehen hat, wie sie gesehen werden muß (was nicht leicht ist, da sie an ihrer Stelle, schlecht und dämmernd beleuchtet, oft kaum zu betrachten ist), dem muß ihr Eindruck für immer haften bleiben. Eine Hoheit erfüllt sie, ein Selbstbewußtsein, ein Gefühl, als ständen diesem Manne die Donner des Himmels zu Gebote, doch er bezwänge sich, ehe er sie entfesselte, erwartend, ob die Feinde, die er vernichten will, ihn anzugreifen wagten. Er sitzt da, als wollte er eben aufspringen, das Haupt stolz aus den Schultern in die Höhe gereckt, mit der Hand, unter deren Arme die Gesetzestafeln ruhen, in den Bart greifend, der in schweren Strömen auf die Brust sinkt, mit weit athmenden Nüstern und mit einem Munde, auf dessen Lippen die Worte zu zittern scheinen. Ein solcher Mann vermochte wohl, ein empörtes Volk zu dämpfen und wie ein wandelnder Magnet es mitten durch die Wüste und das Meer selber sich nachzuziehen . . . Der Moses ist die Krone der modernen Skulptur! Nicht allein dem Gedanken nach, sondern auch in Anbetracht der Arbeit, die von unvergleichlicher Durchführung sich zu einer Feinheit steigert, die kaum weiter getrieben werden könnte. Welch ein paar Schultern mit den Armen daran! Welch ein Antlitz! Die drohend sich zusammenballenden Stirnmuskeln, der Blick, als überflöge er eine ganze Ebene voll Volks und beherrschte es, die Muskeln der Arme, deren unbändige Kraft man empfindet! Was meißelte Michel Angelo in diese Gestalt hinein! Sich selbst und Giulio: beide scheinen sie drinzustecken. All' die Kraft, die Michel Angelo besaß, unverstanden von der Welt, zeigte er in diesen Gliedern und die dämonisch aufbrausende Gewaltsamkeit des Papstes in seinem Antlitz. Er arbeitete nicht deßhalb so lange und so mühevoll, um Andere zu übertreffen, sondern aus dem Drange, der in ihm lag, nichts aus den Händen zu geben, das nicht bis in die kleinste Falte vollendet wäre.

Fliegende Blätter.

Weiß. Weiß ist schön, sagt Monostatos, der Mohr in Mozart's Zauberflöte; daß aber nicht alle Schwarzen dieser Ansicht sind, davon erzählt uns Livingston in seinen neuen Missionsreisen nach Südafrika:

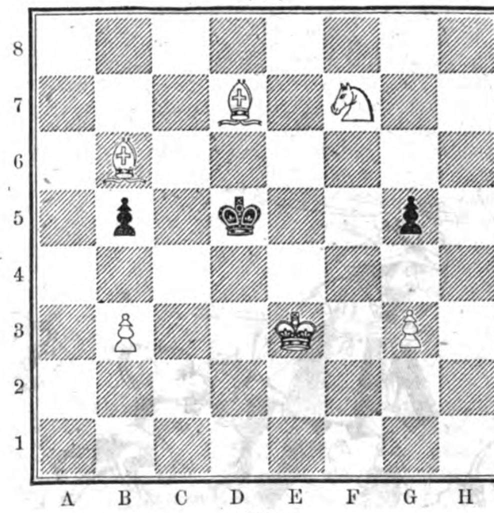
„In der Erscheinung weißer Männer muß für die unverdorbenen Eingeborenen von Afrika etwas furchtbar Abstoßendes liegen; denn wenn wir beim Eintritt in Dörfer, die vorher von Europäern nicht besucht worden waren, einem Kinde begegneten, das ruhig und arglos auf uns zukam, so wollte es in dem Augenblicke, wo es seine Augen erhob und die Männer in „Säcken" sah, in einer Todesangst vor Schrecken, wie wir sie etwa empfinden würden, wenn wir an der Thür des brittischen Museums einer lebendigen ägyptischen Mumie begegneten, Fersengeld geben. Durch das wilde Geschrei des Kindes aufgeschreckt, stürzt die Mutter aus ihrer Hütte heraus, fliegt aber beim ersten Blick auf dasselbe furchtbare Gespenst wieder zurück. Hunde ziehen den Schwanz ein und laufen in Schrecken davon, und Hühner lassen ihre Küchlein im Stiche und fliegen schreiend auf die Firsten der Häuser. Das jüngst noch so friedliche Dorf wird ein Schauplatz der Verwirrung und des Tumults, bis sie durch die lachende Versicherung unserer Mannschaft, daß weiße Menschen keine schwarzen Leute essen, beruhigt werden. Ein Scherz thut in Afrika oftmals bessere Wirkung, als feierliche Zusicherungen. Manche unserer jungen Stutzer könnten beim Eintritt in ein afrikanisches Dorf erfahren, wie ihre Aufgeblasenheit zusammenfällt, wenn sie alle schönen Mädchen vor sich, wie vor scheußlichen Menschenfressern, fliehen sähen, oder, wie wir, Zeuge davon wären, wie sie selbst in öffentliche Kobolde verwandelt werden, indem die Mama's unartige Kinder von ihnen fern halten und sagen: ‚Seid gut, sonst werd' ich den weißen Mann rufen, um Euch zu beißen.'"

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von **Herlin** in **Lille**.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Maler Tipfel und sein Hund.

Humoreske von W. Diez.









Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von E. Braddon.

(Fortsetzung.)

Vierzigstes Kapitel.

Während Esther Vauberg regungslos dalag, ihre Hand in der des Herzogs ruhen lassend, öffnete sich die Thür, und der Arzt erschien, in Begleitung des am Sterbebette stets willkommenen Freundes, des Geistlichen. So lange der stolze Mensch in voller Kraft da steht, fühlt er sich stets geneigt, den milden Gesetzen des Himmels Trotz zu bieten; allein früher oder später kommt die dunkle Stunde, und dann bringt Niemand Trost als der Verkünder von Gottes Wort. „Mein Freund, Mr. Champeneys, will unsere Kranke besuchen," sagte der Arzt mit leiser Stimme zum Herzoge. „Thäten wir, Sie und ich, nicht wohl, ihn mit ihr allein zu lassen? Die Wärterin wird dafür sorgen, daß es Miß Vauberg an nichts fehle." Der Herzog verließ seinen Sitz am Bett und folgte dem Arzte. Beide begaben sich in den Salon und setzten sich schweigend nieder. Man hatte inzwischen Licht gebracht, und die Fenstervorhänge waren zugezogen worden. In der Mitte des Zimmers stand ein elegant gedeckter und mit Delikatessen besetzter Tisch, wie es dem Range des Herzogs entsprach; allein der junge Mann genoß nichts als ein Glas Wasser. Seine Lippen waren glühend heiß, und das Glas zitterte in seiner Hand. „Also ist keine Hoffnung mehr?" fragte er darauf mit gebrochener Stimme. — „Hier auf Erden ist keine mehr. Ich habe die beiden tüchtigsten Aerzte des Landes durch den Telegraphen rufen lassen, allein nur um Ihrem Wunsche zu genügen und Sie zu beruhigen. Miß Vauberg's Leben ist nur noch nach Stunden zu messen; ehe die Sonne wieder aufgeht, wird Alles vorüber sein."

Weiter wurde nichts gesprochen; Beide blieben schweigend sitzen. Der Herzog barg sein Gesicht in den Händen, konnte aber jetzt nicht weinen; er betete für die entfliehende Seele des Weibes, das er so sehr geliebt hatte.

Länger als eine Stunde verweilten Beide schweigend, bis sich endlich die Thür des Nebenzimmers öffnete und der Geistliche heraustrat. „Sie ist jetzt ruhig und gesammelt," sagte er. „Dank sei dafür der himmlischen Barmherzigkeit, welche niemals Diejenigen verläßt, die sie in Demuth anrufen. Ich werde jedoch nach einigen Stunden wiederkommen, um ihr noch tröstend beizustehen. Bis dahin wünsche ich guten Abend."

Der Geistliche grüßte und verließ das Zimmer. Gleich darauf trat die Wärterin aus dem Schlafzimmer ein und zeigte an, daß Miß Vauberg den Herzog zu sprechen wünsche. Letzterer beeilte sich, Folge zu leisten, und nahm seinen Platz am Bett der Sterbenden wieder ein. Esther gab hierauf der Wärterin ein Zeichen, sich zu entfernen.

Die kurze Zeit, während deren der Herzog nicht im Zimmer gewesen war, hatte genügt, um eine sichtliche Veränderung in dem Zustande des von ihm geliebten Weibes eintreten zu lassen. Ja, der Schatten des Todes war um einen Schritt weiter gegangen. Ihre kleinen Hände waren noch schwächer geworden; und in ihren großen schwarzen Augen funkelte jetzt ein Licht höheren geistigen Lebens; es war das letzte Licht einer Seele, welche im Begriffe stand, sich von allen irdischen Banden zu lösen.

„Vincent," sagte die Jüdin, „ich fühle das Bedürfniß, Ihnen meine Lebensgeschichte zu erzählen. O nein, nein," fügte sie hinzu, als der Herzog eine Einwendung dagegen machen wollte, „das Sprechen wird mir nicht schaden. Ich würde mehr leiden, wenn ich schweigen müßte. Die einzige Entschuldigung für das Leben, welches ich geführt habe, liegt in der Geschichte desselben. Ich muß sie Ihnen erzählen, ehe ich sterbe." — „Nun, so sprechen Sie, meine Theure; jedes Wort will ich in meinem Herzen bewahren." — „Ich will mit meiner frühesten Kindheit beginnen. Das Erste, dessen ich mich erinnere, ist, daß ich in einer großen Stadt wohnte, — Paris, wie ich später erfahren habe, — in einem schönen Gemache mit kostbaren Möbeln, dessen Fenster nach einem Garten hinausgingen, in welchem ein Springbrunnen aus einem Marmorbecken emporsprudelte. Ich erinnere mich ferner des glücklichen müßigen Lebens, welches ich in diesem eleganten Hause und dem schönen kleinen Garten führte, der von einer Mauer umgeben und von alten Nußbäumen beschattet war. Mein Gedächtniß zeigt mir ein schönes Frauenantlitz, von noch braunerer Farbe, als die meinige ist, welches mich stets anlächelte und das Gesicht meiner Mutter war. — Ja, das Gesicht meiner Mutter! — In ihren Armen und von ihrem Gesange eingewiegt, entschlummerte ich jeden Abend. O Vincent, wenn ich daran denke, glaube ich noch ihre Stimme zu hören, die Vergangenheit taucht auf vor mir, und ich werde wieder ein Kind!

„Meine Mutter war nicht glücklich, ich entdeckte es schon sehr früh. Zuweilen saß sie stundenlang bleich und schweigend da, während ihre Hände müßig auf den Knieen ruhten, und zu anderen Zeiten überflutete sie mich mit heißen Thränen, während sie mich in ihren Armen hielt. — Mit dem Scharfblick eines Kindes sah ich, daß meine Mutter unglücklich war, und beobachtete sie aufmerksam, obgleich ich noch so jung war. — Wenige Freunde besuchten uns in unserer glänzenden und einsamen Wohnung, aber von Zeit zu Zeit kam ein unbekannter Herr. Er war sehr stolz und hatte einen eben so braunen Teint, wie meine Mutter, dem jedoch der eigenthümliche Glanz fehlte, welchen nur die Sonne des Südens verleiht. — Man sagte mir, daß ich ihn Papa nennen solle. — Dann und wann nahm er mich in seine Arme und liebkoste mich. — Wenn er bei uns war, wurde meine Mutter lebhafter, hing nicht ihrem Kummer so sehr nach und schien öfters sogar heiter und glücklich zu sein. — Sie saß dann zu seinen Füßen auf einem Kissen, blickte ihn mit ihren großen schwarzen Augen an, lächelte ihm zu und plauderte fröhlich wie ein Vogel. — In solchen Momenten erschien sie mir unendlich schön in ihrer reichen, kostbaren Kleidung. — Während ich heranwuchs, wurden jedoch die Besuche meines Vaters immer seltener, und in demselben Grade nahm von Tage zu Tage der Gram meiner Mutter zu. — Das machte mich sehr unglücklich, denn ich empfand für meine Mutter eine leidenschaftliche Liebe, welche die bei einem Kinde meines damaligen Alters gewöhnlichen Empfindungen bei Weitem überstieg. — Ach, Vincent, damals besaß ich noch tiefes Gefühl. Ich sah ihren Kummer und konnte ihr doch keinen Trost geben. Unsere glänzende Wohnung wurde mir dadurch zuwider und erschien mir wie ein vergoldetes Gefängniß. — Allein plötzlich trat eine Veränderung in unserem Leben ein. Mein Vater kam wieder sehr oft, doch nicht allein; er brachte einen jungen Engländer mit sich, einen Gecken mit hohlem Kopfe und kaltem Herzen. — Selbst damals, in noch so jugendlichem Alter, erkannte ich die Armseligkeit dieses Menschen und haßte ihn instinktmäßig. — Meine Mutter dagegen kümmerte sich wenig um diesen Gast. Wenn sie in ihrer frohen, durch die Anwesenheit meines Vaters erzeugten Stimmung war, empfing sie den Freund desselben mit dem reizendsten Lächeln, mit den süßesten Worten. — Es geschah, um meinem Vater zu gefallen, den sie so sehr liebte; an etwas Anderes dachte sie dabei nicht. — Kein Weiberherz, wenn es noch so tief gesunken war, vermochte die Verworfenheit dieses Menschen zu ermessen. — Die Tage, die Wochen verstrichen, und mein Vater kam häufig, doch stets in Begleitung seines Freundes. Er hatte meiner Mutter einen Wagen gekauft, und sie besuchten alle Feste und Wettrennen, wobei der Engländer immer zugegen war. — Dieses Leben währte ungefähr drei Monate, dann nahm es ein Ende. — Ach, Vincent, es war ein schreckliches Ende! — Deutlich erinnere ich mich jenes entsetzlichen Tages, mit den kleinsten Umständen, obgleich er mir immer wie ein grauenvoller Traum erschienen ist. — Wir erwarteten meinen Vater und seinen Freund zum Essen. So oft er kam, war es jedesmal, so zu sagen, ein Fest für uns. An diesem Tage hatte meine Mutter eigenhändig den Tisch mit Blumen und Früchten in schönen Porzellanvasen geschmückt. — Das Speisezimmer war ein kleines, anmuthiges, im maurischen Style verziertes Gemach, das nach dem Garten ging und durch eine mit Glasthüren versehene Arkade vom Gesellschaftszimmer getrennt war, welches mit seinen Arabesken, der vergoldeten Zimmerdecke und den zahlreichen Ottomanen ebenfalls eine echt orientalische Einrichtung hatte. Man hätte dort fast glauben können, in die Alhambra versetzt zu sein und unter den Prinzessinnen der maurischen Sage umherzuwandeln. Diese Art der Ausschmückung

paßte vollkommen zu der düstern, orientalischen Schönheit meiner Mutter. Ich entsinne mich ihrer deutlich, wie sie an jenem Tage auf dem Sammetkissen des niedrigen Divans ruhte, in einem weiten weißseidenen Gewande, welches von einem Scharlachbande umschlungen war, während ihre schwarzen Haare einen diamantenen Halbmond trugen. Ich hatte mich an ihre Seite auf ein Kissen gedrückt und ließ mir durch ihren kostbaren Fächer kühle Luft zuwehen. So saßen und erwarteten wir die Ankunft meines Vaters. Meine Mutter blickte auf ihre Uhr, es war die bestimmte Stunde. Bald darauf vernahmen wir das Rollen eines Wagens, die Glocke wurde gezogen und die Hausthür geöffnet und wieder verschlossen. ‚Er ist es, Rupert ist es,' murmelte meine Mutter, während ihr Herz schneller schlug, wie ich deutlich fühlte, da mein Kopf an ihrer Brust lag. Im nächsten Augenblicke wurden jedoch Schritte auf dem Korridor hörbar, und sie sagte mit getäuschter Miene: ‚Nein, das ist nicht sein Gang!' Die Thür öffnete sich und der Engländer trat ein. — ‚Wo ist Rupert?' rief ihm meine Mutter entgegen. ‚Weßhalb kommt er nicht mit Ihnen?' — ‚Aus dem einfachen Grunde, liebe Madame, weil er seit zwei Tagen Paris verlassen hat und jetzt auf dem Wege nach St. Petersburg ist!' war die Antwort des Engländers. — Meine Mutter stieß einen so verzweifelnden Schrei aus, wie ich ihn sonst nie in meinem Leben gehört habe. — ‚Abgereist, ohne mir ein Wort zu sagen?' rief sie. ‚O, das ist zu grausam!' Dann gewaltsam nach Fassung ringend, setzte sie hinzu: ‚Doch ich weiß, daß Rupert viele Geschäfte hat; ohne Zweifel ist er durch eine sehr wichtige Angelegenheit genöthigt worden, so schleunig abzureisen. Nach einigen Wochen wird er zurückkehren, so wie er schon häufig zurückgekommen ist, nachdem er längere Zeit in seiner Heimat verweilt hatte. Es war thöricht von mir, so sehr zu erschrecken.' Sie sprach diese Worte in einem scheinbar sorglosen Tone, allein ich konnte sehen, daß derselbe nur erzwungen war. Eine entsetzliche Angst, die Ahnung eines nahenden Unglücks ließ ihr Gesicht erbleichen und ihre Stimme zittern. Sie lachte, doch es war nicht das frohe Lachen, das ich in Gegenwart meines Vaters aus ihrem Munde zu hören pflegte. — ‚Mr. Goodwin hat Sie wahrscheinlich hierher gesendet, um mir seine plötzliche Abreise anzuzeigen?' fuhr sie an den jungen Engländer gewendet fort. ‚Vielleicht hat er Ihnen auch einen Brief mitgegeben, welcher die Gründe derselben enthält?' — Sie streckte ihre kleine weiße Hand aus, welche heftig zitterte, um das Schreiben in Empfang zu nehmen. — ‚Ja, Madame,' erwiederte endlich der Engländer, ‚mein Freund Rupert hat mir einen Brief gegeben, welcher Alles erklärt, wie ich glaube.' — Es ist seltsam, daß ein Kind so scharfe Sinne hat, wenn seine innigsten Gefühle angeregt werden. Der Ton dieses Mannes erfüllte mich mit namenlosem Schrecken. Er reichte das Schreiben meiner Mutter, welche es öffnete und begierig den Inhalt verschlang. Während des Lesens sah ich eine Veränderung in ihrem Gesichte vorgehen; es verzerrte sich und nahm einen entsetzlichen Ausdruck an, so daß ich mich erschreckt an sie klammerte. Sie las den Brief bis zu Ende, aber dann sank sie plötzlich wie ein Steinbild zu Boden. Der Engländer trat an den Tisch, schellte und setzte sich hierauf nieder, um ein kurzes Billet zu schreiben, welches er zusammenlegte und adressirte, während das erschienene Kammermädchen damit beschäftigt war, meine Mutter zum Bewußtsein zu bringen. ‚Geben Sie dieses Schreiben Ihrer Gebieterin, sobald Sie wieder zu sich gekommen ist,' sagte er zu der Letzteren und verließ dann das Zimmer so gleichgiltig, als wenn die vor seinen Füßen liegende leblose Person ein Hund gewesen wäre. Der Brief meines Vaters lag offen auf der Erde. Ich hob ihn auf und steckte ihn in meinen Busen, denn ein instinktmäßiges Gefühl sagte mir, daß sein Inhalt nicht geeignet sei, den neugierigen Blicken der Dienstboten preisgegeben zu werden. Später, als ich mich allein befand, las ich ihn; allein ich war noch zu jung, um seine entsetzliche Bedeutung ganz zu verstehen. Dieser Brief ist noch jetzt unter meinen Papieren; ich habe ihn unzähligemal gelesen, bis jedes Wort sich in mein Gehirn eingebrannt hatte. Er hat einen großen Einfluß auf mein Leben geübt, denn er gab mir die Ueberzeugung, daß alle Männer falsch und grausam sind. Deßhalb nahm ich in reiferem Alter ihre Schmeicheleien an, ließ sie Geschenke zu meinen Füßen legen, aber traute ihnen nie. Erst jetzt, in der letzten Stunde meines Lebens, sehe ich ein, daß es auf Erden auch einen guten Mann gab! — Soll ich es Ihnen sagen, Vincent, was der Brief enthielt? Er war sehr kurz, denn der Schreiber desselben war nie gewohnt gewesen, viele Umstände zu machen. Der Mann, den meine Mutter angebetet hatte, war ihrer überdrüssig geworden; er hatte sie an seinen reichen Freund verkauft. Das Haus, die Wagen und Pferde, Alles war von ihm am Spieltische verloren worden, und sein letzter Satz war meine Mutter gewesen, das Weib, das er bis in den Tod zu lieben geschworen hatte. Das war der kurze Inhalt des Schreibens! — Es dauerte lange, bis meine Mutter wieder zum Bewußtsein kam. Besser wäre es gewesen, wenn sie es nie wieder erlangt hätte, denn von jener Stunde an war ihr übriges Leben ein elendes Dasein. — Der Arzt hatte verboten, mich in ihr Zimmer einzulassen, allein ich setzte mich auf den Fußboden dicht vor die Thür, lehnte den Kopf daran und weinte unaufhörlich, bis die Dienstboten mich fanden und in mein Zimmer brachten. Mit allen Kleidern warf ich mich hier in das Bett und schlummerte erst nach langen angstvollen Stunden ein. Aus diesem Schlafe wurde ich durch die sanfte Stimme meiner Mutter und durch die leise Berührung ihrer Hand erweckt. ‚Esther, mein liebes Kind,' sagte sie, ‚stehe auf und kleide Dich an.' Ich öffnete die Augen und sah sie mit einer Lampe in der Hand vor meinem Bett stehen. Sie war todbleich und trug ein schwarzes Kleid und einen schwarzen Hut, und war in ein dunkelfarbiges Tuch gehüllt. ‚Mama,' rief ich, ‚weßhalb bist Du so schwarz gekleidet? Der Arzt sagte, daß Du Dein Zimmer nicht verlassen solltest und der Ruhe bedürftest; er wollte nicht einmal erlauben, daß ich bei Dir bleibe.' — ‚Der Arzt weiß nicht, woran ich leide,' erwiederte sie. ‚Ich verlasse dieses Haus, und Du sollst mit mir kommen. Wenn Du mich lieb hast, so gehorche mir. Ah, ich sehe, Du bist angekleidet. Also stehe auf und nehme Deinen Hut und Deinen Shawl.' Ich stand auf und gehorchte. Sie hüllte mich ein, band meinen Hut fest, ergriff meine Hand und zog mich aus dem Hause. — Alles war ruhig und still; nur ein verlöschendes Licht beleuchtete den Korridor noch schwach. Als wir in das Freie kamen, sah ich, daß es schon heller Morgen war, aber die Straßen hatten ein ödes Ansehen, und am grauen, kalten Himmel schien keine Sonne. — Ach, Vincent, unmöglich kann ich das trostlose Gefühl beschreiben, mit dem ich meiner Mutter durch die einsamen Straßen der Stadt folgte. Wir gingen sehr lange, und ich war ermüdet, als wir endlich einen großen Hof erreichten, in welchem sich ein Postbureau befand. Hier nahmen wir in einer Ecke Platz und blieben wartend sitzen. Die ganze Zeit hindurch hatte meine Mutter kein Wort mit mir gesprochen; allein jetzt, als wir im Postbureau saßen, wandte sie sich plötzlich zu mir und sagte mit trockener, heiserer Stimme: ‚Esther, weißt Du, daß wir jetzt in der Welt ganz allein stehen und keinen Freund, keinen Beistand, keine Heimat haben? Weißt Du, daß Du heut dem Luxus, dem Wohlleben, den seidenen Kleidern, den Blumen und Springbrunnen für immer Lebewohl gesagt hast? — Weißt Du, daß es in dieser großen Stadt keinen Bettler in Lumpen gibt, der verlassener ist, als wir?' — ‚Mutter,' rief ich, ‚Alles, Alles will ich ertragen, wenn ich Dich nur wieder lächeln sehe, wenn Du das wieder wirst, was Du früher warst.' — ‚Was ich früher war?' erwiederte sie mit bitterem Lächeln. ‚Hast Du jemals gehört, daß es Leiden gibt, die auch das glühendste Herz zu Stein werden lassen? Ein solches Leiden habe ich diese Nacht ausgestanden. Schaue mich an, Esther!' — Sie schlug den Schleier zurück. Erschreckt durch ihren Ton und ihr seltsames Wesen, blickte ich sie an. — Soll ich Ihnen sagen, Vincent, was ich sah? — Das Gesicht meiner Mutter war zu Stein geworden, bleich und regungslos wie eine Marmormaske, und die Haarflechten, welche es umgaben, weiß wie Schnee. Diese schwarzen Haare, die ich meinen Vater so oft als ihre größte Schönheit hatte preisen hören, waren in einer Nacht silberweiß geworden."

Einundvierzigstes Kapitel.

Die Jüdin fuhr mit der traurigen Geschichte ihrer Kindheit fort. Mehrere Male versuchte der Herzog sie zu unterbrechen und bat sie, davon abzulassen, weil dadurch so peinliche Erinnerungen in ihr erweckt wurden, allein Esther bestand darauf. „Ich wiederhole

Ihnen, Vincent," sagte sie, „die einzige Entschuldigung für meine Hartnäckigkeit und für mein Mißtrauen gegen alle Männer liegt in der Geschichte meiner unglücklichen Mutter. Ich kann nicht eher ruhig sterben, als bis ich sie Ihnen erzählt habe." — Der Herzog senkte den Kopf und fügte sich dem Willen des geliebten Weibes. Sie hatte ihn beherrscht, als sie noch übermüthig auf Jugend und Schönheit getrotzt, und that es auch noch auf dem Sterbebett. — „Meine Mutter nahm Plätze für uns Beide auf der Diligence nach Calais. Wir reisten den ganzen Tag, brachten die Nacht in einer kleinen, an der Poststraße belegenen Stadt zu und langten gegen Mittag des folgenden Tages in Calais an, wo wir ein Dampfboot bestiegen. Ich fragte meine Mutter, wohin unsere Seereise ginge. ‚Nach England,' erwiederte sie mit fester Stimme und fügte darauf leiser, wie mit sich selbst redend, hinzu: ‚Nach London — nach der großen, reichen Stadt, — die kein Herz, kein Mitleid hat, — wo so viele Unglückliche still und schweigend untergehen oder sich den Blicken der Glücklichen entziehen, — nach dem großen, menschlichen Ozean, unter dessen Wogen Diejenigen, deren Stolz gesunken ist, ihre Erniedrigung verbergen.'

„Während der ganzen Reise hatte meine Mutter selten ein Wort mit mir gesprochen, und ihr Gesicht war eben so starr und kalt geblieben, wie ich es gesehen, als sie mit der Lampe in der Hand vor meinem Bett gestanden hatte. Endlich erreichten wir unseren Bestimmungsort. London macht einen sehr traurigen Eindruck, wenn man eben von den schönen, belebten und heiteren Boulevards in Paris kommt. Lange Zeit irrten wir in dem an der Themse belegenen, schmutzigen Stadttheile, Surrey genannt, umher und waren sehr ermüdet, als wir endlich von unserer neuen Wohnung Besitz nahmen. Soll ich Ihnen sagen, Vincent, worin diese Wohnung bestand, welche uns in Ihrem Geburtslande die erste Zuflucht bot? Es war ein so elend möblirtes Dachzimmer, daß schwerlich ein Straßenkehrer, der nur mittelmäßigen Verdienst hatte, es als Ruheplatz nach seiner Tagesarbeit gewählt haben würde. Der Regen schlug durch die zerbrochenen Fensterscheiben und drang bis zu uns, und die kalte Nachtluft fand Eingang durch tausend Ritzen und Spalten in den Wänden. ‚Wir haben keine Mittel, um eine bessere Wohnung nehmen zu können,' sagte meine Mutter mit Bitterkeit, während ich in der Mitte des elenden Zimmers stand und mich traurig umschaute, ohne mir die plötzliche Veränderung in unseren äußeren Verhältnissen erklären zu können: ‚Du und ich, wir dürfen auf keine angenehmere, häusliche Stätte mehr Anspruch machen, denn wir sind Ausgestoßene, ohne Heimat und Familie, die nicht wissen, woher sie morgen einen Bissen Brod nehmen sollen.' Vincent, ich vermag es nicht, länger bei dieser schrecklichen Zeit zu verweilen, denn die Schatten des Todes drängen sich leichter um mich, und obgleich ich keine Schmerzen empfinde, so fühle ich doch, daß auch mein Herz und mein Gehirn allmälig von der Lähmung ergriffen werden, welche mich bald der ewigen Ruhe überweisen wird. Am folgenden Morgen ging meine Mutter aus und ließ mich in der traurigen Wohnung allein zurück. Erst spät am Abend kam sie heim und sagte mir, daß sie genügende Beschäftigung gefunden habe, um sich und mich mindestens gegen den Hungertod schützen zu können. Von da an ging sie jeden Abend aus, brachte auch häufig bei Tage mehrere Stunden außerhalb des Hauses zu und kam nie vor Mitternacht heim. Als ich etwas älter wurde, erfuhr ich von ihr, daß sie Figurantin in einem kleinen Theater von Surrey sei. Wir nahmen dann eine andere Wohnung, die zwar auch dürftig, aber dennoch unvergleichlich besser als die elende Bodenkammer war, welche uns zuerst beherbergt hatte. So lange meine Mutter lebte, betrat ich nie eine Bühne. Sie liebte mich eben so zärtlich, wie ich sie, und konnte den Gedanken nicht ertragen, mich den Gefahren und Versuchungen ausgesetzt zu sehen, in denen so Viele zu Grunde gehen, wie die Erfahrung sie gelehrt hatte. Sie lebte sehr kärglich und legte sich große Entbehrungen auf, deren Wirkungen bald an ihr sichtbar wurden. Ich selbst bemerkte sie in meiner Unerfahrenheit zwar nicht, aber desto mehr fielen sie Fremden auf. Eines Tages kam sie von der Probe nach Hause, welche bis gegen Mittag gewährt hatte, und zwar sehr angegriffen. Die krankhafte Röthe ihrer Wangen war stärker als gewöhnlich, und in ihren Augen leuchtete ein ungewöhnliches Feuer. Es war mein Geburtstag; ich hatte am Morgen von ihr gehört, daß ich das fünfzehnte Jahr erreicht habe. Sie ergriff meine Hände, führte mich an das Fenster und sagte: ‚Wende Dein Gesicht dem Lichte zu, damit ich Deine Augen sehen kann, während ich Dir etwas sage, denn ich muß wissen, ob Du meine Tochter bist!' — Erstaunt blickte ich sie an, so wie sie mich, und längere Zeit schauten wir einander gespannt in die Augen. ‚Esther,' fuhr sie darauf fort, ‚ich habe heute Deinen Vater in den Straßen von London gesehen, — und habe ihn gesprochen, — ihn, den Mann, um dessentwillen ich der glücklichen Heimat meiner Kindheit in dem schönen Sevilla entflohen bin und meinem guten Vater das Herz gebrochen habe! — Aber die Strafe des Himmels trifft immer solche Vergehen, wie ich sie begangen; unablässlich hat sie mich seit jener Nacht verfolgt, in der ich mich durch die Schwüre Deines Vaters bereden ließ, das elterliche Haus zu verlassen und der Ehre und Treue eines Elenden zu vertrauen! — Heute, nach langen Jahren des Elends, habe ich Deinen Vater zum ersten Male wieder gesehen, und zwar auf der Straße. Aus Liebe zu Dir, Esther, nur um Deinetwillen bin ich ihm gefolgt und habe mit ihm gesprochen! Ich sagte ihm, daß seine Tochter jetzt eine Jungfrau sei und keinen Freund auf Erden habe, welcher die Stelle ihrer Mutter vertreten könne, in deren Zügen der nahende Tod sich bereits ankündige. Ich beschwor ihn, sich seiner verlassenen Tochter anzunehmen, und gelobte ihm, das unglückliche Dasein, das er mir bereitet, zu vergessen, die Lügen, mit Hülfe deren er mich aus dem elterlichen Hause gelockt, und die schändliche Treulosigkeit zu verzeihen, mit der er mich am Spieltische verhandelt habe. Um Deinetwillen, Esther, habe ich mich bis in den Staub vor ihm erniedrigt, nur um Deinetwillen! Soll ich Dir nun sagen, welche Antwort er mir gab? — Er erwiderte, daß ich in jeder Ecke, die mir gefalle, verhungern und verfaulen möge, aber daß ich ihm nie wieder mit meinem Todtenkopfe vor Augen kommen solle; daß er mir die Gelegenheit geboten habe, über das Vermögen eines schwachköpfigen Freundes von ihm zu verfügen, und daß er, da ich thörichter Weise diese Gelegenheit zurückgewiesen, für meine Thorheit nicht verantwortlich sei und keinen Penny geben werde, um mich gegen die Qualen des Hungers zu schützen! — Das waren seine Worte, Esther, aber nicht zu beschreiben ist die Rohheit in Ton und Geberde, mit der er sie sprach. Mit verächtlichen Blicken mich betrachtend, sagte er: Du bist in der That sehr verändert und hast nicht die geringste Aehnlichkeit mehr mit der gepriesenen Schönheit aus dem romantischen Sevilla! — Die Sprache versagte mir, um meine Empörung auszudrücken, und Thränen der Scham und Verzweiflung erstickten mich fast. Er wandte mir den Rücken und verließ mich, während ich einer Bildsäule gleich mit tödtlicher Kälte im Herzen auf der Straße stehen blieb.'

„Nach dieser Erzählung meiner Mutter brach ich in Schluchzen aus und sank in ihre Arme. Ich wollte sie trösten, allein es gibt einen Grad des Kummers und Schmerzes, der für jeden Trost unzugänglich ist, und einen solchen empfand meine Mutter. ‚Esther,' fuhr sie hierauf fort, ‚ich habe Dir diese Geschichte mitgetheilt, damit sie Dir als Warnung diene. Solltest Du die Lehre, welche daraus zu schöpfen ist, nicht verstehen, so müßte Deine Fassungskraft sehr schwach sein. Verbanne jede Regung menschlichen Gefühls aus Deiner Brust. Du bist schön und wirst Anbeter finden; denke deßhalb immer an mein Schicksal! Vergiß nie, daß ihre Verehrung nur erlogen ist, und daß sie keine andere Absicht dabei haben, als Dich in das Verderben zu stürzen. Benutze Deine Schönheit nur, um zu herrschen, sei stolz, erbarmungslos, falsch und selbstsüchtig, wie die Elenden, welche Dir Liebe heucheln; nur dadurch wirst Du sie stets vor Deinen Füßen liegen sehen. Sie werden willig die Sklaven eines schönen Dämons bleiben, der sie verlacht und mit trügerischen Hoffnungen hinhält, und werden sich von ihm ausbeuten lassen, aber würden bald der Liebe eines Engels müde werden, der ihnen nachgibt und ihre arglistigen Bitten erhört. Nimm Alles, was sie Dir darbieten, aber gib nichts dagegen, keinen warmen Pulsschlag Deines Herzens, keinen Blick aufrichtiger Liebe. Erinnere Dich stets an mein Schicksal, Esther, und laß' Dir mein Elend als Warnung dienen! Räche den Kummer Deiner Mutter, die mit gebrochenem Herzen stirbt!'

„Das und ähnliche Dinge sagte mir meine Mutter nicht einmal, sondern hundertmal, ehe sie langsam vor meinen Augen da-

hin starb und mich in der Welt allein ließ. Das waren die Lehren, welche ich in zarter Jugend empfing, die Grundsätze, die ich bewahrte, als ich verlassen da stand und den Kampf mit der Welt beginnen mußte. Ich war kaum sechzehn Jahre alt, als meine Mutter starb. In der ersten Zeit war ich von dem schweren Unglücksschlage ganz niedergeschmettert, verschloß mich mehrere Tage lang in meinem einsamen Zimmer und gab mich ganz der Verzweiflung hin. Kurze Zeit darauf erschien eines Morgens der Eigenthümer des Theaters, in welchem meine Mutter beschäftigt gewesen war, in meiner Wohnung, um mir einen Besuch zu machen, und bot mir ein ähnliches Engagement an. Ich mußte es annehmen, weil es das einzige Mittel war, um mich gegen den Hungertod zu schützen, und ich trat in die Truppe ein. Im folgenden Jahre fand ich ein besseres Engagement am Theater Drury Lane, wo ich seitdem geblieben bin. Dort sah ich Sie zum ersten Male, Vincent, dort schenkten und erklärten Sie mir Ihre Liebe, die ich so wenig verdient habe. Jetzt werden Sie jedoch verstehen, weßhalb mein Herz so kalt und hart erschien. Meine Mutter hatte mich gelehrt zu glauben, daß alle Männer meinem Vater ähnlich seien, daß Ehre, Aufrichtigkeit und wahre, uneigennützige Liebe in der Brust keines Mannes existiren könne. Ich hatte diese Lehren nur zu sehr in mich aufgenommen, und Sie wissen, was ich dadurch geworden bin, ein Wesen ohne Gefühl, vergnügungssüchtig, launenhaft und habsüchtig. Sie als Gemahl zu erobern, die Krone einer Herzogin zu tragen und mir Eingang in die vornehme Welt zu erzwingen, — das war das Ziel meines ehrgeizigen Strebens. Allein es wurde vereitelt, weil ich meine Heftigkeit nicht zu zügeln, meine ungebundene, beleidigende Zunge nicht zu beherrschen vermochte. Nur Ihrer innigen Liebe, Ihrem edlen Herzen verdanke ich die Nachsicht, die Sie mir stets bewiesen haben. — O, verzeihen Sie mir, Vincent, meine Undankbarkeit! Jetzt, wo die Schatten des Todes mich immer dichter umdrängen, sehe ich Alles in einem neuen Lichte und erkenne deutlich Ihren Edelmuth. Sie würden die Jüdin ohne Namen, die leichtsinnige Abenteurerin, die Ihr Vermögen vergeudete und Ihre Liebe verlachte, in Ihre Arme genommen und zu Ihrer Gemahlin erhoben haben. Vergeben Sie mir, Vincent, um der Lehren, die ich in meiner Jugend empfangen habe, und um des Unglücks meiner armen Mutter willen!" — „Ich vergebe Ihnen von ganzem Herzen, Esther," erwiederte der Herzog mit gebrochener Stimme. „Wenn es dem Himmel gefiele, Ihr Leben zu erhalten, so würden die traurigen Lehren und Erfahrungen der Vergangenheit bald in den Freuden der Zukunft vergessen werden, und Sie würden sich überzeugen, daß die Liebe eines Mannes auch innig, wahr und aufrichtig sein kann." — „Vincent," fuhr sie darauf fort, „sobald ich todt sein werde, bitte ich Sie, nach meinem Hause zu gehen und meine Papiere durchzusehen. Sollten Andeutungen darin enthalten sein, welche geeignet wären, meinen Vater zu entdecken, so suchen Sie ihn auf, wenn er noch am Leben ist, und theilen Sie ihm den Tod seines Opfers und den seiner Tochter mit, der er in ihrem tiefsten Elend jeden Beistand versagt hat. Ich glaube zwar kaum, daß ein Funke menschlichen Gefühls in seinem Steinherzen vorhanden ist, allein ich wünschte, daß er, der ein liebendes und vertrauendes Weib in das Verderben stürzen konnte, an seine Schandthat und zugleich daran erinnert würde, daß es auch auf Erden eine strafende Gerechtigkeit gibt. Vielleicht würde dadurch sein Gewissen erwachen."

Etwas Weiteres wurde über diesen Gegenstand nicht gesprochen, nachdem die Jüdin dem Herzog nur noch einige Weisungen in Bezug auf die zu prüfenden Papiere gegeben hatte. „Nun aber, mein aufrichtiger und einziger Freund," sagte sie sodann, „habe ich noch eine letzte Bitte an Sie. Meine Juwelen, die Gemälde, das elegante Mobiliar, der Wagen und die Pferde haben einen bedeutenden Werth. Mein Wunsch ist, daß Alles, mit Ausnahme dessen, was Sie als Andenken behalten wollen, verkauft, und daß der Erlös Miß Watson, dem jungen Mädchen, dem ich so schweres Leid zugefügt habe, behändigt werde. Sie werden das thun, Vincent, nicht wahr? Es ist das einzige Mittel, um mein Unrecht einigermaßen wieder gut zu machen. Aber lassen Sie Miß Watson nie den Namen Derjenigen erfahren, welche ihr dieses Geld vermacht, denn sonst würde sie es nicht annehmen. Diese Handlung mag eben so verschwiegen bleiben, wie das Verbrechen, welches dadurch gesühnt werden soll. Versprechen Sie es mir, Vincent?"

Der junge Mann gelobte es, und in den schwarzen Augen der Jüdin drückte sich eine innere Befriedigung, ein Gefühl wiederkehrender Ruhe aus, indem sie den Kopf auf das Kissen sinken ließ, von dem er sich nicht wieder erheben sollte.

Der Abend war bereits weit vorgerückt und die Aerzte von London langten an. Der Herzog verließ das Zimmer und die Männer der Wissenschaft traten ein. Er schritt von Neuem im Salon unruhig auf und ab. Ungeachtet dessen, was ihm der Arzt von Richmond gesagt hatte, hegte er noch immer eine schwache Hoffnung. Sie sollte jedoch bald schwinden. Nach Verlauf einer Viertelstunde öffnete sich die Thür des Schlafzimmers, und die fremden Aerzte traten ernst und schweigsam heraus. Der Herzog las auf ihrem Gesichte das Todesurtheil der Geliebten. „Es ist keine Hoffnung mehr?" fragte er. — „Keine!" lautete die feierliche Antwort. — Uebermannt von Schmerz sank der Herzog auf den nächsten Stuhl. Dieses Mal gab sich sein Schmerz nicht durch einen leidenschaftlichen Ausbruch kund; er war ruhig und schwieg, aber er fühlte, daß der schönste Traum seiner Jugend jetzt für immer ein Ende genommen habe, und es war ihm, als wenn sein Lebensglück auf ewig vernichtet sei.

(Fortsetzung folgt.)

Rösselsprung.

viel-	oh-	lich	sie	recht	hat	dir	er-
schmerz-	zu	leicht	te	feh-	sten	du	be-
ne	du	cher	arg	de	gold	die	füllt
ha-	te	drit-	let	sind	die	den	ein
te	sie	cke	man-	ge-	en-	mit	hän-
hälf-	ben	wirst	ne	stü-	de	e	tung
den	hälf-	muß	quä-	am	der	dungs-	erst
ist.	die	mei-	von	klei-	wenn	nicht	an
zen	koth	be	doch	let.	hängst	fer	von
dir	sehr	mei-	ben	ge	den	ist's	für
durch-	gan-	thig	bei-	doch	tref-	ti-	letz-
nd-	den	tra	nes	wich-	ten	sich	ein.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 204:

Früh, wenn die Hähne krähen,
Müssen die Soldaten aufstehen.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von $1\frac{1}{2}$ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 21.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Eine Verbrecher- und Goldkolonie.

Sidney.

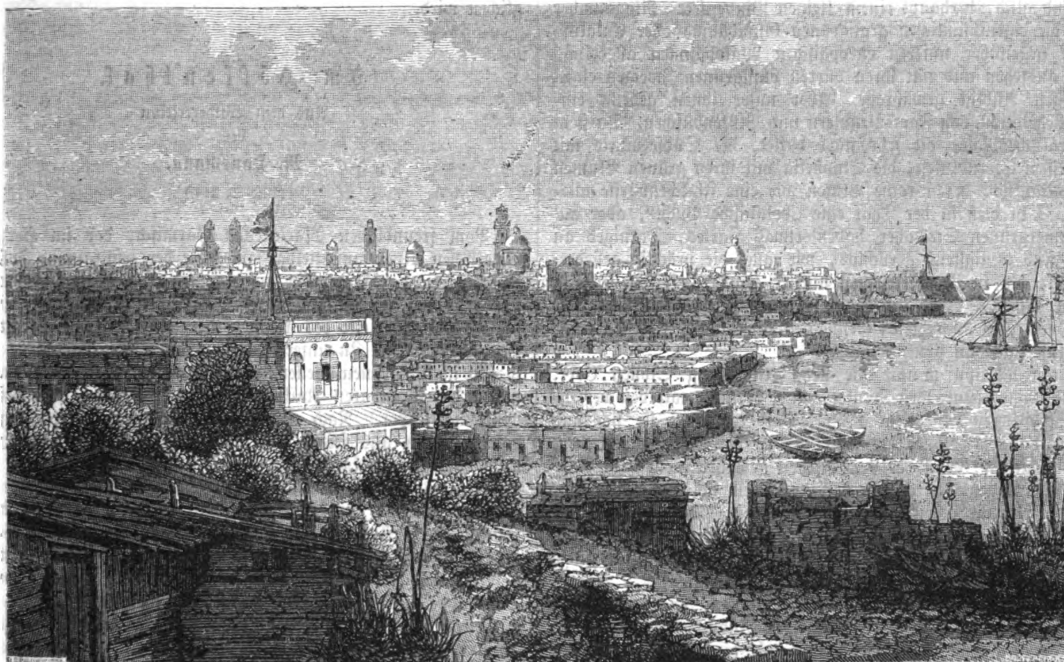
Von

Dr. Richard Andrée.

Australien, der jüngste Erdtheil, ist gleichwohl geologisch genommen der älteste, denn die neuesten Forschungen haben nachgewiesen, daß hier bereits die Sonne auf- und niederging, als der Boden Europas noch nicht aus den Fluten des Meeres emporgestiegen war. Er wurde auch von Europa aus zuletzt entdeckt und zuletzt kolonisirt, hat dann aber rasch mannigfaltige Beziehungen zu allen übrigen Erdtheilen gewonnen, und ist für Handel und Schifffahrt ein wichtiger Faktor geworden.

Die brittischen Kolonieen in Australien verdanken ihren Ursprung den Vereinigten Staaten von Nordamerika; denn als diese ihre Unabhängigkeit von England erlangt hatten, war das Mutterland gezwungen, sich nach einem neuen Lande umzusehen, wo es seine Verbrecher hindeportiren konnte. Aus einer Verbrecherkolonie erwuchs allmälig eine Hirtenkolonie, denn das Hinterland der neuen Ansiedlung eignete sich wenig zum Ackerbau; es bot aber Schafwaiden von ungeheurer Ausdehnung, großartige Viehtriften, die jetzt von Millionen Schafen bevölkert sind und eine bedeutende Menge Wolle produziren.

Als der Weltumsegler Cook mit seiner Expedition an der Ostküste Australiens landete, da nannte der Naturforscher Dr. Solander die Bai, in welcher die Schiffe ankerten, wegen der vielen neuen Pflanzen, die er dort entdeckte, Botany Bay. Die englische Regierung erkannte, daß dieß ein passender und vor allen Dingen sicherer Platz war, um die Menge von Verbrechern und Sträflingen, welche die Gefängnisse des Mutterlandes überfüllten, unterzubringen. Dort sollten sie als halbfreie Menschen verwerthet und ihnen Gele-



Ansicht von Sidney. Originalzeichnung von E. Girardet.

genheit gegeben werden, sich zu bessern und Vermögen zu erwerben. So entstanden die ersten Ansiedlungen in Australien, ganz verschieden von denen Amerikas, und seit am 20. Januar 1788 die ersten Deportirten in der Botany Bay landeten, hat England deren bis zum Jahre 1840 über 100,000 hinübergeschafft. Die ehrlichen Leute spielten in dem „Diebsstaate" anfangs eine sehr untergeordnete Rolle; sie gewannen erst nach und nach die Oberhand, und die Sträflinge kamen in die Minderheit. Als die Kolonie sich dagegen sträubte, weiterhin Verbrecher aus England aufzunehmen, erwählte man Van Diemensland zum Deportationsorte. Aber auch nach dieser Insel werden jetzt keine Sträflinge mehr gebracht; die achtbaren Menschen sind auch dort in der Majorität, und um alle früheren Anklänge zu vertilgen, belegte man die Insel nach ihrem Entdecker, dem Holländer Abel Tasman, mit dem Namen Tasmania.

Das Deportationswesen hat viele Stimmen für und wider sich laut gemacht, aber in neuester Zeit sind, wegen der ungeheuren Kosten, welche die Verbrecher dem Mutterlande verursachen, die Stimmen für dasselbe im Zunehmen begriffen. Nach Australien dürfen keine Sträflinge mehr gebracht werden, und doch will man die Verbrecher gerne entfernen. Da schlug in allerneuester Zeit der berühmte Afrikareisende Richard Burton das Cameroongebirge als Deportationsort vor. Es liegt nicht weit vom Busen von Benin an der centralen Westküste Afrikas und hat, wegen seiner Höhe, ein gesundes Klima. Ringsumher befinden sich undurchdringliche Sümpfe und hausen wilde Negerstämme, die das Entkommen der Verbrecher verhindern. Dort ließe sich, weil der Boden anbaufähig ist, leicht eine Kolonie gründen, und dieser Vorschlag gewinnt in England immer mehr Anhänger.

Doch kehren wir zur Gründung Sidneys zurück. Im Jahre 1787 verließ der Kapitän Phillip mit 757 Sträflingen nebst der nöthigen Bedeckung England und landete nach einer fast achtmonatlichen Fahrt glücklich im Januar des folgenden Jahres in Botany Bay. Doch fand man den Hafen sehr schlecht; der Ankergrund war seicht und gefährliche Winde ließen den Aufenthalt sowie die Anlegung einer Kolonie dort unthunlich erscheinen. Da entdeckte ein Matrose Namens Jackson einige Meilen weiter nördlich einen prächtigen Hafen, der nach ihm den Namen Port Jackson erhielt. Er war vollkommen von der See abgeschnitten, hatte einen engen, von gewaltigen Felsen flankirten Eingang, war gegen Stürme geschützt und glich überhaupt einem kleinen Binnensee. Ringsumher standen die eigenthümlichen graugrünen Gumbäume oder Eukalypten, die gegenüber unseren europäischen Waldbäumen allerdings laublos aussehen und mit ihren dürren blaugrünen Zweigen einen einförmigen Anblick gewähren. Aber unter ihnen gedeiht eine üppige Vegetation von Farrenkräutern und Blütenbüschen. Da steht die australische Rose, die sehr stark duftet, die Südseemyrte mit ihren weißen Sternblüten, die Styphelia mit ihren grünen Blumen und die Banksia, deren rothe Blüten wie eine Flaschenbürste aussehen. Es ist dieß in der That eine „botanische Bucht", aber all' diese immergrünen Sträucher haben etwas Hartes, Dorniges an sich und sind wenigstens geruchlos, wie auch die prächtig gefiederten Vögel, die in ihren Zweigen nisten, keinen lieblichen Gesang erschallen lassen. Wie dem ganzen australischen Kontinente die Anmuth fehlt, so auch diesen Geschöpfen der Natur — Alles trägt etwas Unfertiges an sich.

Kapitän Philipp nannte die neue Ansiedlung Sidney Cove. Der erste Gouverneur hieß Hunter, und er hatte mit den verwilderten Sträflingen seine liebe Noth. Bald empörten sie sich und suchten zu entfliehen, bald mangelte es, da die Schiffe ausblieben, an Lebensmitteln, denn der neue Boden gewährte noch keine Nahrung; die wenigen Stiere und Kühe verloren sich, und man war genöthigt, von thranigen Seemöven zu leben. Dabei waren die schwarzen Eingebornen feindselig gestimmt und ermordeten manchen Weißen. Kurzum — alle Noth und Mühsal brach über die junge Kolonie herein, die erst allmälig zur Blüte gelangte.

Vom Hafen aus betrachtet gewährt Sidney, wie die meisten Seehandelsplätze, keinen sehr großartigen Anblick, weil man die großen Straßen nicht übersehen kann, und die modernen Kirchen keine sehr hohen Thürme haben. Der südliche Theil von Port Jackson, an dem die Stadt erbaut wurde, besteht aus schroff in's Meer abfallenden Sandsteinfelsen, die in vielen kleinen Vorsprüngen in das Wasser hinausragen und das Anlegen der Schiffe ungemein erleichtern. Selbst Schiffe mit dem größten Tiefgange können bis an diese herrlichen von der Natur gebildeten Werfte gelangen.

Man wird sich sehr enttäuscht fühlen, wenn man in Sidney, von England kommend, irgend etwas Fremdes, Exotisches zu finden glaubt. Die Stadt sieht ganz wie eine englische Hafenstadt aus. Die Häuser sind meistens geschmacklos gebaut und wenig für das warme Klima geeignet. Die öffentlichen Gebäude, unter denen namentlich das Regierungsgebäude hervorragt, sind dagegen besser und geschmackvoller, wozu der Ueberfluß an Baumaterial viel beiträgt. Man kann nämlich ein Haus schon aus dem Material erbauen, das man beim Graben des Fundamentes gewinnt. Die Hauptpulsader der Stadt ist Georgestreet, an sie schließt sich Pittstreet an. Georgestreet ist für Sidney das, was Oxfordstreet für London. Sie ist zwei und eine halbe englische Meile lang und mit glänzenden und geschmackvollen Läden versehen. Da sieht man fast nur Engländer und hier und da die schiefäugigen Söhne des himmlischen Reiches umherwandeln, die, durch die Goldentdeckungen angelockt, in Massen aus China herbeiströmten. Die schwarzen Eingebornen, die ihrem gänzlichen Untergange entgegeneilen, sind aus der Umgebung Sidneys seit Langem schon verdrängt. Ein ausgezeichneter Kenner Australiens, der englische Oberst Charles Mundy, sagt in seinem Werke Our Antipodes: „Im Ganzen ist Sidney fast mehr englisch als selbst Liverpool oder London, und störte einen nicht gelegentlich ein Orangebaum mit Blüten und Früchten, oder etwa ein Pisangbaum in einem der älteren Gärten und Hofräume, oder das Kreischen eines Schwarms grüner Papageien, die sich für den Augenblick auf irgend einem Dache niederlassen, so könnte man sich eben so gut in Brighton oder Plymouth glauben."

Seit der Goldentdeckung hat sich Sidney ungemein gehoben, und massenhaft fanden Einwanderungen und in Folge dessen eine Vergrößerung des Ortes statt. Das gesunde Klima begünstigt das Fortkommen dieser Hauptstadt von Neu-Südwales, in der nur der rasche Temperaturwechsel im Winter unangenehm auffällt. Eigenthümlich haben sich die gesellschaftlichen Verhältnisse gestaltet, denn die früheren Verbrecher sind frei und theilweise auch reich geworden; sie stehen in staatsbürgerlicher Hinsicht gleich, wenn auch die gesellschaftliche Scheidewand bei ihren Kindern und Enkeln erst ausgeglichen wird.

Im Höllenthal.

Aus dem Wildererleben

von

M. Hausmann.

(Bild S. 244.)

Vom freundlichen Marktflecken Garmisch, der im Herzen der bayerischen Alpen unmittelbar am Fuße der zehntausend Fuß hohen Zugspitze liegt, waren wir aufgebrochen und wanderten durch die lichte, sonnige Herbstlandschaft dem düsteren Thalschlunde zu, der sich an der Nordseite des riesigen Bergstocks steil herabsenkt gegen die lachende Au. Zu unserer Rechten tanzte die jugendliche Loisach thalab in lichtgrünen Wellen, zur Rechten hoben sich nach und nach näher die furchtbaren Kalkschroffen der Zugspitze aus tiefgrüner Waldung empor. Nach einstündiger Wanderung durch Busch und Wiesen nahm uns selber diese Waldung in ihrem Schatten auf; wohl eine Stunde lang ging es steil bergan auf heimlichen Waldwegen, bis endlich am Fuße senkrechter Felsschroffen der Baumwuchs endete und der Blick hinausglitt in die duftigen Fernen des Flachlandes. Aber da war keine Rast für ihn. Zur Rechten lief an steiler Felswand ein Pfad empor, den wir schon von unten als kleines Streifchen bemerkt, ein echtes Stückchen Alpenpfad, an einer Seite abgeschnitten durch den steil niederfallenden Abgrund, an der andern begrenzt durch die aufstrebenden Felsmauern. Tief, tief drunten brauste der Hammersbach durch unwirthbare Schlünde, während auf der gegenüber liegenden Seite der Thalschlucht das Gebirge sich in mächtigen Stufen emporbaute bis zu den pflanzen-

leeren Gefilden versteinter Bergeinsamkeit. Gerne geht der Alpenwanderer solche Pfade in luftiger Höhe, die Felswände entlang; denn er weiß, daß jeder Schritt ihm neue Bilder voll wilder Pracht zeigt, weil kein Busch, kein Bäumchen mehr seinen Blick aufhält. Wir bogen um eine Ecke der Felswand — da eröffnete sich dem Auge ein großartiges Felsenamphitheater. Zur Rechten himmelhohe Strebepfeiler, grau und kahl, im Hintergrunde ein breites, ansteigendes Thal, zu oberst ausgefüllt von den weißleuchtenden Schneemassen des Höllthalferners, zur Linken ein Gewirr von Felshörnern und Schlünden, aus welchen grausige Steinströme sich herabsenken, und das Ganze gekrönt von einem Kranze gewaltiger Felsmauern, die sich emporziehen zur beeisten Zugspitze. Noch ahnt der Blick nicht, was unter ihm ist; Felsgerölle und niedriges Buschwerk verbirgt die Tiefe.

Mein wegkundiger Gefährte mahnte zur Vorsicht; ein falscher Tritt konnte uns in die Tiefe stürzen. So ging es denn sachte abwärts durch Moos und Gestein, bis wir eine graue Brücke erblickten, die über einen grauenhaften Abgrund gespannt war. Wie ein dünnes Spähnchen sah sie aus im Verhältnisse zu ihrer gigantischen Umgebung; und doch bestand sie aus mächtigem, solidem Balkenwerk. Wir traten hinaus auf die Brücke, da begriff ich erst recht, warum dieß einsame Thal den unheimlichen Namen des Höllenthales trägt; denn nicht leicht wird dem Alpenwanderer nach so kurzer Mühe ein solcher Anblick in die wildeste, düsterste und einsamste Hochgebirgsnatur zu Theil. Das Bild von vorhin war geblieben; aber dazu kam noch ein Felsschlund unter den Füßen, durch den sich dumpf grollend ein Wildbach zwängte, umstarrt von den seltsamsten Felsgestalten. Jahraus, jahrein fällt kein Sonnenstrahl in diese Tiefe und keines Sommers milde Luft verzehrt die hohe Bank alten eisharten Schnees, die tief unter unseren Füßen liegt; nur die Geister des Hochgebirgs hausen in der dämmernden Oede.

Gerne wären wir noch emporgestiegen an das verlassene Grubenhaus auf dem abenteuerlich an der Felswand empor sich windenden Bergpfad. Aber es wollte Mittag werden und der Nachmittag sollte uns schon an dem wildschönen Eibsee finden. So schlugen wir den Rückweg ein.

Zweihundert Schritte waren wir gegangen, als hinter uns ein Schuß durch das düstere Thal krachte, dem augenblicklich ein markdurchdringender Schrei folgte.

Fragend sah ich meinen Gefährten an. „Der Schütze hat eine seltsame Stimme!“ sagte er und war todtenbleich geworden. Wir stiegen auf einen kleinen erhöhten Fels und spähten umher, an den Wänden empor, aber der Schütze war nicht zu sehen; er befand sich vielleicht tief drinnen im einsamen Thal. So setzten wir den Rückweg fort und erreichten bald wieder den kleinen Weiler Hammersbach, der am Ausgange des Höllenthales liegt.

Die Sonne wollte eben hinter die Berge sinken, als wir vom Eibsee zurückkehrend durch das freundliche Garmisch wanderten. Schon auf der Straße vor dem Markte hatten wir die Leute in Gruppen beisammen stehen und scheu einen Wagen betrachten gesehen, der weit vor uns nach dem Dorfe zu gefahren war. Im Marktflecken selbst war Alles auf den Beinen und drängte nach einem Punkte zu, wo der erwähnte Wagen sich langsam fortbewegte. Von der Kirche her schritt der Pfarrer im Ornate von einem kleinen Sakristan gefolgt und nahm den Wagen in Empfang. Das war ein kleines mit Stroh bedecktes und mit Tannenreisern geschmücktes Fuhrwerk, von einem Pferde gezogen; auf dem Stroh lag die blasse Leiche eines Mannes in der Tracht der Gebirgsbewohner.

„Sie haben ihn erschossen gefunden, droben beim Bergwerk im Höllenthal!“ erzählte uns ein Bauer. „'s ist ein Wilderer gewesen; aus dem Tyrol war er daheim. Gott schenk' ihm die ewige Ruhe!“

Das war also der Schuß gewesen, den wir gehört droben in einsamer Wildniß! Da lag sein Opfer und die kleine Gemeinde kniete umher, während der Pfarrer ein kurzes Gebet sprach. Die letzten Strahlen der Abendsonne fielen auf das seltsame Bild, auf das blasse Gesicht im Stroh; mit Purpurglut überzogen sie auch die gewaltige Felsmauer des ganzen Wettersteingebirges und der Zugspitze, deren Felshaupt emportauchte in den leuchtenden Aether. Die Glocken klangen dazu und der Abendwind rauschte durch's weite Loisachthal und spielte mit den Locken des Todten. . . .

Ein Jahr darauf erfuhr ich den Zusammenhang. Vier Wilderer waren hinaufgestiegen in's Höllenthal, der Tyroler unter ihnen. Aber keines Jägers bedurfte es, um die Verwegenen zu strafen; aus der Büchse des Kameraden fuhr der tödtliche Schuß. Einer der Wilderer war mit dem Gewehre an einem kleinen Gesträuche hängen geblieben; die Aeste hatten den Drücker berührt und zugleich dem Laufe die Richtung gegeben, daß die Kugel dem vorangehenden Tyroler mitten durch den Leib fuhr. Seine Genossen schleppten ihn bis zu einem kleinen Quell, wo sie ihn niederlegten; um sich selbst nicht zu verrathen, mußten sie auf Umwegen nach Hause, da ihre Waffen zu verbergen; dann erst erzählte einer, er habe beim Suchen eines verirrten Schafs den Verwundeten gefunden.

So währte es mehrere Stunden, bis Hülfe zu ihm kam. Da war es zu spät; allein und verlassen war er gestorben in wilder Waldeseinsamkeit.

Deutsche Lieder mit Illustrationen.

Am Brunnen.

Von

Julius Grosse.

(Bild S. 245.)

Es steht ein Brunnen anf dem Platz,
Vier Linden steh'n herum,
Da schante Abends mein treuer Schatz
Wohl oft sich nach mir um.
Nun steh' ich allein am hellen Tag
Und sehe das Wasser rinnen,
Die Tanben fliegen zum Taubenschlag,
Er aber zog von hinnen.

Schau, Burschen und Mägde zieh'n vorbei,
Hell flattert der Bänder Zier,
Sie pflanzen morgen den grünen Mai —
Wer aber pflanzt ihn mir?
Die Bienen summen im Lindenbaum,
Die Schwalbe wiegt sich behende;
Meine dunkeln Gedanken, bei Tag, im Traum,
Sie fliegen und finden kein Ende.

Er schenkte mir ein Liederbuch.
D'raus sang ich am Altar;
Ich gab ihm dafür ein seiden Tuch,
Das war zum nenen Jahr —
Mein Gesangbuch steht daheim im Schrank,
Das Tüchlein ward nass im Regen;
Meine Mutter sagt, ich wäre krank,
Ich sollt' zur Ruh' mich legen.

Ich aber mag nicht nach Hause geh'n,
Mein Bett ist kalt and fremd;
Viel lieber ging' ich im Windesweh'n
In die Haide bei Nacht im Hemd!
Nun steh' ich hier, ohne Rast, ohne Ruh',
Mein Krug, der ging in Trümmer,
Dem rauschenden Wasser horch' ich zu
Und versteh' es doch nimmer und nimmer!

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von E. Braddon.

(Fortsetzung.)

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Der Abscheu, den Julia vor der verbrecherischen Handlung ihres Vaters empfand, war so groß, daß ihr Geist nahe daran war, irre zu werden, und daß ihr Herz, welches bisher für diesen verworfenen Mann so warm geschlagen hatte, zu brechen drohte. „Ein Meuchelmord, eine nächtliche Vergiftung!“ dachte das arme Mädchen, indem es sich die schrecklichen Ereignisse der letzten Tage

vergegenwärtigte. „Wenn sein Verbrechen anderer Art gewesen wäre, wenn er es in der Aufwallung, vom Zorne hingerissen, begangen hätte, so würde ich Mitleid für ihn haben empfinden, ihm verzeihen können. Allein wie kann ich den Verbrecher bemitleiden, der seine Schandthat lächelnd verübt?" Gemartert von diesen entsetzlichen Gedanken, schritt sie in ihrem Zimmer auf und ab und barg verzweifelnd das Gesicht in ihren Händen. „Und mein ganzes Leben lang muß ich dieses entsetzliche Geheimniß in meinem Busen



Der Wilderer. Originalzeichnung von J. Noerr. (S. 242.)

verbergen! Jeden Tag muß ich sehen, wie mein Vater anderen Leuten zulächelt, die, wenn ich ihnen die Geschichte jener entsetzlichen Nacht erzählen wollte, darin nur die Phantasie eines kranken Gehirns erkennen würden. Jetzt weiß ich, weßhalb mein Bruder sich nie in diesem Hause glücklich fühlen konnte, weßhalb zwischen ihm und meinem Vater immer ein Abgrund und ein Mißtrauen bestand, das fast in Haß ausartete. Er hatte die verhängnißvolle Wahrheit erkannt, welche meine innige Kindesliebe mir verbarg; er sah,

daß mein Vater die Liebe eines Sohnes nicht verdiente, und entfloh deßhalb dem Hause, dessen Atmosphäre ihm unerträglich war."

Den ganzen Tag blieb Julia in ihrem Zimmer. Mrs. Melville kam und bat um Einlaß, allein das junge Mädchen blieb unerbittlich und weigerte sich, sie eintreten zu lassen. „Ich habe heftiges Kopfweh," sagte sie, die Thüre ein wenig öffnend, „und wünsche ungestört zu bleiben. Mein Kopf ist von den Ereignissen der letzten Tage zu sehr angegriffen worden. Ich bitte Sie, Mrs.



Am Brunnen. Originalzeichnung von O. Fikentscher. (S. 243.)

Melville, bestehen Sie nicht darauf, bei mir zu bleiben; allein werde ich mich viel wohler fühlen." Die Wittwe war durch das Benehmen des ihrer Sorge anvertrauten Mädchens so sehr beunruhigt, daß sie sich geraden Wegs nach Mr. Goodwin's Zimmer begab und ihm Anzeige davon machte. Zu ihrem großen Erstaunen fand sie, daß dem Bankier das Unwohlsein seiner Tochter fast gleichgültig war. Er, der sonst immer so innige Liebe für sein Kind an den Tag legte, schien jetzt kaum die Mittheilung zu ver-

stehen, welche ihm in Betreff derselben gemacht wurde. „Sie ist krank, sagen Sie?“ murmelte er verdrießlich. „Ja, ja, so schien es mir schon diesen Morgen. Ich wundere mich nicht darüber; ihr Geist ist angegriffen, glaube ich. Vermuthlich ist das Fieber, an dem Mr. Wilton leidet, typhös; deßhalb will ich noch heute Abend mit Julia nach Brighton gehen.“ — „Das wird ohne Zweifel sehr gut sein, und ich will sogleich alle Vorbereitungen treffen. Wahrscheinlich ist es Ihr Wunsch, daß ich Sie dahin begleite?“ — „Nein,“ entgegnete der Bankier, indem er sich fast zornig umwandte; „ich brauche Niemand! Sie baten mich vor kurzer Zeit um Erlaubniß, ihre Freunde oder Verwandte in London besuchen zu dürfen; jetzt ertheile ich sie und will Ihnen außerdem den halbjährlichen Betrag Ihres Gehaltes im Voraus geben, wenn Sie es wünschen. Ich werde allein mit meiner Tochter nach Brighton gehen und dieses Haus verschließen lassen, welches nur unter der Verwaltung von Mrs. Beckton bleiben soll.“ — „Und Mr. Wilton?“ fragte die Wittwe erstaunt. — „Es wird dafür gesorgt werden, daß er alle Pflege erhält, die sein Zustand erheischt,“ erwiederte Rupert Goodwin mit etwas strenger Miene. „Jetzt aber bitte ich Sie, mich zu verlassen, Mrs. Melville, denn ich bin sehr beschäftigt.“

Während dieser Unterhaltung hatte der Bankier an der offenen Thür seines Zimmers gestanden. Nach den letzten Worten machte er sie zu und ließ die Wittwe außerhalb stehen, welche über sein sonderbares Benehmen sehr erstaunt war. Sie würde es jedoch in noch höherem Grade gewesen sein, wenn sie hätte sehen können, wie er, allein in seinem Zimmer stehend, die Hände über dem Kopf erhob und starren Blickes den Fußboden betrachtete. „Das Netz umgarnt mich enger und enger,“ murmelte er, „es zieht sich immer fester zu, und bald werde ich an Händen und Füßen so gefesselt sein, daß kein Entkommen mehr möglich ist. Auch meine Tochter hegt bereits Verdacht gegen mich, — wie ist sie dazu gekommen? Ich weiß es nicht! Also noch zwei Lippen, die geschlossen werden müssen, noch ein Wesen, dessen Worte ich zu fürchten habe! Verrathen wird sie mich nicht, — nein, nein, ihren Vater, den sie liebt, wird sie nicht verrathen, sofern das gräßliche Geheimniß ihr nicht in Fieberphantasieen entschlüpft. Gegen diese Gefahr muß ich mich eben so wohl schützen, wie gegen alle andern. Ach, welches Leben, welches Leben! — Die rächende Hand ist mir nahe, sie stößt mich vorwärts, treibt mich immer weiter auf der verbrecherischen Bahn, und am fernen Horizonte sehe ich schon das drohende Verderben stehen, dem ich nicht mehr werde entgehen können, was ich auch thun mag!“ Mehrere Minuten lang verweilte er in dumpfem Brüten, dann aber erhob er plötzlich den Kopf, machte eine trotzige Bewegung und rief: „Bah, ich bin heut wieder einmal schwach! Wozu ist mir der höhere Verstand gegeben worden, wenn ich über Menschen triumphiren soll, die tief unter mir stehen? Die einfältigen Menschen haben immer noch Vertrauen zu dem reichen Bankier. Wer von ihnen würde Rupert Goodwin für einen Giftmischer halten, dessen Versuch fehlgeschlagen ist? Nein, ich will mich nicht der Verzweiflung überliefern, weil der Sohn meines Opfers die Spuren des an seinem Vater verübten Mordes entdeckt hat, und selbst wenn meine Tochter das Verbrechen ahnt, will ich nicht verzweifeln! Das Spiel steht schlecht, aber ich will muthig bis an das Ende kämpfen!“ Ein Dienstbote öffnete die Thür des Zimmers, und sogleich erheiterte sich das Gesicht des Bankiers; er war wieder wie gewöhnlich, er hatte wieder die falsche, lächelnde Miene angenommen, die er der Welt zu zeigen pflegte. „Nun,“ fragte er, „sind die beiden Herren gekommen?“ — „Ja,“ versetzte der Diener, indem er zwei Fremde eintreten ließ.

Der Eine war Mr. Granger, der Arzt von Hertford, und der Andere war ein kleiner beleibter Mann, mit blassem Gesichte, fahlen Wangen und röthlichen Haaren. Seine braunen Augen hatten einen arglistigen Blick, und an seiner niedrigen, flachen Stirn und den aufgeworfenen Lippen würde ein Physiognome die Zeichen eines rohen und grausamen Gemüths erkannt haben. Er nannte sich Doktor Wilderton Snaffley und war Besitzer einer Irrenanstalt, der er den romantischen Namen „die Einsiedelei“ gegeben hatte. Dieser Mann setzte sich Mr. Goodwin gegenüber, während der Arzt von Hertford in der Nähe des Fensters stehen blieb. „Ich ahnte nicht,“ begann der Bankier, „als ich vor mehreren Wochen Ihre Anzeige in den Zeitungen las, daß ich so bald in die Nothwendigkeit versetzt werden würde, Ihren Beistand in Anspruch zu nehmen; allein jetzt muß ich leider sagen, daß ich Ihrer Dienste bedarf. Ein junger Mann, ein Schützling meiner Tochter und eine Art von Künstler, welcher aus Mitleid von mir engagirt worden ist, die Zeichnungen meines Sohnes aufzuarbeiten und zu ordnen, ist von einem Fieber ergriffen worden, welches ihm den Verstand vollständig geraubt hat. Mr. Granger wird Ihnen sagen, daß er den jungen Mann nur als Fieberkranken behandelt hat, aber daß der Sitz des Uebels in seinem Geiste zu suchen ist. Er hegt die Ueberzeugung, daß derselbe am Irrsinn leide, und daß deßhalb ein anderes Verfahren bei ihm angewendet werden müsse.“ — „Verzeihen Sie, Mr. Goodwin,“ bemerkte der Arzt von Hertford, „Sie werden sich erinnern, daß die Vermuthung des Irrsinns zuerst von Ihnen ausging.“ — „Wirklich?“ versetzte Rupert mit vollständiger Gleichgültigkeit. „Nun, es mag sein, ich erinnere mich dessen nicht mehr so genau; jedenfalls aber kann über die traurige Wahrheit kein Zweifel obwalten. Ob dieser Irrsinn einen erblichen Ursprung hat, weiß ich nicht, denn der unglückliche junge Mann scheint, so zu sagen, ein verlorenes Kind zu sein, ganz verlassen da zu stehen und keine Freunde oder Verwandte zu haben. Ich kenne von seiner früheren Geschichte nichts weiter, als daß meine Tochter ihn halb verhungert im Laden eines Bilderhändlers in Regentstreet getroffen und sich seiner angenommen hat, und daß er seitdem in meinem Hause beschäftigt worden ist.“ — „Das macht dem guten Herzen Ihrer Tochter alle Ehre,“ bemerkte Doktor Snaffley. — „Unter gewöhnlichen Umständen,“ fuhr Mr. Goodwin fort, „würde dieser junge Mann den Behörden überliefert werden müssen, um in einer Irrenanstalt für Arme untergebracht zu werden; allein das kann ich nicht zugeben. Meine Tochter hat ein gutes Werk verrichten, ein menschliches Wesen dem Elend entreißen wollen, und ich muß dieses Werk daher vollenden, was es mich auch kosten mag. Wenn dieser junge Mann deßhalb wirklich den Verstand verloren hat, was ich leider fürchte, so bin ich bereit, ihn Ihrer Sorge anzuvertrauen und Ihnen dafür eine angemessene liberale Entschädigung zu leisten.“ Doktor Snaffley verbeugte sich und blinzelte vergnügt bei dem Gedanken, eine neue Acquisition für seine stille und reizende „Einsiedelei“ gemacht zu haben; aber schnell senkte er die Augen und gab sich den Schein der Uneigennützigkeit. „Ich bin bereit, Ihnen zu dienen, Mr. Goodwin,“ sagte er, „und thue es gerne, indem ich dabei das angenehme Bewußtsein haben kann, Theil an einer menschenfreundlichen Handlung zu nehmen. Der Schutz, den Sie diesem heimatlosen jungen Mann gewähren, ist ein wahrhaft christliches Werk. Erlauben Sie, daß ich ihn sehe. Mein Amtsbruder, Mr. Granger, wird hoffentlich nicht abgeneigt sein, ein Attest auszustellen?“ — „Ja,“ erwiederte letzterer, traurig den Kopf schüttelnd, „es thut mir in der That sehr leid, allein ich glaube, daß über seinen Zustand kein Zweifel obwalten kann und daß er wirklich irrsinnig ist. Diese eingewurzelte fixe Idee, daß ein Mord begangen worden sei, kann nur im Irrsinn ihren Ursprung haben. Uebrigens zeigen sich an ihm auch alle anderen Symptome desselben.“ Rupert Goodwin seufzte tief. „Es ist recht traurig,“ sagte er. „Auf meine Tochter wird es einen sehr trüben Eindruck machen, denn sie hat eine große Meinung von den Talenten des jungen Mannes. Ich erwarte, meine Herren, daß Sie bei Ihrer Untersuchung mit der größten Ruhe und Gründlichkeit verfahren werden.“

Der Bankier schellte und befahl dem eintretenden Bedienten, die Aerzte in das Zimmer des Kranken zu führen. Beide verließen ihn, erfreut über den Gewinn, den jeder von ihnen bei diesem Geschäfte zu machen hoffte.

Doktor Snaffley war ein Abenteurer, ohne Grundsätze, der der Wissenschaft Schande machte, indem er sie nur zur Befriedigung seiner Habsucht benutzte. Sein ganzes Leben lang hatte er nur darauf spekulirt, sich durch die Schlechtigkeit Anderer zu bereichern. Die „Einsiedelei“ war ein Grab, in dem verbrecherische Geheimnisse der schwärzesten Art verborgen wurden. Dieser Mann ließ sich jedoch nicht leicht durch Heuchelei täuschen, weil er selbst ein vollendeter Heuchler war. Er durchschaute die Maske des Edelmuths, unter der Rupert Goodwin seinen eigentlichen Zweck verbarg, und errieth, daß dem Wohlwollen des Bankiers für den jungen Mann

eine geheime Absicht zu Grunde lag. „Ich verstehe," sagte er sich, während er die große Treppe hinauf ging, „ich brauche mich nur ruhig zu verhalten, und dieses Geschäft wird sehr einträglich sein. Eins ist mir klar, nämlich, daß Mr. Goodwin sich um jeden Preis seines jungen Freundes entledigen will."

Doktor Snaffley trat in das Krankenzimmer, während sein Amtsbruder in einem Nebengemache verweilte. Lionel lag in einem ermattenden Schlafe, erwachte aber beim Eintreten des Arztes und warf ihm einen wilden, erstaunten Blick zu. Der Besitzer der „Einsiedelei" nahm in einem Lehnstuhle neben dem Bette Platz und legte seine Hand an den Puls des Kranken. Lionel blickte ihn wiederholt an und wandte sich dann ab, indem er einige unzusammenhängende Worte murmelte. Der Arzt beugte sich über ihn und horchte gespannt. Der Geist des Kranken verweilte bei den Szenen seiner jüngeren Jahre. Er glaubte noch Student und im Kreise seiner frohen Genossen zu sein, bei einem Banket, oder auf einer Wettfahrt, und seine schwache Stimme stieß einen Freudenschrei aus. „Zehn gegen eins," rief er, „Blau gewinnt!" Der Arzt sah, daß dem Kranken seine Erlebnisse auf der Universität vorschwebten. „Ah," dachte er, „dieser junge Mann ohne Namen und Familie hat seine Studien auf der Universität gemacht. Das ist seltsam, Mr. Goodwin! Wir werden vermuthlich bald noch mehr erfahren." Er blieb dicht am Bette sitzen und horchte aufmerksam auf die unzusammenhängenden Worte des Fieberkranken. Plötzlich fuhr Letzterer von seinem Kissen empor und rief: „Mörder! — Mein armer Vater, — mein guter Vater, — ermordet von der Hand eines Bösewichts — in den Kellern des nördlichen Flügels!" Doktor Snaffley's Gesicht war immer bleich, aber bei diesen Worten wurde es noch bleicher. „In den Kellern des nördlichen Flügels?" wiederholte er murmelnd. „Er spricht offenbar von diesem Hause. Ich wußte wohl, daß es hier ein Geheimniß gibt; man schickt seine Freunde nicht ohne Grund nach der „Einsiedelei." Der Aufenthalt in einer Privat-Irrenanstalt ist kostspielig; aber wenn man Leute um sich hat, die von gewissen gefährlichen Dingen zu viel Kenntniß haben, so scheut man keine Kosten, um ihrer los zu werden."

Der Doktor beugte sich von Neuem über den Kranken und horchte. Eine Zeit lang murmelte derselbe nur unverständlich, dann aber begann er wieder von dem nördlichen Flügel, der Treppe und dem Keller zu sprechen, wo die Unthat verübt worden war, — Alles in abgerissenen Sätzen. Der Doktor, der an die Ausdrucksweise der Irrsinnigen gewöhnt war, verstand es jedoch, das Unzusammenhängende an einander zu reihen.

„Das Blut meines Vaters!" rief Lionel mit halberstickter Stimme. — „Ja, Vater, Dein Blut habe ich gesehen, das von Mördershand vergossen worden ist! — Aber Dein Tod soll gerächt werden! — Dein Sohn wird den Spuren des Mörders folgen und ihn vor den Richter bringen! — Rupert Goodwin! — Rupert! — Ihr Vater! — O mein Gott!"

Diese und ähnliche Reden vernahm Doktor Snaffley, während er über den Kranken gebeugt war. Er sah, daß Lionel an der Gehirnentzündung litt, und daß sein Geist von der Erinnerung an eine Missethat gefoltert wurde, deren Entdeckung die Ursache seiner Krankheit war. Er vermochte das zu erkennen, was seinem Amtsbruder durchaus unverständlich geblieben war; denn Letzterem erschien die Idee, daß Rupert Goodwin ein Verbrechen verübt haben könne, nur lächerlich und er schrieb die wiederholten Anklagen des Kranken lediglich den Verirrungen seines zerstörten Geistes zu. Gewohnt, die menschliche Natur nur von ihrer schlechtesten Seite zu sehen, verschlagen, falsch und mit allen Ränken vertraut, verstand Doktor Snaffley es vollkommen, aus den Geheimnissen verbrecherischer Personen Nutzen zu ziehen, ohne seine Kenntniß derselben zu verrathen. Er verließ das Zimmer wieder, um seinem Amtsbruder den Platz am Bett des Kranken einzuräumen, und fand Rupert Goodwin in seinem Kabinet. Der Bankier verrieth durch keine Miene, durch keine Bewegung seine Unruhe und Ungeduld; dennoch erkannte sie der Doktor. „Nun," sagte er, „ist einige Hoffnung für den armen jungen Mann vorhanden?" Der Doktor zuckte die Achseln und preßte die Lippen zusammen. „Es ist ein sehr kritischer Fall," sagte er. „Noch nie ist mir ein ähnlicher in meiner Praxis vorgekommen. Um ihn zu heilen, gibt es meiner Ansicht nach nur ein Mittel, welches überdieß sehr gewagt ist." — „Worin besteht dieses einzige Mittel?" — „Ich will es Ihnen sagen. Der junge Mann leidet an einer fixen Idee. Sobald diese vertrieben werden kann, wird das Gehirn vielleicht sein Gleichgewicht wieder erlangen. Er hat sich in Bezug auf die Keller des nördlichen Flügels etwas in den Kopf gesetzt. Vermuthlich haben Ihre Dienstboten ihm irgend eine gräßliche Geschichte davon erzählt, deren Einzelheiten seine Phantasie dergestalt ergriffen haben, daß ihr jetzt fortwährend die schauerlichsten Bilder vorschweben. Meine Meinung ist nun die, daß man ihn vielleicht heilen könnte, wenn ihm die Unrichtigkeit seiner Vorstellungen nachgewiesen würde. Er bildet sich ein, daß in den Kellern des nördlichen Flügels ein Mord verübt worden sei. Veranstalten Sie deßhalb eine öffentliche Durchsuchung dieser Keller unter Zuziehung der Polizei, um den etwaigen Spuren des Mordes nachzuforschen, und lassen Sie den jungen Mann gegenwärtig dabei sein. Ist wirklich eine geheime Missethat daselbst verübt worden, so wird sie dadurch an das Licht kommen, was Ihnen, als Besitzer des Hauses, nur lieb sein kann. Zeigen sich aber keine Spuren und ergibt sich, daß die gräßliche Geschichte nur das Erzeugniß einer krankhaften Phantasie ist, so darf man erwarten, daß der junge Mann sich von der Thorheit seiner Einbildungen überzeugen, und daß sein Gehirn das verlorene Gleichgewicht wieder erlangen wird."

Während dieser Auseinandersetzung behielt Doktor Snaffley das Gesicht des Bankiers fest im Auge. Als er geendet hatte, zuckte Rupert Goodwin die Achseln und sagte mit spöttischem Lächeln: „Ich glaube in der That, mein lieber Doktor, daß die Aerzte zuweilen von der Krankheit ihrer Patienten angesteckt werden. Erwarten Sie wirklich, daß die sinnlosen Ideen dieses armen jungen Mannes dann verschwinden werden, wenn die Grundlosigkeit derselben nachgewiesen worden ist, und daß er dann seinen Verstand wieder erlangen wird? Haben jemals Vernunftgründe einen Menschen, der an Gespenster glaubt, davon überzeugen können, daß es keine gibt? Nein, er beharrt dabei und stirbt endlich als ein Opfer derjenigen Erscheinungen, welche nur in seinem kranken Gehirn existirt haben." — „Also billigen Sie meinen Plan nicht und wollen keine Untersuchung zur Widerlegung der Geschichte veranlassen, welche den Geist des jungen Mannes quält?" — „Nein, Doktor Snaffley, weil sie ganz grundlos ist. Spielen Sie den Kranken, wenn Sie können, aber mit einem besseren Mittel." — „Gut denn," versetzte der Besitzer der „Einsiedelei," indem er abermals seinen Blick auf das Gesicht des Bankiers richtete, „ich bin bereit zu bescheinigen, daß der junge Mann geisteskrank ist, und will ihn in meiner Anstalt in sorgfältige Behandlung nehmen, allein ich erwarte auch, daß meine Mühe auf anständige Weise belohnt werde." — „Stellen Sie Ihre Bedingungen." — „Fünfhundert Pfund jährlich." — „Hm!" murmelte der Bankier. „Ich dächte, das wäre etwas zu viel gefordert." — „Nein, Mr. Goodwin," entgegnete Doktor Snaffley, „nicht in einem solchen Falle." Die beiden Männer blickten einander scharf an; zwar nur einen Augenblick, aber derselbe genügte, um Rupert Goodwin zu überzeugen, daß sein Geheimniß in den Händen des Doktors sei. „Ich nehme Ihre Bedingungen an!" sagte dann der Bankier.

Noch an demselben Tage, um zehn Uhr Abends, wurde Lionel von Wilmingdon-Hall nach der „Einsiedelei" gebracht, welche ungefähr zehn Meilen entfernt in einer einsamen Gegend belegen war. Er wurde in einem verschlossenen Wagen mit seinem Bett dahin transportirt, nachdem ihm zuvor ein Schlaftrunk gereicht worden war, welcher einen so festen Schlummer erzeugte, daß er seinen Begleitern keine Ungelegenheit bereiten konnte.

Rupert Goodwin verließ nicht augenblicklich Wilmingdon-Hall, nachdem er Mrs. Melville gesagt hatte, daß er es thun werde, sondern wartete, bis Letztere abgereist war, ehe er Lionel Westford durch Doktor Snaffley und dessen Gehülfen fortschaffen ließ.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Julia Goodwin vernahm in ihrem einsamen Zimmer nichts von Allem, was in dem Hause ihres Vaters vorging. Sie lag ausgestreckt auf einem Ruhebett in einem Zustande von Betäubung. Gern wäre sie gestorben, wenn sie dadurch die Erinnerung an das Verbrechen ihres Vaters hätte verlieren können. Mrs. Melville

hatte versucht, Zutritt bei ihr zu erlangen, hatte aber die Thür verschlossen gefunden und auf ihre wiederholten Bitten um Einlaß keine Antwort erhalten, indem Julia sich den Schein gegeben, als wenn sie schliefe.

Der Bankier war gegen die Wittwe sehr freigebig gewesen, allein seiner vollendeten Kunst im Heucheln ungeachtet hatte er nicht verhindern können, daß die Frau bemerkte, wie sehr es ihm darum zu thun war, sie schleunigst aus seinem Hause zu entfernen. Sie dachte, daß irgend etwas nicht richtig sei, daß der Bankier sich vielleicht in kommerzieller Bedrängniß befinde, oder gar mit gänzlichem Ruin bedroht werde, und schätzte sich glücklich, einen sechsmonatlichen Gehalt gewonnen zu haben, während Andere Gefahr liefen, durch einen Bankerot Rupert Goodwin's Alles zu verlieren. Sie verließ also das Haus sehr zufrieden, nachdem sie von Letzterem Abschied genommen und die Zusicherung von ihm erhalten hatte, daß er ihr Nachricht geben werde, sobald seine Tochter in Brighton völlig eingerichtet sei.

Um elf Uhr herrschte tiefe Stille in Wilmingdon-Hall, denn die Dienstboten, welche des Morgens früh aufzustehen pflegten, gingen regelmäßig um zehn Uhr zu Bett, und der Bankier, während er in seinem weiten Speisesaale auf und ab schritt, konnte ungestört über seine Lage nachdenken.

„Jetzt ist er sicher untergebracht," murmelte er, „und wird dort bleiben, so lange ich den Mann bezahlen kann, dem es gelungen ist, mein Geheimniß zu entdecken und der Nutzen daraus ziehen will. Von dieser Seite habe ich also nichts zu befürchten, sofern ich die unverschämten Forderungen dieses Menschen zu befriedigen vermag. Wie einfach Alles gewesen wäre, wenn der Trank seine Wirkung gehabt hätte! Nichts wäre natürlicher gewesen, als der Tod dieses jungen Mannes, und ich hätte durch ein ehrenvolles Leichenbegängniß noch überdieß den Ruf eines guten und freigebigen Herrn erlangt. Jedenfalls ist er jetzt gut aufgehoben. Was ich nur noch zu fürchten habe, ist der Verdacht meiner Tochter. Sie weiß etwas, das ist außer Zweifel; aber was weiß sie? Waren es vielleicht ihre Hände, welche die Anwendung des Giftes verhindert haben? Sollte sie es sein, welche den so gut angelegten Plan zerstört hat? Und wird sie es für ihre Pflicht erachten, das Verbrechen ihres Vaters anzuzeigen? Das sind schreckliche Fragen; aber was auch geschehen möge, die Wahrheit muß ich wissen. Ich will mit ihr sprechen und werde dann hören, was sie zu sagen hat und wie viel sie weiß. Er ergriff einen Armleuchter, stieg die Treppe hinauf zu dem Zimmer seiner Tochter, klopfte an die Thür und horchte mehrere Sekunden, aber erhielt keine Antwort. Nachdem er wiederholt ohne Erfolg geklopft hatte, begann er zu sprechen. „Julia," sagte er mit leiser, aber fester Stimme, „ich bin es, Dein Vater, und bitte Dich, mich sogleich einzulassen." Ihre Schritte näherten sich der Thür, und eine bebende Stimme antwortete: „Verzeihe mir, lieber Vater, ich kann Dich heute Abend nicht empfangen, denn ich leide an zu heftigem Kopfweh." — „Das ist keine Entschuldigung, Julia. Ich muß Dich augenblicklich sprechen und befehle Dir, als Dein Vater, sogleich zu öffnen, denn ich will die Gründe Deines seltsamen Betragens kennen lernen." — „Vater, sei barmherzig!" rief das unglückliche Mädchen schluchzend und mit flehender Stimme. — „Wenn Du nicht augenblicklich die Thür öffnest, so werde ich sie einstoßen!" entgegnete er in entschiedenem Tone.

Der Bankier sprach mit der Entschlossenheit eines Mannes, der das Verderben hereinbrechen sieht, von Todesgefahr bedroht ist und weiß, daß er sich nur durch unerschütterlichen Muth und kalte, teuflische Heuchelei vor dem Schicksale bewahren kann, das er durch sein Verbrechen verdient hat.

Die Thür wurde geöffnet, und der Bankier trat in das Gemach seiner Tochter. Als er ihr gegenüberstand, erbebte er; denn sie, deren wunderbare Schönheit ihn so oft entzückt hatte, war todbleich und einem Wesen ähnlich, dessen Herz von Verzweiflung gebrochen ist. Ihr Gesicht war in Thränen gebadet, die schönen schwarzen Haare hingen zerstreut um ihre Schultern, die Hände waren krampfhaft geschlossen, und ihre Lippen bebten, während sie unwillkürlich die Augen von ihrem Vater abwandte, den sie früher so innig geliebt hatte, und dessen Anblick sie jetzt mit Schrecken erfüllte. „Julia," sagte der Bankier, „ich will wissen, was Dein heutiges Betragen zu bedeuten hat. Weßhalb hast Du Dich eingeschlossen und Dich so hartnäckig geweigert, mich einzulassen?" — „Weil ich krank bin." — „Dann muß ein Arzt gerufen werden. Ich will sogleich Mr. Granger holen lassen." — „Es ist unnütz. Mein Uebel ist keines von denen, welche Mr. Granger zu heilen vermag. Es ist ein Leiden, das mehr im Gemüth als im Körper seinen Sitz hat." — „Julia," rief der Vater in strengem Tone, „wirst Du wahnsinnig? Schon diesen Morgen lag in Deinem Benehmen etwas, das wie Wahnsinn aussah. Was ist mit Dir geschehen?" Die Tochter schwieg, hielt die Hände gefaltet und starrte den Vater mit einem herzzerreißenden Ausdrucke in den weit aufgerissenen Augen mehrere Sekunden lang unbeweglich an. „Vater," sagte sie dann, „ich habe diese Nacht einen Traum gehabt, — einen so schrecklichen Traum, daß er mich den ganzen Tag gequält hat. Durch nichts kann ich ihn vertreiben, und er wird mich so lange verfolgen, bis ich im Grabe Vergessenheit erlange. Soll ich Dir meinen Traum erzählen?" — „Ja, wenn es Dir Erleichterung verschafft." — „Nichts kann mir Erleichterung oder Trost gewähren, denn hier auf Erden gibt es für mich nichts mehr als Unglück. Aber ich will Dir meinen Traum erzählen. Mir träumte diese Nacht, daß das Zimmer des Kranken von einer entsetzlichen Gefahr bedroht werde. Von welcher Art sie sei, wußte ich nicht, wohl aber, daß sie tödtlich und drohend sei. Ein unwiderstehlicher innerer Trieb drängte mich, mein Zimmer zu verlassen, um über den armen Kranken zu wachen und, wenn es möglich, die drohende Gefahr von ihm abzuwenden. Ich schlich den Korridor entlang, trat in das Zimmer und fand, daß die bestellte Wärterin auf ihrem Posten eingeschlafen war. Das war die erste Gefahr." — „Hm!" murmelte der Bankier, „das scheint mir kein ungewöhnlicher, sondern ein ganz natürlicher Traum zu sein." — „Was ich bis jetzt erzählt habe, ist nur der Anfang meines Traumes," entgegnete Julia; „Du wirst Dich bald überzeugen, ob der Rest auch natürlich ist. Kaum befand ich mich einige Augenblicke im Zimmer, als sich plötzlich Schritte auf dem Korridor vernehmen ließen. Derselbe unerklärliche Trieb, der mich dahin geführt, drängte mich jetzt auch, mich zu verbergen; oder es war vielleicht nur das beängstigende Gefühl meiner Lage. Zeit zum Ueberlegen blieb mir nicht, und ich trat deßhalb schnell hinter die Vorhänge des Bettes. Von dort aus sah ich einen Mann in das Zimmer treten, — sah die Hand eines Mörders Gift in die Arznei mischen, welche der Kranke nehmen sollte, — sah das Gesicht des Giftmischers so deutlich, wie ich jetzt das Deinige sehe. — O, allmächtiger Gott, erbarme Dich meiner! Wann werde ich jemals den Schreck vergessen, von dem ich in jenem Augenblicke ergriffen wurde!" — „Pah!" rief Rupert Goodwin. „Dergleichen unsinnige Träume entspringen nur aus allzu heftiger Aufregung. Das ist allerdings ein seltsamer Traum, allein nun genug davon, Julia, kein Wort mehr darüber! Morgen früh gehst Du mit mir nach Brighton. Wenn Deine sinnlosen Ideen nicht unverzüglich aufhören, so muß ich annehmen, daß Dein Verstand ernstlich gelitten hat, und muß Dich dann der Behandlung eines Arztes anvertrauen. Aber erst folge mir!" Rupert Goodwin schritt nach dem Gemache, welches früher von Lionel Westford bewohnt worden war. „Du siehst Julia," sagte er, auf das jetzt leere Bett des jungen Mannes deutend, „die Person, welche Dir so viel Interesse einflößt, daß Du sogar von ihr träumst, ist verschwunden. Du wirst sie auch nie wiedersehen." — „Großer Gott!" rief Julia, „er ist todt! — Und Du — Du wagst es mir zu sagen — mir?" — „Er ist nicht todt, aber für alle Lebenden so gänzlich verloren, wie wenn er in einem tiefen Grabe läge. Sein Zustand war dem Deinigen ganz ähnlich. Die Folge davon war, daß zwei approbirte Aerzte ihn für wahnsinnig erklärten und ihn nach einem sicheren Orte brachten, einem Grabe für die Lebendigen — einem Irrenhause. Jetzt magst Du nach Deinem Zimmer zurückkehren, Julia. Ich hoffe, daß wir uns in Zukunft verstehen werden, und daß Du Dich nicht fernerhin von düsteren Träumen beunruhigen lassen wirst, die eben so unsinnig als unangenehm sind."

(Fortsetzung folgt.)



Auf dem londoner Christmarkt. (S. 249.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman

von

W. Smith.

1. Auf dem Christmarkte.

Es war am Weihnachtsheiligenabend, und ein düsterer, bitterkalter Tag endete mit einem schauerlichen Schneegestöber. Die weißen Flocken, welche schwer und dicht auf die Straßen fielen und sich mit dem Rauche der Stadt schwärzten, gaben London das Aussehen eines großen Sünders, der im weißen Gewande Buße zu thun sich den Anschein gibt.

Frost, Schnee und Eis und der scharfe Wind störten indeß keineswegs das Wohlbefinden der warm Bekleideten, der Wohlhabenden und Glücklichen; nur für die Armen, deren halbnackte Füße im tiefen Schnee wateten, deren dünne, defekte Kleider der starren Kälte nicht Trotz zu bieten vermochten, und deren Körper ungeschützt zusammenschauerte, war das Wetter von entsetzlicher Wirkung.

So ging es unter Anderen zwei Knaben, der eine neun, der andere zwölf Jahre alt, welche ärmlich gekleidet, hungernd und sich dicht aneinander drängend durch die Scheiben der mit Immergrün, Stechpalmen und Mistelzweigen geschmückten Verkaufsläden blickten. Es waren zwei artige Bursche, an deren Aeußerem man erkennen konnte, daß sie einst bessere Tage gesehen hatten. Ein gewisser Ausdruck von Unschuld und Redlichkeit in ihren Gesichtern unterschied sie sehr zu ihrem Vortheile von anderen Straßenbuben, deren verschlagene, gierige Blicke verlangend an den blitzenden Schaufenstern eines Spezereiladens hingen, durch welche man, allerdings sehr anlockend, Berge von Zucker, Orangen, Citronen, kandirten Limonen, Feigen, Muskatellertrauben, Rosinen, Biskuits und andern Delikatessen sehen konnte. Dichte Gruppen von Käufern und Schaulustigen drängten sich fortwährend an dieser sehr frequenten Ecke des Strandes und boten ein bewegtes, fesselndes Bild.

Der Aelteste unserer beiden jungen Helden, Harry Hazeldean, war eine wohlgewachsene, kräftige, breitschulterige Figur mit nußbraunem Haar und festem Blick, echte Landsassenart; der Jüngere, Seymour, kurzweg Sim genannt, war schlanker, zarter gebaut und hatte ein schönes, aristokratisches Aussehen. Der arme Junge bebte vor Frost. „Bruder, mich friert und hungert sehr!" sagte er zitternd, indem er sich wie Schutz suchend an diesen drückte. — Harry legte seinen Arm um Sim's Nacken. „Verzage nicht, sei muthig, Sim! Du weißt, daß wir Beide nicht in die ‚Union' gehen wollen. Es wird schon besser werden. Kein Weg ist so lang, daß er kein Ende hätte, sagte oft unser armer, guter Vater." — „Es wäre aber doch besser in der Union, Hal, als hier in der Kälte zu stehen und zu hungern." — Harry schüttelte den Kopf. „Weißt Du noch, Sim, als wir das Buch von Oliver Twist gelesen, daß wir uns damals vorgenommen haben, niemals von Barmherzigkeit und Haferschleim zu leben, wenn wir in's Unglück kommen sollten?" — „Ja, das weiß ich; aber damals froren wir auch nicht und hatten zu essen, und jetzt könnten wir froh sein, wenn wir nur Haferschleim und trockenes Brod hätten!" — „Du hast recht, Sim — ich hätte nichts gegen Brod und Haferschleim einzuwenden; aber nur nicht in der Union, nicht im Armenhaus — der Gedanke macht mich schaudern. Wir wollen hoffen, Bruder! Es gibt kein Leben ohne Hoffnung, wie unsere gute Mutter sagte (und bei dem Namen „Mutter" füllten sich Harry's Augen mit Thränen). Ich habe Kraft und guten Willen zur Arbeit, und wenn sie auch hart wäre; ich will ergreifen, was sich darbietet. Nur nicht

unter die Elenden, die im Arbeitshause stecken! Jetzt haben wir Freiheit, und die Kleider, die wir tragen, sind unsere eigenen, wenn sie auch noch so schlecht sein mögen. Und weißt Du, welches die letzten Worte unserer Mutter waren? ‚Gib Acht auf Sim,' sagte sie; ‚er ist anders wie Du, Harry, er ist eine zarte Pflanze, die sanft behandelt und nicht überbürdet werden will. Ein kalter Blick und ein hartes Wort zerknickt ihn. So hab' denn Acht auf Sim, und Gott im Himmel wird Acht haben auf Dich, Harry!' Und dabei legte sie ihre matte Hand auf meinen Kopf, als wenn sie mich segnete."

Diese Erinnerung an die verlorene Mutter ergriff beide Knaben tief; Sim schluchzte laut, indem er sich an den Bruder schmiegte, und Harry stand lange in stummem Sinnen.

In diesem Momente trat ein Polizeimann, welcher die Aufgabe hatte, die an den Läden sich aufstauenden Gruppen in Bewegung zu setzen, an die Knaben heran. „Geht weiter, ihr Kinder!" sagte er in ruhigem Tone. „Was wollt ihr hier?" — „Gar nichts, Sir," antwortete Harry demüthig und erschrocken, weil er fürchtete, nach dem Stationshause geführt zu werden. — „Dann seid ihr glücklicher, wie andere Leute, wenn ihr gar nichts wollt," versetzte der Schutzmann, der gerade gut gelaunt war. „Aber ihr versperrt hier den Raum, darum geht weiter, meine Jungen!"

Und die Knaben gingen weiter — sie wußten nicht, wohin sie gehen sollten und was das Schicksal über sie verhängt hatte, sie waren ohne Heimat und ohne Freunde, an die sie sich hätten wenden können. Nach einiger Zeit blieben sie vor einem glänzenden Juwelierladen stehen, aus dessen hohen Spiegelscheiben prachtvolle Bracelets, Diamantennadeln, Ohrringe mit Perlen, Kreuze und Brochen mit Smaragden, Rubinen, Türkissen, Ringe, Uhren 2c. hervorschimmerten.

Sim klagte auf's Neue über Hunger und Frost. „Hast Du gar kein Geld, Hal, damit wir uns Etwas zu essen kaufen können?" — „Nein, Sim; aber ich hoffe, bald welches zu bekommen. Sei nur getrost!" Er nahm bei diesen Worten seinen eigenen warmen Shawl vom Halse und wickelte ihn noch um des frierenden Bruders Hals; indeß krampften sich auch in sein muthigeres Herz Furcht und Verzweiflung gleich einer eiskalten Hand. „Wie unglücklich sind wir!" fügte er hinzu. „Niemand fordert uns auf, eine Droschke zu holen, oder ein Pferd zu halten, oder ein Packet zu tragen . . ."

In diesem Augenblicke näherten sich zwei Damen, eine junge schöne Lady und eine ältere mit sehr stolzem Blicke, dem Juwelierladen. Die Jüngere blickte aufmerksam über die beschneite Straße hin. Da sauste ein Brougham herbei, von welchem ein fein gekleideter, sehr hübscher Herr herabsprang, der mit der jungen Lady rasch einige Worte heimlich sprach. Die Dame erröthete über und über; als dieß mit ihren Argusaugen die Aeltere bemerkte, trat sie rasch hinzu und machte durch ihr Erscheinen der geheimnißvollen Unterhaltung ein Ende. Der Herr trat in den Laden, während die beiden Damen noch warteten.

„Wie rücksichtslos ist es von Lady Hauton, den Wagen so lange zu behalten!" sagte die Aeltere entrüstet, indem sie sich fester in ihren mit Pelz verbrämten Sammetmantel hüllte. „Ich bin ganz erstarrt. Und was hat diese frostige Luft mir für Farbe gegeben!" Dabei schaute sie mit eitlem Wohlgefallen in die Spiegelgläser des Ladens. „Es ist gewiß ganz gesund," fügte sie leichthin bei, „aber ich fürchte, es gibt mir ein zu keckes Aussehen; meinst Du nicht, Blanche? Es ist, wie ich bemerkt habe, kein Elegant an uns vorüberpassirt, ohne sich starr nach mir umzusehen." Blanche konnte sich eines ironischen Lächelns nicht enthalten, was die Aeltere bemerkte. „Ja, Du magst lachen," sagte diese etwas verletzt, „weil Du mein Alter kennst und weil ich Deine Tante bin; aber weißt Du: Mancher nimmt den Sommer für den Frühling, und was mich betrifft, so ist mir mein Alter sicher nicht an die Stirn geschrieben. Meinst Du nicht, Blanche?"

Die junge Dame meinte im Herzen das Gegentheil, aber der eitlen Tante zu Gefallen nickte sie lächelnd und sagte: sie sehe sehr jugendlich aus. „Doch halt!" fügte sie rasch hinzu, „ich sehe dort den Wagen bei Quaints, und wenn erst Belinda unter Kuriositäten und alte Bilder geräth, vergißt sie Alles!" — „Wenn wir Jemand hinsenden könnten!" versetzte die Tante. „Ich kann nicht mehr ohne Mühe gehen. Siehst Du nicht einen Mann oder Jungen?" Blanche winkte Harry zu sich. „Mein Lieber, siehst Du dort den Wagen mit dem offenen Schlag vor dem Kuriositätenladen?" — „Ja wohl, Miß!" antwortete Harry mit Eifer. — „Willst Du hineilen und dem Kutscher sagen, daß er sofort hierher zu seiner Herrin fahren soll?" — „Ja, Miß!"

Harry lief, was er konnte, Sim hinter ihm her — es war ja der erste ersehnte Auftrag, den sie erhielten. In zwei Minuten erschien der Wagen vor dem Juwelierladen. Mit Hülfe des Dieners schob sich die alte Dame mit ihrer Kleiderlast und gewaltigen Krinoline langsam in den Wagen; währenddem küßte der schon erwähnte Gentleman Blanche die kleine weiße Hand, was diese in holde Verwirrung versetzte. Eben als sie im Begriff war, gegen den Herrn, der ohne Zweifel ihr geheimer Verehrer war, eine Bemerkung zu machen, störte sie die alte eifersüchtige Wächterin durch den Zuruf: sie solle sich beeilen, einzusteigen. Der fremde Herr zog sich wieder zurück.

„Ein wenig Geduld, liebe Tante," sagte Blanche; „ich will erst dem Knaben Etwas für seine Bemühung geben." Harry's Augen leuchteten vor Freude. Blanche winkte ihn zu sich und reichte ihm, indem sie der Dame im Wagen den Rücken zukehrte, verstohlen ein Päckchen. „Hier, mein Junge," flüsterte sie, „dieß gibst Du nachher dem Herrn, der eben hier war; dem mit dem blassen Gesicht!" — „Ganz recht, Miß!" erwiederte Harry klug, indem er rasch das Päckchen unter seiner Jacke verschwinden ließ. — „Und hier ist ein Schilling für Dich." — „Ich danke Ihnen, Miß!"

Der Wagen rollte von dannen. Harry sprang vor Freude über das erhaltene Geschenk in die Luft. „Hurrah, Sim," flüsterte er in heiterster Bewegung, „nun brauchen wir nicht in's Armenhaus zu gehen — siehst Du wohl? Ich werde jetzt dem Herrn das Päckchen geben, und dann wollen wir ein tüchtig Stück Pudding essen und sehen, wo wir zur Nacht bleiben."

Der kluge Junge wartete, bis der ihm bezeichnete Herr den Laden verließ, und reichte ihm das Päckchen „von der schönen jungen Lady". Ein Ausdruck lebhaften Vergnügens verklärte das blasse Antlitz des Gentleman, indem er das Packet in Empfang nahm. „Würdest Du wohl die junge Lady wiedererkennen, mein Sohn?" fragte er rasch. — „Gewiß, Sir, ich werde sie immer wiedererkennen — sie sieht aus wie ein Engel." — „Gut. Dann stelle Dich morgen um diese Zeit wieder hier ein und warte, bis ich komme." — „Zu Befehl, Sir!" — „Und hier ist Etwas für Deine Mühe!"

Harry zuckte förmlich zusammen, als er das Geldstück besah, welches der Herr ihm gegeben — es war ein halber Sovereign. Sprachlos vor Glück reichte er ihn Sim hin, der begierig das schöne Gepräge betrachtete. Mittlerweile war der Geschenkgeber in sein Kabriolet gesprungen, hatte dem Reitknecht die Zügel abgenommen und war im Fluge davongefahren.

Harry ergriff frohlockend des Bruders Hand und eilte mit ihm einem Speiseladen zu, den er ihm näher bezeichnete. Beide hatten in ihrer freudigen Erregung nicht bemerkt, daß sie seit Harry's Unterredung mit dem Herrn am Juwelierladen von zwei jungen Vagabunden beobachtet wurden, die jedes ihrer Worte belauscht hatten und ihnen jetzt auf dem Fuße folgten.

Der Speiseladen, auf welchen Harry und Sim, mit den beiden Vagabunden im Schlepptau, lossteuerten, lag nicht an der breiten Straße des Strandes, sondern in einem stillen Nebengäßchen desselben, nach dem Flusse zu. Dieser Laden war den Knaben von früher her bekannt, da sie unter andern Lebensumständen mehrmals mit ihrer alten Wärterin dort gewesen waren, um einzukaufen. Auf dem Wege dahin weckte der verständigere Harry in seines Bruders Gedächtniß Erinnerungen an jene frühere Zeit. Diese Erinnerungen bezogen sich auf ein reizendes Landgut mit schönen Feldern, Wiesen, Gärten und Wald, ausgestattet mit allen Bequemlichkeiten des Landlebens; auf eine kleine liebliche Cousine, Rosa Prim, die mit ihnen wohnte, eine alte treue Pflegerin und Haushälterin, Kezia Crowe, ein freundliches Kindermädchen, Mercy, einen fashionablen Onkel, der für sehr reich galt und oft in einem eleganten Wagen auf des Vaters Landgut kam; ferner einen

Hauslehrer, welcher Harry, Sim und die kleine Rosa Prim für die öffentlichen Unterrichtsanstalten vorbereiten sollte.

Die beiden Knaben erinnerten sich ganz deutlich, daß ihr Vater, nachdem seine Mutter und Frau kurz hinter einander gestorben waren, tiefsinnig wurde, und daß sein Bruder, eben jener elegante Onkel, der lange in London gelebt hatte, ihn bestimmte, sein Landgut zu verkaufen und mit ihm nach London überzusiedeln. Hier hatte der ehemalige Landwirth mit seiner Familie ein elegantes Haus bezogen und sich in jeder Beziehung angenehm eingerichtet. Es hatte den Knaben an nichts gefehlt und sie hatten mehrfach bemerkt, daß im Hause ihres Vaters, und in Gegenwart ihres Onkels glänzende Gastmahle und ähnliche Feste angestellt wurden. Plötzlich aber hatte dieser Zustand sich geändert. Farmer Hazeldean war verdrießlich und kopfhängerisch geworden und hatte über das Verschwinden seines Vermögens geklagt. Damit aber nicht genug. Eines Tages war Hazeldean verhaftet, dann als angeblicher Betrüger und Komplottirer gegen fremdes Eigenthum unter Anklage gestellt und trotz der aufrichtigsten Betheurungen seiner völligen Unschuld zu vierzehnjähriger Transportirung nach Australien verurtheilt worden.

Noch bei dem ergreifenden Abschiede, um seine schreckliche Reise als Verbrecher anzutreten, hatte der unglückliche Vater zu ihnen gesagt: nicht, daß er sein Vermögen verloren und daß ihm durch ein ungerechtes Urtheil sein guter Name abgesprochen worden, sei ihm das Schmerzlichste, sondern das Bewußtsein, daß er seine beiden Knaben sammt der Waise Rosa Prim und ihrer Wärterin Kezia Crowe in der unabsehbaren Stadt hülflos zurücklassen müsse. Er hatte mit Kezia noch verabredet, daß sie die Knaben in die Union, eine Art von Zwangsversorgungshaus, führen solle, während sie mit Rosa Prim nach Bristol zu einer armen Schwester ziehe. Eine kurze Zeit noch nach der Absegelung des Gefangenenschiffes war die alte Crowe in London geblieben und hatte für sich und die Kinder ihr kärglich Mahl in Frau Underdun's Speiseladen gekauft. Dann aber hatte ihre eigene Hülflosigkeit sie genöthigt, nach Bristol abzureisen, wo sie Rosa Prim in's Waisenhaus that, während Harry und Sim, die den Aufenthalt in der Union entsetzlich fanden, völlig heimatlos in London zurückblieben.

Die eigentliche Bedeutung und der Zusammenhang der Unglücksgeschichte ihres Vaters war den Knaben wegen ihrer Jugend ziemlich fremd geblieben; nur so viel hatten sie begriffen, daß ihr guter Vater in die Hände von Schwindlern gerathen war, die seine Mittel und seinen ehrlichen Namen zu betrügerischen Spekulationen mißbraucht, sich selbst aber im Augenblicke der Entdeckung entweder herausgelogen oder aus dem Staube gemacht hatten, und daß „Onkel Hazeldean", welcher den Vater zur Uebersiedelung nach London vermocht, seine Hand mit im Spiele gehabt hatte. Außerdem war von ihrem Vater oft ein Mann Namens Melville als der bezeichnet worden, der in ihren gemeinschaftlichen Spekulationen gearbeitet, den Gewinn sich angeeignet und doch sich klug der Anklage zu entziehen vermocht hatte.

Indem wir die nähere Geschichte des Farmers Hazeldean für die spätere Entwickelung dieser Erzählung aufbewahren, begleiten wir die beiden Heimatlosen nach dem Speiseladen der Frau Underdun.

Dem Namen nach hielt diesen Speiseladen Frau Underdun mit der Hülfe ihres Gatten, aber in Wirklichkeit ruhte die Last der Geschäfte nur allein auf ihren Schultern; ja der Ehemann trug noch dazu bei, den Wohlstand Beider zu untergraben, denn er war ein roher Trunkenbold, welcher einen großen Theil des Geschäftseinkommens durch die Gurgel jagte und obendrein sein Weib mißhandelte. Desto mehr hatte Frau Underdun Kopf und Herz auf dem rechten Flecke. Grundehrlich, voll inniger Theilnahme am Geschick der Armen und Elenden, that sie ihre Pflicht bei Tag und bis in die späte Nacht unverdrossen und half, wo sie konnte und so weit ihre Kräfte reichten, und hätte sich lieber einen Finger oder die ganze Hand abhauen lassen, ehe sie einen ihrer zahlreichen und meist der ärmsten Klasse angehörenden Kunden nur im Kleinsten getäuscht hätte. Sie verkaufte weder ranzige Butter, noch saure Milch, noch muffiges Mehl, oder schimmelicht Brod, oder angegangenes Bier; sondern alle ihre Nahrungsmittel waren gut, frisch und durchaus sauber gehalten, so daß der Name der Frau Underdun im weiten Kreise ihrer Abnehmer den hellsten Klang hatte.

Frau Underdun, welche mit der alten Kezia Crowe eine Art intimer Bekanntschaft gehabt hatte, kannte so obenhin die Schicksale der Familie Hazeldean und hatte sich immer lebhaft für die kleine Rosa Prim interessirt, die sie, wenn Kezia sie mit in den Laden brachte, öfter mit einem gekochten Ei, einem Apfel &c. beschenkte. Aber viel stärker, inniger noch war ihre Neigung zu dem bildhübschen Seymour oder Sim, weil sie in seinen Gesichtszügen eine große Aehnlichkeit mit ihrem verstorbenen Knaben fand, dem einzigen Kinde, das sie besessen und das sie über Alles geliebt hatte.

Mit aufrichtiger Freundlichkeit grüßte sie die Knaben, während auch die beiden jugendlichen Gaunergesichter erschienen. „Wie geht's der alten Crowe und der kleinen Missy?" fragte sie und setzte gleich selbst eifrig hinzu: „Nun, ich denke, recht wohl, hoffentlich wohl, ihr kleinen nestlosen Kulkraben!" Und dabei schnitt sie jedem ein großes Stück Pudding ab, lugte durch ein kleines Fensterchen, das nach dem Hinterzimmerchen des Ladens führte, und als sie ihren gefürchteten Gatten mit einem Bekannten eifrig rauchend und trinkend fand, goß sie über jedes Stück Pudding gratis eine ansehnliche Menge dicken, wohlschmeckenden braunen Fleischsaftes (Gravy) und reichte den Kindern ihre Portionen. Harry dankte mit Herzlichkeit, während Sim sofort heißhungrig an seinem Theil zu schlingen begann.

„Für einen Penny frische Butter, Ma'am!" heischte der Eine der beiden Vagabunden, indem er sich zwischen Harry und Sim drängte. — „Und ich für zwei Pence gekochtes kaltes Rindfleisch mit Sauce!" sagte der Andere, sich über Harry's Schulter beugend und mit seiner klauenartigen Hand an dessen Gesicht vorbei nach dem Ladentische langend. Harry prallte voll Ekel zurück. „Brauchst nicht auszuweichen, Kamerad, ich thue Dir nichts!" bemerkte der Zudringliche mit sanftem Knurren. Nachdem Beide das Verlangte empfangen, verließen sie den Laden und verschwanden rasch.

„Behüt' euch Gott vor solchen Gesellen!" sagte Frau Underdun zu Harry und Sim; „es waren richtige Tagediebe und Gauner, die in der Kirche stehlen, wenn's wo anders nichts gibt."

In diesem Augenblicke kam Master Underdun, schon ziemlich angetrunken, mit seinem Zechgenossen in den Laden. „Ich geh' ein Bischen um die Ecke hin, Alte!" sagte widerlich aufathmend der würdige Eheherr, ein großer, gemein aussehender Kerl mit blutunterlaufenen Augen und einer kurzen, schmierigen Tabakspfeife zwischen den wulstigen Lippen. — „Ja, ja, ich weiß schon, wohin Du wieder schlenderst," eiferte Frau Underdun. „Du läufst mir jetzt nur zu oft in den blauen Stier und trägst unser sauer erworbenes Geld hin!" — „Schweig', altes Krokodil, und kümmere Dich um's Geschäft, sonst will ich Dir aufklopfen!" schnauzte der trunkene Tyrann, ohne sich aufzuhalten.

2. Die Weihnachtsbescherung.

Die wackere Verkäuferin athmete auf, als die beiden Männer sich entfernt hatten. Sie forderte die Knaben auf, ihr in's Hinterzimmer zu folgen.

„Da geht her und wärmt euch," sagte sie hastig. „Ihr armen Bursche seid ja ganz durchfroren!"

Sie lüftete das einzige kleine Fenster des Gemachs, das nach einem dunkeln Hofe führte, damit der Tabaksqualm abziehe, schürte das Feuer und säuberte den langen Tisch von vergossenem Bier, Branntwein und Kreidestrichen vom Kartenspiel. Dann forderte sie Harry und Sim auf, sich auf die Bank nahe beim Kamin zu setzen. Sie blickte mitleidig auf dieselben hin.

„Ihr guten armen Jungen!" sagte sie mild. „Ihr seid so verlassen und könntet heute recht im Behaglichen sitzen und euch über den heiligen Christ freuen. Wer hätt's euch vor einem Jahre gesagt, daß ihr zu nächsten Weihnachten weder ein ordentliches Wohngemach, noch Bett, noch warme Kleider und eine fette Suppe haben würdet! Wer hätte gemeint, daß auch der gute Vater von euch genommen sein würde, zwar nicht todt, aber schlimmer als todt, ohne Geld, ohne Ehre, ohne Macht und Recht über sich selbst! Und euer Vater war reich, war gut und brav! Er hätte aber von London fortbleiben sollen, London ist ein riesengroßes Nest voll Schurken und Schwindler, für deren Schliche und Kniffe

Farmer Hazeldean's Herz viel zu einfältig war. Sie benützten seine Tausende und betrogen ihn... Seht ihr dort die dicke Spinne in der Ecke? Ich mag sie nicht wegthun, denn sie erinnert mich in ihrem feinen Netze immer an die pfiffigen Londoner, die ihre ganze Religion darauf setzen: ‚Geld zu machen'. Da, da! Eben hat sich wieder eine Fliege im Netze festgehäkelt! Blind ist sie hineingerannt in ihr Verderben, die sich klug dünkte mit ihren vielen Augen. Nun kommt langsam die Spinne heranspaziert, wickelt ihr Opfer ein und saugt es dann gemächlich aus... Seht, euer armer Vater war so 'ne Fliege, eine richtige Menschenfliege, die ihre schönen Felder und Gärten und Wiesen in Greenfields verließ und das große Spinnennetz London für ein Paradies ansah. Wer war aber seine Spinne? werdet ihr fragen. Gute Jungen, der Spinnen sind viele, mehr oder weniger kluge. Die weniger klugen müssen selbst manchmal büßen für ihre Räuberei, sie kommen als Spitzbuben in's Zuchthaus, oder werden gehenkt, oder flüchten über's Meer. Euer Vater hat mit superklugen und auch mit allzu dreisten Spinnen zu thun gehabt. Heut Nachmittag sah ich Einen in prächtigem Wagen mit seinen Damen durch die Regentstreet sausen, einen vornehmen Geldmann Namens Melville, der hat, wie es heißt, eurem Vater die letzten zweitausend Pfund abgenommen — in allen Ehren, sagt man; er ließ ihn, nebst Andern, gewisse Papiere kaufen, die viel gewinnen sollten, dann spekulirte er an der Börse so, daß sie verlieren mußten, und euer Vater war um sein Geld! Dann kamen Andere, die sich um die Gesetze nichts kümmerten, verwickelten euren Vater, den sie noch für reich hielten, in ihre Betrügereien und ließen ihn für Alle büßen, den armen braven Mann!... Aber wartet, ich hab' Etwas für euch!" Sie ging nach einem Schranke, aus welchem sie mit strömenden Thränen ein Packet Kleider hervorzog. „Da," sagte sie leise; „es sind meines guten verstorbenen Bill's Sachen. Er kann sie nicht mehr anziehen, die bittere Winterkälte und der Schneesturm ficht ihn nicht mehr an, denn er schläft sicher drunten in der stillen Erde. Aber ihr, meine wackern Jungen, denen der Himmel auf seine Weise Vater und Mutter genommen hat und für die Niemand sorgt, ihr friert in euren dünnen Säckelchen und seid das Frieren nicht einmal gewöhnt. Ihr müßt was Warmes auf den zarten Leib haben, zumal Du, Kleiner, lieber Sim... Da! Heut ist ja Weihnacht, ich will euch bescheeren. Und nun rasch herunter mit den alten Kleidern!"

Sie half eilend den Knaben ihre Oberkleider ausziehen, bekleidete sie mit warmen Jacken, Beinkleidern, Strümpfen, Tüchern und dicken wollenen Mützen, band ihre abgelegten Sachen in ein Bündelchen und trieb sie hierauf an, zu gehen. „Gott segne euch in meines Bill's Kleidern und schütz' euch vor allem Ungemach! Aber nun geht, damit mein harter Mann mir die Freude nicht verderbe!"

Sie drückte Sim an die Brust und küßte ihn, als das Abbild ihres Verstorbenen. Harry dankte mit herzlichen Worten. Eine Minute später wanderten Beide auf der erleuchteten, mit blinkendem Schnee bedeckten Straße hin — sie hungerten und froren nicht mehr, sondern fühlten sich glücklich, denn sie waren für kurze Zeit ohne Noth. Harry fühlte sich als Besitzer eines halben Sovereign und hatte von seinem Schilling noch mehrere Groschen übrig. Er kaufte noch etwas Thee, Zucker, Brod, Butter und ein Pfund Kartoffeln; mit diesen Vorräthen bepackt schritten sie fürbaß, indem sie beriethen, wo sie ihr Haupt zum Schlafen niederlegen würden. Es war hohe Zeit, eine Schlafstelle zu finden. Die Nacht war völlig hereingebrochen. Es hatte aufgehört zu schneien, der Himmel war sternklar und die Mondscheibe zog hell am Horizonte empor.

Sim erinnerte an ein kleines Quartier in der Nähe der Waterloobrücke, in welchem sie einst, kurz nach der Verhaftung ihres Vaters, mit Kezia Crowe gewesen waren. Sie beschlossen Beide dahin zu gehen. „Wenn wir da kein Unterkommen finden, suchen wir Mercy auf, die wird uns schon ein Nachtquartier nachweisen können," meinte Harry.

Mercy hatte, wie schon erwähnt, bei den Eltern der Knaben als Haus- und Kindermädchen gedient, sie war aber aus diesem Dienste gegangen, um in London eine bessere Stellung zu finden, und hatte sich dann als „Mädchen für Alles" in einem Logirhause, Arundelstreet, Strand, vermiethet. Seit dieser Zeit hatte sie sich verändert; der londoner Ton hatte die schöne Einfachheit der Sitte aus ihrer Seele gerissen und sie hatte sich daran gewöhnt, in schönen Kleidern zu paradiren und sich von hübschen Männern Schmeicheleien sagen zu lassen. Harry sprach die Befürchtung aus, daß es ihnen vielleicht werde schwer werden, Mercy zu sprechen, „denn," setzte er hinzu, „sie hat solch' einen Satan von Herrin, die ihr nicht einmal gestatten will, ihren Geliebten an der Thür zu sprechen, die sie aber zu allem Schlechten verleitet."

In demselben Augenblicke, da die Knaben von Mercy sprachen, ereignete sich in dem nahen Logirhause eine peinliche Szene. Mercy, mit dem Beinamen Maiblume, hatte sich an diesem Abend, nach einer empfangenen Nachricht, plötzlich in großer Aufregung entfernt und war nach etwa zwei Stunden todtenbleich, verstört und ermattet zurückgekommen. Ihre Gebieterin hatte sie mit einer Flut von Schimpfworten empfangen, denn Mercy hatte nicht nur die Herren, die im Hause wohnten, vernachlässigt, sondern auch einen auf dem Herdfeuer stehenden Truthahn total verbrennen lassen. „Sie wisse schon lange," eiferte die Frau, „daß Mercy einem anständigen Hause nur Schande mache. Daß ihr Geliebter sie im Stich gelassen, daran geschehe ihr ganz recht, sie verdiene gar nichts Besseres, denn sie vertreibe ihr bloß die Herren, gegen welche sie nicht gefällig genug sei und die sie nach Lust und Laune behandle. Sie möge nur ihre Sachen aufpacken und am andern Morgen den Dienst verlassen; zu empfangen habe sie nichts mehr, da ihr wahnsinniges Benehmen mehr Schaden angerichtet habe, als ein Monatslohn betrage." Im Eifer der Wuth stieß die Erboste das Mädchen mit der Faust in den Nacken.

Mercy ertrug alle Mißhandlungen mit einer Art Stumpfsinn; sie war wie betäubt und keines Wortes mächtig. Mit zitternden Händen packte sie all' ihre Sachen zusammen, die Gegenstände, die sie sich zu ihrer Ausstattung mühsam angeschafft hatte: einen schönen Theekessel von Britanniametall, der auch in der kleinsten englischen Wirthschaft nicht fehlt, das dazu gehörige Service, das Leinenzeug für Tisch und Bett, Pfannen und Teller und andere kleine Wirthschaftsgegenstände, welche dazu hatten dienen sollen, die glücklichste Periode eines Mädchens zu beginnen. Alles packte sie mechanisch zusammen und schloß es in ihren Schrein, nachdem sie auch ihre Feiertagskleider hinzugelegt hatte.

Dann stand sie lange vor ihrem kleinen Schatze, stumm und thränenlos, aber in furchtbarer innerer Bewegung. Schmerz und Verzweiflung wütheten mit scharfen Krallen in ihrer umnachteten Seele. Sie war unfähig, sich ein klares Bild von ihrer Lage zu machen — die Zukunft lag vor ihr wie ein Meer von schauernder Finsterniß. Kein Sternlein erhellte den Horizont ihrer Gedanken. Sie stand und brütete und bohrte ihr starres Auge in den Deckel des Schreins, der ihr Hochzeitsgeschirr barg und ihr jetzt vorkam wie ein Sarg.

Da nahte von Neuem eifernd und belfernd die satanische Herrin, die ja keinen Sinn hatte für ein solches Wesen, die nur eigennützigen Gewinn als Gott anbetete. Mercy's Blick wurde wild, sie schüttelte sich wie eine wüthend gemachte Wahnsinnige, eilte an der schrecklichen Megäre vorbei und verließ das Haus. An der Thür empfing sie einer der Miethsherren, der von fern Zeuge des heftigen Auftritts gewesen war. Es war einer von den frivolen Burschen, die für billigen Trost leichte Gunst ernten wollen, und in dieser Absicht legte er frech seinen Arm um das Mädchen. Sie riß sich heftig los, daß der Kecke zur Seite prallte, und eilte davon.

„War das nicht Mercy?" fragte Harry plötzlich, sich erschrocken umsehend. „Ja, ja, es war Mercy, ich habe sie deutlich erkannt, Sim! Sie sah aus wie eine Verfolgte, ohne Tuch, mit fliegenden Haaren, und in dieser kalten Nacht! Komm', Bruder, eile Dich! Mir ist, als wenn Mercy einem großen Unglück zueilte. Wir müssen ihr helfen, wenn's nöthig ist! Wir retten sie vielleicht vom Tode!"

Harry und Sim liefen, was sie laufen konnten, hinter dem eilenden Mädchen her, der sie näher und näher kamen. „Mercy! Halt Mercy, Maiblume!" rief Harry ihr nach. Das Mädchen wendete sich flüchtig um und ging weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 22.

Stuttgart, 1866. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

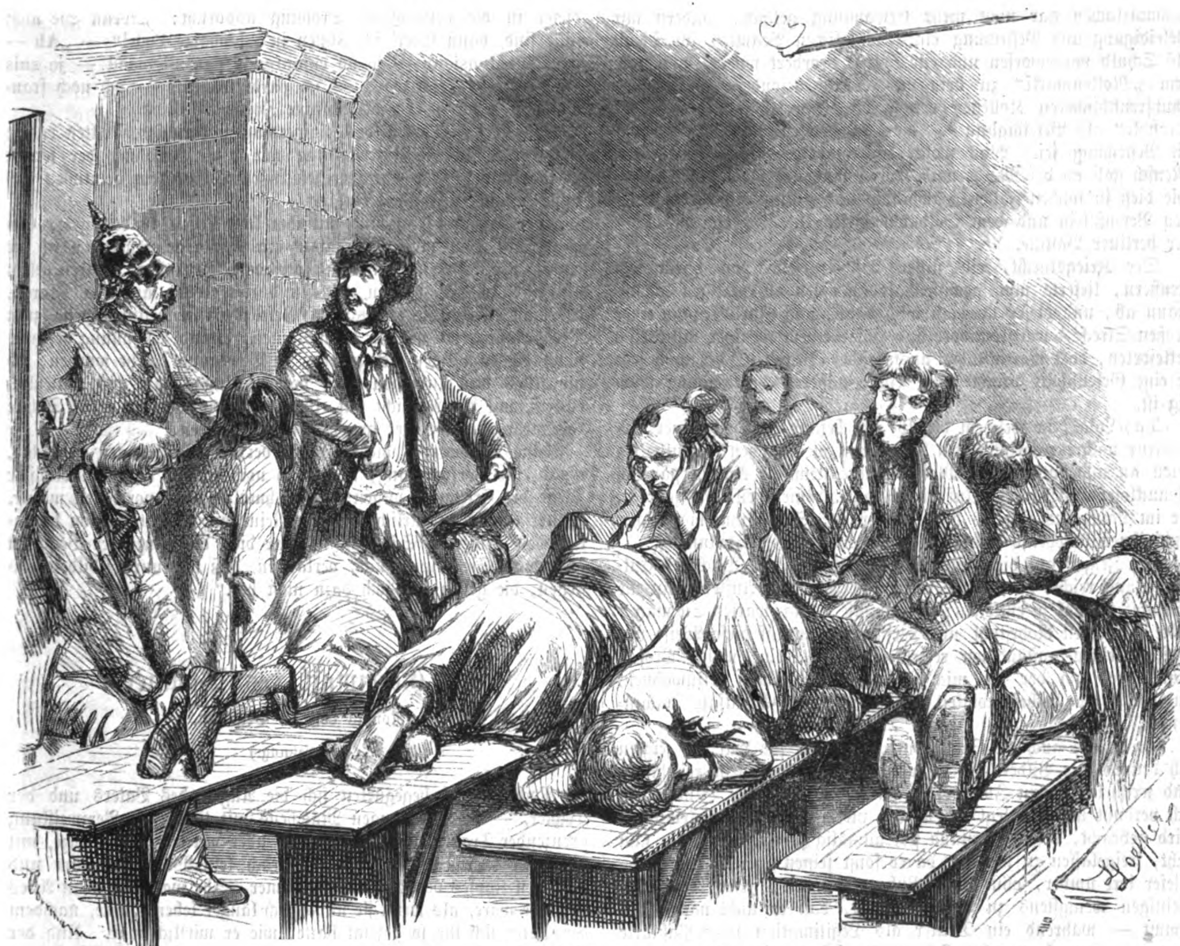
Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Der verhängnißvolle Kuchen.

Episode aus dem Leben von **Ludwig Löffler.**

Schon als Kind hatte ich eine gewisse Leidenschaft für Blätterteig und Buttergebäck, und so mancher Groschen, den mir der Onkel heimlich zusteckte, wurde dieser fettigen Richtung geopfert. Ein öfter verdorbener Magen war die Folge solcher Gourmandise. Doch hatte das junge unbefangene Gemüth keine Ahnung, daß später hierdurch ein Ereigniß eintreten würde, welches in staatsbürgerlicher Hinsicht eine so bedeutsame Rolle spielt.

Es war vor mehreren Jahren; der so oft gelästerte Heilige,



Eine Nacht auf der berliner Stadtvoigtei. Originalzeichnung von L. Löffler.

Sankt Hinkeldey, weilte noch als Fleisch und Blut in Berlins Mauern und stand an der Spitze jener Behörde, die in jedem Individuum, das nicht ihr selber angehört, einen Verbrecher wittert. Der Sommerabend neigte sich zu Ende, als ich nach einer jener kurzen, aber gehaltvollen Abfütterungen die Verdauungstour machte, und mir plötzlich in der Nähe der schönhauser Allee eine Bude in's Gedächtniß kam, aus der mich schon zu wiederholten Malen die Düfte von Schmalzgebäck ohne Befriedigung gereizt hatten. An dem erwähnten Abende war jedoch die Stimmung so gesteigert, daß durch eine gewaltsame Unterdrückung des Gelüstes ein Nervenübel hervorgerufen werden konnte, weßhalb ich mich vertrauensvoll an einen jener Flaneurs wendete, die durch Pickelhaube und Blaurock den allwissenden Diener der heiligen Hermandad kennzeichnen. Der Mann schien vollständig gedankenlos, er war es aber in der That nicht. Er mußte reiflich überlegt haben, wie er durch eine geschickte Denunziation den Blick der Vorgesetzten auf sich lenken könnte, da er auf meine eben so schlichte als bescheidene Anrede: „Entschuldigen Sie, wissen Sie vielleicht, wo die Schmalzkuchen sind?" grollend im reinsten Berliner Jargon antwortete: „Ik were Ihnen jleich zeijen, wo Sie Schmalzkuchen kriejen!" Ich erwiederte, daß dieß ja meine Bitte wäre und ich gern bereit sei, ihm zu folgen, worauf sich ein weiteres Gespräch entspann, dessen Resultat war, daß ich ihn nach der Schutzmannswache begleiten solle, und ihn bat, im Falle dieß weit sei, eine Droschke gegen angemessene Belohnung zu besorgen. An dem genannten Orte meiner Bestimmung angelangt, entstand eine Art Frage- und Antwortspiel zwischen mir und dem Wachtmeister, dessen Komik nur das Urtheil des Letzteren noch übertraf, indem darin der Schmalzkuchen gar nicht mehr Erwähnung gethan, sondern mir Beleidigung und Bestechung eines königlichen Beamten im Dienst als Schuld vorgeworfen und ein Soldat beordert wurde, mich nach dem „Molkenmarkt" zu bringen. Durch besondere Güte eines schutzfreundlicheren Kollegen erfuhr ich, daß „das Bestellen der Droschke" als Beleidigung — die „angemessene Belohnung" aber die Bestechung sei. Was wollte ich thun? — als friedliebender Mensch gab ich der Macht nach, berief mich auf mein gutes Recht, wie dieß in solchen Fällen gewöhnlich, und gelangte mit dem ruhigen Bewußtsein und dem Soldaten gegen 11 Uhr vor das Thor der berliner Bastille.

Der Kriegsknecht, ein stiller Tischlergeselle von harmlosem Aeußern, lieferte mich gewissenhaft an einen abermaligen Schutzmann ab, und dieser übergab mich dann, nach Zurücklegung einer großen Strecke durch Korridore und Höfe, einem weniger militärisch gekleideten, doch martialischer aussehenden Beamten, der mich jetzt in eine Gesellschaft brachte, die einer näheren Beschreibung würdig ist.

Das Lokal, in welchem dieselbe sich befand, gehörte seiner Architektur nach den primitivsten Ideen von menschlichen Aufenthaltsorten an und enthielt als Mobiliar eine ziemliche Anzahl gänzlich schmuckloser Holzbänke. Auf diesen lag, größtentheils ausgestreckt, die im Laufe des Abends hier eingebrachte Sammlung männlicher Individuen in ebenso unbequemen als malerischen Stellungen.

Ein Zeigen auf die hartgebetteten Schläfer, ein Blick der Entwürdigung reichte hin, um dem hier herrschenden Aufseher ein nie geahntes Gefühl zu entlocken; er brummte: „Na, warten Sie man," holte mir einen Rohrstuhl und verschaffte mir auf diese Weise wenigstens einen anständigen reservirten Platz, eine wahre Prosceniumsloge, um der für mich so neuen Vorstellung beizuwohnen, und über die Unbeständigkeit des menschlichen Schicksals nachzudenken.

So einfach auch die Situation an und für sich war, so zeigten sich dennoch die Bilder und Szenen in jener Nacht sehr reichhaltig und wechselnd. Ein Junge fällt im Schlaf von der Bank, sieht sich verdutzt um und legt sich wieder zurecht. — Ein Betrunkener wird gebracht, dessen Verstand sich allmälig sammelt und der nun fleht, freigelassen zu werden, da er sonst seinen Dienst verliert. — Dieser irrt umher, ohne recht Ruhe zu finden, jener bittet, die Seinigen wenigstens zu benachrichtigen, daß er nicht nach Haus kommt — während ein Dritter als Legitimation seine Paßkarte zeigt, die anzuerkennen der Schutzmann sich geweigert habe.

Der alte, bärtige Aufseher raucht ruhig seine Pfeife und läßt unberücksichtigt, was er seit Jahren zu hören gewohnt ist. „Jott, wenn ik mir man gleich dotschießen könnte," wimmert der Ruhelose. Endlich aber reißt seine Geduld bei dem ewigen Quäruliren eines der unfreiwilligen Gäste. „Zum Donnerwetter!" ruft der Hüter entrüstet, „wenn Sie nicht stille sind, dann laß ik Ihnen die Zwangsjacke anlegen." — „Die habe ik schon anjehabt," ist in weinerlichem Tone die Antwort. — „Na, dann können Sie sie noch 'mal ankriegen: Jeder muß hier thun, was er soll, wir och. Man weeß ja gar nicht, was man mit dem Menschen anfangen soll!" — „Rausschmeißen," gurgelt eine entfernte rauhe Kehle, worauf ein kurzes Gelächter erfolgt und dann für Augenblicke eine gewisse Ruhe eintritt.

Plötzlich öffnet sich die Thüre gewaltsam, und am Arme des Blaurocks erscheint ein anständiger Herr. Seine weiße, jetzt aufgelöste Kravate wie sein schwarzer Anzug verrathen, daß er aus einer Soirée kommt, während sein unsicherer, gläserner Blick eine Ahnung von starkem Genuß geistiger Getränke zuläßt. Er lallt einige französische Worte, wundert sich über den eigenthümlichen Aufenthalt und bequemt sich erst zum Sitzen nach einigen ernsten Bemerkungen des Aufsehers und dem von seiner Seite verächtlich ausgestoßenen „crapule!" — Kaum aber hat er seinen Platz eingenommen, kaum sank ihm der Kopf einen Augenblick auf die Brust, als er auch schon wieder, wie durch eine Feder emporgeschnellt, aufspringt, „Kellner!" ruft, um sofort mit einem seine erwachenden Sinne dokumentirenden „pardon!" zurückzusinken. Seine Lage ist ihm jedoch zu unangenehm und er macht wiederholte Bemerkungen, die sich bis zu Injurien der Gerechtigkeit steigern und welche die Würde des Polizeimannes so angreifen, daß dieser in die vernichtende Drohung ausbricht: „Wenn Sie nicht stille sind, dann sperr' ich Ihnen in's schwarze Loch!" — „Ah — pardon, Monsieur — je ne comprends pas allemand — je suis anglais." — „Ach was! — no parle français — och noch franschöſch sprechen — bei die schlechte Zeiten!"

Mit diesen Worten des einigermaßen beruhigten Alten endete für jene Nacht die Unterhaltung mit dem Bewohner der fernen Barbareninsel, der durch seinen süßen Schlaf dem peinlichen Gefühle geraubter Freiheit entging.

Der Tag brach an und mit ihm kam Leben in das große Gebäude, in dem man bis dahin nur den regelmäßigen Tritt der einsamen Schildwache auf dem Korridor gehört hatte. Thüren gehen auf und zu, es ist ein Hin- und Hergerenne auf den Fluren, bis man endlich die einquartirte Gesellschaft abtheilungsweise zum Verhör abführte, wo wir nach Namen, Stand, Wohnung gefragt, dann die damaligen Telegraphen in Bewegung gesetzt wurden, ob sich Alles den Aussagen nach verhielt, und man uns schließlich entließ, mit der Aussicht auf eine mehr oder weniger große Sühne des mehr oder weniger gravirenden Verbrechens.

Eine Beschwerde, die ich sofort bei dem Präsidenten einreichte, ergab eine Vorforderung, in der ich noch einmal in umständlichster Weise die Erlebnisse wegen der „Schmalzkuchen" vortragen mußte. Weiter erfolgte natürlich nichts. Meine einzige Satisfaktion bezüglich des gemeinen Schutzmanns war die, daß einer der Beamten äußerte: „Sie können nicht verlangen, daß wir nur Gebildete anstellen, die geben sich doch dazu nicht her."

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von **E. Braddon.**

(Fortsetzung.)

Noch einmal begegneten sich die Augen des Vaters und der Tochter, — die des jungen Mädchens mit tiefer, an Verzweiflung grenzender Trauer, die des Bankiers aber mit trotzigem Stolze, mit teuflischer Verwegenheit. Julia sprach kein Wort; langsam und gesenkten Kopfes verließ sie das Zimmer. Ihr war, als wenn Alles zu Ende wäre, als wenn sie unmöglich länger leben könnte, nachdem der Vater sich ihr so gezeigt hatte, wie er wirklich war. Und der Mann, den sie liebte, was war aus ihm geworden? „Mein Gott, gib mir die Kraft, ruhig zu überlegen!" murmelte das arme Mäd-

chen, indem es sich in ihrem Zimmer auf die Knie warf. „Lass' mich ein Mittel finden, um über ihn wachen zu können! Ein Gedanke, den Du mir ohne Zweifel eingegeben, hat ihm schon einmal das Leben gerettet; verleihe mir die Macht, ihn auch ferner beschützen und seinem schrecklichen Schicksale entreißen zu können!"

Es war bereits Mitternacht vorüber, aber Rupert Goodwin schlief noch nicht. Mit gesenktem Kopfe und gekreuzten Armen schritt er sinnend in seinem Zimmer auf und ab. „Ja," murmelte er, „ein Theil meiner Aufgabe für diese Nacht ist gelöst worden, eine schreckliche Aufgabe! Das Kind, welches mich liebte und mir vertraute, haßt mich jetzt, aber es fürchtet mich nunmehr auch, und das war nöthig. Was mir noch zu thun bleibt, ist noch schrecklicher; dennoch muß es vollbracht werden, und zwar in dieser Nacht, denn jede Stunde, die ich zögere, erhöht die Gefahr."

Der Bankier ging in sein Bibliothekzimmer und nahm die Schlüssel zum nördlichen Flügel aus der eisernen Kiste, sowie auch eine darin befindliche Blendlaterne, welche er anzündete, und schlich dann, einem Diebe gleich, so leise als möglich zum Hause hinaus. Er begab sich an das Ende der Lorbeerallee und trat in die Grotte, durch welche Lionel Westford in die Keller des nördlichen Flügels hinabgestiegen war. Seit vielen Jahren diente diese Grotte zur Aufbewahrung der Gartengeräthe. Hacken, Schaufeln und Aexte lagen aufgehäuft in einer Ecke. Er stellte seine Laterne auf die Erde und wählte eine Hacke und eine Schaufel aus, mit denen er beim schwachen Scheine der Laterne ein Loch in die Erde zu graben begann. Es war eine sehr mühselige Arbeit und sie ging nur langsam von statten, aber Rupert Goodwin führte sie mit der Entschlossenheit eines Verzweifelnden aus. Nachdem er zwei Stunden lang anhaltend gearbeitet, hatte er eine lange, schmale und tiefe Grube geöffnet. Welche Bestimmung dieselbe hatte, war leicht zu errathen; es sollte ein Grab werden.

Dann nahm er seine Laterne und kehrte nach dem Hause zurück. Sein Gesicht war todbleich und kalter Schweiß bedeckte seine Stirne. Er schritt geraden Wegs nach dem Saale, welcher zu dem nördlichen Flügel führte und den er seit jenem Abende nicht wieder betreten hatte, an dem er mit dem ehrlichen Seemanne, Harley Westford, dort gewesen war. Von hier aus gelangte er in das Zimmer, in dem sich die Thür zu den Kellern befand. Dicker Staub lag unter seinen Füßen, und die Luft in diesem Gemache war so feucht wie die eines Kellers. Er öffnete die Thür und stieg die Treppe hinab, welche mit Harley Westford's Blut gefärbt worden war. Leichenblassen Gesichts und von Grauen erfüllt näherte er sich einem Winkel des Kellers, senkte vorsichtig die Laterne und untersuchte den Erdboden wie Jemand, der irgend einen schrecklichen Gegenstand zu finden erwartet. Allein es fand sich nichts; der Keller war leer. Entschlossen blickte der Bankier um sich nach allen Richtungen, aber nirgends war eine Spur des schrecklichen Gegenstandes zu entdecken, der seiner Meinung nach dort so lange verborgen gelegen hatte, und den er jetzt nach einem sicheren Orte bringen wollte. „Ein böser Geist muß hier die Hand im Spiele haben!" rief er, während er langsam den Rückweg nach dem bewohnten Theile des Hauses antrat. „Der Leichnam des Ermordeten ist fortgeschafft worden! Aber durch wen? Die Schlüssel zu den Kellern sind keinen Augenblick aus meiner eisernen Kiste gekommen, wohin ich sie gelegt hatte. Was hat das zu bedeuten? — Neue Gefahr! — Ohne Zweifel, neue Gefahr! Das fatale Netz umschließt mich auf allen Seiten, und ich weiß nicht mehr, wie ich mich gegen meine geheimen Feinde schützen soll!"

Am nächsten Morgen begab sich der Bankier frühzeitig nach dem Zimmer seiner Tochter, um ihr zu sagen, daß sie schleunigst ihre Vorbereitungen zur Abreise treffen sollte; denn er wollte mit dem ersten Morgenzuge nach London gehen und von dort nach Brighton. Allein das Zimmer war leer; seine Tochter war dem Hause entflohen, das sie seit ihrer Kindheit beherbergt hatte.

Das war der letzte Schlag, den Rupert Goodwin empfing, ehe er sein prachtvolles Landhaus verließ, und dieser traf ihn schwer.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Während Gilbert sich beeilte, die verdächtigen Umstände in Bezug auf Harley Westford's Ende der Polizeibehörde anzuzeigen, blieb Klara in ihrer einsamen Wohnung und sann über die Ursachen ihrer vielen, namenlosen Leiden nach, welche jeden Sonnenstrahl aus ihrem traurigen Dasein zu verbannen drohten.

Das geheimnißvolle Verschwinden ihrer zärtlich geliebten Tochter Violette war für sie ein noch schrecklicheres Unglück als selbst das traurige Loos ihres braven und getreuen Gatten. Harley Westford konnte von Mörderhänden gefallen sein, aber Violettens Schicksal ließ eine Möglichkeit befürchten, die noch viel entsetzlicher war als der Tod — Schmach und Entehrung. Und sie war machtlos gegen diese gräßliche Gefahr, vermochte nichts gegen deren Abwendung zu thun. Auf welche Weise sollte sie ihrer Tochter Beistand leisten? Nur die Polizei, mit ihren unermüdlichen Dienern, konnte sie anrufen, um den verlorenen Schatz wieder aufzufinden.

Ungeduldig wartete Klara auf Thornleigh's Rückkehr. Er hatte gelobt, sogleich wieder zu ihr zu kommen, nachdem er den Polizei-Inspektor gesprochen. Auf seine Hülfe zählte sie, um die Tochter aufzufinden, denn sie hatte das Herzensgeheimniß des jungen Seemannes errathen und wußte, daß er Alles aufbieten werde, um das unglückliche junge Mädchen zu retten, welches er liebte. „Und wenn ich finde, daß ein Bösewicht sie fortgelockt hat, wenn sie mit gebrochenem Herzen, verzweifelnd und entehrt zu mir zurückkehrt, so will ich das arme, entblätterte Blümchen an meine Brust legen und sie die unendliche Liebe eines Mutterherzens empfinden lassen!"

Allein die arme, vom Unglück so schwer heimgesuchte Frau ahnte nicht, daß ihr eine namenlose Freude vorbehalten ward, von der sie so gewaltig ergriffen wurde, daß sie ihr fast erlag. Während Klara in der Schlafkammer kniete und Gott anrief, ihr die Tochter zurückzugeben, die sie fast schon für verloren halten mußte, ließ sich auf der Straße plötzlich das Rasseln eines Wagens vernehmen, welcher vor dem Hause anhielt. Sie eilte in das anstoßende Wohnzimmer und blickte auf die Straße hinab. Ihr Herz schlug mit furchtbarer Gewalt. Ein eleganter Wagen mit zwei prachtvollen Pferden stand vor der Hausthür, und am Fenster desselben zeigte sich ein von blonden Haaren umflossenes Gesicht, welches ihr wie das Gesicht eines Engels erschien, denn es war das ihrer Tochter. Ein Bedienter öffnete den Schlag, und Violette stieg aus. Sie eilte in das Haus, und Klara hörte ihre Schritte die Treppe herauf näher und näher kommen. Ein Thränenstrom überflutete das Gesicht der Mutter, und im nächsten Augenblicke lag Violette in ihren Armen. Klara Westford sah, daß es keine entehrte Tochter war, welche lächelnd und von Freude strahlend zu ihr zurückkehrte, das Gesicht an die Brust der Mutter legte und unter Thränen des Entzückens rief: „Meine theure Mutter, jetzt bin ich wieder bei Dir! Eine edle Freundin hat mich in ihren Schutz genommen und wir können nun wieder glücklich mit einander sein!"

Während dieser Worte hatte sich die Thür geöffnet und eine bejahrte Dame war eingetreten, deren bleiches, sanftes und von Silberhaar umflossenes Gesicht die deutlichen Spuren ehemaliger Schönheit trug. Es war die verwittwete Marquise von Roxleydale. „Ich habe Ihnen Ihre Tochter zurückgebracht, Mrs. Westford," sagte die Marquise, „und glaube einigen Anspruch auf Ihre Dankbarkeit für die Erstattung eines so werthvollen Schatzes zu haben. Wenn ich nicht umhin konnte, Ihre Tochter schon in wenigen Tagen lieb zu gewinnen, wie groß muß dann die Liebe der Mutter sein, welche sie seit der Stunde ihrer Geburt kennt!" Klara Westford's Herz schwamm in Seligkeit. Sie erwähnte mit keinem Worte der Rückkehr Gilbert Thornleigh's und des schrecklichen Geheimnisses, welches sich an das Verschwinden ihres Gatten knüpfte. Die geliebte Tochter war ihr wiedergegeben und alles Schmerzes ungeachtet, der ihr Herz in anderer Beziehung zerriß, lächelte sie jetzt und gab sich ganz der Wonne des Wiedersehens hin.

Die Marquise verweilte nicht lange. „Ich will Ihr Glück durch meine Gegenwart nicht stören," sagte sie, „aber hoffe, das liebe Kind nie aus dem Auge zu verlieren, dem mein verirrter Sohn auf Anstiften Anderer, wie ich nicht zweifle, so große Qualen bereitet hat. Ich habe noch einige Besuche zu machen und beabsichtige, heute Abend nach Essex zurückzukehren. So oft ich aber nach London komme, wird es mir zum Vergnügen gereichen, Sie zu besuchen. Violette hat mir theilweise Ihre Geschichte erzählt. Sollte ich Gelegenheit finden, ihr oder ihrem Bruder durch den Einfluß meiner Freunde nützlich zu sein, so werde ich es gewiß nicht unterlassen. Sie hat mir auch ihrerseits versprochen, die gefahrvolle

Laufbahn am Theater nicht mehr zu betreten, und ich bin überzeugt, daß sie ihr Wort um so eher halten wird, als sie mit ihrer Persönlichkeit und ihrer Bildung durch warme Empfehlungen leicht eine passende und angenehme Stellung als Erzieherin finden kann. Es gibt noch Menschen, welche Denjenigen die gebührende Achtung zollen, denen sie die Erziehung ihrer Kinder anvertrauen, und die in keiner anderen Beziehung unter ihnen stehen, als in der des Vermögens. Ich werde mir zur Aufgabe machen, eine Dame zu finden, bei der Violette gut aufgehoben ist." Die Marquise drückte Klara Westford die Hand und küßte das junge Mädchen so zärtlich, als wenn es ihr eigenes Kind gewesen wäre. Als sie fort war, setzten sich Mutter und Tochter neben einander und gaben sich ganz dem beseligenden Gefühle der Wiedervereinigung hin. Sie fühlten sich so glücklich, daß selbst Klara, das treue, innig liebende Weib, einige Augenblicke lang das geheimnißvolle Verschwinden ihres Gatten vergaß. Aber bald kehrte die schmerzliche Erinnerung daran zurück, und nur mit Aufbietung aller ihrer Kraft der Selbstbeherrschung vermochte sie der Tochter die Angst und Sorge zu verbergen, welche ihr am Herzen nagten.

Während sie beisammen saßen und Violette erzählte, auf welche Weise sie durch den Beistand der edlen Dame ihrer so gefahrvollen Lage entronnen war, trat die Hausmagd ein und überreichte Mrs. Westford eine Visitenkarte. Die Karte war schmutzig und von altmodischer Form, trug jedoch einen Namen, welcher der Frau nicht unbekannt zu sein schien. Es stand darauf: „Mr. Jakob Danielson," mit den darunter gesetzten Worten: „bittet Mrs. Westford um ein Gehör unter vier Augen." — „Danielson?" murmelte die Wittwe. „Der Name ist mir aus früherer Zeit dunkel erinnerlich, und doch ist es ein ganz gewöhnlicher." — „Dem Manne schien es sehr darum zu thun zu sein, Sie sprechen zu können," bemerkte das Hausmädchen. — „Wie sieht der Mann aus?" — „Er ist ein kleiner alter Mann, in schlechter Kleidung. Er sagt, er habe Ihnen etwas ganz Besonderes mitzutheilen." — „Mir etwas ganz Besonderes mitzutheilen? Sollte es —? Ich will ihn sprechen, Susanne!" rief die Wittwe, plötzlich von einer heftigen inneren Bewegung ergriffen. „Gehe in Dein Zimmer, meine liebe Violette, ich muß mit dem Mann allein sein." Das Hausmädchen eilte die Treppe hinab, um den Fremden zu holen, und Klara führte oder drängte Violette der Thür ihres Zimmers zu, ehe das junge Mädchen Zeit fand, nach der Ursache der so plötzlichen Aufregung ihrer Mutter zu fragen. (Fortsetzung folgt.)

Vier Tage in Malmaison.

Von

Wilhelm Müller.

(Bild S. 257.)

Von dem römischen Kaiser Diokletian berichten die Schriftsteller, daß er freiwillig die Krone niedergelegt und in dem Genusse seiner herrlichen Gärten in Spalatro in Dalmatien geschwelgt habe. Auf die Aufforderung einiger Freunde, die Regierung wieder zu übernehmen, habe er erwiedert: „Wenn ihr die Kohlköpfe sehen könntet, die ich hier mit eigener Hand gepflanzt, würdet ihr mich gewiß nicht dazu überreden wollen."

Anders Napoleon. Wenige Monate nach seiner ersten Abdankung griff er auf's Neue nach der Kaiserkrone, um sie nach seiner Niederlage bei Waterloo in Folge der feindseligen Stimmung der Abgeordnetenkammer zum zweiten Mal niederlegen zu müssen. Dieß geschah am 22. Juni 1815, vier Tage nach Waterloo. Er war nun wieder Privatmann, und wenn er die ersten Tage seiner Freiheit benützt hätte, um, wie er eine Zeitlang beabsichtigte, nach Nordamerika überzusetzen und dort seinen eigenen Kohl zu bauen, so hätte ihn wohl Niemand daran gehindert oder hindern können. Aber er konnte sich von der Möglichkeit, in dem Lande seines Glanzes eine wenn auch nur vorübergehende Rolle noch zu spielen, so schnell nicht trennen. Sein ganzes Benehmen, von seiner Abdankung bis zum 15. Juli, wo er den verhängnißvollen Bellerophon betrat, war von der Art, daß man deutlich sah, er gab nur dann die Partie verloren, wenn er alle Elemente gegen sich erblickte, wenn auch kein Strohhalm mehr für ihn übrig blieb. Daß dieß wirklich eintrat, dafür war Fouché sehr besorgt. Außer Talleyrand, dem Lüge und Betrug zur andern Natur geworden war, gab es kaum eine niedrigere, intrigantere Seele als diesen Mann. Eben noch war er Napoleon's Polizeiminister, und nun war er sein Herr und Gebieter. Denn die provisorische Regierung, welche nun eingesetzt wurde, wählte Fouché zum Präsidenten, und so war dieser eine Zeitlang faktisch Regent von Frankreich. Die Demüthigungen, welche sich Napoleon von ihm und anderen Kreaturen, die sich früher vor dem Allgewaltigen in den Staub warfen, gefallen lassen mußte, schnitten wohl weit schmerzhafter in sein Herz, als Alles, was er von den Engländern nachher zu erfahren hatte.

So lange Napoleon noch in Paris, noch in Frankreich war, hielt Fouché Nichts für sicher, seinen eigenen Kopf nicht. Das fortwährende vive l'empereur! das die Volksmenge vor dem Palast Elysée, in welchem Napoleon wohnte, ertönen ließ, flößte ihm die Furcht ein, das Volk möchte seinen alten Kaiser zum Diktator ausrufen und die Abgeordnetenkammer auseinander sprengen. Er schickte daher den Marschall Davoust, den Tyrannen von Hamburg, zu ihm und ließ ihm sagen, seine sofortige Abreise aus Paris liege sowohl in seinem eigenen als in Frankreichs Interesse. Napoleon wollte sich dieß von seinem früheren Polizeiminister und durch seinen früheren General nicht zum zweiten Mal sagen lassen und begab sich am 25. Juni, unter zahlreichen Beweisen von Sympathie von Seiten des Volkes, nach Malmaison, wo er einst mit seiner ersten Gemahlin Josephine so glückliche Tage verlebt hatte. Aber damit war die Furcht Fouché's nicht beseitigt. Die Reste des geschlagenen Heeres sammelten sich nach und nach unter den Mauern von Paris, und was sollte geschehen, wenn diese ihn an ihre Spitze riefen? Fouché wollte daher seinen früheren Herrn unter polizeiliche Aufsicht stellen, und schickte zu diesem Zwecke den General Becker, einen Ehrenmann, der vor einigen Jahren bei Napoleon in Ungnade gefallen war, nach Malmaison, ließ auch das Schloß durch 340 Mann besetzen. Der General sollte Napoleon sagen, daß in Rochefort zwei Fregatten für ihn bereit seien, um ihn nach Amerika überzusetzen; daß er, wenn er wolle, sogleich nach Rochefort abreisen, sich aber nicht eher einschiffen könne, bis die Geleitsbriefe angekommen seien, welche Fouché von dem englischen General Wellington für ihn gefordert habe.

Wenn Fouché die Auslieferung Napoleon's an die Engländer bezweckte, so konnte er keinen passenderen Weg einschlagen. Denn dadurch, daß er von Wellington die Geleitsbriefe verlangte, erfuhren ja die Engländer, daß und wo Napoleon sich einschiffen wolle, und bei ihrer starken Seemacht hatten sie es ganz in ihrer Hand, dieß zu verhindern. Daß Wellington solche Geleitsbriefe ausstellen werde, war bei einem Reisenden von der Spezialität wie Napoleon sehr unwahrscheinlich, und Fouché, der in alle Geheimnisse Europas eingeweiht war, mußte recht wohl wissen, daß man mit dem Exkaiser längst ganz andere Plane hatte. Man hatte ja bereits eingesehen, welch' thörichte Wahl man mit der Insel Elba getroffen, und schon auf dem wiener Kongreß war von St. Helena die Rede. Wenn nun Fouché trotzdem nach den Geleitsbriefen sich umsah, so nahm er Napoleon auch noch die kostbare Zeit, in welcher er, bis die englischen Schiffe vor Rochefort sich sammelten, unbemerkt entschlüpfen konnte. Auch wenn man nicht gar zu hart von Fouché urtheilen und ihm nicht geradezu vorwerfen will, daß er Napoleon an die Engländer ausliefern wollte, so muß man doch so viel sagen, daß er ihn in eine Lage brachte, bei der ihm fast nichts Anderes übrig blieb, als sich selbst ihnen auszuliefern. Der Unterschied ist, wie man sieht, sehr gering.

War Fouché zum Schaden Napoleon's thätig, so war dieser zu seinem eigenen Nachtheil unthätig. Der Admiral Decrès, welcher die Schritte Fouché's mit mißtrauischen Augen verfolgte, hatte sich bereits mit amerikanischen Schiffen, welche auf der Rhede von Havre lagen, in Verbindung gesetzt und Napoleon die Mittheilung gemacht, daß zwei derselben entschlossen seien, ihn sicher nach New-York zu bringen. Aber Napoleon hielt es seiner Größe unwürdig, heimlich auf einem Handelsschiffe zu entfliehen, und während er von Fouché verlangte, daß er auf den in Rochefort bereitgehaltenen Fregatten unverzüglich abreisen dürfe, und Jener dieß ohne Geleitsbriefe nicht zulassen wollte, verfloß die schönste Zeit.

In der Gesellschaft einiger Verwandten und Freunde brachte Napoleon vier Tage in Malmaison zu, wo er sich in der Einsamkeit dieser mit herrlichen Gartenanlagen verschwenderisch ausgestatteten Villa von den Strapazen des Feldzugs und von den innerlichen Kämpfen zu Paris nach und nach erholte. Die Ankunft des Generals Becker überraschte und kränkte zwar Napoleon; doch sah er bald, daß er es mit einem wackeren Manne zu thun habe, und fügte sich leicht in diese Art von Aufsicht. Der Kanonendonner,



Abschied Napoleon's von Malmaison. Originalzeichnung von O. Fikentscher.

der von den Ebenen von St. Denis herscholl, brachte lebhafte Aufregung in diesem kleinen Kreise hervor. Blücher, der seinem Kollegen Wellington um zwei Tagmärsche voraus war, stand vor Paris und wollte unterhalb der Stadt über die Seine gehen, um vom linken Ufer, in welcher Richtung Malmaison lag, Paris anzugreifen. Dadurch wurde der Aufenthalt in diesem idyllischen Schlosse sehr gefährlich, zumal Blücher öffentlich ausgesprochen hatte, daß er, falls er Napoleon in seine Gewalt bekomme, ihn

auf der nämlichen Stelle erschießen lasse, wo dieser den Herzog von Enghien hatte ermorden lassen. Aengstliche Besorgniß der Frauen, kriegerische Anwandlung und Aufopferungslust der Herren zeigte sich in hohem Grade, während Napoleon selbst ganz andere Gedanken hegte. Blücher hatte etwa 60,000 Mann, die französische Armee in und um Paris zählte wenigstens 70,000 Mann. Was brauchte es weiter als eine entschlossene Hand, einen kühnen Feldherrnblick, um sich plötzlich auf den überraschten Blücher zu werfen, ihn zu schlagen und gleich darauf Wellington das nämliche Schicksal zu bereiten? Wie anders standen dann die Verhältnisse Frankreichs da? wie anders die Sache Napoleon's und die seines Sohnes, welchen die Kammer aus Rücksicht auf die Verbündeten und unter dem Druck der Fouché'schen Intriguen nicht zu proklamiren wagte, wenn sie auch öffentlich es aussprach, es verstehe sich von selbst, daß auf Napoleon den Ersten sein Sohn als Napoleon der Zweite folge! Es fehlte nicht an Leuten, welche ihn in der Ausführung dieses Planes bestärkten; die Armee und das Volk erwarteten ein solches Auftreten von ihm, Fouché fürchtete es.

Inzwischen hatte Fouché von Wellington die Antwort erhalten, daß er ihm für Napoleon keine Geleitsbriefe ausstellen könne, und erfahren, daß Blücher die Auslieferung Napoleon's fordere. Um so dringender stellte er nun, nachdem er ihn vier Tage hingehalten hatte, das Verlangen, daß Napoleon sogleich abreisen solle. Er dachte dabei nicht bloß daran, daß bei einer etwaigen Gefangennahme desselben alle Welt ihm die Schuld zuschreiben würde, sondern auch an seinen eigenen Kopf. Denn die Stimmen der Offiziere, daß Napoleon an ihre Spitze treten und sich auf Blücher werfen solle, wurden immer lauter, und falls dieser Plan ausgeführt wurde und gelang, durfte allerdings Niemand für sein Leben so sehr fürchten, als der verrätherische Fouché. Um so rascher war er in seinen Entschlüssen. Admiral Decrès und Boulay mußten am 28. Juni nach Malmaison abreisen und ihm ankündigen, daß die provisorische Regierung seine Abreise auf den 29. angeordnet habe. Die beiden Fregatten, welche in Rochefort seiner warten, werden sogleich absegeln, sobald er an Bord sei. Napoleon hörte ihren Auftrag ruhig an und erwiederte, daß er zur Abreise bereit sei, jedoch der provisorischen Regierung vorher noch eine Mittheilung zu machen habe.

Die ganze Nacht hatte sich Napoleon mit dem Plane beschäftigt, an der Spitze der Armee noch einmal den Verbündeten sich gegenüber zu stellen. Wie konnte der Mann, ohne dessen Willen Jahre lang in ganz Europa kein Kanonenschuß fiel, welcher sich selbst für den Kriegsgott ansah, vor dessen Majestät der ganze Kontinent sich beugen mußte, mit kaltem Blute es mit anhören, wie in der Ebene von St. Denis die Soldaten von Austerlitz und von Moskau sich mit den Preußen schlugen? Wie konnte er, der sich mit Recht für den größten Feldherrn seiner Zeit hielt, die Rolle eines unbetheiligten Zuschauers spielen, wenn die Gelegenheit, dem Feinde einen empfindlichen Verlust beizubringen, von den Männern der Talentlosigkeit oder des Verraths versäumt wurde? War er es nicht seinem Vaterlande, das so oft zur Verherrlichung seines Namens für ihn geblutet hatte, schuldig, daß er einen Ruin, den möglicherweise nur er noch abwenden konnte, auch wirklich abzuwenden suchte?

Am Morgen des 29. Juni sah es in Malmaison aus, wie wenn jetzt der Augenblick da sei, die wichtigste militärische Aktion in Szene zu setzen. Napoleon und seine Adjutanten erschienen in Uniform, die Reitpferde wurden gesattelt und vorgeführt, General Becker herbeschieden und eine Depesche an die provisorische Regierung aufgesetzt, worin er von ihr verlangte, daß sie ihn an die Spitze der Armee stelle, damit er die beiden feindlichen Generale, welche sich vereinzelt zu weit vorgewagt haben, einen nach dem andern schlage und durch solche Siege Frankreich eine für die Friedensunterhandlungen günstigere Basis verschaffe. Es sei nicht seine Absicht, seine Abdankung wieder rückgängig zu machen und auf's Neue die oberste Gewalt an sich zu reißen, vielmehr werde er, sobald er die Feinde für ihre Verwegenheit gestraft habe, sein Kommando in die Hände der provisorischen Regierung zurückgeben. Den Brief übergab er dem General Becker, damit er ihn selbst der Regierung überbringe, und fügte hinzu: „Ich verpfände mein Ehrenwort als General, als Soldat, als Bürger, das Kommando nicht eine Stunde nach dem sichern und glänzenden Siege zu behalten, den ich nicht für mich selbst, sondern für Frankreich zu erringen verspreche."

Obgleich Becker von der Nutzlosigkeit seiner Sendung überzeugt war, hatte er doch zu großes Mitleid mit der gefallenen Größe, und wollte in dieser ungeheuren Krisis auch nicht die geringste Verantwortung auf sich nehmen. Daher warf er sich in den schon bereit stehenden Wagen und fuhr nach Paris, nach den Tuilerien, wo die Regierung ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Er theilte den fünf neuen Regenten seinen Auftrag mit und übergab ihnen den Brief Napoleon's. Während die Andern schwiegen, sagte Fouché, der sich bereits wie ein Diktator geberdete: „Dieser Mann ist toll. Er will Alles kompromittiren. Er hält uns für Dummköpfe. Gehen Sie zurück und sagen Sie ihm, sein Antrag sei nicht angenommen; er solle augenblicklich nach Rochefort abreisen, sonst könne er gefangen werden." Dieser Bescheid wurde dem General Becker auf seine Bitte schriftlich zugestellt, und er eilte mit der unwillkommenen Botschaft nach Malmaison zurück.

Die Antwort konnte freilich kaum anders ausfallen, denn auch die einfältigste Seele konnte nicht wohl glauben, daß Napoleon als General der provisorischen Regierung ihr gehorsamer Diener sein, daß er als Sieger auf dem Schlachtfelde die Regierung nicht stürzen und eine Militärdiktatur einführen werde. Wer zehn Jahre lang unumschränkter Kaiser war, seine Herrschergewalt mit so drückender Virtuosität ausübte und seinen Willen einer halben Welt aufzwang, der taugte schlechterdings nicht mehr zu einem verantwortlichen General. Abgesehen davon, daß der neue militärische Plan Napoleon's durch eine so entmuthigte Armee nicht leicht ausführbar war, daß der Ausgang des Krieges kaum ein anderer werden konnte, konnte man der provisorischen Regierung kaum zumuthen, mit der neuen Anstellung Napoleon's ihre eigene Abdankung zu unterschreiben. Und Fouché, der eine so glänzende Bahn vor sich zu sehen glaubte, hätte wohl, selbst wenn er Frankreich damit hätte retten können, Napoleon seinen Platz nicht mehr eingeräumt.

Zu gleicher Zeit, als General Becker in den Tuilerien war, befand sich in einem anstoßenden Saale General Flahaut, Napoleon's Adjutant. Dieß war einer der treuesten Anhänger der kaiserlichen Dynastie, einer der schönsten und stattlichsten Männer Frankreichs, welcher ebendeßwegen der liebenswürdigen Königin Hortense so wohl gefiel, daß sie ihrem Sohn, dem jetzigen Kaiser von Frankreich, in der Person des nachherigen Herzogs von Morny einen Stiefbruder gab. Napoleon schickte ihn in einer militärischen Sache zum Kriegsminister Marschall Davoust. Kaum hatte Flahaut seinen Auftrag ausgerichtet, so rief ihm Davoust in zornigem und verächtlichem Tone zu: „Es scheint, daß Ihr Bonaparte nicht abreisen will; aber es wird ihm nichts Anderes übrig bleiben, als von seiner lästigen Person uns zu befreien; seine Gegenwart beengt, hindert uns, sie schadet den Erfolgen unserer Unterhandlungen. Wenn er hofft, daß wir ihn wieder annehmen werden, so täuscht er sich, wir wollen nichts mehr von ihm. Sagen Sie ihm von mir, daß er sich entfernen müsse, und daß, wenn er nicht auf der Stelle abreist, ich ihn arretiren lasse, daß ich ihn selbst arretiren werde." Entrüstet über eine solche Sprache erwiederte Flahaut: „Niemals hätte ich glauben können, Herr Marschall, daß ein Mann, welcher vor acht Tagen noch zu den Füßen Napoleon's gelegen, heute eine solche Sprache führen könnte. Ich achte mich zu sehr, ich achte zu sehr die Person und das Unglück des Kaisers, um ihm Ihre Worte zu überbringen. Gehen Sie selbst hin, Herr Marschall! Es steht Ihnen besser an als mir." Erzürnt hierüber erinnerte ihn Davoust, daß er zum Kriegsminister, zum Oberbefehlshaber der Armee spreche, und befahl ihm, sich nach Fontainebleau zu begeben, wo er seine Befehle erhalten werde. „Nein, mein Herr!" antwortete Graf Flahaut, „ich werde nicht dorthin gehen, ich werde den Kaiser nicht verlassen, werde ihm bis zum letzten Augenblicke die Treue bewahren, welche so viele Andere ihm geschworen haben." Diese Anspielung reizte Davoust noch mehr, und er rief: „Ich werde Sie für Ihren Ungehorsam bestrafen!" — „Dazu haben Sie kein Recht mehr," entgegnete lebhaft Flahaut; „von diesem Augenblick gebe ich meine Entlassung. Ich könnte unter Ihren Befehlen nicht mehr dienen, ohne meine Epau-

letten zu entehren." Mit diesen Worten ging er und ließ den Wüthenden allein.

Flahaut wollte bei seiner Rückkunft nach Malmaison, um Napoleon einen Aerger zu ersparen, von diesem brutalen Benehmen Davoust's ihm nichts mittheilen. Aber der Kaiser, welcher ihm seine Mißstimmung ansah, ließ nicht nach mit Fragen, bis er ihm den ganzen Vorfall erzählte. Mit großer Kälte sagte Napoleon darauf: „Mag er kommen! Ich bin bereit, ihm den Hals hinzureichen."

Einstweilen war auch General Becker zurückgekehrt und fand den ganzen kaiserlichen Hofstaat noch in militärischer Spannung. Seine Mittheilungen wirkten sehr abkühlend und niederschlagend. Napoleon sagte zu ihm: „Diese Leute, welche einen Vorschlag zurückweisen, kennen weder den Zustand der Verhältnisse, noch die Richtung der Geister. Man wird es zu bereuen haben. Geben Sie Befehle zu meiner Abreise! Sobald sie ausgeführt sind, machen Sie mir Anzeige davon!" Dabei zeigte er sich sehr ruhig, nicht wie Einer, der, aus seinen schönsten Hoffnungen herausgerissen, einer dornenvollen Zukunft entgegengeht, sondern wie ein Mann, der einen solchen Ausgang geahnt hatte. Es ist freilich kaum zu zweifeln, daß Napoleon auf den Erfolg eines nochmaligen militärischen Auftretens selbst nicht viel hielt; vielmehr brachte er, wie dieß oft in wichtigen Momenten seines Lebens der Fall war, zum Beispiel während der Schlacht bei Kulm und vor seinem Aufbruch nach Leipzig, einen Plan nach dem andern vor, ohne sich um seine Ausführbarkeit sehr zu kümmern. Wäre er wirklich fest überzeugt gewesen, daß er den Feldherren der Verbündeten noch einmal Schach bieten und unter den Mauern von Paris für Waterloo Revanche nehmen könne, so hätte er, der sich sein ganzes Leben lang aus den bestehenden Gewalten nichts gemacht hatte, sicherlich, sei es mit oder gegen den Willen der provisorischen Regierung, an die Spitze des Heeres sich gestellt und in einer letzten Entscheidungsschlacht sein Glück noch einmal versucht. Er that es nicht; er fügte sich diesen elenden brutalen Menschen, einem Davoust, einem Fouché. Man möchte wünschen, daß er es seiner Größe für würdiger gehalten hätte, in einem Verzweiflungskampfe einen ehrlichen Soldatentod zu sterben, als sich von den gewissenlosesten seiner Kreaturen wie einen Vagabunden behandeln zu lassen.

Es war fünf Uhr Abends am 29. Juni. General Becker meldete ihm, daß die Wagen bereit stehen. Die große Reise sollte beginnen, und doch fehlte es ihm an Geldmitteln sehr. Zwar hatte er vier Millionen Franken, sein ganzes Vermögen, bei dem Bankier Lafitte niedergelegt; aber über diese konnte er jetzt nicht verfügen. Und doch konnte er in Verhältnisse kommen, wo nur große Geldsummen ihm Leben und Freiheit retteten. Die Königin Hortense kannte diese Verhältnisse und bat ihn daher, das kostbare Diamantenhalsband, das in ihrem Besitze war, mitzunehmen. Er lehnte es entschieden ab; doch bat sie ihn so dringend, weinte und jammerte, bis er endlich nachgab. Das Halsband wurde in seine Kleider hineingenäht und kam so glücklich mit ihm nach St. Helena.

Auf Becker's Meldung schickte er sich zum Abschied an. Er war in Civil gekleidet und trug einen runden Hut. Rasch eilte er die Treppen hinab. Im Park hielt er an, drückte die geliebte Hortense auf's Zärtlichste an sein Herz, umarmte seine Mutter, seinen Bruder, die Generale, ie ihm nicht folgen konnten, und man sah es ihm an, welche Gewalt er sich anthun mußte, um nicht selbst weich zu erscheinen, wo Alles rings um ihn in Thränen zerfloß, und selbst die Soldaten, welche ihn bewachen sollten, laut schluchzten. Kaum riß er sich los und ging einige Schritte weiter, so blieb er wieder stehen, wandte sich um, sagte noch einmal Lebewohl und empfahl ihnen Muth und Einigkeit. Er richtete noch einen langen Blick voll Schwermuth auf dieses reizende Malmaison, lächelte noch einmal schmerzlich der treuen Stieftochter Hortense zu, winkte noch einmal den wackeren Soldaten, und ging dann mit raschen Schritten nach der Allee, wo sein Wagen wartete. Der ganze Zug bestand aus fünf Wagen, welche auf verschiedenen Wegen nach Rochefort fahren sollten. Da Napoleon im vorigen Jahr, als er nach seiner ersten Abdankung durch das südliche Frankreich fuhr, durch den Fanatismus der bourbonisch gesinnten Bevölkerung einigemal in Lebensgefahr gerieth, so hatte man die Vorsicht getroffen, daß Napoleon mit Bertrand, Savary und Becker den unscheinbarsten Wagen einnahm, während General Gourgaud und andere Personen seines Gefolges in voller Uniform in den Prachtwagen saßen und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkten.

Die Reise ging so langsam vor sich, daß man vermuthen muß, er habe jeden Augenblick gehofft, durch irgend einen Ruf von Paris aus zur Rückkehr angehalten zu werden. Je weiter er sich von Paris entfernte, desto mehr fürchtete er, alle Chancen, in Frankreich bleiben zu können, zu verlieren. Am ersten Tag kam er bis Rambouillet, übernachtete dort, reiste erst am Nachmittag des 30. Juni weiter, fuhr über Tours und Poitiers, auf dessen Feldern einst der Franke Karl Martell die Araber in einer Riesenschlacht zurückgeschlagen hatte, und kam am Abend des 1. Juli in die Stadt Niort, wo sich einige kaiserliche Truppen befanden. Bald wurde Napoleon erkannt, Soldaten und Bürger kamen in die höchste Aufregung, Jedermann wollte ihn sehen, ihn bewachen, ihn beschützen, das vive l'empereur! wollte kein Ende nehmen. Dem armen Flüchtling thaten diese Beweise von Sympathie sehr wohl, und er entschloß sich, den ganzen folgenden Tag, immer Auge und Ohr nach Paris gerichtet, in Niort zu bleiben. Er hätte wohl noch länger gezögert, wenn nicht General Becker auf die ehrerbietigste Weise ihn darauf aufmerksam gemacht hätte, daß ein solcher Aufenthalt ihm die Möglichkeit benehme, die drohende Blokade der Engländer zu durchbrechen und nach Amerika zu entkommen. „Es lebe der Kaiser! Bleiben Sie bei uns!" riefen Tausende. Es war unmöglich. Er stieg in seine Kalesche und kam am Abend des 3. Juli in Rochefort an, wo er im Hotel der Seepräfektur abstieg.

Bilderräthsel.



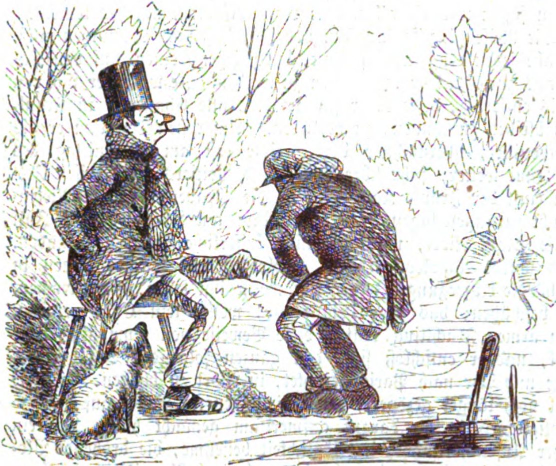
Auflösung des Rösselsprungs Seite 240:

Die Lösung ist in folgendem Räthsel enthalten:

Wichtige Bekleidungsstücke
Sind die ersten; sie zu haben
Ist sehr nöthig, doch muß Mancher
Ohne sie den Koth durchtraben.
Meine Dritte hat Bedeutung
Nicht für sich, doch hängst am Ende
Du ein e an, ist's ein Treffer
Der mit Gold Dir füllt die Hände.
Erst wenn von den letzten beiden
Dir die Hälfte schmerzlich fehlet,
Wirst von meines Ganzen Hälfte
Du vielleicht recht arg gequälet.

Auf dem Eise.

Von O. Rostosky.



Schnall'n Sie's nur recht fest, damit ich recht gut fahren kann.



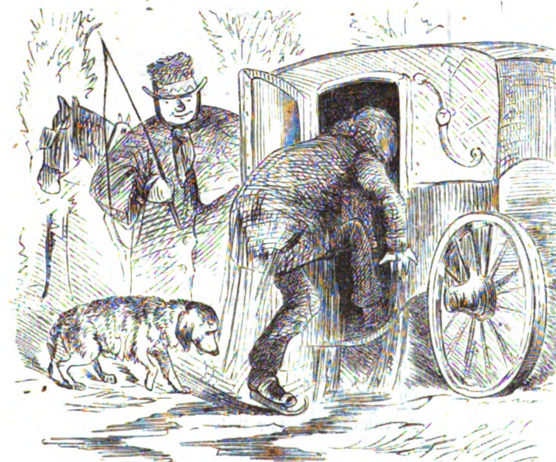
O ha, da ist nur der malefiz Hund d'ran schuld.



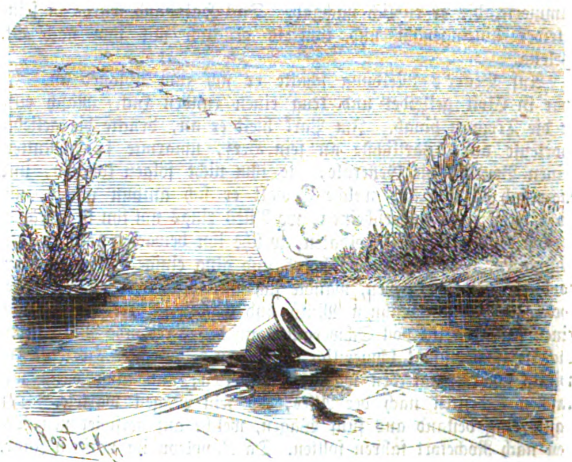
Müssen's denn gerad' heut' Eis schießen.



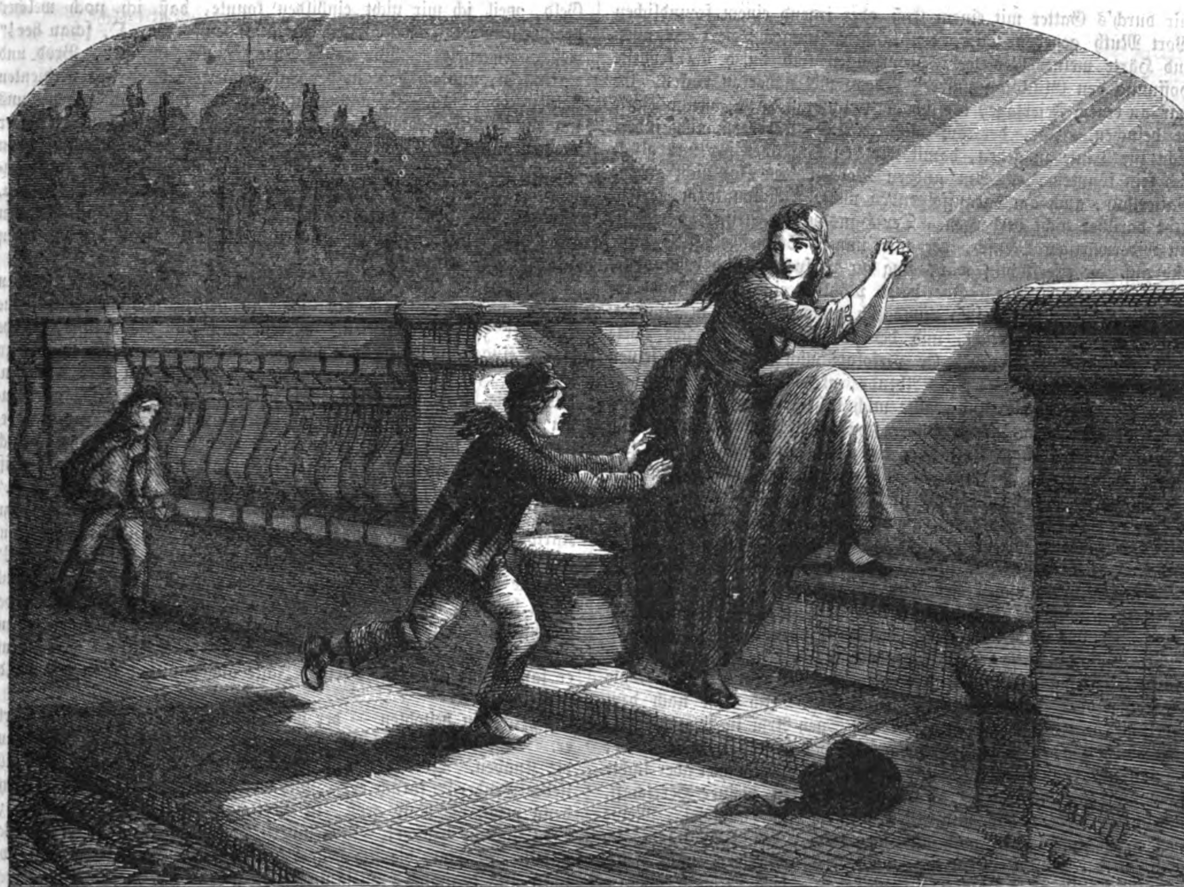
Die verdammten Aeste, die immer auf der Bahn herum liegen.



Fahren's in die Jägerzeil Nr. 26.



Guter Mond, du gehst so stille —.


Mercy's Rettung auf der Waterloobrücke. (S. 261.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von W. Smith.

(Fortsetzung.)

3. Die Rettung der Maiblume.

Die Waterloobrücke war um diese späte Nachtstunde wie ausgestorben. Harry und Sim waren der Fliehenden endlich mitten auf der Brücke so nahe gekommen, daß sie die Gestalt derselben genau erkennen konnten. Kein Zweifel mehr, daß Mercy die Flüchtige war. Sie riß ihren Hut ab und der Mond schien hell auf ihr bleiches verstörtes Gesicht, um welches das aufgelöste Haar im leichten Nachtwind spielte. Mercy trat an die steinerne Balustrade der Brücke, setzte den Fuß auf eine Bank und schien mit zum Himmel emporgestreckten Händen im Begriff, sich in die Themse hinabzustürzen.

In diesem Momente ergriff Harry ihr Kleid, zog sie zurück und hielt sie fest mit beiden Armen. Der kräftige Knabe mußte alle Anstrengung aufbieten, Mercy von ihrem verzweifelten Schritte abzuhalten, da sie einen neuen Versuch machte, über die Balustrade zu springen. „Laßt mich sterben! Laßt mich sterben!“ schrie sie laut. „Ich bin ein verlorenes, nichtswürdiges Geschöpf!“

Jetzt kam auch Seymour herbei, der seinen Bruder im Festhalten des Mädchens unterstützte. Mercy erkannte die beiden Knaben und wurde durch dieß Wiedersehen etwas besänftigt. Sie ließ sich, indem der noch argwöhnische Harry sie genau im Auge behielt, auf der Steinbank nieder und erzählte hastig, unter Schluchzen und Thränen, daß sie ein verlassenes, beschimpftes Mädchen sei, daß ihre Gebieterin sie fürchterlich behandelt, nachdem sie sie ausgeforscht habe; daß sie nicht im Stande sei, zu ihrer Mutter nach Ashbrook zurückzukehren, denn ihre Mutter sei gut, aber streng, und werde ihr Antlitz von ihr wenden, wenn ihr Geliebter, Joe, nicht eine ehrbare Frau aus ihr mache. Ihr Vater aber, wenn er Alles erfahre, werde sie mißhandeln und auf die Straße jagen.

Harry und Sim, die Mercy stets nur als ein gutes, sittsames und freundliches Mädchen gekannt, waren nicht fähig, die Ursache ihres Unglücks zu begreifen. Harry, als der Aeltere und Verständigere, hatte eine entfernte Ahnung davon; Sim aber, als er von Mercy die Aeußerungen hörte, ihre Herrin habe sie entdeckt und Joe solle sie wieder ehrbar machen, meinte, sie habe am Ende gar Etwas gestohlen. Mercy protestirte heftig gegen diese Annahme. Schlimmer sei, was sie sich habe zu Schulden kommen lassen.

„Dann hast Du gemordet!“ rief Harry entsetzt. „Du, die in Greenfields sich zitternd die Ohren zuhielt und hinwegeilte, wenn ein Schwein getödtet ward, Du hast Jemand gemordet?“ — „Fragt mich nicht, ach, fragt mich nicht, ihr guten Jungen!“ rief Mercy wehmüthig. „Aber laßt mich sterben!“ — „Nein!“ versetzte Harry fest. „Und wenn Du das noch einmal sagst, so will ich, so laut ich kann, nach Polizei rufen. Wollte Joe Dich heirathen?“ fragte er. — „Ja, das wollte er, mein Junge, und fünf Jahre lang wiederholte er mir das Versprechen. Der Hochzeittag war schon festgesetzt und ich hatte alle meine Ersparnisse angewendet und Dinge zu unserer Einrichtung angeschafft. Mein Brautkleid und alles Nöthige war fertig. Wir waren übereingekommen, uns am ersten Mai trauen zu lassen; Joe wollte den Hochzeittag im April, ich war dagegen. Es verging fast kein Tag, daß mein guter Joe nicht an die Hofthür gekommen und

mir durch's Gatter mit einem Kuß oder irgend einem freundlichen Wort Muth gegeben hätte, den langen, langen Tag die Launen und Härte meiner Gebieterin zu ertragen und durch die froheste Hoffnung den Glückstag unseres Lebens mir näher zu rücken. Es war an einem Feiertage, als ich die Erlaubniß hatte, meine Tante zu besuchen. Joe, der auf mich wartete, beredete mich indeß, nicht zur Tante zu gehen, damit wir den Tag über für uns glücklich sein könnten ... Am andern Morgen kam Joe nicht an die Gatterthür, auch am darauffolgenden nicht. Ich konnte meine Unruhe darüber nicht verbergen. Der Hausbursche meiner Herrschaft, ein widerwärtiger Mensch, der mir immer Schmeichelhaftes sagte und auf Joe eifersüchtig war, fing an zu spotten und behauptete, Joe habe eine Andere. Joe hatte plötzlich eine mehrtägige Abhaltung gehabt, die es ihm unmöglich gemacht hatte zu kommen, das wußte ich aber nicht, und der niederträchtige Bursche hörte nicht auf, mir zuzusetzen. Er verfolgte mich förmlich mit seinen Liebesbetheurungen, und eines Abends, als ich eben aus der Küche kam, umfaßte er mich und wollte mich küssen. Das sah Joe und ging still fort. Eine Woche später kam unser Bursche mit höhnisch lachendem Gesicht nach Haus; er rief mich bei Seite. ‚Weißt Du was, Mercy? Dein Liebhaber ist mit einem andern Mädchen ausgegangen. Eben sah ich Beide in's Theater gehen.' — ‚In welches Theater?' fragte ich, nachdem ich mich vom Schrecken so weit erholt hatte, um sprechen zu können. — ‚In's Adelphi-Theater. Seine neue Geliebte ist das große dicke Mädchen, Suey, die wie eine Henne zwischen den Küchelchen aussieht. Sie sind in's Parterre gegangen. Suey selbst sagte mir das, als Joe Billets löste. Er soll in den letzten Wochen ganz närrisch auf sie gewesen sein.' — Kaum hatte ich das vernommen, so eilte ich nach meiner Kammer, nahm ein Tuch und meinen Hut und rannte fort, ohne zu fragen oder Jemand Etwas mitzutheilen. Ich kam nach dem Adelphi-Theater und sah eben Joe mit Suey Arm in Arm herauskommen. Was ich ihm und ihr gesagt habe, ich weiß es nicht; ich sah nur, daß er erblaßte und schwieg. Das Mädchen aber lachte frech und zog ihn fort. Ich schlich zurück zu meiner Herrschaft, indem ich dachte, daß nun Alles vorüber und aus sei. Meine Gebieterin mißhandelte mich und hieß mich gehen. Was sollte ich noch in der Welt, ein armes, verlassenes Mädchen ohne Stelle, ohne Ruf und ohne Heimat? Der Gedanke des Selbstmords kam in meine Seele. So lief ich in Verzweiflung nach der Waterloobrücke, — da kamst Du, Harry, und hieltest mich zurück an der Thür des Todes."

Diese ernste Art der Unterhaltung und die Bedeutung seines Dazwischentretens erhoben Harry Hazeldean rasch weit über die seinem jugendlichen Alter gemäße Geistessphäre und reiften sein Fassungsvermögen wie seine Thatkraft.

„Sieh' einmal an, Mercy," sagte er in einem festen, altklugen Tone, „Du mußt gewiß alle Deine Religion vergessen haben, daß Du den Gedanken fassen konntest, Dir das Leben zu nehmen. Wie oft hat uns der Pfarrer gesagt: der Allmächtige vergibt den Bußfertigen und straft die Gottlosen, und der Mensch habe kein Recht, sich aus Lebensüberdruß den Tod zu geben. ‚Was nicht zu ändern, muß man ertragen. Auf die dunkelste Nacht folgt der hellste Tag!' sagte oft mein guter Vater."

Er trat auf die steinerne Bank und blickte über das Geländer hinab auf die dunkle Flut, die mit eintönigem Geräusch vorüberschlich. „Es ist schrecklich da unten, Mercy, Du kannst es glauben. Wenn man bloß daran denkt, daß man da hinabstürzen und in den kalten Fluten langsam versinken soll, macht's Einen schaudern ... Komm' mit uns, Mercy; wir werden zusammen ein Nachtlager finden, und morgen such' ich Joe Giles auf, den ich recht gut kenne, denn ich hab' als ganz kleiner Junge oft einen Ritt auf seinen Schultern gemacht. Er soll Alles wissen und wird schon wieder zu Dir kommen, damit Du am ersten Mai Hochzeit mit ihm halten kannst."

Als Harry so sprach, glimmte wieder ein Funke von Hoffnung in Mercy's Seele. Sie nahm ihren zerknitterten Hut aus der Hand Sim's und setzte ihn auf, als sicherstes Zeichen, daß sie wieder mit dem Leben kontrahiren wolle.

„Ich kann nicht für diese Nacht zu meiner Herrin zurückkehren," sagte sie kleinlaut; „ich bin auch in diesem Zustand ganz ohne Geld, weil ich mir nicht einbilden konnte, daß ich noch welches brauchen würde — was sollen wir anfangen?" — „O, schau her!" rief Harry eifrig. „Wir haben Thee, Zucker, Butter, Brod und Kartoffeln, und ich hab' in der Tasche noch einen ehrlich verdienten halben Sovereign. Eben wollten wir, als wir Dich sahen, uns um ein kleines Nachtquartier bemühen, wo wir uns könnten Feuer machen und Etwas kochen. Aber es wäre doch weit hübscher, wenn Du bei uns wärest, gute Mercy! Unsere selige Mutter sagte immer: sie habe niemals ein Mädchen gehabt, das im Kochen, Waschen, Plätten und allen Hausarbeiten so anstellig und geschickt gewesen wäre wie Du. So komme denn und bleibe bei uns, und morgen gehe ich und sehe nach Joe!"

Mercy ließ sich bewegen, und fröhlich schritten die Knaben voran, um wieder nach der Gasse zu gehen, wo sie das kleine Quartier zu finden hofften. Mercy trug all' die Dinge, welche Harry eingekauft hatte, um sich doch in Etwas nützlich machen zu können. Im Gehen wendete sich Harry plötzlich an das Mädchen. „Wird die Frau, wo wir logiren wollen, nicht am Ende gar denken, ich hätte das Goldstück gestohlen, wenn ich's ihr ganz hingebe, und wär' es nicht besser, wenn wir's vorher wechselten?" — „Ich will's gern wechseln," erwiederte Mercy. „Nicht weit von hier ist ein Laden, wo ich für meine Herrschaft Manches zu kaufen pflegte." — „Wir haben das Salz zu kaufen vergessen," sagte Sim; „zu Kartoffeln mit Butter gehört Salz — Mercy kann Salz dort kaufen." — „Ich will Dir das Geld gleich geben — warte, Mercy!"

Die drei Personen blieben einen Augenblick stehen, der Mond schien hell auf ihre Gesichter, so daß sie sich gegenseitig genau beobachten konnten. Die Heiterkeit in Harry's Antlitz wich mit einem Male bleichem Entsetzen. Er stieß einen kurzen Schrei aus, denn er fand, daß die Tasche seiner Jacke abgeschnitten und das Goldstück fort war.

„Ich bin bestohlen — der halbe Sovereign ist weg!" jammerte er. Sim begann laut zu weinen und Mercy blickte trauernd auf die Knaben. Aber der tapfere Harry faßte sich bald. „Sei still, lieber Bruder!" sprach er. „Wir wollen nicht trostlos sein, Mercy; denn wenn die Noth groß, ist Gott nahe. Noch haben wir ja zu essen und zu trinken! — Erinnerst Du Dich noch der beiden Vagabunden, Sim, die sich heut Abend bei der Frau Underdun zwischen uns drängten? Diese sind die Taschendiebe, welche mir meinen Schatz geraubt, weiter Niemand! Vielleicht kommen sie uns noch einmal in den Weg, daß wir sie können zur Rede stellen. Aber was beginnen wir nun, wohin wenden wir uns, gute Mercy?"

4. Der Pilot unter der Erde.

Das vormals so glückliche Mädchen von Ashbrook, das zu seinem Unheil, wie tausend Andere, die Sehnsucht nach feinerem Leben hineinschleuderte in den Krater einer Hölle, wie sie nur London darbietet, vermochte Harry's Frage nicht zu beantworten. Weißt Du, glücklicher Leser, der Du bei brausendem Wintersturm oder bei starrem, glitzerndem Schnee und Eis in einbrechender Nacht behaglich am Feuer sitzest, oder Dich gähnend auf das schwellende Sopha streckst, oder die weiche Daunendecke gemächlich bis hinauf zur Nase ziehst, weißt Du, was es heißt: obdachlos sein in eisiger Winternacht? Es ist ein grauenhafter Zustand, besonders in einer großen Stadt, wo sich höchst selten Jemand außer der Polizei der nächtlich Obdachlosen erbarmt. Die öffentliche Wohlthätigkeit hat in London seit einer Reihe von Jahren dafür gesorgt, daß die armen Obdachlosen in großen, sauber gehaltenen Räumen (sogenannten Refuges) Nachtlager finden; hier aber liegen Menschen aller Art, die Verworfensten neben den unverschuldet in's Elend Gerathenen, in schmalen Mulden auf Strohmatratzen, bedeckt mit wollenen Decken, reihenweis neben einander. Für den tiefer Fühlenden hat diese Art von Unterkommen etwas so Niederdrückendes und Abschreckendes, daß er lieber für sich allein oder mit einigen Gleichgesinnten an einem schlechteren Aufenthalte die Nacht zubringen würde, wenn er sich eben darböte.

Harry war der Erste, welcher im Stande war, einen Vorschlag zu machen. „Wir wollen einen ‚Refuge' aufsuchen," sagte er. „Wer weiß, was der morgende Tag bietet — die eine Nacht bringt uns nicht um. Ich habe noch Kraft zu laufen. Hier, Mercy, nimm Du meinen linken Arm, und Du, Sim, meinen rechten,

und stützt euch fest auf mich — ich will euch schleppen, wenn ihr müde seid!"

Sim weinte bitterlich, er konnte vor Ermüdung kaum noch weiter; sein zarter, schwächlicher Körper war nicht daran gewöhnt, bei Nacht weit über den kalten, gefrorenen Schnee zu gehen. Er besaß auch nicht Harry's muthigen Geist. Von frühester Kindheit auf an Lebensbequemlichkeiten gewöhnt, hatte er auf ein warmes Gemach, süßen Thee und ein wenn auch bescheidenes Abendbrod gerechnet — nun war Alles nur ein Traum gewesen. Er wünschte sich lieber in die „Union", die für Harry's Ehrgefühl und Unabhängigkeitssinn so schrecklich war. Mercy hingegen ging in einer Art von Stumpfsinn befangen neben Harry her; ihre Gedanken waren auf ihr verlorenes Liebesglück, auf ihren ungetreuen Joe und auf die schwache Hoffnung gerichtet, welche vom umnachteten Grunde ihrer Seele heraufdämmerte. Sie achtete wenig auf den Einfluß der Witterung und der Ermüdung.

Indem so alle Drei vorwärts schritten und darauf rechneten, daß andere Obdachlose ihnen den Weg zu einer Zuflucht von selbst zeigen würden, hörten sie sich plötzlich angeredet. „Habt ihr, wie ich, etwa auch kein Winkelchen, um für die Nacht hineinkriechen zu können?" fragte ein hagerer, schlecht gekleideter Mann, dessen Körperlichkeit an manchen Stellen seines höchst unsymmetrischen Anzugs nur zu deutlich herausschaute, mit verdächtigem Hüsteln.

Harry blickte auf, und das Licht einer Gaslaterne gestattete ihm, die Persönlichkeit des Fragenden genau zu erkennen. Im direkten Widerspruch mit der lotterigen, defekten Kleidung und dem schmutzigen, zerknitterten Hute, sowie allen andern Zeichen tiefster Armuth war an der ganzen Ausdrucksweise des Mannes etwas Edleres. Er erschien wie ein herabgekommener Mensch der gebildeten Klasse, wie ein Gentleman in Bettlerkleidern, welchen Trunksucht oder ein ähnliches Laster herabgewürdigt. Sein langes, dichtes Haar war verwirrt, sein Gesicht unrasirt, die blauen Augen waren mit Blut unterlaufen, die Nase, unverkennbar von ursprünglich schöner Form, war roth geschwollen und die Zähne zeigten sich geschwärzt von der unaufhörlichen Einwirkung des Tabaks.

„Ihr seid noch nicht gewöhnt an dieß niedere Leben," fuhr er fort, „und habt, wie mir scheint, kein Glück darin. Wollt ihr mich als eine Art von Piloten haben, so bin ich bereit, euch einen Schlupfwinkel zuzuweisen. Ich kenne alle Höhlen und Löcher dieser Riesenstadt und verstehe es, dem Garne der Polizei auszuweichen. Uebrigens wird's Zeit, daß ihr irgendwo unterkriecht, denn der Himmel bedeckt sich wieder mit Wolken, und es wird bald wieder anfangen zu schneien." — „Besten Dank, Sir!" erwiederte Harry. „Wenn Sie so gut sein wollen, uns zu helfen, daß wir von der Straße kommen, so würden Sie ein gut Werk an uns thun, denn wir sind sehr in Noth." — „Wohlan, so kommt! Der nächste und beste Platz, den ich kenne, sind die Adelphigewölbe. Hier sind wir dicht bei Temple Bar — tüchtig ausgeschritten, meine Jungen, und Sie, Mägdlein, lehnen Sie sich an mich, dann werden wir bald am Ziele sein!"

Von der breiten und hellerleuchteten Durchfahrt des Strandes abweichend, schlug der „Pilot" den Weg durch dunkle Nebengassen und Durchgänge ein, lenkte dann seine drei Schutzgenossen in den weiten düstern Adelphihof und stand plötzlich vor einem schmalen schwarzen Thorschlunde, welcher aussah wie der gähnende Rachen eines Ungeheuers, bereit, die Hineingehenden zu verschlingen.

„Der Weg durch dieß Thor ist etwas abschüssig — seht euch vor wohin ihr tretet. Nur furchtlos voran! So düster der Weg, so behaglich ist der Zufluchtsort, wenn kahle Mauern und holperiger Boden, die zusammen Schutz vor Witterung und Polizei gewähren, ohne Versündigung behaglich dürfen genannt werden. Für uns Stiefkinder der großen Menschenbrüderschaft haben einmal alle Begriffe einen besondern Sinn! Immer frisch voran, Jungen! Wenn Kinder straucheln, stehen sie ohne Schaden wieder auf; aber Sie, mein gutes Mädchen, müssen vor jedem Fehltritt bewahrt werden. Nehmen Sie meine Hand und lassen Sie sich führen; ich kenne jeden Fußbreit dieser dunkeln Partie." Er reichte Mercy seine schmutzige, knöcherne Hand mit einer gewissen Grazie. „Ich danke Ihnen für die Freundlichkeit, Sir," erwiederte das Mädchen, sich ängstlich an Harry schmiegend. „Ich fürchte nicht zu fallen. Aber dieß ist eine schreckliche Gegend!" — „Sie wird sogleich Etwas von ihrer Schrecklichkeit verlieren!" entgegnete der Fremde, indem er eine kleine, abgegriffene Laterne aus der Rocktasche hervorzog und ein darin befindliches Lichtstümpchen mittelst eines Streichhölzchens anzündete. „So, thu' Deinen Dienst, Du alte Gefährtin meiner Leiden und Abenteuer!" sagte er dabei, zur Laterne gewendet. „Licht ist der Trost des dunkeln Erdendaseins, besonders für die Armen. Selbst ein leerer Magen ist erträglicher, wenn's hell ist im Kämmerchen nebenan, im Herzen. Von dieser Laterne hier, die mich seit einer ganzen Reihe von Jahren nicht verlassen hat, und die ich immer benutze, wenn ich wie ein wildes Thier in schwarzen Höhlen und Winkeln schlafen muß, hat mir das Gelichter dieser Regionen den Namen ‚Jack mit der Laterne' gegeben — mein christlicher Name ist John. Wohlan, Jack mit der Laterne wird auch jetzt voranleuchten, ihr armen Menschengenossen, die, wie ich merke, auch zu etwas Besserem geboren waren als zur Obdachlosigkeit. Kommt, ihr lieben Kinder! Es ist unser Fluch, im Dunkeln zu tappen; das Schicksal hat uns von der gewöhnlichen Bahn zu unserem Ziele weggeschleudert — gleichviel! Wir machen, uns selbst überlassen, uns auch selber ein Schicksal und finden auf dem neuen Wege vielleicht doch das alte Ziel wieder!"

Jack mit der Laterne ging einige Schritte voraus und beleuchtete den unebenen Boden sorgsam vor Mercy's Füßen, damit sie nicht strauchle. Es war ein schlechter Weg, schlüpferig, steinig, theilweise bestreut mit Orangenschalen, welche zu gewissen Zeiten in London die Beinbrüche verdreifachen. Der Weg führte mehr abwärts. Das Licht der Laterne warf die Schatten der vier Wanderer gleich Gnomen an alte, halbverfallene Mauern. An dieser Stelle waren öffentliche Häuser der gemeinsten Sorte gewesen, doch nun verfallen und verlassen.

„Ah, wer jetzt ein Glas Branntwein hätte; der würde gut thun, der würde uns warm machen! Meinst Du nicht, alter Junge?" sagte Jack mit der Laterne, zu Harry gewendet. — „Ich kann's nicht sagen, Sir," erwiederte der jugendliche Dulder. „Ich habe niemals Wein, Bier oder Branntwein getrunken. Unser Vater war kein Freund davon, und wir sind ganz in seine Fußstapfen getreten." — „Hm, würde mir sauer werden, euch in diesen trockenen Fußstapfen nachzusteigen. Was bliebe mir armem Kerl, wenn ich nichts mehr zu trinken hätte? Gin macht mich reich und glücklich. Wenn ich eben im Besitz einer Flasche ‚alter Thomas' wäre, wollt' ich einen Prinzen nicht beneiden. Nun, da wären wir — kommt heran! Hier ist der Mondschein und hier der Fluß. Geht nicht zu weit nach dem Wasser hinüber, das Geländer ist defekt wie unsere Staatsverfassung ... Hier ist ein Dampfbootpfeiler und hier die Taverne zum lustigen Matrosen mit gutem Liqueur — leider hab' ich weder großes noch kleines Geld dazu, und ihr, wie ich denke, auch nicht. Also weiter! Wir müssen uns jetzt rechts wenden, dann durch den Thorweg zur Linken."

„Haben wir noch weit zu gehen, Sir?" fragte Sim, ganz gebrochen und kaum fähig, noch seine kurzen Beine vorwärts zu bringen. — „Nicht mehr weit, mein kleiner Mann!" erwiederte Jack mit der Laterne, Sim's kleine weiche Hand in seine eigene nehmend. „Hier sind wir auf dem Steinanger und hier, mein Junge, siehst Du die Adelphigewölbe!"

In der That, die vier Wanderer waren am Ziele; an der einen Seite des großen gepflasterten Platzes lagen diese großen, dunkeln Gewölbe, die letzte Zuflucht der Obdachlosen. „Folgt mir, Freunde!" sagte Jack mit der Laterne, immer sorglich vorleuchtend. „Ihr werdet diesen Ort sehr, sehr düster und den Boden abschüssig und uneben unter euren Füßen finden. Gott weiß aber, daß ihr so wenig wie ich zum Vergnügen hierher geht." — „O wie dunkel, und welch' ein übler Geruch kommt da heraus!" rief Sim. Jack mit der Laterne lächelte. „Es ist sicher nicht ‚der Rose Duft von Bandamere's Strom'!" bemerkte er spöttelnd. — „Wir sind jetzt in einer Art Tunnel," meinte Harry nach den ersten fünfzig Schritten. — „Recht, mein Sohn!" erwiederte Jack, seine Laterne hoch haltend. Der Tunnel bildet mit dem ersten Gewölbe, durch das wir gingen, einen rechten Winkel und ist viel finsterer als jenes. Und hier nun ist eine Höhlung in der Mauer mit einer besondern Thür. Ich habe schon manchmal ein Dutzend Menschen bequem

darin übernachten sehen. Er lugte durch eine Spalte der gebrechlichen Thür. „Vier ruhig aussehende Gesellen sind darin," bemerkte er, sich umwendend. „Wollen wir hineingehen oder ein gut Stück weiter? Es gibt noch eine Anzahl von Kammern an dem Gewölbe, in dem wir uns befinden; einige sind gewöhnlich zu Eselsställen benutzt, indeß findet sich immer eine oder die andere leer, und in einer solchen könnten wir Obdach suchen." — „Ach ja, das ist sicher das Beste!" sagten Harry und Mercy zugleich, denen es erwünscht war, nicht mit fremdem Gesindel zusammen schlafen zu müssen.

Alle Drei folgten ihrem „Piloten" in einen solchen leeren Raum, dessen Eingang dem Loche in einem Backofen ähnlich war. Die Decke war niedrig, schwarz, gruftähnlich, der Fußboden hart, holperig und rußig; indeß bot er doch einen trockenen Aufenthalt, frei von Wind, und gestattete den armen Nachtwandlern, für sich zusammen zu bleiben. Sie dankten wahrhaft von Herzen dem Fremden für diese Unterkunft und suchten sich so bequem als möglich einzurichten.

Harry besaß ein Einschlagmesser, womit er das gekaufte Brod theilte, mit Butter bestrich und Jedem ein Stück verabreichte. Auch Jack mit der Laterne nahm mit einigen Dankesworten das ihm von Harry dargebotene Stück, indem er den unvermeidlichen Wunsch nach einem Gläschen Gin „als Zukost" aussprach. Er stellte einige Fragen an die Knaben über die Ursachen ihrer Verarmung und erzählte dann mit einer gewissen Redseligkeit, daß er als Gentleman geboren sei, seine Jugend in angenehmen Verhältnissen verlebt, dann die hohen Schulen von Eton und Oxford besucht und die Literatur als Lebensberuf erwählt habe; indeß, fröhliche, liederliche Gesellschaft, Bummelei, allzu große Neigung zu Wein und Punsch hätten ihn nach und nach von der geordneten Bahn des Studiums, der Solidität und der Ehre entfernt und ihn endlich bis in den Schmutz der niedrigsten, rohesten Klasse der menschlichen Gesellschaft heruntergebracht. Mehrmals habe er in früherer Zeit versucht, das Trinken zu lassen und sich zu einer schöneren Lebensstellung wieder empor zu ringen. Einmal sei er auf bestem Wege gewesen, er habe sich zu jener Zeit in ein Weib verliebt, in eine schändliche Kreatur, fügte er mit wildem Zähneknirschen hinzu, für deren Angelegenheiten er wie seine Freunde und seine Schwester große Opfer gebracht hätten. Als er aber im Begriff gewesen sei, sich mit ihr zu vermählen, habe sie sich einem andern Manne zugewendet und ihn in Verzweiflung gelassen. Um seinen Schmerz, seine Scham über die erlittene Niederlage und seinen Groll zu ersticken, habe er wieder angefangen zu trinken und sei wieder in Nichtsthun, in Gemeinheit und Elend zurückgesunken. Nach dieser Krisis, fuhr er fort, hätten seine Freunde aus besseren Tagen, hätte seine edle Familie Alles aufgeboten, ihn seiner schrecklichen Gewohnheit zu entreißen; zu dreien verschiedenen Malen seien durch seine Familie die Schulden, die er gemacht, bezahlt worden. Da er ein jüngerer Sohn und folglich nicht Erbe des Grundbesitzes habe sein können, sei er zweimal in anderweite lukrative und ehrenvolle Situationen gekommen, und dennoch habe das Laster der Trunksucht ihn immer wieder gestürzt. Zuletzt hätten alle seine Freunde sich hoffnungslos von ihm gewendet, nur seine treue Schwester nicht, die ihm viel, ach, so viel geopfert. Auch diese Opfer seien verschlungen worden von dem Moloch des Trunkes, tiefer und tiefer sei er gefallen — „so tief, wie ihr mich hier seht, bedauernswerthe Genossen der nacktesten Heimatlosigkeit!" rief der Mann mit bewegter Stimme.

„Aber ich will mich bessern," fuhr er im Eifer der Rede, mehr zu sich selbst gewendet fort; „ich will mit dem teuflischen Lügengeiste brechen, der mich nur für die Momente des Rausches mit Rosen umgibt und dann mit Höllengeruch verschwindet! Euer Anblick, gute Kinder, eure Unschuld soll mir ein Vorbild sein für ein besseres Leben. Ich will euch beistehen, daß ihr selbst herauskommt aus dem Pfuhl, der auch euch zu verschlingen droht. Laßt mich in eurer Nähe — laßt mich versuchen, ob ich im Stande bin, euch den verlorenen braven Vater zu ersetzen! — Ei, glaubt ihr, Jack mit der Laterne könne kein Geld verdienen? Meine Feder, die Vermittlerin meiner Gehirnthätigkeit, kann schaffen Gold und Silber — nur daß ich bisher Alles im Wein und Branntwein zerfließen ließ. Wißt ihr, was ein Autor ist?"

Harry, Sim und Mercy sahen einander an; die redselige, bald weinerliche, bald pathetische Selbstunterhaltung des Fremden schien in ihnen den Glauben zu erwecken, daß er noch an den Nachwehen eines Rausches leide. Jack mit der Laterne erließ ihnen die Beantwortung seiner Frage, er hielt es auch selbst nicht für nöthig, ihnen seinen Berufstitel zu erklären.

„Ich bin ein Straßenautor," fuhr er fort. „Da schaut her — das sind Produkte meines Geistes!" Er entfaltete ein Packet beschmutzter Manuskripte auf schlechtem Papier, Beschreibungen von Neuigkeiten, Abenteuern, Straßenlieder 2c. Einige von seinen „Balladen" nahm er heraus und begann, den Hut keck auf ein Ohr geschoben, Strophen daraus mit einer sonoren Stimme, welche in den höheren Tönen die zerstörende Wirkung des Branntweins erkennen ließ, und mit gutem Ausdruck zu singen.

Harry und Mercy fanden in einigen Strophen bekannte Anklänge. Des Straßenautors Augen leuchteten, als sie ihm dieß bemerkten. „Ein dichterisches Werk in Aller Mund ist Reichthum für den Drucker," sagte er, „der Autor hat davon keinen Gewinn, denn er hat sein Produkt längst unter dem Preise verkauft. Ich will euch auch mein neuestes Opus zeigen, das mir eine nette runde Summe bringen soll, und davon sollt ihr auch Vortheil haben, arme Verlassene ... Habt ihr schon von dem großen Raubmörder Pim gehört?" Mercy und Harry bejahten die Frage. „Desto besser. Ich habe sein Leben und seine Abenteuer beschrieben, sein Verhalten im Kerker, die Unterredungen mit seinen Bekannten, dem Priester und Gefängnißschließer — Alles aus meiner Phantasie. Auch mehrere Liebesbriefe an seine Emilie — ich hatte deren noch aus meinem eigenen Liebesverhältnisse —; ferner eine Ballade: ‚letzte Klage Pim's' und sein ‚letztes Lebewohl an Emilie' — das ich allerdings nie gehört habe, sind darin mit allem Schwunge der Poesie angebracht. Endlich und letztlich ist die Beschreibung der Hinrichtung in Norwich Castle darin enthalten. Doch halt! ich muß euch Einiges daraus vorlesen!"

Plötzlich nahm sein Gesicht den Ausdruck unangenehmer Ueberraschung an. „Was ist Ihnen, Sir?" fragte Harry theilnehmend. — „Ich finde mein Manuskript nicht! Wenn es fort wäre, fort auf Nimmerwiederfinden, das wäre für mich ein großer Verlust. Ich wollte vom Honorar meine verpfändeten Kleider einlösen. Es stecken acht Tage angestrengter Thätigkeit darin ... Wahrhaftig, ich habe das Heft nicht mehr! vielleicht hab' ich's verloren im Keller eines noch unvollendeten Hauses nahe bei Fieldlane, wo ich letzte Nacht geschlafen, weil die Refuge voll war, oder in der ‚guten Einkehr', im ‚fröhlichen Matrosen', in der ‚Rose' oder im ‚Stern'. Fatal, wenn mir zwei andere Straßenautoren, der schieläugige Squib und Paul, das Puddinggesicht, mit ihren Milchwasserprodukten zuvorkämen! Sie werden sicher auch ihre lahmen Federn in Bewegung setzen, um meinen Stoff an den Buchhändler zu bringen. Morgen, spätestens übermorgen sollte mein Manuskript zur Buchdruckerei. Das Schicksal wäre ein ganz niederträchtiger Windbeutel, wenn es mir auch noch diesen Streich gespielt hätte."

Er suchte noch eifrig in dem Stoße bunt durcheinander geschichteter Manuskripte, und die Uebrigen hatten sich mit Spannung um ihn gruppirt. Da ertönte mitten in einem Momente tiefster Stille ein furchtbares Krachen durch das Gewölbe. Sim und Harry stürzten von der Erschütterung zu Boden, Mercy schrie laut auf und selbst Jack mit der Laterne fuhr entsetzt empor. Dichte Finsterniß umfing die Gruppe, denn das Licht der Laterne war plötzlich verlöscht.

Aus einiger Entfernung ward ein verwirrtes Gepolter und Geräusch von Stimmen hörbar. Jack mit der Laterne zog ein Streichhölzchen hervor und beeilte sich, wieder Licht anzuzünden. Voranleuchtend und von den Uebrigen furchtsam gefolgt, ging er dem Geräusch nach. Man glaubte, es sei ein Theil der Gewölbe eingestürzt oder in die Luft gesprengt. Das Geräusch kam aber aus der Höhle, worin Jack die vier Männer gesehen hatte. Zwei derselben drangen daraus hervor und schrieen nach Licht. Jack's Laterne leistete gute Dienste. Bei ihrem düstern Schimmer sah man einen Mann im Blute schwimmend am Boden liegen. In seiner krampfhaft geschlossenen Rechten hielt er eine frisch abgeschossene Pistole.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 23.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von E. Braddon.

(Fortsetzung.)

Eine Minute später trat Danielson mit ehrerbietiger Verbeugung in das Zimmer. „Was führt Sie zu mir?“ fragte Klara, ihn unruhig betrachtend. — „Sie erinnern sich meiner nicht mehr, Madame?“ — „Nein.“ — „Dennoch haben Sie erst vor einigen Tagen mit mir gesprochen. Ich bin Mr. Rupert Goodwin's Buchhalter, bei dem Sie sich, mit einem jungen Seemanne, nach gewissen näheren Umständen in Bezug auf das Verschwinden Ihres Gemahls erkundigten.“ — „Ja, ja,“ rief Klara lebhaft, — „ich entsinne mich! — Und Sie haben mir etwas mitzutheilen? — Um Gottes willen, treiben Sie kein frevelhaftes Spiel mit mir, denn Sie wissen nicht, was ich leide!“ — „Ja, Madame, ich habe Ihnen etwas zu sagen, — ich habe Ihnen sogar viel zu sagen, aber nichts, was sich auf Ihren Gatten bezieht. Ich bin gekommen, um Ihnen meine Freundschaft anzubieten, sofern Sie dieselbe nicht von einem Manne, wie ich bin, verächtlich zurückweisen.“ — „Ihre Freundschaft zurückweisen, Mr. Danielson? Nein, gewiß nicht. Ich bin so arm an Freunden, daß ich selbst die Freundschaft eines Fremden nicht zurückweisen darf.“ — „Sie haben sich sehr verändert, Mrs. Westford, seit der Zeit, in der ich Sie gekannt habe,“ sagte der alte Commis leise. — „Seit der Zeit, in der Sie mich gekannt haben?“ rief Klara erstaunt. „Haben wir uns jemals gekannt? Ihr Name schien mir nicht ganz fremd zu sein, aber dennoch kann ich mich Ihrer nicht erinnern.“ — „Nein, Madame,“ rief Danielson leidenschaftlicher als vorher, „Sie können sich meiner nicht mehr erinnern, denn ich trage jetzt das Siegel der Entwürdigung. Mehr als fünfundzwanzig Jahre sind seit jener Zeit verstrichen, in der ich Sie kannte. Damals war ich ein Mann; ich hatte noch eine gewisse Achtung vor mir selbst, obgleich die Welt mir bereits gelehrt hatte, daß ich niedrig, arm und mißgestaltet sei. Dennoch war ich damals ein Mann, besaß männlichen Ehrgeiz und strebte darnach, um einige Sprossen auf der Leiter des Lebens höher zu steigen. Jetzt sehen Sie nur eine Ruine vor sich, die abschreckenden Ueberreste dessen, was ehemals ein Mann war. Erinnern Sie sich, Mrs. Westford, des mißgestalteten Dorfschullehrers, der Ihnen auf dem Landgute Ihres Vaters Unterricht ertheilte?“ — „Allerdings erinnere ich mich des Lehrers auf unserem schönen Landsitze,“ rief Klara, „er nannte sich Danielson. Ich wußte, daß mir der Name aus früherer Zeit bekannt war. Sind Sie dieser Danielson? Wenn das ist, so müssen Sie sich sehr verändert haben, denn ich hätte Sie nicht mehr erkannt.“ — „Dennoch ist keine so große Verände-



Eine stille Familie. Von Plathner.

rung mit mir vorgegangen, wie mit Sir John Ponsonby's Tochter," erwiederte der Commis in bitterem Tone, „wenn sie sich herabläßt, einen Funken Mitleid mit dem zu empfinden, der vor ihr steht." — „Was wollen Sie damit sagen, Mr. Danielson? Ich habe niemals mein Mitleid Denen versagt, die dessen bedurften." — „In der That!" rief Danielson mit plötzlicher Heftigkeit. „Ah, ich sehe, daß Sie ein bequemes Gedächtniß haben, Mrs. Westford. Wie es scheint, haben Sie jenen Tag vollständig vergessen, an dem der arme Schullehrer auf Ihren Befehl gleich einem ungehorsamen Hunde gepeitscht wurde!" — „Gepeitscht?" rief Klara Westford. „Und auf meinen Befehl? Um des Himmels willen, was wollen Sie damit sagen?" — „O, Mrs. Westford, Sie müssen in der That die Erinnerung an die Vergangenheit gänzlich verloren haben," bemerkte der Commis in ironischem Tone. — „Ich habe nichts vergessen," entgegnete Klara. „Ich bitte, setzen Sie sich und erklären Sie sich deutlicher. Es muß hier ein entsetzliches Mißverständniß obwalten." Der Commis ließ sich nachlässig auf einen Stuhl nieder und murmelte: „Für Denjenigen, der Schläge ertheilt, ist es leicht, die Schläge zu vergessen; anders aber ist es mit Demjenigen, der sie empfangen hat." Klara betrachtete ihn mit dem größten Erstaunen. „Ich bin der Räthsel müde, Mr. Danielson," sagte sie darauf in stolzem Tone. „Sprechen Sie deutlicher!" — „Sehr gern," erwiederte der Commis. „Ich muß zu der Zeit zurückkehren, in der Sie siebenzehn Jahre alt waren, — zu Ihrem siebenzehnten Geburtstage. Seit einem Jahre hatte ich Ihnen Unterricht gegeben und gefunden, daß Sie eine sehr begabte Schülerin waren, die jedem Lehrer Ehre machen mußte. Es war, wie gesagt, Ihr Geburtstag. Sie und einige andere junge Damen Ihres Alters wollten ihn durch ein ländliches Fest begehen. Als ich am Morgen kam, um Ihnen den gewohnten Unterricht zu ertheilen, waren Sie damit beschäftigt, Ihr Zimmer mit Blumenkränzen zu schmücken, und sagten mir, daß Sie an diesem Tage keine Stunde nehmen wollten; und als ich im Begriffe war, mich wieder zu entfernen, riefen Sie mich zurück und luden mich, den mißgestalteten Dorfschullehrer, ein, an den Freuden des Festes Theil zu nehmen. Wie hätte ich je diesen Tag vergessen können! — Ich vergaß ihn auch nie! — Nein, Mrs. Westford, in allen den langen und mühevollen Jahren, welche seitdem verflossen sind, ist jener schöne Morgen nie meinem Gedächtniß entschwunden. Ich habe mich berauscht, — ich habe Wahnsinn im Trunke gesucht, aber habe ihn nie vergessen, — und werde ihn nie vergessen. Noch auf meinem Sterbebett wird mir das Bild meiner einzigen Jugendliebe vorschweben, so wie es mir mein ganzes Leben hindurch vorgeschwebt hat. Immer sah ich Sie, wie Sie an jenem Tage vor mir standen, Klara. O, erlauben Sie mir, Sie noch einmal Klara nennen zu dürfen, so wie ich es an jenem unglücklichen Tage gethan, wie ich Sie stets in meinen Träumen geträumt habe und mit meinem letzten Hauche nennen werde. Ja, Klara, auch jetzt noch sehe ich Sie, wie Sie damals vor mir standen, mit den braunen Haaren, die in langen Locken herab fielen, den tiefblauen Augen und den Korallenlippen. Ein Kranz von Lilien schmückte ihre Stirn, aber keine dieser Blumen, auch nicht die schönste, war mit Ihnen zu vergleichen. Sie ließen sich herab, freundlich gegen mich zu sein, und forderten mich auf, Ihnen zu helfen und das mit allerlei Blumen gefüllte Körbchen zu reichen, aus denen Sie Kränze zur Ausschmückung Ihrer schönen Zimmer flochten. Die stolze Tochter des Baronet ahnte nicht, daß der niedrige Schullehrer, der arme Buckelige wahnsinnig genug war, seine Augen zu ihr zu erheben und eine sklavische Liebe für sie in der Brust zu tragen. — Klara!" rief der Commis mit einer von der Heftigkeit seiner Empfindungen fast erstickten Stimme, „ich wurde an jenem Tage in der That wahnsinnig, ich verlor gänzlich das Bewußtsein dessen, was ich war. In einem unglücklichen Momente, als meine Verwirrung den höchsten Grad erreicht hatte, — sprach ich, — gestand ich Ihnen Alles! Aber im nächsten Augenblick erkannte ich, zu welcher Vermessenheit meine unsinnige Leidenschaft mich hingerissen hatte. Sie antworteten auf diesen Ausbruch mit ruhiger Würde, warfen mir nicht in harten Worten meine Anmaßung vor, aber ließen mich die ganze Größe derselben empfinden. Wenn damit Alles geendet hätte, so würde ich meine verdiente Demüthigung ruhig ertragen und Ihr Bild auch fernerhin als das des reinsten und schönsten weiblichen Wesens verehrt haben. Allein mein Vergehen war damit noch nicht gesühnt, Ihre Entrüstung war durch meine flehenden Bitten nicht besänftigt worden. Beschämt, reuig und in dem Glauben, Ihre Verzeihung erlangt zu haben, verließ ich das Schloß. Doch Sie hatten mich durch scheinbares Mitleid getäuscht. Während ich niedergeschlagen, mit Qual im Herzen und Thränen in den Augen durch den Park ging, wurde ich von zwei Lakeien eingeholt, welche mich angriffen und gewaltsam in das Zimmer Ihres Vaters zurückführten, wo der Baronet sich wüthend auf mich stürzte und so lange mit der Peitsche auf mich einhieb, bis ich das Bewußtsein verlor. Erst dann legte sich seine Wuth. Er ließ einen Arzt rufen, und im Dunkel der Nacht wurde ich nach meiner einsamen Wohnung geschafft, wo ich die empfangenen Verletzungen heilte, so gut es ging. Nennen Sie es Feigheit, wenn Sie wollen, aber ich schwieg über die erlittene Mißhandlung, und sobald ich hergestellt war, gab ich meine Stelle auf, verließ die heimische Gegend mit gebrochenem Herzen für immer und ging nach London. Es war Ihnen unmöglich gewesen, Klara, einem Elenden zu vergeben, der es gewagt hatte, Sie zu lieben und in einem unglücklichen Momente seine Liebe zu gestehen, und Sie hatten Ihren Vater veranlaßt, eine Beleidigung zu rächen, welche von manchem anderen Weibe vielleicht mitleidsvoll verziehen worden wäre." — „Das ist unwahr!" rief Mrs. Westford tief entrüstet. „Ich habe an jenem Tage nie Ihren Namen gegen meinen Vater erwähnt und bis auf diesen Augenblick nie erfahren, daß Sie von seinen Händen eine so unwürdige Behandlung erlitten haben. Ich erinnere mich jetzt aber, daß meine französische Gouvernante sich in dem anstoßenden Zimmer befand, als Sie mir die thörichte Liebeserklärung machten. Sie hatte Alles gehört und drohte, es meinem Vater mitzutheilen. Ich bat sie dringend, es nicht zu thun, und blieb bis auf diesen Tag in der Meinung, daß sie geschwiegen habe. Was mich betrifft, so wäre ich gewiß die Letzte gewesen, dem Manne eine Demüthigung zuzufügen, den ich um seiner Kenntnisse willen achtete." — „Mrs. Westford, ist das wahr?" fragte der Commis in ernstem Tone. — „Blicken Sie mich an und dann zweifeln Sie an meinen Worten, wenn Sie können!" versetzte Klara im Stolze ihres reinen Bewußtseins. — „Nein, ich kann nicht zweifeln!" versetzte Danielson, tief bewegt. „Die Wahrheit leuchtet aus den schönen Augen, die mich mein ganzes Leben hindurch verfolgt haben. O mein Gott, wie ungerecht bin ich gegen Sie gewesen! Aber es ist noch nicht zu spät, um mein Unrecht wieder gut zu machen. Vertrauen Sie mir, Klara. Sie haben einen Freund in mir gewonnen, der Ihnen das Eigenthum, dessen Sie beraubt worden sind, zurückerstatten, der Ihr Rächer werden und Ihren Feind, Rupert Goodwin, der Gerechtigkeit überliefern wird!"

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Esther Vauberg wurde auf einem nordöstlich von London gelegenen Kirchhofe beerdigt, einem romantischen Orte, der still und einsam unter dem Schatten hoher Ulmen lag. Die Jüdin hatte ihn eines Tages auf einem Spazierritte wahrgenommen, den sie in Begleitung ihres getreuen Verehrers gemacht, und geäußert, daß sie, wenn es von ihr abhinge, diesen entlegenen Gottesacker als letzten Ruheplatz für sich wählen würde; und der Herzog, der kein Wort vergaß, das je den Lippen der Geliebten entflossen war, sorgte deßhalb für die gewissenhafte Erfüllung dieses Wunsches. Sie schlummerte an der schönsten Stelle dieses Friedhofes. Das Leichenbegängniß fand ohne allen Prunk statt. Nur ein Freund folgte dem Sarge, aber selten mögen an einem offenen Grabe heißere Thränen vergossen worden sein, als die waren, welche seinen Augen entströmten.

Endlich war Alles vorüber, und der Herzog kehrte langsam nach der Stadt zurück. Ja, auch für ihn war damit Alles vorüber, denn sein Herz blutete an einer Wunde, die, wie er glaubte, nie heilen konnte. Einer der ersten Bildhauer Englands erhielt von ihm den Auftrag, eine Zeichnung zu einem Monumente zu entwerfen, ohne jedoch zu erfahren, wessen Grab es schmücken sollte. „Sie ruhe in Frieden," sagte er zu sich, „nichts soll daran erinnern, wie übel sie ihr Leben angewendet hat. Es genügt, wenn Diejenigen, welche der Zufall an ihre Ruhestätte führt, wissen, daß sie jung, schön und geliebt war."

Eine traurige Pflicht lag ihm nach dem Begräbnisse der Jüdin ob. Er hatte versprochen, ihre Papiere durchzusehen, die werthvollen Gegenstände ihres Nachlasses zu verkaufen und dafür zu sorgen, daß der Erlös einem jungen Mädchen zugestellt werde, gegen welches sich die Jüdin schwer vergangen hatte. Dieses junge Mädchen war dem Herzog nur als eine Miß Watson, Figurantin am Drury Lane Theater bezeichnet worden, allein vom Portier des Theaters erfuhr er Violettens Adresse und beauftragte sodann seinen Anwalt, Esther's letzten Willen zu vollstrecken.

Ehe jedoch der zum öffentlichen Verkauf der verschiedenen Nachlaßgegenstände bestimmte Tag kam, begab sich Harlingford in Esther's ehemalige Wohnung, die mit so vielem Geschmack von ihr eingerichtet worden war, um ihre hinterlassenen Papiere durchzusehen und zu vernichten, damit nichts von dem, was für sie heilig gewesen war, in fremde Hände falle. Für ihn, der sie so innig geliebt hatte, war es eine schmerzliche Pflicht.

Er betrat allein die kleinen eleganten Gemächer, welche der Schönheit Esther's als Folie gedient hatten. Die von ihr gezogenen exotischen Blumen blühten noch, die Vögel sangen fröhlich in ihren Käfigen, aber die zarten Hände, welche die Pflanzen und die kleinen Thiere sorgsam gepflegt hatten, ruhten kalt und regungslos im Grabe. Ein Hündchen, Esther's Liebling, sprang dem Herzog heulend entgegen, als er eintrat; es war das einzige Wesen, welches mit ihm um die Abgeschiedene trauerte.

Er zog das Schlüsselbund hervor, das die Jüdin ihm eingehändigt hatte, und setzte sich an ein Schreibpult, in welchem Esther's Papiere befindlich waren. Nichts war seinen Gewohnheiten mehr entgegen, als Sorgfalt irgend einer Art. Dennoch brachte er unermüdlich viele Stunden damit zu, die Masse der verschiedenartigsten Papiere zu ordnen. Endlich hatte er Alles durchgesehen und jedes Blatt, welches ein Schriftzeichen von der Hand des geliebten Wesens enthielt, bei Seite gelegt, geordnet und sorgfältig zusammengefaltet, worauf er diese Papiere in ein Couvert versiegelte, welches nur die Aufschrift erhielt: „Esther's schriftlicher Nachlaß, sogleich nach meinem Tode zu verbrennen.“ Er wollte nicht, daß fremde und neugierige Augen die Bemerkungen und Notizen von der Hand desjenigen weiblichen Wesens läsen, welches ihm so theuer gewesen war, obgleich sie meistens wenig Bedeutung hatten. Die übrigen Papiere, mit Ausnahme der kaufmännischen Rechnungen und Quittungen, verbrannte er sogleich. Dann schritt er dazu, die außerdem in dem Schreibpulte enthaltenen Gegenstände in Augenschein zu nehmen.

Unter denselben befand sich ein mit Perlen eingefaßtes Miniaturgemälde, das Porträt eines Weibes von großer Schönheit, einer spanischen Jüdin, wie es schien, in deren Zügen er mit dem ersten Blicke Esther's Mutter erkannte. Auf der Rückseite des goldenen Rahmens standen die Worte eingegraben: „Rupert seiner geliebten Lola.“ Während der Herzog das Medaillon aufmerksam untersuchte, stieg ein Gedanke in ihm auf. Vielleicht befand sich daran eine geheime Feder, welche Esther nie entdeckt hatte. „Es scheint mir dicker und schwerer zu sein, als nöthig ist,“ murmelte der junge Mann. „Sollte nicht im Innern noch etwas Anderes verborgen sein? Ich will das Medaillon meinem Juwelier bringen, er wird es leicht entdecken können.“

Ohne Zeitverlust führte er diese Absicht aus und begab sich geraden Wegs nach Haymarket, wo er in den Laden eines Goldschmieds trat und dem dort anwesenden Commis das Medaillon vorlegte. „Haben Sie irgend Jemanden in Ihrem Geschäfte,“ fragte er, „der mit dem Mechanismus solcher Dinge vertraut ist? Sollte es der Fall sein, so bitte ich Sie, dieses Medaillon genau von ihm untersuchen zu lassen. Ich werde hier auf das Ergebniß warten.“ Der Herzog setzte sich neben dem Ladentisch nieder, und nach zehn Minuten erschien der Commis wieder mit einem ältlichen Manne, welcher das Medaillon in der Hand trug. Der Letztere hatte eine geheime Feder daran entdeckt und erklärte dem Herzog den Mechanismus. „Kein Anderer, als ein Juwelier, würde es haben öffnen können,“ sagte er zum Schluß, „denn die Feder ist augenscheinlich seit vielen Jahren nicht in Bewegung gesetzt worden. Es ist eine Arbeit ganz besonderer Art und von keiner englischen Hand gefertigt.“ Das Innere des Medaillons enthielt ein zweites Gemälde, das Porträt eines jungen Mannes, mit gebräuntem männlich schönen Antlitze, welches dem Herzoge bekannt schien.

Nachdem er den Juwelier verlassen hatte, überlegte er und suchte sich zu erinnern, wo er ähnliche Züge gesehen habe, allein seine Bemühungen waren vergeblich. Er nahm hierauf den Weg über die Waterloobrücke, um die Gasse zu finden, in der Klara Westford's Wohnung lag, welche ihm der Portier des Theaters Drury Lane bezeichnet hatte, und um Violetten von dem ihr zugefallenen Vermächtniß in Kenntniß zu setzen. Er wollte dieß in eigener Person thun, weil er glaubte, Esther's letzte Wünsche besser als jeder Andere ausführen zu können.

Endlich fand er das Haus. Ein Mädchen öffnete, dem er seine Karte mit dem Auftrage gab, der Familie anzuzeigen, daß er in einer sehr dringenden Angelegenheit mit Miß Watson zu sprechen habe. Das Mädchen führte ihn hierauf in das dürftig möblirte Wohnzimmer, wo Klara Westford, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, an einem kleinen Tische saß, während die Tochter ihr etwas vorlas. Als der Herzog eintrat, machte Letztere ihr Buch zu.

Er erinnerte sich, Violetten auf der Bühne von Drury Lane gesehen zu haben, wo sie ihm als eine sehr anziehende weibliche Erscheinung aufgefallen war; jetzt aber fand er, daß sie auch eine junge Dame von hoher Bildung, großer Bescheidenheit und ruhigem, sicheren Benehmen war. In ihrer einfachen Trauerkleidung erschien sie ihm unendlich schöner, als in dem glänzenden Theaterkostüm. Auf Mrs. Westford's Einladung setzte er sich und theilte Violetten in wenigen Worten mit, daß er beauftragt worden sei, ihr anzuzeigen, daß eine Person, deren Name nicht genannt werden solle, ihr ein kleines Vermächtniß hinterlassen habe. „Es besteht aus einer Summe Geldes,“ sagte er, „die in der Bank deponirt ist, und aus verschiedenen Mobiliargegenständen, welche verkauft werden sollen, und deren Erlös Ihnen mit der anderen Summe zugestellt werden wird. Das Ganze ist nicht bedeutend, es beträgt höchstens vier bis fünftausend Pfund.“

Vier bis fünftausend Pfund! In Violettens Augen, welche die Bitterkeit der Armuth kennen gelernt hatte, war dieß eine ungeheure Summe. Freudenthränen stürzten ihr bei dem Gedanken aus den Augen, daß ihre geliebte Mutter von nun an gegen jede Noth geschützt sein werde. Allein plötzlich trocknete sie ihre Thränen, erhob den schönen Kopf und fragte in ernstem, bittendem Tone: „Aber sind Sie auch dessen gewiß, mein Herr, daß dieses geheimnißvolle Legat keine Unehre bringt? — Weßhalb verbirgt die Person, die es mir hinterläßt, ihren Namen? — Können Sie mir als Ehrenmann Ihr Wort darauf geben, daß ich es ohne Bedenken annehmen darf? Denn lieber will ich auch ferner arm bleiben, als mich durch die Annahme eines Geschenkes erniedrigen, das den leisesten Schatten auf meine Ehre werfen könnte.“ — „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie das Vermächtniß ohne das geringste Bedenken annehmen können,“ erwiederte der Herzog. „Eine Dame hinterläßt es Ihnen, welche sich gegen Sie vergangen und ihr Unrecht auf dem Sterbebett aufrichtig bereut hat. Der Gedanke, daß dieses Geschenk ihr Vergehen einigermaßen wieder gut machen könne, hat ihr in der letzten Lebensstunde Trost gewährt. Ich versichere Sie, daß es ein falsches Ehrgefühl sein würde, wenn Sie das Vermächtniß ablehnen wollten.“ — „Wenn das ist, so nehme ich es an,“ versetzte Violette. „Du bist doch damit einverstanden, liebe Mutter?“ — „Ja, Violette,“ sagte Letztere. „Der offene Zug in dem Gesichte des Herrn ist eine genügende Bürgschaft, daß er uns nichts rathen wird, was unehrenhaft wäre.“ Der Herzog verneigte sich. „Ich bin gekommen, um den letzten Wünschen einer Abgeschiedenen zu genügen,“ fügte er mit trauriger Miene hinzu. — „Aber ich kenne durchaus keine Person, die mir ein Leid zugefügt hätte,“ bemerkte Violette, „ausgenommen einen Mann, der sich ohne Zweifel für sehr ehrenhaft hält.“ — „Sie werden in dieser Beziehung nie Aufklärung erhalten,“ entgegnete der Herzog. „Es freut mich, Sie hier in Sicherheit bei Ihrer Mutter zu finden und daraus zu ersehen, daß Sie einer großen Gefahr glücklich entgangen sind. Was das Vermächtniß betrifft, so nehmen Sie es an, ohne Fragen zu thun, wenn Ihnen der Betrag zugestellt werden wird, und verzeihen Sie der Abgeschiedenen.“ Noch einige Worte wurden gewechselt, dann nahm der Herzog Abschied und verließ das Haus mit der beruhigenden Ueberzeugung, daß Esther's Geschenk einem würdigen jungen Mädchen zu Theil wurde.

Er begab sich von dort aus nach seinem Klub und trat in das

Lesezimmer. Gesellschaft suchte er zwar nicht, allein die Einsamkeit war ihm unerträglich, denn das Bild der Verlorenen schwebte ihm überall vor. Deßhalb kehrte er zu seinen früheren Gewohnheiten zurück und nahm wieder den gewohnten Platz in dem eleganten Lesezimmer ein. Nur wenige Personen befanden sich dort, denn der Nachmittag war schon weit vorgerückt, und die meisten Gäste hatten sich bereits in den großen Speisesaal begeben.

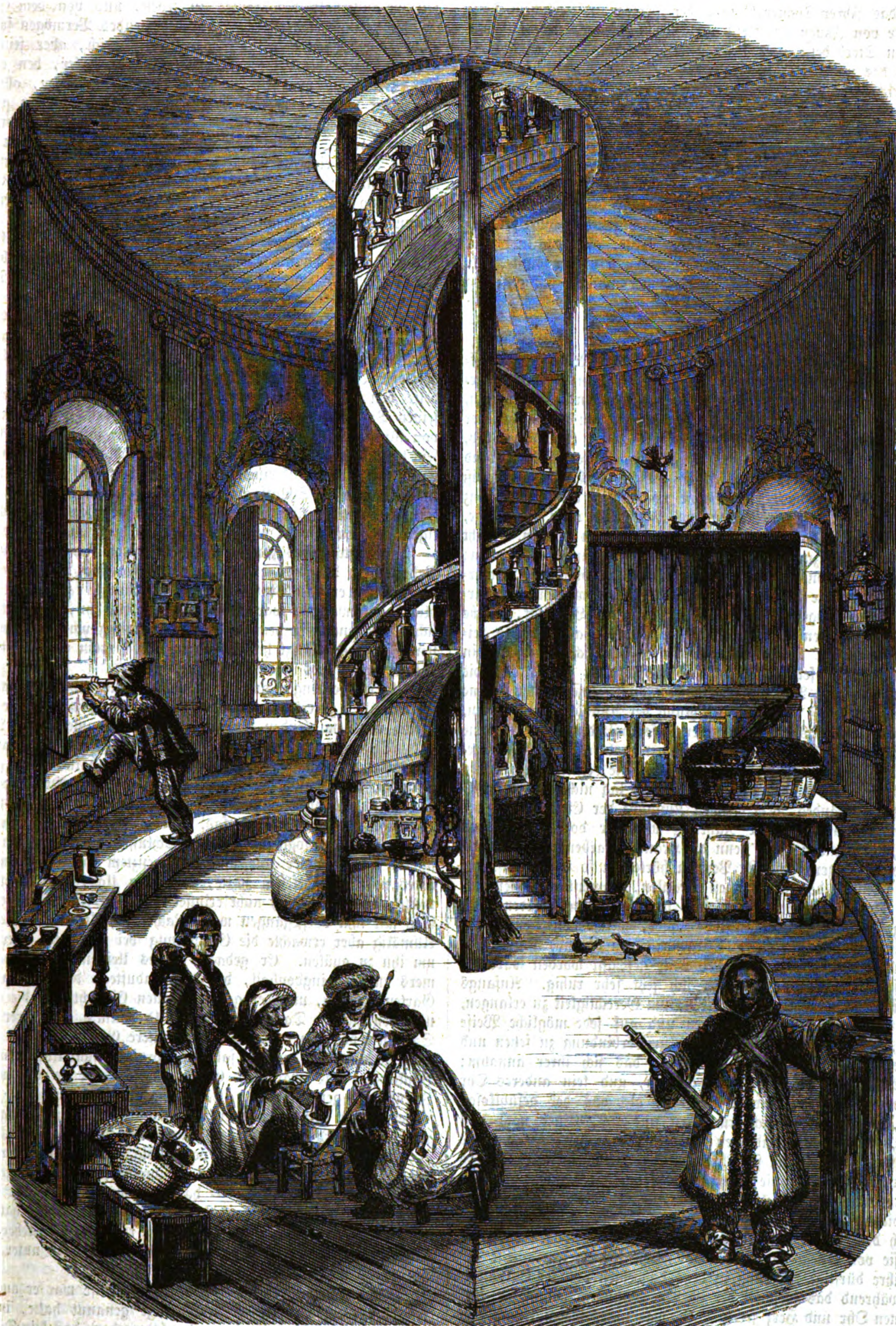
Der Herzog stand auf und näherte sich dem Fenster, um beim Lesen besser sehen zu können, da die Lampen noch nicht angezündet worden waren. Ein anderer Herr saß an einem offenen Fenster und hatte eine Zeitung vor sich, welche sein Gesicht verbarg. Als Harlingford ihm jedoch näher kam, senkte er das Blatt und blickte empor. Es war Rupert Goodwin, der Bankier. Er war nach London gekommen, um seine Tochter zu suchen, und hatte sich ermüdet in den Klub begeben, um dort eiligst zu speisen. In Betreff Julia's war es ihm noch nicht gelungen, die geringste Spur zu entdecken, und er hatte kurz nachher das Bureau eines Polizeibeamten verlassen, den er über die Mittel zu ihrer Auffindung zu Rath gezogen. Nach seinem eigenen Ausdrucke zog sich das Netz um ihn so sehr zusammen, daß er nicht mehr wußte, nach welcher Seite er seine Schritte richten sollte, um keiner neuen Gefahr zu begegnen. Als er den Herzog von Harlingford sah, dem er oft in den Cirkeln der großen Welt und im vertraulicheren Kreise des Klubs begegnet war, bemühte er sich, den gewohnten leichten und sorglosen Ton anzunehmen, allein es wurde ihm entsetzlich schwer. „Guten Abend, mein lieber Herzog!“ rief er. „Wie kommt es denn, daß ich Sie heut zu einer Zeit hier finde, in dem Sie die Zierde irgend eines großen Diners in Belgrave Square sein sollten?“



Frederika Bremer, gest. den 31. Dezember 1865. Von Herbert. (S. 272.)

Der junge Mann betrachtete aufmerksam das bleiche Gesicht und die schwarzen Augen des Bankiers, welche seinen südlichen Ursprung verriethen. Dieses Gesicht, Rupert Goodwin's Gesicht, hatte ihm seit dem Augenblicke fortwährend dunkel vorgeschwebt, in dem er das Porträt gesehen hatte, welche im Innern von Esther Vauberg's Medaillon verborgen war; denn letzteres zeigte ganz dieselben Züge, nur in einem jugendlicheren Alter. Der Herzog wußte etwas von Rupert Goodwin's Geschichte. Unter Anderem war ihm bekannt, daß derselbe in früherer Zeit mehrere Jahre lang in Spanien gewohnt hatte, wo sich eine Filiale des in London bestehenden Bankgeschäftes befand, welches stets von dem jüngsten Compagnon verwaltet werden mußte, und schnell wie der Blitz zeigte sich ihm der wahre Zusammenhang. Dieser Mensch, halb Spanier, halb Engländer, war derselbe, der die schöne Jüdin aus Sevilla entführt und verlassen hatte, der unnatürliche und herzlose Vater Esther Vauberg's.

So sehr Rupert Goodwin auch mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war, so mußte ihm dennoch der ernste feierliche Ausdruck im Gesichte des Herzogs auffallen. „Sie scheinen heut verstimmt zu sein, mein lieber Herzog?“ sagte er. „Ja,“ erwiederte Harlingford, „ich habe ein Wesen verloren, das mir sehr theuer war; das einzige Weib, das ich je geliebt habe, ist vor wenigen Tagen zur ewigen Ruhe bestattet worden. Haben Sie jemals den Namen Vauberg gehört, Mr. Goodwin?“ Der Bankier erbebte und sein gewöhnlich bleiches Gesicht wurde noch bleicher, indem er einen unruhigen Blick auf den Herzog warf. Letzterer zeigte ihm das Miniaturbild der schönen Jüdin und fragte: „Haben Sie jemals dieses Gesicht gesehen?“ Ein leichter Schauder überlief den Körper



Inneres des Thurms von Galata. Von Ritter. (S. 272.)

des Bankiers, und unwillkürlich wich er vor dem Gemälde zurück. „Es ist das Ihrer Tochter," fuhr der Herzog in feierlichem Tone fort, „der von Ihnen im Elend verlassenen Tochter, welche Ihnen auf ihrem Sterbebette noch geflucht haben würde, wenn nicht die Schatten des nahenden Todes ihr Alles in einem milderen Lichte hätten erscheinen lassen. Kein Wort der Liebe, kein Wort der Verzeihung hat sie ausgesprochen, aber die Geschichte ihres unglücklichen Lebens hat sie mir erzählt. Ich verachte Sie zu sehr, sonst würde ich den Mann zur Rechenschaft ziehen, der zwei weibliche Wesen auf der Straße von London verhungern ließ, und sage Ihnen deßhalb nur, daß wir von heut an einander fremd sind."

Mit einer kurzen und stolzen Verbeugung wandte der Herzog dem Manne den Rücken zu, welcher bisher seinen Kopf so hoch unter den Edelsten des Landes getragen hatte, aber der in diesem Augenblicke kein trotziges Wort der Erwiederung finden konnte. Er fühlte, daß das fatale Netz sich immer enger um ihn zusammenzog und die gewohnte Keckheit hatte ihn verlassen.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Die „Einsiedelei", die Anstalt, in der Doktor Wilderson Snaffley seine Kranken empfing, war ein Ort, der ganz besonders geeignet schien, Personen, welche geistig vollkommen gesund waren, zum Wahnsinn zu bringen. Düstere Mauern von ungewöhnlicher Höhe umgaben einen mit verwildertem Gebüsch bedeckten Platz, welcher der Garten genannt wurde. In der Mitte desselben stand ein hohes, viereckiges Gebäude, dessen äußere Farbe ehemals weiß gewesen, sich aber durch Feuchtigkeit von innen und außen ganz verändert hatte. Lange Reihen von Fenstern, ohne Vorhänge, gewährten sämmtlich eine Aussicht auf den wüsten Garten. Nicht einmal Jalousieen zur Abwehr der Sonnenhitze befanden sich daran; sie wurden nur von schwarz angestrichenen, gewöhnlichen Fensterläden vertreten, die sich beim geringsten Winde bewegten und knarrend in ihren Angeln drehten. Das war die Lokalität, welche Doktor Snaffley den Verwandten seiner Kranken als eine so reizende, von weiten Ländereien umgebene Villa schilderte. Allein der Doktor kannte seine Klienten und wußte recht wohl, daß die Leute, welche ihre Angehörigen seiner Obhut anvertrauten, ohne sich nähere Kenntniß über die Einrichtung der Anstalt zu verschaffen, welche den Unglücklichen als fernerer Aufenthalt dienen sollte, keine andere Absicht hatten, als sich von ihnen zu befreien. Er wußte, daß Keiner, der die „Einsiedelei" gesehen hatte, einen ihm theuren Verwandten dahin senden werde. Deßhalb lag nichts an der Düsterkeit des Gebäudes, dem elenden Zustande der Einrichtung, der schlechten Beschaffenheit der Nahrung und der dort herrschenden feuchten, ungesunden Luft; denn die Kranken starben um so schneller, und die ungern gezahlte Pension hörte um so früher auf.

Die Meisten der angeblichen Kranken, namentlich diejenigen, für die Doktor Snaffley am Besten bezahlt wurde, waren nicht irrsinnig, sondern nur unglückliche Opfer, welche von Denen, die sie dahin geschickt hatten, aus irgend einem Grunde unter dem Vorwande der Geisteskrankheit bei Seite geschafft worden waren.

Diese Unglücklichen verhielten sich jetzt sehr ruhig. Anfangs hatten sie sich laut beklagt, geschrieen, um Gerechtigkeit zu erlangen, gefleht, geweint, Briefe geschrieben und auf jede mögliche Weise versucht, sich mit der äußeren Welt in Verbindung zu setzen und irgend ein mitleidiges Wesen zu finden, das sich ihrer annahm; allein nur Gott hatte ihre Leiden gesehen, und kein anderes Ohr war von ihren Klagen erreicht worden, als das der gefühllosen Wärter, so daß sie endlich ermüdeten und sich, Einer nach dem Andern, ihrem unvermeidlichen Schicksale unterwarfen. Dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich ihrer dann. Sie pflegten regungslos am Fenster zu stehen, die starren Blicke auf die traurige Aussicht gerichtet, und sprachen selten mit einander, — denn wovon hätten sie in diesem lebendigen Grabe sprechen sollen? Zuweilen irrten sie durch den wüsten Garten und betrachteten die hohen Mauern, welche sie von Allem schieden, was ihnen theuer war. Sie genossen ihre dürftige Nahrung in dem Schweigen völliger Entmuthigung, während das Geschrei der wirklich Wahnsinnigen in der Anstalt ihnen Ohr und Herz zerriß. Es war unter diesen Umständen natürlich, daß Viele von Denen, welche das Haus gesund an Geist betreten hatten, endlich in Wahrheit den Verstand verloren.

Doktor Snaffley hatte keinen anderen Zweck, als frei und angenehm außerhalb des Hauses zu leben, und von dem Gewinn, den die „Einsiedelei" brachte, ein bedeutendes Vermögen für seine alten Tage zu sammeln. Er war bereits reich, aber seine Habsucht noch nicht befriedigt. Der grauenvolle Kerker, den er seine Anstalt nannte, war seit Jahren stark besucht worden, allein kein Bewohner desselben hatte ihm einen so reichen Gewinn gebracht, wie der Kranke, der von Rupert Goodwin seiner Sorge anvertraut worden war. Der Arzt kannte seine Macht. Lewis Wilton befand sich im Besitze eines Geheimnisses, dessen Enthüllung Rupert Goodwin der strafenden Gerechtigkeit überliefern konnte. Dieses Geheimniß war so sicher wie im Grabe verborgen, sobald sich der junge Mann innerhalb der Mauern der „Einsiedelei" befand. „Hätte Rupert Goodwin es gewagt, so würde er ihn ermordet haben," dachte Doktor Snaffley. „Er bezahlt mich nur deßhalb, weil ihm der Muth fehlt, sich durch eine noch verwegenere That zu retten."

Mehrere Tage lang brachte Lionel Westford in der „Einsiedelei" völlig bewußtlos zu, und litt an den heftigsten Phantasieen eines Gehirnkranken. Allein Doktor Snaffley, der, obgleich ein herzloser Bösewicht, nicht unerfahren in seiner Kunst war, behandelte den jungen Mann mit einer Aufmerksamkeit, die er selten seinen Patienten schenkte, weil das Leben desselben einen Werth von fünfhundert Pfund Sterling jährlich für ihn hatte. Aus diesem Grunde genoß Lionel auch ganz ungewöhnliche Bevorzugungen. Er brauchte nicht auf einem elenden Rollbett mit zwanzig Anderen in einem großen Schlafsaale zu liegen, sondern bekam ein eigenes Zimmer, welches überdieß mit dem nothwendigsten, aber sehr dürftigen Mobiliar, sogar mit einem Lehnstuhl versehen wurde.

Der Zustand des jungen Mannes besserte sich schnell unter der Behandlung des neuen Arztes, und ehe eine Woche verstrichen war, hatte er das Bewußtsein wieder erlangt. Der erste Augenblick des Erwachens war jedoch schrecklich für ihn, fast noch schrecklicher als jener, in dem er die Ueberzeugung von der Ermordung seines Vaters erlangt hatte, und in dem Garten von Wilmingdonhall besinnungslos zu Boden gesunken war.

Als er die Augen aufschlug, noch betäubt um sich schaute und sich bemühte, zu erkennen, wo er sich befinde, schauderte er unwillkürlich vor dem elenden Anblicke, den das Zimmer bot. Wo war er? Diese schmutzigen Wände mit den in Fetzen herabhängenden Tapeten, den kahlen, unsauberen Fußboden hatte er nie gesehen; denn so ärmlich auch die Wohnung seiner Mutter in London war, herrschten doch strenge Reinlichkeit und Ordnung darin, während er hier nichts als Schmutz sah. Seine Geisteskräfte waren noch zu schwach, um sogleich zu einem Schlusse kommen zu können; er starrte das Zimmer nur mit unbegrenztem Erstaunen an. Daß er es noch nicht gesehen hatte, war ihm klar, aber weiter auch nichts. Er konnte sich nicht erinnern, wo er zuletzt gewesen und was mit ihm vorgegangen war; Nacht umhüllte noch seinen Geist. Allmälig aber erwachte die Erinnerung bei ihm mit aller Macht, um ihn zu quälen. Er gedachte seines kleinen freundlichen Zimmers in Wilmingdonhall, des Blumenduftes, der dort aus dem Garten aufstieg, und der geschmackvollen Einrichtung, die ihn dort umgeben hatte. Dann stieg das Bild Julia's mit ihrer ganzen Schönheit vor ihm auf, aber eine düstere Gestalt drängte sich zwischen sie und ihn, und er sah das zornige, schreckliche Antlitz des Bankiers. Das war das Gesicht, welches er so oft in seinen Phantasieen gesehen hatte. Es starrte ihn auch jetzt an, wie es früher immer gethan, und erweckte dadurch die Erinnerung an den gräßlichen Mord im nördlichen Flügel von Wilmingdonhall.

Nunmehr war das Bild vollständig. Die ganze Vergangenheit, mit allen Einzelheiten und in ihrem Zusammenhange, stand jetzt klar vor seinem Geiste; — das Geheimniß, welches er entdeckt, die schwarze Unthat, welche die Vorsehung ihm enthüllt hatte, und die Beweise dafür, die, sich aneinander reihend, die Ueberzeugung gewährten, daß sein Vater die Person sei, welche unter Rupert Goodwin's meuchlerischen Händen gefallen war.

Aber wo befand er sich? Auf welche Weise war er aus jenem eleganten Gemache, das er das seinige genannt hatte, in dieses elende und schmutzige Zimmer gebracht worden, das kein Dienstbote bewohnt hätte, ohne sich darüber zu beklagen? Er kam auf den

Gedanken, daß man ihn in einen der unbewohnten Räume von Wilmingdonhall transportirt habe. Vielleicht befand er sich sogar im nördlichen Flügel, in einem jener öden Gemächer, in denen, wie die Dienstboten glaubten, Gespenster umgingen.

Es war Mittag, als Lionel, auf seinem Bett liegend, zum Bewußtsein erwachte, und das Sonnenlicht drang durch die schmale Oeffnung der Fensterladen, welche der Wind zugeworfen hatte. Das Zimmer lag im untersten Stockwerke. Während der junge Mann neugierig seine Umgebung betrachtete, riß der Wind die Laden wieder auf, welche bis dahin das Gemach in halber Dunkelheit erhalten hatten, und das volle Sonnenlicht drang ein. Allein jetzt zog Lionel seine Augen von dem Inneren ab und wandte sie nach außen. Er wähnte noch immer in Wilmingdonhall zu sein, in einem entlegenen und unbewohnten Theile des Gebäudes, wo kein neugieriges Ohr auf die gefährlichen Worte lauschen konnte, welche in der Hitze des Fiebers seinen Lippen entflossen. In dieser Meinung wurde er dadurch bestärkt, daß die Aussicht, welche sich ihm von diesem Zimmer aus durch das Fenster bot, der Umgebung des nördlichen Flügels von Wilmingdonhall sehr ähnlich war. Oede und Verwüstung herrschten dort wie hier. Auch war der nördliche Theil des Gartens von Wilmingdonhall mit einer alten Mauer umgeben, welche sich ebenfalls seinen Blicken zeigte. „Ja, ja," murmelte Lionel, „man hat mich in den nördlichen Flügel gebracht. — Der Mörder fürchtete, von dem Sohne seines Opfers verrathen zu werden, und hat mich an diesen Ort verbannt, — an diesen Ort, wo ich von der ganzen Welt vergessen bleiben kann, und von wo aus nie eine Nachricht über mich zu ihr dringen wird. — Was mich wundert, ist, daß er mir das Leben gelassen hat, da er wissen muß, daß ich, wenn ich genesen und die Freiheit erlangen sollte, Alles daran setzen werde, um den Mörder meines Vaters der Gerechtigkeit zu überliefern!"

Während er sich dann die Begebenheiten der letzten Zeit vergegenwärtigte, fiel ihm ein, daß er unter einem erborgten Namen nach Wilmingdonhall gekommen war, ohne jedoch an den Brief seiner Mutter und das Miniaturgemälde seines Vaters zu denken, welche genügende Beweise für seine Identität waren. „Ich bin für Rupert Goodwin nur ein Fremder," sagte er zu sich, „sofern ich nicht vielleicht in meinen Fieberphantasieen — deren ich ohne Zweifel gehabt — meine Persönlichkeit und die Kenntniß seines Verbrechens verrathen habe. Hätte ich es aber gethan, so würde er mich jedenfalls ermordet haben, sowie er meinen Vater ermordet hat, während ich hülflos in seiner Macht war. Da ich also noch lebe, kann ich annehmen, daß er mit meinen wahren Verhältnissen unbekannt geblieben ist." — Lionel wußte nicht, daß der Bankier ihn hatte vergiften wollen und daran nur durch einen Zufall verhindert worden war. Seine Schwäche erlaubte ihm noch nicht, sich zu bewegen, und er blieb deßhalb regungslos auf dem Bett liegen und beobachtete das außerhalb vom Winde bewegte wilde Gestrüppe des Gartens. „Es ist doch seltsam, recht seltsam," dachte er, „daß ich in diesem öden, verlassenen Theile des Hauses eingesperrt worden bin, wo mein Vater seinen Tod gefunden hat!" Ein leichter Schauder überlief ihn bei diesem Gedanken, und unwillkürlich erinnerte er sich der düsteren Geschichten von Gespenstern, welche, der Sage nach, in diesem Theile des Gebäudes umgehen sollten und die abergläubischen Dienstboten in Schrecken gesetzt hatten. Früher waren sie ihm lächerlich und verächtlich erschienen, allein jetzt, wo er von Krankheit entkräftet war, einsam und verlassen dalag, dachte er ganz anders darüber.

Während er sich diesen unheimlichen Gedanken hingab, welche ihn nicht verlassen wollten, und zugleich von der Ungewißheit über sein Schicksal gefoltert wurde, sank dem Kranken allmälig aller Muth, und Thränen der Verzweiflung entströmten seinen Augen. Ein abergläubisches Grauen bemächtigte sich seiner, und die Einsamkeit, die Todtenstille des Ortes, an dem er sich befand, preßten ihm die Brust zusammen, während die Ermordung seines Vaters mit ihren gräßlichen Einzelheiten ihm fortwährend vorschwebte. — „O, mein Gott," rief er unter heftigen Thränen, „wenn Rupert Goodwin weiß, wer ich bin, so ist es eine raffinirte Grausamkeit, daß er mich an diesen Ort geschafft hat! Wenn die Schatten der Abgeschiedenen sich den Lebenden zeigen können, so werde ich gewiß den Schatten meines Vaters sehen!" Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sich ein Schatten zwischen ihn und das Sonnenlicht drängte. Ein todbleiches Gesicht betrachtete ihn mit matten, erstorbenen Augen. Lionel richtete sich empor, stieß einen Schrei des Entsetzens aus und sank bewußtlos auf das Bett zurück.

Was er gesehen hatte, war in der That das Antlitz seines Vaters gewesen, der am offenen Fenster gestanden, aber so verändert, daß es nur dem Gesichte einer Leiche ähnlich sah.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Rupert Goodwin war bereits ein zu abgestumpfter Verbrecher, um von der Mittheilung des Herzogs Harlingford in Betreff der Identität Esther Vauberg's mit der von ihm dem Elende überlassenen Tochter sehr ergriffen zu werden. Die Aehnlichkeit Esther's mit der schönen Jüdin, die er aus dem reichen väterlichen Hause entführt, war ihm zwar aufgefallen, und er hatte an die Möglichkeit gedacht, daß sie seine Tochter sei, war aber dadurch nicht im Geringsten beunruhigt worden. Als ihm jedoch der Herzog das Porträt seines Opfers vorgehalten, hatte ihn die kalte Verachtung, welche ihm der edle junge Mann zu erkennen gegeben, tief gedemüthigt. Auf allen Seiten von Gefahren umringt, war er von einer abergläubischen Furcht ergriffen worden, die ihn in jedem unerwarteten Umstande ein neues Anzeichen seines nahenden Unterganges erkennen ließ. Namentlich war es die Flucht seiner Tochter, was ihn in Schrecken gesetzt hatte. Er hegte für dieses Kind zwar nur die egoistische Liebe eines schlechten Menschen, der in dem geliebten Gegenstande nichts als eine Quelle von eigenem Vergnügen sieht; aber er hatte sie geliebt, und ihre Entweichung traf ihn sehr schmerzhaft. Ueberdieß war Julia mit seinem verbrecherischen Geheimnisse bekannt und wußte, daß er sich, wenn nicht einer Vergiftung, mindestens eines Versuchs derselben schuldig gemacht hatte. Daß sie ihn absichtlich verrathen werde, brauchte er zwar nicht zu befürchten; allein sie konnte auch, wie Lionel, von einer Gehirnentzündung ergriffen werden und in ihren Fieberphantasieen Worte sprechen, die allmälig zur Enthüllung seiner That führten.

Alle Bemühungen Rupert Goodwin's, um seine Tochter aufzufinden, waren vergeblich gewesen; die Aufrufe in den Zeitungen, die in allen Richtungen angestellten Nachforschungen hatten keinen Erfolg gehabt. Wenn sie überhaupt die Bekanntmachungen gelesen hatte, waren dieselben jedenfalls ohne Eindruck auf sie geblieben, denn sie hatte nicht darauf geantwortet.

Julia hatte am Morgen ihrer Flucht ein dunkles, einfaches Kleid angezogen, welches sie, wie es häufig geschah, als Geschenk für eine Arme gefertigt, hatte einen gewöhnlichen Strohhut mit dichtem Schleier genommen, und war, so verkleidet, in der Morgendämmerung zu Fuß nach Hertford gegangen, wo sie unerkannt die Eisenbahn bestiegen und sich mit dem ersten Zuge nach London begeben hatte. Von hier aus war sie sogleich mit dem nächsten Zuge nach Winchester weiter gefahren, und hatte sich von dort aus mit einer Landkutsche nach einem entlegenen, einsamen Orte im New-Forest weiter begeben. Diese Reise war augenscheinlich nach einem überdachten Plane ausgeführt worden, denn auf dem ganzen Wege hatte sie nirgends die geringste Unschlüssigkeit in Betreff ihrer Bewegungen verrathen.

Wenige Tage nach dem Besuche des alten Danielson bei Klara Westford erhielt Letztere einen Brief, dessen Handschrift ihr aus einer lange verflossenen Zeit erinnerlich war, als sie, ein junges Mädchen, auf dem Landhause ihres Vaters Unterricht bei dem mißgestalteten Schullehrer des Dorfes genossen, der sich erkühnt hatte, sie zu lieben. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Ich sagte, ich würde das Unrecht einigermaßen wieder gut machen können, welches ich Ihnen dadurch zugefügt, daß ich glaubte, die von den Händen Ihres Vaters erlittene Mißhandlung sei mir auf Ihre Veranlassung zu Theil geworden, und will jetzt versuchen, mein Versprechen zu erfüllen. Wenn Sie heut über acht Tage, Mittags um zwölf Uhr, in das Comptoir unserer Bank kommen wollen, so werden Sie sehen, auf welche Weise ich mein Vergehen sühne, und zugleich die froheste Ueberraschung haben, die Ihnen vielleicht je im Leben begegnet ist. Ihr ergebener Diener,

Dienstag Mittag. Jakob Danielson."

Eine Ueberraschung! — Eine Sühne! — Vergebens las Klara das Schreiben wieder und wieder, in der Hoffnung, den verborge-

nen Sinn zu entdecken. Welche frohe Ueberraschung konnte ihr noch vorbehalten sein, nachdem ihr geliebter Gatte, der treue Gefährte ihres Lebens, unter Mörderhänden gefallen war? „Wenn Danielson nicht die Todten auferwecken kann," dachte Klara, „so weiß ich nicht, welche frohe Ueberraschung er mir zu bereiten vermag." — Sie erlag fast unter der Last ihres Kummers, denn ein Mißgeschick nach dem andern traf sie. Kaum war ihr durch die Rückkehr ihrer Tochter einiger Trost geworden, als ein neuer Schmerz ihr Herz zu peinigen begann. Lionel hatte auf den Brief nicht geantwortet, worin sie ihm ihre Begegnung mit Gilbert Thornleigh gemeldet und so dringend um Antwort gebeten hatte. Von Tage zu Tage wartete sie, aber keine Nachricht kam, da Lionel, wie bekannt, erkrankt und nach der „Einsiedelei" geschafft worden war. Sie schrieb wieder und wieder und bat abermals um schleunige Beantwortung, aber mit eben so wenig Erfolg.

(Schluß folgt.)

Frederika Bremer.

Von

Dr. Joh. Gihr.

(Bild S. 268.)

Eine so edle Frau als ausgezeichnete Schriftstellerin hat am 31. Dezember des letzten Jahres ihren Geist ausgehaucht. In der Nähe von Stockholm auf einem Landgute starb Frederika Bremer in den Armen ihrer Schwester, betrauert von so vielen Nothleidenden, denen sie in ihrem Leben eine stets bereite Wohlthäterin gewesen war, betrauert von ihrer ganzen Heimat, deren Literatur sie einen weithin klingenden Namen gegeben hatte, betrauert endlich von allen gebildeten Nationen, bei denen sie ihr Wort als segenbringendes Samenkorn niedergesenkt hatte. Nicht nur in Schweden gilt sie als eine berühmte und beliebte Schriftstellerin, in zahlreichen Uebersetzungen wanderten ihre Werke nach England, nach Amerika, nach Frankreich, nach Holland, nach Rußland, nach Deutschland, und erfreuten sich namentlich hier in den weiblichen Leserkreisen, am Herde der Familie einer Popularität, deren sich beliebte eingeborene Schriftstellerinnen kaum rühmen konnten.

Der Lebenslauf der Verewigten ist ein ziemlich einfacher, nicht reich an Schicksalen, aber ausgefüllt von fleißiger Arbeit im Dienste der Humanität. Geboren 1802 in Finnland, kam sie, nachdem ihr Vater seine Besitzungen daselbst verkauft hatte, in ihrem dritten Altersjahre nach der Provinz Schonen, wo sie eine sorgfältige Erziehung erhielt und namentlich gründlichen Sprachunterricht genoß. Die deutschen Klassiker wurden bald ihre Lieblingsschriftsteller, nach ihnen bildete sie sich, es war Geist von ihrem Geist, der ihr daraus entgegenwehte, an dem sie sich kräftigte und literarisch entwickelte, um mit so seltenem Erfolg wieder auf den deutschen Familiengeist zurückwirken zu können. Nachdem sie eine Zeitlang bei ihrer Freundin, der Gräfin Sonnerhielm, in Norwegen gelebt hatte, wurde sie Lehrerin an einem Töchtererziehungsinstitute in Stockholm. Während dieser Zeit versuchte sie sich vielfach in literarischen Arbeiten, beobachtete aber dabei strenge das horazische nonum prematur in annum und ließ Nichts in die Oeffentlichkeit kommen, bis sie eine schriftstellerische Reife und Sicherheit erreicht hatte, welche ihr einen so ehrenvollen Platz in der Literaturgeschichte anwiesen. Die ersten Romane, die von ihr erschienen, waren „die Töchter des Präsidenten" und „die Nachbarn". Dieselben erwarben sich schnell die Gunst des Publikums und erweckten das beste Vorurtheil für die meteorartig auftauchende schwedische Schriftstellerin. Dann folgten „das Haus", „Streit und Friede", „die Familie H.", „Axel und Anna", „Geschwisterleben", „ein Tagebuch", „eine Opfergabe", ferner Reiseskizzen und noch viele andere Romane. Bis in ihr hohes Alter erwies sich ihre Produktivität als eine außerordentlich fruchtbare, und ihre gesammten Werke bilden eine Bibliothek von fast unzähligen Bänden.

Schon ihre Erstlingswerke hatten nicht nur einen ungewöhnlichen literarischen und moralischen Erfolg, sie trugen ihr auch ein solches Honorar ein, daß sie vollständig unabhängig der Schriftstellerei leben, alle nöthigen Bildungsmittel sich anschaffen und durch größere Reisen ihrem Drange nach Welt- und Menschenkenntniß Genüge leisten konnte. Weit entfernt, in jener emanzipirten Weise à la George Sand zu reisen, nahm sie es nichtsdestoweniger damit sehr gründlich, und versäumte nirgends mit eigenen Augen zu sehen und sich selbstständig über alles Dasjenige zu unterrichten, was für die Reiseliteratur von wahrhaft geistigem Werthe ist. Ihre Reiseskizzen sind daher eine Bereicherung unserer Literatur, und wird man stets mit Interesse lesen, was sie über hervorragende Persönlichkeiten, die sie in der alten und neuen Welt besucht hat, uns zu sagen weiß. Sie beobachtet gut und urtheilt besonnen.

Ihre Stärke ist indeß der Familienroman, in welchem ihr weiblicher Takt und Sinn für das sittlich Schöne, ihr tüchtiger Verstand, ihr lauteres, unverbildetes Gemüth sich auf's Wohlthuendste geltend macht. Besonders brillirt sie in der Beschreibung des häuslichen Stilllebens, in dem Idyllischen der Familienbehaglichkeit. Hier ist sie recht eigentlich zu Hause. Wo sie aber diese Schwelle zu übertreten und sich in die großen Streitfragen des Tages zu mischen begann — sie trat u. A. mit einer Schrift gegen Strauß auf! — da hörte sie auf, die anziehende, gewinnende Schriftstellerin zu sein; ihre Unbefangenheit war dahin, ohne daß wir ihre Fähigkeit einsehen können, in ähnlichen Fragen mitzusprechen.

Ihr Name wird indeß nicht nur in der schwedischen Nationalliteratur, sondern allgemein in der Weltliteratur stets mit Ehren genannt werden.

Zwischen Europa und Asien.

Der Thurm von Galata.

Von

Alexander Herz.

(Bild S. 269.)

Unter der Zahl der Städte, die zusammen das große Ganze, Konstantinopel, bilden, ist Galata nicht die unbedeutendste. Sie liegt im Süden des Hügels, der ehemals von den Weinbergen von Pera bedeckt war, welche jetzt das aristokratische Quartier der osmanischen Hauptstadt, die Residenz der Gesandtschaften, der vornehmen fremden Kaufleute, das Faubourg Saint Germain von Konstantinopel bildet. Das goldene Horn mit seinen kleinen, leuchtenden Wassern trennt Galata von Stambul, der eigentlich türkischen Stadt. In der Letzteren findet man die einsamen Straßen, die großen Moscheen, das Serai, die Bazars mit den reichen Produkten der Industrie der ganzen Welt; in Galata die Bewegung, die mit großem Lärm durch die engen Straßen transportirten Waaren, die vollen Magazine, den aus allen Welttheilen zusammenströmenden Handel. Den Genuesen, diesen großen Rivalen der Venezianer, den großen Kolonisatoren des Orients, verdankt Galata seinen Ursprung; man findet sie überall, sie haben unauslöschliche Spuren zurückgelassen. Man kann noch die mächtige Mauer verfolgen, mit der sie den Boden umgaben, welchen ihnen die orientalischen Kaiser zugestanden. Gegen die Mitte des Hügels erhebt sich ein runder Thurm mit spitzem Dach, das mit Kupfer beschlagen ist, und von ihm aus hat man die prachtvollste Aussicht, welche zwei Welttheile, Asien und Europa, umfaßt. Vor sich gegen Abend hat man Stambul mit seinen zahlreichen Spitzen von Minarets und Moscheen, den Seraskierthurm, der wie der von Galata dazu dient, Brände zu signalisiren, die Spitze des Serai. Zur Rechten das Cyndquartier, wo sich die heilige Moschee dieses Namens befindet, die heißen Wasser, und all' die großen Marine-Etablissements; zur Linken eröffnet sich die Aussicht über das asiatische Skutari, durch einen Meerarm von Konstantinopel, seiner Rivalin, getrennt, ebenso bevölkert, jedenfalls aber belebter als dieses; östlich endlich sieht man den Bosporus, der sich mit seinen langen Reihen von Palästen, Kiosken, Villas, Gärten am Horizonte verliert. Vor seinen Füßen sieht man das goldene Horn, bedeckt mit zahllosen Schiffen. Der Marsch durch die steilen, schlüpfrigen Straßen von Galata, mitten durch das schmutzigste Volk, wird reichlich durch das wunderbare Schauspiel, das sich vor den Blicken aufthut, belohnt.



Die Heimatlosen in den Adelphigewölben. (S. 273.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von W. Smith.

(Fortsetzung.)

5. Der Pilot ist dienstunfähig geworden.

Mit Hülfe des Lichtes ward der Zustand des Selbstmörders untersucht, und da sich noch Leben in ihm bekundete, beschlossen seine Schlafgenossen, ihn aus den Gewölben nach einer der nächsten Tavernen zu bringen. Seine Taschen wurden visitirt. „Wahrhaftig, der Bursch hat noch Geld — einen Schilling sechs Pence!" rief der Suchende.

Das Geld ward von den Dreien getheilt. „Gut für einen wohltemperirten Liqueur!" meinte der Eine. „Mir ist das Schlafen in dieser Höhle ohnehin vergangen." — „Wer mag der Unglückliche sein?" fragte Jack mit der Laterne. — „Ein dummer Deutscher," antwortete einer der Männer. „Kam über den Kanal, um ein Patent auf eine Erfindung zu lösen, die ein richtiger Englishman schon gemacht hatte, wenigstens forsch ausbeutete. Die Landratte von irgend einem deutschen Neste hatte das Nachsehen, sein Geld ging zu Ende, und er setzte sich die Sache in den Kopf. Heut Abend trafen wir ihn am Themseufer, wo er närrischen Gedanken nachhing; wir erbarmten uns seiner, und hier macht er uns zum Danke den Streich, entwischen zu wollen in ein anderes Land, wo es keine Patente mehr gibt. Wir sollten diesen dummen Burschen eigentlich in die Ewigkeit spazieren lassen!"

Die drei Männer entfernten sich mit dem Schwerverwundeten. „Stoff für meine Feder!" meinte Jack mit der Laterne. „Aber der Mann muß wirklich sterben, wenn die Arbeit tragisch werden soll. Mag er im Hospital genesen, ich mach' ihn in der Phantasie todt ... Laßt uns wieder nach unserer Kammer gehen — gut, daß uns das Dach nicht über dem Kopfe eingefallen ist!"

Wieder an den früheren Platz zurückgelangt, gaben Harry und Mercy ihrem Entsetzen in verschiedenen Ausrufen Ausdruck, während Sim sich des Schlafes kaum noch erwehren konnte. Jack mit der Laterne setzte sich auf einen Stein und suchte durch Erzählungen ähnlicher Unglücksfälle den Eindruck auf die Gemüther seiner Schutzgenossen abzustumpfen. Er hatte dabei, wie wir sehen werden, eine besondere Absicht. Plötzlich erhob er sich. „Ihr bedürft jetzt dringend des Schlafes," sagte er. „Bettet euch, so gut es geht, ihr armen braven Seelen. Morgen ist Christfest — möge es für euch ein ungeahntes Glück im Schooße bergen! Träumt ihm, von Gottes Engeln umgeben, entgegen! O, diese Tage: Weihnachten, Neujahr und manche Andere wecken auch in meiner Brust alte Erinnerungen an schönere, frohere Zeiten! Wenn ich den Klang der Glocken höre, möchte ich mir die Ohren zuhalten, denn sie erinnern mich an die verschwundene selige Kindheit. Ich muß diese Gedanken ersticken oder ich müßte mich erhängen, wenn ich's nicht vermöchte. Darum muß ich Branntwein haben — ich kann nicht leben, ohne zu trinken, ich kann nicht schlafen, wenn ich nicht noch ein Gläschen in meine Seele hab' träufeln lassen. Meine Kehle ist so trocken von vielem Sprechen und alten Erinnerungen — ich bin gar kein Mensch ohne feuchte Kehle! Ihr werdet diese dringenden Gründe würdigen, meine Lieben, Theuren! Ich habe hier noch ein ansehnlich Stümpchen Licht in der Tasche, das will ich euch anzünden. Es reicht, bis ihr sicher in Gottes Schooß eingeschlummert seid. Wenn ich diese Nacht nicht zurückkommen sollte,

so findet ihr euch morgen früh leicht aus dem Gewölbe heraus. Aber ich hoffe noch zurückzukommen. Vielleicht hab' ich dann auch mein verlorenes Manuskript wieder. Und nun, gute Nacht! Ihr werdet schlafen wie die Dachse im Winter, denn eure Seele ist sicher vor dem argen Wecker — dem Gewissen!"

Damit entfernte sich Jack mit der Laterne raschen Schrittes — der Geruch des Gin zog ihn zur Erdoberfläche empor. Mercy und Harry wollten in einer Anwandlung von Furcht den Trunkenbold bitten, zu bleiben, aber der Stolz regte sich in des Knaben Herzen — er verstand zu schweigen und schloß sich fest an das bleiche Mädchen, während Beide den müden Sim so bequem als möglich auf ihre Kniee betteten.

„Ich denke an Vater und Mutter — warum sollt' ich mich fürchten?" sagte Harry. „Meine gute Mutter ist bei Gott und bittet für unsere Ruhe, und der Allmächtige schickt ihre Seele uns her als Schutzengel. Und der arme Vater — wer weiß, ob er nicht jetzt schlaflos auf hartem Lager liegt und um uns weint, wenn er an's Christfest denkt! Weißt Du, Mercy, wie er jetzt im Geiste vor mir steht, unser guter armer Vater? So wie damals, als Onkel Seymour gekommen war und ihn beredet hatte, nach London zu ziehen, und nun alle unsere Sachen in Greenfields zusammengestellt und verauktionirt wurden. Mit seiner rauhen, kratzigen Stimme schrie Mr. Knocker, den die Mutter nie leiden konnte, Stück um Stück aus, und schlug dann, wenn Niemand mehr bot, mit seinem Hammer auf den Tisch. Mir that das Herz weh über all' die schönen Dinge, der Mutter Leinenzeug und Federbetten, worauf sie immer so viel gehalten, und die alten guten Meubles, blank polirt wie Glas, und die Uhren, Spiegel, Bilder ... Der Vater machte sich mit dieser Auktion nicht gerne zu schaffen; er ließ sich nicht sehen, sondern hatte mich und Sim an die große Linde gestellt, damit wir auf die Sachen aufpaßten. Auf einmal aber stand er hinter uns, als eben Mr. Knocker den alten Armstuhl, worin die Großmutter gestorben war und die Mutter so oft während ihrer Krankheit gesessen hatte, ausrief. Der Stuhl sei Nichts werth, ein altes Gerümpel, kreischten die Weiber; aber es war der Großmutter Erbstück, und das Wappen mit der Krone der Seymour war daran. Jemand erstand ihn für wenige Schillinge, und der Hammer schlug nieder — da fuhr plötzlich der Vater erschrocken zusammen und ging fort. Er hatte wie im Traume dabei gestanden. Und mir ging's auch wie ein Messer durch's Herz. Es war, als wenn mit dem alten Stuhle unser Glück fortgekauft worden sei."

Sim schrie im Schlafe auf und richtete sich mit halbgeöffneten Augen empor. „Was ist Dir, Bruder?" fragte Harry besorgt. — „Es kracht wieder!" flüsterte Sim. — „Nein, Du hast das nur geträumt, Sim. Aber ich weiß, warum Du nicht ruhig schlafen kannst — Du hast nicht gebetet! Unsere Mutter sagte uns oft, wir sollten nie das Beten vergessen, ehe wir uns niederlegten."

Sim faltete schlaftrunken seine Hände und betete mit leise verklingender Stimme:

„Ich leg' mich nieder nun in Frieden,
Ein Engel wachet über mir!
Was mir in dieser Nacht beschieden,
Das steht, o Herr, allein zu Dir!
Sollt' mir die Sonne nimmer scheinen,
Nimm meine Seele zu den Deinen!"

Die letzten Worte verloren sich in dem düstern Gewölbe wie ein Hauch. Sim entschlummerte mit festgeschlossenen Augen. Harry's Augen füllten sich beim Anblick des kleinen Schläfers und in Erinnerung an alles Erlebte mit Thränen. Auch er sprach nicht mehr. Er neigte sich über Sim, der mit dem Kopfe sich fest an seine Brust drückte, während er selbst mit dem Rücken an der Mauer lehnte. Noch ein stilles „gute Nacht" für Mercy, die sich dicht neben ihn gesetzt hatte, dann schloß er die Augen und schlief ebenfalls ein, so ruhig, als befinde er sich noch in seinem weichen Bette zu Greenfields. Nicht so Mercy, die oft im Schlafe stöhnte und seufzte. Bald darauf brannte das von Jack mit der Laterne zurückgelassene Lichtstümpchen zu Ende. Dichte Finsterniß umgab die drei Schläfer, und tiefe, öde Stille waltete in den weiten Gewölben.

Der Morgen graute bereits, da wurde Harry, der ein feines Ohr besaß und nur leicht schlummerte, durch ein fernes Geräusch von Stimmen und Schritten geweckt. Es schien, als ob mehrere Menschen einen schweren Gegenstand schleppten oder trügen. Bald darauf hörte er eine rauhe Stimme, bald grunzend, bald brummend, Strophen aus einem Trinkliede singen. Es war mehr ein Gebrüll als Gesang. Harry vernahm deutlich die Stelle:

„Ein Postillon und ein Dragoner,
Die saßen zusammen beim Wein,
Da grinste durch ein Fenster
Zur Stunde der Gespenster
Ein Antlitz in's Zimmer hinein.

Zum Postillon sprach der Dragoner:
Wer steht dort so allein?
Ho, sprach der, mich will bedünken,
Der Bursche hat Lust zu trinken —
Es wird der Teufel sein!"

Der Knabe ward aufmerksam auf die Stimme, sie schien ihrem verschwundenen Piloten anzugehören. Da indeß gleich darauf Alles wieder still ward, und die Gewölbe noch viel zu düster waren, um Nachforschungen anzustellen, so wagte Harry nicht, sich von seinem Platze zu entfernen, besonders da Mercy und Sim noch fest schliefen. Harry hatte sich in der Stimme nicht getäuscht. Jack mit der Laterne hatte Wort gehalten: er war in die Gewölbe zurückgekehrt, aber in welchem Zustande!

Der unverbesserliche Branntweintrinker hatte unmittelbar nach dem Verlassen seines Nachtquartiers sich in einer nahen Kneipe einer Gruppe von Arbeitern angeschlossen, die fest entschlossen schienen, ihren kargen Verdienst, worauf daheim ihre armen Frauen und Kinder mit leerem Magen harrten, noch in derselben Nacht zu vertrinken. Sie Alle kannten Jack mit seiner Laterne und hatten ihn gerne. „Genleman Jack", wie sie ihn nannten, durfte mit ihnen trinken, so viel er wollte. Dafür erheiterte er sie mit seinem krassen Humor, hielt Reden mit donnerndem Applaus und sang ihnen in den karrikirtesten Stellungen komische Lieder, oder intonirte bekannte Kneipgesänge, an welchen dann die ganze Gesellschaft brüllend theilnahm. In dieser Sphäre fühlte Jack mit der Laterne sich wohl, hier vergaß er alle seine guten Vorsätze und Versprechungen, alle Gewissensbisse und alten Erinnerungen, all' sein Elend. Schließlich war er so total betrunken, daß er sich nicht allein mehr bewegen konnte. Die wüsten Zechgenossen waren, als sie aufbrachen, gegen den „Genleman" so gefällig, ihn in sein ihnen bekanntes Nachtquartier, die Adelphigewölbe, zu schleppen und da niederzulegen. Der Betrunkene hatte noch einen Rest von Bewußtsein, um seinen eigenen Kondukt mit einem Trinkliede zu akkompagniren; dann versank er in einen viehischen Schlaf.

Und nun kam der Tag, der schöne Tag des Weihnachtsfestes! Freilich, in den düstern, traurig öden Räumen unserer Heimatlosen war zwischen einer Winternacht und einem Wintermorgen kein bedeutender Unterschied. Es war acht Uhr Morgens, als Harry, Sim und Mercy sich von ihrer kümmerlichen Ruhestätte erhoben. Ein mattes Dämmerlicht hatte um diese Zeit seinen Weg in die Gewölbe gefunden, eben genügend, mit einiger Mühe die Umrisse des Gemäuers und des Fußbodens zu erkennen.

Aus der Ferne erklangen wie ein leises Echo die Weihnachtsglocken in's Ohr der Erwachten; sie fühlten Kälte, Hunger und Schmerz vom harten Lager. Harry forderte die Andern auf, ihm zu folgen. „Es ist Morgen. Fort von hier! Wir wollen uns waschen und kämmen — ich hab' ein Stückchen Seife aus unserem letzten Logis und einen kleinen Kamm in der Tasche. Dann wollen wir zusammen in die Kirche gehen und Gott um seine Hülfe bitten." — „Ohne noch Etwas gegessen zu haben?" fragte Sim kläglich. „Ich hab' solchen großen, großen Hunger!" — „Hab' keine Angst, Master Sim!" erwiederte Mercy mit Humor; „Du sollst Etwas zu essen haben, wenn auch wenig. Ich fand ganz zufällig in einer Ecke meiner Kleidertasche ein Vierpencestück; erst wußt' ich gar nicht, woher es kam, doch dann besann ich mich — ich hab' es seit lange. Es ist ein Loch darin und das bedeutet Glück. Wir können uns wenigstens einen Topf Thee und ein Stück Brod dafür kaufen."

Die Drei schritten dem ihnen bekannten Ausgange der Gewölbe zu. Plötzlich hörten sie ein lautes Schnarchen, und gleich darauf stieß Harry, der voranging, fast mit dem Fuße an einen menschlichen Körper; es war Jack mit der Laterne, der hier seinen Rausch

ausschlief. Sim und Mercy erschraken, weil sie glaubten, es liege ein Todter da. Harry beruhigte sie. „Ich vergaß, euch davon zu erzählen, daß ich den betrunkenen Mann schon vor ein paar Stunden habe zurückkommen hören. Seine Kameraden haben ihn hierher geschleppt, aber sie hätten ihm auch ein bequemeres Lager bereiten können, wo er nicht in Gefahr ist, jeden Augenblick von Menschen oder den Hufen der Esel getreten zu werden. Faßt an, Mercy und Sim, wir wollen den Mann auf unser verlassenes Lager tragen! Ihm verdanken wir's, und wenn er auch ein schlimmes Laster an sich hat, so zeigte er doch ein gutes Herz."

Sie machten Anstalt, Jack mit der Laterne anzupacken. Wie unwillkürlich zauderten alle Drei einige Minuten und blickten, von Mitleid und doch auch von Abscheu bewegt, in stummer Pause auf das elende Opfer der Trunksucht. Der Mann lag auf dem Rücken lang ausgestreckt. Ein matter Lichtstrahl fiel auf sein gedunsenes Gesicht. Das Haar lag wüst auf der wohlgebildeten Stirn, die Augenlider waren geröthet und geschwollen, seine Nase, dunkelroth und dick von der Wirkung des Spiritus, blutete an einer Stelle. Die Lippen waren bläulich, trocken und aufgesprungen. Augenscheinlich besaß der Unglückliche kein Hemd. Die Kleider waren beschmutzt und zerrissen; durch sehr defekte Schuhe blickten die nackten Füße. In einer Hand hielt Jack seine Laterne, in der andern eine kurze Tabakspfeife.

Schaudernd über diesen Anblick griffen die drei Helfer ihren Piloten an. Er räusperte sich im Schlafe und lallte den Anfang eines lateinischen Trinkliedes: «Nunc tempus est bibendum!» (Es ist nun Zeit zu trinken.) Doch öffnete er weder die Augen, noch wußte er, was mit ihm geschah. Mit großer Mühe ward die unbeholfene Last nach der besseren Lagerstätte geschleppt, mit Kopf und Oberkörper etwas höher gelegt und dann seinem Schicksal überlassen. „Ich wollt', ich könnt' ihm helfen!" sagte Harry. „Wenn der Mann nun erwacht in der Sonne des Christtages, wird er sich wieder so unglücklich fühlen, wie in dieser Nacht, und dann wird er von Neuem sein Manuskript vermissen, das ihm Brod bringen sollte. Mag er ruhig schlafen, Gott helfe ihm! Wir wollen jetzt fort von diesem traurigen Orte!"

Sie gingen an's Ufer der Themse, machten Toilette auf die primitivste Weise von der Welt und folgten dann Harry's Aufforderung, nach einem Schenkladen zu gehen, um Thee zu trinken. Die Jugend liebt materielle Genüsse. Keiner unserer Leser, der nicht das grenzenlose Unglück hatte, ein Weihnachtsfest ohne fürsorgende Eltern, ohne Geschenke, ohne wärmende Kleider, ohne hinreichende Nahrung und ohne Obdach zu durchtrauern, wird sich darüber wundern, daß unser armer kleiner Sim, vorher ein gehätscheltes Kind des Glückes, immer wieder an das verlorene Paradies des Wohlstandes sich erinnerte und seinen wackern Bruder mit Lamentationen über ihr Elend quälte. Das vorjährige Christfest war noch für sie ein glückliches gewesen. Die Stimme der Mutter hatte sie noch geweckt in ihren warmen behaglichen Betten, um sie zu ihrem delikaten Frühstück zu rufen; und als die Glocken von der alten bemoosten Ashbrookkirche nach Greenfields herübergetönt, hatten sie sich angekleidet zum Kirchgange, und die würdige Großmutter in ihrem schweren schwarzseidenen Kleide hatte ihnen Segen wünschend die Wangen gestreichelt, und manch' armes Kind hatte ihnen mit sehnenden Blicken nachgesehen, als sie in neuen Kleidern den Weg zur Dorfkirche hinabgingen. Niemand, am Allerwenigsten sie selbst, hätte sich träumen lassen, daß sie zum nächsten Christfeste ärmer sein würden als die Aermsten ihres Dorfes, ohne Großmutter, Mutter, Vater, Freund — ohne Heimat auf weiter Muttererde. Sie besaßen, wie Mercy erwähnt, ein durchlöchertes Vierpencestück. Damit gingen sie zu einem Thee- und Kaffeeschank, der sich auf einem vierrädrigen Karren an der nächsten Straßenecke befand. Vier große zinnerne Kannen, jede fünf Gallonen haltend, auf eisernen Rosten mit glühenden Kohlen stehend, bargen das homöopathisch verdünnte Getränk, das „Rough-and-Ready" (der Spitzname des Ausschenkers, weil er von rauhem Wesen war und immer gleich baare Zahlung forderte) für Kaffee und Thee verkaufte. Außerdem hielt er mit Butterschnitten, Kuchen und Semmeln feil. Der Thee kostete einen Penny die Pinte. Unsere Freunde konnten nur eine halbe Pinte Jedes fordern; zwei und ein halb Pence blieben ihnen für etwas Butterbrod oder trockenen Kuchen. In Mercy, dem dienstlosen „Mädchen für Alles", regte sich die kritische Natur, sie machte die spitze Bemerkung: die Milch, welche „Rough-and-Ready" verwende, komme von der Kuh mit eisernem Schweife, und der Thee habe nicht mehr Zusammenziehendes wie anderes Heu. Die ganze Gallone davon sei keinen Penny werth. Da wurde der Verkäufer das Non plus ultra seiner Bezeichnung und überschüttete Mercy statt mit dünnem Thee mit einer dicken Flut von Grobheiten.

Harry und Sim genossen ihre kümmerlichen Portionen, die kaum etwas mehr als gar keine Nahrung enthielten, mit frohem Genügen. Sie fühlten sich wenigstens erwärmt, als sie mit andächtigem Sinne in die nahe Kirche von „St. Martin im Felde" eintraten.

6. Christmorgen in der Kirche.

Die ganze Kirche war mit Immergrün, Mistelzweigen, Laurus tinus und Guirlanden von Steineiche festlich dekorirt. Die weißen schlanken Säulen waren mit Guirlanden umwunden, an den Kapitälen funkelten aus grünen Büschen Trauben scharlachrother Beeren wie Korallen. Die Säulen waren untereinander mit grünen Festons verbunden.

Unbeachtet von der zahlreichen, wohlgekleideten Gesellschaft schlichen unsere Freunde zu leeren Plätzen. Mercy heftete in gedrückter Stimmung ihre Blicke an den Boden; sie mußte sich mit Scham gestehen, daß sie niemals, seitdem sie nach London gekommen, ein Gotteshaus besucht hatte. Sim blickte mit gefalteten Händen still vor sich hin.

Als die Versammelten beim Hochgesang sich von ihren Sitzen erhoben, warf Harry einen schüchternen Blick nach der Empore. Da schaute sein Auge an der Front der ersten Gallerie die Gestalt und das liebreizende Gesicht der jungen Dame, welche ihm am Tage vorher das Päckchen für den Gentleman mit dem schwarzen Schnurrbart am Juwelierladen gegeben hatte Sie war vornehm und geschmackvoll gekleidet. Ihre langen goldenen Locken kontrastirten wunderbar mit dem Purpursammet ihres Hutes und Mantels. Weiße wallende Federn auf ihrem Hute verliehen ihrer Erscheinung etwas Majestätisches. Neben ihr war die unvermeidliche dicke Lady, ihre stolze Tante, wahrhaft pompös gekleidet, in Scharlachsammet und Hermelin, auffallend in ihrem ganzen Gebahren, sogar im Gebet. Ihre Eitelkeit forderte alle Blicke heraus, und das war dieselbe Dame, die sich am Tage zuvor darüber beklagte, daß sie von den jungen Herren mit Blicken verfolgt werde!

Außerdem bemerkte Harry in derselben Gallerie einen älteren Herrn mit strengem, geschäftsmäßigem Gesichtsausdruck, scharf kontrastirend mit den Organen der Humanität, welche an seinem wie aus Stahl polirten Kopfe stark hervortraten. Er war einfach, aber äußerst sauber gekleidet.

Während Harry diese Beobachtungen machte, erregte Mercy, welche sich etwas abseits von den Brüdern befand, seine Aufmerksamkeit durch Unruhe und Zerstreutheit. Er folgte der Richtung ihrer Blicke nach den Säulen längs des Schiffes und sah, halb versteckt, einen starken backenbärtigen Burschen in grauem Flausrock mit blanken Knöpfen, der ihr mehrfach verstohlen zunickte und winkte. Es war der Hausbursche in dem von Mercy verlassenen Logirhause. Dieß unstatthafte Betragen des Mädchens würde den in moralischen Dingen sehr taktfesten Harry gewaltig gestört haben, wenn nicht seine ganze Seele durch eine andere Erscheinung in diesen Augenblicken wäre in Anspruch genommen worden. Neben dem ältlichen Herrn, der zu den Damen auf der ersten Gallerie zu gehören schien, sah er ein etwa zehn- bis elfjähriges Mädchen, reich und etwas phantastisch gekleidet, eine kleine Modedame von auffallender Schönheit. Sie machte im Allgemeinen den Eindruck eines vollständig gelungenen, lebensvollen Bildes aus einer guten Modezeitung, für Harry aber war sie die Erscheinung eines Engels, an welche sein Blick wie durch einen Zauber gebannt ward, so daß er kaum noch seine Augen abwenden konnte, und es ward ihm schwer, zu glauben, daß er nicht träume, als er sah, daß die Blicke dieses holden Kindes auf ihm und seinem Bruder Sim mit lebhaftem Interesse ruhten und immer wieder dahin zurückkehrten, wenn sie auf Momente eine andere Richtung genommen hatten. Es bekundete sich in ihrem Wesen eine gewisse Selbstständigkeit, die über ihr Alter hinausreichte und zu beweisen schien, daß sie in Verhält-

nissen lebe, die sie zu beherrschen bereits einen guten Anlauf genommen hatte.

Der Gottesdienst erreichte sein Ende. Die Anwesenden drängten und bewegten sich in buntem Durcheinander den Ausgängen der Kirche zu. Nur einzelne Gruppen Zusammengehörender und Gesetzterer blieben zurück, um das Gedränge sich erst verlaufen zu lassen. Als Harry und Sim den Ausgang erreichten, war Mercy nicht zu sehen. Harry hatte in diesem Augenblicke für das Mädchen nicht Aufmerksamkeit genug, um sich wegen ihres Verschwindens sehr zu beunruhigen; hatte er sie doch am Morgen kaum bewegen können, erst mit zur Kirche zu kommen, ehe sie, wie sie vorgab, nach ihren Sachen zu sehen ging. Des Knaben Augen suchten nach der kleinen Schönheit, die auf sein Inneres eine so wunderbare Wirkung geübt hatte.

Jetzt traten unter vielen Anderen auch die beiden Damen von der ersten Gallerie, der ältliche Herr und die jugendliche Schöne aus der Kirche. Die Letztere faßte etwas kokett ihren prächtigen Pelz zusammen, zupfte an den Bändern ihres Hutes und an ihren zierlichen Handschuhen mit silbernen Knöpfchen, und blickte dabei wie zufällig auf Harry, der sich demüthig an die Seite stellte. Ein zartes Roth flog über des Mädchens Gesicht, sie machte eine Bewegung, als wollte sie auf die Knaben zugehen, und auf ihren Lippen schienen Worte der Mildherzigkeit, vielleicht der Barmherzigkeit zu schweben. Aber es blieb bei dieser Bewegung. Nur noch einen herzigen Blick, der gar nichts vom Stolz des Vornehmen an sich hatte, warf sie nach den Knaben hin, dann schritt sie weiter, neben ihr eine ältere, ziemlich einfach gekleidete Dame, welche sie zu beaufsichtigen schien.

Eine Menge von Karrossen hielten vor der Kirche, um die Vornehmen einzunehmen, denen es Modesache ist, zum Gebet nicht zu Fuß zu gehen, selbst wenn sie nur hundert Schritte von der Kirche entfernt wohnen. Das Rangiren der vorfahrenden Wagen erforderte einige Zeit und hielt an der Kirche zahlreiche Gruppen zurück. In diesen bemerkte Harry jetzt den jungen Herrn, welcher ihm den halben Sovereign geschenkt. Er war, wie am Tage vorher, äußerst fashionabel gekleidet, und es war seiner Erscheinung anzumerken, daß er gefallen wollte und daß das Bewußtsein, seine ritterliche Außenseite könne des Triumphes nicht verfehlen, ihm innewohnte. Mit großer Gewandtheit wußte er sich, hinter dem Rücken der dicken Tante mit den Argusaugen, seiner Angebeteten zu nähern, und diese selbst kam ihm in seinem Bemühen mit dem Geschick, das gebildeten Damen eigenthümlich ist, entgegen. Sie wußten sich einander so sehr zu nähern, daß der Gentleman einen Augenblick ihre feine Hand drücken und ihr einige Worte zuflüstern konnte.

„Wann werde ich wieder von Dir hören?" flüsterte die Dame, während ein leichter Windhauch eine ihrer Locken dem Gesicht des Anbeters so nahe wehte, daß er versucht war, einen Kuß darauf zu drücken. — „Morgen," erwiederte der Gefragte. „Ich halte den kleinen Burschen, der mir Dein Bild brachte, für intelligent und zuverlässig. Der Junge scheint überall zu sein, eben sehe ich ihn dort stehen." — „Vergiß nicht, mir zu schreiben, Edmund! Ich bin voll Unruhe und Sehnsucht." — „Theuerstes Herz, ist's mit mir anders? Verlass' Dich auf mich! Adieu!"

Er drückte nochmals ihre Hand und zog sich zurück. Während er einen seiner Handschuhe fester anzog, streifte er an Harry vorüber. „Morgen, mein Junge, nicht heute!" sagte er mit kaltem Gesicht und entfernte sich, ehe Harry hatte antworten können.

Die Equipage seiner Dame fuhr vor. Die dicke pompöse Tante stieg zuerst ein, Blanche folgte ihr, ohne daß sie unterlassen konnte, nochmals ihren Blick nach ihrem Geliebten zurückschweifen zu lassen. „Willst Du nicht mitfahren, Tante?" fragte Blanche die Begleiterin des kleinen Mädchens. „Oder Du, Onkel?" — „Nein, wir ziehen vor zu gehen," erwiederte die Gefragte, während der ältliche Herr erklärte, er werde von der Kirche ebenso wie nach der Kirche zu Fuße gehen, damit seine Pferde spürten, daß ein Festtag sei. — „Dann laß Lena mit uns fahren!" rief die dicke Tante aus dem Wagen. „Es läuft heute so viel schmutziges Volk herum, und unverschämte Knaben setzen das Kind jeden Augenblick in Gefahr, verunreinigt oder bestohlen zu werden." Dabei schleuderte sie einen Blick auf Harry und Sim hinüber, der in Verbindung mit jener lieblosen Aeußerung Zornröthe auf Harry's Stirn lockte. — „Ich fahre nicht mit!" erklärte Lena, die kleine Schönheit, determinirt. „Ich mag bei solchem Wetter in keinem geschlossenen Wagen sitzen, sondern ziehe vor, in der Sonne zu gehen. Auch fürchte ich mich nicht vor armen Kindern, Tante, gerade heute erst recht nicht, wo ich hingehen und mit den Kindern in unserer Sonntagsschule zu Mittag essen werde." — „Gewiß, lieber Onkel, das wirst Du dem Kinde nicht zu riskiren erlauben!" eiferte die stolze Dame und schien Anstalt machen zu wollen, diese Unterredung, welche den Verkehr stocken machte, aus dem Wagen fortzusetzen, aber der ältere Herr gab dem Kutscher ein Zeichen und die Karrosse rollte davon. Die so unfreiwillig Unterbrochene machte noch eine boshafte Bemerkung gegen die mitfahrende Blanche, doch diese war viel zu sehr mit Edmund beschäftigt, als daß der Stoff der Unterhaltung in ihr Boden gefunden hätte.

Lena entfernte sich mit Vater und Tante über den Trafalgarplatz, und Harry blickte in Gedanken verloren ihr nach. Die Aeußerung der stolzen Begleiterin Blanche's von den schmutzigen Knaben, die vornehme Kinder verunreinigen und bestehlen, summte ihm in den Ohren und erbitterte ihn gegen das Weib, das ihm schon als eifersüchtige Wächterin seiner schönen Beschützerin verhaßt geworden war. Ihr zum Trotz, nahm er sich vor, wollte er den geheimen Handel zwischen Blanche und ihrem Anbeter so geschickt und so eifrig wie möglich fördern, und der splendide Geber eines halben Sovereign sollte, was seine kleinen Dienste anlangte, keinen Bessern und Treuern finden. Die dicke Tante warf einen Schatten in seine Seele, aber nur auf einige Minuten, denn wie heller warmer Sonnenschein drängte sich das schöne Bild Lena's hinein mit ihrer liebenswürdigen und beziehungsreichen Aeußerung, daß sie sich nicht vor armen Kindern fürchte.

Er vergaß in diesem geistigen Verkehr mit dem unbekannten Engel Alles um sich her und hatte selbst für seinen Bruder Sim, der zähneklappernd neben ihm stand, kein Wort, als er noch immer über den weiten, menschenbelebten Square in der Richtung der Verschwundenen schaute.

Plötzlich machte er eine Bewegung heftigen Erschreckens — er sah Lena verstört und mit blassem Antlitz eilend zurückkommen, hinter ihr, kaum fähig dem Kinde zu folgen, deren Tante.

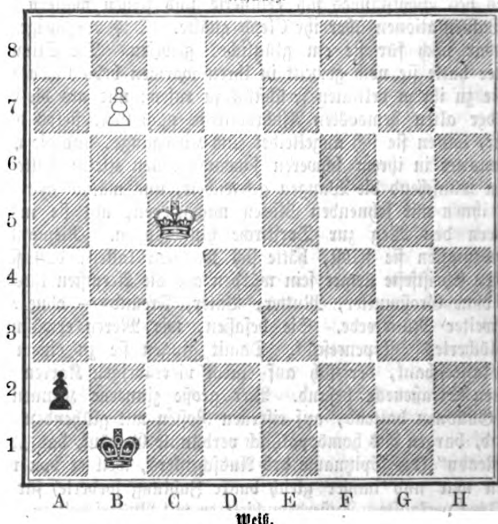
(Fortsetzung folgt.)

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn **Horwitz**.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 24.

Stuttgart, 1866. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Bei gelehrten Mönchen.

Von

H. Weiß.

Die Klöster, gegen welche die Neuzeit so manchen Bannstrahl geschleudert, haben wirklich in den Zeiten der Verwilderung den Schatz der Wissenschaften, der Gelehrsamkeit und der Künste bewahrt. Von ihrem Beginne an haben die Religiosen manches Mönchsordens sich auf's Eifrigste mit dem Unterrichte der Jugend beschäftigt, haben der Krankenpflege sich unterzogen oder sich mit der Vorbereitung zur Kanzel, mit dem Studium der heiligen Bücher, der geistlichen Schriftsteller und selbst der profanen Autoren abgegeben. Eine der wichtigsten und segensreichsten Aufgaben der gelehrten Orden war das Kopiren der Handschriften. Ohne diese Arbeit wären eine Menge Bücher, die wir heute besitzen, und auf denen unsere Bildung wissentlich und unwissentlich beruht, verloren. Lange Zeit gab es durchaus keine andere Schulen, um die Wissenschaften zu pflegen, als die der Kloster- und Kathederschulen, beinahe keine andere Schriftsteller als die Mönche. Als die Wissenschaften und die Schriftstellerei sich verbreiteten, waren es immer noch Kongregationen, welche das Privilegium der höhern Studien bewahrten und sich mit den umfassenden gelehrten Arbeiten beschäftigten, die nur durch gemeinschaftliche Thätigkeit ermöglicht waren. Unter den gelehrten Orden müssen wir die Benediktiner nennen, welche im Kloster des Monte Casino in Italien ihren Sitz aufgeschlagen hatten und bald in ganz Europa Klöster hatten. Die Gelehrsamkeit der Benediktiner ist sprüchwörtlich geworden. Neben ihnen hat sich der Dominikaner- oder Predigerorden hervorgethan, der erst im dreizehnten Jahrhundert gegründet wurde, den aber bald die gelehrtesten Namen illustrirten. Der Orden der Franziskaner nennt ebenfalls eine Anzahl gelehrter Namen, wie Bonaventura, Alexander Hales, Duns Scotus, Roger Bacon, als die Seinen. Der Engländer Algernon Taylor hat in neuester Zeit die italienischen Klöster von Nizza bis nach Neapel besucht, und man ersieht aus dem Buche, daß noch viele Mönche der dortigen Klöster mit gelehrten Arbeiten beschäftigt sind. „Die Mönche," sagt er, „welche sich gelehrten Studien widmen wollen,



Der Studirsaal eines italienischen Klosters. Von M. Gire.

gehen gewöhnlich von einem Kloster zum andern, um daselbst die Studien zu betreiben, für welche das einzelne Kloster die entsprechenden Spezialgelehrten besitzt und Ruf hat." Im einen Kloster findet man Theologie, im andern Dogmatik, im dritten Moral, im vierten Beredsamkeit. Dieß ist namentlich in Rom der Fall. Wir haben also hier ein ähnliches Verhältniß, wie bei den Universitäten. Das Leben in den einzelnen Klöstern ist sehr verschieden; am Behaglichsten hat es Algernon Taylor bei den Barnabiten in Genua gefunden; als er eines Tages den Wunsch aussprach, auch einige Zeit bei Kapuzinern zuzubringen, sagte der Guardian: „Hüten Sie sich, die Barnabiten sind Herren, die anderen Mönche sind nur arme Bettler."

Das Geheimniß des Bankiers.

Roman von E. Braddon.

(Schluß.)

Klara hatte keine andere Adresse von ihrem Sohne, als die des Postbureaus in Hertford, und war der Meinung gewesen, daß er in der Stadt selbst wohne und nur aus Vergessenheit unterlassen habe, ihr das Haus zu bezeichnen, in welchem er Beschäftigung gefunden hatte. Als jedoch die Zeit verstrich, ohne daß eine Erwiederung auf ihre so angstvollen Briefe einlief, gelangte sie zu der Ueberzeugung, daß ihrem Sohne Etwas zugestoßen sein müsse. „Lionel ist krank!" rief sie, unfähig, länger ihre Unruhe vor Violetten zu verbergen. „Er muß gefährlich erkrankt, dem Tode nahe sein, denn wenn er noch eine Feder halten könnte, so würde er gewiß geschrieben haben." — Sie entschloß sich, nach Hertford zu reisen, um ihn aufzusuchen. Ihr kleiner Geldvorrath war zwar sehr erschöpft, aber langte gerade noch zur Bestreitung der Kosten hin. Sie brauchte sie jetzt nicht zu scheuen, da ihre Lage durch das Violetten zugefallene Vermächtniß wesentlich verändert worden war.

Klara Westford trat mit schwerem Herzen den Weg an. Sie setzte sich in eine Ecke des Wagens, zog den Schleier über das Gesicht und schenkte weder ihren Reisegefährten, noch der Gegend, welche sie durcheilte, die geringste Aufmerksamkeit. Ihre Brust war von dunklen Ahnungen gedrückt. Während die frohen, lachenden Stimmen der Mitreisenden verletzend an ihr Ohr schlugen, sah sie im Geiste den geliebten Sohn todt oder auf dem Krankenlager vor sich. Endlich erreichte sie das Ziel ihrer Bestimmung und erkundigte sich auf der Station sogleich nach der Lage des städtischen Postbureaus. Dort mußten ihre peinlichen Zweifel ein Ende nehmen, dachte sie. Die Beamten des Bureaus konnten vielleicht sogar die Wohnung ihres Sohnes angeben, und sie hatte dann nichts zu thun, als geraden Weges dahin zu gehen. Um so größer war daher ihre Verzweiflung, als der Beamte am Schalter erklärte, daß er ihr durchaus keine Auskunft über die Person geben könne, an welche die Briefe mit der Adresse „Lionel Westford" gerichtet worden seien. „Es kommen so Viele hierher, welche ihre Briefe abholen," sagte der Mann, „daß es unmöglich ist, sie alle zu kennen." — Er blickte hierauf in das betreffende Fach und fand drei für Lionel Westford bestimmte Schreiben. Klara bat um die Erlaubniß, sie anzusehen, und überzeugte sich, daß es die drei letzten von ihr abgesendeten Briefe waren.

Nachdem sie das Postbureau verlassen hatte, irrte sie bis gegen Abend in der Stadt umher und fragte in allen Gasthöfen und Wirthshäusern, bei den Buchhändlern und Kaufleuten nach, wo sie Aufschluß über ihn und seine Wohnung erhalten zu können glaubte, bekam aber überall nur die Antwort, daß Niemand Lionel Westford kenne und von ihm gehört habe.

Es war bereits zehn Uhr, als sie endlich nach der Eisenbahnstation zurückkam, ohne den geringsten Trost für ihren herzbrechenden Kummer gefunden zu haben. Glücklicher Weise konnte sie noch den letzten nach London abgehenden Zug benützen und kehrte eben so unwissend über das Schicksal ihres Sohnes dahin zurück, wie sie am Morgen abgereist war.

Violette las in den Zügen ihrer Mutter sogleich, daß sie keine guten Nachrichten von Hertford mitbrachte. Sie ließ sich neben ihr auf die Kniee, nahm ihr das dicke Tuch ab, blickte sie zärtlich an und versuchte sie zu trösten. „Du hast ihn nicht gefunden, meine arme Mutter, nicht wahr?" sagte sie. „Ja, ich sehe es an Deinem Gesichte. Aber ist es nicht am Ende besser, noch in Ungewißheit über sein Schicksal zu sein, als zu wissen, daß wir ihn verloren haben?"

An dem im Schreiben des Commis bezeichneten Tage legten Klara und deren Tochter ihre besten Trauerkleider an und machten sich auf den Weg nach der City. Die Brust der Mutter war von bangen Zweifeln bewegt. Daß der Commis sie in das Privatzimmer des Bankiers beschieden hatte, war zwar nichts besonders Auffallendes, — obgleich es einen großen Einfluß des Commis auf seinen Prinzipal oder eine gewisse Macht über ihn voraussetzte, — allein das ganze Schreiben war auf sehr geheimnißvolle Weise abgefaßt. Sie hatte deßhalb beschlossen, seinen Weisungen blindlings zu folgen, da das Benehmen des Mannes bei seinem letzten Besuche ihr Vertrauen zu seiner Aufrichtigkeit eingeflößt hatte. Zur bestimmten Stunde erschien sie im Hause des Bankiers und wurde sogleich nach dessen Privatzimmer geführt, wo sie Rupert Goodwin an einem Tischchen sitzend fand, während Danielson in ehrerbietiger Entfernung hinter ihm stand.

Rupert Goodwin war auch durch einen Brief des Commis nach dem Bankhause gerufen worden, und zwar folgenden Inhalts:

„Geehrter Herr! Unsere Geschäfte nehmen eine üble Wendung in der City, denn die alten Gerüchte tauchen wieder auf. Es wäre zu wünschen, daß Sie selbst auf das Comptoir kämen und Einsicht nähmen. Ich habe auf morgen Mittag um zwölf Uhr einige andere Personen zu einer Besprechung mit Ihnen bestellt, und da es eine sehr wichtige Angelegenheit ist, bitte ich Sie, rechtzeitig erscheinen zu wollen. Ihr gehorsamer Diener, J. D."

Dieses Schreiben war nach dem Privathause des Bankiers im Westende von London geschickt worden, und in Folge desselben hatte er sich wenige Minuten vor Klara's Erscheinen im Bankhause eingefunden.

Rupert Goodwin's Angelegenheiten waren seit einiger Zeit wieder in Verfall und ziemlich in denselben Stand gerathen, in dem sie sich befanden, ehe er jenen Diebstahl an den von Harley Westford deponirten zwanzigtausend Pfund verübt hatte. Seine Spekulationen waren zwar anfangs glücklich ausgefallen, allein eine plötzlich auf dem Geldmarkte eingetretene Krisis hatte alle seine Pläne gestört, und er sah ein, daß, wenn ihm jetzt alle Gelder gekündigt würden, seine Zahlungsunfähigkeit öffentlich erklärt werden müsse. Dieselbe war schon seit länger als zehn Jahren vorhanden. Er hatte die Last dieses drückenden Geheimnisses getragen, während er wußte, daß Tausende von unschuldigen Personen zu leiden haben würden, sobald der durch maßlose Verschwendung herbeigeführte Fall seines bisher so hoch geachteten Geschäftes eintrat. Allein dieses Bewußtsein beunruhigte ihn, der gegen die Leiden Anderer völlig gleichgültig war, keineswegs: nur der Gedanke an seinen eigenen Untergang, an die ihm selbst bevorstehende Armuth war es, was ihm schon seit längerer Zeit große Sorge verursacht hatte, da er, zu stark gedrängt, nicht dazu hatte kommen können, einige Summen für seine persönliche Sicherheit auf die Seite zu bringen. „Nun, Jakob," sagte er, „wie stehen die Sachen?" — „Sehr schlecht," erwiederte der Commis mit einer Mischung von Gleichgültigkeit und Ehrerbietung, über die sich sein Prinzipal schon oft geärgert hatte, „sehr schlecht. Die Leute fangen wieder an, mißtrauisch zu werden, und wenn das einmal begonnen hat, so läßt sich ihm nicht leicht Einhalt thun. Jeden Tag können sie sich auf die Bank stürzen und Rückzahlung verlangen, und dann — ist der Ruin vollständig." — Rupert Goodwin's Nerven waren schon seit längerer Zeit sehr erschüttert, so daß er sich bei diesen Worten eines leisen Schauders nicht erwehren konnte. Ehe er Zeit fand zu antworten, öffnete ein jüngerer Commis die Thür des Zimmers und ließ Mrs. Westford und deren Tochter eintreten. Der Bankier erschrak heftig beim Anblicke dieser schönen Trauergestalten. „Wer sind diese Personen?" rief er. „Ich kann sie nicht empfangen. Walters, führen Sie die Damen nach dem Comptoir, sie haben hier nichts zu thun. Danielson, was soll das heißen?" fügte er, an Letzteren gewendet, in sehr zornigem Tone hinzu. „Sie haben mir angezeigt, daß in dieser Stunde über eine wichtige Angelegenheit verhandelt werden soll, allein diese Personen können unmöglich Ge-

schäfte mit mir haben.“ — „Doch, Mr. Goodwin,“ erwiederte der Commis ganz ruhig. „Setzen Sie sich, meine Damen. Mr. Rupert Goodwin war nicht auf Ihren Besuch vorbereitet, wie Sie sehen, meine Damen, denn ich hatte vor Ihrem Erscheinen noch nicht Zeit gehabt, ihm die nöthigen Mittheilungen zu machen. Allein er wird sich bald überzeugen, daß es ein sehr einfaches Geschäft ist. Bitte, nehmen Sie Platz!“ — Die Damen leisteten der Einladung Folge. Klara hatte durch keine Miene verrathen, daß sie den Bankier kenne, und eben so wenig Letzterer, daß er sie erkannt habe, obgleich Beide sich eine Sekunde lang fest in's Auge geblickt hatten.

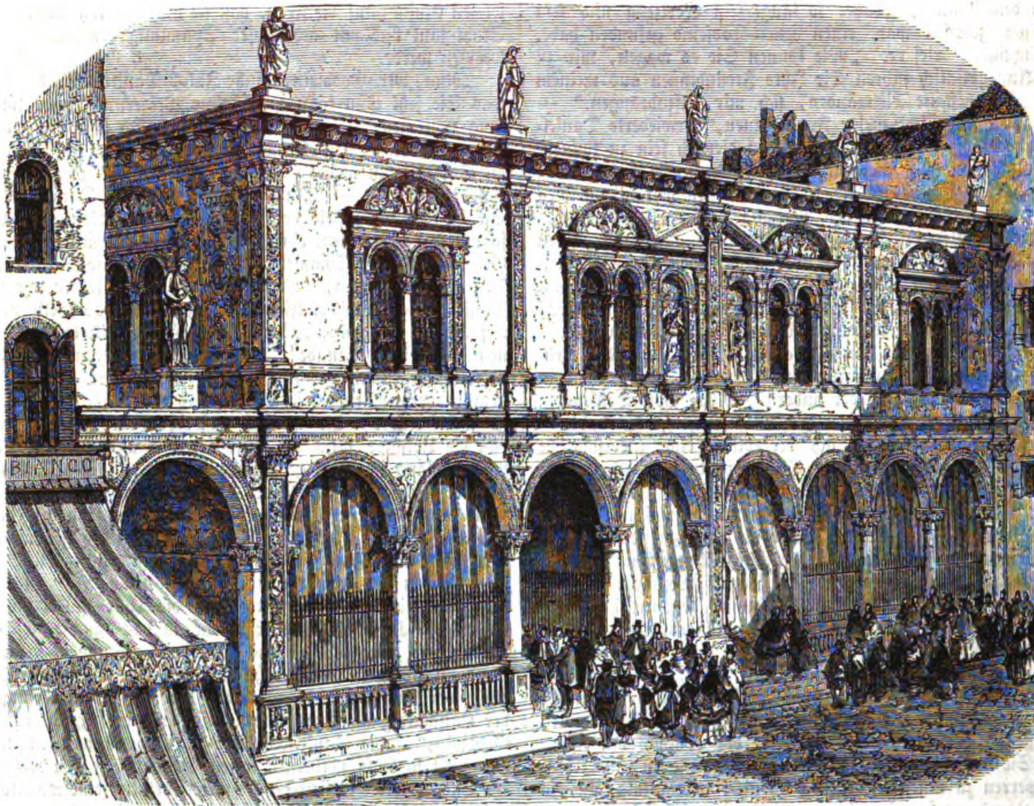
Mrs. Westford's Gesicht war blaß und ihre Züge so starr, wie die einer Bildsäule. Das Gesicht des Bankiers aber war todbleich. Die unerwartete Erscheinung der beiden Frauenzimmer in ihren düsteren Gewändern hatte ihm einen namenlosen Schrecken eingeflößt. In dem Augenblicke, als er sich nach dem alten Commis umwandte, gewahrte er in dessen Miene Etwas, das ihm sagte, daß er in dem Manne, welcher so lange sein Werkzeug und sein Mitschuldiger gewesen war, einen neuen Todfeind gefunden habe. „Niederträchtiger!“ rief er. „Wie können Sie es wagen, mir zu trotzen? Augenblicklich führen Sie Ihre Freundinnen aus meinem Zimmer! Ich gestatte Niemanden, sich mir aufzudrängen.“ — „Diese Damen sind nicht meine Freundinnen,“ erwiederte Danielson, „obgleich ich stolz sein würde, ihnen dienlich sein zu können. Sie sind auch nicht ohne Berechtigung hier, denn sie haben einen Anspruch an Sie zu machen, Mr. Goodwin, einen sehr bedeutenden Anspruch.“ — „Sie haben den Verstand verloren, Danielson,“ versetzte der Bankier mit verächtlicher Miene. „Was für einen Anspruch könnten diese Damen an mich machen wollen?“ — „Vielleicht einen furchtbaren Anspruch, Rupert Goodwin,“ rief Mrs. Westford in feierlichem Tone. „Wie, wenn ich käme, um Gerechtigkeit gegen den Mörder meines geliebten Gatten zu verlangen? — Die Strafe zögert zuweilen lange, sie bleibt aber nie aus. Früher oder später muß Rechenschaft abgelegt werden, wenn nicht in dieser Welt, desto sicherer in der andern. Möge Gott Denjenigen gnädig sein, welche ihre Sünden hier unten nicht gebüßt haben!“ — Rupert Goodwin bemühte sich vergeblich, eine zuversichtliche Miene anzunehmen; sein erdfahles Gesicht wurde fortwährend von krampfhaften Zuckungen verzerrt, welche den Zustand seines Innern verriethen. — „Es handelt sich hier nicht um Bestrafung,“ sagte Jakob Danielson; „diese Damen sind heute nur gewisser Geschäfte halber gekommen. Sie verlangen die Rückzahlung einer Summe von zwanzigtausend Pfund, welche Mr. Harley Westford, Kapitän der ‚Lily Queen‘, bei Ihnen, Mr. Goodwin, deponirt hat, und zwar mit drei und ein halb Prozent Zinsen seit dem Tage der Deposition.“ — Rupert Goodwin brach in ein höhnisches Gelächter aus, allein es klang gezwungen und widerlich. „Mein guter Danielson,“ rief er, „Sie sind ohne allen Zweifel verrückt. Ich werde die Polizeibehörde requiriren und eine Zwangsjacke für Sie kommen lassen müssen.“ — „Noch nicht,“ versetzte der Commis mit eisiger Kälte. „Sie haben eine besondere Neigung, Leute in ein Irrenhaus einsperren zu lassen; allein da ich nicht wahnsinnig bin, so bedarf es Ihres menschenfreundlichen Beistandes in Betreff meiner nicht. Hoffentlich werden Sie so gut sein, die Summe von zwanzigtausend Pfund zu zahlen, welche diese Damen beanspruchen. Mrs. Westford's Gatte ist plötzlich gestorben. Hier ist die von Ihnen ausgestellte Empfangsbescheinigung, welche ich als Zeuge mitunterzeichnet habe.“ — Der Commis zog ein längliches Papier aus der Tasche und hielt es dem Bankier vor, dessen Blicke mit einer Mischung von Schreck und Staunen darauf hinstarrten. „Wo . . .“ stotterte er, „wo haben Sie . . .?“ — „Wo ich es gefunden habe?“ erwiederte Danielson kaltblütig. „Ich will es Ihnen sagen. An jenem Abende, an dem Harley Westford nach Wilmingdonhall kam, trug er einen leichten Ueberziehrock. — Ah, ich sehe, daß Sie sich dessen erinnern! — Da der Abend warm war, so hatte er ihn nur auf dem Arme, als er in den Speisesaal trat, wo wir noch beim Dessert saßen, und als er den Saal mit Ihnen verließ, warf er ihn auf einen Stuhl. Dort fand ich den Rock, nachdem ich von Hertford, wo ich den Zug versäumt hatte, in Wilmingdonhall wieder eingetroffen war. Da ich von Natur etwas neugierig bin und an diesem Abende aus gewissen Gründen besondere Neugierde empfand, so untersuchte ich die Taschen des Rockes. Meine Bemühung wurde belohnt, denn in der einen Tasche fand ich dieses Papier. Sie erkennen es, Mr. Goodwin, wie ich sehe. Es ist dasselbe Papier, nach welchem Sie gleichfalls in den Taschen des Rockes gesucht haben, aber etwas zu spät. Ihr Werk war nur zur Hälfte ausgeführt worden, als Sie den Kapitän Westford meuchlings erdolcht und in den Keller hinabgestoßen hatten, um dort zu vermodern.“ — „O mein Gott!“ rief Klara mit einem Angstschrei. „Auf solche Weise ist mein Gatte von ihm ermordet worden, und Sie wußten darum, — Sie wußten darum, und zeigten den schändlichen Mörder nicht an?“ — „Still, Mrs. Westford!“ sagte der Commis in fast gebietendem Tone. „Kein Wort! . . . Ich habe gesagt, daß Ihnen heut noch eine sehr frohe Ueberraschung bevorstehe . . . Warten Sie und vertrauen Sie mir!“

Mrs. Westford war, von Schreck und Schmerz erfüllt, aufgestanden; allein die ruhige Haltung des alten Commis übte einen solchen Einfluß auf die Frau, daß sie unwillkürlich wieder auf ihren Stuhl sank und mit athemloser Spannung erwartete, was ferner kommen werde.

„Nun, Mr. Goodwin,“ fuhr Jakob Danielson fort, „das Beste, was Sie jetzt thun können, ist, ohne Weigerung augenblicklich Zahlung zu leisten. Sie können doch unmöglich wünschen, daß es zu einer öffentlichen Erörterung darüber komme, auf welche Weise dieses Papier in meine Hände gefallen ist?“ — „Es ist gefälscht!“ rief der Bankier. — „In der That?“ versetzte Danielson. „Wenn Sie die Rechtmäßigkeit der Ansprüche Mrs. Westford's bestreiten, so müßte darüber von einem Gerichtshofe entschieden werden. Die Geheimnisse jener Sommernacht in Wilmingdonhall würden an die Oeffentlichkeit treten, und dann . . .“ Die letzten Worte sprach Danielson sehr nachdrücklich. — „Ich will das Geld bezahlen!“ rief Rupert Goodwin, „aber man muß mir Zeit lassen.“ — „Keinen Tag, keine Stunde!“ entgegnete der Commis. „Ich weiß, in welchem Zustande Ihr Geschäft sich befindet. Das Geld muß gezahlt werden, ehe diese Damen das Haus verlassen. Aber das ist nicht Alles. Sie müssen außerdem ein Zeugniß ausstellen, daß die Urkunde falsch ist, auf deren Grund Sie das Landhaus Westfordhaus in Besitz genommen haben . . .“ — „Das werde ich nimmer thun,“ entgegnete der Bankier trotzig, und sich dann wüthend auf den ersten Commis stürzend und ihn an der Kehle packend, rief er: „Schuft, Du hast mein Geld genommen unter dem Vorwande, mir zu dienen, und jetzt willst Du Dich gegen mich wenden und mich verrathen, — aber ich . . .“ Plötzlich zog er jedoch seine Hände zurück, denn die Thür öffnete sich und ein Commis blickte mit erstaunter Miene in das Zimmer. Der Lärm des Streits war bis in das Comptoir gedrungen. Da Rupert Goodwin aber in seinen Lehnstuhl gesunken war und Danielson ruhig vor ihm stand, so murmelte der junge Mann einige Worte der Entschuldigung und entfernte sich wieder. „Sie sehen, Mr. Goodwin,“ sagte Danielson hierauf, „daß Gewaltthätigkeiten sich hier nicht so leicht verbergen lassen. Rufen Sie den Kassirer.“

Das verzerrte Gesicht des Bankiers drückte seine machtlose Wuth auf entsetzliche Weise aus, während er nach der Glockenschnur griff und schellte. Sogleich erschien derselbe Commis wieder, welcher vorher die Thür geöffnet hatte. „Der Kassirer soll kommen!“ befahl Rupert. Der Commis entfernte sich, und ein anderer Mann trat ein. „Sie haben gestern nach meiner Anweisung mehrere Summen erhoben?“ sagte der Bankier zu ihm. — „Ja, Mr. Goodwin,“ war die Antwort. — „Wie hoch belaufen sie sich?“ — „Auf vierzigtausend dreihundert und zwanzig Pfund.“ — „Bringen Sie dieser Dame,“ — auf Mrs. Westford deutend, — „zwanzigtausend Pfund.“ Der Kassirer machte ein erstauntes Gesicht, entfernte sich jedoch und kam nach wenigen Minuten mit einem Päckchen Banknoten in der Hand zurück. „Hier sind zehn Noten, jede zu tausend Pfund, und zwanzig, jede zu fünfhundert Pfund,“ bemerkte er, seinem Prinzipale das Geld überreichend. — „Gut. Jetzt geben Sie mir die Empfangsbestätigung,“ sagte der Bankier zu Danielson. Der Commis reichte ihm das längliche Papier mit der einen Hand, während er mit der andern die Banknoten in Empfang nahm. „Hier, Mrs. Westford,“ rief sodann Danielson, „ist das Vermögen, welches Ihr Gemahl durch langjährige, gefahrvolle

Unternehmungen erworben hat. Die Besitzurkunde in Betreff des Landgutes wird Mr. Goodwin als falsch anerkennen, so daß Sie dahin zurückkehren mögen, sobald es Ihnen beliebt." — „Ich kann das Geld nicht annehmen," erwiederte Klara. — „Aber es gehört Ihnen." — „Gleichviel, es ist durch die Hände des Mörders meines Gatten gegangen. Jede Note trägt die Spuren seines Blutes. Ich verlange nicht Geld, Mr. Danielson, nur Gerechtigkeit, — Gerechtigkeit gegen den Mörder meines Gatten." — „Sie ist toll!" rief Mr. Goodwin mit heiserer Stimme. „Ich will mir nicht in meinem eigenen Hause von einem verrückten Weibe und einem nichtswürdigen Diener auf solche Weise begegnen lassen, ich . . ." Seine Hand streckte sich nach der Klingelschnur aus, aber berührte sie nicht. „Schellen Sie, Mr. Goodwin," rief der alte Commis, „schellen Sie, oder ich werde schellen!" Seine knochige Hand ergriff die Schnur und schellte dreimal sehr kräftig. Als die Glocke zum dritten Male ertönte, öffnete sich die Thüre weit und zwei starke Männer in bürgerlicher Kleidung traten ein, denen ein dritter in der Uniform der Polizeibeamten folgte. Die beiden ersten stellten sich neben Rupert Goodwin, während der Polizeibeamte die Thür bewachte. „Was soll das bedeuten?" fragte der Bankier mit angstvoller Stimme. — „Es bedeutet," erwiederte Jakob Danielson, „daß Sie auf Grund eines Befehls des Polizeirichters von Hertford, unter der Anklage eines Mordversuches, verhaftet sind. Sie werden jetzt Gerechtigkeit erlangen, Mrs. Westford," fügte er hinzu; „aber nicht gegen den Mörder Ihres Gatten, denn Ihr Gatte ist nicht getödtet worden, sondern befindet sich hier, um in Person als Ankläger gegen Denjenigen aufzutreten, der einen Angriff auf sein Leben gemacht, aber den Zweck nicht erreicht hat." Während er sprach, erschien der Kapitän Harley Westford an der Thür des Zimmers, und im nächsten Augenblick stürzte



Das Rathhaus in Verona. Von Therond. (S. 283.)

sich Klara mit einem Schrei des Entzückens auf ihn zu und lag in seinen Armen. Der Todtgeglaubte war in das Leben zurückgekehrt.

Harley Westford hatte sich aber seit dem Tage sehr verändert, an dem er vor langer Zeit in demselben Zimmer bei Rupert Goodwin als ein kräftiger Mann erschienen war. Blässe bedeckte jetzt sein Gesicht, schwarze Ränder umgaben die blauen Augen und tiefe Furchen zogen sich um seinen Mund. Als er jedoch sein Weib an die Brust drückte, wurden seine Züge von der Freude verklärt und hatten einen Augenblick lang fast die ehemalige Frische wieder. „Ist es denn kein Traum?" rief Klara. „Ist es wirklich kein Traum? — Dein Arm umschlingt mich wieder, mein geliebter Gatte, den ich so lange als todt betrauert habe! — O, das ist zu viel Glück!" Diese Worte sprach sie unter einem Strom von Thränen, während Violette sich weinend an die Schulter des Vaters lehnte. Der Kapitän richtete seinen Blick auf die Tochter, und eine unaussprechliche Liebe leuchtete aus seinen Zügen, aber er vermochte kein Wort hervorzubringen. Ueberwältigt von seiner innern Bewegung sank er auf einen Stuhl, und neben ihm knieten seine Frau und die Tochter.

Rupert Goodwin betrachtete die Gruppe mit der Wuth eines besiegten Teufels. „Ich sagte Ihnen," rief ihm der alte Commis mit triumphirender Miene zu, „daß Sie an jenem Abende in Wilmingdonhall Ihr Werk nur halb verrichtet hatten!" Ein dumpfes Stöhnen drängte sich aus Rupert Goodwin's Brust hervor, aber kein Laut des Staunens, keine Frage kam über seine Lippen. Das Verderben war so vollständig und so plötzlich über ihn hereingebrochen, daß er unmöglich länger gegen die rächende Nemesis ankämpfen konnte. Es blieb ihm nichts als düstere Verzweiflung.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Nachdem die durch diese Szene herbeigeführte Aufregung sich etwas gelegt hatte, trat eine kurze Pause tiefer Stille ein, welche

Jakob Danielson zuerst unterbrach. „Als Sie Ihr Opfer in den Keller des nördlichen Flügels hinabgestoßen hatten, den Sie ihm als Grab anweisen wollten," sagte der alte Commis langsam und in gemessenem Tone zu seinem Prinzipale, „würden Sie wohl ge-



Martin Schongauer's Denkmal in Colmar. Von Lancelot. (S. 284.)

than haben, sich davon zu überzeugen, ob er wirklich todt sei. Vermuthlich fehlte Ihnen im letzten Augenblicke der Muth und die nöthige Festigkeit, um bei dem Körper zu bleiben und auf die letzten Pulsschläge Desjenigen zu horchen, den Sie für ewig zum Schweigen bringen wollten. Wie dem auch sei, Sie hatten Ihr Werk unvollendet gelassen, und als ich nach Wilmingdonhall zurück-

kam, geschah es zeitig genug, um das Leben Ihres Opfers zu retten. Ich hatte geahnt, daß es irgend ein finsterer Beweggrund sei, aus dem Sie wünschten, meiner los zu werden, und mich deßhalb absichtlich so eingerichtet, daß ich, nachdem ich Ihren Bedienten zurückgeschickt hatte, den Zug verfehlen mußte. So konnte ich schleunigst und unbemerkt nach dem Park zurückkehren. Dort angelangt, ging ich geraden Wegs nach dem Hause, und zwar nach dem nördlichen Flügel desselben. Hinter einem der dortigen Fenster schimmerte Licht, welches durch die Spalten des Ladens drang. Ich schlich mich leise näher, in der Absicht, durch die schmale Oeffnung in das Innere zu blicken, fand aber den Platz am Fenster bereits durch den alten Gärtner besetzt, welcher, an den Laden gelehnt, in das Zimmer schaute. Sobald ich ihn gewahrte, entfernte ich mich ebenso geräuschlos wieder und ging nach den bewohnten Theilen des Hauses. Dort trat ich in den Speisesaal und befand mich kaum fünf Minuten daselbst, als Sie erschienen. Ihr Gesicht, Ihr ganzes Wesen verrieth mir, daß irgend etwas Schreckliches in den Kellern des nördlichen Flügels vorgegangen war. Sobald Sie mich verlassen hatten, schritt ich deßhalb eiligst wieder nach dem Fenster, in dem ich das Licht gesehen hatte. Dort fand ich den Gärtner leblos auf der Erde liegen. Ich erkannte, daß es nur eine Ohnmacht war und erhielt dadurch die Ueberzeugung, daß irgend eine gräßliche Unthat in jenen Räumen verübt worden, deren Zeuge der alte, vor Schreck bewußtlos gewordene Mann gewesen war. Ich blickte durch die Spalten des Fensterladens, konnte aber nichts erkennen, weil es innerhalb dunkel war. Da fiel mir ein, daß ich früher einmal von einem geheimen Gange gehört hatte, der zu den Kellern des nördlichen Flügels führte und durch eine Treppe einen Ausgang auf den Garten hatte. Ich beschloß, mir einen Weg durch diesen Gang nach dem Keller zu bahnen, wo die schreckliche That mußte verübt worden sein. Zu diesem Zwecke ging ich nach der Gesindestube, verschaffte mir dort eine Blendlaterne, unter dem Vorwande, eine Börse im Garten verloren zu haben, die ich suchen wollte, und begab mich, so ausgerüstet, nach der Grotte, drang durch den unterirdischen Gang bis zu den Kellern und erreichte die Treppe, welche nach den oberen Gemächern führt. Weiter brauchte ich nicht zu gehen, denn am Fuße derselben lag das leblose Opfer Rupert Goodwin's. Ich öffnete die blutige Weste und überzeugte mich, daß das Herz noch leise schlug und daß der Mörder also sein Werk nicht vollendet hatte. Dann verband ich die Wunde mittelst eines wollenen Tuches, welches ich um meinen Hals zu tragen pflegte, und bereitete dem Verwundeten ein Lager von dem Stroh, das ich in den Winkeln des Kellers fand. Sobald dieß geschehen war, kehrte ich eiligst nach dem bewohnten Theile des Hauses zurück und ließ mich, scheinbar sehr ermüdet, in mein Zimmer führen. Sobald jedoch Alles schlief, oder mindestens still war, — denn Einen mußte es im Hause geben, der diese Nacht schwerlich schlafen konnte, — schlich ich leise wieder hinaus und begab mich nach einem nahe gelegenen Wirthshause, wo ich bekannt war, um daselbst ein einspänniges Fuhrwerk unter dem Vorwande zu miethen, daß ich den Zug in Hertford verfehlt habe und nun genöthigt sei, mit einem Wagen in der Nacht nach London zu fahren, weil mich dringende Geschäfte dahin riefen. Mit diesem Fuhrwerke kehrte ich nach dem Parke zurück, wo ich es unter einen offenen Schuppen in der Nähe der Grotte brachte. Nunmehr hatte ich den schwersten Theil meiner Aufgabe zu verrichten. Allein und ohne Beistand mußte ich den Körper des Verwundeten, theils tragend, theils schleppend, nach dem Wagen schaffen. Ich befestigte den Leblosen auf dem Sitz des Fuhrwerks und erreichte nach einer mehrstündigen, langsamen Fahrt ein Haus, welches mir aus früherer Zeit bekannt war, und wo ich mit Sicherheit darauf rechnen durfte, den Verwundeten unterbringen zu können. Dieses Haus war die „Einsiedelei", eine Privatirrenanstalt, deren Besitzer sich, wie ich wußte, durch eine lange Reihenfolge ehrloser Handlungen bereichert hatte. Dort hatte ich keine lästigen Fragen zu fürchten, sobald ich nur bereit war, für meinen Pflegling Zahlung zu leisten. Ich schellte an dem Hause, wurde von einem Diener zum Doktor Snaffley geführt, welcher sein Bett verließ, um mich zu empfangen, und sagte ihm, daß der Verwundete ein Verwandter von mir sei, der sich in einem Anfalle von Wahnsinn habe tödten wollen, und ersuchte den Arzt, ihn auf das Sorgsamste zu behandeln, indem ich eine reiche Belohnung versprach. Das war genügend. Doktor Snaffley untersuchte den Verwundeten, richtete aber keine neugierige Frage an mich, und machte nicht einmal eine Bemerkung darüber, daß Selbstmörder sich in der Regel nicht den Dolch in den Rücken zu stoßen pflegen. — Sie werden mich fragen, Klara, weßhalb ich so gehandelt habe, weßhalb ich den Mörder nicht angezeigt und Harley Westford nicht seiner Frau und seinen Kindern zurückgegeben habe? — Ich will es Ihnen sagen. Eine unglückliche Leidenschaft hatte mich erbittert, mich fast wahnsinnig und zum Trunkenbolde gemacht. Ich wollte mich an Ihnen rächen, Klara, denn ich liebte Sie und wähnte, daß mir jene Mißhandlung auf Ihr Verlangen zu Theil geworden sei. Außerdem strebte ich nach Macht, wobei mir Rupert Goodwin als Werkzeug dienen sollte; denn seitdem die getäuschten Hoffnungen meiner Jugend mich vor der Zeit alt gemacht hatten, war Habsucht meine vorherrschende Leidenschaft geworden, und da ich Harley Westford's Mörder kannte, so konnte ich nach Belieben die Kasse meines Prinzipals in Anspruch nehmen. Ich hatte also zwei Beweggründe für mein Schweigen, und bewahrte das Geheimniß über ein Jahr lang, ohne Reue oder Gewissensbisse zu empfinden, bis der Zufall mich mit dem weiblichen Wesen zusammenführte, für das ich früher eine so unheilvolle Liebe empfunden hatte. Da schmolz das Eis, mein verhärtetes Gemüth wurde weich, und der Gedanke an das schwere Unrecht, das ich begangen, peinigte mich. Ich suchte Sie auf, Mrs. Westford, und erfuhr von Ihnen, wie irrig und ungerecht ich Ihren edlen Charakter beurtheilt hatte. Von jenem Augenblicke an war es mir klar, was ich zu thun hatte. Die einzige Sühne, die ich mir auferlegen konnte, bestand darin, daß ich das Geschehene wieder gut zu machen suchte. In dieser Absicht begab ich mich nach dem Irrenhause, wo Ihr Gemahl verborgen gehalten wurde. Wenige Worte, in denen ich Doktor Snaffley anzeigte, daß meine Vermögensverhältnisse mir nicht ferner erlaubten, die Pension zu bezahlen, genügten. Der gewissenhafte Arzt machte auch sogleich die Entdeckung, daß der Kranke hergestellt sei und entlassen werden könne. Ich verließ also die „Einsiedelei" in Begleitung Ihres Gatten. Aber einen anderen Leidenden mußten wir darin zurücklassen, den wir gern mit uns genommen hätten. Es war Ihr Sohn, Mrs. Westford, der durch eine Fügung der Vorsehung den Mordversuch an seinem Vater entdeckt, und den Rupert Goodwin in jener Anstalt hatte einsperren lassen, mit dem Vorsatze, daß er sie nie wieder lebend verlassen solle. Wäre er in einer andern Irrenanstalt untergebracht worden, so würde es schwer gewesen sein, ihn zu ermitteln; allein glücklicher Weise war er der Sorge Doktor Snaffley's anvertraut worden, unter dessen gastlichem Dache Vater und Sohn sich wiederfanden. In der That, es war ein seltsames Zusammentreffen — nicht wahr, Rupert Goodwin? — zwischen dem Sohne, der seinen Vater ermordet glaubte, und dem Vater, der längst alle Hoffnung aufgegeben hatte, den geliebten Sohn jemals wieder zu sehen. Allein die Fügungen der Vorsehung sind oft wunderbar. Doktor Snaffley wird ohne Zweifel gern einwilligen, Lionel Westford in Freiheit zu setzen, wenn er hört, daß sein reicher Klient bankerott und ein Verbrecher ist. — Jetzt, meine Herren," fügte er, an die Polizeibeamten gewendet, hinzu, „thun Sie Ihre Pflicht, ich will Sie nicht länger aufhalten!"

Der Bankier sprach kein Wort, während er durch das Haus geführt, von dem er für immer Abschied nahm, und in den Wagen gesetzt wurde, der ihn nach dem Polizeiamte bringen sollte. Einer der Beamten nahm seinen Platz neben dem Kutscher, die zwei anderen im Wagen auf beiden Seiten des Bankiers, in dessen Zügen sich die gräßlichste Verzweiflung malte. Sie bewachten ihren Gefangenen sehr aufmerksam, aber doch nicht genug. Während der Fahrt zog Rupert Goodwin ein großes weißes Taschentuch hervor und hielt es an das Gesicht. Eine etwas verdächtige Bewegung der Hand mochte einem der Beamten auffallen, denn er griff sogleich darnach, aber kam zu spät. Aus den Falten des Taschentuches glitt ein kleines Glasfläschchen herab und fiel in das Stroh, welches den Fußboden des Wagens bedeckte, und in demselben Augenblicke sank der Bankier todt auf seinem Sitze zurück.

Seitdem seine Angelegenheiten eine hoffnungslose Wendung genommen, seitdem er die Entdeckung seines in den Kellern des

nördlichen Flügels von Wilmingdonhall verübten Verbrechens zu fürchten begonnen, hatte Rupert Goodwin fortwährend ein kleines, mit Blausäure gefülltes Fläschchen im Taschentuche verborgen bei sich getragen. Er, der nicht an Gott und an eine ewige Strafe glaubte und nichts fürchtete als irdische Schmach und irdisches Ungemach, hatte zum Selbstmorde gegriffen, in der Meinung, daß es ein unfehlbares Mittel sei, allen Leiden ein Ziel zu setzen.

Unter diesen Umständen konnte von einem strafrechtlichen Verfahren keine Rede mehr sein, und nur wenige Personen erlangten Kenntniß von den Verbrechen, welche dieser Mann verübt hatte. Aber desto größer war die Zahl Derjenigen, welche seinen kommerziellen Fall erfuhren und darunter zu leiden hatten.

*

Wir wollen jetzt zu einem freundlicheren Bilde übergehen und unsern Blick auf den reizenden Landsitz, in der Nähe von New-Forest, richten, in welchem Klara seit ihrer Vermählung und bis zum Hereinbrechen des schweren Mißgeschicks der letzten Zeit so glücklich gelebt hatte.

Sie kann die ihr so theuer gewordene Besitzung wieder die ihrige nennen und wieder am Arme des geliebten Gatten in den schönen Gärten lustwandeln. So wie ehemals, bewohnt sie auch wieder die geschmackvoll eingerichteten Zimmer, denn Alles ist die kurze Zeit hindurch unverändert geblieben, während deren das Landhaus in Rupert Goodwin's Besitze gewesen ist.

Sie war jedoch mit ihrem Gatten dort nicht allein: auch Lionel und Violette befanden sich bei ihnen und freuten sich der Wiedervereinigung mit ihren geliebten Eltern. Aber noch andere Personen trugen zur Erhöhung des Glückes der Kinder bei, denn eines Tages hatten sie auf ihren Spaziergängen im Walde einen jungen Mann getroffen, welcher malte, und neben ihm sitzend eine junge Dame in Trauerkleidern. Dieses junge Mädchen war Julia Goodwin, und der Künstler war dieselbe Person, die Violette unter dem Namen Raphael Stanmore gekannt hatte. Dem Entzücken der ersten Begegnung folgten überraschende Auseinandersetzungen. Julia Goodwin's Anwesenheit führte zu der Enthüllung eines Geheimnisses, welches der junge Künstler bisher seiner geliebten Violette verschwiegen hatte. Er mußte jetzt gestehen, daß sein Name nicht Raphael Stanmore, sondern Reginald Goodwin, und daß er der Sohn des unglücklichen Mannes war, dessen Tod alle Zeitungen vor wenigen Tagen verkündet hatten.

Violette sagte ihrem Anbeter nichts davon, daß sein Vater der erbittertste Feind ihrer Familie und die einzige Ursache gewesen war, weßhalb dieselbe längere Zeit in drückender Armuth gelebt hatte. Das edelmüthige Mädchen konnte sich nicht überwinden, Reginald eine solche Enthüllung zu machen; aber nichtsdestoweniger nahm sie seine Erklärungen mit einer gewissen Kälte auf. „Es wundert mich, daß Sie mich jetzt erkannt haben," sagte sie zu ihm in etwas stolzem Tone, „denn als Sie mich vor einiger Zeit auf dem Theater in Drury Lane sahen, schienen Sie nicht sehr geneigt zu sein, die frühere Bekanntschaft mit mir wieder anzuknüpfen."

Reginald's eifrige Betheurungen überzeugten sie jedoch bald, daß er sie damals in der That nicht erkannt und nur eine auffallende Aehnlichkeit an ihr entdeckt hatte, die er jedoch für Zufall gehalten. Nachdem hiedurch das gute Einvernehmen unter den beiden Liebenden wieder hergestellt war, sprachen sie von der Nothwendigkeit, das Geheimniß ihrer Liebe Violettens Eltern entdecken zu müssen. Sie befanden sich allein unter dem grünen Dome des Waldes, denn durch einen sehr erklärlichen Zufall hatten Julia und Lionel eine andere Richtung eingeschlagen und sich von ihnen getrennt. „Ich kann jetzt dreist um Deine Hand anhalten, liebe Violette," sagte Reginald, „denn das Glück ist mir günstig gewesen, seitdem wir uns nicht gesehen haben. Meine Gemälde haben auf den Ausstellungen von London und Paris großen Beifall gefunden. Ich bin auf dem Wege zum Reichthum, meine Theure, und habe die glänzendsten Aussichten. Nichts fehlt mir jetzt mehr, als eine treue Lebensgefährtin, die mir Gesellschaft leistet, wenn ich an der Staffelei sitze, und deren Engelszüge mich begeistern. Mit meinem Vater habe ich mich nie verständigen können, Violette. Ich will ihn, einen Abgeschiedenen, nicht anklagen, aber beieinander konnten wir nicht leben, wir mußten getrennt sein. Ganz mittellos trat ich in die Welt und habe seitdem nur von dem gelebt, was ich mit Pinsel und Palette erworben. Ich habe sehr angestrengt arbeiten müssen, aber meine Arbeit ist auch belohnt worden."

Es ist unnöthig, länger bei den Gesprächen dieser beiden Liebenden zu verweilen. Während sie, beim Scheine der Abendsonne lustwandelnd, ihre Betheurungen unzählige Male wiederholten, befand sich in geringer Entfernung von ihnen ein anderes Paar in eben so eifriger Unterhaltung. Lionel hatte Julia seine Liebe gestanden und dagegen das Bekenntniß erhalten, daß sie ihn ebenfalls seit dem Augenblicke der ersten Begegnung geliebt habe. Mit keinem Worte aber erwähnte sie dessen, daß und unter welchen Umständen sie ihm das Leben gerettet hatte.

Ehe sie sich an diesem Abende zur Ruhe begaben, gestanden Lionel und Violette ihren Eltern Alles. Letztere wurden zwar auf unangenehme Weise dadurch überrascht, daß die geliebten Kinder ihre Neigung dem Sohne und der Tochter des Mannes zugewendet hatten, dessen Handlungsweise gegen sie so verbrecherisch gewesen war; allein wie in ähnlichen Fällen gewöhnlich, so erlangten die Kinder auch hier ihren Willen nach wiederholten Bitten, und die Eltern willigten ein, Rupert Goodwin's Kinder als die Ihrigen zu empfangen.

In den ersten Tagen des Monats Juni läuteten die Glocken des nahen Dörfchens zu einer doppelten Feier. Zwei schönere Bräute waren gewiß nie am Altare gesehen worden, und zwei edlere Männer hatten gewiß nie das Gelübde abgelegt, das sie für das Leben band. Harley Westford und Klara sahen mit Thränen der Freude in den Augen der feierlichen Handlung zu. Sie fühlten sich eben so glücklich wie an jenem Tage, an dem sie selbst vor dem Altare gestanden hatten, und beteten inbrünstig für das Glück ihrer Kinder zum Himmel.

In der Nähe des elterlichen Landhauses erstanden bald darauf zwei elegante kleine Villen, welche von den jungen Paaren bewohnt werden. Reginald's Pinsel erwarb ihm in kurzer Zeit Ruhm und Vermögen, und Lionel, der im Herzen immer Künstler gewesen war, folgte derselben Laufbahn mit fast eben so vielem Erfolge. Hätte er die Kunst nicht schon aus anderen Gründen geliebt, so würde sie ihm durch das Andenken an jenen Tag haben theuer werden müssen, an dem er im Laden des Bilderhändlers zum ersten Male Julia begegnet war.

Der Vorhang mag deßhalb vor diesen drei Häuslichkeiten fallen, in denen Glück und Liebe ungestört herrschen.

Veronas Rathhaus.

Von

H. Essel.

(Bild S. 280.)

Verona nimmt einen bedeutenden Rang in der Geschichte der Künste und namentlich in der Architektur Italiens ein. Hat es auch nicht Vitruv das Leben geschenkt, wie der auf den Ruhm seiner Vaterstadt eifersüchtige Maffei behauptete, so muß man doch zugestehen, daß seine Arena, sein Theater, die Brücke, das Borsarithor, der Triumphbogen des Fabius Bauwerke von solcher Schönheit und Bedeutung sind, daß sie den Anspruch rechtfertigen würden, den berühmten römischen Architekten unter seine Söhne zu zählen. Verona fuhr selbst zur Zeit der barbarischen Epochen zu bauen fort, als die antike Kunst in allen Provinzen des Reiches unterging. Als aber die Kunst im elften und zwölften Jahrhundert neues Leben gewann, schuf sie Typen der herrlichsten Erfindung: in den Kirchen des heil. Zeno, des heil. Stephan und der Maria, ihrer Kathedrale. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, während der furchtbaren Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen, Capuleti und Montecchi, Scaliger und Visconti, fuhr Verona trotz der schweren Tyrannei der Ezzelin, Can Grande und Martino della Scala fort, Paläste und Denkmäler zu bauen. Wir erinnern nur an das Scaligerdenkmal, an Santa Anastasia, San Termo, San Nazaro und San Celso. Endlich zur Zeit der

Renaissance gab es dreien der größten Namen der Kunst das Leben, Falconetto, Fra Giocondo und San Micheli, dem Freunde Michel Angelo's. Dem Zweiten, welcher im Gefolge Kaiser Maximilian's sich 1494—1498 in Verona aufhielt, verdankt das Rathhaus auf dem Signoriplatze seine Entstehung: ein reizendes Gebäude, in welchem man den italienischen Renaissancestyl aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in seiner Reinheit vor sich hat. Die Statuen, welche das Dach krönen, sind die der berühmtesten Männer Veronas: Plinius des Jüngeren, Cornelius Nepos, Emilius Macer, Catull und Vitruv. Später fügte man noch den Arzt und Dichter Fracastor hinzu. Das vormalige Rathhaus umschließt heutzutage eine Gemäldegallerie, in welcher zahlreiche Gemälde aus den Klöstern gesammelt wurden.

Ein deutscher Meister.

Martin Schongauer.

Von

Erwin Stein.

(Bild S. 281.)

Colmar, der Hauptort des Departements Oberrhein, ist ein liebenswürdiges Städtchen, in einer fruchtbaren Ebene gelegen, deren Horizont die majestätische Linie der Vogesen abschließt. Die Reisenden halten sich dort selten auf, und doch würden sie es nicht zu bedauern haben, wenn sie einen Tag dort verweilten. Die St. Martinskirche, das ehemalige, kürzlich restaurirte Dominikanerkloster, das Museum mit seinen Bildern von Martin Schongauer, Grünewald und andern Meistern der oberdeutschen Kunst und einigen hübschen Skulpturen verdienten gar wohl die Aufmerksamkeit der Touristen, welche das Elsaß mit so großer Eile durchziehen. Colmar hat bei lebhaftem Treiben und bei großer Sorgfalt für ein geputztes Ansehen noch am meisten unter den altelsäßischen Orten, sogar mehr als Straßburg, den Stempel des Alterthums sich bewahrt. Dabei machen es die hellen Bäche, die seine Straßen durchfliegen, überaus heiter; die ganze Physiognomie hat bereits das deutsche Gepräge: „Ehe man Frankreich verläßt," sagte ein Franzose, „fühlt man sich schon auf deutscher Erde," und Colmar ist wirklich auch erst seit 1679 französisch. Die neuen Quartiere sind sauber, hübsch gebaut, geräumig und luftig. Die alten Befestigungen wurden durch hübsche Promenaden ersetzt, die mit den Standbildern der berühmtesten Söhne des Ortes geschmückt wurden. Ein junger colmarer Bildhauer hat drei dieser Statuen modellirt: die des General Rapp auf dem Champ de Mars, die des Admiral Bruat, und endlich die des Malers und Kupferstechers Martin Schongauer; die Letztere überragt einen Brunnen, der wie die Statue aus dem schönen rothen Sandstein gemeißelt ist, den man in den Thälern des Rheins und Neckars findet. Unfern von dem Schongauerdenkmal findet sich das des blinden Fabeldichters Pfeffel, der in Colmar geboren und gestorben ist.

Martin Schön oder Schongauer ist 1445 zu Colmar geboren. Schongauer's erste Arbeiten datiren aus Ulm, wo seine Familie ansäßig war. Später erscheint er zu Colmar thätig, wo er auch 1488 starb. Seine Lebensverhältnisse sind dunkel, desto heller strahlen seine Werke, von denen Wimpheling sagt, daß nichts Liebenswürdigeres, nichts Reizenderes, nichts Holderes habe gemalt werden können als dieses Meisters Bilder. Es ist charakteristisch für Schongauer und dessen Schule, daß, während bei den gleichzeitigen deutschen Meistern neben dem edleren Streben nach Anmuth und Würde vorzugsweise noch ein derbes Nachbilden der Natur in häßlichen, magern Formen als handwerksmäßige Manier fortdauerte, der colmarische Meister schon zu einer hohen Stufe schöner Bildung der menschlichen Gesichtszüge sich erhoben, und daß gegenüber der Farbenpracht und den Beleuchtungseffekten der vlandrischen Maler, sowie gegenüber der Zeichnungsstrenge und Würde der Kölner, Martin Schongauer darauf bedacht war, in der Anmuth des Ausdrucks, in der Darstellung der sanfteren und milderen Gefühle der Andacht, Hingebung und Gemüthsruhe dasjenige Ideale, was ihm die Frömmigkeit seiner Umgebung zu bieten vermochte, dem Angesichte auszudrücken. Das bedeutendste seiner Gemälde ist die Madonna im Rosenhag in der Sakristei der Stiftskirche St. Martin. Von tiefer Schönheit ist die Pieta*) in der Bibliothek zu Colmar. Um dieß Bild zu beschreiben, sagt Quandt, müßte man ein Wort für Heiligkeit, Liebe, Trauer und Seligkeit finden, wie Martin, der Alles in einem Ausdrucke verschmolz. Manche andere Bilder, die ihm zugeschrieben werden, sind noch zweifelhaft. Schongauer hat in all' seinen Bildern nur die rührende Seite der biblischen Geschichte gewählt. Wie später Dürer, war Martin Schongauer mehr wohl Kupferstecher und Zeichner als Maler. Im Kupferstich erscheint er als ein Meister ersten Rangs, in ursprünglicher Erfindung und einfacher Größe ausgezeichneter selbst als Dürer. Fast Alles bei ihm ist eigene Erfindung. Und von diesem großen Meister hat Deutschland beinahe keine Kenntniß; denn was die Kunstgelehrten wissen, mag nicht dahin gezählt werden. Er ist ein deutscher Meister durch und durch, aber seine schönsten Werke besitzt Frankreich und England, sein Denkmal steht auf französischem Boden! Ein Grund mehr, zu bedauern, daß wir dieses deutsche Land, diese deutsche Stadt verloren!

*) Darstellung des Leichnams Christi, der vom Kreuz abgenommen im Schooß der Mutter ruht.

Räthsel.

Das Erste möchte Jeder werden,
Trotz aller Mühen und Beschwerden
Und trotz der Mahnung, daß die Zweite
Nicht immer ist in meiner Ersten Geleite.
Es fällt so Manchem oftmals ein
Mein Erstes vor der Zeit zu sein,
Dann ist des Ganzen Spott sein Loos,
Wär' auch sein Hochmuth noch so groß.

Rösselsprung.

hörst	her-	oft	mel-	regt	ge-	das	das-
du	him-	du	nie-	ver-	wärts	er-	stumm
höh'n	sie	schwebt	sie	weg-	te	un-	und
und	sahst	ten	zag-	der-	trägt	be-	neu
lie-	ne	nie	die	sit	te	ru-	be-
sie	aus	sich	lich-	he	zau-	ne	herz
ster-	be	Seh'n	mu-	du	im	rin	zur
die	nennt	der	sie	ge-	hauch	hast	won-

Auflösung der Schachaufgabe Seite 235:

Weiß.	Schwarz.
1) K. E 3 — D 3	1) G 5 — G 4 oder B 5 — B 4.
2) L. B 6 — G 1	2) B 5 — B 4 oder G 5 — G 4.
3) K. D 3 — E 3	3) K. D 5 — C 5.
4) K. E 3 — E 4 Schach und Matt.	



Harry Hazeldean rettet das Medaillon. (S. 285.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von **W. Smith.**

(Fortsetzung.)

7. Roastbeef, Liebe und Plumpudding.

Die Entfernung, welche Lena's Familie auf dem belebten Trafalgarsquare zurückgelegt hatte, war nur gering. Mit wenigen Schritten, unwillkürlich und wie von einer geheimen Gewalt geleitet, war Harry wieder in Lena's unmittelbarer Nähe. Sein Auge hing ängstlich fragend an dem verstörten Antlitz des schönen Kindes, das sich rasch und ohne Rücksicht auf ihre Tante durch Menschengruppen drängte und kaum auf die Karrossen zu achten schien, welche das Gehen auf dem Platze gefahrvoll machten.

„Mein Medaillon! Ich habe mein Medaillon verloren!" hörte er Lena sagen, und ihre Blicke streiften hastig über den Weg, den sie gemacht hatte. Harry kannte nun seine Aufgabe. Mit einem Eifer, als gälte es den höchsten Schatz der Welt ausfindig zu machen, überflogen seine Blicke den Boden. „Dort ist es!" schrie Lena auf. „Die Pferde werden es zertreten — ich muß es retten!"

Die Tante hielt das Kind fest. Harry erblickte das Medaillon mitten auf dem Fahrwege, als eben eine Reihe von Wagen sich der Stelle näherten. Rasch schritten die feurigen Rosse aus, schon war das erste Paar mit den Vorderfüßen über das Medaillon weg, in den nächsten Augenblicken konnte dasselbe von den Hufen oder Rädern in Splitter zermalmt sein. Ohne Besinnen stürzte Harry auf die Stelle zu, sein Leben schwebte in höchster Gefahr, aber er beugte sich entschlossen nieder, und mit raschem Griffe holte er das Medaillon fast unter den Hufen der eilenden Rosse hervor, welche der entsetzte Kutscher mit raschem Ruck in die Zügel festzubannen suchte. Alle in der Nähe befindlichen Personen schrieen auf über die Keckheit des Knaben oder standen mit weit aufgerissenen Augen. Es erfolgte eine momentane Stauung des Wagenverkehrs, was die kleine Heldenthat noch auffallender machte. Die ferner Stehenden glaubten, wie dieß bei derartigen Ereignissen gewöhnlich der Fall, nicht anders, als daß sich ein großes Unglück zugetragen, daß Jemand überfahren worden sei.

Harry kümmerte sich um Nichts. Glücklich über die Rettung des Medaillons, eilte er damit auf Lena zu und reichte ihr dasselbe schweigend hin. „O Du guter, lieber Knabe!" rief das Kind, bewegt von Rührung und Frohlocken. „Du hast mir mein Medaillon wiedergegeben! Und sieh' nur, Tantchen, es ist wirklich ganz unbeschädigt! Wie soll ich Dir danken, lieber Knabe! Es war so schön und auch so gewagt von Dir. Da sieh', was Du mir gerettet hast — das theuerste Andenken, das ich besitze: meiner verstorbenen guten Mutter Bild und eine Locke von ihrem Haar. O, nichts hätte mir diesen Verlust ersetzen können!"

Die Tante wollte ihr das Medaillon aufbewahren, da sie bemerkte, daß die goldene Kette, an welcher Lena es getragen, zerrissen war; aber das Kind hielt ihr Kleinod fest mit beiden Händen und drückte es an Brust und Lippen. „Gewiß, ich verliere es nicht wieder!" rief sie betheuernd. „Aber wie soll ich ihn belohnen?" fügte sie gegen die Tante gewendet hinzu, indem sie gleichzeitig ihre kleine Perlenbörse aus der Tasche zog. — „Ich mag keine Belohnung!" erklärte Harry roth werdend; „ich bin schon zufrieden, daß Sie Ihr Medaillon wieder haben." — „O, es wäre aber doch sehr Unrecht, wenn ich nicht dafür danken könnte; nur weiß ich nicht, wie ich meine Erkenntlichkeit beweisen soll. Du sprichst gar nicht wie andere arme Knaben — bist Du nicht ein armer Junge — ein Straßenjunge?" sagte Lena naiv und stockend.

Der brave Harry ward bei dieser Frage, die ihm erst recht

zeigte, was vornehme Leute sich Armen gegenüber gestatten, ohne daß sie zu verletzen glauben, roth bis über die Ohren. „Ich bin arm, Miß, und ich glaube auch, ich muß sagen: ein Straßenjunge bin ich jetzt, so gut wie mein Bruder hier; aber es ist gewiß, daß für uns dieß Leben noch neu ist. Es ist gar nicht lange her, daß wir noch Eltern hatten und glücklich waren." — „Das ist Dein Bruder?" — „Ja, Miß." — „Er sieht so artig aus wie Du. Und ihr leidet Mangel, ihr seid Waisen und ohne Heimat? Es gibt Niemand, der euch ein Christfestessen reichte?" Lena fragte so befremdet, als könne sie sich ein solches Verlassensein gar nicht vorstellen. — „Nein, es gibt Niemand," antwortete Harry mit ausbrechenden Thränen. „Voriges Weihnachtsfest hatten wir noch unsere gute Mutter —" Er vermochte vor Schluchzen nicht weiter zu reden. — „Und sie ist gestorben? und euer Vater auch?" fragte Lena mit theilnehmender Neugier. — „Stelle nicht mehr solche Fragen!" sagte die Tante verweisend. „Du siehst, daß dieß weh thut. Also ihr habt heute kein Mittagessen?" fuhr sie gegen die Knaben gewendet fort. „Gut, ich werde dafür sorgen. Die Kinder in unserer Sonntagsschule bekommen heute ein festliches Mahl, Roastbeef und Plumpudding; wenn ihr wollt, könnt ihr daran theilnehmen." — „Ach ja, thut das!" bat Lena erfreut. „Und dann nach der Mahlzeit sollst Du auch eine Belohnung für das Medaillon haben, denn ohne Dich hätt' ich's nicht mehr." — „Also ihr wollt unserer Einladung folgen?" fuhr die Tante fort. „So kommt mit uns, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren."

Harry und Sim folgten voll Freude Lena und ihrer Tante. Das kleine Mädchen schaute sich alle Augenblicke um, damit sie sich vergewissere, daß ihre beiden Gäste noch da seien, und ihr dankvolles, aufmunterndes Lächeln erwärmte das Herz der Knaben wie Sonnenschein.

Nach einem längeren Wege bogen die Damen in eine stille Straße ein und erreichten ein graues Gebäude, dessen Aeußeres schon seinen Zweck verrieth; es war die in Rede stehende Sonntagsschule unter der Protektion der Familie Lena's. Die Tante forderte Harry und Sim auf, in das Schullokal zu folgen; hier empfahl sie dieselben dem Pfleger und der Pflegerin der Schule, und wenige Minuten später saßen die armen Heimatlosen an einer gedeckten Tafel unter den andern Schülern und Geladenen.

Das Unterrichtslokal, heute zum Speisesaal eingerichtet, war ein weiter, luftiger und heller Raum, gut durchheizt, an den weißen Wänden mit Lese- und Schreibtafeln, Wandkarten und Illustrationen aus der Bibel versehen. Der ganze Saal war mit weißgedeckten Tafeln besetzt. Ein namentlich für unsere kleinen hungrigen Freunde höchst angenehmer Bratengeruch und der Duft frischen, würzereichen Gebäcks erfüllte den Raum. Bald darauf wurde schönes, saftiges Roastbeef in großen Schüsseln aufgetragen und reichlich auf alle Speiseteller vertheilt.

Lena spielte, vermuthlich nach dem bei irgend einer Gesellschaft im väterlichen Hause empfangenen Beispiele, gegen ihre beiden speziellen Gäste in entzückender Weise die angenehme Wirthin. Gleich beim Beginn der Festtafel ward sie, wie das Pendel in der Uhr, für die Schüchternheit beider Knaben das bewegende und ausgleichende Element: sie setzte sich zwischen beide Knaben und sprach, als sei ihre Bekanntschaft bereits von lange her, bald nach der rechten, bald nach der linken Seite. Harry imponirte ihr gewissermaßen durch die ruhige Festigkeit seines Wesens, welche sie an den Kaufmannsstakt ihres Vaters erinnern mochte und den echten Englishman charakterisirt; Sim gefiel ihr mehr wegen seiner fast weiblich schönen Außenseite. Der kleine ausgehungerte Bursche konnte seine Schüchternheit nicht überwinden, es blickten so viele neugierige Augen auf ihn mit seinem langen goldenen Lockenhaar, daß es ihn noch mehr verwirrte und linkisch machte. Mit dem Takte feingebildeter Kinder bemerkte dieß Lena und versäumte nichts, ihn aufzumuntern. Sie unterzog sich selbst der Aufgabe, ihm sein Fleisch zu schneiden, und an diesen Umstand sollte sich, wie an die Auffindung des Medaillons, etwas sehr Bedeutsames für die Entwickelung dieser Erzählung knüpfen.

Das Messer nämlich, welches sie zum Schneiden verwendete, war stumpf, gleitete ab und verletzte sie, wenn auch unbedeutend, an einem Finger der linken Hand. Niemand als der aufmerksame Harry sah diesen Zwischenfall; er bewunderte die Ruhe, womit Lena, ungleich andern kleinen und großen Modedamen, über die Verletzung und ihren Schmerz hinwegging. Ganz heimlich nahm sie unter dem Tische ihr feines gesticktes Taschentuch und wischte daran das rieselnde Blut ab, wußte es dann auch so lange mit Geschick über dem Essen zu handhaben, als der Finger noch blutete.

Nachdem das Fleischgericht verzehrt war, erschien das englische Nationalessen: Plumpudding, festlich mit grünen Zweigen von Stechpalmen und Mistel aufgeputzt. Fünfzig junge Gesichter strahlten vor Wonne beim Anblick der beliebten Kost. Alle diese kleinen Menschen waren entweder zu arm, oder zu verlassen, um im Kreise ihrer Familie oder von Freunden und Bekannten ein rechtes Weihnachtsfest feiern zu können, wozu doch in England unbedingt Plumpudding gehört; — hier fanden sie reichlich Ersatz durch die Barmherzigkeit einiger reichen Leute, die sich selbst Freude schufen, indem sie Anderen diese Empfindung bereiteten! Unter großem Jubel ging das gesammte Schulauditorium an die Vertilgung des süßen Gebäcks. Dann folgte ein geistiges Dessert, indem der Lehrer ein Danklied intonirte, welches die Kleinen mit derselben Exaktität sangen, mit der sie Schüsseln und Teller geleert hatten. Lena, die kleine Protektrice des Festmahls, hatte während desselben Gelegenheit gehabt, eine für Harry und Sim sehr vortheilhafte Beobachtung zu machen: sie hatte beim Vergleichen des Betragens der einzelnen Theilnehmer auf's Neue den großen Unterschied erkannt, der zwischen den beiden Hazeldean und andern armen Knaben bestand. Instinktiv ward ihr bewußt, daß Harry nicht zu viel behauptet, als er gesagt hatte, er und Sim seien keine gewöhnlichen Straßenjungen.

Deßhalb beschäftigte sich an diesem Tage Lena auch fast ausschließlich mit diesen Beiden, und unterhielt sie, als nach dem Abräumen der Tafeln für die Kinder Spiele arrangirt wurden. Sie that verschiedene Fragen nach deren Familie und nach den Ursachen ihres Unglücks, ohne zu ahnen, daß sie vermöge ihrer eigenen Familienverhältnisse diesen Ursachen näher stehe. Während Harry, von Vater und Mutter erzählend, sich wie immer der Thränen nicht erwehren konnte, schimmerte auch in Lena's Augen das heilige Naß; aber sie hatte auch Trost. „Mein Vater ist reich," sagte sie, „und er liebt es, wohlzuthun. Ich weiß gewiß, daß er euch hilft, wenn ich euch hinführe und euer Unglück erzähle. Vielleicht erlaubt er, daß ihr in unserem Hause wohnt, und das wäre recht schön, meint ihr nicht?"

Harry war so glücklich über diese Worte, daß er nur durch Kopfnicken antworten konnte. So schnell sollte all' ihre Noth beendet sein und sie sollten nicht mehr nöthig haben, sich angstvoll nach einem Nachtlager umzusehen! Dieß Bewußtsein machte ihn und seinen Bruder so heiter, daß sie, Lena's Aufforderung folgend, sich frisch am Blindekuh-Spiel betheiligten, wobei Lena, die sich das Tuch um die Augen legen ließ, eifrig bestrebt war, Harry und Sim durch Auffangen auszuzeichnen.

Mitten in die allgemeine Freude fiel ein Donnerschlag. Townley, der alte Diener in Lena's Hause, trat ein, näherte sich gravitätisch der Tante Lena's und flüsterte ihr einige Worte zu. Die Dame erbleichte und that einen Ausruf des Schreckens. Lena eilte betroffen auf sie zu. Die ganze Klasse ward aufmerksam. „Townley, was ist's?" fragte Lena hastig. „Ist ein Unglück passirt?" — „Ein Unglück, Miß." — „Doch nicht dem Vater?" — „Dem Vater, Miß! Er hat einen Schlaganfall gehabt. Beruhigen Sie sich, Miß," setzte er schnell hinzu, als Lena angstvoll aufschrie; „der Herr war zwar eine Zeitlang bewußtlos, ist aber wieder zu sich gekommen, und der Arzt hat gute Hoffnung. Aber sein erstes Verlangen, nachdem er wieder zur Besinnung gekommen, war nach Ihnen und der Tante."

Lena stürzte nach ihren Oberkleidern. „Schnell, Tante, schnell!" hastete sie, sich ankleidend. „Townley, ein Cab, rasch ein Cab!" — „Ist schon da, Miß; ich bin mit solchem gekommen." — „Komm', Tante, komm'! Ich muß zum Vater, zu meinem theuren, lieben Vater!"

In Zeit von zwei Minuten waren Lena und deren Tante aus dem Saale, aus dem Hause und im Wagen, welcher davonrollte, als Harry und Sim kaum die Schwelle des Hauses erreicht hatten. Lange blickte Harry dem Wagen nach, bis er um eine Straßenecke verschwand, dann stand er noch eine Weile in Gedanken verloren: ein unnennbares Weh zog durch seine Brust. Wie eine wohlthuende

kleine Fee war Lena ihm erschienen, und ebenso war sie wieder verschwunden, ohne daß sie ihm ein „Adieu" oder „auf Wiedersehen" hatte zurufen können, ohne daß er wußte, wer sie war oder wo sie wohnte. Und wenn er auch wirklich so dreist hätte sein können, den Lehrer oder die Lehrerin über Namen und Wohnung zu fragen — hätte er wohl die Keckheit besessen, dahin zu gehen und sich gewissermaßen aufzudrängen?

Die übrigen Schulkinder, welche bei Lena's Abfahrt neugierig an die Thür getreten waren, hatten sich längst zu neuen Spielen und um den verheißenen Thee mit Kuchen zu genießen in's Lokal zurückbegeben und Sim war mit ihnen gegangen. So stand Harry allein in der Abenddämmerung, an eine Säule der Hauspforte gelehnt, und verfolgte im Geiste das Einstürzen seines Glücksgebäudes, während sein leibliches Auge trüber und trüber ward. Waren es Thränen, die es verdüsterten? Er griff in die Tasche nach seinem baumwollenen Taschentuche, dem einzigen, das er von Kezia Crowe noch besaß. Aber was zog er hervor? Das war nicht sein Tuch, das war jenes feine Spitzentüchlein, womit Lena sich das Blut vom Finger gewischt und die Thränen getrocknet, die sie aus Antheilnahme an der Knaben Schicksal vergossen. Harry besah es genau — der Name „Lena" war kunstvoll in eine Ecke gestickt, und nachdem er sich genau erinnert, daß er selbst in keinem Falle aus Versehen das fremde Tuch sich angeeignet, blieb ihm Nichts übrig als die Annahme, daß Lena absichtlich ihm ihr Tuch in die Tasche praktizirt, und diese Annahme gewährte ihm in seinem Weh eine Art von Glück. Er führte das Tuch zum Gesicht, sog mit Wohlbehagen den feinen Rosenduft desselben ein, ja er preßte dasselbe wohl gar an seine Lippen, und verwahrte es dann, sauber zusammengefaltet, in der Tasche auf seiner Brust.

Das Fest hatte für ihn nun all' seinen Reiz verloren. Er begab sich zwar in das Lokal zurück, genoß aber nichts von dem so eben dargereichten Thee und Kuchen. Bald darauf ertönte eine Glocke, zum Zeichen, daß das Fest vorüber sei. Es ward noch eine Hymne gesungen, ein Schlußgebet vom Lehrer gesprochen, dann entfernten sich die Kinder alle nach verschiedenen Richtungen; alle oder doch die meisten wußten, wohin sie zu gehen hatten. Nur Harry und Sim standen, unglücklicher wie am Tage vorher, verlassen und ziellos auf der Straße. Der Mond ging eben auf und zeigte ihnen wenigstens das weite Gewölbe über der Erde, von welchem der fromme Menschenglaube auch den Verlassensten Trost und Rettung kommen läßt.

Das Befinden Sim's war weit unangenehmer als das seines Bruders; das gut geheizte Schullokal, der dampfende, duftende Thee, die heiteren Spiele hatten ihn so warm gemacht, daß er jetzt, nachdem Alles so plötzlich geendet, viel mehr fror, als am Morgen. Trostlosigkeit ist außerdem ein sehr schlechter Einheizer, und Sim war trostlos. „Laufe doch nicht so, Hal!" sagte er, verdrossen neben diesem ausschreitend. „Oder hast Du etwa irgendwohin zu gehen?" — „Nein, Sim, das weißt Du wohl; aber ich dachte, wir würden nach unserem alten Nachtquartier gehen können." — „Zu Mr. Pribble?" — Harry lächelte schmerzlich. „O Sim, Du weißt wohl, daß wir bei Mr. Pribble keine Wohnung mehr haben, seitdem die alte Crowe mit der kleinen Primrose fort ist. Ich meinte die Adelphigewölbe." — Sim schüttelte sich schaudernd. „Diese häßlichen Gewölbe, wo es so schrecklich kracht! Denkst Du nicht mehr an den Erschossenen, der so stark blutete?" — „Ich fürchte mich nicht, Sim. Wir wollen lieber Gott bitten, daß er den armen deutschen Mann vom Sterben rettet." — „Aber ich kann nicht mehr, ich bleibe lieber hier," erklärte Sim und setzte sich auf die steinernen Stufen eines großen Hauses. Harry blieb erschrocken stehen. „Du kannst hier nicht bleiben, lieber Bruder!" sagte er mild verweisend. „Die Kälte würde Dich krank machen, und die Polizei würde Dich gehen heißen." Sim erhob sich wieder; halb gebrochen, halb trotzig sagte er: „Ich wollte, ich wäre todt! Es wäre besser für uns in der Union." — „Wenn Du das denkst, lieber Bruder, dann gehe! Mr. Pribble hatte ja der alten Crowe versprochen, uns hinzuführen; an ihn kannst Du Dich also wenden." — „Und Du gingest mit, Hal?" — „Nein, ich habe meine Freiheit zu lieb; ich denke, daß es besser ist, dieß herumirrende Leben zu führen, bis es anders wird, als im Arbeitshause von der Strenge der Barmherzigkeit zu leben. Ich hoffe auf die Vorsehung, Sim, die uns so sichtbar leitet." — „Ich sehe aber keine Vorsehung!" — „Das war ein sündhaft Wort, Bruder. Erinnerst Du Dich noch an die schöne Lady, die uns den Schilling gab, dann an den Herrn, von dem der halbe Sovereign kam, an Mercy, der wir das Leben retteten, dann an Jack mit der Laterne, der uns die Schlafstelle zeigte, an die gute Frau Underdun, die uns so reich beschenkte, an das Medaillon und was Alles darauf folgte? Das war die Hand der Vorsehung, Sim! Freilich ward uns das Geld wieder geraubt, und das Unglück mit Lena's Vater entführte uns wieder unsere gütige Beschützerin, aber Du kennst ja das Wort: Unverhofft kommt oft! Du hast demnach kein Recht, an Gottes Fügung zu zweifeln, und darfst nicht sündigen am Glauben, weil Du Noth leidest." — Sim fühlte sich getroffen. „Ich will das nicht wieder sagen, Hal. So komm', lass' uns laufen!" sprach er und faßte diesen an der Hand. Beide schritten rascher vorwärts. „Wenn Dir's lieber ist, Sim, so gehen wir nicht nach den Gewölben, sondern nach der Fieldlane-Refuge, wo der Master mit dem freundlichen Blicke uns neulich sagte, wir sollten wiederkommen, wenn Platz wäre, oder wir sollten an der Abendschule theilnehmen, dann wäre uns ein gutes Nachtquartier gewiß." — „Gut, wir wollen nach Fieldlane gehen, Hal!"

Plötzlich blieben Beide wie geblendet stehen und schauten unverwandt nach einer Richtung. Ein leiser Ausruf der Ueberraschung entschlüpfte gleichzeitig den Lippen Beider. Es war das malerische Schauspiel einer Christbescheerung, das die Knaben fesselte. Im strahlend erleuchteten Speisesaale eines prachtvollen Hauses waren die rothen Damastvorhänge nur halb geschlossen, und gestatteten einen genauen Ueberblick all' der Herrlichkeiten, die der Reichthum hier bereitet hatte. In einem weiten Kamin mit weißer Marmorbekleidung loderte ein Kohlenfeuer, während die inneren Seiten des Kamins, von hellpolirtem Stahl, die Flammen wie Spiegelgläser reflektirten. Der ganze Saal war mit schönen Gemälden und mit Festons von Immergrün, Palmen- und Mistelzweigen geschmückt. Hohe Pfeilerspiegel und Gaskandelaber durchblitzten den Raum. Am Fußboden lagen kostbare türkische Teppiche. Mitten im Saale befand sich ein gewaltiger Christbaum mit vielen funkelnden Lichtern. Um denselben bewegten sich, neben einigen erwachsenen Personen, festlich gekleidete Kinder und betrachteten die vielen kostbaren Christgeschenke, die sie kurz vorher an ihren respektiven Plätzen gefunden hatten. Zarte Musik ertönte aus einem Nebensalon. Unfern vom Christbaum winkte höchst einladend eine Tafel mit allerlei Erfrischungen in silbernen und krystallenen Geschirren.

„Ah, siehst Du, Hal, das ist eine rechte Christbescheerung!" flüsterte Sim. „Solch' eine sollten wir haben, wir armen Straßenjungen! Warum haben wir nicht, was diese haben?" — „Du darfst Niemand beneiden, Bruder! Kannst Du Dir nicht vorstellen, daß wir an der Freude dieser Andern theilnehmen, indem wir sie bloß sehen? Wenn wir heute Nacht, so Gott will, auf einem trockenen Lager liegen, können wir mit Recht sagen: wir haben an einer Christbescheerung theilgenommen. Und nun komm', lass' uns weiter gehen!" — Seufzend folgte Sim der Aufforderung des stoischen Bruders.

8. Das Nachtlager in Fieldlane-Refuge.

Als Beide an Fieldlane-Refuge und der Lumpen- oder Bettlerschule anlangten, war es noch nicht spät, der Andrang also noch nicht groß; zudem blieben an diesem Tage Viele von den Schulgenossen aus, um während des Christfestes lungernd und bettelnd umherzuschweifen oder bei ihren armen Verwandten zuzubringen. Die Trunksucht in den niederen Klassen der Engländer, besonders der Londoner, ist aber so groß und verbreitet, daß viele von diesen verwahrlosten Kindern am Christtage sich einem wahrhaft thierischen Genusse des Wachholderbranntweins hingeben.

Für Harry und Sim hatte dießmal jenes schreckliche Uebel das Gute, daß sie, schüchterner als andere Straßenjungen, sich nicht vom Eingange zur Zuflucht mußten wegdrängen lassen, sie fanden vielmehr leichten Zutritt. Die Aufseher und Lehrer dieses Aufenthalts der öffentlichen Mildthätigkeit, lauter unbezahlte Personen gebildeter Stände, welche als eine Art von Apostel der inneren Mission fungirten, waren trotz des hohen Festes alle anwesend, sie hatten die Rettung der Verwahrlosten und der Elenden für drin-

gender geachtet, als die Anforderungen ihrer eigenen Familien an gemeinschaftliche Freude.

Der Master der Anstalt, von dessen Persönlichkeit Harry bereits ein ansprechendes Bild entworfen, bemerkte die Knaben sogleich nach ihrem Eintreten, weil er sie bereits bei ihrem ersten Erscheinen vor kurzer Zeit als besser beurtheilt hatte; er näherte sich ihnen unbemerkt, und in dem Augenblicke, als er hinter ihnen stand, um sie zu begrüßen, sagte Sim, nervös durch den Anblick einiger recht ekelhaft aussehender Gestalten, leise zu seinem Bruder: „Ach, Hal, wenn unsere Mutter oder Großmutter jetzt sehen könnten, wie tief wir gesunken sind, wie würden sie sich schämen und entsetzen!" — Da fühlte er eine sanfte, warme Hand auf seiner Schulter, und sich umsehend, traf ihn des ernsten Masters tiefblickendes Auge. „Du hast Unrecht, mein Sohn," sprach dieser mild verweisend; „wer und wo Deine Verwandten auch seien — sie würden sich freuen, euch in diesem Augenblicke hier zu sehen, um das Brod des Lebens zu empfangen, statt das heilige Fest des Herrn durch lüderliches Herumstreifen und niedere Völlerei zu entweihen. Nicht Armuth, Noth und Verlassenheit entehrt, sondern allein die Schlechtigkeit des Herzens." — So sanft auch der Ton dieser Zurechtweisung war, den Inhalt derselben empfand Sim tief; er vermochte den Blick nicht vom Boden zu erheben. Der Master strich ihm begütigend mit der Hand über die Stirn und führte ihn selbst nebst seinem Bruder an einen Platz in seiner Nähe. Auf ein gegebenes Zeichen mußten sich alle Knaben an saubere Tafeln begeben, ein freiwilliger Prediger begann den Unterricht über das Weihnachtsevangelium und sprach von der Geburt und der Armuth Jesu mit Hinweisung auf ihr eigenes Elend. Dann wurde gemeinschaftlich ein geistliches Lied gesungen, und ein Gebet schloß die Schule.

Ein frugales Abendbrod folgte, nicht, wie in den Strafzellen gemeiner Verbrecher aus Wasser und Brod bestehend, sondern aus wohlschmeckender, nahrhafter Speise, damit auch diese Armen leiblich die frohe Botschaft von der Geburt des Heilandes empfänden. Diejenigen Kinder, welche eigenes Obdach hatten, entfernten sich nach dem Mahle, die Heimatlosen aber, wozu Harry und Sim gehörten, blieben zurück, um in den Schlafstätten der „Refuge" Unterkommen zu finden. Der freundliche Master betrachtete beide Brüder als seine besonderen Schützlinge und führte sie persönlich nach dem Schlafsaale. „Es ist wenig mehr als eine Krippe mit Stroh und Wollendecke, was euch erwartet," sagte er, „aber ihr seid besser verwahrt, als müßtet ihr auf irgend einer Haustreppe, oder in einem qualmigen Keller, oder in den Adelphigewölben übernachten. Denkt an unsern Herrn, der auch zu Weihnacht nur eine Krippe hatte!"

Er bot den Knaben ein warmes Bad an, worauf Beide freudig eingingen. Sie fühlten sich nach diesem Bade neu erquickt und verfügten sich nach ihren Schlafstätten, innerlich zufrieden. Im weiten, luftigen Schlafsale, der sechs lange Reihen genau abgemessener, krippenartiger Buchten enthielt, herrschte trotz der darin befindlichen Menschenmenge Ordnung und Ruhe. Es durfte Niemand ohne genügende Nothwendigkeit hin- und herlaufen, jeder Schlafgenosse mußte seine Fußbekleidung — oft nur die Karrikatur einer solchen — ausziehen und vor seine Krippe stellen. Diese langen Reihen von Schuhen, Stiefeln, Pantoffeln, Fetzen glichen ganz der Gesellschaft, welche absoluter Mangel an Obdach hier vereinigt. Jede Unterredung über mehrere Buchten hinweg war verpönt, ebenso mit aller Strenge das Branntweintrinken und Tabakrauchen. Eine solche strenge äußere Zucht, verbunden mit einem gewissen religiösen Anstrich, war dringend geboten, weil ohne diese das schreckliche Menschengelichter, welches neben Besseren die englischen Refuges bergen, schwerer zu beherrschen sein würde als eine Heerde gefährlicher Thiere. Im Geheimen findet auch hier die schnödeste Verstellung des Schlechtesten und moralischer Schmutz versteckter Art noch immer Boden genug, denn Auge und Ohr der Wächter kann nicht überall sein.

Des Masters Fürsorge hatte Harry und Sim in zwei Krippen dicht an dem Sessel eines Wächters placirt. Sim, zur Rechten Harry's, schlief, nachdem er mit gefalteten Händen sein Nachtgebet gesprochen, so ruhig ein, als halte eine liebende Mutter ihn in ihren Armen. Harry sah diese selige, kindliche Ruhe, aber auch diesen zarten Schmelz in Sim's Wesen mit wehmüthigem Behagen. „Gewiß," sagte er zu sich selbst, „unsere gute selige Mutter sieht ihn so, ihre Seele ist's, die schirmend und friedebringend über ihm weilt, und darum schläft er in seinem Elend so ruhig — so ruhig! Gute Nacht, Sim!" flüsterte er, indem er sich selbst in seiner Krippe zurecht legte und die Augen schloß. Schlafen konnte er noch nicht. Die Bilder des Erlebten, namentlich all' die häßlichen, verkrüppelten, verwüsteten Gestalten anderer Schlafgenossen, zogen wie Phantasmagorieen am Auge seiner erregten Seele vorüber.

In der Bucht ihm zur Linken lag ein Mann, der bereits seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Sein Gesicht, verdunkelt und befleckt durch Trunksucht, verrieth in der hohen Stirn und in dem kümmerlichen Reste eines intelligenten Ausdrucks, daß dieser Mann, ähnlich wie Jack mit der Laterne, nicht immer der in Thierheit versunkene Lump gewesen war, als welcher er jetzt erschien. Er kam in die Refuge mit einem leichenhaft aussehenden Burschen, dessen rothe Augenlider, blasse Wangen, scharlachfarbene Nase und zerlumpte Kleider ebenso für die Herrschaft des Spiritus über ihn sprachen wie bei seinem Kumpan. Harry hatte den Master zu einem philanthropischen Besucher der Anstalt sagen hören, daß diese Beiden „Straßenautoren" seien, an deren moralischer Erhebung er leider bis dahin vergeblich gearbeitet habe. Diese weitere Aehnlichkeit beider Männer mit Jack hatte Harry für sie interessirt, und die Gestalten derselben drängten sich lebendiger als die übrigen in seinen geistigen Gesichtskreis, als er mit geschlossenen Augen auf seinem Lager wachte.

Auch die beiden Straßenautoren schienen noch nicht entschlummert zu sein; zwar glich der Athem des Harry Zunächstliegenden einem röchelnden Schnarchen, und ein ekler Branntweindunst ging aus seinem Halse; plötzlich aber bewegte sich derselbe leise in seiner Krippe und flüsterte zu seinem Kameraden hinüber: „He, Paul, schläfst Du schon, altes Puddinggesicht?" — „Nein, Squib, altes Schielauge," antwortete Paul in demselben humoristischen Tone; „aber ich wollt' ich schliefe!" — „So paß' auf! Hast Du das Manuskript vom Latern-Jack noch gut verwahrt?" — „So sicher wie mein Geld, das nicht verloren gehen kann, weil ich keins habe." — „Na, na, keinen Jokus! Die Sache ist Geld werth. Hast Du die Blätter bei Dir? Sieh' nach!" — „Natürlich habe ich sie. Sicher genug in dieser famosen Parodie eines Bettes." — „Weißt Du was — lass' mich das Ding aufheben; ich wache viel früher auf wie Du, und mache mich dann gleich daran, das Manuskript abzuschreiben. Ich bringe einige kleine Aenderungen an und Jack soll dann darauf schwören, daß es seine Arbeit sei, wenn ich seine Handschrift vernichtet habe. Uebermorgen muß das Ding in Druck und wir machen brav Geld! Gib her also, so leise wie Du kannst!"

Harry verfolgte, obschon er that, als ob er schliefe, jede Bewegung und jeden Laut seiner Nachbarn. Er hörte, wie Paul das Manuskript unter seiner Decke hervorzog und dann zu Squib sagte: er werde dasselbe in seine Bucht hinüberwerfen. Harry empfand plötzlich einen Schlag — die Manuskriptrolle war bis in seine Bucht herübergeflogen und traf ihn gerade auf die Brust; er regte sich nicht, sein Herz klopfte laut bei dem Gedanken, daß er vielleicht dem Bestohlenen sein Eigenthum werde retten und auf diese Weise sich thatsächlich dankbar bezeigen können.

Squib murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen. „Daß Dich ein echter Temperanzmann in Wasser ersäufe, Du blindes Krokodil!" flüsterte er zu Paul hinüber. — „Was hast Du, Schielauge?" — „Nichts habe ich, Dummkopf! leere Hände! Du hast das Manuskript bis hinüber zu dem jungen Maulaffen geschleudert; vermuthlich hast Du wieder das Delirium in den Fingern." — „Ist kein Wunder, Squib, wenn man nichts Gescheidtes mehr zu trinken kriegt." — „Na, es schadet Nichts! Wir dürfen jetzt keinen Aufstand machen. Morgen vor Tage stehe ich auf und hole mir die Rolle von dem Jungen; der weiß nicht, was sie bedeutet."

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Bilderräthsels Seite 259:

Fürstengnade facht Hochmuth.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. | Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№. 25.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die Förstersbraut von Neunkirchen.

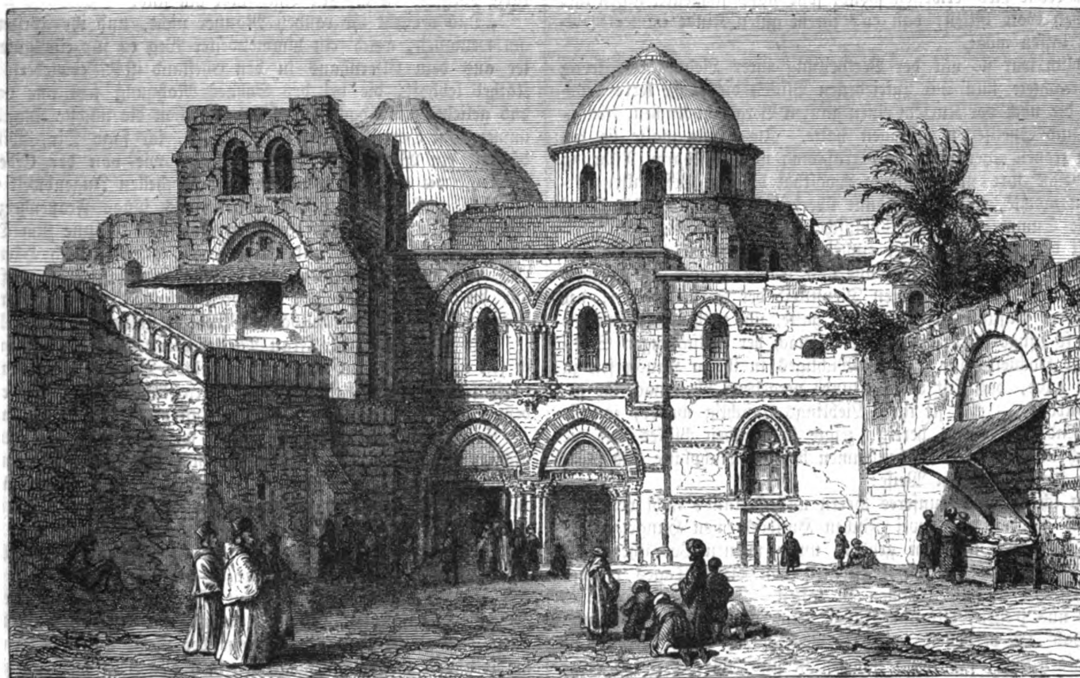
Erzählung

von

Otto Müller.

Im hessischen Odenwald, etwa drei Stunden von der schönen Bergstraße entfernt, liegt auf einem der höchsten Punkte dieses meist rauhen und wälderreichen, nur in seinen anmuthigen Thälern fruchtbaren Gebirgszugs, auf der sogenannten Neunkircher Höh', das alte protestantische Kirchdorf gleichen Namens, welches im Beginn dieses Jahrhunderts ungleich größer war wie heutzutage, wo es vielleicht nur noch zwölf bis fünfzehn Bauernhöfe zählt, die Wohnungen der sogenannten „Auszugsleute" ausgenommen. Auf einem rings von Wäldern umgebenen kahlen und unebenen Bergplateau erbaut, das meist Wiese und Haide, sowie einiges Ackerland bedeckt, macht der armselige Ort mit seinen zerstreuten Hütten und Hofraithen und seiner großen alten Kirche auf den fremden Besucher, ungeachtet der herrlichen Aussicht in die Main- und Rheingegenden, doch den Eindruck der Wüstenei und Verwahrlosung. Denn von dem Walde, der wohl einstmals die ganze Hochebene bedeckte, stehen noch jetzt einzelne Bäume und Büsche mitten im Dorfe, und zahllose größere und kleinere Granitblöcke liegen chaotisch zerstreut in Gärten, Höfen und Wiesen umher, so daß man wohl merkt, wie der Mensch auch nach jahrhundertlangem Aufenthalt der Wildniß dieser rauhen Natur nicht Meister werden konnte, vielleicht nicht einmal den Trieb und Willen dazu hatte, ihr mehr abzuringen, als er zur Nothdurft des Lebens brauchte.

Nur die den freien Platz an der Kirche umgebenden Bauernhäuser haben ein einigermaßen wohnliches Aussehen, und die Linde mit dem steinernen Brunnen inmitten des Raumes mag zur Sommerzeit für den einzigen Schmuck des armen Bergdorfes gelten,



Die Grabkirche in Jerusalem. Von C. Girardet. (S. 294.)

zu dem der Wanderer den letzten Theil des Weges auf einer kunstlos zusammengelegten Steintreppe hinaufkeucht, um an der, von einem alten weitgeästeten wilden Birnbaum beschatteten Kirche vorüber durch ein Gewinkel von Bauernhöfen in die einzige Dorfstraße zu gelangen, in der gleich vorn rechts zur Zeit unserer Erzählung das alte Neunkircher Försterhaus stand, das einzige ansehnliche Gebäude im Orte, da es zwei Stockwerke mit hellen Fenstern hatte, und zur Seite einen großen steinernen Thorbogen, der in einen geräumigen, mit Wirthschaftsgebäuden eingeschlossenen Hof führte.

In diesem Hause nun ward an einem der ersten sonnigen Frühlingstage im Anfang der neunziger Jahre die dritte Hochzeit im Zeitraum von noch nicht ganz anderthalb Jahren gefeiert, indem an diesem Tage die jüngste Tochter des Försters Winckelmann dem landesherrlichen Justitiarius am benachbarten Amte angetraut wurde, zu welchem frohen Familienfeste zahlreiche Gäste von Nah und Fern geladen worden waren. — Die wohlhabenden Brauteltern, die nun auch das Glück der letzten ihrer drei blühenden Töchter durch die Verbindung mit einem braven, allgemein geachteten Manne dauernd begründet sahen, hatten Alles aufgeboten, diesen Tag nicht bloß für Freunde und Verwandte zu einem rechten Festtage zu machen und durch reichliche Bewirthung die Fröhlichkeit der Gäste zu erhöhen; des Hauses weitbekannte Gastfreiheit erstreckte sich heute auch auf sämmtliche Bewohner des Dorfes; jedes Haus erhielt von der Försterin seinen Antheil Wein und Hochzeitkuchen, und die Aermeren und Aermsten noch obendrein ein besonderes Geschenk, das Eine ein Stück Geld, das Andere getrocknetes Obst, das Dritte Fleisch oder Speck, wie es eben der gutmüthigen Frau und glücklichen Mutter ihr frohbewegtes Herz eingab sowie ihre genaue Kenntniß von den Umständen und Bedürfnissen einer jeden Haushaltung.

Während daher die Gäste bis zum späten Nachmittag fröhlich an der reichbesetzten Tafel in der großen Oberstube beisammensaßen und bald die beiden Neuvermählten, bald die Eltern und Schwiegereltern hochleben ließen, hatte die freigebige Hausfrau in ihrer Vorrathskammer im Erdgeschoß alle Hände voll zu thun, um die Dorfleute der Reihe nach mit den ihnen zugedachten Gaben zu versorgen, welche vom Knecht und der Magd in gefüllten Körben von Haus zu Haus getragen wurden, wobei sie jedem Empfänger noch besonders sagen ließ, das geschehe ihrer Fränz zu Ehren, wer ihr eine rechte Lieb' erweisen wolle, solle sich's schmecken lassen und den lieben Gott bitten, daß er's ihrem guten Kinde immer wohlergehen lassen möge.

Endlich war sie mit der Vertheilung ihrer Liebesgaben fertig und betrachtete nun mit zufriedenen Blicken die große leere Tischplatte, die noch vor Kurzem einen ganzen Berg von Kuchen, Fleischstücken und Speckseiten getragen hatte. Im Geiste malte sie sich alle die frohen Szenen der Ueberraschung und dankbaren Rührung aus, welche ihre unvermuthete Wohlthat bei den Beschenkten hervorrufen mochte, und voll Wonne überschlug dabei ihr mütterliches Herz die Summe der Segenswünsche und Gebete, die ihre Freigebigkeit der geliebten Tochter einbringen würde; da that sich von Außen leise die Kammerthüre auf und herein schaute ihr einziger Sohn Willbald in dem grünen Dienstkleid der Forstadjunkten, der sich von der Gasttafel weggeschlichen hatte, um nachzusehen, wo die Mutter so lange bleibe, und was sie nach der vollständigen Sättigung der Hochzeitsgäste noch so Wichtiges in ihrem Hauswesen zu bestellen habe, daß seit einer Stunde vergebens oben nach ihr gefragt wurde? — Als sie ihres Lieblings ansichtig wurde, zog sie ihn vollends zur Thüre herein, zeigte strahlenden Blickes auf die nur noch mit einzelnen Kuchenkrumen bedeckte Tischplatte und sagte in ihrer heiter lebhaften Weise:

„Da ich die Kunst unseres Herrn und Heilands nicht verstand, mit fünf Broden und zwei Fischen Hunderte von Hungrigen zu speisen, so mußte ich schon gehörig unter meinen Vorräthen aufräumen, um auch unseren Dorfleuten von dieses Tages reichem Segen Etwas zu gute kommen zu lassen. Denn sie Alle sollen sich mit uns freuen, Alt und Jung, Reich und Arm, Keinen von ihnen hab' ich vergessen, wie's Deines Vaters Wille war, selbst die Wenigen nicht, die uns falsch gesinnt sind, wie der Jakob Lehrjan, der schon mehrmals wegen Holzfrevels gerügt wurde, und der Matthes Straub, der sogar wegen wiederholten Wildfrevels drei Jahre auf Deine Anzeige hin im Zuchthaus verbringen mußte. Nun, was siehst Du mich so erstaunt und forschend an, als sei Dir's eine ganz neue Entdeckung an Deinen Eltern, daß sie gerne ihrem Nächsten Gutes thun, so viel in ihren Kräften steht?"

„Das hätte die Frau Mutter wirklich gethan?" stotterte der junge Mann, ganz ergriffen von der Großartigkeit ihrer Herzensgüte, und konnte kaum seine innere stürmische Bewegung bemeistern. „Alle Leute, alle hätte Sie freigebig mit Gaben bedacht, sogar unsere Feinde und Widersacher? Ach, wie mag die arme Wittwe Margold überrascht gewesen sein, als die Magd der Frau Försterin mit dem gefüllten Korbe in ihr Häuschen trat und auch ihr ihren Antheil Hochzeitkuchen überbrachte!"

„Bei den blinden Augen Deines Vaters, da traust Du Deiner Mutter mehr Christenliebe zu, als sie in Wahrheit besitzt!" rief Frau Kathel fast noch mehr bestürzt als empört über des Sohnes arges Mißverständniß. „Eher hätt' ich meinen schönen Waizenkuchen den Säuen vorgeworfen, als Der einen Bissen davon zu gönnen, geschweige gar in's Haus zu schicken! — Ach, Willbald, wie magst Du mich nur an einem solchen Freudentag an die unselige Weibsperson erinnern, gerade heute, wo mein Herz nur innigen Dankes gegen unsern Herrgott voll ist, daß er mich nach dem langen schrecklichen Elend mit dem Vater an meinen Kindern noch so viel Freude und Mutterglück erleben läßt!"

Ueber ihrer eigenen Erregung bemerkte die Försterin den tiefschmerzlichen Eindruck nicht, welchen ihre unversöhnliche Rede auf den Sohn machte. Auch faßte sich dieser schnell wieder, und begütigend die erhitzte Wange der leidenschaftlichen Matrone streichelnd, die er durch sein voreiliges Wort an der verwundbarsten Seite ihres sonst so menschenfreundlichen Herzens berührt hatte, sagte er bittend:

„Verzeihung, beste Mutter, ich dachte wirklich nicht daran, was die Margold gegen Sie verschuldet hat; aber heute darf kein Schatten von Trauer Ihr Glück trüben, denn so vergnügt ist der Vater weder bei Karolinens noch bei Bertha's Hochzeit gewesen, und die Frau Mutter weiß, wie schnell er Ihr jede, auch die leiseste Verstimmung anmerkt. Dazu ist dem Fränzchen, es mag sich noch so sehr zur Heiterkeit verstellen, das Weinen näher als das Lachen, von wegen des nahen Abschiedes, als wenn es meilenweit mit seinem Manne von uns wegziehen sollte, während es doch nur drei kurze Wegstunden bis zur Amtsstadt hin sind."

„Das versteht ihr rauhen Männer nicht, und ihr Förstersleut' am wenigsten, welch' ein himmelweiter Weg es für eine gute Tochter aus dem Elternhaus in den Ehestand ist!" erwiederte Frau Kathel lebhaft, die bei des Sohnes Mahnung jetzt nur noch an das geliebte Kind dachte, welches ihr schon die nächste Stunde für immer vom Herzen reißen sollte. „Ja, ich sage Dir, Willbald, das ist ein Weg — so weit, so weit, wie von der Erde zum Monde, wie aus der glücklichen, sonnenhellen Jugendwelt in ein dunkles, unbekanntes Leben, wobei das junge Frauenherz zum ersten Mal ahnt, warum Gott es vor dem Manne zum Dulden und Dienen erschaffen hat, wenn nicht gar zu noch Härterem! Ach, wer mir's an meinem Hochzeitstag geweissagt hätte, daß Gott mir die treuen Augen des geliebten Mannes mitten in unserem schönsten Glücke mit unheilbarer Blindheit umnachten würde!"

„Er hätte damit der Frau Mutter Herz sicherlich noch dreimal so fest und heilig dem nämlichen geliebten Manne verbunden, dem es so schon für alle Zeit angehörte!" rief Willbald in überströmendem Gefühle und schloß die theure Mutter gerührt in die Arme.

Sowohl der schwärmerische Blick, wie die stürmische Innigkeit des sonst so wenig zu lauter Kundgebung seiner Gefühle geneigten Sohnes überraschte die Mutter ungeachtet ihrer eigenen Rührung nicht wenig; einen Moment blickte sie ihn daher mit ihren treuen klugen Augen forschend an, als wolle sie in seiner innersten Seele lesen, und was sie ihm darauf sagte, trieb dem jungen Manne schnell alles Blut in die Wangen:

„Hör', Willbald, die Weisheit ist nimmer auf Deinem Acker gewachsen, dafür kenn' ich Dich tausendmal besser als Du denkst! Denn was weißt Du eigentlich von der Liebe und wie sie wächst in Noth und Leid himmelhoch, wo doch alle Welt meint, jetzt sei's mit ihrem kurzen Wonnetraum kläglich zu Ende! — Alleweil stehst Du mir Red' und Antwort, Willbald, was die Flammenröthe

in Deinem Gesicht bedeutet und warum Du so beschämt vor Deiner Mutter den Blick zu Boden senkst? Hat die schöne Anna Funk droben in ihrem neuen Zitzkleid mit den rothen Bandschleifen endlich des Herrn Forstadjunkten sprödes Herz gerührt? Oder hat des Braunauer Verwalters blonde Friedrike diesen Rumor in seinem kalten Fischblut angerichtet? Keine Tann' in Deinem Walde brauchte sich ihres schlanken Wuchses zu schämen, keine Glockenblume am kühlen Ort der Farbe ihrer dunkelblauen Augen!"

„Und doch behält die Frau Mutter auch dießmal wieder Recht, ich weiß nichts von Liebe; nicht Amor, sondern nur des Vaters alter Bergsträßer hat mich in Feuer und Flamme versetzt!" rief der Sohn und lachte dabei so herzlich, als sei's ihm vollkommen ernst mit seiner Versicherung, daß Frau Kathel nicht mehr daran zweifelte, ihr höchstes Sehnen und Wünschen habe sie abermals getäuscht und es bleibe dabei, ihr Willbald wisse nichts von Liebe, wolle und werde niemals Etwas davon wissen!

Doch fand sie glücklicherweise keine Zeit, um sich über ihren Irrthum zu ärgern, oder mit dem Sohne über dessen Ausgelassenheit zu zanken, womit er die genannten und andere, beim Hochzeitsfest anwesende junge Frauenzimmer, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, mit harmlosem Humor kritisirte. Denn immer größer wurde das Getöse der Gäste in der Oberstube, und mit richtigem Instinkt begriff Frau Kathel, daß die Anwesenheit der ordnenden und verstandesklaren Hausfrau droben nöthiger sei als in der leeren Vorrathskammer; daher schob sie rasch den Sohn an beiden Schultern vor sich her zur Thüre hinaus, hieß ihn nach dem Kutscher des Amtmann-Schwiegersohnes in der Gesindestube sehen, daß der nicht länger säume, die Pferde anzuschirren, und flog dann mit der Leichtigkeit eines jungen Mädchens die Treppe hinauf in das Chaos der trinkenden, singenden und jubelnden Elemente, auf denen der Geist des Herrn in dichten Tabakswolken ruhte, während Willbald die Anstalten zur Abreise des jungen Paares betrieb, mit welcher nach damaliger Sitte auch das Hochzeitsfest sein Ende erreichte, und das in seinen Grundmauern erschütterte Brauthaus endlich wieder Anspruch auf Ruhe und bürgerliche Ordnung bekam.

*

So war es auch hier der Fall, und das auf der luftigen Höhe des Odenwalds erbaute Forsthaus zu Neunkirchen hatte schon am Mittag des folgenden Tages, Dank der Unermüdlichkeit der Hausfrau und ihrem ordnungsliebenden Sinne, sein gewohntes bescheidenes und solides Aussehen wieder gewonnen, und von dem gestrigen Festtage mit seinem Gepränge und seiner hochzeitlichen Lustbarkeit war bald nur noch der aus grünen Fichtenreisern gebildete Ehrenbogen am Hofthore übrig, durch welchen der Hochzeitszug nach der gleichfalls geschmückten Dorfkirche gegangen war.

Aber gerade dieser waldgrüne, für den Ehrentag eines wackeren Försterkindes vor Allem geeignete Schmuck war es, der schon am folgenden Morgen die Veranlassung zu einer neuen Aufregung für die gute Frau Kathel wurde, welche ihr sogar die ganze Freude an dem wohlgelungenen schönen Feste von gestern noch nachträglich zu zerstören drohte.

Denn wie sie schon in aller Frühe von ihrer kranken Nachbarin, der Schullehrersfrau zurückkehrte, welcher sie in einem irdenen Topfe den Rest der vom Hochzeitsmahl übrig gebliebenen Hühnersuppe gebracht hatte, damit sich die Kranke daran laben und stärken möge, machte sie an dem grünen Bogen am Hofthor eine Entdeckung, die ihr im ersten Moment der Bestürzung alles Blut nach dem Herzen drängte, so daß sie sprachlos davor stehen blieb und ihren Augen nicht traute beim Anblick des feindlichen Werks, welches eine tückische Hand in der Nacht angestiftet hatte.

Und dennoch war die Ursache ihrer Alteration für Jeden, der nicht die nähere Bewandtniß davon kannte, eine so geringfügige, daß gewiß schon mehr als Ein Dorfbewohner am heutigen Morgen daran vorüber gegangen war, ohne auf den welken Bündel Disteln von der Sorte der Eberwurzel zu achten, welcher an den Fichtenzweigen hing, dessen inhaltschwere Bedeutung aber der alten Försterin sogleich klar wurde, so daß sie einen Augenblick alle Fassung verlor.

„O das Unglück! das Unmensch!" war Alles, was sie im ersten Schreck hervorstammeln konnte. „So rächt sie sich im Handumdrehen dafür, daß ich sie gestern nicht wie die andern Leute mit Hochzeitkuchen bedachte, als wenn sie nicht an allem Leid meines Lebens schuld wär', als wenn sie noch einen Anspruch hätt' an meine Mildthätigkeit und Großmuth!"

Mit einer Mischung von Wuth und Abscheu riß sie bei diesen Worten den häßlichen Distelstrauß mit den stachlichten Blättern und Stielen aus dem Fichtengewinde und war schon im Begriffe, ihn in die nächste Wasserpfütze zu schleudern, als sie sich schnell eines Andern besann, einen scheuen Blick nach den Fenstern der Nachbarhäuser warf, ob Jemand sie bei ihrer frühen Entdeckung beobachtet habe, dann aber hastig die Disteln unter ihre Schürze barg und hochathmend flüsterte:

„Noch hat Niemand das Unglückszeichen der Margold gesehen, das sonst gewiß wieder die alte unselige Geschichte vom Tod ihres Mannes im ganzen Dorfe wachgerufen hätte, weil alle Leut' es wissen, daß die Eberwurzel nur an dem Platze wächst, wo einstmals der katholische Wildbieb in seinem Blute schwimmend gefunden wurde! Also fort damit hinten in den alten Ziehbrunnen — ihr aber will ich's schon gedenken, daß sie noch immer nicht aufhört, mich mit diesen verfluchten Stacheln zu quälen und den redlichsten und unglücklichsten Mann als gemeinen Mörder zu verlästern, wo er doch nur aus Nothwehr den niederschoß, der ihn selber mit dem Tod bedroht hatte."

Damit eilte sie, als könne sie der Feindin unheilvolles Geschenk nicht schnell und heimlich genug wieder los werden, nach dem Winkel im Hofe, wo der alte Ziehbrunnen lag, eben als ihr Sohn Willbald mit der Flinte auf der Schulter aus dem Hause kam, um seinen gewohnten Dienstgang durch einen Theil des Reviers anzutreten. Er sah, wie die Mutter eine der Dielen vom halbverschütteten Brunnen aufhob und Etwas hineinwarf; ihre ängstliche Hast fiel ihm dabei auf, und neugierig ging er auf sie zu, indem er sie lachend fragte, welchen raren Schatz sie da eben so heimlich versteckt habe?

„Hätt'st Du eine Ahnung davon, Du ließest Deine Spötterei bei Seite!" entgegnete die alterirte Matrone in ihrer heftigen Weise. „Geh' Deiner Wege und laß Dir vom Aprilwind die Weindünste aus dem Kopfe blasen, Du siehst noch ganz verschlafen und übernächtig aus — recht wie der ärgste Strolch im ganzen Odenwald!"

Aber gerade diese zornige Abweisung reizte seine Neugierde noch mehr, zu erfahren, was schon zu so früher Stunde der Mutter Fatales begegnet sein möge, daß sie sich in ihrem Aerger gar nicht zu mäßigen wußte und hinten im Hofwinkel verweilte, während es doch im Hause alle Hände voll für sie zu thun gab. Er bestürmte sie daher so lange mit Bitten und Fragen nach der Ursache ihres Zornes, bis sie endlich nachgab, da es ihr selber einen Trost gewährte, sich über den ihr gespielten bösen Streich der Margold auszusprechen, was sie denn auch mit aller Bitterkeit und Schonungslosigkeit ihres leidenschaftlichen Temperamentes that, so daß sie Willbald noch selten in dieser Zorneshitze gesehen hatte, wie heute, unmittelbar nach der Tochter frohem Hochzeitsfeste!

„Zigeunerinnen sind's, falsche, nichtsnutzige Weibsbilder, die Alte wie die Junge!" rief Frau Kathel wuthschäumend. „Seit fünfzehn Jahren treiben sie nichts als Unfug im Dorfe, und Niemand weiß, wie viel Schaden und Unheil sie schon angerichtet haben! Jetzt halten sie den Müller drüben in Lindenfels, den reichen Wittwer umgarnt, daß er ganz trübsinnig und leutscheu geworden ist, weil er sich einbildet, die Marilene sei die schönste Dirne im Odenwald und er müsse sie partout zur Frau haben!"

„Der Franz Handel war als lediger Bursche wie als Ehemann ein wüster gewissenloser Mensch; käm's auf ihn an, so wär' das arme Mädchen längst das Opfer seiner rohen Lüste geworden," sagte der junge Förster mit umwölkter Stirne. „Den umgarnt nichts, als seine eigene Falschheit und Schlechtigkeit, und die Marilene verabscheut ihn gewiß trotz seines Reichthums auf's Tiefste."

„Was brauchst Du die Wilddiebstochter vor Deiner Mutter in Schutz zu nehmen!" rief Frau Kathel in heftigem Zorne. „Und wenn sie so brav und rein wär' wie ein Engel im Paradies, vor mir sollst Du ihr doch nicht das Wort reden, denn die Margold ist ihre Mutter, und Die sinnt auf nichts als Rache und Bosheit gegen uns, wie ich's heute wieder erleben mußte."

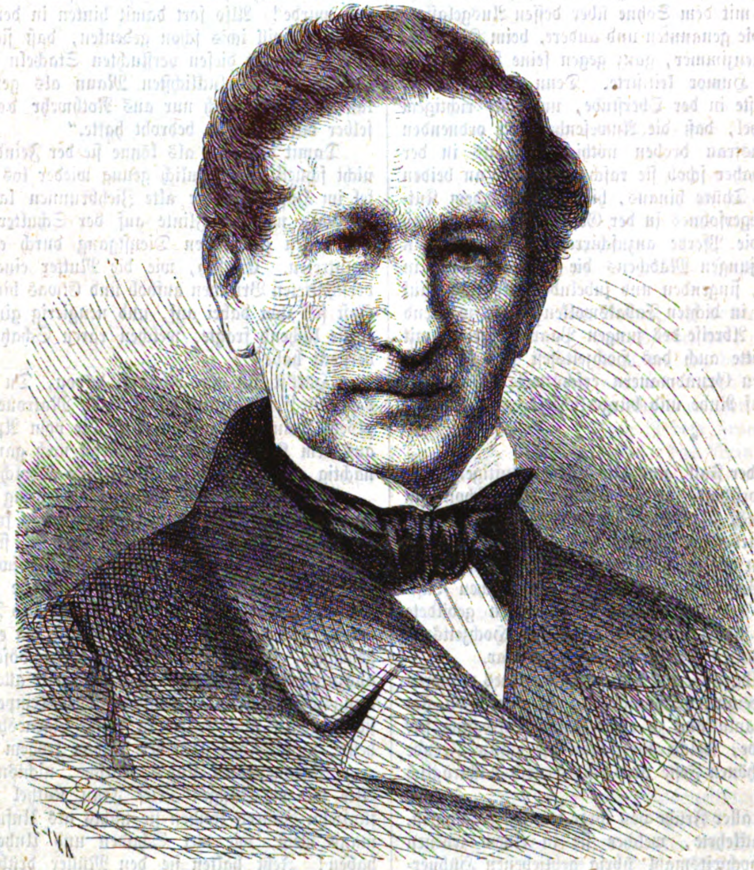
„An dieser Abscheulichkeit ist sie wahrhaftig unschuldig, beste

Frau Mutter!" sagte Willbald so nachdrucksvoll und begütigend, als ihm seine innere Bewegung erlaubte. „Ich weiß es vom alten Schäfer Konrad, daß die arme Frau schon seit länger als einer Woche an einer Beingeschwulst zu Bette liegt und Tag und Nacht große Schmerzen leidet."

„Ei, Du bekümmerst Dich ja über die Maßen um die arme Frau, daß Du Alles so genau wissen willst!" spottete die Försterin giftig und fixirte ihn dabei mit argwöhnischen Blicken. „Wenn nun die Beingeschwulst bloß eine List wär', um unsern Verdacht, daß sie uns die Eberwurz an's Hofthor gebunden, von sich abzulenken?"

„Wir haben noch andere Feinde im Dorfe, die wissen, was uns weh thut," versetzte der Jüngling unerschrocken. „Der kranken Margold trau' ich solch' ausgesuchte Bosheit nimmer zu, die hat an ihrem eigenen Elend schwer genug zu tragen und dankt gewiß Gott, wenn die alte traurige Geschichte nicht wieder in den Mund der Leute kommt."

„Man meint, Du hättest, statt auf den Kameralisten, auf den Advokaten studirt für alles Lumpengesindel im Lande!" stammelte Frau Kathel mit vor Wuth zitternder Stimme, denn eine solche warme Fürsprache zu Gunsten der ihr in tiefster Seele verhaßten Margold hatte weder Willbald noch sonst ein Mensch jemals gegen sie gewagt. „Am Ende disputirst Du mir's auch noch vor der Nase weg, daß sie es war, die vergangenen Sommer bei Bertha's Hochzeit den Grabhügel des Wilddiebs über und über mit Waldblumen und Eichlaub schmückte, damit ja alle Leute, und unsere Gäste vornweg, wie der Hochzeitszug daran vorüberging, an den



Rudolph von Auerswald, k. preuß. Staatsminister †. Nach einer Photographie, von E. Hartmann. (S. 295.)

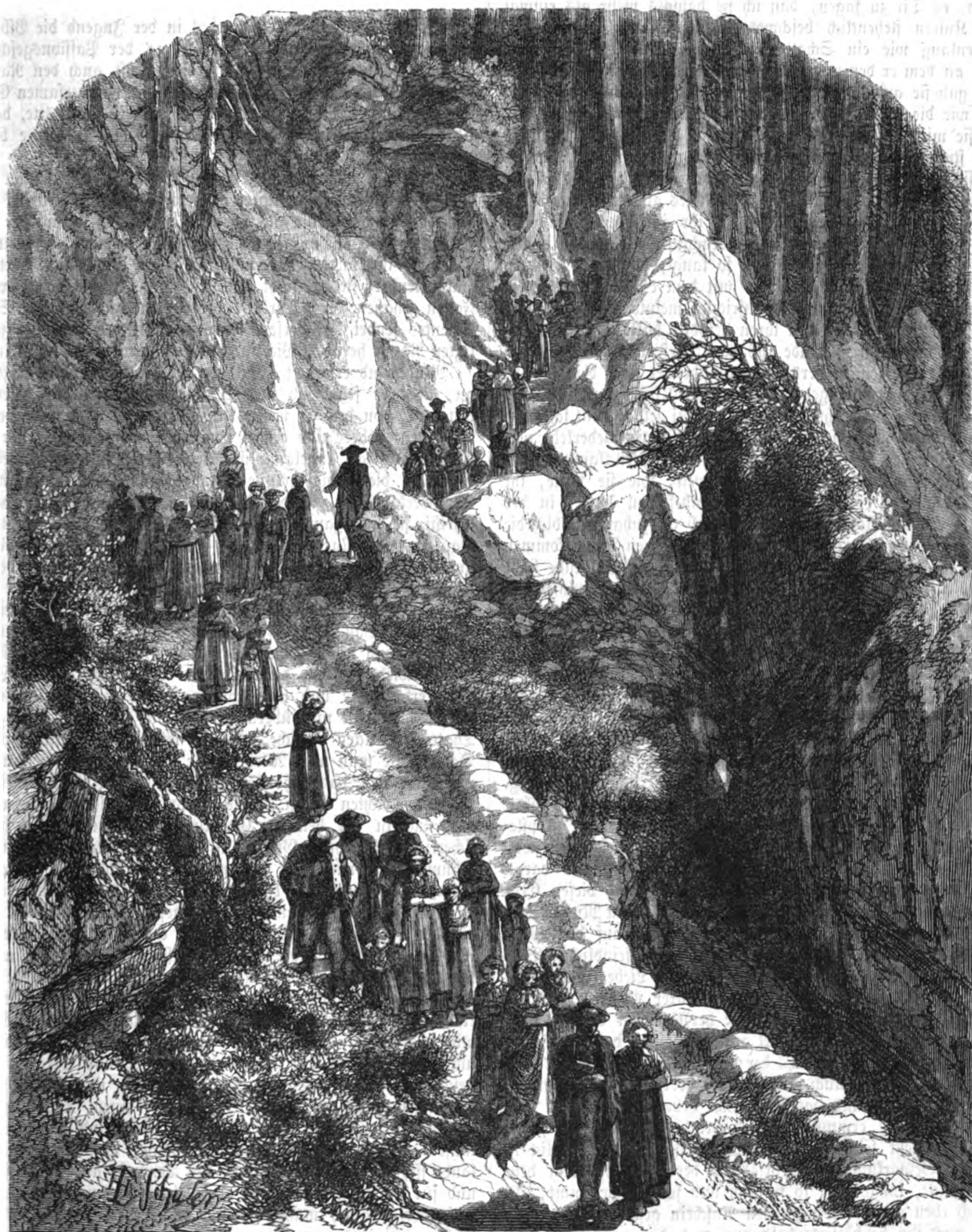
unseligen Menschen und sein blutiges Ende erinnert würden! — He! Und wer war's, der bei der Trauung unserer Karoline ganz vorn unter den Gaffern stand und sich auch bis dicht an den Altar drängte, daß ich das bleiche Unglücksgesicht beständig ansehen mußte, ob ich wollte oder nicht? — So legt's die Rachsüchtige bei jeder Gelegenheit, wo uns der Himmel eine Freude bescheert, recht augenscheinlich darauf an, den alten Skandal wieder aufzuwärmen; und was mich am Meisten dabei schmerzt, ist die Dummheit und Gedankenlosigkeit so vieler Menschen, die dann gleich immer wieder die Blindheit Deines Vaters für ein Strafgericht Gottes erklären, weil er einen berüchtigten Wilddieb auf frischer That ertappte und ihn niederschoß, als er sich gegen ihn zur Wehr setzen wollte!"

„Was kümmert uns die Verleumdung der Schlechten, wo auch die strengste gerichtliche Untersuchung den Vater von aller Schuld freisprechen mußte!" entgegnete Willbald, bestürzt über diese traurige Wendung ihres Gespräches. „Aber gerade darum, mein' ich, sollten wir nicht in den nämlichen Fehler verfallen, wie unsere Feinde, und Diejenige falsch anklagen, die doch gewiß an alledem ebenso unschuldig ist, wie wir an ihrem Unglück!"

„Ich leb' und sterb' dabei, die Margold hat doch Deines Vaters Blindheit auf dem Gewissen mit ihren furchtbaren Flüchen und Verwünschungen!" sagte die Försterin, ohne auf den Widerspruch in dieser und ihrer vorigen Rede zu achten. „Wer sie damals sah, wie sie sich gleich einer Furie über den todten Mann hinwarf, ihm das Blut mit bleichen Lippen von der Wunde küßte und seinem Mörder gräßlich fluchte, der traut ihr auch die höllische Kraft zu,

daß sie so lange Gottes Zorn auf Deinen unglücklichen Vater herabrief, bis der Allmächtige ihr zuletzt nachgab.

Willbald wußte längst aus Erfahrung, daß man der Mutter nicht widersprechen durfte, wenn die sonst so freisinnige Frau mit dem grundguten Herzen auf der Feindin Religion und die dämonische Gewalt zu reden kam, welche diese mit Hülfe ihrer Heiligen ausübte. In diesem Punkte war die alte Försterin so abergläubisch und hartnäckig, daß sie weder durch Gründe der Vernunft, noch durch den



Am Charfreitag im Elsaß (Vogesen). Originalzeichnung von Th. Schuler. (S. 296.)

Hinweis auf ihren eigenen frommen Glauben von ihrem Wahne abgebracht werden konnte, der Fluch der Margold sei es allein gewesen, welcher dieses Unglück über ihren Mann gebracht habe, da der Gott des lutherischen Bekenntnisses nimmermehr dieses unverdiente Schicksal über den Brävsten der Menschen hätte verhängen können!

„Red' mir's nicht aus, was bei allem Elend noch meinen einzigen Trost ausmacht, daß der Margold Gott nicht unser Gott ist!“ fuhr sie erschüttert fort, und ihre noch eben so heftige Stimme hatte dabei einen beweglich bittenden Ton angenommen. „Wär' sie eine Christin wie andere arme Wittwen, nimmer hätte sie diesen

unversöhnlichen Haß gegen uns gefaßt; denn was ich Alles that, um sie in ihrem Jammer zu trösten, weiß Gott noch besser wie ich selber, die ich sogar in meiner Verzweiflung mit ihr am Grabe des Menschen betete, den Dein Vater erschießen mußte, wie's sein Dienst forderte und die heilig beschworene Pflicht des Amtes! — Ach, ich war damals gewiß so elend wie die Margold selber, und ich schäm' mich nicht, es Dir zu sagen, daß ich sie damals mehr als einmal auf den Knieen flehentlich beschwor, Deinem Vater zu verzeihen, der wochenlang wie ein Schatten umherging und den Tag verwünschte, an dem er den unglücklichen Försterdienst angetreten hatte. Anfangs gab sie auch willig nach, nahm meine Wohlthaten ruhig an, und wie die kleine Marilene schwer an den Blattern erkrankte, überließ sie mir Tag und Nacht die Pflege des Kindes, während sie ihrem stummen starren Schmerze nachhing. Kaum aber wußte sie, daß sie's am Leben behalten werde, da wurde die Undankbare auf einmal wie umgewandelt gegen mich, wies alle meine herzlichen Tröstungen, meine Wohlthaten, die ich ihr in ihrer verlassenen Lage erweisen wollte, mit Hohn und Verachtung zurück und quälte mich mit ihren furchtbaren Vorwürfen so lange, bis ich es aufgab, das feindliche Geschöpf zu versöhnen, mit dem es doch auf Gottes weiter Erde Niemand so treu und aufrichtig meinte wie ich, freilich die Frau des Mannes, der den ihren getödtet hatte! — Auf einmal war sie sammt ihrem Kinde aus dem Dorfe verschwunden, um eine Wallfahrt nach einem berühmten Gnadenort über dem Rheine anzutreten, wo ein mächtiger Heiliger ihrer Kirche große Wunder verrichtete, Blinde und Lahme heilte und dabei selber Blut schwitzte. — Schon hofften wir, sie habe uns auf Nimmerwiederkehr verlassen, als sie eines Tags zu meinem Schrecken zurückkam und ihr Häuschen vor dem Dorfe wieder bezog; weil, wie sie sagte, ihr heiliger Schutzpatron es ihr ausdrücklich anbefohlen hatte, in der Nähe von ihres unglücklichen Mannes Grab auszuharren, bis die Stunde der göttlichen Vergeltung für seinen blutigen Tod gekommen sein werde. — Ach! Und ich meine fast, die Unglücksstunde habe nicht lange auf sich warten lassen; denn noch im Spätsommer des nämlichen Jahres verlor Euer Vater plötzlich auf der Jagd das Augenlicht, wie die Aerzte sagten, in Folge eines Nervenschlags, den er sich durch eine Erhitzung zugezogen hatte, wie aber gleich bei der ersten Schreckenskunde mein Herz mir sagte, in Folge der furchtbaren Gebete der Margold, mit denen ihre Rache die Mächte der Hölle gegen uns wachgerufen hatte!"

„Dem Himmel sei Dank, das Unglück fand einen starken Mann, der sich nicht von ihm niederwerfen ließ, und einen Engel dazu, der's ihm tragen half!" sagte Willbald in feierlicher Bewegung. „Nun bin ich's von seinen Kindern noch allein, dem das Glück vergönnt bleibt, ihn mit der besten Mutter um die Wette zu pflegen und seinen Lebensabend zu erheitern; das hab' ich dem weinenden Fränzchen gestern beim Abschied versprochen, und daran soll mich weder die Margold, noch sonst eine Macht dieser Erde jemals verhindern! — Laß Sie's gütig geschehen, Frau Mutter, und geb' Sie mir noch einen heiteren Abschiedsblick mit auf den Weg! Was sind alle Disteln, Dornen und Stacheln der feindlichen Welt gegen die ewig blühende unverwelkliche Rose der Liebe, von treuen Elternhänden gepflanzt in die Herzen dankbarer Kinder! Darum vergess' Sie die Eberwurz und lache Sie herzlich über den dummen Menschen, der Ihr damit einen Tort anthun wollte; denn welk, wie der Winter das traurige Gewächs der Waldwildniß in den Frühling gebracht hat, soll es uns auch Nichts weiter bedeuten, als Ohnmacht und vergebliche Müh', uns das freundliche Leben zu verleiden!" —

Ungeachtet dieser ermunternden Zusprache war aber der junge Förster, da er jetzt seinen Weg durch die noch mit winterlichem Reif bedeckte Gemarkung des Dorfes in der Richtung nach dem Walde verfolgte, lange nicht so fröhlich und sorglos gestimmt, als er sich noch eben vor der Mutter den Anschein gegeben hatte.

Denn auch ihn beschäftigte bald nur noch die peinliche Frage, welcher Feind mit dieser ausgesuchten Bosheit das frohe Familienereigniß zum Anlaß genommen habe, jenes unzweideutige Erinnerungszeichen des alten Unglücks an des Hauses heitern Festschmuck zu binden, offenbar in der tückischen Absicht, damit die halbvergessene Geschichte vergangener Jahre wieder in der Eltern Gedächtniß wachzurufen?

(Fortsetzung folgt.)

Eine heilige Stätte.

Die Grabkirche in Jerusalem.

Von

Erwin Stein.

(Bild S. 289.)

Wenn wir gläubigen Gemüthes in der Jugend die Bibel durchlasen und uns an dem großen Drama der Passionsgeschichte erbauten, dann bildete sich der kindliche Geist auch den Rahmen zu dem Bilde: die Stadt Jerusalem stieg mit wundersamen Gebäuden vor uns auf, wir sahen den Oelberg, die Schädelstätte, das Grab Christi und sehnten uns, das Alles an Ort und Stelle betrachten zu können.

Aber wie wird man sich enttäuscht fühlen, wenn man mit diesen Vorstellungen die Pilgerreise nach Jerusalem antritt! Mindestens denkt man, daß aus Pietät die Einfachheit und der tragische Charakter des Schauplatzes der Leidensgeschichte geschont wurde. Da muß in einiger Entfernung von der Stadt der nackte, kahle Kalvarienberg stehen, nicht weit davon schaut uns das leere in den Felsen gehauene Grab Christi entgegen, und die brennende Sonne des Orientes sendet ihre versengenden Strahlen auf diesen ganzen geheiligten Raum herab. Wie anders aber gestaltet sich die Wirklichkeit!

Müde und ermattet langt der Osterpilger in der heiligen Stadt an, aber er sehnt sich noch heute danach, den Kalvarienberg zu besteigen, von dem er weiß, daß er recht hoch ist. Er wendet sich an seinen Führer und erhält von diesem, nachdem er vor der heiligen Grabkirche angelangt ist, die seltsame Antwort: Steigen Sie nur dort die kleine Treppe hinauf, so sehen Sie ihn im ersten Stockwerke! Ja, in der That, der heilige Berg und das Grab Christi, sie sind ganz überbaut, versteckt und vergraben unter einem Haufen von Marmorwerk und Silberornamenten. Ringsherum sind kleine schmutzige Häuser erbaut; der Orient tritt von seiner häßlichen Seite dem Pilger überall entgegen, und die heiligste Stätte des Christenthums, die Grabkirche selbst, ist ein keineswegs imposanter Bau; das Grab des kleinsten christlichen Königs ist würdiger und besser gehalten als das Grab Christi. Freilich kann man erwiedern, daß der Sohn der Jungfrau, dessen Lehre die Welt erschütterte und umgestaltete, keines äußeren Denkmales bedürfe, daß man nur überallhin auf die von ihm ausgegangenen Thaten zu blicken brauche, um sein würdigstes Denkmal zu finden. Dann hätte man aber Alles in der ursprünglichen Gestalt belassen und nicht diese das Schönheitsgefühl wie die Andacht beleidigenden Bauten errichten sollen. Und wenn uns gläubige Schauer oder Rührung in der heiligen Grabkirche überkommen, so haben sie sicherlich nicht ihren Grund in der Einwirkung der umgebenden Räumlichkeit, wie etwa im mystischen Halbdunkel der gothischen Dome, sondern nur in der Erinnerung an die Leidensgeschichte.

Winkelige, enge, unendlich schlecht gepflasterte und kothige Straßen, die bergauf führen und schwierig zu ersteigen sind, führen zu der im byzantinischen Style erbauten, schlecht erhaltenen und durch allerhand Anbaue verunstalteten heiligen Grabkirche. Verschiedene Plätze und Gewölbe vor der Kirche dienen zur Abhaltung eines elenden Trödelmarktes, auf dem Kreuze, Rosenkränze und Medaillen mit widerlichem Anpreisen feil geboten werden. Da die Kirche unter dem Niveau der umgebenden Häuser und Straßen liegt, so steigt man mehrere schlechte Treppen hinab, um auf einen kleinen viereckigen Platz zu gelangen, der von einem Trupp griechischer Händler belagert ist, welche Stoffe, Seife und Rosenkränze verkaufen. Man ahnt es kaum, daß man, wenn der Ausdruck erlaubt ist, vor der Hauptfassade des Tempels angelangt ist, die an und für sich nicht häßlich ist, aber keineswegs unsern Erwartungen entspricht. Rings umher herrscht zur Osterzeit der greulichste Tumult; man wird gequetscht, gestoßen, getreten und arbeitet sich nur mit Mühe zu der einfachen Rundbogenthüre hinan. Der Eintritt in dieses christliche Heiligthum selbst läßt uns nicht vergessen, daß hier der Türke herrscht. Auf einer Estrade kauern nachlässig auf die Teppiche und Kissen hingelehnt fünf oder sechs Türken, die sich mit Rauchen, Kaffeetrinken und Schachspielen unterhalten. Das sind die Hüter des Tempels, die ihn wie ein Waarenmagazin bewachen. Wehe dem Christen, der es wagen wollte, außer der be-

stimmten Stunde ohne besondern Erlaubnißschein oder hohes Trinkgeld eintreten zu wollen! Gar bald würde der „ungläubige Hund" mit den Stöcken dieser Wache Bekanntschaft machen, zu deren Unterstützung noch weiter in der Kirche Soldaten mit blitzenden Bajonetten aufgestellt sind.

Wir treten ein. Der erste Gegenstand, der unsere Aufmerksamkeit fesselt, ist eine Steinplatte aus rothem Marmor, die einige Zoll über dem Boden erhaben ist. „Das ist der Salbungsstein, auf dem Joseph von Arimathia den Leib Jesu in eine reine Leinwand wickelte." So erklärt der Führer. Man ist verwundert, hier rothen Marmor zu finden, aber eine weitere Erklärung belehrt uns, daß dieß nur der Deckel des eigentlichen, tief unten verborgenen echten Steines sei. „Also darum," so rief schon Mancher enttäuscht aus, „machte ich die weite Reise, um ein Stück rothen Marmors zu sehen, das ich in Europa viel besser haben könnte!"

Einige Schritte nordöstlich vom Salbungssteine gelangt man unter die oben offene Hauptkuppel der Kirche, die, wenn es regnet, mit einer Leinwanddecke verschlossen wird. Unter dieser Kuppel steht ein Marmormonument in der Form eines länglichen Würfels, das mit kleinen Pfeilern geschmückt ist, an der Ostseite einen fünfeckigen Vorbau hat und von einer Wölbung überdeckt ist. Das ist das heilige Grab, welches im Jahre 1817 auf Kosten der griechischen Christen von einem wenig bekannten Architekten erbaut wurde. In Folge dessen beanspruchen denn auch die Griechen das meiste Recht und den größten Raum für sich in der Kirche.

Das Monument besteht aus zwei Theilen. Der westliche, mit Pfeilern verzierte Theil, schließt die sogenannte Engelskapelle ein, denn an dieser Stelle „kam der Engel des Herrn vom Himmel herab, trat hinzu und wälzte den Stein von der Thüre und setzte sich darauf" (Matth. 28, 2). Durch eine niedrige und enge Thüre gelangt man aus dieser Engelskapelle in ein sechs Fuß breites und ebenso langes Zimmerchen, in welchem das eigentliche Grab sich befindet. Zur Rechten erhebt sich ein schöner Sarkophag aus weißem Marmor. Das ist Alles, was man sieht, und wieder fragt man erstaunt nach der in den Felsen gehauenen Gruft, von der uns die Schrift meldet. Die Antwort lautet, wie bei dem Salbungssteine, das echte Grab sei unter dem Marmorbau verborgen, weil die Pilger den Stein allmälig abgebröckelt und fortgetragen hätten. Um dieser Reliquienhascherei zu steuern, habe man zunächst eine Wand mit drei Schaulöchern davor aufgebaut. Aber trotz dieser hatten die Pilger mit Zangen und Drähten Stückchen des Steines abzubrechen verstanden und das Grab dem gänzlichen Ruine zugeführt.

Zur Rechten von der Eingangsthüre befindet sich Golgatha, und dieser Berg besteht eigenthümlicherweise jetzt aus einem Parterre und einem ersten Stockwerke! Nach der Tradition war der Felsen, auf dem Christus gekreuzigt wurde, nicht sehr hoch, aber er mußte doch eine ziemliche Breite gehabt haben, wenn all' das zuschauende Volk darauf Platz gefunden haben soll. Was jetzt als Kalvarienberg übrig geblieben ist, ist nur ein kleines Felsspitzchen: man hat die Seiten des ganzen Hügels abgetragen und nur den Gipfel übrig gelassen, über dem dann die Kalvarienkapelle, rechts anschließend an die heilige Grabkirche, erbaut wurde. Im Parterre liegt die Adamskapelle und die Sakristei. Eine Treppe führt in das erste Stockwerk, das in eine griechische und katholische Kapelle getrennt ist, und hier zeigt man die gleichfalls mit Marmor überdeckte Spitze Golgathas, auf der das Kreuz stand. Nicht weit davon ist ein Theil des Felsens überdeckt gelassen. Durch ihn zieht sich eine lange und tiefe Spalte hin, zum Beweise der Wahrheit der Worte im Evangelium Matth. 27, 22: „Und die Erde erbebte, und die Felsen zerrissen, und die Gräber thaten sich auf, und standen auf viele Leiber der Heiligen, die da schliefen."

Enttäuscht ist Mancher vom heiligen Grabe heimgekehrt; er hat dort nicht gefunden, was er suchte, und er hat lieber und andächtiger daheim in der stillen Kirche gebetet, als in dem Trubel der Pilger an den Stätten, die von der Tradition allerdings als der Todesplatz und das Grab Christi bezeichnet werden, die jedoch vor der strengen Kritik als solche nicht Stich halten.

Die Kirche des heiligen Grabes ward von der Kaiserin Helena, der Mutter Konstantin's, oder vielleicht von diesem Kaiser selbst gegründet. Sie ist oft zerfallen, abgebrannt, wieder aufgebaut und mit den verschiedenartigsten Anbauen versehen worden. Die Christen der griechischen Kirche sind es namentlich, welche die Unterhaltungs- und Baukosten tragen, und sie erheben auch die meisten Ansprüche auf das alleinige Besitzrecht der heiligen Grabkirche.

Rudolph von Auerswald.

Von

Schmidt-Weißenfels.

(Bild S. 292.)

Nach der unglücklichen Schlacht von Jena 1806, die den preußischen Militärstaat mit einem Male zusammenbrechen ließ, flüchtete der Hof bekanntlich nach Königsberg. Hier, in der Geburtsstadt Kant's, des Philosophen der reinen Vernunft, wurde das neue Preußen durch jene Reformen Stein's und Scharnhorst's gebildet, deren volle Verwirklichung das Volk heut' noch von der Krone erwartet. Der König, an die Menschlichkeit seiner Macht gemahnt, als er vor dem Grundsatz napoleonischer Politik: Macht ist Recht, erlegen, war gleichwohl noch weniger zugänglich geworden denn vorher, und man weiß, unter welchen Kämpfen ihm die Reformen zur Bildung des Volksstaats Preußen abgerungen werden mußten. Er war eine abgeschlossene Natur, mißtrauisch, und eigentliches Vertrauen faßte und behielt er nur selten.

Zu den Wenigen, die sich aufrichtiger Freundschaft und des Vertrauens Friedrich Wilhelm's III. rühmen konnten, gehörte Hans Jakob von Auerswald, Regierungspräsident zu Königsberg, ein aufgeklärter, freidenkender Mann, dem, wie dem alten Westphalen v. Vincke, ein warmes Herz für das Volk unter der Staatsdieneruniform schlug. Um so auffälliger war die Anhänglichkeit des Königs an ihn, und sie erklärte sich zumeist aus den persönlichen Eigenschaften und dem edlen Charakter des alten Auerswald. Ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß zwischen der königlichen Familie und dem Auerswald'schen Hause knüpfte sich in Königsberg und es pflanzte sich auf das jüngere Geschlecht fort. Die Prinzen und die Auerswald'schen Söhne waren Spielkameraden, sie genossen gemeinschaftlichen Unterricht und blieben Freunde, als auch die Prinzen groß und alt und sogar Könige geworden waren.

Dieser Auerswald'schen Söhne waren drei; der älteste wurde Soldat und brachte es zum General; der jüngste trat gewissermaßen in die Carrière und die Stellung seines Vaters. Der zweite Sohn, Rudolph, widmete sich anfangs dem Militärdienst, und zwar trat er eigenthümlicher Weise 1812 freiwillig in das schwarze Husarenregiment ein, um den Feldzug gegen Rußland mitzumachen, während damals der Hof doch einen solchen Schritt schwerlich begünstigte, und die patriotisch gesinnte Jugend nach Rußland eilte, um gegen Napoleon zu kämpfen. Nach dem Befreiungskriege, den auch seine Brüder mitmachten, nahm er als Brigadeadjutant seinen Abschied, um sich in der Landwirthschaft für die höhere Verwaltung auszubilden. Er wurde bald Landrath zu Heiligenbeil, dann Oberbürgermeister von Königsberg, Mitglied des Provinziallandtags, 1842 Regierungspräsident von Trier und gleich nach der Märzrevolution von 1848 Oberpräsident seiner heimatlichen Provinz Ostpreußen.

Das Jahr 1848 drängte diese drei Brüder Auerswald in den Vordergrund der politischen Ereignisse; aber anders, wie die mit den französischen Bourbons dieses Jahrhunderts eng befreundeten Polignac's, welche die obersten Staatsämter Frankreichs in Beschlag nahmen und die eifrigsten Werkzeuge der absolutistischen Revolution waren, folgten die Auerswald nur immer dem wiederholten Andrängen des Königs und dienten sie immer nur der liberalen und konstitutionellen Idee. Der älteste Auerswald wurde ein Opfer der Septemberunruhen des Jahres 1848 zu Frankfurt, weil er den tief verhaßten Fürsten Lichnowsky mit seinem Ansehen retten wollte; der jüngste Bruder wurde Mitglied des Ministeriums Camphausen; Rudolph von Auerswald folgte ihm im Juni als Ministerpräsident.

Sein Eintritt in's Ministerium erfüllte damals das Volk mit großem Vertrauen. Die Auerswald's hatten im Allgemeinen einen guten Klang in Preußen; man kannte sie als Mitglieder jener oft-

preußischen Aristokratie, welche für die englischen Einrichtungen schwärmte und die sich als preußische Whigs ihr Vaterland am Glücklichsten unter einer Konstitution dachten und dabei auf das königliche Versprechen von 1815 fußten. Die Auerswald, namentlich Rudolph, galten als Führer der altliberalen Partei, welche die Intelligenz auch in den Adelsklassen umfaßte und die bis 1848 am Bewußtesten und Eifrigsten auf die Einführung einer konstitutionellen Verfassung gedrungen hatte.

Nur zu bald verloren sich aber die Hoffnungen wieder, welche man auf das Ministerium Auerswald gesetzt. Einestheils war ihm, wie allen Altliberalen, die weitergehende und mehr weitragende Demokratie verhaßt; anderntheils konnte es die royalistische Gesinnung Rudolph's von Auerswald, ebenfalls ganz in Uebereinstimmung mit dem Altliberalismus, nicht über sich gewinnen, dem König gegenüber selbstständig zu sein; lieber ließ er den Grundsatz seines Liberalismus fahren und that vertrauensvoll und als gehorsamer Diener seines Königs, was dieser wünschte. Ebensowenig hatte Auerswald ein ernstes Verständniß und Gefühl für die deutsche Sache; der Altliberalismus ist ein preußisches Gefühl, welches sich nur auf die Größe und Interessen Preußens konzentrirt und welches noch deutlich die Spuren der Zeit von 1806 bis 1813 bewahrt, ohne die Logik anzuerkennen, mit welcher sich aus diesem Altliberalismus heraus die einzelnen Nüancen bis zur demokratischen gebildet haben. Gerade im Sommer 1838, als die Demokratie zur Geltung zu kommen strebte, mußte sich der Altliberalismus unheimlich fühlen, und Rudolph von Auerswald benutzte daher die Gelegenheit der Annahme des Stein'schen Antrages in der preußischen Nationalversammlung — welcher die reaktionären Offiziere zum Austritte aus der Armee aufforderte — um sich von seinem Posten zurückzuziehen.

Und ganz naturgemäß stellte er sich nun gegen die Demokratie und machte gemeinschaftliche Sache mit der Reaktion, bis diese gesiegt hatte; dann nahm er die altliberale Opposition gegen sie wieder auf. Dadurch wurde seine Haltung in der Nationalversammlung bestimmt, dann in der ersten Kammer von 1848. Im Frühjahr 1850 tagte er mit in Erfurt und war Vorsitzender des deutschen Staatenhauses. Als dieser preußische Traum von Neuem Deutschland nach Olmütz geführt, ging Rudolph von Auerswald als Oberpräsident nach Koblenz — freilich, um schon ein Jahr später von der Reaktion beseitigt zu werden.

Im Jahre 1858 begann die „neue Aera" in Preußen, die viel von sich reden machte. Der Prinz von Preußen hatte die Regentschaft übernommen, und sein Freund Rudolph von Auerswald wurde in das neue liberale Ministerium Hohenzollern berufen. Auerswald weihte diese Aera durch das Novemberprogramm von 1858 ein — es verhieß die „Charte" zu einer Wahrheit zu machen, und man wartet immer noch auf die Erfüllung dieser mit Enthusiasmus begrüßten Verheißung. Ganz Preußen schwamm in einem Meer von Vertrauen und Glückseligkeit — Herr von Auerswald galt abermals als Ausdruck der berechtigten konstitutionellen Erwartungen. Aber nach drei Jahren war es schon anders, und die Altliberalen hatten auch dießmal eine neue Erfahrung ihrer Schwäche gemacht. Das Ministerium Auerswald hatte sich, abermals wider seine konstitutionelle Ueberzeugung und um dem König nicht Widerstand zu leisten, dazu verstanden, die Militärreorganisation und damit eine wichtige Veränderung der Militärverfassung Preußens geschehen zu lassen und das dagegen protestirende Abgeordnetenhaus so lange mit Ausflüchten zu beschwichtigen, bis es nicht mehr ging. Im März 1862 nahm Auerswald mit seinen Kollegen den Abschied.

Das freundschaftliche Verhältniß Auerswald's zum Könige wurde indessen trotz der veränderten Politik und allem Andern nicht erschüttert. Der König behielt den Freund seit seiner Kindheit Tagen um sich, indem er ihm eine Wohnung im Schloß anwies und ihm die Ober-Hofcharge eines Ober-Burggrafen von Marienburg ertheilte. Nachdem er bei seiner Kandidatur zu den Wahlen der Abgeordneten im Jahre 1863 unterlegen, zog sich Auerswald ganz von dem öffentlichen Leben zurück, und während die Einen behaupten, daß er noch immer auf einen Umschwung gehofft, der die altliberale Partei wieder an's Ruder bringe, brachten nach seinem Tode die konservativen Blätter die Nachricht, daß er, ein so alter Vertreter des konstitutionellen Staates, in Folge der letzten Niederlage seiner Partei den politischen Glauben seines ganzen Lebens als einen Irrthum erkannt und dem Könige selbst eingestanden habe.

Sanft, in einem Alter von 71 Jahren, entschlief Rudolph von Auerswald kurz vor Eröffnung der dießmaligen Session des preußischen Landtags, und man kann dem feingebildeten und aufgeklärten Mann das Zeugniß nicht versagen, daß er das Beste gewollt hat, wenn auch auszuführen nicht vermochte. Aber wohl hatte der König Grund, Thränen am Sarge des Dahingeschiedenen zu vergießen — er hatte einen aufrichtigen, bewährten und einen edlen Freund verloren!

Der Charfreitag in den Vogesen.

Von Heinrich Wachen.

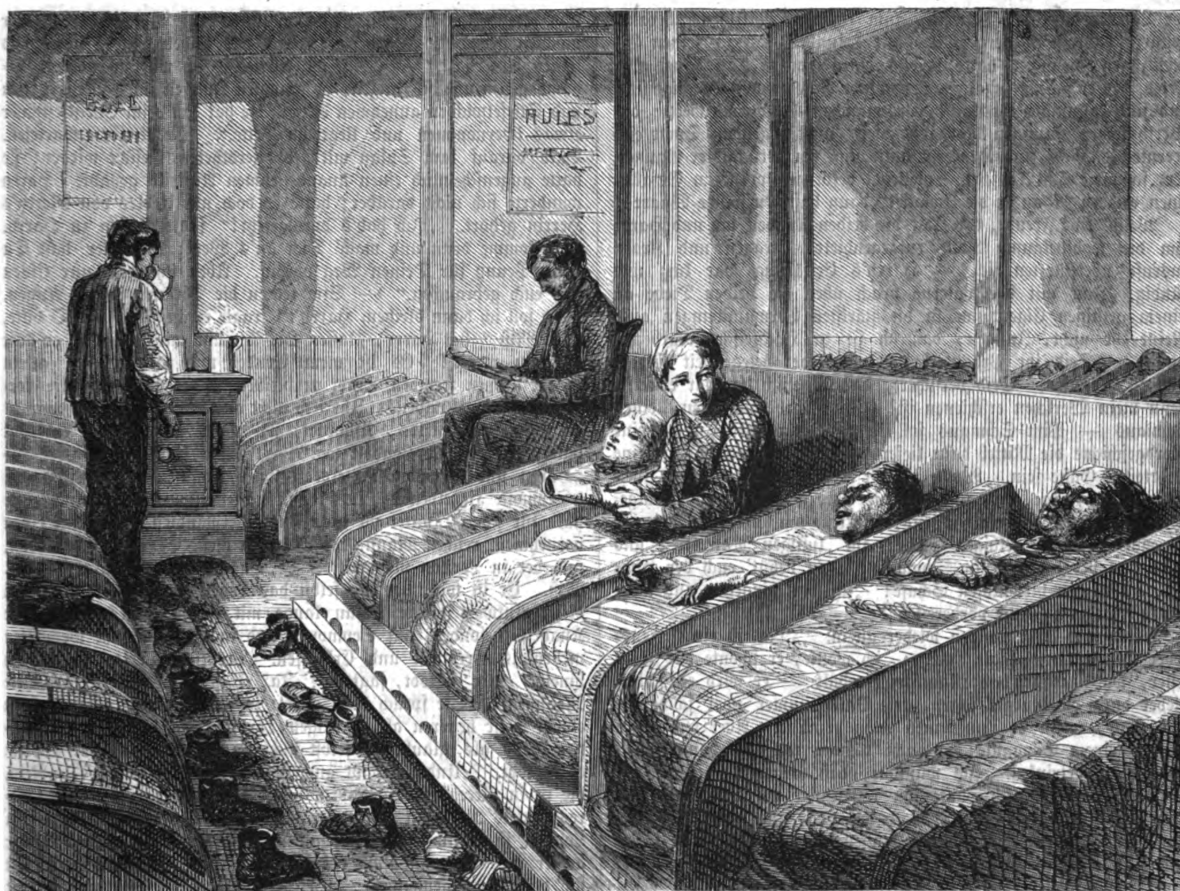
(Bild S. 293.)

In der ganzen Christenheit wird der Charfreitag als ein Trauerfest von tief ernster Bedeutung gefeiert. Die Jahreszeit, in die er fällt, stimmt oft merkwürdig mit den wehmüthig ernsten Gefühlen zusammen, die unsere Seele erfüllt haben. Man liebt es, wenn an diesem Tage die Stürme des Winters schweigen, der Frost nachgelassen und eine stille Frühlingsahnung durch die ganze Natur geht. Aber der Frühling soll noch nicht mit seinem Blüten- und Blätterschmuck angebrochen sein, die Sonne noch nicht mit voller Kraft vom unverhüllten Himmel strahlen. Der Schleier des Todes soll noch über die ganze Natur liegen; aber das Fest der Auferstehung steht vor der Thüre, bald regt sich überall neues blühendes, grünendes Leben. Tod, wo ist dein Stachel?

Die Kirchen aller christlichen Konfessionen feiern mit ernster Betrachtung den Charfreitag. Auch von der Kirche des Ottilienberges, die hoch oben in den Vogesen liegt, ertönt an diesem Tage am frühen Vormittag die Glocke. Aus weiter Entfernung finden sich hier von den zerstreuten Gehöften und Sennhütten die Gläubigen zum Gottesdienste ein. Vereinzelt, zerstreut, von allen Richtungen her erscheinen sie in der Kirche. Ist aber der Gottesdienst zu Ende, so sieht man streckenweise ganze Züge die Pfade des Berges herabwallen, der sich zwischen hohen Tannenbäumen und gewaltigen Felsblöcken hindurchschlingelt, Männer und Frauen, Söhne und Töchter, die kräftige Jugend und das hinwelkende Alter haben dem frommen Herzensdrang Genüge gethan; in schweigsamer Feiertagsstimmung wandeln sie dahin, gehoben durch die Erwartung des nahen Auferstehungsfestes.

Rösselsprung.

die	froh-	dieß	ne-	ne	and-	chen	muth
blut	und	ei-	re	gärt-	dicht	müth-	zwei
sinn	sein	den	kal-	lich-	heißt	der-	lie-
ernst	tem	hei-	me	ü-	ben	keit	ge-
chen	dein	und	kind	ter	blu-	ter	freun-
witz	und	gärt-	du	trau-	der	keit	che
brin	nennst	es	blü-	gar	klei-	de	kreis
greis	hen	wächst	nes	ist	auch	man-	ein



Harry im Besitz des Manuskripts. (S. 297.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von W. Smith.

(Fortsetzung.)

9. Eine Anstellung.

Harry Hazeldean hatte von dem Zwiegespräche Paul's und Squib's kein Wort verloren; völlig wach, lauschte er auf die leiseste Regung, auf jeden Athemzug seiner beiden Nachbarn. Der Gedanke, daß Jack mit der Laterne nach seiner Ernüchterung vergeblich nach seinem verschwundenen Manuskript habe suchen müssen, und die Möglichkeit, es ihm zu retten, machte den Knaben so unruhig, daß er wünschte, die Nacht wäre vorbei.

Nach einigen Minuten konnte daher Harry es nicht unterlassen, leise seinen Arm unter der Decke vorzuziehen und die Hand nach der Rolle hingleiten zu lassen. In fieberhafter Erregung schlugen seine Pulse, als er das Papier fühlte und krampfhaft festhielt. In dieser Lage verharrte er einige Zeit, dann richtete er den Oberkörper behutsam auf und lugte hinüber nach Squib und Paul — Beide waren fest eingeschlafen. Das einzige kleine Licht, welches in der Nähe des Wächters brannte, verbreitete nur schwache Dämmerung rings umher. Der Wächter befand sich im Zustande des Schlafwachens, er saß auf einem Stuhle mit geschlossenen Augen und hielt ein Zeitungsblatt in den Händen. Der Anblick der vielen Schläfer auf allen Seiten, mit ihren zum Theil höchst abschreckenden Physiognomieen, hatte in halber Beleuchtung etwas Gespenstiges; Harry achtete dessen kaum, sein Augenmerk war auf die Rolle gerichtet, die er mit triumphirendem Lächeln einige Augenblicke betrachtete. Dann legte er sich zurück, öffnete leise den Faden, der um die Rolle geschlungen war, machte die Rolle auf und schob die zusammengehefteten Blätter unter seine Weste, damit sie für Niemand bemerkbar seien.

Hätte der Knabe jetzt auch schlafen wollen, er hätte es in seiner Aufregung, in die sich einige Furcht vor den beiden räuberischen Straßenautoren mischte, nicht gekonnt.

Das „alte Schielauge" hatte falsch gerechnet, als er meinte, er werde sehr früh erwachen, denn der Genuß von Spirituosen hat bekanntlich die Wirkung, daß auf große Aufregung eine tiefe Erschlaffung folgt, die alle Lebensgeister in den festesten Banden der Betäubung hält. Squib schlief gleich seinem Gefährten Paul wie ein Scheintodter, wobei sein häßlicher Mund weit offen stand, als Harry es an der Zeit hielt, aufzustehen. Er weckte leise seinen Bruder, der von Hause aus daran gewöhnt war, zeitig schlafen zu gehen und früh aufzustehen. Beide kleideten sich vollständig an, sprachen leise ihr Morgengebet und verließen die Refuge, welche sie schon weit hinter sich hatten, als Squib und Paul sich noch schlaftrunken die Augen rieben.

Lange blickte sich Harry noch scheu nach der verlassenen Zufluchtsstätte um, indem er seinen Bruder zur Eile spornte. „Wir wollen Jack in den Gewölben aufsuchen," sagte er; „es ist noch früh, und wenn er dorthin schlafen gegangen, so ist er sicher noch zu treffen. Du weißt ja, wie wir ihn gestern früh fanden!" Sim war damit einverstanden, denn größer als seine Furcht vor den Gewölben war die vor Squib und Paul; Jack mit der Laterne betrachtete er aber jetzt als einzigen Schützer; wenn sie diesem sein Manuskript überreichten, konnte ihnen ja, so meinte er, nichts Uebles mehr geschehen. Das Glück war ihnen günstig. Als sie, nahe an ihrem Ziele, die Themse entlang gingen, kam Jack mit

der Laterne aus der Taverne „zum lustigen Matrosen" herausgestürzt. Große Niedergeschlagenheit bekundete sich in seinen Gesichtszügen, denn er hatte bereits einen ganzen Tag lang aller Orten, wo er sich aufgehalten, vergebliche Nachforschungen angestellt, und statt günstiger Auskunft von manchen Personen, welche den Werth seiner „blutigen Mordgeschichten" nicht begriffen, Spott eingeerntet. „Geh' zum Henker," hatte ihm ein berüchtigter Gauner, der ‚schwarze Dick', gesagt; „vielleicht befördert er Dir zu Gefallen einen andern Mann in die Ewigkeit, dann hast Du frische Waare!"

Welch' eine Freude, als Jack die beiden Knaben sah und Harry ihm die wohlbekannte Rolle entgegenhielt! Fragen und Kraftausrufe überstürzten sich. — Harry's Erklärung war kurz und bündig. Jack mit der Laterne brach über die beiden Diebe an seinem geistigen Eigenthum in die stärksten Verwünschungen aus. Meint ihr nicht, Jungen, daß ich sie zu Hackfleisch verarbeiten muß? — Seid ihr Prachtkerle! Ich werde Gelegenheit finden, mich zu bedanken. Seid versichert, daß ich mich dankbar erweise, wenn mein Werkchen erschienen ist! Dann gebe ich einen kleinen Schmaus — Pim-Schmaus soll er genannt werden, weil meine Mordgeschichte die Mittel dazu liefert — und ihr sollt dabei meine geehrtesten Gäste sein. Wollt ihr auf Kosten Pim's mit mir speisen? Keine Frage, ihr müßt mir die Ehre geben! Also, wohlgemerkt, nächsten Donnerstag Abend, pünktlich um sechs Uhr, erwarte ich euch an dieser selbigen Stelle, am ‚lustigen Matrosen', und dann zum vergnügten Pim-Schmause! Jetzt behüt' euch der Himmel, ihr armen hirtenlosen Schafe! Ich will hingehen und mein Manuskript zum Druck vorbereiten!"

Harry und Sim standen wieder allein. „Das ist ein herzensguter Gentleman," sagte Harry; „ich wollte, er schonte das Geld besser, was er für das Manuskript erhält — er wird es schnell wieder durch die Gurgel jagen, wie Vater immer vom schwarzen Dick sagte, wenn er ihm seinen Lohn bezahlte. Aber wir gehen doch zu seinem Schmause; vielleicht können wir ihn dann bitten, sich nicht zu betrinken. Ich wünschte, daß ich ein Prediger wäre, gleich Mr. Hartley, ich wollte ihn retten wie ein Stück brennend Holz aus dem Feuer!" — „Was thun wir nun, Hal?" fragte Sim, die Hand auf seinen leeren Magen legend. Hätten wir lieber Etwas zu essen, mich hungert sehr!" — „Ich hab' eine Idee, Sim! Wir wollen nach dem Logirhause gehen, wo Mercy war; finden wir sie nicht dort, so sagt uns doch wohl Jemand, wohin sie mit ihren Sachen gegangen.

Dort angelangt, überlegten sie zaudernd, wie sie es anfingen, die beste Auskunft über das Mädchen zu erhalten, als ein wohlgebildetes und sehr resolut aussehendes Mädchen, das mit einem weißen Häubchen auf dem Kopfe mehr einer jungen Frau glich, an der Thür erschien und die Straße auf und ab blickte. Hierauf winkte sie Harry. „Willst Du zum nächsten Droschkenplatze eilen und ein Cab holen, mein Junge? Du sollst dafür von einem unserer Herren zwei Pence haben!" — „Ja, Miß, ich werde flink zur Stelle sein," erwiederte Harry eifrig. Sim war hinter ihm her wie sein Schatten, und durfte herwärts in der Droschke sitzen, während Harry vom Cabman für den Bock auserkoren ward. Ein alter Herr trat aus dem Hause, gab Harry seine zwei Pence und fuhr davon. Das war zwar ein guter Anfang, aber damit war Harry nicht zufrieden, da er um eines andern Zweckes willen gekommen. Er trat also mit Sim in's Haus. Das Mädchen, welches er schon bemerkt, stand in der offenen Küchenthür. „Seid ihr noch da? Ei, vortrefflich! Ihr könnt mir noch einen Weg gehen — ich bin sehr beschäftigt und meine Madame ist heute besonders übel gelaunt. Hier sind zwei Schillinge; ich möchte dafür vom nächsten Eckladen zwei Pfund Zucker, ein Pfund Rosinen, das übrige Geld wieder. Ihr seht brav und ehrlich aus, euch würde ich hundert Pfund anvertrauen!" — Harry fühlte sich durch dieses Lob so geschmeichelt, daß er sogleich für dieß Mädchen durch's Feuer gelaufen wäre. Dieß war also die Nachfolgerin Mercy's! Nachdem er ihr das Verlangte gebracht, fragte er, ob sie nichts von Mercy wisse. „Weggelaufen!" erwiederte Susan. „Wer kümmert sich um solch' eine Dirne! Ihr thut besser, es auch nicht zu thun. Da schaut, was sie mir zurückgelassen! Arbeit, nichts als Arbeit! Schmutziges Geschirr, schmutzige Stiefeln, schmutzige Messer und Gabeln, Alles verschmutzt und versudelt. Habt ihr nichts zu thun?" — „Nein, Miß, wir möchten gerne etwas arbeiten, denn wir haben keine Heimat und keinen Unterhalt." — „Gut, so wartet. Ich will zu meiner Madame gehen und sie fragen, ob ich einen Jungen für's Messerputzen und Stiefelwichsen annehmen darf. Sie hat sich beim Christfestdiner etwas übernommen und liegt im Bette." Die Knaben warteten. Bald darauf kam Susan mit sehr geröthetem Gesicht wieder; sie hatte augenscheinlich einen unangenehmen Auftritt gehabt. Harry wunderte sich nicht darüber; hatte er doch nur Uebles von Mercy's Herrin gehört. „Ich hab's durchgesetzt!" sagte Susan zu Harry. „So komme denn und mach' Dich an's Werk; und hier hast Du einen Penny für Deinen Weg vorhin. Aber ich kann nur Einen von euch gebrauchen." — Sim traten die Thränen in die Augen. „Wo soll ich dann bleiben, Harry?" fragte er ängstlich. — „O bitte, liebe Miß," bat Harry, „lassen Sie ihn mit mir kommen, er hilft mir ein wenig! Es ist mein Bruder und fürchtet sich, allein in der großen fremden Stadt zu bleiben." — Susan blickte forschend auf die Knaben. „Ihr seid nicht aus London; woher denn?" — „Von Greenfields, Ashbrook, wo unser guter Vater ein Gut hatte, ehe er nach London zog." — „Wie heißt ihr denn?" — „Harry und Seymour Hazelbean." — Susan schrak zusammen. „Seymour Hazelbean? Das trifft sich merkwürdig!" flüsterte sie halb für sich. „Hattet ihr nicht einen Verwandten, ich meine einen vornehmen, reichen Mann, der Seymour hieß, Seymour Hazelbean, und der in London wohnte?" — „Das war gewiß unser Onkel, Miß. Er ist todt, hat sich selbst das Leben genommen." — Bei dieser Antwort blickte Susan lange mit tiefem Interesse auf die Knaben, besonders auf Seymour, und in ihrem Gesicht wechselten mehrmals Erröthen und Erblassen. Plötzlich lächelte sie in sich hinein. „Er ist todt, sagt ihr? Ja, er ist todt! Es sterben viele Menschen." Sie sprach diese Worte in sich sinnend, aber doch in einem mehr heiteren als traurigen Tone, in einem Tone, der scheinen ließ, als glaube sie selbst nicht an die Wahrheit der Worte: er ist todt. „Und ihr habt auch keine Mutter mehr?" — „Nein, die ist in Greenfields gestorben. Der Schmerz darüber und unseres Onkels Rath hat den Vater von Greenfields weggetrieben. In London ist er um Alles gekommen, und der Onkel auch. Unser armer Vater ist unschuldig verurtheilt worden, und der Onkel hat sich das Leben genommen, weil die Polizei ihn auch in Verhaft nehmen wollte." — „Ach, ich weiß, ich weiß! O Seymour, wie lange, wie lange —!" Susan unterbrach sich selbst in diesem den Knaben unverständlichen Gespräche; sie streichelte Sim's Haar. „Du sollst auch da bleiben, guter, lieber Junge; Beide will ich euch behalten. Ihr könnt alle Tage eine oder einige Stunden kommen, Messer putzen und Stiefeln wichsen; dafür will ich euch jede Woche sechs Pence geben, und wenn ihr das noch in einigen andern Häusern macht, könnt ihr ganz gut leben. Wäre ich nicht ein armes Mädchen, dann sollt' es anders sein, dann könnt' ich Mutterstelle bei euch vertreten. Ich hatte mir sechzig Pfund erspart, und wenn ich sie auch geopfert habe, so werde ich doch vielleicht bald eine glückliche Frau, und dann nehme ich euch mit. Wißt ihr wohin? Nach Amerika! Wenn das Wasser nicht so groß wäre und der Weg so weit, dann wüßt' ich's vielleicht schon! Doch was schwatze ich da und versäume die Zeit! Geht an die Arbeit, meine Jungen."

Harry und Sim verrichteten hurtig und gewandt die ihnen aufgetragene Arbeit, wie sie es früher im Hause des Vaters gesehen, und in nicht viel mehr als einer Stunde waren sie für den ersten Tag damit zu Ende. Sie erhielten einen guten Thee mit reichlichem Butterbrod und einem Stück Speck, durften auch, weil die Gebieterin Susan's das Bett hütete, an diesem Tage noch länger in der Küche bleiben, und erst nach dem Mittagessen, von welchem sie ihr Theil bekamen, erinnerte sich Harry daran, daß die Stunde herannahe, wo er den schwarzbärtigen Gentleman am Juwelierladen treffen müsse, und entfernte sich mit Sim dankvollen Herzens gegen Susan, die sie freundlich ermahnte, am andern Morgen zeitig wieder zu kommen. Sie küßte Sim auf die Wange, ehe er ging. Harry hätte auf diese Bevorzugung eifersüchtig werden können, wenn er sie dem Bruder nicht von ganzem Herzen gegönnt hätte. Susan's Motiv für diese Auszeichnung blieb Harry verborgen — er vermuthete, weil Sim bildhübsch sei. Der wahre Grund wird sich im weiteren Verlaufe unserer geschichtlichen Ereignisse herausstellen.

Als beide Knaben durch die Straßen gingen, wohl durchwärmt, mit gefülltem Magen und neue Hoffnung im Herzen, stellten sie Berechnungen an, was sie im Nothfalle für den übrigen Theil des Tags und die folgende Nacht mit ihren drei Pence anfangen könnten. Harry erklärte, daß er für Nachtquartier nur ungern Etwas ausgebe, denn der Vater und die alte Crowe hätten oft gesagt, die Nachtquartiere für geringes Geld seien weit üblere Orte, als die Refuges, wo strenge Ordnung gehalten werde und wo Niemand fluchen, schwören oder andere Schlechtigkeiten treiben dürfe. In diesem Augenblicke hörten Beide ein klägliches Jammern und aufblickend bemerkten sie an der Ecke eines Nebengäßchens ein zerlumptes Weib, mit einem Kinde auf dem Arme an der Erde sitzend, welche die Jammertöne ausstieß. Mitleidig blieben die Brüder stehen. „Warum weinen Sie denn?" fragte Harry. — „Weil mich hungert, weil ich so elend bin, darum weine ich!" antwortete die Frau in herzzerreißendem Tone. „Geht nur, ihr könnt mir doch nicht helfen; ihr seid wohl eben so arm wie ich! Laßt mich nur sterben mit meinem unglücklichen Kinde! Ich hab' heut noch keinen Bissen über meine Lippen gebracht, und mein armes Kind findet nur eine vertrocknete Brust. Ach, er hat sich selbst in den Schlaf geschrieen, der arme, arme Wurm!"

Den Knaben lief es bei dieser Schilderung höchsten Elends eisig kalt über den Rücken. Sie traten beiseite und besprachen sich einige Augenblicke. Beide kamen sofort zu einem für ihre eigene Lage rührenden Resultat.

„Wir haben keinen Hunger, arme Frau, und wir haben drei Pence," sagte Harry; „sollen wir Ihnen dafür Etwas zu essen kaufen, oder wollen Sie das Geld haben, um sich selbst Etwas zu holen?" — „Ach, wie gut ihr seid!" erwiederte die Frau. „Ich möcht' euch euer Weniges so gerne lassen, so gerne! Aber weil ihr nicht hungrig seid und mein armes Kind einige Nahrung nöthig hat, kann ich eure Gabe nicht zurückweisen. Gebt mir denn lieber das Geld, ich weiß einen Ort, wo ich für zwei Pence recht gut essen kann; dann bleibt mir noch ein Penny zur Schlafstelle. Glaubt nicht etwa, ihr lieben Knaben, daß ich das Geld in Branntwein vertrinken werde; ich hasse den Spiritus und bringe nie einen Tropfen über meine Lippen." — „Das glauben wir gern. So, hier sind die drei Pence — es ist Alles, was wir besitzen, und wir wissen selbst nicht, wo wir werden schlafen können; aber wir geben das Wenige von Herzen. Gott lasse es Ihnen gut gehen!"

Die Knaben entzogen sich rasch dem Schwall von Danksagungen des Weibes. Kaum hatten sie sich entfernt, so erhob sich die Letztere, wickelte ihren zerrissenen Shawl um das schlafende Kind und — rannte wie besessen in die nächste Destillation, um sofort die erhaltenen drei Pence, das Liebesopfer unverdorbener Herzen, in flüssigem Feuer, Gin genannt, zu vertrinken! Dann ging sie an eine andere Straßenecke, um das Schauspiel des Elends in derselben Weise auf's Neue zu beginnen. Harry und Sim bemerkten glücklicher Weise das schändliche Treiben nicht; sie gingen ihren Weg mit dem wohlthuenden Gefühle, den schreienden Hunger einer armen Mutter nebst ihrem Säuglinge gestillt zu haben. In dieser Stimmung erreichten sie den strahlenden Juwelierladen, in welchem die Masse von Gold- und Silbersachen, strotzend von Juwelen, beleuchtet vom Gaslicht, einen märchenhaften Zauber verbreitete.

10. Die beiden Graumäntel.

Der Brougham des Gentleman hielt bereits an der Thür, und Harry erkannte den Reitknecht wieder, eine kleine geschmeidige Figur mit verschmitztem Gesicht, etwas affenartig und in sehr glänzender Livrée. Er blinzelte mit einem zugekniffenen Auge nach Harry hin, als ob er diesem zu verstehen geben wolle, daß er seine Zwischenträgerrolle kenne.

Harry blickte durch die Spiegelscheiben des Ladens; er sah, wie der Schwarzbärtige mit dem Juwelier sprach und verschiedene kostbare Waaren auswählte. Wie es schien, machte er große Bestellungen auf Services, einige Pokale &c. und nahm nur einige Schmucksachen sogleich an sich. Dann trat er aus dem Laden, vom Juwelier bis zur Thür geleitet. Als er die Knaben stehen sah, verabschiedete er sich vorher vom Juwelier, schloß die Ladenthür und sprach dann erst Harry an. „Du bist ein guter Bursch, pünktlich auf den Moment. Dein Benehmen ist tadellos und Dein Gesicht ehrlich — man kann Dir trauen, denke ich." — „Gewiß, Sir, das können Sie!" erwiederte Harry, frei aufblickend. „Wir sind allezeit zum Rechtthun angehalten worden. Ehrlichkeit ist der beste Weg, wie unser guter Vater immer sagte." — Der Blick des Gentleman bei diesen letzten Worten Harry's war seltsam. „Hast recht, mein Junge, dieß ist auch meine Ansicht, und Du wirst es nicht bereuen, mir treu und klug zu dienen. Komm' einige Schritte mit mir, damit Niemand hört, was ich Dir sage."

Er schlenderte zwanzig, dreißig Schritte auf dem Trottoir hin, so daß Beide an eine Straßenecke kamen, um welche sie sich wendeten. Mittlerweile verfolgten, auf der andern Seite der Straße gehend, zwei Männer in grauen Mänteln den Gentleman eifrig mit den Augen und kamen dann, einen Bogen machend, über die Straße mehr in seine Nähe, ohne daß der Schwarzbärtige sie weiter beachtete. „Also Du erinnerst Dich," sagte dieser halblaut zu Harry, „der jungen Lady, welcher Du das Päckchen von meiner Hand überreichtest, und welche Du gestern in der Fieldlanekirche gesehen hast?" — „Ja, Sir; ich sah, wie sie mit Ihnen sprach und dann zu dem dicken Pfau in den Wagen stieg." — Der Gentleman mußte über Harry's Bezeichnung der aufgeblasenen Tante, die ihm sehr im Wege war, lächeln. „Gut, mein Sohn; ich sehe, Du bist verständig. Merke denn wohl auf! Hier ist ein kleines Päckchen, gut verschlossen und eingehüllt. Du mußt es hüten wie Deinen Augapfel und darfst Dich nicht unterstehen, etwa es öffnen zu wollen oder anderen Leuten zu zeigen. Die Dame, welcher Du das Päckchen überliefern sollst, heißt Lady Blanche Melville, sie wohnt in Pimliko —"

In diesem Augenblicke, kaum daß er das Päckchen in Harry's Hand gelegt, ward der Gentleman von den beiden Graumänteln unterbrochen, deren jeder den Herrn an einem Arme ergriff und festhielt. „Holla, Kapitän, haben wir Sie endlich erwischt?" raunte einer der Häscher ihm zu und legte die Hand auf seine Schulter. Dann hielt er ihm einen Streifen Papier vor die Augen. Der Angeredete erbleichte. „O verdammt!" murmelte er in sich hinein; „ihr eigener Vater . . .!" — „Machen Sie keine Umstände, Sie wissen, um was es sich handelt!" fuhr der Graumantel fort, ohne loszulassen. — „Wohlan, thun Sie Ihre Hände weg und machen Sie kein Aufsehen," erwiederte der Kapitän. „Ich werde ruhig mitgehen. Wenn Sie mich halten wie einen Raubmörder, wird sich eine Gruppe von Neugierigen um uns sammeln, und das kann Ihre Absicht nicht sein." — „Sehr wohl, Kapitän; kommen Sie denn!" versetzte Jener, indem Beide des Verhafteten Arme losließen. „Wir haben ein Cab in der Nähe . . ." Als aber der Kapitän nur einige Augenblicke zauderte, weil er mit Harry und seinem Reitknecht noch sprechen wollte, faßten die beiden Graumäntel rasch wieder seine Arme und führten ihn bis an die Droschke, in welche sie ihn hineinsteckten. Harry war voll Entsetzen auf etwa zehn Schritte gefolgt. Der Kapitän winkte ihm. „Sage meinem Tiger, er soll nach Hause fahren! Und merke Dir, die Adresse ist: Pimliko, Nummer . . ." — „Fort, Kutscher!" donnerte der eine Häscher; die Droschke rollte davon und Harry überhörte in ihrem Geräusch entweder die ihm genannte Hausnummer, oder sie war dem Verhafteten von den Lippen abgeschnitten worden.

Harry hatte das empfangene Päckchen rasch und vorsichtig in seine Brusttasche gesteckt. Beide Knaben standen mehrere Minuten wie versteinert. Die Art und Weise des Ueberfalls, die Vermummung der beiden Männer, die dicken Stöcke, welche sie trugen, das bleiche Gesicht des Gentleman und sein Ruf: sie möchten dem Reitknecht sagen, daß er nach Hause fahre — Alles dieß war ihnen räthselhaft und peinlich; fast kam es ihnen vor, als handle es sich hier um ein Verbrechen an ihrem Auftraggeber, um eine gewaltsame Entführung oder so etwas. Und sie hatten weder ein Geschenk erhalten, was sie erwarteten, noch eine Direktion, außer den beiden Worten „Pimliko" und „Nummer". Wie sollte Harry sich seines Auftrags entledigen?

Zunächst hatte er dem „Tiger" den von seinem Herrn erhaltenen Befehl auszurichten. Harry ging an den Wagen und that, wie ihm geheißen. „Aha, dann ist er erwischt!" knurrte der Reitknecht. „Ich dachte schon, er würde die Sache in Ordnung bringen — also weggekribst!" — „Was, Sie wußten im Voraus von dem Unglück, das Ihrem guten Herrn zugestoßen, und haben ihn nicht

gewarnt?" fragte Harry verwundert. — Der Reitknecht grinste zwischen den Zähnen. „Närrchen, was verstehst Du davon!" erwiederte er. „Urtheile nicht wie ein grüner Affe. ‚Ein guter Herr!' Hm, ein sehr schöner guter Herr, der einem die Rippenstöße wie Komplimente zutheilt! Hat mich heute Morgen die Treppe hinabgeworfen, weil ich ihm einen Brief brachte, der ihm nicht gefiel. Dafür hat er nun einen Gruß von unserer souveränen Lady Königin Viktoria bekommen! Hast Du den Gruß gesehen?" — „Etwas Geschriebenes, das die dunkeln Männer Ihrem Herrn zeigten?" — „Wohl, es war ein schönes Kompliment und sie hatten ihn so lieb, daß sie ihn ein Bischen bei sich behalten wollten. Wird mir sobald keine Rippenstöße wieder offeriren! So hat er sich versteckt gehalten, seit Mr. Seymour Hazeldean's Leichnam gefunden worden oder gefunden worden sein soll." — „Sie wissen davon?" fragte Harry, erschrocken, daß der Gentleman in Verbindung mit seinem Onkel genannt ward. — „Natürlich weiß ich davon; ich bin nicht so grün wie Du, mein Bürschchen. Na, der Tod ist manchmal nicht gefährlich! Master hat nie daran geglaubt, daß der Todte todt sei, sondern ein Anderer, der gerade Lust hatte, sich das Leben zu nehmen, ihm so gefällig war, seiner Selbstmordanzeige zu Hülfe zu kommen." — „Bitte, erzählen Sie mir noch mehr davon; ich interessire mich sehr dafür!" bat Harry. — „Ei, laß Deine junge Nase davon — die Sache ist abgethan. Ich hab' keine Zeit mehr zu verlieren, muß zu meinem Schatz nach dem ‚goldenen Anker' gehen; dort gibt's heut ein lustig Leben." Er hob die Zügel, um davon zu fahren. — „O warten Sie doch noch einen Augenblick!" bat Harry. „Also Ihr Herr, der Kapitän, kannte meinen Onkel — ich meine Seymour Hazeldean?" — „Dein Onkel, sagst Du? Mein Onkel, Dein Onkel, meine Tante, Deine Tante! Freilich kannten sie sich; waren gute Freunde, speisten zusammen, champagnerten zusammen, fetirten die schönen Damen zusammen." — „Und wo ist nun Seymour, wenn er nicht todt sein soll?" — „Hm, Du mit Deinen närrischen Fragen! Nach Amerika oder Australien gehen viele Schiffe, Freundchen. Aber jetzt — heidi zu meiner Liebwerthesten! Der Herr rechnete schlecht, als er meinte, ich werde fein zu Hause bleiben.

„Ich geh' nicht heim bis der Morgen graut;
Für Unterhaltung sorgt die Braut!"

Ein leichtes Lüpfen des Zügels und der Wagen flog von dannen. Harry und Sim hatten viel zu denken bekommen, aber das Bild, welches der Reitknecht andeutungsweise hingeworfen, war so unklar, und die Gesinnung, die er verrathen hatte, erschien den Knaben als eine so niederträchtige, daß ihre hohe Meinung von dem Kapitän nicht erschüttert worden war; er hatte im Gegentheil noch gewonnen durch die Andeutung seiner Freundschaft mit ihrem Onkel, der nicht todt sein sollte. Ein anderes Motiv, sie aufzuregen, war der Name Melville, welchen der Kapitän als den der schönen Lady bezeichnet hatte. Ein Melville hatte in ruinöser Weise mit ihrem Vater zu thun gehabt — hing Blanche mit diesem zusammen? Sie konnten sich diese Frage nicht beantworten. Trotz der ihnen gegebenen mangelhaften Adresse wollten sie sich ohne Säumen nach Pimliko aufmachen, um wo möglich Lady Blanche zu finden und von dem ihrem Verehrer zugestoßenen Unglück zu unterrichten.

Es war nun bereits Abend geworden, was ihnen die Ausführung ihrer Absicht bedeutend erschwerte. Sie eilten so schnell als möglich nach dem bezeichneten Stadttheile, damit sie vor Nacht wenigstens in Pimliko noch Menschen wach fänden, die sie nach Melville's Haus fragen könnten; aber als sie Pimliko erreichten, war es Nacht. Zu ihrem Unglück breitete sich ein undurchdringlicher Nebel über die ganze Gegend; jede Gasflamme der Straßenlaternen erhielt ihren eigenen Nebelhof, der sie wie in ein grauweißes Gewebe einhüllte — ein schauderhaftes Wetter für Verirrte, ein ganz vorzügliches für Diebe und Räuber.

Die Knaben liefen und liefen, fanden sich endlich dicht an der Themse, am Pimlikopfeiler, und vermochten sich nicht zu orientiren. Lange begegnete ihnen Niemand außer zwei übel aussehenden Männern, welche ihnen scharf in's Gesicht sahen und dann über dieselben in einem unverständlichen Jargon Bemerkungen austauschten.

„Hast Du gesehen, Harry?" flüsterte Sim zitternd. „Der Eine hat ein ganz schwarzes Gesicht. Ich fürchte, sie wollen uns todt machen und in die Themse werfen!" — „Nein, nein!" erwiederte Harry mit klappernden Zähnen; „sie wissen ja nicht, was ich bei mir trage — wie könnten sie das wissen?" — „Wenn sie's aber doch wüßten, Hal, wenn sie uns belauscht hätten! Wenn's auch solche Graumäntel wären wie die, welche den Gentleman fortgeschleppt haben!" — „Ach, glaube doch nicht solchen Unsinn! Jenes hatte einen andern Grund. Sieh' nur, die Männer biegen in die Gasse dort ein, sie kümmern sich nicht um uns. Mir ist, als hätte ich sie schon irgendwo gesehen, aber ich könnte mich um Alles in der Welt nicht besinnen, wo es gewesen ist." — „O, da sind sie wieder!" stammelte Sim. „Du hast Dich geirrt, Hal, sie sind nicht in eine andere Straße gegangen. Ich höre sie kommen. Mach' schnell, Bruder!"

Die beiden Knaben gingen den Fluß entlang und bogen in die Gardenstreet ein, aber hinter ihnen kamen auch die beiden verdächtigen Kerle, der eine robust, mit einem wahren Stiernacken, mit dunklem, häßlichem Gesicht; der andere schlanker und gewandter. Sie sprachen leise mit einander, Harry verstand davon nur einzelne abgerissene Sätze. „Du kannst Dich darauf verlassen, Dick, die Linley's sind alle aus wegen des Christfestes, und wenn Jemand da ist, so ist's höchstens ein dummes Ding von Hausmädchen. Townley ist verreist, der Kutscher sitzt in der Taverne. Ich weiß die Goldsachen und die Kasse des Herrn." — „Ja, aber wie hinein, ohne Lärm zu machen? Es kann in dem Augenblicke Jemand kommen, wo wir einsteigen." — „Male mir den Teufel nicht an die Wand, Bruder, er möchte sich einstellen! Was ist da zu zögern? Wir können nicht Heu machen, wenn die Sonne scheint, sondern nur bei Nacht und Nebel. Aber Vorsicht! Die beiden Bengels lugten vorhin um die Hausecke. Ich werde mir einen davon kaufen, das ist das Beste. Er soll der Erste sein, der zum Treppenfenster einsteigt und uns die Hausthür öffnet." — „Du hast recht, Jem; eben sah ich einen Kopf da hinten zum Vorschein kommen. Allons, wir wollen ihnen ein ‚Entweder, oder' vorspielen!"

Ehe Harry und Sim sich's versahen, hatten sie die beiden Männer auf dem Halse. Erschrocken standen Beide wie angewurzelt. „Höre, mein Jungchen," sagte Joking Jem, einer der beiden Männer, „ihr seid noch recht spät auf den Beinen." — „Ja, wir suchten Jemand," antwortete Harry mit leisem Zittern. — „Gute Verrichtung dazu hernach, lieber Kleiner! Könntet ihr mir nicht vorher einen kleinen Dienst erweisen? Ich komme hundert Meilen weit her, um meine Schwester zu besuchen, die in diesem Hause wohnt, und als ich komme, ist sie krank und kann mir nicht aufmachen. Einem von euch ist es leicht, dort zu dem offenen Fensterflügel einzusteigen und dann den Riegel der Hausthür zurückzuschieben. So komm', ich hebe Dich hinauf!" — „Und wenn's nicht geht, will ich ein wenig nachhelfen!" raunte Dick in drohendem Tone ihm zu, indem er ein blankes Messer aus der Tasche zog und im matten Gaslicht flimmern ließ. Harry trat todtenblaß einen Schritt zurück, die Zunge klebte ihm am Gaumen; Sim aber fiel vor Schreck wie geknickt in die Kniee und begann laut zu weinen. „Willst Du das Maul halten, Du verdammter Nachtvogel!" knirschte Dick dem Knieenden zu. — „Wollen Sie nicht lieber die Polizei rufen, damit diese Ihnen aufmacht?" fragte Harry angstvoll höflich. — „Macht, daß ihr fortkommt, ihr Lammsnasen!" herrschte Joking Jem und versetzte Sim einen Fußtritt, während der schwarze Dick Harry am Kragen nahm und ein Stück wegschleuderte. Harry raffte seinen Bruder empor und zog ihn mit sich fort. Beide waren kaum sechzig Schritte von dem Hause entfernt, da vernahmen sie in der Richtung desselben eine weibliche Stimme, welche „Hülfe, Hülfe, Mörder!" kreischte.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 284:

Hast Du die Zauberin geseh'n,
Die aus der Sterne lichten Höh'n
Herniederschwebt und himmelwärts
Das ungestüm bewegte Herz
Im Wonnehauch zur Ruhe trägt,
Und das verzagte neu erregt?
Du hörst sie oft, Du sahst sie nie:
Sie nennt „Musik" sich! Liebe-sie!

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.



Vierzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 26.

Stuttgart, 1866. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Der Dynagus in Lithauen.

Von

Hans Hofer.

Zur Erinnerung an die große Taufe des lithauischen Volkes, unter der Regierung der polnischen Königin Hedwiga, der Gemahlin Ladislaus Jagello, im vierzehnten Jahrhundert feiern die Lithauer den Dynagus. Man weiß, daß Ladislaus 1380 den polnischen Thron unter der Bedingung bestieg, daß er die christliche Religion annehme und sein Herzogthum — Lithauen — mit dem Königreich Polen vereinige. Diese zweite Klausel wurde nicht erfüllt: Lithauen behielt einen Herzog, und Polen hatte nur das Recht der Suzeränetät. Zur Erinnerung an die Bekehrung der Lithauer wurde eine Ceremonie eingeführt, die an diesen großen religiösen Akt erinnerte. Diese Ceremonie wurde freilich mit der Zeit zu einer Art



Die Ostertaufe in Lithauen. Von S. Barficowski.

Volksbelustigung herabgewürdigt, dem Dyngus, wie er noch heute am Ostermontag in Lithauen auf dem Lande Brauch ist. Die Bekannten besuchen und überraschen sich am Ostermontag Morgen, um sich gegenseitig mit Weihwasser zu begießen, wobei dann der hübsche Gebrauch häufig mit so viel Muthwillen vollzogen wird, daß die häusliche Gewalt einschreiten muß, um dem Unfug ein Ende zu machen. Doch endet der unschuldige Scherz, der sich nur wunderbarer Weise an eine religiöse Erinnerung knüpft, gewöhnlich in Lust und Freude.

Die Bärenuniversität.

Eine Geschichte

von

Leopold v. Sacher-Masoch.

„Ist dieß schon Wahnsinn, hat es doch Methode."
Polonius im Hamlet.

I.

Wer an einer fixen Idee leidet, an die Niemand glaubt, die von der realen Wahrheit so entlegen ist wie Peking von Paris, die er aber um so fieberhafter vertheidigt, je mehr er merkt, daß man sie komisch findet, ist ein Narr.

In der Entwicklung der Völker tritt ein Moment ein, wo der Adel als Begriff zu einer solchen fixen Idee wird, wo er im Staatskörper etwas Aehnliches bedeutet, wie eines jener krankhaften, schmarotzenden Gewächse im menschlichen Organismus, welche man, wenn sie nicht von selbst vergehen, rechtzeitig durch eine oft schmerzhafte Operation entfernen muß, wenn sie nicht den ganzen Menschen zu Grunde richten sollen.

Tritt dieser Moment für den Adel ein, so spricht sich die fixe Idee, zu welcher seine Existenz, seine Vorzüge geworden sind, in excentrischer Weise aus. Muß sich das Geschlecht, wenn auch unwillig und widerstrebend, der Zeit beugen, seine Privilegien aufgeben, Alles, was es in Anspruch nimmt, wie die Mysterien eines Ordens, wie den Kultus einer Geheimlehre, in seinen eigenen engen Kreis bannen, so stehen zur Zeit Einzelne auf, wie die großen und kleinen Propheten des alten Testaments, welche durch ihre Unbändigkeit, souveräne Menschenverachtung und sultanische Willensunbeschränktheit diese Idee, die aristokratische Natur gleichsam in ihrer Ueberreizung darstellen und sich zu den Helden moderner Sagenkreise machen.

In Oesterreich spielte diese Rolle unter Kaiser Franz ein ungarischer Kavalier, der harmlose Vitzliputzli der wiener Hausmeister und Schusterbuben, der hörnerne Siegfried der Nibelungen im Frack.

Auch der polnische Adel hat seit dem Verfalle seiner Republik in allen Landschaften ausgezeichnete Exemplare von solchen erzeugt.

Wer erinnert sich z. B. bei uns in Galizien nicht jenes berühmten Kalinoski, welcher im Gewande paradisischer Unschuld auf dem Balkon seines Palastes die lange Türkenpfeife zu rauchen pflegte?

Aber alle diese Märtyrer des Adelsbuches, Zwerge sind sie, kleine Zwerge, wie jener, der bei dem berühmten Geweihten in einer Torte aufgetragen wurde, Zwerge gegen den Wojewoden von Lithauen, Hieronymus Radziwill, welcher im vorigen Jahrhundert in Ost und West, in Paris und Warschau unumschränkter Narr war.

Die Jagd à la Radziwill ist sprüchwörtlich geworden, aber sie ist die Narrheit eines Schulknaben gegen die Narrheit der Bären-Universität.

Da ist ehrwürdige, budhaistisch tiefe, poetische geniale, da ist welthistorische Narrheit die fixe Idee eines großen Volkes. Man könnte ein Lied daraus machen.

Die polnische Sprache ist um das Wort „Volksbildung" erst in neuerer Zeit in Galizien bereichert worden. War ja doch der Bauer dem polnischen Edelmann nichts mehr als ein vernünftiges Hausthier, ein wohlfeiler Jagdhund. Vergebens singt der königliche Verbannte jeremiaische Klagelieder. Noch auf dem Reichstage von 1780 wird der zamoiski'sche Kodex, welcher den Bauern die Menschenrechte verleiht, mit Füßen getreten, der Verfasser als Verräther am Vaterlande bezeichnet.

Noch im Jahre 1826 wird in Folge einer Petition des galizischen Adels der Schulzwang in Galizien aufgehoben, und volksfreundliche Grundherren verwandeln die Schulhäuser in Leichenkammern, Brodbäckereien und Gesindestuben.

Dasselbe Polen, das es überflüssig findet, seinen Bauern Lesen und Schreiben lehren zu lassen, errichtete Gymnasien für Raben und Universitäten für Bären.

Als die große Welt, als Feste, Künste und Frauen den Wojewoden Radziwill langweilten, wurden Menschenverachtung und Philosophie neue ergiebige Quellen der Narrheit für ihn, welche von seiner Weltlust nur noch spärlich genährt worden waren.

Er entfloh den glänzenden Kreisen, den geistreichen Gesellschaften, den koketten Frauen der Hauptstadt Frankreichs, um auf seinen ungeheuren Gütern in Lithauen einsam, zurückgezogen mit Bären zu meditiren und Bärinnen den Hof zu machen.

Der Bär hatte für den seltsamen Wojewoden immer eine besondere Anziehung gehabt.

„Der Bär ist ein Philosoph," pflegte er zu sagen. „Er hat keine Leidenschaften und keine Schwächen. Er hat eine Herrschaft über sich selbst, um die ihn Sokrates und Cato beneiden könnten. Eigentlich ist er ein Weiberfeind und hält jedenfalls auf Monogamie wie irgend ein christliches Gemüth. Er nascht gerne, ohne je gefräßig zu sein, er hält auf seines Obst und Honig noch mehr, als auf die christliche Ehe, was übrigens auch bei Nichtbären vorkommt. Friedlich ist er auch. Wer den Streit sucht, kommt darin um. Er kommt freilich gewöhnlich auch dabei um, obwohl er ihn nie sucht, aber wer den Streit mit ihm sucht, zahlt es theuer.

„Erst wenn er gezwungen oder verwundet wird, beginnt er zu kämpfen, aber dann kämpft er wie Achilles und Hektor, Odysseus und Polyphem in einer Person.

„Wie wirft er die Fanghunde gleich Ballen in die Luft. Wehe dem Jäger, den er umarmt, ihn umarmt nie mehr ein Weib.

„Seine größte Tugend ist jedoch die Treue, die Anhänglichkeit an sein Weib, an seine Heimat, an seine Grundsätze, Ideen, Entschlüsse, und diese Tugend sollte den Menschen nach seiner Freundschaft lüstern machen, mehr als nach jener geistreicher Männer und schöner Frauen."

Der Wojewode wählte ein einsames Schloß in der Gegend von Smorgonje, um seine neue Lieblingsidee mit aller ihm eigenthümlichen Energie und den ihm zu Gebote stehenden riesigen Mitteln rasch und glänzend in Szene zu setzen.

Polen besaß mehrere Akademien, in welchen Bären Schüler waren, aber die einzige Wissenschaft, welche den lernbegierigen Bestien vorgetragen wurde, war die Tanzkunst. Tanzbären wurden in denselben abgerichtet, das war Alles, alle die zottigen Tänzer, welche beim dumpfen Klang der Janitscharentrommel den Pöbel Wiens und Londons belustigten, den rothjackigen Affen auf dem Halse brummend durch die Straßen Roms und Konstantinopels zogen.

Radziwill's Idee vom Bären war eine erhabenere. Er sollte ihm nicht das Ballet parodiren, sondern ihm den Menschen in jeder Beziehung ersetzen, und — der Wojewode hoffte es — übertreffen.

Er wollte sich durch die Erziehung seiner Bären von dem Geschlechte, das er verachtete, emanzipiren.

Der Bär, auf zwei Füße gestellt, sollte ein vollkommenerer Mensch werden, ein prompterer und anhänglicherer Diener, ein besserer und amüsanterer Gesellschafter, ein edlerer und uneigennützigerer Freund.

Die leibeigenen Bauern des Wojewoden arbeiteten bei Sonnenlicht und Fackelbeleuchtung, die Boten flogen hin und her. Ehe die vornehme Gesellschaft Warschaus von der Idee Radziwill's eine Ahnung hatte, war dieselbe schon ausgeführt.

Die prächtigen Säle des Wojewodenschlosses waren zu Schlafkabinetten für Professoren und Schüler, zu Hörsälen, Uebungslokalitäten eingerichtet, und eben so rasch trafen die handelnden Personen der sonderbaren Komödie ein.

Unter den ordentlichen und außerordentlichen Professoren der Bärenuniversität fand man die bekanntesten Namen des Inlandes in diesem Fache, an Berufungen aus dem Auslande fehlte es auch nicht. Als Privatdozenten habilitirten sich abgerichtete Bären.

Der Wojewode übte sein natürliches Recht als Rektor, begleitet von Pedellen mit Hetzpeitschen.

An Schülern fehlte es am Wenigsten.

Die lithauischen Bauern sind besonders geschickt den Bären zu fangen.

Mit Alten ist freilich nichts anzufangen, das sind trotzige, widerspenstige Gesellen, steifen sich auf ihre Gewohnheiten, Lebensweise, Gangart, was sie so ihr System nennen, aber die Jungen, da ist Neuboden, jungfräuliche Erde für Ideen. Was das revolutionär ist in seinem Brummen, in seiner freien Bewegung, wie das lernen will und Jagd macht auf das Neue! An die Bärenjugend wendet sich der Wojewode mit seinem Unternehmen.

Er selbst beschäftigte sich damit, diese neugeborenen Sonnenfeld's, diese jugendlichen Mirabeau's einzufangen.

Sein Schloß stand im jungfräulichen Walde, wie der Franzose den Urwald so schön nennt, umgeben von künstlichen und wilden Bienenstöcken.

Weil er den Honig so sehr liebt, nennt der Lithauer den kleinen braunen Bären spottweise den „Bienenwächter".

Der Wojewode, oder besser Rektor Radziwill wandelt, von seinen bewaffneten Pedellen und Leibeigenen begleitet, durch den Wald.

Hier ist ein hohler Baum.

Gewiß eine Bienenrepublik, ein freier Kosakenstamm, der sich der Oberherrlichkeit entziehen und keine Steuer zahlen will, wäre es auch nur eine Naturalabgabe an Wachs und Honig. Nur gedüngt mit den Leichen der Freien bekommet ihr, was sie ihr eigen nennen.

Ein wilder Bienenstock — und hier am Stamm auch die Krallen des Bären sichtbar.

Die Leibeigenen klettern den hohlen halbdürren Baum empor. Oben ist noch ein einzelner saftiger Ast. Wie der letzte Mast eines Wracks vereinsamt, ragt er hoch, kahl und trostlos empor. Die kräftigen Arme der Bauern biegen ihn herab, hängen ein großes hölzernes Rad an denselben und befestigen es mit starkem Bast oberhalb der Baumhöhle.

In der Morgendämmerung kommt der Bär, findet das Rad über dem Bienenstock schweben.

Wie bequem!

Schon sitzt er oben, um den Honig zu naschen. Er rückt es näher wie einen Fauteuil, da zerreißt das zarte Band und der Ast schnellt mit dem Bären empor, welcher nicht hinabklettern kann, nicht hinabzuspringen wagt, da die Chirurgie unter seinen Standesgenossen noch sehr primitiv ist — und so auf seinem Rade oben Betrachtungen anstellen kann über die menschliche Bosheit und das Unglück des Daseins.

So genügend vorbereitet, seine Philosophie in sich aufzunehmen, findet ihn der Wojewode. Der junge Bär läßt sich ziemlich willig und gutmüthig auf der Universität zu Smorgonje immatrikuliren und die Kollegen Bären können wenigstens mit größerem Recht und Sinn als die deutschen Korpsstudenten singen: „Was kommt dort von der Höh? Was kommt dort von der Höh?"

Anderen Bären stellte Radziwill Honig auf, in den er Branntwein gegossen hatte, und ließ nach dem unfreiwilligen Commers die hoffnungsvollen Akademiker bekeilt nach seinem Schlosse schaffen.

Mag das ein Bärenjammer gewesen sein beim Erwachen!

Nun begann der Kursus nach einem festen Lehrplane mit einer gewissen Lernfreiheit. Wenn der Zögling seine Abneigung gegen irgend ein bestimmtes Fachstudium unverholen zeigte, versuchte man es solange mit einem neuen, bis man jenes entdeckte, wozu er Talent und Lust besaß.

Die Lehrer fanden sich jedoch bei der Bärenjugend durch deren Gutmüthigkeit und Geschicklichkeit auf das Beste unterstützt.

Der Bär ist ein guter Kerl par excellence, ein Kerl, der noch nichts von der Politik nach 1848 weiß. Das gute Herz! Sein Gemüth ist wie Butter. Ein Duft schwebt darüber wie von Backhändeln und grüner Petersilie. Schon sein Gang — ganz als wenn er vom Heurigen käme. „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!"

Der Russe ist bekanntlich ein vortrefflicher Beobachter, ein Naturalist in der Satyre, im Humor. Jedem hängt er was an. Der beste Freund bekommt seinen Spitznamen, so gut wie seinen Kuß und Segen beim Abschiede.

Eine russische Truppe! Eine Phalanx eiserner Automaten, nicht wahr? Und wie viel Späße, Witze, Bonmots tanzen hinter dieser festgeschlossenen Front den lustigsten Koboldstanz! Da ist Niemand, vom Korporal bis zum letzten Gefreiten, der nicht die Rolle eines Possenreißers vor dem Publikum der Mannschaft, dem souveränen Humor des Volkes spielen würde. Wie furchtbar sich alle diese Tyrannen geberden und was für lustige Narren sie sind.

Der russische Soldat im Gliede und der russische Soldat im Lager oder in der Kaserne, welcher Kontrast!

Manche seiner Witze sind typisch geworden. So heißt der Bär ein- für allemal der Herr Kapitän. „Er brummt nur so und schnaubt, aber er thut einem Nichts, wenn man ihm Nichts thut." So definirt er seinen Kompagniechef, und wenn der russische Soldat in der Kolonie beim Holzfällen dem Bären begegnet, stellt er sich, salutirt, und der Herr Kapitän geht brummend vorüber. Das gute Herz!

Und geschickt ist er nicht minder, wie ungeschickt er auch aussieht. Er lauft wie ein Läufer, er klettert wie ein Turner, er schwimmt wie Lord Byron und wirft mit kleinen Steinen so geschickt wie Bosco mit Dukaten oder Professor Hermann mit Spielkarten.

Wenn er angegriffen wird, stellt er sich auf zwei Füße, schlägt mit seinen Tatzen wie eine Katze, und wenn er einen Knüttel bekommt, zeigt er die Künste eines römischen Fechters.

Wie alle schönen Seelen ist er leidenschaftlich musikalisch. Er kommt zwar nie über den genießenden Dilettantismus hinaus, aber es gibt keinen dankbareren Zuhörer für gute Musik.

Mozart's Zauberflöte macht ihn tanzen, und wäre sein Musiksinn widerlegt, wenn er Richard Wagner zerreißen würde?

Er hat Sinn für Musik und Takt. Deßhalb tanzt er auch gerne, so schwer es ihm anfangs wird. Es ist dieß aber nicht sein einziges Talent, wenn auch sein bekanntestes.

Auch der Wojewode lernt seine Bären zuerst auf zwei Füßen stehen und tanzen. Tanzen und französisch! eine echt aristokratische Erziehung.

Der gefangene Bär läßt, wenn er jung ist, Alles, was ihm nicht gefährlich dünkt, gutwillig mit sich machen.

Radziwill läßt dem Jünger Terpsichores die Hinterfüße fest einwickeln und denselben dann in das Lehrzimmer führen, dessen Schulbank aus einem großen, niederen, flachen Ofen besteht. Der Zögling wird eingeladen, auf demselben seinen Sitz einzunehmen und so angekettet, daß er den Ofen nicht verlassen kann.

Radziwill setzt sich dem Bären gegenüber und läßt den Ofen heizen. „Das ist angenehm," denkt der Bär, wie es langsam warm wird und streckt sich aus.

Es wird wärmer, er setzt sich auf; aber immer noch sehr behaglich.

Es wird heiß.

Es beißt ihn in die vorderen Pfoten. Er hebt die eine, die zweite, er hebt abwechselnd die Tatzen in immer rascherem Takte. Endlich brennt ihn die Platte, er meint in einem Ameisenhaufen zu sitzen. Er hebt die Vordertatzen, er richtet sich auf, er steht auf den feuerfesten Hinterpfoten — das Problem ist gelöst.

Obst mit Brod, Bier und Meth lohnen das erste Kunststück.

Es ist nur das ABC. Dazu hat Radziwill seine Universität nicht eingerichtet.

Seine Bären lernen in kurzer Zeit Alles. Er richtet mit ihnen endlich seinen ganzen Haushalt ein und jagt seine Dienerschaft aus dem Schlosse auf ferne Güter. Nur den Koch kann er nicht entbehren, aber er darf ihm nie zu Gesichte kommen.

Schon die Küchenjungen sind Bären. Ein Bär hackt das Holz, ein anderer heizt die Oefen. Der Bär Kammerdiener kleidet den Wojewoden an und bringt ihm auf silberner Tasse das Frühstück. Der Bär Tafeldecker bereitet den Tisch, und Bärenlakaien bringen die Schüsseln, bedienen, und einer steht hinter dem Sessel des Herrn und schenkt ihm ein.

Die Wäscherin gehört dem zarten Geschlechte der Bären an. Dafür putzt sie auch die fürstliche Wäsche mit einer Sorgfalt, welche dem Bären Stiefelputzer schlaflose Nächte bereitet.

So oft er ein paar Stiefel, statt von außen, inwendig gewichst hat, muß er sie selbst anziehen und damit im Mondschein spazieren gehen.

Mit Pferden weiß der Bär ohnehin gut umzugehen. Wenn er

auf der Waide eines erjagt, springt er dem Thiere auf den Rücken und setzt ihm seine Krallen wie zehn Sporen ein, daß ihn das Thier im rasenden Galopp in sein Revier trägt.

Wenn der Wojewode ausfuhr, saß ein Bär im rothen Kutschermantel auf dem Bocke, wenn er ritt, begleiteten ihn zwei Bären als Kosaken zu Pferde.

Einer seiner Bären mußte den Schloßkaplan vorstellen.

Wenn Radziwill sich langweilte, ließ er ihn das Brevier beten und lachte, daß ihm die Thränen über die Backen liefen. Bei Tische saß ihm der Kaplan im Chorrock und Kolar gegenüber und sprach das Tischgebet, indem er die stumpfe Schnauze in dem Gebetbuch versenkte und leise und eifrig brummte.

Die Förstersbraut von Neunkirchen.

Erzählung von **Otto Müller.**

(Fortsetzung.)

Unter allen Menschen seines Revierbezirks, die er sich durch die strenge und gewissenhafte Ausübung seiner Dienstobliegenheiten als Amtsgehülfe des Vaters zu Feinden gemacht hatte, indem er ihre Bestrafung für ungesetzliche Handlungen veranlaßte, traute er nicht Einem die feine Berechnung, die sinnreiche Bosheit zu, gerade auf dieses Mittel zu verfallen, nicht bloß ihn und die Seinigen schwer zu kränken, sondern auch dem Werk der Rache sogar noch den Anschein einer im Stillen waltenden Nemesis zu geben, der ein welker Distelstrauß genüge, um in's Herz des Schuldigen noch nach Jahrzehnten der Reue scharfen Stachel zu senken, wenn nicht gar die Drohung einer schrecklichen Vergeltung damit auszudrücken. Dieß konnte keiner der rohen und in ihren Leidenschaften so wenig zurückhaltenden Bauern des Odenwaldes gethan haben, dafür kannte Willbald das Volk dieser rauhen Berge zu gut; der von ihm ertappte Wilddieb, der von ihm bestrafte Holzfrevler wäre gewiß auf ganz andere Mittel der Bosheit und Schadenfreude verfallen, um den wachsamen Beschützer des Waldes, den strengen Vollstrecker des Gesetzes zu schädigen, zu kränken.

Daß aber die arme kranke Frau dort unten im letzten Häuschen des Dorfes die Urheberin des boshaften Streichs sein solle, das war ihm aus mehr als einem Grunde erst ganz undenkbar. Diesen Verdacht der Mutter konnte Willbald weder mit der ihm seit Jahren bekannten unbescholtenen Aufführung der Wittwe Margold, noch mit der Stimme seines eigenen Herzens in Einklang bringen; ja, die Letztere sprach sogar bald in so beredter und überzeugender Weise für die vollkommene Unschuld der Frau des Wilddiebs, daß der junge Forstmann sich allen Ernstes bittere Vorwürfe darüber machte, heute und gestern nicht entschiedener ihre Partei gegen die heftige Mutter ergriffen zu haben, die doch sonst jeden berechtigten Widerspruch ihrer Kinder mit Nachsicht aufzunehmen gewohnt war.

Freilich standen diesen Vorwürfen andererseits so viele triftige Entschuldigungsgründe entgegen, daß er sich zuletzt selber von jenen freisprechen mußte, auch wenn er sich nur sagte, daß es geradezu grausam gewesen wäre, die Freude des glücklichen Mutterherzens an einem Tage, wie der gestrige, durch den leisesten Mißton zu trüben. Aber Willbald wußte auch, daß der Haß, der Abscheu gegen die Margold bei seiner Mutter in einem Gefühle wurzelte, wogegen jede Stimme der Versöhnung und Gerechtigkeit verstummte, in dem Gefühle des unabänderlichen Unglücks, das sich für die treffliche Frau mit diesem Namen verknüpfte, indem die Lebensgefährtin des blinden Mannes fest, wie von Gottes Dasein, überzeugt war, daß ohne die Unglücksthat der theure Gatte heute noch so sehend wäre wie an dem Tage, wo er den Margold nach des Himmels unerforschlichem Willen durch einen Schuß niederstreckte! Daher wurde der getödtete Wilddieb, weil durch seine Schuld der brävste und gutmüthigste Mann zum Mörder geworden, in ihrer Vorstellung zum eigentlichen Urheber ihres Unglücks; statt ihn und seine Hinterlassenen wegen seines schrecklichen Endes zu bemitleiden, überhäufte sie sein Gedächtniß mit Vorwürfen und Verwünschungen; und ebenso sah sie in seiner Wittwe nur die erbitterte Feindin, deren Flüche die Erblindung des Försters bewirkten, die fort und fort auf neue Rachepläne, neue Tücke sinne und jedes Glück ihr neide, jede Freude ihr zu zerstören trachte!

So entstand im Laufe der Jahre jener unbesiegbare Widerwille bei ihr gegen Alles, was sich mit dem Namen Margold verknüpfte, der ihren Kummer um den blinden Mann oft in den bittersten Haß gegen die Wittwe des Wilddiebs und deren schöne siebenzehnjährige Tochter ausarten ließ; ja, dieses beharrlich feindselige Gesicht bildete bei dem lebhaften Temperament der Matrone einen schneidenden Kontrast zu ihrem sonstigen gutmüthigen und friedlichen Wesen, und riß sie oft zu Zornesäußerungen und Handlungen der Härte hin, die sie selber dem rauhesten Gemüth nicht würde verziehen haben.

Sie hatte sich fromm und demüthig unter den Willen der Vorsehung gebeugt; aber gegen das vermeinte Werkzeug derselben behielt sie den alten unversöhnlichen Groll im Herzen, und mit ängstlichem Argwohn beobachtete sie jede, auch die kleinste Handlung der Wittwe, als sei sie noch immer nicht sicher, daß ihr nicht neues Unheil von dieser Seite bereitet werde, und wenn's auch kein großes gewesen wäre, so doch wenigstens irgend ein kleiner recht boshafter Tückestreich. —

Bei dieser genauen Kenntniß von der Mutter innerster Gemüthsart mußte Willbald auch durch den heutigen Vorgang wieder in der schmerzlichen Gewißheit bestärkt werden, daß es ihm nimmer gelingen werde, ihr Herz versöhnlicher gegen die arme Margold zu stimmen, die zu verdammen schon der leiseste Schein von Schuld bei ihr hinreichte. Freilich, dem Vater durfte sie den Namen der Feindin nicht einmal aussprechen, geschweige die Wittwe des unglücklichen Opfers seines Diensteifers der unversöhnlichen Feindschaft anklagen. Für ihn war der ganze Unglückshandel längst eine abgethane Sache; der Gott, der ihn im besten Mannesalter mit Blindheit heimgesucht, war und blieb auch jetzt noch nebst seinem Gewissen der einzige Richter in dieser traurigen Reminiscenz; aber das Eine wußte Willbald so gut wie die ganze Familie, daß der gerechte und humane Sinn des Vaters nicht die feindliche Gesinnung seiner treuen Ehehälfte gegen die Margold theile und auch gewiß nimmer geduldet haben würde, daß man die unglückliche Frau auf einen so grundlosen Verdacht hin solch' einer abscheulichen Handlung beschuldige.

Letztere Ueberzeugung gab dem jungen Forstmann allmälig wieder sein frohes Wesen zurück; und es war gewiß nur diesem Uebergang aus einer sorgenvollen Gemüthsstimmung zu freundlicherer Betrachtung zuzuschreiben, daß ihn das Bild des schönen Mädchens wieder in ungetrübter Klarheit aus dem Spiegel seiner Seele anschaute, und die Erinnerung an seine letzte Begegnung mit der schlanken schwarzäugigen Marilene am sogenannten Heilbrunnen hinter der väterlichen Wohnung bald wieder seinen Gedanken eine heitere Richtung gab.

„Könnt' ich's nur herausbringen, wer uns den Streich mit dem dürren Distelstrauß gespielt hat, die Mutter sollte dießmal gewiß, wenn auch nicht der Margold, doch der Tochter ihr Unrecht vor mir abbitten!" dachte Willbald und überlegte, wie er's angreifen solle, um den wahren Thäter zu entlarven, als ihm einfiel, nach dem Orte zu gehen, wo jene Sorte von Disteln wuchs, ob nicht daselbst Etwas zu entdecken sei, was ihn auf die Spur des Feindes führen könne. — „Denn wenn der feige Heimtücker," dachte er weiter bei sich, „wirklich die Absicht gehabt hat, uns an das alte Unglück mit dem Joseph Margold zu erinnern, so gab ihm bestimmt der gestrige Festjubel die erste Idee dazu, und er ist spornstreichs nach dem Distelhügel im Walde gelaufen, um sich dort das geeignete Mittel zu seiner Bosheit zu holen. Es wäre nicht das erste Mal, daß eine Fußspur im Sande zur Entdeckung einer noch viel größeren Unthat geführt hätte!"

Von dieser unbestimmten Hoffnung geleitet, schlug er den Fußpfad durch den jungen Buchenschlag ein, welcher die Neunkircher Gemarkung auf dieser Seite umgrenzte. An einzelnen Stellen des Wegabhangs schmolz der letzte Schnee unter der Wärme der jungen Frühlingssonne; hier und da sang schon eine muntere Meise oder ein Tannenfink ihm den Morgengruß der wiedererstandenen Schöpfung entgegen; von einem Nachweh der gestrigen Hochzeitsfeier, wie die Mutter vorhin in ihrem Aerger gemeint, spürte er Nichts, er hätte denn das unruhige Wallen seines Blutes dafür nehmen müssen,

als er sich die laute Lustbarkeit des Festes mit den vielen fröhlichen Menschen und heiteren Szenen vergegenwärtigte und damit die Ruhe des heutigen Morgens verglich, an dem er so einsam die Spur eines unbekannten Feindes im stillen Waldrevier aufsuchte, um die arme Wittwe eines Wilddiebs von dem Verdachte der Thäterschaft zu befreien.

Mehr aber noch als diese Vergleichung zwischen dem Heute und Gestern, war es die eigentliche geheime Ursache seiner großen Theil-



Die Osterweihe in Bayern. Von J. Puschkin. (S. 307.)

nahme an dem Loose der Margold selber, was Willbald's Gefühl in diese unruhvolle Aufregung versetzte, indem er sich wieder daran erinnerte, wie bitter die arme Wittwe und ihre schöne Tochter die gestrige Zurücksetzung seiner Mutter empfunden haben mochten, sie, die einzigen Leute im Orte, die keinen Antheil an des elterlichen Hauses Glück und Ueberfluß haben durften, doppelt bitter für Beide, weil sie dadurch wieder an ihr altes Unglück mit dem Gatten und Vater erinnert wurden, als wenn ihnen sein schreckliches

Ende selbst bei dieser Gelegenheit wieder zum Vorwurf gemacht werden solle!

Je mehr ihn die harte Behandlung der armen Leute von Seiten der sonst so gütigen Mutter schmerzte, um so lebhafter erwachte in seinem Herzen der Wunsch, der Vorsatz, die ihnen zugefügte Kränkung wieder gut zu machen, damit wenigstens Marilene ihn von der Mitschuld an jener freispreche, die ihm noch jüngst in so anmuthiger Weise den Labetrunk am Brunnen gereicht hatte, daß er seitdem immer an sie denken mußte, wie liebreizend sie ihn dabei aus den dunkeln Augen mit den langen prächtigen Wimpern angesehen, wie innig und rührend ihm der Ton ihrer Stimme an's Herz geklungen, als sie ihn in schüchternen Worten bat, ihr doch das Einsammeln von ein wenig Laubstreu zu gestatten, da ihrer Mutter der letzte Wintervorrath für die beiden Ziegen ausgegangen sei. Ach! Und er hatte ihr die kleine Bitte abschlagen müssen, weil's wider seine Dienstvorschrift gewesen wäre, es ihr zu bewilligen, ohne ihr sagen zu dürfen, wie wenig er selber die Härte eines Gesetzes billigen könne, das den armen Leuten nicht einmal ausnahmsweise diese kleine Wohlthat gönne! — Gewiß, sie mußte ihn wegen dieser Weigerung für den hartherzigsten Menschen unter Gottes Sonne halten, wenn sie nicht gar am Ende glaubte, auch ihn leite dabei nur persönliche Ungunst und Feindschaft, auch er theile der Mutter Widerwille gegen die unglücklichen Hinterbliebenen des Wilddiebs.

Dieser Gedanke trieb jetzt, wo eine neue und dießmal offenbar mit aller Absicht verursachte Kränkung Marilene nothwendig in ihrem falschen Verdacht gegen ihn bestärken mußte, dem jungen Förster alles Blut in die Wangen. Er empfand die Härte seiner Mutter wie eine ihm selber zugefügte Grausamkeit, und rasch war daher sein Entschluß gefaßt, der armen Margold und ihrer Tochter durch die That zu beweisen, daß Nichts seiner Denkart ferner liege, als dieser unversöhnliche Haß gegen unschuldige Menschen, an denen er sogar einen noch weit innigeren Antheil nahm, als er sich selber eingestehen mochte. — Denn immer lebendiger trat das Bild des schönen schlanken Wesens mit den großen dunklen Augen und dem fremdartig edlen Ausdruck in den feinen Gesichtszügen vor seine Seele. Kein Mädchen weit und breit hatte noch durch den Adel seiner Erscheinung solchen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wie dieses Kind der Armuth und Verlassenheit, wie diese im rauhen Gebirge erblühte holde Blume der reizendsten Weiblichkeit. Willbald erschrak fast vor solchem Selbstgeständniß wie vor einem unbekannten, übermächtigen Gefühle, welches plötzlich Gewalt über ihn bekommen, und nicht minder überraschte ihn zugleich, als hätt' er's jetzt zum ersten Mal empfunden, das verhängnißvolle Zusammentreffen dieses Gefühles mit dem feindlichen Schicksal, welches der Name Margold seiner Mutter schon seit Jahren bedeutete!

„Das wäre freilich der einfachste Ausgleich zwischen ihr und der Margold!" lachte er mit einer Mischung von Ironie und Bestürzung über seinen abenteuerlichen Gedankengang hell auf. „Das Kind der Feindin mein Schatz, und ich, der landesherrliche Forstadjunkt, der Herzallerliebste einer Wilddiebstochter, — da sollten doch, denk' ich, selbst dem Ungläubigsten die Augen darüber aufgehen, wie recht die Frau Mutter hat, wenn sie die Margold heimlicher Zauberkünste beschuldigt! — Gottlob, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so wenig als des Menschen thörichte Träume und Wünsche vom Himmel auf die Erde! — Wenn ich die Marilene wiedersehe, werd' ich mich wohl hüten, ihr so tief wie das letzte Mal in die schwarzen Augen zu blicken, werd' ihr bloß ein Stück Geld schenken, wofür sie sich Stroh zur Streu genug für ihre Ziegen kaufen kann, und auch einen Honigkuchen dazu beim Bäcker in der Stadt, und damit basta! — Ich glaube wirklich, es ist das Allzuviel von gestern, was mir noch auf den Nerven liegt; oder wär's am Ende die Prophezeiung des dicken Herrn Pathen Emmerich aus Bickenbach, der in seiner Weinlaune meinte, ich zögere nur deßhalb so lang mit dem Freien, weil ich noch nicht mit mir einig sei, welchen Geniestreich ich der Welt dabei zum Besten geben wolle!"

Hier wurde er in seinen Betrachtungen durch das Aufspringen eines Rehs im nächsten Buschwerk unterbrochen; und bis er wußte, daß es kein Reh war und auch keine flüchtige Waldelfe, sondern ein junges Mädchen von schlankem Wuchse, war dieses schon mit der Geschwindigkeit eines Rehs in den nächsten Büschen verschwunden, ehe noch der junge Jägersmann ihm voll Ueberraschung den Namen „Marilene!" nachrufen konnte.

Noch überlegte er bei sich, ob nicht sogar sein Amt als Hüter des Waldes ihm gebiete, der Fliehenden nachzueilen und nach dem Zweck ihres frühen Hierseins, sowie nach dem Grund ihrer fluchtähnlichen Eile zu forschen, da sah er sie schon auf der andern Seite des Dickichts über die weiter abwärts gelegene Waldwiese dem Dorfe zulaufen, und zwar so eilig, daß sie sich nicht ein einziges Mal nach ihm umkehrte, als wenn ihr schon sein bloßer Anblick ein Grauen einflöße. — In den nächsten Sekunden verschwand ihre fliehende Gestalt wieder unter den Erlenbüschen, und gleichzeitig fesselte Willbald's Aufmerksamkeit ein anderer Gegenstand, der ihn alsbald über den Zweck von Marilenens früher Anwesenheit im Walde aufklärte; denn unter den nächsten Fichtenzweigen entdeckte er zu seiner Bestürzung ein auf dem Boden ausgebreitetes sogenanntes Futtertuch, auf welchem ein Haufe dürren Laubes lag, das unwiderlegbare Zeugniß eines zu früher Morgenstunde verübten Waldfrevels und zugleich, wie konnte er jetzt noch daran zweifeln, die Ursache ihrer eiligen Flucht aus der Nähe des strengen Wächters der Forste! — Er hatte sie auf frischer That betroffen; nach seiner Dienstvorschrift mußte er die Schuldige sofort beim Amte anzeigen; einen Moment starrte daher Willbald regunglos mit einer Miene, in der sich Schrecken und Unentschlossenheit malten, das unglückliche Corpus delicti an und stieß einen Fluch hervor, der aber nicht der schönen Waldfrevlerin, sondern seinem mitleidslosen Amte galt, vielleicht auch dem Unglücksstern, welcher ihn gerade im Augenblick hierher führen mußte, wo das arme Mädchen seinen kümmerlichen Raub schon so gut wie geborgen glaubte.

Aber auch nur einen Moment währte seine angstvolle Unentschlossenheit, sein Kampf mit sich selber; heftig warf er seine Flinte über die Schulter, blickte forschend rings im Walde umher, ob sonst kein Zeuge seiner unwillkommenen Entdeckung in der Nähe sei, und murmelte dann halblaut zwischen den Zähnen:

„Einmal ist keinmal! Dafür, daß ihr Vater hier ganz in der Nähe für einen erlegten Rehbock sein Leben lassen mußte, soll sie heute frei ausgehen, und ich nehm's getrost auf mein Gewissen, daß das Kind des erschossenen Wilddiebs wegen einer, am Sterbeplatz seines Vaters gesammelten Last Laubstreu nicht vor das Ruggericht muß, das zudem immer die Aermsten am Härtesten straft. Das soll ihr Antheil am gestrigen Hochzeitsfest sein, und meine Schadloshaltung dafür, daß ich ihr neulich ihre bescheidene Bitte so rundweg abschlagen mußte!"

So schnell er auch über diesen Punkt mit sich im Reinen war, eben so schnell kam ihm der Gedanke, diese günstige Gelegenheit zu benützen und Marilene zu überzeugen, wie wenig er die feindliche Gesinnung der Mutter theile; wobei er sich, um jedes Bedenken wegen dieses Schrittes zu beseitigen, einredete, es sei sogar seine Pflicht, die Margold und ihre Tochter vor ähnlichen Gesetzesüberschreitungen zu warnen, die er ihnen ein andermal nicht so nachsichtig hingehen lassen werde wie heute.

So beruhigte er sein dienstliches Gewissen, betrachtete noch einmal die schwere Last Laubstreu, die das schöne Mädchen ihm und seinem Verbote zum Trotz in früher Morgenstunde angesammelt hatte, und es gewährte ihm jetzt sogar eine frohe Genugthuung, daß sie sich so dreist diesen eigenmächtigen Eingriff in das seiner Wachsamkeit anvertraute herrschaftliche Gut herausgenommen habe.

„Denn gewiß," so flüsterte ihm dabei ein geheimer Wunsch seines Herzens zu, „hat sie für den schlimmsten Fall, wenn Du sie bei dem Diebstahl betreffen solltest, auf Deine Großmuth gerechnet und auf die mächtige Fürsprache ihrer siegreichen Schönheit. Oder sie wollte Dir damit beweisen, daß sie weder Dich noch die Strafe fürchte; oder sie hat's Dir bei der neulichen Begegnung am Brunnen angemerkt, wie sauer Dir's wurde, ihr in die glänzenden Augen zu blicken und doch Nein zu ihrer kindlichen Bitte zu sagen; oder — oder — — Du bist ein Narr, ein Schwärmer, Dir einzubilden, sie habe überhaupt bei der That an Dich gedacht und nicht einzig und allein an ihre Ziegen und an die Armuth ihrer Mutter!"

Nach diesem Selbstgespräch trat er auf den Fußpfad zurück und gelangte nach wenigen Minuten auf den von Bäumen und Busch-

werk ganz freien Kopf eines Hügels, auf welchem unter einer Anzahl größerer und kleinerer Granitblöcke eine Menge trockener Distelstauden den Boden bedeckten, die einzige Pflanze, welche in diesem steinichten Erdreich noch gedeihen konnte. Daher hieß die Stelle im Volksmund der Umgegend nur der „Distelhügel", wo zur Sommerszeit, wenn das rauhe Gewächs mit den stachlichten Blättern seinen lilafarbigen Blumenflor entfaltete, Hunderte von prächtigen Schmetterlingen flatterten: Augenspiegel, Schwalbenschwanz und Trauermantel, auf welche dann die muntere Dorfjugend eifrig Jagd machte.

Heute aber herrschte hier überall noch winterliche Oede. Die vorjährigen Pflanzen, nachdem sie monatelang unter Schnee und Eis vergraben gelegen, mußten erst vollends verwesen, damit der junge Nachwuchs ihrer Gattung Luft und Raum bekam. Willbald spähte mit seinem scharfen Jägerauge umsonst nach einer Fußspur oder einem anderen Zeichen im Sande, das ihm die Entdeckung des Uebelthäters ermöglichen werde; nirgends nahm er auch nur das Geringste von der kürzlichen Anwesenheit eines Menschen an diesem Platze wahr, bis sein Blick plötzlich wie festgebannt auf dem größten der grauen Felsblöcke haften blieb, wo dieser eine glatte Seitenfläche zeigte, in welche das Wort „Gott" eingemeißelt war, nichts als das eine Wort „Gott", und doch an diesem Platze und zu dieser Stunde für den Sohn des blinden Försters von Neunkirchen ein Eindruck, der ihn noch tiefer erschüttern mußte, als vorhin der Anblick der welken Disteln am Thorbogen das Mutterherz! — Denn gerade an diesem Steine hatte der erschossene Wilddieb seinen letzten Seufzer ausgehaucht, und jetzt schrie dieser Stein mit stummem Munde nach Gott, als dem Rächer jeder bösen That; wie mit dem lichtgrauen Auge der Nemesis sah Willbald der einfache Schriftzug an, und unwillkürlich mußte er dabei wieder an die angstvolle Vorstellung der Mutter von dem Gott der Margold denken, den die Feindin durch furchtbare Gebete und Beschwörungen beständig gegen den Vater und dessen ganzes Haus anrufe, und deren Rachsucht allein daran schuld sei, daß die alte Unglücksgeschichte jedesmal aus der Nacht der Vergessenheit wieder auftauche, so oft ihnen der Himmel eine Freude bescheeren wolle!

Er wußte, daß die Margold gleich nach dem blutigen Ende ihres Mannes von ihrem Schwager, der ein Steinmetz war; hier den Namen Gottes hatte einmeißeln lassen, und in dem Tumult seiner Gefühle fand auch er jetzt keine andere Auslegung für die alte Inschrift, als die Absicht der unversöhnlichsten Feindschaft, das Gedächtniß an die Unglücksthat seines Vaters durch die Anrufung Gottes aller Welt frisch zu erhalten, da ja der Wittwe ganzes Trachten beständig darauf gerichtet war — wenigstens war dieß der feste Glaube seiner Mutter — den Namen des trefflichen Vaters als den eines Mörders aus persönlicher Feindschaft zu brandmarken. — Unter den Eindrücken des einsamen Ortes, gleich tief aufgeregt durch den Anblick Marilenens und die Erinnerung an die alte unselige Geschichte mit dem erschossenen Wilddieb, gewann mit einmal die so lange von ihm bekämpfte Meinung seiner Mutter, daß die Margold wirklich diese unversöhnliche Feindin sei, eine neue prophetische Bedeutung für ihn, und er zweifelte jetzt selbst kaum mehr daran, daß die stille Frau, die er so lange für die friedlichste und unglücklichste Seele im Dorfe gehalten, in ihrer Rachsucht auch den welken Distelstrauß an den grünen Festschmuck des Vaterhauses gebunden habe: ein Verdacht, der ihm, je länger er ihm in dieser Stimmung nachgrübelte, immer unzweifelhafter wurde, bis er zuletzt sogar geneigt war, auch die eilige Flucht Marilenens damit in Verbindung zu bringen, sie, die doch gewiß auch ohnedieß Grund genug gehabt hatte, die Begegnung mit ihm zu scheuen.

Als wenn der Name Gottes nie eine andere Bedeutung für die Menschheit gehabt hätte, wie die der strafenden Vergeltung, der unerbittlichen Gerechtigkeit! — Als wenn die Hand, die ihn in den Stein eingegraben, damit nicht eben so gut die Absicht hätte verbinden können, auf die göttliche Gnade und Barmherzigkeit für alle Sünder hinzuweisen; als wenn der Name Gottes nicht eben so gut Trost und Vergebung, wie Zorn und Vergeltung hätte bedeuten können, zumal an einem Orte, wo gewiß schon manches fromme Gebet zum Himmel gestiegen, schon manche Thräne trauernder Liebe geflossen war!

(Fortsetzung folgt.)

Die Osterweihe.

Von

Ernst Holzer.

(Bild S. 305.)

Es liegt doch eine eigene Poesie im katholischen Kultus: für alle Jahreszeiten, für alle Stimmungen des menschlichen Gemüths hat er seine besonderen Weihen, für jede Freude seinen besonderen Segen, für jedes Leid seinen lindernden Trost oder seine heilkräftige Abwehr. Besonders wird auch das Osterfest, das eine so hohe geistige Bedeutung hat, als mit besonderer mysteriöser Segensmacht ausgerüstet betrachtet. In vielen katholischen Ländern, namentlich auf den Dörfern, herrscht noch die Sitte, am Osterfest Speisen weihen zu lassen. Gewöhnlich ist ein Seitenaltar der Kirche die Opferstätte. Nach dem Morgengottesdienste drängt sich vor Allem die Jugend, Jungfrauen und Hausfrauen, zum Weihaltar und setzen auf den Altartisch ihre Körbe nieder, die bunt bemalte Eier, Salz, Brod, Fleisch, mächtige Schinken oder Rauchfleisch, mit großen und kleinen Rosinen bespickte Kuchen enthalten, auf denen ein schneeweißes Lämmchen aus Zucker ruht, das zwischen den Vorderfüßen das rothe mit weißem Kreuz geschmückte Auferstehungsfähnchen trägt. Aus der Sakristei kommt dann der Pfarrer mit den Ministranten, spricht sein lateinisches Gebet über die vegetabilischen und animalischen Gaben, während welchem die Spender in andachtsvoller Betrachtung auf den Knieen ruhen. Dann besprengt er die Opferstücke mit Weihwasser. Jetzt ist die Weihe vorüber; neues Gedränge um den Altar; in froher Hast sucht Jedes seine Gabe wieder in Empfang zu nehmen und den ungeduldig Wartenden zu Hause zu überreichen. Diese Ungeduld wird natürlich, wenn man weiß, daß nach alter Gewohnheit ein guter Katholik an diesem Tage nichts zu genießen pflegt, bis „das Geweihte" kommt. Mit einem wahrhaft gesegneten Appetit wird aber dann Kuchen und Fleisch, Eier und Brod verzehrt; es sind nicht bloß nahrhafte Speisen des Leibes, sie kommen auch der Seele zu gute und schützen sie vor den Anfechtungen des Bösen. Das geweihte Salz wird gewöhnlich das ganze Jahr hindurch aufgehoben, in die Vorrathskammer, in Brunnentröge, in die Krippe der Viehställe gestreut, denn es ist ein Schutzmittel gegen allerlei Unglück, es ist das wahrhaftige evangelische Salz.

Bilderräthsel.



Auflösung des Räthsels Seite 284:

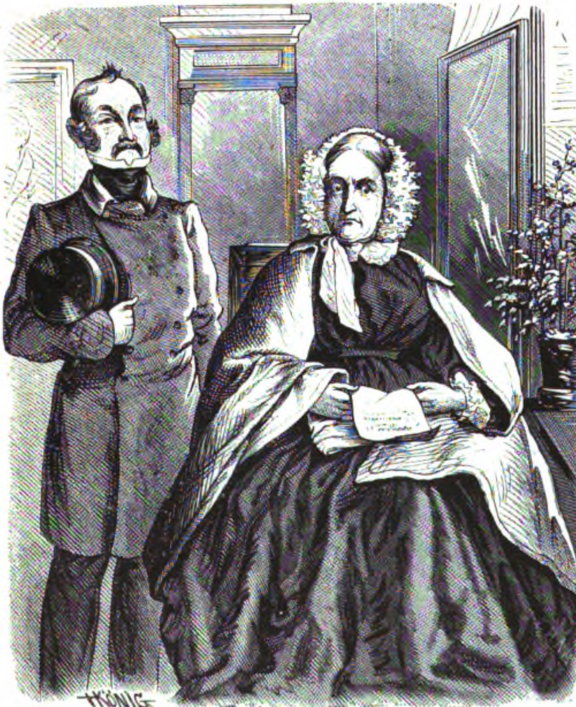
Altflug.

Zur Naturgeschichte der Briefe.

Von Herbert König.


Der Liebesbrief.


Der Gevatterbrief.


Der Bettelbrief.


Der Mahnbrief. („Ich bin nicht zu Haus!")



Der nächtliche Einbruch. (S. 309.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von W. Smith.

(Fortsetzung.)

11. Der Raubmord.

Der Charakter unseres jugendlichen Helden, Harry, gab uns schon mehrfach zu der Beobachtung Gelegenheit, daß ihm Furcht nicht eigenthümlich sei. Drohungen, Schrecknisse, außerordentliche Ereignisse und Erscheinungen imponirten ihm nur, so lange er sie nicht völlig begriffen hatte; sobald dieß geschehen, gewannen ruhige Anschauung und der Drang, handelnd einzugreifen, die Oberhand. So war es auch jetzt, als das Hülfegeschrei ertönte. Anstatt feig die Flucht zu ergreifen, nöthigte Harry seinen Bruder, umzukehren. Er selbst ging dicht an's Haus und lauschte. Da vernahm er das bekannte Murmeln der beiden verdächtigen Männer, die ihn hatten zwingen wollen, in das Haus einzusteigen, dann ein erstictes Röcheln. Er blickte wie im Fieber am Hause empor; im ersten Stock war ein Fensterflügel geöffnet und eine Scheibe darin zerbrochen. Dieser Flügel war noch vor zwanzig Minuten geschlossen gewesen. Harry bemerkte auch in diesem Theile des Hauses einen ganz schwachen, gleichsam vorüberfliegenden Lichtschimmer.

Die Ahnung, daß es sich hier um ein Verbrechen handle, ließ ihn hastig nach einem Gegenstande zum Emporsteigen umherblicken. Plötzlich fiel sein Auge auf die starke Vergitterung, an welcher Rosenbäume an einer Seite des Hauses in die Höhe gezogen waren. Allem Vermuthen nach waren die Männer vor ihm an diesem Spalier emporgeklettert — warum hätte er dieß nicht gekonnt? Ohne lange zu zaudern, stieg er behutsam in die Höhe und blickte über einen dürren Rosenzweig hinweg in das Gemach.

In Zeit von wenigen Momenten überschaute er Alles, was sich hier in der letzten Viertelstunde zugetragen. Der Anblick war schrecklich. Die beiden Kerle, welche die Knaben auf der Straße gesehen, befanden sich beim Scheine einer Blendlaterne in dem komfortabel ausgestatteten Zimmer, der Eine auf einem Stuhle neben der Kamineinfassung, beschäftigt, einen Silberschrank auszuleeren, der Andere kniete am Boden vor einer geöffneten eisernen Kassette, die mit kleinen Geldsäcken gefüllt war. Mitten im Zimmer aber lag, das Gesicht nach der Diele zu gekehrt, ein ermordetes Mädchen, dasselbe jedenfalls, welches kurz vorher noch um Hülfe gerufen.

Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, fuhr Harry bei diesem Anblick zurück, kletterte rasch wieder hinab und zog seinen Bruder mit sich fort. „Komm' schnell in eine belebte Straße," flüsterte er athemlos, „und lass' uns Polizei rufen! Es sind Räuber und Mörder in jenem Hause. Ich habe ein todtes Mädchen liegen sehen!" Es dauerte nicht lange, so trafen sie auf einen patrouillirenden Konstable, welchem Harry seine Beobachtung mittheilte. Dieser ließ seine Schnarre hören (womit in London auch die Nachtwächter ihr Lärmzeichen machen), und binnen wenigen Minuten waren sechs Policemen beisammen. Harry mußte sie bis an das Haus führen; dann aber gab er den dringenden Bitten des zitternden Sim nach und eilte mit diesem davon, da für dießmal die Hoffnung, die Wohnung der Lady Blanche zu finden, aufgegeben werden mußte. Sie gönnten sich nicht eher einige Rast, bis sie wieder auf die belebtere, heller beleuchtete Straße des Strand kamen. In Harry's Phantasie spukten fort und fort die beiden

Mordgesellen und es klang ihm immer noch vor den Ohren wie Hülferuf und dumpfes Todesröcheln; immer sah er das unglückliche Opfer der Wachsamkeit, im Blute liegend, vor seinem geistigen Auge.

Stundenlang waren nun die Knaben fruchtlos umhergelaufen, sie waren müde, hungrig und durchfroren, der Nebel hatte ihre Kleider feucht gemacht. Ihre Aussicht auf ein Geschenk und auf ein besseres Nachtquartier war betrogen worden, die letzten Pence hatten sie einer pflichtvergessenen Säuferin gegeben und, was Harry am Meisten drückte: er hatte mit der Verwahrung des erhaltenen Päckchens eine Verantwortlichkeit auf sich geladen, welche durch hundert Zwischenfälle konnte geschädigt werden.

Mittlerweile wachte Lady Blanche, die vergeblich auf eine Sendung ihres stillen Liebhabers gerechnet hatte, noch traurig in ihrem süß duftenden Boudoir, fern vom Schauplatze des eben geschilderten Verbrechens, und der Kapitän, auf Ordre ihres eigenen Vaters (ohne ihr Wissen) wegen einer großen Summe in Schuldhaft genommen, sah unter Bewachung zweier Gerichtsdiener in einem Kosthaus (spunging-house) von Chancery-lane seiner Uebersiedelung nach dem Gefängniß der Queensbench entgegen.

Unter diesen Umständen blieb den armen Heimatlosen nichts übrig, als in Hunger und Elend ihre frühere Schlafstätte in den Adelphigewölben wieder aufzusuchen. Schweren Herzens machten sie sich dahin auf. Nur die Hoffnung, am folgenden Morgen bei der guten Susan sich sättigen zu können, erhob sie einigermaßen über die Trostlosigkeit des Hungers. Harry hatte sich den vielfach gewundenen Weg nach den Gewölben genau gemerkt, er besaß einen guten Ortssinn. Spät in der Nacht langten sie an dem schwarzen Loche an, das als Eingang diente. Weit gedrückter als das erste Mal betraten sie die düstere Höhle, denn sie hatten dießmal keine Mercy bei sich und keinen freundlichen Piloten, der mit seiner Laterne ihnen voranleuchtete und das beste Plätzchen auswählen konnte. Ohne Licht — welch' trauriges Wort für zwei Knaben! — ohne Licht mußten sie in das abschreckende Dunkel hinein! Jack mit der Laterne hatte recht gehabt, als er das Licht als den Trost des Lebens bezeichnete.

Die absolute Finsterniß in dem Gewölbe erlaubte ihnen nicht, tief in dasselbe hineinzugehen; sie tappten, so weit sie vermochten, und hofften, tiefer hinein Menschen zu finden, welche Licht bei sich hatten und deren Anwesenheit ihnen den Aufenthalt erträglicher hätte machen können; doch täuschten sie sich hierin. Kein lebendes Wesen schien in der ganzen weiten Höhle zu sein. Vielleicht waren dergleichen ganz am entgegengesetzten Ende, wo die Eselsställe sich befanden und vielleicht auch ein zweiter Eingang existirte; da aber die Gewölbe aus verschiedenen Abtheilungen bestanden, durch welche der Weg im Zickzack führte, so konnten sie bald nicht mehr weiter. Nachdem sie einige Zeit an den feuchten, zerlöcherten Mauerwänden hingetastet und hie und da heftig angestoßen waren, setzten sie sich nieder, wo sie sich gerade befanden, und beschlossen, da bis zum Morgen zu bleiben.

Sie fühlten sich unsäglich einsam. Tiefe Stille herrschte ringsum. Nicht einmal der leise Gang einer Maus oder das melancholische Zirpen einer Grille ward an diesem traurigen Orte hörbar. Um sich aufzurichten, sprachen die Knaben, die noch nicht schlafen konnten, vom Schicksale Mercy's, von dem schönen „Käpten" mit dem schwarzen Schnurrbart, von Lady Blanche, die vielleicht dringend auf das Päckchen wartete, und dann von dem letzten schauerlichen Ereigniß, welches vielleicht ihrem guten Freunde Jack mit der Laterne Stoff zu einem neuen Manuskripte geben würde. „Das arme Mädchen!" sagte Sim bedauernd. „Sie wollte ihre Pflicht thun und den Räubern wehren, und dafür muß sie nun unter die Erde. Aber warum blieb sie auch nicht in einem Versteck, bis die bösen Männer wieder fort waren? Ihr Geld war's doch gewiß nicht, was sie stahlen, und für Andere brauchte sie sich doch nicht todtschlagen zu lassen." — „O ja," erwiederte Harry im Tone der Ueberzeugung. „Erinnerst Du Dich nicht der Rothjacken, die für die Königin in den Krieg ziehen müssen? Was sie vertheidigen, gehört auch nicht ihnen, und doch dürfen sie sich nicht weigern, ihre Schuldigkeit zu thun, und wenn's auch das Leben kostet. Wenn das Mädchen sich zu der Herrschaft, welcher das Haus gehört, in Dienst begeben hatte und zur Bewachung des Hauses zurückgelassen worden war, so mußte sie auch das Eigenthum zu schützen suchen. Sie hat um Hülfe gerufen; daß es nicht von starken Männern gehört worden, war ihr Unglück." — „Hu, ich möchte aber nicht dienen, Hal!" Harry mußte über diese Bemerkung lächeln. — „Lieber Bruder, der Mensch findet sein Unglück auf verschiedene Weise. Fehlte doch nicht viel mehr als ein Haar, so hätte Mercy sich selber das Leben genommen, und es nöthigte sie doch Niemand dazu. Und unser guter Vater diente nicht, sondern war ein Herr über sein Eigenthum; da ward er durch Andere unglücklich, die gewiß viel schlechter waren als Joe, der an Mercy's Unglück schuld sein soll. Das arme Mädchen in Pimliko ist im Dienste ihrer Pflicht gestorben und gewiß wird ihre Herrschaft ihr ein gutes Andenken bewahren. Ich möchte sie wohl gesehen haben, Sim, wie sie zurückkehrten und ihr treues Mädchen im Blute liegen sahen! Linley heiße der Herr, sagte der eine Mörder zum andern. Ich habe den Namen nicht gehört. Reich ist der Herr gewiß, denn die ganze Eisenkiste war voll Geld und ein ganzer Schrank von schwarzem Holze voll Gold- und Silbersachen, wie Schüsseln, Teller, Löffel, Becher und solche Dinge, die zur Pracht auf großen Tafeln dienen. Sein Reichthum ist ihm erhalten worden, denn die Polizei ist jedenfalls zeitig genug gekommen, um die Raubmörder festzuhalten, — uns hat er das eigentlich zu verdanken, aber wer möchte hingehen und sich Dank holen, wo ein armes Mädchen, das auf der Bahre liegt, sich viel größeren Dank erworben hat? Um Alles in der Welt thäte ich das nicht!" — „Weißt Du was, Hal?" versetzte Sim plötzlich mit einer gewissen Heiterkeit. „Es ist doch gut, wenn man arm ist. Wir könnten nicht in Gefahr kommen, beraubt und ermordet zu werden, denn wir haben nichts, und das ist ein Glück." — „Du vergißt das Päckchen, Bruder, was ich bei mir auf der Brust trage!" — „Meinst Du, daß es viel Werth hat, Hal?" — „Ganz gewiß, es sind kostbare Sachen drin." — „Ei, wollen wir's nicht aufmachen, um zu sehen, was es enthält?" — „Nimmermehr thue ich das! Ich würde nie einen Brief oder ein Packet öffnen, welche mir anvertraut wurden, und wenn ich gleich Lordmayor von London werden könnte oder die Königin mich zwingen wollte, mein Leben zu lassen. Vertrauen täuschen ist ein Verbrechen. Uebrigens habe ich so ungefähr gesehen, was darin ist. Ich blickte durch's Schaufenster, als der Juwelier die Sachen einpackte — es war ein schönes Porträt, vielleicht von dem Gentleman selbst, in lauter Gold und blitzende Diamanten gefaßt, und ein Ring mit vielen kleinen Diamanten, die wie Sterne flimmerten. Ich habe einen solchen Ring einmal bei dem Squire von Ashbrookhall gesehen, er war aber lange nicht so schön wie dieser; und Großmutter hatte solch' ein Bildniß von ihrem Vater, aber es waren nicht so blitzende Steine in der Goldeinfassung." — „Es war aber doch," meinte Sim, „viel gewagt von dem Gentleman, daß er Dir, einem armen Knaben, den er nicht kannte, so kostbare Dinge anvertraute. Hatte er denn eine Sicherheit?" — „O ja, mein ehrliches Gesicht, wie er sagte, und das soll ihn auch nicht getäuscht haben. Wenn es uns nicht gelingt, Lady Blanche Melville aufzufinden, so hoffe ich, den Herrn zu irgend einer Zeit wieder zu sehen, dann gebe ich ihm sein Eigenthum zurück." Sim schüttelte sich. — „Hu, wenn die beiden Räuber gewußt hätten, was wir bei uns trugen, sie hätten uns zuerst beraubt und dann in die Themse geworfen. Oder wenn sie Dich oben am Fenster gesehen hätten — flugs würden sie herausgekommen sein und uns erwürgt haben, wie unsere Hausmagd in Greenfields die Tauben und Hühner." — „O Sim, wir würden gelaufen sein, daß sie uns nicht einholten, wir haben junge Beine." — „Aber ich kann nicht so schnell laufen wie Du, Hal!" — „Verzweiflung gibt Kräfte," sagte Vater manchmal. „Erinnerst Du Dich noch, wie er einst im Walde ein Reh geschossen, daß ihm der eine Lauf zerschmettert war? Es war auf drei Beinen davon geeilt und Vater hatte es sammt unserem braven, flinken Karo nicht einholen können. Oder weißt Du noch die Geschichte von den beiden Arabern, die Gerard, der Löwenjäger, erzählt? Der Häuptling des Stammes hatte das linke Bein des Einen an das rechte des Andern mit einem eisernen Ringe schmieden und Beide so in's Gefängniß werfen lassen. Als aber am folgenden Morgen der Kerker geöffnet ward, waren die Zusammengeschmiedeten verschwunden. Der Häuptling sandte Leute aus, die nach den Entflohenen suchen mußten. Endlich fanden diese, mehrere Stunden vom Ge-

fängniß entfernt, einen davon in einer tiefen Grube; er trug noch den eisernen Ring und das Bein des Anderen an sich und erzählte, sie hätten die Flucht ergriffen, indem sie immer im Tempo Beide zugleich die zusammengeschmiedeten Beine wie ein einziges erhoben und wieder niedergesetzt hätten. Dann aber wäre in der Nacht ein Löwe gekommen und hätte den einen Flüchtling bis an den Eisenring abgefressen. Er selbst habe sich mit dem übrig gebliebenen Beine in die Grube gerettet ... Wir hätten gewiß mit unseren vier Beinen besser laufen können, wie die Araber mit dreien." — „Bst, hörtest Du nichts?" fragte Sim plötzlich. Beide Knaben lauschten. — „Ich höre nichts; Du hast Dich getäuscht, Sim." — „Mir war's aber, als hörte ich ein Geräusch von Tritten in der Nähe." — „Das ist Deine Einbildung, Bruder, verlaß Dich darauf. Wenn's aber wirklich Tritte gewesen wären, so wär's kein Wunder; Du weißt, daß diese Gewölbe noch andern armen Obdachlosen außer uns zum Nachtquartier dienen. Es ist hier stockfinster, aber als wir eintraten, schien es mir, als ob ein schwacher Schimmer tief im Gewölbe sichtbar wäre, der nun weg ist." — „Glaubst Du denn, Hal, daß jetzt noch Andere hier in unserer Nähe schlafen?" fragte Sim bebend. — „Nein, ich glaube nicht — wir müßten doch etwas hören. Du kannst völlig ruhig sein, Sim. Bist Du schläfrig?" — „Ach sehr; ich möchte recht lange schlafen und in einem recht weichen Bette, wie wir's in Greenfields hatten." — „Hoffe auf Gott, Sim, dann wirst Du einst auch wieder in einem guten Bette schlafen. Aber Du darfst es jetzt nicht vermissen, denn siehe, unsere arme Mutter kann auch nicht in einem Bette schlafen tief unten in der Erde; und auch das muß für Dich eine Beruhigung sein, daß viele tausend Andere gerade so wie wir nicht einmal ein dünnes Strohlager zum Schlafen haben. Hast Du gebetet, Sim?" — „Ich bete jetzt!" antwortete Sim leise, schon vom Gotte des Schlummers angefaßt. Harry selbst betete mit besonderer Inbrunst. Hatte er doch in den letzten wenigen Tagen so Vieles, zum Theil Freudiges, zum Theil Betrübendes und Schreckliches erlebt, fühlte er doch, seitdem die beiden Brüder durch das Schicksal auf eigene Füße gestellt worden waren, im Andrange und in den krausen Verwickelungen der Ereignisse mehr und mehr den Druck des selbstständigen Lebens und die menschliche Ohnmacht. Gewohnt, in allen Dingen Gottes Schickung zu erkennen, empfand seine Seele, schauernd in Ehrfurcht, die Wucht des unergründlich Räthselhaften jener Schickung. Nur indem er recht innig den Gedanken an Gottes Fürsorge erfaßte, war es ihm, als ob ein hellstrahlendes Licht an der dunklen Wölbung ihres gigantischen Schlafgemachs aufginge und sein Antlitz verklärte. Plötzlich schrak er zusammen. Er strich seinem Bruder mit der Hand über das Gesicht, weil er ihn nicht sehen konnte. „Schläfst Du, Sim?" — „Lass' mich schlafen!" antwortete Sim, sich mühsam aus dem Schlummer emporraffend. — „Hörtest Du nicht schnaufen?" — „Nein," erwiederte Sim und war im nächsten Augenblicke wieder eingeschlafen. — „Nun gute Nacht, Bruder!" flüsterte Harry für sich und legte sich ebenfalls zum Schlafen zurecht.

12. Aus idyllischen Tagen.

Wir verlassen jetzt auf einige Zeit die Adelphigewölbe und wenden uns zurück zu den glücklichen Tagen, welche die Knaben noch bei ihrer Familie zu Greenfields zubrachten. Das eben genannte Landgut ihres Vaters gehörte zum Dorfe Sunnydale, renommirt durch seine vielen hübschen Frauen und Mädchen. Nicht weit davon und daran grenzend liegt Ashbrookhall, damals die Besitzung des Squire Proudfoot, welche er selbst, zwei Söhne und eine sehr schöne Tochter, Namens Aurora, bewohnte. Es gab keine ergiebigeren Felder, fetteren Wiesen, keinen prachtvolleren Holzbestand, als zu Greenfields. Der „Farmer" Hazeldean hatte das reiche Gut nach seinem Vater übernommen, während sein jüngerer Bruder Seymour, der keine Lust zur Landwirthschaft gehabt und als Clerk auf die Distriktsbank zu Newtown gekommen war, nach des alten Hazeldean Tode mit seinen ererbten 6000 Pfund nach London gegangen war, sich an Aktienunternehmungen und anderen Spekulationen betheiligt und, wie man in Sunnydale und Ashbrook allgemein sagte, sein Glück gemacht hatte.

Die Familie des „Farmers" Hazeldean, wie er zum Unterschiede von seinem Bruder, dem „Gentleman" Hazeldean genannt ward, bestand aus ihm, seiner Mutter, die aus der berühmten Familie Seymour abstammte, seiner Frau, den beiden Söhnen Harry und Seymour oder Sim, und der kleinen Cousine Rosa Prim oder Primrose, die als Waise galt und ein sehr schönes Kind ungefähr im Alter Sim's war. Mercy war mit vierzehn Jahren als Haus- und Kindermädchen von Ashbrook nach Greenfields gekommen und die drei Kinder standen mehrere Jahre unter ihrer speziellen Aufsicht; sie streifte mit ihnen in Feld, Wiese und Wald umher, machte sie auf die Wunder der Natur aufmerksam und lehrte ihnen kleine Sprüche aus der Bibel und aus dem Gesangbuche.

In Farmer Hazeldean's Hause herrschte die größte Ordnung, gepaart mit der Milde einfacher, edler Sitte. Er duldete keine Rohheiten unter seinen Arbeitern, die meist verheirathet waren und ihn gleichsam als ihr gemeinschaftliches Familienoberhaupt betrachteten. Spirituosen und selbst Bier waren in seinem Wirkungskreise verpönt; er selbst ging darin mit gutem Beispiele voran und ruhte nicht eher, bis seine Arbeiterbevölkerung den Grundsätzen der Temperanzreform anhing. Dafür verabfolgte Farmer Hazeldean den Arbeitern häufig Erfrischungen unschädlicher Art, Obstwein, Thee, Kaffee, Milch, Früchte, Limonade &c. Einige, die sich durchaus nicht wollten kuriren lassen und mit ihren häufigen, in der Trunkenheit begangenen Exzessen schlechte Beispiele gaben, wurden wirklich entfernt, und unter diesen waren besonders Zwei: der schwarze Dick und Joking Jem. Diese Beiden wendeten sich bald nach ihrer Verabschiedung nach London, schlossen sich andern Gaunern an und wurden selbst Gauner von Profession. Wohin sie geriethen, haben wir gesehen — es waren dieselben, welche in Pimliko bei Gelegenheit eines Hauseinbruchs das Dienstmädchen erschlugen!

Die seltsamste Persönlichkeit in Greenfields war die Großmutter, eine Tochter des Reverend Oskar Seymour; sie wurde von den Leuten des Gutes und den Dorfbewohnern allgemein die „Madame" genannt und vereinigte in ihrem Wesen etwas apart Aristokratisches, was sich auf bedeutsame Familientraditionen stützte, und die häusliche Einfachheit einer Landwirthin. Sie besaß alle Tugenden der beiden Klassen, die sie in sich repräsentirte, die hohen wie die niederen, ohne jemals durch anmaßenden Stolz zu verletzen. Ihres Sohnes Weib, die Tochter eines benachbarten Landwirths, der ihr außer einer reichen Ausstattung 5000 Pfund mitgegeben, liebte sie mit voller mütterlicher Wärme, suchte ihr Wesen zu verfeinern und zu durchbilden, ließ sie aber niemals den Unterschied in der Denkweise und den Gewohnheiten zwischen ihr und einer Seymour fühlen. Die Schwiegertochter dagegen war dankbar, hingebend, anspruchslos und zart sorgsam gegen die alte Dame, taktfest und umsichtig in ihrem ganzen Hauswesen, geliebt von allen Untergebenen.

Die Kinder hingen außerordentlich an der Großmutter, mochte sie im Winter in ihrem Armsessel dicht neben dem Kaminfeuer mitten unter ihren Büchern, der Bibel, dem Gebetbuch, Jeremias Taylor's „Leben und Sterben", den „Pflichten des Menschen", Cooper's Gedichten u. s. w., mitten unter halbgestrickten Strümpfen, Häkelarbeiten, Wirthschaftstabellen &c., mochte sie im Sommer am Fenster vor ihrem Blumentische sitzen.

Eine andere bemerkenswerthe Person der Familie war der schon genannte jüngere Bruder Hazeldean's, der „Gentleman", welcher öfter von London kam und manchmal sich längere Zeit in Greenfields aufhielt. Er imponirte den schlichten Landleuten durch seine großstädtischen Manieren, seine gewählte Sprache, seine modischen Kleider und Juwelen. Er liebte den Prunk und war, größtentheils aus Eitelkeit, freigebig gegen die Arbeiterbevölkerung und gegen die hübschen Mädchen, die ihn nicht ohne Erröthen ansehen konnten. Es schmeichelte ihm außerordentlich, wenn Jedermann von ihm sagte, er sehe aus wie ein Lord und werde von keinem Edelmann des Landes in irgend einer Weise übertroffen.

„Gentleman" Hazeldean war ein gern gesehener Gast zu Ashbrookhall, wo er sehr oft verkehrte. Die schöne Aurora Proudfoot war es, die ihn dahin zog, und bald ging es in den beiden Dörfern still von Mund zu Mund, Seymour Hazeldean und Aurora unterhielten ein intimes Verhältniß, und an dieß Gerücht knüpften sich allerlei kleine Erzählungen, die sich meist auf geheime Zusammenkünfte der beiden Liebenden bezogen. Oefter waren auf dem Fußpfade, welcher von Ashbrookhall den Fluß entlang nach dem

Walde führte, Trittspuren von einem kleinen weiblichen Fuße und vom Stiefel eines Mannes gesehen worden, die einerseits bis zum Arbeitszimmer Aurora's, von welchem eine Glasthür in den Garten führte, andererseits durch die Gesträuche, Hecken, Alleen, Gräben und die einsamsten Waldpartieen bis zu einer kleinen Cottage, genannt das Fischerhaus, verfolgt werden konnten. Das Fischerhaus lag dicht am Wasser, eine halbe Stunde von der „Halle", und gehörte zu Proudfoot's Besitzung.

Man hatte verschiedene Male Rauch aus dem Kamin dieser Cottage aufsteigen sehen und besonders gewitzte Bursche wollten wissen, „Gentleman" Hazeldean sei durch ein Fenster des Fischerhauses zu Aurora's Füßen liegend gesehen worden. Das Fräulein habe ihn dann emporgehoben und sich an seine Brust geworfen. Fast in dem Momente, in welchem ein Bursche von einem Baume aus diese Beobachtung gemacht, sei der Ast gebrochen, auf den er getreten, er sei herabgestürzt und habe sich schnell versteckt, und gleich darauf sei Seymour Hazeldean an die Thür gekommen und habe sich vorsichtig umgesehen; Aurora aber habe ihr blasses, erschrockenes Gesicht über seine Schulter gelehnt.

Alle diese kleinen reizvollen Histörchen würzten in den Dörfern die Unterhaltung der alten Fraubasen beim Thee, der Mädchen am Spinnrocken oder bei sonstiger Beschäftigung; sie steigerten sich aber endlich zu einer gewissen tragischen Höhe. Man wollte wilde Schreie in der Nacht aus Aurora's Zimmer gehört haben; in der Nähe des Fischerhauses, im Gebüsch am Flußrande sollte der alte Tim Trail, der Hegereiter oder Flurschütz, eine Blutlache und im Wasser eine Kindesleiche gefunden haben. Alles dieß aber blieb nur Gerücht. Tim Trail schüttelte, wenn er ausgeforscht ward, den Kopf, oder wurde grob, und Kezia Crowe, die alte Wärterin auf Ashbrookhall, welche allein um das dunkle Geheimniß wissen sollte, schwieg wie ein Grab. Aurora ward aber seit dieser Zeit und Jahre lang nicht mehr gesehen. Es hieß, sie werde eingeschlossen gehalten und Kezia Crowe sei ihre einzige Wärterin; mit einem Worte: Aurora sei wahnsinnig geworden.

Von Seymour Hazeldean sagte man, der Squire habe ihn von Ashbrookhall weggejagt, er sei in eine Fieberkrankheit verfallen und nach seiner Genesung auf lange Zeit nach London gegangen.

Alle diese Ereignisse lagen vor der Zeit, in welcher endlich „Gentleman" Hazeldean als eine Art von Geldfürst nach Greenfields zurückkehrte und noch in demselben Jahre seinen Bruder veranlaßte, das Gut zu veräußern und mit nach London überzusiedeln. Doch greifen wir dem natürlichen Verlaufe der Dinge nicht vor! Der „Geldfürst" schien Miß Aurora gänzlich vergessen zu haben, wenigstens wurde, auf der Großmutter ausdrücklichen Wunsch, der Name Aurora und Proudfoot in Greenfields nicht mehr genannt. Die alte Dame konnte es dem harten, dummstolzen Landjunker Proudfoot nicht vergessen, daß er ihren Sohn, einen Seymour, pöbelmäßig von seinem Hofe getrieben hatte. Ihrer Erziehung und ihren großen Familienerinnerungen gemäß war sie dem Edelmann gegenüber nicht die einfache Farmerswittwe, sondern die aristokratische Dame, welche trotz ihrer schlichten Frömmigkeit sich nach der beim Adel gebräuchlichen Revanche sehnte, wenn Herr Proudfoot außer dem Titel „Squire" etwas Adeliges an sich gehabt hätte.

Farmer Hazeldean veranstaltete zu der Zeit, wenn die Heuernte beendigt war, jedesmal ein heiteres ländliches Fest, wobei außer seiner Familie und einigen geladenen Gästen das sämmtliche Arbeiterpersonal und dessen Familien sich betheiligten. Es war an einem wunderherrlichen Junitage, als Farmer Hazeldean, seine Frau und Mutter, sein Bruder, die Kinder mit Mercy und zwei hübsche heirathsfähige Mädchen von einem benachbarten Landgutsbesitzer, die Schwestern Trupp, sich im Freien zusammengefunden hatten, um im Kreise der Dienstleute das Fest der Heuernte zu begehen. Ein großes weißes Leinentuch war auf der Wiese ausgebreitet und mit einer Masse von Delikatessen und Erfrischungen besetzt. Eine Seite des Festschauplatzes war durch eine Hecke begrenzt, in welcher Gaisblatt und wilde Rosen sich lieblich und malerisch verwebten. Thee und Kaffee, Schwarz- und Weißbrod, Kuchen, saftiger Schinken und Ente mit grünen Erbsen, Rindszunge und junges Huhn, Eier, Milchrahm und frische Butter, Compots von Früchten verschiedener Art und andere Gaumengenüsse standen zur Auswahl. Nichts fehlte, meinte der „Gentleman", um einen Epikuräer zu befriedigen, als Champagner auf Eis — deßhalb hatte er, ganz im Stillen, für eine Batterie Silberköpfe und ein Faß Eis gesorgt und hielt seinen kostbaren Schatz in einem kleinen kühlen Bruche nahe an der Hecke versteckt, um damit im geeigneten Augenblicke „loszuschießen".

Mit dem idyllischen Heufeste ging dießmal eine Verschwörung Hand in Hand, deren handelnde Mitglieder der Farmer, seine Frau und Mutter, und deren Opfer der Gentleman und die beiden Fräulein Trupp waren. Besonders thätig war bei dieser Verschwörung „Madame" mit dem Silberhaar gewesen: sie wollte ihren Lieblingssohn, den Seymour, partout unter den Pantoffel und eine junge Dame durch ihn unter die Haube bringen. Das Leben ihres Sohnes schien ihr zu wüst und bei aller Kostspieligkeit zu inhaltlos. Auch glaubte sie die letzte Erinnerung an die peinliche Liebesaffaire mit Aurora Proudfoot und die letzte Gefahr eines Rückfalls erst dann gründlich beseitigt, wenn es ihr gelungen sein würde, ihren Sohn in Hymens Joch zu verstricken. Damit sein Leben aber reeller und behaglicher werde, hatte sie auf eine wohlhabende Landwirthstochter gedacht, welche den „Gentleman" veranlassen sollte, sich auf dem Lande niederzulassen und Oekonomie zu treiben. Die beiden Schwestern Trupp schienen ihr hierfür am Geeignetsten; ihr Vater war alt, es mußte leicht sein, ihn, falls eine seiner Töchter sich an einen tüchtigen Mann vermählte zur Abgabe des Gutes an diesen zu bestimmen. Daher die Verschwörung, von welcher höchst wahrscheinlich die heirathslustigen Fräulein, der „Gentleman" aber keine Ahnung hatte. Ihm war es, als londoner Dandy, nur darum zu thun, sich zu amüsiren; nebenbei wollte er den beiden jungen Damen seine Ueberlegenheit im Courmachen zeigen und sie in die seinem Humor am Meisten zusagende Stimmung versetzen.

Während „Madame" in sich frohlockte als Seymour die jungen Mädchen aufforderte, mit ihm einen kleinen Abstecher nach dem Bruch an der Hecke zu machen; hatte er eine ganz andere Absicht als die, „unter vier Augen" mit einem der Mädchen „die Sache richtig zu machen". Er wollte ihre Lippen ganz im Geheimen mit seinem vortrefflichen Sekt vertraut machen, sie in eine animirte Stimmung setzen und dabei sich selbst innerlich „erleuchten". Von dieser ersten galanten Operation sollten die Uebrigen, als eifrige Anhänger der Temperanz, keine Ahnung haben.

Madame Hazeldean sowie der Farmer und sein Weib bemerkten mit stillem Vergnügen, daß sich zwischen Miß Georgiana Trupp, einer angenehmen Brünette von zweiundzwanzig Jahren, und dem „Gentleman" ein vertraulicheres Verhältniß zu entwickeln schien, als der gewöhnliche Bekanntschaftsverkehr und Höflichkeitston bedingte. Sie wußten nicht, daß in diesem harmlosen Augenblicke Seymour nicht den Anwalt Kupido's, sondern den des Bacchus spielte; sie prognostizirten eine recht erbauliche und vortheilhafte Heirath, während der londoner Dandy nur ein leicht vorübergehendes Vergnügen im Sinne hatte.

„Siehst Du die Beiden dort?" flüsterte die ehrwürdige Matrone ihrer Schwiegertochter zu. „So gerade that der Vater Deines Gatten, als er mich zur Landwirthsfrau machen wollte! Ich bin recht glücklich auf meine letzten Tage, daß ich endlich den Seymour aus einem Schmetterlinge, der überall umherflattert und von allen hübschen Blumen zu naschen sucht, sich in eine solide Biene verwandeln sehe." — „Oder in einen Vogel, der an's Nestbauen denkt!" meinte die Schwiegertochter. — „Recht, mein Kind. Ich wollte den Vergleich mit dem Vogel nicht machen, weil mir der Kukuk vorschwebte, der seine Brut in fremde Nester bringt, weil er zu faul oder zu lüderlich ist, um ein eigenes zu schaffen. Ach, siehe, er hat ihr seinen Arm gereicht — sieh', wie Georgiana verschämt erröthet! Das gibt ein Paar, und ich denke, wir beschließen den schönen Tag recht sittsamlich mit einem Verlöbniß!"

Die gute alte Dame sah das dunkle Wetter nicht, welches bereits am Horizonte ihres Schicksals aufzog und dessen Losbruch noch in derselben Stunde erfolgen sollte.

Seymour Hazeldean hatte eben Miß Georgiana überredet, ihm zum kühlen Bruch zu folgen. (Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 27.

Stuttgart, 1866. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th Pixis, gest. von Geyer.

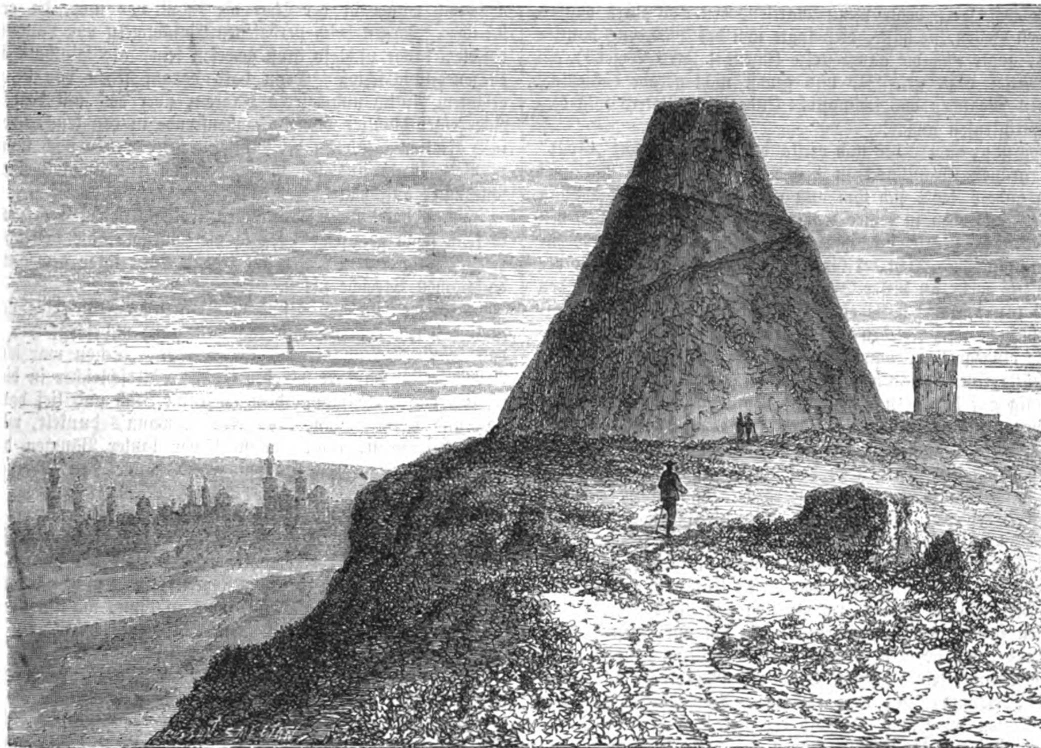
Der Kosciuszkohügel bei Krakau.

Von

Arthur Swobrik.

Am 15. Oktober 1817 starb in der Verbannung zu Solothurn der polnische Nationalheld Kosciuszko. In der Nähe, auf dem Friedhofe zu Zuchwil, wurden seine sterblichen Ueberreste beerdigt. Seine Ruhestätte bezeichnet ein einfaches Denkmal, das den stillen Friedhof fortwährend zum Wallfahrtsziele des tapferen Vertheidigers der polnischen Unabhängigkeit macht. Im Jahre 1820 beschloß auch der Senat von Krakau, dem Helden ein weithin leuchtendes Denkmal zu errichten. Dasselbe erhebt sich eine halbe Stunde westlich von dieser Stadt am linken Ufer der Weichsel und besteht aus einem mächtigen Erdhügel, ähnlich den Grabmälern der trojanischen Helden, mit welchen auch die alten Slaven ihre dahingegangenen Volksführer zu ehren pflegten. Der Hügel steigt 59 Klafter über das Niveau des Flusses und hat von der Basis bis zum Gipfel eine Höhe von 18 Klaftern.

Am 16. Oktober 1820 wurde mit dem Bau des Denkmals in feierlicher Weise begonnen. Eine zahllose Volksmenge wohnte dieser Festlichkeit bei. Nach der Celebrirung eines Hochamtes setzten sich die Fuhrwerke mit der Erde zu dem Bau und den Gebeinen der Tapferen, welche am 4. April 1794 in der ersten von Kosciuszko gegen die Russen gewonnenen Schlacht zu Wracawice gefallen waren, in Bewegung. Die Gebeine wurden in einer Urne



Der Kosciuszkohügel bei Krakau. Von Stroobant.

beigesetzt. Der Präsident des Senats, Stanislaus Wodricki und der General Paszkowki, der Freund von Kosciuszko, warfen die ersten Erdschollen in das Grab; diesem Beispiele folgte dann sofort die ganze anwesende Volksmenge, und sichtlich fing sich nun der umfangreiche Grabhügel zu heben an. Noch im Jahre 1822 hatte er aber kaum eine Höhe von 8 Klaftern erreicht. Die Prinzessin Isabella Czartoryska ließ dann eine bedeutende Masse Erde von dem Schlachtfelde von Maciecowice herbeischaffen. Im folgenden Jahre wurde solche von dem Schlachtfelde von Dubienka herbeigefahren und im Jahre 1825 endlich war das Monument vollendet. Sein Durchmesser an der Basis beträgt nicht weniger als 42 Klafter. Die Kosten für die Errichtung desselben erreichten beinahe die Summe von 87,482 fl. Der Grabhügel heißt Bronislawa, Beschützer des Ruhms. Gegenwärtig befindet sich dort eine österreichische Festung.

Die Förstersbraut von Neunkirchen.

Erzählung von **Otto Müller**.

(Fortsetzung.)

Es bedurfte jedoch längerer Zeit, bevor in dem Sturm seiner Gefühle diese und ähnliche Betrachtungen einer mehr unbefangenen Stimmung wieder die Oberhand gewannen, und die in seinem Herzen erwachte Neigung zu der schönen Tochter der unglücklichen Frau den bösen Verdacht, daß am Ende gar *sie* seiner Mutter den Schabernak mit dem Distelstrauß gespielt haben möge, wieder niederkämpfte. — Nein, solcher Bosheit, solchen erfinderischen Hasses war ein Wesen von dieser engelhaften Schönheit nimmer fähig, mit solchen liebreizenden Zügen voll Unschuld und natürlicher Anmuth konnte die Falschheit nicht lächeln, aus so glänzenden Augen die versteckte Rachsucht nicht lauern! Mochte die Margold und wer immer sonst in der Welt den tückischen Streich mit dem welken Distelstrauß ersonnen und ausgeführt haben, die Tochter sprach sein Herz mit aller schwärmerischen Innigkeit der ersten Liebe von einer solchen Bosheit frei; denn wenn Marilene den Tod ihres Vaters hätte rächen wollen, sie hätte, dieß sagte ihm des Mädchens dunkler Feuerblick, sagte ihm die ganze stolze Eigenart ihres Wesens, ein anderes Mittel dazu gewählt, und gewiß nicht gerade dasjenige, welches den Menschen das schimpfliche Ende ihres Vaters in's Gedächtniß zurückrufen mußte.

Und wie ganz anders las und verstand er jetzt das Wort „Gott“ auf dem grauen Granitblock in des Waldes einsamer Wildniß! Wie ganz anders legte sich ihm nun mit einmal der heilige Sinn dieser vier Buchstaben in seiner wahren Deutung aus! Wie hell und himmlisch verklärte sich ihm die Schrift auf dem Steine zur seligsten Ahnung! — Nicht der Gott des Zornes, nicht der Gott der Rache waltete mehr an dieser Stätte grauser Erinnerung. Auf des Felsblocks rauhe Fläche hatte ein frommgläubiges Herz den Inhalt seiner Sehnsucht nach Frieden und Versöhnung in dem einen heiligen Worte eingegraben, damit der Gott der Liebe auch auf dieser Unglücksstätte einen Altar habe und jeder gute Mensch, den sein Weg zufällig auf den öden Distelhügel führe, auch hier durch den Namen Gottes daran erinnert werde, daß keine Menschennoth so groß, keine Menschenschuld so schwer und blutig sei, die nicht die ewige Liebe über den Sternen zu heilen und zu vergeben wisse.

„Ja, auch Du sollst versöhnt werden, unglücklicher Schatten des armen Wilddiebs, den hier das kalte unerbittliche Gesetz der Welt durch meines Vaters nur allzu sichere Hand erreichte!“ rief der junge Förster in überströmendem Gefühle und küßte, wie überwältigt von dem Augenblick, der ihm diesen Entschluß eingab, mit Inbrunst den heiligen Namen, welcher ihm jetzt als der Weihegruß eines neuen Lebens erschien, worin es für ihn nur einen höchsten Wunsch, nur einen höchsten Gewinn gab, Marilenens Besitz, und in ihm die einzige, seiner ganzen Denk- und Gefühlsart allein entsprechende Versöhnung mit dem unseligen Verhängniß, das ihm und den Seinen der Name Margold bedeutete!

So verknüpfte sich in seinem Herzen das erste bewußte Gefühl seiner Liebe zu der Tochter des erschossenen Wilddiebes mit dem Vorsatze, die blutige That des Vaters, die nur des Staates kaltes unerbittliches Gesetz rechtfertigte, durch die höhere Weihe der freien gottbegnadeten Liebe zu sühnen, und die stets wieder unheimlich auftauchende Spur der gesetzlichen Tödtung eines vogelfreien gewaltthätigen Verbrechers auf immer unter den Rosen des seligsten Glückes zu verbergen: ein Vorsatz, ebenso würdig des treuen Sohnes, wie der menschlich schönen Empfindung einer unverdorbenen, freigesinnten Jünglingsnatur!

Da die Geschichte dieser Liebe un rauhen Odenwald, wie sie uns vor vielen Jahren von einem Freunde mündlich mitgetheilt wurde, unser Interesse weniger durch eine Reihe ungewöhnlicher Begebenheiten und spannender Verwicklungen als durch die inneren Gegensätze in den Charakteren der beiden Hauptpersonen, sowie durch die Ungleichartigkeit ihrer äußeren Lebensumstände fesselt, so verlassen wir hier den jungen Forstmann, um nun auch Diejenige näher kennen zu lernen, welche aus einer ertappten Waldfrevlerin zum Gegenstand seiner feurigsten Wünsche, seiner muthigsten Entschließungen wurde, nachdem es ihm durch die hartnäckige Feindschaft der Mutter erst recht klar geworden war, wie tief der Feuerblick Marilenens bereits in seiner Brust gezündet hatte, so daß es nur noch eines äußeren zufälligen Anlasses bedurfte, um sein freies Jägerherz unentrinnbar in die Netze der schönen Wildiebstochter zu verstricken.

*

Wiewohl Diese noch lange nicht wußte, welchen tiefen Eindruck ihre eben im ersten Aufblühen begriffene große Schönheit auf den meist ernsten Willbald gemacht hatte, der selbst bei seinen Standesgenossen noch für stolz und sehr anspruchsvoll galt, Eins war ihr doch seit ihrem letzten Gespräch mit ihm am Brunnen vor dem Dorfe klar geworden, daß nämlich ein junger Förster, der bis hinter die Ohren roth wird, wenn er einem armen Mädchen die Bitte um eine Last Laubstreu abschlägt, bei aller dienstlichen Strenge und Gewissenhaftigkeit doch lange nicht so sehr zu fürchten sei, wie Einer, der finster mißtrauisch das schüchterne Gesuch schon für einen halben Diebstahl ansieht, oder wie ein Dritter, der wetternd und fluchend auf das freche Bettelgesindel schimpft, das ihm eine solche Dienstwidrigkeit auch nur anzumuthen sich untersteht.

Auch mußte in der That die Angst vor ihm, da er sie am heutigen Morgen beim verbotenen Einsammeln von Laubstreu überraschte, lange nicht so groß gewesen sein, als Willbald aus ihrer eiligen Flucht schloß. Denn bald darauf sehen wir sie zwar mit erhitztem Antlitz und wirren Haaren, aber doch mit dem Ausdruck einer eigenthümlich wilden Schadenfreude in den leuchtenden Augen in's ärmliche Stübchen der Mutter treten, welche noch immer krank zu Bette liegt, und bei ihrem hastigen Eintritt aus einem Halbschlummer auffährt.

„Was hast Du wieder angestellt, Marilene, und wo bist Du so früh schon gewesen?“ fragte die Margold, die sogleich aus der Tochter aufgeregtem Wesen auf irgend einen ihrer gewohnten unbedachtsamen Streiche schloß.

„Ich war im Walde und wollt' in aller Früh' eine Last Laubstreu holen,“ erzählte das Mädchen ganz unbesorgt und strich sich das krause Lockenhaar aus der Stirne. „Schon war ich mit der Arbeit fertig, da kam mir der blonde Waldschleicher in die Quere; ich ließ das Laub sammt dem Tuche im Stich und lief davon durch Dick und Dünn. Nun, heut' Abend, wann's dunkelt, will ich die Sach' heimholen, denn Der sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht, geschweige den Haufen Laub unter den überhangenden Fichten.“

„Daß Du uns in's Unglück bringst!“ rief die Kranke und richtete sich mit ängstlichen Zügen im Bette auf. „Daß er Dich beim Amte anzeigt und der Gerichtsbote uns um die Ziegen pfändet, weil wir die Forstrüge für die gestohlene Streu nicht zahlen können! Untersteh' Dich nicht, auch das noch zu thun, wo Du ihn und den blinden Wütherich durch Deinen tollkühnen Frevelmuth ohnedieß wieder auf's Heftigste gegen uns erbittert hast!“

Diese von einer drohenden Geberde begleiteten Worte der Mutter machten jedoch auf Marilene keinen andern Eindruck, als daß sie in ein helles Spottgelächter ausbrach, wobei Zorn und Hohn ihrem Antlitz einen Ausdruck von Wildheit und Leidenschaft gaben, welcher ihre ganze Schönheit entstellte, und besonders dem liebreizenden Mund einen geradezu abstoßenden tückischen Zug verlieh.

„Sie sollen uns hassen, sollen uns anfeinden, das ist mir gerade recht!" rief das siebzehnjährige Mädchen mit dem Wuthblitz einer triumphirenden Rachegöttin und stampfte heftig mit dem kleinen nackten Fuß auf den Lehmboden. „Gerade dieser Haß gegen uns beweist mir ihre Gewissensangst, ihre beständige Furcht vor Gottes Strafgericht, und sie können uns nicht ansehen, ohne im Geheimen zu zittern, weil ihnen schon unser bloßer Anblick sagt, wofür die Welt sie ansieht! — Ha! Nicht umsonst hat die dicke kurzathmige Försterin einstmals gegen den Schäfer geäußert, sie gäb' hundert Gulden darum, wenn wir aus dem Dorfe fort wären! Denn so wahr ich das blutige Hemd des Vaters in meiner Truhe aufbewahre, es sollen ihr noch tausend nicht zu viel sein, um uns los zu werden, ohne daß ihr's gelingt!"

„Heilige Mutter Gottes, was redest Du wieder für wahnwitzig Zeug in den Tag hinein!" stammelte die Kranke mehr in Sorge um das Kind, als aus Furcht vor seiner ohnmächtigen Drohung. „Wie Du wieder glühst und die Augen Dir funkeln! Sei doch vernünftig und hör' nicht immerfort auf der Steingötterin verrückte Reden und Vorspiegelungen! Das giftige Mensch thät' auch besser daran, ihren Frieden mit der Welt zu machen und sich auf die Ewigkeit vorzubereiten, anstatt Dich immer wieder zu erhitzen und gegen unsere Feinde aufzuhetzen!"

„Hast Du nicht selbst mich in Rache und Haß gegen sie großgezogen und mir von Kindheit an ewige, unversöhnliche Feindschaft vorgepredigt?" entgegnete die Tochter kalt und unbewegt. „Erst seit Du krank bist und so viel zu Bette liegen mußt, redest Du nur von Milde und Vergebung, und sprichst von ihnen so gleichmüthig wie von anderen Menschen, wo Du doch sonst immer Gottes Zorn und Verdammniß auf sie herabriefst, sobald nur Jemand ihren Namen aussprach!"

„Was hat mir's geholfen, daß ich es that und mich in Grimm und wüthendem Haß verzehrte, bis ich das helle Blut spie und mich's wie mit tausend Nadeln in der Lunge stach!" rief die Margold in verzweifeltem Jammer über der Tochter Störrigkeit und die Ohnmacht ihrer eigenen Rachsucht. — „Je mehr ich dem Mörder Deines Vaters fluchte, um so wohler erging es ihm, um so elender wurde mir selber! Sogar seine Blindheit, über die ich allzu voreilig jubelte, brachte ihm keinen Schaden; denn die Leute bemitleideten ihn nur und schreckten vor mir zurück, weil ich sogar noch den blinden Mann haßte und verabscheute, als wär' der Verlust des Bischen Augenlicht gerechte Strafe genug für den Mord an einem Menschenleben, wo ihm sonst Alles, was ihn anging, zum Glück ausschlug, seine Kinder vortrefflich gediehen, sein Hab' und Gut sich auch in seiner Blindheit mehrte und nicht einmal die alte Fröhlichkeit bei ihm nachließ, als wenn er keine Blutschuld auf dem Gewissen, keine ewige Nacht vor seinen Augen hätte! — Jetzt sind alle seine Töchter gut versorgt, und der einzige Sohn kriegt gewiß einmal den fetten Dienst und macht sich dann auch Nichts daraus, einen Menschen todtzuschießen, wenn er ihn beim Wildern betrifft, wie sein Vater den Deinen!"

Marilene hatte dieser Rede der Mutter mit gleichgültig verdrossener Miene zugehört, und erst bei Erwähnung des jungen Försters sah sie wieder aufmerksam zu Jener hinüber, die erschöpft vom langen Sprechen in's Kissen zurücksank und trostlos den Blick der erloschenen Augen auf die vom Rauch der Oellampe schwarzgrau gefärbte Zimmerdecke richtete. Doch trat sie erst dicht an's Lager und sah die Kranke eine Zeitlang wie unentschlossen über das, was sie ihr antworten solle, zögernd an, bevor sie in einem Tone, der durch seine Bestimmtheit und Kälte den längst gefaßten, wohlüberlegten Entschluß verrieth, zu ihr sagte:

„Tröste Dich, Mutter, es ist noch nicht aller Tage Abend, und immer näher, immer sicherer rückt für den Mörder die Stunde der Vergeltung heran, ohne daß er jetzt noch eine Ahnung davon hat, wer ihm den Stoß versetzen wird. Schelt' aber bei Leibe nicht auf die Steingötterin und nenn' sie kein unkluges Weibsbild; sie ist unsere allerbeste Freundin und war es zuerst, die mir über den blonden Forstadjunkt die Augen öffnete und mich auf sein kurioses Benehmen aufmerksam machte, so oft er mir zufällig begegnete. Und richtig, es ist wie sie sagt! Die Steingötterin hat ihn auf mich verhext, ich machte selbst die Probe davon. Neulich, wie ich ihn am Brunnen traf und ihn anredete, da wurde er Dir feuerroth bis hinter die Ohren, sah mich mit großen staunenden Augen an, als sei ich für ihn eine überirdische Erscheinung, und konnte mir nur mit stockender Stimme sagen, daß das Einsammeln von Laubstreu bei Strafe verboten sei, weil der Wald, so behauptete der alberne Mensch, darunter Noth litte. Dazu machte er ein Gesicht, ha! ha! als hätte ihn eine Wespe auf die Zunge gestochen, und wie er fortging, drehte er sich alle zehn Schritte nach mir um bis zum Bäckerhaus. Ach, was hätt' ich nicht drum gegeben, wenn der alte Drache, seine Mutter, das gesehen hätte!"

„Nicht den Sohn des Todfeindes, Dich selber, alberne Dirne, hat die listige Steingötterin bethört, daß Du Dir so aberwitzig Zeug einbildest," sagte die Margold mit einem besorgten Blick auf das strahlende Gesicht der Tochter, wiewohl ihr doch vor innerer Aufregung über das Gehörte die Stimme zitterte, als sie fortfuhr:

„Du wirst sehen, es ist Nichts wie eitel Lug und Trug von der Einäugigen, daß sie Dir so was weißmacht, was gar nicht menschenmöglich ist, weil der Forstadjunkt ein studirter vornehmer Herr ist, dazu voll Hochmuth und Hochhinauf, nach dem schon ganz andere stolze und reiche Weibsleut vergebens geangelt haben! Und Der sollte sich an der Tochter einer armen Wollspinnerin versehen haben, die Sommers und Winters barfuß einherläuft und auf ihrem abgetragenen Barchentröckchen so viel Flicklappen sitzen hat, als sein Vater Aecker, Wiesen und Baumstücke sein nennt!"

„Der Reichthum macht kein Mädchen schöner, zumal bei einem solchen Waldträumer, auf den der Name Winckelmann so gut paßt," versetzte Marilene halb spöttisch, halb gereizt durch die freilich unwiderlegbare Hinweisung der Mutter auf ihre Armuth und Niedrigkeit. „Mein fadenscheiniger Rock, durch den der Wind pfeift wie durch die Lehmwand unserer Hütte, läßt die Mannsleut viel besser sehen, wie schlank ich gewachsen bin, als wenn ich gleich der hochmüthigen Schulzentochter von Beedenkirchen einen Staat von zwanzig Ellen auf dem Leibe trüg'; und meine nackten Füße hat selbst der fremde Maler um ihrer Schönheit willen bewundert, der vergangenes Jahr hier war und die vielen hübschen Bilder in sein Buch malte: das Dorf, die Bäume, die Felsen, und zuletzt auch mich, die ‚schwarze Tollkirsch', wie er mich taufte. — Ich brauch' darum der Steingötterin ihre Sprüche und Fixefaxen gar nicht, um dem blonden Willbald zu gefallen!" rief sie und warf stolz den schönen Kopf mit dem schwarzkrausen glänzenden Haar in den Nacken. „Der soll sich auch ohnedieß grausam in mich verlieben, wenn er's noch nicht ist, wie ich beinah' glaube; ach, Du hättest nur sein verdonnert Gesicht sehen sollen, als ich vorhin davonsprang und er mir wie an den Boden gewurzelt nachsah, er, der doch sonst so flink auf den Füßen ist, wo's einen flüchtigen Holzdieb einzuholen gilt! Nicht von der Stelle rührte er sich, als sei ihm das Herz in die Schuhe gefallen; o Mutter, glaub's nur getrost, Der denkt nicht daran, uns in Strafe zu bringen, wenn auch die Försterin Gift und Galle gegen uns speit!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sturm an Frieslands Küste.

Von

Arthur Römhild.

(Bild S. 316.)

Im Sommer des verflossenen Jahres befand ich mich in dem Seebade Wyk. Auf der Insel Föhr an der Westküste Schleswigs gelegen, ist es nicht so dem Zudrange der Fremden ausgesetzt, die mehr aus langer Weile als aus Gesundheitsrücksichten Seebäder aufsuchen, wie Ostende oder Helgoland. Man ist nicht auf den kleinen Raum der „rothen Klippe" oder auf einen einzigen Spazierweg, wie auf den Deich in Ostende angewiesen, man kann weithin über das prächtige Eiland wandern und sich mit einem der besten deutschen Volksstämme, mit den kräftigen Friesen, bekannt machen, die eine Leidensgeschichte aufzuweisen haben, wie kein Volk der Welt.

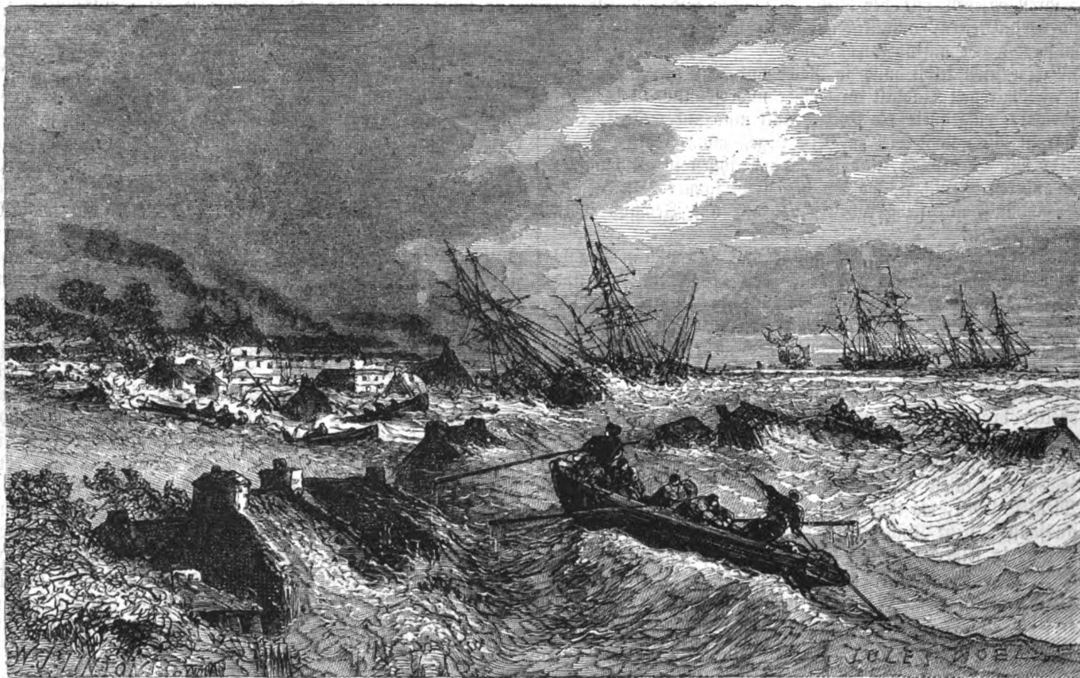
Der Danebrog flatterte nicht mehr am Strande, statt dessen wehte der Wind lustig durch die dreifarbige Fahne Schleswig-Hol-

steins. Freier schlugen die Herzen der Friesen, die froh, das verhaßte Dänenjoch abgeschüttelt zu haben, dennoch mit einer Art Bangen in die Zukunft schauten, denn noch war ja nicht endgültig über ihr Loos entschieden. Ich habe während des kurzen Sommeraufenthalts das Völkchen lieben gelernt, um so mehr, da es seinem Untergange zueilt — aber an diesem Untergange tragen die Menschen selbst nur die geringste Schuld; feindliche Elemente stürmen jahraus jahrein gegen Land und Volk an, und wohl kommt der Tag, an dem es heißt: das Meer hat nun ganz Friesland verschlungen.

Nils Petersen, ein alter Friese von echtem Schrot und Korn, wohnte im Dorfe Nabel auf der westlich von Föhr gelegenen Insel Amrum. Ihn hatte ich in Wyk kennen gelernt und mit Freuden folgte ich der Einladung, ihn in seinem Heimatsdorfe aufzusuchen, wo ich noch alte friesische Art und Sitte unverfälscht treffen sollte. Von Insel zu Insel gelangt man hier häufig zu Wagen, denn das, was als festes Land noch heute vor uns steht, ist nur das Gerippe des Ganzen, das Meiste hat die „salze Flut“ bereits hinabgerissen.

Früh an einem Sonntage brach ich auf. Vom Kirchdorfe Nieblum her, das inmitten Föhrs liegt, ertönten die Glocken. Mit dem Gebetbuche unter dem Arm eilten die friesischen Frauen und Mädchen zum Gottesdienst. Ich konnte mich nicht satt sehen an den schlanken Gestalten, an den durchgehends feinen Formen, der schönen Farbe des Gesichts und den lebhaften Augen; und wie stand ihnen der faltige Rock, unten mit halbseidenem Bande verbrämt, und das knappanschließende Mieder, vorne mit alten blankgeputzten Münzen und silbernen Ketten verziert! Fürwahr, echt germanische Kinder sind diese Föhrerinnen, und ihre Keuschheit ist weithin berühmt; wurden doch Ehebrecherinnen vor Zeiten unnachsichtlich ersäuft.

Durch sandige Geest und schwarzes fruchtbares Marschland ging es der mit einem Deiche eingefaßten Westküste zu. Der Kutscher trieb die Pferde zur Eile, denn nur zur Ebbezeit verliert sich das



Ein Sturm an der friesischen Küste. Von C. Girardet.

Wasser zwischen beiden Inseln dergestalt, daß man hinüber nach Amrum fast trockenen Fußes gelangen kann.

Statt des Meeres lag eine weite graue Landfläche vor mir, die aus horizontalen Sand- und Thonschichten bestand. Allerhand Wasservögel liefen umher und suchten nach Weichthieren und Krebsen, welche das Wasser zurückließ. Ein melancholischer Anblick! Denn waren diese „Watten“ nicht die Ueberreste des vom Meere verschlungenen Landes? Einst zog hier der fleißige Ackersmann Furchen, und es ertönte der muntere Klang der Sensen, da lagen Wiesen und Wege, dort standen Dörfer mit Kirchen, Deiche und Schleusen, und nun ist Alles dahin. Spuren von diesem einst Gewesenen, sie finden sich allenthalben, und wenn brausend und schäumend die Flut sich wieder über die todte Fläche der Watten ergießt und der friesische Fischer sein kleines Schmackschiff auf den Wogen tanzen läßt, dann erklingt es geheimnißvoll aus der Tiefe, man hört die Kirchenglocken, und Altfriesland wird wieder lebendig.

So gelangten wir hinüber nach Amrum, das von einer hohen Dünenkette umzogen wird. Vorbei an dem Kirchhofe des Dörfchens Nabel, dessen Leichensteine mit darauf abgemalten Schiffen geziert waren, kamen wir zu der bescheidenen Wohnung Nils Petersen's, in der größte Sauberkeit herrschte und Alles einen eigenthümlichen, behaglichen Anstrich hatte. Der Besitzer des Hauses war so eben aus der Kirche heimgekehrt und legte das Gesangbuch gerade in den kleinen Bücherschrank, als ich eintrat. Kurz und einfach war der Empfang, dann hieß er mich niedersitzen. Wände und Ofen des Zimmers waren mit Porzellankacheln ausgelegt, auf denen mit blauer Farbe Szenen aus der biblischen Geschichte und Arabesken abgebildet waren. Einige Seestücke fehlten nicht; den größten Schmuck jedoch machte ein Schiffsmodell aus, das von der Decke des Zimmers herabhing und an dessen Gallion mit goldenen Buchstaben der Name „Meta“ angeschrieben war. „Ich habe die ‚Meta‘ fünf Jahre als Obersteuermann gefahren,“ sagte Nils Petersen; „in der spanischen See haben wir sie verloren, das ist nun schon lange her.“ Mich zog der rüstige Sechziger unwillkürlich an als Typus seines Volkes. Erfahrung und eine ungeschminkte Bildung zeichnete ihn in allen seinen Reden aus, man merkte es ihm an, daß er von seinen Seereisen mehr als Geld heimgebracht hatte. Von Jugend auf war er draußen auf dem Meere gewesen, hatte

(Forts. S. 318.)

Deutsche Lieder mit Illustrationen.



Heimkehr.

Von L. Uhland.

O brich nicht, Steg, du zitterst sehr!
O stürz' nicht, Fels, du dräuest schwer!
Welt, geh' nicht unter, Himmel, fall' nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!

auf der dänischen Flotte dienen müssen, befand sich aber dort „wie die Möve unter den Raben". Denn nimmer verträgt sich der friesische Seemann mit den Dänen. Nach vielen Schicksalen war er in seine geliebte Heimat zurückgekehrt, aber die häufigen Unglücksfälle, das Getrenntleben von den Angehörigen, die stete Sorge um dieselben hatten ihn schwermüthig gemacht. Nun dachte er viel über Vergangenes nach, gab den jungen Leuten im Dorfe Unterricht in den nautischen Wissenschaften und las in alten friesischen Chroniken.

Mit echt nationalem Schmerze wußte er den Untergang seines Volkes zu beklagen, wies er auf die Eigenthümlichkeiten des Landes hin, das nun eine großartige Ruine bildet; und als er einst warm geworden, und lebhaft die Tage seiner Jugend in ihm auftauchten, da ward er auch gesprächiger als wohl sonst und erzählte vom Untergang der Hallig Norderogh. Halligen sind die kleinen hügelartigen Inseln, die mitten im ebbenden und flutenden Wasser liegen und auf denen einzelne kleine Fischerhäuser auf fest eingerammten Pfählen stehen. Es ist nun schon über vierzig Jahre her, da wohnte Nils Petersen auf der Hallig Norderogh; nur auf sich selbst waren dort die Menschen angewiesen, die arme Scholle lieferte ihnen Nichts, sie holten das Mahl wie den Brennstoff vom festen Lande. Da brauste ein furchtbarer Sturm heran, der Meerschaum spritzte an die Fenster des kleinen Hauses, kein Schlaf kam in die Augen der Bewohner und das wenige Vieh ward zu den Menschen auf das Dach geflüchtet, und jeden Augenblick glaubte man den Einsturz des Häuschens gewärtigen zu müssen. Nils hielt das Boot bereit. Fort und fort klopfte „der blanke Hans", so nennen die Friesen die schäumenden Wogen, an die Fenster, und der Sturm heulte und tobte mit solcher Gewalt, daß die Grundfesten erzitterten. Am andern Morgen freilich hatte sich die Brandung gelegt, und das Aergste war nicht erfolgt. Aber die Hallig war unbewohnbar geworden. Das salzige Meerwasser war in die „Fädings", die sorgsam ausgemauerten Zisternen getreten, in welchen man das Trinkwasser für Thier und Menschen aufbewahrte, und mehr als die Hälfte des Bodens war weggerissen, das Pfahlwerk des Hauses von der nassen Flut unterwühlt. Da sagten die Bewohner und mit ihnen Nils Petersen der Hallig Lebewohl, die nun allmälig ganz unterging und nur zur Ebbezeit über dem Wasser hervorragt, um schreiende Möven zu beherbergen. Die Hallig ist dahin; Menschen, die auf ihr geboren wurden, leben heute noch; sie haben ihr Vaterland überdauert.

Und in derselben Nacht, als die kleine Hallig unterging, da raste das entfesselte Element auch auf den größeren Inseln; da brachen auf Sylt Deiche ein, da wurden große Schiffe an's Land getrieben, und wo Tags zuvor noch Kühe grasten und Schornsteine rauchten, da schäumten nun Wellen und zogen Fische. Wer kann all' die Verwüstungen an Leben und Eigenthum schildern? und dennoch entstand für die Ueberlebenden daraus eine Ernte.

Wie einst die Friesen als Seeräuber berüchtigt waren, so traf sie noch bis in dieß Jahrhundert der Vorwurf des Strandraubes nicht mit Unrecht. Auch damals, als die westlichen Stürme viele Schiffe an Sylts Küsten zum Stranden brachten, lockte die Habgier von Sylt, Amrum und Föhr eine Menge Gesindels und anständiger Leute herbei, welche über die an das Ufer gespülten Schätze herfielen und sogar die armen Schiffbrüchigen als lästige Zeugen des Raubes erschlagen haben sollen. Die Regierung verordnete gegen diese eingewurzelte Unsitte vielerlei Gesetze, die aber meist umgangen wurden. „In unserer Zeit," so schloß Nils Petersen seinen Bericht, „hat der Strandraub aufgehört; doch ist er noch zu sehr in der Erinnerung der Friesen, daß nicht hier und da ein Rückfall in die alte Unsitte stattfände, wenn auch die Schiffbrüchigen nicht mehr erschlagen werden."

An der Wand des Zimmers hing auch eine Karte, welche Friesland in seiner einstigen Ausdehnung darstellte. Wie viel ist davon verschwunden! Noch in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zählten die Bischöfe von Schleswig hundert Kirchen auf den friesischen Inseln — jetzt gibt es noch fünfzehn. „Das ist noch nicht das Aergste, Herr," begann Petersen wieder und nahm Hansen's Chronik aus dem kleinen Bücherschrank. „Zur Zeit, als der dreißigjährige Krieg mit Feuer und Schwert durch Deutschland tobte, da hat uns das wilde Element in einer Nacht oft mehr Schaden gethan, als die Schweden oder Kaiserlichen sich in einer Schlacht mit all' ihren Feuerschlünden thaten. Damals ging Nordstrand unter," und mit feierlicher Stimme begann er zu lesen: „Der Morgen des 11. Oktober 1634 kam, der letzte, welchen das altberühmte Nordstrand, der Stolz und der Mittelpunkt der friesischen Inseln erlebte. Blutroth stieg die Sonne im Südwesten hinter Eiderstedt herauf, beschien noch einmal das schöne fruchtbare Eiland mit seinen grünen Wiesen und waidenden Viehheerden, mit seinen gesegneten Aeckern, seinen Kirchen und Mühlen, seinen stillen Dörfern und zerstreuten Bauerhöfen, seiner emsigen, Gott und sich selbst vertrauenden Bevölkerung; dann verbarg sie sich hinter dichten Wolken. Noch einmal läuteten die Kirchenglocken zum Gottesdienst, denn es war Sonntag. Dann brach er los aus Südwest, der unglückselige Sturm, welcher Tausende vernichten und anderen Tausenden Alles, nur nicht das nackte Leben rauben sollte. Da war es neun Uhr des Abends geworden, als die Deiche nicht mehr hielten und die Wogen über die Insel hereinfluteten, als stürzte der ganze Ozean über das arme Eiland. Nach einer kleinen Stunde war Alles vorbei. Da hatte Nordstrand aufgehört zu sein; da waren mehr als 6200 Menschen und 50,000 Stück Vieh dort ertrunken; da waren die Deiche der Insel an 44 Stellen durchbrochen; da lagen 30 Mühlen und mehr als 1300 Häuser ganz und gar zertrümmert darnieder; da war vernichtet die Heimat und das Glück von mehr als 8000 Menschen. Uebrig blieben nur die östliche und westliche Ecke des alten Landes, das heutige Nordstrand und Pellworm mit etwa 2600 Menschen. Da sie aber nicht im Stande waren, selber ihr zerrissenes Land wieder zu bedeichen, so vertrieb ihr Landesherr Friedrich III. sie aus demselben und überließ es an Niederländer. Damals war dort der Chronist Heimreich Prediger; er mußte den Befehl verlautbaren, doch geschah solches nicht ‚ohne bittere Zähren der alten Landeigner', die nun bis nach Holland und Preußen auswanderten. Nordstrand gehört aber seitdem nicht mehr zu den friesischen Inseln."

Nicht ohne Rührung hatte ich dem Vorleser zugehört. Er begleitete mich hierauf auf die Düne, von wo ich den Rückweg nach Föhr mit einem Boote antreten mußte. Und als ich den Blick zurückwarf auf das von allen Seiten vom Meer umbrandete Amrum, da stieg unwillkürlich in mir die Frage auf: Wie lange wirst auch Du noch stehen?

Die Bärenuniversität.

Eine Geschichte

von

Leopold v. Sacher-Masoch.

II.

In Warschau lebte eine Dame, welche der Wojewode abgöttisch geliebt hatte. Es war die Fürstin Julia Oginska, ein Weib von ungewöhnlicher Schönheit, maßlosem Stolze, großem Geiste, eitel, eroberungssüchtig. All' die süßen, schmeichelnden Bonbons, welche ein Salon der reizenden Frau präsentirt, warf sie unwillig von sich. Sie verlangte immer neue Opfer, sie schlachtete die Männer gleich in ganzen Hekatomben.

Den Wojewoden hatte sie geliebt. Er war ein Wahnsinniger, und wahnsinnig war auch seine Liebe, seine Huldigung; selbst die hochmüthige Phantasie der Fürstin wurde durch dieselbe gesättigt. Aber kleine Koketterieen, kleine Untreuen, Eifersucht, Neid verfolgten Radziwill wie ein Mückenschwarm. Einmal entfloh er und kehrte nicht zurück.

Er warf sich erst ganz in den Strom der großen Welt, des Genusses, und ließ sich von seinen Wellen fröhlich tragen.

Die Fürstin Oginska sah indeß die ganze Republik zu ihren Füßen, aber ihr Herz lechzte nach dem einen stolzen Manne, der sie verlassen hatte. Gleich den Furien des Orestes folgten alle Geister der selbstsuchtsvollen Frau seiner Fährte. Als er Paris wie ein Schiffbrüchiger verließ, sah sie ihn schon auf seinem Waldschlosse in Lithauen die weiße Rettungsfahne aufhissen.

Sie jauchzte in allen Tonarten. Sie maß seine Seele mit der ihren. Vor wem konnte er fliehen? Von Warschau nach Wien,

von Wien nach Stockholm, von London nach Paris und zurück in die lithauische Wildniß? — Vor ihr, noch war er ihr Knecht.

O! sie wollte ihn behandeln, wie ihre Zeit den Deserteur traktirte, ihm das Zeichen ihres Dienstes grausam auf die Schulter brennen. Seine neue Narrheit, sein Menschenhaß bestärkten die Hoffnungen der stolzen Frau.

Zugleich gerieth die vornehme Gesellschaft der polnischen Hauptstadt durch Radziwill's Bärenuniversität in förmliche Aufregung. Die Verwandten, die Freunde, das Heer von Bekannten, alle fühlten sich verletzt durch das Benehmen des Wojewoden, angezogen durch die Märchenwelt, in der er sich bewegte.

So unermüdlich man suchen mochte, nicht ein Fädchen fiel aus dem geheimnißvollen Schlosse, an das man hätte anknüpfen können.

Mancher Onkel und Vetter, mancher alte Freund schmeichelte sich, von dem Sonderling eine Einladung zu erhalten. Leere Hoffnungen! Endlich stieg die allgemeine Neugierde, durch so viel einzelne Passionen erhitzt, auf den Siedpunkt.

Da der tolle Wojewode nicht nach Warschau kam, beschloß Warschau, zu ihm zu kommen. Die ganze Familie von Adam und Eva her, die Freundschaft, die Freunde der Freunde, die Freundinnen der Freunde der Freunde, es war wie ein Heereszug, eine Völkerwanderung.

Doch Viele schreckten schon die schlechten Straßen, die Wanzen der Judenschenken unterwegs ab. Andere kehrten vor dem, wie es schien, undurchdringlichen Urwalde um. Einige alte Tanten ergriffen bei dem Anblicke des grauenhaften Schlosses die Flucht. Ziemlich geschmolzen kam die Schaar an das Thor. Dieselbe bestand aus den nächsten Verwandten, den zudringlichsten Freunden Radziwill's.

Auch die Fürstin Julia Oginska hatte, um einen Beweis von Unbefangenheit und Muth zu geben, an dem abenteuerlichen Zuge Theil genommen. Sie war zu Pferde; in prächtigen polnischen Kleidern; ritt heran und klopfte. Das Schiebfenster flog auf, die kleinen Augen, die plumpe Schnauze eines riesigen Bären blickte heraus. Ein Schrei des Entsetzens.

Der Portier schien übrigens zufrieden zu sein, denn er brummte wohlgefällig und rasselte mit den Schlüsseln. Aber Viele warteten nicht ab, bis er öffnete, sondern jagten mit verhängten Zügeln davon, oder der Kutscher hieb in die Pferde und suchte mit seinen halbohnmächtigen Frauen das Freie zu gewinnen. Nur Wenige, die kühne Fürstin Oginska an der Spitze, wagen es, durch das weitgeöffnete Thor in den Hof einzudringen.

Hier scheint die Gefahr vorüber.

Der Wojewode hat unter seinen Bären Gastfreundschaft und Artigkeit nicht verlernt. Er eilt selbst in den Hof herab, begrüßt seine Gäste mit aller Zuvorkommenheit und führt sie in das Schloß. Die Fürstin nimmt seinen Arm, er drückt verstohlen ihre Hand, er scheint ganz wieder in ihren Fesseln zu sein.

Die Gesellschaft hat wieder ihre volle Heiterkeit gewonnen. Jeder beglückwünscht den Andern, daß er seine Contenance behauptet hat. Jetzt sind sie alle Helden und sehen sich schon durch ein vortreffliches Diner in Smorgonje, durch Lorbeerkränze in Warschau belohnt. Welcher Neid von Zurückgebliebenen, Umgekehrten, Entflohenen sie erwartet! Wie sie den Unterhaltungsstoff gleich in ganzen Fuhren aus Smorgonje mitnehmen! Alles verlangt jetzt die Bären zu sehen.

Herr Thaddäus Sokolnicki, der wohl akreditirte Maitre de plaisir der warschauer Gesellschaft entwirft sofort das Programm.

„Zuerst, lieber Freund, zeigst Du uns Deine Bären so en famille; dann wohnen wir einer Lehrstunde bei; dann Diner — glänzend, exquisit — das brauche ich Dir nicht zu sagen. Vergiß nur nicht den Caviar, den ich so liebe. — Dann eine Stunde lit de repos, Jeder wie er kann und mag. Dann ein feiner Mokka. Die Damen machen Toilette, die Kavaliere improvisiren eine Jagd im Walde, und mit einbrechender Dunkelheit ein Ball, bei dem ich Dir Deine Bären irgendwie pikant zu verwenden überlasse. Du hast gewiß schon irgend etwas in petto."

Radziwill nickte zu Allem. „Gut. Abgemacht."

Man nahm also die ganze Bärenuniversität, die Zöglinge, die Säle in Augenschein; man ergötzte sich an der Prozedur am Ofen, wobei Herr Thaddäus Sokolnicki untersuchte, ob die Kette auch fest genug halte. Endlich lud der Wojewode seine Gäste ein, ihm in den Speisesaal zu folgen.

Die Gesellschaft war etwas erstaunt, eine vollständig gedeckte, wohlbesetzte Tafel, aber nicht einen Domestiken zu finden. Das Unglaublichste geschah, Jeder der hochgeborenen Gäste mußte selbst seinen Sessel nehmen.

Sokolnicki räusperte sich etwas über diesen Mangel an Comfort. „Wo ist denn Deine Dienerschaft?"

„Sie befehlen?" sagte Radziwill.

„Ja, ich befehle!" rief die Fürstin Oginska.

Radziwill klingelte.

Die Glocke hatte einen starken, gellenden Ton. Auf ihren Ruf flogen die Thüren auseinander, und in zwei langen Reihen marschirten die Bären des Wojewoden in den Saal.

Die Tischgesellschaft saß sprachlos.

„Ha! Ha! Ha! Du scherzest," bemerkte zitternd Sokolnicki, „ein sehr guter Spaß, und wie die Bestien abgerichtet sind! Wenn Du klingelst, gelt, ziehen sie in derselben Ordnung aus dem Saal? Lass' mich doch versuchen. Köstlich!"

Er bemächtigte sich der Glocke und klingelte.

Auf dieses Signal theilten sich die Reihen der Bären. Sie marschirten um die Tafel auf und jeder Gast sah zu seinem Schrecken einen hinter seinem Sessel Posto fassen.

Sokolnicki klingelte beinahe mechanisch noch einmal. Da schritt eine neue Kolonne feierlich langsam in den Saal und trug die dampfende Suppe auf. Sokolnicki ließ die Hand mit der Glocke sinken.

Man wünschte sich, kaum hörbar, den besten Appetit, aber Niemanden schmeckte das Essen recht, trotz der weiten Fahrt. Es war ein Leichenmahl, unterdrückte Seufzer, tiefes Schweigen. Nur Sokolnicki versuchte im Galgenhumor die Rakete seines Witzes über der Tafel explodiren zu lassen, aber dann winkte Radziwill, der Bär, welcher hinter Sokolnicki's Sessel stand, schenkte sein Glas wieder voll und Sokolnicki war wieder für einige Zeit stille.

Ein Gang kam nach dem andern, von den Bärenlakaien aufgetragen, ein kostbares Essen, und Schüssel für Schüssel so gut wie unberührt. Keiner der Gäste blickte über seine Schulter, aber er sah den furchtbaren Diener zähnefletschend hinter dem Stuhle seines vis-à-vis mit der Serviette bedienen, sein Glas füllen und zitterte am ganzen Leibe.

Die Koketterie der Oginska, die Schwatzhaftigkeit Sokolnicki's, Alles bekam in dieser Bärenatmosphäre etwas Fieberhaftes, Wahnsinniges.

Aus lauter Angst plapperte Sokolnicki endlich ohne aufzuhören, und die Fürstin Oginska rückte immer mehr weg von ihrem Bären zu Radziwill hin. Der Bär folgte ihr jedoch pünktlich, als sei es ihm darum zu thun, kein Wort des zärtlichen Geplauders zu verlieren, in das sie den Wojewoden verstrickt hatte.

Endlich war das Diner überstanden.

Sokolnicki änderte sofort gewandt das Programm.

„Die Bären, welche wirklich sehr amüsant sind, dürfen als Unterhaltungsstoff nicht zu sehr abgenützt werden. Also: Jeder erholt sich so gut er kann von Fahrt und Diner und dann Ball — ohne Bären."

Die Gesellschaft zerstreute sich in dem weitläufigen Schlosse; die Damen machten Toilette, die Kavaliere spielten. Nur fand man sich etwas unheimlich ohne jede Bedienung.

Die Damen wollen sich jedoch lieber gegenseitig ankleiden, als eine Zofe von der Sorte der Lakaien in Anspruch nehmen. Sokolnicki, den sein Stiefel drückt, ließe sich noch eher einen spanischen Stiefel dazu anlegen, ehe er einen Bären als Stiefelzieher benutzen möchte.

Die Dunkelheit bricht herein; der Ballsaal strahlt von Kerzen, Lüstern, Spiegeln, den prächtigen Damentoiletten. Ein unsichtbares Orchester spielt die Polonaise, Radziwill eröffnet sie mit der Fürstin Oginska — da treten zugleich durch alle Thüren die Bären des Wojewoden in den Saal. Sie machen ihre Komplimente, sie fordern die Damen zum Tanze auf.

Die Gesellschaft prallt entsetzt auseinander. Die Bären beginnen zu tanzen, toll, immer toller im rasenden Wirbel. Man schreit, flucht, jammert, flüchtet, stürzt aus dem Saal, über die Treppen,

in Wagen und Sättel und flieht, von Bären mit Fackeln bis an den Ausgang des Waldes begleitet.

So entledigte sich Hieronymus Radziwill, Wojewode von Lithauen, seiner lieben Verwandten, seiner guten Freunde und seiner zärtlichen Geliebten.

Lange lebte er hierauf einsam, allein unter seinen Bären, ein vollkommener Philosoph, abgekehrt vom Leben; aber welche Abkehr vom Leben wäre so vollkommen, daß sie nicht durch ein Lindenblatt vorbereitet wäre für den Jagdspeer eines Weibes?

Im Walde stand die Mooshütte eines Waldhüters, mehr die Höhle, das Lager eines Thieres, als eines Menschen. Ihr Bewohner war ein Feind seines Geschlechtes, des Lebens, wie sein Herr, der Wojewode. So durfte er im Forste siedeln und Wächterdienste thun.

Ein Tages kam ein Weib zu ihm. Ein herrliches, üppig schönes Weib mit bloßen, blutigen Füßen, zerrissenen Kleidern, aufgelöstem Haare — seine Schwester.

Sie war ihrem Manne entlaufen, der sie mißhandelte, und der Waldhüter nahm sie in seine Hütte auf.

Das junge Weib streifte durch das Holz, kannte bald den Wald, die Thiere, ihre Eigenthümlichkeit. Sie sah der Bärin zu, wenn sie mit ihren Jungen spielte, und wußte, daß sie nichts zu fürchten hatte, so lange sie kein Thier verletzte.

Sie kam oft zu dem Schlosse, umging es, betrachtete es von allen Seiten und ließ sich am Abende von dem Waldhüter, dessen brüderliche Autorität sie schnell in vollkommene Knechtschaft verwandelt hatte, die Geschichten von dem Schlosse und seinen Bewohnern erzählen.

Radziwill's Liebling, der größte seiner Bären, ging täglich aus dem Schlosse, nach lithauischer Sitte zwei hölzerne Kannen an einer langen Stange auf den Schultern tragend, zu der nahen Felsenquelle um Wasser.

Sie hatte es kaum entdeckt, als auch sie sich täglich zu derselben Stunde an dem Felsquell einfand. Sie saß oben, hoch auf dem zackigen Gestein und sah dem Bären zu, der, von der menschenfeindlichen Philosophie seines Herrn erfüllt, sie nicht beachten wollte.

Einmal warf sie ein kleines Steinchen in die Flut hinab; es spritzte auf, schlug Ringe. Der Bär wurde aufmerksam und sah zu ihr empor; dann nahm er gelassen seine Kannen, füllte sie und kehrte, ohne mehr nach ihr zu blicken, in das Schloß zurück.

Das nächste Mal jedoch warf er, nachdem er die Kannen hingestellt hatte, gleich einen verstohlenen Blick zu ihr hinauf und machte sich dann ernst an seine Arbeit. Dieß wiederholte sich, allmälig wurde sie kühner nnd warf ein Steinchen nach ihm.

Er sah sie erstaunt an, setzte sich, brummte und sah wieder zu ihr empor, putzte die Stelle, wo der Stein sein glänzendes Fell getroffen hatte, war fortan zerstreut, verschüttete das Wasser, blickte beim Gehen zurück und brummte unaufhörlich.

Einmal fand er das junge Weib unten am Quell sitzen. Es schien ihn aus der Fassung zu bringen. Er setzte die Kannen schon in einiger Entfernung nieder und ging unentschlossen um dieselben herum. Jetzt rief sie ihn an und lockte ihn mit süßen Schmeichelworten. Die Musik ihrer Stimme wirkte wie Zauber. Der Bär nahm die Kannen, kam zum Felsen und setzte sich ihr gegenüber, nur der Quell trennte sie. So saß er lange, waidete sich wie ein sentimentaler Liebhaber an ihrem Anblick, während sein kleines spitzes Ohr behaglich ihre süße Stimme trank. Endlich verlor sie die Geduld, kam herüber, nahm ihm die Kannen, füllte sie und reichte sie ihm wieder. „Nun mach' fort!" Damit schlug sie ihn über den Kopf und sprang den Fels empor.

Von da an verfolgte sie der Bär mit seiner stillen Schwärmerei. Er blieb immer so lange aus, daß es dem Wojewoden auffiel.

Wieder kam er zur Quelle. Das schöne muthwillige Weib saß drüben und senkte den einen Fuß in die kühle Flut. Der Bär setzte sich, verdrehte die Augen und brummte zärtlich. Sie lachte, daß es wie der Gesang von Nachtigallen durch die Wipfel der alten Bäume klang; dann senkte sie blitzschnell die gehöhlte Hand in das Wasser und bespritzte den sentimentalen Bären, daß ihm die hellen Tropfen vom Kopfe über die Schnauze liefen.

Er zog sich zurück, setzte sich wieder und brummte. Sie schöpfte wieder und spritzte ihn nochmals tüchtig an.

Der Bär lief davon, schüttelte sich, setzte sich wieder. Sie lachte, er brummte. Rasch füllte sie nun die Kannen und verfolgte den fliehenden Bären lustig um die dicken Stämme der Bäume, wie im Kinderspiel.

Da lehnte plötzlich ein Mann am Felsen, der die seltsame Szene beobachtet hatte.

„Wer bist Du?"

„Wer bist denn Du?" erwiederte stolz das Naturkind.

„Ich bin der Wojewode."

Sie sah den fremden, bleichen Mann mit dem schmerzlich verwitterten Gesicht überrascht an und stürzte sich dann mit den Sätzen eines Rehs in den grünen Wald.

Einige Tage blieb Alles stille.

Der Bär kam spät und unzufrieden vom Felsenquell zurück, und der Wojewode streifte mißmuthig durch den Wald.

Dann stand sie plötzlich vor dem Thore und brachte süße Waldbeeren für ihren Freund.

Sie kam immer wieder. Bald kannten sie alle Bären des Wojewoden. Wie sie eintrat, gerieth das schweigsame Schloß in Aufruhr. Die prächtigen Bestien drängten sich um sie mit leckeren Gesichtern, schlugen sich wie Spartaner um eine Heidelbeere von ihr und richteten sich auf, sie zu umarmen.

Sie nannte jeden beim Namen, lief wie ein neugieriges Kind im ganzen Schlosse herum, schrak zusammen vor den alten Ahnenbildern an den Wänden, brachte dem Wojewoden Waldblumen und abenteuerliche Ammonshörner, wie sie jenseits des Waldes versteinert im Gerölle der Sandhügel lagen.

Einmal hatte sie ein Nest voll kleiner Singvögel im Schooße.

„Sie würden groß werden und dem Wojewoden ihre Lieder singen, jetzt müsse er todtkrank werden unter den wilden Thieren vor Einsamkeit und Stille."

„Sie sind nicht wild," sagte Radziwill, „sie sind nur melancholisch, aber ihre Melancholie stimmt gut zu der Farbe meiner Seele. Ich habe die beste Gesellschaft an ihnen. Sie sitzen um mich herum und ich könnte einen halben Tag sprechen, ohne daß mir einer widerspricht. Das ist es. Geistreiche Leute! wozu?. Jeder behält am Ende doch seine Ansicht und bemitleidet den Andern, und Jeder spricht doch nur, um sich selbst zu hören."

Das junge Weib zeigte eine seltene Unerschrockenheit.

Die Bären behandelte sie, wie ein übermüthiges junges Mädchen langweilige Liebhaber behandelt; schreckte sie mit einem schnellen Blick, einem Schlage ihrer Hand. Den Widerstrebenden faßte sie zornig an der Kehle und richtete ihn auf, Aug' in Auge.

Oft sprang sie selbst elastisch wie eine wilde Bestie einem Bären auf den Rücken, bändigte ihn mit ihren kräftigen Füßen und ritt ihn durch die Reihe der Säle.

Sie durfte die Peitsche nehmen, die Thiere züchtigen, gegen den Wojewoden fletschten sie die Zähne, vor ihr duckten sie zusammen und nahmen geduldig Hieb auf Hieb in Empfang. Sie beteten das Weib förmlich an.

„Warum fürchtest Du die Bilder?" fragte sie einmal Radziwill, „Du bist doch kühn und die Bären sind wie Deine Schooßhündchen und Kätzchen?"

Sie sah ihn erstaunt an.

„Sie kenne ich," sagte sie nach einigem Nachdenken, „und die an den Wänden kenne ich nicht. Dann erschreckt mich auch alles Todte, das Lebendige fürchte ich nicht. Laß Deine Bären malen und ich werde vor ihnen zittern."

Vor Allem war der große Bär wie verliebt in das wilde Weib. Er sah die reizendsten Bärinnen des Schlosses nur noch wie Disteln an, sie allein war seine Rose.

Oft saß sie, umgeben von den Bären, im glänzenden Pelz des Einen, dann legte das Thier den riesigen Kopf vor sie, und sie setzte die Füße darauf.

Radziwill sah schweigend zu.

Er schien täglich düsterer, feindlicher; er kämpfte wie ein Ertrinkender gegen ein Element, in dem er nicht schwimmen gelernt hatte. Einmal sank auch sein stolzer Kopf vor ihr nieder zur Erde und wurde der Schemel ihrer Füße.



Die Erscheinung der Wahnsinnigen. (S. 321.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von W. Smith.

(Fortsetzung.)

13. Das Ideal der ersten Liebe.

Seymour Hazeldean, der „Gentleman", brach scherzend eine Gaisblattranke von der Hecke, bog sie zu einem Kranze zusammen und befestigte diesen in Miß Georgiana's glänzend schwarzem Haar, während die Augen der Uebrigen mit Wohlgefallen auf dem „schönen Paar" ruhten und Farmer Hazeldean seiner Frau zuflüsterte: „Was sich neckt, das liebt sich!"

Plötzlich, als der „Gentleman" an Miß Georgiana's Seite der Hecke ganz nahe war, erbleichte derselbe, seine Augen schienen aus ihren Höhlen zu treten und starrten nach einem Punkte der Hecke. Er erhob wie abwehrend einen Arm und stand so gleich einer Marmorstatue. Seine Begleiterin stieß einen Schreckensruf aus und wankte rückwärts; Seymour legte den Arm schützend um sie. Zwischen dem Gesträuch der Hecke ward eine hagere weiße Hand, dann ein schneeweißer, abgezehrter Arm sichtbar, welcher mehrfach von scharfen Dornen zerrissen war und blutete. Im nächsten Augenblicke brach die halb bekleidete Gestalt eines Weibes mit aufgelösten Haaren, bleichem, sehr hagerem Antlitz, irrem Blick, bloßen, blutenden Füßen durch die Hecke hervor. Spuren einstiger Schönheit waren an dieser Gestalt sichtbar, noch deutlicher aber zeigten sich die schrecklichen Verwüstungen eines langen, tiefen Leidens.

Mit einem wilden, gellenden Schrei sprang diese geisterhafte Erscheinung an Seymour's Seite, faßte mit einer Hand nach seinem Arm und mit der andern riß sie den Gaisblattkranz von Georgiana's Haupt, den sie auf ihrem eigenen befestigte. „Steht mir der Kranz gut, Seymour?" fragte sie wild. „Sehe ich so hübsch aus wie mit dem Brautkranz, den Du mir so lange schon versprochen hast?" Sie erhob die Faust zum Schlage gegen Miß Georgiana. Seymour fing glücklicher Weise den Schlag auf. „Hinweg, falsches Weib!" kreischte sie; „hinweg, Schlange, die mir meinen Bräutigam stehlen will! Sprich, Sim, kennst Du Deine Braut nicht mehr?" — „Meine arme Aurora," antwortete der „Gentleman" erschüttert. — „Ja, ich bin Deine arme Aurora, in Wahrheit!" entgegnete die Wahnsinnige, mit beiden Händen ihn an den Schultern festhaltend und ihre irren, glutvollen Augen in die seinen bohrend. „Aber Deine arme Aurora ist entflohen. Die Schändlichen wollten mich in ein Irrenhaus sperren, ich bin ihnen entwischt und nun hab' ich Dich wieder, mein lieber Junge! Sieh' her, wie sie mich zugerichtet haben, Sim, weil ich Dich liebte, mein Theurer, weil ich nicht von Dir lassen wollte!" Und sie zeigte ihm ihre abgezehrten Schultern voll von Striemen, davon einige als Narben, andere gelblichgrün, andere noch geröthet und mit Blut unterlaufen sich darstellten. „Siehst Du diese Einschnitte an meinen Knöcheln, Sim? Sie rühren von den Riemen her, womit die Quäler mich an mein eisernes Bett fesselten. Aber sie hatten es noch schlimmer vor mit mir. Kezia sagte mir, sie wollten mich von ihr wegthun, sie wollten mich, bis ich stürbe, in ein Irrenhaus schleppen --- da bin ich entflohen! Meinen Hut und meinen Shawl habe ich am Fischerhaus an's Flußufer gelegt, damit sie denken sollen, ich hätte mich ertränkt!" Sie lachte laut auf. „Ha ha, ertränkt! Und ich bin hier, ich habe meinen treuen Sim wieder gefunden, und mein Geliebter rettet mich von ihren

Händen! Schütze mich, damit ich nicht wieder eingesperrt, nicht wieder geschlagen und festgebunden werde, wie ein böses Ungethüm! Sie wollen mich wieder peinigen, sie wollen mir Ströme kalten Wassers über den Kopf gießen, weil ich nicht aufhöre, Dich zu lieben, Dich, meinen guten, theuren Sim!"

Inzwischen hatten sich die übrigen Glieder der Familie Hazeldean genähert; Thränen des tiefsten Mitleids traten in die Augen der Frauen. „Arme junge Lady! Was ist zu thun?" sagte Mrs. Hazeldean. — „Sie haben das arme Weib fürchterlich behandelt, wie wir sehen," versetzte ‚Madame'. „Wir müssen ihr beistehen so gut wir können. Ich erkenne das als eine heilige Pflicht, namentlich Seymour's! O Gott, seht dieß bedauernswerthe Geschöpf, kaum ein Wrack noch, ein wandelndes Skelet! Ist's möglich, daß die schöne Aurora Proudfoot so zugerichtet werden konnte?"

Mittlerweile tanzte die Wahnsinnige wie besessen um Seymour herum, hob beide Arme jauchzend in die Luft und warf sich dann nieder in's Gras, zu des Wiedergefundenen Füßen. In dieser Situation sang sie mit gebrochener Stimme ein unsäglich erschütterndes Liebeslied, von einer Braut, deren Kranz sich in Thränenperlen verwandelt, und von einem verschwundenen geliebten Manne. Plötzlich sprang sie wieder auf, strich sich das Haar zurück und starrte angstvoll vor sich hin. „Sie kommen!" rief sie. „Sie wollen mich fangen, ich höre sie kommen. Sim, rette mich! Rette mich, geliebter Mann!" — „Sie soll nicht in ein Irrenhaus gesperrt werden, wenn ich's verhindern kann, so wahr Gott lebt!" rief Seymour entschlossen. „Jetzt also werde an ihre Rettung gedacht! Mutter, sorge dafür, daß Niemand die Anwesenheit Aurora's verräth. Ein Tuch her und einen Hut! Seht da hinüber, dort kommen schon die Verfolger — also rasch!" — „Hier ist mein Hut!" sagte Sim. Er bekleidete sie damit. Dann umfaßte er mit starkem Arme die leichte, ausgezehrte Gestalt, trug sie auf einer Leiter auf den letzten mit Heu beladenen und mit Büschen und Bändern besteckten Wagen und hüllte sie fast ganz mit frischem Heu ein. Aurora, das sonst so hochgebildete, zarte Mädchen, verkroch sich gleich einem Thiere und regte sich nicht, und als nun der Squire, ein Arzt, sein ältester Sohn, ein Jäger und die Wärterin Kezia suchend am Rande der Wiese erschienen, ahnte Keiner von ihnen, daß ihr Flüchtling auf dem Heuwagen verborgen sei, welchen Hazeldean, unter des „Gentleman" spezieller Aufsicht, eben abfahren ließ.

Der Squire, welchem Niemand in Greenfields besonders grün war, sah sich nach allen Seiten um, that einige Fragen, die kurz verneinend beantwortet wurden, und zog dann mit seiner Suite wieder ab. Er faßte, an den Fluß zurückgelangend, die traurige Ueberzeugung, seine unglückliche Tochter habe ihr Leben in der Flut geendet. Die treue Kezia Crowe setzte sich an der Stelle, wo Hut und Shawl Aurora's aufgehoben worden, nieder und schluchzte laut, und um die Szene noch herzzerreißender zu machen, langte in diesem Augenblick des Squire zweiter Sohn John, welcher studirt hatte und ein extravaganter, aber sehr weichmüthiger und poesievoller Mensch war, an Ort und Stelle an; er war, wie oft, zum Besuch gekommen, um sich nach Aurora's Befinden zu erkundigen, denn er liebte seine Schwester tausendmal mehr, wie sein älterer Bruder mit seinen egoistischen Neigungen. John rang trostlos die Hände und brach in Thränen aus. „Sie war mir eine gute Schwester!" rief er. „Doch ihr habt sie hart behandelt in eurem Wahne, Aurora's Verbindung mit einem „Bauernsohne" entehre euren adeligen Namen!"

Squire Proudfoot war zwar tief erschüttert, aber er wie sein ältester Sohn empfanden mit Bitterkeit des Jüngeren Vorwurf. Es entstand in Folge dessen eine Spannung, die sich nie wieder beseitigen ließ. John mied, wie wir gleich hier bemerken, Ashbrookhall und ward später des Bruders bitterster Feind. Auch Kezia Crowe verließ den Dienst des bornirt stolzen Squire und ging nach Sunnydale, von wo Farmer Hazeldean sie als Wärterin Aurora's in seinen Dienst nahm. Aurora ward zu Greenfields mit größter Sorgfalt behandelt. Da sie aber komplet wahnsinnig war und in Folge dessen eingeschlossen werden mußte, so entstand in ihrem zerrütteten Gehirn die fixe Idee, sie befinde sich in einem Irrenhause und Farmer Hazeldean sei der Irrenarzt. Daher entsprang sie eines Tages, irrte in Feld und Wald umher und ward von den Knechten Proudfoot's gesehen. Der Squire, davon rasch benachrichtigt, fing sie wieder ein und transportirte sie nun in eine entfernte Privatirrenanstalt. Gentleman Hazeldean glaubte seine Pflicht gegen Aurora, die ihn mit Abscheu erfüllt hatte, vollkommen gethan zu haben. „Ein Irrenhaus ist der allein sichere und geeignete Platz für die Unglückliche!" sagte er zu seinen Verwandten und ging nach London zurück.

14. Abschied von der Heimat.

Bald darauf kehrte das Unglück in seiner furchtbarsten Gestalt zu Greenfields ein. „Madame" Hazeldean starb plötzlich; ihre Schwiegertochter hatte aus Schreck darüber eine vorzeitige Geburt, und es gab binnen zwei Tagen in Greenfields drei Leichen. Der Farmer gerieth in einen Paroxismus des Schmerzes; er konnte beim Begräbniß kaum davon abgehalten werden, sich mit in das gemeinschaftliche Grab zu stürzen. Dann aber, als das Begräbniß vorüber, das Haus still und leer war, war es auch in Hazeldean's Seele todtenstill; er verfiel in tiefe Melancholie, saß ruhig in einer Ecke seines Gemaches und starrte vor sich nieder. Selbst der Anblick seiner weinenden Knaben vermochte ihn nicht mehr aufzurichten. Kezia Crowe, welche jetzt das Hauswesen und die Aufsicht über die Kinder besorgte, beobachtete den Hausherrn mit Argwohn und that seine Rasirmesser weg.

Des Farmers Bruder, der nach dem Begräbniß wieder nach der Stadt gefahren war, wurde von Kezia über den an Wahnsinn grenzenden Zustand des Vereinsamten unterrichtet, eilte nach Greenfields und schlug seinem Bruder vor, sein Besitzthum zu verkaufen und den Trauerort für immer zu verlassen. Der Farmer schien gar keinen Willen mehr zu haben, er fügte sich mechanisch in alle Vorschläge des Bruders und machte nicht den geringsten Einwand, als Jener einen Agenten mit dem Verkauf beauftragte. Als aber nun der Agent erschien und weiter verhandeln wollte, da legte sich die Bedeutsamkeit des Schrittes wie eine Centnerlast auf des Farmers Brust. Es war ein böser Tag für ihn, der Tag, an dem er den Ueberredungskünsten des jüngeren Bruders nachgab, den Verkauf sanktionirte und seine Bereitwilligkeit erklärte, nach London zu ziehen und sein Kapital mit Seymour und Anderen vereint in Spekulationen zu stecken, die ihm, wie der „Gentleman" behauptete, Hundert für Hundert abwerfen sollten, während er als Landwirth kaum acht Prozent erzielte. Harry Hazeldean war aber als Landwirth geboren, und eine ganze Reihe seiner Vorfahren waren Landwirthe gewesen. Der Gedanke, alle seine Gewohnheiten, die freie Bewegung in frischer Landluft, die ihm lieb gewordene Beaufsichtigung und Anleitung seiner Arbeiter, deren Oberhaupt er war, den Anblick seiner prächtigen liegenden Gründe und endlich die Stätte zu verlassen, wo seine Liebsten ruhten — ja, dieser Gedanke war ihm doch schrecklich. „Das Leben in der Stadt wird Dir viel besser behagen," sagte dagegen der Bruder. „Du findest tausend Zerstreuungen, Du hast keine schwere Arbeit um Geld zu machen, Du erwirbst Dir mit leichter Mühe viel mehr und kannst Dir in Folge dessen auch das Leben viel angenehmer machen, wie es Dir, bei jetziger Einförmigkeit, auf dem Lande erscheinen kann. Zieht es Dich indeß mit aller Gewalt auf's Land, so kannst Du später mit verzwanzigfachtem oder verhundertfachtem Kapital immer einige Monate in einer ländlichen Villa zubringen." Die entschiedene Hindeutung Seymour's auf die nunmehrige Einförmigkeit des Farmerlebens schlug durch. Der Gentleman ging in die Stadt zurück und der Verkauf erfolgte.

Freilich, manche von den alten erfahrenen Bauern der Nachbarschaft steckten die Köpfe zusammen und sprachen tadelnd über den Schritt Hazeldean's, mit dessen altbewährter landwirthschaftlicher Gediegenheit sie die „Dummheit", in London nach Schemen zu jagen, gar nicht reimen konnten. Selbst der Squire Proudfoot schüttelte den Kopf und machte kein Hehl daraus, daß auch in diesem Falle wieder der feingeschniegelte „Bauernsohn" Seymour als Unglücksrabe gelten müsse, der seinen Bruder verführt, wie er vor Jahren seine Tochter verführt habe.

Die Söhne des Farmers, Harry und Sim, konnten sich mit dem Gedanken gar nicht vertraut machen, daß sie die süße Freiheit des Landlebens lassen sollten; nur die phantastische Vorstellung von den Wundern einer so gewaltigen Stadt, wie London, erweckte

in ihrer Seele einen gewissen Reiz. Es that ihnen indeß doch sehr weh, als sie sehen mußten, wie ein Stück nach dem andern vom Eigenthum ihres Vaters veräußert ward und in fremde Hände überging. Am Tage vor der Abreise gingen Beide nochmals hinaus auf die Felder, auf die Wiesen, an den Silberbach, in welchem sie oft herumgewatet waren, um Vergißmeinnicht am Ufer für die Großmutter zu pflücken, oder kleine bunte Kiesel vom Grunde des klaren Wassers zu lesen. Alle ihre Lieblingsplätze suchten sie auf, bis dicht an den Garten und Park von Ashbrookhall, in welchem sie oft zwei zahme weiße Hirsche beobachtet und gefüttert hatten. Dann gingen sie zu den Knaben der Nachbarschaft, mit denen sie am Liebsten gespielt hatten, sprachen mit ihnen über die vielen Merkwürdigkeiten Londons, die ihnen der Onkel geschildert und die sie nun alle mit eigenen Augen sehen sollten. Das Resultat der Besprechung, der Abschied, machte sie aber doch traurig, und so hatten sie die rechte Stimmung, als sie zum Friedhof wanderten, wo sich die kaum begrünten und mit vielen Blumen bepflanzten Gräber ihrer Mutter und Großmutter befanden. Sie waren hier eben angelangt, da erschien ihr Vater. Er brach sofort, als er seine mutterlosen Kinder stehen sah, in lautes Schluchzen aus. Allein hatte er sein wollen, still allein Abschied nehmen wollen von den kalten Betten seiner Lieben. „Hätte ich Dich nicht verloren," so jammerte er, „mich hätte keine Macht des Himmels und der Erde von hier fortbringen sollen. Lebe denn wohl, schlafe wohl, Du Gute, schlaf' wohl, Mutter, beste Mutter! Wir werden euch nicht vergessen; unsere besten Stunden sollen die sein, wo wir euer Gedächtniß feiern!" Dann beteten Vater und Söhne lange Zeit lautlos an den Gräbern und dann schwankten sie von dannen, in Thränen gebadet.

Das war noch nicht der letzte Abschiedsschmerz. Am andern Morgen — es war ein sonnig heller Frühlingstag — wurden die beweglichen Sachen, die nach London mitgenommen werden sollten, in die alte Chaise gepackt, welche schon des Farmers Großvater als Staatswagen gedient hatte, dann stiegen unsere fünf Reisenden ein, und langsam rollte das Gefährt vom Hofe. Auf dem grünen Hügel angelangt, von welchem aus die ganze Umgebung beobachtet werden konnte, ließ Hazeldean still halten, richtete sich im Wagen auf und blickte noch einmal auf seine verlassene Heimat. Dort lag der saubere, malerische Hof mit seinen grünen Gärten. Die Apfelblüte war millionenfach über die Bäume hingeschneit. Dort am sanften Abhang waidete die zahlreiche Schafheerde. Der kleine Fluß trennte sie von dem zu Ashbrookhall gehörenden Walde.

Der neue Besitzer war bereits eingezogen; er hatte den größten Theil des Inventars mit übernommen, die Feldfrüchte, die Heuschober, die Ackergeräthe, welche zu den besten gehörten, die in England existirten, die trefflichen Rinder, die immer der Stolz seiner Gattin gewesen, die starken Ackerpferde, welche seine Steckenpferde waren, das fette Borstenvieh, aus dem er alljährlich einen ansehnlichen Erlös gezogen.

Ringsum standen die Saaten ausgezeichnet, Alles sproßte, lebte und webte im schönsten Sonnenschein so lockend und so vielversprechend — aber nicht mehr für ihn. Seine Augen füllten sich mit Thränen. Er blickte nach den Fenstern des Hofes, geschmückt mit Monatsrosen, nach dem Gemache, in welchem er geboren und welches die Hochzeitskammer der Hazeldean's seit drei Jahrhunderten gewesen war; nach dem Raume mit den gewaltigen Bettstätten, in welchem er als Knabe so manchmal den Eltern zu Weihnacht, zu Neujahr oder zum Geburtstag Glück gewünscht, oder in welchem er selbst, froh erwachend, die Glückwünsche seiner Kinder entgegengenommen hatte. Der Hühnerhof war belebt mit befiedertem Volke in allen Farben, schillernd im Sonnenlicht. Vom hohen Taubenhaus flogen die rastlosen Schaaren über die Dächer zu Felde und nach dem Dorfe. Mit einem schweren Seufzer ließ er weiter fahren — es war ein tief schmerzlicher Abschied, wobei sein Blick nochmals hinüberflog nach dem Friedhofe mit der hellen Kirche in der Mitte und den vielen weißen Steinen und schwarzen Kreuzen.

Am Ende des Dorfes erwarteten ihn in einer zahlreichen Gruppe alle seine ehemaligen Arbeiter und Knechte; sie hatten es sich nicht nehmen lassen, ihrem guten Herrn und Vater ein letztes Lebewohl zuzurufen. Einer der Aeltesten trat vor und rief: „Drei Lebehochs für unsern alten guten Master!" Donnernd stimmten die Uebrigen ein. „Ihr seid uns lange Jahre ein guter, lieber Herr gewesen," sagte ein Anderer. „Wir hatten keinen bessern Freund und Berather, als Euch und Missis und Madame — Gott segne sie in seinem Himmel! Und darum wünschen wir Euch gut Glück auf den Weg und sagen Euch Dank für alles Gute, das Ihr uns erzeigt habt. Es ist kein Trunkenbold und kein Weiberquäler unter uns; wir folgten Eurem Beispiele und darum geht's uns wohl, und es kommt nichts Schlechtes über unsere Lippen." — „Es ist schon lange her, Simon, daß ich Euch so brav kenne!" sagte Hazeldean mit Genugthuung. — „Vierzehn Jahre, Herr, und ich weiß, was Ihr sagen wollt. Ihr habt mich damals überzeugt, daß es besser sei, das Bier- und Branntweintrinken zu lassen und dafür täglich vier Pence Biergeld zurückzulegen. Das habe ich auch redlich gethan. Siebenmal vier Pence machten wöchentlich achtundzwanzig Pence, monatlich neun Schillinge, vier Pence, jährlich sechs Pfund, einen Schilling, acht Pence. Jedes Jahr trug ich diese ersparte Summe auf die Sparbank und ließ die Zinsen dabei stehen, so daß ich jetzt schon ein Kapital von neunzig Pfund erspart habe. Hätte ich das Geld vertrunken, so wäre meine Gesundheit verloren und ich wäre vielleicht, wie der alte Joe, unser früherer Oberknecht, im Arbeitshause, oder ich wäre, wie der schwarze Dick und Jocking Jem, mit Schimpf und Schande verjagt worden. Wer weiß, ob diese Burschen nicht noch mit dem Galgen Bekanntschaft machen!" Diese einfache Vorstellung war von großer Wirkung. — „Meine guten Leute," sagte Hazeldean zu den Anderen gewendet, „ich bitte euch, diesen braven alten Simon nachzuahmen, dann wird's euch sicherlich gut gehen. Glaubt mir, es kommt mir schwer an, euch zu verlassen ..." Die Rührung übermannte ihn, er konnte nicht weiter sprechen. Die Arbeiter wischten mit ihren rauhen Händen über die Augen. — „Es wäre vielleicht nicht so weit gekommen und Alles anders geworden," sagte ein derber Drescher, „wenn der grobe Edelmann da drüben nicht so hart mit ‚Gentleman' Hazeldean umgegangen. Dann hätte er Miß Aurora geheirathet, und die gute Madame wäre vielleicht nicht so schnell gestorben, wenn sie den Kummer nicht ertragen hätte. Nun ist das arme Mädchen im Irrenhause, und der Alte ist zu spät zu der Ueberzeugung gekommen, daß es nicht gut thut, treue Liebe zu durchkreuzen." — „Laßt das!" versetzte Hazeldean abwehrend. „Ich habe in Greenfields so viel verloren, daß mich hier nichts mehr aufrichten könnte. Mein Bruder meint, daß es mir in London besser gehe; aber wie dem auch sein möge, geschehene Dinge sind nicht abzuändern, und ich muß meinem neuen Schicksal getrosten Muthes entgegen gehen. So lebt denn Alle, Alle herzlich wohl! Ich danke euch für eure treue Liebe und Anhänglichkeit, für euren Fleiß und Folgsamkeit — möge Gott euch immer reich dafür belohnen! Euch aber, Vater Simon, bitte ich, nehmt die Gräber meiner lieben Verstorbenen gut in Obacht, damit ich sie recht nett und sauber finde, wenn ich zum Besuche komme. Hier ist Geld, kauft schöne Blumen, Veilchen, Hortensien und so dergleichen, die Ihr auf die Gräber pflanzt. Die unter den Hügeln ruhen, verdienen es, daß Blumen über ihren Häuptern blühen ... Und hier," sprach er, gegen die Uebrigen gewendet, „sind fünf Pfund für euch, nicht zum Vertrinken, das wißt ihr selbst so gut wie ich, sondern zu einem kleinen unschuldigen Feste, an dem auch eure Frauen und Kinder theilnehmen können. Und nun kehrt zurück zu eurer Arbeit, um die ich euch fast beneiden möchte. Bleibt brav und rechtschaffen, vor Allem rechtschaffen gegen eure Familien, und haltet mein Gedächtniß in Ehren!"

Unter lauten Segenswünschen, Lebehochs und rührenden Thränen der schlichten Menschen rollte Hazeldean's Wagen langsam weiter und verschwand bald den Blicken der Nachschauenden. Kurz nach Mittag erreichten die Reisenden die nächste Eisenbahnstation, an welcher ein Nebenstrang der großen Nordbahn auf die Westbahn stieß. Etwas später sollte der Personentrain für London eintreffen. Kezia blieb bei ihren Schachteln und Packeten, während Hazeldean Billets zweiter Klasse löste und seine Knaben ihm neugierig folgten. Der Zug brauste heran, zum Entsetzen der alten Wirthschafterin und der Knaben, die nie in die Nähe einer Eisenbahn gekommen waren und denen die sausende, zischende Maschine wie ein Ungethüm der Hölle sammt allem infernalischen Gefolge vor-

kam. Schüchtern und ängstlich drängten sie sich an ihr schützendes Haupt, das ruhig den Weisungen der Fahrbeamten folgte. Kezia benahm sich sehr linkisch und betrachtete den Tritt des Wagens, der zwischen Geleise und Perron eine klaffende Lücke ließ, gleich einer Brücke in die andere Welt; aber das stille, fast wortlose Phlegma der Condukteure, verbunden mit einer außerordentlichen Pünktlichkeit, beschwichtigten merkwürdig rasch die größte Besorgniß ihrer Seele. Sie schleppte ihre Kisten und Kasten in's leere Coupé, so daß der Beamte mit einigem Argwohn zu bemerken schien, es sei des Guten zu viel, und fing an, in dem engen Raume einen Bau auf möglichst breiter Grundlage aufzuführen.

Mitten in dieser Einrichtung wurde sie lärmend unterbrochen. Der Condukteur wies noch eine sechste Person in das Coupé. Betroffen starrte die alte Bäuerin auf die Eintretende. Ihre Kleidung, obschon sie seltsam genug war, deutete allerdings auf eine Dame; es war halb eine schottische Nationaltracht, halb hatte sie einen großstädtischen Anstrich. Altmodisch aber, häßlich im Einzelnen und unmalerisch in der Zusammenstellung war jedes Stück. Das Allerseltsamste war der Kopfputz. Kezia Crowe hatte einst eine allegorische Darstellung der Stadt London gesehen, ein ernstblickendes Frauenbild mit einer Mauerkrone auf dem Kopfe — so ungefähr sah der Kopfputz dieser auffallenden Erscheinung aus; aber auf der von buntem Zeug, steifen Spitzen und Spangen aufgebauten Mauerkrone nickten als Wimpel oder Fahnen einige abgestoßene Adlerfedern. Es war einmal im Winter eine herumziehende Schauspielertruppe in Ashbrook gewesen; fast glaubte Kezia, die Eintretende wäre ein abhanden gekommenes Mitglied dieser vagabundirenden Bande. Unter dem lächerlichen Kopfputz zeigte sich ein finsteres, hageres, scharf markirtes Gesicht mit einem sehr erkennbaren schwarzen Schnurrbart und einzelnen weit wegstarrenden Haaren am Kinn. Ein dickes, mit einem Haarbüschel bewachsenes Lebermal an der rechten Seite des Gesichts sah aus wie eine Oase in der Wüste. Die ganze Gestalt war lang und knochig; sie sah aus, als wäre kein Pfund Fleisch davon abzuklauben. Im Ganzen machte der Fahrgast den Eindruck eines alten Soldaten in phantastischer Weibertracht; auch die Stimme war rauh und mehr männlich als weiblich, und die Manier, mit welcher der Fahrgast von seinem Mitbesitzrechte Gebrauch zu machen begann, glich einem kriegerischen Sturme.

Beladen mit Schachteln, Futteralen, Kofferchen, Reisesack, Plaid und Papierpäckchen, forcirte die Dame — denn eine Dame war der neue Ankömmling trotz der militärischen Attribute! — den Eingang zum Coupé, welches die gute Kezia bereits als eine Art von Wohnzimmer und Schlafkammer für die wandernde Familie Hazeldean in Anspruch genommen hatte. Diese riß die Augen weit auf und stieß einen Schreckensruf aus; wohl oder übel indeß drängte sich die fremde Dame mit ihren Habseligkeiten auf den kriegerischen Schauplatz, und die Thür ward hinter ihr zugeworfen; ein gellender Pfiff, welcher der Bäuerin und den Knaben durch Mark und Bein fuhr, gab das Zeichen zur Abfahrt und der Zug brauste weiter. Vater Hazeldean achtete kaum der Stöße, die seinen Knieen von den Schachteln der Dame applizirt worden waren, seine Gedanken hafteten zum Theil noch träumerisch und schmerzlich an der verlassenen Heimat, zum Theil irrten sie bereits in dem Gewirr der ungeheuren Weltstadt. Anders war's mit seiner treuen Wirthschafterin, die sich durch das vermeintlich usurpatorische Eindringen der schnurrbärtigen Dame tief in ihren Rechten gekränkt fühlte. Wie eine Henne, die ihre Flügel über die Küchlein breitet und deren Kammfedern sich sträuben bei der Annäherung eines Habichts, breitete sie mit funkelnden Augen ihre Hände über ihren Bau. Der Krieg war erklärt. „Das Zeug muß da herunter!" brummte ausfordernd die soldatische Dame und machte Anstalt, ihre eigene Ladung als Widder zu gebrauchen. — „Sie sind aber doch eigentlich hier zu viel, das Kämmerchen war eng genug für Fünf!" erwiederte Kezia dunkelroth im Gesicht. — Das Mannweib maß sie mit einem verächtlichen Blicke. „Unerhört!" rief sie entrüstet. „Mir, Miß Beenie M'Alpine, so Etwas zu bieten! Sie sind wohl noch nicht in einem Eisenbahnwagen gefahren, daß Sie so entsetzlich wider alle Regeln des Gesetzes und der Höflichkeit verstoßen! Ich darf mich nicht wundern, daß Sie in mir die edle Tochter des alten schottischen Clan M'Alpine nicht erkennen . . . Eine Bäuerin, nicht wahr? Hm, Sie werden noch die Erfahrung machen, daß Bescheidenheit den Höheren gegenüber die schönste Zierde der niederen Klasse ist!" — Vater Hazeldean bemerkte den bedeutungsvollen Ausdruck in Kezia's Gesicht. Was die schlichte Frau eben gehört hatte, war etwas zu hoch für ihren Horizont, sie bedurfte erst einiger Augenblicke, um darüber in's Klare zu kommen; das aber begriff sie: es war eine Beleidigung in der Rede des weiblichen Schnurrbarts, und das, was sich im Ausdruck ihres Gesichtes zu entwickeln begann, deutete auf einen Anlauf. Hazeldean spürte keine Lust, sich aufzulegen. „Lass' nur," sagte er beschwichtigend, „die Fahrt währt ja nicht viel länger als ein Buttern. Wir müssen uns hier fügen. In London sind wir wieder Herren unserer selbst." — Miß M'Alpine maß auch ihn mit einem Blicke de haut en bas, der dem behäbigen Landwirth so komisch vorkam, daß er still lächeln mußte. „Werden in London sehr verschwinden!" sagte die Fremde spöttisch. „Ich bedaure um meiner selbst willen, daß meine Persönlichkeit hier dazu beitragen muß, Ober- und Unterhaus im engsten Rahmen zu symbolisiren!" Sie suchte sich in möglichster Breite zurecht zu setzen; ihre Füße, in ungeheuren Stiefeln steckend, stießen an eine der Schachteln Kezia's. „Das inkommodirt mich hier — rücken Sie weg!" herrschte sie und gab mit einer Stiefelspitze sehr energisch die Richtung. Kezia ward wieder blutroth wie ein Puter, rührte sich aber nicht und ließ ihr Gepäck stehen, wo es war. Miß M'Alpine ereiferte sich noch in einigen Aeußerungen, hüllte sich dann stolz in ihren Plaid und lehnte sich in eine Ecke; aber ihr giftiger Blick verrieth nur zu deutlich, daß sie sich keineswegs in die Nothwendigkeit gefügt hatte. Kaum an der nächsten Station angelangt, heischte sie in barschem Tone vom Schaffner ein anderes Coupé, und da gerade leerer Platz war, so that der gewiegte Beamte um des lieben Friedens willen ihr den Willen. Mit unsäglich stolzem, verächtlichem Blicke auf ihre bisherige Gesellschaft stürmte sie, schwer beladen, wieder aus dem Coupé und unsere Reisenden athmeten auf. Aber schon diese einzige Erfahrung weckte im Herzen der treuen Kezia mächtig die Sehnsucht nach ihrem stillen ländlichen Aufenthalt.

Auf den ältesten Knaben Hazeldean's, auf Harry, hatte die Erscheinung der Schottin einen besonders widerlichen Eindruck gemacht. Das häßliche Gesicht derselben hatte sich ihm tief eingeprägt; so lange sie ihm gegenüber saß, hatte er, wie in einer bösen Ahnung, immer wieder mit einer peinlichen Unruhe auf dieß häßliche Gesicht blicken müssen. Es war im Buche seines Schicksals geschrieben, daß diese Miß Beenie M'Alpine später seine und seines Bruders Sim höchst erbitterte Feindin werden sollte.

Nur flüchtig deuten wir dieser Schottin persönliche Verhältnisse an. Sie war, wie so viele andere zur vollständigsten Bedeutungslosigkeit herabgesunkene Bewohner Schottlands, maßlos stolz auf ihre Abkunft von einem in frühen Jahrhunderten berühmt gewesenen Clan, und nährte die Leerheit ihres Daseins mit diesen Familienerinnerungen, obschon sie von Jugend auf blutarm und der Milde einer wohlhabenden Dame anheimgegeben war, die sie als Erzieherin eines adoptirten Kindes verwendete. Später, als die Verhältnisse des von ihr erzogenen Mädchens sich günstig gestalteten, und dieses Letztere, bereits nahe an der Grenze, wo die Jahre der „alten Jungfern" beginnen, bei ihrem reich gewordenen Bruder anstatt seiner gestorbenen Gemahlin Wirthschafterin war und Mutterstelle bei seinem einzigen Töchterchen vertrat, wurde Miß M'Alpine für das Kind als Gouvernante engagirt. Ihr ganzes Wesen war aber so abstoßend, so unweiblich, daß das etwas verzogene Kind sich entschieden von ihr abwendete und sie endlich, verdrießlich darüber, daß ihre Herrschsucht über die reiche Erbin nicht zur Geltung kam, zu einem längeren Besuche nach Schottland reiste, wo eben ihr Bruder, ein alter Offizier, aus Indien angekommen war. Der Besitz des Abkömmlings vom Clan M'Alpine war aber nur eine alte Ruine, er hatte für sich selbst kaum genügend zu leben, und so kehrte jetzt Miß Beenie nothgedrungen wieder zur Fortsetzung ihres Gouvernantenthums nach London zurück. Alle ihre Prätensionen begleiteten sie dahin. Wir werden sie im Verlaufe unserer Erzählung wiederfinden.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein. № 28. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die Förstersbraut von Neunkirchen.

Erzählung von **Otto Müller.**

(Fortsetzung.)

„Ach! Wär' ich doch, wie ich gewollt, vergangenen Herbst zu meiner Schwester Eva nach Eberbach am Neckar gezogen, wo ich daheim bin und meine Eltern begraben liegen!" seufzte die Kranke statt aller Antwort, und heftete dabei den matten Blick vorwurfsvoll auf die übermüthige Tochter. „Dann läg' ich jetzt nicht so gottsverlassen und elend auf dem Siechbette, brauchte nicht mehr nach den feindlichen Menschen zu fragen, und auch Du hätt'st unter den frommen Leuten, die unseres Glaubens sind und die heilige Messe besuchen, den kecken unbändigen Sinn verloren, wo Du hier wie eine Heidin unter lauter verworfenen Ketzern lebst und der Satan Deiner jungen Seele tausend gefährliche Schlingen legt! — Wenn ich Dich so unbesonnen reden hör', muß ich immer an Deinen unglücklichen Vater denken, den auch seine Jachhitze um den Dienst als Piqueur beim Grafen brachte, daß er aus einem rechtschaffenen Manne ein Trinker aus Zorn und ein Wilddieb aus Rachsucht wurde, bis der Förster ihn auf frischer That betraf, wie heute Dich des Försters Sohn auf ähnlichem Frevel!"

„Sagen's doch alle Leut', ich gliche meinem Vater auf's Haar, so will ich auch sein wie er, nur daß ich meine Rache viel höher stelle als auf Hirsche und Rehe!" rief Marilene mit triumphirender Siegesgewißheit in Blick und Stimme. „Was hilft mir das Kreuzeschlagen und Rosenkranzbeten, was die Fürbitte der Heiligen, so lang ich im ganzen Ort nur die Wilddiebstochter heiße, und kein Weihwasser das Gedächtniß an des Vaters schmachvollen Tod von meiner Seele wäscht! — So hast Du selber mir vorgejammert, letzthin in der wilden Sturmesnacht, wo wir glaubten, der Wind werde uns das Dach vom Hause heben und alle Balken aus den Fugen reißen. Gelt, ich weiß noch, wie Du da aufschrie'st, das sei des Vaters Geist, der draußen in der stockfinstern Nacht am Fenster rüttele, weil er noch immer keine Ruh' im Grabe finden könne von wegen seines ungesühnten blutigen Todes. Da drücktest Du mich krampfhaft an Dich, ich solle Dir schwören, ihn zu rächen, und ich that's, Mutter, schwör's heute wieder, so wahr ich eine Wilddiebstochter bin und sein will, bis ich meine Rache hab' und er seine Ruh' im Grabe!"

Als hauche ein Dämon die in ihrer Brust schon halb erloschene



Der Kunstreiter. Von Oskar Pletsch. (Aus: „Was willst Du werden?") S. 332.

Glut der Rache zu neuen Flammen an, zuckte bei diesen Worten ein dunkler Schein über der Kranken bleiches Antlitz, wie ein matter Blitz leuchtete es aus den glanzlosen Augen, und die Tochter zitternd mit beiden Armen zu sich niederziehend, stammelte sie mit schweren Athemzügen:

„Ja, Du bist Deines Vaters rechte Tochter, so hätt' auch er gesprochen und nicht nachgelassen, bis er's erreicht — halt' darum fest an Deinem Schwur und frag' nicht nach meiner Verzagtheit und Hinfälligkeit! Du bist jung, muthig, gescheidt, und Deine Schönheit braucht den Vergleich mit Keiner zu scheuen, ginge sie auch in Sammet und Seide einher und Du in Deinen Lumpen neben ihr — o Marilen', brauch' Deine Schönheit, brauch' Deine List und Schlauheit zum Verderben unserer Feinde, ich, Deine sterbenskranke Mutter verfluche sie bis zum letzten Athemzug, verfluche die Schwachheit, die mich einen Augenblick an Milde und Vergebung denken ließ!"

„Dort oben steht er, weiß Gott, bei den drei Steinen und sieht unverwandt nach unserem Hause herunter!" rief das Mädchen, welches einen Blick durch das Fenster geworfen und mit seinen Falkenaugen sogleich den jungen Förster erspäht hatte, der wirklich oben auf der Höhe am Waldsaume stand und nach dem Dorfe herabsah. „Ich hätt' nicht übel Lust, ihm zu winken, daß er sich ein Herz fassen und herunterkommen solle, um mich über mein verdächtig Fortrennen auszufragen!" spottete sie mit muthwillig blitzenden Augen. „Jetzt besinnt er sich und reibt sich die Stirne; nur Courage, Herr Forstadjunkt, was braucht Er vor armen Bettelleut', wie wir sind, so grausam blöde zu thun! — Jetzt langt er wirklich seine rothlederne Brieftasche hervor, um meinen Namen aufzuschreiben; ach nein, er trocknet sich nur mit dem Tuche den Schweiß ab. Ihm ist wohl trotz der frischen Morgenluft gewaltig heiß geworden, Herr Forstadjunkt? Aber wer hieß Ihn auch mir nachrennen, nachdem ich Ihm schon längst aus dem Gesicht war, die Mühe hätt' sich der schöne Herr wahrlich sparen können!"

So beobachtete sie hinter den runden, in Blei gefaßten Scheiben des niederen Fensters, ungeachtet der ziemlichen Entfernung, jede Bewegung des jungen Forstmanns und erwartete in wachsender Spannung den Augenblick, wo Willbald herunterkommen werde, um ihr anzuzeigen, daß er sie trotz ihrer eiligen Flucht erkannt habe, und die Bestrafung für den versuchten Diebstahl nun allein von ihm und seinem Ermessen abhängen werde. — Aber sei's, daß die Sache für ihn nicht die große Eile und Wichtigkeit hatte, welche sie voraussetzte, oder täuschte sie wirklich die Einflüsterung ihrer Eitelkeit nicht, daß der Förster, von ihrer Schönheit bestochen, von seiner Dienstpflicht absehen werde: Jener kehrte nach längerem Zögern in den Wald zurück, und die kecke Marilene schöpfte daraus neue Beweisgründe, um die Sorgen der Margold wegen der schlimmen Folge des Waldfrevels zu zerstreuen, die sich denn auch zuletzt wirklich in ihrem mütterlichen Stolze einreden ließ, daß die Schönheit der Tochter für Willbald gefährlicher sein könne, als für diese das strenge Forstschutzgesetz und ein sonst noch so diensteifriger Vollstrecker desselben.

*

Trotz dieser Voraussetzung hatte Marilene ihrer Mutter doch das Versprechen geben müssen, es bei dem einmaligen Wagniß bewenden zu lassen und die Nachsicht des jungen Försters nicht zum zweiten Mal auf die Probe zu stellen, da man denn doch noch nicht mit aller Bestimmtheit wissen konnte, wie weit sich die Artigkeit Willbald's gegen die schöne Waldfrevlerin erstrecken werde, der nicht bloß als sehr pflichtgetreu, sondern auch als sehr stolz auf seines Waldes Sicherheit und geordneten Zustand bekannt war. Aber sei es, daß das Verbot sie reizte, dem Willen der Mutter entgegen den versuchten Diebstahl noch einmal zu wagen, sei es, daß die Begierde, ihre List und Kühnheit mit Willbald's Wachsamkeit zu messen, ihren Muth aufstachelte; je näher der Abend heranrückte, um so unruhiger wallte ihr Blut, um so sehnsüchtiger blickte sie nach der Waldhöhe hinauf, wo sie am heutigen Morgen ihren Raub im Stiche gelassen und durch ihre eilige Flucht, so schmeichelte ihr wenigstens ihre lebhafte Einbildungskraft, die beste Gelegenheit versäumt hatte, um über den Förster in's Klare zu kommen, ob er das Herz habe, sie in Strafe zu bringen, oder, von ihrer Schönheit bestochen, sich schwach zeigen und von seiner gewohnten Strenge im Dienst abweichen werde, ein Ausnahmfall, auf den sie längst zum Voraus die abenteuerlichsten Pläne gebaut hatte.

Denn Dank der einseitigen, nur auf einen Gedanken, ein Ziel gerichteten Erziehung, welche sie von der exaltirten Mutter erhalten hatte, war Marilenens junge Seele bei aller Armuth und Dunkelheit ihres Lebens doch erfüllt von phantastischen Träumen und Hirngespinnsten; und das durch Siechthum und tiefstes Elend krankhaft gereizte Gemüth der Mutter hatte auch dem ihrigen schon frühe unter den täglichen Eindrücken des Unglücks, unter den beständigen Wiederholungen von des Vaters unverdientem Schicksal eine schwärmerische Richtung gegeben, die sie frühzeitig von ihren Altersgenossinnen unterschied und sie zu einer fremdartigen Erscheinung am eigenen Geburtsort machte. — Bei all' ihrer Schönheit wurde sie von den meisten Leuten mehr gescheut als gesucht; die jungen Bursche wußten viel von ihrem Hochmuth und ihrer herben Sprödigkeit zu erzählen, und die Dirnen ärgerten sich über ihren Eigensinn, weil sie bei Kirchweihen und anderen Dorffesten niemals tanzte und auch keine Spinnstube besuchen wollte. Schon als Kind sonderte sie sich von den Andern ab und spielte am Liebsten allein, und zum blühenden Mädchen herangewachsen, hatte sie keine andere vertraute Freundin im Dorfe, als die alte einäugige Landbötin, für die sie an den strengen Wintertagen, wenn der Schnee viele Fuß hoch die Wege durch's Gebirge bedeckte, die Botengänge in die Amtsstadt besorgte, was Der, welcher je einmal zur Winterzeit eine Fußwanderung durch diesen rauhen Theil des Odenwaldes gemacht hat, für ein junges Mädchen doppelt schwierig, ja gewagt erklären wird. Darum hieß aber auch Marilene im ganzen Dorfe nur die Wilddiebstochter, ein Name, den sie zwar zunächst dem berüchtigten Gewerbe ihres Vaters, später aber, als dessen Gedächtniß bei den Dorfbewohnern erloschen war, ihrer eigenen Aufführung verdankte, indem sie von Kindheit an den Aufenthalt im Walde und auf einsamer Berghaide liebte und ihr Gemüthsleben mit der wilden Natur ihrer Heimat so innig verwachsen war, daß kein Schauer der Oede, keine Angst vor verrufenen und einsamen Orten sie je ergriff, so wenig als sie den nächtigen Wald mit seinen Kobolden und Gespenstern fürchtete.

Aufgewachsen in einer fast unbeschränkten Freiheit, unter den Eindrücken einer zwar rauhen, aber doch an wilden und eigenthümlichen Schönheiten reichen Gebirgswelt, hatte sie jenen frischen, kecken, ja verwegenen Sinn bekommen, der vor keiner Gefahr, keinem Hinderniß zurückschreckte, wenn sie den steilen Fels erkletterte, der noch über die Wipfel der höchsten Bäume hinausragte, oder wenn sie in die tiefe pfadlose Waldschlucht hinabstieg, in welcher unten das unsichtbare Bergwasser rauschte und die scheue Wasseramsel ihr Nest baute. Wo es am Wildesten und Einsamsten war, da waren ihre Lieblingsplätze, da kannte sie jeden Baum, jeden Strauch, jede Höhle und fühlte sich frei und glücklich, während sie wie ein scheuer Fremdling unter den Menschen lebte, mit denen kein anderes Band sie verknüpfte, als das gemeinsame Loos eines unbekannten dunklen Daseins voll Noth und Sorge, als der gewohnte tägliche Anblick von beiden.

Aber ungeachtet ihrer Absonderung von den Dorfbewohnern besaß sie doch ein merkwürdiges Verständniß für die Menschen ihrer Umgebung, kannte genau den Charakter und die Gemüthsart eines Jeden und überraschte oft selbst alte und erfahrene Leute durch die Sicherheit ihres Urtheils über Dinge und Verhältnisse des Lebens, die sonst der Sphäre eines jungen Dorfmädchens ferne bleiben: als wenn gerade ihr häufiges Alleinsein in der wilden Natur ihrer Heimat ihre Sinne auch für die Erscheinungen und Eindrücke des Menschenlebens geschärft hätte, so daß ihr nur selten die geheimen Triebfedern des Eigennutzes, oder die versteckten Schleichwege des Lasters, oder die Absichten der Heuchelei und Verstellung verborgen blieben, auch wenn's Einer oder Eine noch so schlau und listig angelegt zu haben glaubte.

Wir sahen bereits, wie sehr sie vor Begierde brannte, endlich auch über den jungen Förster Willbald und dessen Gesinnung gegen sie in's Klare zu kommen, und wie lebhaft sie bereute, die gute Gelegenheit dazu am heutigen Morgen im stillen Walde versäumt zu haben. — Zuletzt, als der Abend herandämmerte und der alte Schäfer Konrad bei der kranken Mutter im halbdunkeln Stübchen

saß, konnte sie der Neugierde nicht länger widerstehen, nachzusehen, was aus ihrem im Walde zurückgelassenen Tuch und dem Vorrath Laubstreu geworden sein möge. Unbemerkt von den beiden Alten ging sie daher unter dem Abendgeläute, wie um Wasser zu holen, mit ihrem irdenen Kruge durch's Dorf, wobei sie an der Försterwohnung aufmerksam nach jedem Fenster hinaufspähte, ob er wohl schon daheim sei. Aber statt des blonden Kopfes mit dem stattlichen Vollbart sah sie nur die alte Försterin in der wohlbekannten weißen Leinwandhaube und mit den großen graumelirten Drahtlocken auf den Schläfen, und auch Jene wurde beim ersten Blick ihrer ansichtig, stutzte einen Moment und winkte ihr dann hastig, zum nicht geringen Erstaunen des Mädchens, hereinzukommen, das erste Mal in ihrem Leben, daß Frau Kathel überhaupt Notiz von ihr nahm!

Sei es, daß Marilene erst jetzt wieder an Das dachte, was die Försterin möglicherweise gegen sie auf dem Herzen haben könne, sei es, daß ihr ihre heutige Begegnung mit dem Sohn der feindlichen Frau einfiel: das sonst so kecke Mädchen erblaßte und ließ vor Schreck den Krug fallen, der klirrend auf dem Pflaster zerbrach. Zitternd bückte sie sich, um die Scherben aufzulesen und damit Zeit zu gewinnen, als sie sich plötzlich am Arme ergriffen fühlte und beim Aufblicken die alte Winckelmännin erkannte, welche kreidebleich im ganzen Gesicht vor ihr stand und mit wuthbebender Stimme sagte:

„Gleich kommst Du mit in's Haus herein, wir haben ein Wort miteinander zu reden, aber sachte, daß Dich der Herr Förster nicht hört, denn Du weißt's, der versteht keinen Spaß!"

Ohne der Bestürzten Zeit zu einer Antwort zu lassen, zog sie sie hastig in die Hausflur und in das der Wohnstube gegenüberliegende kleine Zimmer, dessen Thüre sie hinter sich verschloß, als wenn sie Gott weiß welche schlimme Absicht im Schilde führe.

„Gelt, Du kannst mir nicht ehrlich in's Gesicht sehen, heillose Person!" schrie die zornige Frau, und klatsch! klatsch! empfing Marilene zwei so heftige Backenstreiche, daß ihr im Augenblick beide Wangen roth anliefen und sie vor Schmerz laut aufjammerte. „Auf der Stelle gestehst Du ein, wer die Disteln mir zu Schand und Spott heut Nacht an den Thorbogen gehängt hat, sonst lass' ich Dich noch heut Abend vom Büttel in den Lichtenberger Thurn werfen, bis Du die Wahrheit bekennst, wer's war, Du oder Deine gottlose Mutter!"

„Und wenn Sie mich todtschießt, wie Ihr grausamer Mann meinen unglücklichen Vater, den Gefallen thu' ich Ihr nimmermehr!" rief Marilene mit dem ganzen wilden Trotz ihres wiederkehrenden Muthes. „Ha! dort hängt ja das Mordinstrument von Anno fünfundsiebzig an der Wand! — Lang' Sie's doch herunter, Frau Försterin, und leg' Sie's auf mich an! — In diesem Hause ist ein Mord so gut wie keiner und zwei sind so gut wie einer! Die Disteln wachsen Ihr derentwegen doch immer tiefer in's Fleisch, und kein Hochzeitsjubel, kein Geigen- und Flötenklang übertönt das Sterbegeseufze unschuldig Gemordeter!"

„Schweig', oder ich erwürg' Dich mit diesen meinen Händen, Teufelsfratze!" rief Frau Kathel zwischen Wuth und Staunen über diese unerhört kühne Sprache eines siebzehnjährigen Mädchens, das in Elend und Verwahrlosung unter ihren Augen aufgewachsen war und ihr doch jetzt in einer Weise imponirte, daß ihr ein eiskalter Schreck durch alle Glieder fuhr, als wenn ein Rachecherub in Lumpen gehüllt vor ihr stünde, der sie mit seiner Zornesschönheit zermalmen wolle. — „Schweig' und bekenn'!" stammelte sie, ohne auf den Widerspruch in diesem Befehle zu achten, und dabei hing ihr Blick wie festgezaubert an dem räthselhaften Geschöpf, das ihr mit einmal so ganz anders erschien wie früher. „Du hast's gethan, Marilene, sag's offen heraus und ich will Dir vergeben. Ich weiß, Deine Mutter sinnt seit Jahren Nichts als Tücke und Bosheit gegen uns, und sie hat Dich angesteckt mit ihrer Rachsucht, daß Du die abscheuliche That ausführtest, gelt, ich hab's errathen, Marilene?"

„Was kann ich dafür, daß mein Vater Nachts in blutiger Gestalt umgeht und seinen Mörder schreckt!" entgegnete die Wilddiebstochter mit eherner Stirne und heftete dabei den triumphirenden Blick mit einer unaussprechlichen Bosheit auf die zitternde Matrone. „Er hat's gethan, ich wollt's Ihr schwören, Frau Försterin, weil's im Odenwald nun gar keine Gerechtigkeit mehr gibt, da der Amtmann ja gestern Ihr Schwiegersohn worden ist! Da hat er Dem gewiß zum Hochzeitgebinde den Distelstrauß an's Thor gehangen."

Bei diesen Worten verlor Frau Kathel ihre letzte Fassung. Denn entweder hatte sie eine ausgelernte Heuchlerin vor sich, die sogar das Gespenst des unglücklichen Vaters, wie es manche abergläubische Menschen ehmals gesehen haben wollten, aus dem Grabe heraufbeschwor, um ihm ihre Frevelthat aufzubürden, oder es sprach aus diesem rosigen Kindermunde eine so wohlüberlegte Rache und Arglist, daß der gutherzigen Frau mit dem schlichten Gemüthe vor solcher Herzensverwilderung noch mehr graute, als wenn ihr das Gespenst des erschossenen Wilddiebs nächtlicherweile im Traum erschienen wäre. — In diesem Augenblicke wußte sie's, daß eine neue Margold vor ihr stehe, eine andere, noch schrecklichere Mahnerin an die alte Unglücksthat des Försters, als die Mutter je für sie gewesen; und dieser Gedanke überwältigte das Gefühl der treuen Gattin und frommen Christin in einem Grade, daß sie, sich selbst und Marilenens Gegenwart ganz vergessend, in die Worte ausbrach:

„Gott im Himmel, wann wirst Du endlich ein Einsehen haben und diese Teufelsbrut von Deinem Erdboden vertilgen! Wo die Alte aufhört, fängt die Junge an, mich zu peinigen, und des Drangsals um so eines elenden Menschen willen wird gar kein Ende! — Ei, so wollt' ich, man spräch' ihn heilig und machte einen Märtyrer aus ihm, daß er endlich Ruhe kriegte und mir mein Bischen Lebensfrieden nicht immerfort störte! — Die Schwerenoth auf Dich und Deine gottlose Mutter! — Was habt Ihr elendes Bettelgesindel eigentlich in diesem grundsoliden Orte zu schaffen? Wenn ich nun dem Kurt Henrich von Lützelbach den Gefallen thät' und ihm, wie er mir schon seit Jahren anliegt, den Pfandschein auf Eure baufällige Hütte abnähm', he, wo bliebt Ihr dann mit Euren paar Lumpen? — Aber ich thu's, Marilene, schwör's Dir bei den blinden Augen meines braven Mannes, ich thu's weiß Gott und wahrhaftig noch," betheuerte sie mit schwerem Athemzug, wobei ihr vor Wuth und innerer Aufregung die faltigen Wangen zitterten, „sofern Du mir noch einmal den alten Skandal mit Deinem Vater aufrührst, und dann mögt Ihr sehen, wo Ihr ein Obdach findet! Denn außer der alten verrückten Urschel, der Landbötin, die selbst Nichts zu reißen und zu beißen hat, nimmt Euch kein Mensch im Dorfe auf, und Ihr müßt mir zum Ort hinaus, gnadlos, ohn' Erbarmen — sei's Sommers, sei's Winters!"

„Aber der Herr Förster leidt's nicht, und wenn die Frau Försterin nicht weiß warum, so will ich's Ihr sagen!" rief Marilene in boshaftem Frohlocken und mit einer Miene, die Alles eher als Furcht vor der ausgesprochenen Drohung ausdrückte.

„Was faselirst Du da, Unhold?" stammelte Frau Kathel und konnt' es in ihrer Bestürzung über solche beispiellose Frechheit nicht verhüten, daß sie die Farbe wechselte, was das Mädchen sogleich bemerkte, so daß es mit seiner Antwort nicht zögerte:

„Der Herr Förster leidt's nicht, weil er sein Gewissen in seiner schwarzen Blindheit nicht noch mehr beschweren will, und weil's ihm einen Trost gewährt, daß Frau und Kind des ermordeten Mannes ihn lebendig hassen, damit er vor dem todten Joseph Margold draußen im Grab an der Kirchhofmauer Ruhe hat. Das wissen alle Leut' im Dorfe, und darum kann die Frau Försterin dem Kurt Henrich nimmermehr den Pfandschein auslösen, der noch meines Vaters Unterschrift trägt, was der Herr Förster gar wohl weiß!"

Wie groß das Erstaunen der guten Frau bei dieser Rede der kecken Dirne war, mag der Leser schon aus dem Umstand entnehmen, daß ihr Marilene mit diesen Worten genau das Nämliche sagte, was sie bis zu dieser Stunde für ihr allertiefftes Geheimniß gehalten, von dessen Mitwissenschaft sie sogar die eigenen Kinder ausgeschlossen hatte: die Thatsache nämlich, daß ihr Mann schlechterdings Nichts von einer solchen Feindseligkeit gegen die Hinterbliebenen des Wilddiebs wissen wollte und seit Jahren hartnäckig dem Verlangen seiner treuen Ehehälfte widerstrebte, das auf dem Häuschen der Wittwe haftende Schuldkapital zu übernehmen, allein aus dem Grunde, weil die Verschreibung die eigenhändige Unterschrift des ehemaligen gräflichen Piqueurs Joseph Margold trug; wie gesagt ein Geheimniß, welches die Försterin bisher mit äußerster Aengst-

lichkeit gehütet hatte, weil es die einzige Meinungsverschiedenheit zwischen ihr und dem geliebten Gatten bildete, und das ihr nun plötzlich — man denke sich den Schrecken der guten Frau — von dem eigenen Kinde des Wildschützen als welt- oder mindestens dorfkundige Thatsache entgegengehalten wurde, wie wenn's ihr ein tückischer Kobold unter die Leute getragen hätte!



Seitenschiff der Kilianskirche zu Heilbronn. Von Stroobant. (S. 332.)

„Kein Wort wird weiter von dieser Sache geredet," brachte sie endlich mühsam hervor; und sonderbar, je länger sie das feindliche Geschöpf ansah, das sie noch eben in diesen wilden Zorn versetzt hatte, um so milder und versöhnlicher wurde ihre Stimmung; ja, in ihrem gutmüthigen Herzen regte sich sogar ein Gefühl von Reue und Mitleid mit dem bildschönen Kind der Feindin, und sie sagte mit unsicherer Stimme:

„Du sollst Dich doch nicht über mich beschweren, Marilene,

auch wenn ich vorhin etwas allzu aufrichtig gegen Dich gewesen bin. Die zwei Backpfeifen zwar nimmt Dir kein Herrgott wieder ab, und Du hast sie auch gewiß verdient, weil Deine Zunge so frech die That leugnete, die Dir doch so deutlich im Gesichte ge-



Die Ausgabe des Kladderadatsch in Berlin. Von L. Löffler. (S. 330.)

schrieben stand." — „Die Frau Försterin schlug mich noch eher, als ich den Mund aufthat," entgegnete das Mädchen und machte große Augen über das unerwartete Einlenken der zornigen Matrone.

„Hätt' Dir Deine Mutter, als Du noch ein Kind warst, öfter mit solchem Schmalz die Backen eingerieben, Du wärst nicht die wilde ausschürige Hummel geworden," sagte Frau Kathel, ärger-

lich über diesen treffenden Einwand. „Doch geht's mich Nichts an, was aus Dir wird, da die Margold immerfort so halsstarrig auf ihrer Feindschaft gegen uns beharrt. Die sticht mich aber eben so wenig, als die Stacheln der welken Eberwurz, als die giftige Zunge von diesem oder jenem nichtsnutzigen Tagdieb! Warum ich Dich eigentlich hereinrief, das sollst Du jetzt wissen," fügte sie noch unsicherer hinzu. „Es ist mir nämlich gestern in dem Hochzeitstrouble eine Vergeßlichkeit passirt, Du hast noch Deinen Antheil Kuchen und Braten zu gute und sollst auch was von meiner Fränz ihrem Ehrentag profitiren . . ."

„Ich mach' selber bald Hochzeit, da gibt's Kuchen und Sauerbraten genug!" sagte das kecke Mädchen mit hochmüthigem Naserümpfen.

„So ist's also doch wahr, daß Du den Lindenfelser Müller heirathest?" stammelte die Matrone und schlug vor Ueberraschung die Hände zusammen.

„Das rothhaarige Fuchsgesicht, ich weiß, das thät' mir die Frau Försterin von Herzen gönnen!" rief Marilene mit schadenfrohem Gelächter. „Aber wenn ich auch nur eine Wilddiebstochter bin und Ihr ein Dorn im Auge trotz Eberwurz und Giftzungen, mein Sinn steht doch viel höher hinauf, viel höher, als auf so einen jämmerlichen Geizkragen, darauf kann die Frau Försterin noch heut ihr Testament machen!" prahlte sie mit triumphirenden Blicken und waidete sich an der sprachlosen Ueberraschung der alten Frau.

Gerade in dem Augenblick, wo diese ihr antworten wollte, um ihr rund heraus zu sagen, daß sie entweder eine Närrin oder eine verlogene Prahlerin sei und sie sich im einen wie im andern Falle geschwind aus dem Hause entfernen solle, wurde das Gespräch der Beiden durch ein Hornsignal aus der gegenüberliegenden Wohnstube unterbrochen, welches das geübteste Jägerohr getäuscht haben würde, während Frau Kathel sogleich wußte, daß es ihr lieber Eheherr war, der einfach der hohlen Hand die melodische Weise entlockte, sein wohlbekanntes Zeichen, wodurch er sie in seine Nähe rief, so oft er in seiner Blindheit ihrer Dienste bedurfte.

Das Signal hören und in der Angst, ihr Mann könne herüber kommen, die Thüre aufreißen und das Mädchen hinausziehen, war bei der bestürzten Matrone das Werk einer Sekunde; und ebenso rasch sah sich Marilene von ihr auf die Straße geschoben, stand wieder wie vorhin vor den Scherben ihres zerbrochenen Wasserkrugs und mußte zu ihrer Beschämung sehen, wie die Nachbarn rechts und links große Augen machten über die zornige Art, womit die Försterin sie gleich einer lästigen Bettlerin zum Hause hinauswies und dann die Thüre heftig zuschlug. Ohne recht zu wissen, was sie that, ballte sie drohend beide Hände gegen die Fenster des feindlichen Hauses und rannte dann blindlings zum Dorfe hinaus, bis sie zu der mächtigen Felsgruppe gelangte, welche eine Büchsenschußlänge vor dem Orte lagert, dort wo die steinigte Landstraße nach dem Thal hinabführt. — „Säufelsen" nennt der in Ortsnamen und Lokalbezeichnungen wenig ästhetische Sinn des Odenwälder Volks diese gewaltigen über- und nebeneinander gethürmten Granitmassen, die aus der Ferne betrachtet doch gewiß eher einem Haufen urweltlicher Riesenleiber, als einer Heerde borstiger Thiere gleichen, und deren imposanter Anblick einen geradezu komischen Kontrast zu dem unschönen Namen bildet, welchen ihnen die Menschen beilegen, bloß weil oben im Eichenbruch die kleine Schweineheerde des Dorfes ihren Waideplatz hat, wo sie zur Herbstzeit ihre Lieblingskost in reichlicher Menge vorfindet.

Wüthend über die ihr vor den Augen der Leute widerfahrene schimpfliche Behandlung brach das ehrgeizige Mädchen noch im Vorwärtsrennen in ein krampfhaftes Weinen aus und biß sich sogar im blinden Zorne bis auf's Blut in den Arm an der Stelle, wo sie noch den Druck von der Försterin Hand verspürte, als könne sie damit der feindlichen Frau selbst einen Biß versetzen. — Erst der hierdurch verursachte Schmerz gab ihr die Besinnung wieder; mit einer Kraft, die zu ihrer schmächtigen Gestalt in keinem Verhältniß stand, schleuderte sie einen großen, am Wege liegenden Stein gegen das Dorf zurück, als wenn sie damit gleich am Liebsten den ganzen Ort zertrümmert hätte, worauf sich der kochende Grimm in der Brust legte, und an die Stelle der blinden Erbitterung eine kalte Ueberlegung trat, die schon im nächsten Moment nur noch auf Rachepläne und feindliche Anschläge gerichtet war.

Aber keiner von allen wollte ihrem Zorne und ihrer Verwegenheit genügen, weder der, das Grab ihres Vaters Tag für Tag mit frischen Blumen zu schmücken noch der andere, unablässig der Försterin Disteln an's Thor zu binden, noch der dritte, ihr sogar an einem der nächsten Sonntage einen Eberwurzstengel an's Gitter ihres Kirchenstuhls zu hängen, damit die ganze Gemeinde Zeuge ihrer Beschimpfung sein möge. — Da fiel ihr ein, daß sie die Steingötterin, die Vertraute von ihrem und ihrer Mutter Haß, um Rath fragen wolle. Denn auch die Alte war der Försterin im Geheimen spinnefeind, weil ihr dieselbe bei den Leuten ihre einträglichen Zauberkünste verdarb und dem Aberglauben an ihre Salben und Tränke, ihre Sprüche und Prophezeiungen, wo sie konnte, durch Belehrung und giftige Spottreden entgegenarbeitete, sie auch wohl selbst über ihr betrügerisches Treiben zuweilen heftig ausschalt und mit Anzeige beim Amt bedrohte. Dieß Alles hatte die einäugige falsche Spekulantin längst auf's Heftigste gegen die einflußreiche Förstersfrau erbittert, der auf offenem Wege mit keiner Wiedervergeltung beizukommen war, zumal die Steingötterin an ihr ihre beste Kundin hatte und täglich von ihr Kommissionen mit in die Stadt nahm. (Fortsetzung folgt.)

Kladderadatsch und seine Gelehrten.

Von

Schmidt-Weißenfels.

(Bild S. 329.)

In dem vormärzlichen Berlin, wo noch ein naiver Ton herrschte und die Politik eine außerordentliche Beschäftigung war, bestand ein Schriftsteller- und Künstlerverein, das Rütli. Hier sind eigentlich die Wurzeln jenes politischen Witzblattes zu suchen, welches heute eine unstreitig große Bedeutung besitzt und sich einen europäischen Namen gemacht hat, nämlich der „Kladderadatsch", das am Meisten kosmopolitische, das schärfste und den ätzenden berliner Humor am glücklichsten ausdrückende Journal zum Lachen. Aus jenem Rütli-Verein sind die Spottlieder jener Zeit hervorgegangen die, wie das Lied vom Bürgermeister Tschech und von der Freifrau von Droste-Vischering, eine populäre Bedeutung erlangten und bis heute behielten. Sie haben Rudolph Löwenstein zum Verfasser, heute einer der Gelehrten des Kladderadatsch, damals ein geplagter Philologe, der nebenbei die Kunst der Mnemonik trieb und jene zarten, lieblichen, poesievollen Lieder dichtete, die so vielfach von deutschen Musikern komponirt wurden und noch immer zu den Gesungensten gehören. Außer Löwenstein, nebenbei gesagt ein sehr geselliges und anheiterndes Talent, welches in heiteren Tischreden immer geglänzt hat, befand sich auch der heutige Redakteur des Kladderadatsch im Rütli, Ernst Dohm, damals ebenfalls ein junger Mann von 25 oder 26 Jahren, ein gelehrter und sehr ernster Kandidat der Theologie, der schon ein paarmal in Freienwalde an der Oder gepredigt hatte, während er daselbst bei einem Grand der Mark Hauslehrer war. Im Jahre 1845 war er nach Berlin gekommen, hielt hier Pensionäre, gab Privatstunden, arbeitete für das Magazin für die Literatur des Auslandes, quälte sich und war bei alledem der liebenswürdige, herzige, seelengute Mensch, der er noch heute ist. Auch Wilhelm Scholz war Mitglied dieser humoristischen Kneipgesellschaft, eben erst mit der Akademie fertig und ein Schüler des hofmännischen Malers Wach, des Bruders der höfischen Romanschreiberin Paalzow, der schon damals mit jenen Karrikaturen debutirte, welche der Kladderadatsch auf seiner letzten Seite seitdem in solcher Vollkommenheit und oft mit so unnachahmlichem Humor gebracht hat. Diese Drei, heute reputirliche Gelehrte des berliner Kladderadatsch, verfaßten in jener Zeit schon, in Verbindung mit einigen Anderen, eine humoristische Privatzeitung des Rütli, deren Redaktion Dohm besorgte.

Das Jahr 1848 zerstörte und zersplitterte diese Gesellschaft wie so viele andere; das öffentliche Leben nahm die Meisten in Anspruch; sie trieben in dem Strom, gingen unter, oder retteten sich wieder an's Land. Das harmlose Rütli war nicht mehr zu einer Zeit, wo man sich in Berlin leidenschaftlich mit Politik beschäftigte,

wo die Bürgerwehr tagtäglich durch die Straßen trommelte und alle Tage durch die „fliegenden Buchhändler" ein paar Dutzend neue Flugblätter an allen Straßenecken in betäubender Art ausgeschrieen wurden. Ein Restchen vom Rütli war allein zusammengeblieben und versammelte sich in der Weinstube von Hippel, wo politisirt wurde und auch noch wie früher „neue Lieder" gedichtet wurden, Spottverse, zu denen der große Scholz seine humorreichen Karrikaturen machte.

Am 6. Mai dieses „tollen Jahres" war es, als die „fliegenden Buchhändler" von Berlin mit heiserer Stimme eine neue Wochenzeitschrift für Witz und Satyre ausriefen, den „Kladderadatsch", ein berliner Ausdruck für den Zusammenbruch bis zum Urbrei, der in einer Zeit populär war, wo Alles Urbrei, das heißt Kladderadatsch war. Unter den Hunderten solcher Zeitschriften, die kamen und verschwanden, von Flugblättern und Broschüren aller Art, zeichnete sich dieser Name derselben und ihr witzreicher, stacheliger Inhalt so aus, daß sie sogleich willkommen geheißen und stark gekauft wurde. Es war dieß eine große und angenehme Aufmunterung für den Buchhändler Hofmann, der eben mit trübseligem Blick die unbezahlten Rechnungen und die leere Kasse betrachtete, und nicht minder für den Verfasser dieser ersten Nummer, für den Vater des Kladderadatsch, der unter den schwierigen Verhältnissen und bei der außerordentlichen Konkurrenz doch eine Zukunft versprach. Dieser Vater war David Kalisch, eben erst bekannt geworden durch seine viel gegebene Posse „Einmalhunderttausend Thaler", welche das Königstädtische Theater mit 50 Thalern dem armen Verfasser abgekauft hatte, und die ihm so viel einbrachte, daß der Direktor Cerf es wirklich über's Herz bringen konnte, später noch einmal eine Extra-Gratifikation von 50 Thalern huldreichst zu gewähren. Das hat ihm nun freilich Kalisch, der schnell der populärste berliner Possendichter wurde, später gründlich angestrichen. Damals war er zufrieden, daß er seinen Humor in dem Kladderadatsch leidlich versilbern konnte, insofern die erste Nummer desselben eine Glück verheißende Aufnahme gefunden hatte.

Von der zweiten Nummer an traten Löwenstein und Scholz als Mitarbeiter ein, Dohm erst im folgenden Jahre. Es war, kann man sagen, eine Familienunternehmung; denn Kalisch, Löwenstein und Dohm waren eng verwandt und vervettert und stammten alle Drei aus Breslau. Scholz allein war Familie für sich, ein berliner Kind; aber auch sein Stammbaum war in Breslau aufgewachsen. Keiner von den drei eigentlichen Gelehrten hatte sich träumen lassen, mit der Feder in Witz getaucht einmal einen speziellen Ruhm unter den deutschen Schriftstellern und als solcher eine respektable Revenue zu genießen. Weder Löwenstein, der ein Schulmeister werden wollte, noch Dohm, der sich als ein ernster, gelehrter Geistlicher die Zukunft ausgemalt, noch Kalisch, der seines Zeichens ein Kaufmann war und als solcher ein bewegtes Leben geführt hatte. Er fungirte erst als Disponent eines Geschäfts in Ratibor, dann ging er nach Paris, wo er mit Heinrich Heine bekannt wurde und mit Karl Grün, der ihm eine Stellung in einem lyoner Handlungshause verschaffte. Dieß gab Kalisch dann Gelegenheit zu einer Reise nach Spanien, von der er nach Deutschland zurückkehrte, um dem Dämon des literarischen Dranges zu folgen. Die Gelehrten des Kladderadatsch gehören also zu Denjenigen, von denen Herr von Bismarck sagte, sie hätten ihren Beruf verfehlt. Und Niemand sollte es doch merken, Niemand es ihnen verargen, sie es sich selbst am Allerwenigsten. Es ist ja eben ein Unglück, daß die Regierungen noch keine Anstalten eingerichtet haben, wo die Schriftsteller wie die Brüder des Rauhen Hauses erzogen werden können und dann erst nach abgelegtem Examen die Konzession zum Schriftstellern bekommen. So lauft denn ein Jeder, der will, unter die Literaten und leistet, was er kann. Wunderlich sind die Wege, die den Menschen an sein Ziel führen. Kalisch, der mit seiner Posse „Einmalhunderttausend Thaler" die deutschen Bühnen eroberte, die er in rastlosem Fleiß dann mit den Stücken des „höheren Blödsinns" überschüttete und damit eine spezifische Gattung der dramatischen Literatur vertrat, er ahnte es auch nicht, als er auf diesem Felde im Jahre 1845 in dem bretternen Tempel des „reisenden" Sommertheaters von Dorf Schöneberg debutirte, wo seine kleine Possen, wie z. B. „Ein Handbillet von Jenny Lind", die Studenten- und Philisterwelt von Berlin zahlreich versammelten, wo man mitspielte und Jux trieb und der Erfolg dieser Possen sogar die ersten Tantièmen für deren Verfasser abwarf!

Der Kladderadatsch hielt, was er in seiner ersten Nummer verheißen hatte — er wurde ein beliebtes Witzblatt der Berliner, das schnell auf 6000 Abonnenten stieg. Als die Reaktion und die Staatsretterei losging, fielen alle die 1848er Frühjahrsblätter wie vom Frost getroffen im Novembermonat ab; nur der Kladderadatsch gerirte sich als immergrüne Nadel. Darob ergrimmte Vater Wrangel und verbot ihn im zweimeiligen Umkreis von Berlin während des Belagerungszustandes, verbot auch der Post den Debit des Blattes. Redakteur Löwenstein wurde ausgewiesen, mehr als einmal, was ihn nicht verhinderte, immer wieder zu kommen. Aber es gab eine Zeit, wo er den Kladderadatsch in seinem Exil Dessau, Kalisch ihn in Berlin schrieb, wo er in Berlin gesetzt, in Freienwalde gedruckt und dann wieder nach Berlin eingeschmuggelt wurde. Erst 1849, im Mai, nachdem der Kladderadatsch sein erstes Jahr hinter sich hatte, übernahm Ernst Dohm an Stelle Löwenstein's die Redaktion des Blattes und warf auch seine humoristische Kraft mit in die Wagschale.

Unter der wohlgefällig sich spreizenden Reaktion gab es wohl keine Zeitung und Zeitschrift, welche sich von Seiten der Diplomatie gleicher Ehre rühmen konnte, als der Kladderadatsch mit seinen 10—20,000 Abonnenten. Mit wenigen Ausnahmen ergingen von allen europäischen Kabinetten diplomatische Noten an das Ministerium zu Berlin, welche sich über das böse Witzblatt beschwerten und seine Unterdrückung oder Maßregelung befürworteten. Ein stattlicher Aktenstoß enthielt das Sündenregister des Kladderadatsch, und die auswärtige Pression war so bedeutend, daß die berliner Polizei sogar in Folge einer Beschwerde von Paris her den armen Löwenstein wiederum aus Berlin verwies. Auch würde der Kladderadatsch schwerlich vor seinem Untergange bewahrt worden sein, wenn er nicht neben seinen mächtigen Feinden auch mächtige Protektoren und Gönner gehabt hätte. Zu diesen gehörte vor Allen der König Friedrich Wilhelm IV., der nicht bloß den Witz überhaupt liebte, sondern auch die Verspottung von Personen und Dingen. Er war ein Verehrer des berliner Witzblattes, und es mußte oben auf dem Packet der Zeitungen liegen, welches Sonnabends an ihn gesandt wurde. Als einmal dem König mitgetheilt wurde, daß das Staatsministerium beschlossen habe, den Kladderadatsch wegen seiner unverbesserlichen Haltung zu unterdrücken ließ er sogleich nach Berlin an Manteuffel telegraphiren: „Meinem Kladderadatsch Nichts zu Leide thun!" Uebrigens war Manteuffel selbst dem Blatte nicht feindlich gesinnt; er konnte einen Spaß verstehen. Aber als in Folge seiner Kammerrede das bekannte Bild Manteuffel's mit der Ziege im Kladderadatsch erschien, nahm sich der Minister Westfalen seiner an und ließ den Verleger Hofmann wissen, daß er das Blatt unterdrücken werde, wenn es noch einmal die Minister in solcher Art zum Gespötte mache.

Darnach kamen ziemlich stille Tage für den Kladderadatsch, an den sich seine Feinde zuletzt so gewöhnten, daß sie seine besten Freunde wurden. Das beliebte, vielgelesene Blatt wurde eine Macht, mit der man einen Kampf liebte. Die neue Aera ließ es ungeschoren; wenn auch die liberalen Minister für alle Witze über sie empfindlich waren — noblesse oblige, und ähnlich so mag Graf von Bismarck denken, der nicht nur den Witz, auch über sich, mit guter Miene hinnimmt, sondern der auch den übrigen reaktionären Ministern anderer Länder gegenüber sich etwas darauf zu Gute thun mag, daß in dem von ihm regierten und gemaßregelten Preußen doch noch ein so scharfes Witzblatt ungestört erscheinen kann. Es wäre auch, wie er recht gut fühlt, kein kluger Streich, den Witz mit Keulen niederzuschlagen. Nicht einmal Herr von Beust, obwohl er den Kladderadatsch wegen seiner Angriffe und namentlich der Karrikaturen auf ihn gründlich haßt, wagt ihm öffentliche Fehde anzukündigen; aber er hat es doch in Folge der letzten Ergrimmungen der Sachsen gegen Preußen dahin gebracht, daß der Kladderadatsch viele seiner Abonnenten in dem Elbkönigreiche verlor. Die Abonnentenzahl schwankt seit Jahren schon stets zwischen 30—40,000. Bei einem solchen Aufschwung des Witzblattes von den improvisirten Anfängen an kann man sich denken, daß das Jubiläum der 1000sten Nummer desselben im August vorigen Jahres seine volle Berechtigung hatte.

Schließlich ist es nicht uninteressant, die einzelnen Domänen kennen zu lernen, die jeder der Kladderadatsch-Gelehrten inne hat. Die Illustrationen waren früher theils nach Angaben von Löwenstein, theils eigene Erfindungen von Scholz, wie dieß seit den letzten Jahren durchaus nur der Fall ist. Zeitweise lieferten auch der zu früh verstorbene, talentvolle Steinitz, ferner Reinhardt und Herbert König Illustrationen. Strudelwitz und Prudelwitz sind eine Erfindung von Löwenstein und sein alleiniges Feld; die pyramidalen Ausdrücke dieses Aristokratenthums sind wirklich in die Reden und Empfindungen der Gardelieutenants übergegangen. Die größeren Gedichte sind theils von Löwenstein, theils von Dohm; von Kalisch erschienen früher einige drastische, wie das bekannte: „Er hat seine Keile weg.“ Zwickauer ist eine Figur der Erfindung von Kalisch; ebenso gehört ihm die Autorschaft der Schauerromanzen, theils auch die von Karlchen Mießnick, an der aber auch Dohm seinen Theil hat. Im Uebrigen arbeitet Jeder selbstständig für sich an der einzelnen Nummer. Vieles von den eingesandten Witzen ist zwar zu Illustrationen benutzt worden, aber im Allgemeinen nicht oft zu verwenden. Einzelne Beiträge darunter sind von Fr. Dingelstedt gewesen und mehrere sehr hübsche Gedichte von G. H. waren von Georg Herwegh.

Was willst Du werden? von Oskar Pletsch.

(Bild S. 325.)

Oskar Pletsch ist den Lesern dieser Blätter kein Fremder mehr: im Gegentheil ein recht vertrauter und lieber Freund. Der liebenswürdige Künstler hat sie ja schon so oft in seine Kinderstube eingeführt, hat sie den Scherz und Ernst ihrer Spiele, ihres ganzen Thuns und Treibens beobachten lassen, und wir sind ihm gerne gefolgt, denn er wußte uns mit seinem feinen Griffel auf die kleinsten Nüancen des Kinderlebens aufmerksam zu machen: er hat sie ja studirt, wie außer ihm nur Richter. Eines der liebsten Spiele der Kinder ist das Handwerkerspiel, bei dem sie sich durch allerlei Hantirungen errathen lassen, was man für einen Lebensberuf treibt. Und gar oft taucht da im Scherz die Frage auf „was willst Du werden?“, die später so ernst an den Knaben herantritt. Pletsch hat diese Frage in einer Reihe der hübschesten Bilder durchgeführt, die solchen Anklang fanden, daß er eine zweite Serie folgen lassen mußte, welche noch mehr und mit Recht noch mehr gefiel. Aus diesen in Berlin bei Weidmann erschienenen beiden Sammlungen wählen wir ein Bild, das unsere Leser veranlassen dürfte, sich die ganzen Sammlungen näher anzusehen; daß sie auch dieß Buch von Pletsch liebgewinnen werden, das sind wir überzeugt. Der Vers zu unserem Bilde lautet:

Wohl mancher Knabe möchte gerne
Kunstreiter sein in Glanz und Flimmer,
Wenn er im Cirkus sie von ferne
Fortjagen sieht im Lichterflimmer;
Lockt auch das Aeußre, lern' sie nicht
Die Kunst, die Arm' und Beine bricht.

Die Kilianskirche in Heilbronn.

Von

Erwin Stein.

(Bild S. 328.)

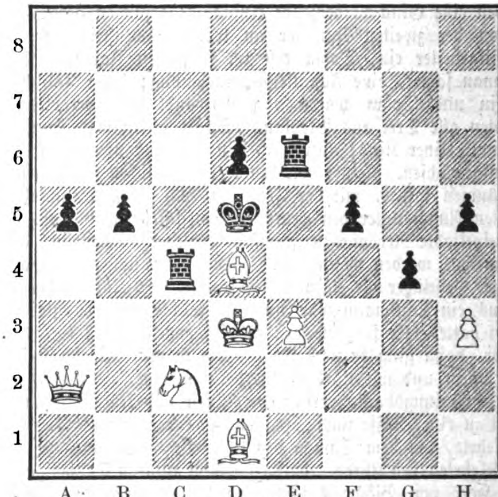
Jede Stadt hat ihr Wahrzeichen, das interessanteste sind die Thürme ihrer Kirchen. Auf den ersten Blick erkennen wir eine Stadt, die ein paar oder auch nur einen ausgeprägten Thurm hat: die feine Nadel des Stephansthurms, die aus dem Häusermeere von Wien ragt, die beiden Kappenthürme Münchens, der viel durchbrochene Thurm und Thurmhelm von Straßburg, die mächtige Kuppel von St. Peter in Rom, die endlose Zahl von Thürmen Prags, sie alle haben sich in unserer Erinnerung mit dem Namen dieser Städte verknüpft, so daß der Maler nur eine Häusermasse zu zeichnen braucht und diese Thürme, so haben wir das Bild der Stadt lebendig vor uns. Unter den schwäbischen Städten hat, mit Ausnahme Ulms, keine ein so charakteristisches Gepräge, als Heilbronn durch die seltsame phantastische Form des Thurms ihrer Kilianskirche. Mächtig überragt er die Stadt und seine beiden Nebenthürme, die viel älter, aber auch kleiner sind. Er mißt 225 Fuß und setzt sich aus dem Viereck in's Achteck um. 1529, also aus der spätesten Zeit der Gothik, stammt er, während die Kirche selbst im Jahre 1013 begonnen, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert fortgesetzt (der Chor stammt aus dem Jahre 1480) und erst 1529 vollendet wurde. Die Entwicklung der Baukunst in dieser langen Zeit hat der Kirche einen sehr gemischten Charakter gegeben und insofern bietet er gewissermaßen eine Illustration zur Baugeschichte im kleinen Raum. Den Hauptaltar ziert ein herrliches Tabernakel aus geschnitztem Holz, das namentlich durch die Hauptfiguren, die Jungfrau und vier Heilige, ausgezeichnet ist. Leider hat man dem Ganzen einen grauen Anstrich gegeben. Die Kanzel ist ein Meisterstück der Renaissance; von den Decken hängen aus Kupfer getriebene Lampen. Der Blick durch die Kirche ist von den Holzeinbauten und das Gestühl sehr beengt, sonst würde sie von einer weit mächtigeren Wirkung sein; dagegen hat die Akustik bei den zahlreichen Aufführungen von Oratorien in diesen Räumen sich als ganz vortrefflich bewährt. Von der Höhe des Thurms hat man eine überaus reizende Aussicht auf das industriereiche Heilbronn und die freundliche Umgegend, den Neckar hinab und hinauf, die Wartburg u. s. w.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn **C. Mühlmann.**

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 276:

1) B 7 — B 8 D. † . . . . 1) K. B 1 — C 1. Am Besten. Auf K. B 1 — A 1 folgt 2. K. C 5 — B 4 und gewinnt.
2) D. D 8 — E 5 . . . . 2) K. C 1 — B 1.
3) D. E 5 — E 1 † . . . 3) K. B 1 — B 2.
4) D. E 1 — D 2 † . . . 4) K. B 2 — B 1.
5) K. C 5 — C 4. . . . . 5) A 2 — A 1 D.
6) K. C 4 — B 3 und gewinnt.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 307:

Der Uebergang nach Alsen war kühn.



Ankunft der Hazeldean's in London. (S. 333.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von W. Smith.

(Fortsetzung.)

15. Der Farmer wird geopfert.

Es war spät Abends, als unsere Reisenden in London anlangten. Unerfahren, wie man sich in dem großen Gedränge von Ankommenden und Harrenden zurecht zu finden habe, dauerte es lange, ehe sie mit ihren Sachen eine bergende Droschke erreichten. Der Farmer war vollkommen verblüfft, die Knaben und Primrose theils in Furcht, theils in Spannung über die Neuheit des Schauspiels. Den schlimmsten Eindruck aber machte die geräuschvolle Szene auf die arme Kezia. Als sie den dichten Menschenknäuel, in welchen sie wie in einen Strudel hineingezogen ward, in ihrem breiten Somersetshire-Dialekt zurückweisen wollte, erregte sie einen Sturm von Gelächter, welchen das Komische ihrer Erscheinung verdoppelte. Die kleine runde Figur war in eine Tracht gekleidet, die fünfzig Jahre früher in der Mode gewesen. Sie trug einen gewaltig großen schwarzseidenen Hut, der wie eine blecherne Kohlenschütte aussah, ein dunkles Kleid, scharlachrothen Ueberwurf und weiße Schürze. Als zwei dienstfertige Packträger zugleich ihre Hände nach dem Gepäck ausstreckten, mit welchem sie wie ein Mülleresel beladen war, gerieth sie in große Aufregung, denn sie hielt dieselben für londoner Räuber, von denen sie so viel Grausiges gehört und gelesen hatte.

Namentlich hatte sie auch große Angst, daß Eins von den Ihrigen verloren ginge. „Nehmen Sie sich in Acht, Master,“ sagte sie geheimnißvoll zu Hazeldean; „ich habe oft in den Blättern gelesen, daß plötzlich ältere ‚Gentlemen‘ vermißt werden. Bleiben Sie dicht bei mir, daß ich Sie nicht aus den Augen verliere!“

Endlich waren sie glücklich mit ihren Sachen in einer Droschke, aber auch jetzt noch konnte die alte treue Seele den Gedanken nicht los werden, der Cabman könne im Einverständniß mit Gaunern sie und das Gepäck „verschwinden lassen“. Hazeldean beabsichtigte ganz in der Nähe der Wohnung seines Bruders abzusteigen, mit seiner Familie Thee zu trinken und dann selbst den „Gentleman“ von seiner Ankunft zu benachrichtigen.

Die Knaben und die kleine Primrose ergingen sich in lauten Rufen der Verwunderung und Ueberraschung, als sie die hell erleuchteten Straßen mit den vielen strahlenden Schaufenstern passirten. Kezia murmelte etwas von „glänzenden Grüften“ und „Diebeszähnen“. Der Farmer war schweigsam. Er dachte an die schöne Brautfahrt, die er lange, lange Jahre früher als glücklicher Gatte nach London gemacht hatte.

Der Wagen hielt an der „Rose und Krone“. Kezia entfernte sich keinen Schritt von dem ersteren, bevor nicht alle Personen und jedes Stück des Gepäcks in Sicherheit waren. In einem Zimmer angekommen, verlangte sie Wasser, holte aus einem Packet den Theekessel, Brod, Butter, Zucker ꝛc. hervor und schickte sich an, den Thee selbst zu bereiten, als wäre sie noch daheim auf der Farm. Etwas beschämt flüsterte Hazeldean ihr zu, daß sich dieß im Gasthaus nicht schicke, sondern daß sie mit Theekochen warten müsse, bis sie ein Privatlogis bezogen hätten. Maulend fügte sich die Haushälterin. Der Farmer bestellte hierauf den Thee und was dazu gehörte, in üblicher Weise, und brachte dann die alte Wirthschafterin mit den Kindern in ihr Schlafzimmer; während aber Kezia glaubte, er sei ebenfalls in seinem Zimmer schlafen gegangen,

machte Hazeldean sich noch auf, seinen Bruder zu besuchen. Das Haus, welches dieser bewohnte, lag in einer angrenzenden Straße; als der Farmer einen Kellner aufforderte, ihn dahin zu bringen, starrte dieser den so schlicht und bäuerisch aussehenden Mann an, als wundere er sich, daß Jener mit einem so feinen Herrn, wie Seymour Hazeldean, Bekanntschaft habe.

Das unaufhörliche, ohrbetäubende Geräusch des Wagenrollens, Roſſetrabens und summenden Menschenverkehrs auf den Straßen beim hellen Gaslicht erheiterte und zerstreute den Farmer keineswegs; im Gegentheil, er fühlte sich einsamer als in den menschenleeren, nur vom Monden- oder Sternenschein beleuchteten Dorfgassen seiner Heimat, wo zu dieser Nachtzeit kein Laut hörbar ward außer dem eintönigen Plätschern des Röhrbrunnens, dem vereinzelten Brummen einer halbschlafenden Kuh, dem Schnauben eines Rosses oder dem Bellen eines Hofhundes, und im nahen Buchengehölz dem süßen Klagen der Nachtigall. Seine Stimmung war eine gepreßte, als er bei dem gewünschten Hause ankam, dessen meiste Räume glänzend erleuchtet waren.

Seymour Hazeldean hatte sich, wie schon erwähnt, mit seinem Erbe seit Jahren in das wirre Getriebe der Spekulation gestürzt. Bald war es diese, bald jene Unternehmung, Aktienbank, Eisenbahngesellschaft, Bergbaukompagnie, Industrieausbeutung, oft eine ganze Menge von dergleichen Unternehmungen zugleich, die ihn zu ihrem Theilhaber zählten, und häufig geschah dieß unter der Aegide des reichen Spekulanten James Melville, eben so häufig jedoch unter der Leiterschaft des Quintin Schnaffel, der mit dem bestechenden M. P. hinter seinem Namen auf den Listen vieler Unternehmungen obenan stand. Diese beiden Spekulanten, Melville und Schnaffel oder Snaffle, repräsentirten zwei verschiedene Typen von Geldmachern. James Melville, entschieden der gewiegtere, hatte ein gewisses kaufmännisches Gewissen. Er scheute sich nicht, Geld zu nehmen, wie er es eben bekommen konnte, aber mied stets mit einem merkwürdig feinen Tastsinne solche Unternehmungen, welche unmittelbar neben der Barre des Strafgerichts hingingen. Seine Spekulationen mußten immer einen gewissen reellen Hintergrund haben. Genug, er war der noblere Geldmacher, er hielt sich fern von Allem, was bei der gerichtlichen Untersuchung geradezu als Betrug erkannt werden konnte; das überließ er dem Herrn Quintin Schnaffel, dem es nicht darauf ankam, zur Theilnahme an einer Schwindelhambank, einer im Mond liegenden Eisenbahn, einer Kaupel- und Spitzbubengesellschaft auf Aktien &c. zu veranlassen, das Geld einzustreichen und zu unterschlagen. Melville war der Gefährlichere für feiner gebildete Leute, die auf leichte Weise ihre Kapitalien verzehnfachen wollten, oder für Gauner, welche sich einbildeten, ihn überlisten zu können; Schnaffel fing sich am Leichtesten die Tölpel und die kleinen Leute.

Seymour Hazeldean hatte mit Beiden zu thun, denn seine maßlose Genußsucht trieb ihn, auf jede sich darbietende Weise Geld zu machen, aber der Noblere war ihm doch der Liebste; er fühlte seinen Stolz weit mehr angeregt, wenn er in einer Soirée oder Assemblée Melville's figuriren oder in dessen Wagen durch die fashionablen Straßen sausen konnte, als wenn er mit Schnaffel, Schwindelham und Comp. bei Austern und Champagner saß. Uebrigens hieß es von ihm: Alles zu seiner Zeit! In demselben Hause, das er bewohnte, war eine sehr nebelhafte Stockbank etablirt, deren Hauptheilnehmer er war, und an demselben Abend, als Farmer Hazeldean anlangte, gab Seymour einigen seiner Freunde und Genossen, als da waren: Snugly Deep, und Flashman, und Melker, und Simon Skulk, der Clerk jener verdächtigen Bank, sammt deren Frauen und Töchtern ein glänzendes Ballfest, bei welchem Mrs. Deep die Honneurs, Skulk den Kellermeister und Aufseher machte.

Farmer Hazeldean fragte sehr bescheiden an der Eingangsthür nach Herrn Seymour Hazeldean, und ein junger Mensch, der den Pagen spielte, antwortete so patzig, daß der ehrliche Mann, der sich für dumm gehalten sah, die Geduld verlor und dem naseweisen Burschen mit einigen Jagdhieben drohte. Der Lärm, welchen diese Szene verursachte, zog Herrn Skulk herbei, der in schwarzer Galakleidung mit weißer Kravatte, weißer Weste und blendenden Glacés wie ein Höfling aussah. Mr. Skulk sagte zwar, Herr Seymour Hazeldean sei augenblicklich sehr für seine Gäste engagirt, aber er hatte von Farmer Hazeldean und seinen Tausenden schon gehört und war viel zu klug, um diesen fetten Bissen aus dem Garne zu lassen. Er lud ihn sehr höflich nach einem kleinen allerliebsten Zimmer ein, bat ihn, einige Minuten zu harren, und versprach, seinen Herrn Bruder augenblicklich zu benachrichtigen. Der „Gentleman" hatte eben mit der fetten und sehr flatterhaften Mrs. Deep einen Walzer geendet, als Mr. Skulk ihn von der Anwesenheit seines Bruders in Kenntniß setzte. Er eilte, ein Muster von Eleganz, sofort in das Zimmer des Harrenden. Der Farmer bemerkte mit Schmerz die Zeichen der Ausschweifung und Verstörung in den Zügen seines Bruders. Nichts konnte ihn bewegen, der Einladung zur Theilnahme an dem Ballfeste zu folgen; er verabschiedete sich vielmehr sofort wieder, mußte aber versprechen, am folgenden Morgen zum Frühstück zu kommen, und bei diesem Frühstück, an welchem die meisten der Herren vom vorigen Abend theilnahmen, ward sein Unglück besiegelt. Quintin Schnaffel, Snugly Deep, Flashman, Skulk zogen ihn in's Netz ihrer schwindelhaften Spekulationen; er ward in ein elegantes Logis gebracht, mit allem Comfort großstädtischen Lebens umgeben, fetirt, zerstreut, umschmeichelt und mit ungeheuren Vorstellungen von dem zu machenden Gewinn erfüllt; genug, die Betrüger arbeiteten langsam, klug und sicher an des harmlosen Opfers Verderben. Sein Bruder watete längst mit in dem Sumpfe der Schwindelei, hatte aber selbst keine rechte Vorstellung von den Rollen, die man ihn spielen ließ, er ward in anderer Weise ebenfalls dupirt, hatte um die Zeit, wo sein Bruder Harry seine letzten Kapitalien verlor, ebenfalls große Verluste, und ergriff endlich mit zuletzt erschwindelten fünfzig oder sechzig Pfund nebst den Uebrigen die Flucht, indem er aussprengte, er habe sich selbst den Tod gegeben, und überließ den ehemaligen Farmer seinem Schicksale. Allein von der ganzen Schwindelbande, der er ohne Wissen in aller Form angehörte, zurückgeblieben, ward dieser ergriffen, prozessirt und, wie wir gesehen haben, zu vieljähriger Transportirung verurtheilt.

16. Belauscht von Räubern und Mördern.

Und nun wollen wir zu den beiden Knaben zurückkehren, die wir im dunkeln Schooße der Adelphigewölbe verließen. Als Harry gebetet hatte und eben einschlafen wollte, war es ihm bekanntlich, als habe er ein seltsames Geräusch in seiner Nähe gehört; er blieb noch eine Weile, den Kopf auf den einen Arm gestützt, die andere Hand an dem kostbaren Päckchen in seiner Brusttasche, doch strengte er vergeblich sein Ohr an. Ringsum war es still wie in einem Grabe. Er schloß die Augen, die nicht einen Schritt weit sehen konnten, und folgte nun dem Beispiele des sanft neben ihm schlafenden Bruders. Er träumte von seiner früheren glücklichen Heimat, von den prächtigen Gärten, Wiesen und Feldern, von dem klaren Bach, in dem er so gern gewatet, von einer lieben Stimme, die ihn zum Essen gerufen und die er auf Erden nimmer hören konnte, von der Mutter Stimme! Es war ihm, als bringe ihn die treue Mutter in sein weiches, warmes Bett, als küsse sie ihn, gute Nacht sagend, auf die Wange und decke ihn sorgsam zu. Dann aber wurde der liebliche Traum zu einem schrecklichen Alpdrücken. Die zarte Mutterhand verwandelte sich in eine rauhe, harte Pfote, ihr Antlitz ward zu einer schwarzen, behaarten, abschreckenden Fratze, einem Räuber oder Dämon angehörend; die angenehmen, weichen Formen in blaßrothem oder lila Gingham, in schwarzseidener Schürze und weißem Häubchen, wurden zu einer drohenden vierschrötigen Mannsgestalt in olivengrünem Kittel, bunter Weste, schmutzigen Lederbeinkleidern und gewaltigen Aufschlagstiefeln. Eine harte, behaarte Hand schien über sein Gesicht und seinen Hals zu streichen und an seiner Brust nach dem Packet zu suchen, das er so sorgsam behütete. War es der Alp oder war es eine wirkliche Erscheinung? Kämpfte der Schläfer mit einem Phantom oder mit einem Räuber, der ihn im Schlafe überfiel und ihm das Packet stehlen wollte?

Plötzlich schrie Harry laut um Hülfe, und Sim, aus dem Schlafe geschreckt, wiederholte mit herzzerreißender Stimme den Hülferuf. „Still, ihr jungen Hunde, oder ich will euch die Schnauzen für immer stopfen!" raunte eine tiefe Stimme den Knaben zu. „Her mit dem Packete, von dem ihr vorhin spracht, und es soll euch kein Haar gekrümmt werden; gebt ihr's nicht, mach' ich ein Ende

mit euch!" — „Ich will es nicht hergeben, so lange ich lebe!" rief Harry entschlossen. — „Gib's hin, lieber Bruder — thu' es, Hal! Gib's dem Gentleman!" flehte der bebende Sim. — „Nein, ich will nicht!" schrie Harry trotzig. — „Dann komm', Dick," sagte die rauhe Stimme wieder, „und klopfe dem Kleinen da mit Deinem Hammer das Maul! Ich will dem Burschen hier den Hals umdrehen, wenn er nicht auf der Stelle parirt!"

Harry hatte inzwischen das Packet in eine Achselhöhle gedrückt und hielt den Arm fest darüber. „Willst Du oder willst Du nicht?" sagte der Räuber abermals. „Weigere Dich nicht mehr, Bursche, oder es ist Dein Verderben! Ich will das Packet und ich muß es haben, und wenn Du's nicht freiwillig hergibst, muß ich Dich zwingen, und wenn Du schreist oder ich kann's auf andere Weise nicht kriegen, reiß' ich Dir die Kehle aus Deinem verdammten Halse!" — „O Hal, Hal, er macht mich todt!" schrie Sim, niedergedrückt von einer rauhen Hand, die sich auf seinen Mund gedrückt hatte. — „Mörder! Mörder!" schrie Harry. „Lass' meinen kleinen Bruder gehen, hier ist das Packet!" — „Nein, er soll's nicht haben, beim ewigen Gott!" donnerte plötzlich eine andere Stimme, und ein Lichtstrahl erleuchtete den bisher stockfinsteren Raum.

Der Neuangekommene war Jack mit der Laterne; mit der Raschheit eines Jünglings setzte er in kleiner Entfernung die Laterne an den Boden, näherte sich dem Räuber, welcher seine schwere Hand auf Sim's Mund gepreßt hielt, und versetzte ihm mit einem Todtschläger (life-preserver), den er, wie ein großer Theil der Engländer, stets bei sich führte, einen Schlag auf den Kopf, daß er niederstürzte wie ein vom Fleischer getroffener Stier. Dann wendete er sich gegen den andern Räuber, welcher eben das Packet aus Harry's Hand genommen hatte, riß es diesem wieder weg, schlug wacker auf ihn los und trieb ihn dermaßen in die Enge, daß er sich auf die Kniee niederwarf und um Gnade bat.

Harry hatte bereits beim ersten Erscheinen des Lichtes die beiden Räuber, den schwarzen Dick und Jocking Jem, wiedererkannt, welche in Pimliko den Mord begangen, dem Arme der Polizei also entkommen waren. Als Jack mit der Laterne glaubte, der zweite Räuber habe genug, hieß er ihn mit einigen Worten zorniger Entrüstung laufen, trieb ihn selbst mit seiner Waffe bis zum Ausgange des Gewölbes, und kehrte dann zu den Knaben zurück, indem er den niedergeschlagenen Räuber, den er für todt hielt, zunächst gar nicht weiter beachtete.

Sim lag inzwischen ohne Besinnung am Boden und Harry warf sich laut weinend über ihn. „Er ist todt!" schrie er und seine Thränen rannen auf das blasse Gesicht des Leblosen. Jack leuchtete dem Letzteren mit seiner Laterne in's Antlitz und schien im Stillen Harry's Befürchtung gerechtfertigt zu finden. — „O mein guter, guter Bruder!" jammerte Harry. „Warum habe ich Dich hierher geführt, warum gingen wir nicht lieber in die Union, wo uns kein solch' Unglück hätte zustoßen können! O Sir, wenn er wirklich todt wäre, wenn ich keinen Bruder mehr hätte!" — „Nein, nein, nicht todt! Sprich nicht mehr so, mein Junge!" versetzte Jack tief erschüttert. „Lass' uns hoffen, lieber Freund — er ist bloß ohnmächtig, kann bloß ohnmächtig sein! Sag' nicht ‚todt', der Gedanke ist unerträglich!" — „Aber sehen Sie doch, Sir, der gebrochene Blick unter den geschlossenen Augenlidern, und das Blut an seinem Munde!" — „Das ist kein Todeszeichen, mein Sohn — der hartherzige Schurke hat seine große tölpische Hand so schwer auf den kleinen zarten Mund gelegt, daß das Zahnfleisch zu hart gegen die Zähne gedrückt und dabei verwundet worden ist . . ." Er zog seinen alten verschabten Ueberzieher aus, der vielleicht vor Jahren einmal aus dem eleganten Magazin von Stultz gekommen, breitete ihn auf dem Boden aus und legte Sim darauf. „So, nun reibe den Ohnmächtigen mit Deinen Händen, auf der Brust, am Hals und Nacken, an den Füßen, reibe was Du vermagst, daß er wo möglich warm wird, und fahre damit fort, bis ich zurückkomme. Ich eile zum nächsten Schankhause und sehe, ob ich ein wenig Branntwein bekommen kann, der wird ihn sicher kuriren!" Ehe er sich entfernte, legte er seine lange schmale Hand nochmals auf Sim's Brust, ohne jedoch die leiseste Pulsation zu fühlen. „Seltsam genug, er scheint nicht mehr zu athmen!" dachte er bei sich, trieb jedoch Harry an, wacker zu reiben, und ging schnell fort, die Laterne zurücklassend. Die Angst, welche er vor Harry zu verbergen sich bemüht hatte, die Angst, daß Sim wirklich den Tod des Erstickens könne gestorben sein, lieh ihm Flügel.

Harry gab sich die größte Mühe, die erhaltene Anweisung zu erfüllen; von Zeit zu Zeit fühlte er nach des Bruders Herzen und beobachtete ihn genau, und er bildete sich ein, eine leichte Färbung in die blassen Züge zurückkehren zu sehen und ein ganz schwaches Pulsiren zu fühlen. Er preßte seine heißen Lippen auf Sim's Mund, aber er fand diesen eiskalt, und brach auf's Neue in Verzweiflungsschmerz aus. „Wenn er todt wäre, hätt' ich's verschuldet!" sagte er schauernd zu sich selbst. „Ich hab' ihn überredet, alle Gefahren mit mir zu theilen; ich hab' ihn mit nach Pimliko geschleppt, dann hierher, und er wollte immer in die Union. Ach, mein lieber, guter Sim, hast Du mich für immer verlassen? Bist Du schon bei unserer guten Mutter im Himmel und bin ich nun ganz allein auf der Erde? Was soll unsere gute Mutter sagen, wenn Du kommst und sie sieht, wie schlecht ich mein Wort gehalten habe, treu über Dich zu wachen?" Er schrie bei diesem Gedanken laut auf und legte sein Gesicht schluchzend auf des Bruders Brust.

Hatte der Aufschrei die betäubten Lebensgeister des für todt in der Ecke liegenden Räubers wieder geweckt? Wirklich, der schwarze Dick schlug seine Augen auf, er hatte sein Bewußtsein wieder und überblickte, ohne sich zu regen, die Szene. Voll Freude vermißte er Jack mit der Laterne — Jack war ohne Laterne verschwunden, und bei deren Schein bemerkte Dick das weiße Päckchen, welches Harry, in seiner Beschäftigung mit Bruder Sim, unbeachtet neben sich am Boden hatte liegen sehen. Er lächelte satanisch in sich hinein, als er Harry zu Gott um Rettung Sim's beten hörte. Leise richtete er sich halb auf und stützte den Kopf auf den Ellbogen; der Kopf schmerzte ihn von dem Schlage, der seinem Leben gegolten hatte. Jetzt aber vergaß er den Schmerz über dem Frohlocken, daß er lebe, daß sein gefährlicher Feind fort und Harry ganz mit dem Scheintodten beschäftigt war. Einige Augenblicke überlegte er, ob er's wagen sollte, aufzuspringen, Harry mit einem Schlage niederzustrecken, das Packet zu nehmen und zu fliehen. Er kannte diese düstern Adelphigewölbe ganz genau, es mußte ihm leicht werden zu entwischen; nur die Besorgniß, Jack könne in dem Augenblick zurückkehren, in welchem er die zweite That vollführe, hielt ihn noch zurück. Dann machte sicher ein noch kräftigerer Schlag mit dem Bleiknopf ihm das Garaus! Die Furcht für sein eigenes Leben kämpfte in seiner Brust mit dem Gelüste, sich des kostbaren Päckchens zu bemächtigen, einen schweren Kampf. Das Gelüst siegte, bestärkt durch den Anblick der scheinbar so leicht zu erobernden Beute. Leise wie eine Schlange kroch er auf allen Vieren hinter dem Rücken Harry's in die Nähe des Packetes; schon wollte er die letzte Wendung machen, um darnach zu greifen, da hörte der Knabe ein Geräusch, drehte sich um, bemerkte den heranschleichenden Räuber und griff rasch nach dem Päckchen, das er in seiner Tasche barg. Jetzt galt es für den schwarzen Dick, nicht zu säumen; er sprang auf wie der Tiger, der sich auf seine Beute stürzen will, und erhob die Faust zu einem mörderischen Schlage. „Halt!" donnerten zwei Stimmen zugleich, und ehe Dick sich von dem Schrecken, den dieser Ruf ihm einflößte, erholen konnte, sah er sich von zwei kräftigen Konstablern gepackt.

Hinter den Häschern erschien der Detektivbeamte Trail, welcher mit seinen Assistenten seit mehreren Stunden die Spur der aus dem Hause in Pimliko entwischten Raubmörder verfolgte. Sie waren über das Auffinden des Verbrechers so erfreut, daß sie sich gar nicht Zeit nahmen, sich um die ergreifende Szene mit den beiden Knaben und Dick's Betheiligung daran weiter zu kümmern. Es war ihnen genug, den Schurken ergriffen zu haben, und Trail gab Befehl, ihn nach der Bowstreet abzuführen. „Was habe ich gethan, daß ich in's Gefängniß geschleppt werden soll?" fragte Dick mit dem Anschein der Unschuld. „Ich bin so unschuldig wie ein neugebornes Kind — es kann kein Verhaftsbefehl gegen mich vorliegen." — „Hier ist der Befehl, guter Mann," erwiederte der Detektivbeamte lesend: ‚Zur Ergreifung von Richard Black, genannt der schwarze Dick, wegen Ermordung der Mary Mudd, Dienstmädchen im Hause Mr. Linley's, Pimliko, welche unmittelbar vor dem Beginn eines von der Polizei vereitelten Raubes todtgeschlagen

worden ist.' — Dick erbleichte und zitterte am ganzen Körper. „Ich war's nicht allein," stammelte er. „Jocking Jem . . ." — „Ganz recht," versetzte Trail. „Jocking Jem, welcher geschworen hat, den tödtlichen Streich nicht gethan zu haben, und als Zeuge der Krone zugelassen worden ist — gut Glück für ihn, aber desto schlimmer für Dich, mein Bursch. Bringt ihn hinweg!"

Ohne die Knaben weiter zu beachten, entfernte sich der Detektivbeamte, den Transport Dick's beschließend. Harry war wie versteinert; aber er hatte das Gefühl, daß er so eben einer großen Gefahr entgangen.

Kurz nach der Entfernung der Policemen kehrte Jack mit der Laterne zurück. Er hatte eine kleine Quantität Brandy in einer schwarzen Flasche, obschon er weder baar Geld dazu gehabt, noch sein Kredit in der Nachbarschaft der Adelphigewölbe nennenswerth war. Eine mildherzige Frau aber, die Wittwe Jubb, Wirthin „zum schwarzen Bär", bemerkte eine Thräne in Jack's Auge, als er seine Geschichte von den beiden Knaben erzählte; auch der Ton seiner Stimme war ein anderer als gewöhnlich. Dieß überzeugte sie, daß er wahr rede und daß wirklicher Schmerz ihn bewege. Sie gab ihm nicht nur eine Achtelpint guten Brandy in ein Fläschchen, sondern auch eine Portion Riechsalz, welches, wie sie bemerkte, ihr selbst gute Dienste leiste, wenn sie vom Blutandrang nach dem Kopfe ohnmächtig ward, das heißt mit anderen Worten, wenn sie zu oft von ihren gebrannten Wassern gekostet hatte.

Jack nahm das ihm so mild Dargebotene mit dankbarem Herzen und eilte in die düstern Gewölbe zurück. Ein so leidenschaftlicher Freund des Spiritus er auch war, es fiel ihm nicht ein, den Kork des Fläschchens anzurühren, worin er die „Medizin" für den kleinen Sim bewahrte. Er brachte seinen Schatz unversehrt zu seinen Schützlingen. Vorsichtig flößte er dem Leblosen fünf Tropfen von seiner Medizin ein, dann hielt er Sim das Riechsalz unter die Nase und rieb ihm Schläfe, Hände und Brust mit Brandy. Harry kniete daneben mit weit geöffneten Augen, gefalteten Händen und laut pochendem Herzen, in einer fieberhaften Spannung. Einen Augenblick, als Jack lauschend sein Ohr an Sim's Brust hielt, wich alle Farbe von Harry's Gesicht. Die Entscheidung hing jetzt an Jack's Lippen. Endlich sprach Jack das gewichtige Wort: „Ich höre ganz deutlich seinen schwachen, aber regelmäßigen Athem. Siehst Du es? Die Farbe kehrt langsam auf seine Wangen zurück, die Gesichtszüge beleben sich wieder! Hörst Du ihn athmen? Hörst Du es? Recht so, recht so, mein kleiner Mann! Lauter, stärker! — Ah, dem Himmel sei Dank, dieser tiefe Seufzer ist das Zeichen der gelungenen Rettung!

Jack mit der Laterne war selbst tief erregt, aber solch' einen Ausbruch von Wonne und Dankbarkeit, wie ihn jetzt Harry äußerte, hatte er nicht erwartet. Der Knabe schrie laut auf vor Lust, sprang in die Höhe und erhob die Hände zur Decke. Dann rannen Ströme von Thränen über seine Wangen. „O Dank Dir, Dank Dir, Vater im Himmel!" rief er in Ekstase. „Du hast mir meinen Bruder wiedergegeben, Du hast den schrecklichen Tod wieder von uns genommen! . . . Aber auch Ihnen, theurer, lieber Herr, auch Ihnen heißen Dank! Denn ohne Sie wären wir Beide jetzt todt, ohne Ihre Hülfe hätten die Räuber uns ermordet, wie sie das arme Mädchen in Pimliko ermordet haben!" — Jack mit der Laterne stutzte, er bemerkte jetzt erst, daß der von ihm niedergestreckte Räuber nicht mehr vorhanden war. Harry erzählte ihm kurz das Ereigniß in Pimliko und dann das Erscheinen der Polizei kurz nach Dick's Wiedererwachen. Jack machte große Augen. „Steht es so?" sagte er. „Bald hätte ich da dem Arme der Gerechtigkeit vorgegriffen und einen Verbrecher in die Ewigkeit befördert, an welchen der Kriminalrichter das Vorkaufsrecht hat. Wohl bekomm's dem Burschen! Wenn es ihm an den Hals gegangen, werde ich Selbsterlebtes in meine Beschreibung zu verweben haben. Das ist ein großer Gewinn für den Autor! Doch jetzt nur von unserm kleinen Patienten! Seine Brust hebt sich so prächtig, sein Athem ist so tief und warm! So recht, mein Junge, küsse ihn munter!" — Harry hatte den Oberkörper Sim's umfaßt, hob ihn ein wenig empor und drückte einen heißen Kuß auf seinen Mund. Sim schlug die Augen auf, blickte aber scheu und verstört um sich. „Gib ihm das Packet, Harry, sonst tödtet er mich!" sprach er geistesabwesend. „Ich kann keine Luft bekommen, wenn er seine Hand auf meinen Mund preßt — gib ihm das Packet, bitte, bitte!" — „Armer Schelm," sagte Jack, seine kleine Hand ergreifend. „Er ist noch nicht ganz wieder zur Besinnung gekommen — kein Wunder, nach einem so fürchterlichen Schrecken! Indeß, er wird nun rasch sein klares Bewußtsein wiederfinden. Noch einige Tropfen von diesem alten Thomas, dann wollen wir ihn wegschaffen.

In der That vervollständigten noch einige Tropfen Brandy die Wiederherstellung. Sim richtete sich selbst auf und blickte seine beiden Gefährten lächelnd an. Er war aber sehr müde, und kaum fühlte er den kräftigen Arm Jack's um seinen Nacken, so lehnte er sich an dessen Schulter und schlief mit leisem Flüstern ein.

„Nun laff' Dir sagen, was wir thun wollen," sagte Jack, den schlafenden Knaben im Arme. „Ich kam heute nicht hierher, um Schlafstelle zu nehmen, sondern zu sehen, ob ihr da wäret, weil ich wußte, was es heißt, freundlos und verlassen sein bei Nacht und an solch' einem traurigen Orte. Eben als ich nun hierher gehen wollte, kamen mir der schieläugige Squib und der Pudding-Paul in den Wurf. Natürlich gab ich ihnen sofort wegen ihrer Räuberei an meinem Manuskript die rechten Titel. Paul schlug beschämt die Augen nieder und Squib beichtete, und nachdem der Letztere für eine mir gestohlene Ballade: ‚Emilie S. und der Raubmörder Pim' nach Gebühr bezahlt hatte, überredeten sie mich, ein Glas Punsch mit ihnen zu trinken. Ich lasse mich dazu bewegen, wir butteln und butteln, bis wir Alle miteinander grau waren. Squib's Geld war zu Ende, es war zwölf Uhr Nachts, und der Wirth packte den Schieläugigen am Kragen und warf ihn auf die Straße, weil er nicht freiwillig gehen wollte. Wir schlenderten hinterdrein. Ich war nur stark blessirt, meine beiden Genossen aber waren total verhauen und konnten sich nicht mehr allein aufrecht halten. Ich nahm also Jeden an einen Arm und schleppte sie in einen noch unbewohnten Neubau. Ich aber suchte die Gewölbe auf, um, wenn ich euch träfe, euch zu sagen, daß mein Werk über den Raubmörder Pim im Druck ist, daß ich nächstens Geld dafür erhalte, und meine alte Hauswirthin geneigt ist, mir mein Hinterstübchen wieder einzuräumen, wenn ich ihr vorausbezahle. Das will ich thun. Ich habe da mein eigenes Nestchen, schlecht und recht wie es eben ist. Die Wirthin nimmt zwar gern ein Gläschen über den Durst; dann ist sie keifsüchtig wie des Teufels Großmutter, im nüchternen Zustande aber ist sie ein wahrer Engel von einer alten Sibylle. Nun meine ich, ich will mein Stübchen und Bett mit euch theilen. Wie lange ist's her, daß der Kleine da in kein Bett gekommen?" — „Zwölf Nächte, Sir." — „So soll er heute in einem Bette schlafen. Es ist nur schmal, ich denke aber, wir finden alle Drei auf irgend eine Weise Platz darin, und wenn das nicht angeht, sollt ihr Beide allein darin schlafen, ich lege mich dann auf die Diele." — „O nein, Sir, ich würde dann kein Auge zuthun können. Dann will ich lieber auf der Diele schlafen, ich kann's eher vertragen als Sie!" — Jack mit der Laterne blickte den Knaben lächelnd an. „Meinst Du, alter Junge? Wenn Du wüßtest, wo und wie ich schon meine Nächte zugebracht habe! Doch ich will meinen kleinen Rekonvaleszenten wegtragen. Sieh', wie süß er schlummert — ein schlafender Engel! Ich hatte einst eine kleine Schwester — wenn ich den schlafenden Knaben ansehe, steht das liebe kleine Mägdlein wieder lebhaft vor meiner Seele. So schöne goldige Locken, so reine Züge, so lieblich rothe Lippen hatte sie auch. Ach, meine gute Schwester, wie habe ich sie geliebt! Und wie unglücklich ist sie geworden! Das einzige Glück in ihrem Unglück ist, sie weiß nichts mehr davon, der Schleier der Finsterniß ist über ihre Seele gebreitet . . . Doch still davon! Nimm die Laterne, mein Sohn!" (Forts. folgt.)

Räthsel.

Oft können selbst die letzten Beiden
Die Frage richtig nicht entscheiden,
Wo meine Erst' zu finden ist;
Doch wird das Ganze sonder Licht
Dich auf des Ersten Spuren lenken,
Willst folgsam Du Vertrau'n ihm schenken.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 29.

Stuttgart, 1866.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Erinnerungen an Friedrich Rückert.

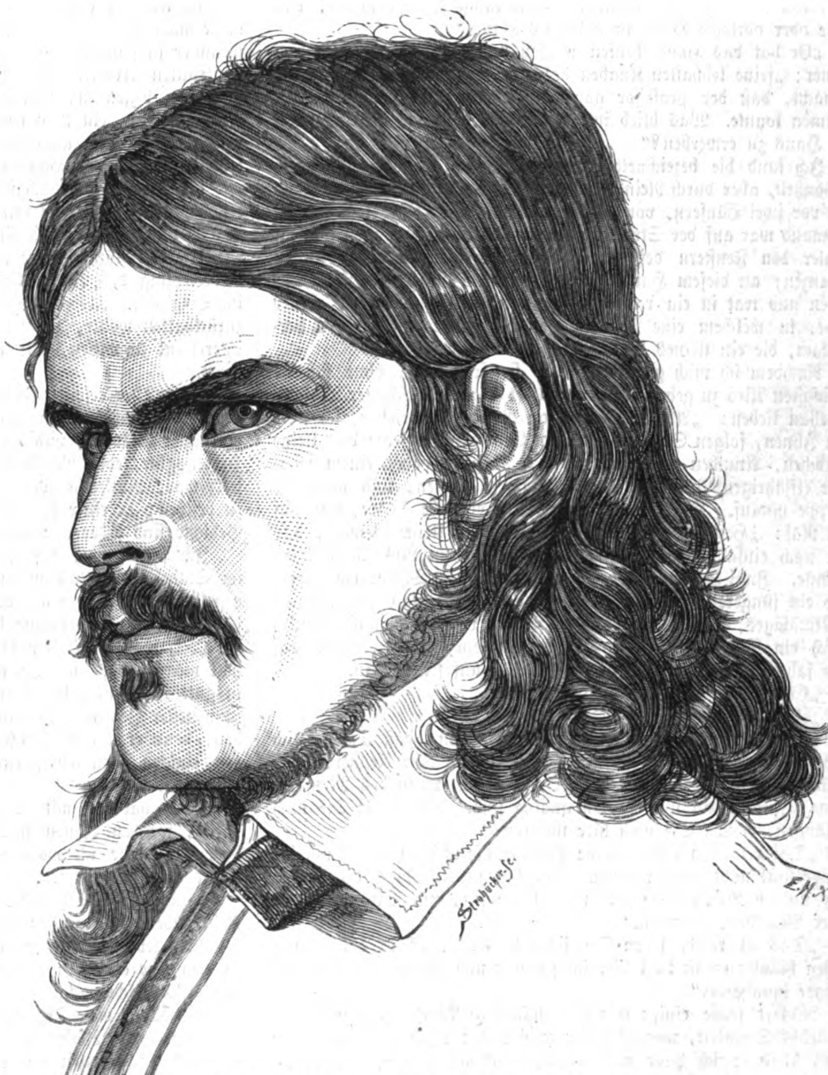
Von

Edmund Hahn.

Am 16. Mai 1865 schnitt ich mir eine Feder, ich wollte an einen von mir hochverehrten Herrn schreiben, dem ich das Versprechen gegeben hatte, mich niemals einer Stahlfeder zu bedienen, wenn ich brieflich zu ihm redete.

Indem ich die weiße, glänzende Feder zur Hand nahm, aus dem Gefieder eines Schwans gezogen, flog mein Geist nach Hamburg zurück, und ich sah mich mit lieben Freunden um das Alsterbassin herumwandeln, dabei die stolzen Schwäne beobachtend, die ruhig über die blauen, leichtgekräuselten Wellen daher gezogen kamen von Uhlenhorst, wo es still war, um, so schien es, auf die Klänge der Musik zu lauschen, welche aus dem Alsterpavillon ertönten. Und in noch fernere Zeiten trug mich meine Phantasie, ich sah das liebliche Mädchen vor mir, die — es war in Bonn — mir ein zierliches Kästchen mit fünfundzwanzig gut geschnittenen Schwanenfedern gab und dabei mir lieblich lächelnd auftrug, sie in Erlangen an Friedrich Rückert abzugeben, weil Lydia — so hieß das Mädchen — das Gedicht kannte, in dem der Poet sich über den Mangel an guten Schreibfedern beklagt.

Ich dachte an den Tag, wo ich als junger Mann, oder richtiger gesagt Jüngling, Gedichte nach Erlangen an Rückert gesandt hatte, sein Urtheil erbittend. Ich erhielt darauf eine sehr liebenswürdige Antwort, und in der Freude meines Herzens, mittheilungslustig wie junge



Friedrich Rückert †. Nach einem Gemälde von S. Amsler.

Menschen, schrieb ich noch einen langen Brief an den verehrten Meister, ihn mit meinen Phantasieen und Plänen belästigend.

Später, als ich mehr Menschenkenntniß und Erfahrung besaß, wunderte ich mich oft, daß er mir so gütig und ausführlich geantwortet, mir guten Rath gegeben und einige Bücher empfohlen hatte, über welche er meine Meinung hören wollte. Ich dankte für den zweiten Brief, war aber bescheiden genug, mich kurz zu fassen.

Im Februar 184— kam ich von Leipzig aus zum ersten Mal nach Nürnberg und beschloß, in den nächsten Tagen nach Erlangen zu reisen, um mich Rückert vorzustellen. Jetzt braucht man nur sechsunddreißig Minuten, um von Nürnberg nach Erlangen zu kommen, damals fuhr man drei volle Stunden, wenn man den Eilwagen benützte.

In der blauen Glocke auf dem Markte kehrte ich ein und nachdem ich meine Toilette ein wenig verbessert und mich erfrischt hatte, fragte ich den Wirth des Gasthauses: „Bitte, wo wohnt Friedrich Rückert?"

„Es gibt einige Rückert hier!"

„Ich meine den Professor Rückert."

„Es sind zwei Professoren Rückert hier!"

„Des Dichters Haus möcht' ich gern gezeigt haben."

„Ah so, ja der wohnt weit und abgelegen. Da müssen Sie über den Markt gehen, dann links die lange Straße hinab, das letzte oder vorletzte Haus ist Rückert's Haus."

„Er hat das Haus kaufen müssen," sagte lachend der Oberkellner; „seine lebhaften Knaben haben so viel Lärm in dem Hause gemacht, daß der Professor gar keine Wohnung in der Stadt bekommen konnte. Was blieb ihm also Anderes übrig, als sich selbst ein Haus zu erwerben?"

Ich fand die bezeichnete Straße bald, welche sich nicht durch Schönheit, aber durch Reinlichkeit und Stille auszeichnete, und stand jetzt vor zwei Häusern, von denen eins das Rückert'sche sein mußte. Niemand war auf der Straße zu sehen, den ich hätte fragen können. Hinter den Fenstern des einen Gebäudes grünten und blühten Pflanzen; an diesem Hause nun zog ich die Glocke, ward eingelassen und trat in ein rechter Hand gelegenes Zimmer zu ebener Erde, in welchem eine Frau aus einer Gruppe von Kindern hervorkam, die ein kleines Mädchen auf dem Arme hatte.

Nachdem ich mich genannt, sagte sie freundlich, ohne sich die geringsten Airs zu geben, wie doch so oft Frauen berühmter Männer zu thun lieben: „Ah, Sie haben an Rückert geschrieben, ich weiß von Ihnen, folgen Sie mir." Frau Luise Rückert setzte das kleine Mädchen, Annchen genannt, auf das Sopha, gebot einem zehn- oder elfjährigen Buben, auf das Kind zu achten, und ging die Treppe hinauf. Oben klopfte sie an eine einfache Thüre, und auf den Ruf: „Herein!" trat sie mit mir in das kleine Gemach, das fast noch einfacher war als das, welches Frau Luise Rückert bewohnte. Zwei Herren saßen schreibend an einem Tische, ein älterer und ein jüngerer. Der ältere, eine hohe, imposante Gestalt, dessen regelmäßiges, ernstes, von langen braunen Locken umwalltes Antlitz durch ein Paar schöne braune Augen beleuchtet war, stand auf und sah mich fragend an, dann blickte er auf seine Frau.

„Etwa Herr Edmund Hahn?"

„Ja, Friedrich."

„Es freut mich," sagte er, „zu bemerken, daß Sie wirklich aussehen, wie Ihre Briefe und Gedichte mich Ihr Aeußeres vermuthen ließen. Es ist mir immer angenehm, wenn des Menschen Züge seinem Thun und Denken analog sind. Was führt Sie nach Erlangen, wollen Sie noch hier studiren?"

„Das erlauben leider meine Verhältnisse nicht, ich darf mir die Universität nicht selbst wählen. Ich bin in Nürnberg bei Freunden und natürlich ging ich nach Erlangen, um Sie, verehrter Herr Professor, zu sehen."

„Das ist recht, setzen Sie sich; doch wie, es ist besser, wir gehen hinab; es ist kühl hier im Zimmer und die Zeit, wo ich fast immer hinabgehe."

Rückert sagte einige mir unverständliche Worte zu dem Herrn, vielleicht Sanskrit, worauf dieser erwiederte: „Ich danke, ich kann nicht bleiben; ich habe versprochen, heut mit meiner Tochter in's Theater zu gehen."

Der Herr ging nach herzlichem Gruße, Rückert fuhr fort: „Ich glaube, ich vergaß Ihnen zu sagen, wer dieser alte Student ist, den Sie eben bei mir gesehen haben: ein bedeutender Philosoph, Professor Kopp; er studirt bei mir orientalische Sprachen."

Rückert führte mich in das Familienzimmer, das kleine Völkchen sprang lärmend auf ihn zu. Sein ältester Sohn, Heinrich Rückert, den ich später sah, war nicht unter ihnen; er war damals ein schöner Jüngling von siebenzehn bis achtzehn Jahren. Rückert sagte einmal scherzhaft von ihm: „Heinrich verachtet das Dichten gründlich;" aber natürlich meinte der Dichter damit nur seines Sohnes Vorliebe für alles Verbürgte, Reale. Heinrich Rückert ist eben ein geborner Geschichtsforscher, folglich konnten ihm historische Dramen und Novellen damals keine Freude bereiten, er wollte die Geschichte nicht verändert haben.

Ich bin oftmals im Leben, besonders in der ersten Hälfte desselben, mit hohen oder berühmten Persönlichkeiten zusammengekommen, eigenthümliche Verhältnisse haben es so gefügt; aber niemals habe ich einen Mann gesehen, der so durchaus einfach in Wesen und Erscheinung wie Friedrich Rückert war, und doch dabei so imponirend. Weisheit, Humanität, feinste Sitte und innerer Friede waren die Bestandtheile seines Charakters, und zu Affektation und Komödienspielen hatte er sich eben so wenig herabgelassen, als zum Hofmanne oder Cliquisten.

Ich war oft bei Tieck, auch gern; ich verehrte diesen Mann, mehr noch als gelehrten und feinen Geist wie als Dichter; aber wenn er in seinem schwarzen Sammetrocke aus seinem mit Büchern angefüllten Arbeitszimmer in den Salon trat, die versammelten Gäste zu begrüßen, that er es wie ein grand seigneur, liebenswürdig, artig, ein klein wenig herablassend, nicht nur gegen junge, unberühmte Leute, auch gegen berühmte oder hochgestellte. Rückert trug einen schlichten Hausrock von starkem Stoff, aber er sah aus wie ein Prophet oder Weiser; ich glaube nicht, daß ihm — der keineswegs sich gern öffentlich huldigen ließ, denn er ging fast nie in Gesellschaft — irgend ein Fürst imponirt hätte.

Friedrich Rückert hatte eben die ersten Bände von A. Böttger's Uebersetzung des Byron bei der Hand und die Gedichte Wooth's im Original. Als ich einigemal auf seine Fragen mein Urtheil zurückhalten wollte, sagte er: „So sprechen Sie doch; es ist mir interessant zu wissen, wie ein so junger Mensch wie Sie darüber denkt."

Beim Thee erschien Frau Rückert; sie war offenbar in der Jugend schön gewesen, ihre blauen Augen hatten einen höchst liebenswürdigen Ausdruck, und Alles, was sie sagte, verrieth hellen Geist, Herzensgüte, edle Weiblichkeit. Sie zeigte in jeder Miene, daß sie stolz war, Rückert's Weib zu sein, seine volle Liebe und Achtung zu besitzen; er ehrte sie offenbar hoch, und seine ihr zugeeigneten Gedichte sind sicher alle aus liebeerfülltem Herzen geschrieben.

Ich sagte ihm, daß Philipp Veit ihn auf dem Freskogemälde im Städel'schen Museum zu Frankfurt am Main als Dichter dargestellt habe, jünger als er jetzt sei, aber sehr ähnlich. Dieses seitdem allgemein bekannte Gemälde war damals noch ganz neu.

„Ich war in Italien viel mit Veit zusammen, er hat einigemal meinen Kopf flüchtig gezeichnet und mich, wie ich oft erfuhr, in gutem Andenken behalten," entgegnete der Dichter; „er hat auch in neuester Zeit mir Beweise von dieser seiner Beständigkeit gegeben, denn er hat die Zeichnung zu dem Pokal gemacht, den mir vor einigen Monaten Freunde deutscher Dichtkunst aus Frankfurt am Main sandten."

„Das habe ich mit Freuden gelesen, auch von dem silbernen Pokal, welchen Ihnen mehrere leipziger Buchhändler überreichen ließen. Dürfte ich wohl der Frau Professorin die Mühe machen, mir diese Becher zu zeigen?"

„Das soll geschehen und Sie sollen ein Glas von dem Rheinwein haben, welcher den frankfurter Becher begleitete."

Noch lebhaft erinnere ich mich dieser prächtigen Pokale, welche zu dem sehr einfachen Zimmer nicht paßten, aber desto besser zu Rückert's Erscheinung.

Es waren diese Trinkgeschirre, so viel ich weiß, die ersten Ehrengaben, welche der Dichter empfing; durch sein weiches dunkelbraunes Haar zogen sich schon einzelne Silberfäden. Sein Einkommen in Erlangen war klein, da er als außerordentlicher Professor angestellt war, und auf einer Universität, wo er nur wenige

Zuhörer finden konnte (denn wie Viele studiren orientalische Sprachen?), war auf Kollegiengelder nicht zu rechnen. Ein Jahr später wurde Rückert mit einem Jahrgehalt von sechstausend Thalern nach Berlin berufen; aber obgleich er dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV. für diese ehrenvolle Berufung dankbar war und sie annahm, verließ er doch Erlangen sehr ungern, und besonders schwer wurde ihm der Abschied von seinem Hause.

Dieß sagte er mir selbst, als ich ihn achtzehn Monate später in Neuseß besuchte, wo er, den Kopf durch einen breitrandigen Strohhut vor der Sonne geschützt, im Hausrock gärtnerte. Sein ältester Sohn studirte damals schöne Wissenschaften, ich glaube in Halle; Frau Rückert war mit einigen Kindern, welche scharlachkrank waren, in Erlangen zurückgeblieben. Er hatte mit einem Kinde und seiner Schwiegermutter, einer sehr liebenswürdigen Dame, sich eher auf den Weg gemacht, um das Kind, welches zart war, vor der Ansteckung zu behüten. Jeden Tag erhielt er Nachricht von seinen entfernten Lieben, und jeden Tag machte er ungeachtet der großen Hitze mit langen raschen Schritten den Weg von Neuseß bis zum Posthause in Koburg, um die Briefe seiner Frau zeitig zu erhalten.

Im Familienkreise gab er sich so, wie er Dem, der ihn nicht persönlich gekannt hat, aus seinen Kindermärchen entgegentritt; aber Männern und Jünglingen gegenüber war er, ohne es wohl selbst zu wissen, ein Weiser, und doch weit entfernt davon, in Sentenzen zu sprechen oder sich im äußern Habitus eines Weisen zu gefallen.

Obgleich er seine Kinder mehr durch Beispiel als durch Worte erzog, sie auch wohl alle mehr durch seine Gespräche von ihm gelernt haben, als durch regelmäßigen Unterricht, den sie außer dem Hause genossen, hielt er doch viel auf eine gewisse Hausordnung. Zu den Stunden, zu welchen die Mahlzeiten eingenommen wurden, mußten alle Kinder pünktlich da sein. Mit seinem langen Arme reichte er jedem das Brod, welches er selbst abschnitt, und litt es nicht, daß die Kinder wählerisch beim Speisen waren.

Ich habe in späteren Jahren in schweren Stunden bei keinem andern Dichter so viel Beruhigung gefunden als bei ihm; seine milde Weisheit hat mich unzähligemal getröstet, aber auch seine Persönlichkeit hatte etwas ungemein Beruhigendes; man glaubte Alles, was er sagte.

Eines Abends in Neuseß, damals als er allein war mit seiner Schwiegermutter und einem Kinde, kam das Gespräch auf die Frage, ob wir Menschen nach unserem Ableben auf Erden auf Fortdauer mit Bewußtsein hoffen dürfen. Ich sagte, daß ich Diejenigen glücklich preise, welche durch Lehren, weise Gesetze, Kunstwerke Jahrhunderte hindurch fortlebten, nicht als Namen nur, sondern durch die Wirkungen ihrer Worte oder Thaten. Rückert sagte langsam: „Ja, diese Art von Unsterblichkeit ist nicht aufzuheben!"

Ich glaube nicht, daß er nur einmal im Leben einen andern Poeten um Erfolge beneidet hat, von Reklame machen hatte er nie eine blasse Idee gehabt.

Als Professor Böttiger von einem Schriftsteller sprach, welcher (im Jahre 1840) zu denjenigen jungen Literaten gehörte, welche die verschiedensten Mittel anwandten, um Aufsehen zu machen und ihre Namen fortwährend vor die Oeffentlichkeit zu bringen, sagte Rückert freundlich: „Warum, Herr Kollega, tadeln Sie den jungen Mann so scharf, er muß für seine Existenz sorgen, folglich für seine Schriften, und was kann er Anderes thun, als sie preisen, da sie wahrscheinlich nicht für sich selbst sprechen?"

Als Frau Luise Rückert ihren Gatten fragte, ob er einem Studenten, der nach Wien ging, vielleicht Briefe geben könnte, sagte er lachend: „Nein, ich kenne von den Universitätsprofessoren keinen; mein einziger näherer Bekannter in Wien ist Baron Hammer-Purgstall, und ich glaube, er ist mir ein wenig böse."

„Dir, Friedrich?"

„Ja, Luise. Er hatte, als ich bei ihm war einen sehr schönen Knaben, der so schön zu werden versprach wie der Vater. Dieser Bub' hatte eine französische Gouvernante und sprach kein deutsches Wort, französisch dagegen vortrefflich. Ich dachte nicht daran, daß der junge Baron wahrscheinlich zum Diplomaten bestimmt war, folglich die französische Sprache später sehr nothwendig brauchen würde, und sagte beim Abschiede zu dem Buben: Leb' wohl, Du kleiner Franzose, der nicht deutsch sprechen will! — Diese Worte haben, wie ich später erfuhr, Hammer sehr verdrossen. Ich habe eine unbeschreibliche, zärtliche Liebe zu meiner Muttersprache, ich betrachte sie als einen wesentlichen Theil meines Ichs; obgleich mich Talent und Wissensdrang zum Studium fremder Sprachen trieben, kehrte ich immer wieder zu ihr zurück," fuhr er fort; „sie ist das geistige Band, welches alle über die Erde verbreiteten Deutschen umschlingt, und von unberechenbarem Einfluß auf den Charakter. Niemals hätten unsere Fürsten Jahrhunderte hindurch so undeutsch gehandelt, hätten sie nicht als Kinder zum Theil eher Italienisch und Spanisch, noch Mehrere aber Französisch gelernt statt Deutsch. Die Sprache ist ein Theil des Menschen, und ich merke das, wenn ich mich sehr lange hinter einander in die orientalischen Dichtungen vertieft habe. Als ich in Italien war, ging ich einmal des Nachts im Mondschein in Rom spazieren, und weil ich mehrere Tage nur Italienisch gehört und gesprochen hatte, sagte ich mir mit lauter Stimme zu meinem Vergnügen Goethe's Mondlied. Als ich damit zu Ende war, trat eine schlanke Gestalt auf mich zu, ein junger deutscher Maler, der sich erst seit Kurzem in Italien befand und von der welschen Sprache wenig noch verstand. Er war ganz glücklich, in der Nacht einem Landsmanne zu begegnen und wurde mir später ein lieber Gefährte."

Charakteristisch ist es zu hören, wie Rückert über drei Frauen sprach, von welchen damals die Zeitschriften viel redeten: Rahel, Charlotte Stieglitz, Bettina von Arnim. Von der Ersten sagte er: „Sie hatte Geist und Kenntnisse, aber ihr Wesen stößt mich geradezu ab; Charlotte Stieglitz bedauere ich, aber sie gefällt mir sehr, ihre Handlungsweise ist durchaus weiblich; Bettina hat aus einigen Billets von Goethe und kurzem Zusammensein mit ihm ein Buch gemacht, worin sie sich selbst glorifizirt; ihr letztes Buch hat sie den deutschen Studenten gewidmet und verdiente dafür von denselben eine höfliche Einladung zu einem Commers."

Die ganze Wahrheitsliebe Rückert's, welche ihm zur andern Natur geworden war, mochte wohl eine Hauptursache sein, warum er die Einsamkeit und das Leben unter den Seinen sehr schätzte und nur ungern in Gesellschaft ging. In den letzten dreißig Jahren ist er fast gar nicht unter fremde Menschen gekommen. Er theilte sein Zeit weise aus, ein gut Theil davon erhielten die Seinen, einen andern Theil verwandte er auf Wissenschaften und Dichtkunst, den dritten auf den Umgang mit der Natur, die er liebte; mit seinen Pflanzen sprach er und sie antworteten ihm.

Rückert liebte sehr Musik und war ein guter Kenner, aber eben deßhalb urtheilte er nicht nach dem Rufe eines Tondichters, sondern nach der Dichtung selbst.

Ich dachte oft daran, daß er nun wohl bald den unermüdlichen Buchmachern verfallen wird. Außer seinem Leben im Kriege und in Italien hat Rückert wenig Abenteuer gehabt; er vermählte sich aus Liebe mit einem ihm innigst ergebenen, edlen Mädchen, ohne vorher einen an Hindernissen und Aufregungen reichen Roman mit ihr zu spielen. Er lebte bis 1841 ruhig in Erlangen in den Wintermonaten, so lange die Natur schlief; sobald sie erwachte, begrüßte er, ihr aufrichtiger Freund und Pfleger, sie in Neuseß auf seinem Landgut. Er hatte, als sein Einkommen klein war, sich von allem Luxus entwöhnt, war reich durch seinen Geist, durch sein liebeerfülltes Herz und zufrieden und der Gottheit dankbar, wenn die Seinen gesund blieben. Um keinen Preis würde er sich zum Schmeichler erniedrigt oder zum Schwindel seine Zuflucht genommen haben. Doch war er in Geldangelegenheiten durchaus nicht leichtsinnig, würde Schuldenmachen, Zerstreutheit, seltsame Angewohnheiten niemals mit dem Ausspruche, daß man dem Genie dieß verzeihen oder es wohl gar als integrirenden Theil des Genies betrachten müsse, entschuldigt haben. Als durch seinen Fleiß sein Haus ein wohlhabendes geworden war, freute er sich dieses Besitzthumes um der Seinen willen, er selbst brauchte immer noch sehr wenig, und ein Glas guter Wein, schönes Obst, besonders Kirschen, machten den einzigen Tafelluxus bei ihm aus.

Ohne Gäste zu laden, war er doch gastfrei, wenn er Besuch erhielt, und mit Jedem theilte er das Mahl, was der Tageszeit angemessen war, und gab dazu einen weisen Spruch, der, ohne daß Rückert dadurch auffallen wollte, ihm vom Munde floß.

In Berlin, wo er im Ganzen nicht oft lebte, — denn er hatte lange Urlaubszeit — fühlte er sich niemals heimisch, obgleich er mit verdienter Auszeichnung aufgenommen wurde.

Ihm ging die geliebte Gattin voran, aber seine Kinder sind alle würdige Sprossen eines edlen Stammes; seine älteste Tochter, welche ihn bis an das Ende pflegte, blieb freiwillig unvermählt, um sich niemals von dem Vater zu trennen. Alles in Allem betrachtet, spann sich der weise Dichter Friedrich Rückert sein Schicksal so recht aus dem innersten Kerne seines Wesens selbst heraus; ihm ward, was er verdiente.

Der Wahlagitator (Cortes).

Ein Bild aus dem ungarischen Leben.

Von

A. S.

(Bild S. 341.)

Das lange im Schlummer gelegene politisch-nationale Leben in Ungarn ist wieder wach geworden.

Der Landtag ist erstanden!

Aber bevor er erstand, bevor die Herren sich auf ihre Ehrensitze begeben konnten, waren Wahlen nothwendig!

Die Wahlen bedingen den Wähler und unter den Wählern ist der echte Vollblut-Cortes das, was etwa unter den Bienen der „Weisel" ist.

Die alten Herren glaubten ihn todt und begraben; ihre umflorten Augen sahen nur in der nebelhaften Ferne das untergegangene Bild des echten Cortes! Aber der erste Posaunenschall des jüngsten Zeitgerichtes, der erste gedruckte und geschriebene Buchstabe des Wahlerlasses belebte ihn wieder, und er stand da vor der verjüngten Welt, als ob er niemals vom Schauplatze der Begebenheiten verschwunden gewesen wäre — oder als ob er nur, wie der griechische Epimenides, in eine Steinhöhle sich geborgen hätte und am rechten Tage, ganz so wie er einst vor der Welt gewesen, wieder zum Vorscheine gekommen wäre!

Der Cortes braucht vor Allem eine gesunde Lunge. Hat er diese, so findet sich alles Andere. Er verständigt sich mit dem zu Wählenden oder dessen Hauptanhängern in merkwürdig rascher Weise und begreift den Satz, ehe das erste Wort desselben ganz ausgesprochen!

Hat er seinen Schnurrbart — es ist immer vorausgesetzt, daß ihm der tüchtige Schnurrbart nicht fehlt — aufgestrichen, so besieht er sich, ob er für sein Werk auch tüchtig gerüstet! Da darf kein Atom „Nichtnationalität" in seinem ganzen Kostüm sein, und was von oben bis unten mangelt, wird hinzugethan. Je kühner Feder und Busch ragen, je urwüchsiger magyarisch er sich herausstaffirt, desto sicherer ist er seines Erfolges, an welchem das empfehlende Aeußere keinen geringen Theil hat.

Ein Beilstock, blink und blank oben, gibt ein tapferes, ein nachdrückliches Aussehen und flößt im gegebenen Momente Respekt ein — wenn er nicht in der That, bei schlimmer Lage und wenn das Wahlgefecht am hitzigsten ist, auf dem Kopfe eines Gegners herumzutanzen in die nicht erfreuliche Lage kommt!

Aber was wesentlich Noth thut und vom förderlichsten Einflusse ist, jeden Augenblick zu der Arbeit mithelfen muß — das ist die hölzerne „Csutora", die Weinflasche aus Holz, welche an einem festhaltenden Lederriemen zur Seite hängen muß wie ein Kampfschwert! Und das ist sie auch, sie tritt ein, wenn der Gegner bearbeitet und besiegt werden soll!

Jedermann redet der Cortes an und nennt ihn „Bruder!" ohne in seinem ganzen Leben dessen Existenz nur im entferntesten geahnt zu haben. Er setzt von ihm voraus, daß er mit ihm von gleicher Gesinnung sei, und legt ihm die Hand liebreich auf die Schulter: „Nicht wahr, der N. N. meint es mit uns gut wie der Herrgott? Das ist der Unsere! kein Anderer!" Und er gibt ihm gleich zu trinken, von dem Besten, welchen nur ein Mensch zu trinken werth ist, welcher mit N. N. stimmt. Die Andern sind Hunde und verdienen nicht einmal Wasser aus den Pfützen zu saufen!

Werden ihm schwache Bedenken entgegengesetzt, so redet, so trinkt, so schmeichelt, so droht er sie im gegebenen Falle nieder. Er rettet auch Seelen „aus purer Liebe und Freundschaft"! er läßt sie nicht zu Grunde gehen in dem Schwefelpfuhl der Hölle, welcher Jenen sicher ist, die gegen seinen Kandidaten stimmen!

Der Wahlagitator, Cortes, eilt von Bauernhof zu Bauernhof, von Wirthshaus zu Wirthshaus, von Versammlungsort zu Versammlungsort. Er jauchzt vor den spielenden Zigeunern, er tanzt fröhlich, dieß Alles im Bewußtsein, seinen „unsterblichen Kandidaten" zu haben, er hält Stumpreden auf dem ersten besten Tische oder Fasse — und springt mitten in die Gegner hinein und persuadirt sie „um Gotteswillen!" — er reißt auch von einem Aufzuge einen oder den andern Gegner weg, um ihn von dem besseren Weine und den besseren Gründen zu überzeugen!

Er hat keine Ruhe bei Tag und Nacht. Er ladet ein und rühmt die Freigebigkeit der „Partei" in dem weit besseren, feineren Wirthshause als jenem der Gegner; er spedirt einen „für heute Versorgten" aufmerksam heim; er taucht unvermuthet auf, wenn man ihn weiß Gott wo meint — er schreit — er arbeitet mit Leib und Seele — und oftmals kostet ihm die Arbeit seine Gesundheit, wenn nicht seine heile Haut!

Ein nicht heiserer Cortes ward noch in keiner Wahl, zu keiner Zeit gesehen.

Er ist treu und rastlos, er hält an bis zum letzten Athemzuge der Wahl!

Es müßten sehr bedeutende, überwältigende Gründe sein, welche ihn in einem entscheidenden Augenblicke abtrünnig zu machen vermöchten!

Aber gewöhnlich hält er aus. Und ertönt nach dem Skrutinium der Sieg des gefeierten Kandidaten — dann jauchzt er noch einmal, dann trinkt er noch einmal den Rundtrank mit und ergibt sich bei der Zigeunermusik dem letzten Taumel — dann aber sinkt er hin wie eine Fliege, wenn aller Sonnenschein gewichen, und nur ein langer Schlaf vermag ihn zu stärken und wiederzubeleben!

Alle die Erscheinungen, wie sie England, Schottland, Irland und namentlich Amerika aufweisen, treten auch in Ungarn hervor. Redlicher Wille und Interesse gehen Hand in Hand — die Leidenschaften entfesseln sich — aber eine der humorreichsten Erscheinungen bleibt immer der ganz eigenthümliche, ländlich-sittliche „Cortes!"

Die Förstersbraut von Neunkirchen.

Erzählung von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Wir wissen es bereits von Marilene selbst, an welchem heimlichen Fädchen die feindliche Dorfparze neuerdings spann, um sich an der Försterin zu rächen, indem sie auf die Schönheit des jungen Mädchens einen Plan baute, würdig der feinsten Courtisane und Intriguantin. Denn längst hatte sie mit ihrem einen Auge die große Theilnahme bemerkt, womit der junge Förster der schlanken schwarzäugigen Tochter der Margold nachsah, wenn er ihr zufällig draußen vor dem Dorfe begegnete und sich von Niemand beobachtet glaubte; und ebenso war ihr auch sein träumerisches Wesen nicht entgangen, wenn sie, im Dickicht des Waldes nach ihren Kräutern und Wurzeln suchend, ihn ungesehen beobachtete, wie er im Vorüberwandeln halblaute Gespräche mit sich führte und dann plötzlich mitten auf dem Waldweg stehen blieb, minutenlang schweigend vor sich hinstarrte, als hätt' er sich mit seinen Gedanken in dem wohlbekannten Reviere wie in einer wildfremden Welt verirrt.

Wie ihr dann Marilene eines Tages von ihrer Begegnung mit ihm am Brunnen vor dem Dorf erzählte, daß er bei ihrer Anrede blutroth geworden sei und ihr ihre Bitte um seine Erlaubniß, im Walde Laubstreu einsammeln zu dürfen, nur mit sichtlicher Ueberwindung abgeschlagen habe, da erblickte die arglistige Alte hierin gerne die Bestätigung dessen, was ihr boshaftes Herz schon lange ersehnte; und fortan war es ihr einziges Dichten und Trachten, Marilene in der Einbildung zu bestärken, der junge, schöne und von den angesehenen Töchtern des Landes vielbegehrte Forstadjunkt sei auf dem besten Wege, sich sterblich in sie zu verlieben und zwar hauptsächlich durch die Einwirkung ihrer geheimen Zauberkünste, welche die Steingötterin zu besitzen behauptete.

Mochte auch das kecke, seiner Schönheit sich gar wohl bewußte und der alten Dorfsibylle geistig überlegene Mädchen in letztere Vorspiegelung einen starken Zweifel setzen und der lauteren Absicht dieser gütigen Fee mißtrauen, so entspann sich doch aus solchen vertraulichen Zwiegesprächen ein noch näheres Freundschaftsverhältniß, als seitdem schon zwischen ihnen bestanden, und im feindlichen Haß gegen die Eltern des jungen Forstmannes harmonirten Beide so vollkommen, daß es der Alten ein Leichtes wurde, Marilenens Herz, welches noch niemals eine zärtliche Empfindung, eine sanftere Neigung gekannt hatte, durch die Aussicht zu entflammen, den einzigen Sohn der verhaßten Leute in ihr Netz zu locken, wobei die schlaue Kupplerin freilich Willbald's Entfremdung von der großen Welt, die Einförmigkeit seines Lebens und die Abgelegenheit seines Wohnortes mit in Anschlag brachte, so oft sie ihrem Schützling die Möglichkeit des Gelingens mit den glänzendsten Farben ausmalte.

So kam es, daß Marilene am heutigen Abend, wo sie der Försterin am Liebsten einen brennenden Kienspan unter's Scheuerdach geschoben hätte, voll Ungeduld der Rückkunft der alten Landbötin entgegensah, die gewöhnlich um diese Zeit von ihren Gängen nach der Amtsstadt und der Umgegend heimkehrte, keuchend unter der Last ihrer schweren Kötze, worin sie den Leuten die bestellten Waaren heimbrachte, die einzige regelmäßige Verbindung zwischen dem abgelegenen Dorfe auf steiler Berghöhe und den durch Handel und Verkehr belebten Ortschaften der Ebene.

Aber wiewohl es bereits völlig Nacht geworden war, und der Mond schon über dem alten Buchwald im Osten aufging, wollte doch die ersehnte Rathgeberin noch immer nicht erscheinen, oder am Ende war sie gar heute ausnahmsweise von der westlichen Bergseite her in's Dorf heraufgestiegen und schon längst daheim, oder sie blieb auch wohl ganz aus und verbrachte die Nacht wegen allzugroßer Ermüdung in einem der unten gelegenen Dörfer, wie sie auch wohl zu thun pflegte, wenn sie ihre spitze Nase zu tief in's Gläschen gesteckt hatte, was eine der wenigen Schwächen dieser liebreichen Christenseele war.



Der Wahlagitator. Von Janko. (S. 340.)

Endlich, als noch eine weitere Viertelstunde vergeblichen Wartens verflossen war, ging Marilene in ihrer leichten Jacke und ihrem dünnen Zwilchröckchen bei der feuchtkalten Nachtluft die letzte Geduld aus. Sie beschloß, in der Steingötterin Hütte nachzusehen, ob die Alte zurück sei, und im anderen Falle zur kranken Mutter heimzukehren, um sich mit ihrem Grimm im Herzen auf ihr ärmliches Lager niederzulegen, wenn's ihr auch eine schlaflose Nacht kosten sollte, daß sie der Landbötin giftige Einflüsterungen und unheilvolle Rathschläge gerade heute entbehren mußte.

Schon hatte sie ihren Rückweg angetreten, als sie hinter sich Schritte hörte, welche die steile Bergstraße heraufkamen, das Mühsal aller Dorfkühe und Zugstiere, wenn der Bauer seinem Gefährt mehr als die Hälfte der Last aufgeladen hatte, die sonst der Zugkraft seiner Thiere entsprach. Die Schritte kamen so hastig näher und hatten einen so schallenden Ton, daß Marilene merkte, es sei nicht die alte knochenlahme Dorfbötin mit der schweren Kötze auf dem Rücken, und gleich nachher wußte sie auch, daß es kein schwerer Bauernschritt war, sondern ein leichter flinker Fuß, dem das Bergsteigen nichts an seiner Raschheit benahm. Da fiel ihr ein, es könne der Forstadjunkt seyn, den sie ja vorhin mit keinem Blick gesehen hatte, und bald bestätigte seine im Mondlicht deutlich werdende Gestalt ihre Vermuthung. Wie ein Blitz kam ihr ein fertiger Plan in den Sinn, den denken und ausführen Eins war, und schon saß sie auf dem breiten Stein am Weg neben der Brechkante, wickelte ihre Arme stramm in die Schürze, zog die Kniee bis auf die Brust in die Höhe, und hockte so mit zusammengesunkenem Oberkörper gleich einer Schlafenden da, wobei ihr die schwarzen Haare über das nach Vornen geneigte Gesicht fielen.

In dieser Stellung erwartete sie Willbald's Näherkommen und benutzte die kurze Minute Zeit, um ihren listigen Plan bis in seine Einzelnheiten auszudenken, mit dem Geschick und der Einbildungskraft einer vollendeten Improvisatorin. — Jetzt rollte ein runder Stein von dem Anstoß seiner Füße den Berg hinunter, jetzt stockte sein Schritt in der nächsten Nähe, und sie glaubte ordentlich, ungeachtet ihrer geschlos-

ſenen Augen, den großen verwunderten Blick zu ſehen, womit er die in der kalten Nachtluft eingeſchlafene Geſtalt betrachtete, vielleicht noch ungewiß darüber, wen er vor ſich habe! — Sie regte ſich nicht und hatte ſchier Angſt, daß ihm das Hämmern ihres Herzens ihren verſtellten Schlaf verrathen könne, da fühlte ſie ſeine Hand auf ihrer linken Schulter, und ſeine wohlbekannte Stimme ſagte mehr barſch als theilnahmvoll:

„Was ſchaffſt Du da, Mädchen? Iſt das der Ort und die Zeit, am Wege zu hocken, wie ein Feldhaſ' im Ueberwind? Auf der Stelle gehſt Du nach Hauſe und legſt Dich auf's Ohr!"

Damit zog er ſie am Arm in die Höhe, und Marilene ſpielte das erſchreckte Erwachen aus feſtem Schlafe ſo natürlich, daß Willbald, ſelbſt wenn er Verſtellung geargwohnt hätte, davon getäuſcht worden wäre; denn ſie taumelte ihm wie ſchlaftrunken faſt in die Arme und ſtammelte, wie von einem heftigen Froſtſchauer durchſchüttelt, mit weinerlicher Stimme:

„Ach, wie mich's friert, Herr Forſtadjunkt! Gewiß ſchon ſtundenlang wart' ich hier auf Ihn, weil ich's Ihm erzählen wollte, wie hart Seine Mutter mit mir umgangen iſt, und darüber ſind mir zuletzt vor lauter Praſt und Weinen die Augen zugefallen!"

„Träumſt wohl noch mit wachen Sinnen! Was faſelſt Du da von meiner Mutter?" fragte der Förſter betroffen und machte keine Bewegung, ihren Arm zu entfernen, den ſie wie ſchutzſuchend um ihn geſchlungen hatte.

„Ach, ich weiß, Er iſt gut und mitleidig gegen uns arme Menſchen, Ihn kränkt gewiß ſelber, was Seine Mutter mir vorhin Böſes gethan hat!" ſchluchzte das falſche Mädchen, indem es das Geſicht wider ſeine pochende Bruſt drückte. „Erſt rief ſie mich herein in ihre Stube, riegelte die Thüre zu und ſchlug mich dann ſo wüthig mit der Fauſt in's Geſicht, daß mir's Feuer aus den Augen ſpritzte, als wenn ich ihr Gott weiß was zu leid gethan hätte! Dann ſchwur ſie, daß ſie dem geizigen Kurt Henrich in Lützelbach den Pfandſchein meines Vaters ſelig abkaufen wolle, damit wir endlich aus dem Dorf hinausmüßten, wo wir doch auf Gottes weiter Erde ſonſt kein ander Obdach haben, und zuletzt warf ſie mich gar wie ein miſerabel Bettelmenſch zur Hausthüre hinaus, daß es alle Leut' in der Nachbarſchaft ſahen. O ſchaut, Herr Forſtadjunkt, wie die Hand, die ſonſt allen Armen Gutes thut, mich blutig gekratzt hat!"

Und zum Beweis von der Förſterin grauſamer Mißhandlung hielt ſie ihm den ſchönen Arm dicht vor die Augen, den ſie ſelber in ihrer Wuth blutig gebiſſen hatte, bis Willbald wirklich die Blutſpur entdeckte, ſo daß er in ſeiner Beſtürzung nur die Frage hervorbringen konnte, was ſeine ſonſt ſo gutmüthige Frau Mutter wohl zu dieſem harten Verfahren bewogen haben könne?

Da brach das liſtige Mädchen in ein neues, noch ſtärkeres Schluchzen aus und rief mit feierlicher Betonung:

„Ihm wollt' ich ja Alles geſtehen, nun ich ſchon grauſam genug geſchlagen worden bin, wenn's nur wahr wär'! Aber ich hab's nicht gethan, hätt's auch nimmer gethan, ſchon allein Seinetwillen nicht, und der dürre Diſtelſtrauß ſoll mir noch in meiner Sterbeſtunde in mein unglücklich Herz ſtechen, wenn ich's war, die ihn heut Nacht an Seiner Eltern Hofthor gebunden hat! — Das ſchwör' ich Ihm, Herr Forſtadjunkt, ſo wahr ich Ihn aufrichtig und von freien Stücken eine andere Schuld bekennen will, die Er noch nicht weiß und kein Menſch in der Welt, und wofür ich gern dreimal Buße leiden will, weil ich heut Morgen drüben bei den drei Steinen im Walde wider Sein Verbot Laubſtreu ſtehlen wollt', die Sach' aber doch liegen ließ, als ich Ihn von Weitem durch den Wald herkommen ſah und Ihm davonſprang. — Laſſ' Er mich acht Tage und länger bei Waſſer und Brod in's Amtsgefängniß ſperren, ich trag's tauſendmal wohler, als der Frau Förſterin ſchlimmen Verdacht und ihre harten Schläge! Denn bin ich auch darum die arme Wilddiebstochter geworden, ſo weiß ich doch, daß Sein braver Vater nur ſeine Schuldigkeit that, als er dem Joſeph Margold am Diſtelhügel im Walde beim Wildern den Tod gab . . ."

„Halt ein, das ſollſt Du nicht ſagen, wenn's auch tauſendmal wahr wär'!" rief Willbald erſchüttert und drückte, ohne es recht zu wiſſen, das ſchöne Mädchen mit Innigkeit an ſich, welches im Gefühl der gekränkten Unſchuld den eigenen Vater anklagte, zum Beweis, daß ihr jeder Haß, jeder Rachegedanke gegen deſſen Feind fremd ſei!

„Ich ſag's auch nur Ihm, weil er ſo gut und menſchlich iſt!" flüſterte ſie, indem ſie ſich in ihrer Herzensangſt ſo feſt an ihn ſchmiegte, daß ihre ſchlanke Geſtalt wie an ihn gewachſen vor ihm ſtand, und ihm das Zittern ihrer Glieder elektriſch durch alle Muskeln fuhr. „Erführ's meine Mutter, o Herr Jeſu, ich glaube ſie ſchlüge mich todt, ſo ſehr haßt die Seinen braven Vater noch immerfort, wo ich ihr doch ſchon oft die himmelsbeſten Worte gab, dem blinden Mann nicht mehr zu fluchen, nun ſchon ſechzehnmal Gras über die Unglücksthat gewachſen iſt und der Wald, der den Joſeph Margold ſterben ſah, eben ſo vielmal wieder grünte! — Aber eher ſieht der Herr Förſter Winckelmann noch einmal den blauen Enzian auf ſeiner Bergwieſe blühen, als meine Mutter ihren Haß gegen ihn aufgibt, woran der heilige Dionys ſchuld iſt, der ihr ſo oft im Traume erſcheint und ſie auffordert, dreimal des Tags den Namen Seines Vaters am Weihbecken zu verfluchen!"

„So iſt ſie's auch wohl geweſen, die uns nächtig die Eberwurzſtengel an's Thor band?" fragte Willbald. „Denn daß Du's nicht gethan hätteſt, ſagt' ich meiner Mutter gleich!"

„Das ſagte Er ihr!" rief Marilene im hellen Aufſchrei der höchſten Freude und drückte wie zur Beſiegelung ihrer Unſchuld ihre Lippen feſt auf ſeinen Hals. „O nun weiß ich die Urſache ihres Zornes gegen mich," flüſterte ſie glühend, „nun ſegne ich die Hand, die mich ſchlug, wenn nur Er mir Solches nicht zutraut, Herr Willbald, nur Er nicht! — Meine Mutter aber liegt ſchwerkrank zu Bette, kann ſich ſeit Wochen nicht vom Fleck rühren, die that's alſo gewiß nicht, wenn ſie's auch freut! Aber ein Mittel weiß ich, wie Er den ſchlechten Menſchen doch noch herauskriegt; die Steingötterin hat einmal eine Scherbe von einem Zauberſpiegel in der alten Burg Rodenſtein gefunden, wenn man die Nachts an einem ungebrochenen Hanfſtengel in unſern Heilbrunnen hängt und ſie gleich beim erſten Morgengrauen herausnimmt, ſo zeigt Einem das Glas das Geſicht des Uebelthäters, mag derſelbe ſeine böſe That auch noch ſo heimlich ausgeführt haben."

„Glaub' doch der alten Eule ihre verlogenen Geſchichten nicht," ſagte er lächelnd über den feierlichen Ernſt, womit ſie ihn bei dieſer Verſicherung anblickte. „Mir iſt's genug, wenn Du mir ſagſt, daß Deine Mutter es nicht gethan hat, andere Feinde kümmern mich nicht. Aber Deinen heutigen Waldfrevel darf ich Dir nicht ungeſtraft hingehen laſſen, das ſiehſt Du gewiß ein; jedoch ſollſt Du Dir ſelber Dein Strafmaß beſtimmen, weil Du ſo aufrichtig gegen mich geweſen biſt und auch den Laubdiebſtahl nur verſucht, nicht ausgeführt haſt!"

„Nehm' Er's für geſchehen an und ſtraf' Er mich ſo ſtreng Er will, ich trag's ſchon mit Freuden, weil's von Ihm kommt," ſagte das liſtige Mädchen mit einem Ausdruck von Rührung und Schalkheit, als wiſſe ſie, daß in dieſem Augenblick ein Mondſtrahl den dunkeln Glanz ihrer Augen noch zauberiſcher verkläre, wovon Willbald in ſeiner innerſten Seele getroffen und entzündet wurde. Dabei lehnte ſie den krauslockigen Kopf ſanft wider ſeine Bruſt, als ſei das ihre rechtmäßige Stelle, die ihr ſelbſt ſeine gefürchtete Mutter nicht ſtreitig machen dürfe, und ſpielte die zwiſchen Kummer und mädchenhafter Sprödigkeit ſchwankende Hülfeſuchende ſo meiſterhaft, daß ſie alle Sinne des jungen Mannes gefangen nahm, bis er ſie zuletzt in ſtürmiſcher Leidenſchaft an ſein Herz preßte und, Alles vergeſſend, in heißer Liebesglut ſtammelte: „Das ſoll Deine Strafe ſein und mein Lohn zugleich, daß ich Dich mein eigen nennen darf in alle Ewigkeit! — Ja, ich ſchwöre Dir, Marilene, beim Gedächtniß Deines unglücklichen Vaters, daß ich Dir treu bleibe bis zum letzten Athemzug, ſofern Du mir beiſtehen willſt, Deine Mutter zu verſöhnen. Denn für meine zwei Alten ſag' ich ſchon gut, wenn auch die Mutter anfangs noch hitziger aufbrauſen wird, als ſie's vorhin gegen Dich that, weil die Bäum', die am Höchſten gewachſen ſind und mit ihrer Krone dem Himmel am Nächſten ſtehen, von den Stürmen am Heftigſten geſchüttelt werden, obſchon die ſanfte Ringeltaube nirgends ſo gerne niſtet, als in ihrem hohen Wipfel!"

So unvorbereitet auch dem jungen Mädchen dieſer Ausbruch eines ihr ganz fremden treuinnigen Gefühles kam, und ſo wenig ſie auch im Grunde dieſe leidenſchaftlich begeiſterte Sprache eines zum höchſten Wagen und Gewinnen entſchloſſenen Herzens verſtand, das Eine begriff ſie doch ungeachtet ihrer falſchen Anſchläge ſogleich,

daß Willbald, wenn er anders nicht im Rausch oder im Fieber redete, ihr damit ein ebenso glühendes als aufrichtiges Liebesgeständniß abgelegt habe, welches durch den feierlichen Klang seiner Stimme und die ungewöhnliche Erregtheit seines ganzen Wesens einen noch tieferen Eindruck auf sie machte, als es die Ueberraschung schon an sich gethan hätte. Einen Augenblick durchzuckte sie sogar der Gedanke, daß so Was wirklich nur den Zauberkünsten der alten Steingötterin möglich sei, da sie selbst in den kühnsten Träumen ihrer Eitelkeit nimmer einen solchen, aus innerstem Herzen kommenden Liebesantrag von dem Sohne der feindlichen Förstersleute erwartet hatte, ganz abgesehen von dem himmelweiten Unterschied zwischen der Tochter einer armen Wollspinnerin und einem landesherrlichen Forstbeamten, der noch obendrein ein studirter Mann war, eine grüne silbergestickte Jägeruniform trug und sich unter den Honoratiorentöchtern der Umgegend kecklich das schönste und reichste Mädchen hätte auswählen können.

Aber nicht lange währte Marilenens sprachloses Erstaunen und unsicheres Schwanken, gegenüber dem jungen Manne, bei dem sie's höchstens auf ein leichtfertiges Liebesverhältniß abgesehen hatte, wie es zwischen jüngeren Forstleuten und hübschen Dorfmädchen unter dem Schutze einer nicht eben sehr strengen Landessitte zuweilen besteht, und der sie statt dessen in seiner treugemeinten herzlichen Liebe mit einem Heirathsantrag überraschte, wie sie sich's nimmer in ihrer falschen, auf ganz andere Ziele und Absichten gerichteten Seele hätte träumen lassen.

Bevor noch Willbald in der Glut seiner reinen Empfindung merkte, was in ihr vorging, hatte das leichtsinnige Mädchen schnell das ihr so unerwartet zugefallene Glück in seiner ganzen Bedeutung überschaut und griff unbedenklich mit einer Art wilder Gier nach dem reichen Schatze, der ihr wie durch ein Werk dämonischer Mächte zu Theil wurde, ohne selbst noch zu wissen, wo sie ihn bergen und wie sie ihn zur Erreichung ihrer langgehegten Rachepläne verwenden solle.

„Ach, Herr Willbald, welch' Mädchen könnt' Ihm was abschlagen, wenn Er Einem so herzlich zuredet!" flüsterte sie, ihre brennenden Lippen auf seinen Mund drückend, so daß ihm die Glut ihres Kusses fast den Athem benahm und es ihm wie ein fremdes Feuer durch alle Adern fuhr. „O dürft' ich doch nur ein einzigmal Du zu Ihm sagen, den ich lieb hab' bis zum Todgrämen, dann wollt' ich ja gerne sterben!" seufzte sie, noch inniger an ihn geschmiegt, mit dem Schmeichelton der zärtlichsten Leidenschaft. „Meine Mutter sagt's immer in ihren Fieberängsten: Marilene, hüt' Dich vor seinen wundervollen blauen Augen, hüt' Dich, ihn anzusehen, denn er ist unserer Feinde Sohn, und alle Mannsleut' in der Welt thun Dir nicht so viel Herzeleid an wie dieser Eine! Einmal von ihm bethört, kannst Du nimmer wieder von ihm los, und darüber gehen Dir Deine anderen rechtschaffenen Freier Einer nach dem Andern verloren, zusammt Deiner fröhlichen Jugend und Deiner frommen Schönheit."

Ungeachtet der Arglist, womit sie schon in der ersten Viertelstunde ihres jungen Liebesbundes diese Sorge wegen seiner Untreue heuchelte, hielt doch der ganz von seinem Glück und seiner Liebe verblendete Willbald diese Worte des schlau berechnenden Egoismus für die Sprache der lautersten Unschuld und fand es ganz natürlich, wenn das Kind der Armuth, das trotz seiner jungen Jahre schon so viele Härte von Menschen und Schicksal hatte erdulden müssen, jetzt, wo sich plötzlich eine unbekannte Welt von Glück, Liebe und heiterem Leben vor seinen Blicken aufthat, nur mißtrauisch der Stimme des eigenen Herzens folgte und lieber den Angstbildern der fieberkranken Mutter als den Betheuerungen treuer, herzinniger Zuneigung Glauben schenkte.

Letztere Betrachtung, die allerdings mehr für sein argloses Herz als für seinen Scharfblick in Beurtheilung der Menschen Zeugniß gibt, ergriff ihn unter dem Eindruck von Marilenens „frommer" Schönheit und ihren zärtlichen Liebkosungen so mächtig, daß er, glühend von Liebe, entschlossen ausrief: „Gib allen Deinen Freiern den Laufpaß, dem Schlechtesten darunter, dem Müller von Lindenfels zuerst, und ich schwöre Dir, daß ich Dich binnen Jahresfrist zum Altare führe, sollte auch die ganze Welt wider uns sein und uns mit ihrem Gift und Spott anfeinden! Halt' Du nur immer treulich an mir fest, wie ich an Dir, so zwingen wir's schon; denn wo Zwei in treuer Lieb' zusammenstehen, da hält unser Herrgott seine mächtige Hand drüber und läßt ihnen keinen Schaden widerfahren!"

„So will ich Dein sein in alle Ewigkeit!" sagte das Mädchen wie nach einem kurzen inneren Kampfe mit der nämlichen feierlichen Stimme, indem es beide Arme um seinen Hals schlang und seinen Mund mit neuen, noch glühenderen Küssen bedeckte. „Lieben kann ich schon, das sollst Du erfahren, Willbald, und eher wanken diese Felsen da und stürzen in die Tiefe, eh' ich Dir untreu werde und von Dir lasse! — Ach, was wird die Frau Försterin für große Augen machen!" rief sie aber gleich darauf in ihrem abspringenden Wesen, und es lag dabei Etwas in dem Ton ihrer Stimme, was Willbald beinahe wie ein feindlicher Hohn in die Seele klang. „Dein Vater zwar, das glaub' ich jetzt selber, der wird die Tochter des Joseph Margold nicht zurückweisen, weil ihn, wie die Welt spricht, seine That noch immer grämt — aber Deine Mutter, Willbald, Deine Mutter bleibt mir gewiß ihr Leben lang gram."

„Mach' mir nur Deine Mutter wohlgesinnt, die meine ist die Weichherzigkeit selber, wenn man ihr die gute Stunde abgewinnt," sagte der junge Förster vertrauensvoll. „Sieht sie erst, daß der Vater meinem Glücke nicht im Wege ist, so braucht's nur eines versöhnlichen Wortes der Margold, und sie gibt uns gleichfalls ihren Segen."

„Segen?" fragte Marilene hastig, besann sich aber sogleich eines Andern und rief in ihrem vorigen einschmeichelnden Tone: „Doch darnach fragen wir Zwei nicht, weil unsere Liebe uns schon Segen genug ist und Du nicht von mir lässest, was auch unsere feindlichen Leut' dazu sagen mögen! Jetzt aber sollten wir von einander gehen, mein' ich, denn sonst wird mir die Kranke daheim unruhig und kriegt wieder ihre hitzigen Fieberträume, daß sie den blutigen Vatergeist zu sehen meint und vor Angst aus dem Bette will. Gelt, Willbald, Du sagst Deinem Vater und Deiner Mutter vorerst noch kein Wort davon, daß wir einig sind, weil ich die meine erst herumbringen muß, die sich's in den Kopf gesetzt hat, ich müsse den Müller von Lindenfels heirathen, trotz seiner rothen Strupphaare und seiner drei Wildlinge aus erster Ehe! — Aber eher ging ich in die Gersprenz, wo sie am Tiefsten, als ich ihr darin zu Willen wär'; das werd' ich ihr morgen sagen, und am Abend kommst Du hinab an's brandauer Lärchenwäldchen, da erzähl' ich Dir alle Umständ', und wir verabreden das Weitere wegen Deiner Eltern."

Unter wiederholten zärtlichen Schwüren ewiger Liebe trennten sich Beide, und Marilene sprang mit der Leichtigkeit einer Elfe über den mondferhellten hügeligen Anger der am andern Ende des kleinen Dorfes gelegenen Hütte zu, während Willbald, das Herz voll seliger Träume, dem Vaterhause zuschritt, fest entschlossen, Alles daran zu setzen, um der Eltern Einwilligung zu gewinnen, sofern nur die feindliche Margold zu bewegen sei, ihm ihr Kind zu gönnen; eine Hoffnung, worin ihn der Anblick des grünen Fichtenbogens am Hofthor wie eine Glücksverheißung bestärkte, als wenn er schon am Vorabend des eigenen Hochzeitsfestes stünde und nicht erst am Beginn eines schweren, vielleicht vergeblichen Kampfes mit Allem, was ihm seither lieb und theuer gewesen war!

Schwebend hob ihn das Gefühl seiner Liebe empor über alle Hindernisse und Schwierigkeiten, über der Welt hergebrachte Meinungen und Vorurtheile, ja selbst über der Eltern Lieblingswünsche in Betreff seiner Zukunft, wenn er einmal zur Wahl einer Lebensgefährtin schreiten und um ihren Segen bitten würde, er, der ihnen bis zur Stunde durch seine treukindliche tadellose Aufführung kaum mehr einen andern Wunsch übrig gelassen hatte als den, ihn glücklich verheirathet zu sehen, gleichviel, ob die künftige Schwiegertochter arm oder reich war, wenn nur ihr unbescholtener Ruf und ein sanftes Gemüth ihnen des Sohnes häusliches Glück und Zufriedenheit verbürgte. (Fortsetzung folgt.)

Auflösung des in der Auflösung des Rösselsprungs Seite 259 enthaltenen Räthsels:

Stiefeltern.

Studien aus dem münchner Hofbräuhause. Von W. Diez.



Eine Hebe des Hofbräuhauses.
Aufg'schaut!



Der Vorsichtige.
Fremder: Ist vielleicht einer von diesen beiden leeren Krügen frei?
Münchner: Was leer, dös san ja grad a paar Reservmaas'ln für mi.



Der Bescheidene.
War do net no a klan's Platzerl für mi?



Abonnirter Stehplatz.



Am Brunnen.
Der einzige Krug, welcher noch aufzutreiben war, hat a klan's Löcherl.



Der neue Maaskrug.
Erster Stammgast: Jetzt hab i do scho die zehnte Maas und 's will allweil no net recht schmecken.
Zweiter Stammgast: Dös kommt halt daher, weil's an neu'n Maaskrug hab'n.



Jack mit der Laterne rettet Harry und Sim. (S. 345.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von W. Smith.

(Fortsetzung.)

17. Ein gutes Nachtquartier.

Während Harry, wie Jack ihm geheißen, die kleine Laterne nahm, rasch mit dem Zipfel seiner Jacke die Gläser derselben möglichst blank putzte und sich bereitete, voranzuleuchten, hob Jack mit der Sorgfalt eines treuen Vaters den schlummernden Sim empor und brachte ihn auf seinen Armen in die bequemste Lage. Sim legte im lebhaften Traume den einen Arm um Jack's Nacken und flüsterte: „Gute Nacht, Vater!" — „Nun schreite aus, mein Junge und paß' auf, wo Du hintrittst!" sagte Jack. „Hast Du gehört, was der Kleine eben sagte? Er soll so ruhig schlafen wie im Vaterarm. O glaub' mir, ich bin so froh, daß ich gerade diese Nacht die Idee hatte, hierher zu gehen! Es trieb mich dazu wie mit magischer Gewalt. Ein Glücksstern hat mich geleitet, meinst Du nicht, Söhnchen?" — „Ich denke, es ist die Vorsehung gewesen," erwiederte Harry schüchtern. Jack schwieg eine Weile und seufzte tief; es schien, als träfe ihn die Bemerkung des Knaben wie ein scharfer Pfeil, denn sein ganzes Thun und Treiben während einer Reihe von Jahren strafte Harry's schönen Glauben der Lüge. Beide schritten rüstig vorwärts. Erst jetzt bemerkte Harry die ungeheure Ausdehnung der Gewölbe, in denen er weiter hin noch mehrere Gruppen von Menschen fand, die mit oder ohne Licht an diesem Orte übernachteten. „Ich merke immer mehr," begann Jack während des Gehens wieder die Unterhaltung, „Du bist ein unterrichteter Junge; hast Du schon gehört von dem, was man in London die billigsten Logirhäuser nennt?" — „Ja, Sir; unser Vater hatte Bücher aller Art und erzählte uns oft daraus, wobei er uns sagte, es sei besser, unter einer Brücke oder hinter einem Thorwege zu übernachten, als in den niedersten Schlafquartieren, wo die Armuth allerhand Menschen zusammen führt." — „Sehr wahr, mein Sohn; ich bin in den schlechtesten Quartieren gewesen und es überläuft mich ein Schauder, wenn ich daran denke. Du hast keinen Begriff von den schmutzigen, von häßlichem Ungeziefer strotzenden Nachtlagern, welche ‚Betten' zu nennen Lästerung ist. Es ist indeß wunderbar, welch' einen großen Unterschied ein einziger Penny ausmacht. Für drei Pence: schmutzige Höhlen mit verpesteter Luft, besudelte Betten, abscheuliches Schlafgesindel; für vier Pence: Alles rein und komfortabel, erträgliche Gesellschaft, Leute, die zwar arm sind, aber auf Sauberkeit halten und ihr Nachtgebet nicht vergessen, wenn sie zu Bett gehen. Seitdem ich diese Erfahrung gemacht, halte ich's für jeden, noch einen Rest von Ehre und Reinlichkeitsliebe bewahrenden Menschen, der nicht vier Pence die Nacht aufwenden kann, für besser, bei schlechter Witterung unter einem Brückenbogen, in einem Keller oder Gewölbe, im Sommer aber unter einem Baume des Hydepark zu schlafen. Ich hab's, Gott sei's geklagt, oft gethan. Das Haus, in welches ich euch jetzt bringen will, ist eins von den besseren; vor Allem ist sein Master ein guter Mensch, zwar nur ein armer Buchbinder und Straßenhändler mit Büchern und Traktätchen, aber mit einem Herzen, besser als das manches Fürsten, voll Mitgefühl für die Leiden Anderer. Seine Frau, die er als Wittwe und Besitzerin des Logirhauses heirathete, ist an sich ein ganz nettes, erfahrenes Weib, aber es haftet ihr ein Uebel an, das mit ihrem Geschäft in Verbindung steht. Da sie früher sehr oft von ihren Logisnehmern veranlaßt wurde, Bier und Gin zu besorgen, so kam sie darauf, selbst einen Bier- und Branntweinschank einzurichten, und hielt es seitdem für geboten, möglichst oft Spirituosen zu

‚kosten'; von dieser Licentia boica aber macht sie zu Zeiten dermaßen Gebrauch, daß ihr der Verstand durchgeht, und dann ist sie freilich ein wahres Hauskreuz, das ihrem Gatten, einem höchst nüchternen und arbeitsamen Manne, das Leben recht sauer macht. Das Haus befindet sich in Short's Gardens; ein Name, welcher uns armen Hausinsassen völlig angemessen ist. Komm' an, mein Junge, wir haben nicht mehr weit zu gehen!" — „Wird uns aber zu dieser späten Stunde noch Jemand einlassen?" fragte Harry. — „Sei unbesorgt, mein Söhnchen! Es ist jetzt zwei Uhr Nachts. Mein guter Buchmacher Curt und sein Gehülfe, Ebenezer Nott, ein edler Quäker, pflegen Nachts lange zu arbeiten. Sie binden und broschiren dann die Bücher und Schriftchen, welche Curt am Tage verkauft. Aber wenn sie auch längst zu Bett wären — die Menschlichkeit ist zu jeder Stunde hülfsbereit. Wir werden ein warmes Herz und auch einen warmen Thee finden, und etwas zum Schnabeliren dazu. Morgen früh wird dann unser kleiner Kamerad sich neu gestärkt fühlen. Hier sind wir am Ziele. Schlecht von außen, aber recht behaglich im Innern, das wirst Du gleich loskriegen, mein guter Bursch!"

Harry sah beim Laternenschein ein bretternes Schild mit den Worten: „Logis für Fremde, drei Pence die Nacht . . . Größere Bequemlichkeit vier Pence . . . Heißes Wasser ist jederzeit vorhanden." Binnen wenigen Augenblicken ward ihr leises Klopfen gehört. „Wer ist draußen?" fragte Mr. Curt, ehe er die Thür öffnete. — „Jack mit der Laterne!" antwortete der Straßenautor mit Stentorstimme. Es ward sofort aufgemacht.

Mr. Curt war ein kleiner, blasser, klug aussehender Mann mit gerötheten Augen und einem Klumpfuß. Sein inneres Wesen entsprach der Außenseite: er war intelligent, mild und etwas schüchtern und kleinlich, in Folge der Abhängigkeit von einer Frau, die sich bewußt war, daß aller vorhandene Besitz von ihr herrührte, und dieß ihren Gatten nur zu kräftig fühlen ließ. Weil Mr. Curt in der Hauswirthschaft nichts galt, war er bemüht, sich einen besonderen Wirkungskreis zu schaffen, und dieß war, abgesehen von der Buchbinderei, ein kleiner Buchhandel. Mr. Curt betrachtete denselben in doppelter Hinsicht als sein Steckenpferd: er verbreitete aus philanthropischen Gründen möglichst viele Traktätchen und spielte gern den Verleger en miniature.

„Leise, Sir, wenn ich bitten darf!" flüsterte Curt. „Missis ist zu Bett und hat Kopfschmerzen. Es ist Niemand mehr wach, wie ich und mein Ebenezer, aber ich will Ihnen besorgen, was Sie haben wollen, Sir, wenn Sie sich in Ihr Zimmer begeben haben." — „Da schauen Sie her, Curt," entgegnete Jack mit der Laterne; „betrachten Sie den Jungen, den ich trage! Daran hängt eine ganze Schauergeschichte." — „Bst, Sir, erzählen Sie mir's, wenn wir in Ihrem Zimmer sind! Ich möchte nicht, daß Missis wach würde. Sie hat freilich die Schlüssel, aber ich will suchen, mich in ihre Kammer zu schleichen und ihr die Schlüssel aus der Tasche zu nehmen. Wenn sie munter würde, bekäme ich die Schlüssel nicht; sie gibt Alles, was verlangt wird, nur selbst heraus. Ich will gleich ein Licht bringen."

Jack schritt vorsichtig mit dem Knaben nach seinem Hinterzimmerchen; es war sehr klein, aber sauber, und enthielt ein leidliches Bett. Sim wurde sogleich in's Bett gelegt. Dann entzündete Jack das Feuermaterial, welches im Kamin bereits zurecht gelegt war, und bald entwickelte sich in dem engen Raume eine angenehme Wärme. Harry fühlte sich von einem lange nicht gekannten Behagen durchdrungen. Sim erhielt die Farbe der Rose und sah mit seinen goldigen Locken, die malerisch um die Stirn sich legten, wie ein kleiner Johannes aus.

Mr. Curt erschien jetzt mit seinem Gehülfen; sie brachten den Theekessel und die dazu gehörenden Geschirre und Ingredienzen, etwas Zucker, Milch, Brod, gesalzene Butter und Käse. „Dieß ist Alles, was ich habe erlangen können," meldete Curt. „Alle Schränke sind verschlossen und Missis hat die Schlüssel unter dem Kopfkissen." — „O, es ist mehr als genug," entgegnete Jack, froh, daß er seinen Schützlingen etwas Eßbares auftischen konnte. Der Quäker betrachtete die Sorgsamkeit des Straßenautors mit einer Art von Wonne, sein Auge schien zu sagen: ‚so gefällst Du mir, Du alter verbummelter Bursche!' Er verschwand ganz verstohlen und kehrte einige Minuten später mit verschiedenem Mundvorrath zurück. „Hier, Freund Jack," sprach er, „bringe ich Einiges von meinem eigenen Vorrathe: Thee, Brod, ein wenig Rostbraten, kalte Kartoffeln und Pickelhäringe." — „O, du liebes verkörpertes Gotteswort!" jubelte Jack, ihn umarmend. „Das ist Futter für meine armen jungen Raben! Geschwind, Harry, mache das Mahl zurecht!"

Der Knabe setzte den Thee an, schälte Kartoffeln und Pickelhäringe und strich Butterbrod. Jack mit der Laterne aber erzählte unterdessen den beiden Männern den Raubmord des schwarzen Dick und Joking Jem in Pimliko, den Angriff derselben in den Adelphigewölben auf die beiden Knaben und ihre Verhaftung durch den Detektive Trail. Da begannen die Augen Curt's zu leuchten und eine lebhafte Unruhe bemächtigte sich seines ganzen Wesens. Kaum hatte Jack seine Geschichte geendigt, so packte Curt ihn an beiden Schultern. „Herrlich, prächtig!" rief er geheimnißvoll. „Das gibt ein Geschäftchen, Sir, wie wir lange keines gemacht haben! Lassen Sie Ihr Talent los, aber ohne Zögern! ‚Schaudervolle Ermordung des braven Dienstmädchens Mary Mudd durch die beiden Räuber, Dick der Schwarze und Joking Jem, und Ergreifung derselben in den Adelphigewölben, beschrieben von einem Augenzeugen', so muß der Titel der Broschüre lauten, und ich will sie verlegen. Wir machen einen Schlag damit, Sir, wenn wir brühwarm kommen. Jetzt ist der Eindruck in Ihnen noch frisch — setzen Sie sich gleich heute hin und liefern Sie ein Meisterstückchen! Meinen Sie nicht?" — „Wohlan, ich will sehen, was sich machen läßt, wenn wir Thee getrunken haben und meine beiden Jungen schlafen. Sie müssen mir aber Feder und Tinte verschaffen!" — „Alles recht, Sir. Ich will auch eine Schüssel mit warmem Wasser bringen, damit die Knaben sich waschen können, und ein paar gute Hemden von dem Sohne meiner Frau, den sie von ihrem ersten Manne hatte, und der als Schiffsjunge ertrank. Sie weint, wenn sie die Sachen sieht, und sagte schon oft, wenn sie ein paar arme Jungen von guter Erziehung fände, wolle sie die Hemden verschenken. Dieß hier sind just die richtigen Burschen dafür, es wird ihnen wohl sein in frischer Wäsche. Arme Bedauernswerthe!" — „Amen!" murmelte der Quäker mit gefalteten Händen und in salbungsvollem Tone. Als Curt sich entfernte, schritt er hinter ihm her, wie ein Küster hinter dem Prediger. „Master," flüsterte der Quäker im dunkeln Hausgange dem Buchbinder zu, „wir retten doch noch seine Seele!" — „Wenn es Gottes Wille ist!" erwiederte Curt tiefernst. „Der Mann könnte noch ein Wohlthäter der Menschen werden, wenn wahre Frömmigkeit in sein Herz Eingang fände." — „Alles ist bereit, Sir!" meldete Harry, der soeben den Thee aufgegossen hatte. „Soll ich Sim wecken?" — „Das hat der Duft unseres Getränks schon gethan!" erwiederte Jack, auf Sim deutend, der eben die Augen aufschlug und sich im Bett emporrichtete. „Wo bin ich denn, Hal?" fragte er verwundert. „Dieß ist doch nicht die schwarze Höhle, und die furchtbaren Männer sind auch nicht mehr da!" — „Nein, mein kleiner Mann," versetzte Jack zärtlich, „sie sind den Weg der Gerechtigkeit gegangen, das heißt nach der Bowstreet, und von da aus wird der Eine oder der Andere, oder alle Beide, den Weg nach Newgate finden. Doch genug für jetzt von diesem schauerlichen Thema — hier ist süßer Thee, mein kleiner Goldkopf, und Etwas zu essen dazu. Trinke, und Du wirst Dich darnach befinden wie ein Prinzchen." Er hielt ihm den vollen Theebecher an die Lippen und ließ ihn schlürfen. Es war Nektar für den Knaben nach so vielen Strapazen und Entbehrungen. Seit vier Uhr Nachmittags, wo sie den Juwelierladen verließen, waren sie umhergewandert. Als sie von Pimliko nach den Adelphigewölben gingen, war es fast zwölf Uhr Nachts, und nun Morgens vier Uhr.

18. Der Mässigkeitsapostel.

Als Curt und der Quäker mit Wasser, Seife und zwei Hemden zurückkehrten, war Alles, was Genießbares vorhanden gewesen, aufgezehrt. „Wir haben das Deck geklärt, wie Ihr seht!" sagte Jack scherzend. — „Hunger ist der beste Koch," erwiederte Curt. Jack hatte noch Etwas auf dem Herzen, es kostete ihn einige Mühe, dieß herauszusagen. „Master Curt," begann er nach einigem Zaudern, „eine kleine Aufmunterung würde mir gute Dienste thun, wissen Sie, eine Pinte Ale, oder ein paar Tröpfchen Gin oder

Whisky!" — „Nimmermehr, Sir!" entgegnete Curt mit Entsetzen. „Nimmer werde ich so Etwas anrühren, um es einem Andern zu reichen. Verzeihung, Sir, aber wenn ich sehe, was Sie im nüchternen Zustande sind, welch' eine edle Natur, welch' zärtliches Herz, welch' eine klare Geistesbildung Sie da offenbaren, und wenn ich mich erinnere, welchen Eindruck Sie machen unter der Influenz des Spiritus, dann möchte ich Sie fußfällig bitten, keinen Tropfen davon mehr anzurühren, und Sie würden ein glücklicher Mann werden." — „Merkwürdig," lächelte Jack, den Kopf schüttelnd. „Sie rathen vom Trunke ab und Ihre Frau hält einen Bier- und Branntweinladen!" — „Ach, Sir, den hat sie als Wittwe errichtet und sie erhält ihn wider meinen Willen. Das ist ein scharfer Dorn in meinem Fleische, und ich bitte Gott täglich mit Zittern und Kummer, er möge sie ihren großen Fehler einsehen und ablegen lassen. Auch ich war einst ein Trinker, Sir, und einer von der schlechtesten Sorte. Da ging ich in einer Sonnabendnacht mit meinen paar sauer erworbenen Schillingen nach dem Wirthshause. Unterwegs fiel mir eine Gruppe von Arbeitern in die Augen, Männer und Frauen, und in der Mitte sah ich, auf einem Ecksteine stehend, einen Prediger. Ich blieb eine Weile stehen, wie die Andern, und hörte zu. Der Prediger war ein Arbeiter, wie wir Alle; er erzählte uns, wie er ein Trunkenbold geworden war, wie er Weib und Kinder gequält hatte, schlimmer als wäre er ein wildes Thier gewesen. Er schilderte, wie sein Weib selbst, durch sein schlechtes Beispiel und durch Verzweiflung verleitet, begonnen hatte zu trinken, und wie sie im tiefsten Elend starb. Er malte das Todtenbett in den schrecklichsten Farben. Das Todtenbett, umstanden von ausgezehrten, zerlumpten, schluchzenden Kindern, hatte ihn aufgerüttelt, in Nacht der Verzweiflung gestürzt und — geheilt! Ich horchte gespannt, ich fühlte in mir selbst eine große Wandlung vorgehen und schlich langsam fort — ich ging nicht in's Wirthshaus, sondern still wieder heim und gelobte mir, nie wieder einen Tropfen Bier oder Branntwein über meine Lippen zu bringen. Das Todtenbett des elenden Trinkerweibes mit den armen Würmern darum her stand grausig vor meiner Seele. Ich war vorher ein Freidenker gewesen, ein Atheist, Alles, was Sie wollen; das fuhr mir durch Kopf und Herz und ich gelobte, mich zu bessern. Da begannen plötzlich die Glocken der Westminsterabtei zu klingen, und die Glocken aller andern Kirchen Londons folgten nach — zur Feier eines großen Sieges, hieß es; für mich war's die Feier des Triumphes über meine eigene Leidenschaft. Vorher konnt' ich's nicht meiden, jeden Tag das Wirthshaus zu besuchen, jetzt dacht' ich mit Ekel an den vorhergegangenen Abend, wo der Wirth ‚zum fröhlichen Zecher' mich als bewußtlos trunken auf die Straße geworfen hatte. Am frühen Morgen ging ich nach Wimbledon, wo meine arme alte Mutter im Elend lebte. Sie begrüßte mich so mild und so traut und bot mir die Hälfte ihres dünnen Thees und ihres kargen Morgenbrods, und ich gab ihr einen halben Sovereign — das erste Geld, welches die Trunksucht mir nicht raubte. Dann erzählte ich ihr, wie und wo meine innere Umwandlung bewirkt worden, und wir fielen einander um den Hals und weinten miteinander." — „Und dennoch," versetzte Jack, „haben Sie, mit all' Ihren schönen Prinzipien, eine Frau geheirathet, welche trinkt, wie nur immer ein Weib im Wetteifer mit den Männern trinken kann!" — „Das Herz herrscht über die Vernunft, Sir," erwiederte Curt achselzuckend. „Sie war eine hübsche und angenehme Frau; Wittwen haben immer etwas Einnehmendes. Ach, Sir, eine Wittwe und eine wiederverheirathete Frau sind zwei verschiedene Personen. Es kam Alles anders, als ich dachte. Von den Rosen blieben nur die Dornen. Als ich sie in der ersten Zeit wegen ihres Trinkens tadelte, schlug sie mich in's Gesicht; wenn ich sie bat, die Leute in unsern Logis nicht im Bier- und Branntweintrinken zu befördern, nannte sie mich einen Esel und hieß mich meiner Arbeit nachgehen wie sie der ihrigen; und als ich später nicht aufhörte, unsern Logisleuten von den Segnungen der Enthaltsamkeit zu predigen, schwur sie, das Zeugniß zweier Aerzte einzuholen, daß ich wahnsinnig sei und in's Irrenhaus gebracht werden müsse." — „Ja, ja, Mr. Curt," bemerkte Jack ironisch, „Sie gedachten sich einen Paradiesvogel zu fangen und bekamen einen Spatz in die Hand! O die Frauen, die Frauen! Sie sind wohl manchmal ein Segen für die Männer, aber viel öfter ein Fluch, der sie durch's ganze Leben verfolgt." — „Ein Fluch und ein Segen zugleich, Sir," entgegnete Curt kleinlaut. „Meine Frau hat auch ihre guten Eigenschaften... Möge sie ruhig schlafen! Ich hoffe und erwarte täglich, stündlich, daß der heilige Geist der Enthaltsamkeit über sie komme, dann bin ich ein glücklicher Sterblicher ... Hier ist Tinte, Feder und Papier, Sir; vergessen Sie Ihre Aufgabe nicht! Morgen früh spätestens muß das Manuskript zur Druckerei, wenn wir einen guten Penny ernten wollen. Sie geben doch **mir** das Werkchen in Verlag, wie?" — „Ganz gewiß, Mr. Curt; aber ich habe jetzt keine rechte Stimmung ..." — „Keine Stimmung? O Sir, Sie müssen Stimmung haben! Bedenken Sie die Konkurrenz und das Tragische des Falles und den Ruhm!" — „Ja, den Ruhm!" seufzte Jack. — „Und noch Eins, Sir John — Sie müssen sich Ihr hübsches Zimmerchen zu erhalten suchen. Meine Frau — Sie wissen, daß sie in diesen Dingen allein schaltet und waltet! — meine Frau wollte schon gestern einem andern Herrn das Zimmer vermiethen." — „Sie haben recht, Mr. Curt, ich muß mich ermannen, ich muß schaffen, um mir dieß reinliche Winkelchen zu erhalten, schon um meiner kleinen Schlafburschen willen. Aber es fehlt mir wirklich die rechte poetische Stimmung, Master, ich bin so ungeheuer nüchtern, meine Seele ist so fade wie ein Tümpel voll Regenwasser. Nur einige Tropfen ... nur ein ganz klein wenig Whisky mit Wasser, ein wenig Zucker hinein, nicht mehr, als ein Kanarienvogel zum Frühstück verzehrt ..." — „Wie, Sie wollen Grog trinken, Sir John? O beleidigen Sie nicht Ihre unsterbliche Seele, deren Spiegel getrübt wird durch den Gifthauch des Alkohols!" — „Aber, bester Freund und Beschützer der fliegenden Literatur, es ist mir nicht darum zu thun, zu trinken; ich will mich stärken! Die Aufregungen, die physische Anstrengung der letzten Stunden haben mein Nervensystem herabgestimmt. Mir ist, als müßt' ich mich sofort hier auf die Diele strecken und schlafen, schlafen! Der Alkohol hat eine doppelte Wirkung, er kann als erwärmende, belebende Arznei dienen, er kann, im Uebermaß genommen, betäuben. Glauben Sie, daß sich der Pegasus satteln läßt, wie man einen Sandgaul anschirrt?"

Curt schien plötzlich jede Opposition gegen das Gelüste Jack's aufzugeben. „Es liegt mir an der raschen Lieferung des Flugblattes," sagte er mit ruhigem Ernst; „wenn Sie also aus dem Grunde Ihres Herzens versichern, Sie müssen Gin haben, gut, so will ich ihn holen."

Er entfernte sich. Jack mit der Laterne hatte dieß Experiment schon einige Male gemacht und war zwar nie durch Curt selbst, stets aber durch dessen Frau zum Ziele gekommen. Um so mehr war er jetzt überrascht, daß Mr. Curt seine strengen Grundsätze geopfert zu haben schien, daß er, um des literarischen Werkes willen, an welchem ihm lag, Lieferant von Branntwein an einen Gewohnheitstrinker werden wollte. Dieser Gedanke beschämte den Straßenautor tief; er bereute jetzt die angewandte kleinliche Taktik. Weit stärker noch wirkte auf ihn eine andere Wahrnehmung. Während er vorhin, wider die Ueberzeugung seiner Vernunft, für seinen an Feuerwasser gewöhnten Gaumen plaidirte, sah er auf einen Moment nach Harry hinüber, der still am Bett bei seinem wieder eingeschlafenen Bruder lehnte und unverwandt auf seinen Wohlthäter blickte. Jack fuhr zusammen; es lag in Harry's Auge so viel Schmerz, eine so deutliche vorwurfsvolle Frage, daß der leidenschaftliche Trinker in diesem Blicke plötzlich seine ganze Erbärmlichkeit empfand. Er trat an's Fenster und blickte in die monderhellte Nacht hinaus. „Welch' ein miserabler Mensch bin ich!" murmelte er in sich hinein. „Welch' ein Ausbund von Charakterschwäche, von Mangel an Wahrheitsliebe, wenn es die Befriedigung eines Gelüstes gilt! Bedürfte ich wirklich des Branntweins, um meine Nerventhätigkeit zu erhöhen? Lügner, Lügner! Du hast nicht einmal so viel Imagination, Dich selbst zu täuschen! Nein, ich will keinen Tropfen anrühren! Schämen müßte ich mich vor dem Unmündigen, dessen Auge mir schärfer in die Seele brennt, wie der stärkste Sprit! Ich werde nicht schwach sein — Du kannst Deinen Fusel behalten, Master Curt, und wenn Du aufgelöstes Gold brächtest! Ich will keinen Tropfen trinken!"

Er seufzte tief und stand noch eine Weile am Fenster. Die Erinnerung an die vergangene Zeit hatte den Seufzer geweckt. Er

gedachte seiner süßen Heimat, seines Wohlstands, seiner heiteren, stolzen Studentenjahre zu Oxford, der Wettkämpfe auf der Themse, bei denen er Sieger war; er gedachte der hochfliegenden Hoffnungen, welche ihn als jungen Studenten einst beseelten, der Pläne für die Zukunft und der reichen Konnexionen, welche die Erfüllung aller seiner Erwartungen so wahrscheinlich machten. Und nun stand er hier, umgeben von tiefster Armuth, körperlich elend, geistig in der Gefangenschaft eines thierischen Hanges! Auch an seine arme Schwester dachte er, an das arme, betrogene, mißhandelte Weib in anderen, nicht minder schlimmen Banden! Was war das? Es tropften Thränen nieder auf seine Brust. Da zuckte er auf und wandte sich entschlossen um. „Wollen Sie sich nicht zu Bett legen, theurer Sir?" fragte Harry sanft. „Ich habe es frisch aufgeschüttelt. Wenn es zu schmal ist für Zwei, soll Seymour aufstehen." — „O nein, nein, mein guter Junge," erwiederte Jack tief bewegt. „Lege Dich hin zu Deinem Bruder und schlafe sorglos. Für euch wacht die Sorge ohnehin mit dem Tag wieder auf. Wenn ihr ausgeschlafen habt, lege ich mich nieder. Schlafe wohl, mein Sohn!" Harry huschte zu Füßen seines Bruders in's Bett.

Jack setzte sich an den gebrechlichen Tisch, legte sich Papier zurecht und stützte den Kopf in die Hand. Es war nicht der Mangel an Stoff, nicht Unfähigkeit, was ihn vom Beginn der Arbeit abhielt, sondern Zerstreutheit und eine gewisse Selbstverbitterung. Seine Gedanken schweiften weitab, hinüber nach Eton und nach Oxford. John war einer der talentvollsten Schüler gewesen, die Professoren hatten ihn geschätzt, ausgezeichnet, Andern als Muster der Lernbegier und des Fleißes vor Augen gestellt. Er hatte manchen wissenschaftlichen Preis errungen und es war ihm nicht einmal schwer geworden. Sein angeborenes Talent bedingte die leichte Manier seines Arbeitens. Und dann ... an der Grenze der glänzendsten Ehren war er plötzlich von der geregelten Bahn abgelenkt; nicht wie das Roß an der Barre, die zu überspringen es sich scheut, sondern verlockt von schlechten Gesellen und vom eigenen inneren Teufel. Seine Lehrer gaben ihn rasch verloren; sie wußten, daß ein Genie, dem Trunk und der Völlerei ergeben, schneller untergeht als die geistige Mittelmäßigkeit, die oft feig zaudert, mitten in ihrem abschüssigen Wege berechnet, vor großer Schmach umkehrt. John kehrte nicht um, die Kugel seines Daseins war in's Rollen gekommen, sie hielt erst an, als sie tief unten mitten im Schmutz des Lebens lag. John wurde Jack, das strahlende Licht seines Geistes wandelte sich in die stinkende Talgkerze seiner Laterne! ... Nicht, daß er arbeiten mußte, erbitterte ihn jetzt, sondern die Art der Arbeit ekelte ihn an in diesem bessern, der Erinnerung geweihten Augenblicke. Er knirschte mit den Zähnen und schleuderte wild mit einer schnellen Wendung des Kopfes sein dichtes braunes Haar von der Stirne.

Da kam langsamen Schrittes Mr. Curt zurück; er hielt eine gefüllte Flasche in der Hand und reichte sie mit ernster Miene dem Autor hin. „Hier ist Whisky, genügend, Ihre Seele zu ertränken und den Leib zu tödten ... Gift der Hölle, von Manchen als Nektar des Himmels gepriesen. Nehmen Sie! Ich reiche Ihnen diese Flüssigkeit mit Schmerz, denn mit einem Griff darnach hören Sie ja auf, mein Freund zu sein. Sie werden dann schlafen und nicht arbeiten; es ist auch nicht nöthig. Eben ist Ihr Kollege Squib angelangt, er sprudelt vor Begier, Geld aus der Neuigkeit des Mordes in Pimliko zu schlagen." Diese Bemerkung Curt's war die Folge einer klugen Berechnung; er kannte den Widerwillen Jack's mit der Laterne gegen jenen Rivalen. Als Curt die volle Flasche brachte und ihr seine Mittheilung gegenüberstellte, bot er einer empfindlichen Seite Jack's Schach: seinem Ehrgeize als Straßenautor. Nur wußte er nicht, was bereits seit seiner Entfernung in Jack's Innerm vorgegangen war. Zu seiner Ueberraschung wies Jack den ihm dargebotenen Whisky ohne alle Erregung ab. „Tragen Sie das Zeug fort, Master Curt, ich bedarf seiner nicht. Auch die Bemerkung über den schieläugigen Squib ist überflüssig. Sie sehen, ich schreibe schon!"

Mr. Curt war entzückt. „O, leugne mir noch Einer, daß es Engel gibt," sagte er mit Ueberzeugung. „Die Ueberirdischen sind schneller als die schwachen Sterblichen — Sie haben den Besuch eines Engels gehabt, Sir!" — „Hm, da liegen meine Engel!" versetzte Jack trocken, auf die beiden schlummernden Knaben deutend. — „Sei es," entgegnete Curt; „Gottes Mund spricht gerne durch den Mund und das Antlitz der Kinder. Gesegnet sei Ihre Thätigkeit, Sir; und vergessen Sie ja nicht die Bemerkung unterm Titel: geschildert von einem Augenzeugen." — „Schon recht, Master!" schloß Jack und begann zu schreiben, ohne sich weiter um Curt zu bekümmern, der sich in seinem Eifer dicht hinter seinen Stuhl stellte und ihm über die Schulter auf die Finger sah: eine Situation, die wohl manchem Autor sehr unbequem sein würde. Jack's Feder rasselte unaufhaltsam über das etwas widerspenstige Papier. Seine Phantasie, sonst so rein und voll der zartesten poetischen Bilder, jetzt verzerrt und outrirt durch den Einfluß des Deliriums und — der Konkurrenz wirrer Köpfe, wie Squib und Paul, die den Geschmack des Pöbels verdarben, wich sehr bald von dem einfachen wahren Hergange der Ereignisse ab; sie reimte zwar die haarsträubendsten Vorgänge, Erfindungen seiner Einbildung, zusammen, aber sie dichtete auch in die Natur der beiden gemeinen Raubmörder, wie er bei Pim gethan, gewisse Tendenzen edlerer Leidenschaft, als deren Verirrung der Mord erschien. Das erschlagene Mädchen, Mary Mudd, war früher von Dick und Joking Jem geliebt worden, sie aber hatte angeblich Beide zurückgewiesen, und ihre Kälte, ihre Hinneigung zu einem anderen Manne hatte die Raubmörder zur Verzweiflung, zum Trunk und zu anderen schlechten Leidenschaften getrieben; ihre Ermordung erschien nicht als Inzidenzfall gelegentlich des Hauseinbruchs und der Beraubung, sondern als vorher berechnete Handlung, als Rachethat. Mit brechendem Auge sollte Mary Mudd in ihren Mördern die früheren leidenschaftlichen Verehrer erkannt haben. In der Ausschmückung dieser phantastischen Geschichte erschien die Ermordete nicht als das, was sie war, als schlichtes, nothdürftig unterrichtetes Landmädchen, sondern als ein feingebildetes Geschöpf, begabt mit einer leichten, verführerischen Koketterie, das, als die Mörder eindrangen, in das Lesen eines spannenden Dickens'schen Romans vertieft war. In dieser Weise, die jeden halbwegs gebildeten Menschen unangenehm berührt hätte, der Pöbelsphäre aber, in welcher in London die fliegenden Produkte der Straßenautoren reißenden Absatz finden, völlig angemessen war, zauberte die Feder Jack's in wenigen Stunden einen kleinen Schauderroman auf's Papier, und als die Wintersonne am Morgen langsam durch das kleine Fenster seines Zimmers kroch, schloß er sein Opus in glatten, platten Versen mit der „Moral der Geschichte". Jetzt überlas er sein Werk mit einem seltsam wechselnden, bald bitter lächelnden, bald höhnischen, mürrischen, eigentlich durchaus nicht genugthuenden Gesichtsausdrucke, der Sprache der verschiedenen Stimmungen und Reminiszenzen, die ihn bewegten. Vor Allem aber sagte er sich mit einem gewissen Schrecken, daß diese Art von Verarbeitung den sittenstrengen Master Curt nicht ansprechen würde. Diese Ueberzeugung setzte ihn in so lebhafte Unruhe, daß er mit raschen Schritten den engen Raum seines Zimmers maß, wobei er immer ängstlich nach der Thür sah und auf jedes Geräusch achtete. Plötzlich faßte er einen Entschluß. Er steckte sein Manuskript in die Tasche, öffnete leise die Thür, horchte und schlich dann, als er den Weg frei glaubte, schnell aus dem Hause. „Mr. Curt wird nicht Verleger dieser Arbeit sein wollen," murmelte er und schlug den Weg zu seinem gewöhnlichen Buchdrucker ein, um diesem die Beschreibung des Raubmords zu verkaufen. Er kam an diesem Tage nicht nach seinem Quartier zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Die Erste erzeugt alles Bestehende,
In ihr vergeht alles Vergehende;
Alles, was sich nur stellt dar
Wird in der Ersten offenbar. —
Die Zweite umfaßt alles Bestehende,
Alles Vergängliche, alles Vergehende;
Alles, was sich nur stellt dar,
Wird in der Zweiten offenbar. —
Die Zweite ist beständig, die Erste ein Pfeil,
Und das Ganze nur von der Ersten ein Theil.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. — № 30. — Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

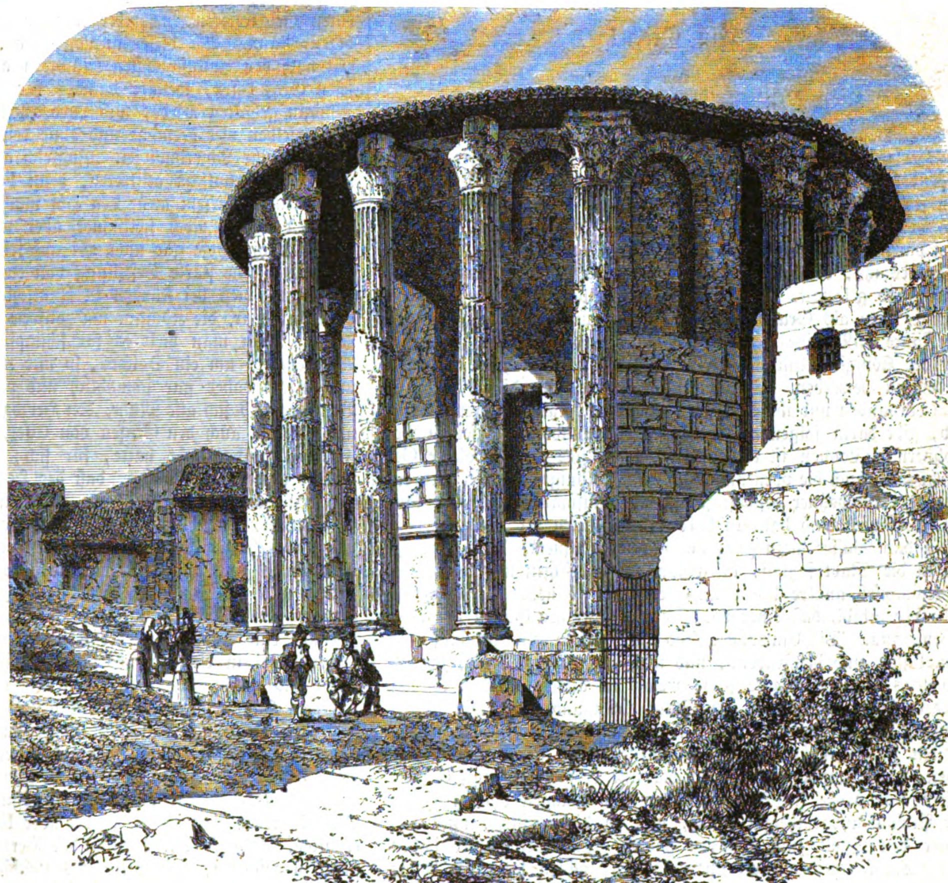
Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die Vestalinnen des alten Rom.

Der Vestatempel.

Von H. Rochholz.

Der Tempel der Vesta, dessen Ruinen noch heute die Siebenhügelstadt schmücken, erhob sich in dem alten Rom in der Nähe des Forums, zwischen dem Kapitol und dem Palatin. Es war eines der ältesten Gebäude der Stadt, wie denn auch der Vestakultus in die ältesten Zeiten der römischen Geschichte zurückreicht. Zuerst waren es vier, später sechs Priesterinnen, welche den Dienst der Vesta zu verwalten hatten. Gewählt wurden sie anfangs von dem König, dann, nachdem das Königthum in Rom abgeschafft, von dem Pontifex Maximus, welcher zwanzig Mädchen auslas, die von freien Eltern geboren sein, dieselben noch am Leben haben, sechs bis sechzehn Jahre alt und frei von körperlichen Gebrechen sein mußten. Von diesem Zwanzigervorschlag wurde dann in der Volksversammlung eine gewählt, worauf sie der Pontifex aus dem Hause ihrer Eltern mit den Worten abholte: Te, Amata, capio, das heißt, Dich wähle ich, Amata. In späterer Zeit wählte sie der Pontifex, ohne vorhergegangene Befragung der Volksversammlung, nach eigenem Belieben, wozu jedoch die Bewilligung der Eltern nöthig war.



Die Ruinen des Vestatempels in Rom. Von Therond.

Bei dem Antritt ihres Priesterthums mußte sich die Vestalin verbindlich machen, dreißig Jahre im jungfräulichen Zustande zuzubringen. Die zehn ersten Jahre hatte sie den heiligen Dienst zu erlernen, die zehn weitern Jahre den Dienst auszuüben und die letzten Jahre neue Vestalinnen in demselben zu unterrichten. Ihr priesterlicher Dienst bestand darin, das heilige Feuer im Vestatempel zu unterhalten, weßhalb sie des Nachts abwechselnd wachten, das Palladium, das aus dem Brande von Troja gerettet und

durch Aeneas nach Alba longa gebracht worden war, zu bewachen und in Gefahren in Sicherheit zu bringen, den Tempel täglich mit dem aus einem heiligen Brunnen geholten Wasser zu besprengen, Salz und Getraide zu den Opfern zu bereiten. Ließ eine Vestalin das Feuer, das alljährlich am 1. März erneuert wurde, ausgehen, so wartete ihrer eine empfindliche Strafe; die grausamste Strafe traf aber die, welche das Gelübde der Keuschheit verletzt hatte; sie wurde verhüllt aus der Stadt nach einer Grube auf dem Campus sceleratus gebracht, in welchem ein Bett, Licht, Brod, Wasser, Milch und Oel stand; sobald sie hinabgestiegen war, wurde die Leiter weggenommen und die Grube mit Erde angefüllt. Das lebendig Begrabenwerden gefallener Mädchen hat sich bekanntlich später auch im christlichen Zeitalter wiederholt. Eine nicht minder grausame Strafe wurde dem Entehrer einer Vestalin zu Theil: er wurde auf dem Markte zu Tode gepeitscht.

Nach Beendigung ihrer dreißigjährigen Dienstzeit durften sich die Vestalinnen verheirathen, was aus begreiflichen Gründen selten geschah. Für ihre Dienste erhielten sie vom Staate einen Gehalt und standen in den höchsten Ehren. Wenn sie ausgingen, wurden sie von Liktoren begleitet; Alles, selbst die höchsten Würdenträger des Staates mußten ihnen, wenn sie ihnen begegneten, ausweichen, und Verbrecher, die bei ihrem Gang nach dem Richtplatz zufällig auf sie stießen, wurden begnadigt. Die hohe Achtung, von der sie allgemein umgeben waren, machte sie zu den zuverlässigsten Vertrauenspersonen; wichtige Urkunden, Geheimnisse u. s. w. wurden ihnen in Verwahrung gegeben. Ihrer Würde entsprach ihr Anzug: von den Schultern wallte ein langes, weißes, mit Purpur besetztes Kleid, das Haupt war mit Binden und einem Schleier geschmückt.

Ein Orden!

Von

Dr. Karl Pfaff.

Herzog Friedrich I. von Württemberg war ein ehrgeiziger, prachtliebender Fürst, und sein eifriges Streben ging dahin, sich mit einigen fremden Orden schmücken zu können. Den französischen Sankt Michaelsorden zu erlangen fiel ihm bei seinen Verbindungen mit dem pariser Hof nicht schwer, desto mehr Zeit, Mühe und Geld aber kostete es ihn, bis er auch in den Besitz des Ordens vom Blauen Hosenband gelangte. Ehe er den württembergischen Herzogsthron bestieg, noch als Graf von Mömpelgard, unternahm er deßwegen im Jahre 1592 eine Reise nach England, deren Zweck war, sich bei der Königin Elisabeth persönlich um die Aufnahme in diesen Orden zu bewerben. Die gedruckte Beschreibung dieser Reise ist noch vorhanden und ihr Verfasser, der herzogl. Kammersekretär Rathgeb, gibt darin folgende Schilderung von London und seinen Bewohnern: „London ist eine große, fürtreffliche und gewaltige Gewerbsstadt, auch die vornehmste im ganzen Königreich. Der mehrere Theil der Einwohner beschäftigt sich mit Kaufmannschaft. Sie kaufen, verkaufen und handeln bald in alle Ecken der Welt, dieweil ihnen das Wasser hiezu ganz tauglich und bequem, da die Schiffe bis in die Stadt fahren, allda Waaren anbringen und wieder im Gegenwechsel andere laden und verführen können. Ist eine sehr volkreiche Stadt, daß einer vor Gedränge auf den Gassen fast nicht gehen kann. Die Einwohner sind in Kleidern gar prächtig und zumal stolz und hochtrabend, und weil der mehrere Theil, sonderlich was Handwerksleute sind, wenig in andere Länder kommt, sondern stets zu Hause in der Stadt bleibt und seiner Hantierung wartet, halten sie wenig auf andere ausländische Nationen, verspotten und verhöhnen dieselben und darf sich Einer nicht widersetzen, sonst laufen die Ladenknechte und dergleichen jung Gesind, dessen eine große Anzahl, zusammen und schlagen ohne Ansehen der Person unbarmherzig drauf, weil sie die stärksten, muß also Einer den Spott zum Schaden haben. Die Weibsbilder haben viel mehr Freiheit als an andern Orten, wissen sich auch dessen wohl zu gebrauchen, denn sie in Kleidern überaus prächtig sind, dergestalt, daß, wie ich berichtet wurde, eine auf der Gasse wohl Sammet, der bei ihnen gemein ist, tragen darf, die daheim im Haus das trockene Brod nicht haben mag. Alle englischen Weiber pflegen Hüte auf den Köpfen und ausgeschnittene Röcke zu tragen. Die Herren und Junker des königlichen Hofs halten sich ganz stattlich, jedoch mehrentheils auf französische Tracht, nur daß sie kurze Mäntel, zum Theil mit spanischen Kappen und nicht so breite Hüte wie die Franzosen tragen. Sie halten viel Gesinde, als mehrentheils stattliche, ansichtbare Knechte, die gehen ohne Mäntel, haben allein zu Rück am Schößlein gefaltete Wappenröcke in ihrer Herren Farbe, tragen auch deren Wappen auf den Aermeln und werden streng gehalten. Darum haben auch andere Nationen ein Sprüchlein: England ist der Weiber Paradies, der Knechte Gefängniß und der Pferde Hölle, weil letztere stark im Dienste angestrengt werden." Bei der ersten Audienz, welche die Königin Elisabeth dem Grafen Friedrich bewilligte, wurden auch seine Begleiter zugelassen, welchen, wie Rathgeb erzählt, vornehme englische Herren Platz machten, damit sie dieselbe desto besser sehen konnten. Sie war, obwohl beinahe schon neunundfünfzig Jahre alt, nach Gelegenheit der Person noch solchen Ansehens, daß sie einem Jungfräulein von sechzehn Jahren nicht viel nachgab und hatte ein ganz gravitätisches, königliches Ansehen. Bei der zweiten Audienz begleitete den Grafen allein der französische Gesandte Beauvois, welcher „mit kurzweiligem Gespräch die Königin so weit brachte, daß sie auf ihrer mit goldenen und silbernen Saiten bespannten Zither sehr lieblich und kunstreich spielte".

Friedrich kam, da die Königin seinen Wunsch gnädig angehört und ihm wegen Verleihung des Hosenbandordens gute Versprechungen gemacht hatte, ganz zufrieden von seiner Reise zurück. Da aber einige Jahre vergingen und keine erwünschte Kunde aus England kam, beschloß er 1595 einen eigenen Gesandten dahin zu schicken. Er wählte hiezu den Jakob Breuning von Buchenbach, einen vielgereisten, mehrerer fremden Sprachen vollkommen kundigen Mann. Als dieser in London ankam, erkundigte er sich zuerst nach den einflußreichsten Männern am Hofe und erfuhr, diese seien Graf Essex, welcher damals für den einzigen Liebling der Königin gehalten werde, und Lord Burleigh, ein alter Herr, der bei derselben viel vermöge und ohne den sie wenig thue, da er, so zu reden, ihr Lagerbuch sei. Zugleich aber bemerkte man ihm, er müsse sehr behutsam auftreten, denn beide Männer seien Feinde, und wenn er diesem mehr den Hof mache, so stoße er den andern vor den Kopf. Noch schlimmer aber war für ihn die Nachricht, daß man am Hofe gar nicht gut auf seinen Herrn zu sprechen sei, weil dieser eine starke Bestellung von englischem Tuch gemacht und dabei, wie dieß bei Fürsten in Deutschland damals allgemein gebräuchlich war, die Königin um zollfreie Ausfuhr desselben gebeten hatte. Denn man hielt es für schimpflich, „daß ein Herzog von Württemberg um ein Solches, so nur Kaufleuten zustehe, anhalte und sprach daher gar schmählich und verächtlich von der Sache". Breuning gab sich alle Mühe, den Herzog deßwegen zu rechtfertigen, und gewann auch den Grafen von Essex, welchem er ein Schreiben Friedrich's überbracht hatte, für sich; bei Lord Burleigh aber, welcher es sehr übel nahm, daß der Herzog nicht auch an ihn geschrieben habe, waren all' seine Bemühungen, ihn günstig für sich zu stimmen, vergeblich, und so wurde der Erfolg seiner Sendung sehr zweifelhaft. Doch lud man ihn zum Jahresfest des Hosenbandordens ein, und er rühmt die prächtige Kleidung der Anwesenden und die Schönheit der Damen, welche „in ihren Händen schwarze Federbüsche und andere Fächer trugen". Auch hatte er zweimal eine Audienz bei der Königin. Das erste Mal war Elisabeth dabei in ein silbernes Rück gekleidet, mit herrlichen Kleinodien und unsäglichem Schmuck geziert und trug eine Perlenkrone auf dem Haupt; das zweite Mal fiel es dem Gesandten besonders auf, daß die Königin an ihre lange durchsichtige Halskrause eine abscheuliche, große schwarze Spinne gesteckt hatte, welche nicht anders aussah, als wenn sie natürlich gewesen wäre und das Leben gehabt hätte. Er bot all' seine Beredsamkeit auf und ließ es an Schmeicheleien nicht fehlen, konnte aber keine bestimmte Zusicherung erhalten. Als er den Wunsch des Herzogs vortrug, ihm wenigstens zu gestatten, daß er sich als gleichsam in den Orden aufgenommen betrachte, wurde die Königin unwillig, und Breuning hatte viele Mühe, sie wieder zu besänftigen. Den Hauptzweck seiner

Sendung erreichte er daher nicht, doch wußte er durch gute Bezahlung einige Personen zu gewinnen, welche dem Herzog fortwährend mittheilten, wie es zu London mit seiner Sache stehe, und erst als diese 1598 berichteten, daß die Königin dessen Aufnahme in den Orden nun wirklich beschlossen habe, schickte Friedrich wieder einen Gesandten, den in Staatsgeschäften wohlerfahrenen Oberrath Daniel von Bouwinghausen-Walmerode, nach London. Dieser vernahm auch wirklich von der Königin selbst die Bestätigung jener Nachricht und erhielt von ihr das Versprechen, daß die Ordensinsignien dem Herzog bald überschickt werden sollten. Aber die Intriguen Burleigh's, welcher Ordenskanzler war und, wie der Gesandte berichtet, damals für halb wahnwitzig gehalten wurde, verhinderte die Absendung; die Königin schien ihr Versprechen wieder ganz vergessen zu haben, und als sie nach der Enthauptung des Grafen Essex in tiefen Trübsinn verfiel, wagte der Herzog nicht mehr, sie daran zu erinnern. Nachdem jedoch nach ihrem Tode König Jakob I. den englischen Thron bestiegen hatte (1603), schickte er den von Bouwinghausen wieder nach England, und dieser erhielt nun ohne Mühe das Versprechen, daß die Ordensinsignien dem Herzog durch eine eigene Gesandtschaft überschickt werden sollten.

Zu dem Empfang derselben traf Friedrich sehr umfassende Anstalten. Im Schloß zu Stuttgart wurde Alles auf's Schönste hergerichtet, die ganze fürstliche Familie mußte sich hier versammeln, auch den Lehensleuten, den Geistlichen und weltlichen Beamten wurde befohlen, sich bei dem Feste einzufinden. Am 1. November 1603 traf die Gesandtschaft, welcher der Herzog den Landhofmeister, Schenk Eberhard von Limpurg, mit etlichen der französischen Sprache kundigen und „zum Aufwarten tauglichen“ Edelleuten entgegengeschickt hatte, an der Landesgrenze ein. Ihr Haupt war Robert Spencer, Lord von Wormleton, welchen der Ordensherold Wilhelm Detleit begleitete; in ihrem Gefolge befanden sich zehn Adelige, ein Prediger, ein Arzt, ein Rechtsgelehrter, vier Musikanten und zwölf Diener. In Stuttgart empfing sie der Herzog und bestimmte, da er seinen Gästen etliche Tage zur Erholung gönnen wollte, den 6. November zum feierlichen Empfang des Ordens. Mit Sonnenaufgang schon entfaltete sich an diesem Tage zu Stuttgart ein reges, munteres Leben, denn von Nah und Fern waren, angelockt durch den Ruf des Festes, Schaulustige in Menge herbeigeströmt. Im Schloßhofe versammelten sich früh Morgens Hofleute, Adelige, Militärpersonen und Beamte, um auf den Herzog zu warten. Dieser erschien auch bald prächtig geschmückt, ein schwarzseidenes, mit Perlen und Edelsteinen umsäumtes, mit weißen Federn geziertes Baret bedeckte sein Haupt, eine feine, breite Krause umschloß seinen Hals, der Leibrock von schwarzer Seide hatte gepuffte, aufgeschnittene Aermel, mit Goldstoff verziert und vornen mit Spitzen besetzt. An den Fingern spielten in kunstreich gearbeitete Ringe gefaßte kostbare Edelsteine in farbigem Glanz, Schwert und Dolch, deren Griffe ebenfalls mit Edelsteinen besetzt waren, hingen an einem goldgestickten Gürtel, die seidenen Schuhe waren oben mit kostbaren Rosen geschmückt und von den Schultern herab hing ein schwarzseidener Mantel mit breiten Goldborten. Ihm voraus gingen seine fünf Söhne, deren ältester, Johann Friedrich, damals einundzwanzig, der jüngste, Magnus, neun Jahre zählte, der Landhofmeister und die vornehmsten Hofbeamten; die im Schloßhof Versammelten bildeten Spaliere, und mitten durch sie schritt Friedrich mit seinen Begleitern nach dem Rittersaal, dessen Wände, Thürpfosten und Tische von Seiden- und Goldstoffen glänzten. Nachdem er hier mit seinen Söhnen Platz genommen hatte, stellten sich die übrigen Anwesenden an der einen Seite des Saals auf. Dann erschien der englische Gesandte, vor ihm der Herold, welcher auf einem rothseidenen Kissen die Ordensinsignien trug und nach dreimaliger Verbeugung dasselbe vor dem Herzog niederlegte. Nachdem hierauf Benjamin von Bouwinghausen als Ceremonienmeister den Zweck des Festes kurz erläutert hatte, überreichte der Gesandte dem Herzog das Ordensdiplom, und der Herold erklärte, es sei der Wille seines Gebieters, daß der Gesandte und er dem Herzog die Ordenstracht anlegten, nahm diesem dann Mantel, Schwert und Dolch ab, welche nach altem Herkommen sein Eigenthum wurden, legte ihm das blauseidene, mit weißem Atlaß ausgeschlagene golddurchwirkte Ordenskleid und den mit Fransen besetzten veilchenblauen Mantel an und umgürtete ihn mit einem alterthümlich geformten Schwert.

Hierauf ordnete sich der Zug zum Gang in die Stiftskirche. Voraus schritten Trompeter, Pauken- und Trommelschläger, hinter ihnen mit ihrem Hauptmann die Trabanten, lauter große und schöne Leute, in altspanischer roth- und weißgestreifter Tracht, mit funkelnden Hellebarden. Ihnen folgten, den Hofmarschall von Prinzenstein an der Spitze, je drei und drei, die Lehensleute, Adeligen und Hofleute, in deren Mitte sich das Gefolge der Gesandten befand. Dann kamen die Söhne des Herzogs und vor diesem selbst ging der Herold, die Ordenskette und das Statutenbuch tragend, ihm zur Seite Lord Spencer. Den Zug schlossen, vom Landhofmeister angeführt, die geistlichen und weltlichen Beamten, das Kanzleipersonal und das Hofgesinde. Als der Herzog in den Schloßhof trat, begrüßte ihn eine kriegerische Musik, in ihre Klänge mischte sich, als man weiter zog, das Geläute aller Glocken und das Gewehrfeuer von dreihundert Musketieren. Die Stiftskirche war festlich geschmückt, der Boden des Chors mit rothem Tuch in Kreuzesform belegt und der hier aufgerichtete Altar mit Seidenstoff bekleidet. Auch standen da vier mit Scharlachtuch überzogene Thronsessel; der erste, vor welchem der ganze Zug sich ehrerbietig verneigend vorüberging, war mit dem englischen Wappen verziert und blieb leer, auf den vierten mit Wappen und Titel von Württemberg setzte sich der Herzog, die beiden mittleren nahmen der Gesandte und der Herold ein. Die Söhne des Herzogs saßen neben ihrem Vater, und das übrige Gefolge vertheilte sich im Chorgestühl. Die Herzogin, ihre Töchter, die adeligen und Hofdamen befanden sich auf einer Emporkirche. Nachdem Alles in Ordnung war, erklang die Orgel, die Schulknaben stimmten Psalmen an, und dazwischen ließ sich die Hofmusik hören, „bei deren mannigfachen und wundersüßen, bald sich von einander entfernenden, bald wieder in eine Harmonie verschmelzenden Klängen und Weisen man den ganzen Musenchor zu hören vermeinte“. Der Gesandte und der Herold traten sich verneigend vor den Herzog und überreichten ihm das in blauen Sammet gebundene Ordensstatutenbuch, welches der Kammersekretär Sattler in Empfang nahm und ihnen dafür den vom Herzog unterzeichneten Ordenseid gab. Hierauf sprach Lord Spencer: Erlauchter Herr! Die edle Genossenschaft vom Orden des blauen Hosenbands nimmt Euch als Freund und Mitbruder auf und schickt Euch zum Zeichen dessen die Ordensinsignien. Gebe Gott, daß Ihr sie zu seiner Ehre, zum Schmuck und Gedeihen des preiswürdigen Ordens und Eurer selbst empfangen und tragen möget! Knüpfte dem Herzog das mit Gold und Edelsteinen besetzte Ordensband unter dem Knie fest und hängte ihm die Ordenskette mit dem Bilde des Ritters St. Georg um. Dann hielt Probst Magirus die Festpredigt über den Text: Die Könige der Heerscharen sind untereinander Freunde (Psalm 60, V. 13). Nachdem er geendet hatte, begann die Musik von Neuem, „zuerst ließen zwei blonde Knäblein in weißen Kleidern aus ihren Nachtigallenkehlen mit wunderbarer Geläufigkeit einen Gesang erschallen, bald aber mischten sich in ihren Diskant klangvolle Tenorstimmen, die Alttöne schwebten gleich singenden Schwanen durch die Luft hin und zuletzt rauschte der kräftige Baß der Männer durch die Kirchenwölbungen“. Dazwischen hinein erklangen die Symphonieen der Hofmusik, bis endlich die Orgel das Zeichen zum allgemeinen Schlußchor gab. Hierauf führte der Herold den Herzog zum Altar, wo dieser der Sitte gemäß sein Opfer, fünfzig neugeprägte Dukaten, niederlegte, und der Festzug kehrte in gleicher Ordnung nach dem Schloß zurück, wo der neue Ordensritter im Rittersaal die Glückwünsche der Gesandten, seiner Hofleute, der Adeligen und Beamten empfing und sich dann in sein Zimmer zurückzog.

In demselben Saale richtete man jetzt schnell die Tafeln zum Festmahl her. In die Mitte zu stehen kam die königliche Tafel, welche von den Engländern nach einer bei ihnen herkömmlichen Sitte mit denselben Ceremonieen bedient wurde, als wenn der König selbst zugegen gewesen wäre. Nachdem die Diener unter dreimaligem Kniebeugen die Gerichte niedergesetzt hatten, nahm sie der erste Vorkoster, reichte sie dann dem zweiten, welcher sie, wie jener, kostete und sie dann vorlegte, nach einiger Zeit nahm ein dritter Edelmann sie hinweg und ein vierter verrichtete die Dienste des Mundschenken. Rechts von der königlichen Tafel wurden zwei

Tische für den Herzog und seine Familie, links zwei für den Gesandten und den Herold aufgestellt. Vor dem Essen gingen zwei englische Edelleute mit Kanne, Becken und Waschtuch herum, und zwar zuerst ebenfalls an die königliche Tafel; nach dem Handwaschen sprach der Hofprediger Bidembach das Tischgebet. Die Mahlzeit wurde in zwei Gängen von Hofdienern unter dem Vortritt von Truchsessen mit vergoldeten Roben aufgetragen, bei jedem Gang kamen auf des Königs Tafel dreißig, auf die des Herzogs und des Gesandten fünfundzwanzig, auf die des Herolds zwanzig und auf die der herzoglichen Familie achtzehn Essen. Ueber die Beschaffenheit der Speisen berichtet der tübinger Professor Cellius, der Verfasser der offiziellen Festbeschreibung: „Sobald man die silbernen Deckel von den Gefäßen hob, strömten aus diesen wegen der mancherlei Gewürze, mit welchen die Speisen zubereitet waren, so süße und angenehme Gerüche, daß der ganze Saal davon erfüllt wurde; es befand sich aber auch oft in einem Gericht eine Menge von Leckerbissen, wie sie nur Erde, Wasser und Luft dem verwöhnten Gaumen darbieten konnten." Auch die bei den damaligen Festmahlzeiten üblichen Schauessen fehlten nicht. Beim ersten Gang kam auf des Königs Tisch Herkules, wie er zwei Räuber niederschlägt, auf den des Herzogs die geflügelte Pallas und die Bekehrung des Apostels Paulus; vor dem Gesandten wurde Merkur, vor dem Herold ein springendes weißes Roß, auf dem ein nackter Mann saß, aufgestellt. Hiedurch sollte, wie Cellius uns belehrt, die Stärke des Königs, die Weisheit des Herzogs, die Beredsamkeit des Gesandten und die Schnelligkeit des Herolds sinnbildlich dargestellt werden. Beim zweiten Gang brachte man auf jeden der fünf Tische einen aus Zweigen von Pomeranzenbäumen, an denen Früchte hingen, kunstreich zusammengefüg-

ten Waldmenschen. Im Vorgemach des Saals befanden sich die Kredenztische, auf denen man neben den silbernen und vergoldeten Pokalen eine große Mannigfaltigkeit gläserner und krystallener



Die Frauenauswanderung von New

Trinkgeschirre erblickte. Hier waltete mit vorzüglicher Geschicklichkeit als Obermundschenk ein Konsistorialassessor Martin Remchinger. Der herzogliche Keller lieferte die ausgezeichnetsten Landweine, den Elfinger, den Muskateller von Lauffen, den Lichtenberger und Sachsenheimer, Weine vom Münchberg und Falkert bei Stuttgart, und rothe Weine von Wangen, Fellbach, Beinstein, Roßwag und Neckarrems. Während der Mahlzeit, welche in aller ceremoniösen Feierlichkeit vorüberging, ließen sich abwechselnd die Hofmusik und die englischen Tonkünstler hören; nochmaliges Handwaschen und Gebet schlossen dieselbe.



... Territory. Von J. Lange. (S. 356.)

Abends wurde dann in dem geräumigen, mit schön ausgelegtem Getäfer und den Bildnissen württembergischer Fürsten und Fürstinnen geschmückten Tanzsaal ein Ball gehalten, welchen der Gesandte mit der Herzogin und der Ordensherold mit der ältesten Prinzessin eröffneten. Zuerst tanzten dann die fünf Prinzen mit ihren Schwestern, zuerst paarweise, dann zu einem Reigentanz vereint. Hierauf begann das allgemeine Tanzen, von welchem Cellius berichtet: In langer Reihe saßen die adeligen Frauen und Jungfrauen, an Schönheit den Göttinnen und Nymphen vergleichbar, auf's Kostbarste gekleidet und prächtig geschmückt, begierig blickten sie auf die fremden und einheimischen Herren, welche sie auf gehörige Weise zum Tanz auffordern und in die Reihen führen sollten. Diese säumten auch nicht, sich ihre Tänzerinnen zu wählen, wobei mancher Liebesbund geschlossen wurde, da nach dem Sprüchwort auf das Schauen und Tanzen gar oft das Lieben folgt. Während einer Pause reichten Hofjunker in vergoldeten Schalen überzuckerte Mandel, eingemachte Früchte und andere Konfitüren, auch fremde Weine herum. Der Ball wurde, wie er begonnen hatte, durch den Gesandten und den Ordensherold beendigt. Diese ganze Zeit über hatte der Herzog seine Ordenstracht nicht abgelegt, jetzt aber löste ihm der Herold das kostbare Ordensband ab und gürtete ihm ein zum gewöhnlichen Gebrauch bestimmtes um, er vertauschte sein Ordenskleid

mit einem bequemen Anzug und begab sich hierauf in den Rittersaal zur Nachtmahlzeit, zu welcher auch die vornehmeren Begleiter des Gesandten nebst einigen württembergischen Adeligen und Hofleuten geladen waren. Hier ging es daher auch viel heiterer und lebhafter her als beim Mittagsmahl, und die Engländer führten unter großem Beifall die Geschichte der Susanna mit viel Kunst und Geschicklichkeit auf*).

Am nächsten Tage (7. November) führte der Herzog seine Gäste zu einer Jagd in den Schönbuchwald, wobei ihnen besonders die Schweinhetze viel Vergnügen gewährte und sie verwundert die reiche Jagdbeute beschauten. Nachdem sie hierauf im fürstlichen Jagdschloß zu Waldenbuch übernachtet hatten, wo ihnen der künstlich in Form einer Buche gearbeitete Willkommbecher, mit edlem Wein gefüllt, gereicht wurde, reisten sie nach Tübingen und besichtigten, vom Erbprinzen Johann Friedrich geführt, alle Merkwürdigkeiten, wurden im Universitätshaus mit einer lateinischen Rede, im theologischen Stift mit Musik empfangen. Der Herzog hatte indessen die von ihm angeordneten Bauten im Schlosse beschaut und befohlen, zum Andenken an die erlangten fremden Orden am äußeren Schloßthor das württembergische Wappen mit diesen beiden Orden und der Inschrift Honny soit qui mal y pense anzubringen, wie dieß noch jetzt zu sehen ist. Von hier aus begab er sich mit seinen Gästen nach Kirchheim, wo ebenfalls eine Jagd veranstaltet wurde, und kehrte von hier nach Stuttgart zurück. Sein Erbieten, ihm noch mehrere Schlösser und Städte seines Landes zu zeigen, lehnte der Gesandte ab, weil er seinen König nicht länger auf die Nachricht vom Erfolg seiner Sendung warten lassen dürfe, und trat am 14. November die Rückreise an. Der Herzog ließ ihn und sein Gefolge nicht mit leeren Händen abziehen. Lord Spencer selbst erhielt ein vergoldetes Tafelservice, im Werth von 5000 Gulden, der Herold 100 Thaler und eine goldene Kette mit des Herzogs Bildniß, sein Sohn ebenfalls 100 Thaler und einen vergoldeten Becher, auch unter die übrigen Begleiter des Gesandten wurden Becher und Ketten, unter die Diener Dukaten vertheilt. Der Herzog selbst gab der Gesandtschaft das Geleite bis auf die Festung Hohenasperg, wo man sie mit Kanonendonner empfing, und ließ sie dann noch bis nach Speier begleiten.

Im nächsten Jahre (1604) fand die Installation des neuen Ritters in der Ordenskapelle zu Windsor statt. Die Stelle des Herzogs vertrat hiebei Graf Philipp von Eberstein, ihm beigegeben war Georg Leopold von Landau, um, wenn dem Grafen etwas Widriges begegne, für ihn als „eine geborene Person“ eintreten zu können. Ihr Gefolge bestand aus 24 Personen, darunter war ein Bereiter, welcher die beiden für den König Jakob I. zu Geschenken bestimmten Pferde aus des Herzogs eigenem Gestüte zu besorgen hatte. Die feierliche Installation erfolgte am 19. April 1604 und dabei wurde ein vom Herzog überschickter Wappen- und Ordensschild in der Ordenskapelle aufgehängt. Am 23. dieses Monats wohnten die Gesandten dem Ordensfeste bei und traten dann, vom König reichlich beschenkt, die Rückreise an. Auch im Jahr 1605 beschickte der Herzog das Ordensfest und ließ dem König sein Bildniß in der Ordenstracht und die Festbeschreibung des Cellius in Silberplatten gebunden, seiner Gemahlin aber „einen kunstvoll gearbeiteten Wunderkasten oder Schreibtisch mit verborgenen Fächern“ überreichen. Er selbst unterließ es auch niemals, dasselbe in Stuttgart zu feiern.

Die Förstersbraut von Neunkirchen.

Erzählung von **Otto Müller.**

(Fortsetzung.)

Ungeachtet der Einsamkeit des Ortes, an welchem die für diese Wünsche treuer Elternliebe so verhängnißvolle Unterredung zwischen dem blonden Förster Willbald und der schwarzäugigen Marilene stattgefunden hatte, war doch das neue Liebesverhältniß schon einige Tage später im ganzen Dorfe bekannt und erregte, wie sich denken läßt, kein geringes Aufsehen. Schon die alte Feindschaft der Margold gegen die Förstersfamilie, und deren einstige tragische Veranlassung machte dasselbe zu einem im stillen Dorfleben ganz ungewöhnlichen Ereigniß. Aber auch die Vorgänge der beiden letzten Tage, das Uebergehen der kranken Wittwe bei der allgemeinen Vertheilung der Liebesgaben, sowie der heftige Auftritt zwischen Marilene und der Försterin dienten der großen Neuigkeit zur weiteren Bestätigung; denn es war ja dadurch so gut wie erwiesen, daß die alten Försterleute um dieses Verhältniß bereits wußten und die Mutter sogar schon zu einem thätlichen Protest gegen die kecke Dirne geschritten sei, welche sich in ihrem Bettelstolz erdreistete, die Augen bis zu solcher Höhe zu erheben und ihr den einzigen Sohn mit ihren verführerischen Reizen zu bethören.

Ja, hätte eine feindliche Hand die ganze Straße vor dem Försterhause in der Nacht mit Disteln bestreut, die tückische That wäre, was das dadurch verursachte Aufsehen anbetraf, eine Kleinigkeit gewesen gegen das große Ereigniß, zu dem es gar kein zweites ähnliches Beispiel in der Geschichte des kleinen Bergdorfes gab, und zu welchem doch der schlichte Bauernsinn sogleich die rechte Erklärung fand, indem er daraus schloß, daß der brave Förstersohn die blutige That des Vaters an dem Kinde des erschossenen Mannes wieder gut machen wollte, ein Vorsatz, der selbst das rauheste Gemüth für ihn erwärmte und einnahm.

Denn mit Ausnahme von wenigen verdorbenen Subjekten besaß Willbald um seines biederen Charakters willen die Zuneigung Aller, und das ganze Dorf blickte mit Stolz und Vertrauen auf seinen einzigen studirten Mitbürger, der schon, wie oft nicht, durch seinen gerechten und verständigen Ausspruch Streitigkeiten unter den Einzelnen geschlichtet, bittere Feinde versöhnt, oder durch seinen hülfreichen Beistand Schaden von Diesem und Jenem abgewendet hatte. Er war auch nach der Meinung der Leute gar nicht wie andere junge Männer seines Standes. Sein anspruchloses Wesen, seine gradsinnige Natur, seine strenge Rechtlichkeit in Verwaltung seines Amtes hatten ihn längst beim Volke eben so beliebt gemacht, als andere Forstbeamte der Gegend durch die gegentheiligen Eigenschaften des Stolzes, der Bestechlichkeit und ungerechten Härte verhaßt und gefürchtet waren; und mit Freude betrachtete ihn daher Jedermann als den dereinstigen Amtsnachfolger des eben so rechtschaffenen Vaters, der es wohl um's ganze Dorf verdient hatte, daß ein solcher Sohn ihm in seinem blinden Alter hülfreich und stützend zur Seite stand.

Diese günstige Vormeinung der schlichten Dorfleute für den Verstand und den wohlüberlegten Entschluß des jungen Försters war wohl neben ihren einfachen und beschränkten Lebensansichten die Hauptursache, weßhalb beim Bekanntwerden seines Liebesverhältnisses mit der Tochter der Margold das allgemeine Urtheil gerade die Seite daran am Wenigsten beachtete, welche unter den Standesgenossen Willbald's und bei seiner Familie den größten Widerspruch hervorrufen mußte, sobald seine Wahl in denjenigen Kreisen bekannt wurde, die, von Rücksichten auf äußere Konvenienz geleitet, ein solches ungleiches Verhältniß zwischen Liebenden nur entweder verdammen oder verlachen konnten. Letzteres sogar gerade da am meisten, wo man Willbald genauer kannte, der es zum Beispiel noch niemals fertig gebracht hatte, einem hübschen Frauenzimmer ernstlich den Hof zu machen, der schon roth wurde, wenn auf Liebe und galante Abenteuer die Rede kam, und der dabei noch obendrein im Punkt der strengen Sitte und einer tadellosen Jugend so altväterische Grundsätze hatte, daß ihm auch nicht das kleinste Zugeständniß, der leiseste Beifall abzugewinnen war, wenn in lustiger Gesellschaft ein erlaubtes oder unerlaubtes Späßchen aufgetischt wurde, wie es doch unter Forstleuten und munteren Jägern, die an Grünigkeit noch mit ihrem Walde wetteifern, hergebrachter Ton ist.

Die Bauern seines Dorfes dagegen sahen weniger auf den Standesunterschied, als auf die seit langen Jahren bestehende Feindschaft zwischen der Margold und der Försterin; und selbst zu dem Verständniß einer reinen, von unlauteren Nebenabsichten freien Herzensneigung reichte bei Manchem dessen gar zu eng begrenzte Gefühls- und Phantasiewelt nicht aus, zumal man schon der schö-

*) Cellius sagt: England besitzt ausgezeichnete Schauspieler, welche gewohnt sind von Zeit zu Zeit in größeren und kleineren Gesellschaften das Ausland zu besuchen und ihre Kunstfertigkeit namentlich an fürstlichen Höfen zu zeigen. Erst vor kurzer Zeit zog eine solche Gesellschaft in Deutschland herum, welche vielen Beifall und reichliche Belohnung erhielt. Bekanntlich glaubt man, daß Shakspere einer solchen angehörte.

nen keckenWilddiebstochter zutrauen durfte, daß ihr ein Liebhaber wie unser schmucker blonder Jägersmann auch ohne reelle Absichten ein willkommener Gegenstand für ihre Eitelkeit und ihr apartes Wesen war, sie, die selbst barfuß noch wie eine Prinzeß durch's Dorf schritt und von der, seitdem sie erwachsen, noch kein Mensch je ein Wort der Klage über ihre und ihrer Mutter große Armuth gehört hatte!

Darin aber gleichen sich die Menschen in den großen reichen Städten und die im kleinen armseligen Bergdorf auf ein Haar, daß ein unter irgend welchen außergewöhnlichen Umständen geschlossenes Herzensbündniß dort wie hier eben so viele Prophezeiungen für die Zukunft als Rückblicke in die Vergangenheit hervorruft; und so lebte denn auch, wie durch einen Zauberschlag in allen Gemüthern geweckt, plötzlich die alte Unglücksgeschichte des Försters Winckelmann mit dem Wildschützen Joseph Margold wieder auf und bildete mit ihren düsteren Farben, unbeschadet der langen Zeit zwischen dem Damals und dem Heute, die unmittelbare Folie zu dem neuen Ereigniß, das die nämlichen Namen trug und beinahe eben deßhalb auch die nämliche Sensation im Dorfe erregte. Und weil der Bauer in seinem an äußeren Ereignissen so dürftigen Leben sich etwas Rechtes auf sein treues Gedächtniß bis in die kleinsten Einzelnheiten einer längstvergangenen Geschichte zu gute thut, so entsinnt er sich wohl auch mitunter solcher Nebenumstände, die damals kein Anderer, ja kaum er selber beachtet hat; und so wollte sich denn auch der Schäfer Konrad, des Dorfs bekannter Romantiker, jetzt wieder ganz genau erinnern, wie der kleine achtjährige Willbald, da man die Leiche des Joseph Margold am Vaterhause vorüber trug, vor Angst schier Gichter bekommen, wo dann die kleine Marilene auf ihn zugelaufen sei und ihn geküßt habe; wie Kinder zu thun pflegen, wenn dem Einen ein Leids geschieht, wovon das Andere keinen klaren Begriff hat.

Dieser Kuß von einem kaum zweijährigen Mädchen — wer hätte damals gedacht, daß aus ihm dereinst eine heiße Liebesflamme entbrennen werde! — Und doch war es so, wie der Schäfer betheuerte; die Vorsehung hatte damit gleich unmittelbar nach der blutigen That ihren gerechten Willen kundgegeben, daß aus dem Sohn des Försters und dem Kind des erschossenen Wilddiebs ein Paar werden solle, ein einiges unzertrennliches Paar, dem gleichsam aus dem Blute des Getödteten die Rosen des allerseligsten Liebesfrühlings erblühten, und jetzt war die Zeit der Erfüllung gekommen; wer darin nicht die unerforschlichen Wege unseres Herrgotts erkennen wolle, mit dessen Christenthum sei's wahrlich Matthäi am Letzten!

So raisonnirten die Bauern im Stillen untereinander und merkten's in ihrer Arglosigkeit nicht einmal, daß es nur die alten Freunde der Margold, der Schäfer und die Steingötterin waren, welche ihnen die providentielle Bedeutung dieses Liebeshandels, dessen inneren religiösen Zusammenhang mit der alten Unglücksthat des Försters Winckelmann klar machten, für die jetzt endlich die Stunde der Sühne und Versöhnung geschlagen habe; gerade die beiden einzigen Menschen im Dorfe, die mit dem Scharfblick der Arglist das Unheil voraussahen, welches diese Geschichte im Försterhause anrichten mußte, wenn die Alten hinter des Sohnes Verhältniß zur jungen Margold kamen und der Forstadjunkt mit seiner Liebe wirklich Ernst machte.

Daß dieß der listigen Marilene und ihren verführerischen Reizen über kurz oder lang gelingen werde, daran zweifelten bald weder die rachsüchtige Margold, noch deren beide Vertrauten, und einstweilen galt es daher nur, den Funken der erwachten Leidenschaft in Willbald's Brust zur verzehrenden Flamme anzufachen, und ihn langsam, aber sicher mit seiner Ehre und seinem guten Namen, aber auch mit seinen Sohnespflichten in Netzen zu verstricken, die wieder zu zerreißen ihn und seine alten Eltern jedenfalls ihren besten Lebensfrieden kosten mußte.

Der junge Forstmann in seinem Liebesrausch hatte Tage und Wochen hindurch keine Ahnung davon, daß sein, wie er wähnte, so behutsam angeknüpftes Verhältniß bereits aller Welt bekannt sei, und vielleicht außer seinen Alten kein Erwachsener im Dorfe lebe, der nicht schon seine Betrachtung darüber gemacht und in Gutem oder Schlimmem dem ungleichartigen Liebespaar das Horoskop gestellt habe. — Ihn dieses, wenn auch noch so verblümt, merken zu lassen, wäre wider den Respekt gewesen; da Willbald bei all' seiner Leutseligkeit doch durch sein schweigsames Wesen zu keiner vertraulichen Annäherung ermunterte, ja selbst neuerdings noch ernster und zurückhaltender erschien, was ihn jedoch nicht abhielt, bei vorkommenden Gelegenheiten nachsichtiger gegen die Uebertreter der Forstgesetze zu sein, als man sonst an ihm gewohnt war. Ja, was sogar noch mehr auffiel, war die Wahrnehmung, die man an ihm machte, daß er in seinem gewohnten strengen Diensteifer nachließ und lange nicht mehr der wachsame Ueberallundnirgends in seinem Reviere war wie früher. Als wenn ihn eine Waldelfe verzaubert hätte und ihn immer wieder an den nämlichen Ort verlocke, wo in kühler Schlucht der kleine Bach rieselte und die schattige Waldeinsamkeit wie vor sich selber unter alten moosbewachsenen Fichten in noch tieferer Heimlichkeit sich verbarg, so nahm er jedesmal den Weg dorthin, kletterte an den grauen, steil übereinander gethürmten Felsen hinunter, die das lauschige Plätzchen wie mit einer unüberwindlichen Schutzmauer gegen alle feindlichen Mächte des Lebens umgaben, und fand hier entweder schon, was er suchte, oder brauchte wenigstens nicht lange zu warten und er hörte gleich darauf die Schritte der kleinen nackten Füße auf dem von Fichtennadeln bedeckten glatten Fußboden; sachte thaten sich die breit auf die Erde niederhangenden Zweige der alten immergrünen Bäume auseinander, und hervorschlüpfte mit vom schnellen Laufe oder der Freude des Wiedersehens glühenden Antlitz die schlanke Gestalt der Wilddiebstochter, und zum seligsten Stelldichein hatten nun Beide Alles, was sie bedurften, sich selbst und ihre Liebe.

Aber wenn auch kein neugierig Menschenauge bis in dieses heimlichste Versteck im ganzen Waldrevier drang, welches sogar Willbald selbst erst durch die Geliebte kennen gelernt hatte, zwei Augen gab es doch, denen das Geheimniß dieser Liebe und was sie an bangen und sehnsuchtsvollen Gefühlen in der Brust des jungen Försters weckte, bald nicht mehr verborgen blieb, und dieß waren die zwei blinden Augen des Vaters, die sogar noch schneller als der Mutter ihre hellen die Verwandlung in des Sohnes Wesen erkannten, seitdem keine muntere Schwester mehr im Hause war, die ihn durch den Frohsinn ihres Geistes zu gleicher Lebhaftigkeit fortriß und seinem zu Ernst und Träumerei sich neigenden Gefühlsleben eine mehr heitere Richtung gab.

„Dem Willbald fehlt die muntere Fränz, wie dem Hirsch die Sulz beim Froste," dachte zwar der alte Förster anfangs, als ihm eine gewisse Unruhe und Zerstreutheit an dem Sohne auffiel, wenn er mit ihm über dienstliche Angelegenheiten redete, oder über die in dieser Jahreszeit vorzunehmenden Geschäfte im Walde.

Da jedoch bei Gelegenheit eines mit großer Kühnheit verübten Holzdiebstahls, den ganz ausnahmsweise der Flurschütz des Dorfes zuerst entdeckt hatte, Willbald eine auffallende Gleichgültigkeit zeigte und die Sache sogar wie einen Scherz behandelte, stutzte der Alte und kam bald in seiner schlichten Jägerlogik zu dem einzig richtigen Schluß, daß ein sonst diensteifriger Förster, der solch' eklatanten Fall auf die leichte Achsel nimmt, auf dem besten Wege ist, entweder ein Trunkenbold zu werden, oder den Herrendienst mit dem Frauendienst zu vertauschen. Zu ersterem Verdacht fehlte glücklicherweise bei Willbald's bekannter großer Mäßigkeit jede vernünftige Voraussetzung; also mußte der andere Schluß der richtige sein, wozu ja außerdem noch das ermunternde Beispiel der Fränz und die drei so schnell aufeinander folgenden Hochzeiten selbst bei einem so erklärten Weiberfeind mitgewirkt haben mochten, auch wenn er damit nicht der Eltern Herzenswunsche, ihn gleichfalls glücklich verheirathet zu sehen, bereitwillig entgegen gekommen wäre.

Also nahm der kleine stämmige Mann den noch immer mit dichten eisgrauen Haaren bedeckten stattlichen Kopf zwischen beide Hände und suchte mit seinen blinden Augen die künftige Schwiegertochter aller Orten im Umkreis von drei Stunden, suchte sie in allen Pfarrhäusern und weltlichen Amtswohnungen, suchte sie auf den Höfen der begüterten Nachbarn und in den reichen Mühlen der Thäler. Aber so groß auch die Zahl der blühenden und vermögenden Jungfrauen war, die er vor seinem geistigen Auge Revue passiren ließ, für seinen Willbald paßte doch bei näherer Prüfung keine Einzige, weder die allzu fromme Pfarrerstochter, noch die allzu weltliche Pachterstochter, weder die allzu stolze Müllerstochter, noch die allzu überspannte Amtsschreiberstochter. — Denn die künf-

tige Förstersfrau auf der Neunkircher Höh' mußte ein ganz apartes Frauenzimmer sein, wie die heutige Welt sicher nur wenige Exemplare lieferte; nicht allzu hart und nicht allzu weich, rauh gewöhnt und doch zart von Gemüth, tüchtig in der Hauswirthschaft, und doch auch wieder geistig begabt genug, um des Mannes Herz und Verstand frisch und aufgeweckt zu erhalten, damit er nicht in diesem öden Sibirien verbauere, oder ein Betbruder werde, oder ein Gewohnheitstrinker, Beides aus Langeweile.

Nachdem der alte Winckelmann mit seiner genauen Kenntniß von des Sohnes spröder Gemüthsart zu dem für sein Vaterherz nicht sehr trostvollen Resultat gelangt war, daß keine einzige standesgemäße Partie der Umgegend für dessen über kurz oder lang vereinsamtes Leben auf der rauhen Höhe des Odenwaldes passe, blieb ihm nur die Wahl, die unbekannte Unruhstifterin in Willbald's Herzen unter seinem und seiner Familie Stand zu suchen, also bei den Bauerntöchtern der Nachbarschaft, soweit der Ruf von ihrer Schönheit bis zu ihm gedrungen war. Aber auch hier fand sich nicht Eine, bei der er an die Möglichkeit hätte glauben können, sein Willbald werde sich jemals in sie verlieben, so roh, plump, unwissend waren Alle, und beinahe that daher der gute Alte in seinem Herzen dem Sohne Abbitte, daß er ihm eine solche Mißwahl überhaupt hatte zutrauen mögen.

Doch war es damit auch mit seiner Weisheit zu Ende, und sein feiner Spürsinn ließ den alten Jäger ganz im Stiche. Das unbekannte Wild, dem der Sohn oft tagelang nachging und sich darüber von frechen Dieben das Holz der fürstlichen Rentkammer vor der Nase wegstehlen ließ, es spottete nicht bloß der blinden Augen seines Leibes, sondern auch der hellen in seinem Innern, und nur das Eine machte ihm jede neue Beobachtung immer mehr zur Gewißheit, daß nur Liebe, und zwar eine sehr heiße, leidenschaftliche Liebe diese Verwandlung in Willbald's äußerem und innerem Leben bewirkt haben könne.

Viel später als ihr Mann, wenn auch zuerst durch einzelne, im Mißmuth oder aus Zerstreutheit hingeworfene Aeußerungen desselben aufmerksam gemacht, kam die Försterin auf die gleiche Wahrnehmung; aber ihr mütterlicher Instinkt und wohl auch das den Frauen angeborene Talent, hinter ein Herzensgeheimniß zu kommen, griff die Sache sogleich an der rechten Seite an, indem sie ihr Augenmerk vor Allem auf die nächste Umgebung richtete und nicht, wie ihr Mann, mit ihren Sorgen und Muthmaßungen in's Weite und Ungewisse schweifte. Dem Förster war der Verdacht, daß der Gegenstand von Willbald's geheimer Neigung sich möglicherweise in nächster Nähe, ja im Dorfe selber entdecken lassen könne, nur flüchtig gekommen und eben so schnell wieder aufgegeben worden. Frau Kathel dagegen verfiel sogleich auf die richtige Idee, daß ein Liebesverhältniß, von dem kein Mensch etwas wisse, in dem engen, auf die unmittelbarsten Wechselbeziehungen eingeschränkten Dorfleben zu den geradezu unmöglichen Dingen in der Welt gehöre; hier, wo jedes Huhn vom Neste an gekannt und genannt ist, jede Geis ihr genealogisches Register hat, wo kein noch so unbedeutender Vorgang im Innersten der Familie unbeachtet bleibt, wo also ganz gewiß das einzige Beamtenhaus der beständige Gegenstand der Neugierde und Aufmerksamkeit Aller ist. Von diesem richtigen Gesichtspunkt ausgehend, beobachtete die kluge Frau scheinbar ganz unbefangen und harmlos zuerst die Nachbarn rechts und links, merkte bald auf dieses, bald auf jenes Gesicht, das ihr gerade in den Weg kam, und wußte in den drei nächsten Tagen so sicher, als sie von der Neunkircher Bauernweisheit überzeugt war, daß das ganze Dorf ihres Willbald's Liebesverhältniß kenne, mit Ausnahme von zwei einzigen Menschen, die ja auch die Sache im Grunde nicht das Mindeste anging, nämlich sie und ihr lieber Eheherr, wie gesagt die Einzigen im Dorfe, denen die große Neuigkeit bis jetzt ein Geheimniß geblieben war! — Sie glaubte es Diesem und Jenem ordentlich aus der vielsagenden schlauläcхelnden Miene herauszulesen, daß er sich dießmal klüger wisse, als die Frau Försterin mit all' ihrem großen Verstande; denn der Bauer ist im Heimlichthun gegen Vornehmere ein gar wunderlicher Kauz; er verräth zwar Nichts, aber die Schadenfreude blinzelt ihm doch aus den Augen, wenn er sie auf einer Verlegenheit erwischt, als wollte er sagen: Auch ihr habt eure schwachen Seiten — auch ihr erlebt Mißgeschick an euren Kindern — auch euch sitzt da und dort ein Span im Fleische, den ihr vergebens in eurem Standeshochmuth uns geringen und verachteten Leuten zu verbergen suchet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Auswanderung der Vierhundert.

Von **Hektor Rom.**

(Bild S. 352 und 353.)

Amerika ist ein Land, das uns jeden Tag neue Ueberraschungen bietet, ein Land, für das uns in Europa alle Maßstäbe fehlen. Der Unternehmungsgeist der Amerikaner, von dem wir noch so viel lernen können, hat sich jüngst wieder in einer bis jetzt einzig dastehenden Auswanderungs-Entreprise auf's Glänzendste bewährt. Mr. Asra Mercer, welcher im Franklin-College in Ohio seine Studien gemacht, kam vor fünf Jahren zu seiner Erholung nach Washington Territory (an der Nordwestküste Nordamerikas). Das Land fand er voll der herrlichsten Nahrungs- und Erwerbsquellen, allein die entsprechende Bevölkerung fehlte, um zur wirklichen Blüte zu gedeihen. Die Zahl der Frauen betrug nicht mehr als ein Zehntel. Mr. Mercer wurde als Präsident der Washington Territory Universität berufen und fühlte sich nun doppelt veranlaßt, sich für das Land zu interessiren. Er ging nach New-England, um zunächst Lehrerinnen zu suchen. Die zwölf, welche er zurückbrachte, waren jedoch so rasch verheirathet, daß er sich veranlaßt sah, durch Kansas und Maine einen Werbezug zu unternehmen, und es gelang ihm auch wirklich, 700 Mädchen und Wittwen für seine Idee zu gewinnen. Mit diesen kam er in New-York an. Die Regierung, welche ihm ihre Unterstützung zugesagt, ließ jedoch mit derselben so lange warten, daß 300 der Angeworbenen wieder abfielen. 400 aber traten mit dem Unternehmer die große Reise auf dem ihnen von Freunden zur Disposition gestellten Dampfer an, und man kann sich denken, welche Theilnahme der Gesellschaft folgte, als sie auf dem Schiffe von New-York abfuhr. Thränen flossen von vielen Seiten, doch gingen die Mädchen freudig der neuen Heimat zu. Bis jetzt liegen nur Berichte von der glücklichen Ankunft vor. Der wundersame Chronist dieser Meerfahrt, dem sich die Geheimnisse von vierhundert Frauenherzen erschlossen, wird uns nicht lange auf ein paar Dutzend Romane warten lassen.

Bilderräthsel.



Auflösung des Rösselsprungs Seite 296:

Ein kleines Gärtchen nennst Du Dein,
Drin wächst gar manche Blume fein.
Die eine heißt Gemüthlichkeit,
Zwei andre Frohsinn, Heiterkeit.
Auch blühen Witz und Uebermuth
Dicht neben Ernst und kaltem Blut.
Dieß Gärtchen lieben Kind und Greis:
Es ist der Freunde trauter Kreis.



Harry erzählt Susan den Mordversuch gegen seinen Bruder. (S. 357.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von W. Smith.

(Fortsetzung.)

19. Zweimal auf die Strasse gejagt.

Harry und Sim hatten, wie wir oben gesehen haben, einen Mann gefunden, dessen Herz edel genug gewesen wäre, um ihnen in mancher Beziehung den Vater ersetzen zu können, wenn sein Hang zum Trunk nicht allzu oft seine besten Vorsätze zunichte gemacht hätte; es gab aber auch Jemand, der Mutterstelle zu vertreten sich anheischig gemacht hatte: Susan. Harry erinnerte sich, als er am Morgen erwachte und den Latern-Jack nicht vorfand, seines Engagements bei dem leutseligen „Mädchen für Alles" um sechs Pence wöchentlich, und es war die höchste Zeit, zu ihr zu gehen. Sim schlief aber noch so fest, daß es dem Bruder leid that, ihn wecken zu sollen. Er beschloß, ihm einen Zettel zurückzulassen, durch welchen er ihm mittheilte, wohin er gegangen, damit der Erwachende dann unbesorgt auf seine Rückkehr harre. Kaum hatte er jedoch diese Mittheilung geschrieben und wollte sich sachte hinwegschleichen, wie Jack mit der Laterne vor ihm gethan, so erwachte Sim.

Rasch sprang er aus dem Bette, als er merkte, was Harry thun wollte, und erklärte voll Angst, daß er nicht allein in dem fremden Hause bleiben, sondern den Bruder begleiten werde. Beide schritten also sehr rasch, um sich zu erwärmen — es war ein äußerst frostiger Morgen — dem Hause zu, in dem Susan diente. Das Mädchen empfing sie nicht freundlich, weil sie spät kamen. „Ei, ihr jungen Herren nehmt euch Zeit für eure Geschäftsgänge," sagte sie bitter. „Ihr gehört nicht zu den Vögeln, die sich früh aufmachen, um ihr Futter zu suchen! Schert euch nur wieder hin, woher ihr gekommen seid! Was ist das für eine Manier, um neun Uhr zu kommen, wenn alle Arbeit schon gethan ist?"

Harry suchte sich zu entschuldigen. „Sie werden weniger streng urtheilen, Miß, wenn Sie Alles wissen, und Sie werden unser spätes Erscheinen verzeihen, wenn ich Ihnen erzählt habe, was uns in der letzten Nacht begegnet ist." — „Ach, sei still, Du bist mir ein Feiner, dem die glatten Worte wie Butter vom Munde fließen." — „Ich erfinde Nichts, Miß, sondern sage die reine Wahrheit — wir sind letzte Nacht nur wie durch ein Wunder dem Tode entgangen." — „Ja, Miß," fügte Sim eifrig hinzu, „und die beiden Mörder, Dick der Schwarze und Joking Jem, welche das arme Mädchen in Pimliko todt gemacht haben, hätten uns beinahe erwürgt. Einer hatte mich schon fast ganz erstickt." — „Er lag wie todt," versetzte Harry; „Jack mit der Laterne hat ihn wieder in's Leben gerufen." — Susan blickte die Knaben erstaunt an. „Wie, ihr seid in einer so großen Gefahr gewesen und ich hätte Dich, meinen kleinen Seymour, bald gar nicht wiedergesehen? Das ist ja schrecklich! Geschwind, erzählt mir die Geschichte genau — doch wartet, erst sollt ihr den Thee trinken, den ich für euch arme Schelme aufbewahrt habe, und ein Butterbrod dazu essen." Sie reichte beiden Knaben in der Küchenkammer ihr Frühstück. Während sie aßen, mußte Harry erzählen; er versuchte Alles, was er erlebt, in möglichstem Zusammenhange vorzutragen, wurde aber theils von Sim, der immer Etwas beizufügen hatte, theils aber von Susan, die Alles um sich her vergessen zu haben schien, so oft unterbrochen, daß er nur langsam vorwärts kam. Ausrufe des Bedauerns, der Verwunderung, des Entsetzens jagten sich alle Augenblicke. Mit tiefer Entrüstung vernahm Susan, daß die beiden Verbrecher Sim zu einem Fenster des für den Raub auserkorenen Hauses hatten hineinstecken wollen. „Welch' eine Schänd-

lichkeit!" eiferte sie. „Die Bösewichter wollten Dich, den Namensbruder Deines Onkels, zum ersten Theilnehmer ihrer That machen! Und wenn die Polizei dazu gekommen wäre, hätte sie Dich, als jungen Hauseinbrecher, ohne Gnade mit in's Gefängniß geführt! Warte nur, mein Söhnchen, es wird schon besser werden für Dich und für uns Alle!" tröstete sie. „Es sind nun bald vier Monate, daß ich auf Antwort aus Amerika warte, und der letztangekommene Postdampfer hat mir wieder keine Nachricht mitgebracht; aber der Brief wird schon kommen, der mich zu eurem Onkel ruft, dann gehe ich nicht ohne euch zu Schiffe." — „Zu unserem Onkel?" fragte Harry gespannt. Susan klopfte sich selbst auf den Mund. „Sie haben wohl Onkel Seymour recht lieb gehabt?" forschte Harry weiter, der gern mehr über das Verschwinden seines Verwandten erfahren hätte. — „Sei still davon!" erwiederte Susan mit Thränen in den Augen. „Ich hab' ihn gekannt, aber wir wollen nicht davon reden. Erwähne Deines Onkels gegen Niemand, guter Junge, denn das ist gefährlich, da er für alle Menschen jetzt todt sein muß. Du mußt nicht so argwöhnisch blicken, Harry — ich bin ein braves und ordentliches Mädchen, das seine Schuldigkeit gethan und nicht beigetragen hat zum Unglück dieses Mannes ..."

Es waren über dieser Unterhaltung in der Küchenkammer fast zwei Stunden vergangen, und Susan, sonst ein so exaktes Mädchen, die alle ihre Arbeiten sorgsam und rasch nacheinander erledigte, dachte an nichts als an die Knaben und an das, was ihnen begegnet; ihre Gedanken waren aber auch wieder lebhaft zu dem Manne hingezogen worden, bei welchem sie zuletzt Wirthschafterin gewesen, der sich ihr mehr als nöthig genähert und, als er zur Flucht schreiten mußte, ihr die ersparten sechzig Pfund mit dem Versprechen entlockt hatte, er wolle sie nach Amerika nachkommen lassen und dann heirathen. Plötzlich ward die Küchenthür aufgerissen und Susan's Gebieterin, mit verbundenem Kopfe, trat ein. Das Mädchen hatte sich sicher gefühlt, weil die Dame noch in ärztlicher Behandlung im Bette zugebracht. Das lange Ausbleiben des Mädchens, welche das Klingeln zweier Logisherren überhört hatte, trieb jedoch die argwöhnische und keifsüchtige Frau aus dem Bett. Susan schrie auf beim Anblick der zornrothen Gebieterin; jetzt fiel ihr die unwillkürliche Vernachlässigung ihrer Arbeiten schwer auf's Herz. „Verzeihen Sie, Missis —!" sprach sie bittend. Die Dame unterbrach sie mit heftigen Scheltworten. Ihre flammenden Augen hefteten sich auf die Knaben. „Was thun die Bengels hier?" herrschte sie. „Gehören sie zu Deinem Anhange und zehren sie hier heimlicher Weise von meinem Eigenthume?" — „O Missis, das ist gewiß nicht der Fall!" antwortete Susan beleidigt. „Dieß sind ehrliche, wackere Kinder, die ich, wie Sie wissen, für's Messerputzen und Stiefelwichsen angenommen habe." — „So? Hinaus mit ihnen! Ich dulde in meinem Hause keine Auflage. Hinaus, sage ich! Was zögert ihr noch, ihr jungen Rangen? Fort, fort!" Sie stürzte wie eine Furie auf die Knaben zu, die sich zur Entfernung bereits angeschickt hatten. Susan ging ihnen nach und ergriff sie an der Thür wie schützend an den Armen. „Missis," rief sie jetzt entschieden, „diese Knaben lasse ich nicht beleidigen, wissen Sie das! Sie sind unter meinem Schutze, und wenn sie von Ihnen unsanft angerührt werden, bekommen Sie es mit mir zu thun. Wissen Sie das?" — „So?" eiferte die Dame. „Mit Dir zu thun? Ei, die Magd wird ihre eigene Gebieterin hinaustreiben! Die Buben machen sofort, daß sie wegkommen; Du kannst, wenn Dir's Vergnügen macht, gleich mitgehen!" — Harry und Sim verließen die Hausflur. „Halt, noch einen Augenblick!" rief Susan ihnen nach. „Also wo schlaft ihr zu Nacht, Short's Gardens Nummer ..." — „Nummer acht, Miß!" antwortete Harry. — „Gut, ihr werdet von mir hören! Geht nur ruhig und Gott schütze euch! Ach, daß ich nur ein armes Dienstmädchen bin, die von den Launen einer Frau geknechtet wird!"

Sie verschwand wieder in die Küche, und die beiden Knaben hörten, langsam davongehend, noch auf fünfzig Schritte hinter sich den Lärm zweier zankenden Frauenstimmen. So waren sie denn abermals an die Luft gesetzt, und die Aussicht auf einen regelmäßigen, wenn auch geringen Erwerb war ihnen wiederum entzogen. Sie wanderten traurig fürbaß und hofften, daß irgend ein Zufall ihnen einige Pence verdienen lasse, wie er am Christabend ihnen so hold gewesen war, doch liefen und harrten sie bis zum Nachmittag vergeblich. Auf ihren ziellosen Wegen waren sie in die Nähe des Ladens der Frau Underdun gekommen; Sim hatte von dem Quäker Ebenezer Nott vier Pence geschenkt erhalten, das war Alles, was sie besaßen. Sie beschlossen, sich bei Mrs. Underdun jeder ein Stück Pudding zu kaufen. Im Laden trafen sie Mr. Pribble, bei welchem sie mit Kezia Crowe zuletzt gewohnt und der, wie schon erwähnt worden, die Knaben in der „Union" hatte unterbringen wollen. Mr. Pribble war eben dabei, geröstete Kartoffeln mit Kalbsgelée zu verspeisen; er hielt in der Nähe einen Kohlenschuppen und Kartoffelverkauf und kam häufig zu Mrs. Underdun. Da ihm keineswegs die Unterbringung der Knaben in dem gedachten Arbeitshause an's Herz gewachsen war, so begrüßte er sie freundlich, überließ ihnen einen Theil seines Mittagsmahls und erfreute sie durch die Mittheilung: die alte Kezia habe ihm einen Brief gesendet, worin sie ihm sage, daß sie wie die kleine Primrose wohlauf sei und daß sie alle Hoffnung habe, das Kind im Waisenhause in Bristol unterzubringen. In einem Postskriptum sei an Harry und Sim die Bitte gerichtet, recht bald zu schreiben, wie es ihnen gehe, da Beide, die alte Crowe wie die junge Nichte, sich sehnten, über der Knaben Schicksal Gewißheit zu erhalten. — „Es würde ein sehr langer Brief werden, wenn ich Alles, was uns begegnet ist, schreiben wollte," meinte Harry. „Ich habe mir aber vorgenommen, nicht eher zu schreiben, bis wir etwas Erfreuliches mitzutheilen haben, das heißt bis in unserem Leben eine gute Wendung eingetreten ist."

Mrs. Underdun blickte bei dieser Bemerkung den Knaben mitleidig und zweifelnd an. Harry verstand diesen Blick. „Ich habe Geduld," fuhr er fort, „aber ich habe auch Gottvertrauen und Muth. Warum sollte es gerade uns nicht glücken, emporzukommen, da die Geschichte, in welcher wir oft mit unserem Hauslehrer Lektionen gehabt haben, so viele Beispiele vom Glücke armer Knaben enthält, wenn sie ehrlich, fleißig und ausdauernd waren?" — „Brav, mein Sohn!" sagte Mr. Pribble. „Bleibe auf diesem Wege, dann wird es Dir wenigstens nicht an Trost und innerer Befriedigung fehlen, wenn's auch äußerlich schlecht geht. Soll ich in meinem Briefe an die alte Crowe Grüße von euch melden?" — „Ach ja, viele tausend Grüße und Küsse für unsere kleine Rose Prim, und wir würden Beide nie vergessen, sondern recht oft in Liebe und Dankbarkeit an sie denken!" — „Und Grüße von mir!" versetzte Frau Underdun. „Mrs. Crowe war eine alte, treue Gluckhenne, und ein niedlicheres, prächtigeres Kind wie die kleine Primrose habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Also grüßt Beide schön von der guten Underdun, die auch ihr Päckchen von Sorge und Leid zu tragen habe!" — Mrs. Underdun wendete sich andern Käufern zu, Mr. Pribble verabschiedete sich und Harry und Sim gingen wieder auf die Straße — die Straße war ihre Heimat! „Ich bin so müde, Hal," sagte Seymour; „können wir nicht nach Short's Gardens und in's Bett gehen?" — „Dahin wollen wir, denke ich," erwiederte Harry traurig; „aber Du vergissest, daß heute Donnerstag ist, und daß Jack mit der Laterne uns für heute um sechs Uhr zu einem Essen eingeladen hat. Ach, ich fürchte, es wird dabei auch mehr getrunken als gegessen, und darum gehe ich nur mit Angst hin!" — „Und was ist das für Zeug, was diese Männer trinken!" entgegnete Sim, sich schüttelnd. „Pfeffer muß in dem Branntwein gewesen sein, den Jack mir in den Hals gegossen; es hat mir den Gaumen und die Kehle zerbrannt, daß ich jetzt noch Schmerz fühle. Wir wollen nie solches feurige Zeug über unsere Lippen bringen, Hal!" — „So lange wir unsern Vater im Gedächtniß haben, gewiß nicht, denn was dieser uns verbot, ist uns Gesetz. Jetzt biegen wir hier rechts ein, das ist die Straße nach Short's Gardens."

Während die Knaben ihren Weg verfolgten, verließ Susan den Dienst ihrer boshaften Herrin, die ihr vorgeworfen hatte, sie lasse durch ihren „Anhang" der Herrschaft Eigenthum aus dem Hause schaffen und sei noch schlechter als ihre Vorgängerin Mercy Maiblume. Das war dem braven „Mädchen für Alles" zu viel. Sie packte ihre Sachen zusammen und ging zu einer alten Verwandten in der Nähe von London, vor der Hand außer Stande, den beiden Knaben, die sie lieb gewonnen hatte, ihre Aufmerksamkeit zu widmen.

Letztere erreichten die Wohnung Mr. Curt's beim Einbruch des

Abends; sie fanden Jack mit der Laterne in seinem Zimmer. Schon in der Hausflur konnten sie seine Stimme hören, so wie sie dieselbe in den Adelphigewölben gehört hatten, als Jack betrunken war. Das war ein böses Vorzeichen. Wer aber beschreibt ihren Schmerz und Schrecken, als sie den Mann nicht allein, sondern Squib, Paul und Frau Curt bei ihm fanden. Der Tisch war gedeckt, und zwar mit Speisen, noch mehr aber mit vollen und bereits geleerten Flaschen besetzt.

Jack mit der Laterne war bereits in trunkener Aufregung. Das Souper bestand aus sauren Kaldaunen, Schmorkartoffeln, Austern, geröstetem Käse, Porter, einer mächtigen Bowle Punsch und einer Reihe schwarzer Flaschen, die den bekannten Wachholderbranntwein und alten Korn enthielten. Mrs. Curt, eine fette, rosige Dame, welche einst sehr hübsch gewesen war, nun aber alle möglichen Spuren des Alterns und der Völlerei an sich hatte, namentlich auch an ihrer stark dunkel gerötheten dicken Nase, trug das Essen auf und bediente den Tisch mit solcher Akkuratesse, daß an der Zahlungsfähigkeit Jack's nicht einen Augenblick zu zweifeln war. Auch an ihrer Redeweise war zu erkennen, daß sie bereits mehr, als die Normalität ihres Bewußtseins vertrug, von ihren Spirituosen gekostet hatte. Squib und Paul hatten sich, schlechte Cigarren schmauchend, auf das Bett hingeräkelt.

Jack begrüßte die Knaben freundlich, die Uebrigen aber empfanden Unbehagen über Harry's und Sim's Gegenwart: es war die Befangenheit der Schamlosigkeit angesichts der Unschuld. So lange Jack noch Herr seiner Sinne war, dominirte sein Einfluß insoweit, daß die Knaben ruhig essen konnten; je mehr aber getrunken ward, desto gefährdeter ward ihre Stellung. Squib und Paul bedrängten sie mit der Zumuthung, tüchtig mitzutrinken, und belegten sie, bei ihrer Weigerung, mit allerlei Schimpfnamen wegen ihrer Enthaltsamkeit. Bald stieg dem Latern-Jack der Punsch in den Kopf und scheuchte den letzten Rest von Nüchternheit hinaus. Bei der zweiten Bowle hatte er alles Gute und Schöne vergessen, was er sich still gelobt oder den Knaben versprochen. Er erging sich in allerhand anzüglichen Schmeicheleien gegen Mrs. Curt und bot ihr seine Hand zur Vermählung an. Harry hörte mit Entsetzen die wahrhaft schändlichen, unmoralischen und gotteslästerlichen Reden, gemischt mit vereinzelten griechischen und lateinischen Floskeln und lasciven Trinkliedern, welche über Jack's Lippen strömten wie eine schmutzige Flut. Als Jack sah, daß die beiden Knaben ganz unbeachtet waren und sich jedenfalls „langweilten", erhob er sich von seinem Platze, taumelte zu Harry hin und streichelte ihm die Wangen, indem er ihn seinen „alten Freund und Schützling" hieß. „Mrs. Curt, noch eine Bowle!" lallte er. „Wir müssen auf meines lieben Jungen Gesundheit trinken!" — „O bitte, Sir, trinken Sie nicht mehr!" bat Harry mit Thränen in den Augen und preßte Jack's Hand zwischen den seinen. — „Bitte, Sir, trinken Sie nicht mehr!" spottete ihm Mrs. Curt mit komischem Nasentone nach. „Bitte, junger Herr, lehren Sie nicht Ihre Großmutter Eier legen!" Dabei gab sie dem Knaben einen derben Klaps auf den Kopf mit einem großen Suppenlöffel, welcher zum Punschausschöpfen diente. — „Bravo, Weibchen!" schrie Squib. „Noch einen so, Schätzchen!" — „Noch einen so, schöne Hebe!" setzte Paul brüllend hinzu. — Jack mit der Laterne versuchte sich in's Mittel zu legen. „Nichts da!" stammelte er. „Ich hoffe, ihr beiden nackten Gänseriche, deren jeder nur eine einzige Feder führt, und das ist die meine, ich hoffe, ihr habt keine Freude daran, daß meine kleinen Freunde geschlagen werden. Und Du, alter Junge, Harry, komm' her, nimm Dein Glas, gefüllt mit gottvollem Geist, und leere es wie ein Mann! Ja, wie ein Mann, alter Junge!" — „Famos!" raunte Paul seinem Genossen zu. „Wir wollen diese beiden jungen Duckmäuser besoffen machen, das sei ihre Strafe für den Verrath an uns." — „Es sei," erwiederte Squib mit giftigem Blick auf Harry; „aber die Prügel sollen sie extra haben, sobald der Latern-Jack seine volle Ladung hat. Das sind die niederträchtigsten, muffigsten, heimtückischsten Lauscher und Bettelbuben, die mir je vorgekommen sind! Und sieh', eben lächelt der große davon in sich hinein. Ist's Hohn oder Blödsinn? Wollen es bald spitz haben — trink, Junge!" rief er laut. — „Ja, trink, alter Kamerad, trink wie ein Mann, wie ein Mann!" lallte Jack und reichte Harry ein volles Glas. — „Der ist zimperlich wie ein Mädchen vor'm ersten Kuß!" krächzte Squib. „Wir wollen mit dem Kleinen den Anfang machen!" Er nahm ein Glas und ging auf Sim zu, den Paul festhalten wollte. Sim retirirte sich hinter Harry. Das Blut des Letzteren war in Feuer über die wahrhaft frechen, infamen Anfälle, denen sie in diesem Kreise von Trunkenbolden ausgesetzt wurden. „Wag's, ihn anzurühren!" schrie er dem Schieläugigen zu, und in dem Augenblicke, wo dieser, ein volles Punschglas in der einen Hand, mit der andern Sim am Kragen nehmen wollte, riß Harry ihm das Glas aus der Hand und schleuderte es ihm mit solcher Vehemenz in's Gesicht, daß Squib, so lang er war, zu Boden stürzte. Paul nahm seines besiegten Genossen Partei und schritt auf Harry los, der sich kampfbereit an den Bettpfosten stellte. „Halt," rief Jack, „nur Einer auf einmal! Ehrlichen Kampf, ehrlichen Kampf, Mr. Paul!"

Als aber dieser trotz der Warnung sich nicht abhalten ließ, ergriff Jack eine volle Flasche und warf sie Paul an den Kopf, so daß auch dieser, schwer getroffen, über Squib hinwegfiel. Ein lautes Triumphgeschrei der Mrs. Curt und Jack's folgten dieser Niederlage der beiden Straßenautoren, welche sich heulend und blutend übereinander wälzten. Harry flüsterte seinem Bruder einige Worte in's Ohr, Beide öffneten rasch die Thür und suchten unbemerkt das Weite. Eine Minute später befanden sie sich, spät Abends, Sim vor Angst, Harry im Fieber der Aufregung zitternd, auf der Straße, obdachlos — sich selbst überlassen!

20. Gefangen!

Arme Knaben, für die das Schicksal Tag für Tag und Nacht für Nacht nur seine schärfsten Dornen bereit zu haben schien, die sie desto schwerer verletzten, je zuversichtlicher sie auf Gottes Fürsorge hofften! Wieder waren sie ohne Schlafstätte bei Nacht! Um ihr Unglück zu vergrößern, schneite es, daß sie kaum die Augen offen halten konnten. Tief betrübt über die Aufführung Jack's mit der Laterne, der ihnen ein Retter aus Lebensgefahr gewesen und auch heute ihr Vertheidiger, dennoch aber so schwach war, sie selbst zum Trinken verführen zu wollen, schritten sie langsam fort von der fürchterlichen Stätte, auf welcher die strengste Frömmigkeit (in Mr. Curt und dem Quäker Nott) sich mit der größten Miserabilität vereinigte. Harry hatte vorher wohl den Latern-Jack betrunken gesehen, aber erst jetzt, nachdem er die sittenlosesten, gotteslästerlichsten Worte von ihm gehört, konnte er sich ein vollendetes Bild machen von dem tiefen Fall des besten, geistvollsten Menschen durch den schrecklichen Einfluß starker spirituöser Getränke. „Welch' ein Elend ist das!" flüsterte eine Stimme in Harry's Herzen; aber er ließ diese nicht laut werden, denn er hatte die Aufgabe, seinen schwächeren Bruder zu trösten und aufrecht zu halten. — „Wohin gehen wir denn nun?" Ach, diese traurige Frage hatte der arme Kleine schon in mancher Nacht an seinen Bruder richten müssen. — „Die Refuge ist sicher um diese Zeit übervoll," antwortete Harry tonlos. „Und die Adelphigewölbe ..." — „Nein, nein, dahin gehe ich nicht wieder mit!" rief Sim heftig. — „Du hast Recht, Bruder. Wo Mord und Todtschlag möglich ist, kann kein ehrlicher Mensch Nachtruhe suchen wollen. Laff' uns forschen, ob uns nicht irgend ein Thorweg oder Schuppen, oder sonst ein Schlupfwinkel aufstößt."

Sie gingen weiter. Die Straßen waren bereits ziemlich menschenleer, denn es war spät geworden. Es begegneten ihnen zwei zerlumpte Knaben, die alte Besen trugen und deren Gesicht sie nicht erkennen konnten, mit einem Frauenzimmer in einem alten zerknitterten Hute, altem Shawltuch, schlappigem Kleide und schweren defekten Schuhen. Einer der Knaben flüsterte dem Frauenzimmer etwas in's Ohr, worauf diese sich nach Harry und Sim umwendete. „Wenn wir wüßten, ob sie Geld hätten!" flüsterten die besenführenden Bursche unter einander. „Wir locken sie mit und prügeln sie dann tüchtig durch." — Plötzlich redete das Frauenzimmer unsere jungen Freunde an. „Wohin wollt ihr noch so spät?" — „Wir wollen Nachtquartier suchen." — „Da kommt mit uns, wir wissen einen guten Platz. Mutter Muck wird euch freundlich aufnehmen und an uns sollt ihr gute Menschen finden. Wollt ihr?" — Harry hatte kein rechtes Vertrauen. Die kreischende Fistelstimme des Frauenzimmers, gleich der einer invaliden Sirene, widerstrebte ihm und er mochte nicht gern mit Straßenjungen in

Berührung kommen; aber ihre eigene verzweifelte Lage verbot ihnen, wählerisch zu sein. „Ist's weit, wohin Sie gehen?" fragte Harry. — „Na, wir müssen durch Drury Lane. Die Beine werden euch dabei nicht abfallen." — „Aber wir haben gar kein Geld, außer vier Pence." — „Das ist genug, wenn ihr nicht in Grafenbetten schlafen wollt. Kommt nur mit!" — „Wir wollen euch kaufen!" fügte einer der Burschen feixend hinzu. Harry begriff diesen Ausdruck nicht; er konnte sich einer entfernten Besorgniß nicht erwehren, doch er fühlte, daß er Muth hatte, seitdem er den Bruder selbst gegen freche Trunkenbolde mit physischer Kraft vertheidigt hatte. Er folgte also, Sim an der Hand führend, den drei unbekannten Personen.

Als sie Drury Lane erreicht hatten, hieß Lotty Longlegs, so nannte sich die Dirne, ihre beiden Brüder, als welche sie ihre Begleiter bezeichnete, und die beiden Hazelbean einige Augenblicke warten, sie wolle im nächstliegenden Laden für ihre Wirthin einige Schweinsfüße zum Abendessen kaufen. Der Laden, den sie nannte, war eigentlich nur ein offener Schuppen mit einem Wetterdache, wo ein Mann gekochte kalte Schweinsfüße, Talgpudding, Salzfisch und dergleichen verkaufte. Während Lotty sich die Gegenstände zum Kauf auswählte, drängten ihre Brüder sich dicht an die Verkaufstafel, anscheinend, als nähmen sie großes Interesse an dem, was Jene kaufe, in Wahrheit aber, um zu stehlen. Lotty kaufte zwei Schweinsfüße und einen großen Speckflunder, dann verließen alle Drei den Schuppen. Lotty reichte Harry ein Packet zum Tragen — dieß Packet enthielt, ohne Harry's Wissen, ein Bündel gestohlener Salzplötzen. Kaum dreißig Schritte von dem Verkaufsstande entfernt, ward der Ruf: Polizei! Polizei! hörbar. „Die Peelers! die Peelers kommen!" flüsterten die Burschen ihrer Schwester zu und alle Drei ergriffen eiligst die Flucht. Im Momente der Flucht erkannte Harry die beiden Taschendiebe, welche ihm den halben Sovereign gestohlen, und jetzt ward ihm erst ihr Drängen an dem Verkaufsstand klar. Zu spät! Die Flüchtlinge verschwanden um eine Ecke, und ehe Harry und Sim von ihrem Erstaunen sich erholen konnten, erschienen zwei Konstabler und hielten die Knaben an. Harry trug die gestohlenen Plötzen, welche der Verkäufer einige Augenblicke nach der Entfernung der Lotty Longlegs vermißt hatte; auf Grund dieses Corpus delicti wurden die Knaben, trotz ihrer Thränen und der aufrichtigsten Betheuerung ihrer Unschuld, verhaftet und nach dem nächsten Stationshause abgeführt.

Die Polizeistation war ein großes, luftiges, gut durchwärmtes Gemach, der Aufenthalt in demselben daher jedenfalls angenehmer, als auf der winterlichen Straße, namentlich in öder Nacht. Beide Verhaftete empfanden jedoch das Gefährliche ihrer Position. Sim war mehr todt als lebendig, als er, im Lokale plötzlich dem strahlenden Gaslicht ausgesetzt, die ernsten Beamten vor sich sah. Der Sergeant, selbst Vater und ein gutherziger Mann, blickte mit ruhigem Mitleid in sein Gesicht und hatte sofort die Ueberzeugung, daß Sim weit entfernt von aller Gaunerei war. „Durchsuchen Sie die Knaben und dann lassen Sie sie an's Feuer gehen!" befahl er einem Konstabel. „Es wäre unbarmherzig, sie in dieser kalten Nacht nach dem Gefängniß zu bringen. Haben Sie ein Auge auf dieselben, besonders auf den älteren — es scheint ein feiner Bursch zu sein. Seltsam, ich möchte darauf schwören, dieß sei ein ehrliches Gesicht! Man sieht, daß das Urtheil nach dem Gesicht nicht immer zuverlässig ist. Die armen Schelme werden Hunger gehabt haben, die Noth hat sie zum Diebstahl verleitet."

Als der beorderte Konstabel sich Harry näherte, um ihn zu visitiren, überfiel diesen eine tödtliche Blässe. Er zitterte am ganzen Körper. Dem gewiegten Polizeimann entging diese Bewegung nicht; man weiß, welchen Werth dergleichen Beamte auf die verrätherischen Aeußerungen der inneren Stimmung legen; sie sind sofort versucht, Schuld hinter ihnen zu finden. Harry zitterte, weil er das werthvolle Packet vom Kapitän, in Lena's Spitzentuch gewickelt, bei sich trug, und weil er fürchtete, es könne ihm genommen werden. Der Verdacht, daß er diese Sachen könne gestohlen haben, mußte sich bei den untersuchenden Beamten einstellen. Gefängniß, Transportation, der Galgen sogar erfüllten die Vorstellungen seiner geängstigten Seele. Schrecklicher aber, als alle diese Vorstellungen war noch eine andere, nämlich die, daß er, als allein Verdächtiger und als der Aeltere, von seinem Bruder könne getrennt werden, wodurch der arme Sim, vereinsamt und hülflos, dem höchsten Elend oder der öffentlichen Versorgung anheimgefallen sein würde. Dieser schmerzliche Gedanke brachte Verwirrung in seinen sonst so klaren Geist; er steckte die Hand in seine Brusttasche und hielt sein Päckchen krampfhaft fest. „Was hast Du da?" fragte der Konstabel ruhig, ernst. — „O nichts!" erwiederte Harry sehr befangen und roth werdend. — „Nichts? Das ist manchmal wenig, manchmal viel, mein Söhnchen. Gib das Nichts her, sei's was es wolle!" Der Polizeimann that einen Griff in Harry's Tasche — das Päckchen sammt dem um dasselbe gewickelten Tuch befand sich in seiner Hand. Harry hätte laut aufschreien mögen vor Schmerz, mehr noch wegen des Tuchs als wegen der Juwelen; doch er blieb stumm. Ein heller Stern leuchtete vor seinem innern Auge auf: die Zuversicht der Unschuld. Die Wahrheit mußte ja an den Tag kommen!

Während der Pause, die das Ueberliefern des Packets und Taschentuchs an den Sergeanten verursachte, war Sim, von einigen jüngeren Policemen in eine wollene Decke gewickelt und nahe beim Feuer auf eine Wächtermatratze gelegt, überwältigt von Müdigkeit und dem plötzlichen Einflusse der Wärme, still eingeschlafen, so daß er zu seinem Glück von Harry's Bewegung nichts merkte. Der Sergeant öffnete im Beisein zweier anderer Beamten das Päckchen; dem verzweifelten Knaben entging keine seiner Bewegungen, keines seiner Worte. Er sah die hohe Ueberraschung beim Anblick der kostbaren Werthsachen. Er hörte abgerissene, aber sehr bezeichnende Bemerkungen, wie: „ein gefährlicher kleiner Halunke!" — „ein geriebener Bursche!" — „der Schelm scheint zum Gauner geboren zu sein!" und andere nicht minder gravirende Epitheta. Diese Mißkennung Seitens der Beamten, deren Fühlung durch den steten Verkehr mit der verworfensten Menschensorte verdorben war, steigerte das Weh des Knaben; obschon sein Stolz sich gegen den Andrang des Schmerzes wehrte, rollten einige Thränen, die er rasch abwischte, über seine Wangen. Er sah, daß das Leben ihm Fallen stellte, daß es einen Angriff dem andern folgen ließ, einer immer schnöder als der andere; diese Wahrnehmung festigte, ja härtete ihn. Er wußte, daß er anzukämpfen habe gegen die Gefahren, daß er Ruhe und Klugheit bewahren müsse, und dieß war eine der Grunderfahrungen, welche junge Menschen sehr häufig machen, die frühe durch den Druck der Nothwendigkeit auf eigene Füße gestellt werden. Es war ihm schrecklich, aber es schmetterte ihn nicht mehr nieder, als der Sergeant zu einem Konstabel sagte: „Wohl, es wird morgen Alles offenbar werden! Den kleinen Kerl lassen Sie hier, wo er ist, aber diesen jungen Jack Shepherd bringen Sie in Sicherheit. Führen Sie ihn hinauf nach Nummer drei, und damit kein Unglück geschehe, damit er nicht entschlüpfe — der Bursch scheint äußerst flink zu sein — ist es besser, ihm ein paar Bracelets an seine Handknöchel zu legen. Die Juwelen sind von großem Werthe. Jedenfalls steht ein Geheimniß von Belang damit in Verbindung; vielleicht gehören Sie zu dem Diebstahle bei Lady Breadback. Fünfhundert Pfund sind ausgesetzt auf Entdeckung des oder der Diebe und auf Wiedererlangung der Juwelen! Und, sehen Sie hier, es sind Blutflecken an diesem feinen Spitzentuche — wer weiß, ob es uns nicht auf die Spur der Mörder des Green'schen Hausmeisters führt!"

Harry erbebte, aber er blieb stumm, als der Beamte ihm zwei eiserne Schnapper mit einer Kette an den Handgelenken befestigte, und ihn dann am Arme ergriff, um ihn nach einer Gefängnißzelle abzuführen. Kein Schmerzenslaut entschlüpfte ihm, als der Beamte ihn an dem schlafenden Bruder vorübergehen ließ. Sim lächelte im Schlafe, die angenehme Wärme hatte Rosen über seine Wangen gehaucht. Nur einige Augenblicke durfte Harry stehen bleiben. „Ich danke Ihnen, Gentleman," flüsterte er, „daß Sie meinen armen Bruder so wohl gebettet haben. Gott segne Sie dafür! Ich bin unschuldig, aber ich folge ruhig und ergeben, wohin man mich auch führe, weil ich hoffe, daß die Sonne Alles an den Tag bringt."

Zehn Minuten später war Harry in eine finstere Zelle eingeschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 31.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die Weltstadt an der Elbe.

Hamburg.

Von

C. F. Siebold.

(Bilder S. 361 u. 364.)

Eine Harzreise, eine Reise nach der sächsischen Schweiz oder nach dem Rhein — waren vor einigen Jahrzehnten gewöhnlich die Ziele, welche sich das reiselustige deutsche Publikum innerhalb seines Vaterlandes steckte, wollte es dessen Grenzen nicht überschreiten und sich nicht nach dem Süden wenden, um die Schweiz mit ihren Alpen und Gletschern oder die Schönheit Italiens zu bewundern. — Fast eben so selten, als ein Vergnügungsreisender die großartigen Naturschönheiten des skandinavischen Nordens aufsuchte, fühlte man sich gedrungen, die flache und wenig Abwechslung bietende Gegend Norddeutschlands in einer Postkutsche oder einem Omnibus seligen Andenkens zu durchfahren, um der alten, reichen, freien, wenn auch unschönen Hansestadt Hamburg einen Besuch zu machen. Nur wen etwa Handelsgeschäfte dahin führten, oder wer von ihr aus vielleicht den Weg zur See nach einem andern Welttheile antreten wollte, unterzog sich dieser Reise. Seitdem der Blick der Theilnahme von ganz Europa, man darf wohl sagen, der ganzen zivilisirten Welt, auf Hamburg geruht, als im Jahre 1842 die Flammen einen großen Theil der Stadt verzehrten und über zwanzigtausend Menschen momentan obdachlos machten, seit darauf der neue Stadttheil wie ein Phönix der Asche entstieg, seit ein Eisenbahnnetz das ganze sonst so geschiedene Deutschland verbunden, seit endlich um Schleswig-Holstein zwei blutige Kriege geführt, ist das Interesse für die deutschen Nordmarken sehr gesteigert — und da es außerdem zum guten Ton gehört, einmal eine ob auch kleine Seereise gemacht zu haben, so lenkt das reiselustige Publikum des inneren Deutschlands jetzt seine Schritte mehr den Hafenstädten und namentlich Hamburg zu, von wo eine kleine Tour nach Helgoland auf der fast stets unruhigen Nordsee leicht vorzunehmen, oder mittelst Eisenbahn in einigen Stunden Kiel erreicht werden kann, um von da aus einen Ausflug auf der Ostsee zu machen. — Allein auch hierbei ist man nicht stehen geblieben. An dem wildromantischen Trollhättafalle in Schweden begegnet man heute oft einem Professor nebst seinen Zöglingen, ungefähr wie früher auf dem Brocken des Harzes; auf Ring Rike in Norwegen trifft man wohl gar ein junges Ehepaar aus Deutschland auf seiner Flitterwochenreise, und mehr nördlich deutsche Jäger, welche den Rennthieren,



Das Katharinenfleet in Hamburg. Von C. Girardet.

Bären und Wölfen nachgehen, weil ihnen die Jagd in den deutschen Wäldern und Gebirgen nach Hasen, Füchsen, Rehen, Hirschen und Wildschweinen (wenn's mal hoch kam) doch zu langweilig wurde.

Indessen war Hamburg und wird es wohl das Hauptthor bleiben, durch welches der deutsche Reisende dem Norden sich zuwendet, und es bietet ja auch viel des Interessanten und Sehenswerthen, daß man sich gern hier für einige Zeit fesseln läßt. Es sind nicht sowohl die hohen, gedrängten Häusermassen von unten bis oben zahlreich bewohnt, nicht das Wogen und Treiben in den belebtesten Straßen, nicht die großen prächtigen Läden, nicht die hohen gefüllten Speicher an den Seiten der Kanäle, nicht die Börse mit ihrem zur Börsenzeit widerlich murmelnden, drängenden, Auge und Ohr verwirrenden, betäubenden Menschengewühle, selbst nicht einmal der vielbeschriebene, vielbewunderte Jungfernstieg mit seinen Promenaden, seinen palastähnlichen Gebäuden rings um die Binnenalster, welche von Gondeln und zierlichen kleinen Dampfschiffen belebt wird und allabendlich in einem Lichtmeere strahlend das schönste Vauxhall entfaltet — sondern es ist der Hafen mit seiner imposanten Anzahl von Schiffen, seinem Mastenwalde, dem wechselvollen, sich immer neugestaltenden Thun und Treiben, welcher gewiß den bewältigendsten Eindruck auf den solchem Schauspiele noch fremden Bewohner des innern Deutschland ausübt. Es macht einen fast lähmenden Eindruck, wenn man in großen Fabrikstädten des Binnenlandes den meist bleich und gedrückt aussehenden Arbeitern, welche den Tag über gewöhnlich in verschlossenen, dunstigen Räumen ausharren müssen und aussehen, als trügen sie Ketten, die sie an die Scholle Erde fesselten, auf ihrem Heimwege von der Arbeitsstätte nach ihren Wohnungen begegnet. Dieß Bild tritt uns freilich auch in den Fabrikdistrikten Hamburgs entgegen, aber das an keinen so verschlossenen Raum gebundene rege Treiben seines großen Hafens duldet auf die Dauer keinen passiven Zuschauer; es treibt unwillkürlich mit zur Bewegung an, und man fühlt jeden Augenblick die Schwingen, welche uns in andere Verhältnisse, in eine andere Welt zu tragen vermögen.

Vom Stintfang aus, einer Anhöhe am Hafen, hat man die herrlichste Aussicht auf die Elbe. Bald schweift das Auge zwischen den Mastenwald der vielen auf dem Strome gerade still liegenden Schiffe, bald nach den Seglern und Dampfern, welche theils aus der Ferne dem Hafen näher kommen, oder in die Ferne ziehend ihn verlassen; bald nach den vielen kleineren Fahrzeugen und Booten, welche den Verkehr zwischen dem Lande und den Schiffen oder den Letzteren unter sich vermitteln; bald auf das Arbeiten und Schaffen auf den Schiffen. Ueberall Leben, überall Bewegung und Arbeit! — Hier liegt ein großes, mit Auswanderern überfülltes Schiff (trotz aller gegen solche Ueberfüllung erlassenen Bestimmungen) zur Abfahrt bereit und nur die Ebbe abwartend, um seine Insassen von dem Vaterlande, das sie in ihren Hoffnungen bisher betrogen, hinweg auf das hohe Meer und einem ungewissen Glücke in einem entfernten Welttheile entgegen zu führen! — Dort liegen andere Schiffe, welche von Australien, Ostindien oder Südamerika gekommen, ihre Güter löschen oder auf's Neue dahin befrachtet werden! Wie gewandt man die schweren Ballen, Kisten und Fässer herauf und herunter windet, begleitet von dem weithin schallenden, aber oft nur sehr monoton klingenden Matrosensange oh — iho — ho, iho, ho!! — Ein eben von Harburg ankommender Passagierdampfer hemmt die brausenden Räder; eine lange Reihe Droschken erwarten seine Ankunft in der Nähe der Landungsbrücke. Die Kofferträger mit dem nummerirten Schilde an ihren Mützen (hier Litzenbrüder genannt) sind bald auf dem Deck des Dampfschiffes, um nach einigen Minuten mit Koffern, Reisesäcken, Hutschachteln 2c., welche sie den Reisenden mit einer Art galanten Benehmens abgenommen, wieder am Lande, von den Reisenden gefolgt, zu erscheinen und sich — die hohe Taxe bezahlen zu lassen. Der Hamburger aller Klassen ist mit der Idee, „daß das Geld die Welt regiere", innig verwachsen, und trachtet Jeder in seiner Weise darnach, an dieser Regierung der Welt Theil zu nehmen. Die Litzenbrüder machen auch gern Wechselgeschäfte und kommen sicherlich bei ihrer Kursberechnung nicht zu kurz, wenn sie den „grünen" Passagieren deren Silbergroschen 2c. gegen die guten hamburger Schillinge vertauschen. — Neben dem so eben von Harburg gekommenen Dampfer liegt schon wieder ein anderer zur Abfahrt dahin bereit; seine Passagiere sind jedoch dießmal meist hamburger oder harburger Geschäftsleute — bei ihnen gibt es für den Litzenbruder eben nichts zu verdienen. Abschiedsszenen, mit obligaten Thränen und Küssen, pflegen dann auch nicht vorzufallen, obgleich das Musikkorps auf dem abgehenden Schiffe nach Harburg (auf welcher Linie die Musikkorps permanent sind) das Lied von Abt anstimmt „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen", und sich in die Töne die rauhen Stimmen der Matrosen auf verschiedenen naheliegenden Schiffen mischen, welche, in den Masten derselben oder beim Aufhängen ihrer lustig im Winde flatternden Wäsche beschäftigt oder die Segel zum Trocknen aufhängend, hoch über den Häuptern anderer Menschenkinder ihr sonst so mühevolles Tagewerk treiben.

Zwischen den langen Wasserstraßen, welche die stillliegenden großen Schiffe bilden, gleiten zahllose Jollen hin und her, und schwer beladene Ever oder Schutten bringen die Waaren vom Bord der Schiffe aus der Elbe in die sogenannten Fleete (Kanäle), welche den größten Theil der Altstadt durchschneiden und an deren beiden Seiten sich die riesigen Speicher erheben, oder holen auch aus diesen Speichern wieder die Güter zur Befrachtung der Schiffe ab. Diese Kanäle sind es, welche theils ihrer Zweckmäßigkeit, theils ihrer Eigenthümlichkeiten wegen unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade verdienen, wenn wir sie auch in manchen anderen Seestädten wiederfinden, aber wohl selten in solcher Ausdehnung und Verschiedenheit, wie gerade in Hamburg. Betrachten wir z. B. das imposante, geräumige, breite, mit herrlichen Brücken versehene Fleet, das die Alster mit der Elbe verbindet, und vergleichen wir es z. B. mit dem Kleinkatharinenfleet, dieser engen, fast unheimlichen Wasserstraße, so merken wir bald die schneidenden Kontraste, welche sich uns sowohl in der Bauart Hamburgs, als in seinem ganzen sozialen Leben aufdrängen. Besagtes letzteres Fleet liegt in dem Viertel zwischen der Katharinenstraße und den Mühren, läuft beim Neuenkrahn vom Binnenhafen aus, durchschneidet zwei schmale Twieten (Gassen), die Matten- und die Reimerstwieten, und mündet dann unterhalb der Mühren wieder in denjenigen Theil des Binnenhafens, welcher in seinem weitern Laufe noch mehrere Fleete bildend endlich bei dem neuen und alten Holzhafen sich wieder mit dem Hauptstrome der Elbe vereinigt. Geht man durch die Reimerstwiete, die Katharinenstraße überschreitend (letztere ist von vielen großen Kaufleuten bewohnt), weiter über die schöne Brücke, welche über den sogenannten großen Kanal nach der Neuenburg führt, so gelangt man zur Nikolaikirche am Hopfenmarkt, zum neuen Stadttheil, und sieht sich plötzlich vor einer der herrlichsten Zierden der neuern Baukunst. Im edelsten gothischen Style aufgeführt und mit der in einigen Jahren zu erwartenden Vollendung ihres Hauptthurms gleichzeitig in ihrer ganzen Schönheit sich dann darstellenden Nikolaikirche wird die imposante Neuenburg nebst dem Hopfenmarkt einen der schönsten Plätze Hamburgs bilden, wenn die Behörde es über sich gewinnt, die auf dem Hopfenmarkte befindlichen Fleisch- und Fischbuden, sowie den damit vereinigten Gemüse- und Trödelmarkt verschwinden zu lassen. Da überall in der ganzen Stadt Fleisch- und Fisch-, sowie Gemüsehandlungen in den Straßen zu finden, deßgleichen auch der Trödelkram genug der Quartiere besitzt, so steht zu hoffen, daß der Hopfenmarkt seiner früheren Ueberlieferung im Interesse des allgemeinen Schönheitssinnes mit der völligen Vollendung der Nikolaikirche entkleidet wird. Diese Kirche war bei dem großen Brande (1842) die erste, welche von den Flammen ergriffen wurde. Der Sturz ihres brennenden Thurmes entzündete die umliegenden Häuser; lähmender Schrecken faßte die bis dahin noch ein Meisterwerden des Brandes hoffenden Hamburger, und ungezügelt ergossen sich die Flammen nun über die andern Quartiere der Stadt. Es würde zu weit führen, wollte man diese Szene weiter verfolgen, aber unwillkürlich wird man bei der Betrachtung der Nikolaikirche an die damalige Schreckenszeit erinnert.

Bei der Erwähnung der Fleete können wir nicht unterlassen, auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche bei hoher Flut denjenigen Bewohnern droht, die in den niedrig gelegenen Stadttheilen die sogenannten Keller zu ihrer Behausung erkoren haben. Während am Jungfernstieg und in den naheliegenden schönen neuen

Straßen die Keller die feinsten Restaurationen und Weinstuben in ihren Räumen bergen (wer hätte nicht von Idens und Wilkens Keller &c. gehört!), sind die Keller in den älteren und schlecht angelegten Quartieren der Zufluchtsort, die Wohnstätten eines großen Theils der Kleinbürger und des Proletariats. Bei hohem Wasserstande, namentlich bei anhaltendem Nordweststurme, welcher die Flut in der Elbe um das Doppelte ihrer gewöhnlichen Höhe steigen läßt, dringt das Wasser der Fleete in die Keller der niedrig gelegenen Straßen und versetzt deren Bewohner in Angst und Noth. In banger Erwartung lauschen dieselben den Kanonenschüssen, welche, von der Bastei Erikus abgefeuert, das Steigen der Flut signalisiren. Da krachen plötzlich die gefürchteten, rasch aufeinander folgenden drei Schüsse in kürzester Pause; die Kellerbewohner müssen ihre Flucht auf die Straße und in die höher gelegenen Etagen mit ihren Habseligkeiten bewerkstelligen. Trifft dieß in der Nacht ein, so ist es ein unheimlicher, gefahrdrohender Zustand, und manche schwächliche Frau, manches zarte Kind hat den ihn begleitenden Beschwerden erliegen müssen. In früheren Jahrhunderten haben bei noch mangelhafteren Anlagen und Vorkehrungsmaßregeln, als jetzt, die Sturmfluten wahrhaft sündflutartige Zerstörungen angerichtet; so sollen im Jahre 1412 30,000 — sage dreißigtausend — Menschen in Hamburg und in der Umgegend ihren Tod in Folge einer Sturmflut gefunden haben. Kann man in neuerer Zeit auch nicht von solchen haarsträubenden Unglücksfällen berichten, so haben die armen Leute, welche von dem Hochwasser heimgesucht werden, doch genugsam von demselben und seinen Folgen zu leiden. Man denke sich nur den Aufenthalt in solchen Kellerwohnungen nach dem Fallen des Wassers, nach dem Hinausschaffen desselben — den feuchten Dunst, welcher stets aus dem Fußboden und den Wänden dringt — und dennoch treibt das angeblich billige Wohnen in diesen Räumen, der Mangel an andern passenden, billigen Wohnungen, die Kleinbürger und das Proletariat immer wieder in dieselben hinein. Was Mangel an Licht und Lebensluft betrifft, so leisten auch darin Unglaubliches die „Gänge" und Höfe in dem mit Menschen, auf möglichst kleine Räume vertheilt, vollgepfropften Hamburg. Ein Hauptgängeviertel in dem alten Theile der Neustadt, das meist Arbeitsleute und deren Familien beherbergt, wird in diesem Jahre von einigen Spekulanten, die es käuflich an sich gebracht, niedergerissen und in anständige Straßen verwandelt werden. Das Projekt verdiente alles Lob, wenn nicht durch die plötzliche Aufkündigung der Wohnungen für ungefähr sieben- bis achthundert Familien deren bisheriges billiges Obdach geraubt würde, ohne ihnen irgend einen Ersatz zu bieten. Dieser herzlosen, wie man sagt, mit einem Kapital von zwölf Millionen Mark Banko operirenden Spekulation suchen jetzt menschenfreundliche Bürger durch Vereine zur Beschaffung billiger und gesunder Wohnungen entgegen zu arbeiten, und beschäftigt augenblicklich diese Frage so sehr die Gemüther, daß alle anderen in den Hintergrund gedrängt zu sein scheinen.

Gewöhnlich begnügen sich die Hamburg besuchenden Fremden damit, dem Hafen, dem Jungfernstieg, den prachtvollen Häuserreihen am Alsterdamm und der Außenalster, überhaupt dem neuen Stadttheil und einigen öffentlichen Etablissements ihre Aufmerksamkeit zu schenken, während sie von dem eigentlichen Hamburg wenig sehen — und doch lohnt es sich wohl der Mühe, den Twieten, den Gängen, den Häfen, der Heimat „der kleinen Leute" (wie man in Hamburg die Arbeiter und arme Leute zu nennen pflegt) einen Besuch zu machen, welche einen schneidenden Kontrast zu den palastähnlichen Gebäuden der Reichen und eine traurige Illustration zu dem von unkundiger Seite vielgepriesenen Wohlleben dieser „kleinen Leute" bilden.

Es ist bekannt, daß Hamburg sich vor dem Brande schwer zu Neuerungen sowohl im öffentlichen als im Privatleben bequemte. Seitdem wurde man zum Fortschritte getrieben, und besonders in den letzten Jahren ist manches veraltete oder gar schlechte Institut aufgehoben worden. So z. B. die Thorsperre, diese während der napoleonischen Herrschaft in's Leben gerufene Einrichtung, an welcher man jedoch auch nach derselben eigensinnig festhielt, obgleich es ein großer Aerger selbst für den wohlhabenden Mann und dessen Equipagen zu sein schien, bei der Passage der Thore, welche Stadt und Vorstädte trennten, zwischen sechs Uhr Abends und sechs Uhr Morgens eine bis Mitternacht auf's Höchste gesteigerte Taxe zu bezahlen. Die Sperre ist aufgehoben; doch hat man die Accise- und Zolllinie jetzt auch auf die früher davon befreiten Vorstädte ausgedehnt, was indessen die Niederreißung der verschiedenen Thore zwischen Stadt und Vorstädten zur Folge hatte. Das indirekte Steuersystem, welches namentlich durch Konsumtionssteuer und dergleichen dem Unbemittelten die größte Last des Steuerzahlens aufbürdet, weil Einer, der fünfzig-, hundert- oder tausendmal reicher als ein Anderer, doch nicht auch fünfzig-, hundert- oder gar tausendmal mehr konsumirt, dagegen die Steuerkraft des Reichen nicht mehr in Anspruch nimmt, als die des Unbemittelten: dieses System der Ungerechtigkeit steht noch in Hamburg wie auch anderswo trotz aller Opposition in voller Blüte; doch wollen wir hoffen, daß es bald seinem Verschwinden nahe ist. — Ein wichtiger Fortschritt ist die Aufhebung des Zunftwesens, welches hier noch den mittelalterlichen Zopf trug, der sogar über das Grab hinausreichte; denn auf den verschiedenen Todtenhöfen Hamburgs hat jede Zunft ihren abgeschlossenen Begräbnißplatz. Hier ist auch des bis in die neueste Zeit bestandenen Instituts der reitenden Diener (Reitendiener) des hohen Raths zu gedenken, welche aber zum Aussterben verurtheilt und jetzt schon bis auf vier Ueberbleibsel zusammengeschrumpft sind. Auf den Fremden machten diese bei jedem „noblen" Leichenbegängniß nothwendigen Reitendiener einen mehr als komischen Eindruck, und hätte man zufällig während der Faschingszeit einem solchen Leichenzug begegnet, man wäre eher zu glauben geneigt gewesen, daß man Prinz Karneval zu Grabe trüge, als einen ehrbaren Rathsherrn oder einen in seinem Leben jedem muntern Scherze abhold gewesenen Geschäftsmann.

Ein von Hamburgern und Fremden gleich stark besuchtes und hochgeschätztes Institut ist der erst seit einigen Jahren angelegte und unter der trefflichen Leitung des rühmlichst bekannten Doktor Brehm stehende zoologische Garten, und bei dem Interesse, welches ganz Hamburg an dessen weiterer Entwicklung nimmt, wird er gewiß bald manche derartige Institute in anderen großen Städten Deutschlands, vielleicht Europas (mit Ausnahme Londons) überflügelt haben. Monatlich ein- bis zweimal an Sonntagen macht man es durch niedrigere Eintrittspreise als gewöhnlich auch dem Unbemittelten möglich, den Garten zu besuchen, welcher eine so angenehme, belehrende Unterhaltung bietet. — Die zwei größeren Theater Hamburgs, das Stadttheater und Thaliatheater, erfreuen sich eines guten Rufs, doch das Letztere mehr als das Erstere, welches gewöhnlich nur bei dem Auftreten ausgezeichneter Gäste ein volles Haus erzielt.

Bezüglich wichtiger Neuerungen machen wir schließlich noch auf den Bau der Verbindungsbahn zwischen dem altonaer und berliner Bahnhofe aufmerksam. Der Mangel dieser Bahn machte sich besonders bei den Truppentransporten nach Schleswig-Holstein im letzten Kriege geltend. Doch soll damit nicht gesagt werden, daß der Krieg den Bau angeregt, er war schon vorher beschlossen. Für die Folge wird und bleibt diese Verbindungsbahn eine ausgezeichnete Erleichterung der Etappenstraße der preußischen Truppentransporte nach Schleswig-Holstein, wenn nicht andere Ereignisse denselben den Weg dahin verlegen und die Schleswig-Holsteiner die militärischen Exerzitien &c. selbst in ihrem eigenen Lande vornehmen werden. Die fragliche Bahn, zum großen Theile schon vollendet, hat nur an der Alster bedeutende Terrainschwierigkeiten zu überwinden. Sie umgeht das sonst schon eng mit Hamburg zusammenhängende Altona an dessen nordwestlicher Seite, zieht sich an dem halb holsteinischen, halb hamburgischen Dorfe Eimsbüttel mit seinen vielen schönen Landhäusern hin, läuft dann an der alten sogenannten hamburger Sternschanze und weiter an dem zoologischen Garten vorbei, hinter dem Dammthore und der Esplanade sich der Alster nähernd, wo ein neuer Damm und Kanal angelegt wird, und schließt sich dann bei dem Steinthore dem Schienenwege der hamburg-berliner Bahn an. Der jetzige Alsterdamm nebst der Lombardsbrücke, welche die große Alster von der innern Alster trennen, werden daher bald ein anderes Aussehen gewinnen; schon ist die Windmühle, welche bei dem Schwanenbehälter so lange treulich ausgehalten (auf der beigefügten Illustration noch zu sehen) und einen so originellen Anhaltspunkt für die Ansicht dieser reizenden Partie Hamburgs gewährte, verschwunden, und bald wird auch die

Lombardsbrücke einem neuen Damme und Kanal Platz gemacht haben. So ändert es sich in der nächsten Umgebung Hamburgs überall in der überraschendsten Weise; neue Häuser, neue Straßen wachsen förmlich aus dem Boden hervor, und das großartige Projekt der Elbüberbrückung wird hoffentlich in dem nächsten Jahrzehnt auch endlich zur Ausführung kommen.

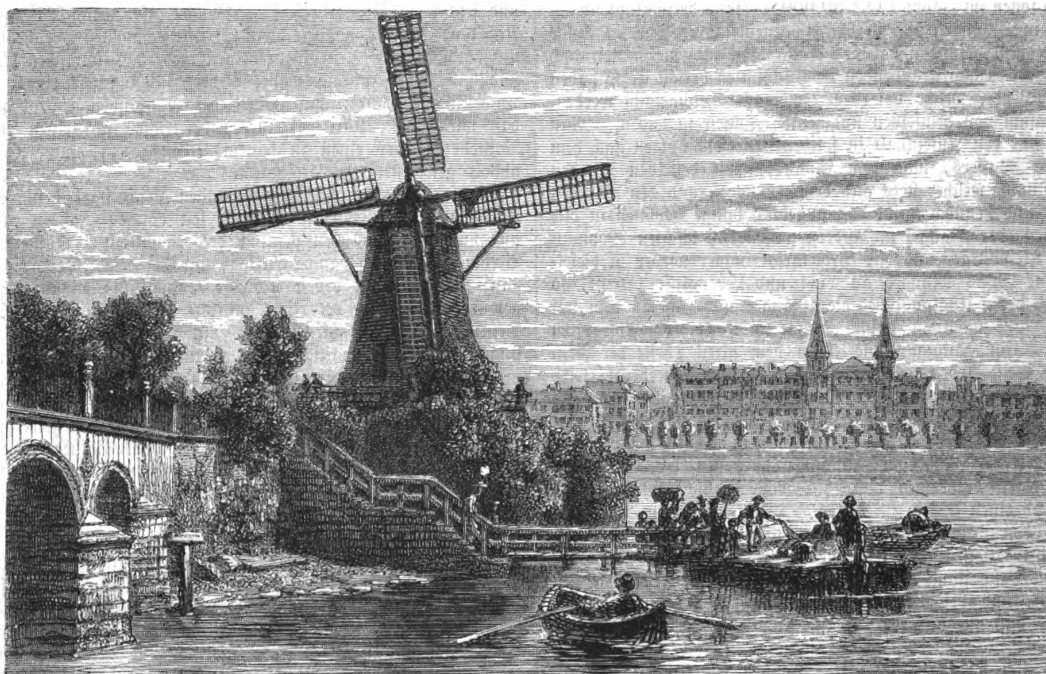
Ein Stallmeister des „lustigen Hofes".

Episode aus der Zeit Napoleon's.

Von

Wilhelm Müller.

Nach der Einnahme von Paris war die provisorische Regierung in großer Verlegenheit. Sie hatte den ungeheuren Aufwand für die verbündeten Souveräne und Generale zu bestreiten, sollte die Truppen befriedigen und dabei sich selbst auch nicht vergessen. Zwar hatten sich in den Gewölben der Tuilerien zwölf Millionen in Gold vorgefunden, aber diese waren gleich in der ersten Woche verschwunden. Man sann auf neue Mittel, sich rasch eine Goldgrube zu verschaffen. Ein Dekret vom 9. April befahl allen Beamten, die von Paris weggenommenen Gelder nicht weiterschaffen zu lassen, sondern an die Staatskasse abzuliefern. Damit waren die Schätze gemeint, welche die Kaiserin Marie Luise bei ihrer Abreise von Paris nach Blois mitgenommen hatte. Sie war bereits auf der Rückreise von da und hatte eben ihren Einzug in Orleans gehalten. Außer dem Privatschatz des Kaisers, der zwölf bis fünfzehn Millionen Franken betrug, mehreren Kisten mit kostbaren Gegenständen, die gleichfalls Privateigenthum des Kaisers oder der Kaiserin waren, hatte sie auch die Krondiamanten, welche dem Staate gehörten, bei sich. Zum Schutze von Personen und Sachen dienten einige Truppen. Da kam ein Herr Düdon und forderte kraft obigen, sehr elastisch gehaltenen Befehls die Auslieferung nicht bloß der Diamanten, wozu er ein Recht hatte, sondern auch aller anderen



Das Alsterbassin in Hamburg. Von C. Girardet. (S. 361.)

werthvollen Sachen, was ein vollendeter Raub war. Alles wurde nach Paris gebracht, und die Kaiserin sah sich genöthigt, in dem erzbischöflichen Palast, wo sie abgestiegen war, verschiedene Sachen zu entlehnen.

Der Vorfall machte Aufsehen, der Erfolg erregte die Lüsternheit Anderer, welche in den royalistischen Salons hörten, daß dieß nicht alles weggeführte Geld sein könne, daß vielmehr sehr beträchtliche Summen sich in den Händen der Mitglieder der kaiserlichen Familie befinden müssen. Niemand reizte das mehr als einen Grafen von Maubreuil, einen Mann von ungestümen Leidenschaften, der sehr kostspielige Bedürfnisse und nie Geld dazu hatte, eine jener Wetterfahnen, welche das Kreuz der Ehrenlegion, das sie von Napoleon angenommen hatten, am 31. März an den Schwanz ihres Pferdes banden. Demselben war am 2. April von einem Sekretär der provisorischen Regierung der Antrag gemacht worden, den Kaiser zu ermorden. Es waren dieß jene Tage, wo Napoleon in Fontainebleau mit einer bedeutenden Truppenmasse stand und Miene machte, mit einem verzweifelten Sprung über Paris herzufallen. Maubreuil, durch das Versprechen der glänzendsten Belohnungen angelockt, ging darauf ein. Die Ausführung sollte noch besprochen werden. Indessen hatte Napoleon abgedankt, ein Theil seiner Truppen war ihm entführt worden, und wenn auch seine Ermordung noch immer sehr erwünscht war, so drang man doch nicht mehr so heftig in Maubreuil, welchem feigen Menschen es ohnedieß nicht sehr damit pressirte.

Minder gefährlich schien ihm ein anderer Plan zu sein. Er hörte, daß die Gemahlin des Exkönigs Jerome von Westphalen, die Prinzessin Katharina von Württemberg, im Begriff stehe, nach Deutschland zurückzureisen. Es konnte nicht fehlen, dachte er, daß diese Fürstin einen Theil der Millionen bei sich hatte, welche der Kaiser nach dem allgemeinen Glauben an die Seinigen vertheilt hatte. Da er früher Stallmeister des Königs von Westphalen gewesen war, so fühlte er sich immer noch von den Interessen dieser Familie mächtig angezogen. Sein Plan war rasch fertig. Er ging wieder zu jenem Sekretär, sagte ihm, daß er nun bereit sei, seinen Antrag zu übernehmen und auszuführen, und ließ sich ein

von den obersten Behörden unterzeichnetes Dokument ausstellen, wornach sämmtliche Polizei- und Militärbehörden beauftragt wurden, den Befehlen des Herrn von Maubreuil augenblicklich zu gehorchen, indem er mit einer geheimen Sendung von der höchsten Wichtigkeit betraut sei. Was der Zweck dieser Mission sei, wurde nirgends angegeben; nicht einmal Alle, die unterzeichnet hatten, wußten darum; die Eingeweihten verstanden darunter die Ermordung des Kaisers; Maubreuil stellte sich, als ob er gleichfalls dieß



Handwerksbrauch. Von Otto Fikentscher. (S. 366.)

meine, dachte aber einen ganz andern Fang zu machen. Mit diesem Befehl in der Hand konnte er in Frankreich wie ein Räuberhauptmann hausen.

Er benützte es auch. Sobald am Morgen des 18. April die Prinzessin das Hotel des Kardinals Fesch, bei welchem sie gewohnt hatte, verließ, fuhr er ihr in Begleitung eines gewissen Dasins, welchen er königlichen Kommissär nannte, mit Extrapost nach. Er hatte sich die Richtung, welche sie einschlagen wollte, genau angeben lassen und suchte ihr, als sie unterwegs einen Umweg machte, einen Vorsprung abzugewinnen. In einem Posthause zu Fossard, eine

halbe Stunde von Montereau, wo der Bruder der Prinzessin, der damalige Kronprinz Wilhelm von Württemberg, wenige Wochen vorher einen harten Strauß mit Napoleon gehabt hatte, machte er Halt und holte sich von dem Befehlshaber zu Montereau eine Abtheilung Reiterei. Kaum erschienen am Morgen des 21. April die Wagen der Prinzessin auf der Straße, so verlegte ihnen Maubreuil mit seinen Reitern den Weg, erklärte ihr, daß sie, zum Zweck einer Durchsuchung ihrer Wagen, aussteigen müsse, und ließ sämmtliche Koffer, deren es elf waren, in eine Remise schaffen. Zu ihrer Oeffnung verlangte er die Schlüssel; die Prinzessin weigerte sich, sie herauszugeben. Er drohte die Koffer zerschlagen zu lassen; auch dieß half nichts; er machte sich eben daran, ein Schloß zu zerbrechen, da wurden ihm die Schlüssel eingehändigt. Mit der Gier eines ruinirten Menschen stöberte er in den Kisten herum und fand, daß eine derselben 84,000 Franken in Gold enthielt, was für die Reise und die anderen Bedürfnisse bestimmt war, eine andere die Juwelen der Prinzessin und ihres Gemahls. Diese beiden Koffer merkte sich Maubreuil ganz besonders und steckte die Schlüssel zu sich.

Darauf begab er sich mit seinem Herrn Kommissär in ein Parterrezimmer des Posthauses und ließ sich mit vielem Appetit ein Frühstück schmecken. Die Prinzessin, welche eingeladen wurde, gleichfalls einzutreten, weigerte sich und setzte sich auf einen Stuhl, welchen ihr eine Frau in den Hof gestellt hatte. Inzwischen kam ein Lieutenant von Montereau mit zwölf Mann. Maubreuil sagte ihm, daß die Prinzessin verhaftet worden sei, weil sie die Diamanten der Krone mitgenommen habe, und daß daher all' ihr Gepäck unter militärischer Bedeckung zurückgeschickt werden müsse. Der Lieutenant horchte hoch auf, zeigte einen Diensteifer wie in der Hoffnung auf ein glänzendes Avancement und nahm einen mit Leinwand bedeckten Korbwagen, der mit zwei Pferden bespannt war und eben am Posthaus anfuhr, in Beschlag.

Während Maubreuil in der besten Laune heraustrat und den Befehl gab, alle Koffer auf den Korbwagen zu laden, sah sich die Prinzessin diese Galgenphysiognomie etwas näher an und erkannte den ehemaligen Stallmeister am lustigen Hof von Kassel. Sie wandte sich an ihn und sagte: „Wenn man das Brod der Leute gegessen hat, so übernimmt man solche Aufträge nicht; was Sie da thun, ist abscheulich!" — „Ich bin bloß der Kommandant der bewaffneten Macht," antwortete Maubreuil; „sprechen Sie mit dem Kommissär! ich werde Alles thun, was er befehlen wird!" — Obgleich sie sich denken konnte, daß sie damit von Pontius zu Pilatus geschickt werde, so machte sie doch noch einen Versuch und sagte zu Dasins: „Sie nehmen mir Alles, was mir gehört. Der König hat niemals solche Befehle ertheilt. Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre als Königin, daß ich Nichts habe, was der Krone Frankreichs gehört." — „Halten Sie uns für Diebe?" schrie Dasins; „ich werde Ihnen zeigen, daß wir Befehle haben; alle diese Kisten müssen fortgeschickt werden." Ein Kästchen, das mit einem Tuch umwunden und mit Bindfaden umwickelt war, lag auf dem Stuhl, von welchem sich die Prinzessin erhoben hatte. „Was ist in diesem Kästchen?" fragte Maubreuil. — „Mein Gold!" — Die Herren Regierungskommissäre tauschten verstohlene Banditenblicke, gingen miteinander in das Haus hinein und sprachen leise. Die Berathung war von sehr kurzer Dauer; ihre Einmüthigkeit ließ Nichts zu wünschen übrig.

Nach wenigen Minuten kamen sie wieder heraus und befahlen dem Lieutenant, das Kästchen wegzunehmen und gleichfalls auf den Wagen bringen zu lassen. „Ist's möglich!" rief die Prinzessin, „daß Sie mir meine Juwelen und mein Gold nehmen, und daß Sie mich in die Nothwendigkeit setzen, mit meinem ganzen Gefolge mitten auf der Straße zu bleiben?" Die Heillosigkeit und Schamlosigkeit dieses Verfahrens, die Erniedrigung, welcher sie durch diese französischen Strolche ausgesetzt war, der Gedanke an die Verlegenheiten, in welche sie, aller Geldmittel beraubt, in den nächsten Tagen kommen konnte, drückten das Herz der Königstochter, und halb vor Entrüstung, halb vor Betrübniß fing sie an zu weinen. Noch einmal wandte sie sich an Maubreuil und bat ihn, ihr das Gold zurückzugeben, wenn er ihr auch die Juwelen nehme. Dieser spielte noch den Großmüthigen und erwiederte: „Madame! ich bin bloß der Vollzieher der Regierungsbefehle; ich muß Ihre Kisten unberührt in Paris abliefern. Alles, was ich für Sie thun kann, ist, daß ich Ihnen meinen Gurt gebe; er enthält hundert Napoleon's in Zwanzigfrankenstücken."

Von einem Menschen, der so offenbar nicht im Sinn der Regierung, sondern in seinem eigenen verbrecherischen Sinn handelte, Geld anzunehmen, schien der Exkönigin von Westphalen doch gar zu unköniglich. Sie schlug es aus. Ihr Begleiter, Graf von Fürstenstein, welcher mehr an's Praktische dachte, rieth ihr, es anzunehmen, und so gab sie es endlich zu, daß dieser die schöne, werthvolle Gurt in Empfang nahm. Auf der nächsten Station öffnete er sie und fand statt hundert bloß vierundvierzig Napoleon's. Also auch da noch Betrug! Die Gurt sammt den Goldstücken wurde dem Friedensrichter des Ortes zur Zurücksendung übergeben.

Der Wagen mit den Koffern fuhr ab, einige berittene Jäger folgten als Bedeckung, die Weisung ging nach Fontainebleau. Maubreuil befahl dem Postmeister, der Prinzessin Pferde zu geben und sie nach der entgegengesetzten Richtung zu führen. Sie verbat sich dieß und erklärte, daß sie nach Paris fahren wolle. Dieß wurde nicht gestattet. Wenigstens eine vertraute Person wollte sie mit dem Wagen nach Fontainebleau abgehen lassen. Auch dieß wurde verweigert; Wagen und Reiter eilten von dannen, Maubreuil und Dasins setzten sich in ihre Kalesche und jagten nach. Die Prinzessin mußte unter militärischer Bedeckung abfahren und beeilte sich, noch am nämlichen Tage dem Kaiser Alexander von Rußland, ihrem Geschwisterkind, welcher sich noch in Paris befand, den ganzen Vorfall mitzutheilen. Die Sache war um so schlimmer, da ihr Paß von den Kaisern von Rußland und von Oesterreich unterzeichnet war. Alexander war wüthend und verlangte von der französischen Regierung glänzende Genugthuung. Diese war sehr bereit hiezu. Denn nicht um die Kisten einer deutschen Prinzessin, sondern um etwas ganz Anderes hatte es sich ja gehandelt. Und welchen Gewinn bezog der schwindsüchtige Staatsschatz von diesen Damenkisten? Die neun werthloseren wurden richtig abgeliefert, die zwei letzten aber, in welchen das Gold und die Juwelen verwahrt gewesen waren, erst drei Tage später, und zwar so, daß sich die Diener über ihre Schwere nicht mehr beklagen konnten. Von Diamanten war gar nichts mehr zu sehen, von den 84,000 Franken nur noch ein paar Rollen.

Maubreuil wurde festgenommen, als Straßenräuber vor das Zuchtpolizeigericht gestellt und zu fünfjährigem Gefängniß und fünfhundert Franken Geldbuße verurtheilt. Ehe dieser Spruch gefällt war, war er bereits aus dem Gefängniß entwischt; nicht zum Aerger der Regierung, denn seine Aussagen über die beabsichtigte Ermordung Napoleon's waren gar zu unangenehm. Er war nach England geflohen und hatte nun Mittel genug, seine Anhänglichkeit und Galanterie als Stallmeister in's Licht zu setzen.

Deutsche Lieder mit Illustrationen.

Handwerksbrauch.

Von

J. G. Fischer.

(Bild S. 365.)

Mein Vater der keckste Bursche war
Von allen Burschen im Städtchen,
Und in der ganzen Jungfernschaar
Meine Mutter das schönste Mädchen.

Seiner Lieder Klang, seiner Stimme Gewalt
Hat die Mädchen alle bezwungen,
Drum hat er auch die Mutter bald
Zu seinem Weibe gesungen.

Die Kunst der Lieder, die liess er auch
Seinen Erstgeborenen erben:
Was sollt' ich nicht nach Handwerksbrauch
Um die Schönste singen und werben?

Die Förstersbraut von Neunkirchen.

Erzählung von **Otto Müller.**

(Fortsetzung.)

Seit dieser Beobachtung fand das treue Mutterherz bei Tag und Nacht keine Ruhe mehr, denn auch der Sohn ging ihr auffallend aus dem Wege, und am Meisten beunruhigte sie dabei seine erkünstelte Lüstigkeit, so oft er merkte, daß ihn die Mutter beobachtete: als wenn er damit nicht bloß ihr, sondern auch sich selber einen schweren Druck vom Herzen hätte weglachen wollen.

War er aber verliebt — und er war's so gewiß, als seine Augen neuerdings ganz anders glänzten wie sonst, und der früher so ruhige, gesetzte Mensch in diesem unstäten, halb träumerischen, halb zerfahrenen Wesen gar nicht mehr wieder zu erkennen war — so konnte das besorgte Mutterherz nur ein ganz schlimmes Anzeichen darin erblicken, daß der aufrichtige Sohn, dessen Inneres seither so blank wie ein Metallspiegel vor ihren Augen gelegen, den alten Eltern ein Hehl aus seiner Herzensneigung machte und wochenlang dieses scheue Benehmen fortsetzte.

Er mußte mithin, anders konnt' es gar nicht möglich sein, einen bestimmten Grund dazu haben, ihnen seine Liebe zu verheimlichen; und dieser einfache Schluß leitete denn die alte Försterin fast wie von selber auf die richtige Spur, indem sie sich sagte, daß ihr vielgeliebter Sohn von einem Netze umgarnt sei, dessen künstliche Verstrickung gerade darin beruhe, daß die Eltern Nichts von der Sache erführen, bis es für ihn und sie zu spät sei, ihn daraus zu befreien.

Aber vergebens überflog auch ihr besorgtes Auge jetzt die ganze Reihe der heirathsfähigen Mädchen nah und fern. Nicht Eine darunter konnte sie sich als Willbald's Geliebte denken, nicht Eine hätte, wär' er ihr wirklich in's Garn gegangen, so lange Geduld und Selbstverleugnung genug gehabt, den Fang des raren Vogels zu verschweigen und sich mit ihrer stillen Eroberung zu begnügen. — Und der Dorfleute geheimnißvolle Mienen und ihre schadenfrohen Blicke, als wollten sie sagen: „Wir wissen schon Alles, Frau Försterin — ja, ja, so geht's!" was hatten die zu bedeuten? — War das große Dorfgeheimniß, dem sie allerorten zu begegnen glaubte und das sie mißtrauisch gegen Jedermann machte, war es allein ihr und ihrem blinden Manne ein mit sieben Siegeln verschlossenes Räthsel? — Ach, wenn nur wenigstens der den Mund aufgethan und ihr offen und ehrlich seine Meinung von der Sache gesagt hätte! — Aber so verschloß auch Er sich in ein düster brütendes Schweigen, fragte höchstens einmal mit einem finsteren Rollen der starren Augensterne, wo der Willbald stecke und warum er heute wohl wieder so lange ausbleibe, und blies dabei eine ganze Boreasladung von väterlichen Herzstößen aus den faltigen Backen. Denn: „Ein blinder Mann, ein armer Mann! — Der Willbald hat das Schreiben des Herrn Oberförsters noch immer nicht beantwortet — auch der letzte Holzbericht sollte längst abgeschickt sein. Ach, erinnere ihn doch daran, Mutter, wenn er heimkommt, mir geht das Gedächtniß immer mehr aus dem Leim!"

Ja, wenn er heimkommt! — Da aber lag ja gerade der Stechapfel ihrer Herzenssorge versteckt, den sie ihrem Alten nicht 'mal sagen wollte; denn Willbald kehrte meist erst am späten Abend in's Vaterhaus zurück, und oft hörte sie ihn dann noch bis Mitternacht in seiner Stube herumgehen, er, der sonst in Allem die Regelmäßigkeit selber gewesen!

Diese Ungewißheit über die Ursache seiner Verwandlung wurde ihr zuletzt so peinlich, daß sie sich entschloß, um jeden Preis hinter sein Geheimniß zu kommen, sollte sie auch, wogegen sich lange ihr offener, alles heimliche Ausgattern scheuender Sinn sträubte, auf's Spioniren sich verlegen müssen, deren höchster Mutterstolz doch seither ihr wahrhaft freundschaftliches gleichgestimmtes Verhältniß zu dem Sohne gewesen war.

Die Betrachtung, daß ein verliebter Mensch gewisse Symbole seines Glückes, als da sind zärtliche Liebesbriefchen, eine Haarlocke, ein Stammbuchblättchen u. s. w. in irgend einem geheimen Schubfach aufzubewahren pflegt, welche leicht zu Verräthern an seiner stillen Herzensneigung werden, lag für sie allzu nahe, als daß sie nicht mit immer größerem Verlangen den Plan zu einer gründlichen Stubenvisitation hinter Willbald's Rücken überlegt hätte, da's ja doch wohl einer treubesorgten Mutter unbenommen sein konnte, sich nöthigenfalls mit List in den Besitz eines Geheimnisses zu setzen, von dem vielleicht das ganze Lebensglück eines geliebten einzigen Sohnes abhing.

Als daher eines Tags ihr Forstadjunkt gleich nach der Mahlzeit fortgegangen war, um in einem entfernten Walddistrikt nach den Holzschlägern zu sehen, ihr Mann unten in der Wohnstube sein Mittagsschläfchen hielt, die Magd im Garten mit dem Umgraben der Beete, der Knecht im Hofe an der Schnitzelbank mit dem Herrichten neuer Baumpfähle beschäftigt war, nahm sie die günstige Gelegenheit wahr und begab sich hinauf in des Sohnes Stube, die im Giebelstock lag und deren beide nach Westen hinausgehende Fenster dem Blick eine herrliche Fernsicht in die Thäler und nach den Höhen des Odenwaldes eröffneten.

Das geräumige Zimmer mit seiner niederen Decke hatte ganz die einfach freundliche Einrichtung von der Wohnung eines angehenden Junggesellen, bei dem noch alle Sitten und Gewohnheiten der fröhlichen Studentenzeit in frischer Erinnerung stehen, deren einzelne Andenken und symbolische Zeichen er auch jetzt noch mit Pietät bewahrt und sie beständig vor Augen haben will.

Denn da hängen sie noch alle an den Wänden, die bunten Bänder, Quasten und Kokarden mit der berühmten welthistorischen Devise „Hassia sei's Panier!" — Dazwischen die beiden gekreuzten Schläger mit den gewaltigen Drahtkörben und den Paukhandschuhen, die so manchmal auf der Mensur von ihrem tapfern Besitzer mit Erfolg geschwungen worden waren. Und ihnen gegenüber, wo der braunpolirte Schreibtisch mit den vielen Gefächern stand, bedeckte wohl ein halbes Hundert schwarzer Schattenrisse unter ganz gleichen, kaum handgroßen Glasrähmchen in fünffacher Reihe die Wand, die treuen Brüder und Kommilitonen Willbald's auf der Hochschule, die Einen modisch auffrisirt, die Anderen mit mächtigen Hüten à la Champion, die Dritten in Koller und Kanonen, den Hieber in der Hand, die Brust geziert mit dem farbigen Bundesband, und unter jedem einzelnen Bildchen stand der Namenszug des flotten Bruder Studio mit dem wohlbekannten Korpszeichen und dem stereotypen: „Seinem W. Winckelmann."

„Ach! Ob wohl Viele dieser Schelme ihren Müttern jetzt auch so große Sorgen machen wie mir der Willbald!" seufzte die Försterin mit einem Blick auf die schmucke Silhouettensammlung der jungen „Hessen", wovon manches Original einst die Ferienzeit unter ihrem gastlichen Dache zugebracht hatte, und begab sich sodann an die sorgfältige Untersuchung in den verschiedenen Gefächern und Schubladen. Sie durchlas seine neueste Korrespondenz mit der strengen Miene eines Censors, drehte jedes Blättchen in seinem Schreibpult um, musterte dann die alten und neuen Geschenke und „Vielliebchen" von Schwestern und Cousinen, und hatte nach einer Stunde rastlosen Suchens so wenig etwas Verdächtiges ausfindig gemacht, daß sie sich zuletzt in stiller Verzweiflung dem Kleiderschrank zuwandte, wo sie alle Taschen umkehrte, ohne auch hier ein nagelgroßes Corpus delicti aus Amors buntem Trödelkram zu entdecken. Sogar der neue zierliche Nußbaumschrank, worin er seine Flinten und Pistolen, sowie sein Jagdgeräthe aufbewahrte, wurde einer gründlichen Okularinspektion unterworfen; aber je weniger sie fand was sie suchte, um so heißer brannte sie die Neugierde unter den Nägeln; denn irgendwo mußte doch nothwendig Etwas stecken, was sie auf die Spur der unbekannten Flamme Willbald's leitete, weil's ihr eine reine Unmöglichkeit dünkte, daß ein Verliebter sich so ganz überirdisch und genügsam verhalten und nicht ein einziges Pfand seines Glückes aufzuweisen haben sollte, bestünde dasselbe auch nur aus einem welken Vergißmeinnichtsträußchen oder einer zerknitterten Bandschleife.

Endlich, nach langem vergeblichen Suchen trat sie ganz heiß vor Aufregung vor den kleinen Spiegel, netzte hastig ihre Fingerspitzen an den Lippen und strich sich damit die wirren Haare von der Stirne zurück, wie sie immer zu thun pflegte, wenn sie mit aller Müh' und Anstrengung eine Sache nicht in's Reine bringen konnte. Dann rief sie mit ihrer selbst im Zorne noch komischen Lebendigkeit: „Gerechter Gott! Ich mein's der verwünschten Stub' ordentlich anzusehen, daß auch sie im Komplot wider mich steckt!

Nirgends find' ich die leiseste Spur, und doch pocht mir's mein ahnend Herz immer lauter in die Seele, daß sein Geheimniß sonnenklar vor meinen Augen liegt, wenn ich nur wüßt', wo und wie ich dahinter kommen sollte!"

Bei dieser verzweifelten Klage über ihr Blindsein mit offenen Augen fiel zufällig ihr Blick auf die Scheiben des nächsten Fensters, die über und über mit Namen und Sinnsprüchen bedeckt waren, wie sie des Sohnes akademische Freunde aus Langeweile, oder um sich dem gastlichen Hause in dauerndem Gedächtniß zu erhalten, mit Feuerstein in's Glas gekritzelt hatten — das allerorten beliebte Zeugniß unsterblicher Größe.

Frau Kathel wußte längst, daß die Namen der drei Töchter wohl ein Dutzendmal von ihren stillen und ihren erklärten Anbetern bald in flammenden Herzen, bald unter den Auspizien eines sich schnäbelnden Taubenpaars hier eingravirt waren, und mechanisch trat sie daher näher; denn es war ja möglich, daß Willbald in einem Rückfall zu der sentimentalen Gewohnheit verliebter Studenten gleichfalls den Namen seiner Angebeteten dem zerbrechlichen Glase anvertraut habe, wär's auch nur geschehen, um des Hauses vieljährige Liebeschronik damit würdig zu beschließen.

Aber kaum hatte Frau Kathel einen Blick auf die mittlere der drei Fensterscheiben geworfen, so durchfuhr sie ein jäher Schreck vom Scheitel bis zur Sohle, als hätte eine Geisterhand plötzlich den Schleier von ihrer Seele genommen, und ein Abgrund von Verwirrung und Unglück thue sich vor ihren Blicken auf! — Zwar war's nur der Eindruck eines Momentes; aber daß sie gerade in diesem Moment ihrer tiefen Sorge um den geliebten Sohn das verhaßte Geschöpf wieder sehen mußte, gab diesem Zufall die Bedeutung einer höheren Absicht, eines sonnenklaren Beweises; denn dort drüben am grünen Hag der Pfarrwiese, wo eben die ersten Gräser und Kräuter aus dem Boden sproßten, stand, ihre beiden Ziegen waidend, die Tochter der feindlichen Margold, und wie sie dort stand, beide Arme über der Brust verschränkt, und mit einer herausfordernden Miene unverwandt zu ihr herüberblickte, gab's der Försterin einen Stich durch's Herz: „Das ist Deines Sohnes böser Engel — jetzt weißt Du, warum er aus seiner Liebe dieses tiefe Geheimniß macht — warum alle Leute Dich darauf ansehen!"

„Es ist unmöglich! Das Leid thut uns der Willbald nicht an!" stammelte sie gleich nachher ganz außer Fassung und konnte noch immer den Blick nicht von der regungslos dastehenden Gestalt abwenden. „Und doch — hab' ich's nicht am Tag nach meiner Fränz Hochzeit mit meinen eigenen Ohren gehört, wie eifrig er die Margold und ihre Tochter gegen mich in Schutz nahm! Und die freche Dirne, wie trumpfte sie mir neulich auf, daß sie bald Hochzeit machen und ein ganz Anderer, als der Müller von Lindenfels, sie zum Altar führen werde! O Himmel, gerechter! Wo hab' ich da meine Augen und meine gesunden Sinne gehabt!"

Es wurde ihr bei dieser Betrachtung ganz schwindelig zu Muthe, und doch kam ihr gleich nachher ihr Argwohn wieder so kindisch und abenteuerlich vor, daß sie eine helle Lache aufschlug, als könne sie damit die Schreckbilder ihrer Angst in ihr eitel Nichts zurückscheuchen, die sich ihr, eine ganze Schaar, vor die Seele drängten: des Sohnes Unglück, des Hauses Schimpf und Schande, des Vaters Kummer, der Menschen Urtheil, und schließlich, um das Maß ihrer Verzweiflung voll zu machen, der Margold Triumph, daß Gott dieses Schicksal über sie und ihr Haus verhängt habe, damit des einzigen Sohnes Lebensglück zur Sühne falle für den blutigen Tod des Wilddiebs, wie's ja des feindlichen Weibes beständiger Fluch und glühend Rachegebet war!

So arbeiteten in der leidenschaftlichen Matrone erhitzter Einbildungskraft Angst und Muttersorge, und was zuerst nur ein plötzlich in ihr auftauchender Argwohn gewesen, es wurde, je länger sie sich die Möglichkeit eines solchen Liebesverhältnisses aus Willbald's Gemüthsart und Lebensansichten zu erklären suchte, aus einem anfänglichen Phantom ein Wesen von Fleisch und Blut, das ja sogar schon leibhaft dort am grünen Hag der Pfarrwiese vor ihr stand und in Einemfort unverwandt zu ihr herübersah, als wisse Marilene ganz genau, was in diesem Augenblick in ihrer Seele vorgehe, welche Sorgen das Herz der Mutter zerfleischten, welche Angstbilder vor ihr standen, sie selbst das furchtbarste von allen!

„Ja, Du bist's, Unhold, Du und Niemand sonst, die mir den Sohn bethört hat!" sagte sie zitternd. „Das sieht ihm gleich, wie ein Engel dem andern, daß sein weiches Gemüth sich durch den Gedanken an des Vaters Unglücksthat zu Dir hingezogen fühlt, daß sein Mitleid mit der vaterlosen Waise einen Bund schloß mit seiner großen Redlichkeit, die Dir ersetzen möchte, was Du durch seinen Vater verloren hast! Und aus diesen sanften und edlen Regungen des besten Herzens hast dann Du und Deine rachsüchtige Mutter ihm den Teufelsstrick gedreht, daran er nun gefangen liegt, wie ein Edelwild in den Banden des listigen Jägers, der es mit der Liebe Lockton in's Garn brachte!"

Diese wie in einem Hellblick ihrer innersten Seele erfaßte Verknüpfung von Ursache und Wirkung hatte zur Folge, daß die energische Natur der Försterin sich schnell von ihrer rathlosen Bedrängniß aufrichtete und ihre gewohnte Stärke und Entschlossenheit wiedergewann. Denn in dieser frischen treuen Seele gab's, wo sich's um eines Kindes Glück und ihres Hauses Ehre handelte, keinen langen Zweifel, kein ängstliches Bedenken über die Wahl der geeigneten Mittel zur Rettung; ein solches Unglück, wie es jetzt drohend in sicheren Umrissen vor ihrem Geiste stand, mußte um jeden Preis verhütet werden, und hierzu war, ihrer Meinung nach, nur ein wirksames Mittel, nur ein rettender Ausweg vorhanden, die Margold und ihre Tochter aus dem Dorfe zu entfernen, so schnell und so weit fort als möglich, wobei sie in ihrem mütterlichen Eifer freilich ganz übersah, daß dieß ja ihr jahrelang gehegter, ihr jahrelang unerfüllt gebliebener Wunsch gewesen war, lange bevor ihr die Beiden diese neue Verlegenheit schufen, diesen neuen Widerwillen einflößten.

Aber wie die Dinge jetzt standen, wo es sich nicht mehr um die Erinnerung an ein altes Unglück, sondern um die Verhütung eines neuen, noch größeren handelte, erschien ihr die Ausführung dieses Vorsatzes ungleich leichter wie bisher; denn im äußersten Falle war sie ja zu jedem Opfer an Geld und Gut bereit, um diese Menschen endlich loszuwerden, wobei's ihr noch ein Gottesglück dünkte, wenn nur ihr Mann Nichts von dem ganzen unseligen Handel erfuhr und sie allein die Sorgen und die Verantwortung für Alles tragen durfte!

(Fortsetzung folgt.)

Rösselsprung.

gott	tig	lebt	viel=	to	men=	liebt	und
wer	tig	ge=	als	wer	kunst	des	scheu=
wal=	als	ge=	mit=	gar	sen=	kennt	die
stal=	te	ist	lacht	den	in	werk	du=
nicht	wölbt	mei=	sie	mei=	ver=	nennt	als
ne	such'	den's	mei=	ze	zwei=	ne	fü=
dom	ster	drit=	und	dich	ste	mensch	te
te	mei=	zum	gan=	ne	sich	der	er=

Auflösung des Räthsels Seite 336:

Wegweiser.



Blanche und Jack mit der Laterne beim Polizeirichter. (S. 372.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von W. Smith.

(Fortsetzung.)

21. Zwei Väter und zwei Töchter.

Bevor wir das Geschick der beiden heimatlosen Knaben weiter verfolgen, müssen wir jetzt unsern Blick auf zwei Familien richten, die in unserer Erzählung höhere Stände repräsentiren, auf die Familien Blanche's und Lena's. Die Häupter dieser Familien, Melville und Linley, gehörten Beide dem Kaufmannsstande an, Beide waren sehr vermögend und langjährige Bekannte, um nicht zu sagen „Freunde“, denn die Charaktere Beider waren in ihren Grundzügen so verschieden, daß ein sympathisches Zusammengehen, wie es genau genommen die „Freundschaft“ bedingt, ausgeschlossen ward. Mr. Melville, der ältere von Beiden, über dessen spekulative Geldmacherei bereits früher vereinzelte Andeutungen gemacht worden sind, heirathete eine Mrs. Ormsby, Wittwe, die von ihrem ersten Gatten zwei Töchter hatte und ihn dazu in eigener Ehe mit einem dritten Kinde beschenkte, mit Blanche, welche selbstverständlich die sorgfältigste Erziehung genoß. Ihre Empfindungs- und Denkweise nahm jedoch vermöge mehrerer Umstände eine etwas absonderliche Richtung. Ihre Mutter kränkelte seit Blanche's Geburt. Mr. Melville zog eine Menge Aerzte zu Rathe, bald Allöopathen, bald Homöopathen, bald Kaltwasser-Doktoren, die alle ihre Kunst an Mrs. Melville versuchten, die letzten Wurzeln der Gesundheit aus ihrer Konstitution glücklich herausmediziniren und die Dame, nach langem Siechthum, endlich in's Jenseits beförderten.

Mr. Melville war ein kaltherziger, selbstsüchtig berechnender Mann, der nie die innige Zuneigung und das Vertrauen seiner Tochter Blanche gewann. Er sorgte, seiner bevorzugten Stellung und den Modeforderungen der Zeit gemäß, eben so für den dauernden Glanz seines Hausstandes wie für Alles, was Blanche zur vollendeten Weltdame zu machen geeignet war; im Uebrigen aber ging er ganz in seinen Spekulationen und in seinen partiellen Vergnügungen auf, die er meist außer dem Hause suchte. Im Hauswesen, bei der Erziehung seiner Tochter und selbst in vielen geschäftlichen Angelegenheiten hatte er einen weiblichen Direktor, seine Schwester, die Wittwe Bracebridge. Dieß war die dicke Tante Blanche's, welche wir in früheren Kapiteln, und zwar nicht von der vortheilhaftesten Seite, bereits kennen gelernt haben. Sie hatte mit ihrem Gatten ein höchst luxuriöses Leben geführt und, als Mr. Bracebridge insolvent starb, ihre Neigung zu Pomp und Pracht mit in ihres Bruders Haus gebracht. Ihre Eitelkeit war ohne Grenzen, sie mußte stets die modischsten, auffallendsten Kleider tragen, hielt sich, obschon sie bedeutend alterte, für ewig jugendlich und ewig unwiderstehlich, verschmähte indeß, weil sie doch der vermeintlichen Allmacht ihrer natürlichen Reizmittel nicht recht traute, das kleine allerliebste Kunstmittelchen nicht, sich das Gesicht mit Weiß und Roth zu bemalen. Ihre schlimmste Eigenschaft war die Herrschsucht, welche sie über ihren Bruder eben so klug, wie anmaßend über das ihrer Führung anvertraute, herrlich sich entfaltende Mädchen, die einzige Erbin des Hauses, mit tausend Malicen und Chikanen geltend zu machen wußte. Dieß war aber gerade das rechte Mittel, Blanche mehr und mehr sich zu entfremden und extremen Richtungen zuzutreiben. Je weniger Blanche in ihrem Vater und in ihrer herrschsüchtigen Tante aufrichtige und mildherzige Freunde fand, desto schmerzlicher vermißte sie ihre Mutter und desto mehr haschte sie nach Ersatz außerhalb ihres Familienkreises. Mr. Melville, der sich gerade mit einer hervorragenden Schauspielerin amüsirte — es war zur Glanzzeit Seymour Hazeldean's — ließ seine

Tochter mit der Tante eine Erholungsreise nach Baden-Baden machen. Bis dahin hatte Mrs. Bracebridge alles Mögliche aufgeboten, ernstliche Bewerber um Blanche's Hand abzuhalten, weil sie wohl fühlte, daß mit der Verheirathung der reichen Erbin sich Vieles ändern, zum Mindesten ihre Herrschaft über das Mädchen ein Ende haben würde. In Baden-Baden aber machte die dicke Dame den Fehler, sich, mehr aus Modesucht als aus wirklichem Bedürfniß, einer Kur zu unterziehen; sie trank das Brunnenwasser wie eine wirklich kranke Person und — wurde wirklich krank. Dadurch sah sie sich zu ihrem größten Aerger gezwungen, mehr als sie wünschte das Zimmer zu hüten. Sie konnte nun nicht mehr in den Salons und auf den Promenaden kokettiren; auch Blanche konnte sie nicht mehr so wie sie mochte beaufsichtigen. Zwar versuchte sie es, ihre Herrschaft so weit auszudehnen, daß sie der jungen Dame zumuthete, wenig oder gar nicht ohne sie auszugehen, Blanche kam indeß das Unwohlsein der Tante insofern, als sie sich freier bewegen konnte, gerade erwünscht, und darum benutzte sie die schöne Freiheit, so oft es ging.

Unter den fremden Gästen in Baden-Baden, welche jungen Damen ein tieferes Interesse einzuflößen geeignet waren, befand sich auch ein schöner, ritterlicher Mann, Kapitän Edmund Lovett Adair. Er hatte mehrfach Blanche bereits in London gesehen — in Baden-Baden gelang es ihm, sich der reichen Erbin zu nähern. Seine finanziellen Verhältnisse waren zerrüttet, ein „Goldfisch" konnte ihn wieder in's konventionelle Gleichgewicht bringen. Was Wunder, daß er sein Netz mit aller Gewandtheit aufstellte, um Blanche für sich zu fangen, und daß seine persönlichen Vorzüge endlich den Sieg über das schöne Mädchen davontrugen. Blanche's Hang zum Romantischen, ihre Sehnsucht nach einem Herzen, dem sie sich mit ganzer Liebe und ganzem Vertrauen anschließen könnte, begünstigten ein geheimes Liebesverhältniß zwischen ihr und dem Kapitän. Sie sah ihn, während die dicke Tante das Bett oder wenigstens das Zimmer hütete, so oft als möglich, und wenn sie ihn nicht sehen konnte, korrespondirten Beide mit einander. Edmund erlangte ein großes Uebergewicht über ihr argloses Herz, denn seiner ausgezeichneten persönlichen Erscheinung kam eine feine Berechnung zu Hülfe. Um sich die Mittel zu glänzendem, bestechendem Auftreten in dem fashionabelsten aller Badeorte zu verschaffen, that er, was er schon oft gethan: er schloß sich Spielern an und partirte an ihrem Gewinn, indem er namentlich reiche Engländer an die Spielbank schleppte.

Blanche und ihre Tante kehrten gegen Ende der Saison, mit einem Umwege durch einen Theil der Schweiz, nach London zurück, und Kapitän Adair setzte, wie wir gesehen haben, daselbst den geheimen Liebesverkehr, vielfach erschwert durch Mrs. Bracebridge's Wachsamkeit und des Kapitäns Beziehungen zu Mr. Melville, mit seiner schönen gefangenen Taube fort. Der spekulative Liebesritter knüpfte nämlich, um bei Mr. Melville den Schein zu erwecken, er sei ein vermögender Mann, ausgedehnte geschäftliche Verbindungen durch Dritte mit diesem an. Eine kurze Zeit gingen die Karten- und Schachzüge Beider hinüber und herüber. Kapitän Adair erschien in den flotten Kneip- und Salongesellschaften, wo Melville verkehrte, und hoffte zuversichtlich, ihn zu dupiren. In diesen Gesellschaften ward er auch mit Seymour Hazeldean bekannt. Er hatte sich jedoch vollständig in der Natur des Mr. Melville verrechnet. Durch eine leicht erklärbare, hier nicht weiter zu erörternde Verkettung von Umständen erhielt Melville, dieser personifizirte Egoismus, Wechsel über bedeutende Beträge auf Sir Edmund Lovett Adair und verfolgte so unerbittlich die Konsequenzen der Zahlungsunfähigkeit des Ausstellers, daß dieser sich, wie wir gesehen haben, plötzlich in Prison versetzt sah.

Nun Einiges über die Familie Lena's. Lena's Vater, Mr. Linley, ein Parvenü der edelsten Art, streng rechtlich in seinen kaufmännischen Geschäften, vorsichtig, weise und darum glücklich in allen Unternehmungen, hatte, als er noch arm war, in seinen jungen Jahren ein armes Mädchen geheirathet, das ihm zwar einen Sohn gebar, der jedoch bald starb und seine Mutter nachholte. Mr. Linley hatte ein viel zu nobles Herz, als daß er, seine gute Betsy vergessend, sich über Hals und Kopf in eine zweite Ehe begeben hätte. Er blieb eine ganze Reihe von Jahren unvermählt. Geschäfte führten ihn später häufig mit Melville zusammen, der ihn öfter in seinen Familienkreis einlud. Die älteste der beiden Stieftöchter Melville's, Miß Eveline Ormsby, schien diesem nämlich ganz geeignet, Mr. Linley mit einer zweiten Mariage zu beglücken, und diese Dame selbst hielt es für die höchste Zeit, unter die Haube zu kommen, weßwegen sie alle erlaubten Künste spielen ließ, den Vereinsamten für sich zu gewinnen. Das Spiel glückte, Mr. Linley war fünfundfünfzig Jahre alt, als er Miß Eveline Ormsby-Melville zum Altare führte. Eveline ward eine gute, dankbare Gattin; dankbar: weil sie, als Stieftochter, im Hause Melville's und in der Gewalt der stolzen Dame Bracebridge eine üble Stellung gehabt hatte, aus welcher Linley sie erlöste. Doch währte auch diese Ehe, die glücklicher war als die Melville's mit der Mutter Evelinens, nicht lange. Mr. Linley machte wieder ein glänzendes Haus, gab häufig Gesellschaften, besuchte mit seiner reizvollen Gattin öffentliche Vergnügungen, mehr um ihret- als um seinetwillen, und bei einer solchen Gelegenheit, während eines Balles, zog Madame Linley sich eine so heftige Erkältung zu, daß sie starb. Lena, der einzige Sprößling dieser Ehe, war beim Tode ihrer Mutter acht Jahre alt. Blanche, ihrer Mutter Halbschwester, war zehn Jahre älter als sie. Die Schwester ihrer Mutter, Miß Georgina Ormsby, hatte sich mit dem Earl of Hauton vermählt. Mr. Linley half sich, als er wieder Wittwer geworden, ähnlich wie sein Stief-Schwiegervater — er nahm seine Schwester, Miß Priscilla Linley, als Wirthschafterin und stellvertretende Mutter Lena's in sein nun wieder still gewordenes Haus in der Nähe des Parlamentsgebäudes, in Pimliko, da er während seiner regelmäßigen Abwesenheit in seinem Citygeschäft weder das Kind und das Haus allein lassen konnte, noch fremden Personen anvertrauen mochte. Priscilla Linley erhielt dieselbe Gewalt — ja vielleicht eine noch ausgedehntere — wie Mrs. Bracebridge, aber sie verstand davon einen edleren und bescheideneren Gebrauch zu machen. Miß Priscilla war nicht ohne die Eckigkeit und etwas krankhafte Empfindsamkeit der meisten „alten Jungfern", aber sie hatte auch die Anspruchslosigkeit einer solchen und eine gute Erziehung genossen. Eine reiche, kinderlose Dame, Mrs. Eden, hatte sie an Kindesstatt angenommen, als sie noch in jugendlichem Alter war, und in ihrer eigenen Sonntagsschule, die sie zum Wohl armer Kinder eröffnet hatte, unterrichtet und unterrichten lassen. Immer war Mrs. Eden's Bestreben darauf gerichtet, Priscilla's innere Fähigkeiten auszubilden und zu veredeln, was um so näher lag, als der kleinen Adoptivtochter Außenseite durch eine hohe Schulter entstellt war, äußere Schönheitslinien also höchstens im Ausdrucke des Gesichts einigermaßen erzielt werden konnten. Obschon nun Mrs. Eden über Reichthümer verfügte, nährte sie doch in ihrem adoptirten Zöglinge die geistige Zierde der Anspruchslosigkeit, die schließlich auch Priscilla's beste Mitgabe war und im Wechsel des Lebens vorhalten mußte, denn Mrs. Eden starb, nachdem eine Paralysis sie unfähig gemacht hatte, ein Testament zu errichten, und die gesetzlichen Erben ließen Priscilla leer ausgehen. Dieser Dame nun vertraute Mr. Linley sein Hauswesen an, ihr fiel die keineswegs leichte Aufgabe zu, Lena, das vom Vater verhätschelte und verwöhnte Kind zu erziehen. Lena war ein gemüthvolles, leicht empfängliches, enthusiastisches Mädchen, aber sie war auch leidenschaftlich, ungeduldig, ehrgeizig und ein wenig eitel; immer bereit ihre Meinung geltend zu machen und ihrem schönen Köpfchen zu folgen, dann auch eben so bereit, zu vergeben und der sanften Hingebung Raum zu gestatten, sobald sie mit den ihr zu Gebot stehenden Mitteln ihren Willen durchgesetzt hatte, oder sobald sie sah, daß ihre Starrköpfigkeit verletzte. Lena sympathisirte mit allem Schönen und Guten; weit über ihre Jahre hinaus wußte sie ernste Dinge des Lebens richtig zu schätzen und anzufassen. Die Neigung wohlzuthun hatte sie mit ihrem Vater und mit der Tante gemein. Lena war ein ausgezeichneter, aber eigenwilliger Charakter, der mit milder Weisheit behandelt werden mußte, wenn sein Widerstand nicht bis zum Aeußersten gesteigert werden sollte. Ihrem Vater gegenüber hatte das im Glücke geborene Kind stets leichtes Spiel; er sah in ihr nur die großen Vorzüge, nur die Crême aller edlen Eigenschaften, und glaubte nie daran, wenn irgend Jemand ihm von Fehlern seines Kindes sprach, selbst wenn versucht ward, diese Fehler als naturgemäße Begleiter ihrer Vorzüge erscheinen zu lassen.

Anders war es mit Lena's Tante; das Mädchen übersah und schätzte zwar das gute Gemüth der Tante, aber sie ließ sich ihre Autorität über sich nicht leicht gefallen. Miß Priscilla hatte in

dem Institute, in welchem sie selbst unterrichtet worden war und dann, herangewachsen, mit unterrichtet hatte, eine strenge Methode sich angeeignet, die auf Lena einen unangenehmen Eindruck machte; sie empfand darin eine Beeinträchtigung ihrer Freiheit, eine Ignobleſſe und eine lächerliche Pedanterie. Miß Priscilla, ohnehin stark beschwert durch die Führung des Hauswesens und die allgemeine Aufsicht über Lena, war so klug, für eine besondere Gouvernante zu sorgen. Aber selbst diese Klugheit bethätigte sich in einem Mißgriff. Sie erinnerte sich an eine ältere Lehrerin der Sonntagsschule, in welcher sie unterrichtet worden, eine Schottin, die lange Jahre von der Güte der ehrenwerthen Mrs. Eden gelebt hatte und durch deren Tod in eine sehr mißliche Lage gekommen war. Diese Dame schlug sie ihrem Bruder als Gouvernante Lena's vor, und Mr. Linley hatte ein viel zu gutes Herz, als daß er nicht ohne Weiteres auf seiner Schwester Rath eingegangen wäre. Die Schottin ward demnach als Gouvernante berufen — es war Miß Beenie M'Alpine, dieselbe, welche wir bereits gelegentlich der Uebersiedelung des Farmers Hazeldean nach London in ihrem skandalösen Gebahren kennen gelernt haben. Schon das erste Auftreten dieser Karrikatur eines weiblichen Wesens erzeugte in Lena's Gemüth und Geist eine wahre Revolte. Der erste Blick auf das abstoßende Aeußere dieser Dame genügte, um einen bitter satyrischen Ausdruck im Antlitz des fein beobachtenden Kindes zur Erscheinung zu bringen. Und als nun erst Miß M'Alpine ihre Lebensweisheit und ihre klug sein sollende Taktik auspackte! Sie nannte Lena, nach ganz oberflächlicher Examination, ob aus Schmeichelei oder aus Ueberzeugung bleibe dahingestellt, ein liebenswürdiges, zartes, tief empfindendes, leidenschaftliches Kind, das aber verderbt worden sei durch eine eitle, aberwitzige, unverständige Mutter und durch die verführerischen Schmeicheleien einer Amme, die auf diese Weise den Weg zum Herzen und zur Börse der gefallsüchtigen Mutter habe erschleichen wollen. Nur eine leise Andeutung dieser Ansicht in Gegenwart des Kindes, das seine Mutter über Alles geliebt hatte und ihr Andenken rein und hoch hielt, steigerte dessen Empfindung gegen die vorwitzig urtheilende Gouvernante bis zur Idiosynkrasie. Auch Mr. Linley schüttelte den Kopf, als Miß Beenie ihm eine umständliche Darstellung der vielen Fehler Lena's gab, indeß konnte seine gleichmäßige Natur sich keinen ernstlichen Konflikt zwischen Zögling und Gouvernante vorstellen.

Wir haben bereits früher gezeigt, daß die ahnenstolze Gouvernante mit ihrem Schnurrbarte und all' ihrem kriegerischen Wesen den Kampfplatz räumen mußte und später zwar zurückkehrte, über das nun fast elfjährige Mädchen aber nie wesentlichen Einfluß erlangte.

22. Harry vor dem Polizeirichter.

Es war eine schreckliche Nacht, welche Harry im Polizeiverließ zubringen mußte. Die Finsterniß war undurchdringlich, die Zelle ungeheizt. Von Kälte durchschauert, setzte er sich auf die steinerne Bank nieder, die weder mit einer Strohmatratze, noch mit einer Decke zum Schlafen versehen war, und versank in dumpfes Brüten. Er war wie betäubt; zu unerwartet und zu heftig war der Schlag gekommen, der ihn von seinem Bruder trennte. Aber wenn sein Elend auch groß war und er für die Folgen seiner Ergreifung kein Maß fand, der Engel der Hoffnung verließ ihn nicht. Er tröstete ihn durch das Bewußtsein der Unschuld. Von Ermüdung besiegt, sank er auf seinem harten kalten Ruheplatz um und schlief ein. Wirre Träume durchzogen seine Seele bis zum Morgen. Sein erster Gedanke beim Erwachen war an Sim. Was war aus ihm geworden? Der Polizist, welcher erschien, um ihn vor den Richter zu führen, beantwortete ihm diese Frage. Er sagte ihm, daß Sim noch ruhig schlafe, und daß der Sergeant angeordnet habe, er solle, wenn er erwache, ein Frühstück erhalten und auf Harry's baldige Zurückkunft vertröstet werden. — „Er versteht nichts von dem, was vorgeht," fuhr der leutselige Polizist fort, „und das ist kein Wunder; man sieht's ihm an, daß er kein verdorbener Junge ist; er sieht aus wie ein Werk von Wachs in einem Glaskasten. Ich denke, der Sergeant wird ihn mit in seine Wohnung nehmen, wenn Du länger zurückgehalten wirst oder Deine Sache vor die Session kommt." — Harry erblaßte, und es überlief ihn ein Schauder bei dem Worte „Session", er dachte an Verbrecher, die transportirt oder gehangen werden, wenn die Jury sie schuldig findet. Hatte seinen Vater, obschon er unschuldig war, nicht ein gleiches Schicksal ereilt? — Der Polizist befreite seine kleinen, von Kälte und dem Eisendruck gerötheten Hände von den Fesseln, damit er sich waschen könne; er freute sich, als Harry, nachdem er sich sauber gewaschen, einen Kamm aus der Tasche zog und seine Haare ordnete, dann neben der Steinbank, auf welcher schon so mancher graue Verbrecher mit Lästerungen auf den Lippen und Lügen im Herzen geweilt hatte, niederkniete und mit gefalteten Händen leise sein Morgengebet mit einer rührenden Aufrichtigkeit sprach. Hierauf führte er Harry in den Raum für die Verhafteten, die vor den Polizeirichter treten sollen. Seine Sache kam nicht zuerst an die Reihe; Trunkenbolde, die in der vorhergehenden Nacht ergriffen worden und nun ihren Rausch ausgeschlafen hatten, kleine und große Taschendiebe, Raufbolde und lüderliches Gesindel wurden vor ihm aufgerufen, um ihr Urtheil zu erhalten.

Kurz vor Harry's Examination brachte ein Polizeimann auch Lotty Longlegs und die beiden jungen Gauner, welche sie für ihre Brüder ausgegeben hatte. Der Konstabel hatte sie in der Nacht stundenlang verfolgt und endlich ergriffen. Alle Drei waren berüchtigte Verbrecher, die schon manchesmal vor dem Gerichtshof gestanden hatten.

Der Polizeirichter, Mr. Evenhand, war ein Mann von großer Intelligenz, Gewandtheit und Güte. Ein Blick auf Harry sagte ihm, daß hinter diesem freimüthigen Gesicht die Unschuld wohne, ein Blick auf Lotty und die Titmice, wie die beiden Begleiter derselben genannt wurden, gab ihm die Gewißheit ihrer Schuld; doch war er gewohnt, in jeder Sache genau die Formalitäten zu beobachten. Er beorderte also Lotty Longlegs und die beiden Titmice in den Zeugenverschlag. Lotty, welche als Zeugin gegen Harry abgehört werden sollte, kannte die üblichen Gebräuche genau und griff nach dem neuen Testamente mit einer erschreckenden Gleichgültigkeit. — „Halt!" rief der Richter. „Kennst Du die Bedeutung eines Eides, Mädchen?" — „Ich sollte meinen, Sir," antwortete Lotty frech, „da ich schon oft geschworen habe. Die Praxis macht geschickt, Euer Ehren." Als sie indeß bemerkte, daß Mr. Evenhand finster die Stirn runzelte und seine dichten schwarzen Brauen zusammenzog, änderte sie ihren Ton und fügte weinend hinzu: „Wir sind ehrlich, wenn wir auch arm sind; Mutter hat uns unserer Sechs als gute Christen erzogen und uns über den Eid unterrichtet. Wir sollten niemals lügen, hat sie gesagt, und niemals falsches Zeugniß ablegen wider unsern Nächsten." Der Richter unterbrach sie in ihren weiteren Lamentationen, gespickt mit falschen Katechismuscitaten, führte ihr nochmals in kurzen, eindringlichen Worten des Eides Bedeutung zu Gemüthe und ließ sie dann schwören. Hierauf wurden auch die Titmice vereidigt. Alle Drei hatten ihre Aussagen vorbereitet, doch belehrte ein kurzes Kreuzverhör den Richter genau über die Lage der Sache, und er war mehr denn je überzeugt, auf welcher Seite die Schuldigen sich befanden. Er hieß die drei Personen den Zeugenraum verlassen und Harry in denselben gehen, damit er als Zeuge gegen seine Beschuldigerin vernommen werde. Diese wechselte mit ihren Complicen Blicke, Geberden und versteckte Gestikulationen. Harry mußte zum ersten Male einen Eid schwören. Eine leichte Blässe flog über sein Antlitz und er zitterte leise, als er das Gotteswort an seine Lippen führte, denn er empfand tief die Schwere eines Eides. Aber seine Aussage war klar und überzeugend, sein Ausdruck respektvoll und freimüthig, so daß er alle Anwesenden, Lotty Longlegs und ihre beiden Genossen ausgenommen, zu seinen Gunsten stimmte. Die Sache endete mit der Verurtheilung Lotty's und der Titmice zu drei Monaten Korrektionshaus mit schwerer Arbeit. Lotty maulte vor ihrer Wegführung, wofür sie noch eine Strafzulage von einem Monat und für fernere Widersetzlichkeit körperliche Züchtigung angedroht erhielt.

Die nächste Aufgabe des Richters war, festzustellen, was es mit dem bei Harry gefundenen Packet, in ein blutbeflecktes Taschentuch eingeschlagen, für eine Bewandtniß habe. Es lag eben nichts vor, als daß Harry das Päckchen bei sich geführt hatte. Indeß war seine Erzählung so romantisch, daß der Richter bedeutend an ihrer Glaubwürdigkeit zu zweifeln genöthigt war. In seinem finster ernsten Gesicht bekundete sich die Sentenz, die Sache vor die Session zu verweisen. Er hatte noch die Frage zu stellen: „Ist Jemand

hier anwesend, der sich anheischig macht, etwas über Charakter und Wandel des Angeklagten auszusagen?" Als er diese Frage gestellt hatte, trat Bruder Sim und neben ihm ein Mann in der Tracht eines Quäkers vor — dieser Mann war Jack mit der Laterne.

Humane Polizeibeamte hatten Sim, nachdem er im Wachlokale ausgeschlafen, über die persönlichen Verhältnisse beider Knaben und über ihre Bekanntschaften ausgeforscht, um womöglich von ihm etwas zu Gunsten seines verhafteten Bruders zu erfahren. Sim hatte, nachdem er seine Befangenheit überwunden, Alles erzählt, was er wußte, und sich auf den Latern-Jack berufen. Ein Polizeimann hatte ihn nach Short's Gardens begleitet, und Jack, der im Bett lag, hatte sich sofort bereit erklärt, mit nach dem Polizeihause zu gehen. Da aber seine eigenen Kleider in sehr desolatem Zustand sich befanden, so hatte der leutselige Quäker ihm ausgeholfen und ihn mit seinen eigenen Sonntagskleidern prächtig ausstaffirt. Jack mit der Laterne, gut rasirt, in reinem Hemd und fast neuer Kleidung, sah in der That stattlich aus. Er wurde vernommen. Als seinen christlichen Namen gab er „John Trevor" an. — „Sie kennen den Angeklagten genauer?" — „Zuversichtlich, Freund Magistrat. Ich kenne ihn als einen ehrlichen, tugendhaften, gottesfürchtigen Knaben, ganz unfähig, sich mit einer Lüge zu beflecken oder das kleinste Ding, was ihm nicht gehört, sich anzueignen." — Der Richter nahm das Päckchen zur Hand. „Ist Ihnen bekannt, John Trevor, daß der Angeschuldigte dieß Packet bei sich getragen?" — „Ja, Freund Magistrat." — „Haben Sie nie gesehen, was es enthält?" — „Nein. Ich bin überzeugt, daß er es selbst nie geöffnet hat." — „Wissen Sie, auf welche Weise er in Besitz desselben gekommen ist?" — „Er hat mir gesagt, es sei ihm von einem Gentleman anvertraut worden, um es einer Dame zu überbringen, die Harry von Person kennt. Weil er aber die Adresse der Dame nicht hat auffinden können, hat er das Päckchen bei sich behalten, bis er es dem Gentleman selbst zurückgeben könne. Er hat es, wie ich weiß, mit Lebensgefahr gegen zwei Räuber in den Adelphigewölben vertheidigt." — Der Richter entfaltete das Spitzentüchlein mit dem Namen „Lena", und richtete Jack's Aufmerksamkeit auf die Blutspuren. Die im Polizeihof Anwesenden überlief beim Anblick des Blutes ein Schauder. Jack mit der Laterne erklärte auf Befragen, daß Harry dieß Tuch beim Christfeste in einer gewissen Sonntagsschule von einem jungen Mädchen erhalten habe, die sich den Finger verletzt und das hervorströmende Blut an diesem Tuche abgewischt habe. Der Polizeirichter nahm die Juwelen aus dem Päckchen: ein Miniaturporträt, einen Ring und ein Bracelet. Dabei befand sich ein zierliches, versiegeltes Briefchen. Er hatte Mühe, den Ausdruck von Ueberraschung in seinem Gesicht zu verbergen. Gegen Harry gewendet, fragte er: „Welche Weisung gab Dir der Gentleman?" — „Ich solle das Packet an Miß Blanche Melville in Pimliko abgeben. Die Nummer konnte er nicht hinzusetzen, da er in demselben Augenblicke verhaftet ward. Pimliko ist so groß, daß ich das Haus nicht finden konnte." — Der Richter lächelte. „Diese Note ist an Miß Blanche Melville, Pimliko 190 Belgravesquare gerichtet. Mit dieser Adresse in der Hand hättest Du das Haus leicht finden können." — „Ich habe das Packet nicht geöffnet," erwiederte Harry, „und ich würde nie ein Packet oder einen Brief öffnen, die mir anvertraut worden sind." — Der Richter zog die Brauen in die Höhe, und ein Beifallgemurmel lief durch den Saal. „Ich bin genöthigt, nach Miß Blanche Melville zu senden," sagte Mr. Evenhand zu Jack, den er für einen wirklichen Quäker hielt und in Folge dieser Annahme mit besonderem Vertrauen beehrte. — Jack machte ihm bemerklich, wie bedenklich es sei, eine Dame dieser Art in so delikater Angelegenheit zu kompromittiren. Er schlug vor, mit einem Polizeimann in Civilkleidern zu Miß Blanche zu fahren und unter einem schicklichen Vorwande sie zum Erscheinen zu veranlassen, ohne daß ihre Angehörigen vom wahren Grunde unterrichtet würden. Mr. Evenhand ging vermöge seiner allgemeinen Humanität und einer speziellen Ursache auf diesen Plan ein, und Jack entfernte sich sofort mit einem civilgekleideten Konstabler. Er traf zum Glücke Blanche allein. Ihr Vater war in der City und die dicke Tante ausgefahren.

Miß Blanche gerieth in große Bestürzung, als Jack ihr seinen Vortrag hielt. Froh, eine Andeutung über das bis dahin für sie räthselhafte Schweigen ihres Geliebten zu erhalten, erklärte sie sich sogleich bereit, mit zum Polizeihof zu fahren. Ihr Erscheinen und ihre Aussage klärte den Thatbestand in einer vollkommen genügenden Weise auf. Mr. Evenhand behändigte ihr den Inhalt des Packets — ihre feine Hand bebte, als sie die theuren Zeichen der Liebe Edmund's an sich nahm. Harry ward ohne Weiteres freigegeben und hatte die freudige Genugthuung, seinerseits ein theures Andenken: Lena's Taschentuch zurückzuerhalten.

Jack mit der Laterne war so zartfühlend, Mr. Evenhand darauf aufmerksam zu machen, daß die Courtoisie gebiete, den Namen und die Adresse Blanche's aus dem Polizeibericht über die Verhandlung in den öffentlichen Blättern wegzulassen. Harry's Sache hatte die Sitzung geendigt, doch ersuchte Mr. Evenhand Miß Blanche noch um eine Unterredung in seinem Privatzimmer in Gegenwart „des würdigen Quäkers". Jack, der Trunkenbold, fühlte innere Scham bei dieser Bezeichnung. Blanche folgte mit Spannung und tief erröthend der Einladung des Magistrats. Nachdem Letzterer die Dame auf einem Sessel hatte Platz nehmen lassen, begann er in einem gütevollen Tone: „Ich hoffe, Miß Blanche, daß wenn es sich hier um ein geheimes Verhältniß mit einem Manne handelt, den Ihre Verwandten nicht acceptiren, Sie die Ueberzeugung gewinnen werden, daß ich nichts unterlassen habe, Sie vor einem unvorsichtigen Schritte zu warnen. Sie sind, Miß Blanche, aus einer Familie, mit welcher die meinige, was Ihre Mutter anlangt, geraume Zeit intim war, und mein spezielles Interesse ist schon aus diesem Grunde sehr erklärlich. Betrachten Sie mich, ich bitte, als einen aufrichtigen und diskreten Freund. Ich habe triftigen Grund, Ihnen zu sagen, daß der Gentleman, welcher sich Ihnen genähert hat, Ihrer Zuneigung nicht werth ist. In demselben Augenblicke, als er dem Knaben das Päckchen für Sie übergeben, ist er verhaftet worden — verhaftet kurz nach der Auswahl der kostbaren Ornamente, die Sie heute empfingen! Dieser Verhaftete, verehrte Miß, ist nicht in der Lage, Sie glücklich zu machen. Hören Sie auf meinen Rath, Miß Melville: fragen Sie wegen dieses Verhältnisses Ihre Verwandten, diese sind Ihre besten Freunde, die nur Ihre Ehre und Ihr Wohlergehen vor Augen haben. Folgen Sie nicht den Eingebungen einer feurigen Natur, die sie zu einer verhängnißvollen Verbindung mit einem Manne treibt, der ein Verschwender ohne Grundsätze ist! Dieß ist Alles, was ich Ihnen zu sagen hatte. Verzeihen Sie meinen Freimuth um Ihrer Mutter willen! Möge der Allweise Ihre Wege erleuchten!" Mr. Evenhand verbeugte sich; Blanche dankte ihm, zitternd in Aufregung, für das Gehörte und schien selbst die Ueberzeugung gefaßt zu haben, daß sein Rath der richtige sei.

Nachdem sie sich verabschiedet hatte, forderte sie Harry und Sim auf, ihr nach ihres Vaters Haus zu folgen. Jack mit der Laterne umarmte den wiederbefreiten Knaben in heller Freude und bat ihn, mit seinem Bruder ihn so bald als möglich wieder zu besuchen. In ihrer Wohnung angelangt, wies Blanche die Knaben in die Küche und gab Befehl, ihnen reichliche Nahrung vorzusetzen. Dann begab sie sich nach ihrem Boudoir; ihre Zofe brachte ihr einen zierlichen Brief entgegen; Blanche erkannte an der Aufschrift die Hand Edmund's, der Brief war aus dem Gefängniß der Queens Bench datirt. Der Kapitän schrieb ihr, er fühle sich krank und elend. Sein einziger Wunsch sei, die Geliebte seiner Seele noch einmal zu sehen und dann zu sterben.

Was ist aller Rath der Weisheit und Erfahrung gegen die bezaubernde Sprache der Liebe? Dieser einzige Brief Adair's, mit seinen Thränen benetzt, im tiefsten Seelenschmerz geschrieben — wie Blanche sich einbildete — vernichtete blitzgleich den Eindruck, welchen Mr. Evenhand's Rath auf sie gemacht hatte. Ihr Herz flog zu dem unglücklichen „Opfer" der Queens Bench. Kaum hatten Harry und Sim sich gesättigt, so forderte Blanche sie auf, ihr zu folgen. Sie weihte mit strömenden Thränen ihre alte treue Amme in ihr Geheimniß ein und bestimmte sie, gleich ihrer Gebieterin eine unscheinbare Kleidung anzulegen und sie auf einem wichtigen Gange zu begleiten. Einige Schritte von Melville's Haus entfernt bestiegen die vier Personen eine Droschke und fuhren nach dem Gefängniß der Queens Bench.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 32.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Wo Albrecht von Haller die „Alpen" gedichtet hat.

Von

P. Volmar.

Im ganzen Schweizerland gibt es wohl keine Stadt, die in ihrer nächsten Umgebung sich so vieler landschaftlich schöner und lieblicher Punkte erfreuen darf wie Bern. Man verlasse seine Mauern durch welches Thor man will, in jeder Richtung wird der Spaziergänger ohne langes Suchen mehr als einen anmuthigen Ort finden, wo er sich setzen und den Blick über das freie Feld schweifen lassen, oder an Waldesschatten und Waldesduft sich erlaben, wo er in Gesellschaft Anderer die frische Luft einathmen und am Sonnenschein sich ergötzen, oder allein und ungestört seinen Gedanken nachhängen und bloß vom Chore der Vögel begleitet seine neuen Variationen über das alte Thema „einsam bin ich, nicht alleine" komponiren kann. Manch' herrliche Einsamkeit ist jedoch nur einem ganz kleinen Theil der Bewohner bekannt und wird viel mehr an Werktagen als am Sonntag besucht; nur Dichter und Maler, welche gern das Geräusch und den Staub der Heerstraße meiden, können von den auserwählten Stellen sprechen, über welche die Natur gleichsam die Fülle ihrer Reize ausgegossen hat. So kennt wohl nur eine ganz geringe Zahl einsamer Spaziergänger die unbeschreibliche Anmuth, welche das soge-



A. v. Haller's Denkmal im Mutachhölzchen bei Bern. Von P. Volmar.

nannte Mutachhölzchen in den schattigen Laubgängen an seinem Saume darbietet. Es befindet sich diese kleine Waldung in der nach Osten zu gelegenen Umgebung der Stadt, kaum drei Viertelstunden von ihr entfernt, und bildet die nördliche Grenze der Schoßhalden, jenes berühmten Blachfeldes, auf welchem die Berner im Jahre 1289 ihre erste große und blutige Schlacht gegen die habsburgische Kaisermacht schlugen, wo das ganze Geschlecht der Neunhaupt umkam. Was jedoch jenen Waldesrand nicht bloß für Freunde der Natur oder der Geschichte, sondern eben so sehr für die Freunde der deutschen Literatur interessant macht und den angenehmen Ort gewissermaßen zu einem klassischen der Umgebung Berns erhebt, ist die Thatsache, daß der große Albrecht von Haller daselbst sein berühmtes und epochemachendes Lehrgedicht „Die Alpen“ gedichtet hat, daß es derselbe Wald ist, den er in einem seiner frühesten Gedichte, in der „Sehnsucht nach dem Vaterlande“, also besungen:

Beliebter Wald! beliebter Kranz von Büschen!
Der Hasels Höh' mit grünem Schatten schwärzt;
Wann werd' ich mich in deinem Schooß erfrischen,
Wo Philomel' auf schwanken Zweigen scherzt?
Wann werd ich mich auf jenen Hügel legen,
Dem die Natur das Moos zum Teppich schenkt,
Wo alles ruht, wo Blätter nur sich regen,
Und jener Bach, der öde Wiesen tränkt?

Ein Literatur- und Kunstfreund, der bernische Kanzler von Mutach, auf dessen Gut sich das Gehölz befand — daher der Name „Mutachhölzi“ — hat in den zwanziger Jahren an jenem Punkt einen einfachen Stein setzen lassen, auf dessen Vorderseite ein in Eisen gegossenes, von Professor von Sonnenschein modellirtes Bildniß Haller's in Basrelief sich befindet; darunter die kurze Inschrift:

Dem,
der sich die Pfeiler des Himmels,
die Alpen, die er besungen,
zu
Ehrensäulen gemacht.
v. Kleist.

In Bern, wo sich neben der Begeisterung für die nationalen Kriegshelden nach und nach auch für die Männer, die sich auf dem Schlachtfelde des Geistes hervorgethan, ein lebhafteres Interesse zu zeigen beginnt, ist schon der Gedanke angeregt worden, A. von Haller ein ihm würdiges Standbild zu setzen, ein Gedanke, der gewiß auch in den gebildeten Kreisen Deutschlands, wo ja Haller's so vielseitige Verdienste zuerst zur Geltung gekommen sind, Anklang und Billigung finden wird.

Der bergische Dom.

Altenberg.

Von

Ernst Boßnack.

(Bild S. 376.)

In einem der schönsten und anmuthigsten Thäler des bergischen Landes, im Dhünthale, unweit Köln und Solingen, liegt eines der herrlichsten Werke deutscher Kunst und Religiosität, die ehemalige Abteikirche Altenberg, nach Goethe's Ausspruch nächst dem straßburger Münster und kölner Dome das herrlichste Bauwerk des Rheinlandes.

Ueber die Gründung der ihrer Zeit hochberühmten Abtei Altenberg besagen die alten Urkunden Folgendes: „Auf einer Anhöhe in der Nähe der jetzigen Kirche lag zu Anfang des zwölften Jahrhunderts die Burg der Grafen vom Berge, von den Brüdern Adolph und Eberhard vom Berge bewohnt, deren Großvater schon als erblicher Besitzer der Grafschaften Berg und Altena (Mark) genannt wird. Adolph, der ältere der Brüder, führte ein bewegtes, thatenreiches Leben, während Eberhard's Gemüth, der Sage nach durch den Verlust der Geliebten niedergebeugt, einem stillen, beschaulichen Leben sich hingab. Als Adolph 1126 mit dem Herzoge Walram von Limburg gegen Lothringen im Felde lag, führte der Bruder ihm die tapfern Berger zu Hülfe. An der Grenze der Champagne, in der Nähe des Klosters Morimund kam es zum heißen Kampfe, in dem die Berger siegreich mitfochten. Eberhard, im Gewühle des Kampfes schwer verwundet und von den Seinigen getrennt, wurde von dem Anblick des Schlachtfeldes so erschüttert, daß er den Entschluß faßte, nach seiner Genesung ein allein Gott geweihtes Leben zu führen. Während man ihn auf dem Schlachtfelde und seinen Umgebungen vergeblich suchte und zuletzt als todt beweinte, war er, alles kriegerischen Schmuckes sich entäußernd, als Sauhirt in die Dienste eines Klosters getreten. Sieben Jahre später entdeckten ihn durch einen Zufall Lehensleute des Grafen, indem sie sich ihm näherten, um nach dem Wege zu fragen. Der Abt von Morimund bewog Eberhard zu dem Entschlusse, in den Konvent des Klosters zu treten; indeß eilte Graf Adolph herbei, um ihn in die väterliche Burg zurückzuführen und ihm Land und Leute zur Regierung zu übergeben. Eberhard aber fand sich nur unter der Bedingung zur Rückkehr bereit, daß das väterliche Schloß zu einem Kloster des Cisterzienserordens eingerichtet und mit entsprechendem Grundbesitz dotirt würde, um darin seine Gelübde als Mönch zu erfüllen. Adolph vermochte nicht, sich von dem geliebten Bruder zu trennen, trat die Regierung des Landes seinen Söhnen ab, legte Helm und Schwert auf den Altar nieder und wurde ebenfalls Mönch. Das aus dem Grafenschlosse entstandene Kloster wurde von den Erzbischöfen von Köln, dem Adel und Volke des Landes so reichlich mit Grundbesitz und Einkünften bedacht, daß der Konvent statt der zerfallenden Burg auf der Höhe eine Klosterkirche im Thale nebst den dazu nöthigen Klostergebäuden errichten konnte. Von nun an hob sich der Ruf und Reichthum des Klosters durch die Gunst vieler Fürsten, darunter die Könige Philipp, Otto IV., Friedrich II., Heinrich VI., der rheinischen Erzbischöfe und hohen Adeligen der Art, daß am 3. März 1255 durch den Erzbischof Konrad von Köln, Graf Adolph vom Berge, dessen Bruder Walram, Herzog von Limburg, und im Beisein vieler geistlichen und weltlichen Fürsten, an Stelle der ungenügenden Kirche der Grund zu dem heute noch bewunderten bergischen Dome gelegt werden konnte. Altenberg hatte die Bedeutung der Landesresidenz forterhalten, das Kloster wurde als Mittelpunkt des Landes angesehen. Die fromme Erhebung des Landes verlangte an dieser Stätte einen Riesenbau zum ewigen Gedenken derselben, und Volk und Fürsten reichten sich freudig die Hand zur Aufbringung der ungeheuren Baukosten. Es herrschte noch die freieste Verfassung, wo Alle beriethen, was Allen noth war, und dazu bedurfte es großer Versammlungsräume, und von Begeisterung für die Religion durchdrungen und getragen, wählte man dazu die Gotteshäuser, die Dome, welche jetzt noch das Staunen der Welt erregen. Auch gestattete der Reichthum des Klosters, gleichzeitig an der Südseite desselben für die Mönche ein prachtvolles Refektorium von 106 Fuß Länge und 47 Fuß Breite, mit einem Springbrunnen in der Mitte, eine neue Prälatur, Dormitorium u. s. w. im neuitalienischen Baustyle aufzuführen und die Oekonomiegebäude immer mehr zu erweitern. Die Kirche nebst den Klostergebäuden bedeckte einen Flächenraum von sieben, und die Gärten, Alleen, Lustwäldchen, Wiesen und Obstgärten, soweit sie die Ringmauer des Klosterzwingers umschloß, einen solchen von 112 bergischen Morgen. Der schöne sogenannte „große Garten“, in italienischem Geschmacke angelegt, lag südlich vom Kloster und hatte ein geräumiges Treibhaus mit Orangerie, ein prachtvolles Gartenhaus und einen Springbrunnen, deren das Kloster acht zählte und denen das Wasser in Bleiröhren aus den oberen Thalschluchten zugeführt wurde. Innerhalb der Ringmauer lag auch der Wildhof, eine mit breiten Wassergräben eingefaßte Umzäunung, in welcher früher das eingefangene Wildbret, Hirsche, Rehe und Hasen, lebend aufbewahrt wurde, theils zur Schaulust nach damaliger Sitte, theils um bei minder ergiebigen Jagden erforderlichen Falles die Wildbraten in der Nähe der Küche zu haben. Zur Zeit der höchsten Blüte des Klosters betrug die Zahl der Klostergüter an zweihundert und das baare Einkommen außer werthvollen Naturalien 40,000 Thaler, eine für jene Zeiten enorme Summe.

Wie der Vandalismus der Fremdherrschaft, der krasseste Eigennutz und die Elemente vereinigt daran arbeiteten, den herrlichen Bau in eine Ruine zu verwandeln, das nachzuweisen würde den uns zugemessenen Raum übersteigen. Es bleibt uns noch übrig,

denselben zu schildern, wie er durch die edle Freigebigkeit des kunstsinnigen Königs Friedrich Wilhelm IV. mit einem Aufwande von 180,000 Thaler in seiner ursprünglichen erhabenen Schönheit wieder hergestellt worden ist. Der Baustyl des altenberger Doms ist der gothische, oder besser germanische. Auf der Basis eines lateinischen Kreuzes steigt eine dreischiffige Säulenhalle empor, welche, ohne die Wandpfeiler zu rechnen, einen Flächenraum von 27,000 Quadratfuß bedeckt. Von den siebenundvierzig Pfeilern, welche die Kreuzgewölbe tragen, zählt man fünfzehn in der Länge der Kirche bis zum Chorschlusse. Da, wo die Kreuzschiffe mit dem Mittelschiffe zusammenstoßen, erhob sich über dem Dache der hohe, mit Blei gedeckte Holzthurm, mit drei großen Kirchenglocken, der bei der Restauration indeß nicht wieder hergestellt wurde. Der Chor rundet sich östlich zu einem Siebeneck um. Die runden Pfeiler des hohen Chores und die je vier hohen Pfeiler der Kreuzflügel haben vergoldete Kapitäler von einheimischem Laubwerke, die vier den Thurm tragenden Pfeiler bilden Säulenbündel. Ueber dem Haupteingange strahlt das prachtvolle Fenster, das Reinold der Steinmetze mit Steinschmuck und Glasmalereien, in denen biblische Figuren auf Goldgrund glänzen, so herrlich ausstattete, daß, wie die Grabschrift des Meisters sagt, deßgleichen kein zweites in allen Landen zu finden.

Was den imponirenden Eindruck des herrlichen Bauwerkes nicht wenig erhöht, ist die Lage desselben in dem freundlichstillen Thale, wo das helle imponirende Gebäude von dem dunklen Laube der bewaldeten Berge des Hintergrundes sich herrlich abhebt, und dasselbe von jedem veränderten Standpunkte wieder einen neuen Eindruck hervorbringt.

Die Förstersbraut von Neunkirchen.

Erzählung von **Otto Müller.**

(Fortsetzung.)

Während dessen hatte sich das Verhältniß des Forstadjunkten zur schönen Marilene immer zärtlicher gestaltet, war aber auch, Dank den boshaften Umtrieben der Landbötin, allmälig in der Umgegend unter den Standes- und Berufsgenossen Willbald's bekannt geworden, so daß es auch hier bald ein öffentliches Geheimniß war, der Waldsonderling von Neunkirchen habe sich sterblich in das ärmste Mädchen seines Ortes verliebt und gehe ernstlich mit dem Plane um, die Tochter des von seinem Vater erschossenen Wilddiebs zu ehelichen. Dabei eilte die immer geschäftige Fama sogar den Thatsachen voraus und erzählte umständlich von den in Folge dieser abenteuerlichen Liebschaft zwischen Sohn und Eltern entstandenen Mißhelligkeiten, und ebensowenig fehlte es an den boshaftesten Nachreden über das Verhältniß des ungleichen Liebespaars selber. Kurz, der Doppelfrühling dieser jungen Liebe und der der großen Schöpfung draußen hatte noch nicht ausgeblüht, so war schon das verdammende Urtheil der in ihrer sittlichen Entrüstung immer mitleidslosen Welt über Willbald's Wahl überall gesprochen, und beleidigter Stolz und getäuschte Hoffnungen auf den Gewinn des schmucken vermögenden Förstersohnes rächten sich allerorten durch die abscheulichsten Uebertreibungen an dem Verächter von Sitte und Herkommen, von Familien- und Standesehre.

Willbald, in seiner arglosen, nur von seinem Glück und seines Glückes reizender Zukunft träumenden Seele, sah und ahnte nicht, welche giftigen Dünste der Verleumdung aus der Ebene, wo die feinen und honneten Leute wohnten, zu seiner Höhe heranzogen. Der Liebreiz Marilenens hielt ihn wie in einem Zauberbann gefangen und ließ ihn immer mehr die Verhältnisse und gebieterischen Rücksichten des Lebens vergessen; ja, selbst das falsche Mädchen war zuweilen unter den Einflüssen dieser reinen, hingebenden Liebe und im vertrauten Verkehr mit dem edlen und gebildeten Menschen eine Andere; sein schwärmerisches Gefühl, seine zärtliche Leidenschaft erweckten auch in ihrer Brust ungekannte Ahnungen eines schöneren Lebens, und die geistigen Anlagen ihrer empfänglichen Natur erlaubten ihr, sich in Empfindungen und Ansichten hineinzuversetzen, die ihr in der Dunkelheit ihrer seitherigen Existenz und bei dem vollkommenen Mangel an jeder sittlichen Erziehung ganz fremd geblieben waren.

Mit stillem Entzücken beobachtete Willbald diese rasche Entfaltung der jungfräulichen Knospe zur herrlichen Blüte. Der geheimnißvolle Zauber der wie aus einem Dämmerleben hervortretenden jungen Seele voll tiefer Empfindungen, die eigenthümliche Mischung von natürlicher Unschuld und scheuer Wildheit, von zärtlichen und heftigen Trieben berauschten ihn gleichermaßen; während ihn andererseits der Gedanke reizte, daß durch ihn und seine Liebe dieser seltene Juwel erst seinen wahren reinen Glanz erhalte, und das vom neidischen Schicksal zu einem unwürdigen Dasein verurtheilte holde Geschöpf durch den Hauch seines Geistes zu seinem eigentlichen, seiner ganzen Innerlichkeit entsprechenden Leben auferweckt werde.

In seiner schwärmerischen Einbildung sah er in Marilenen das durch den Muth seiner Liebe aus feindlicher Zaubergewalt erlöste Dornröslein. Der Wunsch, sich unbekümmert um der Welt starre und blöde Vorurtheile das Glück seines Herzens auf sein eigenes innerstes Wesen zu gründen und es nicht bloß dem Schicksal abzugewinnen, sondern es auch wie ein freies Geschenk aus der Hand der unentweihten Natur zu empfangen, dieser Wunsch beseelte alle seine Entschlüsse und Pläne; und von seiner eigenen reinen Absicht getäuscht, sah er darum in Marilenens äußerer Schönheit nur den Abglanz ihres inneren Adels, sah in ihren wechselnden Launen und Stimmungen nur die vom ungewohnten Glanz eines neuen Lebens geblendete Seele, sah aber niemals in ihrem Benehmen gegen ihn die Heuchlerkünste eines zwischen falschen Berechnungen, feindlichen Einflüssen und besseren Regungen unsicher hin und her schwankenden Charakters.

Daß das junge, unerfahrene, oft noch aller tollen und kindischen Einfälle volle siebenzehnjährige Mädchen mit ihm, dem Manne von Verstand und Bildung, der in jeder Beziehung so weit über ihr stand, ein falsches, sogar ein ganz beispiellos falsches Spiel treiben könne, das kam ihm ebensowenig je in den Sinn, als der Verdacht, daß sein heimliches Liebesverhältniß unter der beständigen Kontrole von ihrer Mutter und deren Vertrauten, der boshaften Landbötin stehen könne, die, was die Junge nicht selber an Listen und Verstellung ersann, durch teuflische Rathschläge ersetzten; zwei Spinnen der giftigsten Art, Eine wie die Andere gestachelt von glühender Rachbegierde und boshafter Schadenfreude an dem sicheren Unglück der vornehmen Leute in dem verhaßten Försterhause.

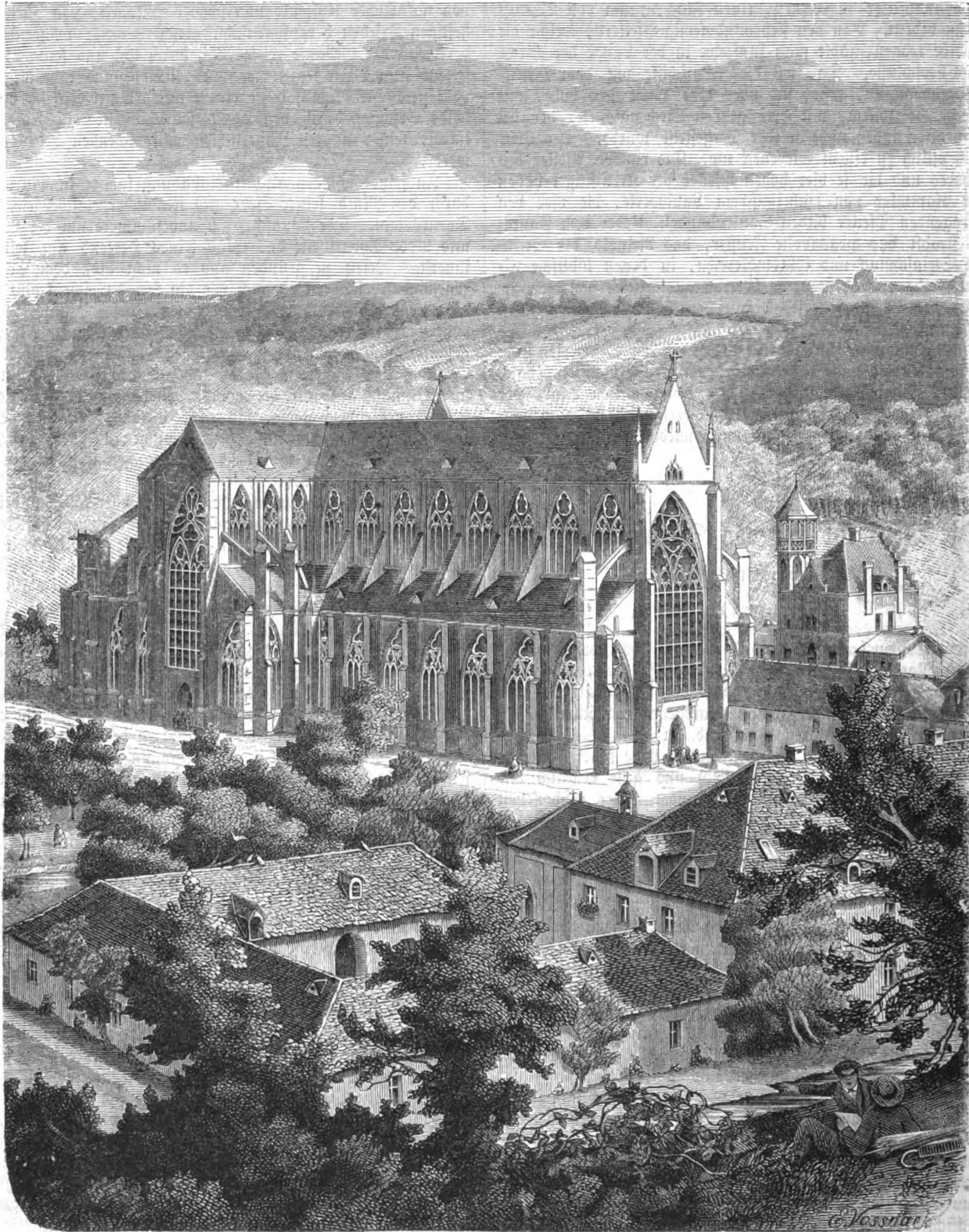
Wie ahnungslos der junge Forstmann der Unschuld und Treue seines Mädchens vertraute, wie blind und nachsichtig ihn seine Neigung selbst gegen solche Widersprüche in ihrem Wesen machte, bei denen der wahre Charakter und das jedes tieferen Gefühls entbehrende Herz der Wilddiebstochter unverhüllt zu Tage trat, darüber soll uns ein Einzelfall belehren, der sich ungefähr um die nämliche Zeit ereignete, da Willbald die erste Muthmaßung schöpfte, seine Eltern wüßten schon um sein Verhältniß zur jungen Margold, wollten aber, sei's aus Liebe, sei's in der Hoffnung, er werde sich durch seine Leidenschaft nicht zum Aeußersten hinreißen lassen, die Sache ignoriren.

Das Ereigniß, wovon wir hier reden wollen, pflegt in jeder Förstersfamilie vorzukommen, ohne daß darum ein urkundliches Dokument im Archiv des Hauses niedergelegt wird; aber im gegenwärtigen Falle erregte es doch um des Helden der kleinen Tragödie willen die Theilnahme der Hausbewohner in ungewöhnlichem Grade. Seit mehreren Tagen nämlich handelte es sich um die Vollstreckung eines Todesurtheils, zu dessen Bestätigung sich indeß der alte Förster nicht entschließen konnte, denn es galt ja den Verlust des treuen Hektors, seines guten alten Jagdhundes, den er selber kunstgerecht dressirt hatte, und der nach einem treuvollbrachten fünfzehnjährigen Lebenslauf bedenkliche Symptome der Hundskrankheit zeigte, so daß ein längeres Hinausschieben des doch zuletzt unvermeidlichen Gnadentodes als gefährlich für die Umgebung erschien. Ein wackerer Jäger aber überläßt diesen letzten Liebesdienst an seinem treuen Hunde gewiß niemals einer fremden Hand, und ebenso widerstrebt seinem innersten Gefühle eine andere Todesart, als die durch die Kugel, aus sicherem Rohre in's Herz des Lieblings entsendet.

Was aber soll ein blinder Jäger in solch' traurigem Falle thun? Diese Gewissensfrage ging mehrere Tage lang mit dem

alten Förster schlafen und stand mit ihm auf, bis er endlich eines Morgens dem Andrängen seiner lieben Ehehälfte und den Vorstellungen des Knechtes nachgab und dem Sohne auftrug, den Hektor auf der Stelle zu „justifiziren“.

„Weil ich's nicht selber thun kann, so erfülle Du in Gottesnamen die letzte Ehrenpflicht an ihm! Aber aus meiner Flinte und keiner andern soll er die Kugel empfangen; also führ' ihn jetzt gleich zu der Landgrafenbuche im Forst und mach' seinem Elend



Abtei Altenberg im Dhünthale. Von Voßnack. (S. 374.)

ein Ende. Der Martin soll ihn dann unterm Mittagsgeläute dort begraben, neben der weißen Diana und dem braunen Waldmann, dixi et salvavi, Amen!“

Damit stand er auf und ging sicheren Schrittes wie ein Sehender hinaus in den warmsonnigen Garten, wo er sich in der Buchenlaube niedersetzte, um auf den Schuß zu horchen, wenn der Willbald drüben an der Landgrafenbuche seinen Hektor justifiziren werde.



Die neue Feuerwehr in New-York. (S. 380.)

Dieser schritt unverweilt zur Ausführung, warf des Vaters Flinte, die immer geputzt und geladen wie in der guten alten Waidmannszeit ihres Besitzers an der Wand hing, über die Schulter, holte den kranken Hund aus dem Stalle, winkte der Mutter, welche von der Hintertreppe aus das kleine Trauergeleite mit feuchten Augen betrachtete, einen tröstlichen Blick zu, der ihr sagte: Du weißt ja, ich fehl' nicht, und wandelte, den Hund an der Leine hinter sich, hinaus in den frischen thauduftigen Morgen, der bezeichneten Waldgegend zu.

In den Lüften sangen die Lerchen dem armen Hektor ein gar fröhliches Farewell; die Hasen in den Krautfeldern setzten sich neugierig auf die Hinterläufe und drehten die langen Löffel wie höhnisch bald nach Rechts, bald nach Links, als wollten sie sagen: das hast du an ganzen Generationen von uns verschuldet; und ein alter Kolkrabe flog krächzend vom Birnbaum am Wege dem Dickicht zu, als wollt' er's mit seinem heiseren Krack-krack, Kruck-kruck allen jagdbaren Thieren des Waldes verkündigen, daß ihren ärgsten Feind endlich das Strafgericht erreichen und es mit der Exekution sogleich losgehen werde.

Willbald selbst hatte wenig oder gar keine rechte Stimmung für den bevorstehenden tragischen Moment. Er wußte, daß Marilene ihn im Walde erwartete, und suchte daher schon von Weitem ihre schlanke Gestalt mit sehnsuchtsvollen Blicken zwischen den Baumstämmen zu erspähen. Gerade heute sollte er ja von ihr hören, wie ihre Mutter für ihn gesinnt sei, da das Mädchen endlich seinen dringenden Bitten nachgegeben und sich entschlossen hatte, die Margold von ihrem Liebesverhältniß in Kenntniß zu setzen. Natürlich pochte sein Herz dieser Entscheidung mit fieberhafter Spannung entgegen. Denn es war ja doch immer möglich, daß Marilenens seitherige Furcht vor der Mutter, wenn diese ihre Liebe zu dem Sohne ihrer Feinde erfuhr, einen tieferen Grund habe, den sie ihm bis jetzt nicht hatte sagen wollen; obwohl ihm doch beim Hinblick auf die große Armuth der Wittwe kaum eine rechte Sorge kam, sie werde ihres Kindes sicherem Glück halsstarrig entgegen sein, selbst wenn sie seither, wie Marilene ihm unter Thränen betheuert, jedesmal ihre Krämpfe bekam, so oft die Tochter nur seinen Namen bei ihr aussprach.

Diese Spannung seines Gemüthes erhöhte sich noch, als er, bei der alten Landgrafenbuche angelangt, die Geliebte noch immer nicht im Walde entdeckte. Er ließ seinen schrillen Jägerpfiff ertönen und schritt, als Alles ruhig blieb, zur Ausführung des blutigen Werkes, indem er den Hund an eine junge Eiche band, der sich ruhig auf die Erde niederlegte. Dann trat er etwa zwölf Schritte von ihm zurück und hatte schon den Hahn gespannt, als sich hinter ihm die Zweige des dichten Unterholzes auseinanderthaten und zwei schmale Hände sich fest auf seine Augen legten, indem eine verstellte tiefe Mädchenstimme ihn fragte: „Rath', wer's ist?"

Dieser ersten Ueberraschung folgte, als er sich hastig nach ihr umkehrte, alsbald eine zweite noch größere, so daß er sie einen Moment erstaunt ansah, als wenn er sie in dieser anmuthigen Verwandlung gar nicht wieder erkenne. Denn statt ihres ärmlichen Anzugs von grobem Barchent trug sie heute ein dunkelrothes Merinokleid von modischem Zuschnitt mit kurzer Taille und schmalen Puffärmeln, und außerdem weiße Strümpfe mit Schuhen, während das schwarzkrause Haar in einer Flechte um Stirn und Schläfen lag und hinten in einem Knoten aufgesteckt war. Eine zierliche Schürze von rosafarbenem Taffet und ein buntes, lose um den Hals geknüpftes Seidentüchlein gaben ihr ein eben so kokettes als verführerisches Aussehen, und machten ihre Erscheinung im einsamen Walde zu einer so fremdartigen, als wäre sie mitten aus einem Zaubermärchen in die rauhe Wirklichkeit gehüpft, das leichtgebräunte Antlitz rosig von der Morgenluft angehaucht und die ohnedieß glänzenden Augen strahlend im Triumph über ihre Schönheit und des Geliebten freudiges Erstaunen.

„Marilene, wilder Engel, wer hat Dich so reizend geschmückt, daß Du aussiehst wie unseres Herrgotts Liebling?" rief Willbald, sie feurig umschlingend und den liebreizenden Mund, den herrlichen Busen mit Küssen bedeckend.

„Bin ich nicht eine schöne Förstersbraut?" kicherte sie dagegen mit aller Anmuth und Schalkhaftigkeit ihres verführerischen Wesens. „Weil mich die Leute jetzt im Spott so nennen, sollen sie auch im Ernste sehen, daß ich Dir schon gefallen darf und Du Dich meiner nicht zu schämen brauchst, wenn's auf einen Vergleich mit den feinen Dämchen in den vornehmen Häusern ankommt! Nun ruh' mir aber mit Deinen verliebten Küssen und Karessen! Der Tag ist noch lang genug dazu, und ich hab' Dir Wichtiges zu erzählen, wenn wir erst in unserem Fichtenhüttchen beisammensitzen."

Letztere Worte erinnerten Willbald wieder an den Zweck seines Hierseins, und er machte das Mädchen kurz damit bekannt, worauf er sie bat, ihm einstweilen auf dem Wege nach der Schlucht vorauszugehen, weil sie doch den Tod des Hundes gewiß nicht werde mit ansehen wollen.

„Da wär' ich eine rechte Förstersbraut!" rief sie mit hellem Spottgelächter über seine wunderliche Bedenklichkeit wegen ihres Mitgefühls mit einem alten Hunde. „Nein, so weichherzig bin ich nicht, das sollst Du gleich sehen, denn ich selber will ihn todtschießen; gib mir die Flinte, eine Wilddiebstochter muß auch schießen können!"

Als sie ihm bei dieser Rede die Flinte hastig aus der Hand nehmen wollte, wehrte er ihr bestürzt ab und sagte erregt: „Was denkst Du, Marilene? Du wolltest und könntest mit kaltem Blute und aus bloßem Muthwillen ein armes Thier todtschießen, das Dir nie Etwas zu Leide gethan hat? Nein, das vermagst Du nicht, und wolltest Du's selbst aus Uebereilung thun, Dein gutes Herz würde mir noch wochenlang Vorwürfe darüber machen, daß ich's erlaubte! Aber ich dürft' es nicht einmal zugeben, denn mein Vater will, daß ich den Hund todtschieße; also geh' fort und erwarte mich an der alten Rothtanne."

„Ich will aber die elende Kreatur sterben sehen!" rief sie in heftigem Trotze und um ihren Mund zuckte das grausame Lächeln der fühllosesten Schadenfreude. „Sieh' nur, wie ihm die Wuth gegen mich aus den rothunterlaufenen Augen funkelt! Ei, so wollt' ich gleich, Du träfst ihn am unrechten Fleck, daß er eines recht langsamen, qualvollen Todes sterben müßt'!"

Willbald erschrak bei diesem, mit vor Zorn bebender Stimme ausgesprochenen grausamen Wunsch so heftig, daß ihm beinahe das Gewehr aus der Hand gefallen wäre. Aber was unmittelbar darauf folgte, ließ doch einen dauernden Eindruck von Marilenens Herzlosigkeit nicht in ihm aufkommen, ja, diente dieser sogar vor seinem Gefühle in gewisser Weise zur Entschuldigung; denn plötzlich stieß der kranke Hund, der bis jetzt still dagelegen hatte, einen kurzen, heiseren Schrei aus und stürzte wie wüthend auf das Mädchen zu, indem er grimmig die Zähne fletschte und an der Leine zerrte, die ihn zurückhielt. Er geberdete sich dabei ganz wie rasend und es war offenbar, daß in diesem Augenblick die volle Tollwuth bei ihm zum Ausbruch kam; denn ein weißer Schaum trat ihm vor den Mund und seine Augen glühten wie die einer Wildkatze. — Er versuchte noch, die Leine mit den Zähnen zu zerreißen, da legte Willbald auf ihn an, und im nächsten Augenblick lag das Thier ohne Zucken todt am Boden.

Marilene war bei diesem unvermutheten Auftritt ganz blaß vor Schrecken zurückgewichen, und vielleicht mochte es ihr auch zu spät einfallen, wie wenig ihre eben gezeigte herzlose Grausamkeit mit ihrem sonstigen zärtlichen und nachgiebigen Wesen gegen den Geliebten harmonire. Als daher Willbald in tiefer Aufregung alsbald nach dem Schuß die Flinte über die Schulter warf und hastigen Schrittes, ohne sie anzusehen, fortgehen wollte, eilte sie ihm nach, faßte ihn am Arme und sah ihn mit ihren glänzenden Augen, die sich schnell mit großen Thränen füllten, so flehend an, daß sein letzter Zorn aus seinem Herzen entwich und er liebreich zu ihr sagte: „Siehst Du, ich wußt's ja, daß Du Dir mehr zutrautest, als Du ertragen konntest! Aber sonderbar bleibt's doch, wie der Hund, als hätt' er unser Gespräch verstanden, wüthend auf Dich losfuhr! Nun, wir wollen nicht weiter davon reden! Komm', Liebchen, auch ohne Courage bleibst Du die schöne Förstersbraut, und nun still' meine Neugierde und sag' mir, wer Dich so schön herausgeputzt hat?"

„Das ist auch wahrlich eine bessere Unterhaltung für uns, als die vorige!" versetzte sie in ihrer schnell wiederkehrenden frohsinnigen Laune, hing sich vertraulich an seinen Arm und erzählte ihm sodann, was sich gestern und heute zwischen ihr und ihrer Mutter begeben; erzählte so unbefangen, so treuherzig und lebhaft, daß

Willbald nicht der ganz von seinem Glück und seiner Liebe berauschte harmlose Mensch hätte zu sein brauchen, und er würde ihr doch Alles auf's Wort geglaubt haben — so unglaublich auch Manches klingen mochte!

Die kranke Margold hatte die Kunde von des Töchterleins Verlöbniß mit dem jungen Förster anfangs ganz wunderlich und kopfirr gemacht, so daß sie bald weinte und betete, bald raste und fluchte, und kein vernünftig Wort aus ihr herauszubringen war. — Sie wolle zuerst mit dem Vater reden, wenn er aus dem Walde heimkomme, denn es sei nicht wahr, daß ihn der Förster todtgeschossen habe, die Försterin sei ja ihre allerbeste Freundin, und was der sinnverwirrten angstvollen Reden mehr waren, die genugsam bezeugten, wie mächtig diese Kunde das Gemüth der kranken Frau an seiner alten schmerzlichsten Wunde berührte. Erst als ihr Marilene den von der Steingötterin bereiteten kühlen Kräutertrank reichte, ward sie ruhiger und verfiel bald in einen festen Schlaf, der bis zum Tagesanbruch währte. Wie aber erstaunte die Tochter, die in dieser Angstnacht kein Auge schloß und zwischen der Sorge um der Mutter theures Leben und der um ihren geliebten Bräutigam entsetzliche Leiden der Seele und des Gewissens ausstand, wie erstaunte sie, da die Kranke ganz fieberfrei aufwachte, als sei ihr in diesem Schlafe die volle Gesundheit ihrer vergangenen Jahre zurückgekehrt und fühle sie sich so geistesklar und körperfrisch, wie in der besten Zeit ihres Lebens, da sie als Wärterin der gräflichen Kinder im Schlosse lebte und von Krankheit und Armuth noch lange nichts wußte. Sie hatte, wie sie gleich nachher Marilenen mit frommer Rührung erzählte, ein höchst wundersames Traumgesicht gehabt. Zuerst war ihr der heilige Donys erschienen und hatte sie getröstet und erleuchtet; dann war auch der Vater zu ihr gekommen, aber gar nicht mehr in seiner sonstigen blutigen Schreckgestalt, sondern ganz marmorweiß und anzuschauen wie ein verklärter seliger Geist, dem nur noch eine Erdensorge seinen himmlischen Frieden stört, die Sorge um Frau und Kind, damit es diesen eben so wohl ergehen möge, wie ihm selber.

Was er mir sagte, weiß ich zwar nicht mehr genau anzugeben, fügte dann die Margold mit erhöhter Stimme und inniger Rührung hinzu; aber es klang wie ein himmlischer Harfenton und roch wie lauter köstlicher Balsam, da er mich küßte und mir das Versprechen abnahm, unseren Feinden zu vergeben, sofern diese uns zuerst die Hand zur Versöhnung und Liebe bieten würden. — Darauf kommt also jetzt Alles an, mein theures Kind! Was Deines Vaters Wille ist, ist auch der meinige; die Eltern Deines Bräutigams müssen freudig und von Herzen Ja zu Eurer Liebe sagen, müssen die Tochter des Joseph Margold für ihre Tochter ansehen, dann will auch ich Dir mit Freuden meinen mütterlichen Segen geben. Daß dieß aber schon lange im Stillen mein herzlichster Wunsch war, das sollst Du jetzt erfahren, Marilene! — Denn wisse, längst merkt' ich Deine Liebe zu dem blonden Förstersohn, und wenn ich mich darum grämte und Dir verbot, an ihn zu denken, so geschah's nur, weil ich ihm keine lautere Absicht zutraute, wie sie mir der Müller von Lindenfels und Deine anderen Freiwerber im Odenwald so oft betheuert haben. Jetzt aber ist auch diese Sorge um Deine junge fromme Schönheit und Dein feurig zärtlich Gemüth von mir genommen; schließ' die Truhe auf, Marilene, die mir die verstorbene Frau Gräfin zur Aussteuer schenkte, darin findest Du, was ich seit Langem von meinem Bischen Ersparten für Dich zusammenschaffte, weil ich mir immer dachte, es werd' einmal ein feiner Hochzeiter kommen, wie jetzt Dein Willbald, und nicht so ein roher Odenwälder Bauer, der seine Frau für seine Kuhmagd ansieht und Nichts weiter von ihr begehrt, als daß sie sich für ihn abschind't ihr Leben lang.

„Nun denke Dir mein Erstaunen, herzliebster Schatz," fuhr Marilene lebhaft bewegt fort; „wie ich die Truhe aufmache, liegt dieß schöne Kleid vor mir, und diese Schürze, und dieses bunte Knüpftüchelchen, dazu drei linnene Hemden und drei Paar baumwollene Strümpfe, und das Alles hat sich die gute Mutter seit Jahr und Tag am Munde abgedarbt, hat's an ihrem Spinnrad in hundert kalten Winternächten aus rauhen Wollflocken mühsam zusammengedreht — ach, Willbald, wenn ich Dir jetzt noch besser gefalle, als sonst in meinem kurzen Barchentröckchen und mit den nackten Füßen, so weißt Du, wem Du's zu danken hast, weißt, was es mit einer solchen Mutter ihrem Segen auch für Dich auf sich hat, wenn Du nur erst den Muth fassest, ihn Dir zu verdienen!"

„So macht sie also ihre Einwilligung von der meiner Eltern abhängig?" fragte der junge Förster zögernd.

„Es ist bloß wegen ihres Traumes vom Vater," antwortete Marilene erst nach einer Pause mit noch größerer Zurückhaltung, und es lag dabei in ihrer Stimme Etwas, das wie vorbedachte unabänderliche Entschließung klang.

„Gewiß wär's besser für uns, ich könnte meinen Eltern die Einwilligung Deiner Mutter zu unserem Verlöbniß anzeigen," meinte Willbald kopfschüttelnd.

„Weil wir arme Leute sind, sollen wir um ihre Gnade betteln!" rief Marilene heftig. „Gelt, wie Du mir neulich die reichen Geschenke anbotest und ich Dich beschwor, mir Alles, nur Das nicht zuzumuthen, da konntest Du nicht genug meine reine uneigennützige Liebe bewundern; jetzt aber, wo Du selbst mir ein Opfer bringen sollst, ein Opfer der bloßen Duldung und Nachsicht, besinnst Du Dich auf einmal, daß ich doch nur einer armen Wittwe Kind sei, und Du der Sohn reicher, vornehmer Leute!"

Dieser Vorwurf, so hart und ungerecht er auch aus dem Munde der zärtlichen, sonst zu Allem bereiten Liebe klang, machte doch auf Willbald einen um so tieferen Eindruck, als er ihn wieder an das harte Benehmen seiner Mutter gegen die Geliebte erinnerte, und an die kränkende Mißachtung, welche die arme Margold am Hochzeitstag seiner Schwester jüngst vor dem ganzen Dorf hatte erfahren müssen.

„Nun versteht sich's von selber, daß ich mit Wissen und Einwilligung meiner Eltern zu Deiner Mutter komme," sagte Willbald entschlossen und drückte sie im Weiterschreiten mit Innigkeit an sich.

„Kannst ihnen ja sagen, meiner Mutter sei's recht, wenn sie gar zu sehr Widerstand leisten sollten," kicherte Marilene, schnell wieder durch seine Nachgiebigkeit versöhnt und erheitert. „Wahre Liebe muß sich zu helfen wissen, wo man's ihr allzu sauer macht! Siehst, ich handelte ja auch wider der Mutter Gebot, als ich Dich liebte, ohne nach ihrem Willen zu fragen, und Du und ich sind darum doch glücklich worden."

„Behüte Gott! Meine Eltern belüg' ich nicht, sollten sie mir auch ihre Einwilligung zu unserer Ehe verweigern!" rief er feierlich. „Da gibt's, dem Himmel sei Dank, noch andere Mittel, sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen! Daß wir uns lieben, ohne sie um ihren Willen zu befragen, ist keine Sünde; aber ihren Segen mit einer Lüge zu erkaufen, wäre unserer Liebe Todesstoß für alle Zeit! Und dann denk' an den blinden Vater, Marilene!"

„Schau', wie er sie würgt — dort oben im Wipfel — o wär' ich die Taube und Du der Bussard — Lust und Schmerz — Liebe mit Qual — so möcht' ich sterben!" rief das Mädchen mit wildem Frohlocken und deutete gleichzeitig mit der Hand nach der Höhe, wo in diesem Augenblick ein großer schwarzbrauner Raubvogel auf eine Waldtaube niederstieß und das ängstlich flatternde Thier auf dem moosigen Aste mit seinen scharfen Fängen umkrallte.

So wenig selten auch für den täglichen Besucher des Waldes dieses mörderische Schauspiel war, lenkte es doch durch Marilenens sonderbaren Wunsch gleichfalls seine Aufmerksamkeit auf sich; Willbald stieß einen lauten Schrei aus, und der Raubvogel, dadurch verscheucht, ließ seine Beute fahren, die, vielleicht schon tödtlich verwundet, in's nächste Dickicht herabflatterte. Aber mit dieser Unterbrechung hatte auch das für ihn so peinliche Gespräch über seine Eltern ihr Ende erreicht; denn auch Marilene schien froh, daß die Frage, wie er Jenen sein Herzensanliegen vorbringen solle, nicht weiter mehr erwähnt wurde, und erschöpfte sich in launigen Einfällen und zärtlichen Liebkosungen, um dadurch den letzten Rest von Sorge aus seinem Gemüth zu verscheuchen.

Bis sie zum „Fichtenhüttchen" in der Waldschlucht kamen, war ihr dieß so vollständig gelungen, daß sie in ihrer Herzensfreude darüber ihrem guten Schatz nun auch die Bitte nicht länger mehr verweigern mochte, wenigstens den kleinen goldenen Fingerreif mit dem blauen Vergißmeinnicht von ihm anzunehmen; eine Nachgiebigkeit, die er ihr auf der Stelle mit einem jener feurigen Küsse lohnte, bei denen sie gewöhnlich aufzuschreien pflegte: „Halt' ein, Willbald, Du tödtest mich!"

*

Der junge Förster kam indeß nicht einmal in die Lage, die Eltern aus eigener freier Entschließung von seinem Verlöbniß mit der Tochter der Wittwe in Kenntniß zu setzen. Denn er schwankte noch unentschlossen über die Art und Weise hin und her, wie er dieß am Besten und ohne sie dadurch allzu heftig aufzuregen, ausführen solle, als diese schon durch nahe Freunde aus der Nachbarschaft von dem Liebesverhältniß ihres Sohnes unterrichtet wurden, für den Vater ein Donnerschlag, für die Mutter, wiewohl sie schon den ganzen Zusammenhang ahnte, kaum minder, da sie bei dieser Gelegenheit erfahren mußte, welche böse Gerüchte schon seit Wochen über den Stolz ihres Herzens in der Umgegend zirkulirten.

Daraufhin kam es zuerst zwischen ihr und ihrem Manne zu einer sehr stürmischen Szene, worin Eltern- und Gattenliebe sich im schmerzlichsten Konflikte begegneten. Er warf ihr vor, daß sie ihm die Sache verheimlicht habe; und sie, in ihrer heftigen Art, machte ihn für das ganze Unglück so gut wie verantwortlich, weil er ihr seit Jahren beharrlich widerstanden, die auf der Hütte der Margold haftende Kaufschuld zu übernehmen und damit das Mittel in die Hand zu bekommen, die Feindin und Unruhestifterin aus dem Dorfe zu vertreiben.

Ohne daß dabei auch nur mit einer Sylbe der alten Unglücksgeschichte erwähnt wurde, tauchte diese doch wie der Schatten eines finsteren Verhängnisses vor den Seelen der beiden Ehegatten auf; die Absicht, an dieses Schicksal um keinen Preis zu rühren, fühlte Jedes aus den Worten, aus den Seufzern des Andern heraus, und dieses ängstliche Ausweichen bewirkte dadurch gerade das Gegentheil von dem, was man damit erreichen wollte. Der blinde Förster, nun schon so lange mit seinem Gewissen über diese That im Reinen, konnte dem neuen, mit ihr in so unmittelbarem Zusammenhang stehenden Ereigniß nicht die nämliche Berufung auf die beschworene Dienstpflicht entgegensetzen wie damals; fast wie eine dämonische Gewalt drängte sich ihm daher die Betrachtung über das Walten einer strafenden Gottheit auf, die in ihrer höheren unerbittlichen Gerechtigkeit Nichts nach menschlichen Satzungen und Rechtsbegriffen fragt, sondern über ihnen und trotz ihnen ihr heiliges Amt verwaltet, doppelt furchtbar für den schuldlos Schuldigen, wenn die Strafe in so reizender Gestalt erscheint, in so schöne und natürliche Empfindungen der Menschenbrust ihren herben Stachel senkt!

Die Försterin dagegen wußte es nun bestimmt, daß sie's immer gewußt habe, die alte Unglücksgeschichte werde nicht ruhen und noch einmal ihrem Hause Jammer und Trübsal bereiten! — Wie sie ihren trefflichen, eigengearteten Sohn kannte, war er seiner ganzen Denk- und Gefühlsweise nach das vom Schicksal auserlesene Opfer, um zum alten Kummer über jenes Unglück nun auch noch den Fluch des Lächerlichen zu fügen; denn ihn in einer Sache seines tiefsten Herzens durch den Hinweis auf das Urtheil der Welt, auf die Rücksichten für seinen Stand und seine äußeren Lebensverhältnisse zu einer Sinnesänderung zu bewegen, erschien der Mutter, die ihn doch darin kennen mußte, gerade so unmöglich, als wenn sie ihrem lieben Manne das verlorene Augenlicht hätte zurückgeben wollen!

Nur eine gewaltsame Lösung des so heimlich geschlossenen Liebesbundes konnte daher nach ihrer Meinung das unglückselige Verhältniß ändern, nur die völlige Aussichtslosigkeit seiner Hoffnungen auf Marilenens Besitz Willbald zur Entsagung bewegen. In dieser Ansicht bestärkte Frau Kathel schon ihr erstes Gespräch mit dem Sohne, bei welchem sie doch gewiß keine Gründe der Vernunft und des Herzens unversucht ließ, ihm das Unglück dieser Wahl für ihn und die Seinigen in ihrer lebhaften Weise vorzustellen, freilich ohne anderen Erfolg, als daß sich Beide in tiefer Gemüthserschütterung trennten. Der Förster dagegen, der seinen Sohn gleichfalls genau kannte, beobachtete, das Vergebliche aller Vorstellungen einsehend, ein finsteres Schweigen über die ganze Angelegenheit, sprach fast nur noch über Dienstsachen mit ihm und erzeugte durch seine Kälte in Willbald's Herzen eine tiefere Niedergeschlagenheit, als die Mutter mit ihrem heftigen Wesen, ihren leidenschaftlichen Gefühlsäußerungen.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Feuerwehr in New-York.

Von

A. Fischer.

(Bild S. 377.)

Die Regierung der Stadt New-York hat sich zu Ende des verflossenen Jahres veranlaßt gefunden, das Feuerlöschwesen dieser Stadt zu reorganisiren und an die Stelle der verschiedenen seither bestandenen freiwilligen Feuerlöschvereine ein ständiges bezahltes Pompierkorps nach dem Muster der londoner und wohl auch der berliner Feuerbrigaden zu errichten. Nach wenigen Monaten gelang dieß den vereinigten Bemühungen der beauftragten Fachmänner, und seit mehreren Monaten schon versieht das neuorganisirte Korps den für New-York, wo beinahe täglich Feuer ausbricht, äußerst wichtigen und nothwendigen Dienst auf eine Weise, die nach den neuesten Berichten beinahe Nichts zu wünschen übrig läßt. Betrachten wir uns das Ausrücken einer Abtheilung dieses Löschkorps auf den Brandplatz. In bester Ordnung, aber so schnell, daß ihr auch in den belebtesten Straßen Alles weichen muß, rennt sie dem Feuer zu. Der Obmann der Abtheilung mit dem Signalhorn voran, dem die von zwei kräftigen Rossen gezogene Dampfspritze, bereits geheizt, auf dem Fuße folgt. Hinter ihr kommt der Tender- und Schlauchwagen, der den Leiter- und Hakenwagen in seinem Gefolge hat. Der letztere dient zugleich zum Transport eines Theils der nöthigen Mannschaft, indem an demselben unter den Geräthschaften, welche seine Hauptlast bilden, auf sehr sinnreiche, echt amerikanische Weise schwebende Sitze für die Mannschaft angebracht sind. Zu jeder Dampfspritze, deren die Stadt bis Ende vorigen Jahres dreißig besaß, sind zwölf Mann beigegeben, während ein Leiternwagen, deren bis zum gleichen Termin zehn mobil waren, von acht Mann begleitet wird. Das ganze Korps ist daher circa fünfhundert Mann stark und in die verschiedenen Spritzenhäuser der Stadt vertheilt, welche Wachzimmer und Pferdeställe enthalten. Durch den Feuertelegraphen stehen diese unter sich und mit dem Centralbureau des Feuertelegraphen in Verbindung. Vor jedem Wachlokale steht ein Wachposten. Sobald dieser von einem in der Nähe ausgebrochenen Feuer Kenntniß erhält, allarmirt er die Wache, von der sogleich ein Theil mit der Dampfspritze dem Brandplatze zueilt. Zugleich aber wird durch den Telegraphisten an das Centralbureau telegraphirt, von wo aus jedes Spritzenhaus, jede Polizeistation benachrichtigt werden kann, und vor dem Verlaufe einer Minute wissen alle Posten nicht nur den Ort des Brandes, sondern auch die größere oder geringere Ausdehnung desselben. Da die einzelnen Abtheilungen vorzüglich eingeübt sind, und es in New-York in keinem Stadttheile an Wasser fehlt, so kann in der Regel das einmal entdeckte Feuer durch die Mannschaft der nächsten Station bewältigt werden, und es soll seit dem Bestehen der neuorganisirten Feuerwehr nur selten nöthig geworden sein, mehr als zwei, höchstens drei Dampfspritzen auf die Brandstätte zu rufen. Die Ausrüstung der Feuerwehrmänner entspricht ganz dem Zwecke ihres Dienstes. Sie tragen dunkelbaue Waffenröcke mit silbernen Knöpfen, die Kopfbedeckung besteht aus einem schwarzledernen, breitrandigen, helmartigen Hute, dessen hinterer Rand den ganzen Nacken bedeckt. Innen ist er mit einem starken eisernen Kreuze versehen, das dem Einschlagen von Schieferplatten, Backsteinen, Holztrümmern zu widerstehen vermag. Der gewöhnliche Feuerwehrmann erhält jährliche siebenhundert Dollars, ohne Verköstigung, hat Wohnung im Wachlokale und vollständige Dienstkleidung. Man kann der Stadt New-York zu diesem Institute Glück wünschen, und es ist zu hoffen, daß es sich bald ebenso erproben werde, wie die Pompierkorps zu London und Paris, denen übrigens das zu Berlin wohl auch an die Seite gestellt werden kann.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 356:

Wenn eine Gans trinkt, so trinken alle.



Kapitän Adair fleht um Blanche's Huld. (S. 382.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von **W. Smith.**

(Fortsetzung.)

23. Die Kunst des Verführers.

Kapitän Edmund Lovett Adair war, in Folge einer Appellation seines Bevollmächtigten an das große Bollwerk der britischen Freiheit, die Habeascorpusakte, aus dem Spunginghouse in Chancery Lane nach dem Gefängniß der Queens Bench übersiedelt worden, um hier als ein redender Beweis dafür zu dienen, daß es kein unweiseres und ungerechteres Gesetz in England gab als dasjenige, welches — vor den neuesten Modifikationen — Schuldhaft festsetzte. War der Schuldner ein wirklich armer Mann, so suchte er gewiß in den meisten Fällen, vermöge seines ehrenhaften-Charakters, seine Schulden aus den Erträgnissen seiner Arbeit zu decken; war er aber ein Gentleman, so fügte er ein Uebel zum andern, schüttelte seine Verpflichtungen ab wie eine unbequeme Last, und verzichtete auf seine Freiheit, um mit verschuldeten Lords und andern distinguirten Schwelgern im Gefängniß seine Zeit mit Trinken, Rauchen und Spielen todtzuschlagen. Er ging vielleicht noch als ein wackerer Mann hinein und verließ häufig das Gefängniß als Troßbube.

Werfen wir einen Blick in das schlecht ausgestattete Zimmer, in welchem, auf ihre eigenen Kosten, Kapitän Edmund Lovett Adair, Lord Harry Wildoats, Sir Hookey Ascot und Major Raike sich beisammen befanden. Alle diese Männer waren nachlässig, zum Theil bummlermäßig gekleidet, unrasirt, ungekämmt, ungewaschen, bereiteten sich einen Rostbraten auf dürftigem Feuer, tranken Branntweinpunsch, rauchten schlechte Cigarren und spielten „Blinden Hookey" mit schmierigen Karten. Alle, außer dem Kapitän Adair, waren alte Habitués an diesem Orte und schienen ihr Leben hier beschließen zu wollen.

Dem Kapitän war dieß Treiben noch neu, er vermißte sein Bad, seinen Diener, seinen Wagen, sein Reitpferd und alle andern Requisiten sogenannter nobler Passionen. Er fühlte sich herabgestimmt, entwürdigt, hoffnungslos, degoutirt. Sein Herz, so heiß empfänglich für die bezaubernde und romantische Zuneigung der schönen Blanche, und nicht weniger empfindlich für die komfortable Situation, welche Blanche's Reichthum verheißen hatte, war voll Betrübniß über das Scheitern seiner Pläne. Er rauchte nicht, wie Lord Wildoats, schnupfte nicht wie Major Raike, noch betrant er sich Tag für Tag wie Sir Hookey Ascot, wenn dieser es dazu hatte. Er allein zeigte an seinem Aeußern noch einige Spuren von Akkuratesse, trug gebürstete Kleider und Stiefeln statt der alten Socken oder Pantoffeln der Uebrigen. Er allein war auch schweigsamer und gedankenvoller als die Anderen, vielleicht eben nur deßhalb, weil die Wunde, die seine plötzliche Losreißung von seiner Angebeteten und von allen Genüssen der Freiheit ihm geschlagen, noch frisch blutete.

„Holla, Adair, wach' auf, alter Junge!" rief Lord Harry, eine dicke Dampfwolke aus seiner Cigarre blasend. „Trage nicht Kohlen nach Newcastle! Sitz' nicht da wie ein weinendes altes Weib! Willst von unserer Partie sein und seufzest nun, wie Shakspere sagt, gleich einem alten Ofen!" — „Ei, Wildoats," versetzte der Major, „weißt Du nicht, daß Ned in Liebe glüht? Ich erinnere mich, es war in Baden-Baden, wo er sich in die Maid mit goldenen Locken und goldenen Füchsen verlor. Liebe und Geld — eh, Ned, das sind zwei angenehme Dinge! Aber man muß Beide genießen können. Ohne Besitz ist auch der Trank der Hebe Essig." — „Wer spricht von Essig?" perorirte Sir Hookey. „Hier ist wirklicher Nektar, hier ist Punsch! Laßt uns einen Toast haben!

„Laßt ein jubelnd Hoch ertönen
Für die Schönste aller Schönen!"

„Gib ihren Namen zum Besten, Dolly!" sagte der Lord. — „Nein, nein!" erwiederte Adair, unsanft berührt durch diese Bloßstellung seiner zärtlichen Beziehungen zu einem edlen Mädchen.

„Wie eine Schöne auch mag heißen,
Selbst namenlos soll man sie preisen!"

„Nein, nein, den Namen, den Namen!" riefen Wildoats und Ascot zugleich. — „Ich will euch den Namen nennen!" versetzte Major Raike.

„Die Flamme Ned's, mit Gold im Haar
Und Gold im Kasten blank und baar,
Sie heißt Blanche Melville immerdar!"

„Blanche Melville! Blanche Melville hoch!" jubelte der ganze Chor. Adair fühlte sich über diesen rohen Ausbruch verletzt und gelangweilt, er konnte aber nichts dagegen thun — er war unter den Wölfen! — Weder er, noch ein anderer der Anwesenden hatte bemerkt, daß während des Lärms die Thür leise geöffnet worden war und daß zwei scheinbar ältliche, tief vermummte Frauenzimmer draußen im Flur standen, die Alles, was gesprochen worden, gehört hatten. Hinter ihnen verborgen harrten unsere beiden jungen Freunde Harry und Sim. Der Wärter, welcher die Thür geöffnet hatte, meldete dem Kapitän, daß zwei barmherzige Schwestern, oder Nonnen, oder Trauernde, die eben von einem Leichenbegängniß zu kommen schienen, mit Erlaubniß des Gouverneurs ihn sprechen wollten. Adair erblaßte, dann wurde er purpurroth. „Meine guten Kameraden," sagte er, „ich bitte euch herzlich, mir für einige Minuten das Zimmer zu überlassen!" — „Nein, nein, wir wollen die Posse mit ansehen, beim Zeus!" erwiederte der rüde Wildoats! „Doch laßt uns wie vernünftige Männer bei dem Meeting erscheinen, Freunde!" fügte er hinzu, sich mit den Fingern durch die Haare streichend. Adair nahm den Wärter bei Seite und steckte ihm eine halbe Krone zu: „Seid so gut, Cribb," flüsterte er, „und führt die Frauen in ein anderes Gemach und habt ein Auge auf diese wilden Störenfriede, daß mir Keiner in die Quere komme!" — Der Wärter geleitete die Verhüllten in ein Kabinet am andern Ende des Ganges. Als der Kapitän sich näherte, erkannte er Harry, der an der halboffenen Thür stand. „Du bist hier, mein Bursch?" flüsterte er. „Was ist aus dem Päckchen geworden?" — „Die Lady hat es bekommen, Sir, aber ich fand sie erst heute." — „Und sie gibt es heute an Sie zurück, Sir!" sagte plötzlich eine zarte weibliche Stimme in düster-ernstem Tone, und eine schmale weiße Hand reichte ihm das Packet entgegen. — „Darf ich meinen Sinnen trauen?" fragte Adair, vorwärts stürzend und die graue Kapuze vom Antlitz der Sprecherin ziehend. Er breitete seine Arme aus, um die Dame an sich zu ziehen. „Theuerste Blanche!" rief er bewegt. Blanche wich zurück. „Rühren Sie mich nicht an!" erwiederte sie streng. „Ein Brief von Ihrer Hand sagte mir heute, Sie seien hier wegen Schulden; diese Mittheilung war nöthig, weil ich ja reich bin, weil ich nicht bloß „Gold im Haar", sondern auch „im Kasten" habe! Er sagte, Sie seien in Verzweiflung; das wäre nicht nöthig gewesen, wenn Sie mich treu und wahrhaft liebten, denn treue Liebe, die der Gegenliebe gewiß ist, verzweifelt nicht. Aber der Brief sagte auch, Sie seien krank, Sie wollten sterben; — o Adair, ich bin ein Weib, geboren um zu pflegen und zu heilen. Ich hätte nicht leben können, von luxuriösen Bequemlichkeiten umgeben, so lange ich Sie krank und der Hülfe bedürftig im Kerker wußte! In Folge eines Zufalls nur fand mich dieser Knabe auf und überlieferte mir Ihre Geschenke; ich hatte Sie bis dahin für falsch und wankelmüthig gehalten. Wie glücklich fühlte ich mich, als ich mich von meinem Irrthum überzeugte! Aber das, was ich hier gehört und gesehen, ist schlimmer. Ich kam zu Ihnen mit all' meiner Sympathie und zärtlichen Ergebenheit, und finde Sie im genauen Verkehr mit den rohesten Gesellen, und höre meinen Namen entehrt durch ihre unreinen Lippen! Wäre es nach meinen Wünschen gegangen, ich würde Ihnen treu gefolgt sein, selbst in bitterster Armuth, bis an's Grab; wie Sie aber das Verhältniß gestaltet haben, sage ich Ihnen Lebewohl für ewig!" — Kapitän Adair war durch diese bewegte Rede tief erschüttert. „Nein, nein!" rief er zitternd; „nicht so, nicht so, theuerste Blanche!" Er stürzte ihr zu Füßen und hob die Hände zu ihr empor. „Sieh' mich an, Blanche — bin ich nicht krank? Hat nicht die Trennung von Dir mich bereits so elend gemacht, daß ich mir selbst nicht mehr ähnlich sehe? Wenn Du mich vergissest, Blanche, will ich sterben! Was aber die Genossen meiner Gefangenschaft anlangt, so habe ich mein Möglichstes gethan, ihren profanen Lippen mein Geheimniß zu entziehen; indeß Einer davon war mit in Baden-Baden, er hat gesehen, daß Du mein Ideal warst, und nannte hier laut Deinen Namen. Ich bin ohne Schuld an diesem Auftritte. Ich habe kein Verbrechen begangen, welches mich des Todes werth machte, den Du mich willst sterben lassen. Ja, Blanche, Blanche! ich werde sterben, wenn Du, meine Heilige, Dein Antlitz von mir wendest, denn meine Liebe zu Dir ist unverlöschlich, und ohne Hoffnung beraubt sie mich des einzigen Trostes, der mich noch an's Leben kettet." Er begann zu weinen. Blanche stand vor ihm wie ein Marmorbild. Die innere Bewegung hatte alles Blut aus ihrem Antlitz getrieben. Der Anblick des knieenden, flehenden, schluchzenden Mannes verfehlte auch auf die Uebrigen ihre tiefste Wirkung nicht. Die alte Amme Dorcas verbarg ihr Antlitz weinend in ihren Händen, Harry und Sim weinten mit. „Liebe Miß," sagte die Amme, „das ist treue Liebe! Vergeben Sie ihm, retten Sie ihn!" — „Sein Herz will brechen, Miß!" stammelte Harry. „Es ist ja solch' ein guter Gentleman!" — Sim faltete zitternd seine kleinen Hände und blickte fragend, erwartungsvoll auf Blanche. Von allen Seiten bestürmt, begann die Dame zu wanken. Gab es je einen stärkeren, erschütternderen Angriff auf das zartfühlende Frauenherz als das Schluchzen und die Thränen eines Mannes? Solchem Eindrucke kann kein Weib widerstehen, und wappnete sie sich mit einem Stahlpanzer! Frauenthränen, möchten sie strömen wie Regengüsse, würden sie kalt lassen — eines geliebten Mannes Thränen lösen sie selbst in Thränen auf; sie sind ihr der unumstößlichste Beweis seiner Treue, seiner Opferfähigkeit, und, wenn er wirklich schwankend gewesen wäre, seiner reuevollen Umkehr. Das Weib aber vergibt so gern!

Blanche hatte unter der Macht dieser Thränen all' ihre Vorsätze verloren; sie dachte nicht mehr im Entferntesten daran, daß Adair schuldig sein könne, er war ihr jetzt nur ein Opfer des widerwärtigen Geschickes, und sie hatte keinen größeren Wunsch, als ihn zu retten, ihn wieder heiter lächeln zu sehen. Das Mädchen beugte sich über den knieenden Mann, ergriff seine Hände und flüsterte tröstende, erhebende Worte in sein Ohr, Worte der leidenschaftlichsten Liebe. Sie hob ihn empor und trat mit ihm an das einzige kleine Fenster des Gemachs. Hier sprach sie lange heimlich mit ihm, nahm verstohlen ein wohlgefülltes Taschenbuch aus dem Busen und versuchte es dem Kapitän aufzudrängen — es enthielt eine große Summe. Adair wies diese zurück, aber er bat Blanche, mit seinem Advokaten Rücksprache zu nehmen. Und sie versprach es ihm heilig, sie kannte jetzt keine wichtigere Aufgabe, als eine solche Verhandlung mit dem Rechtsanwalt, die auf Edmund's rasche Erlösung von seinem rüden Trifolium abzielte.

Der Wärter nahte, es mußte für jetzt geschieden sein. Blanche tröstete den Geliebten auf ein baldiges Wiedersehen, neigte geheimnißvoll ihr Haupt dicht an Adair's Gesicht, und die reichen Locken ihres Haares, welche bei diesem Neigen herabfielen, verhüllten wie ein schützender Schleier den Kuß, den Adair auf ihre Lippen hauchen durfte. Sie hüllte sich wieder in die Kapuze ihres grauen Mantels und entfernte sich mit der alten Dorcas, während Harry mit seinem Bruder noch eine Weile zurückblieb, um dem Kapitän die Zwischenfälle bis zur Ablieferung des Päckchens zu erzählen. Nachdem dieß zur großen Befriedigung des Kapitäns geschehen und er Harry beordert, in acht Tagen in seiner Wohnung, Mivarts 18, vorzusprechen — so sicher war der Kapitän des Einflusses seiner Geliebten! — kehrten die beiden Knaben nach dem Belgravesquare in Melville's Haus zurück. Harry hatte schon beim ersten Eintritt in dieß Haus die Wißbegier, den Mann zu sehen, der einen in der Leidensgeschichte seines Vaters verhängnißvoll gewesenen Namen trug. Dießmal bemerkte er bei ihrem Eintritt einen stattlichen Herrn im Alter von etwa achtundfünfzig bis sechzig Jahren, der eben in eine prächtige Karrosse stieg. Der Anblick desselben flößte Harry solche Ehrfurcht ein, daß er sich einen solchen Herrn nicht im Entferntesten als einen Uebertreter der strengsten Gerechtigkeit vorstellen konnte.

Blanche hatte viel zu wichtige Dinge zu erwägen, als daß sie sich, kurz nach ihrem Besuche in Edmund's Gefängniß, weiter um Harry und Sim hätte bekümmern können. Die reizvolle Dame vereinigte in diesem Augenblicke in ihrem Innern die schwärmerische Leidenschaft mit dem rein Geschäftlichen ihres Rettungsplanes. Eingedenk so mancher Beispiele, die sie aus ihrer Lieblingslektüre: modernen französischen Romanen und Novellen, geschöpft, machte sie sich keine Minute ein Gewissen daraus, hinter dem Rücken ihres Vaters und ihrer Tante, die Beide viel zu poesielos dachten, um ihr Herz zu verstehen, zu Adair's Gunsten ein Geschäft abzuschließen. Sie besaß, ganz abgesehen von den Reichthümern ihres Vaters, ein eigenes, jeden Augenblick für sie verfügbares Vermögen von zwanzigtausend Pfund aus dem Erbe eines Onkels, und dieß, glaubte sie, werde ausreichen, um den Kapitän aus dem Gefängniß zu befreien. Alles für ihn zu opfern, zauderte sie keinen Augenblick.

Am Nachmittag ließ sie ihren eigenen höchst eleganten blauen Brougham vorfahren, von welchem sie selbst mit kundiger Hand die beiden Silberfüchse lenkte, und fuhr in Begleitung eines Kutschers und Bedienten, Beide in reichgestickter Livrée, zu Adair's Rechtsanwalt. Dieser hatte sein Geschäftslokal in Lincolns-inn-fields. Sein Name war Wylie Oldacre. Es war allerdings für die junge Dame ein höchst unangenehmer Gedanke, in dem Geschäfte, welches Adair's Befreiung nöthig machte, einem Dritten gegenüber die Empfindungen ihres Herzens bloßzustellen; als sie aber den freundlich blickenden alten Mann mit dem grauen Haupte sah, der, mit einer großen Brille auf der Nase, in einem großen Lederfessel vor einem prasselnden Feuer saß, da fühlte sie sich erleichtert. In Mr. Wylie's Augen war ein Ausdruck, den Blanche irriger Weise als Sympathie auffaßte. Hätte sie einen Blick auf den Zettel werfen können, den der Advokat bei ihrem Eintritt in einer Mappe verschwinden ließ, und auf welchem sie sofort Kapitän Adair's Hand erkannt haben würde, so wäre es ihr wohl nicht schwer geworden, in Wylie's Lächeln geschehene Vorbereitung und Triumph zu finden.

Mr. Wylie Oldacre's Manieren waren freimüthig, einfach und einschmeichelnd. Er kam ihr in ihren Eröffnungen, anscheinend völlig unbefangen, auf halbem Wege entgegen und erleichterte ihr die Erklärung des Entschlusses, für die Bezahlung der Schulden des Kapitäns einzutreten, wobei sie ausdrücklich die Bedingung machte, daß kein Mensch in der Welt erfahren solle, wer die erforderlichen Gelder geliefert habe. Mr. Wylie schien über diese Großherzigkeit bis zu Thränen gerührt, wenigstens glaubte dieß Blanche, als er sein altes, verblichenes, seidenes Taschentuch zog und hinter der Brille in den Augen wischte. Er ergoß sich in den wärmsten Ausdrücken der Anerkennung, als Blanche ihn bat, seinem Klienten jede unnütze Stunde fernerer Haft ersparen zu wollen. Der Advokat erklärte, daß unter diesen Umständen Kapitän Adair am folgenden Tage auf freien Fuß könne gesetzt werden.

Blanche Melville hatte, obgleich die Tochter eines Citykaufmanns und Spekulanten, weder Geschäftskenntniß, noch Lebenserfahrung; sie fragte daher nicht einmal, wie hoch sich die Gesammtsumme belaufe, wegen deren ihr Geliebter sich in Haft befinde; noch viel weniger fiel ihr ein, den oder die Namen der Gläubiger zu erforschen, sondern sie ermächtigte den Advokaten auf die legalste Weise ganz im Allgemeinen, von ihrem Fond von zwanzigtausend Pfund so viel zu entnehmen, als zur Befriedigung der Gläubiger erforderlich sei. Ja, dieß schwärmerische Weib beängstigte sich noch über die Möglichkeit, Adair könne ihre Hülfe zurückweisen. „Ich fürchte," sagte sie, „Adair's große Delikatesse und sein bis zum Aeußersten gesteigerter Begriff von Ehre macht ihn bedenklich, meinen Beistand anzunehmen; indeß ich vertraue Ihrer Ueberredungskunst, Ihrem klugen Takt, mein geehrter Herr," wobei sie ihm mit Grazie ihre Hand darreichte, über welche der alte geriebene Advokat mit einer Art väterlicher Galanterie sich zum Kuß herabbeugte, indem er erwiederte: „Ich kenne meine Aufgabe, theuerste Miß, und weiß, daß sie die größte Delikatesse erheischt. Aber obschon ich überzeugt bin, daß meines Klienten Stolz und Ehrgefühl groß genug wären, um die Hand selbst seiner treuesten Freunde zurückzuweisen, so hoffe ich doch, es wird mir gelingen, dieß zarte Geschäft zu Ihrer vollkommenen Zufriedenheit zu erledigen. Seien Sie unbesorgt, ich werde ihm die Sache in ein solches Licht setzen, daß er gar nicht refüsiren kann." — „Sagen Sie ihm, ich wolle ihn nie mehr sehen, wenn er die geringe Hülfe nicht acceptire, die ich ihm so freimüthig und so herzlich offerire." — „Und wann und wo, meine Dame, soll ich ihm sagen, daß Sie ihn sehen wollen, wenn er vermöge Ihres Anerbietens befreit ist?" — „Darüber will ich noch nachdenken." — „Ich meinerseits muß Sie jedoch bitten, mir noch einmal, wo möglich morgen um diese Stunde, die Ehre Ihres Besuchs zu gönnen. Dieß ist nöthig, um das Geschäft zum vollen Abschluß zu bringen." — „In diesem Falle werde ich nicht fehlen," schloß Blanche die Unterredung, und der Advokat geleitete sie an ihren Wagen.

Beim gemeinschaftlichen Souper fand ihr Vater sie ungewöhnlich blaß und in einer krankhaften Erregung. So routinirt war Blanche nicht, um die gewaltigen Eindrücke dieses Tages rasch in sich verarbeiten und völlig verbergen zu können; sie mußte — zum ersten Male ihrem strengen Vater gegenüber — zur Unwahrheit schreiten, um keinen Argwohn zu erregen. Und doch fühlte sie nur zu tief, daß über lang oder kurz eine Aenderung in ihrem Verhältniß zu Adair eintreten, daß dessen Geheimniß aufgelöst werden müsse, um eine ehrenhafte Verbindung herbeizuführen.

24. Nach der Befreiung.

Am andern Morgen empfing Blanche in einem zierlichen Korbe ein prachtvolles Bouquet lebender Blumen — eine seltene Gabe zur Weihnachtszeit — und folgendes Billet: „Engel! oder besser: Blanche! (ein Wort, welches für mich den höchsten Begriff aller Reinheit, Lieblichkeit und Grazie einschließt). Ich bin frei, ich bin erlöst, und nun — Dein Sklave! Und ich verdanke meine Freiheit wie meine neuen Fesseln — diese Rosenketten, welche ich mit Entzücken küsse! — einer und derselben köstlichen, lieblichen Hand — der Deinen, o Du mein Ideal! Der erste Gebrauch, den ich von meiner wiedererlangten Freiheit mache, ist, Blumen für Dich auszuwählen. Verweigere mir die Freude und die Ehre nicht, diese Blumen anzunehmen, theuerste Blanche! Halte mich weder für extravagant, noch für flach, wenn ich von einem oft gebrauchten Wort auch für mich Anwendung mache, denn Niemand kann mit größerem Rechte als ich sagen: Du hast Blumen auf meinen Weg gestreut. Die, welche ich Dir sende, sind nur einige, die ich aufhob von denen, die Du mir streutest. Wann darf ich Dich sehen, Theuerste? Ich finde in meinem Zimmer unter einer Menge von Briefen und Einladungen eine solche von Mrs. Revel zu einem Balle in der zwölften Nacht. Jedenfalls gehst auch Du hin. Es ist die übermorgende Nacht. Wenn mir das Glück, Dich zu sehen, nicht eher lächelt, finde ich Dich dann bei Mrs. Revel? Mein Herz zittert vor Wonne bei dem Gedanken, eine Ballnacht in Deiner Nähe zu verleben. Die gute Revel — sie ist ja Deine aufrichtige Freundin! — wird uns Gelegenheit geben, einige Minuten allein zu sein. Mögen denn alle guten Engel ewig über Deinem theuren Haupte wachen, meine geliebte Blanche, zum höchsten Glücke Deines Edmund."

Blanche vermochte beim Lesen dieser glutvollen Zeilen kaum einen lauten Ausbruch der Freude zurückzuhalten. Ihre Wangen, seit gestern so blaß, wurden wie durch einen Zauberschlag wieder roth; sie glich einer von den köstlichen Rosen, die sie an ihre Lippen preßte. Thränen der innigsten Liebe füllten ihre Augen. Ihre freudige Erregung steigerte sich, als sie kurz darauf eine Einladung von Mrs. Revel selbst erhielt. In dieser Stimmung setzte sie sich an ihren zierlichen Schreibtisch und schrieb zwei Billets, eins an Mrs. Revel, worin sie ihr Erscheinen auf dem Balle zusagte, das andere an Adair, in welchem sie ihm die Acceptation mittheilte und ihm sagte, wie glücklich sie sich fühle, ihm eine Freude bereitet zu haben, und wie sehr sie sich sehne, ihn wiederzusehen.

Hierauf ging sie mit ihrer Zofe zu Rathe, welches Kleid sie zu dem bevorstehenden Balle anlegen solle. Blau und weiß waren die Farben, die Edmund an ihr liebte. Er hatte sie zuerst in einem weißen Atlaßkleide mit einem Ausputz von Blau und Silber, und mit blauen Blumen mit silbernen Zweigen im Haar gesehen. Blau und weiß mußte daher jedenfalls gewählt werden. Die Modistin lieferte zwei kostbare moderne Roben in diesen Farben, und Blanche fand eine davon geeignet, ihm darin zu gefallen... Ihm zu gefallen, das war jetzt ihr höchster, ihr einziger Wunsch.

Wir müssen hier bemerken, daß Kapitän Adair die Zusammenkunft auf dem in Rede stehenden Balle vorbereitet hatte, indem er Mrs. Revel zu der doppelten Einladung bestimmte. Diese Dame, welche der Familie Melville freundschaftlich nahe stand, war für den schönen Kapitän sehr eingenommen und hatte ihm schon manchen Dienst geleistet. Sie war jung, schön, Mutter zweier lieblicher Kinder; ihr Gatte war ein älterer Kronbeamter, der sie auf den Händen trug und ihr völlig freien Spielraum ließ. In Baden-Baden, wo sie sich gleichzeitig mit Blanche und Adair befunden, hatte sie, namentlich während des Unwohlseins der Tante Bracebridge, manches Zusammensein zwischen den beiden Liebenden vermittelt. Sie liebte allerliebste kleine Intriguen; in Adair's Falle aber hatte sie ein spezielles und reelles Interesse: ihre Mutter, eine vermögende Wittwe, hatte dem Kapitän eine bedeutende Summe vorgeschossen, die er nach der Verheirathung mit Blanche leicht von deren Mitgift bestreiten konnte.

Blanche hatte keine Ahnung davon, daß Kapitän Adair bei der Veranstaltung der Zusammenkunft seine Hand im Spiele gehabt, daß Mrs. Revel die Erste war, welche von seiner Wiederbefreiung Kenntniß erhielt. Das schwärmerische Mädchen, Alles in ihres Geliebten Wesen glorifizirend, war, nach tagelanger Pein der Ungewißheit und der Sorge, wieder heiter und frisch im Herzen. Ihr Gang war beflügelt, ihre Sprache leicht und wie von einem dichterischen Hauche belebt; sie sang und trillerte, wo sie ging und stand. Es schien ein neuer Geist in's Haus gezogen; der Frühling schien bereits im Anzuge und sie sein erster Bote, die singende Lerche.

Aber sie war innerlich, in Erwartung des Künftigen und zunächst des Balles, so unruhig, daß es sie bei keiner Beschäftigung in sonst gewohnter Weise litt; selbst die Lektüre, welcher sie Abends im Boudoir einige Zeit zu widmen pflegte, fesselte sie nicht. Sie durchwachte einen großen Theil der Nacht, und erst gegen Morgen übermannte sie die Abspannung; sie versank in einen von süßen Träumen belebten Schlaf, und als sie daraus erwachte, war es bereits zehn Uhr. Erst am Nachmittag bemerkte sie, vom Fenster aus, einen der beiden Knaben, Harry, welcher mit einem Packetchen in der Hand, wie sie die Krämer zu machen pflegen, auf das Haus zukam. Da durchzuckte sie ein Gedanke. Sie hatte die Knaben, wie sie sich erinnerte, für diesen Tag wieder bestellt. Ohne Zweifel verhielten sie sich in der Küche. Wie wäre es ihr am Tage vor einem Balle möglich gewesen, sich mit dem Interesse zweier Heimatlosen zu beschäftigen?

Blanche befahl Jessie, Harry nach ihrem Zimmer kommen zu lassen. Der Knabe trat schüchtern ein. „Seid ihr, Du und Dein Bruder, gesättigt, mein Junge?“ — „Ja, Miß, vollkommen.“ — „Hier sind zwei Schillinge für euch. Ich bin jetzt und morgen viel zu beschäftigt, als daß ich mir die nöthige Zeit zur Rücksprache mit meinem Vater nehmen könnte. Kommt also übermorgen wieder. Jetzt geht Beide mit Gott! und hörst Du, mein Bursch? Sei hübsch verschwiegen! Du kannst vielleicht in des Kapitäns Dienste kommen!“

Harry und Sim waren hiermit für zwei fernere Tage entlassen. Als sie am Abend zu Mr. Curt in Short's Gardens zurückkehrten, gewahrten sie zu ihrem Schrecken eine große Veränderung. Jack mit der Laterne war nicht anwesend. Curt und der Quäker Ebenezer Nott waren still beschäftigt, fahrende Habseligkeiten zusammen zu packen, wobei Mrs. Curt, in trunkener Aufregung, zu verschiedenen Malen eifernd und belfernd dazwischen fuhr, einzelne Gegenstände wieder wegriß und in einem wilden Kommandotone verbot, irgend Etwas zu nehmen, was ihr Eigenthum sei. Ihr unglückseliger Gatte erwiederte Nichts auf all' ihre heftigen Reden, sondern hantirte ruhig weiter. Nur der Quäker suchte die aufgeregte Megäre von Zeit zu Zeit durch einen frommen Spruch zu besänftigen, worauf indeß die Frau stets mit Spott und Hohnlachen antwortete.

Plötzlich wendete sich Mrs. Curt gegen die Knaben, die mit ängstlicher Besorgniß fragend auf die befremdende Beschäftigung der beiden Männer blickten. „Was wollt ihr noch hier, ihr unnützen Würmer!“ schrie sie erbost. „He, das gefällt euch, in fremden Zimmern aufzuliegen, wo ihr keine Miethe und kein Schlafgeld zu bezahlen braucht? Aber damit hat's ein Ende. Euer berühmter Beschützer kann sich selber nicht mehr halten, fällt aus seinem unbezahlten Zimmer wie aus allen Löchern seiner Kleidung heraus. Hat er sein Geld mit andern Herumtreibern vertrunken, statt die versprochene Miethe zu bezahlen, so mag er nun sehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Bei mir hat er ausgekartet, wie all' solches Mannsgelichter, dieses Eselsgesicht hier (ihr Gatte) mit eingerechnet! Macht, daß ihr fortkommt! Das Zimmer ist an einen Andern vergeben, der besser blechen kann wie euer Papierkritzler!“ Sie näherte sich den erschreckten Knaben, eine leere Flasche schwingend, als wolle sie mit derselben losschlagen. Erstere wichen bestürzt zurück und gingen nach der Straße hinaus. Sim weinte, aber Harry zog in finsterem Trotz die Brauen zusammen.

Als sie noch unschlüssig und rathlos am Hause standen, trat der Quäker heraus, nahm die Knaben bei Seite und sagte, sie möchten einige Augenblicke warten, bis Mrs. Curt in den Schenkraum gegangen sei; dann sollten sie leise in seine Kammer schlüpfen und in derselben bis zum Morgen bleiben. Sobald er mit Einpacken zu Ende sei, wolle er ihnen das Weitere mittheilen. Eine Stunde später kam er und schloß sich mit den Knaben ein. „Ihr wundert euch, arme Gesellen, nicht wahr, daß ihr seit gestern so Manches verändert findet? Seit vorgestern, muß ich sagen, denn das unglückliche Saufgelag von Jack's Gelde hat dem Fasse den Boden ausgeschlagen. Wir sind Fremdlinge geworden in diesem Hause, ich und der Master, und ihr und Jack mit der Laterne dazu, denn der Straßenautor hat leider all' sein erschriebenes Geld rasch durchgebracht, statt zu bezahlen, und Mrs. Curt hat einen andern Miether angenommen. Was aber meinen guten Master angeht, so hat ihn vorgestern Nacht nicht allein seine betrunkene Frau geschlagen, sondern sich auch in diesem Teufelswerke von Squib und Paul helfen lassen. Ihrer Drei sind sie über den armen Mann hergefallen, und ich habe ihn mit Mühe den Satanshänden entrissen.

„Am folgenden Morgen kam, wie von Gott gesendet, die Nachricht von Curt's Vatersbruder aus Amerika, er möge, wenn ihm in England kein Glück blühe, hinüberkommen und in sein Geschäft, eine große Buchbinderei, als Werkführer und später als Erbe eintreten, da der Onkel keine Kinder habe und es ihm wohl gehe. Das Reisegeld lag dem Briefe bei. Da ward es plötzlich Licht in Masters Seele. Er faßte den Entschluß, dem Jammer zu entfliehen und Gottes Hand die Besserung seines Weibes anheim zu geben. Ein Mann, der einmal geschlagen worden, ist entwürdigt auf immerdar. Mrs. Curt bereute Nichts, als er seinen Entschluß kund that, sie treibt ihn vielmehr hinaus. Ich aber, ich bleibe dem guten Manne treu, ich gehe mit ihm, wohin er auch seine Schritte lenke, denn er verdient, daß man ihm Treue halte. Mein Erspartes — ich war immer ein nüchterner und genügsamer Mann — reicht aus für die Reise; drüben über dem Ozean werde ich arbeiten und der Herr der Heerschaaren wird mich gnädig führen. Nun macht's euch bequem, ihr armen Verlassenen! Ihr sollt in meinem Bette schlafen, ich liege gut auf meinen neuen Reisedecken und diesem Kleiderbündel. Keine Umstände, Freund Harry. Es ist mein Wunsch, daß ihr dieß Bett einnehmt, weil der Herr mir für diesen kleinen Dienst Freude in's Herz träufeln läßt. Ist's doch eure letzte Nacht in diesem Hause der Lästerungen und der Sünde. Schlaft sanft! Gottes Engel mögen über euch wachen!“

So verbrachten Harry und Sim ihre letzte kummervolle Nacht in Short's Gardens. Sie hofften, Jack mit der Laterne werde noch vor ihrer Entfernung am Morgen zurückkehren, doch blieb er aus; und als nun Curt mit dem Quäker, von Mrs. Curt heftig gescholten statt gesegnet, sammt ihren Habseligkeiten die Droschke bestiegen, um nach dem Bahnhofe zu fahren, da verließen auch Harry und Sim, weinend über den Abschied zweier braver Männer, das Haus. Sie hatten das kaum Erreichte, ihre Schlafstätte, wieder verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels Seite 348:

Zeitraum.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 33.

Stuttgart, 1866. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Im fernen Westen Frankreichs.

Die Bretonen.

Von **Richard Andrée.**

Wir kennen heutzutage kaum einen größeren Staat, dessen Angehörige nicht aus den verschiedensten Nationalitäten bestehen. Im europäischen Rußland allein hat man vierundfünfzig Völkerschaften aufgezählt, die dem Szepter des Zaren gehorchen; die Türkei zeigt ein buntes Völkergewimmel; zu den Skandinaviern gesellen sich Lappen und Finnen; in Deutschland wohnen Slaven und Wälsche, und von Frankreich weiß man, daß dort nur wenig mehr als die Hälfte aller Einwohner französisch spricht. 14 Millionen Menschen reden provençalisch, 1,160,000 deutsch, 160,000 baskisch, 200,000 italienisch, 100,000 katalonisch, 200,000 vlämisch und über eine Million bretonisch. Diese kleinere, nicht französische Hälfte der Einwohner wird dafür auch gebührend ignorirt; für ihre Bildung geschieht so gut wie nichts; es gibt keine Staatslehranstalt, welche von der Nationalität dieser siebenzehn Millionen Deutscher, Vlamingen, Italiener, Provençalen, Basken, Katalonen und Bretonen auch nur die mindeste Notiz nähme.

Bei Weitem das interessanteste Volk unter den genannten sind die zum keltischen Stamme gehörigen Bretonen. Römer, Griechen und Germanen waren es, welche die über den Westen und Süden Europas verbreitete keltische Sprache fast ganz ausrotteten. Ihre Nachkommen sind es, die noch heute den siegreichen Kampf gegen die Ueberreste jenes alten Volkes führen. Wie er enden wird? darüber besteht kein Zweifel; wie der Schnee vor der Sonne, so schmelzen die mehr passiven Kelten vor ihren thatkräftigen Gegnern dahin. Heutzutage wird keltisch nur in der Westhälfte Irlands, auf den Hebriden und im nordwestlichen Schottland, auf der Insel



Eine Familienszene in der Bretagne. Von Guillemin.

Man und endlich in der Bretagne, dem westlichsten Vorsprunge Frankreichs, gesprochen. Hier ist die Sprache jedoch schon so stark mit Französisch vermischt, daß nur die Hälfte derselben noch keltisch genannt werden kann, und dennoch erscheint sie uns wie ein ehrwürdiger Sonderling aus altersgrauer Vorzeit. Zurückgedrängt durch das französische Element, wich sie Schritt auf Schritt und steht nun an den steilen, in den atlantischen Ozean abfallenden Küsten. Da klammert sie noch einmal sich krampfhaft an den Rand an, bevor sie gleichsam in das Meer hinabstürzt, um auf ewig zu verschwinden; in das Meer, das nie den Kelten hold war, das der Schauplatz für die Großthaten derjenigen Völker werden sollte, welche die Kelten vertrieben.

Die Geschichte der Bretagne zeigt uns ein armes, einfaches und selbst etwas wildes Volk, das elf Jahrhunderte lang für seine Freiheit gegen den stärkern Nachbar ankämpfte. Die Engländer und Franzosen trugen alle Gräuel eines fürchterlichen Krieges in die öden Landschaften der Bretagne, und als das stolze Inselvolk gänzlich vom Kontinente verjagt war, da setzten die Franzosen allein die Kämpfe gegen die Bretagne fort, die zur Unterwerfung der unabhängigen Herrscher führten.

Sieht man sich im Lande selbst nach Zeugen für dessen Geschichte um, so sagen uns die ungeheuren Wälder und ausgedehnten Haidelandschaften, daß hier von jeher wenig Kultur herrschte und daß die Zahl der Einwohner nicht sehr groß sein konnte. Spuren der Künste und gewinnbringender Handelsbeziehungen mit andern, weiter vorgeschrittenen Völkern finden sich auch nicht, und nur die ungeheuren Steinmonumente, die wie riesige Fragezeichen vor uns stehen, rufen Bewunderung und Erstaunen im Beschauer wach. In der Ebene von Karnak erheben sich viertausend große, aufrechte Steinblöcke, in lange Linien angeordnet, nebeneinander; sie werden jedoch noch von den alten Steindenkmalen bei Lockmariaker übertroffen. Das Brechen, der Transport und die Aufstellung dieser immensen Steinmassen zeigt eine ungeheure Aufwendung von Kraft, ihre Formlosigkeit jedoch einen barbarischen Geschmack an. Welches Volk erbaute diese Monumente? Mehr denn je hat in unsern Tagen diese Frage den Forscher beschäftigt, doch noch ist keine Lösung erfolgt, nur so viel weiß man, daß nicht die Vorfahren der heute noch die Bretagne bewohnenden Kelten die Erbauer waren, daß vielmehr diese steinernen Zeugen alter Zeiten einem untergegangenen, jetzt von der Erde verschwundenen Volke angehörten.

Wie die keltischen Theile Großbritanniens durch den Aberglauben ihrer Bewohner berüchtigt sind, so finden wir auch bei den Bretonen dasselbe. Bei ihnen hauste König Arthur mit seiner berühmten Tafelrunde, dort haben die Sagen von Amadis, Lancelot, Tristan, der Fee Morgan und vom Zauberer Merlin ihren Ursprung, und noch heute erzählt man sich in der einfachen Bauernhütte ihre Thaten, wobei die nimmer ruhende, geschäftige Phantasie des Bretonen all' jene Helden mit neuen Wunderdingen ausschmückt.

Der Ackerbau befindet sich in der Bretagne noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwicklung, und große Ebenen, die sich vortrefflich zur Kultivirung eignen, liegen brach. Die Industrie ist, abgesehen von der Fabrizirung einer groben Leinwand, nicht sehr vorgeschritten, aber der Handel blüht in den günstig gelegenen Häfen. St. Malo und Lorient lassen ihre Schiffe nach Südamerika gehen, während Nantes, das sich von Tag zu Tag hebt, den ganzen Handel der französischen Antillen an sich gezogen hat und Brest als Kriegshafen berühmt geworden ist.

Schon die keltische Sprache, die theilweise im Volke der Bretagne noch die herrschende ist, setzt der Bildung ein Hinderniß entgegen, und da es mit den Schulkenntnissen des niedern Volkes in Frankreich überhaupt sehr übel bestellt ist, so werden diese Mängel hier doppelt fühlbar. Daru erzählt in seiner „Geschichte der Bretagne", daß dort nicht einmal der dreißigste Theil der Menschen lesen und schreiben kann.

Die Bretonen von heute zerfallen in eine Menge kleiner Stämme, die in Sitten und Gebräuchen viel Verschiedenes aufweisen. Wer sie kennen lernen will, der durchziehe an schönen Sommertagen das Cornouaille, den Landstrich, der zwischen Morlaix und Pontivy um die Berge von Arré herumliegt. An den Küsten eröffnet sich eine großartige und furchtbare Szenerie; dort stürmt und wüthet das Wogengedränge des atlantischen Ozeans mit grimmigem Tosen gegen Penmarch, einen der westlichsten Punkte der Bretagne, an.

Die Bretonen sind ungemein religiös und erachten es als eine große Ehre, wenn ihre Söhne in den geistlichen Stand treten oder Schulmeister werden. Der sechzehn- oder achtzehnjährige Bursche, welcher Neigung zum Studium zeigt, wirft Pflug und Hacke bei Seite und zieht nach Tréguier in's Seminar, um Klöarek (Seminarist) zu werden. Dort wohnt er mit vier oder fünf seiner Kameraden zusammen in einem armseligen Dachstübchen, und die Eltern senden ihm zum Lebensunterhalte, was sie entbehren können, das Uebrige erwirbt er sich durch allerhand niedrige Arbeiten, zum Beispiel Holzspalten, Wassertragen oder im besten Falle durch Unterricht. Der Gegensatz zwischen dieser elenden Existenz und der darauf folgenden mächtigen und großartigen Gewalt als Priester, die Trennung von der Heimat und allen Freuden der Jugend, ja des Lebens, wirken natürlich ungemein auf das Gemüth, erregen dasselbe und stimmen es zum Mystizismus, der sich in eigenthümlichen Gedichten Luft macht.

Daheim in ihren zerstreuten Dörfern und vereinsamten Landhäusern führen die Bretonen ein ungemein einfaches Leben. Die Kirche ist der Angelpunkt, um den sich fast Alles dreht; dort halten sie ihre „Pardons" oder Heiligenfeste und den großen Todtentag. Dann trauert Jedermann, und den ganzen Tag über findet Gottesdienst statt. Die Reste eines Mahls, welches die religiösen Uebungen beschließt, bleiben auf der Tafel stehen; sie sind für die Todten bestimmt, welche sich um den Tisch zum Schmause vereinigen. Auch der Johannistag, den das Christenthum an die Stelle des druidischen Sonnenfestes setzte, wird hoch in Ehren gehalten. Auf den Hügeln flammen große Feuer, um welche die Bevölkerung herumtanzt; dazu erklingt das „Biniou", ein einfaches ländliches Instrument, die Schalmei des Schäfers oder der Wiederhall eines kupfernen Beckens, das mit Rohr überzogen ist. Ein angekohltes Holzstück vom Johannisfeuer wird sorgfältig aufbewahrt und schützt, zusammen mit einem am Palmsonntag geweihten Buchsbaumzweige und einem Stückchen Dreikönigskuchen, die Hütte gegen das Einschlagen des Blitzes.

Mit großer Liebe hängen die Bretonen an ihrem Heimatlande und dessen Sitten und Gebräuchen. Gegen Fremde sind sie mißtrauisch und verschlossen, daheim aber in der Familie — da thauen sie auf. Alles athmet dort Behaglichkeit und Einfachheit. Die Wände sind mit Holz getäfelt; einige bunte Heiligenbilder und der Weihwasserkessel mit dem Rosenkranze sind der einzige Schmuck. Der Mann ergreift das dreisaitige Instrument, das an die Gusle der Serben erinnert, und singt dazu die volksthümlichen, elegischen Lieder, die irgend einen Klöarek zum Verfasser haben. Seine Kleidung ist gewöhnlich von dunkler Farbe, schwarz oder dunkelblau; nur eine rothe oder blaue Schärpe hebt den düstern Eindruck dieser Tracht ein wenig. Die Frau trägt einen weißen Ueberwurf, ähnlich jenem der Beguinen. Die Ehen werden schnell geschlossen und sind meistens glücklich; die allgemein geübte Gastfreundschaft erscheint als eine Pflicht, und jeder Arme, sei es auch der niedrigste Bettler, gilt als der „Gast Gottes".

Der Kernewote an der Küste ist in mancher Beziehung von den übrigen Bretonen verschieden. Fischerei und Schifffahrt, seine Beschäftigungen, bringen dieß schon mit sich. Bei Hochzeiten ist er ausgelassen heiter, auf den Jahrmärkten hält er wilde Zechgelage und erfreut sich an Ringübungen. Seine Kleidung zeigt glänzendere Farben, ist stets mit Roth, Blau oder Violett eingefaßt; das lange Haar hängt bei den Männern bis auf die Schulter herab, und die sackförmige Hose ist weit und breit bekannt. Eins aber zeichnet die Tracht des Kernewoten vor der aller andern Völker aus. Die Schneider dieses bretonischen Stammes verewigen sich nämlich, ähnlich wie Maler und Bildhauer auf ihren Werken, dadurch, daß sie in die von ihnen gefertigten Jacken oder Westen ihren vollen Namen und das Datum, an welchem das Stück vollendet wurde, einnähen.

So zäh auch der Bretone an seinen alten Sitten und Gebräuchen hängt, vor dem Alles nivellirenden Strome der neuen Zeit kann er nicht Stand halten. Ein Volksthum, das keine Vertreter in den gebildeten Ständen hat, das nur aus Bauern besteht und

eine Literatur nicht aufzuweisen hat, verschwindet; es geht auf in dem mächtigern Nachbar, der die Kultur und Civilisation auf seiner Seite hat. Von Jahr zu Jahr nimmt die Zahl Derjenigen, die bretonisch reden, ab, und das Französische greift mehr Platz. Der Bretone folgt hierin nur dem allgemeinen Gesetze; er theilt dasselbe Schicksal mit seinen Verwandten in Irland und Schottland, denn auch dort eilt die keltische Sprache ihrem Untergange zu. In Cornwallis, dieser englischen Landschaft, deren Name gleichbedeutend mit dem französischen Cornouaille ist, starb das keltische Idiom schon dahin, und wenn der Spruch wahr ist: „Die Sprache ist das ganze Volk" — so ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis der Letzte seines Stammes ausrufen kann: „Bretonen hießen wir einst!"

Aber weßhalb noch?

Ein Bild aus dem Zuchthause

von

F. F. Engelberg.

An einem Montage trat ich etwas früh, und gerade in dem Augenblicke in das Zimmer des Direktors, in welchem dieser einen Sträfling „abkanzelte". Das kommt im Ganzen selten vor. In der Regel erhält der Direktor zu einer gewissen Tageszeit die schriftlichen Anzeigen der Aufsichtsbeamten, in welchen die Ordnungswidrigkeiten der Sträflinge kurz angegeben sind, vorgelegt. Diese Anzeigen bilden einzig und allein die Grundlagen für die Strafurtheile. Der Sträfling wird nicht weiter gehört und auf Entschuldigungen, wenn dergleichen auch wirklich vorhanden sein sollten, keine Rücksicht genommen. Für den Umfang des Strafmaßes gibt es keine gesetzlichen Bestimmungen; der Direktor bemißt dasselbe nach dem Grade der einzelnen Verschuldung in erster und letzter Instanz und duldet hierbei auch keinerlei Einmischung.

Da mir das Alles bekannt war, so mußte ich aus dem unmittelbaren Verkehr des Direktors mit jenem Sträfling annehmen, daß entweder ganz Ungewöhnliches vorgekommen, oder daß ein besonderes Interesse für die Persönlichkeit des Letzteren vorhanden sein müsse.

Die Persönlichkeit des Letzteren war ganz dazu geeignet, Interesse zu erwecken. Es war eine jugendliche, hohe und kräftige Gestalt in ungebeugter, kerzengerader Stellung. Das Gesicht trug zwar bereits die charakteristische graugelbliche Gefängnißfarbe, aber zwischen den hochgewölbten schwarzen Augenbrauen markirte sich ein grenzenloser Trotz, die schräg verzogenen Mundwinkel umspielte Hohn und Verachtung, und die wahrhaft schönen Augen blickten mit einer gebieterischen Kühnheit um sich. Es kam aber noch hinzu, daß über das Ganze eine unendliche Weichheit ausgebreitet und daß auf dem Grunde der Augen eine kindliche Gutmüthigkeit zu lesen war.

„Du willst es also darauf ankommen lassen?" fragte der Direktor, indem er sich nach der Unterbrechung, die mein Eintritt verursacht hatte, wieder zu dem Sträfling wendete. — „Ja, ich muß, ich darf nicht anders," erwiederte dieser bescheiden, aber bestimmt. — „Mensch!" schrie der Direktor wild auf, „Du sprichst Dir Dein Todesurtheil; ich sage Dir, Du mußt zu Grunde gehen." — „Auf ein wenig früher kommt es mir nicht an. Das Schwerste habe ich überstanden. Der Geist ist bereits todt, jetzt hat nur der Körper noch zu leiden." — Der Sträfling sagte das mit wehmüthigem Ernste, nicht eigentlich als Erwiederung, sondern mehr vor sich hin, als wenn er sein Thun vor sich selbst rechtfertigen wollte. — „Ich meine es gut mit Dir," begann der Direktor nach einer kleinen Pause; „deßhalb rathe ich Dir, füge Dich in die Hausordnung. Du kannst das, wenn Du nur willst. Trotz darf hier nicht geduldet werden, und ich habe Mittel genug in den Händen, um ihn zu brechen. Lass' Du es nicht darauf ankommen; Du bist der Erste nicht, gegen den diese Mittel Anwendung finden werden; Du wirst aber auch nicht der Einzige sein, der bis an sein Ende Widerstand leistet." Der Sträfling sah düster vor sich hin, er erwiederte aber nichts; er mochte das für unnöthig halten oder im Geiste die Leiden übersehen, die ihn treffen sollten. „Vergiss' nicht," fuhr der Direktor fort, „daß Du auf Lebenszeit hier bist, und daß Du zunächst sechs Tage Zeit hast, um Dich eines Besseren zu besinnen. Jetzt geh' an Deine Arbeit."

Der Sträfling ging nicht, er blieb stehen und schien mit einem Entschlusse zu kämpfen. Nach wenigen Augenblicken mußte dieser gefaßt sein. Die Augen richteten sich auf den Direktor. Der Blick, in welchem sich der gesammte Gemüthszustand dieses Menschen abspiegelte, blieb einige Sekunden auf dem Direktor ruhen. Dann öffnete sich der Mund, und leise und zitternd hörte ich ihn sagen: „Ich danke Ihnen — ich fühle es, Sie meinen es gut mit mir — ich danke Ihnen — aber ich . . ." Weiter hörte ich Nichts, die Bewegung machte das weitere Sprechen unmöglich. Der Sträfling wendete sich rasch der Thüre zu, ein Aufseher führte ihn fort — zur Arbeit.

„Das ist ein merkwürdiger Mensch," sagte der Direktor, als die Thüre sich geschlossen hatte. „Sechs Tage in jeder Woche ist er ein Muster von Akkuratesse, Fleiß und Fügsamkeit. Alle Beamte sind seines Lobes voll, weil sein Verhalten nicht ohne Einfluß auf die übrigen Sträflinge geblieben ist. Aber am siebenten, am Sonntage, da geberdet sich der Mensch wie ein Toller, da setzt er seinen Kopf auf, und Nichts, weder das Wort der Mahnung, noch das der Drohung, noch auch die empfindlichsten Strafen haben ihn bis jetzt zur Raison bringen können." — „Und wie äußert sich der Trotz?" fragte ich neugierig. — „Der Mensch will durchaus nicht in die Kirche," erwiederte der Direktor. — „Aber weßhalb?" — „Ja, wenn ich das wüßte!" versetzte der Direktor verdrießlich. „Nun, er sagt einfach: ich kann nicht. So gern ich auch Nachsicht übte, so darf dieß doch gerade in diesem Punkte nicht geschehen. Der Mensch muß sich fügen, und sollte ich sonst Etwas mit ihm vornehmen." Die Unterhaltung war hiermit beendigt, da ich keine Veranlassung hatte, dieselbe fortzusetzen.

Kurze Zeit später führten mich wiederum Dienstgeschäfte nach der Strafanstalt. Ich hatte bereits mit mehreren Sträflingen verhandelt und nur noch eine Sache zu erledigen. Als der hierbei betheiligte Sträfling eintrat, erkannte ich auf den ersten Blick den Menschen wieder, mit dem ich in dem Zimmer des Direktors zusammengetroffen war. Er sah sehr angegriffen aus und war so schwach, daß er sich nicht aufrecht erhalten konnte. Der Aufseher sagte mir, daß er den Sträfling aus der Isolirzelle bringe und daß er ihn auch wieder dahin führen müsse, weil derselbe immer noch nicht nach der Kirche gehen wolle.

Aus den mir vorliegenden Akten hatte ich ersehen, daß dieser Sträfling einer angesehenen und reichen Familie angehörte, und daß er selbst über ein nicht unbedeutendes Vermögen würde haben verfügen können, wenn er sich nicht im Zuchthause befunden hätte und ihm damit die freie Verfügung nicht entzogen gewesen wäre.

Die Familienverhältnisse und das krankhafte, leidende Aussehen des Sträflings veranlaßten mich, über seine Vergangenheit und über seine Zukunft mit ihm zu reden. Von jener wußte ich noch nichts und von dieser nur so viel, daß er auf seine Lebenszeit im Zuchthause verbleiben sollte. Anfangs erhielt ich nur kurze, abgebrochene Antworten, die keinen Zusammenhang hatten. Das schreckte mich indeß nicht ab, ich hatte ja bei der Unterredung mit dem Direktor wahrgenommen, daß Straußberg — so hieß der Sträfling — ein weiches Gemüth und daß er die Güte des Direktors gefühlt und dankbar anerkannt hatte. Und dieß ließ mich hoffen, wenn auch nicht mehr, doch sicher dasselbe zu erreichen. Straußberg wurde in Wirklichkeit auch nach und nach offener und zutraulicher. Er erzählte mir über die lange Dauer seiner Untersuchungshaft und dann auch Einiges über seine Verurtheilung, die wegen Todtschlags erfolgt war, sagte aber nichts von seiner Schuld oder Unschuld, auch nichts von dem, was er gefühlt und gelitten haben müßte, er sprach überhaupt so, als ob er nicht von sich selbst, als ob er von einem Dritten rede.

Ich wollte zunächst die Erinnerung in ihm wach rufen. „Haben Sie Niemand da draußen gelassen, der Theil an Ihnen nimmt?" fragte ich weich, indem ich ihm mild in die Augen blickte. — „Nein," versetzte er rasch. — „Keinen Vater, keine Mutter, keinen Bruder, keine Schwester?" — „Nein, nein," erwiederte er hastig. — „Auch keinen Freund? Sollte es denn gar keine Seele geben, die sich Ihrer in Liebe erinnerte und den Wunsch hätte,

daß Sie frei sein möchten?" Straußberg antwortete nicht; er hatte die Augen zu Boden gesenkt und starrte vor sich nieder. „Nicht wahr?" sagte ich innig und warm, „Sie stehen nicht so ganz allein da; es gibt noch einen Menschen, der Ihr Schicksal beweint." Ich hatte damit eine wunde Stelle berührt, ich sah dieß ganz deutlich. Straußberg zuckte zusammen, seine Hände griffen in einander, die Sehnen und Muskeln traten hervor, als ob sie in einem Drucke eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Kraft aufwenden müßten. Aber der Mund blieb geschlossen, kein Laut wurde hörbar, er unterdrückte die Ausbrüche der innern Bewegung. Das Herz war immer noch nicht weich, der Trotz noch nicht gebrochen. Ich hatte nur erst die Erinnerung wach gerufen, ich mußte nun auch die Sehnsucht in ihm erwecken, die Hoffnung in ihm aufleben lassen.

„Straußberg," begann ich nach einer kleinen Unterbrechung, „haben Sie nicht den Wunsch, daß Sie frei sein möchten?" — „Nein!" preßte er mit Anstrengung heraus. — „Das ist traurig," versetzte ich und ich konnte dabei meine Bewegung kaum unterdrücken. „Sie sind noch jung. Wollen Sie das lange Leben, das noch vor Ihnen liegt, so ganz im Dunkeln gehen, soll da nicht ein Strahl von Hoffnung hineinfallen und Ihnen zur Leuchte dienen? Straußberg, ich weiß es, es gibt einen Menschen, der Ihnen eine Thräne, ach, was will ich denn, der Ihnen unzählige Thränen nachweint. Möchten Sie nicht mit diesem Einen frei und ohne Anfechtung durch das Leben gehen?" Ich hatte, indem ich das sagte, an die Mutter des Sträflings gedacht, welche nach Ausweis der Akten sich noch am Leben befand. Straußberg richtete den Kopf wieder hoch und seine Augen auf mich. Der Blick war trübe, düster, trocken. Er enthielt eine ungeheure Menge des bittersten Schmerzes. Aber das nicht allein, er enthielt auch Vorwürfe, die mir gemacht wurden, weil ich diesen Schmerz von Neuem fühlbar gemacht, vernarbte Wunden wieder blutig gerissen hatte. Dieser Blick machte mich auf Augenblicke verlegen; ich vergaß, was ich gewollt hatte, und dachte nur daran, daß Straußberg unendlich leiden müsse. „Aber weßhalb —?" Diese beiden trotzig herausgestoßenen Worte, welchen allem Anscheine nach noch mehrere folgen sollten, erinnerten mich erst wieder an die Aufgabe, die ich mir gestellt hatte. „Sie fragen noch?" entgegnete ich im Tone des Vorwurfs. „Regt sich denn gar nichts mehr in Ihrer Brust? Ist denn wirklich alles Menschliche erstorben? Lebt denn darin keine Erinnerung, kein sehnsüchtiges Verlangen?" — „Nein, nein!" schrie Straußberg auf; ruhiger fügte er hinzu: „Meine Brust ist ein tiefes Grab — da ruht Alles, was mir einst lieb war — die Decke ist stark, die Sonne kann nicht auf den Grund kommen, da unten ist Alles kalt — todt . . ." — „Sie lügen!" sagte ich ernst und streng. „Gerade Ihr Trotz, Ihr Widerstreben straft Sie Lügen." Der Sträfling zuckte wiederum, als ob eine innere Macht ihn schüttelte, zusammen. Die Augen wurden lebhaft und glänzend, ein wilder Zorn leuchtete aus denselben heraus, die Hände ballten sich zur Faust, der Körper hob sich langsam, er blieb gerade, in drohender Haltung vor mir stehen. Ich fürchtete mich nicht, aber ich erwartete, daß sich irgend etwas Ungewöhnliches ereignen, daß Straußberg einen Akt roher Gewaltthätigkeit verüben möchte. Allein die Aufregung war nach wenig Augenblicken bemeistert; Straußberg setzte sich wieder ruhig nieder, und als er Platz genommen hatte, da hörte ich ihn leise wie aus weiter Ferne sagen: „Lügner! — ja, ja, es scheint so — und doch habe ich noch niemals eine Lüge gesagt." — „Haben Sie auch Ihre Schuld eingestanden, offen und ehrlich, reumüthig und bußfertig?" fragte ich laut. — „Meine Schuld?" wiederholte Straußberg. Und als ich nichts erwiederte, lachte er laut auf, aber so grell, daß das Lachen mehr einem Aufschreien glich. „Ach ja," unterbrach er sich ernst, fast traurig, „ich bin ja verurtheilt, ich muß wohl eine Schuld verübt haben. Ist es nicht so, mein Herr? Bedarf es da noch eines Geständnisses? Aber wie nun dann, mein Herr," fuhr er erregt fort, „wenn ich keine Schuld eingestehen könnte, wenn ich an dem mir zur Last gelegten Verbrechen so unschuldig wäre wie die liebe Sonne, oder etwa wie Sie: sollte ich dann auch da noch eine Schuld eingestehen? Sollte ich etwa ein Geständniß erlügen? Vielleicht nur deßhalb, damit meine Verurtheilung einen festeren Halt bekäme und meine Richter in ihrem Gewissen beruhigt würden? — Nun, mein Herr, so sprechen Sie doch, so sagen Sie mir doch, was ich in diesem Falle thun muß, um mein Gewissen nicht zu belasten?"

Ich muß gestehen, daß ich auf diese Fragen nicht vorbereitet und daß ich durch dieselben überrascht war. Außerdem verwirrte mich auch der Gesichtsausdruck des Sträflings. Es lag darin Schmerz und Aufrichtigkeit zugleich, dann aber auch das Bemühen, die heftigste innere Aufregung gewaltsam zu unterdrücken. Die Anstrengungen, die er hierbei machte, trieben den Schweiß massenhaft auf die Stirn. Er hatte kein Tuch bei sich, den Schweiß abzutrocknen. Als einzelne schwere Tropfen an der Wange herabrollten, da hob er die Hand hoch, wischte damit den angesammelten Schweiß fort und trocknete dann die nasse Hand an den Beinkleidern. Das wiederholte sich einige Male. Dann blieb die Hand vor der Stirne ruhen und diente so dem Kopfe, der ihm schwer geworden sein mochte, als Stütze. Der Anblick war ergreifend. Ich wußte in Wirklichkeit nicht, was ich denken, was ich thun sollte.

Nach einer Weile fiel die Hand wieder herab, der Kopf richtete sich hoch und hielt sich nun gerade und frei zwischen den Schultern. „Ah," sagte er dann gedehnt, aber laut und kräftig, indem er mich mit einem Blicke des Mißtrauens betrachtete, „es verlohnt sich gar nicht der Mühe, davon zu reden. Nehmen Sie an, mein Herr, ich sei schuldig; hören Sie nicht auf das, was ich vorhin sagte; betrachten Sie es als das Geschwätz eines Unsinnigen; halten Sie sich nur daran, daß ich zu lebenswierigem Zuchthaus verurtheilt bin. Kann ich da wohl noch eine Hoffnung haben? Wäre das nicht die größte Thorheit, der tollste Unsinn?"

Straußberg wurde mir immer räthselhafter. Mir klang die letzte Aeußerung so geheimnißvoll, und doch schien mir dieselbe von so ungeheuer schwerer Bedeutung zu sein, daß das Verlangen nach Aufklärung in mir immer lebhafter wurde.

Ich hatte es mit keinem gewöhnlichen Verbrecher zu thun. Schon daß er nicht sagte: ich bin schuldig, oder: ich leide unschuldig, daß er vielmehr nur behauptete, er habe noch niemals gelogen, mußte ihn für jeden Kriminalisten zu einer seltenen und interessanten Erscheinung machen. Während mir dieß in dem Kopfe herumging, hatte ich auf den Sträfling keine Acht gehabt. Als ich wieder nach ihm hinblickte, da sah ich ihn ganz in sich versunken dasitzen. Es war, als ob ihn Gedanken beschäftigten, die weit zurückreichten in seinem Leben, die ihm eine Zeit vorführen mußten, in welcher er das Glück gekannt hatte, in welcher er selbst noch glücklich gewesen war.

Ich war im Begriff gewesen, eine Frage an ihn zu richten, aber ich scheute mich, Straußberg in diesem Zustande zu stören. Im Zuchthause gibt es so wenig Augenblicke, in welchen die Vergangenheit ungetrübt vor das Auge tritt, in welchen die Erinnerung nicht von den grauenhaftesten Vorwürfen begleitet ist. Es verging dann auch nur eine kurze Zeit, da schüttelte Straußberg, wie unmuthig, den Kopf. Vielleicht schämte er sich, mir gegenüber, sich schwach gezeigt, die Ruhe und den Gleichmuth verloren zu haben. Sein Blick fiel dabei herausfordernd auf mich, und während er mich so anstarrte, sagte er in seiner gewöhnlichen, leichten Weise: „Nun, mein Herr?" — „Wenn Sie noch niemals gelogen haben," versetzte ich, „so darf ich von Ihnen wohl auch eine offene und ehrliche Antwort erwarten. Sagen Sie mir aufrichtig, aus welchen Gründen Sie den Besuch des Gottesdienstes verweigern?" Straußberg antwortete nicht, er war wieder nachdenklich geworden. „Ich versichere Sie," fuhr ich fort, um seiner Unentschlossenheit ein Ende zu machen, „daß ich nicht aus bloßer Neugierde frage." — „Aber weßhalb denn?" fragte Straußberg langsam. — „Aus lebhafter Theilnahme," erwiederte ich schnell, „um Ihnen, wenn das in meinen Kräften steht, noch nützen zu können." — „Haben Sie meine Akten gelesen?" fragte Straußberg nach einigem Zögern. — „Nein." — „Nun, so lesen Sie zuerst meine Akten, und wenn Sie dann noch immer zu wissen verlangen, weßhalb ich von — der Kirche fern bleiben will, so werde ich es Ihnen sagen. Bis dahin lassen Sie mich in Ruhe." — Straußberg sagte dieß mit solcher Entschiedenheit, daß ich annehmen mußte, jedes weitere Eindringen werde vergeblich sein.

Die Akten befanden sich bei einem entfernten Gericht. Auf meine Veranlassung ließ der Anstaltsdirektor dieselben einfordern und später mir vorlegen. Es war unendlich viel zusammenge-

schrieben, die Sache mußte verwickelt, die Entscheidung schwer zu treffen gewesen sein.

Ich fing an zu lesen Blatt vor Blatt, und je weiter ich vorwärts kam, desto größer wurde mein Interesse. Es lag mir einer von jenen seltenen Fällen vor, in welchen das Objekt des Verbrechens unzweifelhaft feststeht und daher im Laufe der Untersuchung nur eine untergeordnete Rolle spielt, in welcher dagegen der ganze Scharfsinn des Untersuchungsrichters darauf gerichtet ist,



Der Verrath. Von Otto Fikentscher. (S. 391.)

in Bezug auf die Thäterschaft Umstände aufzusuchen und durch Beweis festzustellen, die einzeln betrachtet ganz ohne Werth sind, die aber in der Vereinigung zu einer furchtbaren Belastung führen können. Diese Umstände verdächtigen zwar, aber sie überführen nicht zweifellos, sie lassen die Schuld zwar ahnen, aber sie gewähren keine positive Gewißheit.

(Schluß folgt.)

Die Förstersbraut von Neunkirchen.

Erzählung von Otto Müller.

(Fortsetzung.)

Ein Besuch der ältesten Schwester, die sich mit ihrem Manne, einem benachbarten Landpfarrer, im Elternhause einfand, um Beide auch ihrerseits den Bruder und Schwager von seinem unglückseligen, die Familie im ganzen Lande kompromittirenden Verhältniß abzubringen, erhöhte noch die Verstimmung und Verstörung der Gemüther in dem so lange glücklichen Familienleben; aber eine Aenderung in Willbald's Gesinnung gegen die Tochter der verhaßten Margold konnten weder sie noch anderer treumeinender Freunde Warnungen und Gegenvorstellungen bewirken. Er wurde dadurch nur unglücklich, nur noch verschlossener und schwermüthiger; während dieser fortwährende Kampf um seine Liebe ihn immer tiefer in seiner Leidenschaft bestärkte und ihm zuletzt das Festhalten an der beschworenen Treue als höchste Lebensaufgabe erscheinen ließ. Im Schmerze über der Menschen Herabwürdigung und Verkennung seines theuersten Gefühls steigerte sich seine Liebe zum fatalistischen Glauben an Marilenens gleichgestimmte treue Seele, an die ihm vom Himmel gewordene Aufgabe, dieses schöne unschuldvolle Wesen vor der Welt Anfeindung und Kränkung zu schützen und lieber in dem Kampfe um ihren Besitz unterzugehen, als dem grausamen Vorurtheile der Menschen oder dem Irrthume seiner Angehörigen auch nur einen Funken seiner reinen begeisterten Liebe zu opfern! — Nicht die verhüllten Anspielungen seiner Bekannten, nicht die Giftpfeile der Verleumdung konnten ihn hierin beirren; die Einseitigkeit in seiner moralischen Weltanschauung, die Gewohnheit des einsamen Verkehrs mit der wilden Natur, dazu der Mangel an geistiger Anregung und einem gleichgesinnten Freunde, wozu doch sein ganzes Inneleben wie geschaffen war, dieß Alles erhöhte noch die Spannkraft seiner Seele, den sehnsuchtsvollen Drang seines Herzens, in dieser Liebe zu leben und zu sterben; da ihm selbst unter den schmerzlichsten Kämpfen ein Blick in das Auge der Geliebten, ein Schmeichellaut ihrer Stimme genügte, und er konnte darüber des Vaterhauses Zerwürfnisse, der Welt Kränkungen, ja selbst des Mädchens eigene falsche Anklagen und Bitterkeiten vergessen, wenn sie ihn muthlos schalt und zum offenen Bruch mit Eltern, Geschwistern und Freunden anzureizen bemüht war.

Noch waren im Dorfe alle diese Vorgänge im Försterhause mehr geahnt als bekannt, noch hatte Willbald selbst Marilene nur das Wenigste von dem mitgetheilt, was er um ihretwillen mit der heftigen Mutter und der gleich reizbaren Schwester, mit dem frommen Schwager und dem schweigsamen Vater durchzumachen hatte, und schon arbeitete des Mädchens ruheloser Geist, arbeiteten Die, welche sie heimlich aufstachelten, an dem letzten Triumph ihrer Rache gegen die alten Förstersleute, indem es ihnen aus Gründen, die wir später erzählen werden, ungemein darauf ankam, Willbald baldigst zu bewegen, seinen Eltern, wollten sie nicht zum Schimpf noch Schmach, zum Skandal noch Unehre am einzigen Sohne erleben, das Jawort abzuzwingen, daß sie in seine Ehe mit der Tochter des erschossenen Wilddiebs einwilligten, ja selber die erste Hand dazu böten.

Und sogar, so wollte es des Himmels unerforschlicher Rathschluß, der hier, wie so oft im Leben, den Absichten und Werken der Bösen scheinbar in die Hände arbeitet, um freilich im letzten Moment ihres gehofften Sieges sie sammt ihren Heuchlerkünsten zu vernichten, und sogar sollte die eigne Mutter des jungen Försters, getrieben von der zärtlichsten Sorge, die erste Veranlassung zu diesem kurzen Triumph der Bosheit und Rachsucht werden; wie es denn auch des Himmels gleich unerforschlicher Rathschluß war, daß der eigne Vater, ungeachtet seiner blinden Augen, zuerst den rechten Weg fand aus dem unseligen Labyrinth, in welchem sich der wohlgerathene Sohn mit dem treuen Herzen und dem hellen Verstande so rettungslos verirrt hatte!

Wir kennen das energische, nur allzu blindeifrige Naturell von Frau Kathel, der Nichts unerträglicher war, als wenn sie mit dem redlichsten Willen ein beabsichtigtes Werk nicht ausführen konnte, wobei es vielleicht nur von einem einzigen winzigen Häkchen oder Rädchen abhing, und die ganze Maschinerie ihres wohlüberlegten Planes hätte sich wie von selber in Bewegung gesetzt.

Den Sohn glücklich und wohlversorgt verheirathet zu sehen, wie seine drei Schwestern, auf diesen innigsten Wunsch ihrer Seele hatte sie bereits schon vor den uns bekannten Vorgängen so gut wie verzichtet. Aber zu sehen, wie er mit offenen Augen einer unglücklichen, ja unwürdigen Ehe entgegenging, die ihn noch obendrein zum Gespött aller Leute machen mußte, das mit Resignation zu ertragen, war ihr redlich Mutterherz nicht im Stande! — Als daher alle Mittel der Ueberredung, der Liebe und des Zornes erschöpft waren, und Willbald nach wie vor, wie von einem unseligen Zauber verstrickt, seinem bösen Dämon allerwegen nachging, griff die Mutter zu dem letzten verzweifelten Mittel, versah es aber gerade in der Wahl desjenigen Werkzeugs, welches ihr doch den wesentlichsten Dienst dabei leisten sollte.

Freilich hatte sie auch kaum eine andere Wahl als die Steingötterin, von der sie wußte, daß dieselbe seit vielen Jahren der Margold intimste Vertraute war. Und dennoch widerstand es der Försterin lange in tiefster Seele, die falsche Einäugige diesen Blick in ihr innerstes Familienleben, in ihre geheimste Herzenssorge thun zu lassen. Aber Noth lehrt nicht bloß beten, sondern auch vertrauen, und zuletzt siegte die Mutterliebe über jedes Bedenken der Klugheit und Vorsicht.

Eines Abends zwischen Licht und Dunkel schlüpfte sie, von Niemand gesehen, zur hinteren Gartenpforte hinaus und lief nach dem sogenannten Unterdorf, einer Anzahl kleiner, meist von ganz armen Leuten bewohnter Hütten, die von dem eigentlichen Orte durch einen hügeligen, mit einzelnen Erlenbüschchen besetzten Anger getrennt waren, und woselbst die alte Landbötin das armseligste der Häuschen bewohnte.

Dasselbe bestand auch wirklich nur aus einem Gemache und dem Vorplatze, der nicht bloß zur Küche, sondern auch zur Vorrathskammer, und im dunkeln Hintergrund sogar zum Stall für die einzige Ziege der Bewohnerin diente, während es für den Rauch von Herd und Ofen Sommers wie Winters keinen andern Abzug gab, als die Hausthüre, durch welche sich der Försterin jetzt bei ihrem Eintritt ein erstickender Qualm entgegenwälzte. — Am Herde, auf dem ein Reisigfeuer prasselte, stand die Steingötterin und braute gerade in einem irdenen Tiegel aus allerhand grünen und getrockneten Waldkräutern einen ihrer beim Bauernvolk so berühmten Heiltränke zusammen, was einen starkwürzigen, fast betäubenden Duft verursachte, wie man ihn sonst nur in der Küche des Apothekers oder Laboranten antrifft.

Die alte Hygea des Dorfes erstaunte nicht wenig, als die erklärte Verächterin ihrer Quacksalberkünste bei ihr eintrat, die sogleich bei ihrer Kurzathmigkeit in dem engen qualmerfüllten Raume ein Krampfhusten befiel, so daß sie nur in abgebrochenen Sätzen der Alten sagen konnte, daß eine Sache von besonderer Wichtigkeit, aber auch von großer Heimlichkeit sie herführe, worauf jene sogleich den Topf mit seinem brodelnden Inhalt vom Feuer hob und sie in ihre Stube führte, wo's fast eben so armselig aussah, wie draußen auf dem Vorplatz. Hier hustete sich zuerst Frau Kathel vollends die Brust frei und fragte dann die Steingötterin mit ihrem festen, durchdringenden Blick, ob sie auf ihre Verschwiegenheit in allen Fällen und gegen Jedermann zählen könne, was diese ihr mit häßlichen Verwünschungen, wenn sie je Mißbrauch von dem ihr geschenkten Zutrauen machen würde, betheuerte, worauf sich die Försterin ganz blaß vor Gemüthsbewegung auf dem einzigen Schemel niederließ und mit sichtlicher Befangenheit ihr Anliegen vorbrachte.

Es sei ihr zufällig eingefallen, hob sie zum größten Erstaunen der Einäugigen, die sie nie in solcher Befangenheit gesehen hatte, ganz zaghaft an, daß gerade sie zu ihrer Aller Glück der armen Margold beste Freundin wär'; es müsse ihr sicherlich auch schon zu Ohren gekommen sein, daß der junge Herr Förster neuerdings ein Auge auf die Tochter der Wittwe geworfen habe, daher solle sie ihr einmal aufrichtig und ganz ungescheut sagen, was ihre Meinung von der Sache sei?

Als die Landbötin bei dieser unerwarteten Frage starr vor Ueberraschung und Erwartung bloß mit dem Kopfe nickte, holte Frau Kathel zuerst tief Athem und fuhr dann schon um Vieles beherzter fort: „Sagt mir um's blutigen Heilands willen, was

Ihr davon denkt, Steingötterin? Ihr seid der Margold ihre allerbeste Freundin, seid ein kluges Weibsbild obendrein, und ich will Euch gar nicht 'mal d'ran erinnern, welch' ein hübsch Stück Geld Ihr schon in meinem Hause verdient habt und, so Gott will, noch ferner verdienen werdet! Zahl' ich Euch doch von jetzt an, gleichviel, ob wir in der bewußten Sache Eins werden oder nicht, doppelten Botenlohn, verspreche Euch auch hiermit feierlich, im Alter, wenn Ihr unseren steilen Berg mit der schweren Kötze nicht mehr erklimmen könnt, bestens für Euch zu sorgen, daß Ihr nie Noth leiden sollt, wenn die Tage kommen, von denen man sagt, sie gefallen uns nicht. — Doch davon reden wir alleweil nicht weiter — das ist abgemacht, und jetzt sagt mir offen und ehrlich, wie ich Euch frage, was Ihr, was Eure Freundin von der Geschichte denkt, ob's der Margold wirklich Ernst ist mit dem Verspruch zwischen meinem Sohn und ihrer Schwarzen, oder ob sie noch immer an eine gewisse alte Geschichte denkt — nun, Ihr wißt schon, was ich meine?"

„Nuh — ob sie daran noch denkt, Frau Försterin!" antwortete die Einäugige, die sich während dieser Rede von ihrem ersten Erstaunen über so viel Herablassung und Vertraulichkeit erholt hatte, und hustete vor Verlegenheit zwischen jedem Satze. „Mein' ich doch oft, das Lebenslichtlein der armen Wittib zehr' nur noch allein von diesem blutigen Gedächtniß wie an seinem letzten Restchen Brennöl! — Ach, der Herr Forstadjunkt hätt' der guten Margoldin diesen Kummer wohl ersparen können! — Hörte die Frau Försterin die fromme Kreatur nur einmal lamentiren, Sie thät' mich wahrlich nicht fragen, wie's der Aermsten bei der Sach' zu Muthe ist!"

„So ist sie nicht mit ihrer Schwarzen schändlicher Buhlerei einverstanden?" rief Frau Kathel auffahrend und konnte ihr Entzücken über diese unverhoffte Himmelsbotschaft nicht verbergen. „Drei Brawänner sind Euch so gewiß wie drei Batzen, wenn Ihr mir das beschwört, Alte!"

„Das schwör' ich beim Elend, das mich treffen soll, wenn ich ein Wort zu viel sage!" versetzte die Steingötterin, und ein grünliches Feuer spielte in ihrem falschen grauen Katzenauge, als sie dabei die Försterin lauernd beobachtete. „Aber was helfen ihr alle Bitten, alle Klagen und Thränen, dem ungerathenen Geschöpf gegenüber, weil sich's die Marilen' in den Kopf gesetzt hat — und es wird am Ende auch so sein — der Herr Forstadjunkt hab' ihr die Ehe versprochen und sie werde noch einmal die Frau Försterin hier im Orte werden!"

„Die Spitzbübin! die Buhlerin! Das soll ihr nicht gelingen, müßt' ich gleich meinen Willbald auf dem Schragen sehen!" stammelte Frau Kathel zitternd vor Wuth und Aufregung. „Jetzt erst gar nicht, wo die Margold so rechtschaffen und vernünftig denkt, wie ich's ihr kaum zugetraut hätte, und wo Ihr, liebe Steingötterin, mir's in die Hand versprecht, daß Ihr mir beistehen wollt, dem Teufelsspiel der Marilene mit meinem armen Sohn ein schnelles Ende zu machen!"

„So ist's recht! Das heiß' ich geredet wie eine brave Mutter — die Marilen' muß von dem jungen Herrn ablassen, sie muß, sag' ich!" versetzte die Landbötin mit affektirter Entrüstung und machte dabei eine drohende Geberde mit der Faust gegen die Zimmerdecke.

„Nur ein Mittel gibt's hierzu, aber, Gott sei Dank, ein sicheres, wenn die Margold Ja dazu sagt, wie ich jetzt bestimmt glaube!" begann nun die Försterin mit hochathmender Stimme. „Sie muß einwilligen, so schnell als möglich mit ihrer Schwarzen das Dorf zu verlassen — aber heimlich, daß der Willbald Nichts davon erfährt, als bis sie spurlos verschwunden ist! Sie soll zu ihrer Schwester nach Eberbach am Neckar ziehen, wie sie's schon einmal vorhatte — dafür zahl' ich der Margold ein Loskaufgeld, das mich nimmer reut und sie bis an ihr Lebensende vor Hunger und Sorge schützt — der kurpfälzische Rentmeister Ulrici dort ist ein guter Freund von uns — bei ihm deponir' ich die Summe baar, und sie erhebt's im Augenblick, wo sie dort ist — fünfhundert blanke Gulden zahl' ich ihr auf's Brett — na, ist das kein Wort, Steingötterin?"

„Fünfhun . . .!" Das Wort erstarb der Alten auf der Zunge, und sie starrte die Försterin aus ihrem einen Auge so erschrocken an, als wisse sie nicht, ob diese oder sie selber närrisch geworden sei. „Fünfhundert Gulden — nuh! nuh! das ist freilich ein Wort, fast so schwer wie der Säufelsen!" stotterte sie und fuhr sich unwillkürlich mit dem Zipfel ihrer rauhen Schürze über die Stirne. „So viel Geld sah die Margold noch ihr Lebtag nicht beisammen; ich würd's ihr auch gleich heut Abend schon ausrichten, wenn nur die Marilen' nicht krank zu Bette läg' seit heut Mittag. Denn sie klagt entsetzlich über Kopfschmerz und Gliederweh, heult sich schier die Augen aus dem Kopfe und will bald in's Wasser springen, bald sich zu Tode hungern! Das macht, der Müller aus Lindenfels, aber das sag' ich der Frau Försterin gleichfalls im allertiefsten Vertrauen — der Müller Handel aus Lindenfels hat wieder seine Bas', die alte Wamboldin herübergeschickt, damit diese die Wittwe ausforsche, wie sie's mit seiner Werbung halten wolle; er warte nun nicht länger mehr als vier Wochen, dann müßt' es entweder zwischen ihm und der Marilen' richtig sein, oder er thue sich anderweitig nach einer Frau um, woran's dem reichen Manne nimmer fehlen kann. Da ist's denn zwischen Mutter und Tochter zu einem gewaltigen Gezänk gekommen, weil die Margold den Müller gern zum Schwiegersohn hätt'; aber die Marilen' schreit ein- über's anderemal: Fi, das Fuchsgesicht, da ist mir mein zuckergoldiger Forstadjunkt am kleinen Finger lieber, und kurz und gut, jetzt liegt sie ganz elend zu Bette, und ich koch' ihr eben draußen einen Schwitztrank aus Therias und Fieberklee — wenn's nur bei dem hitzigen Geblüt des Mädchens was helfen thut!"

„Wenn sie doch sterben und verderben müßt', die Buhldirne, die mir meinen braven Sohn mit ihren Luchsaugen verhext hat!" murmelte die Försterin ganz empört über die Frechheit der Alten, die in dieser despektirlichen Weise von ihrem Willbald zu reden wagte. Aber sie durfte sich jetzt nicht merken lassen, wie giftig es ihr um's Herz war, sondern mußte sich sogar noch die Miene geben, daß sie ihr für die Nachricht äußerst dankbar sei und auf ihren redlichen Beistand in dieser heikelen Sache fest vertraue, so sauer es ihr auch wurde, gegen die falsche Landbötin freundlich zu thun, der sie sonst jede Waare nachwog, aus Furcht, daß sie sie übervortheilen könne. — Aber hatte sie A gesagt, so mußte sie nun auch B sagen und es der Alten in Gottesnamen überlassen, wie diese die Margold zur bedingungslosen Annahme ihres Vorschlags bewegen wolle, ohne daß Marilene Etwas von dem Plan erführe, weil sich Willbald gewiß nicht gutwillig in diese gewaltsame Lösung seines Liebesverhältnisses gefügt hätte. — War aber erst die Margold zum Dorfe hinaus, war sie spurlos mit ihrer Tochter aus der Gegend verschwunden, dann mußte er sich wohl schon in's Unvermeidliche hineinfinden, und die Mutter bekam wenigstens die Hand frei, mit der sie ihn sachte und liebreich wieder in's frühere glückliche Leben, zu seiner Berufspflicht und zu seinem Seelenfrieden zurückführen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Verrath.

Von

Alex. Kauffmann.

(Bild S. 389.)

Die Wasserlilie kichert leis':
„Ich muß euch ein Ding verrathen,
Ich muß euch verrathen, was gestern Nachts
Zwei junge Verliebte thaten.

Die kamen mit Vetter- und Basenschaft
Den Strom hinuntergeglitten,
Die saßen, weil Lauscher im Boot, ganz still,
Mit auferbaulichen Sitten.

Sie tauchte die Hand in's Wogenblau,
Den klopfenden Puls zu kühlen,
Er wollte einmal zur selben Zeit
Nach der Wärme des Wassers fühlen.

Und unter dem Wasser begegnen sich
Verstohlen die beiden Hände,
Und fliehen sich und fangen sich —
Es nimmt das Spiel kein Ende.

Die Basen haben nichts gemerkt
Von der glücklichen Liebesstunde,
Ich aber hab' es wohl geseh'n
Tief her aus dem lauschenden Grunde."

Einst und Jetzt.

Von E. Sues.

I.















Der Schleier der Mrs. Revel. (S. 394.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von W. Smith.

(Fortsetzung.)

25. Der Schleier.

An dem traurigen Tage, welcher Harry und Sim wieder um ihr Nachtquartier und um bewährte Freunde brachte, kehrten sie auf ihren Wanderungen durch die Straßen noch zweimal nach Short's Gardens zurück, um Jack mit der Laterne zu treffen, der ihnen doch, trotz aller seiner Gebrechen, der liebste Freund geworden war. Indeß war all' ihre Mühe vergeblich. Nachfrage bei Mrs. Curt, die nun allein im Hause schaltete und waltete, zog den Knaben nur Drohungen mit Schlägen zu.

Hoffnungslos lenkten sie endlich am Nachmittage ihre Schritte weiter. Sie besaßen noch über zwei Schillinge, hatten also für einige Tage nothdürftig zu leben und konnten auch, wenn sie in einem billigen Logirhause hätten übernachten wollen, vorläufig das Schlafgeld bezahlen. Das war es ja aber nicht allein, was sie beunruhigte; eben dadurch unterschieden sie sich von andern obdachlosen Straßenjungen, daß ihr Augenmerk nicht bloß auf ein instinktartiges, thierisches Befriedigen ihrer nächsten Leibesbedürfnisse gerichtet war, sondern daß sie, vermöge ihrer besseren Befähigung, bereits jetzt der Zukunft gedachten, die ihnen durch keinen Stern der Verheißung erhellt ward. Sie fühlten das Bedürfniß freundschaftlichen Gedankenaustausches, wozu ihnen Jack mit der Laterne in nüchternen Augenblicken die Hand geboten hatte. Jetzt kannten sie Niemand mehr, der ihr Herz so recht mitfühlend und mitlebend verstand; sie hatten erst Mercy, dann Susan, dann die beiden Mäßigkeitsmänner Curt und Nott, und nun, wie es schien, auch Jack, ihren Beschützer und Berather verloren. Die vornehmen Leute, wie Blanche und ihr Anbeter, konnten ihnen diese Verluste nicht ersetzen, denn diese leitete bei ihren Wohlthaten lediglich das eigene Interesse, sowie die Barmherzigkeit, und die Dienstleute dieser Vornehmen hatten nichts im Sinne, als sich über die armen Knaben zu ergötzen und sie auszunutzen.

Harry faßte den Entschluß, sich einen Dienst zu suchen, der Unterkunft und ein wenig Geld in Aussicht stellte. An manchen Schaufenstern las er die Worte: „Es wird hier ein gewandter und kräftiger Bursche gesucht;" wenn er aber schüchtern eintrat und sein Anliegen stockend vortrug, gefiel entweder sein timides Wesen nicht, oder seine Kleidung erregte Anstoß, oder er ward als zu jung und zu schwach bezeichnet, oder gar für einen jungen Gauner gehalten, der die Nachfrage nur als Vorwand der Annäherung benutzte. Trat dann Harry, auf diese Art abgefertigt, wieder auf die Straße, so fand er Sim weinend und schluchzend, theils vor Frost, denn es hatte sich ein schneidender Ostwind erhoben, theils aus Furcht, sein Bruder könne irgendwo angenommen und er dadurch isolirt werden. Dieses Widerspiel des traurigen Lebensgeschicks zerriß dem armen Harry fast das Herz. Und doch konnte er sich nicht entschließen, in's Arbeitshaus für Obdachlose zu gehen, oder in der Zuflucht von Fieldlane zu übernachten, ganz abgesehen davon, daß in dieser wie in andern Zufluchtsstätten Londons während der harten Witterung der Zubrang des niedersten Pöbels ungeheuer war.

Um drei Uhr begann es bereits in den Straßen leicht zu dämmern. Die Knaben waren in die Bakerstreet gerathen, wo sich die Ausstellung von Wachswerken der Madame Tussaud befand, welche damals Damen mit ihren Kindern sehr häufig besuchten. Hier — so hatte ihnen ein Knabe in der Schule der Zerlumpten von Fieldlane gesagt — war manchmal ein Penny zu verdienen, wenn die Damen einen Wagen geholt wünschten oder Etwas zu tragen

hatten. Leider aber befand sich an dieser für den Konflux der Straßenjungen lukrativen Stelle bereits ein starker Trupp junger Erwerbslustiger, die dreister, roher waren als unsere beiden Irrenden, so daß für diese die Aussicht auf Gewinn bedeutend getrübt ward.

Eine Karrosse, mit zwei starken Pferden bespannt und mit Kutscher und Bedienten versehen, rollte pfeilschnell die Straße entlang; sie war schon dreißig bis vierzig Schritte an der Ausstellung vorüber, da sah Harry, daß sich eine vornehm gekleidete Dame aus dem Wagen bog und dem Kutscher oder Bedienten Etwas zurief. Bei dieser Gelegenheit entriß ihr, ohne daß von den übrigen Knaben einer dieß bemerkte, der scharfe Wind ihren Schleier, der, einige Sekunden in der Luft umherschwebend, endlich auf die Straße fiel und weggefegt ward. Harry nahm sich kaum Zeit, seinen Bruder zum Nachsetzen aufzufordern, er flog auf den Schleier zu und erhaschte ihn glücklich.

Jetzt galt es, den rasch dahinsausenden Wagen einzuholen, denn darüber, daß er den Schleier nicht als sein Eigenthum betrachten dürfe, herrschte in Harry keinen Augenblick ein Zweifel. Er rief Sim zu, sich zu beeilen, und fort ging die Jagd durch die beschneiten Straßen dem Sturm entgegen. Harry war ein tüchtiger Läufer, und Sim bot alle seine Kräfte auf, um ihm nahe zu bleiben. Nach einiger Zeit erkannte Harry das Vergebliche der Mühe, die scharf angetriebenen Rosse in ihrem Laufe einzuholen; er richtete nun sein ganzes Bestreben darauf, die Karrosse wenigstens im Gesicht zu behalten. Letztere sauste durch die obere Bakerstreet, durch die Thore des Regentsparks und immer auf der Parkstraße fort. Endlich sah Harry den Wagen am Thore einer eleganten Villa halten. Er kam mit seinem Bruder eben herbei, als zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, mit zwei kleinen Mädchen aus dem Wagen gestiegen waren und von Zofe und Groom empfangen wurden. Ein riesiger Bedienter trug der einen Dame, welche die Hausherrin zu sein schien, ein Kistchen nach, welches ihre Einkäufe enthalten mochte.

Athemlos näherte sich Harry der Dame und reichte ihr den Schleier. Die Dame machte große Augen. „Wie kommst Du zu meinem Schleier, kleiner Bursch?“ fragte sie verwundert. „Ich hatte keine Idee davon, daß er nicht mehr auf meinem Hute sei. Sieh' nur, Mama“ — fuhr sie gegen die ältere Dame gewendet fort — „ich hatte meinen neuen Schleier verloren! Erst gestern erhielt ich ihn von Edmund zum Geschenk — er kostete sicherlich eine Guinee. Wo fandest Du ihn, mein Freund?“ — „Der Wind riß ihn von Ihrem Hute, Madame, als Sie in der Bakerstreet, just bei den Wachswerken, zum Kutschenfenster heraussahen.“ — „So weit war's? Nun, da hast Du eine schöne Jagd gehabt, um den Wagen einzuholen; und ich sehe, Du bist ein braver, ehrlicher Junge, sonst hättest Du den Schleier behalten. Da ist eine halbe Krone für Dich. Wenn Du Hunger hast, so geh' in die Küche und lass' Dir von der Köchin eine Schüssel Erbsensuppe geben. Wer ist der andere kleine Bursch? Gehört er zu Dir?“ — „Es ist mein Bruder, Madame. Ich danke herzlich für das reiche Geschenk und für Ihre Güte, aber ich könnte meinen Seymour nicht allein lassen, um in Ihre Küche zu gehen.“ — „So nimm ihn mit, das versteht sich von selbst. Glaubst Du, Mrs. Revel sei so arm oder so herzlos, um wegen eines kleinen Magens ein christliches Anerbieten aufzugeben? Marsch, marsch, hinein, ihr kleinen schüchternen Vögel! Ihr scheint mir sehr anders zu sein, wie die gewöhnlichen Knaben der Straße; aber eure Schnäbel sind gewiß nichtsdestoweniger für's Aufpicken gemacht. Bessie, lass' Dir diese Knaben anempfohlen sein! Weise sie zu Mary in die Küche, sie haben Hunger und müssen nach diesem raschen Laufe in's Warme!“ — Die Zofe führte Harry und Sim zur Küche, während Mrs. Revel, in deren Villa der Zufall die Knaben geführt hatte, mit den Kindern und ihrer Mutter über einen eleganten Korridor nach ihren Zimmern sich begab. Sie hatte, kurz vor der bereits arrangirten Festlichkeit, ihre Mutter, bei welcher sich die Kinder befanden, abgeholt und gelegentlich noch einige Einkäufe kostbarer Delikatessen besorgt. Jetzt übergab sie Bessie die Kinder, überschaute nochmals die festlichen Räume und ging dann nebst ihrer Mutter zur Toilette über. Ihr Gemahl ward erst später erwartet.

Harry und Sim, in der Küche angelangt, waren erstaunt über den Glanz in derselben, über die Fülle und Feinheit der Geräthe, über die Großartigkeit der Einrichtung und der Vorräthe. Drei Personen waren mit Herstellung von Speisen beschäftigt; sechs Personen, welche die Tafel arrangirten, gingen ab und zu. Ueberall blitzte und funkelte es von schneeigem Linnen von feinstem Gewebe, von Gold und Silber. Köstliche aromatische Düfte verbreiteten die Speisevorrichtungen. Aus der Küchenkammer strömte ein stärkendes Fluidum von Thee, Chokolade, feinsten Getränken und Essenzen, und selbst der Keller schien bereits seine Wohlgerüche von den besten deutschen, französischen, spanischen und ungarischen Weinen durch die Parterreräume zu ergießen. Die Sinnengeister — wenn man sich so ausdrücken darf — hielten bereits ihren festlichen Umzug.

Harry und Sim erhielten von der vielbeschäftigten Köchin willig die verlangte Speise, und Fleisch, Kartoffeln und Brod obendrein — es waren ja Berge und Bassins voll von Allem vorhanden; dann aber, als sie sich gesättigt, sagten ihnen die hin und herstürmenden Dienstleute, sie seien im Wege, sie möchten sich, da es bereits finster werde, aufmachen und nach Hause gehen. Die Knaben entfernten sich mit Dankesworten auf den Lippen.

Nach Hause sollten sie gehen! Sie hatten ja kein „zu Hause“, sie waren ja, im buchstäblichen Sinne des Bibelwortes, „Fremdlinge auf Erden!“ Die Knaben schauten umher — überall, so weit sie noch die Blicke durch die Dunkelheit dringen lassen konnten, weite, kunstvoll eingerichtete Gärten mit herrlichen Villen, kleinen allerliebsten Sommerhäuschen, Kiosken, Gewächshäusern, Baumgruppen und Boskets; Alles dieß einzelne Bestandtheile — jeder für sich in elegante Eisengitter oder Mauern eingerahmt — des großen, kostbaren Stücks der londoner Erde, Regentspark genannt. Auch die geräumige Villa Revel mit ihren beiden angebauten Pavillons, mit flachem Dach, Portikus und breiter Treppenflucht hatte zu beiden Seiten einen großen Lustgarten mit Laubgängen, Boskets, Alleen von Akazien und Vogelbeerbäumen, Gewächshäusern, dunkeln Taxusrotunden 2c.

26. Die Ballnacht in Regentspark.

„Merkst Du es jetzt, Sim, was alle diese Vorbereitungen bedeuten?“ fragte Harry, als Beide aus der Villa getreten waren. „Es ist heute die letzte der zwölf Nächte, und diese wird, wie Du von unserer Mutter weißt, überall im Vaterlande als ein Fest gefeiert.“ — „Freilich,“ erwiederte Sim, in der Erinnerung frohlockend; „wir haben früher manchmal vom Dreikönigskuchen gegessen, als wir noch in Greenfields waren bei Vater, Mutter und Großmutter. Erinnerst Du Dich, Hal? Es war das Bild der Königin darauf, und eine Menge Zuckerwerk darin. Ach, Hal, wenn wir wieder solch' einen Kuchen hätten!“ — Harry war über dieß immerwährende Sehnen Sim's nach Näschereien ärgerlich. „Weißt Du, was Du bist, Sim?“ fragte er. „Das, was neulich Mr. Ebenezer von Jack mit der Laterne sagte: ein Genußmensch! Du willst immer etwas Leckeres genießen. Haben wir nicht eben ein recht gutes und reichliches Abendessen gehabt? ‚Was hinter uns liegt, kommt niemals wieder,‘ sagte Vater oftmals ... Doch siehe, es werden da drin immer mehr Lichter angezündet und die Kronleuchter funkeln wie lauter Sonnen und Sterne. Sicher wird hier eine Dreikönigsnacht gefeiert, das Fest der Verjüngung, wie es genannt wird. Nun werden auch bald die Gäste kommen und sich freuen, diese glücklichen Menschen! Sim, wir sind recht arm; wir müssen weit laufen, ehe wir ein Nachtquartier erreichen, so schlecht als wir's bezahlen können.“ — „Laufen?“ versetzte Sim. „Wieder laufen — und ich bin so müde! Weißt Du, was wir thun, Hal? Wir kriechen in eins von den Gartenhäusern, da bemerkt uns jetzt im Winter kein Mensch.“ — „Das könnten wir thun, Sim, aber nicht ohne Erlaubniß. Wäre es nicht möglich, daß wir, wenn man uns entdeckte, als Diebe und Einbrecher zur Polizei geschleppt würden? Halt, dort sehe ich den Groom an der Thür, das ist ein freundlicher junger Mensch, der uns schon gesehen hat. Den lass' uns fragen!“

Die Knaben eilten auf ihn zu und fragten ihn, ob er glaube, daß sie bis zum Aufgange des Mondes ohne Unannehmlichkeit in den Vorbau des nahen Gewächshauses kriechen dürften, weil sie ohne Obdach seien und den Weg zurück in die belebten Straßen

der Stadt nicht finden könnten. „Kein Mensch wird etwas dagegen haben!" erwiederte der Diener. „Ihr seid ja hier bekannt und unsere Herrschaft ist mildthätig. Kriecht unter, wo es euch gefällt und so lange ihr wollt. Wenn's nöthig ist, will ich euch entschuldigen. Jetzt lauft — es kommen die ersten Gäste!"

Harry und Sim schlichen beruhigt nach dem Sommerhause, an dessen Vorraum die Thür nur eingeklinkt war. Sie öffneten und fanden darin, außer mehreren Schichten von Blumenscherben und Gartengeräthen, eine Partie Heu und mehrere Matten von Stroh und Bast, welche im Frühjahr zum Bedecken der frisch besäeten Beete dienten. Hier bereiteten sie sich ein möglichst bequemes Lager. Sim nestelte sich tief in's Heu, ward von Harry sorgsam mit Matten zugedeckt und versank bald in den tiefen Schlaf der Erschöpfung, von welchem man vor Ablauf von acht bis neun Stunden nicht zu erwachen pflegt. Harry konnte nicht schlafen; in ihm gährte es nun schon manchen Tag und manche Nacht, er wollte Etwas werden, wie junger Wein, der im Fasse rumort, bis er zur Reife gelangt. Die Gegenwart war für die Knaben so bewegt und so unsicher gewesen, die Zukunft versprach es noch mehr zu werden. Das regte Harry zum Denken an.

Auch die Festvorbereitungen in der nahen Villa hielten ihn in Spannung. Eben rasselten die ersten Wagen mit ihren hellstrahlenden Laternen an, fuhren durch das weite Gitterthor bis zum Fuße der Freitreppe und entleerten hier ihren Inhalt. Harry lugte durch ein kleines Fenster in dem Vorraum des Gewächshauses und sah feingekleidete Damen und Herren den Wagen entsteigen. Es trieb ihn hinaus. Er versicherte sich, daß Sim fest schlafe, öffnete dann geräuschlos die Thür, klinkte wieder zu und schlüpfte hin zur Freitreppe, die jetzt für die Gäste mit weichen Teppichen belegt war. Hier befand sich ein dichtgedrängtes Spalier neugieriger Menschen, welche die anlangenden Gäste hindurchpassiren ließen und leise murmelnd ihre Glossen über die Einzelnen machten. Harry suchte nach einem stillen Plätzchen, von dem aus er die Ankommenden ungestört beobachten konnte. Das Gitterwerk des Portikus gab ihm hierzu Gelegenheit; er kletterte daran hinauf und faßte Fuß. Dicht hinter ihm ragte eine schneebedeckte Akazie empor, an welche er sich mit dem Rücken lehnte. Von dieser erhöhten Position aus konnte er unbemerkt die ganze Eingangshalle und die Thüröffnungen der anliegenden Gemächer, sowie einen Theil der innern Treppe übersehen. Nur einmal in seinem Leben hatte er ein ähnliches, indeß weit weniger glänzendes Schauspiel beobachtet: eine Soirée bei Onkel Seymour, als dieser noch die Pracht eines „Gentleman" entfaltete. Harry blickte mit Bewunderung auf die kostbaren Toiletten der ankommenden Damen, an deren Haupt, Hals und Armen Geschmeide blitzte. Plötzlich sah er eine junge schlanke Dame mit goldenen Locken, blaue Blumen mit silbernen Blättern als Diadem, in weißem Atlaßkleide, mit Blau und Silber bordirt, einem Wagen entsteigen — es war Blanche Melville. Einen Augenblick, während sie ihr Kleid zurecht schüttelte, sah er den zartgestickten weißseidenen Strumpf und den netten Fuß in weißen Satinschuhen mit blauen Rosetten und Silberbesatz. Er sah auch Mrs. Bracebridge, in einem rothbraunsammetnen Schleppkleide und mit einem goldenen Turban auf dem Kopfe; voluminös war ihre Tracht und ebenso ihre Figur. Während sie nach dem Garderobezimmer vorauseilte, um sich von der Integrität ihrer außerordentlichen Herrlichkeit zu überzeugen, fand ein anderer, eben angelangter Bekannter Harry's, der Kapitän Adair, Gelegenheit, seiner Geliebten einige Worte zuzuflüstern und ihr eine köstliche Centifolie zu überreichen, welche sie an ihrem Busen befestigte.

Harry's Ueberraschungen hatten damit noch kein Ende. Kaum waren Blanche und der Kapitän in dem Theezimmer der Villa verschwunden, da erschien, neben einer älteren Dame in schlichtem grauen Seidenkleide, eine überaus zierliche Figur, in einem dreifach bordirten Kleide vom feinsten Mousselin, ringsherum mit Perlenschnüren aufgenommen, einen schönfaçonnirten Zobelpelz lose übergeworfen, mit Atlaßschuhen an den reizendsten Füßchen. Es war Lena ... Lena Linley. Ihre reichen hellen Locken spielten wie kosende Genien um ihr lächelndes Antlitz.

Harry wäre vor Schreck über ihren Anblick fast herabgefallen, weil er im ersten Moment der Bestürzung sich einbildete, Lena könne ihn, den armen, dürftig gekleideten „Straßenjungen", am Gitter hängen sehen. Dann klammerte er sich um so fester, und sein Herz schauerte wechselnd in Glut und Eiseskälte.

Mit einem Male verschwand das heitere Lächeln von Lena's Antlitz. Harry sah in der weiten, hellerleuchteten Halle ihr einen reich, aber stutzermäßig gekleideten jungen Menschen entgegentreten; es war der einzige Sohn eines reichen oder wenigstens als reich geltenden Baronets. Er schien allen Andern den Vorrang ablaufen zu wollen und bot Lena ziemlich ungelenk seinen Arm. Gleich darauf kam aber noch ein anderes Herrchen, ungefähr gleichen Alters; dieß war Hektor Hartwell, der Sohn eines Freundes von Mr. Linley, der während seines Aufenthalts in London dem besonderen Schutze Linley's anvertraut worden war. Hektor schien eine Zusage geltend zu machen, als er sich vordrängte. Auch ihn wollte Lena zurückweisen, doch Tante Priscilla flüsterte ihr einige verweisende oder belehrende Worte zu, und Lena ließ es jetzt, mit einem unsäglich trotzigen, mißachtenden Blicke, geschehen, daß Hektor ihren zarten Arm in den seinen nahm und sie nach den Gemächern geleitete.

Harry war durch diese Szene in eine seltsame Stimmung versetzt worden; er freute sich über den widerwilligen Ausdruck in Lena's Gesicht bei der zudringlichen Annäherung der jungen Menschen, wenn er daran dachte, wie ganz anders sich Lena am Tage des Diners in der Sonntagsschule gegen ihn benommen hatte; aber er empfand auch Martern bei dem Gedanken, daß diese jungen Glückspilze jetzt immer in Lena's Nähe sein und einer davon ihren Arm in dem seinen pressen durfte. Es that ihm, der bisher so bescheiden gedacht und seinem Bruder stets mit dem Beispiel vollkommener Resignation vorangegangen war, nun mit einem Male bitter weh, daß er, statt eines armen heimatlosen Straßenjungen, nicht ein hochgeborner, reicher, feingebildeter und feingekleideter junger Gentleman war, der an Lena's Seite gehen und ihre kleine Hand zum Tanze ergreifen durfte. Tausend wirre Gedanken zuckten durch sein armes Herz, das jetzt heftig gegen Lena's Spitzentüchlein in seiner Brusttasche klopfte. In diesen Momenten ging in dem Begriffskreise des armen Jungen, der da oben im Dunkel am Gitter hockte, eine große Wandlung vor: er verlor die bisherige innere Selbstgenügsamkeit, statt derselben zog ein heftiges Sehnen nach einer viel höheren Lebensstufe in seine Brust. Und dieses Sehnen mischte sich mit unnennbarem Schmerz. Was war er denn und was konnte er denn? Selbst als Sohn des glücklichen Farmers Hazeldean wäre er — so sagte er sich — für diese engelschöne, perlengeschmückte Lena zu gering gewesen, und nun war er, durch des Vaters Unglück, klaftertief zurückgeschleudert worden selbst von jener bescheidenen Lebensstufe. Wie mangelhaft war seine so jählings unterbrochene Schulbildung! so mangelhaft, daß er sich sogar durch Beispiele aus der Geschichte, wie die Lebensläufe Franklin's, Stephenson's, Arkwright's, Robert Burns', Bloomfield's und anderer Emporkömmlinge, weil er sie zu wenig kannte, nicht hinreichend aufrichten konnte. Nur in unklaren Umrissen schwebte ihm die Möglichkeit vor, daß er, durch Gottes Fürsorge und mit eigener Willensfestigkeit, später noch emporkommen könne; aber wie viele, viele einzelne Stufen gab es da noch zu erklettern — und Lena war schon jetzt eine kleine große Dame, war schon von Verehrern umschwärmt. Fünf, sechs Jahre vielleicht noch, dann kam Einer, dem ein glückliches Loos in der Wiege zugefallen, warb um ihre Hand und führte sie zum Altare!

Solche Gedanken durchschwirrten peinigend, betäubend den armen Burschen, der alles Andere um sich her vergaß und nicht bemerkte, daß bereits alle Gäste einpassirt waren und das Fest längst im vollen Gange war. Eine neue Bewegung im Innern der Villa weckte ihn aus seinen Träumereien. Die Gäste verließen allmälig die Zimmer, in denen sie Thee zu sich nahmen, und begaben sich nach dem Ballsaale. Auch Lena sah er wieder, begleitet von dem adeligen Gecken; je eifriger dieser sie von den Festlichkeiten seines Vaters, von seinem Pony, seiner goldenen Repetiruhr, von den Wettfahrten auf der Themse, von neuen Glacéhandschuhen und dergleichen Plattheiten unterhielt, desto gleichgültiger zeigte sich Lena. Harry bemerkte mit einer Art von Genugthuung, daß sie während jenes Mühlradgewäsches, wie mit sich selbst beschäftigt, das Bild ihrer Mutter in dem bekannten Medaillon hervorzog und betrachtete. „Der reiche Dummkopf hätte es nicht gerettet!" dachte er bei sich.

Jetzt stieg er vom Gitter herab, schlich um die Villa herum und suchte nach einer Position, von welcher aus ihm ein verstohlener Blick in den Ballsaal gestattet war; doch vorher gedachte er seines Bruders. Um sich zu versichern, daß dieser noch schlafe, ging er auf einem schmalen Pfade, zwischen beschneiten Büschen hin, in einem Bogen nach dem Gewächshause. Der Mond schien jetzt hell in den Raum, welchen die Knaben sich zur Schlafstätte erkoren; Harry konnte deutlich die tiefe, glückliche Ruhe in Sim's schlummerndem Antlitz erkennen. Es war ein seltsam ergreifender, märchenhafter Kontrast zwischen der Stille dieses engen, mit Spinngeweben bedeckten Raumes und dem festlichen Geräusch der Villa Revel, von welcher die Klänge der Musik bezaubernd herübertönten.

Leise, wie er gekommen, glitt der erregte Knabe wieder hinaus, verwahrte die Thür und eilte auf dem vorhin betretenen Pfade nach der Villa zurück. Er entdeckte ein auf den Ballsaal stoßendes Kabinet, von dessen Fenster aus er einen Theil des Saals übersehen konnte. Hier ward es ihm möglich, Lena mitten unter den Tanzenden zu erkennen. Die zierliche Tänzerin, die jüngste unter allen, machte in ihren graziösen Bewegungen auf ihn den Eindruck einer überirdischen Erscheinung; in seiner unverdorbenen Seele tauchte, wie über einem klaren Wasserspiegel, die erste Morgendämmerung jenes Gefühls empor, welches wir Liebe nennen. Es ist nichts Seltenes, daß eine solche Empfindung in sehr jugendlichen Gemüthern wach wird und unausgesprochen fortlebt, bis zunehmende Jahre und schickliche Gelegenheit sie zur Verständigung bringen. Nur war es nicht der Zauber des Glückes, der über Harry's Empfindung schwebte. Wie vermochte er sich in seiner schlichten Barchentjacke, seinen fadenscheinigen Beinkleidern, groben wollenen Socken, defekten Nägelschuhen und zerknitterter Mütze im Geiste neben das strahlende Geschöpf zu stellen, welches der Glanz von hundert Lichtern wie mit einem Heiligenschein umwebte?... Harry fühlte plötzlich Thränen in seinen Augen, er gerieth in eine Bewegung, daß er sich hätte in den kalten Schnee werfen und in Schluchzen ausbrechen mögen.

Der Anblick anderer Erscheinungen stellte einigermaßen sein inneres Gleichgewicht wieder her. Er sah die dicke Tante Bracebridge mit anderen älteren Personen an einem Whisttisch; er sah Miß Priscilla in ernstem Gespräch mit der reizenden Herrin des Hauses und mit deren Mutter; er bemerkte auch den innigen Verkehr zwischen Adair und Blanche, die vor Glück strahlte. Oft, wenn die Dame hinter ihrem Fächer leise mit dem Geliebten flüsterte, oder der Kapitän seinen schwarzen Schnurrbart in nahe Berührung mit den goldenen Locken Blanche's brachte, war es dem stillen Betrachter, als müsse er die zärtlichen Worte hören, welche zwei Liebende im Geräusch der Musik, der schleifenden Füße und der vielen Stimmen miteinander wechselten.

Jetzt kam die große Pause. Die Gäste verfügten sich paarweise nach dem Speisesaale. Harry sah Lena am Arme des Baronetsohnes verschwinden. Daß sie Hektor, der ihr vergleichsweise lieber war, als der Baronet in spe, nicht führen durfte, wird sich durch das Arrangement der Tafel sofort erklären. Harry wollte eben das Fenster verlassen, um einen andern Standpunkt zu suchen, als er durch einen Zwischenfall einige Augenblicke aufgehalten ward: Blanche trat mit dem Kapitän in das Kabinet; Letzterer schien sie dringend zur Erfüllung einer Bitte anzuflehen. Er stürzte ihr plötzlich zu Füßen und blickte inbrünstig zu ihr auf. Sie bat ihn erschrocken, sich zu erheben. „Nicht eher, bis Du sagst: Ja!" hörte Harry den Bittenden rufen. — „Wohlan denn, ja, und Gott möge mit uns sein!" erwiederte Blanche mit einem Blicke voll hingebender Liebe. Der Kapitän sprang freudigen Auges empor und geleitete seine Dame nach dem Speisesaale.

Hier sah Harry Lena, als die jüngste Dame, zur phantastischen Königin der Tafel erhoben. Sie saß auf einem erhöhten thronartigen Sessel, eine Krone von Goldstoff schmückte ihr Haupt, ein Purpurmantel, mit Hermelin besetzt, hing von ihren Schultern. Der Baronet in spe stellte ihren königlichen Gemahl vor, Hektor und Kapitän Adair waren aufwartende Lords, Blanche und eine andere junge Dame Kammerladies.

Lena hatte den Dreikönigskuchen anzuschneiden, der nach altväterischer Weise wie ein Hochzeitskuchen geformt war und einen goldenen Ring verbarg. Diejenige Person, in deren Kuchenstück der Ring enthalten war, erhielt dadurch das Prognostikon baldiger Vermählung, wenn sie noch nicht von Hymens Ketten gefesselt war ... Blanche erhielt den Ring und erröthete tief, während ein Blitzstrahl des Frohlockens über Adair's Antlitz zuckte.

Die sehr befangene Tochter Melville's hatte einen schweren Stand, all' die humoristischen Gratulationen und Anspielungen auf ihre durch den prophetischen Ring angedeutete Brautstandschaft auszuhalten; sie, die ohne Wissen dieses fröhlichen Kreises bereits das ernsteste Verhältniß zu einem geliebten Manne pflegte, hätte eher in Thränen ausbrechen mögen, und sie mußte lächeln, um ihr Geheimniß nicht zu verrathen!

Miß Bracebridge schlug sich endlich in's Mittel, indem sie mit affektirter Würde proklamirte, wenn ihre Nichte ihre Hand verschenke, so werde es nur an einen ihrer Familie würdigen Mann geschehen. Nie werde ihre tadellose Erziehung und ihr Stolz sie eine Wahl treffen lassen, die vor dem Richterstuhle der Konvenienz angefochten werden könne. Dafür könne sie, Mrs. Bracebridge, Bürgschaft leisten.

Wieder zuckte es fast unbemerkt über Adair's Gesicht, und sein Blick schweifte versteckt zu Blanche hinüber.

Harry verhielt sich lange auf seinem verborgenen Standorte, er fühlte weder Hunger noch Durst im Angesicht des reizvollen Schauspiels und all' der Kostbarkeiten der Tafel. Es ward viel toastet, und die höchste Fröhlichkeit ergriff die ganze Gesellschaft. Plötzlich sah er, wie Lena, die ihren Sitz verlassen hatte, und der an einer andern Stelle der Tafel befindlichen Hausherrin einen Besuch abstattete, sich mit einem Kuchenbrocken in der Hand dem Fenster nahte, an welchem Harry lauschte. Der Knabe duckte sich erschrocken bei Seite; er hatte Mühe, sich durch die Vorstellung zu beruhigen, daß Lena ihn nicht könne gesehen haben. Lena öffnete einen Flügel des Fensters und streute den Brocken in kleinen Krümchen auf die Brüstung. „Ich darf meine kleinen Pensionäre nicht vergessen!" sagte sie, halb für sich. „Die armen Schelme werden jetzt manchen Tag frieren und hungern, und oft nach einem stillen, trockenen Winkelchen suchen, wenn sie müde werden." — Harry stand wie versteinert. War, was Lena that, nur eine Aeußerung der Sympathie? Wollte sie, inmitten der Festfreude, gleichsam kindisch spielend sich daran erinnern, daß es arme Menschen gebe, die Anspruch hätten auf ihre Erinnerung? — „Wen wolltest Du nicht vergessen? Deine Pensionäre?" fragte, hinter Lena tretend, der „Lordkämmerer" Hektor. — „Ja, meine kleinen Schelme, die Rothkehlchen, welche ich stets zu füttern pflege, wenn ich Mrs. Revel besuche. Die lieben Thierchen kennen mich an der Stimme, und wenn ich rufe: Roth! Roth! dann kommen sie herbei aus ihren Verstecken in den Taxushecken und in den alten hohlen Lorbeerbäumen, in den Dächern der Gewächshäuser und im ausgehöhlten Ufer des Baches. Manchmal kommt auch ein allerliebster kleiner Zaunkönig zum Vorschein und pickt schüchtern sein Krümchen. Sie werden morgen früh schon meine Hand erkennen, wenn sie die Brosamen finden."

Mit diesen Worten schloß Lena wieder das Fenster. Harry, der sich in diesem Augenblicke als Lena's Rothkehlchen dachte und es kaum über sich gewinnen konnte, nicht auch ein Krümchen von ihrer Hand zu nehmen, folgte ihr mit den Augen. Er sah, wie ihr königlicher Gemahl, der Baronetsohn, sich ihr eifersüchtig näherte, damit Hektor nicht von ihr begünstigt werde, und wie sie weder von dem Einen noch von dem Andern besondere Notiz nahm. Jetzt wurde eine Art Festzug arrangirt, Lena als Königin an der Spitze — so begab sich die Gesellschaft in den Ballsaal zurück.

Harry verließ traurig, durchfroren und ermattet sein Lugaus und kroch zu Bruder Sim in's Heu, um eine Zeitlang neben ihm auszuruhen. Er schlief mit dem Entschlusse ein, am folgenden Morgen sich wieder in Melville's Haus zu begeben, um zu warten, bis Blanche ihn rufen würde. Bis dahin konnten die Knaben in der Küche sich wärmen. Im Halbschlummer hörte er Karrosse auf Karrosse ankommen und fortrollen, zum Zeichen, daß das Fest zu Ende sei. Als der Tag graute, weckte Harry Sim; sie erhoben sich und schlichen durch das hohe Gitterthor auf die Straße — es war ein verhängnißvoller Tag, welchem sie entgegen gingen.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№. 34.

Stuttgart, 1866. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Ein Verfassungsgetreuer.

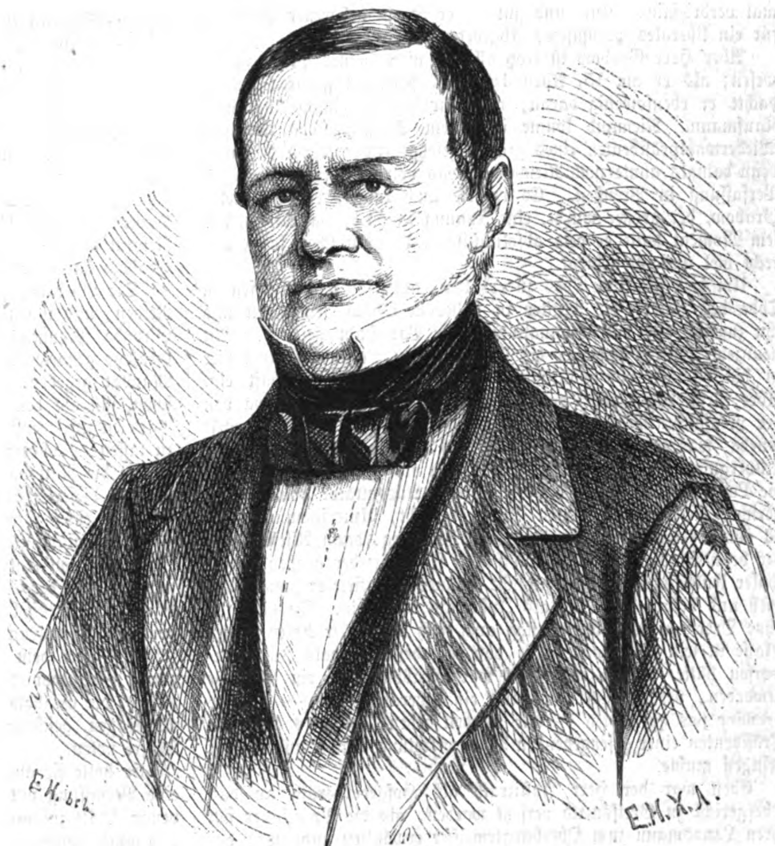
Grabow.

Von

Schmidt-Weißenfels.

Denken Sie sich einmal einen gebildeten Patagonier, der zu seiner politischen Ausbildung Europa besucht, natürlich auch die fünfte Großmacht nicht vergißt und, nach dem sorgsamen Durchlesen der preußischen Verfassungsurkunde für fünf Silbergroschen auf der langweiligen Eisenbahnfahrt, endlich auch mit aufgerissenen Mund und Ohren in Berlin hineindroschkirt. Dieses Preußen, weiß er nun, ist eine konstitutionelle Monarchie, zwar noch jung als solche, nicht fest, etwas krank, aber doch allemal konstitutionell. In der Hauptstadt Berlin, weiß er, findet die Gesetzgebung für die ganze Großmacht statt. Da residirt der König, da tagen die beiden Häuser des Landtags, die den Filter für die Gesetze bilden und in die Niemand hineinkommt, der nicht als ein kleiner Solon wieder nach Hause geht. Diese beiden Häuser haben je einen Präsidenten, weiß er; der König und die beiden Präsidenten des Landtags repräsentiren also die Gesetzgebung, denkt er. „Bon," sagt er, nimmt sich einen Dienstmann und läßt sich nach der Wohnung des Königs führen. Es wird ihm das Schloß und auch das Palais gezeigt. „Ah!" ruft der Patagonier respektvoll aus. Er will nun sehen, wo der Präsident vom Herrenhause wohnt. „Ah!" macht er wieder, als ihm der Dienstmann Leipzigerstraße Nr. 3 die ganze erste Etage zeigt. „Und die Wohnung des Präsidenten vom Abgeordnetenhause?" Dienstmann besinnt sich, führt dann den Fremden nach dem Dönhofsplatz, und zeigt ihm die Fenster einer stattlichen Beletage. Aber es ist nichts d'rin. „Ah!" ruft der Patagonier. Der besorgte Schutzmann kommt heran und faßt den Expreß scharf in's Auge. „Der Mann will wissen, wo der Präsident von's Abgeordnetenhaus wohnt," rechtfertigt sich der Cicerone. — „Chambre garnie!" entgegnet der Mann des Schutzes rauh. „Ah! Ah!" ruft der Patagonier, „ein Mann, der eine Versammlung repräsentirt, die als gesetzgebende dem Könige gleich steht, chambre garnie! Ah! Ein Mann, der ein hohes Haus repräsentirt, in einem Zimmer mit Schlafkabinet logirt — uff, das muß ein Republikaner sein!"

In Preußen weiß aber Jedermann, daß der Präsident des Abgeordnetenhauses, der Präsident des ganzen Verfassungsstreites, Herr Grabow, nur ein herzhafter Altliberaler ist. Liberal ist in Preußen Jeder, aber Republikaner sind hier selten, wenn auch Viele



Präsident Grabow. Von E. Hartmann.

das Zeug und die Einfachheit des Charakters dazu haben. Präsident Grabow könnte auch einer sein; er repräsentirt die preußische Volksvertretung in einer eines Republikaners würdigen Einfachheit. Die ganze Person, ihr Charakter, ihre Neigungen, ihre Aeußerlichkeit passen darin zusammen; er ist echt bürgerlich, ein schlichter Mann, ein freundlicher Mann, ein würdiger Mann, bonhomme durch und durch, nur nicht für das Ministerium des Konflikts. Man hat sich seit Jahren daran gewöhnt, Grabow als den Präsidenten des Abgeordnetenhauses zu wissen; er ist der Mann der liberalen Durchschnittsgesinnung, die in ihm achtungsvoll vertreten ist; er ist Preußens Nebelthau, dessen Wiederwahl auf den obersten Stuhl im Saale am Dönhofsplatz so viel politische Bedeutung hat, daß es als ein Ereigniß niederdrückender Art empfunden wäre, wenn sie einmal ausbliebe, so lange in Masse opponirt wird. Grabow ist der Präsident der Opposition; er weiß bei guter Gelegenheit ein Schlagwort gegen die Ministerbank zu schleudern und regiert innerhalb der vier Wände des Sitzungssaales, ohne sich besonders davor zu fürchten, daß die Minister ihm nur Gewalt bis an ihre Estrade gestatten; unbekümmert greift er oder klingelt er, wenn's sich paßt, über die Ministerbarre nach den füglich unter der Gesetzgebung stehenden Staatsdienern; aber er weiß auch wiederum kleine Gewitter zu vermeiden, persönliche Rencontres mit den Ministern förmlich voraus zu riechen. Fast allemal, wenn die Geister derart aufeinander platzten, war der Präsident Grabow vorher schon von seinem obersten Sitz herabgestiegen. Möglich, daß die Routine diese Witterung beibringt; denn die Routine ist Herrn Grabow bei der Leitung seiner vielen und alle Aufmerksamkeit verlangenden Geschäfte in seltenem Maße zu eigen; er kann in der harmlosesten Weise von der Welt die Abstimmungen dirigiren und die Debatten nach Zeit und Gewicht vertheilen; er kann den entschiedenen Demokraten gefällig sein und auch ebenso den liberalsten Liberalen; nur die Konservativen, die sich über Alles ärgern, sind über ihn manchmal verdrießlich. Kurz und gut — er ist ein geborener Präsident für ein liberales preußisches Abgeordnetenhaus.

Aber Herr Grabow ist trotz alledem nicht immer Präsident gewesen; als er am 15. April 1802 in Prenzlau geboren wurde, dachte er ebensowenig daran, wie sein Vater, ein wohlhabender Kaufmann. Niemand konnte in diesem Säugling den künftigen Wiederwahlpräsidenten eines großen gesetzgebenden Körpers ahnen, denn damals ahnte noch Niemand Etwas von einer konstitutionellen Verfassung in Preußen. Es währte auch lange, ehe der kleine Grabow, der größer wurde, eine Ahnung davon bekam; bis zu diesem Moment hatte er dem absolutistischen Preußen schon lange und recht viel umsonst gedient.

Um dieß glückliche Loos zu erhalten, hatte ihn nach dem frühen Tode des Vaters die Mutter in liebevolle Obhut genommen und ihn zugleich auf das Gymnasium seiner Vaterstadt geschickt. Mit neunzehn Jahren bezog er die Universität zu Berlin und trat hier in die damals von politischem Geist erfüllte Burschenschaft ein. Aber fürchte man nicht, daß der zwanzigjährige Grabow etwa von der preußischen Regierung als Demagoge verfolgt oder gemaßregelt wurde; war er einer, so war er's doch nur im Stillen und schritt stillvergnügt bis zum Jahre 1838 in dem vorschriftsmäßigen Tempo die Laufbahn des Juristen ab. Er war Auscultator beim Stadtgericht, Referendarius beim Kammergericht, Untersuchungsrichter ad commissionem in Spandau und Perleberg, dann Assessor wieder beim Stadtgericht der Hauptstadt. In Folge der großen löwenthaler Untersuchung gegen jüdische Gauner avancirte er zum Stadtrath und bekam den Titel als Justizrath obendrein. Da ein Titel ohne Orden nichts bedeutet, flog auch noch ein rother Adler vierter Klasse in sein Knopfloch, ohne daß er indessen jemals Junge geworfen hätte. Denn inzwischen war Grabow noch ein Politiker geworden, versteht sich von selbst ein Liberaler, und — c'est le premier pas qui coûte — wir werden sehen, wie er's bis zum Präsidenten einer gesetzgebenden Volksvertretung brachte und absolut bringen mußte.

Eben war der Herr Justizrath als Hofgerichtsrath an das Obergericht zu Greifswald versetzt worden, als die Prenzlauer sich ihren Landsmann zum Oberbürgermeister erwählten und, was damals gewöhnlich war, auch bestätigt erhielten. Ein Bürgermeister ist ein kleiner König — selbst ein Rath nimmt solche angebotene Krone mit Vergnügen an. Also auch Herr Grabow, der bis heutigen Tages sich auf seinem Throne in der Uckermark durch den Willen seines Volks zu erhalten gewußt hat.

Ein Oberbürgermeister gehörte aber auch schon unter dem vormärzlichen Regiment zu denjenigen Bevorzugten, welche zum Betreiben der Politik ein Patent von der Regierung erhielten. In Provinzial-, Kreis- und Kommunal-Landtagen hatten sie sich für das Wohl des Volks zu opfern, ohne daß davon viel bekannt wurde. Grabow that es bis zu dem Jahre 1847, wo dann bekanntlich die Revolution von Oben der Revolution von Unten entgegenkam. Ein königliches Patent vom Februar 1847 schuf plötzlich, nach mehr denn dreißigjährigem Düfteln und Zaudern, den „Vereinigten Landtag". Er war ein „königliches Geschenk"; mehr sollte das preußische Volk nicht fordern, noch weniger je erhalten. Auch Grabow, schon ein recht geschulter Parlamentsmann, wurde Mitglied dieser romantischen Ständeversammlung, in der Herr von Vincke der Mirabeau war, der „Stier, der Alles auf seine Hörner nahm". Er war der Chef der Partei der Unzufriedenen, und unzufrieden mit dem Landtag waren Alle, die damals liberale Gesinnung hatten, und liberal war ziemlich alle Welt, auch Herr Grabow. Als Vincke gegen die Patentgesetzgebung, gegen die „Königlichen Geschenke", mit 137 anderen Landtagsmitgliedern protestirte, debutirte Grabow in der Kunst seiner Vermittlung. Bestimmt, aber versöhnlich in der Form, faßte er als Petition an den König zusammen, was der Protest in schroffer Art enthielt, welcher Petition der Landtag zustimmte.

In der harmlosen Beschäftigung von besonderen Kommissionsberathungen über ein neues Strafgesetzbuch, die nach dem Schluß des Landtages in Berlin stattfanden und zu denen auch Grabow gewählt worden, kam nun die Nachricht von der Februarrevolution. Von diesem Augenblicke an hörte in Preußen die alte Staatsmaschine auf zu arbeiten; Nichts paßte mehr, und Viele suchten ihren verlorenen Kopf: die Auflösung war sichtbar. Da bildete sich in Berlin aus Landtagsmitgliedern ein preußisches Vorparlament, welches Reformen berieth; auch dazu gehörte der Oberbürgermeister von Prenzlau. Stückweise kamen nun die Konzessionen von Oben, und der zweite vereinigte Landtag sollte die Rettung vollständig machen. Aber am 18. März stürzte schon das ganze alte Gebäude zusammen und jener zweite Landtag erfüllte nur noch seine letzte Lebensaufgabe, nämlich die Berathung eines Wahlgesetzes für die verheißene Nationalversammlung, mit Würde und Anmuth. Dieß Wahlgesetz war die Klammer, durch welche die Reform des Vormärz mit der Revolution verbunden wurde: Herr Grabow hat sie auch mit schmieden helfen.

Die Liberalen standen nach der Revolution in den vordersten Reihen, und ihnen fielen Ehre und Vortheil zu. Sie bildeten die Gironde Preußens in der neugewählten Nationalversammlung. Grabow gehörte natürlich auch dazu, die Prenzlauer hatten ihm ein Mandat gegeben. Die ersten Wochen der Bekanntschaft genügten schon, ihn als den passendsten Mann für eine leidenschaftslose, alle Parteien zufriedenstellende Präsidentschaft der Versammlung erkennen zu lassen. Nachdem der erste Präsident, Milde, Minister geworden, wählte die Nationalversammlung an seiner Stelle Grabow, und er blieb in dieser Würde bis zum 27. Oktober 1848, an welchem er in Folge eines Streites mit dem Kaplan von Berg freiwillig vom Präsidentenstuhl stieg. Es war dieß der erste Beweis seiner feinen Witterung von Katastrophen; denn vierzehn Tage später zog Vater Wrangel mit der Garde in Berlin ein, und das Ministerium Brandenburg-Manteuffel begann die Staatsrettung. Der Liberalismus, dem die Demokratie über den Kopf gewachsen war, zog sich erschrocken von dem brennenden Körper der Nationalversammlung zurück, nachdem der letzte Versuch einer Vermittlung mit der Krone, die Grabow, Simson, Bassermann und mehreren Anderen übertragen, gescheitert war. Nun konnte die Demokraten allein der Teufel holen.

Er holte sie auch; die Nationalversammlung wurde aufgelöst, eine Verfassung mit zwei Wahlkammern oktroyirt, die am 26. Februar 1849 zusammentraten. Grabow war wieder Abgeordneter und wurde wieder zum Präsidenten erwählt, weil's auf's Vermitteln ankam, wozu die Brücke denn auch in dem Beschluß errichtet wurde, der die Rechtsbeständigkeit der oktroyirten Verfassung anerkannte.

Aber mit dem Vermitteln war's bald zu Ende — schon am 27. April wurde die zweite Kammer wieder aufgelöst, und nun waren die Liberalen ebenso gepackt, wie vorher die Demokraten, denen sie's gegönnt hatten. Nach der nun folgenden neuen Oktroyirung des Dreiklassen-Wahlsystems im Mai 1849 kam auch vielen Liberalen das blaue Blut in Wallung, und unter ihnen ist auch in Ehren Grabow zu nennen, der von Prenzlau gegen diesen „Verfassungsbruch" protestirte und jedes Mandat ablehnte.

Nach diesem ersten Akt seines öffentlichen, politischen Lebens, welches ihn zu einem populären und gerechten Charakter seines Vaterlandes gemacht, folgte eine stillere, wenn auch nicht unbedeutende Thätigkeit. Er führte in seinem Kreise das Gemeindegesetz von 1850 ein, von dem die Granden der Uckermark durchaus nichts wissen wollten; und es wurde denn auch bald glücklich beseitigt. Dagegen setzte die Reaktion wieder die alten Kreis- und Provinziallandtage ein, die aufgehoben waren, und in die einzutreten Grabow mit entschiedenem Protest gegen diese Oktroyirung sich weigerte. War's ein Wunder, daß ein Mann, der Mann war, in der oberen Region mißliebig wurde? Im Jahre 1850 konnte er's deutlich merken. Er war in Magdeburg zum Oberbürgermeister gewählt worden, aber man bestätigte ihn nicht. Nun wählten ihn die Prenzlauer auf Lebenszeit — aber man bestätigte die Wahl nicht. Sie wählten ihn also wieder nur auf zwölf Jahre — nun wurde dießmal allerdings die Wahl bestätigt, aber erst nach neun Monaten, und nicht durch die Regierung, sondern nur durch eine nicht konstitutionelle, königliche Kabinetsordre.

Der Bann, unter dem Demokraten wie Liberale unter der Reaktion litten, wurde erst mit dem Beginnen der neuen Aera aufgehoben, vor Allem für die Liberalen, denen nun das Paradies offen stand. In der neugewählten Kammer von 1859 bildeten sie, statt der Landräthe unter Westphalen, die Majorität. Auch Grabow war wieder da; eine fünffache Wahl hatte ihn von der Beständigkeit der Achtung des Volks für seinen politischen Charakter überzeugt. Da die neue Vertrauenskammer unter Vincke's Diktatur keine vermittelnde Leitung brauchte, so wählte sie auch Grabow nicht zum Präsidenten, wohl aber zum ersten Stellvertreter desselben. Er führte das zweite Treffen der liberalen Partei, in welchem eine gewisse Aktionslust vorhanden war, die bei dem ersten unter Vincke-Simson durch seliges Glück und Vertrauen und Zufriedenheit ersetzt wurde.

Und wie nun Glück und Vertrauenheit zu schwinden anfingen, avancirten die thatenfreudigeren Grabowianer; während die Vinckeaner nicht ohne geheimes Grauen auf den weißen Kopf Waldeck's blickten, sahen ihn die Grabowianer freundlich an; sie suchten Fühlung mit dem kleinen Häuflein „Linker", und ehe man sich's versah, war ein Schisma unter den Liberalen im Abgeordnetenhause, und der Abfall von Vincke's Diktatur begann. In der Session von 1861 beschränkte er sich zunächst auf die 19 Jung-Litthauer, die spätere Fraktion Berendt; aber als die Session von 1862 begann, gab es neben der alten Vincke'schen eine aus seinen Abtrünnigen entstandene, neue Grabow'sche Partei, den verjüngten Altliberalismus, dem's Jungbleiben freilich schwer wurde. Und nun geschah es auch, daß Grabow wieder erster Präsident des Hauses ward — denn es war halt nicht mehr ganz richtig mit dem Vertrauen der Majorität zum Ministerium der „neuen Aera"; es war schon an eine Vermittlung zu denken zwischen der durch die neue Fortschrittspartei und die Grabowianer gebildeten Majorität und dem Ministerium, welches nicht gerade bekämpft, aber doch fortgedrängt werden sollte.

Herr Grabow war nie Präsident einer preußischen Kammer, ohne daß sie die Ehre hatte, aufgelöst zu werden. Sein Freund, der Minister Graf Schwerin, ließ auch keine Ausnahme zu; er löste die Grabow'sche Kammer nach Annahme des Hagen'schen Antrages auf. In dem neugewählten Abgeordnetenhause von 1862 war die Zersetzung der liberalen Partei weiter zu konstatiren: auch die Grabowianer waren aufgelöst, und als Kern einer neuen Verjüngung zeigte sich die Fraktion Bockum-Dolffs, das heutige linke Centrum. Grabow selbst entließ seine Truppen und wies sie an Bockum-Dolffs; er begnügte sich mit der Stellung eines abermals wiedergewählten Präsidenten des Hauses, die bei dem beginnenden Konflikt mit der Regierung zum dritten politischen Examen Grabow's wurde und die unter ihm, durch die konsequente Wiederübertragung Seitens des Abgeordnetenhauses, eine für den Verfassungsstreit maßgebende Bedeutung erhalten hat. Grabow war nicht allein der routinirte und sichere Leiter der Präsidialgeschäfte, dessen man um so mehr bedurfte, als die Abänderung zur freieren Bewegung der Versammlung die erste Sorge sein sollte; er bedeutete auch die Einheit der Opposition gegen die „neueste Aera", die mit v. d. Heydt's Ministerium begann und die wer weiß wie lange noch dauern kann. Welches Wachs auch sein Herz enthielt, es besaß auch Stahl, und man hegte das Vertrauen zu ihm und hat es bis heute immer gerechtfertigt gefunden, daß er der schwierigen Stellung und der Würde des preußischen Abgeordnetenhauses eifersüchtiger Wächter sein werde. Manch' mannhaftes Wort ist seit den drei Jahren des politischen Konflikts, während deren er in steter Wiederwahl der Präsident des Hauses war, von ihm gesprochen worden; sie haben ihm Aktenstücke voll Vertrauens-, und auch eine Portion loyaler Mißtrauensadressen, öffentliche Angriffe, und auch eine kölner Bürgerkrone eingebracht. Es gehört noch zur Geschichte dieser dreijährigen permanenten Präsidentschaft, daß das Abgeordnetenhaus nach Einsetzung des Ministeriums Bismarck wieder aufgelöst wurde, was freilich Nichts veränderte; ob unter dem Präsidium Grabow die preußische Volksvertretung noch mehr solche Erlebnisse haben wird — das kann sein, muß eigentlich sein; denn jedesmal, wenn Herr Grabow Präsident war, so hat's Etwas zu bedeuten gehabt, und ohne Auflösung ging's nicht ab. Keiner unserer politischen Charaktere knüpft aber jedenfalls so viel an die parlamentarische Geschichte Preußens an wie der Oberbürgermeister von Prenzlau.

Die Förstersbraut von Neunkirchen.

Erzählung von Otto Müller.

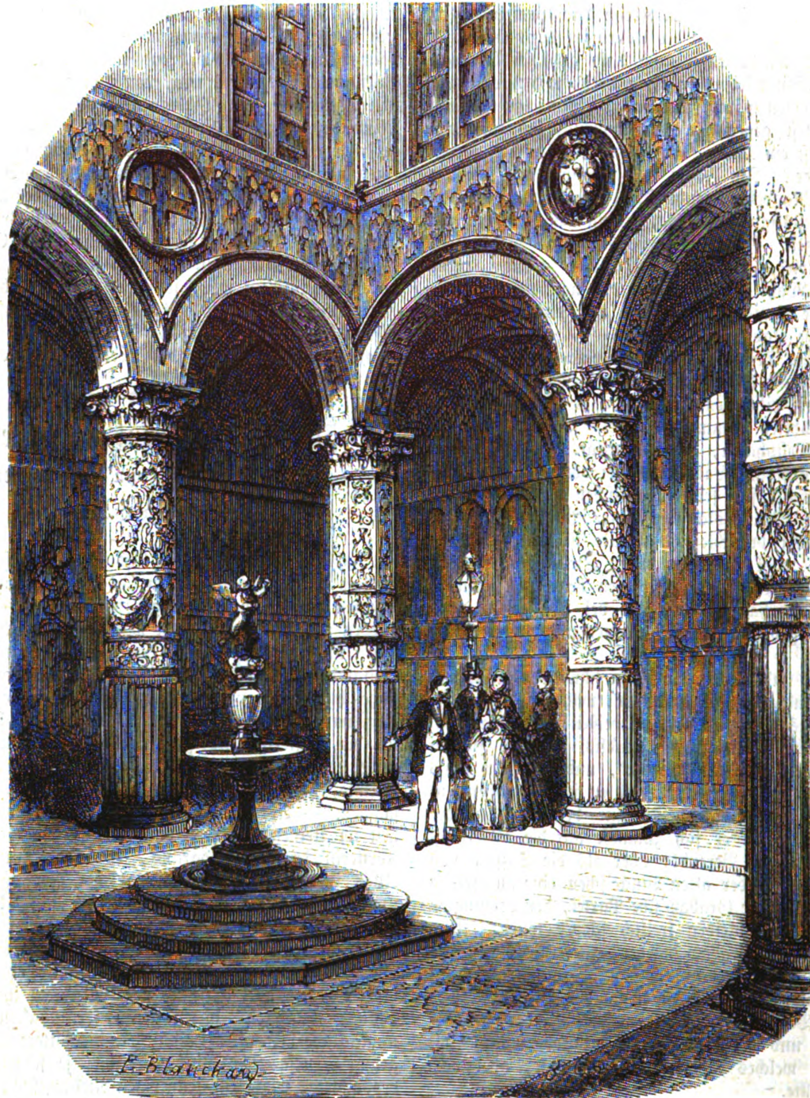
(Fortsetzung.)

Indessen sollte doch die Geduld der lebhaften Frau auf eine längere Probe gestellt werden, als sie anfangs nach den Versprechungen der Steingötterin gehofft hatte. Denn ein Tag um den andern verging, und zuletzt war eine volle Woche darüber verstrichen, und die Alte konnte ihr noch immer nicht die ersehnte Einwilligung der Margold in ihren Vorschlag ankündigen. Die Ursache hiervon war Marilenens fortwährendes Kranksein, wovon man im Dorfe bereits allerhand zu munkeln begann, was natürlich die Försterin, als sie Wind davon bekam, in neue Alteration versetzte, so daß sie immer ungeduldiger ihre geheime Agentin bestürmte, das Geschäft mit der Margold so bald als möglich abzumachen. — Aber jedesmal schützte diese des Mädchens Anwesenheit im kleinen Stübchen vor, und zuletzt machte auch sie bei der Försterin kein Hehl daraus, es möge mit der Marilen' nicht Alles in Ordnung sein, zumal der Herr Forstadjunkt beständig um's Haus der Wittib herumstreiche, als könne er's gar nicht erwarten, eine Nachricht von seinem kranken Schatz zu bekommen. Was das treue Mutterherz bei solchen frechen Anspielungen an Sorge und Beängstigung zu leiden hatte, brauchen wir nicht zu sagen; und dabei hatte sie noch obendrein ihre liebe Noth, ihrem Manne wenigstens diesen Kelch fernzuhalten, dem des Sohnes unglückliche Leidenschaft auch ohne die bittere Zugabe schon Kummer genug verursachte. Willbald selbst, je schärfer sie ihn im Stillen beobachtete, zeigte zur seitherigen Niedergeschlagenheit noch eine tiefe innere Unruhe und Verstörung; er schlich wie ein Schatten umher, und es wurde ihr immer deutlicher, daß sich zum Kummer über sein Zerwürfniß mit Eltern und Geschwistern noch eine geheime Seelenangst gesellte, die Sorge um ein Etwas, woran Frau Kathel gar nicht denken konnte, ohne daß ihr gleich ein Fieberfrösteln über die Haut lief. Denn die Welt erscheint uns immer dann am hartherzigsten und grausamsten, wenn wir uns im Einverständniß mit ihr wissen, gegenüber den Fehlern und Verirrungen einer geliebten Person, und mit Angst und Zagen dem Urtheil der Menschen entgegensehen, sobald eintritt, was uns selber in innerster Seele empört und ängstigt.

In diesem trostlosen Gemüthszustand, wo sie oft beinahe an

Gottes Güte und Gerechtigkeit hätte verzweifeln mögen, war's ein doppelter Schlag für sie, als ihr die Steingötterin endlich auch die letzte Hoffnung vernichtete durch die Meldung, mit der Margold sei Nichts anzufangen, nicht fünfhundert, nicht tausend und nicht zehntausend Gulden seien im Stande, sie vom Grabe ihres Mannes zu trennen; wo er gestorben, wolle auch sie sterben, wo er seine letzte Ruhestätte gefunden, wolle auch sie begraben sein — was ihr sonst geschehe, sei ihr gleichgültig, und wenn auch das ganze Dorf darüber in Feuer aufginge!

„Hier ist's mit meiner Macht auf ihr Gemüth aus und vorbei, Frau Försterin!" schloß die falsche Einäugige ihren Bericht über der Margold entsetzliche Unbeugsamkeit. „Den Plan geb' Sie immerhin auf, eh'r wälzt Sie den Säufelsen in's Thal hinab, als Sie der Margold unbeugsamen Sinn ändert. Die zwingt keine Vernunft, keine Zurede; das Einzige, was sie mir sogar ohne meine Bemühung zugestand, und woran ich leider erst recht ihren unwiderruflichen Entschluß erkannte, war ein furchtbarer Schwur beim blutigen Tod ihres Mannes, daß sie nimmer in die Ehe ihrer



Der Hof des Palastes der Signoria in Florenz. (S. 403.)

Tochter mit dem Sohne des Herrn Försters einwilligen werde, sollte auch die Marilen' in ihrer wahnsinnigen Liebe vor ihren Augen zu Grunde gehen, sollte auch die Frau Försterin sie darum beschwören! — Im Himmel wolle sie sich mit ihren Feinden aussöhnen, auf Erden habe das ungerecht vergossene Blut ihres Mannes in dieser Sache das erste und letzte Wort!"

„So soll's zum Himmel schreien bis zum jüngsten Tag! So sollen auch meine Augen blind werden, wie die meines armen Mannes! Dann muß mir der Willbald aus dem Unglücksnest hinaus, sollt' ich auch den Herrn Landgrafen fußfällig darum anflehen, ihn weit weg von hier auf einen andern Dienst zu versetzen!" rief Frau Kathel ganz außer sich und ballte wuthschäumend beide Fäuste gegen die Unglücksbötin. „Auf der Stelle geht Ihr zu der Elenden und sagt ihr, daß ich dem Kurt Henrich von Lützelbach jetzt den Willen thue und ihm den Schuldbrief auslöse, dann wird sich's zeigen, wem das Haus gehört und ob das Amt solch' heimatloses Gesindel auch fernerhin in unserem guten Dorfe duldet!"

„Ach, Herr Jeses, wenn der Frau Försterin bei ihrer Voll-

blütigkeit der Aerger nur nicht schadet!" sagte die Bötin mit erheuchelter Besorgniß. „Aber den Schuldbrief hat die Margold ehegestern selber dem Kurt Henrich ausgelöst — daran beißt nun keine Maus keinen Faden mehr ab — ich glaub', der Müller Handel, oder seine Bas', die Wamboldin, streckte ihr das Geld vor, um sich ihr wegen der Marilen' gefällig zu erweisen."



Der Riesenepheu an der Rousseaupappel im Park von Feuillancourt bei Saint Germain-en-Laye. Von Bar. (S. 404.)

Hatte schon die erste Nachricht von der Margold starrer Unbeugsamkeit die Mutter Willbald's wie ein Donnerschlag erschüttert, so wirkte die von dem ausgelösten Schuldschein wie ein zerschmetternder Blitz auf das Gemüth der starken Frau, und beinahe erging es ihr wie ihrem blinden Mann, sie fing an, an das Walten einer höheren Gerechtigkeit zu glauben, die sie mitsammt ihrem

redlichen Bewußtsein, mitsammt ihrer treusorgenden Mutterliebe verwerfe und ihr Alles zunichte mache, was sie auch zur Rettung des Sohnes aus der Feindin Umgarnung unternehmen möge! — Betäubt starrte sie daher die Landbötin erst eine Zeitlang sprachlos an; alle Sinne wirbelten ihr wie in einer Ohnmachtanwandlung chaotisch durcheinander, und die häßliche Gestalt der Alten mit dem einen lauernden Auge erschien ihr wie der böse Dämon, der diese ganze unselige Geschichte zu ihrem und ihres Hauses Verderben angezettelt habe. Plötzlich aber rang sich aus der schweren Angst ihrer Seele ein heller Gedanke wie eine rettende Gottesleuchte in finsterer Irrsal empor, mechanisch griff sie mit beiden Händen, als könne sie das Licht ihres Inneren auch äußerlich festhalten, in die Luft, tief aufathmend wie Jemand, der aus einem schweren Alpdrücken erwacht, und stammelte: „Da ist's — da hab' ich's ja schon — es ist Alles nur Lug und Trug — der Marilen' ihre Liebe zu meinem Sohn — der Margold Weigerung, ihn anzunehmen — Alles ist Lug und Trug, und Ihr seid mit im Komplot, Alte — Euer Anstiften ist's, daß der Willbald das Opfer der abscheulichsten Rache werde — also macht Euch schnell aus dem Staube und betretet diese Schwelle nicht wieder, oder — so wahr mir Gott helfe — ich verklag' Euch beim Amte wegen gewerbsmäßiger Kuppelei, und Ihr spinnt mir Jahrelang im Spinnhaus zu Rockeburg an dem Fädchen, woraus der Seiler für Euch und Euresgleichen den Hanfstrick dreht!"

Wie ein giftig Gewürm, das vor dem Fuße, der es zertreten will, lautlos in sein dunkles Erdloch zurückschlüpft, wich die Steingötterin aus der Nähe der hellsehenden Mutter, Frau Kathel aber faltete zuerst krampfhaft beide Hände und sagte nach einem kurzen Gebet mit der vollen Entschlossenheit ihrer wiedergewonnenen Energie: „Die Wahrheit muß mir den Sohn retten, oder er ist werth, daß er an seiner eigenen Mattherzigkeit zu Grunde geht, zum Gespött der Leute, der Bösen wie der Gerechten!"

*

Aber die Erkenntniß dieser Wahrheit, welche ihm endlich die Augen über das tückische Spiel der Feindin seiner Eltern mit seinem ahnungslosen Herzen öffnen sollte, hätte sich entweder unmittelbar seinem Gefühle aufdrängen, oder als Resultat eigener Beobachtung seinem Verstand darstellen müssen, um Dasjenige bei ihm zu bewirken, was die Mutter davon erwartete; während es so, wie die Försterin ihn durch diese Mittheilung zu überraschen, zu erschüttern und zur Vernunft zurückzubringen hoffte, nur dazu beitrug, ihn noch mehr in seiner Leidenschaft für das seiner Ansicht nach so grausam angefeindete, so ungerecht verdächtigte Mädchen zu bestärken. Denn er war überzeugt, daß die Mutter in ihrer grenzenlosen Liebe für ihn und in ihrer tiefen Abneigung gegen die Margold auch dieses letzte Mittel nicht scheue, um ihn von Marilene loszureißen; als wenn das zärtliche, aller innigen und feurigen Empfindungen fähige Gemüth dieses schönen Kindes der unverhüllten Natur nicht jederzeit offen wie ein klarer See vor ihm gelegen, in den er bis auf den tiefsten Grund hinabsehen konnte; als wenn diese reizende Blume der Wildniß voll süßen berauschenden Duftes und geheimnißvoller Schönheit ein so arges tückisches Gift hätte verbergen können! — Genug, die Försterin erreichte auch mit dieser Unterredung Nichts weiter, als daß ihr der Sohn mit schmerzlichem Lächeln und zusammengepreßten Lippen schweigend zuhörte, kaum ein schüchternes Wort der Widerrede wagte und zuletzt nach einer stürmischen Umarmung fortstürzte, als wolle er ihr damit sagen, daß es für ihn keinen andern Glauben mehr gebe, als den an die Treue der Geliebten, und daß selbst die Mutter ihn hierin nicht zu erschüttern vermöge!

Es ist die alte, immer in neuen Gestalten und Verhältnissen im Leben wiederkehrende Erfahrung, daß zu solchen schmerzlichen Konflikten, zu solchen Kämpfen unseres Herzens mit der unseren Wünschen und Neigungen feindlichen Außenwelt, sich meist noch ein äußeres ganz zufälliges Ereigniß hinzugesellt, das nach der einen oder der andern Seite hin den Ausschlag gibt und wie nach einer unabweisbaren Nothwendigkeit eine Katastrophe herbeiführt, welche die dabei betheiligten Personen am Wenigsten erwartet haben.

Auch hier sollte sich diese alte Erfahrung wieder bestätigen, und gerade der blinde Mann mit dem stummen Gram in seiner Brust sollte mehr als die sehenden, mehr als die handelnden Personen seiner Umgebung das allein Richtige und Heilsame in diesem angstvoll schwebenden, seines Hauses Frieden und Ehre so tief bedrohenden Verhältniß herausfinden. Zwar bedurfte es auch für ihn hierzu einer äußeren Veranlassung; aber die ganze sichere Art und Weise, mit der er dieselbe in der Nacht seiner Augen wie mit hellsehendem Geiste ergriff und festhielt, war doch nur ihm, dem Blinden vorbehalten, vielleicht weil ihm eben der Blick in das äußere Leben fehlte, in dieses Leben voll Täuschung, Irrthum und Vorurtheile!

Daß die Geschichte mit dem Sohne, den er über Alles liebte, den alten Förster Winckelmann schwere Tage und schlaflose Nächte genug kostete, sahen wir schon früher. Aber nicht bloß der Gattin sorglichem Auge, auch den Töchtern und Schwiegersöhnen, wenn sie das Vaterhaus besuchten, entging nicht das rasche Altern, die sichtbare Abnahme seiner Kräfte. Auch die alten Freunde und Berufsgenossen, so oft sie im gastlichen Hause auf der Neunkircher Höh' vorsprachen, schüttelten bedenklich die Köpfe über die krankhafte Veränderung in seinen Gesichtszügen, Jeder kannte den Grund davon, Jeder beklagte im Stillen den noch jüngst so rüstigen Greis wegen dieser doppelten Heimsuchung seiner alten Tage, denn Alle sahen in ihm den schnell abwelkenden altersmorschen Baum, den vielleicht schon der nächste Sturm niederwirft, wenn es dazu überhaupt eines solchen bedarf!

Blinde Leute, man weiß es ja, sind selbst noch im Alter bei einem friedlichen und regelmäßigen Verlauf ihrer Tage meist heiteren Gemüthes und beschämen oft ihre Umgebung durch ihren geistigen Frohsinn und ihre Sanftmuth im geselligen Verkehr. Legt aber das Schicksal seine schwere Hand auf sie, unterbricht ein feindlicher Mißton den Frieden ihrer tiefdunklen Nacht, so verliert das in der Gewohnheit eines jahrelangen beschaulichen Innelebens ungemein reizbar gewordene Gemüth sein harmonisches Verhältniß zur Außenwelt, und zu der schwarzen Nacht der leiblichen Augen gesellt sich nun noch die der Seele, um welche Gram und Zweifel ihre Binde legen. Im Unglück altert ein blinder Mensch rasch dahin, denn er trägt sein traurig Loos nicht mehr mit der heiteren Resignation wie sonst, sondern fühlt es beständig wie eine innere Angst ohne Namen, daß der Himmel über ihm, dessen Anblick ihm längst versagt war, sich nun auch noch in finstere Wetterwolken hüllt.

Gerade in diese muthlose Stimmung seines Gemüthes fiel für den alten Mann die Kunde von einem Ereigniß, welche von Mund zu Mund durch den ganzen Odenwald lief und bei den Leuten die verschiedenartigsten und widersprechendsten Urtheile fand. In dem an das Neunkircher Forstrevier anstoßenden Jagdgebiet hatte nämlich ein junger Herr von hohem Adel einen Wilddieb, den er beim Jagen auf frischer That ertappte, da sich der Unglückliche zur Flucht wandte, ohne Weiteres niedergeschossen, hatte, was die feige That noch unmenschlicher erscheinen ließ, bei seinen Standesgenossen und anderen Personen damit geprahlt, und war vom Gerichte, das eine Untersuchung über den Thatbestand einleitete, sofort nach einem einzigen Verhöre für völlig schuldfrei erklärt worden.

Der alte Förster Winckelmann, der sich sonst noch immer lebhaft für jeden Vorgang in der Jägerwelt und was damit zusammenhing, interessirt hatte, nahm die Nachricht von diesem Ereigniß anscheinend ganz gleichgültig auf, und Niemand bemerkte, daß sie einen besondern Eindruck auf ihn machte. Aber schon in der darauffolgenden Nacht zeigte er eine sonderbare Unruhe, wälzte sich stöhnend im Bette umher und verließ dasselbe zuletzt ganz, ungeachtet der dringenden Einreden seiner Ehehälfte, um im vorderen Zimmer auf- und abzugehen und sogar das Fenster zu öffnen, angeblich, weil's ihm in der Kammer zu heiß sei und er ein wenig frische Luft schöpfen wolle. Dann saß er lange in der vollkommenen Finsterniß im Lehnstuhl, rauchte „kalt" aus seiner Jagdpfeife und fragte alle Augenblicke seine Frau, wo der Tag bleibe, da ihm die Nacht so ewig lang währe? Er duldete auch nicht, daß Jene ihr Lager verließ, und erst als es im Osten graute, kehrte er in sein Bett zurück, wo es anfangs zwischen beiden Gatten zu einem gleichgültigen Gespräche kam über Dieß und Jenes, bis auf einmal der Förster seine Frau ganz unvorbereitet fragte, was sie von dem Fall mit dem jungen Grafen denke, ob ihr nicht dabei gleichfalls eine ähnliche Geschichte aus früherer Zeit eingefallen sei? Die Försterin, die schon halb die Ursache von ihres Mannes großer

Gemüthsaufregung und Schlaflosigkeit errathen hatte, erschrak trotzdem über diese Frage auf's Heftigste und konnte nur einige stotternde Worte hervorbringen, die darauf hinausliefen, der Graf sei in seinem vollen Recht gewesen, morgen wolle sie ihm näher ihre Meinung sagen, denn gleich werde der Nachtwächter drei Uhr ausrufen.

„Drei Uhr erst!" sagte der Alte ganz überrascht und setzte sich hastig im Bette auf. „Ob der Willbald droben wohl auch noch wacht? — Ach, der Willbald, Mutter! Nun macht er mir gar keine Sorge mehr! Denn wo ein Grafensohn einen Wilddieb ungestraft todtschießen darf, kann auch ein Förstersohn eine Wilddiebstochter ehelichen — was meinst Du, Alte?"

Der Frau lief's bei dieser sonderbaren, wie mit einer schweren Zunge gesprochenen Frage ungeachtet ihrer warmen Federdecke eiskalt den Rücken hinab, und sie konnte in ihrem Schreck nur die Worte hervorstammeln: „Winckelmann, das ist ja aber eine ganz andere Sach'! Er legte dazumal sein Gewehr auf Dich an, Der aber warf's weit weg und wollte fliehen!"

„Recht, Kathel, so mein' ich's auch, angesichts ist nicht hinterrücks!" sagte der Alte mit einer sonderbaren Ruhe. „Auch wird der Graf darum nicht schlechter werden; aber ein Glück ist's doch für uns, daß der Willbald nicht von der schwarzen Marilen' lassen will und sie nicht von ihm, wie's ein Glück war für den alten Simeon, da er den Stern Jakobs erblickte und eingehen durfte zu seines Herrn Herrlichkeit und Freuden. Morgen soll' darum unser alter Freund, der Küster, bei der Mutter für den Willbald um's Mädchen freien — es ist nur so ein Spaß für den Herrn Grafen, wenn er's hört; gelt, Kathel, Du verstehst mich schon? Und für mich ist's ein Ernst, damit die Welt mich nicht am Ende gar mit ihm verwechselt, damit man nicht sagt, das ist wieder so eine ungewisse Geschicht' wie Anno dazumal im Neunkircher Forst — am Distelhügel!"

„Wer sagt das? Wer denkt noch daran?" rief die Försterin ganz außer sich. „Um's Himmels willen, Winckelmann, gib den Plan mit der Heirath auf! Es wäre Willbald's Unglück für Zeitlebens! Nichts als falsches nichtsnutziges Volk ist's, die Junge noch schlimmer als die Alte!"

„Was weißt Du davon, Kathel!" sagte ihr Mann zwar nicht zornig, aber doch mit einem streng abweisenden Tone. „Dein Willbald hat das Herz immer auf'm rechten Fleck gehabt, er wäre nimmer so unglücklich worden durch unseren Widerspruch, wäre das Mädchen nicht brav wie er selber. Und Blut ist Blut, Kathel, ob's Der thut, ob Jener! Darum soll mir sein Kind in's Haus, soll mein Kind und seins ein Paar werden, richtig, wie's vor Gott und Welt recht ist — ohne Widerred', sag' ich, der Willbald hat von jetzt ab meinen Segen zu diesem Bunde, so gewiß, als ihn meine anderen Kinder auch haben, so gewiß, als ihn die Marilen' jetzt gleichfalls kriegt, Amen! Und nun will ich schlafen!"

Wirklich legte er sich nach diesen Worten in's Kissen zurück, und es währte nicht volle zehn Minuten, so hörte Frau Kathel an seinem gleichmäßigen Athem, daß er fest eingeschlafen war, so fest, wie es ein treues Vaterherz nach solchen Sorgen und nach solcher Erlösung nur immer thun konnte. Sie selbst aber schloß in dieser Nacht kein Auge mehr; selbst das Gebet, womit sie sich in ihrer Herzensangst zu Gott, dem treuen Berather ihres Lebens, wendete, versagte ihr dießmal den Dienst, und in der ganzen weiten Welt gab's nach ihrer trostlosen Meinung keine unglücklichere, gottsverlassenere Mutter als die alte Försterin auf der Neunkircher Höh', die drei Töchter glücklich versorgt hatte, damit ihr dafür der einzige wohlgerathene Sohn das Unglück und die Schande in dreifacher Gestalt in's Haus bringe!

Doch ewig bleibt für ein schlichtgläubig Menschenherz der alte Trostsatz wahr, daß der Mensch nur denkt, Gott aber lenkt; eben so wahr wie der andere Trostsatz, daß seine Gedanken nicht unsere Gedanken, seine Wege nicht unsere Wege sind, so viel und eifrig wir auch unsere Wünsche und Thaten mit seinem unerforschlichen Willen in Einklang zu setzen bemüht sein mögen!

Das erfuhr nicht bloß an diesem Tage die alte fromme Försterin, das erfuhr auch der alte blinde Förster selber, als nach einem langen Gespräche mit seinem Sohne und seinem Freund, dem Küster, der Letztere fortgegangen war, um im dunklen Festkleid seinem ehrenvollen Auftrag gemäß Namens der Eltern bei der Wittwe Margold unten im letzten Häuschen des Dorfes den offiziellen Freiwerber zu machen für den Sohn des Herrn Försters Winckelmann, der die schöne Marilene zur Frau begehrte „richtig, wie's vor Gott und Welt recht ist". (Fortsetzung folgt.)

Die neue Hauptstadt Italiens.

Der Dom zu Florenz.

Von

Dr. Alexander Horst.

(Bild S. 400.)

I.

Im September des Jahres 1864 wurde plötzlich die politische Welt durch die Veröffentlichung eines Vertrages zwischen Frankreich und Italien überrascht, in welchem die Verlegung der Hauptstadt des neuen italienischen Königreiches von Turin nach Florenz bestimmt wurde. So lange Rom noch im Besitze des Papstes war und nicht in seine natürlichen Rechte treten konnte, die Residenz Viktor Emmanuel's und der Versammlungsort des italienischen Parlaments zu sein, war keine unter den stolzen Städten Italiens mehr dazu geeignet, Sitz der Regierung zu werden, als gerade Florenz. Turin verlor viel, allein schon seine nördliche Lage machte es zur Residenz unpassend. So fiel denn die Wahl auf die „Blumenstadt" im schönen Arnothale, die nächst Rom unter allen Orten der apenninischen Halbinsel hervorragt. Zu Dante's Zeit war es, als Florenz vom stolzen St. Petersstuhle herab das fünfte Element genannt wurde, da nämlich Bonifazius VIII. eine Gesandtschaft empfing von zwölf verschiedenen Mächten, in zwölf verschiedenen Personen, die sämmtlich Florentiner von Geburt waren. In Florenz ist klassischer Boden, dort lebten und wirkten die ersten Männer Italiens, und wie zeichnete sich die blühende Stadt vor allen Nachbarorten aus, da Kosmus Medici in Wahrheit ein Vater des Vaterlandes war, der Vater eines Fürstengeschlechtes, dessen Name und Zeitalter mit der Wiederauflebung der Wissenschaften gleichbedeutend ist.

Eine seltene Gunst des Schicksals ruhte im Mittelalter auf der Stadt; von ihr ging, so zu sagen, das meiste Große und Erhabene aus, was Italien geistig bewegte. Aber auch Bürgerkrieg und Blutszenen aller Art hat Florenz gesehen, wenn auch die letzte Revolution, die Verjagung des Großherzogs von Toskana im Jahre 1859, fast unblutig verlief.

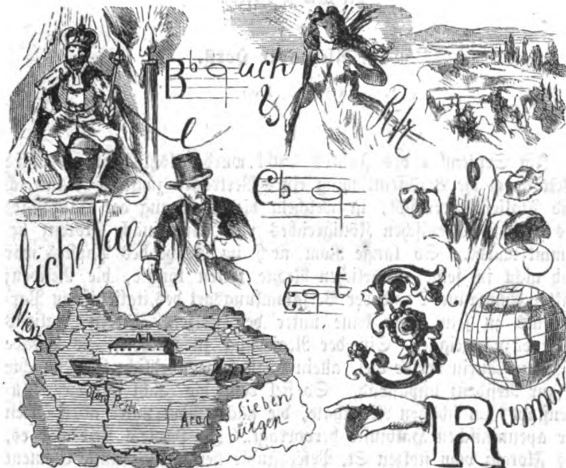
In seinen alten republikanischen Tagen war Florenz ein Edelstein unter den Städten, aber ein kleiner; im höchsten Grade pittoresk, im trotzigen, gedrungenen Styl erbaut, ausgestattet mit hohen, plumpen Thürmen, finster in einander gebauten Häusern und engen gewundenen Straßen, so daß es sich in den ewigen Kämpfen nicht bloß erhalten konnte, sondern auch seine Herrschaft auszudehnen wußte, war es nur auf einen engen Raum beschränkt, der erst allmälig im Laufe der Jahrhunderte sich erweiterte.

Jetzt, nachdem mit Pomp und Gepränge Viktor Emmanuel seinen Einzug gehalten, muß sich Florenz auf viele Tausende neuer Bewohner bereit machen, die seine Würde als Hauptstadt Italiens ihm verschafft. Der Umkreis des Walls soll bis San Domenico di Fiesole im Norden und bis Poggio Imperiale im Süden hinausgerückt werden. Ein glänzender Boulevard ist im Bau begriffen, der, mit öffentlichen Promenaden geschmückt, die eine Hälfte der Stadt umziehen soll. Drei neue Marktplätze im Innern sollen an Stellen angelegt werden, wo jetzt ein Gewirr enger Gassen und alter Häuser sich befindet. Die ehrwürdige Via de Martelli, welche von der Via larga zum Domplatze führt, soll verschwinden, und leider werden noch manche schöne Paläste fallen müssen, wenn alle Plane zur Wahrheit werden.

Für den König und die vielen Behörden mußte Platz geschaffen werden. Die große Halle der Fünfhundert im alten Palaste wurde der Versammlungsplatz der zweiten Kammer, der Senat bezog die Ufficien, und Viktor Emmanuel schlug seinen Wohnsitz in dem berühmten Palast Pitti auf. Einfach und würdig steht das große

Bauwerk da, das eher das Ansehen einer Festung als eines Prachtgebäudes hat. Philipp Brunellesco erbaute es im fünfzehnten Jahrhundert, nachdem er die großartige Domkuppel vollendet hatte, die Zierde und den Stolz von Florenz, die weithin sichtbar ist, gleich der Peterskirche in Rom oder der Paulskirche in London.

Bilderräthsel.



Ein Riesenephеu.

Von

G. Aschkin.

(Bild S. 401.)

„Treu wie Epheu“ — dieß schöne Sinnbild der Treue, das altes Gestein mit seinen tausend Aesten und Zweigen umklammert und mit ewig frischem Grün umwebt oder an mächtigen Bäumen hinaufklettert, um auch die braune Rinde noch mit dem Kleide der Jugend zu umhüllen, hat, wie jede Pflanze, seine Geschichte, die der Sagenwelt angehört. Der Epheu, sagt A. von Perger in seinen „deutschen Pflanzensagen“, war bei den Griechen dem Bacchos geweiht und soll von ihnen nach Italien und von da erst nach Deutschland gekommen sein, wo er aber vollkommen einheimisch wurde, so daß man ihn in allen Wäldern findet. Als Dionysos geboren war, schützte ihn eine schnell wachsende Epheuranke vor den eifersüchtigen Blicken der Here. Der Epheu diente vor der Verwandlung der Daphne in den Lorbeerbaum zu den Kränzen der Dichter und Horaz singt in seiner ersten Ode:

„Mich gesellt Epheu der Kranz des Dichterhauptes den Göttern“.

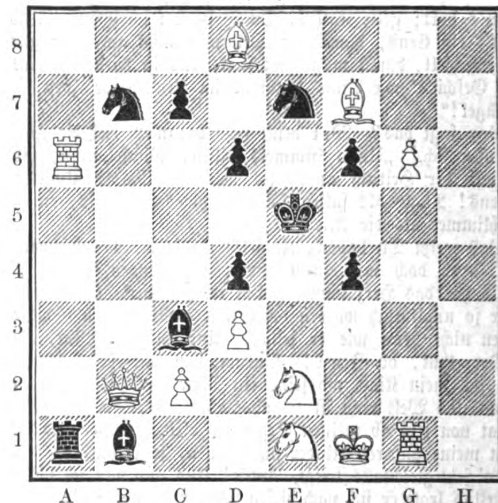
Auch bei den ersten Christen hatte der Epheu wegen seines Ausdauerns im Winter eine hohe Bedeutung, denn sie legten ihre Leichen auf Epheuranken; im Mittelalter aber verlor er an Werth. Man sah ihn, wenn er an einem gestürzten Baume fortgrünte, höchstens als das Zeichen eines treuen Dieners an, der seinen gefallenen Herrn nicht verläßt. Helwig sagt, daß wer mit Löffeln ißt, die aus Epheuholz geschnitzt sind, vor Halsweh und Bräune geschützt sei, und wiederholt die schon von den Römern ausgesprochene Meinung, daß das Epheulaub die Berauschung verhüte; sonst wissen nur noch Jäger zu erzählen, daß sich die Wildschweine mit Epheu heilen, wenn sie verwundet sind, und daß ihn die Bache, wenn die Stunde herankommt, in welcher sie ihre Jungen zur Welt bringt, fresse, damit sie leichter wirft. Der bescheidene Epheu, der sich gerne im Verborgenen hält, hat sich indeß auch zu mächtiger Größe entfaltet, und einige respektable Epheubäume weiß die Naturgeographie aufzuweisen, immer aber bedarf er in kalter Zone fremden Haltes. Der ältere Decandolle erzählt, daß er 1804 in Gigeau bei Montpellier einen Epheu gefunden, dessen Stamm nahe an der Wurzel 6 Fuß im Umfang hatte und nach Berechnungen 485 Jahre zählen mußte. Weit älter sind die Epheustämme der Abtei Faundair, welche 1132 schon sehr groß waren. An den Ruinen der alten Festungsmauern von Lauenburg in Pommern befindet sich eine Anzahl von Epheustämmen von 6—8 Zoll Durchmesser, welche eine Mauerfläche von 1130 Quadratfuß begrünen und alle zwei Jahre ihre gelblichen Blütenbüschel zeigen. Ein Epheustamm von 17 Zoll Durchmesser schmückt die Eiche neben dem Pachthof von Marienthal bei Wandsbeck. Einer der schönsten und gewaltigsten Epheubäume ist der, welcher die Pappel der Villa Feuillancourt bei Saint Germain-en-Laye umrankt, und den Rousseau gepflanzt haben soll, der also noch kein hohes Alter aufzuweisen hat. Den größten Raum wird wohl der Epheu am heidelberger Schloß einnehmen, den größten Durchmesser aber hat unstreitig der, welchen Dr. Koch in der Krim gefunden und der 14 Fuß im Durchmesser hatte. Dort freilich kommt er wie überall in warmen Ländern als selbstständiger Stamm vor.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn **C. C. Samuelson** aus **Ritzebüttel**.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 332:

Weiß.	Schwarz.
1) S. C 2 — B 4 †. . . .	1) A 5 nimmt B 4.
2) D. A 2 — A 8 † . . .	2) T. C 4 — C 6.
3) L. D 1 — B 3 Schach und Matt.	

Auflösung des Rösselsprungs Seite 368:

Die Lösung ist in folgender Charade enthalten:

Als Mensch verlacht, als Gott gewaltig,
Als Menschenwerk gar vielgestaltig
Ist meine Erste. Ueber dich
Zum Dom wölbt meine Zweite sich.
Und meine Dritte?
Such' sie in des Busento Mitte.
Wer lebt, wer liebt die Kunst und kennt
Den Meister nicht, den's Ganze nennt?



Miß M'Alpine feilscht mit dem Droschkenkutscher. (S. 408.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von **W. Smith.**

(Fortsetzung.)

27. Vater und Tochter.

Blanche Melville betrat, nachdem sie vom Balle zurückgekehrt war, in sehr düsterer, melancholischer Stimmung ihr Boudoir. Die Zofe Jessie folgte ihr schläfrig, um ihr beim Auskleiden behülflich zu sein. Langsam legte Blanche ein Stück des Ballstaats nach dem andern ab, als befinde sie sich in einem Traume. Jessie schrieb dieß Benehmen der Ermüdung ihrer Herrin zu und verschonte sie mit Fragen, welche bei früheren ähnlichen Gelegenheiten wie ein Quell von ihren Lippen geflossen waren und dann nicht minder lebhaft beantwortet wurden. Es bestand zwischen Blanche und Jessie ein gewisses Vertraulichkeitsverhältniß; Jessie, ein verständiges Mädchen, hing treu an ihrer Herrin, und Blanche, die von aller eitlen Vornehmthuerei frei war, zeigte sich dankbar für diese Anhänglichkeit. „Geh' wieder schlafen!" sagte Blanche, als sie ihr Nachtkleid angelegt hatte. Jessie ließ sich das nicht zweimal sagen und verschwand. Blanche warf sich auf's Sopha und schloß die Augen, aber sie schlief nicht. Die heiteren Festerinnerungen waren gewichen, sie sah einen ernsten, für ihre ganze Zukunft wichtigen Schritt vor sich, der sich auf ein ihrem Geliebten geleistetes Versprechen gründete.

Kapitän Adair hatte kurz vor dem Balle die Idee gehabt, Blanche, selbst wider ihre Zustimmung, zu entführen, und ihren Vater, auf dessen günstige Meinung er trotz der bezahlten Schuld wenig baute, mit einer unumstößlichen Thatsache zu besiegen; Mrs. Revel, welcher er Alles vertraute, redete ihm jedoch diese Absicht als unedel und feig aus dem Kopfe und rieth ihm, von Blanche zu fordern, daß sie ohne Säumen mit ihrem Vater Rücksprache nehme.

Adair hatte in Folge dieses Rathes wirklich Blanche zu einem offenen Bekenntnisse gegen ihren Vater Muth eingesprochen, sei es auch nur, um zu sondiren und für weiter nöthige Schritte eine Richtschnur zu erhalten. Blanche hatte ihm dieß zugesagt; sie hatte aber auch versprochen, für den Fall, daß Mr. Melville sich zu ihren Ungunsten erklären sollte, ganz dem Willen ihres Geliebten Folge zu leisten.

Blanche hatte nicht eine Minute geschlafen, als sie gegen acht Uhr Morgens sich vom Sopha erhob und ein elegantes Morgenkleid anlegte. Eben im Begriff, Jessie zu klingeln, kam diese von selbst; sie war ungewöhnlich betreten. „Miß Blanche möchte die Güte haben und für einige Minuten zu ihrem Vater kommen." — Blanche erschrak. „In welchem seltsamen Tone sprichst Du, Jessie? Du verräthst eine gewisse Besorgniß! Hat mein Vater Dir selbst die Weisung gegeben?" — „Ja, theuerste Miß; er ist sehr übellaunig, um nicht zu sagen, entrüstet. Mistreß war bei ihm und erzählte ihm vom Balle bei Mrs. Revel. Mit einem Male hörte ich ihn heftig reden und gleich darauf kam er selbst an die Thür. Mistreß zog sich sehr bestürzt zurück."

Blanche vollendete rasch ihre Toilette und ging langsam, beklommenen Herzens nach dem Bibliothekzimmer ihres Vaters. Mr. Melville hatte eben seinen Anzug vollendet; sein Blick richtete sich mit strengem Ernst auf das bleiche, verstörte Antlitz seiner Tochter. „Warum bist Du so verwirrt und so blaß, Mädchen?" fragte er forschend. „Ist Dir das Ballfest nicht gut bekommen?" — „O ja, lieber Vater," erwiederte Blanche zitternd; „ich bin bloß etwas ermüdet." — Melville lächelte ironisch. „Merkwürdig, daß ihr Beide die Köpfe hängt! Es muß eine strapaziöse Nacht gewesen sein. Tante Bracebridge sagt, sie habe das Frierfieber davon-

getragen und müsse ein heißes Bad nehmen ... Kennst Du einen gewissen Kapitän Adair, Blanche?" — Das Mädchen fuhr zusammen und vermochte nicht sofort zu antworten. „Warum bist Du betreten, Kind?" fuhr Melville etwas milder fort. „Setze Dich her, komm', ich muß einige Fragen an Dich richten!" Blanche folgte der Aufforderung ihres Vaters und ließ sich auf einen Divan nieder; Melville rückte einen Sessel dicht daneben. „Antworte mir vollkommen der Wahrheit gemäß und wie Du es vor dem Richterstuhle der kindlichen Pflicht verantworten kannst! Du hast, wie die Tante sagt, in der letzten Nacht häufig mit einem gewissen Kapitän Adair getanzt und sehr vertraulich mit ihm verkehrt. Ich weiß seit einiger Zeit, daß er Dir nachstellt, und ich hatte, um dieß zu verhindern, sogar einen Schritt gethan, einen Schritt, der alle Galanterien todtmachen mußte. Nun höre ich, daß dieser gefährliche Mensch, nachdem er Mittel gefunden, meinen Schritt unwirksam zu machen, auf dem Balle der Mrs. Revel gewesen ist und neue Gelegenheit gefunden hat, sich Dir zu nähern ... Seit wann kennst Du Adair?" — „Zürne nicht, Papa!" erwiederte Blanche mit bebenden Lippen; „ich — ich liebe ihn!" — Melville fuhr von seinem Sessel auf und trat dicht vor Blanche hin; er betrachtete sie einige Augenblicke schweigend, augenscheinlich um Herr seiner Aufregung zu werden. „Du liebst Adair!" rief er dann mit schneidender Stimme. „Das heißt, allem Vermuthen nach, seine Nachstellungen haben bereits die Folge gehabt, daß Dir seine angenehme Persönlichkeit aufgefallen, daß Du Dich still zu ihm hingezogen fühlst. Hoffentlich nur dieses und kein Jota mehr! Oder hättest Du wirklich ... wäre wirklich die Sache schon bis zu einem gegenseitigen Geständniß gediehen? Sprich! Hat Adair Dir jemals gesagt, daß er Dich liebe?" — „Papa, vergib — er that es; er meint es so aufrichtig!" — Melville lachte höhnisch auf. „Haha, er meint es aufrichtig! Er ist aufrichtig überzeugt, daß Geld eine schöne Sache ist! Und Du? Was thatst Du? Rede, beim Himmel! Was hast Du ihm geantwortet?" — „Ach, Vater, warum sprichst Du mit mir in so furchtbarem Tone? Sei mild mit Deiner Tochter, die Nichts gethan, als Edmund, einen Mann mit ganzer Seele, zu lieben, der jedes Loos mit mir zu theilen bereit ist!" — „So —! Also gegenseitig! Fluch über Dich, wenn Du es noch einmal wagst, diesen Glücksritter, der wenig besser ist als ein Schwindler, bei so vertraulichem Namen zu nennen! Dahin ist es gekommen, daß mein einzig Kind, meine Hoffnung und mein Stolz, für die der Beste kaum gut genug sein sollte, sich an einen Geldjäger wegwirft, — wegwerfen wollte, ist das rechte Wort; denn davon soll nun und nimmer die Rede sein, daß ein Adair Herr Deines Schicksals wird. Niemals werde ich meine Einwilligung geben zu einer Verbindung, welche Dich zur Beute der Spekulation und aller schlechten Leidenschaften machen würde. Hörst Du? Niemals! Und jetzt antworte mir — willst Du Deinen Fehler wieder gut machen? Willst Du diesem Verführer entsagen?" — „Vater, lieber Vater, sei nicht hart gegen ihn — es wäre sein Tod!" — „Verstehe mich recht, Blanche! Du wirst mir glauben, daß mein Urtheil gereifter ist als das Deine, und daß ich kein Spiel treibe oder treiben lasse mit meinem einzigen Kinde. Nur die Schwäche des Weibes, das Mitleid, der Rausch der Leidenschaft oder wie Du es sonst nennen magst, könnte Dich verhindern, meinem Willen gemäß zu handeln, nicht eine schlechte Gesinnung, denn einer solchen halte ich meine so decente und so stolze Tochter nicht fähig; wenn Du also nicht stark genug sein solltest, der Verlockung die Stirn zu bieten, so muß ich mich in's Mittel legen. Lieber eine rasche und schmerzhafte Operation, als eine rasch um sich greifende Krankheit, die Verderben im Gefolge hat. Setze Dich an meinen Schreibtisch und schreibe nieder, was ich Dir diktiren werde!" — „Was soll ich, Papa?" fragte Blanche zaudernd. — „Du sollst diesem Glücksjäger schreiben, daß Du einer bessern Ueberzeugung Raum gegeben habest und ihn ersuchen müssest, ihn im Namen der Ehre ersuchen müssest, Dich nie wieder zu belästigen." — Blanche's Gesicht verfinsterte sich, Festigkeit kam über ihr ganzes Wesen. „Nein, das fordere nicht, Vater, es wäre grausam!" erwiederte sie mit ruhiger Entschlossenheit. — „Gut," schloß Melville; „ich weiß, was ich Dir und meinem Hause schuldig bin. Mache Dich reisefertig. Wir werden heute oder morgen verreisen. Ich selbst begleite Dich." — Blanche stürzte ihrem Vater zu Füßen und streckte flehend ihre Hände zu ihm empor. „Papa," schluchzte sie, „Papa, ich will immer brav sein, ich schwöre es Dir; aber mache uns nicht elend, mich und ihn!" — „Zeige, daß Du brav bist!" versetzte Melville kalt, wendete sich um und ließ Blanche auf den Knieen liegen. Diese verbarg schluchzend das Gesicht in den Händen und verharrte lange in dieser Stellung. Melville stieg in seinen Wagen, gab aber nicht die gewöhnliche Direktion, zur City zu fahren, sondern „zu Mr. Linley, Gardenstreet Nr. 19".

Einige Zeit vor Mr. Melville hatten zwei andere Personen das Haus verlassen: Harry und Sim. Beide eilten, was ihre Füße vermochten, nach Kapitän Adair's Wohnung, welche dieser bekanntlich „Harry im Gefängniß" genannt hatte. Harry hatte sich nämlich, vom Regentspark zurückkommend, mit seinem Bruder sehr früh in Melville's Haus eingestellt, und die alte Dorcas hatte ihn die Treppe hinauf nach Miß Blanche's Zimmern gewiesen, während Sim in der Küche blieb. Harry war Blanche gefolgt, als sie zu ihrem Vater ging, und hatte so den größten Theil der Unterhaltung belauscht. Der kluge Knabe errieth sofort den Zusammenhang; er faßte einen tiefen Widerwillen gegen den Vater, der so rauh mit einer so zarten Tochter umgehen konnte, und die Meinung fand in seinem Herzen Boden: dieser Melville, der so grausam sein könne gegen sein eigenes Blut, könne auch selbstsüchtig gehandelt haben gegen seinen unglücklichen Vater. Es schnitt dem Knaben tief in die Seele, als er Blanche weinen und jammern hörte, und doch all' ihr Flehen fruchtlos blieb. Kaum vernahm er, Blanche solle sich reisefertig machen, so lief er fort, ging zunächst in die Küche und flüsterte Sim zu, er solle warten, bis er zurückkomme; als dieser aber nicht allein bleiben wollte, nahm er ihn mit sich.

Kapitän Adair war eben aufgestanden, als Harry sich melden ließ; er ward sofort eingelassen. Harry erzählte hastig, was er gehört hatte. Adair war außer sich, ebensowohl über die Herzhaftigkeit des Knaben, wie über die unangenehmen Mittheilungen. Er setzte sich sofort hin, schrieb ein Billet, siegelte es und übergab es Harry. „Dieß, mein Sohn, übergibst Du sogleich, wenn Du nach Melville's Haus kommst, an Miß Blanche. Hier ist eine Krone für Dich." Harry wollte laufen. „Halt!" rief Adair. „So geht es nicht; Staffetten werden nicht zu Fuße abgeschickt." Er schellte dem Reitknecht und befahl ihm, binnen vier Minuten seinen Brougham bereit zu halten. Der „Tiger" mit dem boshaften Gesicht flog, und als das Gefährt bereit stand, hieß er ihm, die Knaben bis an die Ecke des Belgraveplatzes zu fahren.

Rascher wie die fetten Braunen Melville's flogen Adair's geschmeidige Rappen nach Belgravesquare. Harry übergab das Billet heimlich an Blanche, bei welcher sich Jessie befand. Sie erbleichte, als sie las, dann schloß sie sich mit Jessie ein. Harry bemerkte wohl, daß er an diesem Tage in Melville's Haus Nichts in seinem eigenen Interesse bewirken könne. Sein Widerwille gegen den harten Mann war auch viel zu groß, als daß er gewünscht hätte, sein Schicksal von diesem abhängig zu machen. Er schlug seinem Bruder vor, nach ihrem gemeinschaftlichen Freunde Jack auszuschauen, und Beide gingen, nachdem sie sich bei Mrs. Underdun ein frugales Mittagessen gekauft, in die Gegend von Short's Gardens. Harry fühlte eine gewisse Genugthuung über den raschen Dienst, welchen er Blanche und dem Kapitän geleistet, denn nun — so glaubte er — werde gewiß ein so tapferer und feiner Mann, wie Kapitän Adair, Vorsorge treffen, daß Blanche nicht wieder von ihrem Vater übel behandelt werde.

Inzwischen war Melville bei seinem Freunde Linley vorgefahren und hatte eine Unterredung in Gegenwart der Schottin, Miß Beenie M'Alpine, verlangt. Nachdem er den Fall mit Blanche und Adair vorgetragen, wobei die Schottin sich in stolzer Entrüstung erschöpfte, entwickelte er das Projekt, eine Reise zur Jagd nach Schottland zu machen und Blanche mitzunehmen, um sie dem Einflusse Adair's eine Zeitlang zu entziehen. Linley sollte während seiner Abwesenheit gewisse Angelegenheiten für ihn in Obacht nehmen und mit ihm korrespondiren. Miß M'Alpine erklärte sich sofort bereit, als eine Art von Aufseherin und Begleiterin Blanche's mit nach Schottland zu reisen, „in's stolze Land ihrer Väter", nach welchem sie sich sehnte, wie sie sagte; in der That aber wollte sie die Gelegenheit, auf fremde Kosten eine Reise und einen Auf-

enthalt in der Heimat zu ermöglichen, beim Schopf ergreifen. Eine Unterbrechung ihrer erfolglosen Thätigkeit in Linley's Hause war ihr eben erwünscht. Sie hatte erst am Tage vorher einen ärgerlichen Auftritt gehabt, und zwar, weil sie gegen die Betheiligung Lena's, als eines „unmündigen, albernen Kindes", am Balle der Mrs. Revel, sodann aber gegen die prächtigen Locken Lena's eiferte, welche sie durchaus abgeschnitten oder wenigstens in ein Netz gefesselt wünschte. Ferner sollte Lena keinerlei Gold- oder Brillantschmuck tragen, bis sie in älteren Jahren den Werth solcher Dinge beurtheilen könne. Sie war, trotz ihres Schnurrbarts und all' ihrer kriegerischen Beredsamkeit, mit ihrer gallsüchtigen, hämischen, verschrobenen Opposition nicht durchgekommen. Mr. Linley lächelte still in sich hinein und schüttelte den Kopf. Die Locken standen ja seinem Herzblatt ganz allerliebst, und den Schmuck wußte sein kluges Mädchen vollkommen zu würdigen. Miß Priscilla billigte diese Dinge ebenfalls und war der Meinung, das Hauptgewicht bei Lena's Erziehung müsse auf ihre Denkweise und auf ihr Betragen gelegt werden. Sogar die ehemalige Amme Lena's trat auf den Kampfplatz; diese sagte geradezu, Miß Beenie M'Alpine eifere gegen den Ball, weil sie selbst nicht eingeladen worden, gegen die schönen Locken Lena's, weil sie selbst nur noch wenig Haare besitze, und gegen den Schmuck, weil die brutal-stolze Schottin vom angeblichen Reichthum ihrer berühmten Vorfahren, der „Lairds vom Clan M'Alpine", Nichts gerettet habe, als die drei zerzausten Adlerfedern ihres „tollen Kopfputzes".

In Folge dieser neuesten Niederlage hatte Miß M'Alpine wieder einmal das Reisefieber, und der Plan des reichen Mr. Melville kam ihr daher sehr gelegen. Sie erbat sich, vorauszueilen und auf dem „Schlosse ihrer Väter" würdige Vorbereitungen zum Empfange so vornehmer Gäste zu treffen. Im Stillen dachte sie daran, wie schlecht sich die alte Ruine zu einem wohnlichen Aufenthalte eigne und wie nöthig es daher sei, einige schnelle Verbesserungen anzuordnen. Gegen Miß Blanche nährte M'Alpine einen tiefen Haß, weil sie schön war, geistreicher und freisinniger als sie, und weil sie Anbeter fand, die der verschrobenen Schottin von jeher gefehlt hatten. Mr. Melville, einmal im Harnisch, war mit Allem einverstanden; Miß Beenie versprach, sofort ihre Habseligkeiten zu ordnen und Nachmittags zur Empfangnahme der letzten Instruktion bei Mr. Melville vorzufahren. Linley schüttelte den Kopf und schwieg sinnend. Als Melville sich entfernt hatte, zog er sich mit seiner Schwester Priscilla in sein Kabinet zurück und pflog Raths. Die gute, sanfte Priscilla redete dem Kapitän Adair das Wort, und ließ einige unmaßgebliche Bemerkungen über Mr. Melville's Stolz und Eigennutz fallen. „Er thäte besser," meinte sie, „die beiden Liebenden gewähren zu lassen, da er Reichthümer genug gesammelt hat, um seiner einzigen Tochter ein anständiges Nadelgeld auszusetzen. Nie ist es gut, zwei Herzen, die fest aneinander hängen, zum Aeußersten zu treiben. Kapitän Adair mag seine Fehler haben, er mag zur Verschwendung geneigt sein — das wird sich Alles ändern unter dem milden Einflusse einer braven Gattin. Mr. Melville lebt für seine eigene Person auch verschwenderisch und hat manchen Tag mit dem Kapitän gepraßt — Du weißt es, mein Bruder! Nur hat Mr. Melville mehr Geld dazu. Er sollte nicht so hart sein gegen sein Kind." Mr. Linley versprach sein Möglichstes zum Ausgleich beizutragen und zu diesem Zwecke bei Melville einen Besuch abzustatten.

28. Das Präbenire gespielt.

Letzterer war zunächst aus der Gardenstreet zu seinem Agenten Knox gefahren, der immer gute Kundschaft über allerlei Persönlichkeiten besaß. Auf welche Weise dieser in die Geschäftsgeheimnisse des Advokaten Wylie Oldacre eingedrungen war, verrieth er nicht, er versicherte aber, erfahren zu haben, daß eine Dame die Schulden Adair's bezahlt habe, und daß diese Dame keine andere sei, als Miß Blanche Melville. Außer sich vor Wuth stürmte Melville zu seinem Wagen und fuhr nach seiner Wohnung zurück. Er befahl dem Diener, sofort Miß Blanche in sein Zimmer zu rufen. Der Diener kam zurück und meldete, das Fräulein sei nicht anwesend. „Wo ist Mrs. Bracebridge!" rief Melville zornig. — „Mistreß haben, wie die alte Dorcas sagt, so eben ein heißes Bad verlassen, weil sie sich unwohl fühlten." — Ohne den Diener weiter anzuhören, schritt Melville selbst nach den Zimmern Blanche's. Nirgends war das Mädchen zu sehen. Es war einige Unordnung bemerkbar, sonst aber lag und stand Alles wie gewöhnlich. Melville ging nach dem Zimmer seiner Schwester. „Wo ist Blanche?" — „Ich weiß es nicht," erwiederte Mrs. Bracebridge betroffen. „Du bist ja ganz erregt — was ist geschehen?" — „Aber mein Gott, wie geht das zu, daß Du nicht weißt . . .?" — „Ganz einfach, Henry, ich war im Bade. Mittlerweile kann Blanche fortgefahren sein. Ich vermuthe, sie macht Mrs. Revel einen Besuch; davon wenigstens sprach sie heut früh." — „Das sollte sie nicht thun, und Du solltest es wissen, daß ich dieser Mrs. Revel nicht sonderlich zugethan bin! Wo ist Jessie? Ich will wissen, seit wann Blanche fort ist. Wenn sie wirklich zu Mrs. Revel gefahren, dann werde ich sofort nach ihr schicken."

Mrs. Bracebridge schellte. Auch Jessie war nirgends zu sehen und Niemand im Hause wußte Auskunft zu geben. Der Kutscher, mit welchem Blanche gewöhnlich auszufahren pflegte, war im Hause. Blanche hatte ihren Brougham nicht benutzt. Melville sandte sofort seinen Wagen zu Mrs. Revel und ließ sagen, Miß Blanche möge, wenn sie anwesend sei, rasch nach Hause kommen. Es verging eine peinliche Stunde. Der Wagen kehrte leer zurück, und der Bediente richtete eine schöne Empfehlung von Mrs. Revel aus; Miß Blanche sei heut noch nicht bei ihr gewesen.

Je länger Blanche ausblieb, desto unruhiger, wüthender wurde Melville. Inzwischen erschien Linley und suchte seinen Freund zu beschwichtigen. Auch der ehemalige Hauslehrer Blanche's, ein biderber Wallifer, Mr. Jones Ap Jenkyn, kam zufällig an diesem Nachmittag, wie dieß oft geschah, zu einem Besuch. Melville erging sich in Schmähungen über den Kapitän . . . Ein Wagen rollte vor das Haus. Alle eilten an's Fenster in der Meinung, Blanche kehre zurück; es war indeß nur die Droschke, mit welcher Miß M'Alpine sich einstellte. Ihr Gepäck lag auf dem Verdeck derselben. Die Schottin schritt mit lächerlich steifer Etikette in's Zimmer, während ihre Augen wie Blitze nach Miß Blanche umherschossen. Sie hätte gern mit diesem Blitzen ihr zu verstehen geben mögen: „sei Du nur erst unter meiner Obhut, und das Zärtlichthun soll Dir vergehen!" Glücklicher Weise gingen auch diese Blitze fehl, wie die Angriffe auf die harmlose Schönheit Lena's.

Ap Jenkyn suchte von dem peinlichen Thema abzulenken und eine gemüthliche Unterhaltung in Fluß zu bringen, doch fehlte es Herrn Melville an der erforderlichen Ruhe, und der schottische Nationalstolz, persiflirt in der Person Beenie's, blickte mißachtend auf den Abkömmling von Wales. Das Erscheinen eines Briefboten brachte einen Wechsel in die Monotonie der Unterhaltung. Er übergab ein Schreiben an Mr. Melville. „Von meiner Tochter!" sagte Letzterer, halb für sich hin, indem er das Siegel löste. Aller Augen hingen mit Spannung an seinem Antlitz. Melville hatte kaum einige Zeilen gelesen, so erbleichte er und begann zu zittern, als habe ihn eben ein schwerer Schlag getroffen. Mrs. Bracebridge schrie laut auf. Melville las das Schreiben zu Ende und reichte es dann seinem Freunde Linley. „Lies!" sprach er tonlos. Es war in ihm eine fürchterliche Bewegung, aber er blieb gleich einer Säule, welche der Sturm umtost, ruhig an seinem Platze stehen. „Lies laut!" wiederholte er, als er sah, daß Alle sich um Linley drängten. — „Ich kann es nicht!" versetzte Linley, als er einen Blick in den Brief geworfen; er reichte letzteren an Ap Jenkyn und dieser las laut, in großer Bewegung:

„Mein theuerster Vater! Verzeihe mir den Schmerz, den ich Dir durch meinen Ungehorsam bereite! Ich habe es versucht, Deinen Befehl zu erfüllen, ich wollte ihm entsagen, den ich über Alles liebe, und wenn mein Herz darüber bräche. Aber ich sah ihn leiden, ich sah ihn verzweifeln, als ich ihm Deinen Willen verkündete, ich konnte seinen Thränen nicht widerstehen und darüber ward ich ungehorsam gegen Dich. Du hassest ihn jetzt, aber er ist unschuldig; arm, doch durchaus ehrenhaft, und ich hoffe, daß bald der Tag kommt, wo Du ihn liebst als Sohn, wenn Du siehst, wie sehr er Deine Tochter liebt. O mein Vater, laß' mich ihn zu Deinen Füßen bringen, und wenn wir vor Dir knieend um Verzeihung flehen, dann vergiß das Vergangene und laß' uns eine freundliche Zukunft schauen. Darum bitte, darum flehe ich Dich, die von

morgen an nicht mehr heißen wird Deine gehorsame Blanche Melville, sondern Deine schuldige, Dich treu liebende, auf Verzeihung hoffende Blanche Adair." — P.S. „Klage meine Tante nicht an, sie hatte keine Kenntniß von dieser Angelegenheit, und meine Neigung für Adair ist ihr stets verborgen geblieben. Nur mein weiches Herz klage an, das ich ja von Dir ererbt habe, mein Vater! Verzeihe mir und ihm!"

Eine schwer zu schildernde Szene war die Folge dieses Vortrags. Der alte Walliser, welcher eine große Hochachtung für Blanche's Charakter hegte, hatte nur tief erschüttert und mit fibrirender Stimme den Brief zu Ende lesen können. Die Thränen, welche in seinen Augen schimmerten, sprachen weit mehr zu Gunsten des unglücklichen Mädchens, das allen Comfort aufgegeben hatte, um nur der Stimme des Herzens zu folgen, als für den strengen Vater, dessen Schmerz mehr in verletztem Selbstgefühl wurzelte. Dieser Schmerz war nicht rein, sondern durch Wuth getrübt, die fürchterlich in Melville's Brust arbeitete und jeden Augenblick das Gefäß, welches sie barg, zu zertrümmern drohte. Vielleicht waren es gerade die Frauen, welche den Ausbruch beschleunigten. Die gallsüchtige Miß M'Alpine, welche mit Blanche's Flucht eine Hoffnung zerstört sah, geberdete sich, als ob sie von tausend Nattern umringt wäre; sie hob die Arme in die Höhe und rief einmal über das andere: „Entsetzlich, entsetzlich! Welch' ein Charakter, der so schnöde den besten der Väter zu täuschen vermochte! Haben Sie je etwas Aehnliches erhört gefunden, Mrs. Bracebridge?" — „Gott sei Dank!" seufzte diese; „sie spricht mich in ihrem Postscriptum frei von aller Schuld. Ich saß im Bade, als sie sich mit Jessie entfernt hat." — „Und das verstärkt ihre Schuld!" fuhr Miß M'Alpine eifernd fort. „Sie hat Alles vorher schlangenklug berechnet, den kleinsten Umstand, die kleinste Gunst des Zufalls. O, o, wo sind nun die Grundsätze, nach welchen die Erziehung dieses tief gesunkenen Mädchens geregelt worden ist?" — „Halt da!" versetzte Ap Jenkyn mit einem Anflug von Entrüstung. „Gehen Sie nicht zu weit in Ihren Angriffen, Miß! Die Grundsätze, von welchen Sie sprechen, wurzeln in meiner Brust, und ich denke, sie sind probefest; ich denke, Miß Blanche ist vortrefflich erzogen und geartet. Nicht um Grundsätze handelt es sich hier, sondern um Empfindungen des Herzens, um Leidenschaften, wenn Sie wollen, die nicht Verstandeskälte genug im Organismus sich gegenüber fanden, um gelöscht werden zu können." — „Sei dem wie ihm wolle," entgegnete die Schottin pikirt; „der Mann sollte noch geboren werden, der M'Alpine's Tochter zu solchem schamlos schlechten Schritte verleiten wollte!" — Ap Jenkyn, der etwas von einem gutmüthigen Satyr in seiner Natur hatte, konnte sich, trotz des Ernstes der Situation, bei dieser Prahlerei der häßlichen alten Jungfer eines Lächelns nicht enthalten, und dieser Lichtblick des Humors in der eigenen Seele verleitete ihn zu dem Irrthume, auch die Uebrigen hätten eine gleiche Empfindung; er wollte diese benützen. „Mr. Melville," begann er, dessen Hand ergreifend, „Sie wissen wohl, Ihr Kind ist gut, trotz Allem! Vergeben Sie!" — „Vergib und vergiß!" sagte auch Mr. Linley, die andere Hand Melville's fassend. — „Ach ja, Bruder, vergib und rufe Deine Tochter zurück!" bat Tante Bracebridge. — „Wohlan, Mr. Melville," perorirte die Schottin, „öffnen Sie der Milde eine Stätte — vorher aber strafen Sie! Das ist die einzige Vernunft aller Moral." — „Ich kenne den Kapitän Adair wenig," sagte Ap Jenkyn, „aber ist er ein Betrüger, ein Mörder, ein verkommener Mensch?" — „Er ist ein Gentleman," erwiederte die dicke Tante, „er kann der beste Gatte werden. Wende die Sache zum Besten, lieber Bruder — gib Dich nicht der Verzweiflung hin!" — „Schone Dich, Melville!" mahnte Linley, als er den neuen drohenden Ausdruck in dessen Gesicht sah. „Hat Blanche unklug gewählt, so mag die Weisheit der Erfahrung und die Hand der Güte das Uebrige thun — vergib!" — „Niemals, niemals!" schrie Melville grimmig auf, und sein Antlitz nahm eine bläuliche Färbung an. „Niemals soll dieses undankbare, ungehorsame, betrügerische Kind wieder dieses Haus oder dieß Herz offen finden, so wahr Gott lebt! Ich verwünsche sie, ich reiße ihr Andenken aus meinem Herzen! Sie ist meine Tochter nicht mehr! Kein Schilling meines Vermögens soll jemals in ihre Hände gelangen! Lieber will ich mein Geld in die Themse werfen, ehe dieser verführerische Schurke sich daran ergötzen soll. Aber ich will ihn erreichen, ich will ihn züchtigen, ich will ihm seine Beute entreißen! Ich will —!" Er knirschte wild mit den Zähnen, Schaum trat vor seine Lippen, und das Blut stieg ihm so furchtbar zum Kopfe, daß er plötzlich die Besinnung verlor und, nach der Thür hinschreitend, betäubt niederstürzte. Mit Ausrufen des Entsetzens eilten die Anwesenden ihm zu Hülfe. Die Dienstleute wurden herbeigerufen und Melville zu Bett gebracht.

Erst jetzt erinnerte sich Miß M'Alpine, daß die Droschke, mit welcher sie gekommen, noch ihrer harre; erst jetzt ward die Lage, in die sie durch Blanche's Flucht versetzt worden, ihr vollkommen klar: statt nach den grünen Bergen Hochschottlands, mußte sie mit ihrem Gepäck nach Linley's Haus zurückkehren! Schon schwebten ihr die argen Spötteleien des Dienstpersonals vor, das freundlich-ironische Lächeln Miß Priscilla's, das sauersüße Kräuseln des Mundes der kleinen, übermüthigen Lena. In der That, durch das Mißglücken ihres Projekts ward dem krankhaften Stolze dieser „edlen Tochter der M'Alpine" eine tiefe Wunde geschlagen. Es war ihr zu Muthe wie einer Art von Falstaff, der sich mit Spott überschüttet auf die Retirade begeben muß.

„Vorwärts! Gardenstreet Nummer 19!" herrschte sie mürrisch dem Droschkenführer zu. Dieser maß sie mit einem einzigen Blicke, welcher zu sagen schien, daß er es im Oberstübchen der schnurrbärtigen Gestalt mit dem komischen Kopfputze nicht ganz richtig finde, und trieb sein Roß nach dem Ausgangspunkte der Fahrt zurück. Es begann leicht zu dämmern, als Miß M'Alpine wieder bei Linley's Haus anlangte. Schon in einiger Entfernung konnte sie die Gesichter Priscilla's und Lena's an einem Fenster des Erdgeschoßes erkennen; diese erwarteten nämlich mit Spannung die Rückkehr Mr. Linley's, um Aufklärung über den Erfolg seiner Vermittelung zu erhalten. Daß sie aber, statt seiner, Miß M'Alpine zuerst zu Gesicht bekommen würden, vermutheten sie nicht, und die Ueberraschung über diesen Anblick malte sich in ihrem Antlitz. Die Schottin fühlte einen Stich in's Herz bei der verstohlenen Beobachtung dieser Ueberraschung; sie wappnete sich mit verbissenem Trotz und erwiederte Lena's Zuruf mit einem suffisanten Lächeln. Ein Rencontre mit dem Kutscher schaffte eine Ableitung ihres Grolls. Als sie diesem nur die Taxe der Entfernungen bezahlte, forderte er, mit Recht, Entschädigung für das lange Warten vor Melville's Haus. Miß M'Alpine überschüttete den Unglücklichen mit einer Flut von Schimpfworten, kreischte wie ein Raubvogel und drohte mit der Polizei. Einige Augenblicke beharrte der ehrsame Droschkenführer auf seinem guten Recht, als aber die keifende Schottin wirklich gegen das Haus nach einem Dienstboten rief, um Polizei zu requiriren, da äußerte sich im Gesicht des Kutschers wieder die stumme Kritik, die er beim Einsteigen der Dame nicht hatte verbergen können. Rasch schleuderte er die beiden schmächtigen Gepäckstücke vom Wagen herab. „Ich will's Ihnen schenken, Sie haben doch kein Geld mehr!" bemerkte er verächtlich, trieb sein Pferd an und ließ die Dame bei ihren Siebensachen stehen. Auch das noch! Selbst ein einfacher Cabman hatte den Respekt gegen die ritterliche Vertreterin des Feudalismus verletzt! In maßlosem Zorn Schmähworte herauskollernd wie ein Puter, sauste die Schottin in's Haus. Sie wurde mit Fragen bestürmt, was mit Blanche geworden sei. „Was zu erwarten war von einer so schlecht erzogenen Person!" erwiederte Miß Beenie. „Sie ist mit ihrem Galan durchgegangen!" — „Ist's möglich!" rief Priscilla traurig. „Miß Blanche war eine so brave, gebildete und sittsame Dame. Es muß etwas Arges mit ihr geschehen sein . . . Verzweiflung ist nur zu oft eine Folge der Härte. Und ihr Vater? welchen Eindruck hat Blanche's Entfernung auf ihn gemacht?" — „Den einzig denkbaren, den solch' eine schamlose Kränkung von Seiten eines entarteten Kindes haben konnte: Mr. Melville ist von der Erschütterung niedergeworfen worden — er wird den Tod davon haben! Ich beklage die zu große Güte seines Herzens; Ihre vielbelobte Miß Blanche ist deren sicher nicht werth!"

Mit diesen Worten ging die Schottin auf ihr Zimmer und schloß sich ein; ihre Verbitterung war zu groß, als daß sie an diesem Tage noch für Jemand zu sprechen gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 35.

Stuttgart, 1866. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die neue Hauptstadt Italiens.

(Bilder S. 409 und 412.)

II.

Der Dom zu Florenz, an dem ein Giotto und Brunellesco bauten, übertrifft alle anderen Gebäude der Stadt an Großartigkeit. Wo neben dem viereckigen Glockenthurme die gewaltige Kuppel emporstrebt, da stand einst der Tempel des römischen Kriegsgottes, und nach dem brausenden Arno zu, wo jetzt sich der geräumige Signorienplatz, stattliche Gebäude und volkreiche Straßen erheben, dehnte sich das Marsfeld aus, der kampfmuthigen Jugend Sammelplatz. An der Stelle des heidnischen Platzes war es, wo der Sohn eines Deutschen, der Baumeister Arnulph Lapo, den ersten



Der Palast Medici; jetzt Ministerium des öffentlichen Unterrichts in Florenz. Von Blancard.

Grund zum stolzen Dome legte, den er nicht vollenden sollte, auch nicht sein Nachfolger, der große Künstler Giotto, des göttlichen Dante Freund, der als Zierde des Doms den schönen Glockenthurm baute. Lange stand das herrlich begonnene Werk als trauerweckende Ruine da, kein Baumeister hatte den Muth, des Domes kühn angelegte Kuppel auszuführen, und 123 Jahre vergingen, ohne daß Kelle und Richtschnur den Bau berührten. Niederreißen oder Weiterbauen, war eine vielbesprochene Frage. Als nutzloser Steinhaufen lag der Dom da, Eulen nisteten in dem zerbröckelten Gesteine und ließen ihr schauerliches Gekrächze an dem Ort ertönen, wo die frommen Lieder der christlichen Gemeinde erschallen sollten.

Im Jahre 1298 war es, wie der Geschichtschreiber Giovanni Villani, Dante's Zeitgenosse, berichtet, als der päpstliche Gesandte an der Spitze einer zahlreichen Geistlichkeit im festlichen Gepränge den Grundstein legte und, um jedes Stocken des Baues zu verhindern, verordnete, daß nicht allein die Hälfte der Ablaßgelder dazu verwendet, sondern daß sogar eine neue Kopfsteuer und ein Thorzoll dafür erhoben würde. Erst die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts sah wieder eine große Bauversammlung, der es Ernst mit dem Weiterbau war. Wie es dabei zuging, erzählt uns in anziehender Weise der große Erzbildner Lorenz Ghiberti, der dann selbst beim Ausbau mit thätig war. Von allen Seiten waren Bauverständige herbeigeeilt, und jeder gab sein Urtheil ab. Deutsche, Spanier, Engländer und Franzosen hatte man herzugerufen. Unter Glockengeläute begaben sich die Väter der Stadt und die Baumeister in geordnetem Zuge nach dem festlich geschmückten Rathspalaste. Viele weise Dinge wurden dort vorgebracht, aber bei dem Lärmen überhört oder nicht verstanden, da der Deutsche Deutsch und der Spanier Spanisch sprach. Die Verwirrung fand keine Grenzen, und man wurde unwillkürlich an den Thurmbau zu Babel erinnert. Eine Woche floß hin und nichts geschah. Was der Eine vorschlug, verwarf der Andere, und oft brach die ganze ehrbare Versammlung in lautes Lachen aus, da man die wunderlichsten Rathschläge hörte. Ein Baumeister aus Rom bewies weitläufig, daß die Schwierigkeit des Kuppelbaues allein ihren Grund in der Anfertigung des Gerüstes hätte, da der Raum so groß wäre, daß die längsten Baumstämme nicht zureichten, und es eine unberechenbare Masse Holz erfordere. Er sei daher der Meinung, daß man den ganzen Raum mit Erde fülle und sie so hoch aufschütte, als die Kuppel aufsteigen solle. Auf diese Weise brauche man kein Holz und gewinne die beste Unterlage für das Gewölbe. Um nach Beendigung des Baues die Kosten für die Herausschaffung der Erde zu sparen, solle man Geldstücke unter diese mischen. Alsdann würden sich zur Räumung der Kirche genug unbezahlte Hände finden.

Die einzige Hoffnung der Rathsherren stand nur noch auf Philipp Brunellesco, einem Nachkommen des alten Baumeisters Arnulph, der sich schon durch bedeutende Werke ausgezeichnet hatte. Er war vielfach gekränkt und zurückgesetzt worden, jetzt aber holte man ihn feierlich in die Versammlung. Er kam, ließ aber das Modell zu Hause. Nachdem er alle bisherigen Pläne als unpraktisch verworfen hatte, bestürmte man ihn, sein Modell vorzuzeigen. Brunellesco nahm ein Ei aus der Tasche und fragte: „Könnt ihr es auf diesem Tische so aufstellen, daß es aufrecht steht?“ Mehrere versuchten es vergeblich. Da stieß er selbst die Spitze ein und stellte es hin. (Dasselbe that 70 Jahre später Columbus.) „So können wir es Alle machen!“ riefen Brunellesco's Widersacher. — „Und darum zeige ich mein Modell nicht,“ antwortete dieser, „bis ich zum Obermeister des Dombaus ernannt worden bin.“

Dieser Wunsch wurde ihm gewährt, und nun ließ er sein Modell herbeiholen, das äußerst zierlich gearbeitet war. Die Ecken des achtseitigen Raumes unter der Kuppel waren ungemein stark, sowohl durch die drei runden Kapellen an den Seiten, als durch die Strebepfeiler zwischen ihnen. Die weitgespannten Bogen, die sie verbinden, waren jedoch nicht von der Art, eine große Last tragen zu können. In der Höhe von 40 Fuß nahm Brunellesco daher eine achtseitige Mauer darüber an, in der eben so viele große Rundfenster angebracht waren. Durch diese Fenster wurde eine Uebereinstimmung mit dem Schiff der Kirche bewirkt, welches gleichfalls solche Fenster zeigte. Das Gewicht der Mauer wurde dadurch geringer und der Druck der Kuppel nach den festen Ecken abgeleitet. Eine Kuppel von der Dicke der ganzen Mauer wäre indessen zu schwer gewesen, darum schlug der Meister zwei schalenförmig übereinanderstehende leichte Kuppeln vor. Und er drang durch; so wie er gewollt, ward der Dom erbaut.

Doch nun regte sich der Krämergeist; die ehrsame Tuchmacherzunft glaubte sich auch in Kunstsachen mischen zu dürfen und schalt es einen unverzeihlichen Leichtsinn, das wichtige Werk nur einem Manne anzuvertrauen. Da erhielt denn Brunellesco den Bildgießer Ghiberti an die Seite gesetzt, nicht ohne daß hiedurch sein Stolz auf das Empfindlichste gekränkt worden wäre.

Aber der Bau begann. Als der Meister die schwankenden Leitern hinaufstieg, um den Kuppelbau fortsetzen zu lassen, da schaute er mitleidig auf die umliegenden Berge, welche die Domkuppel einst überragen sollte, und mit den Versen, mit denen Dante einen Gesang der göttlichen Komödie eröffnet, begann er den Bau:

> Freu' dich, Florenz, dieweil du bist so groß,
> Daß über Meer und Erde rauscht dein Flügel,
> Dein Name reicht bis zu der Hölle Schooß.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war der Meister beim Bau selbst thätig. Zehnmal des Tages stieg er die schwindlichten Stiegen hinan; er ging in die Steinbrüche, zu den Ziegelbrennern, und sorgte für seine Arbeiter wie ein Vater. „Singt, Kinder, ihr seid ja Domherren!“ rief er ihnen zu. Aber der große Mann hatte auch seine schwachen Seiten. Er wollte den Nebenbuhler Ghiberti entfernen und gab vor, er sei krank. Der Bau stockte. Mit umwundenem Kopfe lag Brunellesco im Bette. Man eilte zu ihm und fragte, auf welcher Seite die Kuppel weiter gebaut werden sollte. „Meine Seite, o weh, meine Seite!“ lautete die Antwort, und wenn man vom Ziegelstreichen sprach, so rief er: „Streicht mir Pflaster!“

Und als nun in Folge dessen Ghiberti zurücktrat, da sprang Brunellesco geheilt aus dem Bett und leitete den Bau weiter, nicht ohne viel Mühsal und Beschwerden. Bald rotteten sich die Arbeiter zusammen und wollten nicht mehr Hand an's Werk legen, bald schlug der Blitz in das unvollendete Werk. Aber die Kuppel ward geschlossen. Ihre Höhe vom Fußboden betrug 300 Fuß, im würdigen Verhältniß zu dem 500 Fuß langen Schiff der Kirche. Dann folgte die Einweihung durch den Kardinal-Bischof Coscia. Brunellesco mußte sich auf den Schultern der Arbeiter im Triumphe durch die Stadt tragen lassen und ward von allen Seiten gefeiert.

Weithin leuchtete die stolze Kuppel in's Land, und wie viel Bewunderung auch das Werk fand, wo für Alles, für bequeme Treppen, Licht, Regenabfluß und Sicherheit auf das Vollständigste gesorgt war, so wurde erst jetzt das Erstaunen darüber wach, wie man an der Möglichkeit des Baues habe zweifeln können. Durch die Laterne, welche in Gestalt eines runden griechischen Tempels auf die Kuppel gesetzt wurde, krönte der Meister sein Werk.

Der Dom trägt den Namen der heiligen Maria von der Blume. Das sehr alte Bild der Schutzpatronin darin stellt eine stehende Muttergottes mit der Blume in der Hand vor, um an den Namen Florentia zu erinnern. Noch jetzt führt Florenz eine rothe Lilie im Wappen. Der isolirt stehende Glockenthurm heißt schlechtweg Campanile.

Auch unserem Jahrhundert ist noch vergönnt, an dem köstlichen florentiner Dome weiter zu bauen. Die Fassade, mit welcher das Schiff der Kirche neben dem schönen gothischen Glockenthurme abschließt, steht wüst und unverziert da und bildet einen armen Gegensatz zu dem sonstigen Reichthum des Gebäudes. Es ist daher ein Preis für den besten Plan zur Vollendung dieser Fassade ausgeschrieben worden.

Aber weßhalb noch?

Ein Bild aus dem Zuchthause von **F. F. Engelberg.**

(Schluß.)

Die Sache selbst war meisterhaft behandelt. Der Untersuchungsrichter hatte mit einer beharrlichen Ausdauer von jedem gesetzlichen Mittel Gebrauch gemacht, um Aufklärung herbeizuschaffen. Es kam mir sogar vor, als habe derselbe mit einer zu peinlichen Genauig-

keit gearbeitet, es drängte sich mir wenigstens das unheimliche Gefühl auf, als müßten die Bestrebungen zur Feststellung der Schuldfrage nicht allein und nicht ausschließlich in dem sachlichen Interesse ihre Entstehung haben. Die Verurtheilung gründete sich auf diese zweifelhafte Beweisführung, welche den Richter natürlich nur zu Folgerungen hatte berechtigen können. Bemerken muß ich allerdings, daß die Anzeichen für die Schuld durch die außerordentliche Sorgfalt des Untersuchungsrichters ein weit größeres Gewicht erlangt hatten, als die für die Unschuld, daß diese aber immer noch möglich blieb und keineswegs ganz ausgeschlossen war. Den Fall selbst will ich nur kurz berühren.

Mathilde Säumig, ein junges, aber armes Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit und tadellosem Wandel, war von der Mutter des Straußberg allwöchentlich ein oder auf mehrere Tage als Nähterin beschäftigt worden. Am 2. Dezember 183* hatte dieselbe wie gewöhnlich Morgens neun Uhr die Arbeit in dem Wohnzimmer der Frau Straußberg begonnen. Sie war zuletzt fünf Uhr Nachmittags gesehen worden. Ueber ihren Verbleib nach dieser Zeit wußte kein Mensch Auskunft zu geben. Die Nachforschungen, welche erst am anderen Tage ihren Anfang nahmen, blieben zwei Tage ohne Erfolg. Erst am 5. Dezember wurde ihre Leiche außerhalb der Stadt in einer entlegenen Kiesgrube aufgefunden, und zwar mit mehreren Verletzungen — Stichwunden —, von welchen die Gerichtsärzte behaupteten, daß dieselben unter allen Umständen den Tod zur Folge hätten haben müssen.

Der Tod durch die Hand eines Verbrechers war damit zweifellos festgestellt. Aber wer war der Verbrecher? Die Bekleidung der Leiche war genau dieselbe, welche Mathilde Säumig am 2. Dezember getragen hatte, kein Stück fehlte, kein Stück war hinzugekommen. Straußberg hatte häufig Veranlassung gesucht, mit Mathilde Säumig sich zu unterhalten und war sogar bei dem zufälligen Begegnen auf der Straße stehen geblieben, um mit ihr zu sprechen. Dieß war unzählige Male nachgewiesen.

Straußberg wohnte in dem Hause seiner Mutter. Mathilde Säumig war in diesem Hause zuletzt auf einem Korridor gesehen worden, auf welchem die von Straußberg benutzten Zimmer lagen. Die eine Zeugin, die dieß bekundete, hatte bemerkt, daß es ihr so vorgekommen sei, als habe Mathilde vor dem Betreten des Korridors sich scheu nach allen Richtungen hin umgesehen, wie Jemand thue, der nicht bemerkt sein wolle. Ein anderer Zeuge versicherte, daß er etwa eine halbe Stunde später in dem Zimmer des jungen Herrn ein Aufschreien gehört habe, das ihm aber mehr wie ein Lachen erschienen sei. An demselben Abend war Straußberg angeblich wegen Unwohlsein nicht zum Essen gekommen, nach neun Uhr aber ohne alle Begleitung fortgefahren und erst Nachts nach elf Uhr zurückgekehrt. — Das größte Gewicht war aber darauf gelegt, daß am 3. Dezember sowohl in dem Zimmer des Straußberg als auch auf dem von diesem am Abend vorher benutzten Wagen frische Blutflecken vorgefunden worden waren, deren Entstehung nach keiner Seite hin hatte festgestellt werden können. — Dieß waren die wesentlichsten Verdachtsmomente, denen sich allerdings noch eine Menge andere, von geringerer Bedeutung anschlossen. Ich muß diese unerwähnt lassen, und nur noch bemerken, daß Straußberg von Anfang an behauptet hatte, unschuldig zu sein, und daß ich sogar in einem Protokolle von ihm die Erklärung fand, daß er weit eher Hand an sich als an Mathilde Säumig gelegt haben würde. — War er unschuldig verurtheilt? Ich getraute mir nicht, hierauf zu antworten. Aber wenn er das auch sein sollte, so fand ich immer noch keine Erklärung für seinen Trotz; ich mußte ihn also darnach fragen. — Zu dieser Unterredung wählte ich einen Sonntag, weil ich, wenn ich auch sonst nichts erreichte, ihn doch wenigstens von der Strafe an diesem Tage frei machen wollte. — „Sie treffen Straußberg heute im Lazareth," sagte mir der Direktor auf meine Frage. „Die letzte Strafe scheint ihn mürbe gemacht zu haben. Die successive Steigerung des Strafmaßes trägt bereits Früchte. Er trotzt nicht mehr aus Grundsatz, sondern nur noch der Konsequenz wegen; es ist jetzt nur noch passiver Widerstand, den er leistet. Schade um den Menschen. Ich habe ihn genau beobachtet. Es steckt in ihm ein großer Vorrath von Willenskraft und Edelmuth; ich könnte Ihnen davon viel erzählen, denn er gibt täglich davon Beweise. Weiß Gott, ich wünsche, daß schon zehn Jahre von seiner Strafe abgebüßt wären, um ihn der Gnade des Königs empfehlen zu können." — Wenige Minuten später stand ich vor dem Bette, auf welchem Straußberg lag. Ich fand ihn fast bis zur Unkenntlichkeit verändert. Die Strafe, die er in der letzten Woche zu überstehen gehabt hatte, mußte den noch vorhandenen Rest von Manneskraft gebrochen und aufgezehrt haben. Als er mich erblickte und erkannte, wollte er sich rasch emporrichten. Aber er vermochte nicht hoch zu kommen. Entweder reichten seine Kräfte nicht dazu hin, oder die Bewegung verursachte dem kranken Körper Schmerzen, die unerträglich waren, denn ich sah, daß das Gesicht sich schmerzhaft verzog, als der Kopf nach dem vergeblichen Versuche zurück und auf das harte Strohkissen niederfiel.

„Straußberg," sagte ich theilnehmend, „halten Sie sich ruhig. Sie scheinen angegriffen zu sein; erholen Sie sich erst, oder sagen Sie mir, wenn ich Ihnen ungelegen kommen sollte." — „Nein, nein, lieber Herr, bleiben Sie," entgegnete er mit matter Stimme. „Ich weiß, Sie haben meine Akten erhalten. Der Aufseher hat mir gesagt, daß er Ihnen dieselben habe zutragen müssen. Haben Sie sie auch gelesen?" fragte er, indem sein Blick mit unverkennbarer Angst auf mir ruhen blieb. — „Ja." — „Nun?" hauchte er kaum hörbar. — „Meine Theilnahme ist seitdem größer geworden. Ich möchte Ihnen so gern helfen. Erschließen Sie mir Ihr Inneres und lassen Sie mich darin lesen. Vielleicht gelingt es mir, Sie zu retten." — „Das können Sie nicht, mir kann nur der Tod helfen, und der kommt gewiß recht bald. Glauben Sie mir, ich sehne mich darnach. — Ihre Theilnahme, lieber Herr, thut mir wohl; Sie und der Herr Direktor meinen es gut mit mir, ich fühle das lebhaft. — Nicht wahr, Sie fragen nun, nachdem Sie die Akten gelesen haben, nicht mehr; Sie wissen jetzt, weßhalb ich trotzig bin?" — „Nein, Straußberg, ich weiß das noch immer nicht; ich habe die Antwort nicht gefunden." — „Seien Sie mir nicht böse, lieber Herr; ich wußte vorher, daß Sie diese Antwort nicht finden würden; Sie sollten die Akten nur lesen, um das zu verstehen, was ich Ihnen zu sagen habe. — Ich bin unschuldig. Sie können mir das glauben. Meine Richter konnten das nicht wissen, sie durften meinen Versicherungen keinen Glauben schenken, sie mußten nach den Beweisen urtheilen, die sich in den Akten vorfinden. Und diese sind gegen mich; ich weiß das. Ich mache auch keinem Menschen einen Vorwurf. Jeder Mensch kann sich zum Nachtheile eines Anderen irren, ohne daß er dafür verantwortlich ist; ich erkenne an, daß meine Richter den Irrthum nicht verschuldet und mir gegenüber nichts zu vertreten haben. — Kommen Sie ein wenig näher zu mir, lieber Herr; ich wünsche nicht, daß meine Mittheilungen noch von einem Anderen gehört werden."

Nachdem ich auf einem Stuhle unmittelbar vor dem Bette Platz genommen hatte, fuhr Straußberg leise flüsternd fort: „In der Schule ist mir gelehrt worden: es gäbe einen höheren Richter, der allwissend, allmächtig und gerecht sei. Ich habe das geglaubt und diesen Richter gern und mit wahrer Hingebung als das Heiligste verehrt und angebetet, bis ich — unverschuldet hieher kam. Diese Verehrung und meine Verurtheilung läßt sich nicht vereinigen, beide stehen im schreiendsten Widerspruche. Begreifen Sie diesen Widerspruch, so werden Sie mir auch Antwort geben können, wenn ich Sie frage: aber weßhalb noch . . ."

Straußberg hielt plötzlich inne, er vollendete nicht, was er hatte sagen wollen, sein Blick wendete sich vielmehr schnell von mir fort und nach der Thür hin, seine Augen erweiterten sich und wurden lebhaft und auf dem Gesicht drückte sich eine außerordentliche Spannung aus.

Ich wurde dadurch aufmerksam gemacht und blickte um mich, vermochte aber nichts Ungewöhnliches wahrzunehmen. Im Zimmer war Alles still. Die wenigen Kranken, die sich noch darin befanden, verhielten sich ruhig und bereiteten auch nicht die geringste Störung. Nur draußen, vor der Thür, hörte ich sprechen. Ich erkannte zuerst die Stimme des Direktors und dann auch die einer Frau. Die letztere Stimme, welche einen reinen, frischen Klang hatte, schien die Aufmerksamkeit des Sträflings in Anspruch zu nehmen. Denn kaum hatte sich dieselbe wieder hören lassen, so richtete sich Straußberg schnell empor und blieb, mit verschärfter Aufmerksamkeit nach der Thür hinstarrend, aufrecht auf seinem Lager sitzen.

Die Thür öffnete sich und in der Oeffnung erschien zuerst ein junges Mädchen, eine hohe, schlanke Gestalt. Noch hatte dasselbe

die Schwelle nicht überschritten, so schrie Straußberg laut auf: „Elise! Elise!“ und in demselben Augenblicke stürzte auch das Mädchen mit dem Rufe: „Max! Max! Du guter, lieber Max!“ nach dem Bette des Sträflings hin, wo es niederfiel.

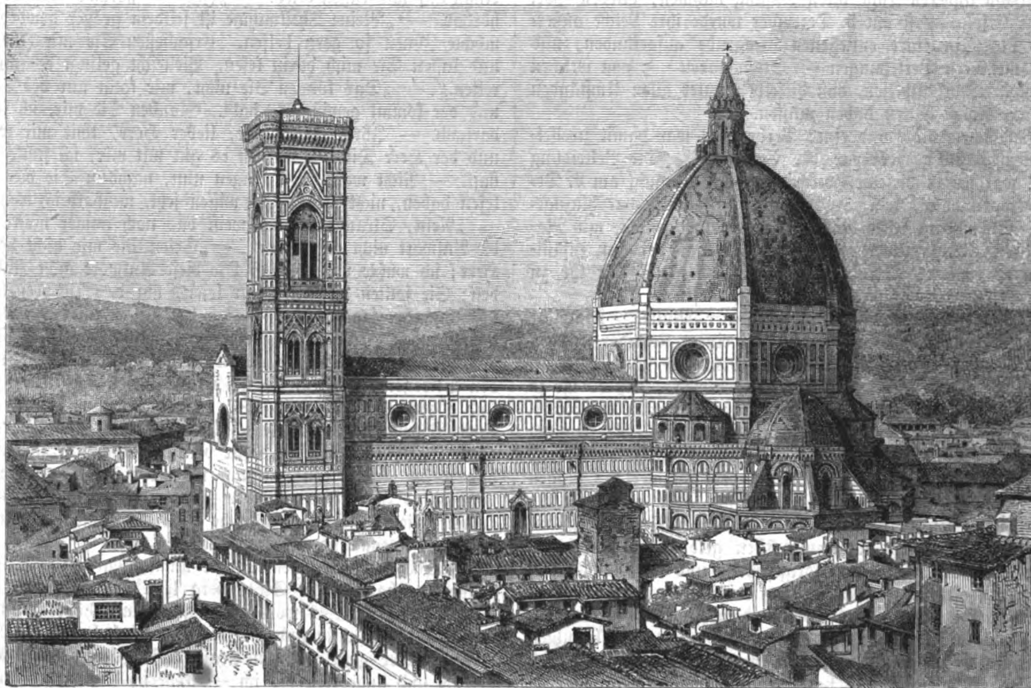
Das Mädchen lag auf ihren Knieen vor dem Bette und hatte, vielleicht zufällig, die abgezehrte Hand des Sträflings erfaßt, die es fest vor den Mund drückte; sie sprach nicht, und der Sträfling, der zurückgefallen war und die Augen geschlossen hatte, rührte sich nicht, er schien ohne Besinnung da zu liegen.

Ich sah mich nach dem Direktor um. Dieser war in der Thüröffnung stehen geblieben; er weinte. Auch mir ging es so, mir waren die Augen naß geworden, ohne daß ich mir dessen bewußt geworden war. Leise schlich ich vom Bette fort und nach der Thür zu. Als ich diese beinahe erreicht hatte, rief der Direktor, anscheinend um seine Bewegung zu rechtfertigen, mir zu: „Er ist unschuldig, weiß Gott, er ist unschuldig.“ — „Was?“ schrie ich laut auf. — „Ja, ja,“ versetzte der Direktor halb lachend, halb weinend, „hier steht es schwarz auf weiß; der Mörder ist entdeckt, er hat's gestanden. Der Engel da soll's ihm — er wies auf Straußberg — selbst sagen.“

Die laut gesprochenen Worte hatten Straußberg wieder munter gemacht; sein Blick ruhte ängstlich forschend auf dem vor seinem Bette knieenden Mädchen, das still weinte. — „Elise,“ flüsterte er leise, „ist es wahr?“ — „Ja, Max,“ erwiederte diese schluchzend, „ich bin hieher gekommen, um Dir das zu sagen. Der junge Bartmüller ist Mathildens Mörder, er hat sich als solcher bekannt.“

Straußberg hörte nur das „Ja“ aus Elisens Munde, denn kaum war das verklungen, so fügten sich seine Hände ineinander, und als es still war im Zimmer, da sagte er laut, daß es Alle hörten: „Ich habe in meiner Noth gezweifelt und gefrevelt; jetzt bekenne ich laut, daß Du der allwissende, allmächtige und gerechte Gott bist, und daß ich Dir in unwandelbarer Treue anhangen will mein Leben lang.“

Dieß Bekenntniß übte an dieser Stelle eine erschütternde Wirkung aus. Ich konnte nicht länger im Zimmer bleiben und ging hinaus. Der Direktor folgte mir.



Der Dom von Florenz. Von C. Girardet. (S. 409.)

Vierzehn Tage später wurde Straußberg entlassen und von Mutter und Braut nach einem Bade geführt, von wo er vollständig genesen zurückkehrte, um sich demnächst in einer anderen Provinz eine Häuslichkeit zu gründen.

Ein Fischerort in Holstein.

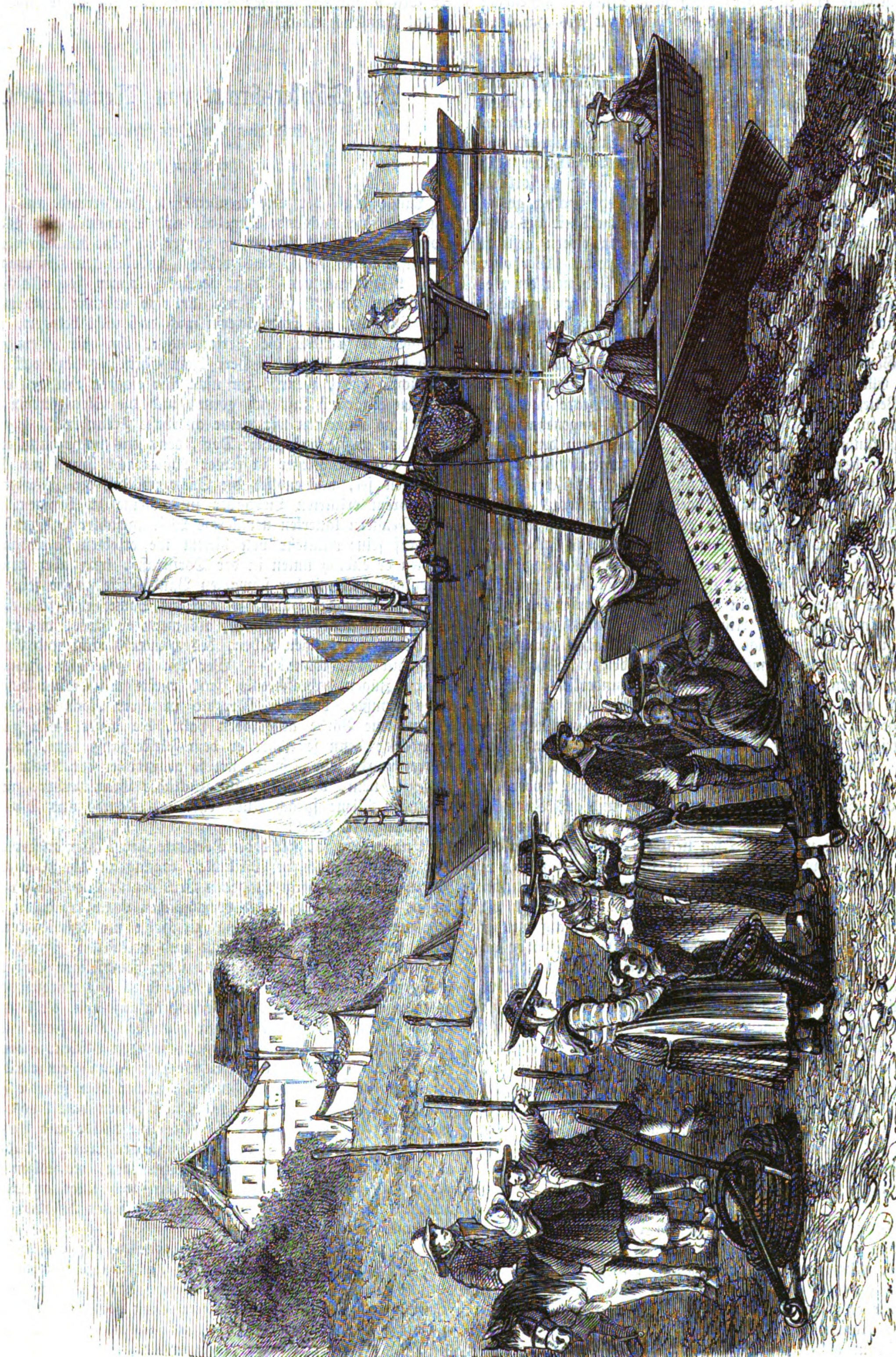
Ellerbeck.

Von

Graf Adelbert Baudissin.

(Bild S. 413.)

Steigt man die Höhe vom Sandkruge herab und nähert man sich dem Ufer des Meeres, so betritt man das Dorf Ellerbeck, das vorzugsweise von Fischern bewohnt wird, die im kieler Hafen manchen leckern Fisch, besonders aber die weit und breit berühmten „Sprott“ fangen, welche sich von den „Bücklingen“ dadurch unterscheiden, daß sie kleiner, fetter und wohlschmeckender sind als jene. Frischgeräucherte Sprott sind eine wahre Delikatesse; man bricht ihnen den Kopf ab, zieht die Haut weg, entfernt die Gräten und legt den Rest auf Schwarzbrod, das mit frischer Maibutter bestrichen ist, und wer sich vor Indigestionen nicht fürchtet, treibt dieß kindliche Spiel länger fort, als sich mit der Rücksicht auf die Damastserviette der Hausfrau verträgt. Leider verlieren die Sprott schon nach den ersten Tagen ihren feinen, zarten Geschmack; sie werden trocken und hart, die Haut geht nicht mehr so leicht ab wie im Anfange, und die Exemplare, welche südlich der Elbe verzehrt werden, würden einem Schleswig-Holsteiner eben so wenig zusagen, wie die Austern, die man mitten in Deutschland bekommt. Ich habe vor vielen Jahren, ehe noch die Eisenbahnverbindung zwischen dem Norden und dem Süden hergestellt war, in Prag Austern essen sehen, die ein Eau de Colognebad sehr nöthig gehabt



Fischer von Ellerbeck. (S. 412.)

hätten; und es sind mir in Kassel Sprott vorgesetzt worden, die ich für ungenießbar erklärte; der Wirth meinte aber: „Vielleicht kennen Sie den Fisch nicht? Ich beziehe ihn direkt aus Hamburg — es ist ganz frische Waare."

Außer den Sprott werden Häringe, Dorsch, Bütt, Brassen, Schleien, Hechte und viele andere Fische in großer Menge gefangen, die theils in Kiel verkauft, theils aber nach Hamburg verschickt werden. Während nun die Männer in die See hinausfahren, Netze stricken und ausbessern, Kähne zimmern und während des Häringsfanges die Rauchhäuser bewachen, trifft die Weiber und Mädchen das Loos, den glücklich heimgebrachten Fang zu sortiren und in Kähnen nach Kiel zu fahren, und es sieht spassig genug aus, wenn eine kleine Flottille von Booten, die zum Theil aus ausgehöhlten Baumstämmen besteht und nur von Weibern geführt wird, mit vollen Segeln im Hafen hin- und herkreuzt. Wer aber die Kähne genauer betrachtet, findet, daß sie vollkommen der Beschreibung entsprechen, welche Tacitus von den Fahrzeugen der alten Deutschen entwirft, und wer sie gar besteigt und sich davon überzeugt, daß sie wie Eierschalen hin- und herschwanken, so wie man sich nur im Geringsten bewegt, der wird sich schwerlich entschließen, den schönen Ellerbeckerinnen Gesellschaft zu leisten, wenn sie bei Wind und Wetter das Segel aufziehen und ihre Waare nach Kiel bringen. Ich für mein Theil habe es immer viel angenehmer gefunden, die holländische Reinlichkeit in den Wohnhäusern der Fischer und Bauern zu bewundern und mich mit den urgemüthlichen Bewohnern zu unterhalten. Die Häuser sind nach altsächsischer Weise eingerichtet; tritt man durch einen Flügel des Doppelthors auf die Tenne, so sieht man zur Rechten und Linken das Vieh, Fischernetze und allerlei Hausgeräth untergebracht; wo die Tenne zu Ende geht, ist ein unendlicher Kamin, an dessen beiden Seiten Messing- und Kupfergeschirr hängt, das so blank ist, daß man sich darin spiegeln könnte; auf dem Herde brennt ein unausstehliches Torffeuer, dessen bläulicher Qualm Einem den Athem versetzt. Rechts und links vom Kamin sind kleine, niedrige, braune — bisweilen auch grasgrün angestrichene Thüren, welche in die niedrigen Wohn- und Schlafzimmer führen. Ein eigenthümlicher, wunderlicher Geruch kommt Einem entgegen, sowie man eines dieser Zimmer betritt. In den nie geöffneten Fenstern, deren Rahmen fast ohne Ausnahme braun angestrichen sind, stehen Rosen, Geranium, Nelken und Pantoffelblumen. Unter dem Querbalken, der mitten durch's Zimmer geht, hängt ein Käfig, in welchem ein „Kanaillenvagel" oder ein „Grau-Iritzsch" (Hänfling) sein Leben vertrauert und aus Verzweiflung lustige Lieder singt. Der ungeheure Kachelofen ruht auf hohen eisernen Füßen; unter dem Ofen liegt ein Kissen für „Perle", den Hund. Neben dem Fenster steht ein brauner Klapptisch, in dessen Schublade das Tischtuch, Messer, Gabeln und Löffel aufbewahrt werden; in der dunkelsten Ecke des Zimmers hängt die Wanduhr, dann folgt eine Kommode aus Föhrenholz, auf welcher ein künstliches Blumenbouquet aus Federn paradirt; darüber an der Wand hängt ein Schlachtbild aus dem letzten Kriege; die Soldaten sehen alle aus wie Zwillingsbrüder, und wo ein großer gelber Klecks mit rothen Strichen an den Rändern sichtbar ist, platzt eine Bombe. Der Kommode gegenüber, auf der anderen Seite der Stube, steht eine grüne Kiste, die mit zierlich gearbeiteten eisernen Bändern beschlagen ist. Zu beiden Seiten des Schlosses, das groß genug ist, um ein Burgthor zu verschließen, steht der Name der Besitzerin mit weißen Buchstaben geschrieben; der Schlüssel zu dieser Kiste hängt an einer Hummerscheere neben der Wanduhr. Der Fußboden ist mit feinem weißen Sande bestreut; die weißen Stühle haben eine gerade Lehne, hölzernen Sitz und sind so blank und sauber, als wenn sie eben erst vom Tischler abgeliefert worden wären.

Trotz ihres geringen Wohlstandes sind die Fischer in hohem Grade gastfrei, und die reichen Marschbauern könnten von ihnen Vieles lernen; nähert man sich einem Hause und frägt: „Kann ik för Geld und gude Wörd (Worte) en Glas Melk (Milch) und en Stück Brod kriegen?" so wird sicherlich die Antwort lauten: „Wofør dat nich? Kamen Se man herin!" Hat man sich aber an Speise und Trank gelabt und will man in die Tasche greifen und bezahlen, so wird Einem der ehrliche Fischer oder seine eben so gastfreie Hausfrau in neunzig Fällen unter hundert sagen: „Dat wär jo en Schande werth, wenn ik daför wat nehmen wull; wenn Se förleev (fürlieb) nehmen wüllt, so god als wi it haben, denn is dat Dankens werth."

Die Förstersbraut von Neunkirchen.

Erzählung von **Otto Müller.**

(Fortsetzung.)

Lange blieb der alte treubewährte Hausfreund aus, viel zu lange für die wachsende Ungeduld und Spannung von Vater und Sohn; während die Mutter, je länger sich seine Rückkehr verzögerte, sie wußte selber nicht, aus welchem unbekannten Hoffnungswinkel ihrer tiefbeklommenen Brust heraus, immer freier aufathmete. „Denn am Ende," so flüsterte ihr eine geheime Troststimme zu, „am Ende hat die Steingötterin mich doch nicht belogen, und die Margold ist wirklich die Person dazu, ihn mit einem richtigen Korb heimzuschicken — o Herr Jesu Christ, dahin lenk' Du ihr rachsüchtig Herz, wenn's ihr nicht ihre eigenen Heiligen eingeben, ein neu Altartuch stift' ich gerne, und die Steingötterin will ich küssen und umarmen wie meine allerbeste Freundin!"

Schon wußte das ganze Dorf, denn das halbe hatte es ja gesehen, daß der Küster in seiner Amtstracht hinab zur Margold gegangen sei, um endlich die Sache zwischen der „Förstersbraut" und ihrem erklärten Liebhaber in's Reine zu bringen. Hinter allen Fenstern lauerten neugierige Weibergesichter und ernste Männer auf seine Rückkehr von diesem nie erlebten Freiersgang; da erschien er endlich unten in der Dorfstraße, trug aber den großen dreieckigen Hut mit der schwarzen Bandschleife gegen seine sonstige Gewohnheit in der Hand, so daß die Sonne ihm sein ehrwürdig Silberhaupt glänzend beschien, als wenn er heute, wie nie in seinem langen frommen Leben, des Himmels Licht und Gnade gar nicht entbehren könne! — Wer ihn so gebeugten Hauptes mit ernsten Zügen dahinschreiten sah, wußte mit diesem einen Blick Alles, wußte, daß die Margold in ihrer Rachsucht dem alten Manne eine Bürde aufgeladen habe, die dieser kaum zu tragen vermochte; denn je näher er dem Försterhause kam, um so unsicherer wurde sein Schritt, um so gramvoller der Ausdruck seiner Züge — nein, das war kein glücklicher Brautwerber, aus dieser feierlichen Miene sprach Alles eher als Freude und Wonne über ein gelungenes Werk!

Und gerade so, wie's die Dorfleute ihrem alten Küster ansahen, war es diesem auch in Wirklichkeit ergangen: die Margold hatte Nein gesagt zur vorgeschlagenen Verbindung ihrer Tochter mit dem Sohne der angesehenen und vermöglichen Leute, hatte die ihr dargebotene Hand der Versöhnung mit Hohn zurückgewiesen und war durch keine noch so eindringliche und verständige Vorstellung zur Aenderung ihres starren Sinnes, ihrer feindseligen Gesinnung zu bewegen gewesen. — Endlich am Ziele ihres langgehegten Racheplanes, konnte sie auch ihre letzte Verstellung aufgeben, die letzte Maske fallen lassen; und so erklärte sie denn dem Hausfreund der Försterleute mit wuthfunkelnden triumphirenden Blicken, einmal zwar hätte sie in ihrer mütterlichen Schwachheit beinahe eingewilligt, daß ihr Kind den Sohn des Todfeindes eheliche; aber seit die Försterin ihr das Blutgeld angeboten habe, um Jenen damit von ihr und Marilene loszukaufen, gäb's für sie keine Milde und Versöhnung mehr — der Liebesbund der beiden jungen Leute sei dadurch für alle Zeit zerrissen, das Verlöbniß aufgehoben, die stolzen hartherzigen Leute sollten sich für ihren Sohn nach einer andern Partie umsehen, die Wittwe, die Tochter des erschossenen Wilddiebs begehrten keine Gemeinschaft mit ihnen.

Das war der Margold Bescheid gewesen auf den Heirathsantrag des jungen Försters, wobei sie wie eine Irrsinnige bald hell aufjubelte, bald unter konvulsivischen Zuckungen entsetzliche Verwünschungen ausstieß, daß es dem alten Küster in tiefster Seele vor dieser Mutter graute, die so mit eiskaltem Herzen das Glück der Tochter ihrer glühenden Rache opferte.

Aber auch Marilene selbst, obwohl sie einigemal bei der Alten Wuthausbrüchen in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrach, zeigte

sich doch gegen ihre sonstige heftige und wilde Art, wenn sie einem ihrer Wünsche entsagen sollte, auffallend gefaßt und nachgiebig. Sie weinte zwar unter Schluchzen das Geständniß heraus, sie habe den Herrn Willbald gar herzlich lieb gehabt, es thue ihr auch aufrichtig leid um den braven guten Menschen, aber ihrer Mutter Wille bleibe darum doch der ihrige, also sende sie hiermit dem Herrn Forstadjunkt seinen Verlobungsring zurück und bitte ihm aufrichtig alles Leid ab, das sie ihm durch diese Zurückweisung verursachen müsse.

„Hol' der Henker das verrückte Weibsbild! So geht's, wenn Bauerndirnen in gräflichen Schlössern aufwachsen! — Aber doch hat sie mir auf den Paß gelauert, und ich bin ihr richtig in die Schlinge gefallen! — Willbald, nun geh' Deiner Wege, aber ja hübsch weitab um die Marilen' herum, und lass' mich den meinigen gehen! — Mutter, hol' unserem Freund Erdmann eine Flasche Neunundfünfziger herauf, damit er die wüste Erinnerung bälder los wird. Hätte doch nimmer gedacht, daß der junge Graf Recht behalten würde: mit solchem Volk muß man nicht viel Umstände machen, Wilddiebe sind nur eine andere Sorte von Raubthieren, und man soll sie ausrotten wie diese, sammt ihrer Brut!"

Es war das letzte Wort, das der alte Mann in dieser Sache mit den Seinigen redete, und stumm, wie das zum Tode getroffene Wild in seine Höhle, zog sich sein schwer verwundetes Gefühl in den dunkelsten Winkel seiner umnachteten Seele zurück, wohin er nur noch eine letzte Hoffnung mitnahm, die ihm denn auch bald genug in Erfüllung ging!

Denn noch war keine Woche seit dem Tage verstrichen, an dem ihm die Wittwe des erschossenen Wilddiebs diese Eberwurzstachel in's Herz gestoßen, da eilten Boten nach allen Seiten von der Neunkircher Höh' hinab, um die verheiratheten Töchter sammt deren Männer in's Vaterhaus zu rufen, da der Vater schwer erkrankt sei und die aus den nächsten Städten herbeigerufenen Aerzte nur wenig Hoffnung hätten, ihn am Leben zu erhalten.

Noch war auf diese Schreckenskunde hin erst eine der Töchter, und zwar die jüngst verheirathete, seine muntere Fränz, am Sterbebett erschienen, da gab schon der alte Förster Winckelmann seine Seele in Frieden und Freudigkeit Dem zurück, von welchem der Psalmist singt, „daß er die Blinden sehend macht, und aufrichtet, die niedergeschlagen sind".

Wenige Tage später sah dasselbe Haus, welches noch jüngst drei fröhliche Hochzeiten so schnell hintereinander gefeiert hatte, daß eine boshafte Zunge den Ausspruch that, man lebe dort das ganze Jahre hindurch von den Resten der Hochzeitsschmäuse, wenige Tage später sah das nämliche vielbeneidete Haus ein anderes Fest, das freilich Nichts mit Hochzeitsjubel, mit Kränzen und Laubgewinden, auch Nichts mit der herzlichen Gastfreiheit seiner Bewohner zu thun hatte, wobei vielmehr jedem Theilnehmer zu Muthe war, als trage man das ganze Haus selber sammt der langen Reihe seiner schönen und heiteren Feste, seiner Gastlichkeit und fröhlichen Geselligkeit für immer zu Grabe!

Denn heute begrub man ja unter Betheiligung einer zahlreichen Leidgenossenschaft von Nah und Fern den alten redlichen Förster, und der Sitte der Zeit und des Landes gemäß waren alle Leidtragenden, die nicht am Orte selber wohnten, zugleich die Gäste des trauernden Hauses, sahen sich in dieser großen Anzahl vielleicht zum letzten Mal unter seinem gastlichen Dache versammelt. Aber so Viele es auch waren, Keinem darunter war doch die Ursache von dem unerwartet raschen Hinscheiden des noch jüngst so rüstigen Mannes unbekannt geblieben, Keiner verhehlte sich, daß Willbald heute einen Tag erlebe, den ihm auch sein ärgster Feind nicht gewünscht hätte!

Daher waren nicht bloß Mutter, Schwestern und Schwäger, sondern auch alle übrigen Anwesenden sichtbar nur um ihn bemüht. Aller Theilnahme richtete sich auf ihn, Alle fühlten, daß das Unglück, welches er veranlaßt, ihn selber noch tausendmal schwerer traf, als Mutter und Geschwister. Denn man brauchte ihn ja nur anzusehen, so wußte man, daß er bei aller äußeren Fassung und Ruhe doch einen Gram in seiner Brust nährte, der ihn, den treuen und gefühlvollen Sohn, über kurz oder lang aufreiben mußte, wenn es nicht der zärtlichsten Liebe und Schonung seiner Angehörigen gelang, ihn demselben zu entreißen und das nach Innen blutende Herz zu heilen.

Aber gerade diese liebreichen Bemühungen, ihn durch kein Wort, keinen Blick an die letzten erschütternden Vorgänge zwischen ihm und dem Verstorbenen zu erinnern, gerade sie gruben sich wie mit tausend Dolchspitzen in Willbald's Brust, gerade sie bestärkten ihn nur noch mehr darin, daß er die eigentliche Ursache von seines Vaters Tode war und dieser das Opfer der durch des Sohnes unglückliche Leidenschaft und seine eigene große Vaterliebe herbeigeführten Katastrophe geworden sei!

Und dennoch — wer sollte es glauben? — war durch diese furchtbare Ueberzeugung, die seine Seele oft bis in ihre innersten Empfindungen kalt machte und abtödtete, seine unglückliche Verblendung noch nicht völlig von ihm genommen, noch nicht völlig der letzte Funken seiner Leidenschaft in seinem Herzen erloschen! — Zwar die Liebe mit ihrem holden wonnigen Frühlingstraum, mit ihren reizenden Blumen und entzückenden Melodieen hatte der Tod des Vaters wie mit einem eiskalten Winterhauch vernichtet, und leichenhaft sah ihn das entstellte Bild seiner todten Sehnsucht aus gebrochenen Augen an; aber dafür regte sich, je mehr die erste Betäubung von ihm wich und eine kalte Reflexion, ein empfindungsloses Grübeln an die Stelle der verzweifelten Selbstanklage trat, ein unerklärlicher Drang in seiner Brust, halb Trauer, halb Ingrimm, gemischt mit einem brennenden Verlangen, durch irgend Etwas, unerhört wie sein Schicksal selber, der Welt den ganzen Hergang in einem andern Lichte darzustellen, und zugleich durch dieses Etwas die ganze Geschichte für alle Zeit aus der Erinnerung der Menschen zu verwischen.

In der Befangenheit seines Urtheils, wie sie ein über das Maß unserer geistigen und moralischen Kräfte hinausgehendes außergewöhnliches Schicksal so häufig in grübelnden Naturen erzeugt, ergriff Willbald mit einer glühenden Begierde dieses letzte Wahngebild seines zerstörten Lebens, seines zerstörten Gemüthes; wie der Schatten einer furchtbaren Gewissensmahnung verfolgte es ihn bald überallhin, jetzt in der zitternden Gestalt des Vaters, jetzt in der hüpfenden Marilenens, und immer mehr verdichtete sich dieser Schatten vor seinem gemarterten Geiste zu einem Entschluß — — einem Entschluß so räthselhaft unheimlicher, so entsetzlicher Art, daß wir es den weiteren Vorgängen in unserer Geschichte überlassen wollen, uns über das psychologische Motiv zu demselben aufzuklären.

Die Möglichkeit, daß Marilene dennoch und trotz Allem, was der Küster, was die Leute von ihr erzählten, im Grund ihres Herzens an dem ganzen abscheulichen Rachewerk ihrer Mutter unschuldig, daß sie ihn mithin wirklich einmal treu und aufrichtig geliebt habe und nur durch die Margold zum Abfall von ihm veranlaßt worden sei, diese Möglichkeit drängte sich ihm immer lebhafter auf, je mehr die Erinnerung an sie ihm zurückkehrte, je mehr er sich einzelne glückliche Augenblicke seines Zusammenlebens mit ihr vergegenwärtigte. Auch der Umstand, daß er sie seit dem Tode des Vaters mit keinem Blick wieder gesehen hatte, ließ mehr als eine Deutung zu ihren Gunsten zu; denn war es auch nicht die Reue, so war es doch vielleicht die Scham über das mit seinem treuen Herzen so beispiellos getriebene Spiel der leichtsinnigsten Eitelkeit, der listigsten Verstellung, was sie bewog, seinen Anblick so ängstlich zu meiden. Oder war es am Ende doch die Furcht des bösen Gewissens, daß sie ihn wirklich mit Wissen und Absicht auf Anstiften der rachsüchtigen Mutter, deren Bosheit sie theilte und vielleicht selbst noch übertraf, in ihr verführerisches Liebesnetz verstrickte, ihn aus einer listigen Falle in die andere lockte, bis ihn zuletzt die siebenzehnjährige Falschheit durch ihre Buhlerkünste dahin gebracht hatte, wo die Margold ihn haben wollte, um am Unglück seines Hauses, am Verlust seiner Ehre und zuletzt am gebrochenen Herzen seines Vaters ihren alten Rachedurst zu stillen?

Alle diese martervollen Zweifel und Grübeleien, alle diese schmerzlichen Vorwürfe über seine Blindheit und das seiner Familie bereitete Weh nährten nur den verzehrenden Brand in seiner Brust immer mehr, konzentrirten aber auch seine Gedanken und Gefühle immer ausschließlicher auf diese wenigen Zweifel, mit denen er sich oft tagelang bis zur vollständigen geistigen Erschöpfung abmarterte.

Zwar sah man im Verkehre mit den Menschen keine besondere Veränderung an ihm, er ging auch wieder regelmäßig seinen ge-

wohnten Berufsgeschäften nach. Aber in der Einsamkeit des Waldes, besonders an den Orten, wo er häufig mit Marilene geweilt hatte, da war er doch ein Anderer, in dessen Seele sich allerhand dunkle und unheimliche Gewalten durcheinander drängten, indem er bald über furchtbare Rachepläne brütete, bald Selbstmord- und Sterbegedanken nachhing, immer unter der Voraussetzung, daß er damit seinem Schicksal in den Augen der Welt eine Wendung geben und den seiner Ehre angethanen Schimpf wieder austilgen könne. Dann sprang er oft plötzlich mit einem dumpfen Schrei von der Erde empor, sein Auge suchte wuthfunkelnd einen unsichtbaren Feind im Walde, jetzt glaubte er in der Stimme eines wilden Vogels dessen Hohngelächter zu hören, jetzt im Rauschen der Büsche dessen Nähe zu erkennen, und zuletzt mußte er, wie von einem Dämon gejagt, davonrennen, mußte immerfort vorwärtslaufen, soweit ihn seine Füße trugen, weil es ihm wie Feuer im Kopfe brannte und er nur in einer völligen physischen Erschöpfung Linderung für diese Qualen fand. Brach er dann kraftlos zusammen, so ward er ruhiger; der Schmerz in seinem Hirn ließ nach, die dunkle Angst in seiner Seele verschwand, und je fremdartiger der Ort, die Umgebung für ihn war, um so schneller verloren sich die Schreckbilder seiner aufgeregten Phantasie, seines erhitzten Blutes.

In diesem qualvollen Doppelleben von hellem Bewußtsein und dunkler Geistesirre verbrachte er die nächsten Wochen nach seines Vaters Tode; scheu, wie der Missethäter seine Schuld, hütete er seine Seelenqual vor den Blicken der Menschen, so daß selbst das Mutterauge dadurch getäuscht wurde. — Ja, vielleicht — wer wollte die heilende Kraft der Zeit und die allesversöhnende Macht der Gewohnheit leugnen — wäre Willbald auch aus diesem verzweifelten Kampfe mit einer Furie in liebreizendster und zugleich erschreckendster Gestalt siegreich hervorgegangen, vielleicht würde die Erinnerung an Marilene und was sie ihm an höllischem Verrath angethan, ihren zerstörenden Einfluß auf sein Gemüth nach und nach verloren haben, hätte er nicht eines Tages mitten in einer ihm ganz wohlbekannten Umgebung Etwas erlebt, das wohl kein Mensch in seiner Lage und nach so furchtbaren Erschütterungen des Gemüths- und Nervenlebens anders ertragen konnte, wie er es ertrug — und damit hatte es folgende Bewandtniß.

Er war eines Nachmittags in den ersten Tagen des Juli gleich nach dem Essen in den Wald hinausgegangen, weil ein Mann aus einem Nachbardorfe in der Nähe der „drei Steine" ein Thier wollte gesehen haben, dessen Aeußeres auf alles Andere eher als auf eine der im Odenwald einheimischen Thiergattungen paßte. So wenig auch die Jahreszeit die Anwesenheit eines Wolfes, wie er sich sonst zuweilen im tiefsten Winter auch hier einfindet, wahrscheinlich machte, paßte doch des Mannes Schilderung auf kein anderes Thier, als auf dieses gefährlichste aller Raubthiere; und war auch der Wolf schon längst nicht mehr an der Stelle, wo ihn Jener gesehen, so mußte sich doch wohl eine Fährte von ihm auffinden lassen, und es war in diesem Falle sogar dienstliche Vorschrift, ungesäumt Anzeige beim Amte von der Entdeckung einer Wolfsspur zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Henkeltöpfchen.

Hermann Schiff erzählt in seinem interessanten Büchlein über Heine folgende Judenverfolgungsgeschichte aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. — Am Großmichaeliskirchhof in Hamburg war ein Haus belegen, welches zwei Ausgänge hatte. Hier nach dem Kirchhof hin, dort nach dem Krayenkamp. Ein Goldschmiedbube hatte von dem Juden für verschiedene Werthsachen Zahlung zu fordern. Sie waren für alt erstanden, paßten nicht für den Laden, und waren dem Juden zum Weiterverkauf anvertraut worden. Der Knabe trug ein Henkeltöpfchen, welches er bescheidentlich vor der Hausthür stehen ließ, indem er von der Straße aus eintrat. — Der Jude war wohlhabend und pflegte prompt zu zahlen, allein es waren die Schwußtage (jüdische Pfingstzeit) und er durfte kein Geld anfassen. Dem Burschen war eingeschärft, er solle Geld mitbringen, welches sein Meister nothwendig brauchte, wo nicht, die Goldsachen sich wieder geben lassen. Auf Letzteres ließ sich der Jude noch weniger ein, denn: „Handel," sagte er, „ist Handel." — Kein Geld, keine Kostbarkeiten, und es obendrein mit einem Juden zu thun zu haben, das ging über den Verstand des einfältigen Burschen, er fürchtete, sich vor seinem Meister nicht wieder sehen lassen zu dürfen, verließ in Herzensangst das Haus ohne seines Henkeltöpfchens zu gedenken, welches auf freier Straße vor dem Judenhause stehen blieb. Der Jude war festselig und nahm keine Notiz davon. Auch keiner von seinen Hausleuten mochte ein unreines Gefäß berühren, welches Fleisch enthielt von jenen Thieren, in welchen der Christenheiland den bösen Geist gebannt. Man würde wohlgethan haben, das Töpfchen zu zertrümmen, allein es war Festtag, den man heiligen mußte und durch keine Art von That, Arbeit oder Handlung (denn eins davon wäre es gewesen) entweihen durfte. So blieb denn das Henkeltöpfchen mit seinem Inhalt auf offener Straße stehen, und den Knaben hatte man wohl hineingehen, aber nicht herauskommen sehen. Das genügte dem abergläubischen Vorurtheil des Pöbels, der nicht erst lange untersuchte, sondern gleich das unglückliche Haus spolirte, ausplünderte und alles darin Lebende niedermachte. Auch blieb man nicht auf halbem Wege stehen. Man verfuhr nicht glimpflicher mit anderen Judenhäusern, und alle Juden ohne Ansehen der Person und des Geschlechts, Männer, Weiber, Greise, Kinder wurden, wie und wo sie sich zeigten, aus freier Hand erschlagen. Glücklich, wer sich nach Altona flüchten konnte; und es mußte, um den Aufstand zu unterdrücken, fremdes Militär requirirt werden. Die Rädelsführer wurden eingezogen, wußten aber zu ihrer Entschuldigung nichts weiter anzuführen als das Henkeltöpfchen. Das war aber ein zu schwaches Corpus delicti allen den Blut- und Greuelthaten gegenüber. — Bei näherer Nachforschung ergab sich, daß der Goldschmiedlehrling bei seinen Eltern gewesen war und von denselben ein Henkeltöpfchen voll Speisen mitbekommen hatte. Seinem Meister wollte er nichts davon sagen, denn das hätte ausgesehen, als wäre dessen Hauskost seinem Burschen nicht genügend gewesen. Der Jude nebst all' den Seinigen waren als erste Opfer des Judenhasses gefallen. Geld und Geldeswerth war aus dem geplünderten Judenhause verschwunden. Der Goldschmied war um sein Geld und seine Goldsachen gekommen. Der Lehrling aber bekam sein Henkeltöpfchen mit allen darin schon versauerten Speisen wieder, und weder ihm noch seinem Meister war es in den Sinn gekommen, in dem lebendigen und lebhaften Lehrburschen den angeblich zur Würze jüdischer Pfingstkuchen abgeschlachteten Lehrburschen zu erblicken. Diese traurige Geschichte lehrt, daß die Hartnäckigkeit der strenggläubigen Juden und der rohe Judenhaß der Christen, wenn auch die Juden als die Schwächeren stets zu kurz kommen, sich einigermaßen die Wage halten. Wenigstens ist die Unverträglichkeit und die Aufreizung zur Feindseligkeit und Zwietracht auf beiden Seiten dieselbe. Dieses längst verjährte empörende Ereigniß ist bis auf den heutigen Tag noch nicht vergessen und lebt immer noch als Tradition fort unter dem Namen „Geseires-Hengelpöttche" (Geseires, eigentlich: jedes Unheil, hier angewendet: Strafe Gottes, Plage, Judenverfolgung. — Hengelpöttche, verdorben von Henkeltöpfchen). Auch werden heutiger Zeit noch immer in der Synagoge an einem gewissen Schwußtage zum Andenken und für die Seelen- und Grabesruhe der damals hingewürgten Opfer Psalmen gebetet.

Rösselsprung.

ver-	und	sich	ver-	jetzt	wärts	mei-	noch
ten	wer-	wärts	auf	eu	so	dann	rück-
ab	gen	hal-	das	sprin-	der	auch	ne
ren	fa-	links	flie-	ge	magst	ver-	wie-
bunt-	zu	gan-	ge	gün-	gen —	sprün-	ge-
und	kann	ten	rechts	der	stal-	gen	mein
zick-	im	schön	ze	das	und	form	ten
sich	an	zack	her	re	ab-	ist	hin

Auflösung des Bilderräthsels Seite 404:

Der kaiserliche Besuch und die vertrauliche Näherung des Monarchen in Ungarn hat großes Vertrauen erzeugt.



Die Versöhnung Joe's mit Mercy. (S. 419.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von W. Smith.

(Fortsetzung.)

29. Vetter und Heirathsstifter.

Für Harry und Sim folgten auf die inhaltschweren Ereignisse im Hause Melville's traurige Tage. Sie waren vielleicht die Einzigen gewesen, welche die Entfernung Blanche's mit Jessie beobachtet hatten. Erstere sah sehr verwirrt aus, Letztere blickte sich auf dem Wege mehrmals scheu um. An der Ecke des Belgravesquare bestiegen Beide eine Droschke und fuhren rasch davon. Harry ahnte nichts Gutes, als Blanche nach einigen Stunden noch nicht zurückgekehrt war, er dagegen Mr. Melville mit wüthendem Gesicht, bald darauf den älteren Herrn, den er in Gesellschaft Lena's in der St. Martinskirche gesehen und endlich das häßliche Geschöpf (Beenie M'Alpine) anlangen sah, die bei Hazeldean's Uebersiedelung nach London mit im Coupé gesessen und deren Gesicht sich ihm tief eingeprägt hatte. Es entstand eine große Bewegung im Hause. Die Dienstleute eilten bestürzt auf und ab, die alte Dorcas zeigte sich weinend und jammernd. Harry schlich sich an die Alte heran und fragte, was vorgefallen sei. „Ach, geh' fort, Du junger Unglücksrabe," schluchzte die Alte; „seitdem Du meine gute Herrin in's Gefängniß zu ihrem Liebhaber geführt hast, ist ein böser Geist in dieß Haus eingezogen. Wenn Mr. Melville wieder aus dem Bett aufsteht, und ihr laßt euch wieder hier sehen, wird er die Polizei auf euch hetzen. Macht, daß ihr fortkommt! Ihr seid mit schuld an dem Unglück. Seht nun zu, daß ihr die Verschwundenen wiederfindet!" Harry und Sim verließen sehr betreten das Haus.

Also auch sie verschwunden, auf die sie so stark gerechnet hatten! Alles schien sie auf Erden zu verlassen. Jack mit der Laterne war nicht mehr zu finden. Harry fürchtete, er habe sich ein Leid zugefügt. Völlig sich selbst überlassen, mußten von dieser Zeit an beide Knaben mehrere Wochen lang das peinvolle, ekle Leben der ärmsten Nomaden Londons führen; bald schliefen sie in einer „Refuge", bald in einem leeren Keller, bald in den schmutzigsten Schlafstellen, mit zehn, zwanzig andern Personen vom niedrigsten Gelichter zusammen. Sie konnten die nähere Berührung mit den verworfensten Pöbelkindern nicht mehr ganz vermeiden, weder auf den Straßen, wo sie im gleichen Erwerb mit ihnen kollidirten, noch in der Lumpenschule, noch in dem Zufluchtshause und an den Verkaufsorten billiger Nahrungsmittel.

Dem rauhen Winter folgte ein naßkalter, ungesunder Frühling. Die Nothwendigkeit, sich fortwährend jeder Witterung auszusetzen und viel in den Straßen umherzulaufen, griff ihre Kleider an. Am Tage durchnäßt, bei Nacht, wo sie sich häufig nicht auskleiden konnten, zerknittert und beschmutzt, wurden diese wenigen Kleider fast so schlecht, wie die der jungen Bettler, welche auf Zerlumptheit ein großes Gewicht legen. Namentlich verwandelten sich ihre Schuhe in elende Wracks, die weder gegen Kälte, noch gegen Schmutz und Nässe schützten. Am Meisten litt Sim unter dem Einflusse dieses Elends; er verzagte oft, und der tapfere Harry, welcher Muth und Gottvertrauen nicht verlor, hatte Mühe, den zarten Jungen immer genügend zu trösten.

Die Mittel, welche Harry ergriff, um den nothdürftigsten Unterhalt zu beschaffen, waren mannigfaltig, aber durchaus kümmerlich. Gehen doch in der riesigsten aller Weltstädte selbst die ausgezeichnetsten Kräfte und Charaktere aus Mangel an hinreichendem Erwerb zu Grunde! Nur eine besondere Festigkeit des Herzens, ein guter sittlicher Grund hielt den Knaben über Wasser und bewahrte

ihn vor Verzweiflung. Er ergriff jede Beschäftigung, selbst eine solche, welche ihm früher Schauder eingeflößt hatte — das Straßenkehren. Dieß ging so zu. Die Knaben handelten eine Zeitlang im Solde eines Mädchens mit Wasserkresse, welche von Millionen Engländern täglich beim Frühstück verzehrt wird; jeder der beiden Knaben erhielt dafür täglich zwei Pence. Dann boten sie Kreuzkraut feil, dann, als der Frühling anfing, Schlüsselblumen, die sie selbst suchten; dann Veilchen in kleinen Sträußchen. Jeder dieser Nahrungszweige war höchst strapaziös, denn sie mußten vier bis sechs Stunden weit laufen, um einige Blumen zu finden — und höchst dürftig, denn die Preise waren gering und die Konkurrenz groß. Beim Veilchenverkauf hatte jedoch Sim ein für ihre Verhältnisse großes Glück. Eine mitleidige Dame wurde durch Sim's schönes, melancholisches Antlitz, welches trotz seines armseligen Anzuges Eindruck machte, so gerührt, daß sie ihm seinen ganzen Vorrath an Blumen für fünf Schillinge abkaufte. Von diesem kleinen Kapital nahm Harry fünfzehn Pence zum Ankauf eines Besens und faßte Posto an einem Straßenübergange nahe der St. Martinskirche, in Fleldlane. Der Modus dieser niedrigen Beschäftigung ist in ganz London folgender. Jedes mit einem Besen versehene Individuum sucht sich einen Platz auf, wo viel Menschenverkehr stattfindet, z. B. die Stellen, wo sich Straßen kreuzen, wo nach irgend einer Schaustellung, einem öffentlichen Gebäude ꝛc. sich ein stark benutzter Straßenübergang befindet, oder wo häufig Leute in und aus dem Wagen steigen, z. B. vor großen Restaurationen. Diese Stellen hat der Besenführer stets rein von Schmutz zu halten, was besonders bei Regenwetter eine aufreibende Arbeit ist, und dafür erhält er von besonders gutmüthigen oder aufmerksamen Personen, welche jene Passagen betreten, eine Kleinigkeit an Geld, gewöhnlich einen Penny, oft auch ein Drei- oder Vierpencestück oder eine ähnliche kleine Münze. Besonders belebte Stellen sind verhältnißmäßig einträglich genug, um sehr gesucht zu sein und Mißgunst zu erwecken. Es bilden sich unter diesen Straßenkehrern über die von ihnen okkupirten Stellen förmliche Observanzen und Besitztitel und es ereignet sich häufig, daß ein Straßenkehrer dem andern seinen Besitztitel auf diese versteckte Bettelei verkauft oder vermiethet. Auch Harry mußte, um die Stelle an der Sankt Martinskirche einnehmen zu können, eine kleine Abgabe opfern. Er hatte jetzt, was er beabsichtigte, ein „Geschäft“, welches die Last des Miterwerbes von Sim's schwachen Schultern nahm; aber das eigene Ehrgefühl und der Zartsinn seines Herzens nöthigten ihn bald, die gemeine Arbeit wieder aufzugeben.

An einem Sonntage nämlich, als er eben im Begriffe war, an der Kirchthüre vor einem ankommenden Wagen den Schmutz wegzufegen, erkannte er plötzlich in den beiden Insassen des Wagens Lena und deren Tante. Dießmal übte die kleine liebliche Fee keine Anziehungskraft, sondern die Scham trieb den Knaben rasch hinweg, als werde er von Furien gegeißelt. Der plötzliche Anblick Lena's machte ihn todtenbleich und vor Schreck beben. Was sollte die Fee von ihm denken, wenn sie sah, daß er bis zum Straßenfeger herabgesunken war? Sim folgte dem Entfliehenden nach und versicherte ihn, daß weder Lena noch deren Tante die Brüder bemerkt oder wiedererkannt hätten. Darin fand Harry eine Art von Trost, aber wie auch das Herz ihn trieb, in der Nähe der Kirche zu verweilen, um Lena nochmals zu sehen, die Scham über sein demüthigendes Aussehen versagte ihm gebieterisch die Erfüllung seiner Sehnsucht. Er zog den Bruder mit sich fort und verkaufte noch an demselben Tage seinen Besen, um nie wieder in gleicher Absicht auf die Straße zu treten.

Das Glück war ihnen in anderer Weise hold. In einem ärmlichen Logirhause, wo Beide zum dritten Male für zwei Pence übernachteten, bewohnte eine ältliche, einzeln stehende und kränkliche Frau ein kleines Gemach für sich allein. Sie beobachtete die Knaben mit einer großen mitleidigen Aufmerksamkeit, weil sie ihnen ansah, daß sie nicht taugten für den Verkehr mit physischem und moralischem Pöbel. Endlich sprach sie die Brüder an, fragte sie über ihre Lebensweise und Herkunft, und als sie ihre Vermuthung bestätigt fand, nahm sie dieselben mit auf ihr Zimmer. Diese Frau hieß Gubbins und war eine geschickte Blumenmacherin. Bisher hatte sie ihre Fabrikate selbst zum Verkauf ausgetragen, da sie aber gebrechlich war und kränkelte, so ward ihr das Hausiren Straße auf und ab schwer. Sie schlug den Knaben vor, daß sie ihnen die Fabrikation papierner Blumen, das Ausschneiden von Lampenschleiern und ähnliche Kunstarbeiten von Papier lehren wolle. Sie sollten dann vereint mit ihr arbeiten, bei ihr wohnen, ihren Antheil haben und den Verkauf auf der Straße und auf dem Markte besorgen.

Die Knaben gingen freudig auf diesen Vorschlag ein, fanden auf diese Weise wieder ein besseres Nestchen zum Aufenthalt, arbeiteten eifrig und unterzogen sich dem Straßenverkauf mit aller Sorgfalt. Alle Drei lebten sich rasch in einander hinein. Die einsame Frau, mit einem braven Gemüth in einem hinfälligen Körper, fand in den Knaben einen Ersatz für einen durch den Tod verlorenen Sohn und pflegte sie wahrhaft mütterlich. Sie eröffnete Beiden den Weg zur Benutzung einer Sonntagsschule und lieh ihnen von einem alten befreundeten Antiquar nützliche Bücher.

Nie sprach Mrs. Gubbins ein Wort von einem Gatten, den sie gehabt habe; Harry nahm an, sie habe auch ihn, wie ihren Sohn, durch den Tod verloren. In Wahrheit aber lebte Mr. Gubbins noch, er war ein vagirender Trunkenbold, der sein Weib elend gemacht hatte; seine schreckliche Tyrannei hatte die Aermste genöthigt, ihn zu fliehen. Sie lebte heimlich für sich, um nicht in seine räuberischen Hände zu fallen, und darum war es ihr um so angenehmer, daß Harry und Sim den Blumenverkauf übernahmen. Ihre Dankbarkeit für den wackern Beistand der Knaben äußerte sich auf jede Weise.

Eines Tages gingen die Brüder im Stadttheile Pimliko an einem noch im Bau begriffenen Hause vorüber. Aus den Kellerlöchern drang ein markerschütterndes Stöhnen. Ein Blick in den düstern Raum hinab zeigte ihnen eine am Boden liegende Frauengestalt. Harry hätte sich nicht entfernen können, ohne sich vorher zu überzeugen, ob er Hülfe leisten könne oder nicht. Er schritt die Kellerstufen hinab, und Sim folgte ihm, etwas zaghaft, denn er hatte seit dem Mordversuche in den Adelphigewölben einen kaum besiegbaren Widerwillen gegen derartige Orte. Harry bemerkte in einer Ecke des Kellers ein abgemagertes, augenscheinlich sehr leidendes Frauenzimmer in zerlumpten Kleidern; er konnte ihr Gesicht nicht sehen. — „Was fehlt Ihnen?“ fragte er, sich über die Stöhnende herabbeugend. Sie wendete langsam den Kopf. Harry schrie laut auf — Mercy war's, Mercy Maiblume, welche sich hier verlassen in Schmerz und Elend krümmte. — „Kennst Du mich nicht mehr, Mercy? Arme, unglückliche Mercy!“ — „Ach, Du bist's, guter Harry, und da ist Dein Bruder Sim auch!“ erwiederte das Mädchen mit mattem Lächeln. — „Mein Gott, wie kommst Du in solch' Elend, Mercy? Ist es so weit mit Dir, daß Du in Kellern Obdach suchen mußt? Du bist so schwach, daß Du Dich nicht allein aufrichten kannst. Gedulde Dich nur wenige Minuten, ich hole Dir etwas zur Stärkung. Wir haben Geld, Mercy, und es geht uns jetzt gut. Sim, setz' Dich hierher neben Mercy und leg' ihr die Hand unter den Kopf — so! Ich gehe nur in den nächsten Laden und bin gleich wieder bei euch.“ Harry eilte davon und kaufte ein wenig Branntwein und Weißbrod. Zurückgekehrt brach er von dem Brod und gab Mercy Bissen für Bissen, mit Branntwein getränkt, in den Mund, wusch ihr auch mit einigen Tropfen des flüssigen Feuers Stirn und Schläfe. Nach kurzer Zeit hatte Mercy, die offenbar durch Hunger ermattet war, sich so weit erholt, daß sie Mittheilungen über ihre Schicksale in den letzten vier Monaten machen konnte, denn so lange war's her, daß sie sich von Harry und Sim getrennt hatte.

Sie erzählte, daß sie am Christtage, als der Hausbursche ihrer früheren Herrin sie in der Martinskirche erwartet und sie mit ihm gegangen sei, um ihre Sachen zu holen, einen Brief aus der Heimat vorgefunden habe, worin ihr gemeldet worden, daß ihre alte Mutter auf den Tod liege. Ohne Geld, wie sie gewesen, und in Kenntniß über die große Armuth ihrer Eltern, habe sie sogleich den größten Theil ihrer Sachen, in der Noth zu einem viel zu geringen Preise, verkaufen müssen und sei in die Heimat gereist. Dort habe sie die Mutter auf dem Sterbebette und ihren fast siebenzigjährigen Vater von Gram niedergeworfen angetroffen. Der alte Mann, der vierzig Jahre mit seinem Weibe einträchtig gelebt, habe den Schlag, der über ihn gekommen, nicht ertragen können, sondern sei am Begräbnißtage der Mutter vor Schmerz gestorben. Die Noth

sei groß gewesen. Kaum habe das Vorhandene zum doppelten Begräbniß nothdürftig hingereicht. Mit kummerschwerem Herzen sei Mercy dann wieder nach London gekommen und habe Joe, auf den sie von Neuem ihre Hoffnung setzte, lange nicht wiederfinden können. Dieß sei ihr indeß vor wenig Tagen gelungen, und nicht weit von der Stelle, wo sie sich eben befänden, arbeite Joe. Daß sie sich in London befinde, wisse er, aber er habe sich geweigert, sie zu sehen und zu sprechen, als sie Jemand zu ihm gesendet habe. „Ich will aber ganz in seiner Nähe sterben," schloß Mercy ihren Bericht, „damit er doch mein Elend erkennt. Was sollte ich auch noch in der Welt, ohne Hoffnung, bald vielleicht mit einem vaterlosen Kinde? Morgen ist der erste Mai, das sollte unser Hochzeittag sein — ich wollt', es wäre mein Sterbetag!" — „Sprich nicht so verzweifelt, Mercy!" sagte Harry. „Es lebt kein Mensch, der nicht mehr hoffen dürfte. Und warum sollte es Dir nicht noch besser gehen können? Lass' uns versuchen, ob wir mit Gottes Hülfe nicht Dein Elend abwenden! Also wo arbeitet Joe?" — „In dem neuen Eckhause links vom Grosvenorkanal, dicht an Nummer zweiunddreißig." — „Gut, ich will zu ihm hingehen, damit Du aus der Ungewißheit kommst. Es ist jetzt noch nicht ein Uhr, ich denke Joe während der Mittagspause zu treffen, und wenn er hartherzig geworden ist, so wirst Du doch mit uns zu Mrs. Gubbins gehen und das Blumenmachen erlernen können. Dabei kannst Du schon so viel verdienen, daß Du keine Noth leidest. Bis ich wiederkomme, müßt ihr Beide hier bleiben." Sim hatte zwar gute Lust, mitzugehen, aber ein einziger, ernster Blick seines Bruders bannte ihn neben das abgezehrte Mädchen. Harry eilte davon. Ohne viele Mühe fand der Knabe die bezeichnete Arbeitsstelle; er sah den kräftigen etwas blaß aussehenden Joe von Weitem und rief ihn bei seinem Taufnamen. Joe stutzte und näherte sich langsam mit forschenden Augen dem Rufer, als er aber den jungen Hazeldean wieder erkannte, war er in zwei Sätzen bei ihm. „Harry, alter Junge!" rief er fröhlich aus. „Welch' ein guter Zufall, daß ich Dich hier wiedersehe!" — „Die Zufälle macht der liebe Gott, Joe." — „Ja, ja; ich weiß, Du und Dein Vater und Deine gute verstorbene Mutter, ihr seid immer fromme, gottesfürchtige Menschen gewesen." — „Ich denke, Du doch auch, Joe?" — „Du weißt schon selber, wie ich bin, alter Junge. Unsereiner ändert sich nicht alle Tage wie das Wetter im April. Harte Arbeit, hartes Leben aber gut Wetter drinnen im Herzen; nicht, alter Junge?" — „Ich hoff' es, Joe. Wenn ich Dich aber beim Worte nähme?" — „Wie meinst Du das, Hal?" — „Guck' mich an, Joe — Du warst sonst immer unser guter Freund und Kamerad! Hast Du Deine Mercy Maiblume vergessen?" Joe fuhr zusammen und ward bald roth, bald noch bläßer als vorher. — „Vergessen nicht, Harry; ich habe sie bei Gott recht, recht lieb gehabt; aber . . ." — „Da gilt kein Aber! sagte mein Vater, wenn Einer eine Ausrede versuchte. Glaubst Du, Joe, daß Mercy, unsere gute, unglückliche Mercy, Dich nicht auch lieb hat?" Joe schüttelte leise den Kopf. — „Doch, doch, sie hat Dich lieb, Joe; ich weiß es! Ich kenne Mercy seit lange, ich habe sie erst heute wieder gesehen, wie sie um Dich klagt und weint." — „Die Leute sagen anders!" versetzte Joe verlegen. — „Höre nicht auf die Leute, Joe; höre auf Dein eigenes Herz — was das sagt, ist richtiger als der böse Leumund! Und wenn auch Mercy gefehlt hätte, so thut's ihr gewiß weh und sie hat keinen andern Wunsch, als Alles wieder gut zu machen und Dir Alles an den Augen abzusehen." — „Sagt sie das?" fragte Joe kleinlaut. — „Nicht allein das, sondern noch mehr, Joe. Wenn sie im Elend untergeht, so wirst Du sie auf dem Gewissen haben. Sie sieht aus wie eine abgerissene Heckenrose, die nur noch lose am Stengel hängt. Glaub's mir, Joe, sie stirbt in acht Tagen, wenn Du sie nicht rettest. Sie ist zum Gerippe abgezehrt. Warum willst Du sie nicht retten, wenn Du sie doch so lieb hast? Ist es denn nicht eine gute That und ein Trost für Dein ganzes Leben, wenn Du ihr die Hand gibst und sagst: Komm', Mercy, lass' uns friedlich und Gott gefällig mit einander leben?" Joe brach plötzlich in lautes Schluchzen aus. Die seltsam eindringliche Sprache Harry's, der selber die Thränen nicht mehr zurückhalten konnte, war von erschütternder Wirkung. „Ich lasse Alles liegen!" brach Joe aus. „Komm', führe mich zu Mercy; es soll Alles wieder werden wie vorher, so Gott will!" Harry schritt mit vor Freude blitzenden Augen rasch voran. Im Keller, wo Mercy jetzt halb saß, halb lag, entwickelte sich eine rührende Szene. Mercy weinte laut und heftig beim Anblicke Joe's, der neben ihr hinkniete und ihre Hände faßte und sie auf die Stirn küßte und mit sanften Liebkosungen bat, sie solle ruhig sein und vergessen, was rückwärts liege. Er wolle sein Wort halten und sie heirathen. Harry gab seinem Bruder einen Wink und entfernte sich leise mit ihm aus dem Keller, um die beiden Versöhnten ungestört zu lassen. „Joe ist doch noch das alte gute Herz!" dachte er, als er, die Treppe hinansteigend, einen Blick freudiger Genugthuung zurückwarf. Oben harrten Beide. Bald darauf erschien Joe, der Mercy stützte und sie behutsam an's volle Licht des Tages führte. „Ich möchte nicht gern ohne Erlaubniß von der Arbeit wegbleiben," sagte Joe; „jetzt um so weniger, als ich für meine Mercy Brod nöthig habe. Habt ihr kein Unterkommen, Harry, wohin Mercy bis heut' Abend mitgehen kann?" — „O gewiß," erwiederte Harry; „Mrs. Gubbins ist eine seelengute Frau, die an uns wie eine Mutter handelt. Mercy kann mit uns gehen." — „Wo ist das?" — „Saffran Hill, vier." — „Gut, hier ist mein ersparter Verdienst von sechs Wochen — dreißig Schillinge. Nimm das Geld für Mercy an Dich, Harry. Heut' Abend halb neun Uhr komme ich zu Mrs. Gubbins, und das Weitere wird sich finden. Aber wir brauchen eine Droschke; Mercy ist viel zu schwach, um gehen zu können." Harry besorgte den Wagen, in welchen Mercy gehoben ward. Harry und Sim stiegen mit ein, und Joe verabschiedete sich für den Nachmittag.

Mrs. Gubbins empfing wirklich die arme Mercy mit offenen Armen und pflegte sie, so daß das Mädchen, von der Freude an Joe's Wiederbesitz elektrisirt, sich rasch erholte. Abends kam Joe. Der Tag der Vermählung ward, da das Aufgebot bereits früher erfolgt war, auf den nächstfolgenden Festtag bestimmt. Mrs. Gubbins besorgte für Mercy von den dreißig Schillingen einen bescheidenen Brautstaat und bereitete ein Hochzeitsmahl in ihrer schlichten, netten Wohnung. Still ging die Trauung vor sich, still vergnügt wurde unter den fünf Menschen die Hochzeit gefeiert. Joe hatte nahe an dem Bauplatz, wo er arbeitete, ein kleines Logis gemiethet; dahin fuhr er am Abend mit ihr in einer Droschke. Mercy hatte vorher Harry's und Sim's Hände gedrückt, ihnen mit Thränen gedankt und gesagt, wenn sie zu irgend einer Zeit ihrer Hülfe oder ihres Obdachs bedürften, so würden sie ihr und gewiß auch ihrem guten, lieben Joe stets willkommen sein.

30. Am Tage der Hinrichtung.

Die Knaben hatten noch keine Ahnung davon, daß sie schon kurz darauf von Mercy's Anerbieten würden Gebrauch machen müssen. Als sie zwei Tage später Abends in Mrs. Gubbins Wohnung zurückkehrten, fanden sie dieselbe verschlossen, und im Hause erfuhren sie, daß sich ein schreckliches Ereigniß zugetragen habe. Der rohe Gatte der armen Blumenmacherin hatte deren Wohnung auskundschaftet, war erschienen und hatte Geld gefordert. Als er davon nicht zur Genüge bekommen, hatte er das arme Weib so schrecklich gemißhandelt, daß sie wie todt liegen geblieben war. Die Polizei war requirirt worden, Mr. Gubbins hatte jedoch Gelegenheit gefunden, die Flucht zu ergreifen, und die zerschlagene Frau war in's Hospital getragen worden. Die Knaben statteten ihr zwar dort einen Besuch ab, hatten aber von ihr nichts mehr zu hoffen und sahen sich nun in der Lage, bei Mercy und Joe einzusprechen. Sie wurden gern aufgenommen, trieben ihr Gewerbe der Blumen- und Lampenschleierfabrikation auf eigene Hand weiter und durften in Mercy's Küchenkämmerchen schlafen.

Aber auch über dem jungen Hausstande Joe's schwebte bereits der böse Geist der Zerstörung, des Unfriedens. Nachdem in Joe's Brust der erste Rausch der edelsten Selbstüberwindung vorüber, kehrte das alte Mißtrauen wieder. Eine dämonische Stimme sagte in ihm, daß er niemals seiner Gattin volles Vertrauen widmen dürfe, daß sie während der Monate, in welchen er ihr Leben nicht hatte kontroliren können, vielleicht alles mögliche Schlechte getrieben habe und nur die rechte Gelegenheit gebrauche, um rückfällig zu werden. Am meisten aber hetzten Joe's Kollegen. Sie lachten über seine eselhafte Gutmüthigkeit, sie verspotteten ihn und nannten ihn einen betrogenen Mann. Joe widerstand eine Zeitlang, aber

nicht für immer; er ward schweigsam, verstimmt, auffahrend und gewöhnte sich an den Besuch des Wirthshauses. Wo der Dämon des Unfriedens einmal eingekehrt ist, wühlt er rastlos weiter gleich dem Bohrwurm im Holze, ohne daß ihm mit gewöhnlichen Mitteln beizukommen ist. Joe ward jetzt sehr mißlaunig, wenn Harry ihn bescheiden bat, gut mit seiner Frau zu sein, die oft mit rothgeweinten Augen umherging oder wie geistabwesend vor sich hinstarrte.

Der verständige Knabe fühlte wohl, daß in diesem traurigen Kreise seines Bleibens nicht mehr sei. Um aber wenigstens seinem schwächeren Bruder noch einige Zeit die Gunst eines sicheren Obdachs zu erhalten, benutzte er die wirksame Empfehlung des Masters in der Lumpenschule von Fieldlane, der ihn so gern auszeichnete, und verdingte sich als Laufbursche bei einem Spezereihändler in Tottenham-Court-Road, Mr. Spicer. Der Mann war barsch und streng. Harry nahm sich indeß vor, seine Pflicht genau zu erfüllen und dadurch jeder Ursache zur Unzufriedenheit vorzubeugen. Zudem fand er eine moralische Unterstützung in der Gattin Mr. Spicer's, die der gerade Gegensatz ihres Mannes war: mildherzig, theilnehmend und immer auf sanfte Ausgleichung bedacht.

Nun aber, da Sim durch Harry's Abwesenheit häufig sich allein überlassen war, zeigte sich erst, wie bedeutsam Harry's Aufsicht über den Jüngeren gewesen war und wie sehr dieser der Leitung bedurfte. Der Charakterunterschied zwischen Harry und Sim war mindestens eben so groß, wie er zwischen dem Vater Beider und dessen Bruder obgewaltet hatte. Harry war charakterfest, sittenstreng, genügsam, Sim dagegen weich wie Wachs, mit einer großen Neigung zu angenehmem Nichtsthun und zur Genußsucht. Er schloß sich jetzt viel leichter andern Knaben an, die mit ihrer Liederlichkeit und mit ihrer Sittenlosigkeit einen gewissen Grad von Mutterwitz verbanden, der freilich gewöhnlich in losen Streichen sich äußerte. Sim hatte wenig Lust zum Lernen. Während Harry wünschte, er möchte in der Abendschule zu Fieldlane sein, wie er mit ihm die Sonntagsschule besuchen mußte, streifte Sim mit losen Buben umher, die alle Schliche und Pfiffe der heimatlosen „Cityraben" sich angeeignet hatten und Weg und Steg genau kannten. Mehrmals überzeugte sich Harry mit Schmerz von der Richtigkeit seiner Beobachtung und versuchte jedes ihm in seiner knechtischen Stellung zu Gebote stehende Mittel, den Knaben vom verführerischen Verkehr mit eigentlichen Straßenjungen abzuhalten. Er suchte ihn auf, sobald sein Weg ihn in die Nähe von Fieldlane oder Joe's Wohnung führte; er nahm ihn mit sich, wenn sein Waarenkorb schwer war, und ließ sich beim Tragen helfen, er ließ ihn auch in seiner Nähe, wenn er längere Zeit in der Niederlage zu thun hatte. Mr. Spicer wollte Sim nicht dulden, denn er war ein argwöhnischer Mann und fürchtete, es werde ihm Etwas von seinem Eigenthum weggebracht; doch gelang es der Mrs. Spicer mehrere Male, Sim in Schutz zu nehmen.

Es kam der Tag, an welchem der schwarze Dick, als Mörder von Mary Mudd in Pimliko, öffentlich durch den Strang hingerichtet werden sollte. Die Untersuchung hatte länger als üblich gedauert, weil Dick sich durch Leugnen zu retten suchte und es der Polizei nicht gelungen war, die beiden Knaben und den Latern-Jack als Zeugen wieder aufzufinden. Endlich aber war Dick doch überführt worden und sein Verbrechensgenosse, Joking Jem, welcher vorgab, an die Ausführung des Raubes gegangen zu sein, während Dick das mit Licht erscheinende Mädchen niedergeschlagen hatte, war dabei, als Belastungszeuge für die Krone, entscheidend gewesen.

Ströme von Menschen, namentlich vom niedern Pöbel, wogten am Morgen des Hinrichtungstages nach Newgate; denn eine Henkerszene übt leider noch auf Millionen von Menschen ihre Anziehungskraft. Die Gassenbuben Londons waren in Schwärmen unter den Schaulustigen vertreten. Harry hatte einen sehr schweren Korb voll Waaren aller Art zu einem Kleinhändler nach Holborn zu tragen. Schon vor seinem Abgange von Tottenham-Court-Road kam ihm der beängstigende Gedanke, Sim werde der Lockung nicht widerstehen, mit andern Straßenjungen nach Newgate laufen und möglicherweise geistig wie körperlich zu Schaden kommen. Dieser Gedanke verließ ihn nicht auf seinem Wege. Wirklich entdeckte sein scharfes Auge, weit vor sich mitten in einem Rudel zerlumpter Burschen, Sim! Harry strengte sich an, rascher zu laufen, aber seine Last war zu schwer. Da fuhr eine Karrosse vorbei, mit einem Kamme eiserner Spitzen auf dem Bedientenstritt an der Rückseite. Rasch entschlossen ging Harry mitten auf die Straße, hob mit all' seiner Kraft den Korb auf den Tritt, brachte ihn indeß nur bis auf die Eisenspitzen, und trabte nun, den Korb mit beiden Händen festhaltend, hinter dem Wagen her, in der Richtung nach St. Paul zu.

Plötzlich aber bog die Karrosse in eine Nebenstraße ab und Harry war genöthigt, seine Last wieder vom Tritte herabzunehmen, wenn er nicht in eine ganz falsche Richtung gerathen wollte. Beim Einbiegen in eine andere Straße fuhr zwar die Karrosse etwas langsamer, aber immer noch zu rasch, als daß der Knabe, ohnehin abgehetzt durch den raschen Lauf und durch die Aufregung über Sim's Betragen, seinen Korb bequem hätte herabnehmen können. Mit Entsetzen bemerkte er, daß die Last des Korbes die eisernen Spitzen durch dessen Boden getrieben hatte. Der Korb wich nicht von der Stelle, er war wie festgenagelt — und der Wagen rollte schnell vorwärts! Harry griff sich übermenschlich an, der Angstschweiß trat auf seine Stirn. Mit einem festen Ruck wollte er den Korb über die Spitzen emporheben, dabei aber ward ersterer herabgeschleudert und sein ganzer Inhalt: Seife, Lichter, Thee, Zucker, Gläser mit Pickles, Töpfe mit Marmelade, Senfbüchsen u. s. w. auf die Straße gestreut. Laut schallendes Gelächter der in der Nähe befindlichen Leute folgte dieser Entladung. Harry stand einige Minuten verwirrt und rathlos. Seine Augen füllten sich mit Thränen beim Anblick der Verwüstung. Endlich bückte er sich nieder und suchte zu retten, was zu retten war. Ein Kreis von Neugierigen sammelte sich um ihn. Die Meisten lachten und spotteten seines Vorwitzes, dem er sein Unglück zu verdanken habe. Erst als sich ein älterer Herr mitleidig nahte und den Umstehenden vorwurfsvoll zurief, sie möchten lieber dem armen Jungen Hülfe leisten, als ihn verhöhnen, da griffen Einige mit zu und lasen die verstreuten Waaren mit in den Korb. Einige Päckchen wurden bei dieser Gelegenheit unter den Füßen der Gaffer weggestohlen. Harry fand seinen Verlust unberechenbar. Die Papierpackete waren aufgerissen, Thee und gestoßener Zucker in den Staub gestreut, die Büchsen und Gläser zerbrochen, die eingemachten Früchte rc. ganz unbrauchbar. Ein Schwarm von Kindern machte sich darüber, die einzelnen eßbaren Dinge von der Straße aufzulesen und — aufzulecken.

Der Menschenauflauf hatte zwei Polizisten herbeigezogen, welche mit den üblichen Worten: «Move on!» die Menge zum Fortgehen veranlaßten, während sie selbst bei dem Knaben stehen blieben und sich über den Unfall unterrichteten. Harry erzählte mit Thränen die Ursache: er habe seinen Bruder Sim, der sich vermuthlich die Hinrichtung mit ansehen wolle, von den Straßenbuben entfernen und daher sich mehr beeilen wollen ... Plötzlich that der eine Polizist, Harry genau betrachtend, einen Ausruf der Ueberraschung. „He, alter Junge, bist Du nicht einer von den Beiden, die in der Nacht des Raubmords in Pimliko, wegen dessen heute der schwarze Dick gehenkt wird, die Polizei zu Hülfe riefen?" — „Ja, Sir," erwiederte Harry erschrocken. — „Ei, Dich hab' ich lange gesucht, Söhnchen. Höre, Du mußt mit mir kommen; es wäre Schade, Dich wieder zu verlieren! Weißt Du, was Dich erwartet, wenn Du zu Mr. Spicer kommst? Prügel, ganz tüchtige Prügel. Wir können Dir eigentlich davon helfen; Mr. Spicer kann seinen Zorn erst verrauchen lassen. Du bist jetzt in den Händen der Polizei, sagen wir ihm. Das Andere wird sich finden." Der Polizist flüsterte seinem Kollegen einige Worte zu, aus welchen Harry den Satz: „Es gibt eine Belohnung!" heraushörte. In Folge dessen übernahm Jener die Obhut über den Korb. „Kümmere Dich darum nicht, mein Junge," sagte der Sprecher wieder. „Der Korb wird richtig an Mr. Spicer gelangen und eine Erzählung Deines Unglücks dazu. Fürchte Dich nicht, es wird Dir nicht an den Kragen gehen. Jetzt komme mit mir. Du wirst heute noch Etwas erleben, wovon Du Dir nichts hast träumen lassen. Komm' an, mein Junge!"

Harry folgte bleich und bestürzt dem Konstabel.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1866

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 36.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die goldene Stadt
und ihr Dom.

Von

Hans Wachen.

„Ja, nun weiß ich, warum golden
Nennt man diese Stadt des Rheins,
Deine Blicke, deine holden,
Die verriethen es mit eins!“

So besingt Rob. Prutz irgend eine hübsche mainzer „Lina“. Die Verse fielen mir wieder ein, als die Schiffsglocke läutete und ich in der alten Stadt an's Ufer trat. Ueberall am Strande standen die schönen mainzer „Mädерchen“, und man konnte sie wohl „golden“ nennen; daher stammt die Benennung freilich nicht, sie ward vor alten Zeiten im Gegensatz zum „silbernen“ Straßburg und zum „eisernen“ Köln gewählt. Letzteres ist nun das „heilige“ oder „hundertthürmige“ geworden; von Straßburg dürfen wir höchstens noch mit Schamröthe im Gesicht sprechen, und wir nennen es wohl besser „la ville d'argent“. Von Rechtswegen müßte man jedoch Mainz das „rothe“ nennen, da der rothe Sandstein aus den Brüchen des Frankenlandes uns bei den meisten öffentlichen Gebäuden entgegentritt.

Mainz weist manches goldene und manches rothe Blatt in seiner Geschichte auf. Von den Zeiten an, als hier, dem Einflusse des Mainstromes gegenüber, die Römer ihr Kastell erbauten, sind viele Stürme über die Stadt dahingezogen. Hier stand Guttenberg's Wiege, und Mainz hat Grund darüber zu jubeln, daß von ihm aus das Licht über die Welt verbreitet wurde. Dort erhebt sich sein ehernes Standbild, und wenn auch die Harlemer ihrem Koster ein Monument setzten und die Tschechen Guttenberg zu einem „Kuttenberg“ machten, der Ruhm, die erste Bibel mit beweglichen Lettern gedruckt zu haben, bleibt Mainz und den Deutschen. Und wiederum wohnte ein Mann in Mainz, der lange Zeit dort dichtete, von hier aus seine Schriften gleich Brandfackeln unter die deutsche Nation schleuderte und den segensreichsten Gebrauch von Guttenberg's Kunst machte. Ehe er nach der „Herberge der Gerechtigkeit“, nach Franz von Sickingen's Ebernburg an der Nahe, flüchten mußte, weilte Ulrich von Hutten hier, der nirgends Ruhe hatte, dem es hier allein wohlgefiel. „Wenn ich's nur sehe, dieß Mainz,“ sagte er, „so wird mir schon frischer und wohler im Herzen!“ Im goldenen Rheingau, dessen linde Luft ihn üppig anfächelte, befand sich der „Auferwecker deutscher Nation“ in dem Elemente, das ihn zu seinen herr-



Der Dom zu Mainz. Von C. Girardet.

lichen Geistesthaten anspornte. Hier, wo man unterm Krummstabe gut wohnte, schmiedete er seine Episteln und zog zu Felde gegen Nacht und Aberglauben, Dunkelmänner und Finsterlinge.

Auch dunkle Blätter kennt die Geschichte von Mainz. Als nach der französischen Revolution der Kanonendonner von Custine's Heer vor den alten Festungswällen erscholl, da lief der geistliche Kurfürst mit seinem üppigen Hofe davon; die ehrlose Welt, die an die Stelle des Gottesdienstes eine Huldigung der Sinne gesetzt hatte, zerstob in alle Winde, und der neue Geist von der Seine hielt seinen triumphirenden Einzug in der deutschen Stadt. Auf dem Marktplatze stand der Freiheitsbaum, und wohl jetzt noch lebt der eine oder andere Mainzer, der um ihn die Carmagnole tanzte und die Marseillaise sang. Man kopirte Paris, bildete Klubs und trug rothe Jakobinermützen; man parlirte französisch im mainzer Dialekt und schämte sich, zum deutschen Reiche gehört zu haben, das damals in seine Bestandtheile jämmerlich zerfiel. Aus jener Zeit war noch in den vierziger Jahren viel französische Gesinnung in Mainz übrig geblieben, die gottlob nun geschwunden ist, und die Pickelhauben der Preußen, sowie die weißen Röcke der Oesterreicher beweisen uns, daß hier wieder Deutschland herrscht. Im mainzer Bürger pulsirt aber immer noch lebhafteres Blut, als in den anderen Deutschen, der Wein ist dort zu gut und der Sinn zu üppig.

Die Pracht und der Luxus, die am mainzer Hof herrschten, wo sich Gelehrte und Künstler zusammenfanden und eine eigene Universität gegründet wurde, wirkten verweichlichend auf die Bürgerschaft. Schon aus diesem Grunde wurde Mainz, das sich durch seine herrliche Lage am Zusammenflusse zweier Ströme zum Knotenpunkt des ganzen Rheinlandes hätte aufschwingen können, von dem rührigen Frankfurt überholt; auch die beengenden Festungswerke lassen die Stadt nicht so recht aufkommen.

Aber gerade wie in Köln der herrliche, nun der Vollendung zueilende Dom als ein Zeichen des frommen Mittelalters und des geistlichen Regiments dasteht, so mahnen uns auch in Mainz Paläste und Kirchenbauten an jene entschwundenen Tage, vor Allem der Dom. Wie dort am Niederrhein der sogenannte gothische Styl mit seinen himmelanstrebenden Pfeilern, Spitzbogen und Thürmen, seinen verschlungenen Maßwerken, den Krappen, spitzenartigen Ornamenten und zierlichen Fialen die vorherrschende Bauart ist, so tritt uns am Mittel- und Oberrhein mehr der ruhigere, abgerundetere und ältere romanische Styl entgegen. Auch der schöne mainzer Dom ist ganz in der romanischen Bauart gehalten, nur lassen sich an ihm interessanter Weise auch bereits die Uebergänge zum Spitzbogen nachweisen wie an manchen andern Bauten auch. Der Zeitgeist wirkte mächtig bei dem Bau, denn wenn auch der alte Meister den Plan streng im Rundbogenstyl entworfen haben mag, so ließen sich doch die später am Werke bauenden Generationen vom Geiste ihrer Zeit regieren, in der bereits (im dreizehnten Jahrhundert) der Spitzbogen zu blühen begann. So haben sich auch im mainzer Dome beide Elemente vermählt. Schon die Gewölbe des Mittelschiffs versuchen mit ihren Gurten den reinen Halbkreis zu sprengen und sich zuzuspitzen; das Kreuzgewölbe mit der Kuppel des bischöflichen Thurmes wagt sich noch mehr in die Höhe, und der westliche Chor und die Seitenkapellen endlich sind ganz gothisch. So dient der Styl uns als trefflicher Zeitbestimmer an diesem schönen Bauwerke: je spitzer die einzelnen Theile sich zeigen, desto jünger sind sie, im Gegensatz zu den älteren Rundbögen.

Hat so der Baustyl dem Zeitgeist und dem Geschmacke der Generationen Rechnung tragen müssen, so haben auch von Außen die verschiedenartigsten Einflüsse verändernd auf den Dom gewirkt. Sechsmal hat ihn Feuersbrunst verheert, und nicht achtend auf das Haus Gottes, schlug zündend der Blitz ein. Dann kam der dreißigjährige Krieg mit seinen Würgengeln im Gefolge und seinem Tempelschänden. Die Schweden wollten den Dom in die Luft sprengen, um an seiner Stelle eine Schanze zu erbauen; schon begann man mit dem Wegbrechen der Eckteine, und das vandalische Werk wäre sicher ausgeführt worden, wenn nicht der König Gustav Adolph selbst herbeigeritten wäre und dem Beginnen Einhalt gethan hätte. Wie weiland Kaiser Karl V. erblaßte, als er die Zerstörung sah, die man in der tausendsäuligen Moschee zu Cordoba angerichtet hatte, um eine christliche Kirche hineinzubauen, und wehklagend ausrief: „Hätte ich dieß Wunder der Architektur gekannt, nie wäre es so verstümmelt worden!“ — so ward auch der protestantische Schwede von der würdigen Bauweise des alten rothen Doms überwältigt und befahl dessen Erhaltung. Aber gleichsam als wollte er seine Gewalt zeigen, ritt er in das Gotteshaus, ließ sein Pferd aus dem Weihbecken saufen und schlug mit eigener Hand einige Stücke aus den Pfeilern. So erzählt die Sage, und der Küster zeigt noch heute die „Schwedenhiebe“. Der Dom ist erhalten geblieben und mit ihm manch' ehrwürdiges Denkmal, denn

Dort unterm Stein begraben
Liegt Heinrich Frauenlob,
Der um die holden Frauen
Des Sanges Goldnetz wob.

Dort hat er gelebt und gewirkt, jener vielberufene Sänger, dem sein geistlicher Stand verbot, die Frauen zu lieben, und der sie voll Entsagung als unerreichbare Sterne am Firmament des Lebens feierte, so daß sie ihn aus Dankbarkeit mit ihren zarten Händen selbst zur Gruft trugen, seine Bahre mit Rosen bekränzten und goldenen Wein auf sein Grab schütteten, der sich mit ihren Thränen vermischte.

Fast noch mehr als die Wuth der Elemente und die Schweden haben die Preußen am mainzer Dom gesündigt. Es war im Jahre 1792, als der alte Herzog von Braunschweig mit seinem Heere gegen die französische Republik zog, von der Mainz damals ein Theil war. Mit Sturm nahm im Juli des genannten Jahres General von Kalkreuth die Stadt, und die Rohheit der Soldaten glaubte sich an der „französischen“ Stadt Luft machen zu müssen. Auch der Dom litt viel, und jene Zeit ist heute noch nicht vergessen. Bei dem großen Brande von 1797, zu dem sich noch eine Hungersnoth gesellte, sank das alte Gotteshaus zur Ruine herab, und traurig starrten die geschwärzten Mauern auf die verwüstete Stadt nieder. In Paris hatte man längst Gott in Abgang und die Göttin der Vernunft dekretirt, wozu brauchte man also in Mainz, das im schmachvollen lüneviller Frieden ganz dem Reichsfeind überlassen worden war, einen Tempel des Herrn! Der Dom war gut zum Futtermagazin und diente dann als Schlachthaus für die Truppen der französischen Republik. So war er in den Augen jener Menschen wenigstens zu Etwas nütze und brauchte nicht geschleift zu werden. Zerstört waren seine vierzehn Altäre, leer und wüst die zwanzig Seitenkapellen. Dann ward die Völkerschlacht geschlagen, und das flüchtende Heer des gewaltigen Mannes von Korsika wälzte sich auf Mainz zu. In den Mauern des Doms verbarrikadirten sich zum letzten Male die Franzosen. Dann zogen sie ab, hoffentlich auf Nimmerwiedersehen.

Aber das weltliche Regiment des geistlichen Kurfürsten war durch die französische Zeit gebrochen. Mainz ward vom wiener Kongreß dem Großherzogthum Hessen zugesprochen. Seine Mauern und Wälle sind ein festes Bollwerk gegen den westlichen Nachbar, ein Schutz des deutschen Rheins geworden, der unter den rothen Thürmen des alten Doms vorbei seine Fluten dem rebenreichen Rheingau zuwälzt.

Der Spielball der Großmächte.

Die Donaufürstenthümer.

Von

E. Meinert.

(Bild S. 424.)

Die beiden Nationen, welche jüngst ihren Fürsten verjagt und gegenwärtig wieder der Spielball der Kabinete geworden, von denen jedes darnach strebt, ihn aufzufangen, die Moldau und Wallachei, stehen in loser Verbindung mit der Türkei und waren seit Dezember 1861 unter dem Namen Rumänien vereinigt. Die Eifersucht der beiden Nationen, vor Allem die der beiden Hauptstädte Bukarest und Jassy, suchen indeß den gegenwärtigen Moment zu benützen, die getrennte Herrschaft unter einheimischen Fürsten in's Werk zu setzen. Wie sich die Sache nun auch entscheiden mag, diese Nationen werden noch lange nicht zur Ruhe kommen; es fehlt die Ausgleichung zwischen dem Luxus der Hauptstädte und dem Elend des Landes, das trotz seiner herrlichen Natur aller Kultur

entbehrt; beinahe vollständig mangelt es an Ackerbau und selbst ordentlicher Viehzucht; fast ohne Aufsicht treiben sich große Heerden von Hornvieh und Schweinen auf den Feldern umher, selbst die Pferde sind halbwild und werden mit Schlingen gefangen. Und nähert man sich nun einer Menschenwohnung, so bietet sich dem Auge ein Anblick, der auf das Widerlichste gegen die Schönheit der Natur absticht; man sieht Dörfer ohne Kirchen, ohne Gärten und Bäume, man könnte beinahe sagen ohne Häuser, denn eine wallachische Hütte ist nicht viel mehr als ein mit Zweigen bedecktes Loch im Boden, das Mensch und Schwein zum gemeinschaftlichen Aufenthalt dient; die äußerst niedere Thüre dient zum Ausgang für den Rauch, der von einem großen Feuer ausströmt, und die Idee des Heimischen ist so weit entfernt von diesen Schmutzhöhlen des Elends, daß man durchaus keine Notiz von dem Fremden nimmt, der ohne zu grüßen in die Hütte tritt und sich auf eine Bank wirft, die er sich als Nachtlager ausersehen. Die Armuth ist hier der erste und stärkste Zeuge einer unbeschreiblichen Indolenz. Anstrengung ist dem Wallachen weit mehr zuwider als Noth und Elend, er arbeitet nicht mehr als durchaus nothwendig, um nicht ganz zu verhungern, jedenfalls verwendet er, was er hat, auf Branntwein; denn auch die Trunksucht ist ein Kennzeichen dieses Volksstammes. Es sind die traurigen Spuren von Jahrhunderte langer Mißregierung; die Aussaugungen der Türken und die Unterdrückung der Bojaren hat den Wallachen gleichgültig gegen die Besserung seiner Zustände gemacht; er wußte ja, daß, was er erwarb, die Beute Mächtigerer werde; sein Sinn ist deßhalb auch ein durchaus sklavischer geworden; er ist so gewöhnt, blind zu gehorchen, daß er sich willig unter Jeden beugt, der sich die Mühe nimmt, ihm zu befehlen, und zugleich hat die Art, wie er stets behandelt wurde, verschuldet, daß er sich kein Gewissen macht, wo es sich thun läßt, den Reisenden auszuplündern. Obgleich die Wallachen viele Anlage hätten, Bildung anzunehmen, sind sie doch unwissend und abergläubisch; namentlich spielen unter der Erde verborgene Schätze eine um so wichtigere Rolle, als wirklicher Reichthum ihnen unbekannt ist. Im Uebrigen ist Rohheit und Unwissenheit allen Ständen gemein. Der Bojare, der in seiner orientalischen Tracht strahlt, während seine Frau die neuesten pariser Moden trägt, hat, was Bildung anbetrifft, nur wenig voraus vor dem geringsten Bauern, und der Priester steht selten auf einer höhern Stufe. In Bukarest, der Hauptstadt der Wallachei, sind die meisten Häuser elende, niedere Hütten, zwischen denen die Paläste der Bojaren emporragen, umgeben von hohen Mauern, vor welchen Gruppen von dunkelbraunen Zigeunern Tag und Nacht lagern.

Der Humbug und seine Apostel.

Von

C. Sommer.

I.

Nach Barnum, den man als Begründer und wissenschaftlichen Professor des Humbugs ansehen darf, besteht der „Humbug" darin, durch auffallende Erscheinung, glänzende Außenseite, durch neue Mittel die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen, sein Auge und Ohr zu fesseln, um es dann zu den eigenen Zwecken auf ehrliche Weise auszubeuten, bei Leibe nicht es zu betrügen: der wahre „Humbug" ist ihm eine Nothwendigkeit für die heutige Welt, während er den Schwindel und Betrug in seinem neuesten Werke: «The Humbugs of the World» durchaus verdammt. In Politik, Religion, Wissenschaft weist er die Existenz des Humbugs eben so sehr nach, als in Handel und Wandel. Wenn dieß auch, nach amerikanischen Zuständen gemessen, zutreffen mag und was letztere beide Branchen anbelangt, im Allgemeinen auch auf die europäischen Großstädte, so ist doch diese Ansicht etwas zu stark übertrieben, etwas zu sehr „Humbug".

Als der große Schuhwichsefabrikant in London seinen Agenten nach Egypten sandte, um auf die Pyramiden von Giseh mit riesigen Buchstaben zu malen: „Kauft Warren's Schuhwichse, 30 Strand, London", — „führte" er nicht die Touristen auf dem Nil an. Seine Schwärze war wirklich ein vorzüglicher Artikel und wirklich den dafür geforderten Preis werth, aber er „behumbugte" das Publikum durch diese seltsame Art, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Es kam, wie er gedacht hatte, daß englische Reisende in jenem Theile Egyptens entrüstet über diese Entweihung wurden und nach Hause an die „Times" schrieben (jeder Engländer schreibt oder droht an die „Times" zu schreiben, wenn etwas nicht richtig ist), um den Vandalen zu denunziren, der die alten Pyramiden verunstaltet hatte, indem er mit Riesenschrift sie bemalte: „Kauft Warren's Schuhwichse, 30 Strand, London". Die „Times" druckte diese Briefe mit einigen jener erhabenen, diktatorischen und großartigen Kommentaren ab, die der Redaktion des „Donnerers" so eigenthümlich sind und worin der Schwärzefabrikant „Warren, 30 Strand" als ein Mann gekennzeichnet wurde, der keinen Respekt vor den Patriarchen habe und worin angedeutet wurde, daß er wahrscheinlich nicht zögern würde, den Sarkophag Pharao's zu beschmutzen — wenn er nur Geld dabei machen könne. Kurz, Warren wurde als „Humbuger" denunzirt. Diese indignirten Artikel machten die Runde durch die Provinzblätter, und bald darauf waren die Spalten aller Zeitungen mit Anzeigen gefüllt: „Probirt Warren's Schuhwichse, 30 Strand, London". Das Publikum „probirte", fand, daß die Wichse preiswürdig war, kaufte und empfahl sie, und Warren machte ein Vermögen dadurch! Er war ein „Humbuger", aber ein ehrlicher Mann, der seine Kunden mit guter Waare bediente und Niemand nannte ihn einen „Schwindler".

Als die Billete zu Jenny Lind's erstem Konzerte in Amerika versteigert wurden, boten mehrere Geschäftsmänner, die nach „Notorität" strebten, hoch auf das erste Billet. Es wurde zuletzt an „Genin, den Hutmacher", für 225 Dollars zugeschlagen. Alle Journale der Vereinigten Staaten brachten am anderen Tage die Nachricht, Millionen von Lesern lasen sie und fragten, wer ist: „Genin, der Hutmacher?" Genin wurde in einem Tage berühmt. Jedermann untersuchte unwillkürlich seinen Hut, um zu sehen, ob er von Genin gemacht sei, und ein Redakteur in Jowa erzählt, daß einer seiner Nachbarn den Namen „Genin" in einem seiner Hüte entdeckte und dieß Faktum seinen Nachbarn vor der Postoffice mittheilte. Man schlug vor, den Hut zu versteigern, und er wurde mit 14 Dollars zugeschlagen. Gentlemen von Stadt und Land strömten herbei, um sich bei Genin mit Hüten zu versorgen und bezahlten gern, wenn nöthig, einen Extra-Dollar, um einen Blick auf Genin werfen zu dürfen. Dieser einzige Schlag führte Genin's Tasche Tausende von Dollars zu.

Als der atlantische Telegraph in Liverpool eingeweiht werden sollte, war Barnum, seiner Erzählung nach, gerade dort anwesend und bot 1000 Pfund Sterling für das Privilegium, die ersten zwanzig Worte durch das Kabel an sein „Museum" in New-York senden zu dürfen — nicht zu einem besonderen Zwecke, sondern weil er der Ansicht war, daß für mehr als 5000 Dollar „Notorität" in der „Operation" stäke. „Aber Königin Viktoria und ‚Old Buck' (Palmerston) waren vor mir. Ihre Telegramme hatten die ‚Preferenz', und ich war genöthigt, einen Hintersitz zu nehmen."

Von Mangin, dem berühmten „Bleistiftverkäufer" in Paris, erzählt Barnum Folgendes: Er erschien in seiner Equipage in gewöhnlichen Kleidern ganz als Gentleman gekleidet auf einem der öffentlichen Plätze. Dort machte er Halt, und sein Diener öffnete eine Kiste, aus der Medaillen, eingerahmte Porträts von Mangin herausgenommen und an die Außenseite des Wagens gehängt wurden. Dann setzte Mangin einen Helm auf, zog den Ueberrock aus und dafür eine rothe Tunika an, schnallte sich einen Küraß um, legte Panzerhandschuhe an und gürtete endlich ein Schwert um. Unterdessen legte sein Diener ebenfalls sein antikes Kostüm an und drehte dann auf ein Zeichen Mangin's die Orgel. Dieser, eine hohe, stattliche Gestalt mit selbstbewußter Miene, musterte indessen die sich um ihn drängende Menge; auf einmal ließ er, wie auf eine unangenehme Physiognomie stoßend, das Visir seines Helms nieder. Plötzlich zog er die Glocke, der Diener hörte mit der Orgel auf und Mangin schien sich anzuschicken, zu sprechen; zuerst ein Husten, dann ein Blick nach einem gewissen ihm zu mißfallen scheinenden Individuum, neues Zurücksinken auf seinen Sitz und dann wieder aufstehend, endlich seine „Rede" an die erwartungsvolle Menge. Er sagte: „Sie sind erstaunt, Mes-

sieurs. Sie fragen, wer ist dieser moderne Don Quixote? Was bedeutet dieser Flitter, dieses Schaugepränge? Was ist der Name und Vorhaben dieses Ritters? Messieurs, ich will mich herablassen, Ihre Fragen zu beantworten. Ich bin Monsieur Mangin, der große Charlatan von Frankreich; ja, meine Herren, nicht aus Wahl, sondern aus Nothwendigkeit. Sie, meine Herren, schufen diese Nothwendigkeit. Sie wollten nicht das bescheidene, ehrenwerthe Verdienst anerkennen, sondern durch meinen Pomp, meinen Glanz und Flitter sind Sie gefesselt. Vor Jahren miethete ich einen bescheidenen Laden in der Rue Rivoli, aber ich konnte nicht so viel Bleistifte verkaufen, um meine Miethe zu bezahlen, während ich durch Annahme dieser Verkleidung allgemeine Aufmerksamkeit errege und Millionen von Bleistiften jährlich verkaufe; und ich versichere Sie, daß in diesem Augenblicke kein Künstler in England und Frankreich ist, der nicht wüßte, daß ich die besten Bleistifte der Welt fabrizire."

Die letztere Versicherung war wirklich wahr, seine Bleistifte waren vorzüglich. Während er so seine Zuhörerschaft anredete, schien er das Porträt eines in seiner Nähe Stehenden zu zeichnen, natürlich mit einem seiner Bleistifte; dann die Zeichnung der Menge hinhaltend, zeigte es sich, daß es ein Eselskopf sei, was natürlich großes Gelächter erregte.

„Da, seht ihr, was für wundervolle Bleistifte das sind? Saht ihr je eine sprechendere Aehnlichkeit?"

Ein tüchtiges Gelächter folgte sicherlich und dann kam die Frage: „Nun, wer will den ersten Bleistift haben — nur fünf Sous." Einer fing an, ein Zweiter und Dritter folgte, und in wenig Minuten war er mit fortwährenden bon-mots Hunderte von Bleistiften



Wallachische Typen. Von Lüders. (S. 422.)

los geworden, bis er endlich erschöpft in seinen Wagen zurücksank und sich vom Diener die Stirne abwischen ließ. Dann hielt er noch eine „Rede", worin er 1000 Franken für die Armen zu geben versprach, wenn man ihm bessere Bleistifte als die seinigen nachweisen könne, und fuhr dann weiter.

Einmal verkündigten alle Zeitungen, daß er gestorben sei und 200,000 Franken für milde Stiftungen hinterlassen habe. Die Nachricht ging in fast alle Zeitungen des Kontinents über und erregte große Sensation. Man rühmte ihm nach, daß er ein Mann von Intelligenz, Witz und Ehrbarkeit gewesen sei. Er sei mildthätig gewesen, habe nie Jemanden betrogen und immer nur gute Artikel verkauft. Plötzlich, als man ihn schon im Grabe vermodernd glaubte, erschien er zum Staunen und Entzücken von ganz Paris wieder in demselben Wagen und Kostüm, mit dem nämlichen Diener und derselben Orgel wie früher. Er hatte sechs Monate in strengster Zurückgezogenheit gelebt und sich durch die Nachricht von seinem Tode in's Gespräch bringen lassen wollen — es war ein wohlersonnener „Puff". Sein Verkauf vervierfachte sich seitdem, und bei seinem im Sommer 1865 erfolgten wirklichen Tode hinterließ er eine halbe Million Franken, während er außerdem bei Lebzeiten auf's Feinste gelebt hatte.

Der größte „Humbug" in den Vereinigten Staaten wird unstreitig jetzt mit «mine-company's» getrieben, wie folgendes Beispiel zeigen mag. Ungefähr vor zwölf Jahren kam ein kurioser «business-humbug» in Monterey zu Tage. Ein United-States-Officer leitete im Jahre 1850 eine Expedition nach Kalifornien, die aus mehreren Wagen und Kompagnieen bestand. Auf dem Wege blieb einer der Wagen, der mit Kohlen beladen war, im

Sumpfe stecken. Mit militärischer Entschiedenheit wurde, um den Wagen freizumachen, der größte Theil der Ladung herabgeworfen und liegen gelassen. Die Expedition setzte dann ihren Weg weiter fort; Jahre vergingen, und die in den Sumpf eingesunkenen Kohlen



Feuersteingrube bei Havre. Von Morin. (S. 428.)

trockneten in den Boden ein. Einige unternehmende „Prospekter" (Farmer, die nach gutem Land suchen) entdeckten eines schönen Morgens die Kohlenhaufen, welche ihre Nasen aus dem Schlamm steckten. Es war ein klarer Fall — da war eine Kohlenmine! Die glücklichen Entdecker kehrten sogleich zur Stadt zurück. Eine Kompagnie wurde sofort unter den Berggesetzen des Staates Kali=

fornien organisirt. Die Gründer hielten die ganze Sache zuerst vollständig geheim, einige Freunde ausgenommen, denen als besondere Gunst verstattet wurde, Aktien für baar zu kaufen. Ein „Kompromiß" wurde sogleich mit dem Besitzer des Bodens, sehr zu seinem Vortheile, gemacht. Nachdem die Angelegenheit nun völlig in's Werk gesetzt worden war, wurden Proben der Kohlen in Monterey ausgestellt. Ungeheure Aufregung entstand; die Aktien stiegen bedeutend. 1200 Dollars in Gold für eine Aktie (100 Dollars pari) wurden kaum angenommen. Ungefähr um diese Zeit kam ein Dutchman, ein ruhiger, ehrbarer Farmer, eines Abends mit seinem Wagen an der „Mine" vorbei, schaufelte unschuldiger Weise, ohne Böses im Schild zu führen, alle Kohlen auf, lud sie auf seinen Wagen und führte sie in einer Wagenladung weg. Prompt war die Entdeckung des „Humbug" von Seiten der Aktionäre, und ebenso stark als geläufig die Ausdrücke ihrer Mißstimmung. Die ursprünglichen Entdecker wandten jedoch nachdrücklich ein, daß sie selbst „verkauft" seien, und es daher ein gemeinsames Unglück sei. Man berichtet jedoch, daß eine Anzahl von Personen zu Monterey nach der Explosion der Spekulation sich recht gut des Kohlenwagens entsannen, den sie, wie sie sagten, über der Aufregung durch die „Kompagnie" ganz vergessen hatten.

Die Förstersbraut von Neunkirchen.

Erzählung von **Otto Müller.**

(Fortsetzung.)

Im Westen standen schwarze Gewitterwolken, die Luft war drückend schwül und im Walde knisterte es überall in den abblühenden Besenginsterbüschen vom Aufspringen der kleinen Samenkapseln. Kein Vogel regte sich in den Zweigen, das Harz duftete stark und hing in flüssigen Honigtropfen hier und da an den äußersten Spitzen der Tannennadeln, und selbst die leichtbeschwingten goldgelben Citronenvögel flatterten wie ermattet von der Hitze in schwankendem Flug über die Erde hin.

An den Ort gelangt, wo nach des Mannes Beschreibung das fremde Thier aus einem Dickicht in's andere gesprungen sein sollte, brauchte Willbald nicht lange mit seinem geübten Jägerauge nach einer Fährte desselben zu suchen. Er entdeckte bald hier und da im Sande die ganz unzweifelhafte Fußspur eines großen Hundes, und ärgerte sich schließlich über sich selber, daß er an einem heißen Julitage den gefährlichen Gast des strengen Winters in seinem Reviere vermuthet hatte. — Er befand sich in der Nähe der alten Landgrafenbuche; der lebendige Hund, den der Bauer für einen Wolf gehalten, erinnerte ihn unwillkürlich an den todten, den er vor einiger Zeit auf Geheiß des Vaters dort erschossen hatte, und ohne recht zu wissen, warum er gerade diese Richtung einschlug, ging er auf die Landgrafenbuche zu, in deren Schatten die drei alten Lieblinge und Jagdgefährten seines Vaters nun friedlich in der Erde beisammen ruhten.

Aber war auch die Entdeckung, die er hier machte, eine an sich so geringfügige, daß er sie in einer anderen Stimmung wohl kaum beachtet hätte, in seinem jetzigen Gemüthszustand, wo der leiseste Eindruck hinreichte, ihm sogleich sein Unglück in seiner vollen Größe zu vergegenwärtigen, genügte der Anblick des noch an der jungen Eiche hängenden Strickes, womit er den Hund angebunden hatte, um ihm wieder die ganze Szene von damals zurückzurufen, wie Marilene, reizend geschmückt gleich einer lieblichen Märchengestalt, aus dem Busche trat, wie sie ihm mit dem Ausdruck einer wilden Mordgier in den schönen Zügen das Gewehr des Vaters aus der Hand ringen wollte, und wie der kranke Hund plötzlich wüthend auf sie losfuhr, so wüthend, daß Willbald jetzt von dem Eindruck dieser lebendigen Erinnerung wie von einem tiefen Grauen ergriffen wurde, da ihm blitzartig der Gedanke durch die Seele fuhr, das treue Thier habe die Feindin erkannt, seine Wuth gegen sie sei daher nur der Instinkt der hellsehenden Thierseele gewesen, welcher im Augenblick des Todes im Erkennen der Wahrheit weit über menschliches Wissen und Begreifen hinausgereicht habe. Ungeachtet der Abenteuerlichkeit dieses bizarren Gedankens wirkte derselbe doch so mächtig auf seine Einbildungskraft ein, und das Bild des wüthenden Hundes, wie er auf die holde Verderberin losstürzte, stand so lebhaft vor ihm, daß er in der Sinnestäuschung seiner Angst das innere Gesicht für ein äußeres nahm und von dem Orte, wo Gott ihm jüngst die Augen über das drohende Unheil hatte öffnen wollen, entsetzt davonstürzte, glühenden Schmerz im Haupte, daß er meinte, alle Küsse der Falschen brennten ihm wie feurige Kohlen im Hirne.

Länger als eine Stunde rannte er im Taumel seiner aufgeregten Sinne, wie Robinson, da er die Spur eines Menschenfußes im Sande seiner einsamen Südseeinsel entdeckte, blindlings vorwärts, achtete nicht auf die Richtung, kam zuletzt in's Thal, lief dann wieder den gegenüberliegenden waldigen Berg hinan und gelangte zuletzt, fast auf dem Gipfel desselben, an den sogenannten „Altarstein", eine der mächtigsten Granitgruppen des Odenwaldes, an welcher der Alterthumsforscher noch Spuren der römischen Steinsäge- und des römischen Meißels entdecken will, wie wenn diese Felsgiganten nicht schon als Denkmal einer furchtbaren Erdrevolution Bedeutung und Interesse genug hätten! — Ueberaus prächtig und erhaben ruhen sie übereinandergethürmt seit Jahrtausenden in der herrlichen Wildniß; gewaltige Bäume wachsen wie Zierpflanzen aus granitenen Urnen hervor, und den obersten Felsen verbindet sogar der beinahe horizontal auf ihm ruhende breite Ast einer alten Weißbuche mit dieser, so daß man wie über einen sicheren Steg von der Felsplatte in den weitgeästeten Wipfel des herrlichen Baumes hinübergelangen kann. Steht man dort hoch oben im grünen Blättermeer, so eröffnet sich dem Blick in die Tiefe, zumal hier der Wald steil abwärts fällt, eine so wildromantische imposante Naturszenerie, daß sich Einem unwillkürlich der Gedanke aufdrängt: hier war des alten Odin's geheiligter Sitz, hier flammten Nachts seine Altäre, bluteten seine Opfer, hier stimmten seine Priester zum Klange der gewundenen Hörner den feierlichen Schlachtgesang an.

Willbald war am Ziele seines, einer stürmischen Flucht gleichenden Laufes angelangt; noch reichte seine Kraft eben aus, um den obersten Felskegel von der steilanlaufenden Bergwand aus zu erklimmen, dann fiel er gänzlich erschöpft nieder und lag ausgestreckt, das glühende Antlitz in den linken Arm gedrückt, lange halb bewußtlos da, nur am Hämmern seiner Schläfen und an einzelnen schweren Athemzügen noch das Leben in seinem bis zum Tode ermatteten Körper verspürend.

Aber auch dießmal hatte der rastlose Rennlauf den glühenden Schmerz in seinem Haupte wieder gelindert. Der übergroßen Anstrengung folgte eine wohlthätige Erschöpfung seiner Lebensgeister, eine Abspannung seiner Nerven, und nach Verlauf einer halben Stunde konnte er wieder frei aufathmen, und von dem Schmerz in seinem Kopfe hatte er nur noch das Gefühl eines dumpfen Druckes, der nach und nach immer schwächer wurde. Die Eindrücke der Außenwelt gewannen wieder ihre gewohnte Klarheit; er freute sich, daß er in seinem blinden Taumel gerade hierher gelaufen war, wo er auch in seinen glücklichen Tagen so gerne geweilt hatte; und da eben ein Wetterleuchten wie ein grüngolden Märchenlicht den tiefschattigen Waldgrund magisch erhellte und ein fernes Donnergemurmel folgte, so reizte ihn der schräge Ast, über den er schon so manchmal in die neben der Felsgruppe kerzengrad aufsteigende Weißbuche geklettert war, auf den nahen Baum zu steigen und von seinem hohen Wipfel aus das Gewitter im Westen zu betrachten. Bald stand er drüben auf seiner luftigen Warte wie auf dem sicheren Erdboden, hatte den linken Arm um den Stamm der Buche geschlungen und bemerkte im nämlichen Augenblick tief unter sich eine Füchsin, die eben mit einem jungen Hasen in eine der Felsspalten schlüpfte, wohin sie wohl ihrer Nachkommenschaft den fetten Braten zutrug. In der Erwartung, daß Frau Reineckin bald wieder herauskommen würde, nahm er seine Flinte von der Schulter, spannte den Hahn und blickte, das Gewehr neben sich auf den Ast gestützt, schußbereit hinunter, wobei ihn die Aussicht erheiterte, einmal einen Fuchs von einem Baume aus und gleichsam aus der Vogelperspektive zu erlegen.

Da, im nämlichen Augenblick, wo es wieder blendend durch die grüne Waldhalle leuchtet, hört er in der Richtung des Weges, welcher nach dem im Thale gelegenen Dorf Reichenbach hinabführt, menschliche Stimmen, und gleich nachher sieht er einen Mann und

ein Mädchen den ziemlich steilen Pfad herauf und auf die Felsengruppe des Altarsteins zukommen. Jetzt verschwinden sie hinter den Baumstämmen, jetzt kommen sie, ihm schon um Vieles näher, wieder zum Vorschein; lachend dahlen und scherzen Beide miteinander, indem sie ihn, der sie mit dem Arm umschlingen will, bald neckisch von sich stößt, bald wieder vertraulich selbst am Arme faßt, bis sie jetzt dem unsichtbaren Beobachter hoch oben im Baumwipfel so nahe sind, daß dieser sie erkennt und gleichzeitig, wie vom Donner gerührt, den Namen Marilene hervorstammelt.

Denn keine Andere ist das junge muthwillige Mädchen; und der hagere Mann an ihrer Seite, der sie jetzt wieder so zärtlich umschlingt, kein Anderer ist's, als der ihm wohlbekannte Müller Handel aus Lindenfels, der berüchtigtste Frauenjäger weit und breit, obwohl er schon hoch in den Fünfzigen steht und alle Welt ihn wegen seines Geizes und seiner harten Verschlagenheit fürchtet und verachtet!

Jetzt haben sie den Altarstein erreicht. Er redet eifrig im Vorwärtsgehen in sie hinein, sie kichert hell an seinem Arme, sträubt sich zwar unter seinen rohen Liebkosungen, duldet aber doch mit halbem Widerstreben, daß er sie neben sich auf einen Stein niederzieht, wobei ihm der kleine Hut entfällt und sein kahler, nur noch von wenigen graurothen Haaren bedeckter Scheitel zum Vorschein kommt. Sie will ihm den Hut aufheben, um vielleicht bei dieser Gelegenheit von ihm loszukommen, da umfaßt er sie, wie sie sich bückt, mit beiden Armen, noch einen hellen Lachschrei stößt sie aus: „Ruh', Philipp, oder ich sag's meinem Förster!" und Willbald, will er nicht im jähen Schwindel in den Abgrund hinunterstürzen, muß den Blick von den Beiden abwenden und sich fest an den Baum klammern.

Als er wieder hinuntersieht, steht Marilene vor dem Müller und birgt ihr Antlitz an seiner Brust. Was Der ihr sagt, versteht er zwar nicht, doch klingt's wie Zusprache und feierliche Gelöbnisse zu ihm herauf, und mit Einmal hebt sie das flammende Gesicht zu Jenem auf, lacht den Elenden, ja lacht ihn mit allem Liebreiz ihrer unschuldvollen Miene schelmisch an und ruft dann in zärtlichem Schmeichelton: „Philipp! Lieber Philipp! Nun komm' zur Mutter nach Hause und sag's ihr gleichfalls, daß Du mich auf Matthäi zum Altar führen willst, denn eher glaubt sie's und die Steingötterin doch nicht!"

Mit diesen Worten ergriff sie seinen Arm und zog ihn vorwärts; Willbald ließ sie etwa zwanzig Schritte fortgehen, dann drückte er rasch den Zeigefinger und Mittelfinger der rechten Hand wider die Lippen, und ein Pfiff, schrill wie aus des wilden Jägers von Rodenstein Geisterschaar tönte durch die tiefe Waldesstille, daß Beide wie an den Boden festgewurzelt stehen blieben und bestürzt nach dem Altarstein zurückblickten. Im nächsten Moment hatte Marilene den jungen Förster entdeckt, der jetzt frei in schwindelnder Höhe mitten auf dem Aste stand; lautaufschreiend zeigte sie ihn ihrem Begleiter, welcher entsetzt mehrere Schritte zurückprallte; denn schon stand Willbald mit einem raschen Sprung auf dem Felsen, legte sein Gewehr an, zielte erst auf sie, dann auf ihn, und daß es Zwei waren, die er tödten wollte, rettete Jedem von ihnen das Leben!

*

Es ist nicht immer bloß das ganz unerwartete urplötzliche Schicksal, welches uns wie ein Blitz aus heiterer Luft trifft; eben so oft, nur seltener von uns in seiner entscheidungsvollen Wirkung auf unser Innenleben beobachtet, ist es das lange in unserem Gemüth vorbereitete, das lange in dunkler Vorahnung von uns gefürchtete Verhängniß, welches im Augenblick, wo es wirklich eintrifft, den ganzen inneren Menschen verwandelt, aus dem Frommgläubigen einen Gottlosen, aus dem Tugendhaften einen Verbrecher, aus dem unschuldig Verfolgten und Mißhandelten einen entschlossenen Angreifer macht, je nach der Individualität des Einzelnen. Wie in einer heftigen Krankheit zuweilen der ganze Organismus unserer Natur ein anderer wird, ebenso wirkt ein solches Verhängniß auf den Charakter des Menschen ein. Neue, ungeahnte Kräfte der Seele treten an die Stelle der früheren, neue Anschauungen und Entschlüsse, ja ganz neue sinnliche Begierden und Empfindungen tauchen in uns auf; und wo wir vielleicht noch jüngst im stillen Gärtlein unseres Gemüthes holde Blumen der Liebe und Hoffnung, oder Cypressen trauernder Resignation pflanzten und pflegten, da schießt über Nacht giftiger Schierling in's Kraut, wuchert die Nessel, die Distel!

Der Tod ist nur der Sünde Lohn, aber das Leben wird dieser Sünde zur Beute, sobald Gott einem Menschen mehr Unglück, mehr Prüfung und Versuchung auferlegt, als er nach dem Verhältniß seiner moralischen Widerstandskraft zu bestehen vermag, wenn auch noch sein letzter guter Stern sich verhüllt — wenn er erleben muß, was Willbald in jener Stunde am Altarstein im Odenwald erleben mußte!

Zwar erlebte er auch dieses Aeußerste in seiner eigengearteten Weise und ganz verschieden von der Art, wie es wohl die meisten andern Menschen unter den gleichen Umständen und nach den gleichen vorhergegangenen Ereignissen erlebt haben würden. Aber daß seit diesem Tage eine merkwürdige Verwandlung in seinem Innern entstanden war, die er sich auch keineswegs zu verbergen bemühte, das sahen bald nicht bloß seine nächsten Angehörigen, sondern es sahen's Alle, die ihn kannten und mit denen er nach diesem Tage in Berührung kam.

Denn mit dem letzten Schleier, der seine Seele bis jetzt noch gnädig über den grundfalschen Charakter des treulosen Mädchens in Zweifel gelassen hatte, war auch die letzte Schranke zwischen ihm und seinem Verhängniß gefallen. Jetzt, wo er Marilene in ihrer wahren Gestalt erkannt, wußte er, daß sie von Anfang an ein wohlangelegtes abscheuliches Spiel mit ihm getrieben, daß es von Anfang an der Anschlag der drei elendesten Menschen im Dorfe gewesen war, durch ihn und seine blinde, seine beispiellos blinde Leichtgläubigkeit das ganze Glück seiner Eltern zu zerstören und über die geachtetste Familie der Gegend Unglück und Schande zu bringen. An sich selber dachte er dabei höchstens mit einem unsäglichen Widerwillen und Bitterkeit; denn die scheußliche Fratze seiner Liebe war ja in Allem das Produkt seiner Eitelkeit, so hatte er sie der Welt, so hatte er sie sich selber vorgemalt, bethört von Sinnenreiz und der Sucht, eine aparte Rolle zu spielen! Kaum konnte er daher dem verworfenen Geschöpf einen Vorwurf daraus machen, daß es sich ihm für das Wesen gegeben, welches er in seiner Verblendung und Ueberspanntheit aus ihm gemacht hatte, für einen Ausbund aller Tugend, aller schönen und edlen Herzenseigenschaften!

Aber ungeachtet dieser Selbsterkenntniß durchzitterte doch ein glühendes Rachegefühl alle Fibern seiner Brust, so oft er an Marilene und die Margold dachte. Es war das letzte Bindemittel, welches ihn noch mit der schwarzen Unholdin in der reizenden Engelsgestalt verknüpfte; als wenn er ihr das nämliche, ja ein noch tausendmal größeres Weh und Herzeleid anthun müsse, wie sie ihm, als wenn die Reihe, sich furchtbar für einen beispiellosen Verrath zu rächen, nun an ihn gekommen sei! — Dieses unheimliche Gefühl, je weiter er ihm alle Thüren und Pforten seiner Seele aufthat, nahm immer bestimmter, immer deutlicher die Gestalt des sterbenden Vaters an, redete mit seiner Stimme zu ihm, blickte ihn mit seinen glanzlosen Augensternen an.

Was ihn vor dem Erlebniß am Altarstein nur zuweilen wie eine dunkle Lust, wie ein räthselhafter Reiz angewandelt hatte, um aus einer grauenhaften Ungewißheit herauszukommen, es wurde nach diesem Erlebniß zur inneren Nothwendigkeit seines Lebens, zur unabweisbaren Konsequenz seines Schicksals! — Er wußte es nun so klar und sicher, wie er von dem Dasein Gottes und einer ewigwaltenden Vergeltung überzeugt war, daß der Sturm, der den grünen Wipfel seiner Jugend gebrochen, der sein und der Seinigen Glück für immer vernichtet hatte, daß dieser entsetzliche Sturm ihn nicht bloß um deßwillen verschont habe, damit er ein zerstörtes Dasein feig und von allen Qualen des Herzens und der Seele gefoltert, elend ausleben dürfe, ohne Selbstachtung, ohne Glauben an die Achtung und Theilnahme seiner Nebenmenschen. War auch sonst Alles todt und erloschen in seiner Brust, ein Funke, ein einziger, glimmte noch in der Asche seines Herzens, als wäre dieser Funke ihm vom letzten Kuß seines bösen Engels an der Seele hängen geblieben, die einzige Glut, die noch von seiner Liebe zu der falschen Marilene in ihm brannte! (Forts. folgt.)

Eine gesunkene Größe.

Der Feuerstein.

Von

Ernst Lobenstein.

(Bild S. 425.)

Wir führen unsere Leser in ein Hüttenwerk, das bereits einem überwundenen Standpunkt angehört, dessen Hervorbringungen aber noch zu unserer Kinderzeit in jedem Haus ein nothwendiges Bedürfniß war, so nothwendig wie der erleuchtende und erwärmende Strahl der Sonne und die reinigende Macht des Blitzstrahls. Die Wohlthat des Feuers, das unsere Speisen bereitet, unsere Zimmer in rauher Zeit behaglich macht, an den Abenden die Familie um die lichtspendende Lampe versammelt, die Werkstätten der Arbeiter, die Straßen der Städte erleuchtet: vor einer noch nicht gar langen Reihe von Jahren verdankten wir sie einzig dem Feuersteine, dem der Stahl den zündenden Funken entlockte. Und die Erfindung des Pulvers bekam für das Kriegführen erst dann ihren vollen Werth, als an die Stelle der Schießwaffen, die auf langsame und unsichere Weise vermittelst Lunten abgefeuert werden mußten, Gewehre mit Feuersteinschlössern traten, die in der modernen Kriegführung eine neue Epoche der Entwicklung bezeichnen. Denken wir uns in jene Zeit zurück, als der Feuerstein noch nicht im Gebrauche war, in jene vorfeuersteinliche Periode der Kulturgeschichte, als man vermittelst einer weitläufigen, schwerfälligen, zeitraubenden und nicht immer zum Ziele führenden Manipulation Feuer und Licht anzünden mußte: so vermissen wir für damals ein sehr wesentliches Erforderniß, um das menschliche Dasein auch nur einigermaßen menschenwürdig und behaglich erscheinen zu lassen. Das Institut der Vestalinnen in Rom, welche das ewige Feuer unterhalten mußten, hatte vielleicht in vorchristlicher Zeit neben seiner religiösen Bedeutung auch eine solche für die Bequemlichkeit des häuslichen Lebens, und die Einführung des ewigen Lichts in den christlichen Kirchen — sie galt allerdings und hauptsächlich der Verherrlichung des heiligen Altarsakraments, aber das Licht der Kirche lieh seinen Funken auch dem Herd des Hauses und der Lampe der Bürgerstube. Die Einführung des Feuersteins war für die Menschheit eine nicht geringere Wohlthat als die Einführung der Posten, die Ermöglichung eines bequemeren und geschützteren Reisens. Und wie wir nun in dem Zeitalter der Eisenbahnen mitleidig auf die schreckliche eisenbahnlose Zeit zurückblicken, so erscheinen uns, die wir mit einer sanften Handbewegung, so rasch wie ein Gedanke, das Zündhölzchen entzünden, die reinliche helle Gasflamme leuchten lassen, die dahingegangenen Geschlechter nicht weniger des Mitleids werth zu sein, welche sich fast die Finger abschlagen mußten, um dem Steine Feuer zu entlocken und in Zunder aufzufangen, oder mit Feuergewehren bewaffnet dem Feinde gegenüberstanden und die Waffen, zumal im feuchten Norden, zehnmal versagen lassen mußten, bevor sie einen Schuß thun konnten. Das ist nun Alles anders geworden; die Welt hat mehr Licht, mehr Wärme; es wird dieß auch für das geistige und moralische Leben der Menschen vorbedeutend sein; die Gegenwart ist in den Stand gesetzt, die Feinde der fortschreitenden Kultur viel wirksamer unschädlich zu machen, als dieß je in einer frühern Zeit möglich war.

Das Hüttenwerk, in welches wir unsere Leser führen, sieht nicht aus wie die stolzen Fabrikgebäude der Gegenwart: ärmliche, unregelmäßig von den nächst besten Steinabfällen aufgeführte Häuschen, über zerklüfteten Hügeln hingeklebt. Zwischen jenen und den Oeffnungen der Letztern sehen wir Reihen von Weibern auf- und niedersteigen, aufgeschichtete, viereckige Steine gelber oder röthlicher Farbe tragend. Das Hüttenwerk befindet sich in der Gegend von Havre; es ist, wenn wir die Bezeichnung gebrauchen dürfen, eine Feuersteinfabrik. Hier kommt dieses Mineral in kugelartigen Konglomeraten von der Größe eines Menschenkopfes in Kreide (sonst auch in Gyps oder Kalkmergel) vor. Aus dem Inneren der Erde werden diese Konglomerate herausgewühlt, von der Kreide befreit und dann in Stücken von 1—2 Pfunden mit ebenen Flächen zerschlagen. In dieser Weise werden sie dann zur weiteren Bearbeitung in die Wohnungen getragen, wo sie als gewöhnliche Feuersteine, Pistolen- oder Musketensteine vermittelst Spaltung hergerichtet werden. Es ist dieß eine höchst beschwerliche Arbeit, zu der gute Werkzeuge erfordert werden. Ein geschickter Arbeiter kann jeden Tag 1000 Stück Schiefer spalten, aber nur 500 Steine zurichten. Ein Konglomerat gibt höchstens 50 Steine, indem drei Viertel Abfall ist, von dem jedoch sich noch Vieles zu gewöhnlichen Feuersteinen benutzen läßt.

Früher war die Bereitung der Feuersteine Geheimniß der Franzosen, und lieferte besonders das Departement Cher deren in reichlicher Anzahl. Es war bei Todesstrafe verboten, sich den Brüchen, wo sie gefunden wurden, zu nähern. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts schickten mehrere deutsche Regierungen, so die preußische und hannover'sche, Emissäre nach Frankreich, um die Behandlung der Steine kennen zu lernen. Sie sahen diese zwar ab, aber waren zu wenig Mineralogen, um eine ähnliche Gattung Steine nachzuweisen. Erst auf eine Anregung von Joseph II. entdeckte man Feuersteinlager in Tyrol, wie in Podolien, Gallizien, Krain, Salzburg u. s. w. 1817 hat der preußische General Hoye ein Feuersteinlager auf Rügen entdeckt, das für Rechnung der Regierung ausgebeutet wurde.

Gegenwärtig ist aber die Feuersteinzeit so viel als vorüber.

Fliegende Blätter.

Familien-Erbschaften. Bekanntlich gibt es Familien, in welchen bedeutende Anlagen, Fähigkeiten und Neigungen ganz in einer und derselben Richtung durch mehrere Generationen hindurch zusammentreffen. Wie von den Bach's und Schneider's die Musik — erzählt C. G. Carus in seinen Denkwürdigkeiten —, so war auch in der Familie Meckel zu Halle vom Großvater bis zum Enkel die Anatomie in Fleisch und Blut übergegangen, und von dem Verbissensein in ihre Wissenschaft könnte es Kunde geben, wenn man auf dem anatomischen Theater den Schrank sah, in welchem der Vater des Anatomen J. F. Meckel sein eigenes Skelet aufzustellen befohlen hatte, eine Anordnung, welcher dann auch der Sohn durch sorgfältiges Abpräpariren der Knochen des Vaters pünktlich Folge geleistet hatte. Schienen doch selbst die Frauen an diesen Passionen Antheil genommen zu haben, denn es wurde versichert, daß die diesen alten Herrn überlebende Ehehälfte, als man ihr die Nachricht brachte, daß beim Skeletiren des seligen Professors die anatomische Merkwürdigkeit sich ergeben, daß statt zwölf Rippenpaaren hier dreizehn vorhanden waren, sie freudig bewegt ausgerufen habe: „Ach! hätte mein lieber Mann doch das noch erfahren!"

*

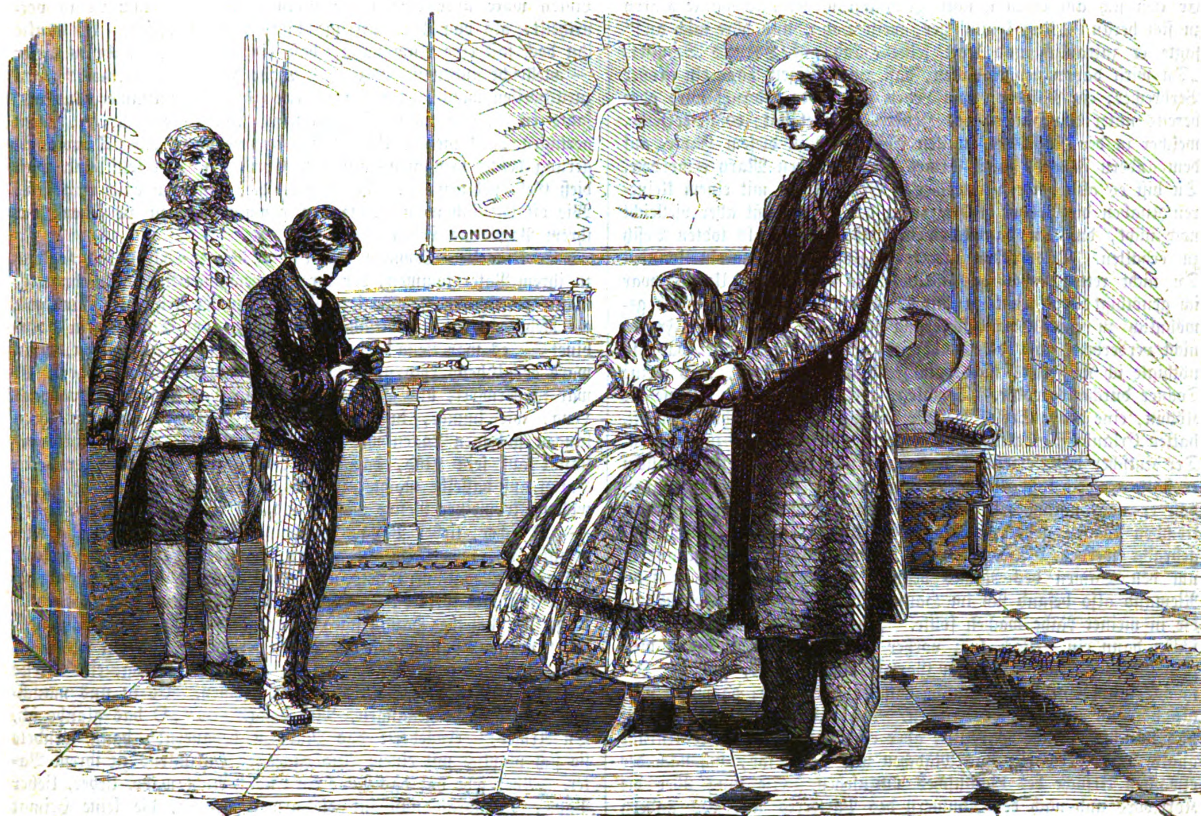
Musik und Melodie. Gibt man auf Entwicklung des Musiksinns bei verschiedenen Menschen Achtung, so darf man vielleicht sagen, daß mehr oder weniger er so vorschreite, wie die Entwicklung der Musik in der Geschichte überhaupt, nämlich der Melodie zur Harmonie. Jedes erste Erfreuen an der Musik wird auf Melodie, d. h. auf der nach dem Gesetz des Wohlklangs und der Zeit aufeinanderfolgenden Tonweise, beruhen, so bei Völkern wie bei Individuen, erst später wird die Harmonie, d. h. das Fortschreiten mehrerer *gleichzeitig* erklingenden Melodieen neben- und ineinander, wobei in jeglichem Zeitmoment verschiedener in harmonischem Verhältniß zueinander gestellte Töne *zugleich* gehört werden, begriffen und als höchste Neuheit empfunden.

Räthsel.

Meine ersten Zwei entspringen
Blüten gleich dem Herzensgrunde,
Falter sind's, auf goldnen Schwingen
Wiegend sich in sonn'ger Stunde,
Lerchen sind's, die jubelnd singen
Lust'ge, sel'ge Frühlingskunde.
So sind meine beiden Ersten,
Oft verkannt am falschen Schein,
Wir erfahren sie am Schwersten,
Ist das Herz nicht klar und rein.

Aber wenn sie uns entschwunden
Und ihr Gegner trüb uns naht,
Glücklich, wer in düstren Stunden,
Dann die beiden Letzten hat,
Daß sie lindern, daß sie lösen,
Was im Herzen starr gewesen

Aber der kann Neid verdienen,
Dem der Himmel ungetrübt
Oft die Ersten, und in ihnen
Selig dann mein Ganzes gibt.



Harry findet Lena wieder. (S. 430.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von W. Smith.

(Fortsetzung.)

31. Im Hause des Mordes.

Harry glaubte, als der Polizeimann ihn mit sich nahm, nicht anders, als daß er nach einem Stationshause werde geführt werden, und daß man aus irgend einem Grunde ihn für einen Verbrecher halte. Zwar war er sich keiner solchen Schuld bewußt, die ihn vor dem Gesetz strafbar machte, aber er hatte von dem Pöbelsprüchwort gehört: Bei Gott und der Polizei ist kein Ding unmöglich. Konnte nicht wieder irgend eine Bosheit zu Grunde liegen, wie bei seiner ersten Verhaftung?

Der Weg, den Mr. Tamkin, der Konstabel, nahm, war weit; er führte durch eine Menge von Straßen in Pimliko, welche Harry in Folge seiner Streifereien und seines Blumenhandels alle mehr oder weniger bekannt geworden waren. Endlich kamen Beide in die Nähe der Themse — für Harry seit der Mordnacht, die durch die heutige Hinrichtung des schwarzen Dick wieder in seiner Erinnerung aufgefrischt war, eine odiöse Gegend. In großer Ueberraschung, ja Bestürzung sah er den Konstabel vor dem Hause in der Gartenstraße anhalten, in welchem der Mord begangen worden. Tamkin zog die Hausglocke, Townley, der alte Diener, den Harry sofort von dem Lokal der Sonntagsschule her wieder erkannte, öffnete und fragte nach des Polizisten Begehr. Tamkin bat, ihn sofort dem Herrn des Hauses zu melden, er habe eine interessante Angelegenheit vorzutragen, die sich auf den Raubmord am zweiten Weihnachtstage beziehe. Kurz darauf erschien Townley wieder und führte Tamkin, der den Knaben an die Hand nahm, in Mr. Linley's Arbeitskabinet. Harry erschrak, denn er erkannte den Herrn, den er mit Lena in der St. Martinskirche gesehen: eine hohe, eindrucksvolle Gestalt, doch etwas hinfällig. Das milde Antlitz mit der hohen, marmorglatten Stirn, welche eine Glatze noch imposanter erscheinen ließ, sah blaß und leidend aus. Mr. Linley machte den Eindruck eines kränkelnden Mannes. Er ließ sein freundliches graublaues Auge fragend auf den beiden Eintretenden, besonders auf Harry ruhen, der sich wie einen armen Sünder vor Tamkin herschieben ließ. „Mr. Linley," sagte der Polizist; „ich habe ihn endlich und das ist er!" — Ueber Linley's Gesicht zuckte ein Strahl der Freude. „Wie?" entgegnete er, „Sie meinen, es ist einer von den beiden Knaben, welche bei dem Einbruch in mein Haus auf der Straße waren?" — „Ohne Zweifel, Sir. Dieß hier ist der Schreier, dieß ist derselbe wackere Bursche, der mich mitten in der Nacht in der Vauxhallbridgeroad anrief, als ich patrouillirte, und mir sagte, es seien zwei Räuber in Ihrem Hause und ein Mädchen liege erschlagen. Ich machte das Nothzeichen, und wir erschienen unserer Sechs am Hause, konnten aber die Mörder nicht mehr auffinden — sie waren entflohen." — „Und ich war gerettet — Dank diesem braven Jungen!" versetzte Linley bewegt und legte die Hand auf Harry's Kopf. Dann wendete er sich gegen Tamkin. „Lieber Freund," sagte er, „Sie haben sich großen Anspruch auf meine Dankbarkeit erworben, daß Sie mir endlich den Knaben aufgefunden haben; ich werde ihn vorläufig hier behalten und bitte, ihn mir zu überlassen. Ich hatte Ihnen zehn Pfund versprochen, wenn Sie diesen Knaben brächten — hier sind fünfzehn Pfund. Wenn Sie in Verlegenheit kommen, wissen Sie mich zu finden."

Tamkin bedankte sich kräftig und ging ab; vorher aber ergriff er nochmals Harry's Hand. „Wirst an mich denken, alter Junge! Preise Deinen Herrgott — Du bist in den besten Händen! Leb'

wohl, alter Junge!" — Linley war jetzt mit dem Knaben allein. Er ließ sich auf einen weichen Lehnstuhl nieder und winkte Harry zu sich heran. „Nun komm' her, mein Sohn, und höre mich an!" sagte er zutraulich und legte seine Hand auf Harry's Schulter. „Du wirst davon gehört haben, daß am heutigen Tage ein großer Verbrecher, ein Mörder, vom Leben zum Tode gebracht wird oder bereits unter den Händen des Henkers geendet hat; es ist derselbe, welcher in der Nacht des zweiten Christtages in diesem Hause, auf dem andern Flügel, unser armes Dienstmädchen Mary ermordete. Du bist es also gewesen, welcher in Gemeinschaft mit einem kleineren Knaben die Polizei herbeigerufen hat. Du weißt aber vielleicht noch nicht, daß Du damals mehr gethan hast, als todten Besitz zu erhalten. Das Leben meiner unglücklichen Dienerin konntest Du nicht retten, aber das meine. In Folge eines Unfalls war ich genöthigt, das Bett zu hüten, aber ich wollte meiner wie gewöhnlich zu einer Christbescheerung geladenen Familie die Freude nicht verderben, und da ich bereits außer aller Gefahr war, so nöthigte ich sie selbst, nicht vom Feste zurückzubleiben, was meine Tochter durchaus wollte. Townley, mein alter Diener, sowie die Köchin, eine brave Seele, die mir seit fast zwanzig Jahren gedient, hatten Erlaubniß erhalten, zum Feste ihre Angehörigen zu besuchen. Der Kutscher hätte eigentlich das Haus nicht verlassen sollen, allein er hatte es doch spät Abends gethan, weil er nicht glauben konnte, daß er noch nöthig sein würde. Meine Familie war in einem fremden Wagen geholt worden und sollte in einem solchen zurückgebracht werden. Die ehemalige Amme Brown war gegangen, um den Damen des Nachts beim Ankleiden behülflich zu sein. Niemand also befand sich im Hause, als das Hausmädchen Mary, die in meiner Nähe wachen sollte. Ich las bis gegen elf Uhr und schlief dann ein. Noch kurz vorher hatte ich Mary dicht vor meinem Gemach, das nach dem Garten hinaus liegt, gehört. Ich mochte kaum eine halbe Stunde entschlummert sein, da war's mir, als höre ich ein dumpfes Krachen. Ich richtete mich im Bett auf und lauschte. Alles war still, aber eine namenlose innere Unruhe quälte mich. Ich rief das Mädchen und gebot ihr, sich nach der etwaigen Ursache des Geräusches umzusehen. Sie ging über die Korridors und nach den Zimmern des Parterres und des andern Flügels. Plötzlich hörte ich ihren Hülferuf. Ich raffte mich aus dem Bett empor, kleidete mich flüchtig an und ging mit Licht in der Hand der Richtung des Geschreies nach.

„Plötzlich, als ich über den Korridor der Beletage des rechten Flügels ging, wurde eine Thür aufgestoßen, und zwei dunkle Gestalten stürzten heraus, wobei eine derselben so heftig mit mir zusammenprallte, daß ich zu Boden fiel. Als ich mich wieder erhoben und das noch glimmende Wachslicht aufgenommen hatte, waren die Gestalten verschwunden. Ein flüchtiger Blick in mein Zimmer, das wir die Silberkammer nennen, zeigte mir ein offenes Fenster, eine aufgesprengte Geldkiste, einen geöffneten Silberschrank; ganz zuletzt erblickte ich mit Schaudern das hinter dem Tische in seinem Blute liegende Mädchen.

„Vor dem Hause war Lärm; die Hausthür ward gewaltsam geöffnet, Polizei trat ein; aber die Mörder waren nach der hintern Seite des Hauses, durch den Garten, bereits entflohen. Rasch waren drei Konstabler hinterdrein. Wäre ich nur zehn Minuten früher nach dem Zimmer gekommen, ehe die durch Dich gerufene Polizei eingetroffen gewesen, so hätten die Räuber ohne Zweifel auch mich niedergeschlagen ... Du, Du allein bist mein Retter; Dich sandte Gott zur rechten Sekunde. Eine kurze Stunde nach der Mordthat erschien meine Familie; sie schauderte, aber sie pries Gott mit mir über die Rettung meines Lebens.

„Nach den Erkundigungen, die ich bei den betreffenden Nachtkonstablern einzog, war es ein armer Knabe, welcher die Sicherheitswache herbeigeholt, einer von den kleinen Zugvögeln, die oft noch mitten in der Nacht vergeblich nach einer Schlafstätte suchen. Damals hoffte ich zu Gott, er werde mich den Knaben einst wiederfinden lassen, und ich legte fünfhundert Pfund in dieß Portefeuille, als Belohnung für ihn. Hier ist das Geld — Du hast es völlig verdient, und es wird für Dich eine Grundlage zu späterem Wohlstande werden." — Harry, ermuthigt durch das leutselige Wesen Linley's, sagte, daß er kein Geld nehmen könne. Eine gute That dürfe man nicht bezahlt nehmen, habe sein Vater oft gesagt; nur durch Arbeit dürfe ein ehrlicher Mensch erwerben. Linley wäre über eine solche Moral, die lieber zum Elend verurtheilt, als von ihrer Strenge läßt, fast erschrocken. Es dünkte ihn doch fast eine Anmaßung, daß ein so armer Knabe in dieser — vielleicht unbewußt stolzen — Weise das Geschenk eines Reichen zurückweisen wollte. Doch er lächelte gütig. „Seltsamer Bursch!" sagte er. „Wie magst Du glauben, daß es unrecht sei, einen geringen Theil meines Ueberflusses anzunehmen? Aber Deine Weigerung deutet wenigstens auf gute Erziehung. Du sollst und wirst dieß Geld nehmen ... Doch halt, dieß hätte ich bald vergessen! Wie oft hat sich mein Töchterchen gewünscht, Den zu sehen, der ihrem Papa das Leben erhielt."

Er klingelte, Townley erschien. „Meine Tochter soll sogleich zu ihrem Vater kommen, der ihr den bewußten kleinen Weihnachtsmann zeigen will." Wenige Minuten später trippelte, flink wie ein Reh, ein etwa zwölfjähriges Mädchen vor Townley in's Kabinet — es war Lena! Harry zuckte erbleichend zusammen, dann ward er glühend roth und schlug verschämt die Augen nieder. Er war so verwirrt, und ach! seine Kleidung war so schlecht, während Lena, wie immer, in ihrem zierlichen Kleidchen und mit ihren langen goldigen Locken wie ein Engel aussah. Linley blickte erstaunt auf sein Kind, das nach dem ganzen Eindrucke, welchen Harry auf dasselbe machte, ihn augenscheinlich kennen mußte. „Ich wollte Dir meinen Retter zeigen, und Du kennst ihn schon, Lena?" — „O sicher, lieber Papa, den kenne ich und bin froh, ihn wiederzusehen ... Dieß ist Harry Hazeldean! derselbe, welcher mir mein Medaillon rettete und am Christtage in der Sonntagsschule mit mir speiste ... Wo ist Dein Bruder, guter Harry?" fragte sie, ihm ihre Hand entgegenstreckend. — „Ich habe ihn zurücklassen müssen," antwortete der Knabe verlegen, „und bin selten mit ihm zusammen gewesen, seitdem die Noth mich zwang, eine Stelle als Laufbursche bei Mr. Spicer anzunehmen. Es ist uns manchmal recht schlecht gegangen, Miß Lena." — „O das glaube ich, Du Armer!" erwiederte das Mädchen bedauernd; dann wendete sie sich plötzlich mit einem Ausdrucke des Entzückens zu ihrem Vater. „Aber jetzt hat das Alles ein Ende! Nicht wahr, lieber, lieber Papa, Du sorgst nun für die armen Brüder, die keine Heimat haben; denn ihre gute Mutter ruht schon im Grabe, wie die meine, und ihr Vater ist so unglücklich, ach, Papa, so unglücklich! Denke Dir, unschuldig verurtheilt, auf lange vierzehn Jahre nach Australien geschafft worden." — „Unschuldig verurtheilt?" wiederholte Linley sinnend. „Und sagtest Du nicht, er heiße Hazeldean?" — „Ja, Papa, so ist sein Name. Sein Vater war ein glücklicher Landwirth, und es fehlte ihnen an nichts, ehe sie nach London kamen." Linley mochte sich an Etwas erinnern; er betrachtete den Sohn des Verurtheilten von jetzt an mit noch tieferem Interesse und schien über das Schicksal Harry's und seines Bruders Erwägungen anzustellen. Nach einer kurzen Pause befahl er dem Diener, er möge seine Schwester, Miß Priscilla, herbeirufen. Nicht diese allein kam, sondern mit ihr — Miß Beenie M'Alpine, die kriegerische Schottin. Townley hatte einige Worte über das, was in Mr. Linley's Kabinet vorging, fallen lassen, und dieß schien der Dame mit der Gouvernantensinekure wichtig genug, um sich, wie üblich, in den Familienrath einzudrängen und dadurch sich lästig zu machen, daß sie immer bemüht war, Andern ihre Meinung als Gesetz zu oktroyiren. Sie schoß einen Basiliskenblick auf den armen Knaben, der hier eine ihr widerwärtige Begünstigung genoß, während Priscilla auf Harry zuging und ihm die Hand reichte. „Ich freue mich, einen so wackeren Jungen wiederzusehen," sagte sie mild. — „Ich habe Dich kommen lassen, liebe Schwester, um mit Dir eine wichtige Angelegenheit zu besprechen," begann Mr. Linley. „Dieser Knabe, Harry Hazeldean, ist, wie Lena sagt und Du Dich erinnern wirst, derselbe, welcher Lena's Medaillon unter den Hufen der Pferde rettete; er ist aber auch derselbe, welcher in der Nacht des zweiten Christtags die Polizei rief und dadurch mein Leben und einen Theil meines Vermögens rettete, welches ich gerade damals aus der Bank zurückgezogen hatte. Dieser brave Knabe, Priscilla, hat einen etwas jüngeren Bruder, Beide sind arm, obdachlos, haben sich bisher ehrlich durchgeschlagen, und das will viel sagen, wenn man den furchtbaren Pöbel- und Verbrechersumpf Londons recht in's Auge faßt." — „Erlauben

Sie doch, Mr. Linley," unterbrach ihn die Schottin schneidend; „haben Sie sich denn wirklich die Ueberzeugung verschafft, daß sich die Knaben ehrlich durchgeschlagen und von der schlechten Gesellschaft fern gehalten haben? Ich sollte meinen, dieß sei kaum möglich. Und dann gerade jene schreckliche Nacht — nie wird sie aus meinem Gedächtniß kommen! — macht mir die Knaben verdächtig. Vielleicht waren sie von den Gaunern, deren Angehörige sie sind, als Aufpasser hingestellt und gerirten sich, als der Zufall Polizei in die Nähe führte, zu ihrer eigenen Rettung als Freunde der öffentlichen Sicherheit!" — „O pfui!" flüsterte Priscilla bei Seite, und Lena maß die Schmähende mit einem flammenden Blicke. — „Miß Beenie sieht wieder Gespenster!" bemerkte Linley mit leise spöttischem Lächeln. — „Hoffentlich sind es nicht solche Gespenster, die unsere Mary erwürgten!" versetzte die Schottin spöttisch. — „Diese hier nicht, Miß!" erwiederte Linley. „Ich würde mich versucht fühlen, ihre Zukunft zu sichern, selbst wenn ich ihnen nicht doppelt verpflichtet wäre, denn das Schicksal ist hart mit ihnen umgegangen. Der Segen des Wohlstandes umblühte ihre frühe Jugend, die Mutter ward ihnen durch den Tod genommen, der Vater verkaufte, zog nach London und stürzte sich in Spekulationen, denen er nicht gewachsen war. Schwindler bemächtigten sich seiner, brachten ihn um sein Vermögen und stellten seinen Namen vor dem Gesetz bloß. Es ist nichts Seltenes, daß Unschuldige für die Schuldigen büßen. Den Rentier Hazeldean traf das härteste Loos — er ward transportirt." — „Herr des Himmels!" schrie Beenie schaudernd auf. „Also doch aus der Verbrechersphäre! Die Kinder eines infam Verurtheilten sind's, welche Sie aufnehmen wollen, Mr. Linley?" — „Es sind die wackern Söhne eines ohne sein Verschulden Verurtheilten, wenn Unkenntniß und Schwergetäuschtwerden nicht als Verbrechen bezeichnet werden kann. Lassen wir das — ich kenne den Fall, in welchem auch mein Freund Melville als Zeuge gefordert war. Diese Kinder bedürfen eines Vaters. Ich bin entschlossen, sie in meinem Hause aufzunehmen. Bist Du das zufrieden, Harry Hazeldean?" In des Knaben feuchtem Blicke sprach sich die innigste Dankbarkeit aus. „Gut, so gehe hin und hole Deinen Bruder." — „Und kommt schnell wieder, damit ihr am Mittagessen theilnehmen könnt!" ergänzte Priscilla. Harry wollte sich rasch entfernen. „Warte noch einen Augenblick!" sagte Linley. „Hier ist ein Schilling, damit Du im Omnibus fahren und auch auf dem Rückweg mit Deinem Bruder einen solchen benutzen kannst. Dieß Geld im Portefeuille ist, wie ich Dir gesagt habe, Dein, aber ich will es nun selbst für Dich anlegen. Jetzt gehe, mein Sohn, und Gott führe euch gesund zu mir zurück!" — Die Schottin verfolgte Harry mit einem giftigen Blicke. Sie schüttelte heftig mit dem Kopfe und warf malitiös die Lippen auf. — „Wir haben Raum genug in unserem Hause," fuhr Linley gegen seine Schwester gewendet fort. „Uebermüthig wollen wir die Knaben nicht machen, allzu leicht soll ihnen das neue Leben nicht erscheinen, denn dieß macht träge. Sie müssen viel nachholen und sehr fleißig sein, wenn sie einst nützliche Bürger des Vaterlandes werden wollen. Ich wünsche, liebe Schwester, daß Du den Knaben ein Dachstübchen zur Wohnung einrichtest, daß sie öfter ein Bad nehmen, reine Wäsche und saubere Kleider erhalten; schlicht, aber nicht ärmlich. Deine Sonntagsschule bietet ihnen die nächste Gelegenheit zum Unterricht; indeß habe ich mit ihnen, namentlich mit dem ältern, einen andern Plan. Der Junge scheint geweckt und resolut; es wird nicht schwer sein, ihn später an Hektor's Lektionen theilnehmen zu lassen, wenn Mr. Ap Jenkyn ihn eine Zeitlang vorbereitet.

Die Schottin konnte ihren Verdruß über all' diese Ideen nicht mehr zurückhalten. „Um Vergebung, Mr. Linley," sagte sie; „gehen Sie in Ihrer Großherzigkeit nicht wirklich viel zu weit? Ist es gut, daß durch das Zusammenbringen Hektor's mit diesem Fremdling aller Unterschied zwischen dem Sohne aus guter Familie und einem Straßenjungen verwischt wird?" — „Es gibt viele Unterschiede, Miß Beenie, welche nur auf Einbildung beruhen. Auch ich stand in meiner Jugend vor derartigen Scheidewänden, und es ward mir recht schwer gemacht, sie zu übersteigen. Ich habe das Leben in seinen traurigen, düstern Tiefen kennen gelernt und sage mit Selbstzufriedenheit: auch ich bin ein Emporkömmling, und Gott sei Dank daß ich's bin!" — „Sie werden vielleicht die Knaben für ihre Armuth zu klug machen, Sir. ‚Wissen ist ein gefährlich Ding', wie die Poeten sagen." — „Noch gefährlicher ist Unwissenheit! Wer heutzutage in Wohlstand und Glück kommen will, muß wissen und können. Ich würde sehr betrübt sein, wenn meine neuen Schützlinge Abneigung gegen diesen Grundsatz offenbarten." — „Möge die Erfahrung Ihrem guten Herzen Dankbarkeit und guten Erfolg bescheeren, Mr. Linley! Ich glaubte meine Schuldigkeit zu thun, indem ich Sie warnte, denn ich bin doch nun einmal das principe de surveillance, die geheime Polizei in Ihrem Hause, welche gern alle Gaunereien von Ihnen fern halten möchte, Mr. Linley. Sie sagen, ich sehe Gespenster — o Sir, London strotzt von Gespenstern dieser Art. Neulich, Nachts, als ich mich eben auskleidete, glaubte ich einen dreisten Mann in mein Schlafgemach eingedrungen — zum Glück war es nur der Schatten meiner Lampe; aber es wäre doch möglich gewesen! Ich würde an Ihrer Stelle nicht allzu vertrauensvoll zu Werke gehen, sondern ein Kreuzverhör mit den Knaben anstellen, um zu erfahren, ob sie lügen. Mein Grundsatz war stets: Jemand so lange mit Mißtrauen zu betrachten, bis ich weiß, ob er wahrheitliebend ist." — „Aber dieser Grundsatz ist viel zu hart," warf Priscilla ein. „Ich meine, es ist richtiger und humaner, den Menschen so lange für gut zu halten, bis er das Gegentheil bemerken läßt." — „Nun, dabei, liebe Priscilla, können wir Schlangen an unserm Busen hegen und eines schönen Tages, wenn die beiden jungen Habichte die Lokalitäten genügend erforscht haben, Mr. Linley's Silberkammer geleert sehen." — Der Hausherr, offenbar gelangweilt und verletzt durch dieß argwöhnische Geschwätz, wiegte mit seinem gewohnten feinen Lächeln das Haupt, nahm seinen Liebling an der Hand und schickte sich an, das Kabinet zu verlassen. „Ich werde noch heute mit Ap Jenkyn Rücksprache nehmen," erklärte er. — Miß Beenie hatte Lust, den Disput mit Priscilla fortzusetzen. „Aber warum räthst Du Deinem Bruder nicht von der offenbaren Thorheit ab?" fragte sie. — „Weil das, was Du Thorheit nennst, eine edle Handlung ist, Beenie, und weil vermuthlich mein Bruder ebenso Herr seines Vermögens und seines Entschlusses ist, wie er mehr Erfahrung besitzt, als wir Beide." — „Hm, was für Menschen!" murmelte Beenie, halb für sich. „Ich komme von den Bergen her, wo die Sittenreinheit noch unverletzt ist, und kenne London noch besser, als sie, die darin geboren sind. In der That, dieser Ap Jenkyn, dieser breitspurige Walliser, müßte eine Biene im Kopfe haben, wenn er's thäte!" — „Oder Du eine Wespe in dem Deinen, Du garstige, herzlose Zänkerin!" Die Schottin wollte Etwas erwiedern, Priscilla aber drehte ihr den Rücken zu und ging davon.

32. Der Rivale aus guter Familie.

Wir haben bereits in der Schilderung der Ballnacht bei Mrs. Revel eines jungen Menschen erwähnt, Hektor Hartwell, dessen intime Beziehungen zu Lena unserm Harry aufgefallen waren. Hektor, ein wohlgewachsener Mensch von etwa fünfzehn Jahren, der indeß etwas Unfeines, vornehm Dünkelhaftes in seinen Gesichtszügen hatte, war, wie schon erwähnt, der einzige Sohn eines reichen auswärtigen Freundes von Mr. Linley und diesem zur Ueberwachung seiner weitern Ausbildung anvertraut worden. Hektor hatte in Linley's Hause zwei eigene Zimmer, ein Pony und wurde bedient wie ein großer Herr. Nachdem beide Väter sich gegenseitig von der angenehmen Beschaffenheit ihrer Kinder überzeugt hatten, war zwischen ihnen eine vorläufige Verabredung über deren künftiges Schicksal getroffen worden: Hektor sollte Lena heirathen!

Mr. Hartwell hatte nicht die Absicht, seinen Sohn mit Schätzen des Wissens anzufüllen; er pochte auf sein Geld und meinte, sein Einziger, der Alles erbe, habe nicht nöthig, sich groß durch Lernen anzustrengen. Außer den allgemeinen Kenntnissen, welche von einem „Gentleman" im sozialen Verkehr gefordert würden, solle er sich in London namentlich feinen Schliff aneignen und den Gentleman spielen lernen. Daher keine Schule, keinen systematischen Unterricht, sondern einen Hauslehrer, der ihn einigermaßen in die Disziplinen des Wissens einführe, ohne ihn mit Einzelheiten zu quälen. Lebensart, und daher viel freie Zeit, das sei die Hauptsache. Danach glaubte denn Linley, Hartwell's Bestimmungsrecht achtend, sich richten zu müssen. Er ereiferte sich nicht über Hektor's Denkfaulheit, doch duldete er in seinem Hause kein übles Betragen und ließ sich nicht die mindeste Gelegenheit entgehen, günstig auf Hek-

tor's Sitten zu wirken. Ap Jenkyn, der frühere Lehrer Blanche's, ward als Lehrer des reichen Knaben täglich einige Stunden beschäftigt; es kam aber häufig vor, daß sein Schüler sich nicht blicken ließ, wenn der Unterricht beginnen sollte. Dieß war also der „Lord-Steward" Ihrer Majestät der Königin Lilliput von Revel's Ball, welcher lieber den „King-Consort" gespielt hätte, weil sein Vater ihm gesagt haben mochte: Du sollst der Gemahl Lena's werden.

Hektor Hartwell machte von Zeit zu Zeit Besuche bei seinen Verwandten. So wie er während des letzten verhängnißvollen Weihnachtsfestes abwesend gewesen war, so war dieß auch der Fall zu der Zeit, als Harry und Sim in Linley's Hause installirt wurden. Mr. Linley bemerkte das Entzücken der Knaben über die Veränderung in ihren persönlichen Verhältnissen, über das kleine, nette Zimmer, das sie für sich allein hatten, über die Kleider und Wäsche, welche Priscilla ihnen gekauft; — er wollte für die nächsten Tage diese festliche Stimmung in den jungen Seelen nicht stören und überließ sie sich selbst. Als es sich darum handelte, festzustellen, wo die Knaben ihr Mittagsmahl zu sich nehmen sollten, waren die Meinungen zwischen Linley, Priscilla und Beenie getheilt. Priscilla wollte einen Mittelweg: die Knaben sollten in ihrem Zimmerchen speisen. Die Schottin eiferte heftig dagegen und meinte, sie gehörten unbedingt in jedem guten Hause in die Küche und in die Bedientenstube. Lena sagte nichts; aber die Blicke, die sie auf ihre widerwärtige Hofmeisterin und auf den Vater warf, sprachen deutlich genug ihre Meinung aus. In Mr. Linley selbst schien ein Kampf stattzufinden. Endlich bekundete er seinen Entschluß: „Wenn ich mein Herz allein sprechen lassen wollte, so gehörten meine Schützlinge nirgends anders hin, als hierher an meine Tafel, unter meine Augen, denn ich bin ihnen zu Dank verpflichtet, und es ist ein Unrecht, wohlerzogene, sittsame Menschen einen äußeren Unterschied zwischen Arm und Reich absichtlich und geflissentlich fühlen zu lassen. Wenn ich dennoch dafür bin, daß die Knaben ihr Mittagsmahl in ihrem Zimmer und zu den übrigen Tageszeiten ihre Nahrung hier, oder in der Küche, oder wo sie sich sonst zufällig befinden, zu sich nehmen, so geschieht es aus Rücksicht auf meinen Erziehungsplan." Dabei blieb es denn. Die Schottin versuchte es noch oft, den Knaben gehässig zu begegnen, und wies sie in die Küche, wenn sie dieß, von Linley nicht beobachtet, thun konnte; doch wichen die Knaben ihr aus, und sie sparte ihren Groll über das Eindringen der beiden „wilden Schößlinge" für gelegenere Tage. Harry und Sim machten sich nützlich, so gut es ging; sie besorgten Wege für alle Persönlichkeiten des Hauses, die ihre Dienste verlangten, halfen in der Küche oder in der Wagenremise. Manchmal kam es auch vor, daß sie im Gesellschaftszimmer von ihren Erlebnissen erzählen mußten. In freien Stunden griffen sie in ihrem Dachstübchen wieder zur Blumenfabrikation und zum künstlichen Ausschneiden, wofür sich Lena sehr interessirte, so daß sie sich öfters wegstahl, um Harry bei seiner Arbeit zuzusehen.

Mitten in dieß friedliche Treiben, kaum gestört durch die Verschrobenheit der Schottin, fiel die Rückkehr Hektor's. Zu Anfang interessirte er sich für das Schicksal der beiden Knaben, welche in Linley's Hause eine neue Heimat gefunden hatten, und Lena mußte ihm viel über deren Erlebnisse erzählen. „Es sind uns ein paar Staare zugeflogen," sagte er scherzend; „kein Wunder, daß wir ihnen einen Kasten angelegt haben, damit sie ihr Nest hineinbauen! Unsere beiden Staare haben ihren Kasten unterm Dache." Er zog großprahlend seine Börse und nahm für jeden Knaben eine halbe Krone heraus. „Da, fangt, ihr kleinen Bettler!" rief er, das Geld zum Wurf in die Höhe haltend. — „Es sind keine Bettler!" versetzte Lena schnell und in verweisendem Tone. „Du wirst so gut sein und die Empfindungen Anderer schonen!" — „O ho!" spöttelte Hektor. „Ich füge mich schon, Mylady! Befehlen Gnädigste, daß ich Dero Kavalieren den Steigbügel halte?"

Harry, welcher eine Wolke in Lena's Antlitz aufsteigen sah und seit der Ballnacht ohnehin auf Hektor nicht gut zu sprechen war, ging mit seinem Bruder ohne Weiteres weg. Es ließ sich indeß nicht vermeiden, daß die Brüder mit dem vorurtheilsvollen Hektor noch oft zusammentrafen. Manchmal scherzte er mit ihnen und forderte sie zu Spielen im Garten auf, wobei er ihnen dann sein Uebergewicht fühlbar machte; manchmal aber erkor er sich Harry zum Gegenstand des Boxens und stieß ihn mit der Faust. In Harry kochte es still, aber er beherrschte sich noch, um seinem Wohlthäter kein Aergerniß zu bereiten. Das innere Zerwürfniß verschlimmerte sich, als Hektor mit Harry vereint von Ap Jenkyn unterrichtet werden sollte. Der Sohn Hartwell's rümpfte die Nase, und als Harry's Aufmerksamkeit, leichte Auffassung und eiserner Fleiß den Lehrer in Hektor's Gegenwart zu Lobeserhebungen veranlaßten, warf der Verwöhnte einen großen Widerwillen auf den „Bettler", griff ihn an, wo er konnte, und belegte ihn mit den beschimpfendsten Namen.

Auch jetzt noch duldete Harry, sobald er sich den Rohheiten Hektor's nicht rasch entziehen konnte. „In früheren Tagen waren wir schlimmer daran!" pflegte der Knabe sich zu sagen und bildete sich eine gewisse Philosophie der Resignation. Doch häufte der Zündstoff sich reißend schnell, und eine der stärksten Leidenschaften, die Eifersucht, führte eine Explosion herbei. Mr. Linley's Geburtstag war nahe, und Lena hatte sich vorgenommen, ihm zu Ehren mit eigenen Händen ein Bouquet künstlicher Blumen zu fertigen. Harry mußte ihr dazu, ganz im Geheimen, entweder Modelle machen oder in Einzelheiten Anleitung geben. Deßhalb schlüpfte sie öfter als sonst in das trauliche Dachstübchen zu den Knaben und arbeitete hier an ihrem Angebinde.

Hektor hatte Lena in dieser Beziehung längst in Verdacht. Eines Tages, als er seinen gewöhnlichen Ausritt mit dem Pony antreten wollte, und der Kutscher das reich geschirrte Thier bereits vorgeführt hatte, vermißte Hektor die Tochter Linley's, von welcher der übermüthige Bursche in einem gewissen ritterlichen Selbstgefühl stets erwartete, daß sie am Fenster stehe und ihn hinwegreiten sehe. Er ging rasch wieder in's Haus, rannte durch mehrere Zimmer und schoß endlich wie ein Tiger bis in den dritten Stock hinauf. Niemand außer der Schottin hatte ihn rennen sehen. In der Dachstube traf Hektor Lena, an einem Tisch vor künstlichen Blumen sitzend, Harry stand neben sie gelehnt und zeigte ihr die Zusammensetzung. Hektor blieb einige Augenblicke im Eingange stehen und umklammerte krampfhaft seine Reitpeitsche. „Pfui!" rief er mit einem Wuthblicke auf Lena; „Du sitzest bei diesen Bettlerknaben?" — „Schäme Dich dieser Worte!" erwiederte Lena erröthend. „Da sieh', was ich zu Papa's Geburtstage vorbereite!" Hektor trat rasch an den Tisch und wollte die Blumen hinwegreißen. Das war zu viel für Harry's längst verletzte Empfindlichkeit. Wie mit eisernem Griff faßte er Hektor's Arm und preßte ihn, daß sein Gegner vor Schmerz hätte aufschreien mögen. „Wagst Du es, mich anzufassen, Du insolenter Bettelbube?" schrie Hektor und hob die Reitpeitsche. Harry griff nach dieser, riß sie Jenem aus der Hand und schleuderte sie zur Thür hinaus. Dann drängte er den Angreifer einige Schritte zurück und ließ ihn los. „Bitte, gehen Sie fort mit Ihren Blumen, Miß Lena!" sagte er dieser. „Ich werde ihm nichts thun, wenn er mich nicht anfaßt." Aber Hektor stürmte wüthend auf ihn ein. „Du schmutziger, lumpiger Bettler, Du obdachloser Straßenbube, wie darfst Du Dich unterstehen, einen Gentleman zu beleidigen!" knirschte er. In dem Augenblicke, als er seine Hände wieder an Harry legen wollte, faßte ihn dieser unter den Armen, und halb ihn tragend, halb schleppend brachte er ihn vor die Thür, in deren Eingang er sich stellte. Lena entfernte sich mit der Drohung, ihrer Tante das rohe Betragen Hektor's anzuzeigen. Dieser wagte keinen Angriff mehr. „Ich will meine Hände nicht an diesem Zigeunerbuben, an diesem Kaffern beschmutzen," sagte er grollend und ging in dem Augenblicke, als die Schottin die Treppe heraufkam. Diese fing heftig auf die Knaben an zu schelten, aber das Erscheinen der Tante Priscilla, welcher Lena Anzeige gemacht hatte, erlöste die Knaben von dem weiblichen Teufel . . .

Wenige Tage nach diesem Auftritte nahm Mr. Linley Harry in sein Comptoir, und Sim wurde versuchsweise in den Laden eines Buchhändlers als Aufwärter gethan. Die Knaben wohnten zwar noch in einem Hause mit Hektor, kamen aber nie mehr außer Mr. Linley's Gegenwart mit ihm zusammen. Auch Lena war der freie Verkehr mit Harry und Sim fast ganz abgeschnitten.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 37.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Das heilige Haus in Loreto.

Von

August Lewald

(Bilder S. 433 und 436.)

Wir reisten während einer schönen Herbstnacht dicht an dem Gestade des adriatischen Meeres, über welchem ein prachtvoller Sternenhimmel ausgebreitet lag, in dessen Mitte der Mond schwamm. Wir hatten eine weite Aussicht, und es zeigte sich gar Vieles, was der Bewunderung werth war. Uns aber ging es wie einst dem heiligen Bernhard, von dem man erzählt, daß er mit seinen Gefährten eine Tagreise längs des Genfersees zurückgelegt hatte, als am Abend die Begleiter des Heiligen ganz begeistert von der Schönheit desselben sprachen. Erstaunt fragte er: „Wo liegt denn dieser See?“ So sehr kann der äußere Sinn für dergleichen Eindrücke ersterben, wenn der innere mit reger Lebendigkeit zu überirdischen Dingen sich hinwendet. Man braucht nicht eben ein Heiliger zu sein, um Aehnliches an sich zu erfahren. Auch uns ging es so in jener Nacht. Wir blickten unverwandt vor uns hin, als sollte sich uns eine Vision enthüllen; keiner wagte die Stille zu unterbrechen. Da flammte plötzlich die erste Glut im Osten herauf und umfing in stetem Emporwallen, wie mit einer Feuerglorie, den Gipfel eines hohen Felsens, der vor uns lag, und den prächtige Gebäude krönten. Langsam zogen wir den beschwerlichen Weg hinan, und als wir endlich unfern von unserem Ziele standen, blitzten die ersten Sonnenstrahlen von den goldenen Kreuzen der Kuppeln, und die rothe Glut, die uns bisher entzückt hatte, machte dem jungen Tage Platz, der mit einem hellgrünen ruhigen Lichte Alles verklärend anhauchte. Wir waren in Loreto. Eine lange und enge, etwas ansteigende Gasse, von uralten, himmelhohen, schwarzen Häusern eingefaßt, führte uns zu dem großen Platze, mit dem Dome und mehrere Palästen geschmückt.

An der einen Seite des Platzes steht das Jesuitenkloster, an der



Das heilige Haus in Loreto. Aeußere Ansicht. Von Fellmann.

andern der Palast des Gouverneurs, nach den Entwürfen von Bramante, in der Mitte das Standbild Sixtus V. Der Dom, la chiesa della santa casa, bildet die dritte Seite. Seine Erzthüren sind von großer Schönheit und wurden im sechzehnten Jahrhundert gegossen. Die berühmtesten Meisterwerke der Malerei sind an allen Altären in Mosaik wiedergegeben, andere in Fresko ausgeführt; dazu kommen Skulpturen der bedeutendsten Künstler jener Zeit. Für den Kunstkenner sowohl wie für den gewöhnlichen Touristen gibt es hier genug zu schauen. Doch das gehört nicht hieher.

Die eigentliche Casa santa ist aus gewöhnlichen Backsteinen gebaut; die Höhe beträgt ungefähr 15, die Länge 32 und die Breite 13 Fuß. An der nördlichen Seite befindet sich die Thür, an der gegenüberstehenden ein Fenster, der ursprüngliche Boden fehlt; Marmorplatten ersetzen ihn. Um das heilige Haus, gleichsam wie dessen Gehäuse, ist ein prachtvoller Bau aus weißem Marmor aufgeführt, voll der herrlichsten Basreliefs, die Bramante und Michel Angelo zugeschrieben werden. Das Bild der heiligen Jungfrau mit dem Kinde, nach der Sage vom heiligen Lukas aus Cedernholz vom Libanon geschnitzt, ist förmlich mit Edelsteinen bedeckt, die im Lichte der vielen Ampeln und Kerzen ihre Strahlen entsenden.

Als die Franzosen Loreto in Besitz nahmen, plünderten sie den Schatz und nahmen das Gnadenbild mit fort; aber im Jahr 1801 wurde es wieder an dem ihm gebührenden Orte zu allgemeiner Verehrung aufgestellt. Es erhebt sich jetzt, tief geschwärzt durch den Qualm, den unzählige Lampen hier seit Jahrhunderten verbreiteten, hinter einem reichen Gitter hoch über die auf dem Boden hingestreckten Beter. Zum Schutze der Andächtigen, und wie man hinzufügt, der hier ausgestellten Schätze, halten in allen Eingängen des die Casa santa umschließenden Marmorbaues päpstliche Grenadiere, in voller Parade, die Wache.

Unter den Opfergaben, welche von allen Nationen hier dargebracht wurden, verdient jedenfalls auch die prächtige Kanzone erwähnt zu werden, welche Torquato Tasso, im Jahr 1557, von Bologna nach Rom reisend, zu Ehren der heiligen Jungfrau an diesem Orte dichtete. Ein neuerer Reisender, Protestant, bekennt, daß aus dieser Kanzone die höchste Andacht, zu welcher die Religion jemals zu begeistern vermochte, dem Leser entgegenhaucht. Und diese Andacht ist noch nicht erloschen. Wer gedenkt nicht der traurigen Wallfahrt der kriegsgefangenen Besatzung von Ancona, die, nach Loreto geführt, dort ihre Waffen niederlegte, die sie für die Rechte der Kirche in der Schlacht so muthig getragen? Die Rathschlüsse Gottes sind unerforschlich.

Der Humbug und seine Apostel.

Von

C. Sommer.

II.

Jeder Schein, hat man oft gesagt, beweist das Vorhandensein von einem Bischen Realität. Daß Petroleum existirt, ist ein Faktum. Eben so wahr ist es aber, daß ein Petroleum-„Humbug", „Manie", „Aberglaube" oder wie man es sonst nennen mag, existirt.

In Amerika gibt es nicht weniger als 600 Petroleumkompagnieen. Das nominelle Kapital derselben ist 500 Millionen Dollars. Nun ist aber dieses Petroleumgeschäft zum großen Theil ein eben solches seifenblasiges Spekulationsgeschäft, als irgend eine Faro- oder Roulettebank, ja noch viel waghalsiger.

Ich will hier genau erzählen, wie jene wohlbekannten und unternehmenden Financiers, die Herren Peter Rolleum und Diddle Digwell dazu kamen, die «Newyork & Rangoon Petroleum Company» zu gründen, deren Vizepräsident und Direktor der Erstere, deren Sekretär der Letztere ist. Im Juni 1864 war keiner dieser würdigen Gentlemen „einen Cent werth". Rolleum drückte sich mit einer Kommissions-Agentur durch, und Digwell war Clerk mit einem niederen Gehalt in einer Versicherungsgesellschaft. Sie verdienten kaum ihren Lebensunterhalt. Jetzt ist Rolleum 200,000 Dollars werth, und Herr Sekretär Digwell besitzt außer 10,000 Dollars in Aktien der New-York und Rangoon Petroleum-Kompagnie ein komfortables Salair und seine höchlich respektable Stellung.

Rolleum war der Urheber des Planes und weihte Digwell ein, und zusammen gingen sie an's Werk. Sie hatten einige hundert Dollars baar, keinen besonderen Kredit, einen gänzlich unbeschränkten Fonds von Lügen, viel Industrie, Plausibilität, Maulwerk, Frechheit, Geschäftsbekanntschaft und eine instinktive Würdigung der selbstsüchtigeren Motive, die auf die Menschen zu wirken pflegen.

Zuerst machte Rolleum eine Tour nach dem Oeldistrikt. Während er hier von seinem Agenturgeschäft mitnahm, was ging, sah er sich nach den Oelquellen und Oelländereien um, examinirend und ausforschend, mit einer feierlichen Geschäftsmiene und dem Aussehen eines Mannes, der nicht wünscht, daß man glaube, er habe wichtige Interessen zu vertreten. Dann sprach er mit einigen Leuten, erzählte von seinen werthvollen Geschäftsverbindungen in New-York und, nachdem er ein Bischen bekannt geworden war, machte er Jedem derselben — etwa einem halben Dutzend, folgenden Vorschlag: „Sie können eine beträchtliche Zahl von Aktien einer in Gründung begriffenen Oelkompagnie erster Klasse erhalten, für die Erlaubniß Ihren Namen in Ihrem Interesse und als einen der Gründer benutzen zu dürfen. Tausend Aktien Jeder," sagte er, „zu fünf Dollars jede angeschlagen, der Pariwerth jedoch zehn Dollars. Fünftausend Dollars Jeder, aus denen zehntausend würden, sobald das vorgeschlagene „Puffen" sie in den Stand setzen würde, zu verkaufen." Nach einiger Zögerung stimmte eine genügende Anzahl bei. Es war Nichts zu bezahlen, etwas Hübsches dabei zu machen und Alles, warum sie ersucht wurden, war, einen Mann über sie reden zu lassen. Was lag daran, wenn er log? Das war seine Sache. Dieß gab vier von den neun beabsichtigten Gründern.

Rolleum erlangte auch „Memoranda" oder gedruckte Cirkulare, mit Angabe des Betrags, für welchen eine Zahl von Oelgrundstückbesitzern ihre Bohrlöcher im Boden oder den Platz für neue verkaufen wollten, mit einer Beschreibung der Stellen. Nun flog er zurück nach New-York, ging zu verschiedenen Personen von einigen Mitteln und einiger Stellung, aber ohne besondere Fähigkeiten, und sagte ihnen: „Hier diese reichen und distinguirten Oelmänner auf der Liste da unten wollen Bevollmächtigte meiner neuen Kompagnie sein. Sie treten auch bei, nicht wahr? Tausend Aktien für Ihre Mühe — fünftausend Dollars. Nichts zu bezahlen, dafür will ich schon sorgen. Hier sind die Ländereien, die wir kaufen können —" worauf er seine Listen zeigte. Die Bestechung und die Namen der schon Bestochenen übten ihren Einfluß und dieß sicherte drei Bevollmächtigte mehr. Nun waren noch zwei nöthig: nämlich der Präsident und der Vizepräsident. Rolleum selbst wollte der Letztere sein; sein nächster Gang war daher, den ersten zu gewinnen.

Dieser kritische Theil des ganzen Planes war schlauer Weise bis dahin aufgeschoben worden. Rolleum ging zu dem sehr ehrenwerthen A. Bee, einem Gentleman von bedeutender Fähigkeit, ziemlich wohl bekannt, nicht sehr reich, — vielleicht aus diesem Grunde im Geruche der Rechtschaffenheit stehend, — nicht mehr jung, eine würdige, aber angenehme Persönlichkeit. Ihm erzählte der geschwätzige Rolleum Alles über die neue Kompagnie; was für ein respektables Konsortium von Bevollmächtigten sich gebildet hätte — worauf er die Namen zeigte; alle erfahrene und vermögliche Männer aus dem Oeldistrikt oder respektable Geschäftsleute aus New-York. Und sie haben eingewilligt, die Bevollmächtigten zu sein, weil sie wissen, was für eine solide Kompagnie das ist, und noch mehr, weil sie hoffen, daß der ehrenwerthe A. Bee Präsident werden will.

„Mein lieber Herr," drang Rolleum zuckersüß in ihn, „dieses ausgezeichnete Unternehmen muß gelingen, muß Reichthum, Reputation und Einfluß allen damit in Verbindung Stehenden sichern. Wir wissen, daß Sie über Geldrücksichten stehen und daß Sie nicht unseren oder sonst Jemandens Einfluß brauchen. Aber wir brauchen den Ihrigen. Und Sie brauchen Nichts zu arbeiten. Das will ich thun. Wir brauchen nur Ihren Namen. Und nur, um die Form zu wahren, weil man erwartet, daß die Beamten in ihrer eigenen Kompagnie interessirt sind, habe ich zweitausend Aktien bei Seite gesetzt, die zu halb Pari oder fünf Dollars per Aktie tausend Dollars Kapital auf Ihren Namen bilden! Sehen Sie,

wie respektabel alle diese Komitemitglieder sind!“ Hierbei zeigte er die Liste und gab seine Erklärung dazu.

„Dieser Mann ist so und so viele Millionen werth, dieser ist ein einflußreicher Redakteur. Könnte ich diese Namen erlangt haben, wenn es nicht eine so ganz abgemachte Sache wäre?“ Zehntausend Dollars tragen Etwas dazu bei, fast Alles zu bereinigen, selbst wenn es nur „der Form wegen“ ist; und so gab der alte Gentleman seine Einwilligung. Dieß krönte die ganze offizielle Liste. Nun galt's, die Maschine in Bewegung zu bringen.

In ein paar Tagen scharfen Rennens und Redens hatten Rolleum und Digwell dieß auf folgende Weise bewerkstelligt. Zuerst mietheten und möblirten sie elegant — wobei sie baar bezahlten, wenn sie's nicht anders thun konnten — ein paar nette Zimmer erster Etage in der Nähe von Wallstreet, nicht ein schmutziges Comptoir in irgend einer dunklen Kammer. Respektabilität ist das Ding für Rolleum. Zweitens warben sie einen Advokaten, die nöthigen Papiere zu entwerfen, und ließen die „New-York und Rangoon Petroleum-Kompagnie“ vorschriftsmäßig unter den Berggesetzen des Staates New-York inkorporiren, mit Gründungsakte, Statuten, Siegel, Namen der Beamten und Allem, was fein, neu, groß, großartig, eindrucksvoll, formell, respektabel und geschäftsmäßig war. Drittens: sie hatten jetzt jedes Requisit eines mächtigen Unternehmens und einer höchst erfolgreichen Korporation, mit Ausnahme der Kleinigkeiten: Geld, Land und Oel. Aber was war das für solche Genies wie Rolleum und Digwell! Merkwürdig, wenn, nachdem sie die Falle erfunden und gesetzt hatten, sie die Vögel nicht hätten fangen können.

Sie kauften ungefähr drei Flaschen Oel für einen Dollar, und das erledigte einen Theil der Frage. Sie kauften es fertig sortirt, auf Flaschen gezogen und etikettirt, einiges roh und grün, anderes gelblich, anderes klar wie Wasser, etwa ein halbes Dutzend verschiedener Proben. Diese plazirten sie gelegentlich in ihren großen Flaschen von höchst respektablem Aussehen auf das Sims über dem Kamin der Office. Es waren die Proben der Oele, welche die Quellen der Kompagnie sicherlich liefern würden — wenn sie dieselben hätten! Endlich noch — Land und Geld! Subskriptionen auf Aktienkapital werden Geld liefern — Geld wird Land kaufen. Und, „wenn wir sagen, daß wir Land haben“, so wird uns das Subskriptionen anschaffen.

„Es ist keine große Lüge schließlich,“ sagte Rolleum vertraulich zu Bruder Digwell, „wenn wir eine Zeitlang gesagt haben, daß wir es besitzen, so werden wir es erhalten. Es ist gar keine Lüge. Es heißt nur, die Wahrheit auf sechzig Tage diskontiren.“

So gingen er und Digwell an's Werk und machten einen splendiden Prospektus und Anzeige, letztere eine abgekürzte Ausgabe des ersteren. Dieser Prospektus war ein großer Triumph von Geschäftslügen gemischt mit Körnchen von Wahrheit und in die nöthigen Absätze eingetheilt. Er begann mit einer stattlichen Reihe von Namen: New-York und Rangoon Petroleum-Kompagnie; der ehrenwerthe Abraham Bee, Präsident; Peter Rolleum, Esquire, Vizepräsident; Diddle Digwell, Esquire, Sekretär u. s. w. Mit kalter Unverschämtheit gab er dann eine Liste, überschrieben: „Ländereien und Eigenthum“ — ohne zu sagen „der Gesellschaft“, um einer Verfolgung wegen Schwindels vorzubeugen. Die Liste aber begann mit den Worten: die der Kompagnie einzuverleibenden Ländereien sind folgende; „das ist's genau,“ sagte Rolleum, „keine Lüge hier, auf keinen Fall. Sie sind uns einzuverleiben, wenn wir wollen, gerade eben so bald, als wir dafür bezahlen können.“ Und dann ging die Liste an von Nr. 1 bis 43, und gab in einer Reihe alle die Memoranda, welche Rolleum in dem Oeldistrikt gesammelt hatte, mit den Beschreibungen der Grundstücke.

Der Prospekt sagte, das Kapital der Kompagnie sei eine Million Dollars, in einmalhunderttausend Aktien zu zehn Dollars. „Aber um ein Betriebskapital zu erhalten“, wurden zwanzigtausend Aktien für eine „beschränkte Frist“ zu fünf Dollars offerirt, ohne Verbindlichkeit zu weiterer Einzahlung. Und er fügte, obgleich mit mehr Phrasen, Etwas ungefähr folgenden Inhaltes bei: „Hurrah! Bezahlt schnell! Oder ihr verliert eure Chance!“ Zum Schlusse kamen dann noch viele weise und moralische Bemerkungen über legitimes Geschäft, Interessen der Aktionäre, gewichtige Kapitalisten, ökonomischen Betrieb und derartige Dinge, und er machte einige starke Komplimente an den ehrenwerthen Abraham Bee und die Bevollmächtigten.

Nachdem sie diesen auserlesenen Köder zusammengesetzt hatten, setzten sie ihn in den großen Strom der Zeitungen, um Fische zu fangen. In klaren Worten: mit etwas Kasse und viel Kredit — denn ihre Mittel wollten nicht mehr hinreichen, um nur ihre ersten Anzeigen ganz im Voraus zu bezahlen — brachten sie es zu Stande, ihre Anzeige in einer sorgfältig gewählten Gruppe von ungefähr dreißig der ersten Zeitungen der Vereinigten Staaten während mehrerer Wochen abdrucken zu lassen.

Das ganze Netz war jetzt gewoben, und Rolleum und Digwell kauerten wie zwei hungrige Spinnen in ihren Schlupfwinkel zurück, mit zuckenden Nerven, um das erste Gesumme der ersten Fliege zu hören. Es war natürlich, daß die Spitzbuben in großer Aufregung waren: es war Leben oder Tod für sie. Wenn ein vertrauensvolles Publikum, als Antwort auf ihren Aufruf, freigebig einzahlte, so waren sie gemachte Männer. Wenn nicht, so waren sie, anstatt reiche und angesehene Gentlemen, lächerliche und entlarvte Schwindler.

Nun, sie hatten Glück. So vertrauensvoll, so leichtgläubig ist die große amerikanische Nation — so gläubig und auf die Wahrheit dessen lauernd, was gedruckt, selbst wenn in den Kolumnen einer Zeitung, erscheint — so überzeugt von dem guten Glauben der Männer, deren Namen da in großen Lettern dastanden — daß wirklich innerhalb zehn Wochen die Bursche hunderttausend Dollars in der Bank hatten — ehe sie einen Fuß Land, oder einen Zoll Quelle, oder einen Tropfen Oel besaßen, ausgenommen die drei Flaschen auf dem Comptoirgesimse.

Und dieß ist, wohl zu merken, keine Erdichtung, sondern Punkt für Punkt die wirkliche Gründungsgeschichte der Petroleum-Kompagnie. Dutzende von anderen Petroleum-Kompagnieen sind auf dieselbe, wo möglich noch schamlosere Weise gegründet worden. Einige mögen dann solide Geschäfte geworden sein, andere haben aufgehört und verschwanden, sobald die Gründer eine hübsche Summe für Aktieneinzahlungen zusammengebracht hatten.

Im gegenwärtigen Fall liegt das Resultat noch nicht vor. Die New-York und Rangoon Petroleum-Kompagnie „lebt noch“. Sie soll Land gekauft haben, jedoch ist noch nichts bekannt, daß sie Oel aus ihren Bohrlöchern erhalten hätte. Cirkulare, Prospekte und Anzeigen dagegen sind in einer ungeheuren Anzahl versandt worden. Auch ließ sie ein Porträt und Biographie des ehrenwerthen A. Bee in eine sehr respektable Zeitschrift für 500 Dollars drucken, und in einer anderen Zeitung die Kompagnie bis in den siebenten Himmel hinauf „puffen“, wofür der Redakteur 2000 Dollars in Aktien erhielt. Von einer Dividende hat noch Nichts verlautet. Sollte es eine geben, so würde das nicht viel beweisen. Denn es wird als „geschickter Streich“ angesehen, eine Dividende zu erklären und zu vertheilen, ehe ein Profit erzielt ist, damit die übrig gebliebenen Aktien „wie warme Semmeln“ und zu hohem Kurse verkauft werden. Es verlautet jedoch, daß mehrere der Bevollmächtigten ihre Aktien versilbert haben, um ihren Antheil in's Trockene zu bringen, und daß Mr. Peter Rolleum im Besitz der Baarschaft für die sehr liberale Allottirung, welche er sich selbst für die Mühe, die New-York und Rangoon Petroleum-Kompagnie zu gründen, zutheilte, wahrscheinlich doppelt so reich ist, als er sagt.

Eine sehr allgemeine Spekulation ist, im Oeldistrikt ein Stück Land zu kaufen, dann ein großes Faß, gefüllt mit Petroleum, in aller Stille zu vergraben. Es wird ein Bohrloch gemacht, und plötzlich stoßt man dann auf Oel; je größer das Faß, desto reichlicher fließt dann die Quelle — so lange, bis sich ein Käufer für die „Well“ gefunden hat, worauf dann die Enttäuschung bald folgt. Die Verkäufer sind dann natürlich schon über alle Berge.

Auflösung der in der Auflösung des Rösselsprungs Seite 404 enthaltenen Charade:

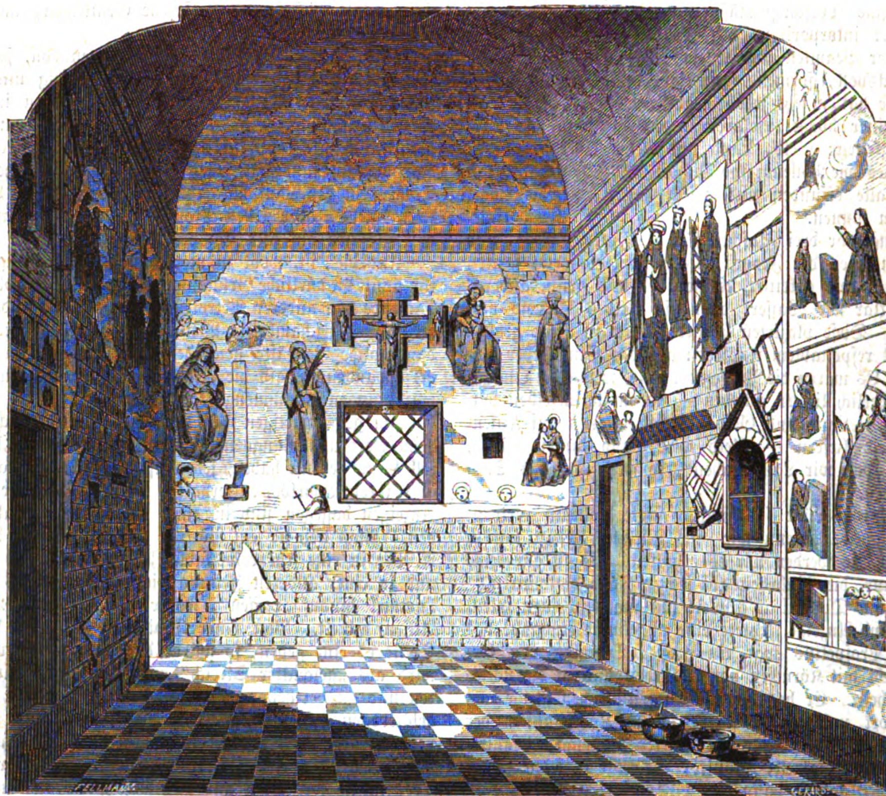
Thorwaldsen.

Eine moderne Schatzgräbergeschichte.

Von

Karl Teschner.

Während der letzten Choleraepidemie machte ein Sträfling im Bagno zu Toulon, welcher im letzten Stadium der Krankheit begriffen schien, seinem Wärter die Mittheilung, daß er an einer gewissen Stelle im Departement der Isère eine Summe von 15,000 Franken, die von einem Raube in Grenoble herrührten, vergraben habe. Da er nun sterben müsse und den Schatz nicht selber wieder heben könne, so wolle er diesen dem Wärter unter der Bedingung überweisen, daß Letzterer einige kleine Legate, welche er verzeichnet habe, davon bezahle. Dabei reichte er dem Wärter ein Stück Papier, worauf eine kurze Beschreibung und ein Plan der Stelle des Schatzes, nebst dem Verzeichniß einiger kleinen Summen enthalten war. Dann fiel der Gefangene auf sein Lager zurück und schien todt zu sein. Der Wärter, selbst ein armer Kerl und ganz außer sich über die nahe Gewißheit, ein wohlhabender Mann zu werden, stürzte fort, um den vermeintlich Gestorbenen dem Hospital zu überweisen, und hatte dann nichts Eiligeres zu thun, als ohne Urlaub — den er in jener bewegten Zeit nicht erhalten haben würde — sich auf den Weg nach dem Isèredepartement zu machen. Unterwegs gingen ihm jedoch die Mittel aus, und als er Marseille erreichte, war er arm wie ein Bettler und todmüde. Es blieb ihm Nichts übrig, als sich dem Wirthe des schlechten Quartiers anzuvertrauen, wo er übernachtete; Beide kamen überein, daß der Wirth den Wärter begleiten, sämmtliche Reisekosten bestreiten und dafür die Hälfte des Schatzes — also 7500 Franken — erhalten solle. Dieß wäre nun allerdings ein sehr angenehmes Geschäft



Das heilige Haus in Loreto. Innere Ansicht. (S. 433.)

gewesen; als aber die beiden Schatzgräber endlich die ungeheure Entfernung bis an die Grenze Savoyens und der französischen Schweiz zurückgelegt hatten, sahen sie ein, daß sie wohl dupirt sein mochten, denn die Beschreibung stimmte nicht im Entferntesten zu. Der Wirth war um sein Geld und der Wärter um seinen Dienst geprellt, denn als er nach unsäglichen Mühen und Entbehrungen nach Toulon zurückkam, ward er selbst wegen Vernachlässigung und Verlassung seines Dienstes in Verhaft genommen. Der Sträfling, welcher ihn angeführt hatte, war ganz wohlauf und hatte nichts im Sinne gehabt, als sich während der Cholera, in welcher traurige Stimmungen sehr gefährlich sind, einen Spaß zu machen; als er aber sah, daß der Wärter, ihn für todt haltend, seine Zelle nur angelehnt hatte, war ihm der Gedanke an Flucht doch zu verlockend gewesen — er hatte die Zelle verlassen und sich irgendwo im Bagno versteckt, war aber doch in der Ausführung seines Fluchtplans gestört worden. Er lachte nun über seinen grausamen Scherz, der einen der „Peiniger" der „Elenden" zu einem Ihresgleichen gemacht hatte.

Räthsel.

Was zu ergreifen, was zu flieh'n
Zeigt meine Erste an,
Kennst Du ihr Streben und ihr Müh'n,
Kennst Du den ganzen Mann.
Die beiden letzten Sylben künden
Den nahenden Besuch Dir an;
Willst Du die Drei zum Ganzen binden,
So deuten sie Besuch Dir an,
Den meinem Ersten unbewacht
Furcht oder Liebe zugedacht.



Das Vöglein.

Aus dem Tagebuch eines Mönches

von

Moritz Hartmann.

Heut' ich aus dem Fenster schaute,
Sah ich, wie ein blaues Vöglein
An die Wand sein Nestlein baute.

Klümplein Erde, Federn, Halme
Trug's herbei und sang zur Arbeit
Gott zu preisen süsse Psalme.

Und ich hielt mich sorglich stille,
Denn das Vöglein nicht zu stören
Bei der Arbeit, war mein Wille.

Und ich träumte, wie am Morgen
Ich ihm Nahrung wollte reichen
Und für seine Armuth sorgen.

Froh vereint mit ihm zu leben
Träumt' ich schon, wenn ich es lockte
Zu des Fensters Gitterstäben.

Aber fühlen meine Blicke
Musst' es, denn es floh von dannen
Und es kehrte nicht zurücke.

Und ich musste selbst mich fragen:
Sind so bös der Menschen Augen,
Dass ein Vöglein sie verjagen?

Kann die Liebe selbst nicht lindern
Ihre bösen Zauberkräfte
Und des Vögleins Angst vermindern?

Und doch ist's das Aug', das saget,
Welches bös' und gute Trachten
Unsre Seele in sich traget!

Darum floh das Vöglein eben;
Denn der Herr hat ihm die Ahnung
Künft'gen Unheils beigegeben.

Liebend hätt' ich sein gepfleget,
Als der Einsamkeit Genossen
Mondenlang vielleicht geheget:

Aber endlich aufgegangen
Wär' in mir der böse Wille,
Und ich hätt' es doch gefangen.

Und in einen düstern Bauer
Hätt' ich's eingesperrt despotisch,
Und verdammt zu ew'ger Trauer.

Wohl dir, dass du fortgeflogen,
Vöglein, in die grünen Wälder,
Denn ich hätte dich betrogen.

Die Förstersbraut von Neunkirchen.

Erzählung von **Otto Müller.**

(Fortsetzung.)

Die „**Förstersbraut**“, wie sie sich selber so oft prahlerisch genannt hatte, wenn sie ihm von der bösen und falschen Leute Neid und Lästerung erzählte, was Der und Die wieder Schlimmes über ihr zärtliches Verhältniß zu ihm geäußert habe, die „Förstersbraut“ sollte ihren Bräutigam nicht ungestraft verrathen, nicht ungestraft einen landesherrlichen Forstbeamten der öffentlichen Verachtung preisgegeben haben! — Hätte er sie jüngst am Altarstein in den Armen ihres alten Buhlen todtgeschossen, ihr junges heißes Sündenblut wäre nimmer im Stande gewesen, seine Rache zu kühlen, denn sie hätte ja nicht einmal den Tod gefühlt, noch Den mit einem Blick gesehen, der ihn ihr anthat. — Nein! Nein! So leicht sollte sie nicht von ihm loskommen, so glücklich, gleichsam mitten im Triumph ihrer blutjungen Sünde, sollte sie nicht zur Hölle fahren! Willbald hatte es lange nicht so gut mit ihr vor; aber einstweilen genügte ihm noch das wollüstige Rachegrübeln, das schauerlichsüße geheimnißvolle Spielen mit einer kleinen silbernen Kugel, die er sich einst durch einen Meisterschuß auf einen Zwölfendener von einem hochfürstlichen Treibjagen heimgeholt hatte, es genügte ihm, wie dem lechzenden Wanderer in der brennenden Sandwüste schon die Nähe der grünen Oase und ihrer erquickenden Quellen genügt.

Ja, er suchte sogar, seitdem ihm die Welt unaufgefordert den Dienst erwiesen hatte, sich allerorten auf's Lebhafteste für ihn zu interessiren, den Verkehr mit alten und neuen Bekannten wieder auf, und wo es eine Kegelbahn oder sonst einen Zusammenkunftsort gab, an dem er Gesellschaft zu finden sicher war, kam der Waldsonderling von Neunkirchen jetzt unaufgefordert hin, war heiter mit den Heiteren, und Niemand merkte ihm einen Gram, eine Verstimmung an. Mitunter ließ er sich sogar von einer wilden Lustigkeit fortreißen, wußte vortrefflich in den nicht immer gerade sehr feinen Ton der jungen und alten Herren einzustimmen, ja sogar in's „Kasino“ der Amtsstadt ließ er sich aufnehmen, obwohl es dem jungen Forstmann mit dem gewinnenden Aeußern nicht an geheimen Gegnern fehlte, die ihn überall lieber, als bei ihren Tänzen und Gesellschaftsspielen gesehen hätten. Denn gar bald gab's mehr als eine gefeierte Schöne, die es ihren seitherigen Verehrer deutlich merken ließ, daß ein „neues Element“ in die oft von trostloser Langeweile starrende Gesellschaft gekommen sei, und Willbald legte es sogar recht absichtlich darauf an, bald mit diesem, bald mit jenem jungen Frauenzimmer in's Gerede zu kommen.

Daß seine romantische Liebschaft mit einer Wilddiebstochter, welche ihn schließlich mit einem Korbe heimgeschickt, ihm hierbei nicht im Wege stand, daß manches empfindsame Herz diese Geschmacksverirrung jetzt ungleich milder und nachsichtsvoller beurtheilte als früher, sei hier nur im Vorbeigehen angedeutet. Willbald erreichte durch seine Rückkehr zu vernünftigen Grundsätzen, was er beabsichtigt, daß nach einiger Zeit Niemand mehr an die vielbesprochene Geschichte dachte, Niemand mehr daran zweifelte, es sei ihm gewiß in vielen Stücken bitter Unrecht geschehen, ohne krasse Uebertreibungen hätte ein so alltäglicher Fall unmöglich diesen Rumor verursachen können.

Nur zwei Augen vermochte er jetzt nicht mehr so leicht wie früher über den wahren Zustand seines Inneren zu täuschen, die der Mutter, welche ihn freilich auch genauer kannte, als alle anderen Menschen. Je mehr sie ihn in seiner neuen Metamorphose beobachtete, um so gewisser wurde es ihr, daß er mit ihr und den anderen Menschen ein verdecktes Spiel treibe, daß diese plötzliche Antheilnahme an den flüchtigen Zerstreuungen der Welt nur eine künstliche sei, um dahinter den Riß in seinem Innern zu verbergen. Denn anders konnte sie sich dieses düstere Hinbrüten, wenn er sich unbeachtet glaubte, diese tiefe Melancholie, wenn er allein war, nicht mit der Art und Weise zusammenreimen, womit er beim geringsten Anlaß in die gegentheilige Stimmung gerieth, als wenn ihn mit Einmal die unbedeutendsten Vorgänge in Dorf und Stadt auf's Lebhafteste interessirten, er, der sonst gerade diesem hohlen kleinlichen Leben, diesen klatschsüchtigen Cirkeln, diesen rohen und geistlosen Wirthshausspäßen so herzlich gram gewesen war.

Wie sie ihres Sohnes Gemüthsart kannte, kostete ihn dieses neue Leben gewiß die schmerzlichste Selbstüberwindung; mithin mußte es irgend ein wichtiges Motiv sein, das ihn hierzu bestimmte, wenn er nicht wirklich ganz und gar durch die letzten schrecklichen Katastrophen allen inneren Halt verloren hatte, weßhalb er sich in seiner trostlosen Herzensöde jedem Eindruck, jedem Einfluß von Außen überließ, der ihn sein Unglück vergessen machen konnte.

Daß Frau Kathel durch solche Beobachtungen oft in schwere Sorgen gerieth, brauchen wir nicht zu sagen. Aber am Meisten beängstigte sie doch die kalte Art, womit er zuweilen von seiner Liebe wie von einer ganz leichtfertigen Tändelei redete und der Margold ironische Lobsprüche ertheilte, daß sie ihn verhindert habe, ihre schwarze Tollkirsche in seinen Garten zu verpflanzen. Als sich daher die Kunde im Dorfe verbreitete, die Marilene werde nun doch den reichen alten Wittwer aus der lindenfelser Mühle heirathen, der bereits der Mutter Jawort habe, fiel der Försterin sonderbar ein schwerer Stein auf's Herz, und sie hatte Tag und Nacht keinen anderen Gedanken mehr als den einen: „Wär' sie doch nur schon zum Dorf hinaus! Wär' sie doch nur schon aus seiner Nähe fort!“

Denn daß Willbald sich aus dieser Neuigkeit so gar Nichts machte, ängstigte sie noch mehr als der unheimlich irre Blick, womit er dabei in's Leere starrte, als die trockene Bemerkung, nun wisse er auch, von wem die schönen Kleider herrührten, sie sei gewiß schon damals mit dem Müller im Reinen gewesen.

„Großer Gott, Willbald, das sagst Du Alles so ruhig und gelassen, als wär's Dir selber niemals ein rechter Ernst um sie gewesen!“ rief Frau Kathel erschrocken.

„Werd's doch nicht dem bunten Kiesel schuld geben, daß ich ihn in meiner Verblendung für einen rechten Edelstein hielt!“ versetzte er kalt lachend. „Ach, glaub' Sie's doch, liebwerthe Frau Mutter, ich gönn' ihr den Müller, wie ich ihm die Dirne gönne, aber des Müllers arme Kinder möcht' ich, wenn's in meiner Macht stünde, vor einer solchen Mutter bewahren!“

*

Marilene hatte sich seit den bekannten Vorgängen so selten als möglich im Dorfe blicken lassen, als wenn die sonst so kecke Dirne mit dem unbändigen Sinn eine Scheu vor allen Menschen bekommen hätte! Dennoch schien es, als sei sie, das ärmste und verworfenste Geschöpf zugleich, nun einmal dazu bestimmt, durch ihr unberechenbares Wesen, ihre excentrische Handlungsweise beständig das ganze Dorf in Athem zu erhalten; denn nach einiger Zeit hieß es allgemein, auch mit dem lindenfelser Müller sei's aus und vorbei, sie wolle ihn schlechterdings nicht heirathen, so viel auch ihre Mutter und die Steingötterin in sie drängten, doch die reiche Partie nicht aufzugeben; der Müller sei ihr zum Ekel, sie wisse selber nicht, warum sie ihn nicht mehr möge.

Und in der That schien der wilde zuchtlose Geist in ihr plötzlich wie von einer unbekannten Gewalt gebändigt, schien das leichtsinnige Mädchen an seiner eigenen Unnatur und Verwegenheit irre geworden zu sein, als wenn ihr irgend ein mitleidiger Engel den Weg aus dem furchtbaren Labyrinth ihrer Sünde und Entartung gezeigt, als wenn auch in diesem kalten, falschen, empfindungslosen Herzen ein Strahl der ewigen Wahrheit gezündet hätte!

Denn man sah sie meist traurig und niedergeschlagen auf einsamen Wegen gehen; alle Lebendigkeit und wilde Ungebundenheit war aus ihrem Wesen verschwunden, ihre glänzenden Augen trübte der Ausdruck einer tiefen Schwermuth, und hatte ihr Gesicht schon früher wenig Farbe gehabt, so zeigte es jetzt eine krankhafte Blässe, während ihr Gang seine Leichtigkeit, ihr schlanker Körper seine jugendliche Frische und Elastizität verloren hatte.

„Die Reue zehrt ihr am Herzen," sagten die Leute und mochten damit beinahe das Richtige getroffen haben. Denn Marilene wurde von Tag zu Tage verzagter, saß oft stundenlang, die Hände schlaff in den Schooß zusammengelegt, an einem Raine, einem Haideplatz und starrte, als wenn sie einem unbegreiflichen Räthsel ihres Inneren nachdächte, kummervoll vor sich hin, grüßte nur mit stummem Kopfnicken die Vorübergehenden, und bloß gegen kleine Kinder zeigte sie noch das alte lebendige Wesen.

Auch hatte sie häufig solch' ein kleines Geschöpfchen, das zweijährige kranke Kind ihrer Nachbarin bei sich, dem sie sich mit einer Sorgfalt und Geduld widmete, als wolle sie's mit der ganzen Fülle einer unendlichen Liebe überschütten, als sei ihr Herz nicht weit und groß genug für alle die Zärtlichkeit und Hingebung, die sie ihm erzeigen möchte. Sie trug das Weinende stundenlang unter einem schattigen Baum auf und ab, und wenn es endlich eingeschlummert war, saß sie wieder stundenlang da und verwandte keinen Blick von seinen kranken Zügen.

Sonst hatte sie kein anderes Geschäft, keine andere Bemühung, als wie sie dem jungen Förster ausweichen wollte, den sie nur von ferne zu sehen brauchte, und sie fuhr gleich einer verscheuchten Hindin in die Höhe, sprang, wenn es sein mußte, über breite Gräben, stürzte sich mit der alten Wildheit in's nächste Dickicht, oder lief in's Haus, wo sie sich so lang im dunkelsten Winkel des Ziegenstalls versteckt hielt, bis das Klopfen ihres Herzens, das Zittern ihrer Glieder aufhörte und sie dachte, jetzt sei er schon weit genug weg!

Hatte sie einen Gang in's Dorf zu machen, zum Bäcker, zum Weber oder an den Brunnen, so wartete sie entweder die Dunkelheit ab, oder sie schlüpfte durch die Gärten und Höfe hinter den Häusern her wie eine herrenlose Katze, die sich nirgends sicher fühlt. Nachts aber, wenn das ganze Dorf in festem Schlummer ruhte, Nichts mehr sich regte, als die Wetterfahne auf dem Kirchthurm oder das Wasser in der Brunnenröhre, da schlich sie, die Mutter mochte schlafen oder wachen, mocht' es ihr wehren oder nicht, wie von einer heißen Fieberglut in ihren Adern fortgetrieben, hinaus aus der Hütte, suchte im tiefsten Schatten den Weg bis zum Försterhaus, erkletterte die weitgeästete Linde an der Kirche und sah stundenlang, von ihren Zweigen verdeckt, nach seinem Fenster hinüber. Nicht der leise niederrieselnde, nicht der strömende Regen konnte sie von diesem Platze vertreiben; erst wenn die Hähne den Morgen ankrähten, verließ sie ihren luftigen Sitz und kehrte in ihre Hütte zurück, oft frostdurchschauert, oft durchnäßt bis auf die Haut, mit triefenden Haaren und zitternden Gliedern. Die Mutter mußte zum Lohne ihrer Bosheit das Werkzeug ihrer Rache langsam hinkranken sehen, und war's auch keine Krankheit mit körperlichen Schmerzen, so war's dafür eine Krankheit der Seele mit stillem Grämen, die sich in Reue und Sehnsucht verzehrte, mit derselben unbändigen Leidenschaft, die sonst ihre anderen Empfindungen beherrscht hatte.

Nur die Margold und die Steingötterin kannten des Mädchens traurigen Gemüthszustand und wußten die eigentliche Ursache desselben. Immer weiter entfernte sich Marilenens Gefühl von ihrer Mutter, immer erbitterter setzte sich in ihrem verzweifelnden Herzen ein grenzenloser Haß gegen die abscheuliche Landbötin fest, der sie die Hauptschuld an ihrem Unglück beimaß. — „Ihr Willbald" war ihr einzig Gebet, und wie ein von wüstem Unrath und häßlichen Götzenbildern gereinigter Altar erhob sich ihr Herz zu anderen Gefühlen, wurde ihre Liebe unter dem Nachhall der vergangenen glücklichen Zeit wirklich das, was sie früher dem jungen Förster nur vorgeheuchelt hatte, das treue Echo seines eigenen Herzens, der gleich reine sehnsuchtsvolle Glockenton, den er in ihrer jungen Brust angeschlagen und der so spät erst — ach, so spät darin nachhallte!

Was aber die Margold und ihre einäugige Vertraute nicht wußten, das sagte sich Marilene bei jeder Erinnerung an Willbald, daß der Moment, in dem ihr in ihrer sündhaften Verirrung der Himmelsstrahl der wahren Liebe in's treulose Herz fuhr, der nämliche gewesen, wo sie den verrathenen Geliebten dort oben am Altarstein in schwindelnder Höhe auf dem Aste der Weißbuche stehen sah, einem Racheengel gleich, dessen bloßer Anblick sie zermalmte, weil er ihre verlorene Seele nun in ihrer ganzen häßlichen Mißgestalt erkannt hatte.

„O hätt' er mich doch da gleich todtgeschossen und der elende Müller hätte mich blutend zu seinen Füßen müssen liegen sehen!" war der beständige Klagerefrain, so oft sie dieses Augenblicks gedachte. Aber vergebens war dieß schmerzliche Sehnen, dieß beständige Wiederholen eines und des nämlichen Wunsches; die Liebe, die sie so furchtbar verleugnet und verrathen, sie strafte sie nun dafür durch ein ewig ungestilltes Sehnen, durch ein ewig Rückwärtsschauen nach ihrem verlorenen Paradiese!

In diesem brennenden Verglühen verfiel ihr krank Gemüth, das von seinem Weh wie von seinem letzten Lebensbalsam zehrte, auf allerhand Scheintröstungen, welche ihm einen Ersatz für sein hoffnungsloses Leben gewähren sollten. Sie schmückte die Orte im Walde, wo sie einst mit dem Geliebten glücklich gewesen, mit grünen Epheukränzen; sie suchte die Blumen, von denen sie wußte, daß sie ihm besonders werth waren, band sie in Kränze und Sträuße zusammen und legte diese heimlich Nachts auf seines Vaters Grab. Ja, bald war dieses Grab ihr einziger Freund, dem sie ihren Kummer, ihre Reue anvertraute, mit dem sie plauderte wie mit einem Lebenden, mit dem sie betete wie mit einem Engel des Trostes, der Erhörung. — Die alte Försterin weinte oft die hellen Zähren, wenn sie Morgens hinauskam und den Grabhügel ihres Seligen schon wieder von der guten unbekannten Hand mit Waldblumen geschmückt fand; doch vergebens rieth sie von einem zum andern Menschen im Dorfe, dem sie so viel Liebe, so viel zarten Sinn und Mitgefühl hätte zutrauen mögen, ihr, der trauernden Wittwe, diesen Trost zu bereiten. Sie wußte Keinen; aber je öfter sie die frohe Rührung erlebte, um so inniger segnete sie dafür die unbekannte Person, um so lebendiger empfand ihr einfaches Herz den Trost, den eine so vollkommen uneigennützige Theilnahme gewährt.

*

So war der Herbst herangekommen, dieser vorzüglichste Landschafter für den Odenwald, wie ein Tourist treffend bemerkt. Die Wälder färbten sich mit ihren prächtigsten Farben, und das ganze Gebirge mit seinen Höhenzügen glich im Glanze der Morgen- und Abendsonne einem einzigen meilenweiten Blumengarten, so bunt prangten die wälderbedeckten Berge in ihrem braunrothen und purpurnen, ihrem lichtgrünen und goldenen Blätterschmuck, wobei selbst noch die dunklen, einförmigen Nadelholzwaldungen einen dem Auge wohlthätigen Ruhepunkt in diesem blendenden, zauberischen Farbenspiel bildeten.

Besonders auf der Neunkircher Höhe ist die Aussicht an einem hellen Herbsttage eine unbeschreiblich schöne und großartige. Zu unsern Füßen liegt der Odenwald mit seinen Bergen und Thälern, seinen Bächen, Felskuppen und Burgruinen. Darüber hinaus verliert sich der Blick in's Unendliche. Die Vogesen, der Donnersberg, der Taunus und die Wetterau, der majestätische Rhein mit den Domen von Worms, Mainz und Speyer erscheinen dem Auge, und weit und schimmernd wie ein von durchsichtigem Silbergewölk bedecktes Feenland öffnet sich die Ebene bis nach Frankfurt hinunter.

Aber wir wollen uns mit der Beschreibung dieser himmlischen Gegend nicht länger aufhalten, als eben genügt, um uns den Gegensatz zwischen der schönen freien Gottesnatur und dem, von verschuldetem und unverschuldetem Mißgeschick heimgesuchten Menschenleben zu vergegenwärtigen; als eben genügt, um uns die Stimmung klar zu machen, in der Willbald an einem solchen sonnigen

Herbstmorgen dort oben auf der Höhe bei seinem Dorfe stand und düsteren Blickes, das Herz von unsäglicher Bitterkeit und Muthlosigkeit erfüllt, in diese herrliche Gotteswelt hineinstarrte, ohne auch nur einen tröstlichen und erheiternden Eindruck davon zu empfangen.

Er war am gestrigen Abend im Herrenkränzchen der benachbarten Amtsstadt gewesen, wo es zwischen ihm und mehreren jüngeren Beamten, die längst auf seine Erfolge bei den hübschen Damen eifersüchtig geworden, endlich zu einem Auftritt kam, der aus einem leidenschaftlichen Wortwechsel zu einem offenen Skandal führte, ganz so, wie es die noble Clique dieser Schreibstubenhelden angelegt hatte. Denn wie aus einem Munde schrieen plötzlich, da Willbald seinen Beleidiger kurz und würdevoll zurechtweisen wollte, drei, vier brüske Gesellen, er habe kein Recht, sich in ihre Gesellschaft einzudrängen, hier herrsche ein feiner gesitteter Ton; wer sich bei einer Wilddiebstochter, die wie eine Zigeunerin das Land durchstreife, einen Korb geholt habe, den brauche man nicht in gebildeten Kreisen zu dulden!

Zwar fand der junge Förster alsbald auf diese entsetzliche Kränkung hin den Beistand aller wirklich gebildeten und anständigen Herren in der Gesellschaft; die Beleidiger, noch dazu dem Subalternstand angehörende Schreiber, wurden aus dem Saale gewiesen und noch in Willbald's Gegenwart deren Ausschließung aus dem Kränzchen einstimmig beschlossen; aber das furchtbare Wort, und in ihm das vernichtende Verdammungsurtheil der Welt, war damit doch vor seinem reizbaren Gefühle über seine Ehre, seine bürgerliche Stellung gesprochen, und Willbald hätte den Rheinstrom, wie er dort drüben silbern durch die Ebene flutete, durch seine wunde Brust leiten mögen — diesen Schimpf würde er doch nicht abgewaschen, dieses glühende Brandmal nimmermehr gekühlt haben!

Vergebens kämpfte er mit immer matteren Schlägen seines verwundeten Herzens, mit immer schwächeren Vernunftgründen seines erschütterten Geistes gegen die schwarze Dämonenschaar an, die in seinem Blute, seinem Hirne rumorte. Die schrecklichen Erlebnisse und Erinnerungen der letzten Zeit wälzten sich wie ganze Berge des Odenwaldes auf seine Seele, begruben ihn lebendig im Sturze donnernder Granitfelsen, Niemand rettete, Niemand bemitleidete ihn!

Da lag die Welt in ihrem glänzenden Lichte weit ausgebreitet zu seinen Füßen, da sah er die friedlichen Wohnsitze von tausend glücklichen Menschen, da rauschte hinter ihm sein alter Wald, der treue Freund seiner Jugend, der verschwiegene Zeuge seines kurzen Wonnetraums, und er war elender, war verlassener und betrogener als je zuvor; der brave Vater todt durch seine Schuld, die lebensfrohe Mutter von Gram niedergebeugt durch die nämliche Schuld, und er selber das verachtete, verhöhnte Opfer gemeinsten Betrugs, ihm mitgespielt von einer verrufenen Wilddiebstochter!

Da, in diesem furchtbaren Seelenschmerz, wo es schon wieder in seinem Kopfe wie kochend Blei zu glühen anfing, daß er meinte, die Hirndecken sollten ihm auseinander springen, kam ihm wie ein dunkler Prophetenlaut aus einer unbekannten Geisterwelt das letzte Wort seines Vaters in den Sinn, welches dieser in der Sache gesprochen: „Man soll sie ausrotten zusammt ihrer Brut!“ — Und plötzlich wie in einer Taumellust ergriff der Unglückliche im Moment, wo er's dachte, auch schon den Vorsatz zur Ausführung!

Noch ein Moment — und aller Schmerz war aus seinem Kopfe, alles Weh aus seiner Brust verschwunden; er legte die Hände zusammen, wie um zu beten oder einen furchtbaren Racheschwur zu stammeln, und erschrak über die eisige Kälte, womit eine Hand die andere anfühlte, als sei er schon todt, als stünde er schon, ein kaltblütiger Mörder, vor seinem ewigen Richter! Ungeachtet des warmen hellen Sonnenscheins, in dem er stand, durchfröstelte es ihn doch ein über's andere Mal, der Sonnenschein selbst kam ihm nur wie ein bleicher Glast vor, wie das Licht von einem erkälteten Planeten, der vergebens die gleichfalls erstarrte Erde zu erwärmen sucht, und wohin er auch den Blick wandte, um eine Veranlassung dieses plötzlichen Temperaturwechsels in der sonnigen Atmosphäre zu entdecken, überall hatte er den nämlichen Eindruck eines unbegreiflichen tödtlichen Vorgangs in der Schöpfung, und aus den hellsten Farbentönen der Natur starrte es ihn an wie erborgtes Leben, wie gemalter Coulissenglanz.

Denn in seiner Sinnestäuschung nahm er, was in seinem Innern vorging, für eine Erscheinung des äußern Lebens, nahm die Eiseskälte, die ihn von Innen anhauchte, für eine Einwirkung von Außen, ganz so, wie der von Fiebergluten verzehrte Mensch sich einbildet, die ganze Welt stünde rings um ihn in lichten Flammen!

Erst als er das heimatliche Dorf zur Seite erblickte, als er das Vaterhaus, die Kirche erkannte, fand er sich wieder in der Wirklichkeit zurecht, und schon ruhte auch sein Blick wie festgebannt auf der letzten Hütte, ganz unten am Ende des Ortes, dort wo meist nur Auszügler wohnten, arme Leute ohne eignes Obdach, eigne Feuerstelle!

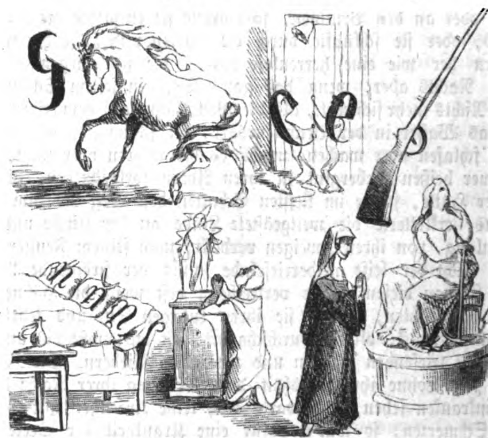
Vom erhöhten Platze aus, auf dem er, von Steinen und Buschwerk verdeckt stand, konnte er gerade in's Gärtchen der Margold hinabsehen, und schon beim ersten Blick erkannte er die Gestalt Marilenens, die eben über den Steg des hinter ihrem Garten vorbeifließenden Bächleins schritt, sich erst sorgfältig nach allen Seiten umschaute und dann flüchtigen Fußes über den hügeligen Anger dem nahen Wald zulief, gleich als wenn sie ihm wie sonst in die Arme eilen wollte! Aber sie wandte sich mehr rechts, in der Richtung nach dem Distelhügel, oder vielleicht wollte sie auch ihren Lieblingsplatz, die kleine Waldwiese besuchen, dort wo in einem Sumpfmoor ein dunkles Wasser stand, daneben eine einzelne alte Haidebirke.

Er verfolgte ihren Lauf mit dem Blicke, bis die schlanke Gestalt im Walde verschwand, worauf er nach einigem Zögern, ohne sich eines klaren Vorsatzes bewußt zu sein, langsamen Schrittes ihr nachging, etwa bis zur Stelle, wo er sie zuletzt gesehen hatte.

Hier setzte er sich zuerst wie erschöpft auf einen Stein nieder, nahm dann sein Jagdgewehr von der Schulter, zog langsam die Schrotladung heraus, ließ eben so langsam eine kleine silberne Kugel in den Lauf rollen, auf die er dann einen Papierpfropf setzte, Alles mit dem träumerischen Wesen eines Menschen, der sich in seinem gewohnheitsmäßigen Beruf nur schwer einer Schlaftrunkenheit erwehren kann, welche ihm Willen und Gliedmaßen lähmt. Dann schlug er die Richtung nach der Waldwiese ein, und es war ihm dabei zu Sinne, als schwebe eine dunkle Luftgestalt vor ihm her und er müsse ihr nothwendig folgen bis hinab in ihre Schattenwelt!

(Schluß folgt.)

Bilderräthsel.



Auflösung des Rösselsprungs Seite 416:

Hin und her im bunten Zickzack,
Rechts, links, auf und ab zu fliegen,
Vorwärts jetzt, dann wieder rückwärts
Springen — das ist mein Vergnügen.
Aber magst Du meine Sprünge
Auch noch so verworren halten:
Sieh' das Ganze an und sage:
Kann sich schön're Form gestalten?



Jack mit der Laterne wird in Haft gegeben. (S. 443.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von W. Smith.

(Fortsetzung.)

33. Die feindlichen Brüder.

Bekanntlich hatten Harry und Sim sich vergeblich bemüht, Jack mit der Laterne wieder aufzufinden. Sie vermutheten, es sei ihm ein Unglück zugestoßen, blieben aber damit der Wahrheit sehr fern. Am Tage nach Jack's Ausweisung aus seinem Logis in Short's Gardens benutzte dieser den letzten, geringen Rest seines „Honorars", sich in dem schlechtesten Fusel zu betrinken. Es gibt für Personen seiner Art in dergleichen Lebenslagen eine Formel, unter deren Aegide sie das Trinken hinreichend zu entschuldigen glauben — sie trinken „aus Desperation". Jack mit der Laterne war zwar an und für sich ein leidenschaftlicher Liebhaber von Spirituosen, in diesem Falle aber hatte wirklich die Desperation ihren Antheil an seiner neuen Ausschreitung: eine Art von Kummer und Gewissenspein über seine Unfähigkeit, den Knaben zu helfen, trieb ihn, im Zustande der Trunkenheit Alles in und um sich zu vergessen.

Zufällig war er, als sein Zustand sich bis zur völligen Betäubung gesteigert, in der unmittelbaren Nähe eines Hotels in Coventgarden niedergesunken, an dessen Thür ein eleganter Reisewagen bereit stand. Es liefen mehrere Menschen zusammen, um den Betrunkenen zu begaffen, und in diesen Augenblicken trat aus der Thür des Hotels ein etwas dicker Herr, ungefähr in Jack's Alter, der in den bereitstehenden Wagen steigen wollte. Vorher aber nahte er, durch die Menschenmenge aufmerksam geworden, sich ebenfalls dem Betrunkenen. Unmittelbar darauf stieß er einen halb unterdrückten Ruf der Ueberraschung aus; er erkannte in dem Daliegenden einen ehemaligen Universitätsfreund und Zechgenossen und befahl seinem Kutscher, näher zu fahren, worauf er mit Hülfe einiger Umstehenden den Bewußtlosen in seinen Wagen brachte. Sitzen konnte Jack nicht; er ward auf den Boden des Wagens gelegt, mit dem Oberkörper an einen Sitz gelehnt, und der Wagen rollte von dannen, Kopfschüttelnde zurücklassend, welchen die Handlungsweise des Gentleman doch ein zu räthselhaftes Mitleid war.

Der Gentleman fuhr auf ein Landgut, etwa vier Stunden von London entfernt. Unterwegs versuchte er zwar mehrmals, den Betrunkenen zu wecken, diese Mühe war indeß vergebens; er langte auf seinem Landsitze an, ließ den Trunkenen in ein Badezimmer tragen, auskleiden, waschen, mit einem feinen Hemd versehen und in ein Bett legen. Ueber diesen Manipulationen erwachte zwar Jack, war aber doch noch so betrunken, daß er nur unzusammenhängende Worte ausstieß und willenlos Alles mit sich geschehen ließ, was der räthselhafte Wohlthäter anordnete. Erst nach einem tiefen Schlafe kam Jack wieder zur Besinnung; er richtete sich im Bett auf und blickte fast erschrocken um sich. Er sah sich ausgekleidet, umgeben vom weißesten Leinen, in einem eleganten Gemach, durch dessen hohe Fenster die Abendsonne fiel. Vor ihm stand ein Gentleman in feinem türkischen Schlafrocke, ein gesticktes Baret auf dem bärtigen Kopfe, eine lange Pfeife im Munde. — „Heda, alter Junge, bist Du endlich wieder bei Dir?" rief der Gentleman jovial. „Ja, Du meinst, bei Dir bist Du wohl, aber doch durchaus nicht bei Dir. Weil Du wieder zu Dir gekommen bist, fühlst Du Dich ganz außer Dir, wie? Kennst Du Deinen alten, treuen Toper Topham nicht mehr?" — Jack's Antlitz verklärte ein dankbares Lächeln, er streckte beide Hände gegen seinen Wohlthäter aus. — „Toper Topham!" rief er, in etwas gedrücktem Tone. „Ja, Du bist's, edle Seele! Du hast mich aus dem Pfuhle in einen Pa-

radiesgarten versetzt. Es ist mir zu Muthe, als hätte sich die Märchenwelt des Orients um mich verwirklicht. Was hat das Alles zu bedeuten?" — „Gar nichts, alter Junge. Die Sache ist sehr einfach. Du wurdest mir bei meiner heutigen Anwesenheit in London von Seiner Gnaden dem Gotte Bacchus in einer Weise empfohlen, daß ich nicht umhin konnte, Dir ohne Deinen Willen meine Equipage zu offeriren und zu oktroyiren; mit einem Worte, lieber Freund, in gutem oxforder Kneipjargon ausgedrückt: Du warst kannibalisch besoffen und gabst nahezu eine Unterlage für die trampelnden Beine des londoner Mob ab. Bist Du oft in solcher Situation gewesen? Oder vielmehr nein, die Frage war dumm, weil sie indiskret war. Lass' uns nicht mehr davon sprechen. Du erinnerst Dich, daß ich auf Oxford selber selten eine Nacht ganz nüchtern zu Bett gegangen bin, und dieß ist nach Oxford nicht viel anders geworden; aber was zu viel ist, das ist zu viel. Man soll nicht saufen, das sei Dein kategorischer Imperativ! Du erinnerst Dich, daß Du in besseren Tagen mir wohl hundertmal mit kleinen Anleihen — die wieder zu bezahlen ich oft vergessen — aus der Verlegenheit geholfen und bei lustigen Kneipereien für mich gezahlt hast. Es ist also lediglich meine verdammte Schuldigkeit, wenn ich jetzt, wo Du, wie mir scheint — Du darfst mir das nicht krumm nehmen! — nicht auf Rosen gebettet bist, meine alten Verpflichtungen erfülle. Das bescheidene Haus, worin Du Dich, in Folge meines coup de surprise, befindest, ist mein eigen. Eine alte Tante hinterließ mir 12,000 Pfund, und damit habe ich mir eine bescheidene Existenz gegründet. Ich habe aber auch ein Geschäft, welches mich zu mancherlei Reisen nach dem Kontinent nöthigt; ich bin Agent für irgend eine Sache. Vor der Hand also bist Du herzlich gebeten, mein Gast zu sein. Kleider findest Du, denke ich, in meiner Garderobe in Fülle. Sieh' Dir dieß Leben ein wenig an und betrachte Dich ganz wie zu Hause."

Jack war für die nächsten Tage ein zufriedener Mensch, er bekam gute Kleider, unterhielt sich mit Toper Topham — der studentische Spitzname seines Freundes —, über seine Verhältnisse, seine Familie u. s. w., aß und trank sehr gut und begleitete den Freund auf kleinen Ausflügen zu Fuß und zu Wagen. Dieser Zustand währte jedoch nicht lange. Jack merkte wohl, daß Toper Topham trotz der Zartheit, mit welcher er ihn behandelte, eine Kur mit ihm durchführen wollte: er redete ihm ein- für allemal aus dem Sinne, nach London zu gehen. London sei für ihn die Hölle. Zweitens verbannte er aus seinem Hause alle gebrannten Wasser. Nur eine Flasche Rothwein kam jeden Tag auf den Tisch. Drittens ließ er nicht ab, Jack zu einer noblen geistigen Beschäftigung anzutreiben. Er rieth ihm linguistische Studien an und versorgte ihn dazu mit ausreichendem Material.

Alles dieß versetzte den Laternjack in eine Sphäre, der er sich längst vollkommen entwöhnt hatte. Bald fühlte er sich ungeheuer vereinsamt, gedrückt durch die Abhängigkeit von der Güte eines Freundes, sehnte sich nach einem Glase echten Brandy und nach der londoner Hölle. Nach etwa drei Wochen, als Toper Topham eine sechstägige Reise antreten mußte, schrieb Jack einen Brief, den er für seinen Freund zurückließ und ging nach London zurück. Bald war er wieder der alte excessive Trunkenbold, von dem es nur Wunder nahm, daß er nicht in die Hände der Polizei fiel und in's Gefängniß kam. Aber auch dieß Verhängniß sollte über ihn kommen.

Es war in den ersten sonnigen Märztagen, als Jack schon am frühen Morgen in einer obskuren Kneipe eines Seitengäßchens unfern der Oxfordstreet mit Squib und Paul bei der vollen Branntweinflasche saß. Diese beiden literarischen Rivalen waren in mehreren Fällen durch Jack's Schauerprodukte, wie sie in London unter den krassesten Titeln täglich massenhaft erscheinen, so vollständig ausgestochen worden, daß sie sich heimlich verschworen hatten, ihm einen Streich zu spielen. Ihre Freundschaft war immer nur auf Selbstsucht und Heuchelei gegründet. Sie verfuhren bei ihrem Rachewerk systematisch. Jack's Liebe zum Trunk kam ihnen zu Hülfe. Sie thaten ihm verschiedene Male einige Tropfen Extrakt von Hyoscıamus in den Branntwein — toll sollte Jack im Kopfe werden, das war ihre teuflische Absicht.

An dem in Rede stehenden Morgen steigerte sich Jack's Trunkenheit allmälig bis zur Raserei; er trank und trank, brüllte dabei wilde, obscöne Lieder und lief endlich in höchst aufgeregtem Zustande auf die Straße. In der Regel mied er sonst, auch wenn er stark betrunken war, die belebteren Hauptstraßen; das war ein Instinkt, der ihn lange vor der Polizei rettete. Dießmal aber rannte er, schnaufend und singend, direkt nach der Oxfordstreet. Die Meisten der ihm Begegnenden wichen scheu aus. Das Unglück wollte, daß Miß Beenie M'Alpine, unsere stark feudalistisch gesinnte Schottin, in halb komischem Frühlingshabit, einen seltsam aufgestutzten Hut mit den drei nationalen Adlerfedern auf dem Kopfe und einen grellfarbigen Sonnenschirm in der Hand, neben Lena, die sie begleitete, über das Trottoir ging. Die Schottin in ihrer seltsamen Tracht und mit dem stark schattirten Schnurrbarte kam dem Betrunkenen so lächerlich vor, daß er sie in's Auge faßte, gegen sie taumelte und sie einer Verwechselung auf Kosten des schönen Geschlechts beschuldigte. — „Sie sind ein Mann," rief er. „Man sieht's an Ihrem Barte — was thun Sie in der Weibertracht? Mir kommt diese Tracht zu — mir der allerliebste Hut, das Vogelnest mit den vereinsamten Federn — mir diese Engelsflügel von einem Shawl — so — und so!" Er entriß der Erschrockenen Hut, Shawl und Schirm, bekleidete sich selbst damit und reichte der Schottin seinen zerknitterten Cylinder. Diese schrie auf, Lena eilte todtenbleich vor Schrecken in den nächsten Verkaufsladen. — „Was schreien Sie?" lallte Jack. „Sehen Sie nicht, daß mir das viel besser steht, sehen Sie nicht an mir die zarten Gefühle?" — Miß M'Alpine schrie: „Polizei! Polizei!" Zufällig war kein Konstabel in der Nähe, wohl aber sammelten sich um den maskirten Trunkenbold eine Menge theils entsetzter, theils lachender und johlender Menschen.

Jetzt trat aus demselben Verkaufsladen, in welchen Lina geflüchtet war, ein Gentleman, dem eine Dame am Arme hing. Unfern der Stelle hielt ein Wagen, welcher auf die Dame und den Herrn zu warten schien. Der Herr sah aus wie ein Landedelmann, halb Dandy, halb Sportsman; er war kräftig gebaut, doch hatte sein Gesicht etwas Rohes, Abstoßendes. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen unter dicken Brauen, die Nase war stark, die Lippen etwas aufgeworfen, das Kinn hervorragend, der Kopf, mit kurzgeschorenem schwarzen Haar, saß auf einem sogenannten Stiernacken. Dieser Herr trug einen grünen Jagdrock mit goldenen Knöpfen, weiße Weste, weißen Filzhut, in der Hand eine Reitpeitsche mit goldenem Knopf. Die Dame, die er führte, hatte ein feines, intelligentes Gesicht und war sehr geschmackvoll gekleidet. Beide erschraken fast gleichzeitig, als sie plötzlich des trunkenen Menschen ansichtig wurden; er mußte ihnen bekannt sein und sie mußten in diesem Augenblicke ihn wieder erkennen, trotz seiner komischen Maskirung. — „John!" flüsterte die Dame erbleichend, indem sie sich, einer leichten Ohnmacht nahe, an des Gentleman Schulter lehnte. „Er ist's, ohne Zweifel!" murmelte der Letztere. „Ich erkenne den Vagabunden in all' seiner Verwandlung. Laß uns weggehen, Emily; schrecklich, mit dieser Bestie zusammen zu treffen!"

Der Rückzug kam indeß zu spät. Jack mit der Laterne hatte das Paar bereits erblickt. Er zuckte jäh zusammen. Einige Momente ruhte sein flammendes Auge auf dem schönen Weibe, dann begegnete es dem des Gentleman. Die neue Wahrnehmung übte auf ihn eine halb ernüchternde Wirkung, aber an Stelle der Betrunkenheit trat die Ekstase der Wuth. — „Treff' ich Dich hier, Hund von einem Bruder?" knirschte er mit rollenden Augen. „Kennst Du mich, den unglücklichen Jack, Dein Opfer, den Du wie einen Hund von des Vaters Thür und des Vaters Herzen getrieben hast? Erkennst Du mich, Bube, der mir das Weib gestohlen, das ich liebte, und das getäuscht, verlockt, bestürmt, überredet sich Dir zuwendete? O, Emily! Er war es, der mich tief in mein Elend zurückschleuderte, seine Habsucht, seine Gier, sein schändlicher Neid! Er stachelte den Vater auf, wenn er der Güte Raum geben wollte. Er ist auch schuld, daß meine arme Schwester Aurora ..." — „Halt ein!" donnerte Herbert — er war der ältere Sohn des Squire Proudfoot — „halt ein, Du elender Säufer und Straßenläufer, oder ich will Dich ..." — Jack trat dicht an ihn heran und fuhr ihm mit der Hand an die Kehle. „Du hast mich dazu gemacht, Du Judas, Du Kain! Räuber, Dieb, Verbrecher, Teufel!" — Die Wuth erstickte seine Worte, Schaum stand vor seinen Lippen. Der Griff des Wuthschäumenden war so kräftig, daß das Gesicht Herbert's sich dunkel färbte; er war aber ein starker Mann und schleu-

derte Jack mit einem Faustſtoße vor die Brust zurück, wobei ihm nur das Halstuch aufgerissen ward.

Inzwischen waren drei Konstabler erschienen, welche den rasenden Jack festhielten, doch hatten sie einen schweren Kampf, denn Jack wehrte sich gegen die Polizeihände mit übermenschlicher Kraft. — „Laßt mich los!" schrie er wild. „Den da faßt, der ist der Verräther, der teuflischste aller Brüder! Laßt mich los, sag' ich! Ich bin Jack mit der Laterne, und das ist mein Bruder, der mich dazu gemacht hat, und dieß hier wäre mein Weib, wenn..."

In diesem Augenblicke gelang es den drei Policemen, den Rasenden zurückzureißen. Seine Aeußerungen schienen auf mehr als Trunkenheit hinzudeuten. „Er ist wahnsinnig!" sagten mehrere der Zuschauer. Herbert faßte dieß Wort auf. Er wendete sich gegen die Polizeileute und gab, in Gemäßheit der Habeascorpus-Akte, Jack mit der Laterne in Haft mit der Erklärung, daß er binnen einer halben Stunde selbst vor dem Magistrat der betreffenden Station erscheinen werde, um das Vergehen des Verhafteten zu begründen. Jack ward gewaltsam weggeschleppt. Zu Fuß ihn zu transportiren, wäre unmöglich gewesen; es mußte eine Droschke requirirt werden. „Gut, gut, es wird sich ausweisen!" eiferte der Verhaftete; „wird sich ausweisen, wer des Todes würdig ist. Ja, ja, Gentlemen, diese hinterlistige, habsüchtige Bestie war mein Bruder Herbert von Ashbrookhall, und Erbe dazu und eines Tages Herr von Zehntausend per Jahr — und ich bin Jack mit der Laterne, aus den Adelphigewölben, Herr von mir selbst und Erbe von Nichts! Er hat mich auf Nichts gestellt, dieser Hund von einem Bruder!"

Das Fortrollen des Wagens übertönte die Stimme des Rasenden, welcher seine Kräfte und seine nervöse Erregung übrigens an Männer verschwendete, die, an ähnliche Auftritte gewöhnt, ihn durch die zäheste Gelassenheit besiegten. Darin sind die londoner Polizeileute Meister.

Binnen kurzer Zeit erschien Herbert Proudfoot im Polizeihofe mit drei Medizinern, darunter ein renommirter Irrenarzt, Doktor Douce Smyles, Besitzer einer Privatirrenanstalt. Jack's Erscheinung in halb weiblichem Kostüm, sein Auftreten gegen den Gentleman und die Konstabler, seine unzusammenhängenden, anscheinend phantastischen Reden und endlich das — für Geld extrahirte — Zeugniß der drei Aerzte befestigten in dem urtheilenden Magistrat die Ueberzeugung, daß er es nicht mit einem bloßen Trunkenbold, sondern mit einem Verrückten zu thun habe, daß Jack mit der Laterne folglich nicht wegen Trunkenheit und Excesses korrektionell zu bestrafen sei. Es handelte sich darum, festzustellen, ob der Wahnsinnige der öffentlichen Versorgung anheimfalle und nach Bedlam, St. Lukas oder einem anderen Armenasyl zu schaffen, oder ob Jemand für die Kosten responsabel sei. Herbert hatte über diesen Punkt mit dem Magistrat eine kurze Privatunterredung. — „Dieser Mann," flüsterte Herbert, „unwürdig, und nun, da er in Folge seiner Völlerei wirklich den Verstand verloren, auch bedauernswerth, ist in der That mein Bruder, und ich kann deßhalb nicht zugeben, daß er der Armenversorgung zur Last falle. Ich weiß aber auch, daß mein Vater keinen Schilling zu seinem Unterhalte kontribuiren wird, denn er hat sich längst verzweifelt von ihm losgesagt. Daher muß ich aus meinen eigenen, vor Antritt meines Erbes beschränkteren Mitteln für ihn einstehen und werde ihn als einen Patienten dritter Klasse, für 50 Pfund jährlich, nach Doktor Smyles' Anstalt senden." Der Magistrat fand diesen Entschluß sehr generös und beorderte drei Konstabler, den Gefangenen unter Leitung des Irrenarztes in die Droschke zurück zu schaffen und nach der wenige Meilen von London entfernt liegenden Anstalt des Doktor Smyles', genannt „Hearts-ease-Hall", zu bringen.

Jack bemerkte, trotz seiner momentanen Unzurechnungsfähigkeit, daß zwischen dem Magistrat, seinem Bruder und dem Doktor Smyles Verabredungen über die Entziehung seiner Freiheit getroffen wurden; als daher die Konstabler, stumme Werkzeuge höherer Befehle, sich ihm näherten und, mit Händen und Armen wie von Eisen, seine Person wieder in Empfang nahmen, wehrte er sich so vehement, daß es Zeit und Mühe kostete, ihn nur aus dem Saale und die Treppe hinab zu bringen.

Der Irrenarzt, dem es vor Allem darum zu thun war, einen neuen Patienten zu erhalten, der ihm Geld einbrachte, hatte schon oft die Thierbändiger nachgeahmt, welche mit einem durchdringenden Blicke die Wuth von Tigern und Löwen sänftigen; er schoß einen starren Blick hinter seiner Brille hervor auf Jack und glaubte, die Menschenbestie werde sich beherrschen lassen wie die animalische Bestie. Jack lachte laut auf. „Glaubst Du, Narr, Du kannst mich durchbohren?" donnerte er. „Ich will Dir die Fenster einschlagen, damit das Tageslicht besser in Deine blöden Augen dringen könne!" Und damit versetzte er dem Irrenarzte einen so furchtbaren Schlag auf das bebrillte Auge, daß die Glassplitter wegflogen und Smyles betäubt zurücktaumelte. Er hielt die Hand auf das verletzte, schwellende Auge und biß vor Wuth und Schmerz die Zähne zusammen. — „Die Zwangsjacke!" stieß er halb stöhnend, halb knirschend hervor. In Zeit von wenigen Minuten war Jack eingeschnürt und zu jedem Widerstand unfähig; aber der gut geführte Schlag hatte ihn in eine triumphirende Stimmung versetzt, und er brüllte ein Schlachtlied, als die Droschke den Hofraum des Polizeigebäudes verließ.

34. Die Behandlung des Arztes.

Nach einer peinlichen Fahrt von mehreren Stunden hielt der Wagen mit dem Gefangenen an dem eisernen Gitterthore der mit sechzehn Fuß hohen Mauern umgebenen Irrenanstalt „Herzberuhigungshall". Die Gebäude, von gebrannten Mauersteinen aufgeführt und ohne Verputz, machten mit ihren vergitterten Fenstern einen düstern Eindruck; sie waren ein schauerliches Gefängniß für Menschen, deren ganzes Vergehen darin bestand, den Verstand in oder außer der Anstalt verloren zu haben. Man kann getrost annehmen, daß damals fast die Hälfte aller Irren in den englischen Privatanstalten — vielfach Institute zu bloßer Geldschneiderei — gesund in die Anstalten kamen und erst durch die systematischen Quälereien der Aerzte und ihrer Wärter verrückt wurden.

„Herzberuhigungshall" stand inmitten eines schwachbegrünten, nicht besonders fruchtbaren Feldes. Einige Birken und Tannen sollten einen Park, eine Anzahl Beete mit dürftigem Buchsbaum eingerahmt und mit Mohnpflanzen, Schlüsselblumen, Sommerrosen, Stiefmütterchen, Lavendel, Nachtschatten u. s. w. spärlich bedeckt einen Garten bilden. Ueberall waren Kieswege mit einigen Ruhebänken zur Promenade für die Irren angebracht. Vom Gitterthor der Umfassungsmauer zum Hauptgebäude führte ein breiter Weg. Als der Wagen hier anlangte, näherten sich einige unschädliche Irre, die sich frei im Hofe und Garten bewegen durften. Andere, die Zwangsjacken unter dunklen Sackmänteln trugen, gingen, von Wärtern bewacht, wie wilde Thiere in den Gängen auf und ab.

Jack's Trunkenheit war mittlerweile fast ganz gewichen und er war in seinem Geiste trotz der verwüstenden Wirkungen des Spiritus und Giftes viel zu wenig verstört, um nicht sofort zu erkennen, daß er sich in einer Irrenanstalt befinde; bei dieser Wahrnehmung schauerte er zusammen, schrie verzweifelt und bot alle seine Ueberredungskünste und Betheuerungen auf, um den Arzt zu überzeugen, daß er nichts weniger als wahnsinnig sei. Doktor Smyles sagte kein Wort, so lange die Droschke mit den Konstablern anwesend war, als aber drei starke Wärter die Policemen abgelöst hatten und die Droschke mit Letzteren abgefahren war, da flammte in Smyles' Gesicht deutlich die Empfindung der Rache auf. — „So, mein Bursch," sagte er höhnend zu Jack, „nun bist Du in meiner Gewalt, und die Reihe ist an mir, Dir Lebensregeln vorzuschreiben. Bringt ihn nach der Zelle Nr. 13, Samson!" — „Was ist mit Ihrem Auge geschehen, Sir?" fragte der angeredete Wärter; „es sieht ganz schwarz aus und ist hoch geschwollen." — „O, das ist dieses Burschen Werk, Samson. Aber wir wollen ihm hier feinere Sitten beibringen, und wenn er verrückt wäre wie ein Märzhase! Bringt das Sturzbad in Ordnung und haltet die Katze und das grüne Brechmittel bereit. Ich will ein wenig essen, dann mein Auge waschen und Mrs. Meeke einen kurzen Besuch machen. Hierauf wollen wir uns mit unserem werthen Freunde hier beschäftigen. Er ist ‚dritter Klasse', Samson — er soll eine Steinzelle haben; Nr. 13 ist die passendste für ihn. Nehmt euch in Acht, der Bursche ist gefährlich." — „Schon recht, Sir!" erwiederte der Wärter, winkte den beiden Anderen und ergriff Jack am Arme. Dieser sah wohl ein, daß fortgesetzter Widerstand seine Lage nur verschlimmern konnte; er fügte sich ergeben, aber von Schmerz ge-

foltert in sein Schicksal. Der Weg führte durch eine lange Gallerie, über einen düstern Hof, dann einige Stufen aufwärts durch einen dumpfen, matt erhellten Steintunnel und von hier in die genannte Zelle, vier enge, kalte Mauern, halb dunkel, öde und traurig. In einer Ecke war ein Strohlager, in dessen Nähe hing, an der Mauer befestigt, eine eiserne Kette herab; diese wurde mit einem ungeheuren Ringe von fast zolldickem Leder Jack um den Leib befestigt, so daß er sich nur drei Schritte hin und her bewegen konnte. Der Unglückliche ließ ruhig Alles über sich ergehen, er war wie zerschmettert. Wir wissen ja, daß in dem beklagenswerthen Manne, wenn er nüchtern war, die edelsten Empfindungen zur Herrschaft gelangten. In diesem Augenblicke traten ihm Thränen in die Augen, und er schaute kummervoll durch das vergitterte Fenster gen Himmel. — „Das that ein Bruder!" flüsterte er traurig. — „Wenn er so bliebe, brauchten wir das Geschmeide nicht," raunte Samson seinen Genossen zu. Jack hatte die Bemerkung gehört. — „Mein Wort darauf, ich werde ruhig bleiben wie ein Lamm, Freunde, wenn Ihr mich nicht quält, und wenn dieser Zustand nicht lange dauert!" versetzte Jack. „Warum sollte ich Euch, den Werkzeugen eines höheren Willens, das Leben sauer machen?" — „Ich hoffe, es wird Euch bei uns gefallen, obschon Ihr nur dritter Klasse seid," bemerkte Samson. „Wenn Ihr ruhig bleibt, wird Euch morgen das Geschmeide schon abgenommen werden. Nun gehabt Euch wohl!"

Damit ließen die Wärter den Unglücklichen allein. Die Nacht kam — die erste Nacht für den Laternjack im Irrenhause! Die unbarmherzigen Menschen hatten ihn vor der Einschließung visitirt und ihm seine Laterne, seinen letzten Trost, abgenommen. Es ward finster um ihn, und er konnte nicht schlafen. Eine Gedankenschlacht ward in seinem intelligenten Kopfe geschlagen. In diesem Gehirn blitzte und wetterte es jetzt, während sein starrendes Auge das Dunkel in der Zelle nicht mehr zu durchdringen vermochte. Er faßte eine gewisse Beruhigung, als er sein bisheriges, schändliches Leben überdachte und sich sagen mußte, daß er dafür Strafe verdient habe. In einem Winkelchen seines Herzens hegte er doch die Hoffnung, daß die Pein nicht allzulange dauern werde, um ihn wirklich um seinen Verstand zu bringen. Jetzt trat ihm lebhaft das Bild seiner unglücklichen Schwester vor Augen, die nun schon manches Jahr an solch' einem traurigen Orte zubringen mußte. Er theilte nun ihr Loos, und das war seiner treuen Liebe für Aurora eine Genugthuung.

Endlich schlief er ein, von Müdigkeit übermannt. Seine Seele war wie ein Vogel, der, in grünem Zweig verborgen, den Kopf unter die Flügel steckt und still entschlummert. Wie hätte es für ihn einen seligeren Zustand geben können als den Schlaf? Anfänglich erhöhte der Traum sein Glück. Es war ihm, als befinde er sich mitten im reizvollsten Sommer im Schatten des Parks von Ashbrookhall, und vor ihm schwärmten, Schmetterlinge haschend, zwei heitere Knaben: Harry und Sim. Aber der Traum veränderte sich — ein rothes Licht flackerte vor seinen Augen und beleuchtete ein höhnisches Antlitz mit einer Brille und einem blauschwarzen, geschwollenen Auge. Das war aber kein Traum mehr, das war Schlafwachen, und jenes Gesicht war wirklich vor ihm. Jack war kaum eingeschlafen, da öffnete sich seine Zelle und Doktor Smyles trat mit drei Wärtern ein. Samson leuchtete mit einer Laterne in die Ecke, wo Jack auf dem Stroh lag. Der Träumende hatte eine lebhafte Vorstellung von den Personen, die vor ihm standen, er hörte sogar Geräusch, das Licht der Laterne blendete ihn und er vernahm, was gesprochen ward; aber nur nach und nach erhob sich sein Geist wieder aus den Banden der Erschlaffung, in die er kaum gesunken war. — „Er ist nun ruhig geworden!" sagte Samson. „Halten Sie jetzt das Sturzbad für nöthig, Sir?" — „Unbedingt!" erwiederte Smyles mit kaum verhehltem Groll, weil er den geheimnißvollen Schlag nicht vergessen konnte und die häßliche Entstellung seines Gesichts ihn genöthigt hatte, auf eine für den Abend erhaltene Einladung zu verzichten. „Glaubt Ihr, daß die Berserkerwuth, die in diesem blutunterlaufenen Antlitz sich ausspricht, im Handumdrehen verschwindet? Gebt Acht, wie er sich machen wird, wenn Ihr ihn anrührt! Uebrigens ist es besser, es wird vorgebeugt. Bewahrt ist besser als beklagt. Das Sturzbad wird seine Wirkung nicht verfehlen. Wie ist es heute dem alten Sünder, dem Bald Bob bekommen? Ich denke, wir haben's ihm heut' Morgen ganz prächtig applizirt!" — „Ja wohl, Sir, ich glaube, Sie haben ihm davor gethan. Ich bin kein Freund von dem Sturzbad; es ist zu furchtbar, besonders für die armen Schelme der dritten Klasse." — „Ah bah! Hat Bald Bob auch das grüne Brechmittel bekommen?" — „So gut wie wir's ihm haben in den Hals zwingen können, Sir. Und jetzt liegt er wie todt in seiner Zelle." — „Todt? Das wäre dumm. Diese alten Burschen von Freunden haben noch nicht für ihn bezahlt. Uebrigens verlaßt Euch darauf, ganz todt ist er nicht. Unkraut verdirbt nicht; ich wette, der alte Kujon überlebt uns Alle!" — „Die Sache ist wie sie ist, Sir; er ist kalt und starr wie ein Stein. Vorher phantasirte er von seiner Mutter, von seiner Schulzeit und von grünen Feldern, auf denen er Schmetterlinge und Käfer sammelte, und von einer Geliebten — ich sage Ihnen, Sir, daß ich mein Lebtag nichts Traurigeres gesehen und gehört habe, als den Bald Bob in seinen Phantasieen. 's ist wie es ist mit dem Sturzbad, Sir!" — „Was versteht Ihr von meinem System!" fuhr Smyles auf. „Thut Eure Pflicht und überlaßt es mir, den hohen Ruf meiner Anstalt und meiner Kuren zu wahren... Nun vorwärts mit diesem hier, er soll sein Bad haben, so prächtig, wie es zu schaffen ist!"

Jack war längst wach. Mit weit geöffneten Augen hatte er die Männer angestarrt, mit Schrecken hatte er die gegenseitigen Explikationen gehört. In der Hand Holdfast's, des zweiten Wärters, sah er mit Schaudern das englische Nationalzüchtigungs-Instrument: die neunschwänzige Katze. In dem Momente, wo Samson sich ihm nahte und ihn anfaßte, sprang er empor und hatte seine volle Muskelspannkraft wieder erlangt. — „Fest an!" kommandirte Doktor Smyles, zog sich selbst aber wohlweislich in gehörige Entfernung zurück. — „Bluthund!" knirschte Jack. „Bist Du gekommen mich zu peinigen?" — Die drei Wärter stürzten auf Jack los, um ihn zu packen, dieser aber lehnte sich gegen die Mauer, schlug mit der Faust und trat mit dem Fuße nach den Wärtern. — „Haut ihn!" rief der Irrenarzt ergrimmt. „Laßt die Katze auf ihn los!" — „Wohl, Sir, dann lassen Sie mehr Hände kommen, sonst kriegen wir ihn nicht in's Bad!" erwiederte Samson verdrießlich. — „Ruft Armstrong, Barker und Byles!" befahl Smyles einem der Wärter. In Zeit von wenigen Minuten waren statt drei, sechs Wärter bei der Hand. Jack ward nach schwerem Kampfe überwältigt, zu Boden geworfen und mit der Katze geschlagen. Dann wurden ihm die Hände auf den Rücken gebunden, die Kette ward ihm abgenommen, und fünf Wärter schleppten ihn fort, der sechste leuchtete und der edle Arzt selbst griff zur Geißel, um sie von Zeit zu Zeit eigenhändig auf Jack's Rücken und Schultern niedersausen zu lassen.

Diejenigen, welche nur das gewöhnliche Sturzbad zur Erfrischung und Kräftigung des Körpers kennen, haben keine Idee von der schrecklichen Einrichtung gleichen Namens in einer Irrenanstalt. Dieß ist ein enger, stockfinsterer Raum, eine Art hölzerner Schrank, in welchen das Opfer gesteckt wird. Die Thür zu diesem Closet wird geschlossen und der darin Befindliche ist außer jeder Verbindung mit der Außenwelt; er muß das, was kommt, über sich ergehen lassen, und wenn er gleich darüber stürbe... Und nun stürzt, von einer immensen Höhe und mit einer Vehemenz, die auch einen Riesen niederwerfen würde, eine Wassermasse auf den Kopf des Opfers herab so lange, als der Arzt es vorgeschrieben . . . Jack ward in einen solchen Schrank gesperrt, die Klappe ward geöffnet, der Arme schrie wild auf, dann stürzte er bewußtlos zusammen.

Während dieser Prozedur entfernte sich Doktor Smyles mit zwei Wärtern. Holdfast hatte ihn ersucht, einen Blick in die Zelle Bob's zu werfen, um zu sehen, was über diesen weiter zu verhängen sei. Bob, ein ehemaliger Soldat, sonst wegen seiner imposanten Gestalt „Beau Bob" genannt, nun ein alter, hagerer Mann, lag in einer Steinzelle mit dem Rücken auf einem Strohlager; er war regungslos. — „Ist der alte Glatzkopf eingeschlafen?" fragte Smyles mit Humor. Holdfast leuchtete ihm in's Gesicht. — „Er ist todt, Sir!" erwiederte er kalt.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 38.

Stuttgart, 1866.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

In der Stadt des Prinzen Eugen.

Belgrad und die Serben.

Von **Arthur von Lesten.**

Von Wien bis Pest hatte ich die Eisenbahn benutzt und in kurzer Frist den Sprung von Deutschlands Ostmark in's Herz des Magyarenlandes gethan. Die Fluten des nationalen Getreibes gingen hoch, und selbst die deutschen Winzer in Ofen, diese Männer aus schwäbischem Blute, „spielten sich auf den Ungarn", um österreichisch-deutsch zu reden. Da ich nicht Attila und Kalpak trug, so witterte man in mir überall den „Schwaben", und ich habe manch' unduldsames Wort hören müssen. Wie viel Gutes, wie viel Segensreiches haben wir nicht diesen Ungarn gebracht! Da wachsen die Reben auf den Bergen um Ofen, die vom deutschen Rhein stammen und nun feurigen Ungar liefern — da steht das neue Akademiegebäude, dessen Entwurf und plastische Ausschmückung von berliner Künstlern herrührt, dort rühmt man die gelehrten Schriften des Linguisten Hunfalog und vergißt dabei, daß der Mann eigentlich Johann Hunsdorfer heißt — wo ich hinblickte deutscher Einfluß.

Durch echt ungarische Landschaften führt die breite Wasserstraße. Hier Rohr- und Binsensümpfe, in denen sich Schaaren von Wasservögeln umhertummelten, dort öde Pußten. Ich nahm die deutsche Uebersetzung der Gedichte Alexander Petöfi's zur Hand:

„Sage Niemand: ohne Schönheit sei die Pußta!
Ihre Reize deckt
Nur ein Flor, wie sich die Jungfrau unterm Schleier
Hold verschämt versteckt;



Serben aus der Kirche tretend. Von Raffet.

Nur Verwandte sehen sie und gute Freunde
Ohne Schleier nah,
Und ein herrlich Feenmädchen steht dann plötzlich
Vor dem Auge da."

Man muß wohl ein Eingeweihter und Kind des Landes sein, um das begreifen zu können, aber meine Wiege stand nicht an der Theiß, und das, was ich hier von den Pußten sah, machte einen trostlosen Eindruck. Ich wandte meine Aufmerksamkeit erst ganz dem Buche zu und unter den pester Reminiscenzen konnte ich dann nicht anders als laut auflachen, wenn ich bedachte, daß Petöfi, der große magyarische Dichter, eigentlich einen slavischen Namen, Petrowitsch, führte und sein Uebersetzer? Nun ja, aus „Benkert" kann man leicht „Kertbeny" machen.

Dann fesselte mich die Reisegesellschaft. Sie war ein österreichischer Mikrokosmus, alle Mundarten des polyglotten Kaiserstaates schwirrten durcheinander, das Ausland war durch zwei russische Offiziere und einige tschibukrauchende Türken vertreten. Die Russen wollten gleich mir nach Belgrad und weiter in das Innere Serbiens; sicher waren sie politische Missionäre. Die Türken waren fromme Leute, sie kamen von einer Wallfahrt nach Ofen. Nach Ofen? wird Mancher fragen, was haben die Muselmänner dort zu schaffen? Auf einer Anhöhe bei der Stadt steht einsam eine Moschee, die aus der Türkenzeit stammt und die den Bewohnern des osmanischen Reiches noch immer als heiliger Ort gilt.

In breiten Wellen fluteten die von den Rädern des Dampfers erregten Wogen gegen die Ufer. Links lag, so weit das Auge reichen konnte, die Kornkammer Ungarns, die getraidereiche Batschka; rechts erheben sich niedrige Hügel mit Reben bestanden. Viele große Inseln tauchen aus dem Strom auf, der sich hier mannigfach verästelt. Dort liegt Mohatsch, wo der Sultan, Soliman der Große, im Jahre 1526 die Ungarn schlug und deren König Ludwig II. elend im Sumpfe von Cselje ersticken mußte. Die Pilger, die von der Moschee in Ofen kamen und dieß Schlachtfeld, welche Erinnerungen mußten sie nicht in mir wach rufen! Vorbei sind jene Zeiten und kehren niemals wieder. Wien ist vor einer abermaligen Türkenbelagerung sicher, in die zerfallenden Staaten des Sultans werden sich slavische und andere Völker theilen, und schon steht Serbien, mein Reiseziel, fast als unabhängiger Staat da.

Früh am Morgen lagerten sich meistens Nebel über den Fluß, der mit zahllosen Krümmungen einen südlichen Lauf einhält, und erst wo der Drau in die Donau fällt, nimmt diese eine mehr östliche Richtung an. Nun werden die Uferlandschaften mannigfaltiger und interessanter. Eine Reihe von Städten und Ortschaften beginnt, welche theils durch eigenthümliche Lage, theils durch wichtige historische Erinnerungen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Da liegt Wukawar, wo die Wuka in die Donau mündet und zahlreiche Deutsche angesiedelt sind, die im Ackerbau und den Handwerken die Lehrer der umwohnenden, halbcivilisirten Völker wurden — denn ein buntes Gemisch von Nationen durchdringt sich hier an der untern Donau. Bald sind rumänische, bald magyarische Dörfer nebeneinander gebaut, bald stechen die friedlichen, aus Baumgruppen hervorblickenden rothen Ziegeldächer der „Schwabendörfer" vortheilhaft von den zerfallenen Hütten eines slavischen Ortes ab.

Zur Rechten dehnt sich die fruchtbare Landschaft Sirnim aus, mit ihren Erinnerungen aus der Römerzeit, einst ein blühendes, städtereiches Kulturland, das Barbaren und Türken verwüsteten, und das nun in den Händen serbischer Slaven nur ein Schatten früherer Herrlichkeit ist. Dann erfreuen die Ruinen alter Raubschlösser das Auge, dort Scharengrad, hier Ilok auf vorspringendem Felsen. Immer breiter wird der Strom, und mächtiger fluten seine Wasser dahin. Das aufstrebende Neusatz und das ihm gegenüberliegende Peterwardein, das von schroffer Höhe auf die Donau herabschaut und als uneinnehmbar gilt, dann Karlowitz, wo den Türken im Jahre 1699 ein ungünstiger Friede auferlegt wurde, Tital, wo die gelben Wasser der fischreichen Teiß in die Donau fallen — sie Alle rollten schnell an unseren Augen vorüber, denn das Dampfschiff machte an den meisten Orten nur kurze Zeit Halt.

Endlich war Semlin erreicht, der Mittelpunkt des Handels zwischen Oesterreich und der Türkei, wo schon viele orientalische Gestalten auf den Straßen an die Grenze des Morgenlandes und an das Ende abendländischer Kultur erinnern. Drüben aber, an der Mündung der Save in die Donau, schauen uns düster und ernst die schlanken Minarets von Belgrad entgegen, dessen große Mauerwälle bis herab an die Donau laufen.

Das also war die berühmte Festung, die Prinz Eugen, der edle Ritter, im Jahre 1717 dem Kaiser „wiedrumkriegt". Unwillkürlich fielen mir bei deren Anblick die Verse des Volksliedes ein, und ich summte es vor mich hin. Für die Türkei ist Belgrad immer von der größten Wichtigkeit gewesen; am Zusammenfluß der Save und Donau gelegen, bildete sie einen strategischen Punkt von hoher Bedeutung. Ihre Festungswerke waren niemals sehr stark; der heutigen Belagerungskunst gegenüber erscheinen sie als reine Spielerei; doch sind sie in ziemlich gutem Stand erhalten und mit Kanonen besetzt.

Belgrad, zu deutsch Weißenburg, spielte in den Kämpfen zwischen Ungarn und Türken immer eine große Rolle. Die häufigen Belagerungen und Eroberungen haben der Stadt ihren welthistorischen Ruf gemacht, und der orientalische Anblick überrascht jeden Reisenden, der sich ihr zum ersten Male nähert. Der Felsenkamm, der den schmutzigen Ort und die hoch darüber liegende Festung trägt, ragt weit hinaus zwischen die beiden, sich hier vereinigenden Flüsse und ganz oben winkt uns der Thurm Neboi-se (fürchte dich nicht) mit seinen schauderhaften Verließen entgegen. Dort hausen die Türken und wenige serbische Ansiedler. Auf Schritt und Tritt begegnete mir Schmutz und Verfall. Eines der Magazine, das noch aus der Zeit der Oesterreicher stammt, und in dem nun Kugeln aufbewahrt werden, wies große Löcher im Dach auf, durch die der Regen seinen Weg fand. An Ausbesserungen scheint Niemand zu denken, denn auch die Kommandantur zeigt bedenkliche Risse in den Mauern; ein Düngerhaufen vor derselben verpestete weithin die Luft und schenkte Myriaden von Fliegen das Dasein.

Ich nahm meinen Weg nun nach der oberen Stadt, die durch einen etwa 500 Schritte breiten Raum von der Festung getrennt ist, im Uebrigen aber mit dieser gleiche Höhe hat. Sie besteht aus einer einzigen großen Hauptstraße, in welche einige schmale Gäßchen einmünden. Hier konzentrirt sich der Verkehr und stehen die öffentlichen Gebäude; der orientalische Charakter tritt hier noch am Meisten hervor, während in der an der Save im niedrigen Thalgrunde gelegenen Wasserstadt Alles einen europäischen Anstrich hat. Dort fand ich deutsche Handwerker, die durch ihren Fleiß und ihre Sparsamkeit zu wohlhabenden Leuten geworden waren; fragte ich sie nach Land und Leuten, so war ihr Urtheil über die „Raazen", wie sie die Serben nennen, ein keineswegs günstiges.

Bestätigt wurden ihre Ansichten durch Alles, was ich hörte und sah, und es wäre mir keineswegs eingefallen, den Maßstab des civilisirten Europäers an dieses Volk zu legen, wenn dasselbe nicht mit unglaublichen Prätensionen aufträte und sich über andere Völker so hoch erhaben dünkte. Ich hatte Gelegenheit, mit dem englischen Generalkonsul Longworth bekannt zu werden, der die Verhältnisse Serbiens aus eigener Anschauung genau kennt; seine ohne alle Voreingenommenheit aufgestellten Ansichten fand ich in der Folge durchaus wahr. Was könnte das Land bei seinem Reichthum nicht Alles leisten, wenn die Menschen arbeiten wollten! Unermeßliche Wälder liegen todt da, weil alle Absatzstraßen fehlen; sie dienen nur zum Kohlenbrennen. Das in Belgrad verbrauchte Bauholz kommt aus Steiermark oder Bosnien! Der heimische Schatz wird verwüstet; man schlägt ganze Forsten nieder, nur um Pech, Harz oder Pottasche daraus zu gewinnen; zu Särgen wurden bis vor Kurzem noch ganze ausgehöhlte Baumstämme benützt, doch ist jetzt gegen diesen Mißbrauch ein Gesetz erlassen worden. Die Steinkohlen, welche man bisher gefunden hat, sind von keiner besondern Güte; doch ist nicht zu bezweifeln, daß bei wissenschaftlichen Nachforschungen bessere entdeckt werden. Kupfer, Eisen und Zink kommen in reichlicher Menge vor, aber die hüttenmännische Gewinnung steckt noch in den Kinderschuhen.

Wenn die Zunahme der Bevölkerung eines Landes ein Maßstab für die gute Regierung desselben ist, so wird Serbien nicht gut regiert. Denn der Zuwachs beträgt jährlich auf eine Bevölkerung von 1,000,000 Seelen nur 4000. Dieß kommt namentlich von dem schlechten Gesundheitszustande her, da durch die Malaria erzeugte Epidemien die Menschen degenerirt haben. Noch mehr trägt

hierzu jedoch der Gebrauch bei, unreife Jünglinge mit viel älteren Frauen zu verheirathen, denn die Eltern lassen eine Tochter, die im Haus und Feld ihnen noch helfen kann, nicht gerne früh von sich. Konsul Longworth behauptet, daß die moralische und physische Entartung und Verschlechterung des Volkes sich in vielen Gegenden deutlich wahrnehmen läßt; die letzten 40 Jahre haben hierzu das Meiste beigetragen. Freilich existirt im Ganzen noch ein unabhängiger und kriegerischer Geist; doch ist zu bezweifeln, ob Serbien je wieder eine solche Anzahl von Kriegern in's Feld stellen kann, wie zur Zeit der Unabhängigkeitskriege. In den Städten wohnen kaum 100,000 Menschen; Gewerbe, Fabriken und Handel haben es nicht über die ersten Ansätze hinausgebracht, und der Schwerpunkt des ganzen Erwerbes liegt noch in Viehzucht. Die Serben sind vorzugsweise ein Hirtenvolk; namentlich steht bei ihnen die Schweinszucht in Blüte. Soll Serbien dereinst aufleben und als Erbe eines Theils der Türkei in die Reihe der Kulturstaaten eintreten, dann muß das Volk vor allen Dingen an Arbeit gewöhnt werden. Die Leute sind so träge, daß sie nicht einmal ihre Häuser selbst bauen oder ausbessern. Dieß Geschäft besorgen wandernde Maurer und Zimmerleute aus Macedonien und Albanien, die jahraus jahrein etwa 5000 Mann stark nach Serbien kommen und bedeutende Summen Geldes aus dem Lande ziehen.

Man sieht schon aus diesen wenigen Beispielen, wie niedrig der Kulturzustand des serbischen Volkes im Allgemeinen ist und wie wenig derselbe mit dem natürlichen Reichthum des Landes im Zusammenhange steht; unter diesen Umständen, da namentlich auch die Volksschulen in den meisten Dörfern fehlen, erscheint es fast lächerlich, daß der jetzt regierende Fürst Michael III. an die Gründung einer Universität in Belgrad denkt. Es fehlen dazu nur dreierlei Hauptsachen: Professoren, Lehrmittel und Studenten.

Ueber die Schattenseiten darf man jedoch das viele Gute nicht vergessen, was im serbischen Volkscharakter liegt. Die Gastfreundschaft ist auch bei diesem slavischen Stamm in hohem Grade zu Hause. Wenn ich in die Hütten eintrat, dann ward ich stets mit Herzlichkeit empfangen und hatte Gelegenheit, die schönen Nationallieder zu hören. Der Mann ergriff seine „Gusle", das beliebte lautenartige Instrument, das mit Bockfell überspannt und mit einer einzigen Saite aus Pferdehaaren bezogen ist. Bald in sanften Molltönen, bald wild brausend, begleitete er damit die Gesänge vom schwarzen Georg, der im Jahre 1804 mit vielen tapfern Genossen aus der waldigen Schumadia hervorbrach und das verhaßte Joch der Janitscharen abwarf. Sein heldenmüthiger Befreiungskampf wäre auch ohne Erfolg geblieben, wenn nicht im Jahre 1806 die Russen zu seinem Beistande herbeigeeilt wären.

Und diese That ist den Russen in Serbien nicht vergessen worden. Noch heute folgt man dort auf die Winke, die von Petersburg aus ertheilt werden. Freilich, als die Russen im Jahre 1812 abzogen, da ergossen sich die Türken wieder plündernd, raubend und mordend über das unglückliche Land und hielten ein fürchterliches Blutgericht; aber Rußland wußte im Frieden von Adrianopel die serbische Freiheit wieder zu befestigen. Beide Völker fesselt dasselbe religiöse Band; sie gehören der griechisch-morgenländischen Kirche an, nur mit dem Unterschiede, daß sich bei den Serben noch sehr viel Anklänge aus dem Heidenthume in die Religion eindringen. Ueber das Land sind zahlreiche Klöster verbreitet, von denen einige durch Alterthum und Schönheit der Bauweise sich auszeichnen.

In der Familie prägt sich das serbische Wesen am Deutlichsten aus. An der Spitze steht ein Aeltester, der das Haus und ganze Vermögen verwaltet, das Gebet beginnt und schließt, die Gäste empfängt und die Feldarbeiten anordnet, während die Frau das Hauswesen leitet. Wird der Vater oder Großvater zu alt, so übergibt er seine Würde dem Verständigsten der Familie, wenn er auch der Jüngste wäre, und diesem sind nun alle Hausgenossen Gehorsam schuldig.

Den besten Eindruck machten die Serben stets auf mich beim Kirchgange. Wenn die Glocken riefen — die ihnen erst seit dem Frieden von Adrianopel erlaubt sind — dann zogen sie in ihren Feiertagskleidern, oft begleitet von der geliebten Gusle, in das Gotteshaus, wo der Pope das Evangelium aus der cyrillischen Bibel las. Das ist die Schrift der heiligen Slavenapostel, der Brüder Cyrill und Mathud, die zu dem heutigen Serbischen etwa in dem Verhältnisse steht, wie das Mittelhochdeutsche zu unserem jetzigen Schriftdeutsch. Für die gewöhnlichen Bücher und die Zeitungen bedient man sich der russischen Schrift.

Der Gottesdienst dauert lange; wenn der Pope den Segen gesprochen hat, dann schreiten die Männer würdig und ruhig nach Hause, um sich an der einfachen Mahlzeit zu erquicken. Draußen vor der Kirche aber lauert die Armuth; Jammergestalten, Greise, Weiber, Kinder heischen ein Almosen, und da Mildthätigkeit eine der schönsten Tugenden der Serben ist, so geben sie gerne. Mit einem „Pomozi Bog", Gott helf, worauf die Antwort: „Bog te pomozao", Gott helfe Dir, lautet, trennen sich die Nachbarn und schreiten dem niedrigen Häuschen zu, wo ihrer die Suppe aus Maismehl und der am Spieße geröstete, mit Knoblauch gewürzte Braten aus Hammelfleisch wartet.

Madrider Straßenfiguren.

Von

Alexander Meyer.

(Bilder S. 448 und 449.)

Weder Landhäuser, Dörfer noch Vorstädte verkünden die Nähe der Hauptstadt: nur längs dem Manzanares, der im Sommer ganz ausgetrocknet ist, findet man Spuren von Fruchtbarkeit, im Uebrigen bedeckt grober Sand beinahe die ganze Umgegend. Man sieht Gruppen von elenden Hütten, da und dort Holzkreuze, umgeben von einem Steinhügel, welcher andeutet, daß hier ein Mord begangen worden; weit in der Ferne gewahrt man ein Dorf, dessen weiße Mauern in der Sonne schimmern. Wie erstarrte Meereswogen breitet sich die einförmige, baumlose Ebene aus, während Guadarama in der Ferne sich aufthürmt. Nach und nach tritt nun Madrid mit seiner unendlichen Häusermasse und seinen vielen prächtigen Thürmen hervor. Das Innere der Stadt entspricht indeß durchaus dem mächtigen Aeußern nicht, namentlich hat der ältere Theil ein trauriges, ödes Aussehen, die Straßen sind eng und krumm, die Häuser gewöhnlich von Fachwerk und mit Thiergefechten und Heiligengeschichten bemalt, ja an einzelnen Stellen sieht man die elendesten Hütten ohne Thüre, Fenster und Hausgeräthe. Selbst in den neueren Theilen der Stadt sind die Häuser gewöhnlich unansehnlich, obgleich hoch, mit Balkonen versehen und Fenstern, in denen kleine Scheiben in Blei gefaßt sind; ja sogar in den einzelnen breiten neumodischen Straßen sieht man Marmorpaläste dicht neben verfallenen Hütten: wirklicher Reichthum und leerer Prunk mit kolibradischer Anmaßung sind neben einander zur Schau gestellt. Indessen ist Madrid in keiner Weise zu vergleichen mit einer Stadt wie Valladolid, deren Straßen vollständige Misthaufen sind; denn hier ist die Straße reinlich, die Pflasterung gut und die Nachtbeleuchtung untadelhaft; auch die Versorgung mit Wasser ist gut, und wird dasselbe von Guadarama hergeleitet. Das Leben in Madrid entfaltet sich am Vollsten auf den öffentlichen Plätzen, wo es beinahe unmöglich ist, vor den unzähligen kleinen Tischen und offenen Buden mit Fisch, Fleisch und Speck, namentlich aber mit Brod und Gemüse, vorwärts zu kommen; wir haben hier den sprechendsten Zeugen des spanischen Genügsamkeitsgeistes, für den „Oliven, Rettige und Salat ein Herrenessen ist". Unter den Verkäufern sind besonders die Kastanienhändlerinnen bekannt, die Hand und Fuß gegen Jeden aufheben, der sie reizt, und sich gegenseitig zu Hülfe kommen, wenn es nöthig ist. Auf den Straßen von Madrid zeigt sich wie überall im Süden ein lebendig bewegtes Volksleben. Dieß namentlich zwischen der Puerta del Sol und der Carrera de San Jeronimo, wo es zu gewissen Stunden, namentlich spät Abends, von Menschen wimmelt. Die Straßenverkäufer, die ihre Waare hin- und hergehend anbieten, haben dann ihre Erntezeit. Es sind prächtige Figuren, die uns hier entgegentreten; selbst die größte Armuth trägt noch nicht ganz das Gepräge der Verkommenheit. Dort der Verkäufer von Hutschachteln: er unterscheidet sich äußerlich anscheinend nur durch die Pastetenform seiner Kopfbedeckung und seine armselige Fußbekleidung von un-

sern Straßenverkäufern, und doch welch' anderer Typus! Es sind prächtige Hutschachteln — diese spanischen, und das begreift man, wenn man weiß, welchen Werth der Spanier auf seinen Hut legt. Diese Hutschachteln spielen auf den spanischen Eisenbahnen eine



Verkäufer von Hutschachteln.



Pastetenbäcker.



Korbhändler.



Schuhhändlerin.

Madrider Straßenfiguren. Von Alexander Meyer. (S. 447.)

ganz besondere Rolle. Eine andere Figur spielt der dicke Pastetenbäcker, der unsere deutsche Mütze trägt und in der Hand den Fliegenwedel, um die Insekten von seiner verlockenden Speise abzuhalten. Ein spanisches Rahmtörtchen mit Natafia ist ein Hochgenuß.



Orangenhändlerin.



Wildprethändler.



Blumenhändler.



Hundeverkäufer.

Madrider Straßenfiguren. Von Alexander Meyer. (S. 447.)

Einer der malerischsten Bursche dieses Wanderstammes ist der, welcher aus der Provinz mit Wild, Hasen, Rebhühnern, Fasanen nach Madrid kommt. Er hat vielleicht sein frugales Mahl von Trauben, Brod, gesalzenem Stockfisch und Cigaritos in der Rinne seines runden schwarzen Hutes, aus welchem ein schmutziges Taschentuch herabhängt, um seinen Hals vor der Sonne zu schützen, aber was er bringt ist köstlich: die Rebhühner, wilden Tauben und Fasanen einer spanischen Tafel sind die feinsten Delikatessen. Orangen! ruft es dort. Die arme Frau hat wenig Malerisches in ihrem Aussehen; wir würden sie kaum beachten, wenn ihr Korb nicht so vorzügliche Früchte bärge, die man an allen Ecken und Enden, namentlich vor den Kaffeehäusern, in Massen verzehren sieht. Der Korbhändler, der voll aufgepackt mit Körben von groben Weiden bis zum feinsten Espartogras seine Waaren feilbietet, macht den größten Lärm unter allen Verkäufern, aber seine Waare ist auch preiswürdig. Die Schuhhändlerin hat ihr ganzes Geschäft an einem Stabe aufgereiht; freilich ist dabei selten jener zarte Schuh, jenes feine Stiefelchen vertreten, das die spanische Dame für das reizendste Füßchen von der Welt braucht, denn mit der Spanierin darf selbst die Pariserin nicht konkurriren. Die gute Frau hat höchstens die beau restes jener schönen zierlichen Hülsen und den derberen Schuh der Leute aus dem Volke zu verkaufen. Ihr steht darum der Zutritt zu den feineren Häusern nicht offen, wie dem Blumenhändler, der seine wohlduftende Waare für den Schmuck der Balkone und Fenster feilbietet und von mancher schönen Hand einen Wink erhält, während der Hundeverkäufer ein Liebling der Herren wie der Damen ist. Für die Letzteren trägt er die kostbarsten Exemplare im Sacke und auf den Armen, während die derbere Rasse sich schon zum Selbstgehen herablassen muß. Wir haben kaum irgendwo, außer England, so schöne Hundetypen gesehen. Solcher wandernder Verkäufer ziehen noch gar manche an unserem Blicke vorüber: wir haben nur ein paar ausgehoben, die wir mit dem Stift des Zeichners illustriren. Während diese wimmelnde Menschenmasse sich durch die Straßen wälzt, sind die Balkone der Häuser von Damen erfüllt, die sich das bunte Schauspiel ansehen und mit Einzelnen aus der Masse eine lebendige Mienen- und Zeichenzwiesprache unterhalten. Das Schauspiel hat unendlich viel Aehnlichkeit mit Neapel, und doch ist dieses wieder etwas so ganz Anderes. Der besuchteste Spaziergang in Madrid ist der Prado, überall bepflanzt mit schattigen Bäumen; zu bestimmten Zeiten ist er mit Menschen angefüllt, und selbst der Hof versäumt selten die Pradozeit; zu beiden Seiten befinden sich Wege für Fußgänger, während Fahrende und Reiter die Mitte einnehmen.

Die Förstersbraut von Neunkirchen.

Erzählung von **Otto Müller**.

(Schluß.)

Im herbstsonnigen Walde war's an diesem Morgen so geisterhaft still, daß auch nicht ein Blatt sich bewegte, kein Halm sich regte. Er hörte nichts als das Geräusch seiner Schritte, als das raschelnde Laub unter seinen Füßen. Nur einmal tönte der heisere Schrei eines Raubvogels hoch oben in den Lüften bis zu ihm herunter und erschreckte ihn wie die Stimme eines nahen Löwen in einsamer Wildniß.

Jetzt trat er in den Fichtenschlag ein, der bis zur Waldwiese reichte; auf dem nadelglatten Boden wurde sein Schritt so lautlos wie der der Eumenide im Wald von Kolonos, wenn sie den Meineid zu strafen sich aufmacht. Je näher er seinem Ziele kam, um so stiller ward es um ihn, als habe der stumme Tod hier herum ein Stelldichein mit seiner Liebsten, der Sünde, und jeder Ton der Schöpfung verstumme bei der furchtbaren Umarmung.

Da glänzte ein dunkler Schimmer durch's Fichtengrün, es war der schwarze Spiegelschein des Moorwassers. Lautlos wie von selber thaten sich die letzten Zweige unter dem Druck seiner Brust, seiner Arme auseinander, sein Auge überflog mit einem heißen Blick die Waldlichtung — unter der Haidebirke lag das Mädchen ausgestreckt auf dem Boden, das Haupt im linken Arme, das Antlitz der Erde zugekehrt. Sie selber regte sich nicht; nur die durch's schwankende Gezweig der Birke zitternden Sonnenlichter glitten zuweilen über ihre Gestalt hin wie mitleidige Engelshände, die sie aufwecken und vor einer furchtbaren Gefahr warnen wollten, deren eigner Schatten schon dicht neben ihr von der Gestalt Willbald's ab auf die Erde niederglitt.

Jetzt beugte er sich zu ihr herab, und war es der kalte Hauch seines Athems, war's die durch seine Nähe in ihrem Innersten erschreckte und an den Tod gemahnte Seele, ihr Haupt fuhr mit einem hellen Aufschrei hastig in die Höhe, ihr Auge stand einen Moment fest in seinem Auge, und ein zweiter Aufschrei, nur dießmal hell und durchdringend, wie ihn nur die höchste Freude und das höchste Entsetzen in e i n e m Gefühle ausstoßen können, folgte dem ersten.

Sie wollte aufspringen, wollte entfliehen, aber zu Beidem war es zu spät. Denn schon riß er sie wüthend an den Haaren vom Boden empor und wußte in dem nämlichen Augenblicke Alles, was er mit ihr vorhatte! Unter konvulsivischen Krämpfen brach Marilene lautlos zusammen — über die sonnige Erde glitt der schwarze Schatten eines Raben, der über den Wald dahinflog — zwei junge Mädchen von dreizehn und vierzehn Jahren aus einem Nachbarhofe gingen eben auf dem Fußpfad jenseits des Fichtenschlags zur Schule nach Neunkirchen.

„Horch, Evchen, was war das? Mir däucht, es schrie Jemand drüben am Wasser um Hülfe!"

„Hab's wahrlich auch gehört, Lisbeth, und horch, eben schreit's wieder!"

„'s werden Neunkircher Kinder sein, die in die Brombeeren gangen sind."

„Lauf', daß wir auf den breiten Weg kommen, mir grußelt's — ach, hör' nur das schreckliche Jammergeschrei!"

„Gewiß ist Eine in's Wasser gefallen, oder hat sie der Nix hineingezogen; ach, wären wir doch mit den drei Rauhhöfer Buben zur Schule gangen!"

Schon während des letzten Theils ihres Gespräches hatten sich beide Mädchen, geängstigt von dem jämmerlichen Schreien und Wehklagen hinter den Fichten, in schnellsten Lauf gesetzt, waren aber noch nicht weiter als etwa hundert Schritte bis in die Nähe der Landgrafenbuche gekommen, da krachte seitwärts im Walde ein Schuß, und Lisbeth, die ältere, stammelte im Laufe athemlos:

„Ach Gott im Himmel, Ev, das war sicherlich Niemand anders, als die Förstersbraut, ich meinte sie auch gleich an ihrer hellen Stimme zu erkennen!" — — — —

In der nächsten Viertelstunde war das ganze Dorf in Allarm, und viele Leute liefen, ohne noch zu wissen, was eigentlich Schreckliches oder Außergewöhnliches passirt sei, den Andern nach in den Wald, sogar die Vordersten überzeugt, daß die beiden Schulkinder vom Nachbarhofe durch irgend einen muthwilligen Menschen in Angst versetzt worden seien — bis auf den Flintenschuß, der freilich nicht recht zu einer bloßen Neckerei passen wollte.

Aber bald sollte Niemand mehr darüber ungewiß sein, was die Mädchen hinter den Fichten gehört hatten! Denn ein entsetzensvoller Anblick bot sich den Leuten dar, sobald sie auf die Waldwiese gelangten, ein Anblick, so grausenerregend und bemitleidenswürdig zugleich, daß ihn kein Pinsel zu malen, keine Feder zu beschreiben vermag.

Am Stamme der alten Haidebirke hing oder stand vielmehr, beide Hände auf den Rücken geknebelt und so an den Baum festgebunden, die junge Margoldin, die Arme straff zurückgezogen unter der Last des nach Vornen zusammengesunkenen Oberkörpers, das Haupt tief auf die Brust gesenkt, eine kleine blutlose Wunde mitten zwischen den kraus zusammengezogenen Augenbrauen.

Im Grase neben ihr, welches noch deutliche Spuren eines vorangegangenen verzweifelten Kampfes zeigte, lag eine neue Jagdflinte, noch einige Schritte weiter ein Jagdmesser mit Hirschhorngriff — der Mörder hatte also nach vollbrachter That nichts Eiligeres zu thun gehabt, als von sich zu werfen, was ihn an der Flucht vom Orte seiner Missethat hindern konnte.

*

Am Abend des nämlichen Tages hatte sich in dem stattlichen Hause am Ballonplatz zu Darmstadt, welches der landgräfliche

Prokurator und Fiskal, Herr Johann Georg Schulz, mit seiner zahlreichen Familie bewohnte, eine größere Gesellschaft von Herren und Damen eingefunden, zur Feier des siebenzigsten Geburtstags des noch immer rüstigen, im Staatsdienst ergrauten allverehrten Mannes. Eben saß man in bunter Reihe beim festlichen Abendschmause, schon war von einem gelehrten Hausfreund der Toast auf den Gefeierten in gut oder übel gerathenen Alexandrinern ausgebracht und mit lautem Jubel und Lebehochruf aufgenommen worden, und der Prokurator schickte sich an, seinen Dank den lieben Freunden und werthen Gästen in schlichter Prosa auszusprechen, als seine älteste Tochter Lotte, die bis jetzt noch in der Küche beschäftigt gewesen, zum Vater trat und ihm einige Worte in's Ohr flüsterte. Betroffen zog dieser die Uhr hervor, warf dann die Serviette ärgerlich auf die Tafel und ging, ohne ein Wort zu sprechen, hinüber in seine Arbeitsstube, wo noch Herr Schmitz, sein vieljähriger Schreiber, mit dem Mundiren wichtiger Schriftstücke beschäftigt war.

„Was ist denn, Lotte? Was hat der Vater?" fragte die Prokuratorin, der diese Störung gleichfalls höchst ungelegen kam.

„Ich hab' wirklich einen rechten Schrecken gehabt," sagte das schöne heitere Mädchen. „Wenn der Plumpudding darüber nicht ganz nach dem beabsichtigten Effekt ausgefallen ist, so muß ich vielmals um Entschuldigung bitten. Denkt Euch, steh' ich da mutterseelenallein in der Küche, als plötzlich ein ganz wildaussehender junger Mensch, der die linke Hand mit einem weißen Tuch umwickelt hat, in die Thüre tritt und mich ohne jeden Gruß hastig fragt, ob hier der Herr Prokurator Schulz wohne, welcher gewisse Leute ohne viele Umstände vor den peinlichen Gerichtshof bringe?

„Wie ich ihn noch ganz verdutzt und erschrocken ansehe, geht er plötzlich auf mich zu, faßt mich höchst ungalant am Arme und wiederholt mit einem wilden Blick seine Frage, wobei er aber doch ganz sonderbar zittert, so daß ich wieder Muth kriege und ihm kurzweg antworte, der Vater habe drinnen Gäste, wenn er ihn zu sprechen wünsche, solle er morgen wiederkommen.

„‚Mir ganz einerlei, Fräulein, ich muß ihn jetzt gleich sprechen, denn ich bin auch sein Gast, und meine Sache duldet keinen Aufschub!' — Bei diesen Worten macht er eine hastige Bewegung, aber erschreckt nur nicht, so mit dem Zeigefinger der rechten Hand über den Hals hin, daß mir vor Schreck der Kochlöffel entfällt. Doch zum Glück kam eben jetzt unsere beherzte und handfeste Köchin aus dem Keller zurück, ich erholte mich wieder und unter der Katharine sicheren Auspizien fing mich der junge, schöne, ganz todbleiche Mensch lebhaft zu interessiren an. Ich fragte ihn daher dreist nach seinem Namen und was ich dem Vater von seinem Anliegen sagen solle?"

Bei diesem naiven Geständniß Lottens lachte ein Theil der Gäste herzlich auf, nur die Mutter schüttelte ärgerlich den Kopf, fragte aber doch gleich darauf neugierig: „Was gab er Dir da für eine Antwort?"

„Lacht nur nicht, denn die Geschichte wird gleich sehr ernsthaft," versetzte Lotte zögernd und sah unentschlossen die Mutter an.

„Hast Du uns so weit in Spannung versetzt, so erzähl' nun auch vollends aus, denn den Hals wird's ihn ja nicht gleich kosten!" rief die Prokuratorin.

Da erzählte denn Lotte unter dem lautlosen Schweigen der Gesellschaft weiter: „‚Ich bin der ehemalige Forstadjunkt Winckelmann aus Neunkirchen im Odenwald,' gab er mir zur Antwort. ‚Denn seit heute morgen gehöre ich den Todten an und sorge jetzt selber, daß ich ehrlich unter die Erde komme. Sehen Sie, Fräulein, ich blute schon gar nicht mehr!' — Und bei diesen entsetzlichen Worten riß er das weiße, ganz blutige Tuch von der linken Hand und zeigte mir eine tiefe Wunde an den drei Mittelfingern. ‚Was haben Sie denn gemacht?' ruf' ich erschrocken, und wie er mich bei dieser Frage pfiffig und schmerzlich, lauernd und verzagt ansah, läßt sich gar nicht beschreiben. Doch wußte ich in diesem Augenblick, daß ich einen vollständig geisteskranken Menschen vor mir hatte. — ‚Was ich gemacht habe?' stottert er endlich mit einem tief wehmüthigen, sinnenden Blick auf die verwundete Hand. ‚Erschossen hab' ich die Wildkatze, auf Ehre — hier, mitten zwischen die Lichter hinein, weil sie mich mit ihren scharfen Zähnen in die Finger biß bis auf die Knochen, da ich sie festbinden wollte. Ach, Fräulein, Sie hätten sie sehen sollen, die schöne Förstersbraut von Neunkirchen!'"

„Nun hör' auf, Lotte, das ist ja entsetzlich! Mit solchen Geschichten regalirst Du die Geburtstagsgäste Deines Vaters!" rief die Prokuratorin, und in grenzenloser Bestürzung eilten gleichzeitig Mehrere der Herren, um ihn nicht mit dem Irrsinnigen allein zu lassen, nach der Arbeitsstube des Hausherrn.

Bei ihrem Eintritt lag ein junger Mensch im Jägerkleid vor dem silberhaarigen Prokurator auf den Knieen und hielt dessen Hand wider seine Lippen gepreßt; mit gefalteten Händen stand der alte Skribent daneben.

„Ah recht, daß Sie kommen, Herr Stadthauptmann Wolf, eben wollt' ich Sie herüberbitten lassen," rief der alte Herr den Eintretenden entgegen. „Und auch Dich, lieber Stockhausmedikus Bader, denn da ist Einer, den ich Euch Beiden auf's Angelegentlichste empfehlen möchte. Er hat heute morgen seine junge Braut auf der Neunkircher Höh' in einem Wahnsinnsanfall erschossen, und bringt mir jetzt dieses freiwillige Geständniß seiner Unglücksthat zur Feier meines siebenzigsten Geburtstags in die Residenz! — Nun, lieber Winckelmann, stehen Sie auf und folgen Sie dem Herrn Stadthauptmann in's Krankenzimmer des Stockhauses. Wir Beide wollen schon gut und friedlich miteinander fertig werden."

Die Damen von Versailles.

Von

Wilhelm Müller.

Ueber Ludwig den Vierzehnten von Frankreich fällt seine Schwägerin, die herrliche Pfälzerin Charlotte von Orleans, folgendes Urtheil: „Er war von Natur gut und gerecht; allein das alte Weib (Frau von Maintenon) hatte ihm so eingeprägt, daß es Niemand gut mit ihm meine als sie und seine Minister, so daß er Niemand als ihr, seinem Beichtvater und seinen Ministern traute. Da der König nicht gelehrt war, hat der Beichtvater und das alte Weib in geistlichen Sachen und die Minister in weltlichen Sachen dem König weiß gemacht, was sie gewollt haben, und die Minister waren meistens der alten „Zott" Kreaturen; also kann ich mit Wahrheit sagen, daß Alles, was Böses geschehen, nicht vom König gekommen ist."

Kommt auch bei diesem Urtheil Ludwig etwas zu gut weg, so steht doch außer Zweifel, daß diese alte „Zott", wie Charlotte die Maintenon nennt, und ihre Kreaturen eine ganz verwerfliche Kamarilla, eine sittlich ganz angefressene Sippschaft war. Sehen wir uns einmal diese Damen näher an. Ludwig's Gemahlin war Maria Theresia, eine spanische Prinzessin aus dem habsburgischen Hause. Sie war, wie Charlotte sagt, bluteinfältig, aber die beste und tugendhafteste Frau von der Welt, welche Alles glaubte, was ihr der König sagte, Gutes und Böses. Zu geistlos und ungewandt, um Ludwig als Königin, geschweige als Freundin zu genügen, war sie mit den Brosamen zufrieden, welche von dem vollen Tisch der königlichen Geliebten fielen. Doch duldete Ludwig nicht, daß ihr die gebührende Achtung versagt und sie in ihren unschuldigen Vergnügungen gestört werde. Als sie im Jahr 1683 starb, sagte er: „Dieß ist der erste Verdruß, den sie mir jemals gemacht hat."

Die natürliche Folge der großen Langeweile, welche Ludwig bei seiner Gemahlin empfand, war, daß er sich anderwärts schadlos hielt. Dazu reizte ihn die Macht, jeden seiner Wünsche auf der Stelle erfüllt zu sehen. Es bildete sich daraus jene verächtliche Haremswirthschaft, die unter seinem Urenkel, Ludwig dem Fünfzehnten, ihren Kulminationspunkt erreichte und eine der vornehmsten Ursachen der Revolution war. Denn nie wird ein Volk eine Dynastie über Bord werfen, außer wenn es dieß für die einzige Möglichkeit hält, das verpestete Schiff zu retten.

Unter den unzähligen Liebschaften, welche der König hatte, sind vier Damen in erster Linie zu nennen. Als er noch jung war, faßte er eine heftige Leidenschaft für Louise Franziska von Valière, welche Hoffräulein bei der ersten Gemahlin des Herzogs von Orleans war. Sie hatte einen zarten Wuchs, schönes blondes Haar, braune, lebhafte Augen, ein frisches, reizendes Aussehen, ohne gerade eine auffallende Schönheit zu sein. Charlotte sagt von ihr:

„Es war gar ein angenehm Mensch, gut, sanftmüthig, zart." Doch kam der König nicht selbst auf den Gedanken, sie liebenswürdig zu finden. Beide kamen zusammen, sie wußten nicht wie. Sie war achtzehn Jahre alt, fand das Hofleben recht hübsch und den König sehr schön. Gegen ihre Freundinnen äußerte sie, wie sehr sie wünschte, daß Ludwig nicht ein so großer Herr sei. Die Worte wurden weiter getragen, man neckte sie damit, der König kam einst zur Herzogin von Orleans, und scherzend sagte der Herzog von Roquelaure zu ihm: „Sire, die Valière liebt Sie leidenschaftlich; wahrhaftig, sie hat keine schlechte Wahl getroffen!" — „Wer ist dieses Mädchen?" fragte der König. Jener ging in's Nebenzimmer, kam wieder herein und mit den Worten: „Mein Kind, hier ist Euer ruhmwürdiger Gebieter!" führte er das erröthende Mädchen dem staunenden König zu. Diesem schmeichelte es, daß ein so hübsches Kind eine reine, helle Liebesflamme für ihn zeige. Bald wurden seine Besuche häufiger, seine Geschenke reichlicher, und das glückliche Pärchen verlebte, fern von St. Germain, dem Aufenthalt des Hofs, glückliche Stunden in dem damals noch stillen und einsamen Versailles. Sie liebte den König von ganzem Herzen, sah sich aber bald mitten in einem Spinnengewebe von Intriguen und stichelnden Reden. Schüchtern wie sie war, konnte sie es nicht ertragen, die neidischen Augen so vieler Hofleute auf sich gerichtet zu sehen; sie zerriß das Gewebe und verließ den Hof, um sich in das Kloster Chaillot zurückzuziehen. Der König gab eben einem fremden Gesandten Audienz, da flüsterte man ihm die Neuigkeit in's Ohr. Rasch sprang er auf, entließ den Gesandten, warf sich auf's Pferd, sprengte nach Chaillot und führte die Geliebte als Herzogin von Valière wie im Triumph zurück.

Bei einem Ballet, das vom Hofe getanzt wurde, bemerkte der König zwei als Schäferinnen gekleidete Damen. Die eine war seine Geliebte, die andere, eine hohe, majestätische Gestalt, war Athenais von Mortemart, seit zwei Jahren an den Marquis von Montespan verheirathet. Ihre Taille war nicht gerade schlank, aber ihr Gesicht hatte einen feinen, regelmäßigen Schnitt, einen sehr geistreichen Ausdruck, einen überaus feinen Mund, und wenn sie lächelte, war sie unwiderstehlich. Eine solche Schäferin imponirte Ludwig. Hatte er mehrere Jahre mit der bescheidenen Valière wie mit einer lieben, anschmiegenden Gattin gelebt, warum sollte er es nicht auch einmal mit dieser herausfordernden Marquise probiren? Gesagt, gethan! Rasch und immer rascher stieg der leuchtende Stern der Frau von Montespan, langsam und trübe sank das Gestirn der Valière nieder. In stillen Thränen weinte sie ihren heftigen Schmerz aus, aber die Sache wurde nicht besser; der König fühlte weder Mitleid noch Reue, bezeugte der Montespan immer mehr Aufmerksamkeiten und vergaß ganz, wie sehr er Franziska, wie sehr sie ihn geliebt. Endlich machte sie dem flatterhaften Geliebten Vorstellungen wegen seiner Untreue, erhielt aber in aller Ruhe und Freundlichkeit die Antwort, daß er ihr stets seine Freundschaft bewahren werde, daß er jedoch, wie sie aus Erfahrung wissen werde, nicht genirt sein wolle. Noch einige Zeit ertrug sie den Uebermuth der neuen Favoritin, die Kälte des Königs und den Hohn des Hofes; dann verließ sie im Jahre 1674 den Hof, um in dem Kloster der Karmeliterinnen zu Paris die Fehler ihrer Jugend durch Werke der Buße zu tilgen. Ludwig hat nie mehr nach ihr gefragt.

Zehn Jahre behauptete sich die Montespan als Favoritsultanin. Nicht umsonst wollte sie eine so ausgezeichnete Stellung einnehmen. Sie hatte nicht im Sinne, die Sentimentalität der Valière fortzusetzen. Nicht die Liebe zum König war ihre Leidenschaft, sondern die Herrschsucht. Darum verließ sie ihren Gatten und ward die Freundin des Königs, um ihn willenlos zu lenken. Sie machte sich bald zum Mittelpunkt des Hofes, leitete alle Intriguen, hob ihre Kreaturen zu hohen Aemtern, bekümmerte sich um alle Staatsgeheimnisse und mischte sich in Alles. Wegen ihres scharfen Verstandes war sie gefürchtet, wegen ihres beißenden Witzes gehaßt. Charlotte sagt von ihr, sie sei ein lebendiger Teufel. Sie ist die Erfinderin der robes battantes.

Auch in anderen Dingen übte sie einen verderblichen Einfluß aus. Charlotte schreibt: „Ob ich unsern König in vielen Sachen approbirt habe, so habe ich ihm doch hierin nicht beigestimmt, daß es bürgerlich sei, bloß seine Verwandten zu lieben. Das hat ihm die Montespan so eingeprägt, damit er aller legitimen Verwandten müde werden möge. Das hat die alte Zott noch weiter fortgeführt, damit nichts als ihre Zucht und Kreaturen in Gnaden und Gunst sein möchten." Es war ein eigenthümliches Verhältniß, dem unser Zeitalter gottlob nichts mehr an die Seite stellen kann. An diesem versailler Hof wuchs Alles wild durcheinander. In einem Zigeunerhaufen konnte die Gesellschaft nicht bunter zusammengewürfelt, den Forderungen und Gesetzen der Familie nicht schamloser in's Gesicht geschlagen sein, als an diesem Hofe, welchem, wie Voltaire sagt, Europa seine «politesse» verdankt. Es fragt sich, ob Europa nicht besser gethan hätte, zu der Barbarei der alten Germanen zurückzukehren, als eine solche Politesse in sich aufzunehmen.

Herrschte in den oberen Regionen ein solches Sudelwetter, wie mußte es da in den unteren Regionen so voll Schmutz aussehen! Es war durch dieses heillose Beispiel, das der Hof gab, so weit gekommen, daß Häuslichkeit, eheliche Treue, Einfachheit der Sitten im Leben und auf der Bühne verlacht wurden, daß Niemand, weder Mann noch Weib, sich Mühe gab, solid zu sein. Hierüber schreibt Charlotte: „Alles, was man in der Bibel liest, wie es vor der Sündflut und zu Sodom und Gomorra hergegangen, kommt dem pariser Leben nicht bei. Ich muß gestehen, ich bin als verwundert, daß Paris noch steht und nicht versunken ist über alles gar Böses, so Tag und Nacht dort vorgeht."

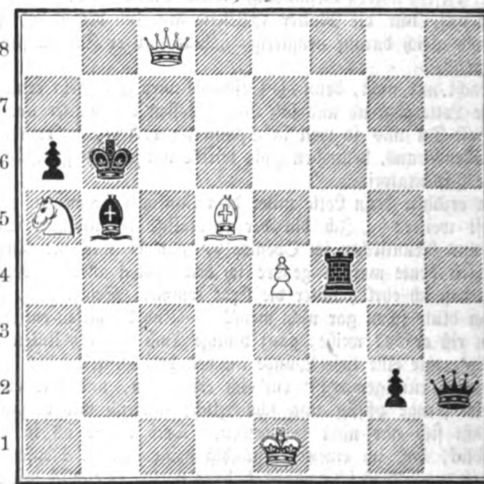
Endlich wurde Ludwig auch der Montespan überdrüssig. Ihre Schönheit nahm täglich ab, ihre Herrschsucht, ihre Unverschämtheit wuchs täglich mehr. Sie mußte sehen, wie der König ein Hoffräulein der Herzogin Charlotte bewunderte, sie in seine Nähe zog, täglich bei ihr aus- und einging und sie zur Herzogin von Fontanges erhob. Diese war, sagt Charlotte, von Kopf bis zu Fuß die schönste Figur, so man sehen konnte, hatte auch ein recht gut Gemüth, aber nicht mehr Verstand als ein Kätzchen. Von einem solchen Backfisch sich ausstechen zu lassen, war der Sultanin zu viel; sie schnaubte Feuer und Flamme, brachte das ganze Serail in Aufregung, hetzte alle ihre Sklaven zur Rache auf. Dem König war es bei dem Wüthen der losgelassenen Bestie selbst nicht recht wohl; er schickte seine zwei Hauptmufti, La Chaise und die Maintenon, zu ihr, um die Flamme der Eifersucht und des Hasses durch lammfromme Sprüche zu beschwören. (Schluß folgt.)

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn **Oberst Schweiger** in **Rovigo**.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.



Im Waisenasyl zu Bristol. (S. 454.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von W. Smith.

(Fortsetzung.)

35. Die Waise.

Nachdem wir die beiden Knaben Harry und Sim auf allen ihren Wegen, durch all' ihre Noth und Gefahren und kleine Glücksereignisse begleitet, müssen wir auch zurückschauen auf ihre Gespielin in den glücklicheren Tagen, auf Rose Prim, genannt Primrose, welche, seit Jahren mit ihnen auf gleichem Fuße erzogen, ihnen gleichsam Schwester geworden war. Wir haben schon erzählt, daß die alte Kezia Crowe, als ihr zu fernerem Aufenthalt in London die Mittel gebrachen, sich nothgedrungen entschloß, mit Primrose zunächst zu ihrer Schwester nach Bristol überzusiedeln, während Harry und Sim durch ihren letzten Logiswirth Pribble nach der Union gebracht werden sollten. Letztere zogen das nomadische Leben der Obdachlosen dem Aufenthalt in der Union vor, denn die meisten derartigen Stätten mildthätiger Fürsorge zu London sind in der Wirklichkeit schrecklich wegen der pöbelhaften Gesellschaft, die darin Aufnahme findet. Kezia hüllte ihren kleinen Schützling in die wärmsten Kleider, die in ihrem Besitz waren — denn es war um Weihnachten und der Winter hart — und machte sich mit ihm in einem Stellwagen auf den Weg nach Bristol. Sie hätte um denselben Preis auf der Eisenbahn dritter Klasse fahren können und wäre auf diese Weise in wenigen Stunden an ihr Reiseziel gelangt; die alte Person hatte indeß einmal einen großen Widerwillen gegen den Dampfwagen. Sie erinnerte sich, daß auf ihre erste und einzige Fahrt mit demselben, gelegentlich der Uebersiedelung Hazeldean's nach London, großes Unglück gefolgt war; auch hatte ihr kurz vor der Abreise geträumt, sie komme sammt ihrem Schützling auf der Eisenbahn in Folge eines Zusammenstoßes um's Leben. Kezia war abergläubisch genug, um die Möglichkeit der Verwirklichung ihres Traumes in's Gebiet der Gewißheit zu setzen, und vertraute daher sich und Primrose lieber dem Fuhrwerke an, das, im Vergleich zum Dampfwagen, schneckenartig sich über die öde Winterlandschaft bewegte und erst nach drei vollen Tagen in Bristol anlangte.

Ganz durchfroren und tief ermüdet verließen Beide den Stellwagen; Kezia nahm ihre alte Reisetasche, die Alles, was sie aus dem Schiffbruche der Verarmung gerettet, enthielt, an die eine, Primrose an die andere Hand und steuerte auf die Almosenhäuser zu, in deren einem ihre Schwester Tabitha Wohnung hatte. Es läßt sich im Leben oft die Beobachtung machen, daß sehr arme Menschen weit eher hülfebereit sind als reiche Leute, wenn es gilt, noch Aermeren, als sie selbst, Opfer zu bringen. Dergleichen Leute fanden sich auch in den bristoler Armenhäusern, und Tabitha gehörte zu den Vornehmsten in dieser Beziehung. Eigentlich war sie die vornehmste Arme überhaupt, in vielen Stücken ihrer Schwester sehr ungleich. Tabitha, eine sehr würdige „alte Jungfer", hatte fünfzig Jahre lang in verschiedenen Familien als „Kammermädchen" gedient, und einer der von ihr bedienten Damen hatte sie auf ihre alten Tage das zu verdanken, was sie selbst im Hoftone „eine Abode", Kezia aber, weniger polirt, „ein Loch" nannte, um darin ihre Tage zu beschließen.

Diese beiden alten Originale, Tabitha und Kezia, beide unvermählt geblieben, hatten dieselben freundlich blickenden schwarzen Augen, dieselben stark gebräunten Gesichter, dieselben Nußknackernasen und Kinne, und dieselben knöchernen Figuren. Es bestand aber außer diesen Aehnlichkeiten ein bedeutender innerer wie äußerer Unterschied zwischen Beiden. Kezia war geblieben, wie die Natur

sie geschaffen hatte, gutmüthig-simpel, von etwas rauhen Manieren und mit dem breiten, unangenehm klingenden Dialekt des Dorfes, das sie nur verlassen hatte, um mit Hazeldean nach London zu ziehen. Tabitha dagegen hatte zu lange über die Toilette ihrer Herrinnen geherrscht, um nicht viele Künste derselben an ihrer eigenen Person zu erproben und mit deren Geheimnissen den eigenen Mängeln abzuhelfen; auch ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Geberden waren im langen Verkehr mit der vornehmen Welt verfeinert, und so wichen denn die äußeren Erscheinungen, wie die Anschauungen der beiden Schwestern sehr von einander ab. Tabitha war fast achtzig Jahre alt und erschien trotzdem, daß Kezia erst siebenzig zählte, neben dieser wie ein — allerdings sehr altes — Mädchen neben einer — allerdings auch sehr alten — Frau.

Es gab ein höchst originelles Bild, diese beiden alten Personen an dem kleinen Theetische des engen Gemachs einander gegenüber sitzen zu sehen und über die Art und Weise deliberiren zu hören, nach welcher die kleine liebliche Primrose erzogen werden müsse; jede der Beiden vertheidigte ihre Maximen mit wahrhaft jugendlichem Eifer, und während Kezia, die natürlich das Kind ganz nach sich selbst geartet zu sehen wünschte, eine Art mütterlicher Autorität in die Wagschale legte, versuchte Tabitha das Uebergewicht ihrer feineren Bildung zur Geltung zu bringen. Tabitha vertrat in diesem Ideenkampfe die höheren Anforderungen der Zeit und den Fortschritt der Bildung, Kezia verfocht mit trotziger Hartnäckigkeit das Veraltete und Kleinliche; sie wollte, daß Primrose im Kochen, Waschen, Scheuern, Fegen, Holzhacken, Graben, Hacken, Jäten 2c. unterrichtet werde, während Tabitha feinere Beschäftigungen für sie wünschte.

„Verdirb mir der kleinen Lady Hände nicht mit Deiner rauhen Arbeit!“ sagte sie empfindlich. „Nie wird eine weibliche Hand wieder zart, wenn sie in der Kindheit mißbraucht wurde. Ich besitze eine gutes Rezept zu Mandelpaste und will sehen, wie ich diese Händchen pflegen kann; aber wenn Du die kleine Missey den Flur scheuern läßt, sind sie nicht mehr zu kuriren.“ — „Nicht mehr zu kuriren!“ eiferte Kezia. „Das Mädchen soll einst von ihrer Hände Arbeit leben — zu was ist sie denn gut, wenn sie nicht scheuern kann?“ — „Bst, mach' mir den Schimmel nicht scheu, Kezia! Sie ist feiner Leute Kind und von Geburt eine Lady, und sie ist so zart und niedlich, daß ihr in jeder Hinsicht eine feine Erziehung gebührt. Mag sie sich einst glücklich verheirathen, und wenn nicht, dann ist's für sie immer besser, sie wird Kammerjungfer, als Wasch- und Scheuerfrau.“ — „Ist mir doch mein Lebtag solch' Zeug, was Du da auskramst, nicht vorgekommen! Weder zu grober noch zu feiner Hausarbeit hab' ich das Ding hergebracht, sondern meine ganze Hoffnung ist auf das Waisenhaus in Ashleydown gerichtet.“ — „Auch die meine, Kezia, auch die meine!“ erwiederte Tabitha zungenfertig. „Bin ich doch selbst im Waisenasyl aufgewachsen und weiß, was für eine angenehme Sprache daselbst gesprochen wird und wie die Manieren sich da verfeinern. Freilich wird bei den kleineren Mädchen das Haar bis auf ein gewisses Maß abgeschnitten, um keine Zeit mit dem Flechten und Reinigen desselben zu verlieren, aber doch nicht mit solcher Gefühlsrohheit, wie in der Union; das Haar bleibt immer noch lang genug, um zu beiden Seiten der Stirn hinter's Ohr gestrichen werden zu können und die Gesichter nicht zu entstellen.“ — „Ist mir doch mein Lebtag nicht vorgekommen!“ rief Kezia wieder. „Ich glaube, ihr Leute in euren Salons und Bodowars habt euer Lebtag weiter nichts gethan, als euch geputzt und die Haare geflochten! Sollt' aber meinen, es könnt' einer armen hungrigen Waise nichts verschlagen, ob ihr die Haare so oder so auf dem Kopfe stehen.“ — „O das macht gar viel aus, meine Beste! Wahrhaft feine Leute halten auch auf ein angenehmes Aeußere, sonderlich ist dieß von Bedeutung bei Mädchen. Ist die Kleidung dürftig und das Haar reich und schön, wird selbst die Arme geschmückt erscheinen; aber lass' solch' einen ruppigen Kopf ankommen — man wendet sich unangenehm berührt ab. Hat uns Mädchen denn der Schöpfer unser Haar zum Abschneiden so lang wachsen lassen? Nicht als ob mir nicht das Herz blutete bei dem Gedanken, daß Rose Prim beim Eintritt in's Waisenasyl ihre schönen langen Locken lassen soll, aber es ist doch ein gewisser Trost für mich, daß wenigstens etwas davon übrig bleibt, und daß die schändliche, barbarische Schererei der Union und der Workhouses nicht dort stattfindet.“ — „Ach papperlap! Sie kann nicht leben von den ganzen und nicht von den halben Locken, Tabby! Ich hab' mich mein Lebtag nicht viel mit den Haaren abgegeben und bin doch die jüngste von uns Beiden. Aber 's ist nun Zeit, daß wir Anstalt machen, das Kind unterzubringen, denn wir sind schon drei Monate in dem beschränkten Almosenhause.“ — „Gut, wir wollen Mittwoch hinübergehen, von zwei bis fünf Uhr Nachmittags; da geht Reich und Arm hin, und wir werden dann sehen, ob Miß Primrose einen angenehmen Eindruck erhält.“ — „Sie braucht gar keinen Eindruck zu haben, Tabby. Eindrücke sind überflüssige Dinger. Aber der Tag ist mir einerlei, wenn's kein Freitag ist; also gehen wir Mittwoch!“

Diese Absicht sprach sich rasch unter den sämmtlichen Bewohnern der Almosenhäuser herum, und da die niedliche Rose Prim bei all' diesen alten Damen hochbeliebt war, so kamen sie alle herbei und konnten kein Maß finden im Ausdrucke ihres Bedauerns über den bevorstehenden Verlust.

Am Morgen des zum Besuche des Waisenasyls bestimmten Tages fühlte sich die alte Tabitha zurückversetzt in die schönste Blütezeit der Toilettekünste. Der kleine unscheinbare Spiegel, den sie besaß, war blank geputzt und als Toilettespiegel in schiefer Stellung auf dem Tische befestigt. Sie hatte ihre besten Kleidungsstücke hervorgesucht und in Stand gesetzt; ihr etwas altmodischer Hut war mit frischgewaschenen breiten Seidenbändern, mit frischgestärkter Rüsche — in Ermanglung einer neuen — versehen, und ein guter Spitzenschleier aus besseren Tagen — ein Geschenk ihrer letzten Gebieterin — ward malerisch darauf befestigt. Auch für ihren jugendlichen Liebling hatte das alte Fräulein mit kunstgeübter Hand ein zierlich Hütchen mit Kornblumenschmuck, ein Jäckchen aus einer uralten rothbraunen Sammetmantille, ein seidenes Röckchen und weiße Spitzenhöschen zurecht gemacht. Der Anzug des lieblichen Kindes war ein kleines Meisterwerk, an welchem Tabitha sich nicht satt sehen konnte, während Kezia den Kopf schüttelte und meinte, solche Ziererei ihr Lebtag nicht gesehen zu haben. Tabitha selbst sah für ihre Achtzig sehr stattlich aus. Nur Kezia war trotz alles Zuredens nicht zu bestimmen gewesen, an ihrem altmodischen Habitus irgend Etwas modernisiren zu lassen, indem sie, dießmal ganz richtig, einwendete, daß ihre Tracht ihrer Person ganz angemessen sei.

Des Bäckers kleine Korbchaise war längst vorgefahren, als endlich von Tabitha's welken Lippen ein kokettes „Fertig!“ ertönte, und die drei Personen sich auffetzten. Aus allen Fenstern schauten neugierige, nickende, grüßende Köpfe, als der Wagen von einem ziemlich dürren schottischen Pferde im Schlendertrabe davongezogen ward. Es war lange her, daß Tabitha nicht zu Wagen gesessen hatte; die alten Zeiten, in denen sie manchmal als Gesellschafterin neben ihrer Dame in prächtiger Karrosse hatte sitzen dürfen, mochten in ihr aufdämmern, als sie den Kopf stolz aufrichtete und mit einem gewissen kritischen Blicke auf ihre Schwester herabsah. „Feine Federn machen feine Vögel!“ sagte Kezia spöttelnd. „Die Leute können mich für Dein Kammermädchen halten, Tabby.“ — „Ich würde doch dafür sorgen, daß meine Jungfer sich angemessener trüge!“ gab Tabitha spitz zurück; eine Bemerkung, deren Stachel für einige Zeit ein leichtes Schmollen in der Bäuerin hervorrief.

Nach einer mehrstündigen erquicklichen Fahrt durch eine in der schönsten Frühlingsblüte prangende Flur hielt der Wagen am Portale des großartigen Waisenasyls von Ashleydown. Ein wackerer Deutscher war's, Georg Müller, aus einem kleinen preußischen Flecken gebürtig, welcher im vorigen Jahrhundert diese Stiftung in's Leben rief. Anfangs nur klein und dürftig, kaum hinreichend zur Aufnahme weniger armer Kinder, die weder Vater noch Mutter hatten, gedieh das fromme Werk, ähnlich den Franke'schen Stiftungen in Halle, von Jahr zu Jahr weiter und weiter, und ward zuletzt, ohne Protektion hochstehender Persönlichkeiten, ein segensreiches, wohlgeordnetes, mit unerschöpflichen Hülfsmitteln versehenes Obdach für tausend Waisen beiderlei Geschlechts.

36. Der Squire und sein Erbe.

Kezia, Tabitha und Primrose traten in den weiten, einfach und dennoch zierlich ausgestatteten Empfangssaal, der bereits mit Gästen aus allen Ständen gefüllt war. Jedes Alter war vertre-

ten, aber die weiblichen Gäste bildeten die Mehrzahl. Es war kein Rangunterschied bemerkbar, weil es nicht im Prinzip der Anstalt lag, einen solchen zu machen. Diejenigen, welche zeitiger erschienen waren, hatten Sitze gefunden, später Gekommene mußten stehen, wenn nicht hohes Alter oder persönliche Bekanntschaft einen Wechsel in dieser Ordnung herbeiführten. Dieß war der Fall mit Tabitha, welcher ein vornehm gekleideter Herr in den sechziger Jahren seinen Sitz einräumte. Indem er seinen Platz verließ, fiel sein ernster, fast finsterer Blick auf Kezia; er trat auf sie zu und nannte sie grüßend bei ihrem Namen. Mit einem Ausrufe der Ueberraschung knixte sie und begrüßte ihren früheren Herrn, den Squire Proudfoot auf Ashbrookhall. „Ich dächte, Sie trauerten, Sir?“ fragte sie plötzlich erschreckt, den Flor an seinem Hute bemerkend. — „Habt Ihr nicht gehört von meinem großen Verlust, Wärterin?“ erwiederte der Squire düster. — „Nein, Sir. Meinen Sie wohl Master John?“ — Der Edelmann erblaßte und schoß einen schrecklichen Blick auf die betroffene Alte. „Ich glaubte, Ihr wüßtet, Wärterin, daß ich mir ein- für allemal verbeten habe, den Namen dieses rebellischen Sohnes in meiner Gegenwart ausgesprochen zu hören!“ — „Bitte um gnädige Verzeihung, Sir!“ erwiederte Kezia betreten. „Ich hoffte, Sie hätten ihm vergeben.“ — „Vergeben? Ihm, der Schande über meinen Namen gebracht, der meine Hoffnungen untergraben und mir mit schwärzestem Undank gelohnt hat? Niemals werde ich ihm wieder vergeben. Ich that es dreimal; dreimal rettete ich ihn aus dem Schmutze der Ehrlosigkeit, in den er versunken — nun thu' ich's nicht mehr ... Nein, Wärterin, der Verlust, um den ich traure, ist größer und entsetzlicher, als Ihr Euch dachtet. Mein ältester Sohn ist todt, der einzige, den ich noch hatte, der meinem Hause Ehre machte.“ — „Sie erschrecken mich, Sir! Sie meinen doch nicht, daß Mr. Herbert gestorben ist?“ — „Derselbe, Wärterin. Plötzlich und daher um so furchtbarer kam das Unglück ... er ging frisch und gesund auf die Jagd und ward todt zurückgebracht; sein eigenes Gewehr, an einem Zweige hängen bleibend, raubte sein Leben.“ — „O Sir, welch' ein Schmerz für Sie! und welch' ein Schmerz auch für die gute Lady Herbert, seine Gemahlin!“ — „Sie ist auch todt!“ murmelte der Squire, gewaltsam seine innere Bewegung niederkämpfend. „Das Unglück brach maßlos über mein Haus herein. Herbert's Frau sah vom Fenster ihres Schlafgemachs aus die Leiche bringen — ich hörte einen Schrei, und als ich hinzustürzte, lag Mrs Herbert ohnmächtig auf ihrem Bette. Sie gebar an demselben Tage ein todtes Kind, dem sie rasch nachfolgte. Wißt Ihr, was es heißt, Wärterin, Drei auf einmal begraben?“ — „O Sir, welch' ein Schlag, welch' ein Schlag!“ ächzte Kezia erschüttert. „Und der kleine Master Herbert, Sir? Er war der hübscheste Knabe, den ich kannte. Hoffentlich ist dieser Ihnen geblieben, Sir! Er muß jetzt sieben Jahre zählen.“ — „Ja, Wärterin. Er ist meine letzte Hoffnung, mein einziger Erbe. Aber seine Gesundheit ist überaus zart. Ich hab' ihn mit mir gebracht; er ist in meinem Hotel, und Doktor White ist bei ihm zu einer Konsultation.“ — „Und Miß Aurora?“ fragte Kezia zögernd nach einer Pause. — „Keine Aenderung in ihrem Zustande, Wärterin, und keine Hoffnung auf eine Aenderung. Sie ist unheilbar ... Wer ist das nette Kind, welches Ihr bei Euch habt?“ — „Eine Waise, Sir, aus Farmer Hazeldean's Familie, wenn Sie sich erinnern. Rose Prim ist ihr Name. Farmer Hazeldean hielt sie wie sein eigen Kind.“ — Des Edelmanns Gesicht verfinsterte sich wieder — der Name Hazeldean weckte ja in ihm unangenehme Erinnerungen. „Hm, auch eine von den alten Wunden!“ murmelte er halb für sich. „Ei, Wärterin: was ist aus Hazeldean's Knaben geworden? Schlechte Affaire, was ich davon weiß! Ich hätte nicht geglaubt, daß es so mit dem Farmer enden könnte. Sein Bruder war allezeit ein böser Gesell und wird ihn mit andern schwindelhaften Burschen in die Patsche geführt haben — sah darnach aus! Mich dünkt, man legte den Sattel auf das unrichtige Pferd, als man Harry Hazeldean verurtheilte.“ — „Das ist gewiß wahr, Sir, denn der Farmer war sein Lebtag ein rechtlicher Mann. Gott helf' ihm aus — wir Menschen können's leider nicht mehr.“ — „Und was wollt Ihr mit der Kleinen thun?“ — „Ei, ich hoffe, wir können sie hier lassen, Sir!“ — „Recht so; ist das Beste für das arme Geschöpf. Ich will Euch gerne dazu helfen; doch ist dieß, glaube ich, unnöthig, denn Euer Wort gilt in diesem Asyl so gut wie das meine. Hoch und Niedrig hat hier dasselbe Recht. Wo war sie bis jetzt?“ — „Mit mir bei meiner Schwester Tabby, Sir, in ihrem Almosenhause. Tabby war lange Kammerjungfer, müssen Sie wissen, Sir, bei Mylady Lorimer, und diese schenkte ihr für die alten Tage eins von den kleinen Häusern im Grünen, Sir, bei Bristol. Wir sind schon drei Monate mit in demselben Obdach.“ — „Wunderbar!“ sagte der Squire sinnend. „Die Reichen sind selten so mildherzig, das zu thun, was diese Armen vermögen.“ Er zog ein Portefeuille aus der Tasche, entnahm demselben eine Banknote und reichte sie der Alten. „Hier, Wärterin, ist eine Kleinigkeit, als Anerkennung Eurer treuen Dienste in alten Zeiten, und damit Eure Schwester für ihre edle Aufopferung nicht in Verlust gerathe. Ich sähe es gern, Kezia, wenn ich mit Euch später noch eine kleine Unterredung haben könnte — Ihr waret ja immer ein halber Arzt; vielleicht wär's von Nutzen, wenn Ihr Euch den kleinen Herbert ansähet und mir Eure Meinung sagtet. Ich bin hierher gekommen, weil ich meinem Enkel habe versprechen müssen, alles Geld aus seiner Sparbüchse in die Sammelbüchse des Asyls zu legen. Seine Mutter, die eine sehr religiöse Frau war, hat ihm einst erzählt, wenn Kranke und Leidende den Waisen eine Wohlthat erwiesen, so beteten Engel für sie und dann würden sie gesund. Ich hab' ihm gern den Willen gethan ... Wollt Ihr kommen, Kezia? Ihr könnt Eure kleine Rose Prim mitbringen. Mein Liebling wird sich freuen, sie zu sehen. Halt, da fällt mir ein, daß mein Wagen am Sonnabend nach Bristol kommt — dann könnt Ihr mit nach Ashbrook fahren; wollt Ihr?“ — „O von Herzen gern, Sir! Ich werde glücklich sein, all' die alten Plätze und den jungen Gentleman wiederzusehen ...“ — „Die alten Plätze sind jetzt sehr still, Wärterin; es ist Niemand mehr außer dem nöthigsten Dienstpersonal, der sie bewohnt, als ich und mein Erbe. Also Sonnabend um drei Uhr! Ihr werdet den alten Oxley mit dem Wagen im schwarzen Stier finden ...“ Damit brach Proudfoot die Unterhaltung ab, verbeugte sich gegen Tabitha, klopfte der kleinen Primrose leicht die Wange und schloß sich dem Zuge der Besucher an, welchen die deputirte Matrone so eben durch die Lokalitäten des Asyls geleiten wollte.

Das Waisenhaus von Ashleydown ist berühmt in der gesammten britischen Monarchie; es ist eine Musteranstalt, hervorragend sowohl durch ihre äußeren Einrichtungen, als durch den Geist, der in ihr herrscht, über alle ähnlichen Institute Englands. Die leitende Barmherzigkeit derselben ist nicht jene kalte Wohlthätigkeit eines Systems, welches so wenig als möglich gibt und die Aufgenommenen bei jeder Gabe ihr Elend fühlen läßt, sondern die wahrhafte christliche Milde, deren andere Bezeichnung Liebe heißt. Dafür zeugte in diesen ausgedehnten Räumen Alles, was sich dem Auge und Ohr des Besuchers darbot. Ueberall herrschte die größte Akkuratesse ohne Peinlichkeit, eine auf herzliches Wesen gegründete Behandlung, keine abschreckende Strenge, deren unfehlbares Produkt die Furcht in den kindlichen Gemüthern ist. Jedes Kind hatte seinen besondern Platz zur Aufbewahrung seiner Kleider, Arbeits- und Spielgeräthe, jedes drei vollständige Anzüge: einen für den Sonntag, einen für die Schule und die gewöhnlichen Tagesverrichtungen, einen zum Spiel. Die Kleider waren passend, von moderner Form, zwar einfach, aber ansprechend, namentlich die der Mädchen. Alle Räume waren höchst sauber, luftig und hell, namentlich auch die weiten Schlafsäle, von deren hohen Fenstern aus das Auge eine freie Fernsicht über die malerische Landschaft genoß. In den Gemächern der Ammen und Pflegmütter zeigte sich wahre Muttersorgfalt. Säuglinge, ein- bis vierjährige Pfleglinge bekundeten die wärmste Anhänglichkeit gegen ihre Pflegerinnen, deren aufrichtigste Mühe darauf gerichtet war, ihnen die fehlenden Mütter zu ersetzen.

Die deputirte Matrone beantwortete alle Fragen, welche unaufhörlich von Besuchern an sie gerichtet wurden, mit größter Geduld und zwangloser Freundlichkeit. Endlich führte sie den Strom der Gäste auch in einen Unterrichtssaal für Mädchen, in welchem ein Lehrer die Zeichensprache zu veranschaulichen suchte, welche der größeren Ordnung und Stille halber eingeführt war. „Wie bittet ihr um einen Fingerhut?“ fragte er die Schülerinnen. Jede der-

selben erhob den Nähfinger nach dem rechten Auge. „Wie bittet ihr um eine Nadel?" Sämmtliche Zeigefinger wurden erhoben. „Wie bittet ihr um eine Scheere?" Daumen und Zeigefinger wurden ausgespreizt in die Höhe gehalten. „Wie verlangt ihr Stecknadeln?" Die kleinen Finger erhoben sich. „Wie eine Haarnadel?" Die rechten Hände wurden mit eingeschlagenen Daumen erhoben. „Wie verlangt ihr Zwirn?" Der zweite und dritte Finger streckten sich dicht aneinander liegend empor. „Wie bittet ihr um Band?" Der zweite und dritte Finger erschienen in horizontaler Stellung. „Wie macht ihr verständlich, daß ihr mehr Arbeit haben wollt?" Die rechte Hand ward, mit der einen Seite dem Lehrer zugekehrt, emporgehalten. „Wie bekundet ihr die Bitte um Erlaubniß zum Sprechen?" Dieselbe Hand erschien mit dem Rücken nach Außen u. s. w. Alle diese Bewegungen wurden exakt wie militärische Exerzitien ausgeführt. Die Redeweise des Lehrers war sanft und gütig, und in keinem Gesicht zeigte sich eine Spur von sklavischer Befangenheit oder Verdruß.

Hätte diese Szene im Unterrichtszimmer isolirt dagestanden, so hätte in einzelnen Besuchern vielleicht der Verdacht entstehen können, sie sei für sie arrangirt worden, um die Anstalt auf Kosten der Wahrheit zu verherrlichen. Die Unbefangenheit und freie Bewegung der Kinder zeigte sich aber in allen Lokalen und in allen Beziehungen. Die Besucher sahen Gruppen spielender Knaben und Mädchen, mit Puppen, Puppenstuben, Puppenküchen, kleinen hölzernen, blechernen Arbeits- und Spielgeräthen aller Art. Die Bewohnerschaft des Waisenasyls bildete offenbar eine große Familie, in welcher milde Sitten für das allgemeine Wohlbefinden Zeugniß ablegten. Die beiden alten Schwestern bemerkten mit Freude, daß ihr Schützling den angenehmsten Eindruck mit hinwegnahm und, abgesehen von der nöthig werdenden Trennung, sich kein besseres Loos wünschte, als in Georg Müller's edle Stiftung aufgenommen zu werden. Zunächst handelte es sich aber um einen Besuch in Ashbrookhall, auf welchen Kezia sich innig freute, weil sie den größten Theil ihres Lebens daselbst zugebracht hatte. Die zwei Tage, welche zwischen dem Besuch des Waisenhauses und der Abholung nach Ashbrookhall lagen, wurden daher fast nur mit alten Erinnerungen, Erzählungen von Anekdoten und Ereignissen, die damit zusammenhingen, und mit Vorbereitungen verbracht. Als endlich der alte Oxley in das kleine Almosenhaus Tabitha's eintrat und meldete, der Wagen des Squire stehe im Gasthof zum schwarzen Stier bereit, da konnte das ehemalige Kammerkätzchen sich nicht enthalten, Primrose auf die Seele zu binden, sie möge auf ihre Toilette halten und ein feines Englisch sprechen, damit der Squire wisse, mit wem er es zu thun habe, was Kezia zu der verdrießlichen Bemerkung veranlaßte: die Toilette sei ein überflüssiges Ding und ein „feines Englisch" könne jeder Spitzbube sprechen.

Wohl den tiefsten Eindruck hatte das heitere Kindertreiben des Waisenasyls von Ashleydown auf den Squire Proudfoot gemacht. Er erinnerte sich bei dessen Anschauung lebhaft an das Familienleben seines eigenen Hauses, das er selbst nie zu schätzen verstanden und dessen Zerstörung er vorbereitet, während das Verhängniß sie fast vollendet hatte. Sein blasses stilles Weib erstand gleichsam aus dem Grabe und trat vor sein geistiges Auge, nicht vorwurfsvoll, denn sie war stets ein himmlischgutes Geschöpf gewesen, aber doch sein Gewissen belastend, denn der Squire war immer rauh und hart gegen sie und hatte nie das zarte Gefühlsleben seiner Gattin zur Geltung kommen lassen. Die Kinderstube hatte ihn angewidert, er hatte keinen Geschmack gefunden an dem fröhlichen Lärm der Kleinen. Daher waren sie ihm immer scheu aus dem Wege gegangen, und sein Weib wie die Wärterin und Amme hatten ängstlich vermieden, den rauhen Mann mit seinen eigenen Sprößlingen in allzu nahen Kontakt zu bringen.

Zwei seiner Kinder, Julia und Blanche, waren in früher Jugend gestorben. Sein letzter Sproß, ein allerliebster Knabe, war durch seine Härte gleichsam hingemordet worden. Das zarte Kind mußte nach seiner Ansicht abgehärtet werden — die Wärterin mußte es bei jeder Witterung austragen. Ein scharfer Ostwind hatte dem Kinde eine Lungenentzündung und den Tod zugezogen. Die gequälte Mutter folgte ihm bald nach. Drei waren ihm geblieben: Herbert, sein Aeltester, John und die schöne Aurora, welche sich zur höchsten Blüte der Jungfräulichkeit entfaltete. Wir kennen die Schicksale dieser Drei: Aurora gerieth durch Seymour Hazeldean's That und die Härte ihres Vaters in's Irrenhaus, Jack mit der Laterne versank in den Pfuhl der Immoralität und erhielt in Folge einer betrügerischen Operation seines Bruders ebenfalls einen Platz im Irrenasyl. Herbert selbst endete, wie von der Nemesis ereilt, durch eine Kugel seines eigenen Jagdgewehrs. Seine Gattin, die einst in besseren Tagen John anbetete und die, als Herbert sie für sich eroberte, sich nach der Vermählung nie glücklich fühlte, starb vor Schrecken im frühzeitigen Kindbett.

Auch der verhärtetste Charakter hätte sich endlich beugen müssen unter dem Drucke der verhängnißvollen Hand, gegen deren Gewalt kein Widerstand möglich war. Der Squire hatte einen trotzigen, unsinnig stolzen Geist, dem es schwer ward, sich selbst die eigene Unmacht einzugestehen; aber dieser stete Kampf in sich selbst, die fortwährenden imaginären Versuche, mit dem Schicksal gleichsam zu kontrahiren, erschütterten seine Konstitution, machten ihn alt und grau, und wie er auch in seinem trotzigstolzen Wesen bemüht war, die Wirkungen jenes Kampfes sich nicht abmerken zu lassen — selbst die Dienstleute und die umwohnenden Bauern sahen, wie der Squire sich veränderte, wie seine Kräfte sich verminderten, seine sonst hochaufgerichtete Gestalt mehr und mehr in sich zusammensank. Die Sorge um seinen jugendlichen Erben, dessen wechselndes Unwohlsein den Squire zu öfteren Nachtwachen veranlaßte, zerwühlte nun, nachdem er Alles verloren, am meisten seine noch übrigen Kräfte. Er war in diesem Zustande noch reizbarer geworden wie sonst und hatte aus der tiefen Stille, welche das zarte Nervenleben des kleinen Herbert zu erfordern schien, einen Gewohnheitszustand gemacht.

Als Kezia mit Primrose im Herrenhause anlangte, kamen ihnen alle Räume wie ausgestorben vor. Die Dienstleute gingen auf den Zehen, obschon überall, in den Zimmern wie auf den Treppen und Korridoren, wollene Teppiche den Schall aufsaugten. Seit Monaten war die kleine Primrose nicht in heiteren Verkehr mit der Jugendwelt gekommen, aber trotzdem war sie über die absolute Oede von Ashbrookhall betroffen; ihr gegenüber hatte das Geschnatter der alten Bewohnerinnen der Almosenhäuser einen verhältnißmäßig reichen Stoff zur Unterhaltung geboten. Indessen hatte das verständige Kind längst entbehren gelernt, und die Erwartung, den Erben eines so großen Besitzthums zu sehen, erhielt sie in einer gewissen Spannung.

Der Hausmeister meldete die beiden Besucherinnen an und kam mit der Anweisung zurück, dieselben unmittelbar in Master Herbert's Krankenzimmer einzuführen. „Der Herr ist bei ihm," wisperte der Hausmeister; „er hat die ganze letzte Nacht an seinem Bette gewacht, und es sind heut schon zwei Aerzte dagewesen, einer von Bristol und einer von Ashbrook." — „So hat sich der Zustand des jungen Masters verschlimmert?" fragte Kezia erschreckt. — „Hm, wie Ihr wollt!" erwiederte der Gefragte. „Das wechselt in dem artigen Knaben wie Sonnenschein und Aprilschauer — 'mal so, 'mal so! Die Sache ist: er hat keine Konstitution, und wenn der Mensch keine Konstitution im Leibe hat, können alle Aerzte der Welt keine hineinbringen."

Kezia trat, durch den tiefgelehrten Ausspruch des Hausmeisters gehörig vorbereitet, mit ihrem Schützling an der Hand in das ihr wohlbekannte, geräumige, lichte und gut ventilirte Gemach, welches seit vielen Jahren zum Aufenthalt der Kinder gedient hatte — Nurserie heißt es in England ganz allgemein, und Nurse heißt auch, dem entsprechend, dort nicht bloß die Säugamme, sondern auch jede Wärterin und Pflegerin von Kindern. Der Squire erhob sich bei Kezia's Eintreten, begrüßte sie und Primrose mit einer Art von Freude darüber, daß ihr Erscheinen einen Wechsel in die Einförmigkeit seiner Nurserie brachte, und führte Beide an das Prachtbett seines Enkels, auf welchem dieser in halbliegender Stellung sich befand.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels Seite 428:

Freudenthränen.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 39.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Von unten herauf!

IV.

Bernhard Greuter.

Von

August Feierabend.

An der Eisenbahn von Winterthur nach Romanshorn erheben sich am Ende des thurgauischen Grenzdorfes Islikon zahlreiche größere und kleinere Gebäude, denen man es sogleich ansieht, daß sie keine gewöhnlichen Häuser sind. Es sind das die Fabrikationsgebäude, welche vor bald hundert Jahren die Thatkraft eines armen Färbergesellen nach und nach aus dem Boden herausgezaubert, der dadurch den Grundstein zu der thurgauischen Industrie gelegt hat. Dieser Gründer war Bernhard Greuter von Kefikon, einem Dörfchen ganz nahe bei Islikon. Sein Vater war als zwanzigjähriger junger Bursche in holländische Dienste getreten und als Soldat nach Batavia gekommen, von wo er nach mehrjährigem Aufenthalte wieder in sein Vaterland zurückgekehrt war. Er hatte seinen sauer erworbenen Sold nicht wie leichtfertige andere Kameraden in Schwelgereien durchgebracht, sondern sich nach der vollendeten Dienstzeit aus den gemachten Ersparnissen allerlei asiatische Waaren und Naturgegenstände angeschafft. Letztere schenkte er der Naturaliensammlung der benachbarten Stadt Winterthur, mit ersteren dagegen begann er einen kleinen Handel. Er ließ sich im Toggenburg in Olensbach oberhalb Wattwil nieder, wo er die Tochter des damaligen Müllers Billeter heirathete und im Hause seiner Schwiegereltern wohnte. Daselbst wurde auch Bernhard Greuter den 26. Februar 1745 geboren, ebenso zwei andere Geschwister, ein Bruder und eine Schwester. Der neue Handel wollte dem fleißigen und sorgsamen Vater nicht glücken, und er gab daher denselben wieder auf. Dagegen faßte er nun den kühnen Entschluß, aus seinem kleinen Vermögen einige Schweizerfabrikate zu kaufen, die bereits den Weg nach dem östlichen Asien gefunden hatten, und sie selbst dort zu verkaufen und um ostindische Waaren umzutauschen. Gesagt, gethan. Die erste Reise lief glücklich ab und brachte ihm reichlichen Gewinn. Sie ermuthigte ihn zu einer zweiten. Bei dieser starb er auf dem Meere. Mit dem Leben des Vaters ging für die Hinterlassenen auch der Theil seines Vermögens verloren, den er in Waaren mit



Berliner Marktbilder: **Der Dönhofsplatz.** Von C. Lallemand. (S. 463.)

sich genommen hatte. Die Familie gerieth daher in eine sehr dürftige Lage. Die Mutter verwendete die geringe Hinterlassenschaft des Vaters, die ihr noch geblieben, an die bestmögliche Erziehung ihrer Söhne. Ein benachbarter Lehrer ertheilte ihnen guten Unterricht. Nach Vollendung desselben zogen sie Beide nach den benachbarten Kantonen Thurgau und Zürich, um als Hauslehrer sich ihr Brod zu verdienen. Bernhard fand an dieser neuen Beschäftigung wenig Freude. Er hatte vielmehr des Vaters Geist geerbt, und dieser erfüllte seinen Kopf mit größeren Plänen. Er schnürte daher seinen Bündel und zog hinüber in's benachbarte Glarnerland, wo er in der Kattundruckerei des damaligen Landesmajors Streif Arbeit erhielt. Im Geschäfte desselben war das Geheimniß der Blaufärberei in Anwendung gebracht, das kurz vorher von einem Genfer, Falio, entdeckt worden war. Dasselbe zu erspähen war Greuter's eifrigstes Bestreben. Seine Bemühungen wurden entdeckt, und er fand daher für das Beste, zu seiner Mutter nach Hause zu flüchten. Bald fand er im freien Appenzellerländchen bei den Druckerherren Merz und Schieß wieder Arbeit und dabei Gelegenheit, endlich nach beharrlichen Versuchen das Geheimniß der Blaufärberei zu ergründen. Nachdem er mehrere Jahre bei den wackern Appenzellern gearbeitet hatte, entschloß er sich, in seiner Heimatgemeinde als Färbermeister sich niederzulassen. Er miethete wirklich in Kefikon eine kleine Wohnung, holte die Tücher zum Färben bei den Leuten ab und brachte sie ihnen wieder zurück. Sein bescheidener Anfang wurde mit günstigem Erfolge gesegnet. Da nöthigte ihn ein unvorhergesehenes Ereigniß, den Wanderstab zu ergreifen. In der Kehrordnung der damaligen regierenden Kantone war Landesmajor Streif von der Landsgemeinde des Kantons Glarus auf zwei Jahre zum Landvogt von Thurgau ernannt worden. Greuter hatte seine Flucht von Glarus in gutem Angedenken und fürchtete sich vor der Rache seines ehemaligen Meisters, des mächtigen Landvogtes, der in der kaum eine Stunde von Kefikon entfernten Stadt Frauenfeld seine Residenz nahm. Er fand es daher rathsam, während der Dauer der Regierungszeit seines alten Meisters aus dem Bereiche seiner Herrschaft sich zu entfernen. Nachdem er denn seinen Bruder Konrad in die Kunst des Blaufärbens eingeweiht und ihm sein kleines Geschäft übergeben hatte, zog er hinab nach Holland, um sich daselbst in seinem Berufe weiter auszubilden.

Die Reise machte er theils zu Schiff, theils zu Fuß. In Basel gesellte sich ein Schreiner von Laufenburg zu ihm, der sich das gleiche Reiseziel vorgesetzt hatte. In Köln schlossen sich noch drei Handwerksbursche an sie an. Damals war es aber für junge Männer sehr gefährlich, über preußisches Gebiet zu reisen. Der Krieg fraß entsetzlich viele Leute, und überall lauerten preußische Werber, um dem tapfern Preußenkönig Friedrich II. neues Kanonenfutter zuzuführen. Das war nun auch das Schicksal der zwei starken jungen Schweizer, die sich trotz erhaltener Warnung nicht hatten abschrecken lassen, den preußischen Boden zu betreten. Sie konnten jedoch wieder glücklich entrinnen, und froh über die wieder gewonnene Freiheit, langte endlich unser Färbergeselle in Amsterdam an. Aber hier drohten wieder neue Gefahren. Auf die Frage, wo er sein Geld auswechseln könnte, um den Schiffslohn zu bezahlen, wies ihn ein Deutscher zuvorkommend in ein nahes großes Haus. In demselben wurde er in ein dunkles Zimmer geführt, in welchem noch ein Dutzend junger Leute eingesperrt waren. Mit Schrecken fiel es ihm nun wie Schuppen von den Augen. Es war klar, er war unter die Seelenverkäufer gerathen, und der so mörderische Soldatendienst in Ostindien stand ihm, wie einst seinem seligen Vater, bevor. Mehrere Wochen schmachtete Greuter in düsterer und ungesunder Gefangenschaft. Endlich gelang es ihm, wieder zu entfliehen und die Färberherberge zu erreichen. Hier erkrankte er in Folge der überstandenen Angst und Noth, fand aber glücklicherweise sehr menschenfreundliche Pflege. Ein Modelstecher aus der Pfalz, der sich ebenfalls auf der Herberge befand, nahm sich neben den Wirthsleuten besonders seiner an und gab ihm das benöthigte Geld, um die Rechnung des freundlichen Wirthes bezahlen zu können. Rüstig ging nun Greuter an die Arbeit.

Bald waren bei derselben die zwei Jahre der landvögtlichen Regierungszeit seines alten gefürchteten Meisters vorüber, und wohlgemuth zog nun unser Verbannter wieder seiner Heimat zu. Der Bruder hatte indessen das Geschäft nicht mit günstigem Erfolge besorgt. Ihm war daher die Heimkehr Bernhard's sehr erwünscht. Er hatte den Lehrerberuf lieb gewonnen, in dem er sich bald so sehr auszeichnete, daß er einen Ruf an die öffentlichen Schulen in Chur erhielt, wo er mehrere Jahre mit glücklichstem Erfolge wirkte. Bernhard gelang es indessen allmälig, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich dem Gedeihen seines Geschäftes entgegenstellten. Damals war der Großvater des berühmten Eschers von der Linth Besitzer des Schlosses von Kefikon. Dieser sah mit Wohlwollen die unternehmenden Bestrebungen des jungen Färbermeisters und half demselben großmüthig und zutrauensvoll mit Geldanleihen. Der gute Erfolg des Geschäftes veranlaßte den strebsamen Mann, auf eigene Rechnung Baumwollentücher zu kaufen, daraus blaue Indienne zu fertigen und selbe ellenweise zu verkaufen. Bald ging er weiter und besuchte mit einigen zusammengekauften Stücken den Markt in der benachbarten gewerbereichen Stadt Winterthur und später sogar in Zürich. Der Versuch hatte einen so glücklichen Erfolg, daß er nun alle Wochen nach den beiden Handelsplätzen reiste, und daheim genöthigt war, im Geschäfte einen Gehülfen anzustellen. Zugleich entschloß er sich endlich, eine Frau zu nehmen. Seine Wahl fiel auf die Tochter des Sternenwirths in Islikon. Hier baute er sich neben dem Hause seines Schwiegervaters eine eigene Wohnung und siedelte dann mit seinem Druckereigewerbe in dieselbe über. Aber auf die Tage der Freude kamen solche herber Prüfung. Emsig wurde nämlich das Gerücht herumgeboten, Greuter habe sich überbaut und müsse seine Zahlungen einstellen. Einige Gläubiger drangen auf Berichtigung der Rückstände. Aber in dieser Noth bewährte der edle Escher im Schlosse zu Kefikon sich als wahren Freund. Je mehr andere Gläubiger drängten, um so mehr öffnete derselbe seine helfende Hand. Diese Hülfe in der Noth war für den jungen Mann ein mächtiger Antrieb vorwärts zu gehen und in seinem Berufe sich zu vervollkommnen. Auch von anderer Seite kam Hülfe. Ein Handelshaus in Winterthur bot ihm nicht nur Geld, sondern, was mehr war, ungesuchte Arbeit. Nun war dem jungen Manne geholfen. Er begnügte sich indessen nicht mit diesem zunehmenden Zutrauen in der Nähe, sondern suchte nun auch muthig Geschäftsverbindungen in der Ferne. Zu diesem Zwecke fertigte er daher Waaren für die damals sehr stark besuchte und berühmte zurzacher Messe. Der Erfolg überstieg alle Erwartungen. Die Waare fand reißenden Absatz, und in wenig Tagen waren 80 bis 100 Stücke verkauft. Mit reichem Gewinn kehrte Greuter wieder heim. Nun kamen auch vom Auslande her Bestellungen. Rasch entwickelte sich hierauf von Jahr zu Jahr sein Geschäft, und bald stand der ehemalige arme Färbergeselle als einer der ersten schweizerischen Fabrikanten da, der durch Geschicklichkeit, Fleiß und strenge Redlichkeit die Achtung, die Liebe und das Zutrauen seiner Mitmenschen erworben hatte. Die Stadt Frauenfeld schenkte ihm ihr Ehrenbürgerrecht, für welche Ehre er seinerseits den schönen Spaziergang um die Stadt anlegen ließ. Gegen Ende der achtziger Jahre wählten ihn seine Mitbürger zum Freihauptmann. Nachdem dann Thurgau zur Zeit der französischen Revolution glücklich des landvogtischen Druckes ledig und ein souveränes Bundesglied geworden, schickte das Thurgauervolk Greuter als seinen Vertreter in die eidgenössischen Räthe. Mit Gewissenhaftigkeit kam er als treuer Vaterlandsfreund dem ehrenvollen Rufe nach. Aber über der Sorge für das Vaterland und sein Geschäft vergaß er nicht diejenige für seine Familie. Seine Gattin hatte ihm vier Söhne und eine Tochter geboren. Da die Heimatgemeinde ihm nicht die Gelegenheit zu ihrer gehörigen Ausbildung darbot, so scheute er keine Kosten, solche auswärts für seine lieben Kinder so gut als immer möglich zu erzielen.

Eine große Freude, die seinem edelmüthigen Herzen Ehre machte, wurde dem wackeren Manne ganz unerwartet zu Theil. An einem Abende meldete sich nämlich bei ihm ein betagter, armer Modelstecher um Arbeit. Trotz der langen Jahre erkannte Greuter in ihm den braven Pfälzer, der sich seiner in der Färbereiherberge zu Amsterdam mit so viel Menschenfreundlichkeit und Aufopferung während der Krankheit angenommen hatte. Groß war nun die Freude des Wiedersehens von beiden Seiten. Freudig rief Greuter aus: „Kamerad, Du bleibst nun bei mir, so lang es Dir gefällt. Nun ist es an mir, Dich zu pflegen, und wahrlich, es soll Dir an

nichts fehlen." Der Pfälzer war wirklich kränklich und bedurfte der Pflege. Aber sein Herz zog ihn der Heimat zu. Reich beschenkt ließ ihn der Schweizerfreund nur ungern ziehen. Auch den Aufenthalt seines Reisegespanen, des Schreiners von Laufenburg, hatte Greuter mit vieler Mühe endlich ausfindig gemacht und ihn bei seinen Reisen auf der zurzacher Messe in Rheinfelden besucht. Reichthum und äußerer Glanz hatte in seiner biedern Gesinnung keinerlei Veränderung bewirkt und mit Selbstbefriedigung, wenn auch ohne Stolz, wies er seine Kinder und Freunde auf den schwierigen Weg hin, den er vom armen Färbergesellen bis zum ersten Gewerbsmanne seines Heimatkantons gewandelt war.

Bald nach seiner Heimkehr aus den eidgenössischen Räthen und nach dem Tode seines Schwiegervaters (1805) übergab Greuter, als bereits angehender Sechziger, sein ausgedehntes Geschäft den Söhnen und beschäftigte sich nun fortan nur mit Verbesserung der sehr vernachlässigten Landwirthschaft. Der verständige treue Volksfreund sah es klar ein, daß er durch die Macht des guten Beispieles auf diesem Gebiete sehr wohlthätig zum Besten seiner Mitbürger wirken könnte. Zu diesem Zwecke kaufte er unebenes und unfruchtbares Land um Islikon herum an und machte dasselbe nach seinen Verbesserungsplänen fruchtbar. Seine Absicht war dabei, nicht nur seinen Mitbürgern Arbeit und Verdienst zu geben, sondern sie auch zu bessern Landwirthen heranzubilden. Und diesen Zweck hat er denn auch trotz seines zunehmenden Alters mit eiserner Beharrlichkeit zwanzig volle Jahre unermüdlich verfolgt. Erst mit dem achtzigsten Lebensjahre übergab er den Pflug seinen Söhnen und erklärte, daß er sich in Ruhestand begeben wollte. Am Mühlbache hinter dem Dorfe Islikon baute er sich nach Art der toggenburger Berghäuschen ein Hüttchen, das er „Bernhardsruhe" nannte. Er sagte dabei lächelnd: „Am Mühlbach bin ich geboren worden, am Mühlbach will ich sterben." Aber bevor er seine Ruhestätte beziehen konnte, starb er im September 1822 an den Folgen einer Erkältung, die er durch Bergsteigen auf einer Reise nach St. Gallen sich zugezogen hatte.

Das von ihm gegründete Fabrikationsgeschäft blüht in noch weit größerer Ausdehnung zum großen Segen der Umgebung heutzutage fort als eine reiche Quelle von Verdienst für Hunderte von Arbeitern, sowie als eine Musteranstalt wohlthätiger Einrichtungen für dieselben in alten wie in kranken Tagen. Der Name Bernhard Greuter's, als des ersten Gewerbsmannes seines Heimatkantons, wird in der Kulturgeschichte des Kantons Thurgau stets einen hervorragenden Platz einnehmen, und sein Andenken lebt in aller Frische fort in den dankbaren Herzen seiner Mitbürger.

Die Damen von Versailles.

Von **Wilhelm Müller.**

(Schluß.)

Die Fontanges hatte einst einen seltsamen Traum und erzählte ihn, bevor sie die Geliebte des Königs wurde, Charlotte. Sie träumte, daß sie auf einen hohen Berg gestiegen sei, und wie sie oben war, habe eine helle Wolke sie umleuchtet; darauf sei es so dunkel geworden, daß sie darüber erschrocken und aufgewacht sei. In ihrer Herzensangst habe sie ihrem Beichtvater, einem frommen Kapuziner, den Traum mitgetheilt, und dieser habe ihr gesagt: „Nehmen Sie sich wohl in Acht, mein Fräulein; dieser Berg ist der Hof, wo Ihnen ein großer Glanz bevorsteht; aber dieser Glanz wird sehr kurz sein, und wenn Sie Gott verlassen, wird er Sie auch verlassen, und Sie werden in ewige Finsterniß fallen." Kaum war die Fontanges, das „dumme Thierchen", bei Hof und genoß in vollen Zügen den schäumenden Becher der königlichen Gunst, so hieß es plötzlich, sie sei am Sterben. Sie selbst war überzeugt, und Jedermann mit ihr, daß die wüthende Montespan einen ihrer Diener bestochen, und daß dieser sie und ihre Leute, wovon auch zwei starben, in Milch vergiftet habe. Auch ihr war nicht mehr zu helfen; Nacht, rabenschwarze Nacht umhüllte den schönen Engel.

Doch hatte die Montespan gar wenig Nutzen von dieser vergifteten Milch. Ludwig hatte sie gründlich satt und fand damals bereits weit mehr Geschmack an dem leisen, frömmelnden, superklugen Auftreten der Wittwe Scarron, welche von einem herrschaftlichen Gut, das sie später kaufte, Frau von Maintenon genannt wurde. Einige Zeit trieben Beide ihr Wesen um den König; aber es war der Montespan nicht lange möglich, zuzusehen, wie er sie hintansetze und die Scarron bevorzuge. Gerade diese Nebenbuhlerschaft verletzte ihre Eitelkeit in hohem Grade, denn diese Scarron war Niemand anders als die Erzieherin der Montespan'schen Kinder. Daß ihre frühere Dienerin, gegen die sie sich so manche Heftigkeit, so manche Grobheit erlaubt, die von ihr selbst an den Hof gebracht worden war, sie nun aus dem Sattel gehoben hatte, ging über ihre Nerven, und so zog sie sich vom Hof zurück, und mit Freuden zahlte ihr der erlöste Ludwig die hübsche Summe von tausend Louisd'or per Monat.

Nun war die Scarron Herrin, freilich ein fast fünfzigjähriges Mütterchen, drei Jahre älter als der König. Die ersten Jahre ihres Lebens hatte sie in Amerika verlebt und war in ihrem vierzehnten Jahre als Fräulein von Aubigné nach Paris gekommen, wo sie in die verführerischen Kreise der berühmten und berüchtigten Ninon de l'Enclos gezogen wurde. Die vielen Anbeter dieser mehr geistreichen und anmuthigen als sittenreinen Dame fanden an dem schönen und gebildeten Mädchen großes Gefallen und hatten keine Ursache, sich über ihre Sprödigkeit zu beklagen. So schön aber auch dieses freie, emanzipirte Leben war, so mußte sie es doch aus Mangel an Subsistenzmitteln aufgeben und bei einer reichen, stolzen Frau die Stelle einer Gesellschaftsdame annehmen. Hier hatte sie alle Gelegenheit, diejenigen Eigenschaften, welche sie in ihren späteren Lebensphasen so gut brauchen konnte und auch in so ausgezeichnetem Grade entfaltete, sich anzugewöhnen: die Geduld, die Ausdauer, die Kunst, sich in andere Menschen zu schicken, die Aufwallungen des eigenen Willens zurückzudämmen, auch das Unangenehme scheinbar mit Freuden zu thun, ganz in dem Willen eines Anderen aufzugehen und die eigenen Plane nur so nebenbei anzubringen, unter der Hand einschlüpfen zu lassen, oder, wenn es sein mußte, mit der Resignation, aber auch mit der Zähigkeit eines Hinterwäldlers auf gelegenere Zeit aufzuschieben.

In diesen Verhältnissen lernte sie den berühmten Komiker Scarron kennen. Sein Geist, sein Witz machte ihn zu einem der ausgezeichnetsten Köpfe. Da er aber ein ausgemergelter, buckliger Kerl, körperlich mehr Affe als Mensch war, so war es einem jungen, schönen Fräulein nicht zu verargen, wenn sie ihn mit einem allerliebsten Körbchen abfahren ließ. Er trug ihr seine Hand an, und sie nahm sie an. Der Dienstbarkeit müde, sehnte sie sich nach einer selbstständigen Stellung, übersah mit der Nachsicht einer barmherzigen Schwester das viele unnöthige Schnörkelwerk, welches die verschwenderische Natur an dem Körper Scarron's angebracht hatte, und fühlte sich glücklich, der männlichen Welt die Thüren ihres Empfangzimmers zu öffnen. Kamen früher die feinen Köpfe von Paris zu Scarron, um seine satyrische Ader zu bewundern, so galt nun die Wallfahrt zugleich der schönen, geistreichen Frau. Sich zum Mittelpunkt einer flotten Gesellschaft zu machen, war ganz nach ihrem Geschmack, und wenn sie auch in unbewachten Augenblicken ein gar zu zärtliches tête-à-tête zum Besten gab, so brauchte ja der bucklige Scarron nicht Alles zu sehen. Als witziger Kopf mußte er das Sprüchwort: „Was man nicht weiß, das macht Einem nicht heiß" wenn nicht kennen, so doch praktisch ausüben.

So trieb sie es neun Jahre. Der gute Scarron starb, und bei dem kleinen Gehalt, auf den sie nun beschränkt war, hielt sie es für das Beste, sich in eine beschauliche Einsamkeit zurückzuziehen. Ein solch' rascher und bedeutender Temperaturwechsel hatte damals so wenig etwas Auffallendes als in unseren Tagen. Sie wurde, wie später eine Krüdener, Betschwester und suchte durch die fromme Haltung ihres verwittweten Kopfes vergessen zu machen, daß sie früher um einen Buchstaben reicher gewesen war. Mehrere Jahre gingen in dieser nebelhaften Beleuchtung hin, da führte sie ihr Schutzgeist unerwartet auf eine neue Station, und heraus trat aus dem Wartsaal erster Klasse die Marquise von Montespan, ein dickes, kräftiges Kind im Arm. Sie übergab der Wittwe Scarron ihren Schreihals, machte ihr die schönsten Komplimente über ihre Klugheit, ihre Bildung, ihre Verschwiegenheit, und übertrug ihr gegen einen hübschen Gehalt die Erziehung ihres Gutedels.

Es war keine Kleinigkeit, solch' exotisches Gewächs, das zwei verschiedenen Welten anzugehören schien und mit der Ueppigkeit einer tropischen Pflanze emporschoß, bei guter Laune zu erhalten, es inwendig und auswendig blank zuzustutzen, die launenhaften Lavaausbrüche der herrischen Montespan zu ertragen, zuletzt noch dem Vater Ludwig zur Rede zu stehen. Das junge Volk wuchs heran, wurde von Ludwig öffentlich als seine Nachkommenschaft anerkannt, an den Hof gezogen, zu Herzogen und Prinzessinnen umgetauft, und so kam auch die Erzieherin in die heiligen Räume dieses Tempels der Profanation. Ludwig, der gern mit Weibern plauderte und Schmeicheleien ungemein gut ertragen konnte, unterhielt sich öfters mit der Wittwe Scarron, schätzte ihr feines, würdevolles Benehmen, las ihre Briefe, die wie zum Drucken geschrieben waren, mit größtem Interesse und hörte gar gern, wenn die kluge Wittwe einen salbungsvollen Lobgesang auf seine glorreiche Majestät anstimmte.

An ernste Thätigkeit, an Lektüre sein Leben lang nicht gewöhnt, suchte er die Leere, welche er nach so raschen Genüssen in sich fühlte, durch die Gefühle der Freundschaft, durch die Unterhaltung mit einem ruhigen, verständigen Wesen auszufüllen, und dazu schien ihm Niemand geschickter zu sein als die Erzieherin seiner Montespan'schen Kinder. Mit großer Befriedigung bemerkte sie, wie unentbehrlich sie dem König werde, bot alle Unterhaltungskunst auf, um seine bösen Launen zu verscheuchen, seine Langeweile zu vertreiben, hütete sich sorgfältig, ihm in irgend etwas zu widersprechen, zeigte eine wohlberechnete Zurückhaltung und Sittsamkeit und ermahnte ihn sogar, sich seiner Gemahlin, von welcher die Montespan ihn ganz abgezogen hatte, wieder zu nähern.

Die Königin starb; Frau Scarron that zum Verzweifeln sittsam und unglücklich, und Ludwig, der nothwendig ein weibliches Wesen an seiner Seite haben mußte, faßte den kühnen Entschluß, sie zu heirathen. Als er dieß seinem Kriegsminister Louvois mittheilte, blieb dieser wie versteinert vor ihm stehen und rief endlich aus: „Ist's möglich? Der größte König auf der Erde will sich so entehren, die Wittwe Scarron zu heirathen?“ Ludwig blickte ihn halb verlegen, halb zürnend an. Jener warf sich ihm zu Füßen und beschwor ihn um Alles, diesen Vorsatz aufzugeben. Aergerlich sagte Ludwig: „Sind Sie närrisch? Stehen Sie auf!“ Am andern Morgen blickte die heirathslustige Wittwe, welcher der König natürlich den ganzen Vorfall hatte erzählen müssen, den Herrn Kriegsminister sehr kriegerisch an. Ihr Wille wurde durchgesetzt, jedoch nur halb. Auf Louvois' dringendes Zureden verstand sich Ludwig dazu, sich in aller Stille und ohne die Sache vorher bekannt zu machen, trauen zu lassen. In Gegenwart des Paters La Chaise, des Gouverneurs von Versailles, eines Kammerherrn und des ersten Kammerdieners wurde in der Schloßkapelle von Versailles die Trauung vollzogen. Die Sache blieb kein Geheimniß. Jedermann wußte, daß Frau von Maintenon die Gemahlin Ludwig's war, und in ihren Gemächern wurde sie auch als solche behandelt, in Gegenwart von Fremden nur als Hofdame, als Marquise vorgestellt.

Dieses starke Avancement genügte ihr nicht, sie wollte Königin sein und nicht bloß sein, sondern auch heißen, von aller Welt als solche anerkannt und verehrt werden. In der Familie Ludwig's schaltete sie als solche. Seine Töchter und Schwiegertöchter kanzelte sie mit der Virtuosität einer alten Gouvernante ab, und mehr als einmal verließen sie ihr Zimmer mit weinenden Augen. Der Aerger darüber, daß der sonst so willfährige Ludwig ihrem Wunsch, mit der Krone von Frankreich ihren Altweiberkopf zu zieren, beharrlich nicht willfuhr, kühlte ihre Neigung für ihn, wenn sie je welche hatte, von Jahr zu Jahr mehr ab, und seufzend sagte sie, es gebe keine größere Pein, als täglich einen Menschen unterhalten zu müssen, der für keine Unterhaltung mehr empfänglich sei.

In ihrem Streben, daß Alles, was zum Hofe gehöre, nach ihrer Pfeife tanzen solle, stieß sie auf ein bedeutendes Hinderniß, und dieß war Charlotte von Orleans. Letztere bemühte sich zwar, mit ihr in ein freundliches Verhältniß zu treten, aber vergeblich; die Charaktere waren zu verschieden. Wie konnte die wackere Pfälzerin, dieses Herz ohne Falsch, lauter wie Gold, mit dieser abgestandenen Sünderin in Frieden leben! Daß Charlotte sie durchschaute und bei dem König trotz aller Verleumdungen in Achtung stand, und zwar in größerer als sie selbst, konnte sie ihr nicht verzeihen. Kleinlich war ihre Rache: sie ließ alle ihre Briefe öffnen, um ein unbedachtsames Wort zu einer Anklage zu benützen, und wenn der König mit seinen Damen von einem Spaziergange heimkam und alle Anderen mit ihm in's Zimmer eintraten, so mußte er sie allein vor der Thüre verabschieden. Offen in's Gesicht wagte die elende Heuchlerin der Herzogin nichts Unangenehmes zu sagen, da sie wohl wußte, welche kräftige deutsche Hiebe die Pfälzerin austheilen konnte; aber ihr unvermerkt ein Bein zu unterstellen, dieß war so ihre Art.

Und doch konnte es Charlotte über sich gewinnen, nach dem im Jahr 1715 erfolgten Tode Ludwig's der von ihrer Höhe plötzlich herabgestürzten Marquise eine Trauervisite zu St. Cyr abzustatten. Dort hatte die Maintenon eine Erziehungsanstalt für dreihundert Töchter armer Edelleute gegründet. „Madame! was wollen Sie hier?“ fragte Maintenon. „Ich will meine Thränen,“ sagte die Herzogin, „mit den Thränen derjenigen Person vermischen, welche der König zu meinem lebhaften Bedauern am Meisten geliebt hat. Das sind Sie, Madame!“

In ihren Briefen spricht sich Charlotte auf's Schärfste über diese impertinente Wirthschaft aus, wo die Damen der Demi-monde sich gegen tugendhafte Prinzessinnen ein Benehmen wie gegen ihre Mägde erlaubten. Sie ist von der Maintenon überzeugt, daß sie sie „vor ihren Tod nicht leiden kann, daß sie Alles thun wird, was sie nur wird erdenken können, ihr Böses anzuthun und sie zu chagriniren,“ und nennt sie mehr als einmal eine alte Hexe, einen lebendigen Teufel.

Die Banknoten.

Kriminalgeschichte

von

E. Augustin.

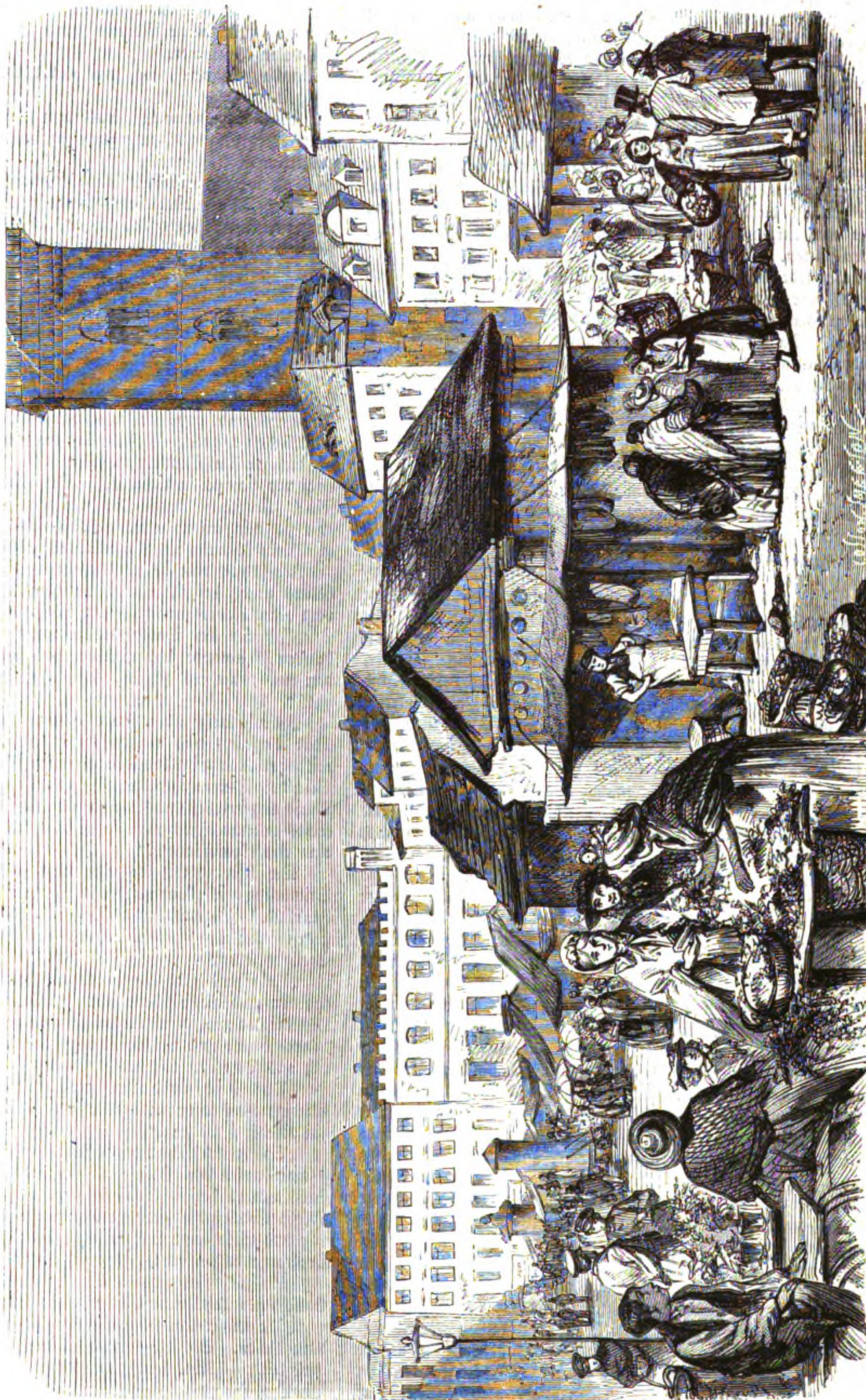
Die Londoner Zeitungen des Jahres 1820 enthalten in der Rubrik des Kriminalistischen einige Notizen, die, so kühl und gleichgültig sie in ihrer Fassung sind, sich dennoch auf erschütternde Vorfälle beziehen, welche ich selbst mit durchlebte. Vor wenigen Tagen endlich fand ich im Liverpool-Journal die Anzeige vom Tode einer Madame l'Estrange, die mit jenen Ereignissen in enger Verbindung stand, und da mit ihr die letzte Person gestorben ist, auf die ich Rücksicht zu nehmen hatte, so darf ich jetzt meine Aufzeichnungen aus jener Zeit veröffentlichen, ohne mich falscher Namen und Farben zu bedienen.

Es war den ausgebreiteten Verbindungen meines Vaters gelungen, mir die Stelle eines Clerk im Departement der Marineverwaltung zu verschaffen, und ich trat in dasselbe ein, nachdem ich kaum das gesetzliche Alter erreicht hatte. In dem Bureau, welchem ich beigegeben wurde, arbeiteten zwei mir bekannte junge Männer, die etwa sechs oder sieben Jahre älter sein mochten als ich: Martin Travers und Edward Capel. Sie bezogen den gleichen Gehalt, nämlich dreihundert Pfund jährlich, und hatten Beide gleiche Ansprüche auf die nächste Vakanz, die durch Tod oder Pensionirung entstand. Ich hatte die beiden Freunde in ihren Familien kennen gelernt, mit denen meine Eltern im Verkehr standen, und der gemeinsame Beruf brachte uns bald einander näher, obgleich wir in Bezug auf Charakter und Temperament sehr verschieden waren.

Ich meinestheils liebte Travers mehr als Capel. Er war ein hübscher, gebildeter, liebenswürdiger Mensch, und ich glaube nicht, daß ich früher oder später Jemand gekannt habe, der so voll sprudelnden Lebens, so gleichmäßig heiter und zufrieden war wie er. Capel war eine viel ernstere Natur. Gewisse Linien um seinen Mund drückten einen eisernen Willen, unbeugsame Energie und zugleich starke Leidenschaften aus, aber auch er war ein verträglicher, angenehmer Mensch und guter Gesellschafter. Wie Travers genoß er die allgemeinste Achtung, obwohl einige Leute wissen wollten, daß er seine pekuniären Angelegenheiten nicht recht in Ordnung zu halten wisse und daß seine Ausgaben seine Verhältnisse eigentlich übersteigen.

Seit drei Monaten mochte ich etwa im Bureau arbeiten, als ich in dem Verhältniß zwischen Travers und Capel eine Veränderung wahrnahm. Sie waren nach und nach kühl und endlich kalt gegen einander geworden, und einige von unseren Kollegen meinten, daß wohl die Rivalität bei einem demnächst zu vergebenden Posten an der gegenseitigen Entfremdung schuld sein möchte. Meiner Ansicht nach hätte ein solcher Grund aber nur für einen der früheren Freunde, und zwar für Capel existiren können, dessen Stimmung sich allerdings mehr zu verdüstern schien. Dem Charakter Travers lag Neid und selbstsüchtige Berechnung vollständig fern, und so suchte ich vergebens nach einem vernünftigen Grunde für seine Verstimmung. Er, dessen übersprudelnder Humor früher in seiner Umgebung keine üble Laune aufkommen ließ, schien jetzt sorgenvoll, ärgerlich und reizbar. Er that seine Arbeit nicht mehr mit derselben Frische und Lust, — aber er wies auch jede Frage nach dem Grunde der mit ihm vorgegangenen Veränderung entschieden zurück. Schließlich kam ich auf die Idee, daß vielleicht Eifersucht auf eine gewisse junge, in Kensington wohnende Dame, in deren Familie Beide verkehrten, im Spiele sein müßte, und ich sollte bald erfahren, daß ich mich nicht geirrt hatte.

Eines Abends spazierte ich mit Travers in Piccadilly auf und ab, — wobei es mir nicht entging, daß ihm eigentlich an meiner Gesellschaft herzlich wenig lag, obwohl er zu höflich war, mir das in's Gesicht zu sagen, — als wir plötzlich Capel begegneten, der ebenfalls hierher gekommen schien, die frische Abendluft zu genießen. Ich nahm sogleich seinen Arm und lud ihn ein, sich uns anzuschließen, wie er sonst zu thun pflegte. Ich dachte, daß vielleicht ein ruhiges Wort von einem unparteiischen Dritten das Mißverständniß zwischen den Beiden zu lösen vermöchte, — aber ich sah mich bald vollständig enttäuscht. Meine schüchternen Versöhnungsversuche blieben gänzlich erfolglos. Capel kehrte zwar mit uns um, aber Beide, er so gut



Berliner Marktbilder: **Der Neumarkt.** Von L. Löffler. (S. 463.)

wie Travers, gingen steif, wie ein paar Grenadiere, neben einander her, während die erhitzten Gesichter und zornig blitzenden Augen ihre Gemüthsstimmung zur Genüge verriethen. Nachdem wir so eine Strecke gegangen waren, drehte sich Travers kurz um, mit der nicht zu verkennenden Absicht, sich von uns loszumachen, während Capel's beinahe gleichzeitiges Umkehren den Entschluß ausdrückte, sich um keinen Preis abschütteln zu lassen, und ich, nicht wenig erschreckt durch den schlechten Erfolg meiner Friedenspräliminarien, ihrem Beispiele folgte. Ohne ein Wort zu sprechen, schritten wir neben einander her, als wir plötzlich an der Ecke der Sankt Jamesstraße ein uns allen Dreien bekanntes Paar, Mr. Hervey mit seiner Tochter Konstanze, auf uns zukommen sahen.

Ich wurde im Augenblicke roth bis an die Ohren. Travers und Capel blieben plötzlich stehen, maßen einander mit den Augen von oben bis unten und vermochten kaum, sich soweit zu fassen, um respektvoll die Hüte zu ziehen, während Vater und Tochter, ersterer mit kurzem Gruß, letztere mit einer leichten Verbeugung, vorüberschritten.

Mir wurde in diesem Augenblicke Alles klar. Meine beiden Freunde waren in der Hoffnung nach Piccadilly gegangen, mit Konstanze Hervey zusammenzutreffen und sie nach Hause begleiten zu dürfen. Da sie sich in dieser Hoffnung betrogen und zugleich verrathen sahen, nahmen sie sich wenigstens vor, einander nicht aus den Augen zu lassen, und das führten sie denn auch wirklich durch. Drei ganze, lange Stunden schritten sie neben einander her, wobei endlich ihr heimlicher Groll in einen hellen Zank überging, der so heftig wurde, daß ich anfing, um den Ausgang besorgt zu werden und mehr als einmal auf dem Punkte stand, ihnen vorzuschlagen, daß sie, um die Sache zu Ende zu bringen, losen möchten, welcher von ihnen zu Gunsten des Andern in die Themse springen sollte. Endlich schlug es Zehn, und nun schien es Beiden zu spät, eine Visite in Kensington bei der Familie Hervey zu machen. Jeder schien darin eine gewisse schadenfrohe Beruhigung zu finden, und die höchst angenehme Gesellschaft ging auseinander.

Diese moderne Helena, Konstanze Hervey, war in der That eine gefährliche Person. Nicht daß sie etwa für junge Männer, die ein jährliches Einkommen von dreihundert Pfund besaßen und das Doppelte in Aussicht hatten, eine sogenannte „gute Partie" gewesen wäre, — im Gegentheil, sie war arm. Ihr Vater, der früher in der Handelswelt einen Namen gehabt, hatte vor einiger Zeit fallirt und lebte jetzt, wie man sagte, von einer Jahresrente von hundert Pfund, die seine Gläubiger nicht angreifen konnten. Diese ungünstigen Verhältnisse aber fielen bei jungen Leuten, die sich in einer Gemüthsverfassung befanden, wie Capel und Travers, nicht im Geringsten in's Gewicht, — und dem eigenthümlichen Zauber Konstanzens gegenüber begriff ich das nur zu gut.

Ich hatte die junge Dame nämlich etwa drei Jahre vorher kennen gelernt, und schon damals, wo sie noch halb Kind war, hatten ihre Grazie und ihre eben erblühende Schönheit mein junges Herz ganz und gar gefangen genommen. Als großes Mondkalb, das ich war, hielt ich mit meiner Anbetung nicht lange hinterm Berge, aber die Art und Weise, wie Konstanze meine feurigen Geständnisse aufnahm, hatte mich tief verstimmt und beleidigt. Offenbar kam ihr meine Bewerbung mehr lächerlich als schmeichelhaft vor, und diese Geringschätzung meiner Person konnte meiner Meinung nach ihren Grund nur in einem völligen Mangel an Herzensgüte und gutem Geschmack finden, der mir unverzeihlich schien. Dessenungeachtet mußte ich zugeben, daß Miß Hervey eines der schönsten Mädchen Alt-Englands war, und wenn ich auch den eifersüchtigen Haß zwischen Travers und Capel herzlich beklagte, so fehlte es mir doch keineswegs an Verständniß für ihre Gefühle.

Capel schien endlich unter dem Einflusse seiner Leidenschaft alle Gewalt über sich selbst zu verlieren. Er fing an zu trinken, spielte, wie man sagte, und war bald mit Schulden belastet. Um nur die Gläubiger zu befriedigen, die ihn mit ihren Forderungen bis in das Bureau verfolgten und damit seine Existenz ernstlich gefährdeten, sah er sich genöthigt, Geld zu exorbitanten Zinsen aufzunehmen und sich dadurch aus einer Verlegenheit in die andere zu stürzen. Aber war in dieser Beziehung seine Lage eine kritische, so eröffnete sich ihm zu gleicher Zeit auf der andern Seite eine hoffnungsvolle Aussicht. Es wurde eine Stellung mit sechshundert Pfund Besoldung frei, und gelang es ihm, diese zu erhalten, so war meiner Meinung nach Zehn gegen Eins zu wetten, daß er Travers auch bei Miß Hervey überflügelte.

In dieser für die junge Dame nicht eben schmeichelhaften Ueberzeugung saß ich eines Abends allein am Kaminfeuer, als die Entscheidung eintraf. Ein heftiges Klopfen an der Thüre schreckte mich auf, und einen Moment später stürzte Travers strahlend vor Freude in's Zimmer.

„Hallo, Travers, wo zum Kukuk kommst Du her?" rief ich aufspringend.

„Aus dem Himmel! Aus dem Paradiese! Aus der Gesellschaft eines Engels!" entgegnete er, indem er wie toll im Zimmer umhertanzte.

„Ah so, ich verstehe!" gab ich etwas gedehnt zur Antwort.

„Nein, Du verstehst nichts, Ned!" rief er. „Niemand als ich kann verstehen, begreifen, ahnen, wie groß der Umfang meines Glückes ist! Erstens — aber das ist nicht die Hauptsache — habe ich die offene Stelle bekommen . . ."

„Und mit diesem Glück in der Tasche bist Du sogleich zu Konstanze Hervey gegangen, hast sie gebeten, es mit Dir zu theilen und sie hat Dich erhört!" entgegnete ich, etwas gezwungen lachend.

„Gerade so ist's!" fuhr er stürmisch fort. „Fühle nur, wie meine Pulse schlagen. Ich bin seit vier Stunden im Besitz ihres Jawortes und habe das ungestüme Pochen meines Herzens noch nicht stillen können. — Nein, laß kein Licht bringen, vielleicht werde ich ruhiger im Dunkeln," fuhr er fort, als ich Anstalt machte, nach der Lampe zu klingeln. „Du wirst doch bei meiner Hochzeit sein? Konstanze kennt Dich übrigens schon. Ich erinnere mich, daß sie mir irgend etwas Spaßhaftes von Dir erzählt hat, — nur kann ich mich im Augenblicke nicht besinnen, was es war."

Ich fühlte eine heiße Glut in meinem Gesichte auflodern und beeilte mich, den Armstuhl, in dem ich saß, um einige Schritte vom Kaminfeuer zurückzurollen, ehe ich antwortete.

„Ich bin der Dame für die freundliche Erinnerung sehr verbunden," stotterte ich. „Aber was wird der arme Capel sagen, den man, wie es scheint, sehr gleichgültig über Bord geworfen hat?"

„Gleichgültig über Bord geworfen?" entgegnete er lebhaft, „das ist nicht das rechte Wort. Wenn er sich, wie ich fürchte, mit thörichten Einbildungen getragen, so ist das nur seine eigene Schuld. Dessenungeachtet thut es mir leid, daß er diese doppelte Täuschung erleben muß, und obgleich ich mir in Bezug auf ihn nichts vorzuwerfen habe, so ist mir doch der Gedanke an ihn wie eine Art Gewissensbiß."

Wir schwiegen Beide eine Weile still. Ich war nicht in der Stimmung zu plaudern, und Travers schaute träumend in die Flamme. Ich wußte recht gut, welches Gesicht ihm daraus entgegen strahlte, — hatte ich es doch selbst hundertmal an dieser Stelle gesehen.

„Uebrigens geht es mit dem Heirathen nicht so schnell, Ned," fuhr er nach einer Weile fort. „Ich muß wenigstens noch sechs Monate warten, denn ich besitze nicht mehr als zweihundert Pfund baares Geld, und die Einrichtung unseres Hausstandes wird sicherlich das Doppelte kosten."

„Das ließe sich dennoch machen," entgegnete ich. „Jede anständige Handlung wird Dir auf Dein vergrößertes Einkommen hin Kredit gewähren."

„So meinte ich auch," sagte er, „aber Konstanze hat eine solche Furcht vor Schulden — wahrscheinlich von dem Unglück ihres Vaters her —, daß sie darauf besteht zu warten, bis wir unsere Bedürfnisse baar zu bezahlen vermögen. Freilich könnte ich mir das Geld ohne Schwierigkeit verschaffen, aber ich fürchte, wenn Konstanze davon hörte, zöge sie ihr Wort zurück."

„Unsinn," entgegnete ich. „Männer mit sechshundert Pfund Einkommen läßt man nicht so ohne Weiteres laufen."

„Du kennst Konstanze nicht," sagte er. „Man muß schon Geduld haben. Sechs bis neun Monate sind ja am Ende auch keine Ewigkeit. — Aber jetzt gute Nacht, alter Junge! Ich wußte, daß Du Dich freuen würdest, mein Glück zu erfahren."

„In der That, ich freue mich ganz ausnehmend," sagte ich, ohne ihn zum längeren Bleiben zu nöthigen. Die Nachricht hatte mich überrascht, und, was ich mir kaum gestehen mochte, noch mehr geschmerzt. Die Wunde, welche mir Konstanzens schöne Augen geschlagen hatten, war noch nicht geheilt. Ich brachte eine unruhige Nacht zu, aus der ich indessen mit dem festen Vorsatze hervorging, meine Schwäche zu besiegen und Konstanzens Bild bis auf die letzte Spur aus meinem Herzen zu tilgen.

Es war an einem Sonntag Abend gewesen, als Travers kam, um mir sein Glück zu verkündigen, und ich sah Capel erst am darauffolgenden Freitag wieder. Er hatte mehrere Tage das Bureau nicht besucht, sondern eigener dringender Geschäfte wegen Urlaub genommen. Und allem Anschein nach waren dieß Geschäfte sehr aufreibender Natur gewesen, denn eine ernste Krankheit hätte kaum eine größere Veränderung in seinem Wesen und Aussehen hervorbringen können. Capel's Züge trugen den Stempel des tiefsten Körper- und Seelenleidens, aber er gratulirte Travers auf's Herzlichste zu seiner Beförderung und benutzte die erste Gelegenheit zu einem Privatgespräch, um ihn zu versichern, daß er seine früheren Ansprüche an Konstanze Hervey vollständig aufgegeben habe und sich aufrichtig freue, daß sein ehemaliger Nebenbuhler auch in dieser Beziehung vom Glück begünstigt worden sei.

Dieß Alles kam mir freilich ziemlich seltsam vor, aber Travers, dem dabei augenscheinlich eine Last von der Seele fiel, zeigte sich ebenso überzeugt wie erfreut, und die Beiden schienen von der Zeit an nur noch bessere Freunde zu sein als vor ihrer Entzweiung. Capel suchte sogar seine völlige und gutwillige Verzichtleistung dadurch zu beweisen, daß er Travers ein- oder zweimal zu Hervey's begleitete, und auch ich ging mit dorthin, obgleich ich das erste Mal überall lieber gewesen wäre als gerade dort.

Ich erinnerte mich mit peinlicher Deutlichkeit einer gewissen Gartenszene, bei der ich knieend eine Rolle gespielt hatte, und ich irrte mich wohl nicht, wenn ich auf den leichtgekräuselten rothen Lippen der jungen Dame, wie in ihren Augen eine ähnliche Erinnerung zu lesen glaubte. Indessen blieb mein Puls, nachdem die erste Verlegenheit vorüber war, vollkommen ruhig. Miß Hervey zeigte sich sehr liebenswürdig und gütig gegen mich — vielleicht nur etwas zu protegirend — und so wurde ich bald ein eifriger Besucher des Hauses. Mir fiel dann gewöhnlich die Aufgabe zu, mit der alten liebenswürdigen Tante, welche Mutterstelle an Konstanze vertrat, eine Partie Grabuge zu spielen, während die Verlobten sich am Schachbrett unterhielten. Travers, von dem ich wußte, daß er ein vortrefflicher Schachspieler war, schien dabei freilich kaum den Springer vom Thurm und einen Bauer von der Königin unterscheiden zu können, und mit Konstanze, obgleich sie sehr ernsthaft und nachdenklich aussah, ging es augenscheinlich nicht viel besser.

So waren die Beiden auch eines Abends beschäftigt, als ich eine Entdeckung machte, die mich, wenn sie mich auch nicht überraschte, dennoch bekümmerte und beunruhigte.

Tante Jane hatte das Zimmer in irgend welcher häuslichen Angelegenheit verlassen. Ich saß halb versteckt hinter den Fenstergardinen und beobachtete mit einer aus etwas Neid und viel Bewunderung gemischten Empfindung das wunderliche Schauspiel zwischen dem vor Seligkeit strahlenden Paare, — aber was war dieser Streit der Gefühle, dessen ich mich schämte, gegen den Sturm von Haß, Wuth und Verzweiflung, den ich plötzlich, als mein Blick durch ein leichtes Geräusch nach der Thür gelenkt wurde, in dem Angesicht eines Menschen ausgedrückt sah!

Es war Capel's Gesicht, in das ich voll Schrecken, ich möchte sagen voll Grauen blickte. Unbemerkt von den Anderen war er durch die offene Thüre in das Zimmer getreten und starrte nach den Schachspielern hinüber. Sein Aussehen erschreckte mich so, daß ich unwillkürlich aufsprang, — aber in demselben Moment nahmen auch Capel's Züge durch eine ungeheure Willensanstrengung ihren gewöhnlichen Ausdruck wieder an, und nur die tödtliche Bläſſe, die sein Gesicht bedeckte, und ein gewisses nervöses Zittern der Oberlippe verrieth noch den inneren Kampf, dessen Beute er war. Ich konnte mich über die wahren Gefühle, welche Capel für das verlobte Paar empfand, keiner Täuschung hingeben; aber da sie selbst nichts bemerkt hatten, hielt ich es für das Beste zu schweigen, wenn ich mich auch eines gewissen, unangenehmen Gefühls nicht zu erwehren vermochte, als der arglose Travers auf dem Nachhausewege Capel um Rath fragte wegen Beschaffung der Summe, welche nöthig war, um seine Heirath zu beschleunigen. Es schien mir, nach dem, was ich gesehen, als hätte er sich an Niemand wenden können, der weniger geneigt war, ihm zu seinem Glücke zu verhelfen, als gerade Capel. (Fortsetzung folgt.)

Die berliner Märkte.

Von

Schmidt-Weißenfels.

(Bilder S. 457 u. 461.)

I.

Eine so große Stadt, wie Berlin, hätte schon längst einer großen, verdeckten Markthalle in ihrem Mittelpunkt bedurft, wo an jedem Tag und zu jeder Tageszeit die Bedürfnisse für die Küche vorhanden wären. Seit Jahren beschäftigt man sich auch schon mit diesem Projekt, aber es kommt nicht von der Stelle. So bleibt's denn immer noch bei den alten Märkten, die auf den verschiedenen Plätzen der Stadt an den verschiedenen Wochentagen Vormittags stattfinden. Die Bauern der Umgegend, die Metzger, die Fischer, die Gärtner, Butter- und Käsehändler, Höcker und Höckerinnen rücken in aller Frühe schon auf den Platz und nehmen daselbst ihren Standpunkt ein. Die Einen schlagen hölzerne Buden auf, die Anderen bloße Schuppen, die Dritten förmliche Zelte, die Meisten begnügen sich, einen kolossalen Regenschirm wie ein Banner ihres Rechts und ihrer Ehre aufzupflanzen, unter dem sie beim Regen wie beim Sonnenschein, im Winter mit dem Beistand ihres wärmenden Kohlenbeckens hocken. Ehe noch die „Madames" sich aus ihren Betten erhoben haben, steht der Markt mit seinen Zelt- und Schuppenreihen, mit seinen Korb- und Fässergassen fix und fertig da. Der Wildhändler und der Metzger setzen das Ausnehmen und Zerschneiden des lieben Viehzeugs fort, die Milchhändler nehmen die Taufe ihrer Milch vor, die Höckerinnen kochen sich ihren Kaffee. Die ersten Dienstmädchen erscheinen, die Leute, welche Stroh und Hafer, Erbsen und Gerste brauchen. Das Handeln und Bieten beginnt, das bunte Bild erhält Leben und Lärm. Die „Madames" kommen nun auch, gefolgt von ihren Mädchen mit großen Marktkörben. Mit einem gewissen Stolz geht die junge Frau auf den Markt; sie will sich als Herrin einer Küche zeigen, sie hat noch die Romantik des Markteinkaufs im Herzen. Es tönt ihr lieblich in die Ohren, wenn die Höckerinnen und Fischweiber sie „Madamken" rufen; sie ist in dem Stadium der Weiblichkeit, wo sie es übel nimmt, Fräulein zu heißen, während sie einige Jahre später davon wieder geschmeichelt ist. Sie hielt es für Schuldigkeit, zu handeln; aber sie versteht es nicht und bei ihrer Unerfahrenheit kauft sie so theuer als möglich. Die gereiften Ehefrauen thun dieß nicht; sie kennen genau die Marktpreise und haben ihre Erfahrungen, ihre Kundschaft, namentlich bei den Fischhändlern. Mittags kommen dann die sehr Erfahrenen, welche billig kaufen wollen und nicht betrübt darüber sind, daß die beste Waare schon weg ist, daß nur noch mit Resten gehandelt wird. Für ihre Ansprüche genügt die Waare und die Hauptsache ist, billig einzukaufen. Die Marktleute, welche sich bereits anschicken, einzupacken und zu räumen, haben nichts lieber, als in diesem Moment noch so viel als möglich los zu werden, und lassen bezüglich der Preise „fünf gerade sein", wie die Berliner sagen. Gewöhnliche Bürgerfrauen, die mit zahlreicher Familie gesegnet sind, oder durch Gesellen und Lehrburschen einen großen Mittagstisch zu halten haben, raffen in der letzten Marktstunde ganze Ladungen von Kohl und Rüben, Kartoffeln und Fleischwaaren zusammen, die sie der „Kiepenfrau" zum Transport nach Hause übergeben.

Auflösung des Räthsels Seite 436:

Herzklopfen.

Einst und Jetzt.

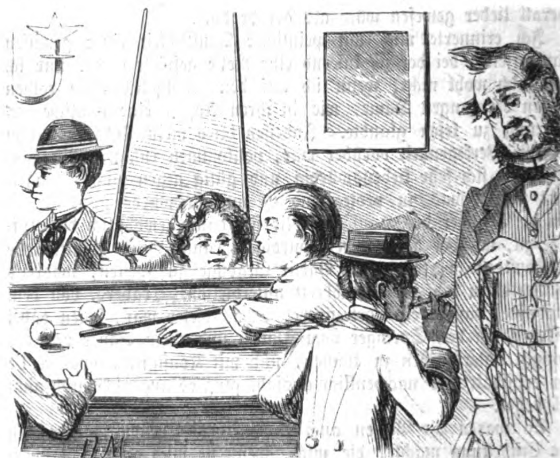
Von H. Moser.

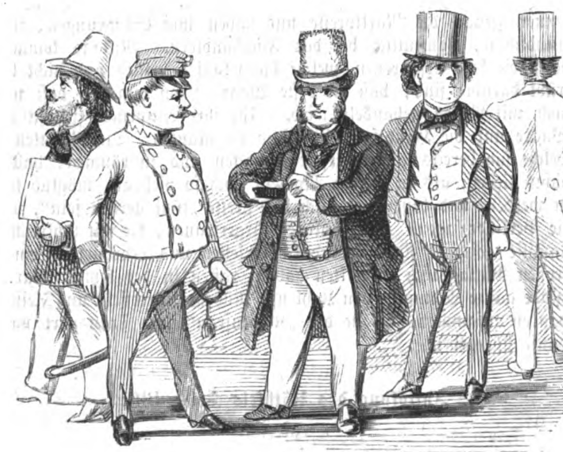
II.



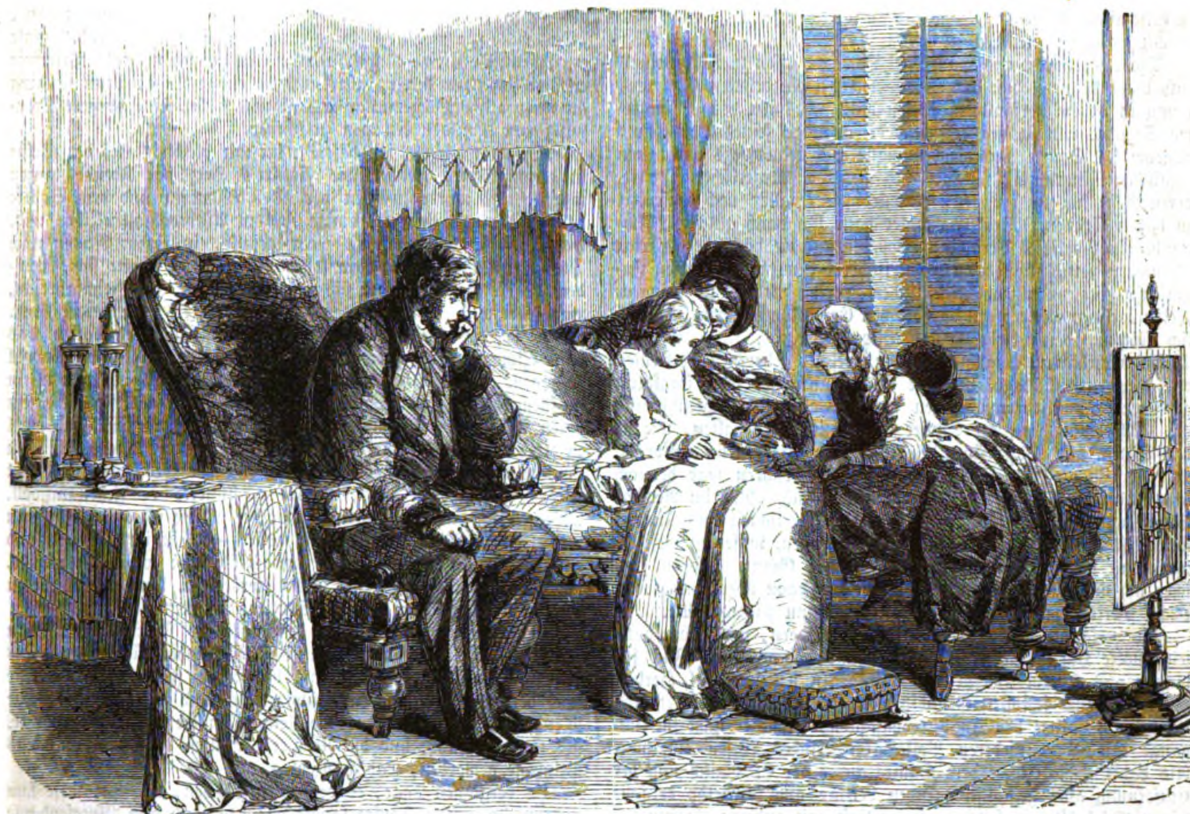












Der Erbe von Ashbrookhall. (S. 467.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von **W. Smith.**

(Fortsetzung.)

37. Squire Proudfoot als Erzieher.

Herbert Proudfoot war ein sehr bemerkenswerth aussehender Knabe; sein Kopf hatte eine ungewöhnlich hohe Stirn, seine Gesichtsbildung war angenehm, namentlich der Mund klein und mädchenhaft geformt, aber aus seinen weitgeschlitzten hellblauen Augen leuchtete ein krankhafter Schimmer, Neigung zu Beschäftigung mit dem Ueberirdischen und Sehnsucht nach dem unerforschlichen Jenseits. Mochte er diese Neigungen von seiner Mutter haben — wir wissen ja, was diese empfand, als sie mit Herbert vermählt worden war — es gibt indeß häufig auch unter der Jugend dergleichen ätherische Erscheinungen, denen man es bald ansieht, daß sie nicht bestimmt sind, lange auf Erden zu weilen, und die auch für's irdische Leben wenig taugen. Ueber die Wangen des zarten Knaben war wohl ein leichter Rosenhauch ausgegossen und der Squire bemerkte einst gegen den Arzt, daß er auf diese Röthe eine Hoffnung setze, aber der alte Praktiker hatte leise für sich den Kopf geschüttelt und etwas von den „Schleimhäuten" gemurmelt.

Kezia begrüßte den Knaben mit einer rührenden Hingebung. „Kennst Du sie noch?" fragte ihn der Squire. „Sieh', das ist ja die alte treue Nurse, die alle Deine Onkels und Tanten genährt und gepflegt hat!" — „Und meine gute theure Mama auch?" fragte Herbert mit einem unaussprechlich sehnsüchtigen Tone. — „Ach nein!" erwiederte der Squire fast rauh, weil er sich ärgerte, daß der Knabe, der immer nur die Erinnerung an seine Mutter feierte, dadurch in den Banden der Betrübniß festgehalten ward. „Und sieh'," fuhr er ablenkend fort, „hier ist eine kleine Gesellschafterin für Dich, mein Liebling; ein gutes Kind, das nächstens in's Waisenasyl nach Ashleydown kommen soll." — Herbert streckte Primrose seine kleine hagere Hand entgegen. „Gehst Du gern dorthin?" fragte er sie. „Gefällt Dir's dort? O erzähle mir Etwas davon! Ich höre so gern von den armen Waisen, die auch keine theure Mama mehr haben wie ich. Hier ist auch ein Buch, das hat mir der Großpapa mitgebracht; es heißt: ‚Georg Müller, durch Beten und Arbeiten Begründer des Waisenasyls zu Ashleydown'. Willst Du mir Etwas daraus vorlesen, Kind?" — Primrose erklärte sich dazu bereit und setzte sich dicht an des Knaben Bette. Der alten Kezia traten die Thränen in die Augen. Der Squire, der dieß bemerkte, gab ihr verstohlen ein Zeichen und ging mit ihr in ein Nebenzimmer. „Nun, was sagt Ihr zu meinem Jungen, Amme?" fragte er gespannt. Kezia zuckte traurig mit den Achseln. „Meint Ihr, daß er Euch nicht gefällt? Seid ja immer ein halber Hausdoktor gewesen!" — „Der Fehler ist, Sir, er hat keine Konstetotion," bemerkte Kezia, auf Grund der Hausmeisterweisheit; „und ein Mensch ohne Konstetotion . . ." — „Ah bah! Schwatzt mir doch nicht solch' Zeug von Konstitutionen! Sagt mir vielmehr, ob Ihr nicht irgend ein gutes Hausmittel wißt. Was würdet Ihr thun, wenn Ihr den Knaben hättet?" — Kezia sann einige Minuten nach. „Ich würde Manches mit ihm thun, Sir!" sagte sie dann bedächtig. „Zum Exempel: frische Luft, wenn's sonnig ist. Lassen Sie den Kleinen oft in's Freie, wenn kein böser Wind geht. Und dann: Eselsmilch! Eselsmilch ist ein berühmtes Heilmittel gegen allerlei Uebel im Inwendigen. Lassen Sie den Master alle Tage tüchtig Eselsmilch trinken und nicht mehr so viel studiren. Nur keine Bücher — buchische Kinder werden selten groß . . ." Das war etwas Positives für den Squire, der nach jedem Strohhalm griff. Er lief sofort hinaus und befahl dem

Hausmeister, er solle so schnell als möglich alle milchgebenden Esel herbeischaffen, die in der Umgegend aufzutreiben seien. Dann kehrte er mit Kezia zu den Kindern zurück.

Die Leser haben aus mancherlei Vorkommnissen zu Ashbrookhall entnehmen können, daß der Besitzer dieses ausgedehnten Edelgutes wenig in seinem persönlichen Wesen hatte, was ihn des privilegirten Standes würdig machte, dem er vermöge seines Besitzthums angehörte. Squire Proudfoot stammte auch keineswegs vom alten englischen Ritterthum, sondern aus niederer, bürgerlicher Sphäre, deren Reste sich in der alten ehrwürdigen „Halle" noch konservirt zu haben schienen. Sein Großvater hatte sich durch glückliche Umstände ein ziemliches Vermögen erworben und die höchst derangirten Vermögensverhältnisse des letzten Ashbrook benutzt, um dessen Familiensitz tief unter dem eigentlichen Werthe an sich zu bringen. Selten gelingt es aber den bürgerlichen Emporkömmlingen, namentlich solchen, denen jede höhere Bildung abgeht, jenes exklusive Wesen wahrhaft würdig anzunehmen, welches geborenen Edelleuten des gediegenen Schlages vermöge ihrer Erziehung, ihrer sorgfältig gepflegten Familienerinnerungen und Gewohnheiten eigenthümlich ist. Allerdings hatte der Squire eine Erziehung erhalten, wie sie den Sitten und allgemeinen Begriffen der Aristokratie entsprach, aber sein ganzes ritterliches Wesen und Gebahren war dennoch nur erkünstelt, affektirt und darum unerträglich. Nur im Aeußerlichen suchte er den Unterschied zwischen Bürgerlichkeit und Junkerthum festzustellen. Er hatte in seinem Betragen, in seinen Beschäftigungen, in seinem Umgange eine genaue Grenze gezogen zwischen sich und allen Bürgerlichen, die er nur dann überschritt, wenn er im Verkehr mit Bürgerlichen den Edelmann zeigen wollte.

So verlangte er's auch von seinen Kindern, und daher hatte seine stolze Härte Aurora in's Irrenhaus gebracht und Jack für immer aus seinem Herzen verbannt. An seinem Enkel Herbert führte er seine schroffen Grundsätze in deren ganzer Ausdehnung durch. Er isolirte den Knaben vollständig, damit er nicht im Umgange mit „dem niederen Volke" bürgerliches Wesen einathme. Als daher Kezia Crowe dem Squire außer der Eselsmilch und der Entfernung aller geistanstrengenden Lektüre auch anrieth, er solle seinen Enkel öfter in frischer, freier Luft mit anderen Knaben der Umgebung spielen und sich bewegen lassen, da schüttelte der Squire heftig den Kopf und tiefe Indignation sprach sich in seinen Mienen aus. „Nein, nein," sagte er rauh, „Spielkameraden kann ich meinem Erben nicht gestatten. Ich wüßte hier herum keinen Knaben, der seiner Stellung würdig wäre. Die Bauernjungen sind alle zu roh und zu niedrig, als daß Herbert sich mit ihnen befassen könnte; sie würden ihn auch mit seinen öfteren feinen und seltsamen Bemerkungen nur verspotten." Hiergegen wagte Kezia, wenn sie auch anders dachte, keinen Einwand, nur meinte sie, „der kleine Squire" habe vermuthlich zu wenig Bewegung und sei viel zu viel in der Stube. Herbert war in der That stubenkrank. Der Squire erinnerte sich, daß sein eigener jüngster Sohn im zartesten Alter gestorben war, weil er ihn durch öfteres Hinaustragen in freie Luft hatte abhärten wollen. Bei Herbert brachte er nun das entgegengesetzte Prinzip in Anwendung: er hielt ihn wie ein Kleinod in Watte eingehüllt. Den größten Theil seiner Lebenszeit mußte der Knabe im Gemach zubringen, von welchem sorgfältig jeder Luftzug abgesperrt blieb. Wenn der Squire mit ihm ausfuhr, ward Herbert vorher nicht allein sehr warm gekleidet, sondern auch dicht in Decken und Teppiche eingehüllt, so daß nicht einmal der natürliche Prozeß der Ein- und Ausathmung ungehemmt vor sich gehen konnte. Dadurch ward die ohnehin kränkelnde und überaus zarte Konstitution Herbert's in ihren Funktionen bis zur Lebensgefahr gestört.

Der Squire versprach, Kezia's Rath zu befolgen und an besonders sonnigen Tagen seinen Enkel in's Freie fahren zu lassen. — „Nicht fahren Sir — laufen lassen Sie den kleinen Squire, so lange seine Beine aushalten, im Garten, in Feld und Wald. Sehen Sie nur die munteren Rehe und die Häschen draußen auf Ihrem Besitzthum, Sir — was würde aus denen werden, wenn sie in Baumwolle eingepackt umhergetragen werden sollten!" Der stolze Herr mußte über den naiven Vergleich der Alten ironisch lächeln; er machte in diesem Augenblicke eine andere Bemerkung, welche ihm ein wichtiger Fingerzeig zu sein schien. Herbert hatte die Hand der kleinen Primrose erfaßt und unterhielt sich mit ihr, als wenn er schon Jahre lang mit ihr zusammengewohnt hätte. „Das wäre für meinen Liebling ein passender Spielkamerad," sagte er, „wenn die Kleine einige Tage bei ihm bleiben wollte!" Primrose erklärte sich dazu bereit, aber nur für einige Tage, denn sie hing an ihrer alten Pflegemutter und glaubte nicht, eine längere Trennung von derselben ertragen zu können.

„O, wie froh bin ich, daß Du bei mir bleibst!" rief der Kleine in einem Tone, welcher des Squire's Herz vor Freude tanzen machte. Es wurde zwischen der alten Wärterin und dem Squire verabredet, daß Primrose einige Zeit zu Ashbrookhall bleiben und, wenn es ihr daselbst nicht mehr gefalle, in einem Wagen nach Bristol zurückgebracht werden solle. Kezia selbst schickte sich, nachdem sie einige Nahrung zu sich genommen hatte, zur Heimfahrt an, wozu ebenfalls ein Korbwagen vor des Squire's Hofe bereit stand. Bevor sie das Herrenhaus verließ, ging sie noch einmal in das Kinderzimmer, um Herbert und ihrem lieben Pfleglinge ein Lebewohl zu sagen. Die beiden Gespielen waren in diesen Augenblicken allein im Gemache. „Gott befohlen, Master Herbert!" sagte sie mit einem leisen Anflug von Wehmuth. „Ich hoffe Euch recht frisch und wohl zu sehen, wenn ich wiederkomme!" — Der Knabe blickte sich scheu um, als wolle er sich vergewissern, daß der Großvater ihn nicht höre. „Weißt Du was, Amme?" flüsterte er geheimnißvoll. „Wenn Großvater mich fortlassen wollte, möchte ich am Liebsten zu meiner guten Mutter. Du weißt doch — sie ist im Himmel, und das hat sie mir gesagt, eh' sie von mir ging: wenn ich glaube, daß Christus am Kreuze für uns gestorben sei, käme ich wieder zu ihr. Ich möchte gar gern zur Mutter, Amme."

Kezia wendete sich ab und entfernte sich schnell. „Er ist zu gut, um lange zu leben," sagte sie für sich, indem sie Thränen aus den Augen wischte. Bald darauf brachte ein flinker Gaul die Alte nach dem Almosenhause zu Bristol zurück, und wieder blickten eine Menge alter Gesichter durch die kleinen Fenster der Nachbarhäuser, als Kezia vorfuhr, und die Neugier der alten Personen, was aus Primrose geworden, war grenzenlos.

Es vergingen Tage, es vergingen Wochen, und Primrose kam nicht zurück. Der Squire sandte vielmehr nach dem Almosenhause Tabitha's die Nachricht, es gefalle der Waise noch in Ashbrookhall und die Schwestern möchten wegen derselben außer Sorge sein.

Der stolze Squire schrieb zwar, unästhetisch genug, seiner Kolonie milchender Esel reichlich die Hälfte der an seinem Enkel bemerkbaren Heilswirkungen zu, die andere Hälfte konnte er aber trotz all' seines stolzen Dünkels der liebenswürdigen Waise nicht vorenthalten. In Wahrheit wurde Primrose Herbert's bester Arzt; sie wirkte erheiternd, ermunternd und zerstreuend auf seine vereinsamte Seele, und dabei gesundete sein Leib auf wunderbare Weise. Herbert ward gesprächig, beweglich, lebensfroh. Er sprach mit seiner Gespielin noch oft von seiner Mutter, aber er sehnte sich nicht mehr in krankhafter Weise zu ihr in den Himmel; ja er sagte geradezu, so lange Primröschen bei ihm bleibe und ihn lieb habe, möge er gar nicht von der Erde fort, und er wolle sie viel lieber haben, wie Papa die Mama, wenn sie Beide groß geworden seien.

Der Knabe mochte keine Stunde mehr ohne seine kleine Freundin zubringen; seitdem er sie hatte, war ihm die frühere Vereinsamung verhaßt geworden. Sie mußte morgens die erste Person sein, welche sein erwachendes Auge grüßte, sie mußte Theil nehmen an all' seinen Genüssen, mit ihm lesen und über Gelesenes sprechen, und nicht eher durfte sie des Abends von seiner Seite weichen, bis er sein Auge zum Schlummer schloß. Sein größtes Ergötzen aber war, an den schönen Tagen des ersten Frühlings Hand in Hand mit ihr im Garten oder Park, oder, in Begleitung des Hausmeisters, zwischen den Feldern und am Rande des kleinen Flusses zu lustwandeln. Die milde Frühlingssonne vollendete die Kur, welche Primrose (was bekanntlich „Schlüsselblume", also eine der ersten Frühlingsblumen bedeutet) an ihm begonnen hatte. Herbert erstarkte förmlich, konnte ohne Ermüdung mehrere Stunden gehen und bekam rothe Wangen, deren Farbe sich offenbar von der früheren hektischen Röthe unterschied.

Der Squire hatte eine Empfindung des Triumphes, die aber von Reinheit doch weit entfernt war. Seine Liebe zu dem Knaben, als dem letzten noch übrigen Sprossen seines Sohnes, war

groß; mächtiger aber noch war in ihm die Sorge und die Rücksicht auf den Erben, und diese letztere Empfindung gründete sich auf Selbstsucht. Der Gedanke, daß wenn er stürbe und auch Herbert nicht mehr am Leben sei, Ashbrookhall mit allen Gebäuden, Gärten, Farmen entweder auf seinen ausgestoßenen Sohn John (Jack mit der Laterne), oder auf einen noch vorhandenen Cousin, Tom Proudfoot, übergehe, war ihm peinlich und verbitterte ihm das Leben. Jack hatte sich in Folge seiner Lüderlichkeit in die niederste Pöbelsphäre begeben, und das erschien in des stolzen Proudfoot's Augen als unverzeihliches Kapitalverbrechen. Tom, der Cousin, den er ebenfalls sich fern hielt, hatte ihm eigentlich nichts gethan, aber er haßte ihn. Eine einzige, kleinliche Ursache, welche für diesen Haß vorlag, zeigte deutlich, daß dem Squire selbst noch ein starker Rest erbärmlich kleinbürgerlichen Wesens anklebte.

Squire Proudfoot nämlich hielt sich seit vielen Jahren für einen Meister im Schachspiel. Einst, vor etwa fünfzehn Jahren, hatte er seinen Cousin, mit welchem er damals noch auf freundschaftlichem Fuße stand, aufgefordert, eine Wettpartie Schach mit ihm zu spielen, in welcher er natürlich seinen Gegner seine Meisterschaft fühlen lassen wollte. Die Partie dauerte acht Tage und — der Squire verlor sie. Seit diesem Verluste, den er als tiefste Kränkung und Schmach betrachtete, ward er der Feind seines Cousins, haßte er ihn und wollte nie wieder etwas von ihm hören.

Diese Niederträchtigkeit seines Charakters sollte sich plötzlich auch gegen ein harmloses Kind, gegen die Retterin seines Enkels wenden. Kaum hatte in den ersten Maitagen der Arzt erklärt, er halte Herbert für gesund, so erwachte in Proudfoot's Brust auch der alte Groll gegen die Familie Hazeldean, aus welcher Primrose herstammte. In diesem Groll identifizirte er Primrose mit dem anmaßenden Seymour Hazeldean, welcher seine Augen bis zur Tochter eines Squire zu erheben gewagt hatte, und nun, da das Mädchen für seinen genesenen Erben entbehrlich geworden war, begann er Primrose mit seinen finstern, bösen Blicken wie mit Dolchen zu verwunden. Er fand mit einem Male an ihrem Benehmen, an ihren Reden, an ihrer zu großen Vertrautheit mit seinem Enkel viel zu tadeln. Mit einem Male suchte er sich selbst glauben zu machen, das, was Primrose spreche, sei eigentlich größtentheils Aberwitz und verderblich für das Gemüth seines Erben. Ohne Zweifel, so meinte er, habe ihre Gesellschaft den Knaben zerstreut, aber seine Gesundheit habe er allem Vermuthen nach nur den Eseln und dem endlichen Durchbruch seiner besseren Natur zu verdanken.

Das kluge Mädchen empfand nur zu schmerzlich die grelle Veränderung im Benehmen des Squire; sie kam sich vor, als habe sie ein Verbrechen begangen, und sehnte sich fort. Schon hatte der Squire sich entschlossen, das Mädchen in einem Wagen nach Bristol zurückzusenden, da erschien Kezia, um sich nach Primrose's Befinden zu erkundigen. Der Squire sagte in Gegenwart seines Enkels, Kezia könne ihren Pflegling mit sich nehmen, damit das Kind in seinem ferneren Lebenslaufe nicht beeinträchtigt werde. An seinem Tone und an der undankbaren Bemerkung, die „Proudfoot-Konstitution" des Knaben habe sich endlich selbst geholfen, erkannte die Alte, daß der stolze Mann, nachdem die Sorge von ihm gewichen, wieder der alte, kaltherzige Tyrann geworden sei, der er sonst stets gegen seine Familie gewesen.

Herbert brach in Thränen aus, als er vernahm, Primrose, seine liebste Freundin, solle von ihm entfernt werden. „Was soll ich ohne sie machen?" fragte er zagend. „Ich habe dann Niemand mehr, der mit mir freundlich spricht, der mit mir spielt, mit mir lernt, mit mir betet. Wir paßten so hübsch zu einander, denn wir sind Beide Waisen... Du gehst nun hin zu den anderen Waisen, Primrose, und ich kann nicht bei Dir sein. Ich wollte, ich wäre bei meiner Mutter im Himmel!" Als der Squire diese Worte hörte, sagte er rauh: „Du bist ein Narr, Herbert!" und verließ ergrimmt das Zimmer. „Spanne an!" befahl er in der Vorhalle dem harrenden Kutscher, welchem bereits angedeutet worden war, daß eine Fahrt nach Bristol gemacht werden solle. Er ließ sich vor Kezia und der kleinen Primrose nicht mehr sehen, was die alte treue Seele so tief verletzte, daß sie sich entschloß, sich mit ihrem Pfleglinge ohne Abschied vom Squire zu entfernen.

Als sie im Begriff war, Primrose vollständig zum Weggange anzukleiden, erschien ein Bedienter und richtete an Herbert den Befehl aus, er möge zum Squire kommen, der ihn, wie er bereits wisse, mit nach Bristol zur Blumenschau nehmen wolle. Er half ihm hierauf sein Oberkleid anlegen. „Lebt wohl, Master — Gott sei mit Euch!" sagte Kezia bewegt zu Herbert und streichelte ihm die schmale Hand. Primrose vergoß Thränen und versprach, recht oft an ihn zu denken. Herbert vermochte vor Kummer kaum zu sprechen. Fünf Minuten später befanden Beide sich auf der sonnigen Landstraße nach Bristol. Es dauerte nicht lange, so sauste Proudfoot's eleganter Wagen, mit vier feurigen Rossen bespannt, an ihnen vorbei. Der Squire nickte leicht gegen Kezia, wendete aber sogleich das Gesicht wieder ab. Herbert blickte sich indeß mehrere Male nach Primrose um und warf ihr Kußhände zu. Der Squire zog finster die Brauen zusammen, als er dieß bemerkte. „Laß das, Herbert!" sagte er. „Es setzt Dich herab, gegen dergleichen Leute Deine Hand zu küssen. Jedenfalls sind es recht gute, dienstwillige Menschen, aber sie sind nicht unseres Standes, und nur Deinesgleichen gebührt eine Geberde freundschaftlicher Vertraulichkeit, wie eine Kußhand ist. Bedenke, Du bist mein Erbe, Herbert, der Erbe aller Liegenschaften von Ashbrookhall — und das Kind, gegen welches Du eine so große Aufmerksamkeit zeigst, kommt nächstens aus Armuth vom Almosenhause nach dem Waisenasyl! Es war eine Ehre für dieß Mädchen, in Deiner Nähe weilen zu dürfen, aber es ist keine Ehre für Dich, einen Proudfoot, sie auszuzeichnen. Das schickt sich nicht für Dich. Denke nicht mehr an sie. Halte Dich meiner würdig, Söhnchen!" — „Ich habe aber Primrose recht lieb gewonnen, Großpapa!" entgegnete Herbert. — „Ah bah! was habt ihr Beide mit einander gemein!" — „Einen Vater, Großpapa — wir sind ja alle Beide Waisen!" — „Ja, ja, mein Junge, aber es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen einer Waise, die der Barmherzigkeit anheimfällt, und einer Waise, die Erbe von jährlich 10,000 Pfund ist!" entgegnete der Squire schneidend. — „Verzeihe, Großpapa! Ich glaubte, wir wären vor Gott gleich!" — Vor dieser Bemerkung verstummte der stolze Mann. Dann richtete er das Gespräch auf andere Gegenstände. In Zeit von kaum anderthalb Stunden hielt seine Karrosse vor dem glänzendsten Hotel von Bristol, und der Wirth stürzte mit seinen Kellnern heraus, um dem Mammon in der Gestalt des stolzen Squire die devotesten Reverenzen zu machen.

Viel später gelangten Kezia und Primrose nach dem kleinen Almosenhause, wo sie die prophetische Tabitha leider aus ihrem Wahne rissen: eines Tages noch „Miß Rose Prim" als Lady auf Ashbrookhall zu sehen.

38. Sim von Harry getrennt.

Während Primrose, kurz nach ihrer Rückkehr von Ashbrookhall, in's Waisenasyl zu Ashleydown bei Bristol übersiedelte und so eine neue Heimat bekam, installirte bekanntlich Mr. Linley Harry in sein Comptoir und vermittelte Sim's Unterbringung in einen Buchladen. Inzwischen jedoch behielt Sim Tisch und Wohnung in Linley's Hause, so daß die beiden Brüder einen Theil des Tags und die Nacht mit einander zubringen durften. An die zeitweilige Trennung gewöhnten sie sich leicht und entschädigten sich des Abends, wenn sie sich in ihr Dachstübchen zurückgezogen hatten, durch den Austausch der Erzählung ihrer Erlebnisse. Harry machte als lernender Comptoirist rasche und bedeutende Fortschritte, so daß Mr. Linley von ihm sagte: er habe den Kopf eines Mannes auf Knabenschultern. Sim dagegen war unstät und zerstreut in seinem Wesen, konnte sich nicht in seine untergeordnete Stellung als Ladenbursche gewöhnen und wechselte in Zeit von noch nicht ganz fünf Jahren sechsmal den Prinzipal. Endlich kam er zu einem Buchhändler Crump, dessen Geschäftslokal weit von Mr. Linley's Haus entfernt war. Mr. Crump hatte eine längere Unterredung mit Sim's Protektor, bei welcher beide Männer die Ueberzeugung austauschten, daß die allzu häufige Entfernung Sim's vom Geschäft sowohl wegen der Zeitvergeudung, als wegen Sim's Neigung zu Zerstreuung Unzuträglichkeiten im Gefolge habe, deren Abstellung räthlich sei.

Am Tage nach dieser Unterredung bemerkte Mr. Linley den Brüdern, er habe mit Mr. Crump die Verabredung getroffen, daß Sim Kost und Wohnung in des Letzteren Hause habe und nur einmal in jeder Woche, Sonntags nach Linley's Hause zum Essen

kommen solle. Harry erschrak und erblaßte; er hatte sich, eingedenk der letzten Worte seiner sterbenden Mutter, zu sehr daran gewöhnt, den jüngeren Bruder fort und fort zu beaufsichtigen. Sim war bisher, weil er mit ihm eine Wohnung theilte, sein unzertrennlicher Gefährte gewesen, und nun sollte er sich von ihm trennen! Welch' ein geringer Trost, daß er jede Woche einmal mit ihm zusammen essen sollte! Mr. Linley's Anordnung war ein Schlag, der sein Herz traf, aber er war viel zu dankbar, als daß er sich nicht willig in jene Anordnung seines Wohlthäters hätte fügen sollen. Er ließ sich seine Bewegung deßhalb möglichst wenig abmerken und ermahnte seinen Bruder, recht gehorsam und verständig sich in seine Lage zu fügen.

Leicht sollte dem, nun zum Jünglinge herangewachsenen wackeren Comptoirschreiber die Trennung nicht werden. Der Trost, welchen er seinem weicheren Bruder spendete, hielt bei ihm selbst nicht vor. Den ersten Tag, als Sim nicht, wie gewöhnlich, neben ihm beim Essen saß, konnte er kaum einen Bissen über seine Lippen bringen. Mr. Linley, welcher die Ursache vermuthete, war so zartfühlend, keine Frage nach dem Grunde seiner Appetitlosigkeit zu stellen. Harry schlich sich still in sein Stübchen und brach in Thränen aus. Es war ihm zu Muthe, als sollte er seinen Bruder nie wieder sehen. Sein größter Kummer ward durch den Gedanken hervorgerufen, daß er nicht wisse, wie Sim, der Schwächere, sich ohne seine Gegenwart befinde. Doch ermannte er sich bald. Die Hoffnung auf die Zukunft, das Vertrauen auf Gottes weise Fürsorge richtete ihn auf. Er trocknete seine Thränen und begab sich wieder in's Comptoir. Als er, nach Schluß desselben, Abends zum ersten Male allein in seinem Dachstübchen sich befand, hatte er einen neuen Anfall des Trennungsschmerzes auszuhalten. Eine tödtliche Einsamkeit umgab ihn, es war ihm, als sei die Welt ausgestorben. In diesem Zustande schuf er sich einen gewissen Trost durch den Vorsatz, seinen Wohlthäter um die Erlaubniß zu bitten, außer dem Sonntage jede Woche einmal Sim besuchen zu dürfen. Dann setzte er sich hin und schrieb, wie er schon mehrmals gethan, einen Brief an Kezia Crowe und Primrose, worin er die letzten Erlebnisse mittheilte und sein Herz ausschüttete. Nachdem er dieß Liebeswerk gethan, konnte er recht innig beten und schloß, innerlich beruhigt, seine Augen zum Schlafe. Damit hatte er denn den größten Schmerz überwunden. Die Gewöhnung mußte das Uebrige thun.

Harry hatte noch immer zwei Feinde im Hause: Miß Beenie M'Alpine, die ihn ihre Geringschätzung so oft als möglich fühlen ließ, namentlich seitdem er in seiner Harmlosigkeit verrathen hatte, daß er und sein Bruder dem Laternjack, der sie tödtlich beleidigt, viel zu verdanken habe, und Hektor Hartwell, welcher mehr und mehr den übermüthigen, dünkelvollen Gentleman spielte. Am zweiten Mittage nach Sim's Entfernung, als er sich auf einige Augenblicke nach seinem Stübchen begeben hatte und dasselbe eben wieder verließ, hörte er auf dem unteren Korridor ein Gespräch zwischen Lena und Hektor, der im Begriff war, einen Spazierritt zu machen. „Gott sei Dank!" rief Hektor höhnisch; „einen von den überflüssigen Bengels wären wir aus dem Hause los. Wird der Andere nicht auch bald nachfolgen?" — Diese rohe Bemerkung versetzte dem braven Harry einen Stich in's Herz; er stand wie gelähmt und mußte unfreiwilliger Hörer der Fortsetzung des Gesprächs sein. Das edle Mädchen goß Balsam in die Wunde, welche der Sohn des Reichen ihm geschlagen. „Ich weiß nicht," erwiederte Lena, „wer mit Deinen beschimpfenden Aeußerungen gemeint sein könnte, Hektor. Solltest Du indeß die beiden Brüder Hazeldean meinen, so wären Deine Aeußerungen nicht bloß ungerecht, sondern auch roh und gemein." — „Oho! Du bist ja äußerst zart in der Vertheidigung dieser Bettler!" — „Ja, das bin ich und mit Recht! Uebrigens sind es keine Bettler, von denen Du sprichst, sondern höchst ehrenwerthe, brauchbare Menschen, welche zu arbeiten verstehen, was nicht Jeder vermag." — „Pfui, Lena, Du solltest Dich schämen, in dieser animirten Weise von Burschen zu sprechen, die auf der Straße aufgelesen wurden, die mit den niedrigsten Trunkenbolden Gemeinschaft hatten, und sich sogar dieser Gemeinschaft rühmten." — „Ah, man muß es Ihnen lassen, Master Hektor," erwiederte Lena mit schneidendem Spotte, „Sie verwenden die Muße, welche Ihnen, Dank den Reichthümern Ihres Vaters, zu Gebote steht, ganz vortrefflich auf das Studium, ehrenhafte Menschen zu schmähen!" — „Das ist eben der Unterschied zwischen mir und einem Sklaven, daß ich nicht zu arbeiten nöthig habe!" bemerkte Hektor, mit der Reitpeitsche wippend. — „So? Du glaubst, das Nichtsthun verleihe Dir eine besondere Würde? Wenn Du Dich des Nichtsthuns rühmen willst, solltest Du wenigstens denken wie ein Gentleman!" — „Ich bin ein Gentleman! Wer wagt es, daran zu zweifeln?" — „Ich, Hektor, nach Deinen Aeußerungen!" rief Lena erzürnt. — „Ah, Du hast leider kein Urtheil. Du schwärmst für die Bettler, die Deines Vaters Gnadenbrod essen!" — „Und was wärest Du denn ohne den Mammon Deines Vaters? Kennst Du den Grundsatz meines Papa: ein ehrenhafter Arbeiter sei ein Gentleman von Natur? Womit wolltest Du den Gentleman repräsentiren ohne Deines Vaters Geld?" Du könntest nicht einmal arbeiten, Dich nicht 'mal ernähren, und das kann Harry Hazeldean; darum ist er weit mehr Gentleman als Du." — „Himmel! Du wirst beleidigend!" rief Hektor mit dem bespornten Fuße stampfend. „Nein, Du bist verschroben!" setzte er spöttisch hinzu. „Deine superfeine Klassifikation der Menschen und Stände gründet sich auf verrückte Romane, wie die ‚Lady von Lyon'. Harry — wie Du den Habenichts nur allzuvertraulich nennst, ist Dir eine Art von ‚Claude Melnotte', und Du selbst bist ‚Pauline'." — „Und Du der ‚Marquis von Beausant', dessen Muth der eines Prahlers, nicht eines Ritters ist! Empfehl' mich, Euer Ehren!" Sie machte einen höhnischen Knix und wollte sich entfernen. Hektor trat ihr in den Weg. — „Halt, mein artiges Täubchen! oder besser: mein sehr unartiger Schreivogel! Du erlaubtest Dir, zu sagen, ich hätte keinen Muth. Laß mir jetzt Deinen bettelhaften Laffen in den Weg kommen, und ich werde die Reitpeitsche der Art auf seinem Rücken tanzen lassen, daß Du keinen Augenblick mehr an meiner Courage zweifeln solltest." — Lena vermochte vor Zorn kaum zu sprechen. „Gehe!" sagte sie indignirt. „Wie kannst Du Dich erdreisten, mir so pöbelhaft den Weg zu vertreten ... Wenn er nur da wäre!" — Diese Aeußerung steigerte Hektor's Malice. „Er — er! Du meinst doch den Bettler Hazeldean?" — Bis dahin hatte Harry sich zu bezähmen vermocht — jetzt konnte er's nicht mehr. Ruhig, aber festen Schrittes kam er die Treppe herab. Lena stieß einen leisen Schrei aus, Hektor fuhr zusammen und wich erbleichend einen Schritt zurück, er sah indeß wohl ein, daß seine ganze Ehre dem Mädchen gegenüber auf dem Spiele stand, wenn er feig das Feld verließ. Er mußte für die Wahrheit seiner Renommisterei einstehen, sich wenigstens den Anschein dazu geben. „Er kommt ja wie gerufen!" sagte er gezwungen. „Mich dünkt, der Bengel lauschte!" — „Ich lauschte auch!" sagte plötzlich eine andere, männliche Stimme, und Mr. Linley, welcher durch den Wortwechsel in seinem Mittagsschlummer gestört worden war, trat aus seinem Zimmer hervor. Er blickte flüchtig auf Harry, welcher bescheiden grüßend die Mütze zog und ruhig sich entfernte, dann winkte er Lena, sich fortzubegeben. Auf Hektor heftete sich das Auge des ernsten Mannes mit durchbohrender Gewalt. Es vergingen einige Sekunden, ehe er sprach. „Weißt Du, daß ich einen großen Theil eures Gesprächs mit angehört habe, Hektor? Und hast Du noch nie das schrecklich wahre Wort vernommen: vornehmer Pöbel? Du hast Dich eben sehr pöbelhaft betragen. Wäre Dein Vater hier, der Dich nach London gehen ließ, damit Du Dich wie ein Gentleman betragen lernest, ich würde ihn ersuchen, Dich zu züchtigen. Unter diesen Umständen wird Dein eigenes Schamgefühl dieß thun. Glaubst Du, Geld an sich sei das Zaubermittel, einen Menschen schon so sehr zum Gentleman zu machen, daß es ihn befähigt zu faulenzen? Geld ist ohne Zweifel ein Segen in der Hand des Ehrenmannes und des Wohlthäters. Der, welcher es benutzt, um seiner Rohheit den Zügel schießen zu lassen, ist ein Narr oder ein Schurke. Ich beklage Deinen Vater, meinen alten Freund, Hektor; er wiegt sich in dem Glauben, Du habest im Laufe von sechs Jahren genugsam Gelegenheit gehabt, Dich zum vollendeten Gentleman auszubilden, und Du — Du befindest Dich noch auf der ersten Stufe eines solchen. Du hast noch viel zu lernen, Hektor!"

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 40.

Stuttgart, 1866.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

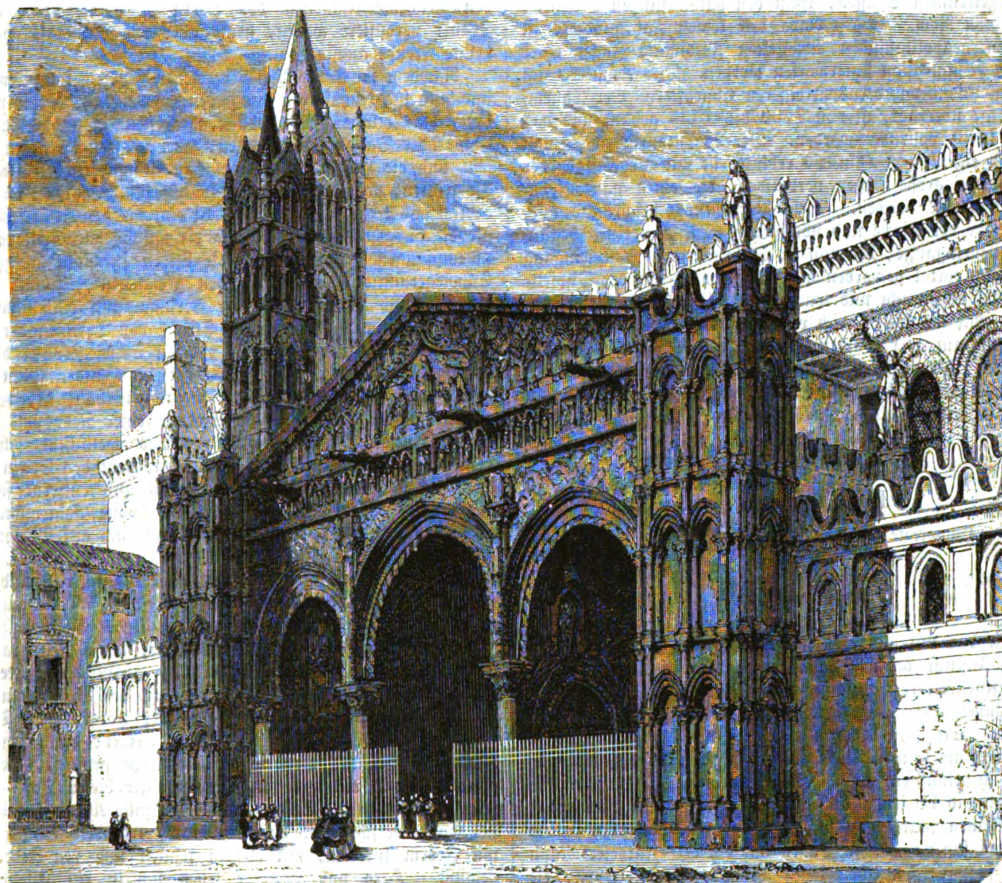
Ein Maurendenkmal.

Die Kathedrale von Palermo.

Von **Erwin Stein.**

Die sizilische Stadt Palermo hat ein sehr hohes Alter; wann und von wem sie gegründet, ist nicht mit Bestimmtheit ausgemacht. Seit 440 im abwechselnden Besitz verschiedener barbarischer Völker, wurde sie 535 von Belisar erobert und fiel dann 832 in die Gewalt der Sarazenen, die sie zum Mittelpunkt ihrer sizilischen Besitzungen machten. Im Jahr 1072 bemächtigten sich die Normannen derselben, dann fiel sie den Deutschen, den Franzosen und den Spaniern in die Hände.

Der vielfache Schicksalswechsel, der im Laufe der Zeiten über



Kathedrale von Palermo. Von E. Therond.

Palermo erging, hat ein überlebendes Denkmal erhalten in seiner Kathedrale, von der wir in unserem Blatte die Abbildung des mächtigen und prächtigen Seiteneingangs bringen. Bald ist es ein Ornament, bald eine Säule, welche die verschiedenen Zeiten bezeichnen, in welchen der Baustyl jeweilen seinen eigenthümlichen Ausdruck fand und uns den Geist, die Anschauungsweise der verschiedenen Völker und Nationen versinnbildlichen, die sich im Besitz dieser Stadt gegenseitig abgelöst haben. Am Meisten springt der Einfluß orientalischer Baukunst an der Kathedrale in die Augen; überall liegen dem Bau Motive byzantinischen oder maurischen Styls zu Grunde. Der Gesammteindruck des Gebäudes in seiner Massenhaftigkeit und seinem Reichthum an Details ist zwar nicht so gemütherhebend wie derjenige unserer gothischen Dome mit ihren leicht aufsteigenden Thürmen und jeden Widerstand durchbrechenden Pfeilern; aber nichtsdestoweniger nimmt die Kathedrale von Palermo, was das Eigenartige ihrer Konstruktion anbetrifft, in der Geschichte der Kirchenbaukunst einen sehr hohen Rang ein. Ja, man kann wohl sagen: würden die Alhambra von Granada und die Moschee von Cordova nicht mehr existiren, so wäre es diese Kathedrale, die uns als schönstes Muster und Vorbild des orientalischen und maurischen Styles dienen würde.

Sie erhebt sich an der Stelle einer alten, wahrscheinlich byzantinischen Kirche, welche die Sarazenen in eine Moschee umgewandelt und die Normannen zerstört hatten. Ihre ältesten Theile stammen ohne Zweifel schon aus dem zwölften Jahrhundert. Einige fratzenhafte Köpfe, die über der Ostseite der Kirche angebracht sind, eine kleine Anzahl von Fenstern, deren gebrochener Bogen mit sarazenischem Gesimswerk geschmückt ist, gehören sicherlich jenem Bau an, den der Bischof Ottamilio aufführen ließ und der im Jahr 1185 nach einer Inschrift eingeweiht wurde. Das Innere, von großer Einfachheit, mit seinen drei durch Säulenbündel aus egyptischem Marmor abgetrennten Schiffen, trägt den halbklassischen Charakter der Kirchen von Rom. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts ist er durch den neapolitanischen Architekten Ferdinand Fuger einer vollständigen Restauration unterworfen worden. Das Aeußere trägt einen älteren und bewundernswürdigeren Charakter. Der Thurm, der das Ganze überragt, ist von 1300 bis 1355 gebaut und das Portal vor 1420 vollendet worden. Der Wachtthurm, den man herwärts des eigentlichen Thurmes erblickt, ist mit der Faßade der Kirche durch zwei große Bogen verbunden, die einen ganz eigenthümlichen Eindruck machen. Diese Vorrichtung beschränkte aber den Vorhof vor der Kirche und nöthigte zu dem Bau eines begünstigteren Seiteneingangs, der nun in Wahrheit zum Haupteingang und zum Hauptportal geworden ist. Dasselbe ist auf der Südseite der Kathedrale angebracht und wurde von 1424 bis 1450 erbaut. Drei Bogen, mit Arabesken reich verziert, durch ein eisernes Gitter geschlossen und auf vier Säulen gestützt, bilden einen geschmackvollen Portikus, der reichlich mit verschiedenen lateinischen und arabischen Inschriften versehen ist. Der Baustyl dieses Theils der Kirche charakterisirt sich als der nachgothische.

Post festum.

Humoreske aus dem bürgerlichen Leben.

Von

Ernst Closs.

Es ist für das mit göttlichen und menschlichen Privilegien wohl ausgestattete Institut der Ehe gewiß nicht schmeichelhaft, daß die meisten Schriftsteller ihre wahrhaftigen und anmuthigen, oder, wie es neuerdings immer heißt, „spannenden" Erzählungen schließen, wenn „Er sie" oder „Sie ihn" bekommen hat. Um so verdienstlicher ist es für mich und um so mehr jeder Berücksichtigung würdig, wenn ich es wage, da anzuknüpfen, wo gewöhnlich der ungeduldige Leser das Buch zuklappt und befriedigt ausruft: „Sie bekommen einander!" Boz läßt in seinen Pickwickiern den älteren Herrn Walter zu seinem Sohne Samuel sagen: „Wenn Du einmal ein verheiratheter Mann bist, Sam, so wirst Du eine Menge Dinge verstehen lernen, die Du jetzt nicht verstehst; ob es aber der Mühe werth ist, so viel durchzumachen, um so wenig zu lernen, wie jener Waisenknabe sagte, als er mit dem Alphabet zu Ende war, das ist Geschmackssache. Ich bin der Meinung, daß es nicht der Mühe werth ist!" So sprach der ehrenwerthe Gentleman, dessen weisen Aussprüchen ich immer mit Andacht lausche. Aber diese Andacht hindert mich nicht, nur mit dem ersten Theil seiner hier angeführten Behauptung einverstanden zu sein, dagegen den zweiten ausdrücklich zu bestreiten. Ja, es ist wahr, Samuel, daß jeder neue Ehemann eine Menge Dinge verstehen lernen wird, die er vorher nicht verstand, aber so ganz ohne Interesse ist diese neue und eigenthümliche Schule doch nicht, und dieß meinen noch im ledigen Stande ahnungslos dahinwandelnden Mitbrüdern auseinander zu setzen, dazu habe ich die Feder ergriffen.

Nachdem ich in dieser Vorrede bewiesen habe, daß meine Abhandlung „Post festum" ihre Berechtigung hat, wird mir erlaubt sein, ohne weitere Umschweife zu beginnen.

Wenn Leander unter den schrecklichsten Gefahren und Hindernissen, welche alle natürlich seine Glut nur vermehrten und seine Ausdauer nur stählten, einige Jahre hindurch tagtäglich und bei jedem Wetter zu Hero geschwommen und wider Erwarten **nicht** ertrunken ist, so erscheint endlich ein Tag, an welchem in der Stadt Hero's große Bewegung herrscht. Die Hirten und Hirtinnen, theure Freunde der beiden Liebenden, legen die Feierkleider an, schmücken ihre kleinen Hüte und Hirtenstäbe mit farbigen Bändern und warten, was wenigstens die Hirtinnen betrifft, ziemlich aufgeregt und ärgerlich der Wagen, welche sie zum Tempel der Gottheit bringen sollen. Die Chaisen fahren zu dem angegebenen Zweck wie toll in den Straßen umher und haben auf dem Bock und Kutschenbrett in ziemlich schäbiges Schwarz gekleidete, mit weißen Kravatten und weißen baumwollenen Handschuhen versehene Individuen, deren zu Trauer und Freude eingerichteten Kautschukköpfe gestern noch bei den Leichenfeierlichkeiten des Herrn Reichmaier von unsäglicher Trauer verdüstert waren, heute aber bei Leander's Hochzeit die hellste Freude ausstrahlen.

Nachdem im Tempel alle erbetenen Zeugen längst versammelt sind und sich lebhaft begrüßt haben, wobei keine der Damen unterläßt, die Toilette ihrer liebsten theuersten Freundin Phyllis oder Chloe oder Daphne einer kurzen, aber scharfen Kritik zu unterwerfen, und die Hirten ziemlich gelangweilt umherstehen, weil sie weder trinken, noch rauchen, noch schlechte Witze machen dürfen: tritt endlich das treue vielgeprüfte Paar ein, um den heißersehnten Lohn für die ausgestandene Qual und die muthig durchstrittenen Kämpfe zu empfangen. Voraus eilen die beiden furchtbar aufgedonnerten Schwiegermütter, welche jetzt den geeigneten Zeitpunkt gekommen glauben, sich in der Mitte der Versammlung krampfhaft zu umarmen und in einen tosenden Strom von Thränen der Rührung und Freude auszubrechen. Die beiden Schwiegerväter drücken sich würdig und stumm, aber tiefbewegt die Hände. Nun erscheint, sobald der die Feier einleitende Gesang verhallt ist, der Priester vor dem Altar. Er legt am Schlusse einer Rede voll Vertrauen in die Götter, Biedersinn, Würde und poetischem Schwung die Hände Hero's und Leander's zusammen, fleht den Segen des Himmels auf das neuvermählte Paar herab und entfernt sich darauf mit der Miene eines Mannes, der eine schöne, folgenschwere, menschenfreundliche That, ohne jeglichen Anspruch auf Belohnung oder Anerkennung, rein um ihrer selbst willen vollbracht hat. Hierauf erneuter Gesang, dann fahren wieder die Wagen vor, und nach und nach entleert sich der Tempel. Später findet sich die ganze Gesellschaft wieder im Hause Hero's oder in einem Gasthofe zusammen. Hiebei gibt es wiederholte Umarmungen, auf's Neue rauschen die Thränenströme. Die Braut umhalst geräuschvoll ihre Mutter, ihren Vater, ihre intimen Freundinnen; der Bräutigam sieht ein wenig verwirrt in die Welt, bald aber klappern die Teller und Bestecke, und ein leckeres Mahl wird servirt; dann werden viele Kleider mit Sauce verdorben, viele Witze gemacht, viele Toaste getrunken und viel gelacht. Nach aufgehobener Tafel arrangirt man ein Tänzchen. Später, wenn der stille Abend auf die Fluren sich senkt, verschwindet das abgehetzte, ermüdete Brautpaar, das mit Jedem sprechen, mit Jedem trinken und mit Jedem tanzen gemußt. Hero und Leander setzen sich in ein Eisenbahncoupé und treten ihre Hochzeitsreise an. Unter den Zurückgelassenen aber

herrscht noch lange die ungezwungenste Heiterkeit, und spät hört man in die Nacht hinaus jubeln und klingen: „Ach, wenn es nur immer so bliebe, hier unter dem wechselnden Mond!" — So wird es im Wesentlichen bei jeder Hochzeit in Arkadien gehalten, und da ich zu seiner Zeit in eben diesem Arkadien meinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, so ist auch von der meinigen dasselbe zu berichten. Als wir, das heißt ich und meine Frau, aber nach vierzehn Tagen etwa uns in Deutschland niederließen, wollten unsere arkadischen Sitten, hauptsächlich aber unsere arkadischen Anschauungen nicht mehr recht passen, und die Lehrzeit, von welcher der ältere Herr Weller sprach, begann. Wie dieß zuging, will ich einem geneigten Leser nicht vorenthalten.

Während ich diese Worte niederschreibe, wackelt ein nordischer Philemon und eine ditto Baucis, die beiden nebeneinander stehenden Tannenbäume vor meinem Fenster, bedenklich mit dem Kopfe, und die Windsbraut heult kläglich dazwischen. Alle Drei scheinen eine Profanation des ehelichen Lebens zu fürchten. Nichts ist ungegründeter als diese Furcht. Der weitere Verlauf meiner Betrachtungen wird dieß ergeben.

Ich kann mich noch ganz genau des Tages erinnern, an welchem ich, vom Bureau heimkehrend, zum ersten Mal aus der Küche meiner Frau speisen sollte. Schon lange hatte ich mich auf einen ordentlichen gemüthlichen Familientisch gefreut. Das Essen im Gasthof, an der Table d'hôte, war mir im Innersten zuwider. Die geckenhaften Kellner mit ihrer widerlichen Vertraulichkeit gegen regelmäßige Gäste, das Tellergeklapper, die ganze Tischgesellschaft mit den prätentiösen Gesichtern, all' das erfüllte mich gegen das Ende meiner Junggesellenlaufbahn mit Abscheu. Und so kam ich nun eines Tages heim an meinen eigenen Tisch. In der Küche hörte ich geschäftigen Lärm. Ich wollte eintreten, aber meine Gattin trat mir mit aufgestülpten Aermeln, erhobenem Rührlöffel, gerötheten Antlitzes und blitzenden Augen entgegen, und der Einblick in die Mysterien der Küche blieb mir heute und lange verschlossen. Ein besonderes Abkommen, in welchem ich für ewige Zeiten dem Aufdecken der Häfen und Töpfe entsagte, eröffnete mir jedoch später den Zutritt. Als wir uns zum ersten Male zum Tische niedersetzten und ich mit dem Appetit eines hungrigen Löwen zugreifen wollte, stellte es sich heraus, daß eine Kleinigkeit vergessen worden war: die Bestecke. Man hatte uns allen möglichen Tand, nützliche und unnützliche Dinge in's Haus geschafft, aber an Messer und Gabeln hatte Niemand gedacht. In Arkadien ißt man zwar den Pillau, das Lammfleisch 2c., indem man mit den Fingern Kugeln dreht und den Braten zerreißt. Da wir aber nicht mehr in jenem glücklichen Landstriche verweilten, so mußten für den heutigen Tag ein paar Bestecke erborgt und sogleich andere als Eigenthum erworben werden. — Es ist überhaupt erstaunlich, was trotz der opulentesten Ausstattung Alles noch nachträglich angeschafft werden muß. Ich erinnere mich, daß ich nach Verlauf von vierzehn Tagen ganz melancholisch geworden war über die unvorhergesehenen Ansprüche meiner theuren Ehehälfte an meine Kasse. Das präziseste, liberalste Budget wird über den Haufen geworfen, riesige Ueberschreitungen, die unklarsten und verdächtigsten Virements sind fast Regel. An Nichtverwilligung kehrt sich das Hausregiment gar nichts und nimmt, nach dem Vorgang des Herrn von Bismarck, das Geld, wo man es bekommen kann. „Wir haben heidenmäßig Geld." Hier ist vielleicht der Ort, des Autors Ansichten über Geld- und Neigungsheirathen niederzulegen. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," sagt die heilige Schrift. Aber es ist ebenfalls nicht gut, daß ein Ehepaar nichts besitze und vom Beginn der Ehe an mit Armuth zu kämpfen habe. Wenn einmal geheirathet sein soll, so heirathet Maier oder Müller viel besser eine junge Dame von Vermögen, vorausgesetzt, daß er selbst arm ist. Hätte er aber Reichthümer, so sollte er sich gar nichts daraus machen, den Edelmüthigen zu spielen und eine hübsche brave Tochter des Volks auf den Thron an seine Seite zu heben, ihr eine kleine Krone als Kopfschmuck auf das Haupt zu legen und seine Macht und seine Schätze mit ihr zu theilen. Ist dieß nicht der Fall, so sehe ich nicht ein, warum Maier oder Müller mit der größten Mühe und Arbeit eines Andern Tochter ernähren sollen. Eine hübsche Wohnung, ein guter Tisch, ein Platz im Theater sind ganz gute Dinge. Sie tragen viel zum ehelichen Frieden bei, insofern ein Mensch, der schön wohnt, gut ißt und sich amüsirt, ein viel besserer und verträglicherer Kerl ist als Einer, der in einer erbärmlichen Hütte logirt, sich mit Kartoffeln, Schwarzbrod und Wasser durchhelfen und von der Frühe des Morgens bis in die späte Nacht hinein arbeiten muß. Müßten Maier oder Müller das Alles thun, um heirathen zu können, so wäre es besser, sie blieben ledig. Sie legten das Gelübde der Ehelosigkeit ab und stürben als alte Hagestolze, unbeweint von Weib und Kind zwar — unter Umständen vermißt sie nur ihr Pudel —, dafür aber auch nicht mit schmerzlichem, sorgenvollem, angsterfülltem Blick in die Zukunft ihrer Lieben, die sie in Armuth und Noth zurücklassen.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung in's Spekulative wieder zum eigentlichen Thema zurück.

Unvergeßlich sind mir die ersten Weihnachtsfeiertage, die ich als Ehegatte verlebte. Es war dieß eine Zeit, reich an überraschenden Erfahrungen. Ich erfuhr, daß um diese Zeit unsere Gattinnen eine ganz eigenthümliche Gemüthskrankheit ergreift. Ich möchte dieselbe das Meß- oder Weihnachtsfieber nennen. Dieses Fieber äußert sich in der unklaren Vorstellung von einer Masse von Gegenständen, die gerade jetzt, in der Woche vor dem Christfest, auf der Weihnachtsmesse gekauft werden müssen, sowie in Aufzählung einer Menge von Personen, deren Beschenken zu Weihnachten angeblich nicht zu umgehen ist. Symptome sind ferner: ein unerträglicher Durst nach Geld, eine kaum zu sättigende Gier nach Zehnguldenscheinen und eine erschreckende Taubheit gegen die besten Vernunftgründe. Ich habe qualvolle Nachmittage durchgemacht, wenn ich meine Frau mit Einkäufen zu Weihnachten außer dem Hause beschäftigt wußte. Ich habe mich bei Bekannten nach dem Gesundheitszustand ihrer Frauen erkundigt und meine eigenen Erfahrungen bestätigt gefunden. Nicht ein einziger Fall von Besserung **vor** dem 26. Dezember ist mir je vorgekommen. Mit diesem Tag tritt eine Crisis bona ein, worauf sich der Gatte erschöpft in sein Sopha wirft und um einen Gehaltsvorschuß nachsucht. Wie gut ist's doch, daß von all' den mit glänzenden Gaben oft bis zum Brechen gefüllten Weihnachtstischen nicht einer von der Fieberhitze der Hausfrau, von den Heilversuchen des Mannes, von den medizinischen Konsultationen mit dem Geldbeutel, den stürmischen Auftritten beim Eintritt der Fieberekstase 2c. erzählen kann!

Ich möchte darauf wetten, daß von all' Denen, welche von dem „Hüttchen auf grüner Flur" träumen und von dem Raum, der dort „für ein glücklich liebend Paar" sich finde, nicht ein Zehntel daran denkt, daß in dieser Hütte kein Duett, sondern mindestens ein Terzett aufgeführt wird, insoferne „die Gehülfin", die man dem Manne nach den Worten der Schrift gab, ihrerseits wieder eine Untergehülfin braucht, und daß diese Untergehülfin, das Dienstmädchen nämlich, uns das Leben oft höchst unerquicklich machen kann. Mein erstes Dienstmädchen war ein kleines, mageres, unansehnliches, graues Geschöpf mit einem mißwollenden, schiefen, schielenden Blick. Es hieße vielleicht meine Gattin und meine verehrungswürdige Frau Schwiegermutter verleumden und mich selbst in ein falsches Licht setzen, wenn ich behaupten wollte, die genannten Damen hätten ein so widriges Geschöpf absichtlich unter den Töchtern des Landes ausgesucht. Aber, sei es nun Zufall oder Absicht, so viel ist sicher, daß ich dem „Wurm", wie ich das Dienstmädchen nannte, möglichst auswich und von ihm eine Dienstleistung nur dann annahm, wenn es nicht anders sein konnte. Trotzdem hatte der „Wurm" in den Augen meiner Damen große Vorzüge, und man wurde nicht müde, mir dieselben in's gehörige Licht zu stellen. Bald aber änderte sich die Szene. Durch eine intrigante Köchin im Hause wurde es aufgedeckt, daß der „Wurm" nasche, und daß er manchmal beim Zuckerbäcker in der Nähe angetroffen werde, wo er große Quantitäten von Kuchen in seinen unförmlichen Mund stopfe. Der „Wurm" hatte natürlich ein scharfes Examen zu bestehen, zeigte aber weder Reue noch Lust zum Geständniß, sondern sah hungriger und leckerhafter als je aus. Von nun an war es klar, daß der „Wurm" auf schlechten Wegen krieche. Auch zerbrach er alles Zerbrechliche, was ihm unter die Hände kam, und wenn ich das Abziehen des Werths der ruinirten Gegenstände am Lohn geduldet hätte, so hätte der „Wurm" am Ende des Quartals nicht nur nichts Baares bekommen, sondern noch herauszahlen müssen. Die Tage der Ruhe waren zu Ende. Man sah

dem „Wurm“ näher auf die Finger, und der Differenzen und Konflikte wurden es immer mehr. Ich verhielt mich natürlich vollständig neutral und gab mir den Anschein, als merke ich von der herannahenden Krisis nichts. Eines Tages platzten die Geister wegen eines zu Ungunsten des Haushaltungsbudgets unrichtig gewechselten Thalers wieder aufeinander. Meine Gattin verallgemeinerte den Spezialfall, zog unliebsame Konsequenzen und geberdete sich überhaupt, als sei die sichere Existenz unserer Familie durch derlei enorme Verletzungen in Frage gestellt. Der „Wurm“, welcher seine Stellung in unserem Phalanstère wanken fühlte, wollte mit einem Sprung sich günstiger plaziren und wagte einen Hauptschlag: er bot seine Demission an. Aber der Schlag mißlang und die Demission wurde mit kaltem Hohn angenommen. Der Bruch war vollständig, irreparabel.

Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß ich Feinde habe, und für diesen Fall nehme ich an, daß dieselben mir möglichst viel



Die Entenhändlerin.



Der Wildprethändler.



Der Kleiderhändler.

Berliner Marktbilder. Von L. Löffler und C. Lallemand. (S. 476.)

Schlimmes und Unangenehmes wünschen. Ich erwiedere jede Höflichkeit, und so wünsche ich nun meinerseits „den Herren auf der andern Seite des Hauses“ das ganze Jahr durch ein Dienstmädchen, welches auf kommendes Quartal aufgesagt hat. Eine solche junge Dame ist mit ihrem Vergessen des Nothwendigen, mit dem Ausbleiben, mit der absichtlichen Vernachlässigung ihrer Geschäfte, mit dem impertinenten verstockten Benehmen, kurz mit Unarten jeder Art im Stande, den bestgegründeten Familienfrieden zu stören, auch den Hausvater in's Wirthshaus, zum Trunk, Spiel und andern Lastern zu treiben. — Es ist Thatsache, daß im ganzen Hause Niemand den „Wurm“ recht leiden mochte. Es ist aber nicht weniger Thatsache, daß er von dem Augenblick der Aufkündigung an von seinen Kolleginnen mit der Miene des tiefsten Bedauerns als das Schlachtopfer einer niedrigen häuslichen Intrigue betrachtet wurde. Ich glaubte zu bemerken, daß mir fast mitleidige, meiner Frau aber grollende Blicke nachfolgten. Ich konnte mir jedoch die

Ursache nicht erklären und schenkte der Sache keine größere Aufmerksamkeit. Doch sollte bald Alles fürchterlich an den Tag kommen. Bekannt ist, daß alte erfahrene Mägde die jungen nicht ausstehen können. Sie sehen in ihnen bedauernswürdige, unerfahrene, naseweise, einsichtslose, unausstehliche Geschöpfe. So auch die alte intrigante Köchin, von welcher ich oben schon gesprochen habe; sie beharrte in ihrer Abneigung gegen den „Wurm", was sie aber nicht verhinderte, den Mägdemeetings im Hause regelmäßig



Die Fischhändlerin.



Der Gendarmenmarkt.

Berliner Marktbilder. Von C. Lallemand. (S. 476.)

anzuwohnen. Durch dieses vielerfahrene Wesen erfuhr nun meine Frau, daß sie der „Wurm" den anderen Mädchen als einen furchtbaren Tyrannen schildere; mit ihr sei es nicht auszuhalten; der Mann (das heißt meine Wenigkeit) dagegen sei brav, und er sei nur zu bedauern, daß ꝛc. ꝛc. Man kann sich die Entrüstung meiner Gattin denken. Ich, dessen der „Wurm" so vortheilhaft gedachte, wurde aufgefordert, ernstlich einzuschreiten. Da ich die Schwere des Falls nicht begriff, auch außerdem die baldige Erlösung von dem meuterischen Gesinde in Sicht hatte, so wollte ich begütigende Worte reden. Da kam ich aber schön an. „Ich solle

mich," hieß es, „schämen, daß ich meine Frau so beschimpfen lasse; wenn ich dieß auf ihr ruhen lasse, so wisse man nicht, was man von mir zu denken habe;" dann kam ein Thränenguß, und wohl oder übel, mußte ich mit dem „Wurm" in's Gericht gehen.

Wie Alles sein Ende findet, so auch die Dienstzeit des Wurmes, und bald nach dieser Gerichtssitzung kroch er davon, nachdem er zuvor mit heuchlerischer, betrübt verzerrter Miene Abschied genommen und mir dabei zu meinem nicht geringen Mißbehagen seine kalte, klebrige, feuchte Hand gegeben hatte.

Seitdem hat der Wurm manchen Nachfolger gehabt, jeder derselben war aber nichts Anderes als ein weiteres Blatt des unerschöpflichen Kapitels „von den Dienstmädchen", des Kapitels, welches von unsern Müttern, Frauen und Schwestern in Visiten und Kränzchen mit vollendeter Meisterschaft behandelt wird.

Während dieß und noch manches Andere vorfiel, was nach dem ältern Herrn Weller „kaum der Mühe lohnt, es durchzumachen", war die Zahl der Besucher meines Hauses um eine interessante, wichtig aussehende, in fast verschollene Gewänder gekleidete Frau vermehrt worden. Mit mir gab sich die geheimnißvoll thuende Dame gar nicht ab, nur mit meiner Frau verhandelte sie. Und eines Tages war sie sehr stark bei uns beschäftigt, und in der Wiege neben dem Bette meiner Frau lag ein kleines hülfloses Wesen mit klugen hellen Augen, und daneben meine Frau, die mir blaß, angegriffen, aber feuchtverklärten Blickes und mit unaussprechlich rührendem Ausdruck beide Hände entgegenstreckte: ich hatte einen Sohn. So war nun der Kreislauf geschlossen. Das Kind, der Jüngling, der Mann war zum Vater geworden, der mit bisher noch ungekannter Wonne den Segen des Himmels auf Weib und Kind herabflehte! Das Glück dieser Stunde, theurer Mr. Weller, lohnt doch wohl die Mühe des Durchmachens!

Die Banknoten.

Kriminalgeschichte von **S. Augustin.**

(Fortsetzung)

Seit diesem Tage mochte ungefähr eine Woche vergangen sein, als unser Bureau wie durch einen Donnerschlag aus heiterem Himmel durch die Entdeckung erschüttert wurde, daß eine Summe von sechszehnhundert Pfund in englischen Banknoten, die von verschiedenen Seiten eingezahlt worden waren, verschwunden sei, und damit zugleich das Buch, in welchem die Nummern der Scheine eingetragen waren.

Man kann sich denken, daß die Bestürzung unter uns nicht gering war und daß sogleich die eingehendste Untersuchung angestellt wurde, die indessen zu keinem Resultate führte. Capel, welcher in der Sache einen außerordentlichen Eifer bewies, machte sich sogleich mit dem Chef unseres Bureaus auf, um womöglich durch Anfragen bei den Einzahlern eine neue Liste der Nummern herzustellen und auf diese Weise die Ausgabe der gestohlenen Noten zu verhindern; aber alle Mühe in dieser Beziehung war, wie bei ihrer Rückkehr verlautete, vergebens gewesen. In der Folge zeigte sich freilich, daß dieß nur eine Falle war, um den Dieb oder die Diebe in Sicherheit zu wiegen und um so gewisser zu fangen.

Der Vorfall ereignete sich Anfangs September, und Mitte Oktober zeigte mir Travers eines Tages — es war ein Donnerstag — an, daß am nächsten Montag seine Vermählung stattfinden würde. Er hatte, wie er mir erzählte, ein Häuschen in Hammersmith gemiethet, die Einrichtung bestellt und Alles sollte bis Ende der Woche fertig und bezahlt sein.

„Und das Geld? Wo hast Du die fehlenden zweihundert Pfund hergenommen?" fragte ich.

„Ich habe sie von meinem Onkel Woolridge als Hochzeitsgeschenk erhalten, obgleich er, wie ich glaube, an dem Feste nicht theilnehmen wird," entgegnete der Bräutigam mit einem lustigen Lachen.

Ich war überzeugt, daß diese Angabe auf einer Unwahrheit beruhte. Nicht allein Travers' Benehmen bewies es mir, — ich kannte auch seines Onkels Charakter, der eine solche Generosität gewiß nicht zuließ. Konstanzens Skrupel hatte ich zwar, da der nächste Vierteljahrgehalt ihres Mannes schon einhundertfünfzig Pfund betrug, immer für übertrieben und thöricht gehalten, aber es schien mir dennoch Unrecht, daß Travers sie täuschen wollte. Die Sache ging mich im Grunde nichts an, dessenungeachtet aber acceptirte ich die Einladung, am letzten Tage seines Junggesellenthums, also am nächsten Sonntag, mit Travers bei der Familie Hervey zu speisen, nur mit einem gewissen Widerwillen: Capel, der ebenfalls eingeladen war, hatte abgelehnt.

Jener unglückliche Sonntag Nachmittag kam heran. Die kleine Gesellschaft, die sich bei Hervey's zusammengefunden hatte, war sehr heiter, und lachend und plaudernd saßen wir noch beim Dessert, als die Magd eintrat und meldete, daß draußen vier Herren stünden, welche Herrn Travers sogleich sprechen müßten.

„Sprechen müssen," sagte Travers, „nun das klingt ja sehr peremptorisch. Mit Ihrer Erlaubniß, Mr. Hervey, und mit der Deinigen, Konstanze, werde ich diese Herren hier empfangen. Bitten Sie dieselben hereinzukommen, Susanne."

Aber ehe noch Susanne ihren Auftrag ausrichten konnte, öffnete sich die Thüre des Zimmers, und die vier Männer traten ein, ohne eine Aufforderung abzuwarten. Der Eine von ihnen, ein ziemlich vierschrötiger, dickköpfiger Herr, kam mir sogleich bekannt vor. Ich hatte ihn bereits irgendwo gesehen, — und schon im nächsten Moment war ich meiner Sache gewiß. Es war der Beamte, welcher die Untersuchung bezüglich der gestohlenen Banknoten geleitet hatte. Was, in aller Welt, konnte er hier und bei Travers wollen?

„Sie bezahlten gestern an diese beiden Herren vierhundert Pfund in Banknoten, Mr. Travers?" begann er ohne Umstände.

„Gewiß, das that ich," entgegnete Travers.

„Wollen Sie uns vielleicht sagen, von wem Sie die Banknoten empfingen, mit denen Sie bezahlten?"

„Von wem ich sie empfing?" fragte Travers, der den Beamten nicht zu erkennen schien, verwundert. „Nun vier, je zu fünfzig Pfund, besitze ich seit längerer Zeit, und — und die anderen . . ."

„Die beiden Einhundert-Pfund-Noten meine ich," entgegnete der Beamte, als er Travers zögern sah.

Travers, vielleicht mehr verwirrt als beunruhigt, wurde weiß wie Papier. Sein Auge flog mit scheuem Blick über uns hin und blieb dann an Konstanzens halb ängstlichem, halb erwartungsvollem Gesicht haften.

„Ich erhielt sie von meinem Onkel Woolridge," entgegnete er endlich stammelnd.

„Dann werden Sie nichts dagegen haben, uns zu diesem Onkel zu begleiten."

„Nicht das Mindeste, — aber nicht gleich jetzt. Sie sehen, ich bin engagirt. Morgen vielleicht . . ."

„Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie uns sogleich zu folgen haben. Die zwei fraglichen Noten gehören zu denen, welche in Ihrem Bureau gestohlen wurden."

Ein halb unterdrückter Schrei, — ein erstickter Seufzer und ohne mein schnelles Zuspringen wäre Konstanze Hervey ohnmächtig zu Boden gefallen. Travers befand sich bereits in den Händen der Häscher und wurde, ohne daß man auf seine Bitten um einen kurzen Aufschub Rücksicht nahm, hinweggeführt.

Man kann sich die Verwirrung und das Entsetzen, welches diese Szene hervorrief, kaum denken, — aber so sehr ich selbst im ersten Moment erschrocken war, so brauchte ich doch kaum fünf Minuten Zeit, um die Ueberzeugung von Travers' Unschuld zu gewinnen. Er war ohne Zweifel das Opfer eines schändlichen Komplots, über dessen Urheber ich mich kaum täuschen konnte. Von dem Wunsche verblendet, seine Heirath zu beschleunigen und zugleich die Ansichten seiner Verlobten zu schonen, hatte er sich einer Unwahrheit schuldig gemacht, aber er war nicht fähig, einen gemeinen Felddiebstahl zu begehen. Der bloße Gedanke an diese Möglichkeit war eine Absurdität.

Sobald Miß Hervey zu sich gekommen war, versuchte ich, ihr meine Ueberzeugung mitzutheilen, aber sie vermochte nicht recht, mich zu fassen.

„Mein Kopf ist von dem eben Erlebten noch wüst und wirr!"

sagte sie. „Aber ich bitte, gehen Sie und versuchen Sie, die Wahrheit zu erfahren, — die ganze, selbst die schlimmste Wahrheit ist besser, als diese Ungewißheit. Wenn Sie wieder kommen, werden Sie mich gefaßter finden."

Ich that, was sie verlangte, und in weniger als zwei Stunden war ich bereits wieder in Kensington.

Travers war vorläufig in Haft genommen worden, nachdem er — wie ich gefürchtet — hatte gestehen müssen, daß seine Angabe, er habe die beiden Einhundert-Pfund-Noten von seinem Oheim empfangen, eine Unwahrheit war, und dem Vermuthen nach wurde er schon morgen, an seinem geträumten Hochzeitstage im Bowstreetgefängnisse, verhört.

Ich fand Konstanze Hervey im Vergleich zu ihrem Vater und ihrer Tante, die sich in Lamentationen ergingen, ziemlich gefaßt und ruhig, wenn auch bleich wie Marmor. Ich sagte ihr Alles, was ich gesehen und gehört hatte, sowie was ich argwöhnte, und ihre Augen leuchteten dabei hell auf.

„Ich zweifle nicht, daß Sie mit dem Verdacht auf der rechten Spur sind," sagte sie, „aber ich fürchte, daß es so viel List und Falschheit gegenüber schwer sein wird, Beweise zu finden. Indessen ich will nicht verzweifeln, — die Wahrheit muß endlich doch siegen. Und erinnern Sie sich, Thornton," fügte sie hinzu, „daß wir bei allen Wechselfällen, die uns betreffen können, auf Sie zählen." Dabei gab sie mir die Hand, die ich mit Enthusiasmus küßte.

Hätte ich in diesem Moment einen Feind vor mir gehabt, dem ich persönlich hätte zu Leibe gehen können, ich glaube, ich wäre trotz meiner geringen Körperkraft in der Begeisterung ein ziemlich gefährlicher Gegner gewesen, — da das aber nicht der Fall war, so berieth ich in möglichster Ruhe mit Mr. Hervey, auf welchem legalen Wege wir Travers zu Hülfe kommen könnten. Wir einigten uns schließlich dahin, daß ich sogleich zu Mr. Elkins, einem geschickten, in Lothbury wohnenden Anwalt, eilen sollte, um ihn zu bitten, Travers mit seinem Rathe zu unterstützen, und ich entfernte mich sogleich, um diesen Auftrag auszuführen.

Die Nachrichten, welche ich am Abend des folgenden Tages der in angstvoller Erwartung schwebenden Familie in Kensington zu bringen hatte, waren nicht besonders befriedigend. Travers' Verhör im Bowstreetgefängnisse war auf Ansuchen seines Advokaten bis auf Dienstag verschoben worden, damit man Zeit gewann, den Mann aufzusuchen, von welchem der Gefangene, nach seiner jetzigen Behauptung, die fraglichen Noten empfangen haben wollte.

Die Erklärung, welche Travers seinem Anwalt gegeben hatte, war folgende: der junge Mann hatte seit etwa sieben Monaten eine nicht unbedeutende Summe erspart und dieselbe in Guineen zurückgelegt, die damals ziemlich hoch im Kurs standen, obgleich es eigentlich gesetzwidrig war, in Silber oder Papier mehr dafür zu zahlen als ihren nominellen Werth. Irgend Jemand, — er glaube, daß es Mr. Capel gewesen war, obgleich er es nicht mit Gewißheit sagen konnte, — hatte ihm die Adresse eines Mr. Brocard, Brewerstreet 18, gegeben und ihm gesagt, daß dieser Mann wahrscheinlich einen guten Preis für sein Gold zahlen würde. Travers suchte bald darauf Mr. Brocard auf und erhielt von demselben nach längerem Feilschen für einhundertzweiundsechzig Guineen zweihundert Pfund in vier englischen Fünfzig-Pfund-Noten. Später hatte Travers mehrfach Capel gegenüber den Wunsch geäußert, so heimlich als möglich zweihundert Pfund — wir wissen, zu welchem Zwecke — aufzunehmen, und Capel, dießmal war der junge Mann sicher, daß er es gewesen war, hatte ihm gesagt, daß Brocard im Stande sein werde, ihm diese Summe zu verschaffen. In der That hatte sich Brocard ohne große Schwierigkeit bereit erklärt, auf einen in sechs Monaten zahlbaren Wechsel von zweihundertzwanzig Pfund eine Summe von zweihundert Pfund vorzuschießen und hatte ihm diese schließlich in zwei einzelnen Hundert-Pfund-Noten eingehändigt.

Ich hatte mir von meinem Chef einen mehrtägigen Urlaub ausgebeten und begleitete nun den Anwalt auf sein Verlangen nach der Brewerstreet. Wir fanden Brocard, einen dunkeläugigen Emigranten aus dem südlichen Frankreich, zu Hause und, wie mir aus seinem Benehmen hervorzugehen schien, auf unsern Besuch vorbereitet. Er hatte ein junges Mädchen, die er als seine Nichte, Marie Dechamps, vorstellte, bei sich. Sie war ihm sehr ähnlich, nur viel schöner als er, und hatte ein Paar leidenschaftliche schwarze Augen, die in der Erregung Blitze zu sprühen schienen. Brocard sprach geläufig englisch und bestätigte ohne alles Zögern sowohl die Umwechselung des Goldes wie das Darlehen von zweihundert Pfund, welches er dem jungen Manne gemacht hatte.

„In welchen Geldsorten zahlten Sie ihm diese letzte Summe?" fragte der Anwalt.

„Das kann ich Ihnen genau sagen," entgegnete Brocard ruhig. „Marie, reiche mir das rothe Buch dort vom Pulte! Am sechsundzwanzigsten September," las er, nachdem er seine Brille aufgesetzt hatte, „am sechsundzwanzigsten September Herrn Martin Travers vier Fünfzig-Pfund-Noten der Bank von England," worauf er die Nummern folgen ließ, deren ich mich nicht mehr entsinne.

„Aber das sind ja die Noten, die Sie Herrn Travers früher für das Gold gezahlt haben!" rief Mr. Elkins auffahrend, indem er die genannten Nummern mit dem Inhalt eines Zettels verglich, den er in der Hand hielt. „Mein Klient hat diese Noten, seit er sie von Ihnen empfangen, niemals wieder aus der Hand gegeben!"

Eine leichte Wolke schien bei diesen Worten über die Stirne des Franzosen zu fliegen, während uns aus den schwarzen Augen der Nichte ein vernichtender Blitz traf, aber die Erregung währte nur einen Moment.

„Sie sind falsch unterrichtet," entgegnete Brocard. „Hier ist die Notiz von damals. Es war am dritten März dieses Jahres, als ich ihm die Guineen auswechselte. Lesen Sie selbst. Die größte Note, die ich ihm damals einhändigte, war eine von zwanzig Pfund."

„Bleiben Sie bei der Behauptung?" sagte Mr. Elkins nach einer tödtlich langen Pause, „daß Sie Mr. Travers nicht in zwei einzelnen Hundert-Pfund-Noten ausgezahlt haben?"

„Behauptung — bei meiner Behauptung bleiben!" rief der Franzose. „Ich weiß nicht, was Sie damit meinen! Ich habe Ihnen gesagt, wie sich die Sache verhält, und wüßte nicht, was dabei zu behaupten wäre."

Ich war vollständig niedergeschmettert.

„Erlauben Sie mir noch eine Frage, Monsieur Brocard," begann der Anwalt noch einmal. „Kennen Sie einen Herrn Capel?"

„Capel — Capel," brummte Brocard vor sich hin — und indem er sich zu seiner Nichte wendete, fragte er: „Kennen wir einen Mr. Capel?"

„Ihre Nichte kennt ihn ohne Zweifel, — oder sie müßte ihr ausdrucksvolles Gesicht Lügen strafen," sagte der Anwalt mit einem scharfen Lächeln.

In der That bedeckte ein helles Roth das halb verlegene, halb zornige Gesicht des jungen Mädchens, und ihre Augen glichen zwei scharfen Dolchspitzen, als sie entgegnete: „Nun, und wenn ich ihn kenne, was dann?"

„Vielleicht nichts, mein Fräulein," erwiederte der Advokat ruhig. „Meine Frage war an Ihren Onkel gerichtet."

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen," erwiederte Brocard, „als daß ich von den Einhundert-Pfund-Noten nichts weiß und Herrn Capel sehr wenig kenne, obgleich ich mich jetzt seines Namens erinnere. Uebrigens glaube ich heute Morgen gehört zu haben," fügte er mit malitiösem Lächeln hinzu, „daß Herr Martin Travers anfänglich einen Verwandten, wenn ich nicht irre, einen Onkel, als diejenige Person bezeichnete, von welcher er die Noten empfangen haben wollte, die allem Anschein nach gestohlen sind. Jetzt nennt er mich, und ich fürchte, daß ich nicht der Letzte bin, den er beschuldigen wird."

Dagegen ließ sich freilich nichts mehr sagen, und wir verließen das Haus des Franzosen um ein Bedeutendes muthloser, als wir es betreten hatten. Ich blieb an dem Abende bis spät in Kensington, um den unglücklichen Fall nach allen Seiten hin zu durchsprechen und zu überlegen, aber so viel wir auch hin und her sannen, so zeigte sich doch immer kaum ein Schimmer von Hoffnung, wenn Brocard bei seiner Aussage blieb. Konstanze schien ein besonderes Gewicht auf das Benehmen und die Erscheinung

der jungen Französin zu legen. Ich mußte ihr mehrere Mal alle Einzelnheiten, die sich auf dieselbe bezogen, wiederholen, ohne daß ich recht begriff, welches Interesse sie an dem Mädchen nahm, das mir vollständig als Nebensache erschien.

Inzwischen hatte man die Wohnung des Gefangenen durchsucht, ohne die geringste Spur der fehlenden vierzehnhundert Pfund zu finden, — aber das verbesserte nichts in Travers' verzweifelter Lage. Brocard erhärtete seine Aussage durch einen Eid, und das Kreuzverhör, welchem der Gerichtsanwalt ihn unterwarf, vermochte sein Zeugniß nicht umzustoßen. Die erste unwahre Aussage Travers' ließ natürlich auch alle seine späteren Angaben, alle seine Protestationen und Betheuerungen in zweifelhaftem Lichte erscheinen. Selbst das vom Anwalt geltend gemachte Argument, daß ein Mann, welcher sich im Besitz einer so großen Summe, wie die gestohlene, befinde, schwerlich zweihundert Pfund zu übermäßigen Zinsen leihen werde, machte keinen Eindruck. Man betrachtete auch diesen Umstand nur als eine geschickte Vorsichtsmaßregel. Der Gefangene hatte sich, wie man meinte, gefürchtet, zu viele der gestohlenen Noten auf einmal in Umlauf zu setzen, würde aber den Schuldschein wahrscheinlich damit eingelöst haben u. s. w. Kurz, es ließ sich kaum noch auf einen Travers günstigen Ausgang hoffen.

Aber je tiefer der Stern des armen Travers in Finsterniß versank, je glänzender stieg der Capel's empor. Es war so gut wie gewiß, daß er, sobald sein ehemaliger Freund verurtheilt war, den Posten desselben erhielt, den er provisorisch jetzt schon ausfüllte, und auch in anderer Weise schien er berufen, seinen Nebenbuhler zu ersetzen.

Ich muß hier vorausschicken, daß Capel, nachdem er sich von dem ersten Schrecken über Travers' beklagenswerthen Fall erholt hatte, die ganze Sache als abgemacht zu betrachten schien. Acht oder neun Wochen nach der Verhaftung des Unglücklichen zog er mich indessen eines Tages bei Seite und vertraute mir, daß er hoffe, Brocard in Güte zur Entfernung aus England zu bestimmen, ehe der Tag des Urtheils herankäme, oder ihn mit Hülfe des Fremdendekrets als Zeuge unmöglich zu machen. „Miß Hervey," fuhr er fort, „ist jetzt von Travers' Schuld wohl ebenso fest überzeugt, wie ich es bin, aber ich habe ihr dennoch heilig versprochen, Alles zu thun, um die legale Verurtheilung des Unglücklichen zu verhindern, und ich werde es thun, um ihretwillen. Ein Leben ohne Ehre, ohne Achtung wird eine genügende Strafe für den Dieb sein."

„Sie, Capel, haben Miß Hervey versprochen, um ihretwillen Travers' Rettung zu versuchen?" fragte ich, nachdem ich mich von meinem sprachlosen Erstaunen ein wenig erholt hatte.

„Gewiß, Thornton, das habe ich," entgegnete er mit spöttischem Lächeln.

„Nun, wenn es wirklich so ist, wie Ihre Miene errathen läßt, so kann man in der That sagen: Schwachheit dein Name ist ..."

„Weib!" fiel er mir lachend in's Wort. „Es ist nun einmal so, seit Eva's Zeiten, bis auf unsere Tage! Aber kommen Sie, lassen Sie uns zu unserer Arbeit zurückkehren."

Leider mußte ich mir zugestehen, daß mich das Benehmen Konstanzens schon seit einiger Zeit in Verwunderung gesetzt hatte. Ich war oft in Kensington gewesen, hatte aber bereits seit mehren Wochen bemerkt, daß man dort jedes Gespräch über Travers vermied. Zuweilen wollte es mir wohl scheinen, als stehe Konstanze auf dem Punkte, diese sich selbst auferlegte Zurückhaltung zu brechen, aber ich konnte mich doch darüber nicht täuschen, daß irgend ein neues Interesse sie lebhaft in Anspruch nahm und alles Andere zurückdrängte. Capel's Eröffnungen gaben mir plötzlich Licht über ihr Benehmen und seine Motive, und ich schämte mich vor mir selber, daß ich dieß leichtsinnige, charakterlose Geschöpf, als das sie mir jetzt erschien, so lange in dem Heiligenschreine meines Herzens getragen und beinahe wie eine Gottheit verehrt hatte.

Diese bitteren Gedanken bestürmten mich noch am Abend, als ich durch einen expressen Boten ein versiegeltes Billet empfing, welches nur zwei kurze Zeilen enthielt. Sie lauteten:

„Miß Hervey grüßt Herrn Edward Thornton und wird ihm sehr zu Dank verpflichtet sein, wenn er ihr trotz der späten Stunde noch heute seinen Besuch schenken will."

Ich hatte Konstanzens Handschrift noch nie gesehen, und es war merkwürdig, wie all' mein Aerger, Verdacht, Zorn und Argwohn beim Anblick dieser flüchtigen, eleganten Schriftzüge gleichsam in nichts zerstoben. Ich war sogleich bereit, ihrem Wunsche zu gehorchen, und wenige Minuten später führte mich ein Fiaker nach Kensington, wo ich Mr. Hervey, Konstanze und die Tante, offenbar meine Ankunft erwartend, im Salon versammelt fand.

(Schluß folgt.)

Rösselsprung.

in-	wird	un-	die	eck-	en	eck-	he
ten	mich	nen	kern	ig	rau-	ig	stück-
dich	der	sein	ich	le-	all	scha-	en
ig	o-	se	auch	ihr	bin	nen	mein
min-	ent-	fin-	in	ist	der	auß-	le
ben	eck-	nicht	a-	dest	und	be-	mei-
zück-	ig	im-	ig	al-	nen	laß	mich
mer	eck-	en	eck-	mich	du	len	gin-

Die berliner Märkte.

Von

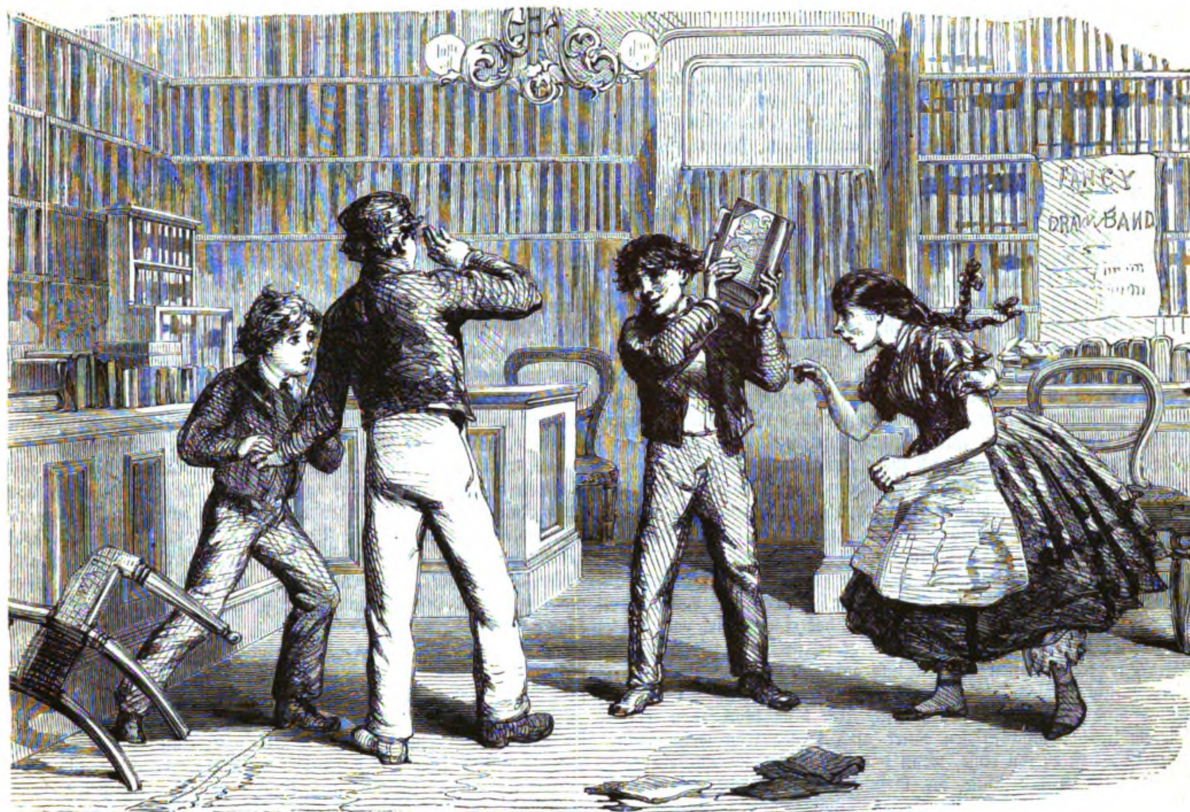
Schmidt-Weißenfels.

(Bilder S. 472 u. 473.)

II.

Prosa und Poesie ist auf diesen Märkten bunt durcheinander vertreten. Neben den Käsebuden und Fleischerkarren ist die Reihe der Blumenhändlerinnen und Gärtner, die mit Töpfen und Kränzen, Sträußen und abgeschnittenen, losen Gartenblumen handeln. Der berliner Blumenmarkt hat einen Fisch-, Käse- und Kohlgeruch — nichts von dem Aroma, dem Duft und Zauber des pariser marché aux fleurs. Nationaltrachten haben die Bäuerinnen der berliner Umgegend längst nicht mehr; sie handeln mit ihrem Geflügel, lebendigem wie todtem, so gewitzt, daß sie Hähne statt Hühner verkaufen und altes Vieh für junges los zu werden suchen. Aber äußerst belebt ist das Bild eines berliner Marktes; es ist ein Gewühl und Gekrabbel darin, daß viele Herren, die gar nichts da zu suchen, extra ihren Weg durch die Reihen der Marktleute nehmen, um den Genuß an diesem Treiben zu haben. Rings umher in der Nähe des Marktes, wo die Bauernwagen halten, hat dieß Treiben sich verbreitet. Der Jude vor seinem Kleiderladen ist beweglicher als sonst; er preist seine Garderoben an und läßt keinen Bauer an sich vorüber, der mit begehrlichem Auge auf seine Kleider geblinzelt. Der Eine und der Andere fällt doch 'rein und läßt sich von Isaak Jakobson beschwatzen.

Um ein Uhr aber wird es plötzlich still, und der Markt — ist leer. Die Bauernwagen fahren ab, die Schuppen und Zelte werden abgebrochen und fortgefahren. Die Besenleute kehren den Platz, und nach einer Stunde sieht er rein und leer aus, und nur die Spatzen finden noch ihr gutes Futter auf demselben.



Der Beschützer seines Bruders. (S. 478.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von **W. Smith.**

(Fortsetzung.)

39. Harry's Intervention.

Hektor Hartwell's rohe und beschimpfende Aeußerungen hatten auf Harry eine sehr niederschlagende Wirkung geübt. Wenn er auch ganz wohl wußte, daß dieser junge Geldprotz während seines Aufenthalts in Linley's Hause der Ungezogenheiten schon viele begangen hatte, so war er doch auf's Neue an die untergeordnete Lebensstellung erinnert worden, die er einnahm. Im Grunde hatte Hektor doch recht mit seiner Behauptung: er hänge lediglich von Mr. Linley's Barmherzigkeit ab. Daß er sich brav hielt, daß er der Hülfe seines Beschützers Ehre machte, war also nur eine Pflicht der Dankbarkeit, höchstens der Selbsterhaltung. Lena's warme Vertheidigung gewährte ihm wohl Trost, aber hatte er denn Gewißheit darüber, daß es nicht die reine Barmherzigkeit war, welche das holde Mädchen bewegte, sich seiner Person anzunehmen? Konnte sie anders handeln als würdige Tochter ihres Vaters?

Das Herz des Armen war erfüllt von Zweifeln. Nur der strenge, mißfällige Blick Mr. Linley's gewährte ihm eine sichere Genugthuung: er belehrte ihn, daß sein Beschützer die brutalen Ausschreitungen Hektor's nicht stillschweigend duldete. Mr. Linley's Dazwischentreten hatte seinem stolzen Rivalen „aus guter Familie" eine Beschämung zugezogen; darüber empfand er nicht gerade Freude, denn er war von Natur nicht schadenfroh, aber es verlieh ihm eine Art Beruhigung. Fast als wolle ihn das Geschick für den Kummer entschädigen, brachte ihm an demselben Nachmittage der Postbote einen Brief mit dem Postzeichen „Bristol". Bisher hatte die alte Tabitha die Briefe geschrieben, welche die Brüder über die Schicksale der beiden alten Schwestern und Primrose's unterrichteten, aber die Aufschrift des letzten Briefes war von einer zierlichen Mädchenhand, welche Harry nicht kannte. Er öffnete hastig das Schreiben und erblickte den Namen „Primrose" als Unterschrift. Der Brief füllte nicht weniger als sechs Seiten. Mehr noch als aus der äußerst netten Handschrift, erkannte Harry an der Fassung und an den Gedanken des Schreibens die großen Fortschritte, welche seine verwaiste Nichte im Laufe von fünf Jahren gemacht hatte. Harry las: „Lieber Cousin Harry! Ich sah unsere alte gute Amme Kezia Crowe gestern, und sie sagte mir, daß ihre Schwester Tabitha, nun fast sechsundachtzig Jahre alt, an einer solchen Steifigkeit ihrer Finger leide, daß sie nicht mehr im Stande sei, an euch zu schreiben, wie sie bisher gethan. Kezia bat mich daher, selbst Deinen letzten Brief zu beantworten, und dieß zu thun, macht mir Freude. Ich soll euch zuvörderst mittheilen, daß nach dem Tode der Hausnachbarin Tabitha's der Squire Proudfoot Kezia das kleine Haus gekauft hat, so daß diese nun ein Asyl neben dem ihrer Schwester besitzt. Die alte treue Seele dankt Dir herzlich für den Sovereign und Sim für die halbe Krone, die ihr für sie geschickt habt; sie läßt euch sagen, daß sie dieß Geld angelegt habe, um sich ihr größtes Labsal, Thee und Zucker, zu verschaffen. Wir Alle sind hoch erfreut, daß es euch Beiden gelingt, allmälig emporzukommen. Bist Du noch in Mr. Linley's Comptoir und Sim noch in Mr. Crump's Buchladen? Und darf er die Bücher, welche sein Prinzipal zum Verkauf hat, auch lesen? Es wäre ein großer Segen für ihn, wenn er recht fleißig lesen wollte, denn dieß ist der beste Weg, sich auszubilden. Aus diesem Grunde bin ich glücklich, lesen zu können, und denke dabei oft an des Dichters Wort:

„O sorge, daß des Wissens Licht,
In Deiner Seele blitzt und funkelt!
Sei selbst ein Stern, wenn trüb und dicht
Dein Lebenshorizont verdunkelt!"

„Nur ist mir für's Lesen die Zeit karg zugemessen, denn ich habe mancherlei andere Beschäftigungen. Während meines Aufenthalts im Asyl habe ich mir nicht allein Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen angeeignet, sondern auch nähen, stricken, stopfen, häkeln, sticken, zuschneiden und Kleider machen gelernt. Auch im Kochen, Backen, Waschen, Plätten und sonstigen weiblichen Arbeiten bin ich, wie die anderen aufmerksamen Mädchen, unterrichtet worden; aber weil ich nicht so stark bin, wie manche andere Waise, hat die gute Aufseherin angeordnet, daß ich mit den gröberen Arbeiten verschont bleiben soll ... Ich bin nun vierzehn Jahre alt und fast so groß geworden, wie unsere Matrone; eine Dame von Rang und Vermögen, Lady Beech, welche oft das Asyl besucht, hat mit mir verabredet, daß ich über's Jahr zu ihr ziehen und ihre Gesellschafterin werden soll. Sie sagt ‚Gesellschafterin', das heißt aber in der That nichts Anderes, als ihr aufzuwarten, für sie zu nähen, zu sticken u. s. w. und ihr vorzulesen. Wir Mädchen sind in diesem Hause alle so glücklich und zufrieden, aber es ist die Pflicht jeder Waise, welche nach ihrer Konfirmation sich selbst forthelfen kann, andern unglücklichen Kindern Platz zu machen, und so folge ich gern der freundlichen Aufforderung der guten Lady Beech. Dieser Tage haben wir Mädchen und Knaben ein kleines Fest im Park der Lady, die uns bewirthen will ... Ich wollte, Du und mein theurer, lieber Sim wäret hier, um zu sehen, wie glücklich es sich lebt im Asyl wahrer, christlicher Liebe! Und nun: das Wichtigste zuletzt, mein guter Harry! Kezia hat einen Brief von Deinem Vater erhalten, worin er schreibt, er sei in Folge seines guten Betragens frei gelassen worden und habe, vermöge seiner landwirthschaftlichen Kenntnisse, eine Stelle als Verwalter bei einem Farmer und Heerdenbesitzer erhalten. Ich bitte Gott, daß er es unserem lieben, unglücklichen Vater auch ferner recht wohl gehen lasse, und daß er ihn einst, wenn das Gesetz ihm die Rückkehr gestattet, uns in der Fülle der Gesundheit wiedergebe. Tausend Grüße an Dich und Sim von Kezia, Tabitha und von eurer getreuen Cousine Primrose."

Mit diesem Briefe in der Hand bat Harry seinen Beschützer um Erlaubniß, eine Stunde vor Schluß des Comptoirs weggehen zu dürfen, um seinen Bruder zu besuchen. Die Erlaubniß ward ihm zwar bewilligt, doch ward er, nachdem er den weiten Weg bis zu Mr. Crump's Laden zurückgelegt hatte, von diesem Herrn mit dem Bedeuten abgewiesen: Sim habe so eben beim Anfertigen der Postpackete zu helfen und könne keine Minute entbehrt werden. Harry sah seinen Bruder, mit sehr verdrießlichem Gesicht, durch einen Glasverschlag in einem Nebenraume, konnte aber nichts thun, als ihm grüßend zunicken und mußte sich entfernen, da Mr. Crump, anscheinend übler Laune, erklärte, Sim sei den ganzen Abend beschäftigt. Traurig kehrte Harry in sein Stübchen nach der Gardenstreet zurück und fühlte sich einsamer als je.

Am folgenden Tage versuchte er's noch einmal, Sim zu sprechen, und ohne Gegenbemerkung ließ Mr. Linley ihn gehen. Dießmal fand er seinen Bruder allein im Laden. Die Familie war beim Theetrinken. — „Und wann erhältst Du Deinen Thee, Sim?" fragte Harry. — „O, wenn Mr. Crump's den ihren getrunken haben, gießt Missis warmes Wasser über die ausgebrühten Theeblätter, und dieß Getränk bekomme ich dann mit einem Schnittchen Brod, auf welches eine Spur von Butter gekratzt ist." — „So? Und das ist Dein Abendessen?" — „Natürlich, Hal! Denkst Du, ich habe hier so gute Zeit wie Du?"

Harry wurde sehr argwöhnisch in Bezug auf Sim's Behandlung in Mr. Crump's Hause. — „Was hast Du heute Mittag gegessen?" — „Ein gekochtes Schweinsbein und Reis; beides war aber, vielleicht weil Salz oder ein anderes Gewürz daran fehlte, so ungenießbar, daß ich es nicht hinunter bringen konnte; es würgte mich im Halse." — „Und was hast Du gestern gehabt?" — „Ei, dasselbe Schweinsbein mit dem wässerigen Reis! Als ich's gestern nicht essen konnte, sagte Mrs. Crump, ich sollte mich nicht zwingen, wenn ich bereits übersatt wäre; sie wolle mir meinen Part aufheben, und Mr. Crump setzte hinzu: ‚Hunger sei die beste Sauce. Wenn ich recht hungrig wäre, werde mir eine solche vorzügliche Hausmannskost schon munden.' Heut' bekam ich also meine gestrige Mahlzeit gewärmt, und als ich wieder nicht aß, ward Mr. Crump böse, und seine beiden Kinder, die mir nicht wohlwollen, verschlangen das Essen, aus Rache gegen mich, indem sie dadurch beweisen wollten, das Diner sei ausgezeichnet. Mir wurde schon vom Sehen ganz übel." Bei dieser Erzählung traten dem armen Burschen Thränen in die Augen. — „So steht es hier mit Dir?" fragte Harry verwundert und betrübt. — „Schlecht steht es, Hal, Du kannst es glauben! Ich fühle mich hier so verlassen, so gedrückt! Niemand ist da, der mich liebt oder für mich Sorge trägt. Ich wollt', ich wäre todt, wenn ich nur dann in Greenfields neben unserer guten Mutter begraben würde. Ich möchte nicht gern hier in London bei den Heimatlosen eingescharrt werden." — Harry vermochte vor innerer Bewegung einige Minuten nichts zu sagen. Inzwischen traten Miß und Master Crump in den Laden, Erstere ein etwa fünfzehnjähriges, großes, knochiges und bleiches Mädchen mit sehr unangenehmem Gesichtsausdruck, Letzterer ein dreizehnjähriger, nicht minder häßlicher, dicklippiger und stulpnasiger Knabe, dem die Rohheit auf die Stirn geschrieben war. Das Mädchen, Mary Jane geheißen, ward noch häßlicher, als ihre Körperlichkeit an sich bedingte, durch eine zu kindliche Kleidung, kurzes Röckchen, Höschen mit Zäckchen besetzt, ein Leibchen wie geeignet für ein Mädchen von neun Jahren, und zwei über die eckigen Schultern fallende, mit Bandschleifen verzierte, dicke Zöpfe. Mrs. Crump, welche sehr spät geheirathet hatte, und fünfzehn Jahre älter war als ihr Gemahl, wollte, wie manche eitle Mütter thun, auf diese Weise ihre Tochter möglichst lange in's kindliche Alter zurückschrauben, um sich selbst jünger erscheinen zu lassen.

„Geh' zum Theetrinken, Zimperlich! und beeile Dich, denn ich muß hier so lange bleiben und auf Dich warten. Wenn Du in fünf Minuten nicht wieder da bist, setzt's Püffe!" sagte Tom Crump zu Sim. Harry schrak über diese Rede förmlich zusammen, denn sie lieferte einen neuen Beleg für Sim's traurige Lage. — „Hörst Du nicht, was Tom Dir befiehlt?" kreischte Mary Jane, als Sim zauderte. Dieser schöpfte aus dem zornigen, entrüsteten Blick Harry's, der mehr ihn als die beiden Kinder des Hauses traf, einigen Muth. — „Tom ist nicht mein Herr," erwiederte er in halb schüchternem Tone. — „Aber er kann Dich tüchtig durchhauen!" versetzte das Mädchen. — „Ja das kann ich!" bemerkte Tom, „und ich werde Dir sogleich eine derbe Lektion davon geben, Mammy's Wickelpüppchen, wenn Du Dich unterstehst, mir nicht zu gehorchen!" — Harry hatte bis jetzt kein Wort erwiedert; er war ebenso entrüstet über die Feigheit seines Bruders wie über die Brutalität der Geschwister. Letztere, die Harry gar wohl kannten, würdigten ihn, als den Bruder ihres Ladenburschen, gar keiner Beachtung; sie hielten ihn für einen eben solchen „weißleberigen" Gesellen, für einen „Muff" und Feigling, wie Sim, den sie wegen seiner zierlichen Gestalt und seiner weichen Gemüthsart mit den Titeln eines kleinen Kindes belegten. Jetzt aber, als Tom ein dickes, in Schweinsleder gebundenes und mit messingenen Ecken versehenes Buch ergriff und nach dem widerspenstigen Sim schleuderte, fing Harry dieß auf und ergriff den Beleidiger mit solcher Kraft am Kragen, daß dieser blau im Gesicht ward. Harry boxte ihn derb an die Schultern und gab ihm einige Ohrfeigen. Mary Jane wollte ihrem Bruder zu Hülfe kommen. Zu ihrer Ueberraschung packte sie Harry um die Hüften und trug sie, trotz ihrer Schwere und trotzdem, daß sie ihn kratzte und biß, aus dem Laden nach dem Packraume, worauf er die Thür vor ihr verschloß. Mary Jane schimpfte hinter dem Glasverschlage auf Harry, ballte die Fäuste und streckte die Zunge gegen ihn heraus. Tom zog sich hinter den Ladentisch zurück und drohte, sich an Sim rächen zu wollen, wenn sein Bruder fortgegangen sei. — „Ich werde aber nicht fortgehen!" versetzte Harry; „nicht eher, bis Mr. Crump gekommen ist, und ich ihm Alles erzählt habe, was hier geschehen ist. So lange bleibt das Buch, welches der Bösewicht schleuderte, hier am Boden liegen. Mich dünkt, ich höre Mr. Crump kommen — das Weitere wird sich finden!" Vor dieser Drohung, in so determinirtem Tone ausgesprochen, erschrak Tom, der seinen strengen Vater fürchtete. Er lauschte ängstlich, ob er dessen Tritte höre, und nahm plötzlich gegen Harry und Sim ein ganz verändertes Wesen an. „Sagt nichts

von dem Auftritte — es soll nicht wieder vorkommen!" flüsterte er. „Mary, der Vater kommt!" — Er öffnete die Thür und ließ seine Schwester heraus. Auch diese zeigte Geberden der Angst, denn Mr. Crump hatte ihnen ein- für allemal verboten, im Laden Streit anzufangen. „Gut, es soll für dießmal noch verschwiegen bleiben," sagte Harry, „aber wenn ich von meinem Bruder nochmals höre, daß ihr ungezogenen Menschen ihn mißhandelt, so sollt ihr erfahren, was geschieht!" Hierauf verließ Mary Jane den Laden, und gleich darauf kam Mr. Crump. Harry begrüßte ihn höflich und sagte, sein Prinzipal, Mr. Linley, der sich ihm empfehlen lasse, habe ihm wiederholt gestattet, seinen Bruder zu besuchen, weil er ihm einen Brief von seinen Verwandten mitzutheilen und wegen der Beantwortung desselben etwas mit ihm zu verabreden habe. Gleichzeitig bat er um Erlaubniß für seinen Bruder, das Haus für einige Stunden verlassen zu dürfen. Der Buchhändler zog allerdings die Stirne etwas kraus, aber die Nennung des reichen Linley, der, wie er wußte, die Knaben protegirte und ihm Manches im Geschäft zuwendete, gab den Ausschlag. Er ließ Sim sich entfernen und wies seinen Sohn an, an dessen Stelle im Laden zu bleiben. Demüthig gehorchte Tom. Sein Vater war ein harter Mann, der längst wußte, daß seine Kinder nicht frei von Rohheit waren, aber den Fehler beging, sie nur mit der Furcht vor Züchtigungen im Zaume zu halten. Die Peitsche spielte bei ihm eine große Rolle. Dadurch machte er die Kinder indeß noch roher als sie waren, heimtückisch und verstellt. Für die Strafe, die sie empfingen, rächten sie sich an Anderen. Die Mutter dagegen verhätschelte Beide, hielt sie für Muster der Vollkommenheit sowohl was ihre Sitten, als auch was ihre Körperlichkeit betraf, und wenn Jemand von der körperlichen Schönheit Seymour Hazeldean's sprach, so verletzte sie das tief, denn sie konnte als eitle Mutter darauf schwören, daß ihr Tom weit hübscher sei, als der untergeordnete Ladenbursche ihres Gatten. Diese Bevorzugung verleitete sie, wie wir in der Folge sehen werden, zu einer harten Ungerechtigkeit gegen den Knaben.

40. Sim muss boxen lernen.

Sim hatte, nachdem Harry die Erlaubniß zu seiner Entfernung erbeten, nur wenige Minuten nöthig, um sich etwas besser zu kleiden, und verließ darauf, frei wie ein Vogel in der Luft, Mr. Crump's Haus, um mit Harry zu schlendern. Harry hatte ihm gesagt, er solle sich nicht mit dem Theetrinken aufhalten, da er für ein Abendessen Sorge tragen wolle. Als Beide aus der Thür traten, kam ihnen ein alter weißhaariger Hund entgegen, mit kurzen Beinen, langgestrecktem Leibe, dickem Kopfe und abgeschnittenen Ohren und Schweif, ein seltsam aussehendes Thier mit wahrhaft menschlichem Ausdrucke in der Physiognomie. Er ging dicht an Sim heran und blickte anhänglich fragend zu ihm auf. „Bist Du da, mein guter Solo?" fragte Sim ihn liebkosend. — „Was ist's mit dem Hunde?" fragte Harry neugierig. — „Das ist mein treuer Kamerad in allen freien Stunden und auf allen meinen Wegen, Hal. Er gehörte einem alten Manne, der hier nebenan wohnte und nun gestorben ist. Seitdem ist der Hund herrenlos und ohne Obdach; aber er verläßt das Haus nicht, wo sein Gebieter wohnte, so oft er auch von andern herzlosen Bewohnern weggejagt wird. Stundenlang bleibt er mit hängendem Kopfe vor der Thür sitzen, als wartete er auf die Rückkehr seines Herrn. Es thut mir weh, das arme Thier heimatlos zu wissen, wie wir waren. Ich gab ihm manchmal etwas zu fressen, und seitdem hängt er an mir, kommt an mich heran, wenn ich auf die Straße trete oder in der Hausflur beschäftigt bin, und läuft hinter mir her, wenn ich ausgehe. Ich gebe ihm Alles, was ich an Nahrung entbehren kann, und wenn ich nichts von Ueberbleibseln habe, kaufe ich ihm etwas für einen oder zwei Pence. Die Dankbarkeit des Thieres ist ohne Grenzen. Ich habe ihn ‚Solo' genannt, weil er ganz allein ist und Niemand gehört. Seitdem Tom und Mary Jane wissen, wie lieb das verlassene Thier mir geworden, verfolgen sie dasselbe bei jeder Gelegenheit, aber der Hund weicht dennoch nicht und scheint Alles still zu dulden um meinetwillen." Harry streichelte diesen merkwürdigen Hund, der ein armseliges Straßenleben führen mußte, wie die menschlichen „Araber" Londons, und „Solo" leckte ihm für dieses Zeichen der Theilnahme dankbar die Hand. Ungerufen folgte Solo den Tritten der beiden Brüder.

Harry geleitete seinen Bruder in eine Restauration der Victoriastreet und bestellte Thee mit Butterbrod und Hammel-Cotelettes mit Schmorkartoffeln. Solo legte sich still unter den Tisch, an welchen sie sich gesetzt hatten. Sim war in Folge der schlechten Kost, die er bei Mr. Crump erhielt, sehr hungrig und ließ sich das für die Verhältnisse Beider splendide Diner trefflich munden. Solo erhielt die Cotelettesknochen und einige Reste von Butterbrod. Nach der Mahlzeit endlich zog Harry seinen Schatz von Primrose's Hand hervor und reichte Sim den Brief zum Lesen. Der Knabe las die Mittheilungen und Ergüsse der besten Freundin, die er hatte und die es wirklich gut mit ihm meinte, in großer Bewegung, aber sie weckten in seiner Brust auch auf's Neue die Sehnsucht, aus seinem durch Herzlosigkeit knechtisch gemachten Verhältnisse herauszukommen und lieber in einem Almosenhause, wie das der Schwestern Crowe, die Freiheit der Armuth zu genießen. „Ich will Alles thun," sagte er, als Beide das Restaurationslokal wieder verlassen hatten und langsam nach Crump's Wohnung zurückgingen, „damit ich Dich, lieber Bruder, nicht mehr beunruhige und unsern Wohlthäter nicht kränke, aber es wird mir schwer werden, bei Mr. Crump auszuhalten. Du wirst freilich sagen, daß ich schon sechsmal den Prinzipal gewechselt habe, und daß es an mir liegt, gut zu thun, aber Du hast auch erst einen kleinen Theil von der üblen Behandlung gesehen, die ich dort erfahre. Wer weiß, ob Tom und Mary nicht schon in diesem Augenblicke mit ihrer Mutter gehässig von mir gesprochen und einen Racheplan entworfen haben. Glaube nicht, Hal, daß ihr Versprechen, mir nichts Uebles wieder anthun zu wollen, ehrlich gemeint ist! Sie werden mich Alles entgelten lassen, denn sie haben einen bösen Sinn. Mr. Crump ist zu ertragen; er ist wohl streng, oft hart, aber er ist nicht ungerecht. Mrs. Crump hingegen haßt mich, obschon sie thut, als sei dieß nicht der Fall und als wolle sie menschlich gegen mich sein. Sie sagt kein begütigendes und beschwichtigendes Wort, wenn ihre Kinder mich beleidigen, und mißt mich mit erbosten Blicken, wenn Jane erzählt, ich sei von irgend Jemand ein niedlicher Bursche genannt worden, der weit hübscher sei wie Tom. Was habe ich schon für Beschimpfungen von diesen beiden Bösewichtern ertragen müssen! ‚Zimperlich — Wickelpuppe — Schreibaby — Feigling' sind die allermildesten Ausdrücke, die ich täglich hören muß. Glaube mir, Hal, ich habe mir schon oft den Tod gewünscht, ja ich bin nahe daran gewesen, es zu machen wie Jemand von den Unglücklichen, die Gift nehmen, oder sich die Adern aufschneiden, oder sich erdrosseln, oder in's Wasser springen." — „O pfui, Seymour! So Etwas vermöchtest Du zu thun und so könntest Du mich für mein ganzes Leben elend machen?" — „Siehst Du, Hal, eben der Gedanke an Dich war's, der mich noch von verzweifelten Schritten zurückhielt und mich rettete! Du hast es immer so gut mit mir gemeint und trägst Tag und Nacht Sorge um mich. Dich wollte ich nicht betrüben und dieser Vorsatz richtete mich auf. Und wenn mir's recht schlecht geht, und Du nicht bei mir sein kannst, dann gehe ich leise vor die Thür und streichle meinen alten treuen Solo — das gewährt mir einen Trost und ein Vergnügen." — Harry ergriff seines Bruders Hand und hielt sie, während er neben ihm ging. „Ich glaube, Du handelst nicht richtig, Sim," sagte er sanft. „Meine Meinung ist, daß es Dir wenig helfe, wenn Du Dich immerfort mit Klagen an Deinen Prinzipal wenden wolltest. Du würdest eine Bestrafung der Geschwister herbeiführen, aber sie würden sich dafür rächen, so lange sie Dich für einen Feigling halten, den sie mit den Namen ‚Zimperlich' und ‚Schreibaby' belegen dürfen. Du mußt Dich wehren, wenn Du angegriffen und beleidigt wirst, das ist das Mittel, diesen rachsüchtigen Kindern Respekt einzuflößen. Boxe ihn, wenn Tom, der jünger ist als Du, Dich anrührt." — „Ich kann nicht boxen, Hal, Du weißt es!" — „So lerne es! Jeder Engländer muß zu boxen verstehen, damit er sich vertheidigen oder für die gekränkte Unschuld einstehen kann. Versteh' mich recht, Sim: ich meine nicht das Boxen als Wettspiel oder als That des rohen Uebermuths. Es gibt viele Engländer, die wie zwei Stiere ohne ernste Ursache aneinander rennen und nicht eher von einander lassen, bis Einer davon blutet, oder mit gebrochener Nase davongeht, oder gar ohnmächtig, ja todt am Boden liegt. Ich meine aber, Du kannst Dich des Stiers nur durch Gewalt erwehren, Du darfst dem

Kampfe, wenn er an Dich kommt, nicht ausweichen, Sim, sonst wirst Du verspottet und man spaltet Holz auf Dir." — „Ich bin ganz voll Striemen und Schmarren!" bemerkte Seymour kleinlaut. — „Siehst Du?" entgegnete Harry entrüstet. „Nein, Bruder, Du darfst Dich von diesem ungeschliffenen Bengel nicht mehr mißhandeln lassen, Du darfst es nicht, oder ich schäme mich Deiner! Wie würde es mir ergehen, wenn ich all' die Rohheiten, die Hektor Hartwell gegen mich versucht, demüthig wollte über mich ergehen lassen! Er würde täglich die Reitpeitsche auf mir tanzen lassen und mich frech mit seinen Sporen zerreißen. Ich aber lasse ihn nicht an mich kommen, ich boxe ihn, wenn er sich Thätlichkeiten gegen mich erlaubt. Du mußt Dich im Boxen üben, Sim, es ist gar nicht so schwer. Komm' her, stelle Dich einmal so! Nun halte die Arme so, fest an Dich, die Ellbogen zurück, die Fäuste fest geballt, an die Hüften gedrückt — so!"

Harry ging in seinem Eifer so weit, seinem Bruder sofort unter einer Gaslaterne eine Lektion im Boxen geben zu wollen. Kaum aber sah Solo, daß beide Brüder anscheinend in Streit geriethen, so stellte er sich zwischen Beide und begann jämmerlich zu heulen. „O, so war's nicht gemeint, alter Kerl!" sagte Harry, ihn liebkosend. „Dachtest, ich wollte Deinen Freund beleidigen? Sim, das ist ein braves Thier, lass' es nicht außer Acht! Da ist ein Schilling, wenn Dir's einmal an Futter gebricht! Aber mir fällt etwas Anderes ein. Uebermorgen ist Sonntag, Du kommst zu Mr. Linley zu Tische und nachher werde ich Dir die erste Lektion im Boxen geben." Sim ergriff diesen Vorschlag mit Freuden; er fühlte, daß er sich der Angriffe Tom's nicht anders als durch gerechte Selbstvertheidigung erwehren könne.

Beide waren in die Nähe von Mr. Crump's Wohnung gekommen und verabschiedeten sich. Sim ließ seinen treuen Solo in einen alten Bücherkorb kriechen, der in der Hausflur lag, und wollte sich still nach der Rumpelkammer begeben, in welcher er schlafen mußte, aber Mrs. Crump öffnete die Thür des gemeinschaftlichen Wohnzimmers und rief Sim hinein. Der Hausherr war nicht anwesend, wohl aber die beiden Geschwister, welche mit höhnischen, schadenfrohen Gesichtern auf einem Sopha hockten. In den Augen der Frau Crump bemerkte Sim denselben gehässigen Ausdruck, der ihn schon oft beängstigt hatte, aber es spielte auch um ihren faltigen Mund ein spöttisches Lächeln, das den Knaben befremdete. Mrs. Crump nahm Sim am Arm und führte ihn gegen das Licht, dann betrachtete sie ihn forschend, immer mit demselben höhnischen Zuge im Gesicht. Sim's Gesicht ward glühend roth, er vermochte sich diesen Auftritt nicht zu erklären, obwohl er ahnte, daß Mrs. Crump ihn wegen des Streites im Laden zur Rede stellen wolle. „Lass' sehen!" brach endlich die Dame das Schweigen. „Bist Du denn wirklich solch' ein Ausbund von Schönheit, daß die Maler Dich als Modell gebrauchen wollen? Ich sehe es nicht und es gehören also wohl andere Augen dazu, die Schönheit zu entdecken als die meinen. Vielleicht müssen Herschel's Instrumente zu Hülfe genommen werden, um den neuen Stern der Schönheit aufzufinden. Die Astronomen zu Greenwich werden sich nächstens versehen und ihre Tuben auf den Buchladen des Mr. Crump richten, um den Stern der Schönheit zu beschauen, und sie werden ihn Raphael oder Gabriel oder sonst mit einem himmlischen Namen nennen ... Hahaha!" Sie lachte erbost auf, aber noch immer wußte Sim nicht, was gerade heute ihre schwache Seite so heftig berührt hatte. „Du warst gestern von Deinem Herrn mit einem Packet Bücher zu Mrs. Truly, Oxfordsquare, gesendet worden?" fragte sie jetzt. Sim antwortete mit Ja, und jetzt dämmerte die Ursache der Aufregung der Mrs. Crump in ihm auf. „Und was sagte denn diese feine Dame zu Dir, mein Adonis?" — Sim wurde höchst verlegen und vermochte nicht zu antworten, denn er hätte vortheilhaft über sich selbst sprechen müssen. Die Sache war diese: der Gemahl von Mrs. Truly war ein genialer und berühmter Maler, dessen Bilder in der vornehmen Welt Londons reißenden Absatz fanden. Er hatte die Porträts verschiedener Mitglieder der königlichen Familie mit großem Erfolge gemalt. Der Künstler brauchte gerade das Modell eines schönen Knaben, und hatte sich schon mehrere Tage vergebliche Mühe gemacht, ein solches Modell zu finden. Kaum wurde Mrs. Truly des armen Ladenburschen ansichtig, so stieß sie einen Ruf der Ueberraschung aus und zog Sim mit sich durch eine Reihe von Zimmern bis in das Atelier ihres Gatten. „Hier, Antony, ist Dein Modell!" jubelte sie und der Künstler sprang überrascht auf. Er sah mit seinem Kennerauge, daß seine Gemahlin recht hatte. „Nun, so antworte doch!" sagte Mrs. Crump zu Sim. Dieser erzählte in abgerissenen Sätzen, doch ohne alle Ausschmückung, die Dame habe ihn in's Malerzimmer geführt, und Mr. Truly habe gesagt: ich kann den Knaben zum Modell gebrauchen. — „Nun, und hernach?" — „Mrs. Truly fragte mich, ob ich an einem gewissen Tage auf mehrere Stunden kommen könne, um zu sitzen. Ich solle eine gute Belohnung empfangen. Ich antwortete, daß ich nicht über meine Zeit verfügen könne und daß sie meinen Prinzipal fragen müsse." — „Ganz recht, und heut Abend ist Mr. Truly gekommen und hat um sein Modell gebeten, und mein Mann ist so gutmüthig oder so thöricht gewesen, seine Zustimmung zu geben. Freue Dich also, Lieber, Du wirst nächstens als Götterknabe, oder Edelpage, oder als sonst ein wichtiges Geschöpf auf einem Bilde Mr. Truly's prangen! Ich begreife nur nicht, was diese Leute hat bewegen können, ihre Augen auf einen armen Laufjungen zu richten! Ich ließe mir gefallen, wenn Mr. Truly meinen Sohn gewählt hätte, den ich ihm vorstellte — doch für wahre Schönheit haben diese verrückten Künstler keinen Sinn. Nun, die Wahrheit wird deßwegen doch nicht auf den Kopf gestellt. Ich werde mich durch die alberne Kritik dieser Leute nicht abhalten lassen, meine Kinder schöner zu finden, als andere hergelaufene Subjekte. Uebrigens haben wir noch Geld, um uns selbst porträtiren zu lassen, nicht wahr, Tom, und Truly wäre sicher der letzte Maler, an den wir uns wendeten!" — „Er geizt gewiß nicht nach der Ehre, von derselben Hand, die unsern Laufburschen auf die Leinwand klext, gemalt zu werden!" bemerkte Mary Jane schnippisch. — „Nun kannst Du gehen, Adonis!" schloß Mrs. Crump. „Du wirst nächstens, das heißt wenn mein Mann nicht doch noch andern Sinnes wird, im Sonntagsstaate in einer Staatskutsche nach Mr. Truly's Wohnung abgeholt werden, dort zu Mittag speisen und dann der Auszeichnung gewürdigt werden, dem großen Künstler zu sitzen. Das Honorar wird Deiner Schönheit entsprechend sein." Mrs. Crump machte eine Bewegung mit der Hand, zum Zeichen, daß Sim entlassen sei. Sim wendete sich zum Gehen. „Gute Nacht, Modell!" rief Mary Jane ihm nach, und er hörte noch das höhnische Kichern, als er fast sein Kämmerchen erreicht hatte. Er war wie in Schweiß gebadet, Scham, Entrüstung, Groll wühlten in ihm. Diese Szene bewies klar, wie recht er hatte, als er Harry sagte, es werde ihm schwer werden, auszuhalten.

Als er sich ausgekleidet und in's Bett legen wollte, berührte seine Hand einen eiskalten, rauhen Gegenstand, der sich plötzlich bewegte. Sim hätte aufschreien mögen, aber der Zorn über die erlittenen Kränkungen war mächtiger als die Furcht. Es war etwas Lebendiges in seinem Bette. Blitzgleich kam ihm der Gedanke, daß die rachsüchtigen Geschwister ihm einen Streich gespielt, und damit hatte die Furcht ihre Schneide verloren. Es war ihm freilich verboten, Licht in der Kammer zu haben; doch hatte er sich, für gewisse Fälle, solches heimlich angeschafft. Als er seinen Wachsstock angezündet hatte, sah er, daß ein großer Hummer sich in seinem Bette träge bewegte. Ohne Zweifel hatten die Geschwister denselben hineinpraktizirt, damit seine kräftigen Scheeren Sim verletzen sollten. Sie lauschten vergeblich auf einen Schrei. Sim that das Thier bis zum Morgen unter sein Bett und schlief ruhig ein. Er träumte die halbe Nacht vom Boxen. Bald sollte er von einem weit boshafteren Streiche der Geschwister heimgesucht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Schachaufgabe Seite 404:

Weiß.	Schwarz.
1) D. B 2 nimmt B 7 . . .	1) F 6 — F 5. Am Besten.
2) D. B 7 — H 1	2) Beliebig.
3) Die Dame gibt Matt.	

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 41.

Stuttgart, 1866.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Marsen.

Novelle

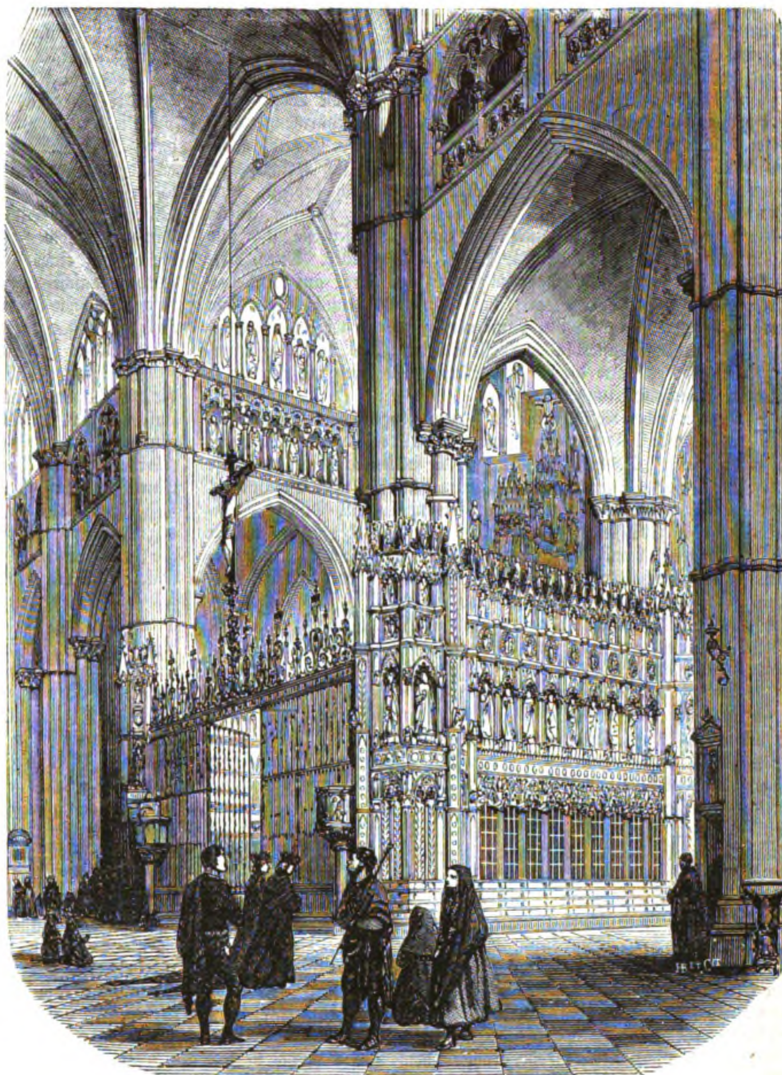
von

Wilhelm Jensen.

Es ist schon beinahe ein Menschenalter verflossen, seitdem das geschehen, was ich zu erzählen gedenke. Bruchstückweise leben die Thatsachen in der Erinnerung der Umgegend, und hin und wieder weckt sie wohl ein alter Mund in traulicher Abendstunde auf und gibt geheimnißvolle Andeutungen, was man sich damals darüber zugeflüstert. Dieser und Jener holt dann auch wohl aus dem Schubfach, in dem er Kuriositäten und alte Reliquienstücke aufbewahrt, einen fremdartigen Stein oder eine seltsam gezackte Muschel und zeigt sie den neugierig die Köpfe Zusammensteckenden; aber die Motive der Ereignisse fehlen, und was die Tradition berichtet, macht auf das Ohr des aufmerksam Hörenden nur den unschönen Eindruck, welchen dem Auge der Anblick eines vertrockneten Skelets hervorruft, dessen Glieder ohne lebensvolle Verbindung sinnlos unverständlich nebeneinander herabhängen.

Auch über die Stätte ist Sand geweht und manche Sturmflut hat Meergerölle darüber gewälzt. Es war ein flüchtiger Einfall der Geschichte, der großen Malerin, den sie mit bunten, südlicheren Farben auf die einförmige Tafel des Norden skizzirte; vielleicht hätte es sich am Ende doch zur Harmonie gestalten können und ein freundliches Bild sich daraus zu entfalten vermocht. Doch in ihren kleinen wie in ihren großen Zügen fragen wir umsonst nach den Beweggründen des Verlaufs. Böses und Gutes, Verbrechen und Unschuld, die Schönheit wie das Häßliche — alle ihre Farben mischt sie, wie es scheint, oft willkürlich, auf engem Raume zusammen, und ob verdient, ob unverdient, löscht mit gleicher Willkür ihre Hand sie wieder aus.

Es war wohl noch anderthalb Jahrzehnte fast vor jenem Menschenalter gewesen, das seit den Ereignissen, die wir schil-



Inneres der Kathedrale von Toledo. Von Aften. (S. 483.)

dern wollen, vergangen, daß man zuerst von der alten Marlen gehört. Ja der Tag ließ sich sogar genau bestimmen, an welchem es geschehen. Bis an das Ende seines Lebens hatte Keiner, der selbst auf Stundenentfernung sich vom Strande befunden, den furchtbaren Frühlingssturm jener Tage vergessen.

Schon Wochen hindurch hatte es stark aus Osten geweht; doch in der Nacht des zweiten Ostertages gestaltete es sich zum Orkan. Bäume wurden wie Halme zur Erde gerissen; Niemand wagte sich aus der Thür hervor, denn nach und nach hatten sich überall im Dorfe städtisch gebaute Häuser unter die Strohdächer gemischt, und die rothen Ziegel wehten gleich Flaumfedern wirbelnd durch die Straßen. Wie panischer Schrecken lief es deßhalb durch die Bewohner, als in der Frühe plötzlich die dumpfen Alarmglocken vom Thurm zu heulen anfingen; man blickte ängstlich aus allen Bodenfenstern umher, den Rauch des schon im Stillen befürchteten Brandes zu entdecken. Aber schnell kam die beruhigende Kunde, daß ihr Signal keinem Feuer, sondern einem Schiffbruch gelte, den der Thürmer von droben wahrgenommen. Bald hatten sich zahllose Neugierige auf dem hochgelegenen Kirchhofe eingefunden und starrten über die Häuser des Dorfs und den tieferen Erlengrund auf die weite, gleichmäßige Haide hinaus, die sich über stundenlang an die Küste hinaufdehnte. Ja Einige erstiegen sogar die rings um den Thurm laufende Balustrade, dort wo die viereckige Basis sich zur großen Kuppelwölbung abschrägte. Kaum vermochten sie sich an dem hölzernen Geländer festgeklammert zu halten, aber sie blieben dennoch, für ihre Mühe reichlich durch das mächtige Schauspiel, das sich ihnen darbot, belohnt. Da sah man es deutlich, die Wogen rollten wie Schneeberge, unablässig sich übereinander thürmend, an's Ufer. Der Boden des Thurmes dröhnte von ihrem Gebrüll nach; es war, als müßten sie in wenigen Augenblicken sich verschlingend über die Haide bis an's Dorf hinaufwälzen. Doch droben, etwa hundert Schritt vom äußersten Rand des Gestades, lag ein uralter Damm von doppelter Mannshöhe; daran brachen sie sich und schäumten nur in weitem Bogen Spritzfluten hinüber. Durch diese hindurch indeß sah man es ab und zu in der Ferne auf- und niedertauchen, wie etwas Schwarzes. Nun hob es sich dunkel von dem glänzenden Schaum ab, dann verschwand es wieder fast spurlos zwischen zwei düsterblauen Wellenbergen. Das war das signalisirte Schiff; es hatte die Masten gekappt und trieb wie eine flache Nußschale machtlos umher.

„Sie sind über die äußerste Bank weg," sagte der alte Thürmer, der unverwandt bald mit dem Fernrohr, bald mit dem bloßen Auge hinüberschaute. „Da hilft Nichts mehr; die sollten auch nur zu Hause bleiben; bei dem Sturm finden sie kaum den Weg über die Haide."

Die letzten Worte bezogen sich auf etwa ein halb Dutzend Männer in enganschließenden Theerjacken und Kopfüberzügen, die in diesem Augenblick mit Rettungsapparaten aus einem Thorweg unterhalb der Kirche hervortraten. Es lag in den verwitterten Mienen der Alten unter ihnen, als ob sie wohl die Meinung des Thürmers theilen möchten; die Jungen indeß trieben mit muthigen Gesichtern eifrig zur Eile, und bald flog das Gespann von kräftigen Pferden gezogen durch das Dorf auf die Haide zu.

Und nicht ganz umsonst hatten sie ihre Pflicht erfüllt. Wie sie angekommen, war das Schiff verschwunden gewesen, und buntgehäufte Trümmer, die hie und da weit über den Damm hinausgeschleudert wurden, gaben von seinem Schicksal Kunde. Auch Leichen lagen zerstreut schon am Ufer umher; zumeist Matrosen mit trotzigen, harten Gesichtern und einer bei Schiffern ungewöhnlichen Tracht. Das Schiff mochte weit her gewesen sein; tief im Sand fand man später ein zerbrochenes Stück vom Spiegel, darauf stand der Name „Valencia". Was indeß für den Augenblick das Wichtigste war: auf einem hochgethürmten Hügel von Seegras entdeckte einer von den Alten eine menschliche Gestalt, die sich zu regen schien. Es war ein Weib mit einem kaum halbjährigen Kinde, das sie mit Tüchern fest an ihre Brust gebunden. Sie blickte irr um sich, als der Alte auf sie zutrat und ihre Schulter faßte; dann griff sie nach dem Kinde, das regungslos an ihrer Brust lag. Hastig fühlte sie nach seinen Händen, nach seinem Herzen — sie waren kalt und es bewegte sich nicht. Mit verzweiflungsvollem Schrei preßte sie die Lippen auf den kleinen, bläulich schimmernden Mund und sank wieder leblos zu Boden.

So hatte man sie und ihr Kind in's Dorf gebracht, als die Einzigen, die möglicherweise zum Leben zu erwecken, wo der Pastor sie mit williger Nächstenliebe aufgenommen. Und wirklich kehrten unter den Händen des geschickten Arztes auch Beide zum Bewußtsein zurück. Es war seltsam, mit welcher Angst die Mutter, sobald sie zur Besinnung gekommen, nach dem Kinde verlangte. Sie küßte es und weinte; dann sang sie es mit leisen Reimen in einer fremdartigen, wunderbar klingenden Sprache in Schlaf; aber sie duldete nicht, daß irgend Jemand es berührte, und hielt sorgfältig Tag und Nacht an seinem Bette Wache. Sogar die Frau des Pastors, die sich freundlich oft nach dem Kinde erkundigte, ließ sie nicht an dasselbe heran und warf argwöhnische Blicke um sich her, sobald jene näher als gewöhnlich zu ihr trat. Sonst war sie dankbar und gesittet. Ihre Stimme klang schön, wenn sie etwas mühsam und mit fremder Betonung deutsch sprach und von dem Untergang des Schiffes und der Verzweiflung, die in den letzten Augenblicken auf ihm geherrscht, erzählte. Weiter aber war Nichts aus ihr herauszubringen; drang man tiefer mit Fragen in sie, ward sie verschlossen und sah sich scheu und mißtrauisch um.

So hatte sie einige Wochen sich im Pfarrhause erholt, als eines Tages der Pastor zu ihr trat, um über ihre Zukunft mit ihr zu reden. Er tadelte ernst ihr scheues, verschlossenes Wesen, und wies sie wegen ihrer Sorglosigkeit warnend zurecht; — aber sie brach in so heiße Thränen aus, daß er gerührt inne hielt und sie fragend anblickte. Endlich sammelte sie sich und sagte schluchzend: „Ich habe ja Alles verloren, Alles — ich und das arme Ding; es wäre besser, es läg' da drunten mit —"

Sie hielt plötzlich inne, als fürchtete sie, Etwas verrathen zu haben. Ihre Stimme zitterte so von einem tief verhaltenen Weh, daß der alte würdige Herr ganz verstummt vor ihr stand. Doch schien sie selbst jetzt zu empfinden, daß Etwas geschehen müsse, denn sie faßte nach einer Pause ruhiger seine Hand und dankte ihm mit einfachen, herzlichen Worten für die liebevolle Aufnahme, die er ihr, einer Fremden, habe zu Theil werden lassen. Dann setzte sie anscheinend gleichmüthig hinzu: „Ich habe es mir in den letzten Nächten überdacht; wenn es mir erlaubt würde, aus dem Holz und Material des gestrandeten Schiffes drüben am Strande ein Hüttchen zu bauen, so wäre es mir das Liebste."

Der Pastor blickte sie verwundert an; doch als er sah, daß sie die Absicht ernsthaft ausgesprochen, bot er alle Ueberredungsgabe auf, ihr das Unmögliche ihres Planes darzuthun. Aber sie war auf jeden Einwand gefaßt, daß er oft über die Entschiedenheit und Klarheit ihrer Rede in Erstaunen gerieth. Die Mittel, eine kleine Einrichtung herzustellen und für's Erste das Leben zu fristen, hatte sie gerettet; dann wollte sie Fischerei betreiben und die Eier der Wasservögel sammeln; davon könnte sie mit Ausdauer sich durchbringen, bis ihr Kind erwachsen sei und ihr zur Hand ginge. Der gute Alte verwickelte sich mit seiner Dialektik immer mehr in Verzweiflung ihrem festen Willen gegenüber, mit dem sie ihm ihren Entwurf auseinandersetzte. Dabei blickte sie ernst nachdenklich, aber sicher vor sich hin; nur als der Pastor von der einsamen Oede ihres beabsichtigten Wohnortes sprach, der fast zwei Stunden vom Dorf entfernt und selbst über eine Stunde vom nächsten Nachbarhause, dem abgelegenen Herrengute des Herrn von Waldheim, liege, da blitzte es einen Augenblick in ihrer schwarzen Pupille auf, die scharf über sein Gesicht hinflog, und sie entgegnete schnell: „Wir sind ja auch ganz allein auf der Erde und brauchen keine Nachbarn." Dann brach sie heftig das Gespräch ab und fragte nach Anderem. Der Alte suchte die Gelegenheit zu nützen, um Etwas über ihre Herkunft und Stellung zu erfahren; aber Alles, was sie mittheilte, war, daß sie beabsichtigt hatte, in die etwa zehn Meilen weiter östlich gelegene Seestadt zu gelangen. Sonst schwieg sie beharrlich und schüttelte auf alle Fragen stumm mit dem Kopfe. Nur ihre Vornamen nannte sie noch auf vielfache Aufforderung: Margarethe Helene. Es lag schon Etwas in ihrer Aussprache beider Worte, das an der Richtigkeit der Angabe zweifeln ließ; aber sie behauptete es und bat, so genannt zu werden.

Sie war nicht eigentlich schön. Ihre Züge hatten etwas gemeinhaft scharf Geschnittenes und ließen sie weit älter aussehen, als sie in Wirklichkeit sein mochte. Dazu trug sie langes rabenschwarzes Haar, das ihr, sobald sie erregter als gewöhnlich sprach,

einen wilden, trotzigen Ausdruck lieh. Was indeß die Leute am Meisten von ihr fortscheuchte, war der wundersame Kontrast ihres dunklen Gesichts mit dem fast blendenden Weiß des Auges, in dem der tiefschwarze Stern oft mit schlangenhafter Beweglichkeit hin und her schoß. Es war übrigens seltsam, wie das, was Unheimliches in ihrer Erscheinung lag, immer mehr und ungewöhnlich schnell mit den Jahren zunahm. Schon nach wenigen Sonnenwenden erhielt ihr Haar eine eisesgraue Farbe, die Stirn überzog sich mit dichten Falten, und nur die Rüstigkeit, mit der sie einherschritt, und das scharfe, unruhig umherspähende Auge verrieth, daß die Sendboten hohen Alters vor der Zeit sich bei ihr eingestellt. Die Leute aus dem Dorf aber wichen ihr lieber aus, vorzüglich wenn sie ihnen auf der einsamen Haide mit ihren Fischkörben auf dem Nacken begegnete. Das Volk hatte ihren Namen zusammengezogen und nannte sie Marlen, und obgleich Niemand Bestimmtes anzugeben vermochte, stand es doch in der Ueberzeugung der Mehrheit unumstößlich fest, es gehe in der Hütte der alten Marlen nicht mit richtigen Dingen zu; denn die hatte sie wirklich nach ihrer oben mitgetheilten Absicht am Ufer aufgebaut. Der alte Pastor hatte in der Gemeindeversammlung für sie gesprochen, und da sie die Einzige gewesen, die dem Schiffbruch entronnen, hatte die von ihm vertretene Ansicht, daß sie die meisten Ansprüche auf das geborgene Strandungsmaterial habe, zumal da es vom Wasser stark geschädigt und für jeden andern Zweck unbrauchbar geworden, die Zustimmung der Gemeinde erhalten. Mancher von den Arbeitern aus dem Dorf, der ihr bei Errichtung des Häuschens für geringen Lohn behülflich gewesen war, hatte freilich verwundert den Kopf geschüttelt, wenn er ab und zu von der Arbeit pausirte und um sich blickte. Da war, so weit das Auge sah, nichts als Sand und Haide und Wasser. Ganz hinten, gerade vom Meer in's Land hinein, sah die Thurmkuppel des Dorfes wie ein kleiner Knopf über den moorigen Vorgrund weg, der noch eine halbe Stunde weit mit undurchdringlichem Erlen- und Weidengeflecht bedeckt stand. Sonst gewahrte man keine Spur menschlicher Nähe, mit Ausnahme der düstern Baumgruppe, die ungefähr eine Meile aufwärts sich bis an den Strand hinüberzog. Es sah von fern wie ein Stück stehengebliebenen Waldes aus, der früher die ganze Umgegend bedeckt hatte; kam man jedoch näher, so gewahrte man, daß sie aus zwei Alleen hoher finsterer Ulmen bestand, an deren Ende ein ganz überschattetes, unbehaglich aussehendes Herrenhaus lag. Im Viereck umher befanden sich noch einige Gutsgebäude; das Ganze gehörte seit undenklichen Zeiten der Familie von Waldheim, und der jetzige Besitzer, der fast in gar keinem Verkehr mit seiner Umgebung lebte, brachte den größten Theil des Jahres auf weiten Reisen im Süden Europas zu. — So ärmlich indeß die Kathe im Anfang ausgesehen, hatte sich doch im Laufe der Zeit gar Manches daran verändert, das ihr einen ungleich wohlhabenderen Anstrich gab. Niemand wußte recht, woher die alte Marlen die Mittel haben mochte, bald dieß bald das an das dürftig zusammengezimmerte Gebäude anzufügen; aber unbestreitbare Thatsache war, daß die klägliche Hütte sich von Jahr zu Jahr mehr gehoben. Ja allmälig machte sie, wenn man von der Oede der weiteren Umgebung absah, sogar einen ganz freundlichen Eindruck. Die Besitzerin hatte sich fruchtbare Erde vom Dorfe herüberfahren lassen, und an der Rückseite des Hauses, die gegen die scharfen Seewinde geschützt war, befand sich ein kleiner, sorgsam eingefriedigter Garten, in dem dichtwachsende Küchenkräuter grünten; ab und zu standen sogar Blumen und junge Obstbaumschößlinge dazwischen; dann kam, unmittelbar hinter dem früher erwähnten Damm, das Haus mit reinlichen, nett gehaltenen Fenstern. Die Hauptthür lag auf die See hinaus, kaum vierzig Schritt von einer kleinen aber tiefen Bucht, die sich ziemlich in's Land hineinzog. Darauf schaukelte, an einem Pfahl befestigt, ein hübscher, gutgebauter Kahn; man hatte sich anfänglich, wie über so manches Andere, auch darüber gewundert, daß die Segel Tag und Nacht in demselben lagen; doch mußte man Denen Recht geben, welche meinten, es sei bei günstigem Wetter gar kein Grund, sie fortzunehmen, da sicherlich kein Unberufener je zu diesem Zweck bei Nacht dorthin kommen werde.

Ueberhaupt gab es noch einige Leute im Ort, welche sich der alten Marlen bei den vielfachen Gerüchten, die über sie verbreitet wurden, annahmen. Dazu gehörte der alte Pastor, dem gegenüber man jedoch seltener von dem Gegenstand sprach, da seine Meinung von dem verleumderischen Geschwätz, wie er es nannte, bekannt war. Desto mehr Angriffe erfuhr dagegen Abends in der Wirthsstube einer der Hauptkaufleute des Ortes, der sich bei vielfachen Gelegenheiten eifrig der Vertheidigung Marlen's angenommen hatte und gewissermaßen als ihr Schutzherr im Dorfe betrachtet wurde. Freilich ließ sich Niemand gern in ernsthafteren Streit mit ihm ein, da er eine angesehene, einflußreiche Persönlichkeit in der Gemeinde war, dessen Wohlstand in den letzten Jahren in außerordentlicher Weise zugenommen. Er war auch stets der Erste, welchem die alte Marlen, wenn sie Morgens in der Frühe in's Dorf gewandert kam, die Fische oder Vogeleier in's Haus brachte, und es ereignete sich nicht selten, daß sie gar keinen weiteren Rundgang im Dorfe machte, sondern von ihm gleich mit leeren Körben wieder zu ihrer Hütte hinabschritt. Es war allerdings ein seltsamer Umstand, daß, so oft Bewohner aus dem Dorf, um Holz zu schlagen oder das Gras auf den Moorwiesen zu mähen, an den Haiderand kamen, von wo man über die ebene Fläche klar bis an's Ufer hinabsah — daß nie Jemand das Boot im Wasser oder sonst eine Thätigkeit bei der Strandkathe, wie man das Haus nannte, bemerkte. (Fortsetzung folgt.)

Die Kathedrale von Toledo.

Von

Erwin Stein.

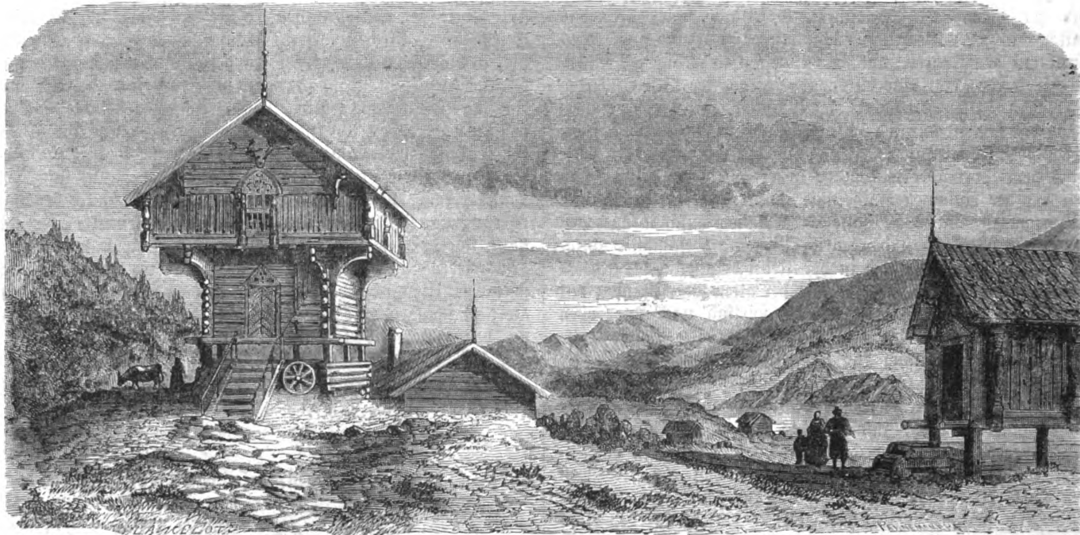
(Bild S. 481.)

„Das Licht der Welt", wie die spanischen Chronisten in ihrer poetischen Sprache Toledo nennen, ist eine Stadt der Kirchen, der Klöster, der Paläste, der Ruinen und Erinnerungen. Religiöse und weltliche Denkmale erzählen den Ruhm des ritterlichen Spanien. Auf sieben Hügeln erbaut wie Rom, bespült von den Wellen des Tajo, umgeben von starken Mauern, nur von einer mit maurischen Thürmen vertheidigten Seite zugänglich, hat man behauptet, Toledo sei ein auf einen Felsen gestellter Fels. Im Herzen der Stadt erhebt sich die Kathedrale, wo jene berühmten Konzile gehalten wurden, welche als die nationalen Versammlungen des katholischen Königreiches betrachtet werden können. Von hier gingen Beschlüsse aus, welche der Halbinsel einen wichtigen Einfluß in den Dingen der Welt einräumten und den Neid der Welt erregten. Die Kathedrale von Toledo hat das Primat von Spanien und stand deßhalb auch immer in besonderer Gunst der Fürsten. Die Päpste und die Könige haben sie mit Privilegien reich dotirt; die großen und die einfachen Gläubigen haben sie auf tausenderlei Weise bereichert. Ihr Kapitel war eines der ausgezeichnetsten in der Christenheit. Der Erzbischof und der König waren die ersten Canonici der Kirche. Tausend Kunstwerke wurden dort im Laufe der Jahrhunderte vereinigt. Die Skulptur, Malerei, Goldschmiedekunst haben jene prächtigen Werke zu ihrer Ausschmückung geschaffen, welche wir zu bewundern nicht müde werden können. Bermudez zählt 149 Künstler, welche während sechs Jahrhunderten, Dank der Freigebigkeit der Erzbischöfe, sich an diesem Werke betheiligten.

Das Aeußere der Kathedrale von Toledo entbehrt der Regelmäßigkeit. Ein einziger Thurm ist vollendet; von dem Kardinal Tenorio begonnen, wurde er 1535 von Tavera vollendet. Der Thurmhelm, der ihn krönt, ist von der feinsten Arbeit und macht einen überraschend schönen Eindruck, der andere Thurm hat ein Kuppeldach.

Die Kathedrale wurde 1226 vom heiligen Ferdinand begonnen und 1492 eingeweiht. Die Länge derselben beträgt 404 Fuß, die Breite 204 Fuß. Die Kirche ist fünfschiffig angelegt. Die innere Ausschmückung dieser Schiffe wurde namentlich durch den Kardinal Cisneros vollendet, unter welchem die großen Meister Fr. de Villalpanso, Felipe de Borgogna und vor Allem Alonso de Berruguete ihre schönsten Werke ausführten. Der hohe und niedere Chor insbesondere verdanken diesen Künstlern ihre Pracht. Villalpanso schuf das Gitterwerk, alle Holzschnitzereien, namentlich die 61 Chorstühle der Silleria alba und die 50 Sitze der Silleria basa sind von Borgogna und Berruguete. Ein Hauptverehrungsgegen-

stand ist die Virgen del Sagrario. Es ist ein aus Holz geschnittenes Bild der heiligen Jungfrau auf silbernem Sockel. Die Nische, in welcher sie steht, läßt in den El Octavo genannten Saal hinausblicken, in welchem all' ihr Schmuck aufbewahrt wird. Er besteht



Ein Streifzug in Norwegen: **Norwegische Sennhütte.** Von Riant. (S. 487.)

aus Kronen, Spangen, Kreuzen, Juwelen aller Art, und einem mit Edelsteinen und Perlen (256 span. Unzen) übersäeten Mantel. Die Seitengebäude des Domes enthalten nicht weniger Schätze als seine große Halle. An den Chorsäulen hat Meister Rodriguez 1495



Ein Streifzug in Norwegen: **Das Innere eines Hauses im Hitterthal.** Nach Tiedemann. (S. 487.)

die Thaten des heiligen Ferdinand ausgemeißelt, die für den Alterthumsforscher eine reiche Quelle des Studiums bieten. In der größeren Kapelle befinden sich die Grabmäler der „alten Könige" Alphons VII., der beiden Sancho, des Infanten Don Pedro. In der Capilla de Reyes nuevos selbst liegen die „neuen Könige" Heinrich II., Johann I. und Heinrich III. mit ihren Gemahlinnen.

Deutsche Lieder mit Illustrationen.

Sie schlich sich in ihr Kämmerlein.

Von

Fr. Frhr. Gaudy.



Sie schlich sich in ihr Kämmerlein,
Als Tant' und Vormund schliefen,
Und hob aus dem zierlichen Maserschrein
Ein Kästchen, gefüllt mit Briefen.

Sie nahm den ersten Brief zur Hand
Und senkt' ihn stumm in's Feuer.
Es war ein jeder der Liebe Pfand,
Und jeder Brief so theuer.

Und als aus der Asche die Funken zieh'n,
Greift sie zum zweiten und dritten;
Sie naht dem flammenden Kamin
Mit scheuen zögernden Schritten.

Eine Thräne quillt aus dem Auge heiss
Und fällt auf den zweiten und dritten.
Sie hört im Busen ein Stimmchen leis
Und dringend um Gnade bitten.

Sie wagt's mit banger, zitternder Hand,
Den einen zu entfalten,
Die Züge, dem Herzen so nah verwandt,
An das schwimmende Auge zu halten.

Da grüssen so freundlich, da winken so mild
Die Zeilen, die schmeichelnd warben,
Und es erblüht manch' zärtlich Bild
In neuen, frischen Farben;

Und manche Hoffnung, mancher Traum,
Geträumt in schönern Zeiten,
Manch' Schloss, erbaut in luft'gem Raum,
Sieht sie vorüber gleiten.

Sie liest und liest mit stummem Schmerz,
Kann sich von den Briefen nicht trennen;
Sie presst sie an's schmerzlich bewegte Herz —
Und wird sie nie verbrennen.

Die Banknoten.

Kriminalgeschichte von **S. Augustin.**

(Schluß.)

Miß Hervey kam ohne Weiteres zur Sache.

„Haben Sie kürzlich Marie Dechamps gesehen?“ fragte sie, nachdem wir uns begrüßt hatten.

„Kürzlich, nein,“ entgegnete ich. „Ich sah sie zum letzten Male bei dem Verhör in Bowstreet, wo sie mit ihrem schuftigen Onkel erschien.“

„So bitte ich Sie, die Französin morgen noch einmal aufzusuchen. Sie steht nämlich in intimer Verbindung mit Mr. Capel und hofft, daß er sie heirathen wird, sobald Martin Travers verurtheilt ist und Capel seinen Posten eingenommen hat.“

Ich sah Konstanze halb ungläubig an.

„Mr. Capel aber,“ fuhr Miß Hervey fort, indem ein schalkhaftes Leuchten in ihrem Auge aufzuckte, „Mr. Capel ist thöricht genug, eine andere Person vorzuziehen — wie mir wenigstens Papa sagt, mit dem der Herr darüber gesprochen hat und durch welchen er mir vor einigen Stunden dieses Billet sandte, das ich noch nicht erbrochen habe. Ich kann mir denken, was es enthält — aber lassen Sie uns dennoch sehen.“

Sie erbrach den Brief, den sie in der Hand hielt, und der Wechsel der Gefühle, der sich bei der Lektüre in ihrem Gesichte aussprach, würde sich schwer beschreiben lassen. Stolz, Verachtung, Zorn und Triumph stritten sich eine Weile um die Herrschaft. Endlich brach sie das Schweigen.

„Sehr leidenschaftlich und beredt!“ sagte sie. „Eine so glühende Werbung, daß die Worte das Papier versengen könnten. Nun, Mr. Thornton, Ihre Aufgabe wird es sein, die treulos verlassene Marie Dechamps aufzusuchen und sie mit Mr. Capel's Flatterhaftigkeit bekannt zu machen. Sie wird vielleicht noch weitere Beweise verlangen, als diesen Brief, in dem er mir seine Hand anträgt, und wir wollen ihr diese liefern. Ich werde Mr. Capel einladen, morgen Abend um sieben Uhr zu mir zu kommen und sich mündlich Antwort zu holen. Bringen Sie die Französin halb Sieben hierher und verbergen Sie sich in dem anstoßenden Kabinet, wo man Alles hören und sehen kann, was in diesem Zimmer vorgeht. Gelingt es uns, sie dazu zu bewegen, so müßte ich mich in ihren Augen sehr getäuscht haben, wenn sie uns nicht den in ihren Händen befindlichen Schlüssel zu jenem nichtswürdigen Komplot auslieferte, das einen Schuldlosen zu Grunde richten soll.“

„Herrlich, köstlich, unübertrefflich!“ rief ich, von dem Bedürfniß getrieben, meinem Enthusiasmus Luft zu machen. Aber Konstanze war zu ernst gestimmt, um meine Rhapsodie geduldig anzuhören.

„Wir haben jetzt nur Zeit zu dem Nothwendigsten, lieber Mr. Thornton,“ unterbrach sie mich, und so wenig angenehm es auch war, mich so kurz und kühl zur Ruhe verwiesen zu sehen, so fügte ich mich doch mit möglichst guter Miene. Nachdem ich noch einige nothwendige Erklärungen und Weisungen empfangen hatte, empfahl ich mich.

Am folgenden Morgen verfügte ich mich schon vor den Bureaustunden zu Marie Dechamps und war so glücklich, sie allein zu treffen. Sie war offenbar neugierig, zu hören, was mich zu ihr führte, aber ihr Benehmen, obgleich anscheinend offen und heiter, war dennoch ein sehr zurückhaltendes und vorsichtiges, bis ich endlich nach mancherlei Umschweifen auf Capel's Untreue zu sprechen kam. Es war merkwürdig, zu sehen, wie mit jedem Worte, das in ihr Ohr fiel, ihr Gesicht mehr und mehr zu Stein wurde, wie ihre schwarzen Augen immer leidenschaftlicher funkelten.

„Wenn es so ist,“ sagte sie endlich mit ihrer tiefen Stimme, nachdem ich aufgehört hatte zu sprechen, „wenn es so ist, spielt er ein leichtsinniges Spiel mit seinem Leben! Ist es die Dame, der wir neulich begegneten, als ich mit ihm im Park spazieren ging?“

„Beschreiben Sie mir die Dame, die Sie meinen, dann will ich es Ihnen sagen,“ entgegnete ich — und sie lieferte mir sogleich ein vollständiges Porträt von Konstanze Hervey.

„Ich hatte gleich damals eine böse Ahnung,“ setzte sie hinzu, „und wenn sie wahr wird! . . . Aber nein,“ sagte sie nach einem Moment der Ueberlegung, — „nach dem, was vorgefallen ist, darf ich nur meinen eigenen Augen und Ohren trauen.“

Das war Alles, was ich wünschte. Ich theilte ihr mit, auf welche Weise sie sich die Ueberzeugung verschaffen könnte — wir trafen unsere Verabredung, und ich entfernte mich endlich, indem ich mir Glück wünschte, daß nicht ich der beneidenswerthe Liebhaber war, der von Marie Dechamps in flagrante delicto ertappt werden sollte.

An diesem Tage überwachte ich Capel auf's Genaueste. Er war augenscheinlich tief bewegt und zugleich beklommen. Eine nervöse Hast und Unruhe machte sich in seinem Wesen bemerklich, und eine brennende Röthe schoß von Zeit zu Zeit über seine Wangen, um gleich darauf einer tiefen Blässe zu weichen. Es schien, als läge der Schatten der düsteren Katastrophe, die ihn erwartete, bereits über seinem Haupte.

Marie Dechamps und ich fanden uns zur bestimmten Stunde in Kensington ein und waren bald in dem bewußten Kabinet untergebracht. Das Wohnzimmer blieb leer, bis etwa fünf Minuten vor sieben Uhr Konstanze eintrat. Sie hatte eine sehr geschmackvolle Toilette gemacht und war schöner, als ich sie je gesehen, aber trotz der Festigkeit, die sie zu zeigen bemüht war, entging es mir dennoch nicht, daß sie sich in heftiger Aufregung befand. Nachdem sie einigemal im Zimmer auf- und abgegangen war, setzte sie sich auf ein kleines Sopha, dem schmalen Fensterchen gegenüber, durch das wir lauschten.

Die Augen der Französin verriethen ein Gemisch von Eifersucht und Bewunderung, und trotz der Dämmerung, die in dem Kabinet herrschte, konnte ich die dunkle Röthe bemerken, die auf den Wangen und der Stirne des Mädchens emporflammte. Indessen hatte sie nicht lange Zeit, Konstanze zu betrachten, denn kaum hatte diese sich gesetzt, als ein leises Klopfen die Ankunft Capel's anzeigte. Im nächsten Momente trat er ein, und jetzt vermochte ich die ungestümen Herzschläge meiner Nachbarin deutlich zu vernehmen.

Capel sah aus, als wäre er im Fieber, und sein ganzes Benehmen verrieth seine Aufregung. Die ersten Worte, welche er sprach, blieben uns trotz der gespanntesten Aufmerksamkeit unverständlich. Miß Hervey war erst nach einigen Minuten im Stande, zu sprechen.

„Ihr Antrag, Mr. Capel,“ begann sie dann, „scheint mir unter den gegenwärtigen Verhältnissen etwas verfrüht — und außerdem . . .“

Die sichtliche Verlegenheit Konstanzens hatte, wie ich zu bemerken glaubte, ein halbes Mißtrauen in Bezug auf das, was ihn erwartete, schnell zerstreut, und indem er sich ihr zu Füßen warf, brach er in einen Strom glühender Betheuerungen aus, wie nur die rasendste Leidenschaft sie ihm eingeben konnte.

Marie Dechamps fühlte das ebenso gut wie ich, und fast nur

mit Gewalt gelang es mir, sie in dem Kabinet zurückzuhalten. Am ganzen Körper bebend, drückte sie die gekreuzten Arme über der Brust zusammen, gleichsam als wolle sie den wilden Zorn, der in ihr aufloderte, gewaltsam zurückdrängen.

Miß Hervey schien durch die Heftigkeit Capel's erschreckt. Sie befahl ihm vor allen Dingen aufzustehen, und nachdem er das gethan und sich ihr gegenüber auf einen Stuhl gesetzt hatte, trat abermals eine Pause ein. Ich sah, daß es Konstanze Mühe kostete, der Aufgabe nachzukommen, die sie sich gestellt hatte. Endlich fand sie ihre Fassung wieder.

„Aber die Dame, Mr. Capel," begann sie, „die Dame, die wir neulich mit Ihnen trafen — Marie — Marie — ich habe den Namen vergessen."

„Der Name einer Person, wie Marie Dechamps, darf Ihre Lippen nicht besudeln!" rief er leidenschaftlich. „Selbst im Scherz ..."

Das gewaltsame Aufreißen einer Thüre unterbrach ihn. Bis dahin hatte ich, wenn auch mit Anstrengung aller meiner Kräfte, die Französin festgehalten, aber kaum war ihr Name in dieser verächtlichen Weise genannt worden, als sie ein kleines blitzendes Instrument aus dem Busen zog und es mir so heftig in den Arm stieß, daß ich sie ohne Weiteres losließ.

Mit einem Wuthschrei stürzte sie auf den bei ihrem Anblick wie gelähmt dastehenden Capel zu.

„Schuft! Dieb! Verräther! Räuber!" rief sie, indem sie bei jedem Worte einen Stoß mit ihrem Instrument nach ihm führte.

Ich war ihr augenblicklich gefolgt. In demselben Moment trat der Polizeibeamte, welcher Travers verhaftet hatte, durch eine andere Thüre ein, und unsern vereinigten Anstrengungen gelang es endlich, der rasenden Französin die gefährliche Waffe aus der Hand zu winden. Es war, wie ich vermuthet hatte, die Hälfte einer Scheere, die sich, wie die Wunde an meinem Arme bewies, als Dolch vortrefflich benutzen ließ.

Capel, der von dem unerwarteten, wüthenden Angriff ganz außer Fassung gebracht war, und, wenn auch nicht gefährlich verwundet, doch aus mehreren Wunden blutete, taumelte zurück gegen die Wand, um sich aufrecht zu halten, und sah der Szene mit starrem Entsetzen zu.

„Du wolltest also diese Dame heirathen, schuftiger Dieb!" schrie die junge Furie. „Nun, dann soll sie wenigstens wissen, was Du bist! Man soll erfahren, daß Du es warst, der die Banknoten gestohlen, welche . . ."

„Marie!" rief Capel, „theure Marie, halt ein um Deiner selbst willen! Ich will Alles thun . . ."

„Hund! Verräther!" begann sie womöglich mit noch wilderer Leidenschaft; „jetzt ist's zu spät! Ich kenne Dich und verachte Dich und Dein Verbrechen! Du warst es, der meinem Onkel die Hundert-Pfund-Noten brachte, durch die Dein Freund Martin Travers in's Unglück gestürzt wurde."

„Das ist falsch! Die verrückte, eifersüchtige Närrin lügt!" schrie Capel mit Entsetzen.

„Lüge ich?" fuhr Marie fort, — „nun, ich kann die Wahrheit meiner Worte beweisen! Liegen nicht für tausend Pfund gestohlene Noten unter dem Fußboden versteckt, die man finden wird, wenn man hinschickt und nachsuchen läßt? Ist das etwa auch erlogen, elender Schurke?"

Sie schwieg einen Moment, um Athem zu schöpfen, und eine Weile sprach Niemand ein Wort. Der Schlag war so plötzlich gefallen, daß wir unter seinem Gewicht sämmtlich die Fassung verloren hatten. Endlich brach der Polizeibeamte das Schweigen.

„Sie begreifen, daß Sie mir unter diesen Umständen folgen müssen," sagte er, indem er auf den noch immer todtenbleich dastehenden Capel zutrat.

Der Unglückliche fuhr zusammen. Einen Augenblick sah er wild im Kreise umher — dann hatte er seinen Entschluß gefaßt. Mit wunderbarer Gelenkigkeit voltigirte er über den Mitteltisch, riß ein Fenster auf und sprang hinab auf die Straße. Die Höhe war nicht bedeutend, unglücklicherweise aber blieb der Flüchtling mit dem Fuße in dem eisernen Gitter vor dem Hause hängen, schlug mit der Stirn auf das Pflaster und zerschmetterte sich den Schädel in so entsetzlicher Weise, daß er schon nach einer Stunde verschied.

Dem schlauen Brocard gelang es, zu entfliehen, aber das Zeugniß von Marie Dechamps und das Auffinden der gestohlenen Noten an dem von ihr bezeichneten Platze genügte, um Martin Travers' Unschuld zu beweisen. Er wurde sofort in Freiheit gesetzt und nahm seinen früheren Posten wieder ein. Drei Monate nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse feierte er seine Hochzeit mit Konstanze Hervey, der er so viel verdankte, und ich fungirte dabei auf besonderen Wunsch des Brautpaares als Brautführer.

Seitdem mochten etwa zehn oder zwölf Jahre vergangen sein — ich hatte Marie Dechamps ganz und gar aus dem Gesicht verloren, als ich sie eines Tages in Liverpool wieder sah, und zwar als Wittwe eines Herrn l'Estrange, der sie in sehr anständigen Verhältnissen hinterlassen hatte. Wir sprachen mit einander von jenen tragischen Vorfällen, die ich im Vorstehenden kurz mitgetheilt habe, und sie zeigte sich jetzt sehr zerknirscht über den Antheil, den sie damals an der Verschwörung gegen Travers genommen. Ich bildete mir ein, — vielleicht war es eben eine thörichte Einbildung — daß sie sich dabei einige Mühe gab, mich mit ihren noch immer glänzenden schwarzen Augen zu umspinnen, denn sie hatte erfahren, daß auch ich jetzt zu sechshundert Pfund Gehalt avancirt war — aber freilich blieb jeder Versuch derart ein nutzloser. Das Bild, welches sich meinem Herzen im Sonnenlicht der Jugend eingeprägt hatte, duldete neben sich kein Anderes. Es ist heute noch so frisch und leuchtend wie damals, obgleich die Zeit mein Haar gebleicht hat. Aber wie könnte es auch anders sein, da Konstanzens leibhaftiges jugendliches Ebenbild wieder vor mir steht, in einem kleinen Mädchen, das ich nächstens zur Trauung in die St. Pankratiuskirche begleiten werde, wie vor vierzig Jahren ihre Großmutter. — Konstanze, diese Konstanze wird, wie sie weiß, dereinst meine Erbin. Martin Travers, ihr Großvater, ist jetzt ein weißhaariger, gebeugter alter Mann, während die Zeit mit seiner Frau, jener Konstanze Hervey, dem Ideale meiner Jugend, so mild umgegangen ist, daß man sie kaum für vierzig oder fünfundvierzig Jahre halten möchte.

Madame l'Estrange starb vor wenigen Tagen in Liverpool. Ihr Tod, der durch ein Fieber herbeigeführt wurde, war ein plötzlicher und unerwarteter.

Ein Streifzug in Norwegen.

Von

Hans Helm.

(Bilder S. 484.)

In den Tagen der Hansa, als Deutschland groß und mächtig zur See war, als lübecker Kaufleute zuerst Kanonen auf die Seeschiffe brachten und unsere Orlogflotte in Kopenhagen dänischen Königen Gesetze vorschrieb, waren die Beziehungen zwischen Skandinavien und Deutschland viel inniger als heutzutage. Durch unheilvolle politische Verwicklungen sind uns unsere nächsten Verwandten entfremdet worden, und die Länder am baltischen Meere kreisen nur noch ungern und halb gezwungen mit uns in denselben Bahnen. Dort oben aber im hohen Norden, wo die Wiegen eines Linné, Berzelius und Thorwaldsen standen, schlagen trotz dieser Entfremdung die Herzen den gleichen Schlag, wie am Rhein oder der Elbe, und wenn der Mann aus den deutschen Tiefebenen die Sprache des norwegischen oder schwedischen Bauern vernimmt, dann wird er lebhaft an das Plattdeutsche seiner Heimat erinnert.

Sieht man von Hamburg und den Ostseehäfen ab, wie selten vernimmt man da bei uns etwas von Norwegen oder Schweden! Wer durch Schlesien gewandert ist und dort seitab von der allgemeinen Straße bog, dem ist zu Brückenberg im Riesengebirge wohl die eigenthümliche Holzkirche aufgefallen, deren Portal mit prächtigem Schnitzwerk verziert ist. Die meisten Theile dieses alten Gotteshauses stammen von der Kirche zu Vang in Norwegen, welche dort beinahe 700 Jahre stand und ihrem Verfall entgegen ging. Da kaufte sie im Jahre 1844 der für alle Kunst begeisterte König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und ließ sie in's Riesengebirge

versetzen. Wer norwegische Holzbauten sehen und sich an deren geschmackvoller Verzierung erfreuen will, der braucht die weite Reise nicht zu machen, er kann in Schlesien eines der schönsten Beispiele sehen.

Auch das alte Bremen bewahrt eine Erinnerung an die skandinavisch-deutschen Beziehungen. An der schönen, im gothischen Style dort aufgeführten Börse sind die Wappen von London, Nowgorod, Brügge und Bergen angebracht, diejenigen Städte, welche zur Hansazeit den bedeutendsten Verkehr mit Bremen unterhielten.

Bergen, die bedeutende norwegische Handelsstadt, führt heute noch den Beinamen „Klein-Hamburg", und der Anblick der Stadt ist ein fast ganz deutscher. Während meines letzten Aufenthalts in Norwegen habe ich dieß Urtheil, welches schon der früh verstorbene Theodor Mügge fällt, wiederum bestätigt gefunden. Sah ich von der Umgebung der wohl 2000 Fuß hoch ansteigenden nackten Felsen, die hier zum Waagfiord niedersteigen, ab, so schien es mir als hätte ich eine fränkische Stadt vor mir. Enge, belebte Gassen, mit Giebelhäusern und Erkern, mit rundbogigen Eingängen und sauberen Plätzen, die mit Linden bepflanzt sind, heimeln uns an.

Von einem mit saftig grünem Rasen bedeckten Hügel hatte ich einen herrlichen Blick auf die alte Stadt, den Fjord und die naheliegenden Berge, hinter denen die Morgensonne hervorbrach, die vielen im Hafen liegenden Schiffe und Kähne beleuchtend. Da lagen stolze Dreimaster, welche die Beute des Meeres abholten, um sie an fernen Küsten wieder zu verhandeln. Denn Bergen ist vorzugsweise ein Platz für den Fischhandel. Die Stockfischflotte war eben nach gesegnetem Fange eingelaufen. Von weit her, von all' den nördlich gelegenen Fjorden und Inseln, kommen die Fischer nach Bergen gefahren, wo sie einen sichern Markt für ihre Waaren finden. Ihre Boote sind plump und urthümlich gebaut, erinnern in manchen Stücken an die schottischen Häringsschiffe, von denen sie sich jedoch durch hinten und vorn aufstehende Schnäbel unterscheiden. Schwarz ist der Rumpf, schwarz das wenige Takelwerk, und schwarz das viereckige Segel. Nur die rothen Mützen der Schiffer stechen von dem düstern Fahrzeug etwas ab. An der „deutschen Brücke" geht es lebhaft zu, dort findet der Verkauf statt; geschäftig eilen Mäkler, Matrosen und Kaufleute durcheinander; bei Letzteren hört man häufig deutsch reden.

Bergen hat durch die vielen Fremden, denn selbst französische und spanische Schiffe lagen im Juni dort im Hafen, um die Fastenspeise zu holen, einen mehr internationalen Charakter angenommen. Wer die prächtige Natur Norwegens und das Volk ohne fremden Beigeschmack kennen lernen will, der muß weiter in's Innere ziehen. Ich that dieß um so lieber, als ich in Bergen während vierzehn Tagen nur wenig trockene Stunden erlebt hatte und ein deutscher, hier ansässiger Kaufmann mir erklärte, in Bergen regne es 180 Tage im Jahre; die übrige Zeit aber falle Wasser vom Himmel.

Drinnen im Lande, wo die Seeluft nicht mehr so stark wirkt, ist das vielfach anders, wenn auch dort die Feuchtigkeit in der Atmosphäre vorherrscht. Von hohen steil anstrebenden, kühn zerrissenen Felsbergen stürzen Kaskaden in schäumenden Wogen herab oder rauschen eiskalte Wildbäche durch Bergschluchten. Schneefelder und Gletscher blenden in funkelndem Glanze das Auge, das jedoch auf grünen Matten, die geschützt zwischen den Gebirgen liegen, wieder angenehme Ruhepunkte findet. Großartig und erhaben ist diese nordische Natur, wo wir sie nur antreffen. Selbst die zerklüfteten Hochebenen, wahre Wüsteneien, hinterlassen eben durch ihre furchtbare Oede einen tiefen Eindruck. Meilenweit erblickt man kaum eine einzelne Wohnung; Alles ist starr und todt. Eine zirpende Schneeammer, kümmerliche Flechten und verkrüppelte, strauchartige Birken erinnern nur daran, daß das Leben in diesen Wildnissen nicht ganz erstarb.

Von Bergen landeinwärts konnte ich Anfangs noch ziemlich gute Straßen benützen, wenigstens zeigten diese Verkehrseinrichtungen überall den guten Willen, wenn sie auch keineswegs dem entsprechen, was wir bei uns eine Chaussee nennen. Das Reisen in Norwegen ist eigenthümlich, und wer dort, wo die Bodenschwierigkeiten und der geringe Verkehr im Binnenlande die Anlage von Eisenbahnen verbieten, an unsere Bequemlichkeiten denken würde, dürfte sich arg enttäuscht fühlen. Ein offener zweirädriger Karren, der von Federn keine Spur zeigt, ist das Beförderungsmittel. In einem schlittenartigen Kasten, gerade groß genug, um eine Person aufnehmen zu können, sitzt der Reisende, und hinten drauf steht der Skydsjunge, der das Aus- und Einspannen zu besorgen hat, denn die Zügel bleiben Dir selbst überlassen. Das norwegische Pferd ist in seiner Art ein vortreffliches Thier; das vom echten Landschlage wird durch einen über die ganze Körperlänge vom Kopfe bis zum Schweif sich hinziehenden dunklen Streifen gekennzeichnet. Es ist gewöhnlich hell, meist isabellfarbig oder grau, mittelgroß, von kräftigem gedrungenem Bau mit kurzem Hals und breiter Brust, so recht dazu gemacht, die Strapazen einer Gebirgsreise zu ertragen.

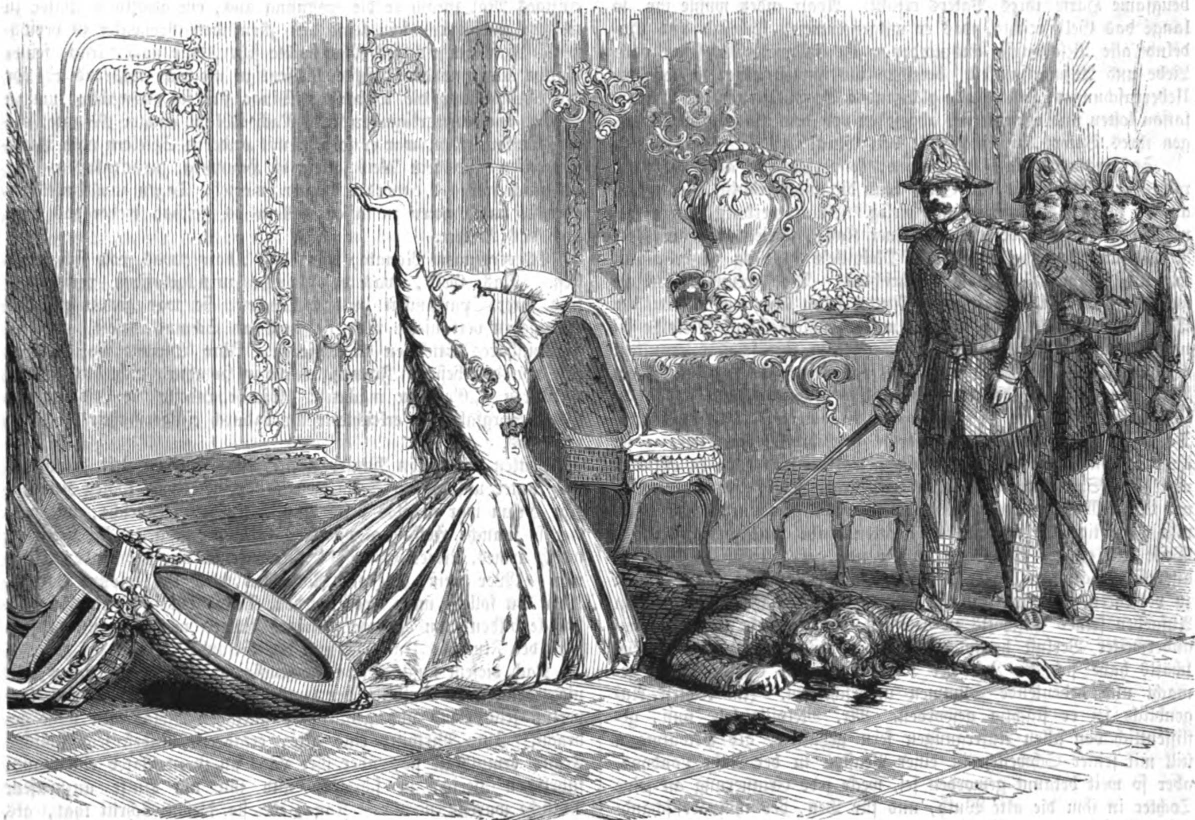
Als die Landstraße aufhörte und mein noch weiter im Innern liegendes Reiseziel nur auf Saumpfaden zu erreichen war, schickte ich den Skydsjungen mit dem Karren zurück, bestieg ein Pferd und setzte über kahle Felsmassen und öde Hochebenen den Weg nach Kringgaard fort. Der Zweck meines Ausflugs gehört nicht zur Sache; ich muß aber gestehen, daß ich mir unter Kringgaard wenigstens einen kleinen Flecken vorgestellt hatte, statt dessen fand ich ein halbes Dutzend hölzerne norwegische Hütten, die von etwa dreißig Menschen bewohnt waren. Die Umgebung war jedoch an landschaftlichen Schönheiten reich; ein kleiner See, eingerahmt von grünen Wiesen, belebte die Gegend. Trotz des sechzigsten Grades nördlicher Breite und der 3000 Fuß Erhebung war das Klima hier im Hochlande zwischen den Stiftern Bergen und Ackershuus nicht so streng, als ich mir gedacht hatte, denn die wohlthätige Wärme, die der Golfstrom den Küsten zuführt, wirkt auch auf das Innere des Landes.

Wie einfach floß das Leben der Menschen in diesen nach Art der Schweizerhäuschen gebauten Holzhütten hin! Im Sommer beschäftigt sie die Viehzucht und im Winter, wenn Alles ringsum im Schnee begraben liegt und die Kienfackel, seltener das Talglicht, die dunkle Stube erhellt, dann wird gesponnen. Dabei ertönt wohl ab und zu ein Lied, doch viel lieber werden Sagen und Märchen erzählt, in die altheidnische Erinnerungen hineinklingen. Auch die Gestalten dieser norwegischen Bauern erinnerten an die Recken der Edda, lang wallte das blonde germanische Haar auf die Schultern herab, kühn war die Brust gewölbt, weiß und frisch die Gesichtsfarbe. Nur der viele Schnaps, der Morgens, Mittags und Abends nach jeder Mahlzeit genossen wurde, scheint doch die Gesundheit zu benachtheiligen. Wie die Männer, so waren auch die Weiber schön gewachsen. Ein blondes, rothwangiges Kind steht mir heute noch im Gedächtniß, es kam mir vor, als sei sie das Modell zu Tegnér's Ingeborg gewesen.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 440:
Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung.



Mörder und Selbstmörder. (S. 492.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von **W. Smith.**

(Fortsetzung.)

41. Bergab.

Wir haben einige Schritte zurückzuthun, um die Schicksale Melville's, Blanche's und Adair's von dem Augenblicke an zu verfolgen, wo Blanche ihre Flucht in Gemeinschaft mit ihrem Geliebten bewerkstelligte. Der Kapitän hatte noch denselben Tag, als er Blanche bestimmte, ihr Versprechen zu erfüllen und ihm zu folgen, wohin er sie auch führe, unter einem glaubwürdigen Vorwande 500 Pfund zu leihen gewußt. Von den 20,000 Pfund Blanche's, die diese dem Advokaten Wylie Oldacre behändigt hatte, waren nahe an 7000 Pfund übrig geblieben — da Adair einen bedeutenden Theil seiner Schulden unbezahlt gelassen hatte —; die beiden Flüchtlinge waren also bis auf Weiteres außer allem Geldmangel. Noch ehe die Flüchtigen London verließen, bewirkte der Kapitän, in Gegenwart Oldacre's und eines anderen Bekannten, seine Trauung mit Blanche. Dann reiste er sofort mit ihr nach Frankreich ab. Blanche weinte, als sie Englands Boden verließen, aber ihr Gatte wußte sie durch die Versicherung seiner unwandelbaren, hingebendsten Liebe zu trösten. Er preßte das junge, schöne Weib, die Beute seiner Eroberungskunst, an seine Brust und küßte ihr die Thränen von den Wimpern. Auf ihre Andeutung, ihr Vater werde ihr möglicher Weise nie verzeihen und sie enterben, antwortete er mit heiterem Lächeln. In Wahrheit glaubte er selbst nicht an die lange Dauer des väterlichen Zornes, wenn dieser auch für die nächste Zukunft noch so heftig sein sollte. Er konnte sich diesem Glauben um so weniger hingeben, da eine Enterbung ganz außer dem Kreise seiner Berechnung lag; denn nimmer hätte er sich zu dem romantischen Schritte der Entführung eines weiblichen Wesens verstiegen, wenn er nicht von der Zuversicht geleitet worden wäre, auch ihr Geld früher oder später zu erhalten. Nach Analogie so vieler Präcedenzfälle stellte er sich als gewiß vor, daß nach vollzogener Trauung Mr. Melville sich in das Geschehene fügen und die Vermählten verzeihend zurückrufen werde. Das wußte er seiner Gattin so plausibel zu machen, daß sie selbst wieder zu hoffen begann. Zum Ueberfluß versicherte er, daß er im Nothfalle für sein theures Weib zu arbeiten wissen werde, damit sie nie Mangel leide, ja nur ihre gewöhnlichen Comforts vermisse.

Blanche baute so fest auf den geliebten Mann, dessen ganzes Wesen als der Typus der Ritterlichkeit erschien, daß alle Wolken vor ihrem Blicke verschwanden und die Zukunft im rosigen Lichte am Horizonte ihrer Seele emporstieg. Kaum in Havre angekommen, schrieb Adair selbst an Mr. Melville einen beweglichen Brief, welcher das Gepräge herzlichster Aufrichtigkeit an sich trug und um Verzeihung flehte; am Schlusse sagte er, sie reisten Beide nach Paris, von wo aus er eine feste Adresse angeben wolle. Blanche mußte diesem Briefe einen solchen von ihrer eigenen Hand beilegen und sie vereinigte in diesem ihre Bitten um Verzeihung und baldige Zurückrufung mit denen ihres Mannes, der sie auf den Händen trage. Diese beiden Briefe sollten in Mr. Melville die gehörige Stimmung vorbereiten.

Kapitän Adair reiste mit seiner jungen Gattin nach Paris und bezog ein elegantes Hotel. Von hier aus schrieb er auf's Neue, theilte seine Adresse mit und erwartete selbst, daß Melville komme; entreißen konnte dieser ihm ja sein Weib nicht mehr mit väterlicher Gewalt, und daß Blanche sich freiwillig in Folge von Ueberredung von ihm wende, hatte er nicht im Entferntesten zu fürchten. Er bekam aber weder eine Antwort, noch erschien Melville selbst.

Blanche traurte hierüber und sah ihre Befürchtung über die unbeugsame Härte ihres Vaters erfüllt. Adair indeß wußte ihr, so lange das Geld reichte, was er mitgenommen, lächelnd und tändelnd alle Besorgnisse auszureden. Er widmete ihr seine volle Liebe und Aufmerksamkeit, bereitete ihr immer neue, angenehme Ueberraschungen, ließ sie alle glänzenden Vergnügungen der Wintersaison kosten und versetzte sie, abgesehen von dem zürnenden Schweigen ihres Vaters, in eine Fülle von Glück.

So vergingen die Flitterwochen, so verschwand aber auch mit reißender Schnelligkeit das Geld, denn die unbeschränkte Theilnahme an der pariser Fashion ist kostspielig. Adair verbarg seiner Gemahlin die eintretende Ebbe in seiner Kasse, schrieb aber an Mrs. Nevel, um Gewißheit über Mr. Melville's Haltung zu erlangen. Hierauf bekam er trostlose Nachrichten. Die Freundin, welche wegen der Gläubigerschaft ihrer Mutter selbst über den Verlauf der Dinge mißvergnügt war, schrieb in sehr kühlem Tone, Melville sei nach Entdeckung der Flucht seiner Tochter in eine schwere Krankheit verfallen, habe wochenlang gerast und seiner Tochter wie ihrem Verführer geflucht; dann sei er ruhig geworden und habe das Krankenbett verlassen, sei sogar wieder in seinem Geschäft erschienen. Doch sei alle seine sonstige Energie geschwunden gewesen, er sei äußerst schweigsam und einförmig geworden und habe in offenbar verkehrten Spekulationen Tausende verloren. Einige seiner Freunde, vor Allen Mr. Linley, hätten die Einsicht gewonnen, daß Melville's geistige Gesundheit tief gelitten habe und daß möglicher Weise sein ganzes Vermögen zu Grunde gehe, wenn er sich nicht aller Spekulationen begebe und sich damit begnüge, seine Revenüen zu verzehren. Ihrem Einflusse sei es auch gelungen, Melville zum Aufgeben seines Geschäfts zu bewegen. Dabei habe sich indeß ein anderweiter Verlust herausgestellt: der erste Buchhalter des Geschäfts habe sich die Zeit der Krankheit seines Chefs zunutze gemacht und bedeutende Summen unterschlagen. Im rechten Augenblicke sei er flüchtig geworden. Mr. Melville lebe nun, geflissentlich von allen Aufregungen fern gehalten, als Privatmann still mit seiner Schwester in einer Pension in der Nähe Londons, aber so weit bekannt geworden sei, wecke jede Erinnerung an seine Tochter in ihm die alte Wuth, und für Den, der ihm als schändlicher Verführer des Mädchens und als sein Unstern gelte, habe er nur Flüche.

Kapitän Adair erblaßte, als er diesen Brief las, und ein Zittern durchflog seinen ganzen Körper, aber er wußte seiner Bewegung Meister zu werden, verbrannte den odiösen Brief sorgfältig und nährte wider seine eigene Ueberzeugung in Blanche's Herzen die Hoffnung. Es drängte ihn, nach England zurückzukehren, doch wozu hätte dieß, der Stimmung seines Schwiegervaters gegenüber, führen sollen? Er selbst barg in sich noch eine Hoffnung: auf Versöhnung im Tode, oder auf Melville's Absterben ohne thatsächliche Enterbung seiner Tochter. Daher war er entschlossen, sich mit seiner Gattin so lange als möglich zu erhalten. Im Sommer reiste er mit Blanche nach Homburg. Hier lockte ihn sein früheres Gewerbe, das Spiel. Er wurde ein regelmäßiger Besucher des grünen Tisches und verband sich endlich, als seine eigenen Mittel zu Ende waren, mit den Unternehmern — er ward ein Spieler von Profession. Es war nicht mehr möglich, Blanche den wirklichen Stand der Dinge zu verhehlen. Das unglückliche Weib sah den Abgrund, der sich vor ihren Füßen aufthat. Ganze Tage und Nächte lang war sie mutterseelenallein, während Adair sich in dem Strudel der Spielhölle bewegte, und wenn er zu seiner Gemahlin zurückkehrte, war er abgespannt, müde und verdrossen, oder er kam in der wildaufgeregten, lustigen Laune eines Spielers, der augenblickliches Glück gehabt hat, er hatte sich im Champagner berauscht und bestürmte sein Weib mit rüden Zärtlichkeiten. Wenn dann ihr ernster Blick, ihr von heimlichem Weinen geröthetes Auge, ihr bleiches Gesicht ihn wie ein schwerer Vorwurf traf, ward er mürrisch und schweigsam, las entweder, Cigarren rauchend, neue französische Romane, oder entfernte sich wieder und belustigte sich mit seinen Spießgesellen und mit flatterhaften, genußgierigen Französinnen, den Verworfensten ihres Geschlechts.

Zu Blanche's Unglück nahte die Zeit, in welcher sie Mutter werden sollte, und immer deutlicher erkannte sie die Herzlosigkeit und Undankbarkeit eines Mannes, dem zu Liebe sie Alles geopfert hatte. Nicht ein einziges Mal bekundete er seine Freude, nicht ein einziges Mal sprach er die Hoffnung aus, ein glücklicher Vater zu werden und durch sein Kind den zürnenden Großvater zu versöhnen. Nicht ein einziges Mal dachte jetzt Adair noch daran, seiner Gattin auch nur das kleinste Präsent zu machen, während er vor der Vermählung die kostbarsten Dinge für sie auswählte, um zu zeigen, wie aufmerksam er sei. Nach Ablauf einiger Monate, als der Winter nahte, war er so roh, mit anderen Spielern nach Paris abzureisen und sein Weib allein in Homburg zurückzulassen. Er versprach freilich, entweder binnen vierzehn Tagen zurückzukehren, oder sie nachkommen zu lassen, allein es geschah weder das Eine noch das Andere.

Es vergingen Monate, ohne daß Adair etwas von sich hören ließ. Das Geld, was er Blanche zurückgelassen, verschwand trotz ihrer Sparsamkeit in drei Wochen; sie war genöthigt, das Wenige zu verkaufen, was sie noch an Schmuck besaß, und ein unscheinbares Stübchen zu beziehen. Ihre Wirthin war zufällig eine von den besseren Frauen, welche in Homburg nicht bloß darauf spekuliren, „Geld zu machen". Sie behandelte die Leidende mit zarter Sorgfalt und erleichterte ihr dadurch einigermaßen ihr bitteres Loos.

Mitten im kalten Winter fühlte Blanche ihre Zeit gekommen und unter unsäglichen Schmerzen gebar sie einen todten Knaben. Ihr Gram war maßlos beim Anblick der kleinen Leiche, mit welcher so manche Hoffnung wieder in's Grab ging. „Ach, Dir ist wohl, armes, armes Geschöpf!" flüsterte sie mit strömenden Thränen. „Wer weiß, wie viel Noth und Weh Dir erspart worden. Aber Du solltest mein Trost werden, Du solltest für mein Herz die Brücke bilden, um das Herz meines Vaters wieder zu finden jenseits der Flut des Unglücks, und der Schande."

Nach diesem unglücklichen Ereignisse ward Blanche, unter dem niederdrückenden Einflusse der Entbehrung und Verlassenheit, körperlich sehr elend und geistig der wirklichen Melancholie nahe gebracht. Ihre Wirthin, eine alte, erfahrene, indeß sehr schlichte Frau, ermuthigte sie, über ihre Lage an ihren Vater einen ausführlichen Bericht zu schreiben und ihn um Hülfe anzurufen. Blanche wartete noch acht Tage, ehe sie diesen Schritt that, als aber auch dann ihr Gemahl noch nicht zurückkehrte, da ergoß sie ihre Verzweiflung und ihren Jammer in einem Briefe, der selbst einen Stein hätte erweichen müssen. Sie sagte Alles, was ihr Herz bedrückte, auch den kleinsten Umstand verschwieg sie nicht, obschon sie noch Zartgefühl genug besaß, das Leben ihres Gatten zu beschönigen, und dem Verhängniß zur Last zu legen, was seinen Leichtsinn, seine Herzlosigkeit, seine niederen Leidenschaften traf.

Mr. Melville hatte lange nichts von seiner Tochter oder von Adair gehört und er war nach wie vor fest entschlossen, seiner Tochter den gethanen Schritt nie zu verzeihen, nie den Gatten zu acceptiren, der in seinen Augen von vorn herein nichts als ein schwindelhafter, auf sein Geld spekulirender Glücksritter war; aber gegen die herzzerreißenden Klagen seines Kindes war er nicht gewappnet. Er hatte geglaubt, sie sei glücklich, und jetzt erfuhr er, daß sie, die ihm Alles war, das schrecklichste Loos erdulden mußte. Das raffte ihn empor aus seinem Trotz und seiner Lethargie. Er machte sich sofort reisefertig, versah sich hinreichend mit Geld und bestieg das Dampfboot mit dem festen Entschlusse, sein Kind den Händen des Verderbers zu entreißen und nach England zurückzuführen. Sechs Tage darauf befand er sich in Homburg.

Am Tage vor seinem Eintreffen war aber auch Adair dahin zurückgekehrt. Mehr mit Genugthuung, als Betrübniß, vernahm er die unglückliche Niederkunft seiner Gemahlin. Ueberhaupt erschien er sehr verstimmt und roher, abstoßender als je gegen seine sonst vergötterte Blanche. Als diese über seine Gleichgültigkeit bei der Nachricht vom Tode des ersten Kindes weinte, fuhr er auf: „Was hätten wir mit dem Schreibalg anfangen sollen?" — „Ich wollte, ich wäre todt!" schluchzte Blanche. — „Ich auch!" erwiederte er kalt. „Ende gut, Alles gut. Wohl, wenn mit uns Alles vorüber ist! Nun bedinge ich mir aber aus, daß Du Dein Aeußeres ein Bischen angenehmer erscheinen lässest! Du siehst aus wie ein Elendsweib, und man möchte sich Deiner schämen. Das hat man davon, wenn man eine Blondine nimmt — blonde Schönheit hält sich nicht. Da solltest Du Dupré's Gattin, die kleine, allerliebste

Brünette Eglantine sehen — ah, das ist ein Weibchen! Donnerwetter, man muß sie lieben, mag man wollen oder nicht!" — „So! Und Du liebst sie auch?" — „Je nun! Ein galanter Mann muß, selbst wenn er in's Joch der Ehe gekettet ist, Ritterlichkeit genug übrig behalten, um auch andere Frauen angenehm zu finden. Eglantine beschenkte ihren Gatten vor etwa vier Wochen mit einem prächtigen Knaben und sie sieht jetzt frischer, rosiger aus wie vorher, ist, mit einem Wort, liebenswürdiger geworden, als sie je gewesen. Ich muß sagen, sie hat sich während unseres Aufenthalts in Spaa wie ein Engel benommen. Ja, das ist ein Weibchen für einen Mann, der von seinem eigenen Witze leben muß." — Wie mit tausend Dolchen traf die rohe, fühllose Rede das Herz des armen Weibes; aber die letzte Aeußerung, welche nur zu undankbar war und nur zu deutlich offenbarte, was eigentlich Adair beabsichtigte, als er Blanche entführte, reizte sie zum Widerspruche. „Der von seinem Witze leben muß?" wiederholte sie. „Dieß mag vielleicht bei Herrn Dupré in Bezug auf seine Frau zutreffen — Dein Fall hätte es nicht sein müssen, wenn Du hättest ökonomisch sein wollen." — „Warum nicht? Glaubst Du, ein paar lumpige Tausende reichen ewig, wenn man ein verschwenderisches Weib zu ernähren hat? Und noch dazu eins, das von seinen Verwandten gänzlich im Stich gelassen worden ist! Du hast mich das Wenige, was ich durch Dich erhalten, vollkommen schon gekostet, Blanche!" — „So hast Du wirklich Alles schon verbraucht, Edmund?" — „Alles was? Die bettelhaften paar Tausend, die Du von Deinem geizigen Onkel erbtest? Ha ha! wie lange ist es her, daß sie verschwanden wie ein Rauch in der Luft! Ach, Du hast mich schon viel gekostet, Weibchen, und es ist eine unverantwortliche Schändlichkeit von Deinem Vater, lieber sein Geld an Diebe und Spekulanten zu verlieren, und Dich mir ohne Hülfe auf dem Halse zu lassen. Ich habe für diesen Auswurf aller dünkelhaften, rachgierigen, geldsüchtigen Väter nur Verwünschungen. Doch was ereifere ich mich noch, und was langweile ich mich noch in Deiner hysterischen Nähe — ich will fröhliche Gesellschaft aufsuchen und mich an der strahlenden Sonne erwärmen, die in dieser Saison Eglantine heißt! Adieu, Frau!"

Adair ergriff seinen Hut und entfernte sich. Blanche stand wie versteinert. Sie konnte nicht mehr weinen — ein solcher Mann verdiente keine Thränen; seine Selbstsucht hatte den heiligen Quell in ihrer Brust versiegen gemacht. „Herzloser, untreuer, verrätherischer Mann!" grollte sie. „Dein Weib trittst Du mit Füßen, um einer Schlange willen, die den letzten Rest von Noblesse aus Deiner Seele stiehlt!" Sie warf sich auf's Sopha, bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen und erlitt regungslos die schreckliche Folter der Enttäuschung und — der Eifersucht.

42. In der Hölle.

Eglantine Dupré, eine auf den ersten Blick äußerst liebliche, geschmeidige und bewegliche, scheinbar harmlose Gestalt, doch voll Koketterie, falsch und egoistisch wie die meisten der feinen, weiblichen Kreaturen, welche dazu bestimmt sind, die Geldmänner in den Modebädern zu umstricken und zu berauschen, hielt sich zwar äußerlich zu Dupré, es war aber durchaus nicht nachzuweisen, daß sie dessen angetraute Gattin sei, wenigstens ließ sie sich durch ihr Verhältniß zu dem Spieler, der als französischer Baron auftrat, keineswegs in der Freiheit ihres Handelns beeinträchtigen, und Dupré selbst zeigte keine Spur von Eifersucht angesichts der zärtlichen Beziehungen, die Eglantine mehrseitig unterhielt. Kapitän Edmund Lovett Adair gehörte zu ihren Vertrauten und Begünstigten, und um der brillanten Schlange willen vernachlässigte, verhöhnte und mißhandelte er sein treues, braves Weib, deren Schönheit er bübisch geknickt hatte und die er von sich warf, weil es schien, als könne sie ihm nichts mehr nützen.

Adair war ein Anderer, als er das Hotel betrat, welches Eglantine bewohnte; er erschien heiter und leicht, obschon es Nacht in seiner Seele war. Die gewandte Französin kam ihm wie ein flatternder Vogel in der reizendsten Abendtoilette entgegen, und er fühlte sich in seinem Elemente, als er sie nach dem Kursaale begleiten durfte. Es wurde gelacht, gescherzt und fein soupirt. Eglantine schien eine Königin der Nacht, um welche die glänzendsten Trabanten wie im seligen Rausche sich gruppirten. Adair begab sich bis nach Mitternacht an den Spieltisch, um sein Handwerk zu treiben — er spielte im Solde der Bankhalter, um andere Gäste in's Garn zu locken. Nach Aufhebung der Bank fanden sich ein Dutzend gleichgesinnte Männer und Damen in einem Zimmer zusammen und es folgte eine durch Champagner gesteigerte Orgie, die bis gegen Morgen dauerte.

Der ungeheuren Aufregung machte eine tiefe Abspannung Platz; dennoch begab sich Adair noch nicht zurück zu seinem in Kummer und Entbehrung harrenden Weibe, sondern begleitete Eglantine nach ihrem Hotel, während Dupré sich mit einer andern Französin, die außer der Saison in Frankfurt am Main ihre Zeit zuzubringen pflegte, gegen Morgen in einer geschlossenen Karrosse spazieren fahren ließ, „um die laue Sommerluft zu genießen".

Erst gegen acht Uhr Morgens brach Adair von Eglantine auf. Ermüdung, Uebersättigung sprachen aus seinem ganzen Wesen; er dachte mit der Empfindung des Ueberdrusses an Blanche, deren vorwurfsvolles Antlitz ihn störte, und er fragte sich, was er eigentlich noch für ein Weib thun solle, das so wenig für seine Lage und für seinen Geschmack sich eigne. Der Entschluß, sich gänzlich von Blanche zu trennen, stellte sich allmälig klarer vor seine Seele ... Plötzlich schrak er in diesen Meditationen heftig zusammen; der grauköpfige, elegant gekleidete Mann, der ihm in den Weg kam, war Mr. Melville. Das finstere Gesicht des Letzteren ließ nichts Gutes ahnen. Adair konnte ihm nicht mehr ausweichen, denn Melville schoß wie ein Adler auf ihn zu. Adair versuchte es, freundlich zu sein, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, um vielleicht dadurch den Vater seiner Gattin zu gewinnen.

Melville packte ihn am Arme und hielt ihn krampfhaft fest. „Was hast Du mit meiner Tochter gemacht, niederträchtiger Räuber!" schrie er wild auf. — Adair blickte sich scheu um; zum Glück war Niemand in unmittelbarer Nähe. „Um Gottes willen — Ruhe, Mäßigung!" raunte er entsetzt dem Ergrimmten zu. „Bedenken Sie unseren Ruf, Mr. Melville! Geben Sie Gedanken der Versöhnung Raum, wenn Ihnen das Wohl Ihres Kindes, meiner Gattin, am Herzen liegt!" — „Du bist der Zerstörer dieses Wohls, Bube! Du hast mein theures, einziges Kind an den Rand des Abgrundes gebracht, und verdammt will ich sein, wenn ich jemals mit solchem Buben mich versöhne. Ich will meine Tochter haben — führe mich zu ihr, Elender, oder ich werde den Weg allein finden! Und wehe Dir, wenn ich meine Blanche elend sehe — zerschmettern will ich Deinen verdammten Schädel, Räuber!" — Adair wußte genug, er sah ein, daß mit einem bis zum Wahnsinn aufgeregten Vater kein Vertrag möglich war, daß er Melville als seinen Todfeind betrachten mußte. Die Verzweiflung gab ihm einen Gedanken ein, mit dessen Ausführung er nicht zögern durfte. „Ihre Tochter ist glücklich, Mr. Melville," sagte er gelassen. „Kommen Sie, um sich selbst zu überzeugen!" — Er führte Melville auf Umwegen aus der Stadt, indem er vorgab, daß er, um Blanche's Gesundheit willen, eine freiliegende Villa bewohne. Nochmals versuchte er — Beide hatten eben ein Gehölz erreicht — den Weg der Versöhnung. „Nur einige Augenblicke, Mr. Melville," sagte er, wie erschöpft. „Lassen Sie uns auf dieser Bank Platz nehmen. Ich muß ruhen, denn ich habe eine Anwandlung von Uebelbefinden." Er setzte sich, Melville verschmähte dieß, sein ganzer Körper bebte von Wuth. „Was gedenken Sie zu thun, Mr. Melville? Sie werden sich selbst sagen, daß ich als berechtigter Gemahl Ihrer Tochter nur auf gütliche Weise mit Ihnen verhandeln kann." — „Niemals!" entgegnete Melville. „Ich werde mein Kind mit mir nehmen; Sie aber, Adair, will ich als einen niederträchtigen Räuber und Glücksjäger hier der allgemeinen Verachtung preisgeben!" — „Sagen Sie einen einzigen triftigen Grund, Mr. Melville! Ich bin ein Gentleman. Ihre Tochter liebt mich und hat freiwillig ihr Loos an das meine gekettet ..." — „Damit Sie ihr Lebensglück schnöde untergraben, Elender? Ist dieser Brief meines armen Kindes, in der tiefsten Verzweiflung geschrieben, nicht ein vollgültiger Beweis Ihrer Bosheit?" — Adair erbleichte und heftete sein Auge starr auf den Brief, den Melville ihm vorhielt; er wollte danach greifen, aber Melville zog den Brief zurück. — „Hinter meinem Rücken!" murmelte Adair vor sich hin; dann sprach er kein Wort mehr. Er erhob sich langsam und tauchte die rechte Hand in die Brusttasche, als ob er Stechen in der Brust

habe. Plötzlich aber zog er ein Taschenpistol hervor, setzte es im nächsten Augenblicke an Melville's Stirn und schoß diesen nieder. Rasch durchsuchte er die Taschen der Leiche, nahm das Portefeuille an sich, welches Banknoten und den Brief Blanche's enthielt, legte die Waffe neben den Todten und entfernte sich nach der entgegengesetzten Seite des Gehölzes. Hier grenzte dasselbe an Getraidefelder, zwischen denen Adair in gebückter Stellung hinlief, bis er einen Feldweg erreichte und so unverdächtig nach der Stadt und seiner Wohnung zurückkehren konnte. Blanche öffnete ihm die Thüre; sie war sehr leidend. Adair trat ihr bleich, verstört, schweigend entgegen. Er warf sich angekleidet auf's Sopha und starrte vor sich hin. Bei jedem Geräusch außer dem Hause schrak er zusammen. Blanche beobachtete ihn theilnehmend. „Bist Du krank, Edmund?" fragte sie mild. — „Nein!" gab er harsch zurück. — „So hast Du Unglück im Spiel gehabt. Du solltest es meiden, Adair! Diese unselige Leidenschaft zerstört den Frieden Deiner Seele." — „Wir wollen fort von hier, noch heute!" versetzte Adair. — „Ich danke Dir für diesen Entschluß, Edmund. Du hast recht — fort von dieser Hölle, fort auf Nimmerwiederkehr! Laß uns nach England gehen, Edmund! Ich habe diese Nacht von meinem Vater geträumt; er lächelte mir freundlich zu. O, ich habe große Hoffnung, ihn nun zu versöhnen. Wir wollen Beide vor ihn hinknieen, und wenn er sieht, daß wir seiner Hülfe bedürfen, wird er nicht so grausam sein, uns zurückzustoßen." — Adair bedeckte voll Grausen sein Antlitz mit den Händen. Er zitterte leise. — „Wohlan," fuhr Blanche fort, „ich will sogleich unsere wenigen Sachen zusammenpacken, Edmund. In Zeit von drei Stunden können wir Billets nehmen — o ich bin so glücklich, von hier fortzukommen. Und nicht wahr, Du wirst wieder recht gut mit mir, Du vergissest das schnöde Schlangenweib Eglantine, welche Dein Herz vergiftet — Du liebst mich wieder, nicht wahr, mein einziger, mein geliebter Mann? Und ich, ich will Dir dankbar sein, wie ich kann, ich will Dich treu pflegen, will Dir alle Wünsche von den Augen lesen, für Dich sterben, wenn es sein muß!" Blanche umfaßte den bebenden Mann und weinte an seinem Halse. Er wehrte sie ab und trieb sie zur Eile.

Während Blanche ihre Kleider, Wäsche u. s. w. in die Koffer legte, fuhr Adair aus seinem Brüten empor und trat an's Fenster; er hörte das Geräusch vieler Tritte. Mit einem leisen Schrei prallte er zurück. Er sah Polizeimannschaft auf das Haus zukommen und stürzte hastig nach der Thür, die zum Korridor führte, verschloß und verriegelte diese, rückte eine Kommode vor dieselbe und griff zu seinem Hute. „Ich muß fliehen, Blanche, wenn es noch möglich ist!" sprach er zitternd. — „Fliehen? Warum fliehen, Edmund?" fragte Blanche befremdet. Sie blickte ebenfalls durch ein Fenster und sah die Polizisten eben in's Haus eintreten. „Denkst Du an eine Verhaftung, Adair? Was könntest Du verbrochen haben? Fliehe nicht — ich gehe mit Dir in's Gefängniß! Schlimmes kann ja mein Gemahl nicht begangen haben!" — „Nein, nein, ich muß fort, Blanche! Frage nicht mehr... ich will Dich nachkommen lassen, wenn meine Flucht gelingt. Durch diese beiden Zimmer gelange ich nach einem Hinterfenster, von da in den Garten... leb' wohl! leb' wohl!" Er eilte fort durch die Seitenthür, kehrte aber sogleich zurück. „Es ist zu spät!" sagte er tonlos, zerschmettert. „Das Haus ist besetzt. Jeder Ausweg ist abgeschnitten... Es ist zu Ende, Blanche, Alles zu Ende! Ich muß Dich verlassen, meine Gattin, allein in der Welt zurücklassen. Zürne mir nicht! Hier ist Geld in diesem Portefeuille, es rettet Dich vor Noth!"

In diesem Augenblicke pochte es an die Thür; ein Polizeikommissär forderte die Oeffnung derselben im Namen des Gesetzes. „Laß uns aufmachen, Edmund," flüsterte Blanche; „Du machst Dich sonst verdächtig." — „Noch einen Augenblick!" erwiederte der Kapitän, schritt zu seinem Schreibtische und nahm ein Pistol aus einem Fache — Beweis genug, daß er für die extremsten Fälle bereits vorbereitet war. „Lebe wohl, Blanche!" rief er laut, setzte sich die Waffe an's Ohr und drückte ab. Donnernd brach sich der Schall an Wänden und Decke. Während sich das unglückliche Weib aufschreiend über den Sterbenden warf, ward die Thür von Außen mit Gewalt geöffnet und eine Anzahl von Polizeibeamten betrat das Gemach. „Der Mörder hat sich selbst das Leben genommen!" sagte der anführende Kommissär. „Das rächende Gesetz ist zu spät gekommen."

Blanche hatte dieser Aeußerung keine Beachtung geschenkt, sie rief ihren Gatten bei den zärtlichsten Namen, sie flehte ihn an, nur noch einmal sie anzublicken. „Wach' auf, Edmund!" schrie sie. „Wach' auf, wir wollen zum Vater! Du bist ja so gut, so unschuldig! Du machst mich so glücklich, Du allein! Komm', Edmund! — Edmund!" — „Armes Weib!" murmelte der Offizier, sich gegen seine Leute wendend. „Es ist nöthig, sie von dem Schauplatze des Selbstmords zu entfernen. Rufen Sie die Wirthin!" — Ein Offiziant entfernte sich; inzwischen näherten sich die Andern der Leiche, um sich zu überzeugen, daß kein Rettungsversuch gemacht werden könne. Blanche richtete sich wild auf und breitete die Hände über ihren Gatten. „Zurück!" rief sie. „Was wollt ihr mit ihm beginnen? Er ist mein! Stört ihn nicht in seinem Schlafe! Er wird bald aufwachen und dann mit mir nach England gehen, fort, fort von dieser Hölle des Lasters und der Schmach!" — „Hören Sie mich, unglückliche Dame!" erwiederte der Kommissär, „Fügen Sie sich in das Unvermeidliche — Ihr Gatte ist nicht mehr zu retten; retten Sie denn Ihr eigenes, kostbares Leben." — „Zurück!" wiederholte Blanche mit verwirrtem Blicke. „Er ist todt, sagen Sie? Sehen Sie nicht, wie er lächelt, mein theurer Edmund?"

Die Wirthin kam mit zwei anderen Frauen, aber Alle bemühten sich umsonst, Blanche zu überreden, sich von der Leiche zu entfernen. Sie hatte kein Verständniß mehr, sie war wahnsinnig geworden und mußte mit Gewalt fortgeschafft werden. Noch an demselben Tage ward sie in der Irrenabtheilung des Hospitals untergebracht. Die Ermordung ihres Vaters blieb ihr fremd. Adair ward als Selbstmörder an einem besonderen Platze in aller Stille eingescharrt. Die Behörden korrespondirten wegen Ueberführung der Wahnsinnigen, als englischer Unterthanin, und da nach Ablauf einiger Monate eine tiefe, starre Ruhe in ihrem Wesen den Transport möglich machte, so wurde Blanche in Begleitung eines Beamten und einer Krankenwärterin nach England gebracht. In dem Portefeuille, welches Adair ihrem Vater abgenommen, fanden sich 2000 Pfund. Das, was nach Abzug aller Kosten von dieser Summe übrig geblieben, ward nebst der Kranken ihren Verwandten zur Verfügung gestellt. Mrs. Bracebridge leitete die Unterbringung Blanche's in einer Irrenanstalt. Das arme Weib starb jedoch schon nach sechs Monaten; ihr letzter Seufzer war: „Edmund!"

(Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Der Fischgenuß. Die meisten Fische haben in der Laichzeit ein mehr fades, lockeres, unschmackhaftes, manche Arten wirklich ein der menschlichen Gesundheit nachtheiliges Fleisch. Der Genuß desselben veranlaßt häufig Uebelkeit, Laxiren, sogar Brechdurchfall. Ein wahrer Feinschmecker wird sogar noch einige Wochen nach der Laichzeit das Fleisch der abgetriebenen und abgemagerten Fische als unfeine Waare verwerfen. Bleiben die vor der Laichzeit noch eingefangenen Fische im Fischkasten längere Zeit eingeschlossen, so werden sie leicht krank und sterben, so daß man allen Grund hat, namentlich zur Laichzeit nur lebende Fische zu kaufen, um selbst zu beurtheilen, ob man nicht den natürlichen Abgang aus den Fischkästen als gute Waare hinnehmen soll. Die Fischfleischkonsumenten sollten die natürliche Laichzeit als Schonzeit der Fische betrachten. So gut fast Jedermann weiß, daß man keine Krebse essen soll in einem Monat, welcher ein r in seinem Namen hat, eben so leicht könnte sich der, welcher ein Freund der Fische ist (sei es als Vertilger oder Beschützer derselben) merken, daß die Forelle im Dezember, Januar und Februar, je nach der Gegend, also in den Wintermonaten geschont werden sollte, und daß sie sogar im März noch nicht den vollen Werth als Speise hat. — Der Hecht hat seine Schonzeit im März und April und ist in voller Güte vom Juni an. — Karpfen laichen im August und Juli und sind im Herbst am Besten. — Der Barbe laicht im Mai, zu welcher Zeit seine Rogen, oft schon sein Fleisch, heftige Diarrhöe verursachen.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 476:

Eckig findest Du mich außen,
Eckig auch nicht minder innen,
Eckig bin ich unten, oben,
Eckig ist all' mein Beginnen.
Aber laß mich immer eckig
Sein in allen meinen Stücken;
Löse mich, die rauhe Schale,
Und ihr Kern wird Dich entzücken.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 42.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Marlen.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.)

Nur die dunkle Gestalt des allmälig heranwachsenden Sohnes der Alten stach weithin vom Horizonte ab, wenn er auf der Höhe des Dammes stand und hinaus auf das Meer schaute; doch führte der Zufall oder die Absicht, weißen Sand zu holen, hie und da Jemand in die Nähe der Hütte an's Gestade hinunter, verschwand er, lange bevor der Kommende auf Erkennungsweite herangenaht, im Innern des Hauses, und nur die alte Marlen saß spinnend oder strickend vor der Thürschwelle, und erwiederte mit kurzem Nicken des Kopfes den Gruß der Vorübergehenden. In der Hütte selbst war nie Jemand gewesen, auch hätte sich von der abergläubischen Bevölkerung so leicht Niemand dazu getraut, selbst wenn sie ihn hineingeladen, denn jedes Kind im Dorfe wußte, daß die alte Marlen um Mitternacht mit geheimnißvollen Worten die Fische in's Netz hineinbeschwöre; ja es gab Leute genug im Dorf, die lieber verhungert wären, als daß sie aus den Körben der übelberufenen Alten genossen hätten. Freilich mußten ihre übernatürlichen Mittel nicht zu jeder Zeit die beabsichtigte Wirkung erzielen, denn in den warmen, hellen Sommermonaten, wo die frühzeitige Morgenröthe des Nordens fast nur auf das Verschwinden des letzten goldenen Wolkensaumes im Westen harrte, sah man sie oft wochenlang nicht im Dorf. Von fern erblickte man sie dann auf der Haide umherstreifend, meistens nach der Seite des alten Gutes hinauf; aber wenn Jemand sie dort in der Nähe antraf, trug sie höchstens einige Kräuter oder seltene Blumen in der Hand, und zuckte über die Frage nach Vogeleiern die Achsel, daß trotz eifrigem Suchen in den letzten Jahren gar keine mehr zu finden seien.

Desto sicherer konnte man darauf rechnen, im Herbst, oder wenn plötzlich eine schwarze, stürmische Nacht eingetreten war, die alte Marlen schon in erster Morgenfrühe durch Regen und Wind rüstig in's Dorf hinaufwandern zu sehen. Sie trug dann über Brust und Rücken zwei auf der Schulter zusammengekoppelte Fischkörbe, wie sie in der Gegend gebräuchlich, bis an den Rand mit Schleien und silberschuppigen Weißfischen angefüllt. Die größten und schönsten Exemplare lagen oben darauf, und waren stets von dem früher erwähnten Kaufmanne im



Kardinal Richelieu. Von Comte. (S. 498.)

Voraus bestellt, der Handel mit allen möglichen Dingen betrieb und für die Erzeugnisse, die er aus der Stadt bezog, Gegensendungen besonders guter und schmackhafter Seefische exportirte. Er hatte dieß einige Jahre, nachdem die alte Marlen in die Gegend gekommen, begonnen, und schien sich, wie bereits bemerkt, gut dabei zu stehen.

So waren ungefähr zwei Dezennien seit ihrer Ankunft vergangen, und es gab auf Meilenweite im Umkreis kaum einen Menschen, dem die „alte Marlen“ nicht bekannt war. Und wirklich führte sie jetzt diesen ihr vorzeitig beigelegten Namen mit Recht. Das Frühjahr war ungewöhnlich früh eingetreten und hatte mit beinahe sommerartiger Wärme fast den ganzen März und den größten Theil des April angehalten. Nun waren ihm späte, desto heftigere Aequinoktialstürme gefolgt. Es war wieder am Tage nach Ostern, an welchem vor nun zwanzig Jahren die Valencia droben an der Haide gescheitert. Im Eingang des Lehmflurs eines behäbigen Bauernhauses der Strandgasse, die in der Richtung des Ufers ausmündete, standen mehrere Weiber und plauderten über die Verwüstungen, welche die vergangene Sturmnacht angerichtet.

„Heute kommt die alte Marlen sicherlich,“ sagte lachend eine von ihnen, eine schmucke, blauäugige Dirne, die sich an der halbgeöffneten Klinkthüre hin- und herwiegte; „das war eine Nacht für sie, als ob alle Kobolde auf einmal lebendig geworden.“

„Und warum sollte sie nicht kommen, mein Schatz?“ fragte plötzlich eine scharfe Stimme hinter ihr. „Die Jungfer sollt' sich nur selber vor den nächtlichen Kobolden hüten von Fleisch und Blut.“

Die Weiber drehten sich erschrocken um und blickten einen Augenblick die unerwartete Sprecherin verstummt an.

„Guten Tag, alte Marlen,“ sagte dann die Resoluteste; „hast Du einen guten Zug gemacht? Mich dünkt, Du gehst schwer heute Morgen.“

Die Weiber hatten sich um das Mädchen zusammengedrängt und verdeckten sie mit ihrem Körper. Sie war seit Kurzem verlobt, und der böse Blick der Alten, den besonders Bräute zu fürchten hatten, war bekannt.

„Es geht, Kind, es geht,“ versetzte Marlen, indem sie die Körbe flüchtig auf den Steinpfahl des Heckthors am Hofe stützte; „ich werde alt; wirst's auch noch, mein Schatz,“ rief sie dem Mädchen, das ängstlich hinter ihren Genossinnen stand, zu, „und dann bleiben die Kobolde von selbst aus.“

Dabei nickte sie nach ihrer Art kurz mit dem Kopf und ging langsam weiter. Das Mädchen war bei ihren Worten blutroth geworden und fuhr sich verlegen mit der Schürze über's Gesicht. Die ihr zunächst stand, legte ihr freundlich die Hand auf die Schulter.

„Nun, darum gräm' Dich nicht, Anne,“ sagte sie, während die Anderen sie leise kichernd ansahen; „Du wirst ja nächsten Sonntag schon zum letzten Mal mit dem Jakob aufgeboten.“

„Aber woher weiß die alte Hexe es?“ stotterte das Mädchen hastig hervor. Dann erröthete sie noch mehr, daß sie sich verplappert, nahm ihren Korb und lief auf die Straße hinunter in der entgegengesetzten Richtung, welche die Alte eingeschlagen.

Diese schritt langsam mit ihrer Bürde weiter, an der Kirche vorbei, dann wendete sie sich rechts auf ein großes, stattliches Haus zu, vor dessen für das Dorf ungewöhnlich eleganten Scheiben Verkaufsgegenstände aller Art das Geschäft des Besitzers anzeigten. Manufakturwaaren von jeder Sorte, aber auch Cigarren und geschmackvoll geordnete Schmucksachen reizten die schaulustige Dorfjugend, die fast immer auf ihren Zügen von und zur Schule davor stehen blieb und begehrende Blicke hineinwarf. Die Alte hielt einen Augenblick an der breiten Steintreppe an, um Athem zu holen. Wer sie so zum ersten Mal sah, hätte sie auf hoch in den Sechzigen befindlich geschätzt. Vollständig ergrautes Haar flatterte ihr an dem welken, verrunzelten Gesicht herab; von den zusammengekniffenen, schmalen Lippen zog sich das Kinn, spitz und weit vorstehend, nieder. Nur ihre Augen glänzten noch lebendig wie früher und liefen unruhig auf dem bläulichweißen Grunde hin und her; das Fremdartige, das unverkennbar darin lag, mochte leicht das Gerücht von dem bösen Blick erzeugt haben. Dagegen war ihre Kleidung sauber und nett gehalten, und hie und da glitt wohl ein Blick verwundert über die kleinen, fast zarten Hände, die merkwürdig von den plumpen, zerritzten Fäusten der Fischweiber in der Umgegend abstachen.

Jetzt öffnete sie die Thür des Kaufladens und trat auf die mit Gypsbüsten ausstaffirte Vordiele. „Frische Schlei vom Strand!“ rief sie beim Eintreten mit der gellenden Stimme, die man oft weithin durch das Dorf vernahm. Ein schlau blickender Kopf bog halb aus der Thür des dem Laden gegenüber befindlichen Wohnzimmers, dann trat ein etwas ältlicher, beinahe elegant gekleideter Mann auf sie zu.

„Ah, Ihr seid's, Marlen,“ sagte er, gleichgültig in den Laden hinüberschauend, aus dem seine Lehrburschen neugierig auf den Flur hinausblickten; „ist der Fang zur Nacht gut gewesen?“

„Viel Weißfische,“ versetzte sie, auf die vollen Körbe deutend; „wenn Sie davon gebrauchen können?“

Es flog vergnügt um seinen Mund. „Die nehme ich alle, sie sind gerade von meinem Handlungsfreunde gefordert. Kommt!“

Er schritt ihr vorauf den dunklen Gang in's Hinterzimmer hinab, in dem die Fenstervorhänge dicht verschlossen waren. Als sie eingetreten, schob er einen Riegel vor die Thür und begann eifrig die Körbe, die sie auf den Tisch gesetzt, zu öffnen.

„Also doch,“ sagte er schmunzelnd, während er nachlässig die Weißfische und Schleien zur Seite warf; „ich fürchtete schon, der Sturm sei dießmal wirklich zu toll gewesen, und man drängt mich schon lange aus der Stadt um Eure Weißfische,“ fügte er lachend hinzu. Er hielt jetzt einen Augenblick an; dann hob er sorgfältig Packete und kleine Kistchen aus den Körben, deren Inhalt er achtsam mit den Fingern prüfte.

„Uhren und Bijouteriewaaren,“ sagte er, „das kommt erwünscht. Sind die Preise dabei?“

„Ich glaube, es ist Alles in Richtigkeit,“ versetzte die Alte nachlässig. Es kämpfte etwas Unentschlossenes auf ihrem Gesicht, während er eilig vorsichtig den Inhalt der Körbe in einen verborgenen Wandschrank im Winkel des Zimmers packte. Dann öffnete sie die Lippen und sagte, jedoch ohne merklichen Nachdruck: „Der Sturm war allerdings ordentlich, aber wir haben ihn schon schlimmer gehabt, und bei dem Hochwasser können die Schaluppen näher heran. Doch seit voriger Woche haben sie auf dem Gut einen neuen Zolljäger angestellt; der alte ist gestorben.“

Der Kaufherr sah einen Augenblick auf. „Ist er?“ entgegnete er kopfschüttelnd; „das ist verdrießlich; ich hätte ihn gern durchfüttern wollen, wenn er noch ein paar Jahre gelebt hätte. Ist der neue denn gefährlich?“

„Es heißt und ich glaube, er hat Witterung über Nacht. Aber es war pechschwarz, und sie landeten ganz drüben am Haideort; da hätte er pfiffig sein müssen.“

„Daß nur kein Gerede entsteht, Marlen,“ sagte er nachdenklich. „Daß bis jetzt Niemand an die Möglichkeit denken konnte, da Keiner die schmale Rinne kennt, die Ihr aufgefunden, das macht uns sicher. Der Valenz muß doch nachgerade auch so weit sein, daß er ab und zu statt Eurer die Körbe hereintragen kann?“ fügte er überlegend bei. „Wenn je Einer Verdacht schöpfen sollte, so mindert das ihn.“

Valenz war der allgemein im Dorf verbreitete Name des Sohnes der Alten. Man sah ihn, wie bereits bemerkt, nur hie und da aus der Ferne, und hatte ihn so nach dem Namen benannt, der auf dem aufgefundenen Spiegel des Schiffes gestanden.

Die alte Marlen schien andere Gedanken zu haben, denn sie erwiederte nichts und blickte stumm vor sich hin. „Ueberhaupt,“ fuhr der Kaufmann fort, „thätet Ihr gut, Marlen, für unsern Zweck Etwas von dem abgeschlossenen Wesen jetzt nachgerade aufzugeben. Es fällt mehr auf als sonst, da Euer Sohn noch klein war. Heißt ihn doch hin und wieder am Sonntagabend zum Tanz heraufgehen; es gibt viele hübsche Mädel im Dorf, und am Ende kommt er doch auch in die Jahre, wo er gern einmal nach ihnen hinschaut.“

Ein eigenthümliches Zucken flog über die Mundwinkel der Alten. „Der Valenz kümmert sich um keine Dirn',“ sagte sie, „und wird es schwerlich je thun.“ Dann setzte sie hastiger hinzu: „Auf dem Wasser herumzutreiben, ist sein ganzes Leben, und er hat heute Nacht brav geholfen, der Bursch —.“

Sie brach ab, denn ein rasselnder Wagen dröhnte über das holperichte Pflaster des Ortes und hielt ihnen gerade gegenüber vor der Einfahrt des Hauptwirthshauses im Dorfe an. Der Kaufmann zog die Seite des Vorhangs leise zurück und warf einen neugierigen Blick hinaus. Dann klatschte er verwundert in die Hände und rief: „Ei tausend! Die Schimmel des Herrn von Waldheim; sollte er schon so früh zurückkommen dieß Jahr?" Damit schloß er eilig den Wandschrank ab, steckte den Schlüssel in die Tasche und eilte zur Hinterthür hinaus.

Die Alte war bei seinem Ausrufe leise zusammengefahren; nun näherte sie sich dem Fenster und blickte verstohlen hindurch. Das elegante, mit vier schneeweißen Schimmeln bespannte Fuhrwerk hielt dicht vor ihr; die Kutsche war zurückgeschlagen, und es saßen zwei in Mäntel gehüllte Herren darin. Ein unheimlich drohender Ausdruck verzerrte die Miene der Alten, wie ihre Augen hastig über das vornehme Gesicht des Aelteren der Beiden hinflogen; doch nur flüchtig, denn dann spannten allmälig ihre Muskeln sich ab, und es lag fast eine dumpfe Schwermuth in dem Blick, der unverwandt zu ihm hinüberstarrte. Es mochte ein Fünfziger sein, aber sein Aussehen war stattlich und noch schön zu nennen, und seine Geberden hatten etwas Fesselndes, wie er sich herablassend zu dem Wirth niederbeugte, der mit dem Käppchen in der Hand ehrfurchtsvoll am Wagenschlage stand. Neben ihm saß ein junger Mann, den man auf den ersten Blick als nahe verwandt mit ihm erkannte. Es war dieselbe Nase und Gesichtsbildung; nur die großen blauen Augen sahen weit freundlicher um sich; ein voller, fast blonder Bart an seinem Kinn, um den Rand des Gesichts zu verdecken. Er hielt während der Unterredung seines Gefährten die Zügel und begrüßte artig durch Lüften des Hutes den Kaufmann, der jetzt mit devoten Verbeugungen über die Straße an das Fuhrwerk herantrat.

„Der Herr Baron kehren frühzeitiger als gewöhnlich von Ihren Reisen zurück," sagte er mit dem fragend vertraulichen Ton eines alten, niedriger gestellten Bekannten. „Waren den Winter hindurch, wo nicht die Ehre gehabt, Sie zu sehen, wieder in Spanien?"

Der ältere Herr wendete sich bei der Anrede vornehm um. „Ach, mein lieber Herr Martens," sagte er mit nachlässiger Bewegung dem Kaufmann, der im Wegeschmutz zierlich an den Rädern hin- und herhüpfte, die behandschuhten Finger hinabstreckend, „es freut mich, Sie zu sehen. Sie haben ein neues Haus gebaut, wie ich bemerke."

Er sprach noch einige Worte zu dem Wirth hinunter, dann nahm er die Zügel aus der Hand seines Genossen und trieb die Pferde an. Der Kaufmann stand noch auf der Straße und verbeugte sich.

„Wir werden den Sommer auf meinem Gute zubringen, mein Neffe und ich," rief der Baron im Vorüberfahren. „Sie sind ja ein guter Schütze, Herr Martens; es wird uns angenehm sein, Sie später einmal zur Jagd bei uns zu sehen."

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Eis und Schnee.

Das Bernhardinerkloster auf der Simplonstraße.

Von

Gustav Rasch.

Mit langsam verhallenden Schlägen zeigte die Thurmuhr von Arona gerade die Mitternachtsstunde an, als ich vor dem Albergo d'Italia in den Wagen stieg, um bis zum Fuße des Simplon nach Domo d'Ossola zu fahren. Es war eine wundervolle Mondscheinnacht, zauberisch hell, duftig und warm, eine jener Nächte, von denen der Dichter Ludwig Tieck singt:

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wunderbare Märchenwelt
Steig' auf in der alten Pracht."

Die Straße lief immer hart am Ufer des schönen Sees entlang, auf dessen lorbeerumkränzte Inseln Jean Paul den Schauplatz seines Titan verlegt hat. Es war hell wie am Tage. Wie weiße und grüne Bänder legten sich die zahllosen Landhäuser, Dörfer und Städte, die Reben, Feigen, Oliven und Kastanien um den tiefblauen schimmernden Spiegel des Sees, oder wie ein Kranz von weißen Rosen auf grünem Blättergrunde, und der Mond streute weite, leuchtende Reflexe in die blaue Tiefe, in der sich die weißen Häuser und die grünen Hügel spiegelten; mitten im See schwammen die wunderbaren Inseln, auf deren weißen Terrassen inmitten aller Pracht der südlichen Pflanzenwelt, zwischen Magnolien, Cedern, Lorbeer und Oleander „der geschmückte Thron des Frühlings" sich erhebt, und wie Goldschaum schlugen die leuchtenden Wellen an die hellen Gestade. Und im Norden stiegen hinter den blühenden Terrassen, hinter den rauschenden Kastanienwäldern, hinter den ganz in einen reichen, grünen Pflanzenmantel eingehüllten Vorbergen graue Granitmassen auf, welche im Mondlicht aussahen wie gespenstische Riesen in langen grauen Mänteln, und auf den Häuptern trugen die Bergriesen schimmernde weiße Kronen, Reifen und Diademe — es waren der Gotthardt und der Simplon, dessen weiße Zackenkrone ich noch heute Abend berühren sollte, wenn sie von dunklem Sonnenroth vergoldet waren. Dann verließ die Straße die Ufer des Sees und stieg langsam zwischen Kastanien- und Nußbaumwäldern aufwärts. In den mächtigen Baumkronen flüsterte der Nachtwind und neben der Straße rauschte der Strom. Der Strom war die Tosa, welche am Griesgletscher auf dem Gotthardt entspringt. Um sechs Uhr Morgens war ich in Domo d'Ossola, am Fuße des Simplon.

Der Morgen war heiter und hell wie die Nacht, welche ihm vorhergegangen war, ein italienischer Frühlingsmorgen mit Sonnenschein und Blütenduft. Ich verließ den Wagen und stieg zu Fuß das Tosathal hinan. Die Gegend war reich und pittoresk. Himmel und Erde waren mit italienischen Farbentinten gefärbt. Die Thalsohle war breit, hie und da mit Geröllmassen bedeckt, welche sich in der Form von großen Steinströmen neben der grünen Tosa betteten. Die grünen, sanft ansteigenden Vorberge schmückten helle Häusergruppen mit schlanken Thürmen, Weingelände und breitästige Kastanien; Maulbeerbäume bedeckten die Ebene; links blickte ich in ein wildes, enges Thal. Es war ein wild gruppirtes Bild aus dem Hochgebirge mitten in einer ganz italienisch gefärbten Landschaft. Dann bog die Straße links ab. Ein enges Seitenthal mit hohen Wänden nahm sie auf. Durch das Querthal steigt man gerade auf den Simplon. Die reichen italienischen Landschaftsbilder mit ihrem farbigen Kolorit, mit ihrem Blütenhauch und mit ihrem wunderbaren Duft lagen hinter mir. Eine lange Reihe prächtiger und wilder Hochgebirgsbilder begann sich vor mir aufzurollen.

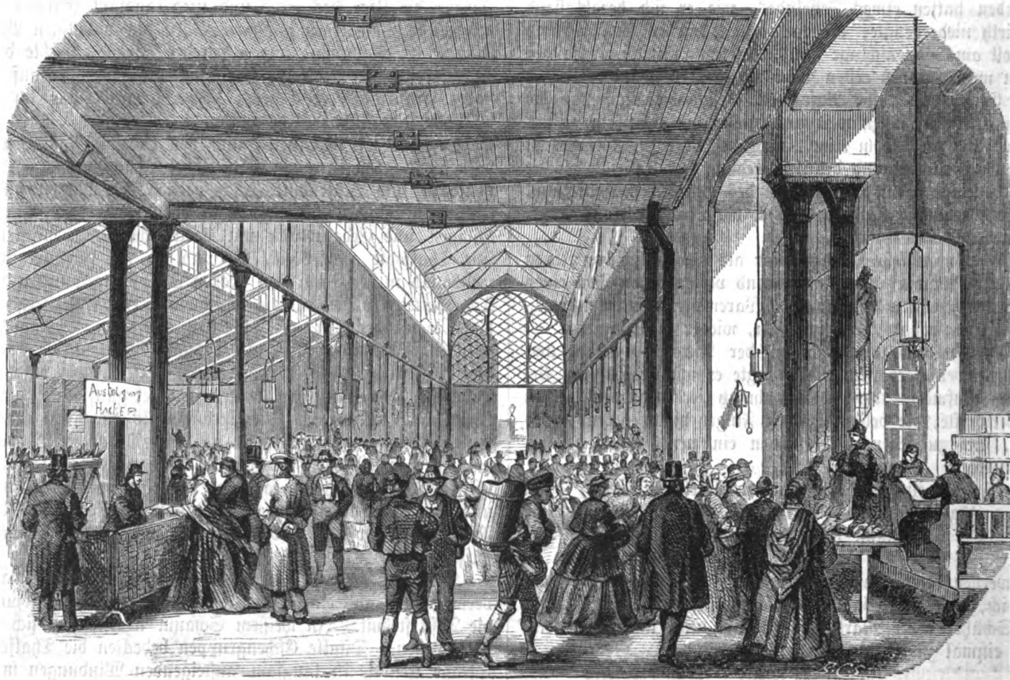
Der Fluß braust nun unten in der Tiefe. Es war die Diveria, welche aus einem Gletscherbette des Simplon kommt und in die Tosa strömt. In weißem Schaum überstürzten sich seine grünen Wellen. Dunkle Eschengruppen bedeckten die Thalsohle. Die Straße kletterte in langsam ansteigenden Windungen mühsam die rechte Thalwand hinan. Formation und Vegetation in der Schlucht waren bereits ganz alpenhaft. Die Erinnerung an die reiche Vegetation im Tosathal lag wie ein süßer Traum an einem rauhen Herbstmorgen hinter mir. Nur zuweilen tauchten noch einige matt gefärbte Bilder der Vergangenheit in dieser Gebirgswildniß auf. Kleine Thalkessel mit wellenförmigen grünen Matten, helle Weingelände und kleine buntgefärbte Häusergruppen mit schlanken Thürmchen. Dann wurde das Thal wieder enger und wilder; steiler stiegen die Felsen hinan, und das Pulver hatte der Straße Platz machen müssen. Unter einem düstern Felsenbogen hindurch stieg ich wieder aufwärts. Niemand begegnete mir, rundum war Alles einsam und still; das einzige Geräusch, das in dieser Gebirgswildniß an mein Ohr schlug, war das Getöse der Diveria in der Tiefe. Noch ein zweites, düsteres Felsenthor mußte der Straße Raum machen; es war die Gallerie von Crevola.

Aber der Charakter des Thals blieb auch nach der Gallerie von Crevola immer derselbe, himmelhohe, graugelbe und schwarzgefleckte Gneis- und Schieferwände diesseits und jenseits der Thalsohle, nach zwei Stunden endlich ein langgestrecktes Dorf, düster und armselig; es war die letzte italienische Ortschaft; gleich hinter den letzten Häusern stand der Grenzstein zwischen Schweiz und Italien

mit der Inschrift „Italia". Wer von der Schweiz her diesen Grenzstein passirt, ahnt nicht, in welch' reiches Thal nach wenig Stunden die hinabsteigende Straße führt. Die trübe Ortschaft heißt Isella.

Nun lag der wildeste und grandioseste Theil der Simplonstraße vor mir. Bis hieher war die Straße von der Tosa aufwärts ein unbedeutendes Vorspiel zu dem nun beginnenden eigentlichen Schauspiel. Man hatte mir in Arona erzählt, die Simplonstraße überträfe die Via Mala und die Gotthardtstraße an Pracht und wilder Großartigkeit. Ich war außerordentlich neugierig auf den Anblick; in einer halben Stunde sollte der Vorhang vor mir aufgezogen werden. Ich hatte bereits alle interessanten Alpenstraßen überstiegen, die Gotthardtstraße, die Via Mala und den Splügen, das Wormserjoch und den Finstermünzpaß, den Brenner und den Mont Cenis, den Sömmering und den Paß über den St. Bernhard — die Simplonstraße sollte nun meine letzte Alpenstraße werden. Nach einem leichten Frühstück im Posthause zu Isella stieg ich eilig neben dem Grenzstein Italiens vorüber die wunderbare Straße aufwärts.

Zuerst ein düsterer hoher Thurm, grau, sechs Stockwerke hoch, mit einem Ziegeldache, viereckig; rund um den Thurm gruppirten sich einige Dutzend schlechte Häuser. Wie ein Riese ragte der hohe, graue Thurm über den kleinen Häusern hervor. Vor vielen, vielen Jahren, als noch keine Straße, sondern nur ein Saumpfad über den Simplon führte, ließ die Familie Stockalper in Brieg diesen Thurm als Schutzhaus für die Reisenden erbauen, welche im Sturm und Schnee ein Unterkommen suchen würden. Heute dient er als Wirthshaus, sieht aber wenig einladend aus. Gondo heißt das Dörfchen, das sich um seine dicken Mauern schaart; es ist das letzte schweizer Dorf. Die berühmte Gallerie von Gondo, die ich gleich betreten sollte, führt nach dem Orte ihren Namen. Die Schweizer sagen Gunz. Hinter dem grauen Thurm erhob sich die Thalbildung zu dem Charakter schauerlicher Erhabenheit und wilder Größe. Ich möchte wohl behaupten, kein Alpenquerthal übertrifft die Schlucht von Gondo in dieser Formbildung, nicht einmal das Oetzthal in der berühmten Enge zwischen Sölden und Zwieselstein. Die Thalsohle verschwindet nicht ganz; die brausenden, weißschäu-

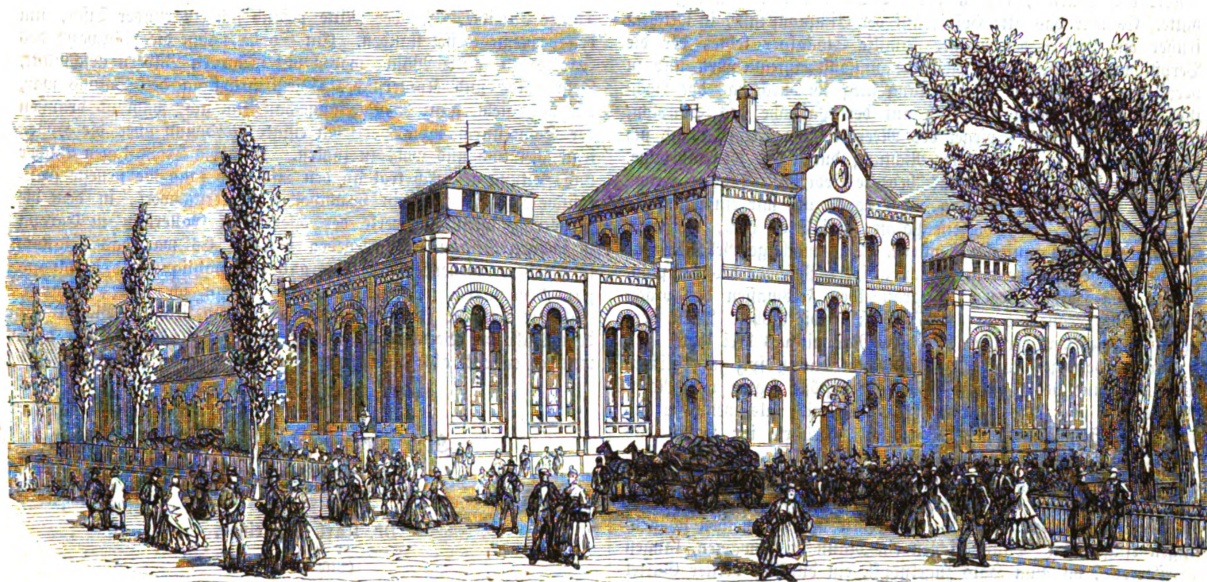


Die wiener Centralhallen. Haupthalle. Von Petrovics. (S. 500.)

menden Wellen des Bergstroms nehmen ihre Stelle ein. Die graugelben, von schwarzen Schieferstreifen durchzogenen Felswände steigen bis zu der schwindelnden Höhe von zweitausend Fuß ganz steil empor, in ihren einzelnen Abstufungen und in den Kuppen die Gestalt von Mauern, Bastionen und viereckigen Thürmen annehmend. Wie eine steinerne Schlange kriecht die Straße in diesem wilden Felsenlabyrinth hinan, meist eingesprengt und aufgemauert. Die Vegetation hat fast gänzlich in dieser Wildniß der Natur aufgehört. Ein magerer Graswuchs kommt nur hie und da zum Vorschein, oder einige dunkle Tannenwipfel klimmen in den düstern Schluchten hinan, ohne daß man erkennen kann, wohin sie den Fuß gesetzt haben. Bei jeder neuen Windung, welche die Straße nimmt, erscheint das Thal wie vermauert; vergebens sucht das Auge nach einem Ausgang aus diesen steilen Kesseln. Da blickt man endlich in ein dunkles Loch. Jenseits des Loches stürzt der Alpienbach fast zweitausend Fuß hoch über die graugelben Gneis- und Schieferwände in den grünen Bergstrom, in der Höhe einem weißen, schimmernden Bande gleichend, dann sich in weiße, breite Schaumwellen auflösend, welche, nach der Tiefe stürzend, sich in duftige, silberfarbene Schleier verwandeln, die sich im Morgenwinde schaukeln. Das düstere Loch ist der Ausgang der Gallerie von Gondo, welche hier in der Gestalt eines kolossalen Tunnels die Felsmasse durchbricht, um der Straße einen Ausgang zu verschaffen. «Aere Italo 1805 Nap. Imp.» ist über dem schwarzen Thore zu lesen. Die Gallerie hat eine Länge von nicht weniger als sechshundertdreiundachtzig Fuß und besteht eigentlich aus drei einzelnen gebogenen Gallerieen, welche an verschiedenen Stellen vermittelst großer Seitenöffnungen Licht und Luft erhalten. Schaudernd betrat ich das schwarze Felsenthor. In der Mitte der gebogenen Gallerieen bedeckten die Schatten der vorspringenden Felsen kurze Strecken der Straße mit so tiefer Dunkelheit, daß ich hätte glauben können, der Abend sei bereits angebrochen, obschon die Mittagssonne noch nicht bis zu ihrem Zenith hinangestiegen war; tropfenweis sickerten die Wasser durch die Felsendecke, und ein eisiger Hauch umwehte meine durch die Anstrengung des Steigens glühende Stirne; dann brachen Ströme von Licht und Luft durch die Felsen-

fenster in die feuchte, finstere Enge, dann wieder Abenddunkel und Eishauch, nochmals Sonnenlicht und Bergluft, endlich die dritte Schlucht, welche die finsterste und die längste war.

Ich athmete ordentlich auf. Es war mir, als wenn ich aus dem Schooß der Erde emporstiege. Die berühmte Schlucht von Gondo, über deren Felsenbogen die Lawinen im Frühling donnernd in das Thal stürzen, lag hinter mir. Der Theil der Simplonstraße, welche nun vor mir aufstieg, führte zu den grünen, wellen-



Die wiener Centralhallen. Außenansicht. Von Petrovics. (S. 500.)

förmigen, baumarmen Plateaus, welche in den Alpen die weißen Firnmeere berühren. Er gab indeß an Wildheit und Großartigkeit der Strecke, welche ich so eben durchschritten hatte, wenig nach. Eine kurze Gallerie führte mich in das offene, wellenförmige Hochthal, auf dessen Matten das Dorf Simplon liegt, unbedeutende, armselige Häusergruppen mit Schindeln bedeckt. Der Winter dauert hier oben acht Monate.

Diese offenen Hochthäler in den Alpen sind mir immer am



Die wiener Centralhallen. Der Fischmarkt im Souterrain. Von Petrovics. (S. 500.)

Wildesten erschienen, wenn sie auch eine weitgedehnte, aus grünen Matten bestehende Sohle haben und in ihnen keine Bergströme brausen und keine Wasserfälle rauschen. Sie sind das Bild der sterbenden Natur, und an ihren Grenzen steht der Tod mit der eisigen, schneebedeckten Hand. Nur während des Hochsommers haucht die Kraft der Sonne ihnen einige Wärme und einiges Leben ein. So erschien mir auch heute das oberste Hochthal des Simplon. Es war noch im April. Das Grün der Matten sah noch farblos

und matt aus wie das Antlitz des Sterbenden kurz vor seinem Heimgange. Das Thal glich einem trocken gelegten See; schneebedeckte Höhen und eiserstarrte Gletscher erhoben sich an seinen todten Ufern; die Straße war mit Schnee bedeckt. Im Grunde erschien ein alter, viereckiger Thurm, hoch und grau, ein Zwillingsbruder des Thurms, den ich vor der Schlucht von Gondo gesehen hatte. Es war das alte Hospiz auf der Simplonstraße, in welchem früher ein Pächter der brieger Familie Stockalper lebte, der die Verpflichtung hatte, arme Reisende umsonst aufzunehmen und zu verpflegen. Noch eine Stunde lang stieg ich durch das öde Hochthal aufwärts; dann stand ich auf der Paßhöhe des Simplon, 6218 Fuß über dem Spiegel des Meeres. Die Straße wand sich ohne Steigung in horizontaler Richtung durch das wellenförmige, mit einem magern Graswuchs bedeckte Erdreich. Plötzlich erhob sich, bei einer neuen Biegung des Weges, vor mir ein mächtiges weißes Gebäude, groß wie ein Palast, drei Stock hoch, mit einer Frontenbreite von fünfzehn Fenstern. Das mächtige Gebäude war das Hospiz der Bernhardinermönche auf der Paßhöhe des Simplon. Hinter dem Hospiz stiegen die graugelben Felsmassen des prächtigen Monte Leone bis zu 10,977 Fuß in die Höhe. Mein heutiges Reiseziel war erreicht. Es war Nachmittags drei Uhr.

Kein lebendiges Wesen war rund um das Hospiz zu erblicken. Alles todt und öde. Einige scharfe Windstöße fegten vom Rautgletscher her über das Plateau. Es war mir, als wenn sie Eis auf ihren Schwingen trügen, so scharf berührte ihr Hauch das Gesicht. Eine hohe Freitreppe führte zu dem Thore des Gebäudes. Ich stieg dieselbe hinan und betrat einen weiten hohen Flur. Auf demselben begegnete mir ein großer, stattlicher Hund von der Rasse der berühmten Bernhardshunde und blickte mich mit seinen schönen, klugen Augen an. Dann erschien ein Mann im schwarzen, langen Priesterrocke, bis zum Hals zugeknöpft, ein dunkler, breiter Gürtel umschloß die Taille unter der Brust; es war einer von den Chorherren des Klosters. Ich ersuchte ihn in französischer Sprache um Aufnahme und Beherbergung für die Nacht. Freundlich reichte er mir die Hand zum Willkomm und forderte mich auf, in den Salon zu treten. Wir stiegen eine breite Treppe hinan, welche zum ersten Stock führte. Rechts und links öffnete sich oben der Durchblick auf einen hohen, breiten Gang, an dessen beiden Seiten die Zimmer lagen, welche zur Aufnahme der Reisenden bestimmt waren. Der Chorherr öffnete eine hohe Flügelthüre, welche in einen großen, stattlichen Saal führte. „Dieß ist der Salon," sagte er; „wollen Sie nicht aber vorher in das Zimmer treten, welches Sie bewohnen werden?"

Ich bat darum. Dann führte er mich wieder in den Gang zurück und öffnete eine Thüre, welche mit einer Nummer versehen war. Ich trat in ein schönes, hohes Zimmer, dessen Fenster auf das Plateau gingen, dem das Hospiz seine Fronte zukehrte.

„Wir haben die Gewohnheit, um zwölf Uhr zu frühstücken und um sechs Uhr zu Mittag zu speisen," sagte der Chorherr, „wünschen Sie aber jetzt zu speisen, so wollen Sie nur bestimmen."

Ich dankte für das freundliche Anerbieten und bat mir nur Kaffee mit Brod aus.

„Der Kaffee wird in einer Viertelstunde im Refektorium fertig sein; ich werde dann die Ehre haben, Sie zu benachrichtigen. Ihr Zimmer ist, wie ich sehe, vollständig zu Ihrer Aufnahme in Ordnung. Gehen Sie gefälligst in den Salon, den Sie ja jetzt kennen. Sie werden dort Zeitungen und Bücher zu Ihrer Unterhaltung finden." Dann reichte der Mönch mir nochmals die Hand und empfahl sich auf baldiges Wiedersehen.

Jetzt war ich in dem Zimmer allein und hatte Muße, mich umzusehen. Das Zimmer war sehr reinlich, sogar mit einem gewissen Luxus gehalten. Ich hatte auf meiner Reise durch das nördliche Afrika und durch Italien lange nicht so schön gewohnt, wie in diesem stattlichen Gemache. Der Fußboden war mit Holz getäfelt, die hölzerne Decke mit weißer, glänzender Oelfarbe angestrichen, die Wände waren mit Tapeten bekleidet: rothe Rosen mit grünen Blättern auf weißem Grunde. Ein Sopha und bequeme Sessel standen an den Wänden, in der Ecke stand ein breites, frisch überzogenes Bett mit Gardinen von weißem Mull umhangen. Vor dem Bette lag ein weicher Teppich. Der Leser sieht, es fehlte nichts an der komfortabeln Einrichtung eines bequemen Schlafzimmers. Nachdem ich meine Reisetasche abgelegt und mir Hände und Gesicht gewaschen hatte, ging ich wieder in den Salon.

Auch der Fußboden des Salons war mit braunem Holz getäfelt, die Decke mit weißer, glänzender Oelfarbe angestrichen, die hohen Fenster gingen ebenfalls auf das Bergplateau, dem das Kloster seine Fronte zukehrte. Die Wände waren ebenfalls mit einer hellen Tapete bekleidet. In der Mitte befand sich ein runder Tisch, um den bequeme Sessel standen. Ein Sopha nahm die Rückwand des Saales ein. Die Wände waren mit mehreren Bildern geschmückt, Oelgemälde und Kupferstiche. Die Einrichtung des Salons war, wie man sieht, ganz darnach angethan, um sich, während draußen der Schneesturm tobte oder ein eisiger Nordwind über die Höhen fegte, heimisch und wohl zu fühlen. Auf dem Tische lagen Bücher und Zeitungen. Ich trat an den Tisch und fand die neueste französische Zeitung und ein prachtvolles Kupferstichwerk, in dem die hervorragendsten Bildwerke der öffentlichen Gallerieen in Europa in schönen Stichen wiedergegeben waren. Es war das bekannte in Paris erschienene Werk: Les galleries publiques de L'Europe par Armengard. Ich war erstaunt, denn ich hatte geglaubt, höchstens religiöse Unterhaltungsschriften und kirchliche Blätter auf dem Tische der Bernhardinermönche zu finden; aber ich war nicht weniger erfreut, als ich erstaunt war. (Schluß folgt.)

Ein Feind Deutschlands.

Der Kardinal Richelieu.

Von

Dr. Karl Schweitzer.

(Bild S. 493.)

Als Kardinal Richelieu*) das Staatsruder ergriff, war die königliche Gewalt zwar nicht sonderlich durch das Recht des Volks, wohl aber durch die Anmaßungen der Großen und durch die Macht der Faktionen beschränkt, überhaupt aber in einem fortwährend wankenden, vom Strom der Ereignisse abhängigen Zustande. Die Großen benahmen sich, als wären sie keine Unterthanen, und die Befehlshaber in den Landschaften, als wären sie unabhängige Herren. Jeder maß seine Verdienste nach seiner Kühnheit; Niemand begnügte sich mit dem, was ihm zukam. Auswärtige Verhältnisse und Bündnisse wurden vernachlässigt, das öffentliche Wohl überall dem persönlichen Vortheil geopfert und die königliche Gewalt verachtet.

Zu allem dem kam der Staat im Staat, welcher aus den Religionskriegen wider die Hugenotten emporgestiegen und durch das Edikt von Nantes wie grundgesetzlich bestätigt war. Eine Klasse von Staatsbürgern gegen die Regierung in fortwährendem Vertheidigungsstand durch Festungen und selbstständige Waffenmacht, voll wohlbegründeten Mißtrauens und heimlicher Feindschaft gegen die andere Klasse, ein bereites Werkzeug jedes listigen Empörers, ein unaufhörlicher Schrecken des Throns.

Aus so vielfach abhängiger Lage die Regierung, d. h. den König zur Uneingeschränktheit zu erheben und mit den zur Gesammtwirkung enger verbundenen Kräften des Reichs auch die äußere Uebermacht zu erringen, daher zu allernächst das Haus Oesterreich zu demüthigen — dieß war der gedoppelte große Plan des kühnen Ministers, und er hat ihn erreicht durch beharrliche Verfolgung, mit unverwandtem Geistesblick und mit rücksichtsloser Gewalt, wenn er auch selbst die Früchte aller seiner Saaten nicht erntete.

Gegen die Reformirten, deren befestigte Stellung wie ein Feindeslager erschien, wurden seine ersten Angriffe gerichtet. Aber ihre Niederwerfung kostete einen dreimaligen Krieg. In dem letzten wurde das starke Rochelle nach der verzweifeltsten Gegenwehr endlich bezwungen. Ein Angriff der Engländer, welcher den Belagerten Luft machen sollte, scheiterte und sie wurden sodann von jenen

---

*) Armand Jean, dritter Sohn Franzes du Plessis, Herrn v. Richelieu im Lande Poitou, — Bischof von Luçon, nachmals Kardinal v. Richelieu, war geboren zu Paris 5. September 1585.

schimpflich im Stiche gelassen, die Standhaftigkeit der Stadt aber in ihres heldenmüthigen Bürgermeisters Guiton Person durch die Qualen des Hungers überwunden. Richelieu, der mit dem Könige (Ludwig XIII.) selbst zu Felde gezogen war (1627), hatte durch einen mit merkwürdiger Kunst und Anstrengung aufgeführten Seedamm derselben alle Hülfe und Zufuhr, die über's Meer ihr zukommen konnte, abgeschnitten und drängte sie zu Land mit einem mächtigen Heere. Nachdem über 15,000 Einwohner Hungers gestorben, die Uebrigen aber demselben Tod nahe waren, mußte das für unbezwinglich gehaltene Rochelle endlich sich ergeben, verlor seine politischen Freiheiten und wurde geschleift. Bald darauf wurden auch die zerstreuten Vesten der Hugenotten in der Provinz Languedoc erobert unter vielen Handlungen der Grausamkeit. Doch war die Staatsklugheit Richelieu's zu groß, als daß er nicht den nunmehr entwaffneten Reformirten freie Religionsübung gelassen hätte, wodurch er sich ihres treuen Gehorsams zwar versicherte, aber auch die Vorwürfe der Gegner sich zuzog.

Durch den Fall von Rochelle waren die mißvergnügten Großen schon halb entwaffnet und gaben durch Uebermuth und übel geschmiedete Ränke dem Minister willkommenen Anlaß, sie vollends zu erdrücken. Des Königs Bruder Gaston, Herzog von Orleans, stand an der Spitze von Richelieu's Feinden. Auch die Königin Mutter, Maria von Medicis, haßte den Undankbaren, der ihr, durch welche er groß geworden, nunmehr allen Einfluß raubte. Eine Reihe von geheimen Verschwörungen und offenbaren Kriegen entstand dadurch. Alle auf Richelieu's Macht eifersüchtigen Großen, alle vom Hofe wie immer Gekränkten, alle in näherer Abhängigkeit von Orleans Stehenden, oder welche auf ihn als den muthmaßlichen Thronfolger ihre Hoffnung setzten, verstärkten dessen Streitkräfte, und mehr als einmal war der Kardinal seinem Sturz oder der gewaltsamen Ermordung nahe. Aber er beschwor alle Gefahren und überwand alle seine Feinde durch Klugheit, Geisteskraft und kühne Entschlossenheit, freilich auch Verrath, schamlose Ungerechtigkeit und unmenschliche Härte.

Der König, durch die verführerische Aussicht auf unbeschränkte Gewalt, die ihm nach Unterdrückung der Großen winkte, bestochen und im Bewußtsein eigener Schwäche das Bedürfniß der Anschließung an einen Starken fühlend, hielt fest an seinem Minister gegen alle Einflüsterungen der ihm sonst Nächsten und Liebsten. Selbst mit seiner Mutter brach er entschieden und verwies sie vom Hofe. Sie starb, nach elfjährigem Umherirren, verlassen und arm zu Köln, 1642.

Kräftiger setzte der Herzog von Orleans sich zur Wehre. Er fand Freunde, die sich für seine Leidenschaft opferten. Er selbst war wohl aufbrausend, unruhig und gewaltthätig, aber ohne wahren Muth, ohne feste Beharrlichkeit und Treue, so daß fast Alle, die für ihn stritten, die Opfer seiner Schwäche wurden.

So erging es außer Anderen dem tapferen Marschall von Montmorency, Statthalter von Languedoc, als er dem mit Heeresmacht heranziehenden Gaston zufiel. Dieser gab in einem Aussöhnungsvertrag mit dem Könige, seinem Bruder, jenen, der in Gefangenschaft gerathen, preis, und er wurde trotz der Fürbitte des Hofes, fast aller Großen des Reichs und des Volks von Toulouse nach Richelieu's hartem Willen hingerichtet. Der Schrecken dieser Hinrichtung befestigte den Gehorsam gegen den Minister, welcher diese Furcht noch vermehrte durch Errichtung knechtisch gesinnter Tribunale und Benützung der käuflichen oder eingeschüchterten Parlamente. Doch hörten die geheimen Anschläge wider seine Würde und wider sein Leben nicht auf und fanden von spanischer und österreichischer Seite Unterstützung.

Was die auswärtige Politik betrifft, die sich seit Heinrich's IV. Tode bis auf Richelieu's Regiment so schwach gezeigt und in dem Grad unter spanischem Einfluß gestanden hatte, daß sie unter Anderem zur Vermittelung eines Waffenstillstandes zwischen dem Kaiser Ferdinand und der protestantischen Union die Hände geboten, so nahm der neue zweite Prinzipalminister sofort die Politik König Heinrich's IV. wieder auf, um die habsburgische Macht in Oesterreich und Spanien zu vermindern und Frankreich zur ersten Macht Europas zu erheben. Die Holländer in ihren Freiheitskämpfen mit Letzterem, so wie die deutschen Kriegsfürsten Mannsfeld und Christian von Braunschweig, welche nach Niederwerfung des gegen Ferdinand erwählten Böhmenkönigs, Friedrich von der Pfalz, mit Christian's Schaaren die Feindseligkeiten gegen den Kaiser auf eigene Rechnung fortsetzten, erhielten Subsidien. Ja, um durch Beförderung des kirchlich-politischen Parteiwesens die Wiederherstellung einer starken Centralgewalt in Deutschland zu verhindern und auf dessen Kosten eine Reform der Karte von Europa durchzuführen, hatte der Kardinal bereits im Jahre 1624 ein geheimes Bündniß mit England, Venedig, Savoyen gegen das Haus Habsburg zu Stande gebracht und suchte Holland, Schweden und Dänemark zum Beitritt zu bewegen. König Christian von Dänemark, Herzog von Schleswig-Holstein, der schon lange sein Gebiet durch den Besitz der benachbarten Stifter Bremen, Verden u. s. w. und wo möglich auch der Hansestädte, mit welchen er in beständiger Fehde lebte, abzurunden suchte — ging deßhalb freudig auf alle Anerbietungen ein und begann, von Frankreich, England, Holland unterstützt, einen Reichskrieg, der nach üblicher Formel die „Beschützung der deutschen Freiheit" zum Zweck hatte. Als er aber von Tilly auf's Haupt geschlagen und der Sieg durch Wallenstein vollendet war, die Kaiserheere Norddeutschland bedeckten und für die deutschen Fürsten wie für das Ausland die Gefahr nahe lag, daß die Kaisermacht wieder allgewaltig und das in Deutschland und Spanien herrschende Haus Habsburg Schiedsrichter Europas werden könne — da gab Gustav Adolph von Schweden, der es als eine Lebensfrage für seinen Staat betrachtete, den Kaiser von der Ostsee fern zu halten, dem wiederholten Andringen Richelieu's nach. Dieser hatte ihm schon im Jahre 1628 für einen Einfall in Deutschland eine jährliche Unterstützung von 400,000 Reichsthalern versprochen und ein Kaiserthum im Osten in Aussicht stellen lassen, auch ihm eine Geldunterstützung von Seiten der Generalstaaten und Englands ausgewirkt; er gewährte nun dem Könige, als er nach seiner Landung auf dem Boden des deutschen Reichs Anfangs wenig Erfolg hatte, durch eine im Jahre 1631 vertragsmäßig genauer festgesetzte Geldunterstützung die Mittel zur Fortsetzung des Kriegs.

Zu derselben Zeit, als Richelieu Gustav Adolph zu seinem Einbruch angespornt hatte, ließ er durch seinen Agenten bei den katholischen Ständen des Reiches dahin wirken, daß sie die Zurückstellung der von den Protestanten in Besitz genommenen, geistlichen Güter verlangten, und durch das Drängen derselben veranlaßt, gab Ferdinand im Jahre 1629, gegen den Willen seiner Minister und seines Oberfeldherrn Wallenstein, das bekannte Restitutionsedikt, dessen Ausführung den Bruch zwischen dem Kaiser und den protestantischen Ständen unendlich verschlimmerte und die Aussicht auf Frieden, welchen die französische Politik aus allen Kräften zu verhindern strebte, in unabsehbare Ferne rückte.

Während Richelieu auf solche Art für „Herstellung der deutschen Freiheit" sorgte, benutzte er die mantuanische Erbschaftsangelegenheit, um auch in Italien Einfluß und Ansehen des Hauses Habsburg zu brechen und dessen Uebergewichte das französische unterzuschieben, wobei Ludwig und sein Minister selber im Feld erschienen. Den Streit endete der Friede von Chierasco im Jahre 1631 in der Art, daß der Kaiser und der König von Spanien den französisch gesinnten Karl von Gonzaga-Nevers als Herzog von Mantua anerkannten, und Savoyen die wichtige, an einer der großen Pforten der Westalpen gelegene Festung Pignerol an Frankreich abtreten mußte, um diesem einen freien Zugang nach Italien zu sichern und letzteres Land gegen „das Haus Habsburg zu schützen". Seitdem hatte der Kardinal bei den englischen Unruhen überall die Hand im Spiel, und nicht mit Unrecht hielt ihn Karl I. für einen der vornehmsten Urheber seiner Unfälle. England, sagte man in Frankreich, sei unter der Königin Elisabeth furchtbar gewesen; jetzt aber sei die wilde Bestie gezähmt, und man führe sie, wohin man wolle.

Gustav Adolph von Schweden, der Anfangs im Solde Richelieu's gefochten, war seit seinem Siege bei Breitenfeld, wo er (im September 1631) die Kraft der Liga und des Kaisers zersprengt hatte, nicht Willens, ein blindes Werkzeug der französischen Politik zu werden, und bald hielt Richelieu deßhalb den Bundesgenossen, der so reißende Fortschritte auf der Bahn des Sieges machte, für einen gefährlicheren Feind Frankreichs als den Kaiser. Darum begrüßte er auch dessen Tod (November 1662) als eine wunderbare

Fügung Gottes und traf sofort seine Anstalten, um ihn zur Förderung Frankreichs zu benutzen.

Wie derselbe von da an bis an sein Ende mit diabolischer Meisterschaft fortgefahren, durch seine Intriguen und Geldspenden die Verwirrung und Zwietracht in Deutschland zu nähren und für Frankreichs Interesse — in Uebereinstimmung mit den Schweden, denen ebensowenig daran lag, den Krieg beendet zu sehen, — auszubeuten; wie er sodann nach der nördlinger Schlacht und dem Abschluß des prager Separatfriedens thätigen Antheil durch Heeresmacht am Krieg genommen, um den endlichen Sieg des Kaisers zu vereiteln, und den Ländergewinn, welchen die Krone Frankreich in der Folge im westphälischen Friedensschluß davontrug, angebahnt hat; wie er endlich noch sterbend seinem Werk die Krone aufgesetzt durch Empfehlung seines geistesverwandten Mazarini zu seinem Nachfolger, welcher sein System fortsetzte und im Friedensschluß den Triumph der französischen Macht über das Haus Oesterreich vollendete — das ist mit unauslöschlichen, grellen Zügen in der Geschichte jenes unheilvollen Kriegs verzeichnet, in Folge dessen unser deutsches Vaterland auf lange, lange Zeit entkräftet blieb und den bald nachgefolgten Mißhandlungen des vierzehnten Ludwig's fast wehrlos preisgegeben war.

Außer den schon berührten, vom Glück gekrönten Kämpfen mit Spanien hat Richelieu mittelst seines Bündnisses mit Holland in einem dritten, wichtigeren, nicht nur auf deutschem Boden — eben durch die Theilnahme am großen deutschen Kriege — sondern auch an der niederländischen und spanischen Grenze geführten Kriege die Macht jenes zu gleicher Zeit noch von andern Unfällen betroffenen Staates bleibend erschüttert.

Richelieu's letzter Triumph war der Sieg über eine höchst gefährliche, von einem Liebling des Königs, dem Oberststallmeister von Cinq Mars gegen ihn angezettelte Verschwörung am Hofe. Obgleich es ihm gelang, dieselbe zu vereiteln und blutig zu rächen, waren doch seine stets schwachen, körperlichen Kräfte durch die Bewegungen und Anstrengungen der letzten Zeit so erschöpft worden, daß sein Uebelbefinden in ein hitziges Fieber überging und sein nahes Ende bevorstand. Auf die Nachricht hievon eilte der König zu ihm. Der Kardinal dankte ihm für diese Ehre und sagte: „Sire, es ist dieß der letzte Abschied, den ich von Ihnen nehme. Ich habe dabei den Trost, daß ich Ihr Reich auf dem höchsten Punkte des Ruhms, auf dem es je gestanden, hinterlasse. Ich empfehle Ihnen meine Verwandten unter der Bedingung, daß sie in Treue und Gehorsam verharren u. s. w." Nachdem sich der König entfernt, reichte man ihm das Abendmahl, vor dessen Genuß er betheuerte, daß er bei seiner Verwaltung nie etwas Anderes als das Beste der Religion und des Staats beabsichtigt habe. Als er ermahnt wurde, seinen Feinden zu verzeihen, sagte der Sterbende: „Ich habe niemals andere Feinde gehabt als die des Staats." Er starb den 4. Dezember 1642, achtundfünfzig Jahre alt.

Die Centralhallen in Wien.

Von **A. Silberstein.**

(Bilder S. 496 u. 497.)

„Markthallen" sind jetzt die Losung größerer Städte geworden. Die Tyrannei des Zwischenhandels, das schonungslose Ausbeuten, namentlich der kleineren Haushaltungen, durch erbarmungslose Spekulanten aller Art, hat zur Nothwendigkeit geführt, dem Urproduzenten den Weg zu den Märkten der größeren Städte zu erleichtern und ihm sowohl Zeitverlust als Auslagen so viel als möglich geringe zu machen. Die letztgenannten Wünsche des Erzeugers ließen ihn eben bisher seine Waare wohlfeilen Kaufes an den sich ihm entgegendrängenden Zwischenhändler abgeben, noch vor dem Marktziele. Andererseits verhinderten die Zwischenhändler zumeist das Erkennen des wirklichen Vorrathes und sie wußten jede Reichhaltigkeit durch sorgsames Hintanhalten zu verbergen. All' diese Gründe haben dahin gedrängt, einen Zwischenhändler aufzustellen, welcher alle guten Seiten für die Vermittelung besitzt, ohne gleichzeitig die Mißstände zu repräsentiren. Diese Vollkommenheit birgt nicht der Einzelne in sich, sondern nur die Gesammtheit, das ist: die der Lebensmittel bedürftige Gemeinde. Demgemäß baut man Waarenlager, „Markthallen", und die von der Gemeinde aufgestellten Faktoren verkaufen die angelangte Waare zu einem sehr geringen Gewinn für sich, oder besser zur Erhaltung des Institutes. Der Erzeuger erspart das persönliche Ueberbringen und kostspielige Ausharren in der Stadt, bis seine Waare an Mann gebracht ist; er erspart Zeit, und Zeit ist Geld; er hat nicht nöthig, Kredit zu geben, ja sich erst um Preise zu erkundigen; die sichere Stadt sorgt auch für seinen möglichen Vortheil, sie versteigert seine Waare, und diese wird dann sicherlich nach Bedarf bezahlt.

Auf diesen Grundlagen und Gegenseitigkeiten beruhen die Markthallen. Sie sind ein vortreffliches Erzeugniß des strebenden Zeitgeistes. Und zu all' diesem geben sie dem Einzelnkäufer ein schützendes Obdach in schlechter Witterung und fördern dadurch die allgemeine Gesundheit eben so sehr, als gleichzeitig durch bessere, säuberliche und kühlere Erhaltung der Lebensmittel.

Der Großstadt Wien Markthallen zu geben, war dringend geboten, wenn die rings von segensreichen Gegenden umgebene Stadt nicht länger dem verrammelnden System des Zwischenhandels und dem übeln Rufe einer unerschwinglich vertheuernden Stadt ausgesetzt bleiben sollte! Das erste Produkt dieses tiefgefühlten Bedürfnisses ist die Central-Markthalle zwischen der Verbindungsbahn und dem Stadtparke, nächst der Vorstadt Landstraße, an dem rechten Ufer der Wien. Sie soll zugleich eine Musteranstalt für die nächstfolgenden Bauten sein, denn jeder Bezirk soll eine Markthalle erhalten. Die erste größte ist vom städtischen Ingenieur, jetzigen zweiten Vorstande des Stadtbauamtes, Gabriel, entworfen und im Baue geleitet. Sie ward aus Ziegeln und mit einem hölzernen Dachsparrenwerk von großen Spannweiten errichtet. Sie erhält, wie unser Außen- und Innenbild zeigt, Ober- und Seitenlicht. Sie hat nebst dem Mittelgebäude, welches gleichzeitig die Kanzleien und Beamtenwohnungen enthält, zwei große Seitenflügel. Unter der Halle, welche unser Bild zeigt, ist ein gewölbtes Mauergeschoß, worin Fische und Fleischsorten ausgeboten werden. Es steht in Verbindung mit den riesigen Eiskellern und Wasserbassins. Das abschüssige Terrain, worauf der Bau steht, gestattet Zugänge derartig, daß man von der einen Seite direkt in die untere, von der andern Seite in die obere Halle gehen, oder mit den schwersten Lasten zufahren kann. Treppen fördern innerlich die Kommunikation. Die Eisenbahn, diese eiserne Lebensader der neuzeitigen Gestaltung, mündet an und in den Bau. Die „Verbindungsbahn" vereint die Lasten der Nord-, Süd- und Westbahn auf ihren Schienen; Ungarn, Italien, das reiche Oesterreich können ihre Erzeugnisse bis an und in das Thor dieser Halle senden, und dieß ist bereits der Fall. Da sieht man den riesigen Hummer des adriatischen Meeres neben dem kolossalen Hausen der niederungarischen Theiß, das geschossene Gemsböcklein der steierischen und oberösterreichischen Alpen neben der wuchtigen Halbseite eines podolischen Rindes. Die goldene Citrone duftet eifrig neben den proletarischen Gerüchen von Kraut und Rüben, wissen die Götter, oder Faktoren, woher! Allerweltskartoffeln liegen demüthig neben den erlesenen Obstsorten der exklusiven Treibhauspflanzen u. s. w. Sie alle werden ohne Unterschied ausgerufen, an den Meistbietenden, oder zuletzt auch um geringeren Preis hergegeben. Mobile Comptoirs, die bald hier sich aufpflanzen, bald dort verschwinden, registriren jeden Kauf, selbst der kleinsten Quantität, und eigens bestellte Träger expediren sofort zur genauen Wage und dann, nach Wunsch, an die beliebige Pforte der Halle. Ganz Wien drängt dahin, und allerdings genießen bereits die Haushaltungen bedeutende Vortheile und Ersparnisse seit Eröffnung dieser einzigen Halle. Welchen Einfluß wird erst eine größere Anzahl üben! Faktisch sind die Lebensmittel bereits im Preise gesunken, oder ist dem Steigen entschieden Einhalt gethan worden. Aus den entferntesten Theilen des Reiches strömen Lebensmittel zu, und Wien muß wieder das werden, was es noch vor nicht langen Jahren war: eine wohlversorgte und billige Stadt! Unsere Provinzen, Theile derselben, ersticken oft im Fette, die Großstadt lechzt dabei vergebens! Dieß bedarf eines volkswirthschaftlichen Ausgleiches. Der Gemeinderath hat sich ein Verdienst, ein ehrendes Zeugniß des Zeitverständnisses erworben.



Jack mit der Laterne erkennt seine Schwester. (S. 502.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von W. Smith.

(Fortsetzung.)

43. Die weisse Lady.

Jack mit der Laterne war, wie schon erzählt, in die Privatirrenanstalt des Doktor Douce Smyles gebracht und dem Sturzbad ausgesetzt worden. Als Samson, einer der erfahrensten Irrenwärter, am plötzlichen Tode des alten Bob die furchtbaren Wirkungen des stärksten aller Schreckmittel erkannte, konnte er sich der Besorgniß nicht erwehren, daß Jack, an dem er gar keinen ausgebildeten Wahnsinn entdecken konnte, in Folge des im stärksten Grade applizirten Sturzbades ebenfalls in eine lebensgefährliche Agonie verfallen könne. Er sorgte daher sofort dafür, daß Jack, der kalt, steif und besinnungslos aus dem schrecklichen Badeschranke kam, in ein warmes Bett gebracht ward. Dann legte er zinnerne Wärmflaschen, mit heißem Wasser gefüllt, an seine Füße und auf seinen Magen, bereitete einen heißen Brei von Hafergrütze, den er reichlich mit Zucker und Zimmt bestreute, und nöthigte nach der ersten Erwärmung den Zwangspatienten, diese Speise zu genießen. Die Folge davon war, daß die todbringende Wirkung des Sturzbades aufgehoben und Jack in einen angenehmen Zustand versetzt ward.

Es war eine von den besseren Stunden eines Irrenwärters, die Samson sich durch das Bewußtsein bereitete, ein Menschenleben gerettet zu haben. Er reichte Jack seine rauhe, nervige Hand. „Wohlan, mein guter Freund," sagte er, „Ihr werdet uns nun hübsch folgen und uns nicht die Augen schwarz und blau schlagen. Versprecht mir das! Es ist in Eurem eigenen Interesse, mit den Foltermitteln dieser Anstalt verschont zu werden. Ich für meine Person bedaure es tief, daß Euch Uebles zugefügt worden ist, aber ich habe Pflichten zu erfüllen und ich bitte Euch, mir das Leben nicht sauer zu machen. Ich weiß nun auf's Neue aus Erfahrung, wie fürchterlich ein Sturzbad ist, und will mich lieber aufhängen, ehe ich meine Hände wieder dazu hergebe; einen Unglücklichen in den finstern Badeschrank zu schaffen. Es ist Todtschlag, oder wenigstens hart daran vorbei, und das ist, wie es ist! Also Ihr versprecht mir, jeden Ausbruch von jetzt an klug zu vermeiden?" — „Von Herzen gern, Brüderchen!" erwiederte Jack im Tone der Aufrichtigkeit und Dankbarkeit, indem er dem Wärter die Hand schüttelte. — „Gut, ich verlasse mich auf Euer Wort und rathe Euch nun, recht ruhig zu schlafen und Euch nicht durch düstere Gedanken den Kopf zu verwirren. Die Hauptsache ist, Kamerad, daß Ihr Eure Vernunft vom Scheitel bis zur Stiefelsohle beweist, dann werdet Ihr Euren Prozeß gegen die Weisheit der Doktoren schon gewinnen, und das ist, wie es ist. Gute Nacht, Freund!" — „Gut' Nacht, Bester! Hört, Ihr seid auch zu was Besserem geboren, als hier den Wächter der Elendskinder abzugeben!" — „Hm, das ist, wie es ist. Der Mensch will sein Brod haben, Sir. Gute Nacht!" Der Wärter schloß die Zelle, und Jack schlief bald ein. Der helle Tag schimmerte durch's Fenstergitter in seine enge Klause, als er gestärkt erwachte. Er war wieder der stille brave Mensch, der er sonst immer in nüchternem Zustande gewesen, aber der Gedanke, eingeschlossen und vielleicht auf lange Zeit seiner Freiheit beraubt zu sein, verursachte ihm doch eine höchst widerliche Empfindung, und er konnte sich eines tiefen Grolls gegen seinen Bruder wie gegen die Aerzte, welche seinen Irrsinn bescheinigt, doch nicht erwehren.

Zum Glück war Doktor Douce Smyles nicht in der Anstalt anwesend; er war in Folge einer Einladung von den Verwandten

eines reichen Mannes, den sie gern in's Irrenhaus versetzen wollten, weggereist. Doktor Smyles hatte sein „eigenthümliches und neues System", als dessen Hauptstücke er „sanften Zwang und konstante Beschäftigung" bezeichnete, weit und breit ausposaunt und den geldbringenden Ruf erlangt, sich am Leichtesten dazu herzugeben, einen Menschen für verrückt zu erklären, selbst wenn er bei ganz gesunden Sinnen war, sobald nur irgend welche Interessen die Unterbringung des Opfers in einer Irrenanstalt forderten. In Folge dieses Rufes wurde Doktor Smyles sehr oft nach den verschiedensten Punkten des Landes bestellt und kehrte dann gewöhnlich nach mehreren Tagen mit einem neuen Insassen zum Schauplatze seines „Systems" zurück.

Während seiner Abwesenheit hatten die Pfleglinge bessere Tage; es wurde wenig mit ihnen experimentirt. Die Wärter waren zufrieden, wenn sie nur Ruhe hatten, und Samson, als der Erste von ihnen, sorgte für milde Behandlung, soweit nicht Tobsüchtige Ausnahmen erheischten. Jack wurde also schon am folgenden Morgen aus seiner Zelle geführt, um sich in Hof und Garten Bewegung zu machen. Es währte nicht lange, so fanden alle Wärter Gefallen an ihm; er war sanft, anspruchslos und witzig. Unerschöpflich war sein Vorrath von Anekdoten aller Art. Jack hatte das Leben des niederen Volkes in London mit all' seinem Elend und Schrecken, aber auch mit all' seinem Humor aus dem Fundamente kennen gelernt und hatte vermöge seiner bedeutenden Bildung und langjährigen Uebung eine ergreifende, oder einschmeichelnde, oder ergötzliche Art des Vortrags, je nach der Stimmung, die der Gegenstand erforderte. Er ward demnach das unterhaltende Element in „Herzberühigungshall" und eroberte sich in kurzer Zeit das größtmöglichste Maß von „Freiheit". Samson protegirte ihn mit aller Kraft; seine Schilderung über Jack's Zustand nach Smyles' Rückkehr vermochte diesen, Jack sorgfältig zu beobachten. Der ehemalige Trunkenbold hatte Samson's Rath, niemals mehr, es sei gegen wen es wolle, excessiv oder auch nur durch Blicke oder Worte gehässig zu werden, so klug beherzigt, daß er im Stande war, dem Irrenarzte mit offener Freundlichkeit entgegenzutreten.

Doktor Smyles sprach gegen seinen Wärter die „Ueberzeugung" aus, sein Sturzbad habe auf Jack die heilsamste Wirkung gehabt, er erscheine als vollkommen beruhigt und werde, wenn kein Rückfall eintrete, für die Zukunft ein sehr harmloser und kurioser Wahnsinniger sein. Auf Samson's Vorschlag und Fürbitte erhielt nun Jack auch seine „beste Freundin" wieder, seine Laterne, die er, wie bemerkt, schon als Student zu Oxford und zu Ashbrookhall besessen und stets zu bewahren gewußt hatte. Als das unscheinbare Ding ihm ausgehändigt ward, kam Jack vor Freude außer sich und hielt seiner „Freundin" einen Monolog, der den Irrenarzt in seiner Meinung bestärkte, daß er es doch mit einem, wenn auch harmlosen Geistesirren zu thun habe.

In Gemäßheit seines Systems der immerwährenden Beschäftigung verwendete Smyles einen Theil seiner Pfleglinge, die als die Unschädlichsten galten, zu allerhand Arbeiten im Freien, wie Holzsägen, Holzspalten, Kehren, Pflastern, Tünchen, Hacken, Graben, Pflanzen u. s. w. Jack erhielt die Erlaubniß, im Garten zu arbeiten. Diese Erlaubniß war wieder eine für ihn höchst günstige Schickung. Jack hatte sich schon in früher Jugend lebhaft für die Gartenkultur interessirt und in den ausgedehnten Gärten seines Vaters reiche Gelegenheit gehabt, sich praktische Kenntnisse zu erwerben. Als Schüler zu Eton hatte er in den Sommerferien tagelang sich zu Ashbrookhall mit gärtnerischen Arbeiten befaßt. Jetzt bethätigte er diese Kenntnisse, worüber Doktor Douce Smyles in solche Freude gerieth, daß er den Laternjack zu seinem Leibgärtner ernannte, und in der That, von diesem Augenblicke an kam das gärtnerische Departement von „Herzberuhigungshall" in die besten Hände.

Wir müssen nun zweier für Jack's Zukunft wichtiger Umstände erwähnen; einer davon war für seine baldige Befreiung, der andere aber bewirkte gerade das Gegentheil. Bekanntlich starb Jack's Bruder, Herbert Proudfoot, schon einige Wochen nach des Ersteren Unterbringung in der Irrenanstalt in Folge einer Entladung seines Jagdgewehrs. Herbert hatte die Bestreitung des Unterhalts seines Bruders übernommen, sogar seinem Vater, vielleicht um dessen Mitleid nicht rege zu machen, den unangenehmen Zwischenfall gänzlich verschwiegen. Da nun Doktor Smyles, ein echter „Geldmacher", kein Interesse daran hatte, einen Menschen als Irren in seiner Anstalt zu erhalten, der ihm Nichts einbrachte, so würde Jack ohne Zweifel sehr bald wieder entlassen worden und dann höchst wahrscheinlich in Elend und Trunksucht zurückgesunken sein.

Unter diesen Umständen erschien es fast wie eine Schickung des Himmels, daß Jack sich für die Gärtnerei eignete, denn nur dadurch ward eine Szene herbeigeführt, die ihn auf lange an seine bisherige Gefangenschaft fesselte. Eines Tages nämlich riß ein heftiger Wirbelsturm einen starken Ast von einem alten Baume im Garten. Dieser Garten war in zwei Abtheilungen geschieden: eine davon war für die männlichen Irren, die andere für die weiblichen, welche einen besonderen Flügel der Anstalt bewohnten, überhaupt von den Männern streng geschieden waren und ihre eigenen Wärterinnen hatten, so daß selbst die männlichen Wärter, Ausnahmen, wie Raserei und Begräbniß weiblicher Irren, abgerechnet, nichts mit dem weiblichen Theile der Anstalt zu schaffen hatten. Jener vom Sturme verletzte Baum stand aber an der Grenzscheide der beiden Abtheilungen, und der herabstürzende Ast schlug ein Stück des Stakets nieder. Sofort eilten die im Freien befindlichen männlichen Irren herbei, um den Ast wegzuschaffen. Zum Glück war Doktor Smyles abwesend, er würde sonst gegen diese Irren wegen Ueberschreitung der Grenze hart aufgetreten sein. Die Wärter verfuhren möglichst behutsam und removirten die Irren ohne jeden Exceß. Jack aber erhielt den Auftrag, die Zerstörung, welche der Ast auf einem Beete der weiblichen Abtheilung angerichtet, zu beseitigen. Er that dieß mittelst einer Hacke und einer Handwalze.

Plötzlich bemerkte er eine in einer Laube sitzende weibliche Gestalt, in weißem Kleide, mit blondem, fast weiß gewordenem, frei um Nacken und Schultern hängenden Haar. Es war eine Wahnsinnige, die eine ziemlich große Puppe gleich einem lebenden Kinde in ihren Armen wiegte, mit ihr sprach, sie liebkoste oder schalt, und mit einer rührenden Stimme ihr kleine Lieder vorsang. Ihre Gestikulationen waren äußerst lebhaft. Bald riß sie das vermeintliche Kind wild an ihren Busen, bald hielt sie es lächelnd von sich und nannte es mit den zärtlichsten Namen.

Jack blieb betroffen stehen, ein tiefes Mitleid fesselte seinen Blick an das unglückliche Wesen. Noch hatte er ihr Gesicht nicht genau gesehen; jetzt wendete sie sich ihm zu — er schrak heftig zusammen, dann schrie er auf und war im Begriff, auf die Laube zuzueilen; aber in diesem Augenblicke sagte ihm die Klugheit, daß er die Wärter nicht aufmerksam machen dürfe. „Aurora!" flüsterte er halblaut, „Schwester Aurora!" Die Irre blickte, als sie den Ruf hörte, nach ihm hin, aber sie offenbarte nicht die geringste Bewegung, welche darauf schließen ließ, daß sie die Bedeutung des Rufes oder den Rufer erkannte — sie hatte längst jede vernünftige Erinnerung verloren. Nur um so sorgsamer, um so hastiger preßte sie ihre Puppe an sich, als könne ihr dieselbe genommen werden. Viele Jahre der Pein hatten Aurora's Antlitz verändert, sie war älter geworden, als dieß unter glücklichen Verhältnissen geschehen sein würde. Ihr Gesicht war blaß und, wenn sie lächelte, nicht frei von Grimasse, aber sie war noch immer hübsch und ihr Auge hätte noch, wie sonst, als schön gelten können, wenn nicht der unheimliche Glanz des Wahnsinns in demselben geleuchtet hätte. „Aurora!" rief Jack zum dritten Male. „Kennst Du Deinen Bruder nicht mehr, meine geliebte Schwester? Erinnerst Du Dich nicht mehr des guten John von Ashbrookhall und der schönen Tage der Jugend, die wir zusammen verlebt haben? O Gott, die Arme erkennt mich nicht mehr, sie hat keine Empfindung mehr für die bekannten Laute, sie lebt in tiefster Nacht! Vielleicht ist es ihr Glück! Sie glaubt sich Mutter — wohl ihr, daß sie in der häßlichen Puppe ihr Kind nicht vermißt!"

Mit Thränen in den Augen verließ er das unglückliche Wesen. Er näherte sich Samson, um Weiteres zu erfahren, aber der tiefe Eindruck, den Aurora's plötzlicher Anblick auf ihn gemacht hatte, war so mächtig, daß er mitten im Gehen inne hielt und sinnend den Kopf schüttelte. „Nun, was habt Ihr, alter Junge?" fragte ihn Samson. „Hat Euch etwa der Ast um Euren Verstand gebracht?" — „O nein, Freund; ich habe eben eine unglückliche Wahnsinnige gesehen, und das hat mich so ergriffen." — „Oho, wie schwachnervig! Ihr meint die ‚weiße Lady' dort in der

Laube?" — „Warum heißt sie die weiße Lady?" — „Ganz einfach! Ihr habt jedenfalls schon vom Widerwillen mancher Irren gegen gewisse Farben gehört. Einige können Roth nicht sehen, andere Schwarz, wieder andere Grün, oder Grau, ohne in Schauder oder Wuth zu gerathen. Nun, die weiße Lady hat eben einen furchtbaren Abscheu vor Schwarz und eine entschiedene Vorliebe für Weiß, darum trägt sie stets Weiß — weißes Kleid, weißes Halstuch, weißen Ueberwurf; zudem, werdet Ihr bemerkt haben, spielen ihre sonst sehr schönen blonden Haare schon sehr in's Weißliche und sie hat sich einer sehr weißen Haut zu rühmen. Darum heißt sie allgemein die weiße Lady. Ihr Wahnsinn ist Infantomanie, und das ist, wie es ist, alter Freund!" — „Sie ist also wirklich in dem Wahne befangen, ihre Puppe sei ein lebendes Kind?" — „Natürlich; das ist in allen ähnlichen Fällen die gleiche Erscheinung, und das ist eben der Kasus für diesen Herrn Doktor Smyles. Ist übrigens eine Person aus sehr guter Familie, eines reichen Squire-Tochter, die verrückt geworden ist, weil ihr Vater ein Liebesverhältniß durchkreuzt haben soll; wenigstens sagt sie das selbst. Sie behauptet, sie sei im Geheimen verheirathet gewesen, und es scheint mir, man hat ihr entweder ihr Kind genommen, oder sie hat es umgebracht. Ich hab' mich weiter nicht drum zu kümmern. Die Person hat jedenfalls viel gelitten, ehe sie so weit gekommen. Das ist, wie es ist!" — „Ich hoffe, sie wird gut behandelt, Sir!" — „O, was das anbelangt, Freund, so hat Mrs. Strugg, die Aufseherin, eine derbe Lektion bekommen. Diese war so thöricht, der weißen Lady ihre Puppe nehmen zu wollen. Hei, da hättet Ihr die sehen sollen! Sie hat die Aufseherin fast zerrissen. Die weiße Lady erhielt ihren Baby wieder, und Mrs. Strugg verließ den Dienst, für den sie übrigens auch gar nicht paßte."

Dieß war Alles, was Jack über seine Schwester erfahren konnte. Von nun an sehnte er sich nicht mehr aus der Anstalt fort, sondern dankte Gott, daß er ihn in die nächste Nähe der heißgeliebten Schwester geführt hatte, und hatte keinen größeren Wunsch, als den, entweder mit ihr frei zu werden, oder ihr Loos im Irrenhause zu theilen. Wie erschrak er daher, als nach Ablauf eines Jahres, für welches Herbert Proudfoot bezahlt hatte, Doktor Smyles ihm erklärte, er sei gesund und könne gehen, wohin er wolle. Jack bat flehentlich, ihn zu behalten, und Smyles ließ sich bewegen, ihn als gärtnerischen Aufseher und als einen der Irrenwärter zu engagiren. So ward es Jack möglich, in der Nähe Aurorens zu bleiben, und wenn er auch selten oder nie mehr mit ihr in Berührung kam, nie zu ihr sprach, so konnte er sie doch sehen und wußte jeden Augenblick, wie sie sich befinde.

44. Solo.

Freund Sim hatte, unter der Anleitung seines Bruders Harry, wirklich in Zeit von sechs Wochen ganz wacker boxen gelernt. Er konnte jetzt schon „einen Stand machen", das heißt einen Faustkampf mit anderen Burschen annehmen, um nicht mehr gehänselt und für feig gehalten zu werden. Er befolgte aber genau den Rath seines Bruders, nie unnützer Weise Streit zu provoziren und nie Rachegedanken zu nähren. An diesen Rath dachte er jedesmal, wenn die beiden Geschwister Crump ihn mit Worten verletzten. „Ich muß kalt dabei bleiben," sagte er dann sich selbst. „Erstens sind es die Kinder meines Prinzipals, und ich würde mich blamiren, wenn Mr. Linley erführe, daß ich mich mit ihnen herumschlüge; zweitens würde ich gar nicht fertig, wenn ich wegen jedes bösen Wortes, das Tom und Mary-Jane aussprechen, thätlich werden wollte. Ihr Mund ist eben wie ein Pfuhl — es kann nichts Angenehmes daraus hervorgehen."

Sim hatte die Genugthuung gehabt, einem der berühmtesten Maler Englands als Modell zu einem charakteristischen Gemälde zu sitzen, und auf's Neue hatte Mr. Truly (er trägt in Wirklichkeit einen andern Namen) ihn ersucht, sich an einem gewissen Tage bei ihm einzustellen. Dießmal sollte Sim auf einem historischen Bilde figuriren. Selbstverständlich hatte der Künstler Mr. Crump's Erlaubniß eingeholt, und der Buchhändler hatte sie, trotz des widerwilligen Raisonnements seiner Gattin, ohne Weiteres gegeben, weil der Maler einestheils ein guter Kunde von ihm war, anderntheils ihm wegen seiner ausgebreiteten Bekanntschaft viel schaden konnte. Sim hatte zu verschiedenen Malen seinen treuen Hund Solo hinter sich herlaufen lassen, wenn er nach Oxfordsquare zur Sitzung gegangen war, und Solo hatte in der Regel ruhig vor dem Hause, wo Mr. Truly wohnte, gewartet; einmal aber hatte er doch, durch die mildherzige Köchin verleitet, die ihn in der Küche beschenkte, sich in Truly's Wohnung einzuschleichen gewagt, und Mrs. Truly hatte, namentlich als Sim ihr des Hundes Geschichte erzählte, Gefallen an dem originellen Thiere gefunden. Sie ließ bei der neuen Einladung durch den Diener ausdrücklich sagen: Sim möge seinen alten Solo mitbringen.

Zur bestimmten Zeit also legte Sim seine Sonntagskleider an und machte sich auf den Weg; aber vergebens suchte und rief er nach dem Hunde, der sonst nie fehlte — Solo war nicht da. Daß gleichzeitig die Geschwister Crump abwesend waren, fiel Sim nicht im Entferntesten auf, er war an dergleichen gewöhnt.

Recht betrübt, daß er den Wunsch der Mrs. Truly nicht erfüllen konnte, machte er sich ohne Solo nach dem Oxfordsquare auf den Weg. Als er in die Nähe von Hydepark kam, sah er plötzlich in einiger Entfernung vor sich Tom und Mary Jane, gefolgt von einigen Straßenkindern. Sim ward aufmerksam und blickte lange nach der Gruppe, die immer nach dem Serpentineflusse zuging. Da sah er, daß Tom einen Hund an einem Stricke nach sich zog. Sim ward kreidebleich und seine Kniee schlotterten — der Hund war sein Solo! Rasch folgte glühender Zorn dem anfänglichen Schrecken. Ohne Zweifel hatten die niederträchtigen Geschwister im Sinne, dem Hund ein Leid zuzufügen, weil sie wußten, daß er sein Liebling war. Sie wollten sich dadurch jedenfalls an ihm rächen, und zwar gerade heute, wo sie gehört hatten, Sim solle den Hund mit in das Haus des Künstlers bringen.

Sim lief, was er konnte, um die Gruppe zu erreichen. Er kam ihr eben nahe, als sie den Serpentine an einer sehr buschigen Stelle erreicht hatte und Mary Jane, mit Hülfe der Straßenläufer, eben im Begriff war, einen alten zerrissenen Reisesack, der mit Steinen gefüllt war, an den Strick zu binden, der seinem Solo um den Hals geknotet war. Sim legte sofort seine Hand auf Tom's Arm. Hand und Stimme zitterten ihm vor Aufregung, und sogar die Augen wurden ihm feucht beim Anblick des treuen Thieres, aber es war keine Spur von Feigheit in ihm. „Was willst Du mit dem Hunde beginnen?" fragte er. — „Geht's Dich was an, Schreibaby?" erwiederte Tom. „Mach', daß Du wegkommst, sonst will ich Dir Einen überziehen, daß Dir Hören und Sehen vergehen sollen!" — „Was will der Mosjö Zimperlich?" sagte Mary Jane schneidend. „Aergert er sich, daß er nicht mit seinem lieben Hündchen trotteln kann? Wie kannst Du so dumm fragen, Baby! Siehst Du nicht, was mit dem Köter geschehen soll? Hier diesen Sack voll Steine soll er um den Hals haben und dann wollen wir ihn in's Bad befördern, diesen muffigen, schäbigen Gesellen. Das soll er für seine Anhänglichkeit an Schreibaby haben, und Schreibaby thäte besser, wenn er seine Anhänglichkeit an das häßliche Vieh dadurch an den Tag legte, daß er sich ebenfalls im Serpentine ersäuft!" Die Straßenjungen lachten laut auf über diese gemeine Rede, die sie witzig fanden. Hätte es noch eines Momentes bedurft, um Sim's Aufregung zu steigern, so würde dieß der traurige Blick des Hundes und sein Wedeln gethan haben, womit er seinen Freund begrüßte. — „Warum wollen wir uns mit dem Bengel aufhalten — komm', Jane, mach' ein Ende!" sagte Tom und zog den Hund am Stricke ein Stück fort. — „Lass' den Hund los!" rief Sim mit krampfhaft geballter Faust. Als dieser nicht sofort gehorchte, faßte er ihn an und riß ihm den Strick aus der Hand. — „Ich werde Dir alle Knochen im Leibe zerbrechen!" knirschte der erboste Tom, der sich gar nicht vorstellen konnte, daß Sim wirklich Muth besitze. Mary Jane aber war schneller mit der That, wie ihr Bruder, sie klappte ihren Sonnenschirm, einen En-tout-cas, zusammen und hieb damit auf Sim los. Dieser griff nach dem Schirme, riß ihn dem Mädchen weg und schleuderte ihn eine Strecke weit fort, und der brave Hund, dessen Fessel Sim einen Augenblick fallen ließ, glaubte sich seinem Freunde aufmerksam erweisen zu müssen, sprang weg, den Strick hinter sich nachschleifend, holte den Schirm und apportirte ihn Sim mit den Zähnen. In demselben Augenblicke, wo der Hund den Schirm dicht vor Mary's Füßen niederlegte, haschte das brutale Geschöpf nach

dem Stricke. „Komm', Bruder!" knirschte sie. „Nun gerade soll die Bestie in's Wasser! Kommt, ihr Jungen, wir wollen unsern Spaß daran haben, daß dieser Zimperlich sich ärgert!" Aber seitdem die Straßenbuben gesehen hatten, wie der Hund apportirte, und wie tapfer Sim ihn vertheidigte, hatten sie ihre Stimmung gewechselt; sie waren besser als die fein sein sollenden Kinder eines Buchhändlers. Sie verlangten, Sim solle dem „Bully" ein Gefecht liefern. „Steh' ihm!" riefen sie Tom zu. — „Wir wollen richtigen, ehrlichen Kampf haben!" sagte einer der größeren Knaben. — „Ja wohl, fair play!" riefen die Anderen ihm nach. — „Der fechten?" versetzte Tom spöttisch. „Ihr wißt nicht, wie feig er ist; er läuft zur Mama und greint, gebt Acht, wenn ich ihn haue! Ich werfe ihn mit meinem kleinen Finger um!" — „O, prahlen kann Jeder!" sagte jener Knabe wieder, der einen regelrechten Faustkampf haben wollte. — „Wenn Du denn nicht der eitle Prahlhans bist, für den ich Dich immer gehalten habe, dann komm' an!" sagte Sim fest und ruhig. — „Du wirst mir ein feines Gefecht liefern!" entgegnete Tom lachend und machte sich bereit. Im Nu war unter großem Jubel ein Ring gebildet. Sim, mit flammenden Augen und brennenden Wangen, streifte die Aermel auf und knöpfte den Rock zu. Jetzt wollte Tom ausweichen; er hatte nicht geglaubt, daß Sim Muth zum Boxen haben werde. „Vater hat mir verboten zu fechten," sagte er kleinlaut zu den Umstehenden, aber diese ließen diesen Vorwand nicht gelten. „Feigling! Prahler! Schäme Dich!" schrieen sie durcheinander und umdrängten Tom; er mußte gewärtigen, von Allen geprügelt zu werden und stellte sich in Positur. Tom war ein großer, vierschrötiger Bursch, Sim für sein Alter klein, zart gebaut und weichlich. Tom schlug zuerst aus und würde mit seinem wuchtigen Hiebe Sim's Nasenbein zerbrochen haben, wenn nicht zu seiner großen Ueberraschung und zum Jubel der Umstehenden Sim den Schlag völlig kunstgerecht parirt hätte. Er erntete dafür den Beifall der jungen Kampfrichter. Sogar einige Erwachsene waren hinzugetreten, denn der echte Englishman interessirt sich für den Faustkampf, wo er ihn zu Gesicht bekommt. „Kunst gegen brutale Kraft wird allemal im Vortheile sein," sagte ein Gentleman zu einer Gruppe der zuschauenden Knaben: „Der kleine Kerl weiß seine Hämmer (Fäuste) ganz tüchtig zu handhaben. Ein guter Hieb auf den Brodkorb (Magen) würde den Geschwollenen bald umlegen. Ich wünschte, der Kleine zapfte ihm seinen Claret (Blut) an und spundete ihm die Gucklöcher (Augen) zu. Es ist kein Zug in dem fetten Elephanten (womit er Tom meinte). Gebt Acht, der große Bursche bekommt noch seine richtigen Schmiere und geht heulend nach Hause zur Mama!"

In diesem Augenblicke bekam Sim jedoch einen Schlag vor die Brust, so daß er zurücktaumelte; Tom verfolgte den erlangten Vortheil, doch schon sein zweiter Schlag ward parirt und plötzlich erhielt er einen so furchtbaren Hieb mitten in's Gesicht, daß er taumelte und niederstürzte. Das Blut schoß ihm aus der Nase, die Lippe war aufgerissen und das rechte Auge schwoll an und ward schwarz in seiner nächsten Umgebung. Großer Jubel der Zuschauer folgte diesem Treffen. Das Gefecht war zu Ende, und Sim ward von allen Seiten beglückwünscht. Dieser aber war bleich geworden über den sichtbaren Effekt seines Schlages. Die Folgen traten lebhaft vor seine Seele. „Mein Vater wird Dich dafür gehörig zusammenhauen, Du nichtswürdiger Bube!" sagte Mary Jane drohend, indem sie ihrem verhöhnten Bruder zu Hülfe eilte. Sim schlich sich sehr betreten hinweg. Solo folgte ihm nach.

Seine Angst mehrte sich, als er, in des Malers Wohnung angelangt, erfuhr, dieser habe vergeblich auf ihn gewartet, sogar eine Droschke nach dem Geschäft seines Prinzipals gesandt, und sei nun ausgegangen. Langsam kehrte Sim wieder um, da ließ ihn die Frau des Künstlers noch einmal rufen; die Erinnerung an den merkwürdigen Hund hatte sie dazu bewogen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr sie die Ursache des Ausbleibens Sim's. Gerade Solo hatte den wackern Burschen zu der begangenen Ausschreitung vermocht, und da sie es gewesen war, welche gewünscht hatte, Sim möge Solo mitbringen, so steigerte sich ihr Interesse für den Hund in dem Grade, daß sie Sim ersuchte, ihr den Hund zu überlassen. Hocherfreut darüber, seinem treuen Freund ein so gutes Unterkommen verschafft zu haben, willigte Sim in den Wunsch der Dame und ging etwas erleichtert zu Mr. Crump zurück. Es war Abend geworden, das Geschäftslokal war geschlossen. Im Hause war große Bewegung. Mr. Crump selbst trat Sim zuerst entgegen und maß ihn mit einem finstern Blicke, ohne zu sprechen. Mrs. Crump kam mit einer Essigflasche aus dem Wohnzimmer, Mary Jane folgte ihr mit einem Becken, gefüllt mit blutigem Wasser.

„Da kommt das Monstrum!" rief Mrs. Crump. „O Du Räuber und Mörder — die Augen sollt' ich Dir aus dem Kopfe reißen!" schrie sie Sim an. — „Bst, das ist meine Angelegenheit!" versetzte Mr. Crump beschwichtigend. — „Nun, ich hoffe, Du wirst den Buben exemplarisch bestrafen — unser Sohn kann zeitlebens unglücklich werden!" eiferte die Frau. — „Ja, ja, ich habe es Dir versprochen und es soll geschehen," entgegnete der Hausherr; „aber nicht heute Abend. Morgen will ich ihm das Fechten anstreichen, und ich würde es mit Tom ebenso machen, wenn er nicht eben krank im Bett läge . . . Allons, in Deine Kammer!" befahl er Sim. Dieser gehorchte, konnte sich aber, ehe er sich entfernte, nicht enthalten, ein Wort zu seiner Entschuldigung zu sagen. „Tom schlug mich zuerst, Sir!" — „O der schändliche Verleumder!" rief Mary Jane. „Glaube es nicht, Papa!" — „Ich will nichts mehr hören!" sagte Mr. Crump, gegen Sim gewendet. „Füge nicht auch noch die Lüge zu Deiner rohen That. Marsch in Deine Kammer, sage ich!" Sim entfernte sich indignirt. Kaum war er in seine Kammer eingetreten, so hörte er, daß die Thür hinter ihm verschlossen ward. Dieß deutete auf die ernsteste Absicht seines Prinzipals, seinen Burschen am folgenden Tage irgend welcher Mißhandlung auszusetzen. Dieser Gedanke war ihm peinlich. Es ward in ihm klar, daß er nach dem heutigen Auftritte und nach dem, was ihm am folgenden Morgen bevorstehe, in diesem Hause nicht mehr bleiben könne. Flucht! Dieser Gedanke stieg in ihm auf. Aber wie sollte er die Flucht bewerkstelligen? Seine Kammer lag im vierten Stock unter dem Dache; sie hatte nur ein Fenster, und dieß war zu Häupten; man öffnete es durch Emporschieben der Scheibe. Das Dach war flach. Es war nicht schwer, auf dieß Dach zu steigen, wenn er nur gewußt hätte, wie er von da herunterkommen sollte, ohne den Hals zu brechen.

Frisch gewagt ist halb gewonnen! dachte er. Etwas von dem seinen entfernt, war auf demselben Dache das Fenster einer Magdkammer. Dieß Mädchen kannte Sim als gute Nachbarin. Er entschloß sich, ihr von Oben herab einen Besuch zu machen. Sofort packte er seine wenigen Sachen in ein Bündelchen, überzählte den Inhalt seiner Sparbüchse — er fand über ein Pfund Sterling vor — schrieb dann einige Zeilen an Harry, die er in den nächsten Briefkasten zu werfen gedachte, und stieg aus seinem Fenster auf's Dach. Jenes Mädchen war noch nicht in ihrer Kammer, er mußte kurze Zeit auf dem Dache aushalten. Endlich kam sie; freilich erschrak sie heftig, als sie ihr Fensterchen schließen wollte und eine Stimme von Außen hörte; Sim aber machte sich möglichst schnell verständlich, sie erkannte ihn, ließ ihn höchlich befremdet in ihre Kammer steigen, hörte in kurzen Zügen die Ursache seiner Flucht und blieb ihm zu Liebe die ganze Nacht in den Kleidern, um den Armen nicht in der Nacht auf die Straße zu senden. Erst beim Tagesgrauen verließ Sim das Nachbarhaus, und verschwand aus der Nähe des Crump'schen Lokals so rasch er konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Wie man ein Deutscher wird. „Nicht in den Tagen des Glücks, sondern in den Tagen des Unglücks bewährt sich ein Charakter," sagt Schenkel in seiner Biographie Arndt's. Obwohl schwedischer Unterthan und aufrichtig diesem Lande zugethan, hatte Arndt die Schmach Deutschlands in den Jahren 1804—1807 mit wachsendem Schmerze, mit steigendem Zorne gesehen. Den verhängnißvollen Sommer des Jahres 1806 brachte er in Stralsund zu, mit Arbeiten für die schwedische Regierung beschäftigt. Unter Freunden saß er eines Abends bei munterem Gespräch und einem Glase Wein in einem öffentlichen Garten. Da ließ ein schwedischer Offizier ein verächtliches Wort über das deutsche Volk fallen. „Jetzt ward mir zu Muthe wie dem Moses im Egyptenlande," erzählt Arndt. Der friedfertige Gelehrte forderte den schwedischen Soldaten zum Zweikampf; drei Tage später schoß er sich mit ihm auf fünfzehn Schritte und wurde von einer Kugel zwar nicht lebensgefährlich, jedoch erheblich verwundet. Die Narbe, die er damals davontrug, erinnerte ihn von jetzt an täglich, daß er ein Deutscher war.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 43.

Stuttgart, 1866.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Ein Ausflug nach Turnowa in der Bulgarei.

Von

Peter von Starow.

Sechs Jahre hatte ich schon in Bukarest, der Hauptstadt der Walachei, gelebt, und noch war ich nicht nach der Donau, der Südgrenze des Landes gekommen, um einen Blick in die Türkei zu thun. Da erhielt ich von einem reichen Bulgaren den Auftrag, die Umgegend seines Wohnsitzes Turnowa auf das Vorkommen von Eisenerzen zu untersuchen; obgleich ich ihm nun sagte, daß ich Mediziner sei und von Geologie und Bergbau eigentlich wenig verstünde, so meinte Herr Totinow (er wird diese Zeilen schwerlich lesen und ich begehe keine Indiskretion, wenn ich seinen Namen nenne) doch, weil ich ein Deutscher sei und studirt hätte, fiele mir eine solche kleine Aufgabe gewiß leicht. Ich reiste mit ihm, und halb gezwungen sagte ich der Wallachenstadt und dem bekannten süßen Wasser ihres Flusses Dimbowitza lebewohl. Zum Glücke fuhren wir nicht in den landesüblichen Karren, sondern in einer guten, leichten Pritschke, deren muthige Rosse ein echter wallachischer Gaultummler — natürlich im Schafpelz — mit lautem Peitschengeknall zum Süden trieb. Von Landschaft kann hier nicht die Rede sein, man müßte denn die langarmigen Ziehbrunnen, die hier und da auftauchenden elenden Dörfer und einige schwarze, fliegengeplagte Büffel als solche anerkennen. Hier sind sie die Szenerie selbst, anderwärts gelten sie nur als Staffage. So kamen wir nach Dschurdschewo und dort war die Donau erreicht.

Wenn man in Regensburg, Passau oder auch Pest über die



Bulgarische Trachten. Von Tschichkoff.

Donau will, so bieten sich außer den Brücken zahlreiche Fahrgelegenheiten dar. Hier aber, an der Grenze zweier nur halbzivilisirter Staaten, verrichtet ein einziges kleines Fährboot den ganzen Dienst. Nach langem Harren konnte ich endlich mit meinem Begleiter einsteigen. Erst wurde das Boot an einer langen Leine von Büffeln ein Stückchen am flachen wallachischen Ufer hingezogen, dann spannte es ein plumpes Segel auf, und so kreuzten wir die Donau, bis wir am jenseitigen hohen Ufer unterhalb der Festung Rustschuk anlegten. Wir verbinden mit der Türkei gerne Begriffe wie Rosenöl, Myrrhen, Ambra und dergleichen; aber, hilf Himmel! diese orientalischen Gerüche wurden mir nicht zu Theil, statt dessen trieben Blut und allerhand stinkende Abfälle des rustschuker Schlachthauses auf den Fluten der Donau, die uns fast den Athem benahmen. Nun ging es in das türkische Zollhaus, und hier begann man eine Untersuchung mit meinem geringen Gepäck, die weit strenger als an jeder französischen Douane war. Doch bald rollte der Wagen durch die Straßen Rustschuks davon, und die türkischen Moscheen gaben meinen Gedanken eine andere Richtung. Auch sie werden einst dem Kreuze weichen, und vielleicht ehe das Jahrhundert zur Rüste geht, wird man dort in bulgarischer Sprache predigen — es gährt und kocht unter diesen Südslaven, und das Bild des petersburger Zaren, das ich in mehr als einer Bauernhütte fand, deutet genugsam auf den russischen Einfluß.

Die Straße führt am Flüßchen Lom hin, das bei Rustschuk in die Donau fällt. Kukuruz (Mais) war die ausschließlich gebaute Frucht. Frauen, die an der Straße hingingen, spanen im Gehen, und damit hatte ich ein echt orientalisches Bild vor mir. In einer kleinen Schenke, die den poetischen Namen „zum Rosenborn" trägt, machten wir Halt, und hier kaufte Herr Totinow für seinen Kutscher ein Pfund Schnaps; er wird nämlich in Bulgarien gewogen und nicht, wie bei uns, gemessen. Schnaps pfundweise, das klingt stark, dachte ich. Fortwährend tauchten neue Dörfer vor mir auf; bald zogen Büffelheerden vorüber, bald fesselten hohe Schneestangen das Auge; denn im Winter, wenn fußhoher Schnee den Boden deckt, kann man nur an diesen Zeichen die Landstraße erkennen. Vereinzelt standen wilde Birnbäume auf den Feldern; die sauren Früchte munden dem bulgarischen Gaumen ausgezeichnet, was mir gerade kein Zeichen von Kultur zu sein schien. „Hier bei diesem Erdhügel," sagte Herr Totinow, „fand vor einem halben Jahre ein Straßenmord statt. Die Gegend ist sehr unsicher." Angenehme Aussicht, dachte ich, und nun kamen mir die verwilderten Gesellen, die einzeln oder in kleinen Trupps daher zogen, alle wie verkappte Räuber vor.

Wir hatten das Thal des Lom nun verlassen und näherten uns der Jantra, an welcher Turnowa liegt und die gleichfalls der Donau zufließt. Gegen Abend erreichten wir das Städtchen Biala, das aus 600 Häusern besteht, von denen 500 von Bulgaren, 100 von Türken bewohnt werden. Das Haus oder Khan, wo wir übernachten sollten, versprach keineswegs ein behagliches Quartier. Der kothige Hof mit seinem großen Misthaufen machte einen unerquicklichen Eindruck, und dazu kam eine kreischende Weiberstimme, die uns entgegenrief: Karabuluk tschok! „viel Einquartierung". Also der Khan gehörte Türken. Indeß ward für uns im Zimmer des Wirthes ein Lager zurecht gemacht. Auch das Abendessen fiel besser aus, als wir gedacht hatten, namentlich wurde eine gute Fleischsuppe aufgetragen. Draußen goß der Regen in Strömen.

Am folgenden Morgen hatte sich das Wetter aufgeklärt, aber der lehmige Boden war so durchweicht, daß der Wagen einigemal stecken blieb. Totinow trieb zur Eile, denn er wünschte dringend, noch frühzeitig in Turnowa einzutreffen. Hinter Biala ward die Jantra passirt, dann ging es nackte Hügel hinauf, und nun erreichten wir eine Gegend, in der alle Kultur ein Ende hatte. Von Straße oder Weg war keine Rede mehr, nur tiefgerissene Geleise zeigten die Richtung an, welche wir zu verfolgen hatten. Dann wechselten wieder Berg und Thal; Ziegenheerden grasten an den grünen Halden, und armselige Dörfer folgten aufeinander, deren slavische Namen an Ortsnamen in Böhmen und Schlesien erinnern. So rückten wir auf die nördlichen Vorhöhen des Balkan zu, an denen sich Weinberge zeigen; auch Wallnuß- und Maulbeerpflanzungen erfreuten das Auge. In reizender Lage erhebt sich hier auf den schroff abfallenden Balkanhöhen das Kloster „Sweta Troiza" (Heilige Dreifaltigkeit) und schaut herab auf die wild durch das Thal hinschießende Jantra. Durch einen Engpaß ging es weiter; herrliche Laubwälder schmückten die Berge, und die Schönheit der Gegend ließ mich den elenden Knüppeldamm vergessen, welcher den Weg bildete. Rechts von der „Straße" stieg wieder ein Kloster vor mir auf, und auch dieß schaute in eine paradiesische Landschaft. Gewiß, die bulgarischen Mönche haben es so gut verstanden, wie ihre deutschen Kollegen, sich die schönsten Gegenden zum Wohnsitz auszusuchen.

Immer folgte ich der steilansteigenden Straße und der mir entgegenrauschenden Jantra, und als ich aus einer romantischen Waldpartie heraustrat, da lag Turnowa vor mir. Eine merkwürdige Lage das! Wie eine Schlange windet sich die Jantra zwischen kuppenförmigen Hügeln in fünf Schlingungen hindurch. An einem der Hügel liegt die Stadt, die mit einem Blicke zu übersehen ist. Mir kam es vor, als wären die Berge der sächsischen Schweiz, der Lilienstein, der Königstein und die andern alle nahe zusammengerückt und um sie herum wäre die Jantra gewunden. Aber ein Blick auf die Beschaffenheit dieser Berge — es waren junge Kalksteine — überzeugte mich, daß ich für Herrn Totinow wenig ausrichten würde.

Totinow's Haus zeigte einen ganz abendländischen Anstrich, und ich vermißte dort wenig, wenn auch manche orientalische Ungenirtheit mir auffiel. So ward es ganz in der Ordnung gefunden, daß die Hühner im Zimmer umher spazierten und Alles beschmutzten. Doch mir ging es dort gut, und als ich nach fünf Wochen wieder die Heimreise antrat, ohne Rotheisenstein, Brauneisenstein, Raseneisenerz oder Magneteisenstein gefunden zu haben, da war Herr Totinow gegen mich so freundlich wie am Tage unserer Ankunft, als er sich noch in dem stolzen Wahne befand, dereinst Hochofenbesitzer von Turnowa zu sein. Ich habe jedoch in den fünf Wochen die Gegend genugsam durchstrichen, einige bulgarische Brocken erlernt und gesehen, wie das Volk dort lebt, und wie es fühlt und denkt. Einiges will ich hier mittheilen.

In dem Dorfe Kilifara, nicht weit von Turnowa, lebte ein Verwandter Totinow's; der Mann war gleich ihm wohlhabend und hatte sich sein Vermögen durch eine schwunghaft betriebene Rakifabrikation erworben. (Man brennt nämlich hier aus Zwetschen einen sehr starken und guten Spiritus, welcher den Namen Raki führt.) Um ihn zu besuchen, durchwanderten wir Marcianopel, die Vorstadt Dornheims, denn so läßt sich Turnowa oder Trnowa übersetzen; vor dem Dorfe dehnten sich Maisfelder und Maulbeerpflanzungen aus, und in den Feldern war eine Figur mit ländlicher Arbeit beschäftigt, die sich durch Vollbart und Popenmütze als der Geistliche des Ortes ankündigte. Ich bin dann später noch oft mit dem Seelenhirten Kilifaras zusammengetroffen; er war, wie die meisten Popen Bulgariens, ein ganz ungebildeter Mensch und kaum des Lesens kundig. Als Priester verwaltete er die Sakramente, las die Evangelien, und verzeichnete die Taufen und Hochzeiten auf dem Kerbholze. Gegen die Türken und die höhere Geistlichkeit wußte er ein langes Klagelied zu singen und namentlich schob er dem wüsten Leben der Letzteren zu, daß in neuerer Zeit so viele Bulgaren zum Katholizismus übertreten. Er selbst hatte seine Stelle von einem Bischofe gepachtet, und so sehen wir denn noch heute das Beispiel des Mönches Simeon befolgt, der zuerst eine Patriarchenstelle für Geld erwarb.

Totinow's Schwager Pristina wohnte in einem kleinen, echt bulgarischen Hause. Seine Frau und Tochter waren gerade damit beschäftigt, die kleine Lehmhütte anzuweißen, und da Pinsel bis hieher noch nicht kommen, so hatten sie statt deren ein Stückchen Schaffell genommen. Besonders die Tochter war ein hübsches Mädchen, und wenn sie den Spinnrocken unter dem Arme leichten Schrittes sich durch die Dorfgasse hinbewegte, dann hingen die Augen aller jungen Bursche an ihr. Gar prächtig wußte sie das Haar mit Blumen und Münzen zu schmücken; Spitzen zierten die Aermel des Hemdes und Glaskorallen hingen über dem weitausgeschnittenen Mieder. Ihr Hauptschmuck war jedoch der nationale Pojas, ein Gürtel aus Metall mit zierlich gearbeiteten Spangen, in Palmenform und aus Silber getrieben. Das Haus war geweißt, und am andern Tage sah ich die Frauen wieder mit Maurerarbeit beschäftigt; keine Minute durfte ungenützt vergehen, sonst

brummte Pristina. Dicht beim Dorfe erhob sich ein langgestreckter Pfahlbau, ein Vorrathsspeicher oder Koliba, wie er auf bulgarisch heißt. Frau und Tochter verflochten die Eichenstämme mit Schilf und Rohr, und verstrichen dann die Ritzen mit Lehm. Wie bei vielen unzivilisirten und halbzivilisirten Völkern, ist auch bei den Bulgaren die Frau das Lastthier und die Dienstmagd des Mannes.

Der Mann, das Familienoberhaupt, fühlt sich in seiner Würde daheim, dort ist er Stareschina, Aeltester, und befiehlt nach Maßgabe der altslavischen Familienverfassung. Auch Herr Pristina war ein solches Tyrannchen und der echte Typus eines Bulgaren. Auf dem greisen Haupte saß die Tschubara, die Mütze aus Schaffell, und über den Rücken hing ein immer noch stattlicher geflochtener Zopf herab, den die Männer jenes „slavischen Kulturvolkes" mit Chinesen und Tungusen gemeinsam haben. Die Jacke war an den Schultern und am Brustschlitz mit Stickereien verziert, die Füße deckten Bundschuhe. Außer der Rakifabrikation betrieb Pristina noch etwas Landwirthschaft, und seine Felder waren gut angelegt, namentlich mit selbstgemachten Drainröhren versehen. Auf das Dreschen scheint man sich jedoch in der Bulgarei nicht zu verstehen, ich sah es wenigstens in einer mehr als primitiven Weise ausführen. Ein Büffel trampelte über dem Waizen hin und her und schleppte einen großen Klotz mit sich herum, in welchen scharf zugehauene Feuersteine eingetrieben waren; das Stroh ging natürlich auf diese Weise ganz verloren.

Abends ertönte Gesang in den Gassen Kalifaras, heitere Volkslieder, die jedoch von anderen slavischen nach Text und Melodie sehr abweichen. Es waren Hirten- und Liebeslieder. Die Natur, das Leben im Walde und das Glück der Minne liefern die Themata. Ganz besonders liebt die bulgarische Frau den Tanz. Bursche und Mädchen schließen eine lange offene Kette und tanzen dann zwei Schritte vor- und einen rückwärts. Dabei sprühen die Liebesblicke nach Rechts und Links, und manches Mädchen verliert ihr Herzchen. Jung ist die Bulgarin fast ideal schön zu nennen, doch mit zwanzig Jahren ist sie bereits verblüht. Ich lobte mir im Stillen unsere deutschen Frauen, die, wie es im Liede heißt, „ein artig Weilchen blühen".

Daß der Bulgare in so vielen Stücken noch weit zurück ist, liegt auch großentheils mit an der systematischen Unterdrückung des Volkes von Seiten der türkischen Regierung; viele Klagen sind gerechtfertigt und sie werden einst üble Früchte tragen. Rußland wiegelt das Volk auf, der Zar ist in das Kirchengebet des Popen mit eingeschlossen, und wie man mir sagte, soll sogar auf der Kirche zu Kasan in der Bulgarei der russische Doppeladler neben dem christlichen Kreuze angebracht sein. Wenn die orientalische Frage reif ist, dann werden sich auch Bulgaren und Serben erheben, und die Bildung südslavischer Reiche unter Rußlands Schutzherrschaft kann dann als sicher angenommen werden.

Zwischen Eis und Schnee.

Das Bernhardinerkloster auf der Simplonstraße.

Von

Gustav Rasch.

(Schluß.)

An der Rückwand hing ein großes Gemälde, welches die Mitglieder der italienischen Königsfamilie darstellte. Die Wände zu beiden Seiten der Thüre waren mit vortrefflich ausgeführten Oelgemälden geschmückt. Das Eine stellte im reichen Goldrahmen den Stifter des Bernhardinerordens, den heiligen Bernhard von Menthon, Archidiakonus zu Aosta dar. Er wurde geboren im Jahre 923 und starb im Jahre 1008. Er gründete im Jahre 962 die Klöster auf dem großen Sankt Bernhard, das Mutterhaus für die aus etwa vierzig Mitgliedern bestehende Kongregation des Bernhardinerordens, und legte ihnen die Verpflichtung auf, während des Winters und während der Schneezeit, die auf dem Bernhardspaß fast neun Monate dauert, nach Hülfsbedürftigen umherzuspähen und die Reisenden unentgeldlich aufzunehmen und zu verpflegen. Wenn man im Winter den großen St. Bernhard überstiegen hat, wenn man ferner weiß, daß die Zahl der armen Arbeiter, welche, um sich ihr Brod zu erwerben, im Frühjahre nach Deutschland und im Winter nach Italien gehen und den Bernhardspaß zu übersteigen haben, jährlich 16—18,000 beträgt, so ist man erst im Stande, die große Hülfe zu würdigen, welche den „Armen und Elenden" dieser Erde durch Errichtung dieses großartigen Zufluchtshauses geworden ist. Mit dem Gefühle der Hochachtung in der Seele blickte ich in das ernste und schöne Gesicht des Mannes, welches mich aus dem goldenen Rahmen anschaute. Er zählte gewiß zu den wahren Bekennern der Christusreligion, der Religion der Brüderlichkeit und der Liebe.

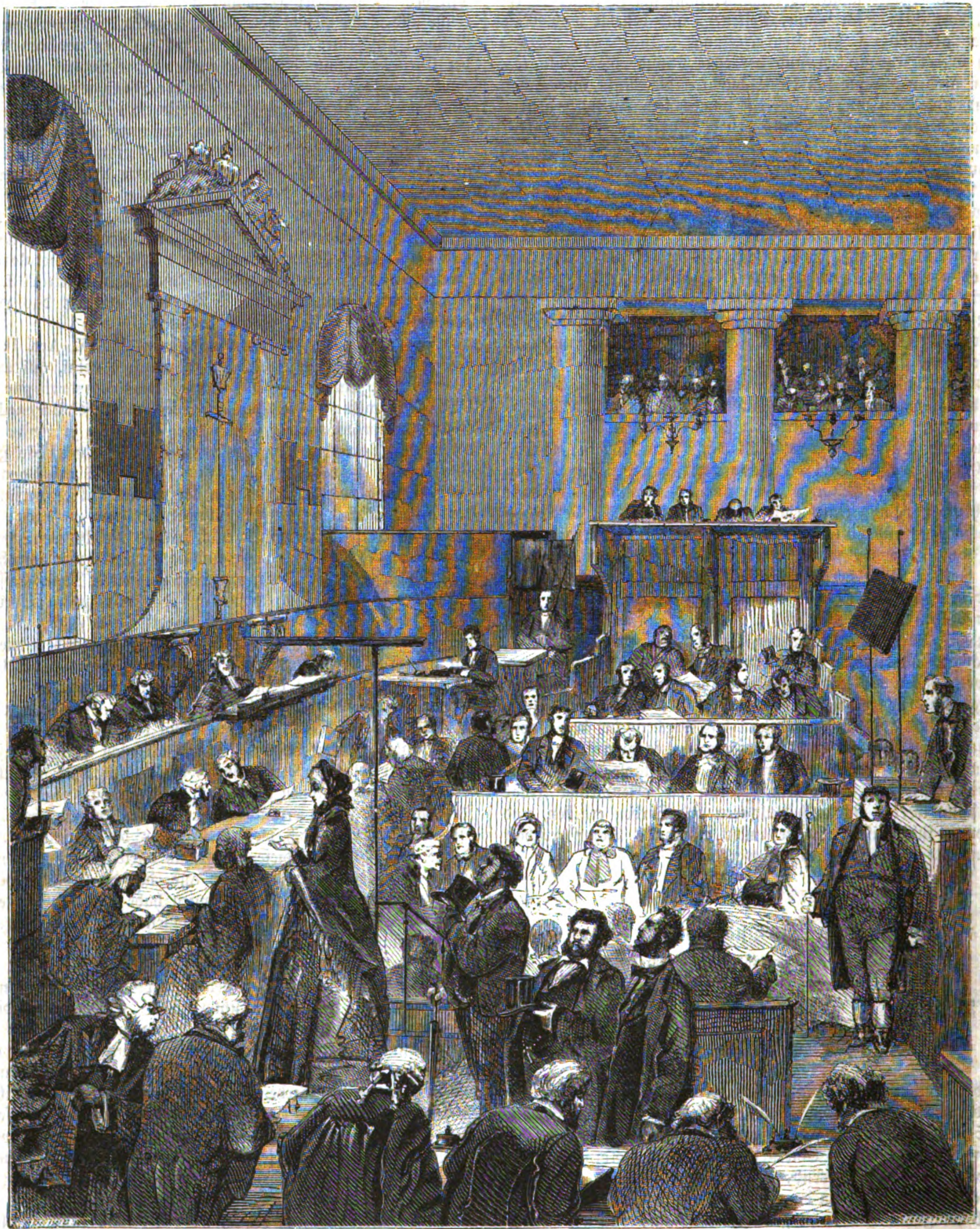
Das Bild auf der rechten Seite der Thüre gehörte einem andern Manne an, einem Manne von eminenten Talenten und großen Eigenschaften, aber einem Manne, der unter den größten Egoisten und Despoten der Erde einen ersten Platz einnimmt. Das trefflich gemalte Oelbild stellte Napoleon Bonaparte dar, nicht den Kaiser, sondern den General der französischen Republik, wie er über den Simplon zog, um die cisalpinische Republik jenseits der Alpen zu gründen, mit jugendfrischen Zügen, mit strahlendem Auge, jung und schön, im rothen, reich mit Gold gestickten Generalsrock. Der breite goldene Rahmen trug als Inschrift den Artikel I. des Beschlusses der Konsuln vom 21. Februar, wodurch das Hospiz gegründet wurde. Die Inschrift lautete:

Arreté des consuls du 29 ventose An IX. Art. I: Il sera retabli sur le Simplon un hospice pareil à celui, qui existe sur le grand St. Bernard. Cet hospice sera desservi par les Religieux du même ordre, que ceux du grand St. Bernard, et les Religieux seront soumis à la même discipline et tenus observer les mêmes devoirs envers les voyageurs, que ceux du grand St. Bernard. Signé Bonaparte.

Ich stand noch im Anschauen des schönen Bildes versunken, als der Mönch wieder in den Salon trat, um mir zu sagen, daß der Kaffee bereit sei. Er führte mich in das Refektorium, welches im vierten Stock lag. Der große und lange Saal war sowohl in den Wänden, wie in der Decke mit Holz getäfelt. Mein Kaffee stand nebst Brod, Butter und Honig auf der mit weißer Serviette bedeckten Tafel. Während ich mich an die Tafel setzte, um mir das weiße Brod, die treffliche Butter und den gut zubereiteten Kaffee gut schmecken zu lassen, unterhielt und bediente mich der Chorherr. Er that das ganz mit dem Anstand eines Weltmannes, der dem neben ihm sitzenden Gaste die Speisen reicht, welche ihm selbst so eben überreicht worden sind, als wenn es aus Höflichkeit geschehe, und fragte mich wiederholentlich, ob ich nicht einige Gläser Wein trinken oder kalte Küche verzehren wolle? Währenddem unterhielten wir uns von den großen politischen und sozialen Fragen des Tages. Ich war nicht wenig erstaunt über die Kenntnisse, über das politische Urtheil und noch weit mehr über die freisinnige Richtung, welche der Mönch in diesem Gespräch darlegte. Begeistert sprach er sich über den großen Triumph aus, den die Freiheit soeben jenseits des Meeres in Amerika errungen habe und nannte die Niederlage der Südstaaten einen der größten und glänzendsten Siege, welche jemals sowohl in der alten wie in der neuen Welt von der großen Fortschrittspartei in der Entwicklung der Menschheit erfochten worden seien. Auch über die deutschen politischen Verhältnisse war der Mönch ganz vollkommen unterrichtet. Er bezeichnete die demokratische Föderativrepublik als die einzig mögliche Form für die Einheit und Freiheit Deutschlands und zweifelte auch gar nicht, daß sie der Schlußstein der momentanen deutschen Parteikämpfe sein würde. Auch die Wiederherstellung der französischen Republik, meinte er, sei die unmittelbare Folge des Sturzes der napoleonischen Despotie, von der er in wenig schmeichelhaften Ausdrücken sprach.

Vier Jahre dauert die Prüfungszeit der Novizen, welche die Absicht haben, in den Orden des heiligen Bernhard zu treten. Die Prüfungszeit ist rauh und hart; sie wird immer im Kloster auf dem großen St. Bernhard zugebracht, wo das Klima rauh und hart und der Dienst schwer ist. Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard ist die höchste menschliche Winterwohnung in den Alpen. Humboldt sagt im Kosmos, daß die mittlere Jahrestemperatur des St. Bernhard-Klosters (45 Grad nördlicher Breite) von — 0,79 Grad Reaumur (nämlich im Winter — 7,6 Grad, im Frühling — 3,1 Grad, im Sommer — 7,2 Grad, im Herbst — 0,1 Grad) sich in der Ebene erst bei einer Breite von 75 Grad (Südkap von Spitz-

bergen) wiederfinden würde. In diesem Klima gewöhnt sich der Körper des jungen Novizen nach und nach an die dort herrschende Temperatur. Ist sein Körper nicht kräftig genug dazu, um eine so rauhe Temperatur zu ertragen, so tritt er vor Beendigung seiner Prüfungszeit zurück; im entgegengesetzten Falle leistet er nach Ablauf der vier Jahre die Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams und empfängt das Ordenskleid, welches eigentlich nicht schwarz, sondern von weißer Farbe ist. Die Prüfungszeit ist



Eine Sitzung in Old-Bailey. Von Morin. (S. 510.)

im Orden der Bernhardinermönche auch deßhalb auf vier Jahre festgesetzt, damit der junge Novize sich recht prüfen kann, ob sein Körper die zur Ausübung seiner religiösen Pflichten nöthigen Strapazen werde ertragen können. Die Zahl der Chorherren auf dem Simplon betrug augenblicklich nur vier, von denen einer die Würde des Priors bekleidete, während im Kloster auf dem großen St. Bernhard gegenwärtig dreizehn Chorherren mit sieben Knechten anwesend waren. Bekanntlich werden dort, um die Hülfsbedürftigen



Der Daibooth von Kamakura. Von Bethwell. (S. 512.)

im Schnee aufzuspähen, große Hunde einer eigenen Rasse vom feinsten Geruch gehalten, welche die Chorherren und die Knechte auf ihren Spähwegen begleiten. Auf dem Simplon befanden sich momentan zwei von diesen Hunden. Einer von ihnen hatte mich beim Eintritt in das Hospiz auf dem Flur begrüßt. Das Hospiz auf dem Simplon war, wie ich schon erwähnte, von dem General Napoleon Bonaparte, als er noch Konsul der französischen Republik war, gegründet worden. Es war mit einem Landgut in der Nähe von Paris dotirt, dessen Einnahmen jährlich ungefähr 15,000 Franken betrugen; diese Einnahmen genoß das Hospiz auch heute noch, doch waren sie kaum hinreichend, um die 6—700 armen Reisenden zu verpflegen, welche im Winter und im Beginn des Frühjahres die Simplonstraße passiren, um sich in Italien oder in Deutschland Arbeit zu suchen. Das Hospiz auf dem Simplon konnte, wenn seine sämmtlichen Räumlichkeiten besetzt waren, dreihundert Reisende beherbergen.

So erzählte mir der Mönch, während er mir die letzte Tasse Kaffee reichte. Ich stand auf, um noch einen Spaziergang auf dem Plateau in der nächsten Umgebung des Klosters zu machen. „Wünschen Sie allein oder in unserer Gesellschaft zu Abend zu speisen, wir speisen um sechs Uhr?“ fragte er, als ich ihm herzlich die Hand zum Abschiede reichte, „wir haben noch einen Gast, einen Pfarrer aus der Gegend von Martigny; er gehört ebenfalls unserer Bruderschaft an; Sie können ganz nach Ihrem Wunsch bestimmen.“

Ich lachte. „Wie werde ich denn allein essen, hochwürdiger Herr,“ sagte ich, „wo ich in so vortrefflicher Gesellschaft speisen kann.“

Um sechs Uhr war ich von meinem Spaziergange zurückgekehrt. Im Refektorium war der Prior des Klosters, ein noch junger Mann in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, eine hohe und stattliche Gestalt mit südlichem Teint, dunkeln Augen und reichem schwarzen Haar, anwesend. Er begrüßte mich mit großer Herzlichkeit. Neben ihm stand ein alter Geistlicher, hoch in den siebenziger Jahren, der mir als der Vikar einer dem Bernhardinerkloster gehörigen Pfarre, in der Nähe von Martigny, vorgestellt wurde. Auch er gehörte dem Bernhardinerorden an und hatte den größten Theil seines mühevollen Lebens auf den rauhen Höhen des großen St. Bernhard zugebracht. Vor zehn Jahren hatte er eine ruhige Stelle, das Vikariat in der Nähe von Martigny erhalten. Der Orden besitzt mehrere solcher Ruhestellen für die alten Tage der Mönche. Trotz seines hohen Alters war der geistliche Herr rüstig und munter, von einer seltenen geistigen Frische. Er machte einen Besuch bei den Mönchen im Simplonhospiz und wollte am folgenden Morgen in sein Vikariat bei Martigny zurückkehren. Er war aber nicht die Simplonstraße zu Fuß hinaufgestiegen, wie ich, sondern er war gefahren. Zu einer so starken Fußwanderung reichten seine körperlichen Kräfte wohl nicht mehr hin. Außer ihm und dem Prior war nur der Mönch anwesend, welcher mich beim Eintritt in's Kloster empfangen und bewirthet hatte. Die übrigen beiden Mitglieder des Ordens, welche auf dem Simplon beschäftigt waren, waren seit mehreren Tagen, da in dieser Zeit der Besuch der Reisenden höchst sparsam ist, auf einer Besuchsreise abwesend.

Nie in meinem Leben werde ich das Abendessen vergessen, welches ich an diesem Abend im Hospiz auf dem Simplon in der Gesellschaft dieser würdigen Männer einnahm. Es war eines der interessantesten Soupers, an denen ich Theil genommen habe. Vor dem Beginn desselben erhob sich der Prior und sprach das Tischgebet. Einer von den im Hospiz für die groben Handarbeiten angestellten jungen Menschen wartete auf, indem er die Speisen auf den Tisch trug, welche mittelst einer in der Wand befindlichen mechanischen Vorrichtung aus der im Erdgeschoß befindlichen Küche in das Refektorium hinaufgewunden wurden. Der jüngste Chorherr zerschnitt die Fleischspeise und legte mir, als dem Gaste, zuerst vor, während ich, bevor ich mich selbst bediente, die Schüssel zuerst dem alten geistlichen Herrn überreichte. Die Speisen waren mannigfaltig und gut zubereitet, eine Suppe, mehrere Gemüse, mehrere Fleischspeisen und eine Mehlspeise. Dazu wurden meistens nur rothe Weine getrunken. Im Refektorium des Hospizes auf dem Simplon wurde nicht gehungert und gefastet, wie im Refektorium des Trappistenklosters bei Algier. Es wurde gut gegessen und gut getrunken. Keiner von den an der Tafel sitzenden Mönche sprach den Grundsatz aus: „Wir sind todt in dieser Welt und vegetiren nur im Stillschweigen, im Brevierablesen und in Selbstkasteiung,“ sondern sie sagten: „Wir leben in dieser Welt, und wir finden unsere Aufgabe darin, unserem Leben in dieser Welt einen Inhalt zu geben, und dieser Inhalt besteht in der Ausübung der Pflichten der Brüderlichkeit und der Liebe, welche uns die wahre Christusreligion auferlegt, und welche zu erfüllen wir unsere Gelübde geleistet haben.“ Und dann erzählte mir der alte Mann, der da vor mir saß mit den durchfurchten Zügen, mit dem spärlichen weißen Haar, und der stattliche, schöne Prior, der auch über zehn Jahre im Hospiz auf dem großen St. Bernhard gewesen war, von den dortigen Mühen und Anstrengungen, von den Schneestürmen im harten Winter, von dem Suchen der verirrten Reisenden auf den verwehten Pfaden, wie die edlen Hunde, den Kopf hoch gehoben, als wenn sie das Bewußtsein und den Stolz ihres schweren Berufs in sich trügen, vorausschritten, bis zum Nacken ganz in einen weißen Schneemantel gehüllt, um vermittelst ihrer feinen Geruchsnerven den Armen ausfindig zu machen, der, schon dem Tode des Erfrierens nahe, ihrer Hülfe bedürfe. — „Nein, unser Aufenthalt auf dem Simplon ist ja mit dem Aufenthalt im Hospiz auf dem großen St. Bernhard gar nicht zu vergleichen; ich kann den Dienst in diesem Hospiz nur als eine Erholung betrachten,“ rief der Prior nach einigen derartigen Schilderungen aus, „wo die Schneestürme, die Unwetter, die feuchten, kalten Nebel, welche ich ja alle selbst bei meinen vielfachen Alpenwanderungen kennen gelernt und empfunden hatte, vor meinem Geiste vorübergezogen waren.“

Am andern Morgen um neun Uhr verließ ich das Hospiz auf der Simplonstraße, um nach Brieg in die Schweiz hinabzusteigen und auf der Eisenbahn, welche von Sion am genfer See vorüber nach Basel führt, nach Deutschland zurückzukehren. Der Prior war allein im Hospiz anwesend. Der jüngere Chorherr begleitete den ehrwürdigen Vikar in dem kleinen Wagen des Hospizes bis nach Brieg. Wir frühstückten allein; dann wünschte ich vor meiner Abreise in die Kirche des Klosters geführt zu werden. In der Kirche befindet sich ein Opferstock, und ich wollte doch das Kloster nicht ohne eine Vergütung für die mir gewordene gastliche Aufnahme und Bewirthung verlassen. Der Prior mochte meine Absicht ahnen, und versicherte mir mehrmals lächelnd, die Kapelle enthalte nichts für mich Bemerkenswerthes, auch nicht einmal ein Bild von irgend einer künstlerischen Bedeutung. Ich hätte ja alle die wunderbaren Kirchen in Mailand, Florenz, Rom und Neapel mit ihren reichen Kunstschätzen gesehen; wozu ich die arme Klosterkirche in Augenschein nehmen wolle? Nur mit Mühe gelang es mir, meinen Willen durchzusetzen und mich meiner Pflicht zu entledigen. Der Prior begleitete mich bis zu dem großen Hausthor. Noch einmal richtete sich der große schöne Hund an mir in die Höhe, mich mit seinen schönen klugen Augen anblickend. Dann nahm ich von dem Prior Abschied. Herzlich und freundschaftlichst schüttelte ich dem wackern Mann die Hand, und mit dem Gefühle tiefer Hochachtung gegen diese armen Mönche, welche in den Jahren, wo andere Menschen dahin streben, die Freuden des Lebens in vollen Zügen zu genießen, sich demüthig dem Dienst „der Armen und der Elenden“ auf dieser Erde gewidmet haben, stieg ich die einsame Straße nach Brieg hinab.

Im englischen Schwurgerichtssaal.

Von

Arthur Hosemann.

(Bild S. 508.)

In einem konstitutionellen Lande muß seiner Staatsform auch die Organisation des Gerichtswesens entsprechen. Wie hier Verwaltung und Gesetzgebung der Kontrole der Oeffentlichkeit unterworfen sind, so muß es auch das Gerichtsverfahren sein. Geheime Justiz widerspricht einer konstitutionellen Staatsverfassung eben so sehr wie dem Geiste unserer Zeit, der gegen jede Bevormundung und Geheimthuerei auf irgend einem Lebensgebiete Protest erhebt. England ist dem übrigen Europa schon längst mit wahrhaft konstitutionellen Formen vorangegangen, und auch die Art und Weise, wie dort Recht gesprochen wird, verdient überall da nachgeahmt zu

werden, wo die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens noch nicht eingeführt ist.

Im Nachfolgenden wollen wir unsere Leser mit einem englischen Gerichtshofe näher bekannt machen.

Old-Bailey besteht aus zwei Gerichtssälen, dem Old-Court, dem alten Gerichtshof, der sich nur für Fälle von Majestätsbeleidigung öffnet, dem New-Court, dem neuen Gerichtshof, in welchem die gewöhnlichen Gerichtsverhandlungen stattfinden. Alle Monate werden hier Sitzungen abgehalten, die in der Regel fünf bis sechs Tage dauern. Der Lordmayor präsidirt dieselben; zwei Aldermen sind seine Assistenten. Der Recorder (Instruktionsrichter) hält die Klage aufrecht, der Common-Sergeant führt das Protokoll, während ein besonders Angestellter in dem Saale die Ordnung aufrecht erhält. Die Tribünen und Plätze, von denen aus verhandelt wird, sind höher gelegen als bei uns. Den höchsten Platz nimmt der Richter ein. Zwischen ihm und der Tribüne für die Angeklagten befinden sich die Boxes, die Bänke für die Geschwornen. Auf der Seite erheben sich die Bänke für die Advokaten. Es fehlt in diesem Saale an freiem Raum für das Publikum, dasselbe postirt sich bald da, bald dort, bald auf Seite der Advokaten, bald auf Seite der Geschwornen. Fast dieselbe Höhe wie der Sitz des Richters nimmt die Stelle ein, von welcher die aufgerufenen Zeugen, Sachverständigen u. s. w. vernommen werden. Sie sind den Blicken aller Anwesenden im Gerichtssaale ausgesetzt. Mit der Zeit der Betheiligten und mit den Kosten geht man verschwenderisch um, namentlich auch mit den Zeugengebühren, die z. B. für einen Arzt, Prediger oder sonst studirten Mann 1 Pfund pro Tag, für einen Krämer, Handelsmann u. s. w. (Shopkeeper) 5 Schillinge, für einen Handarbeiter 2½ Schillinge betragen.

Eigenthümlich ist die englische Methode, die Zeugen zu vereidigen. Am Fuß der Zeugenkanzel redet der Gerichtsdiener in etwas förmlicher Weise den Zeugen folgendermaßen an: „Das Zeugniß, welches Sie dem Gerichtshofe und der Jury in dem Prozeß zwischen . . . . . ablegen, soll sein die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit. So helfe Ihnen Gott!“ Hierauf küßt der Zeuge das Neue Testament als Zeichen des Schwurs.

Im Ganzen ist das Gerichtswesen in England sehr kostspielig; nicht nur fallen die gesammten Prozeßkosten Demjenigen zur Last, der den Prozeß verliert, auch ein gewonnener Prozeß ist oft nur ein Pyrrhus-Sieg. Aehnliche Fälle wie der folgende sind dort schon oft vorgekommen: Ein Mord ist begangen worden; man hat wohl begründeten Verdacht, wer der Thäter ist; allein aus Furcht oder Interesse wagt Niemand, die Gerichte gegen ihn anzurufen. Endlich findet sich ein braver Bürger, der es nicht länger mitansehen kann, daß der Verbrecher frei umhergeht. Er macht die Anzeige vor Gericht, ermittelt Zeugen des Verbrechens, und der Schuldige wird verdientermaßen verurtheilt. Dem beherzten Ankläger fehlen nun die Glückwünsche der Richter und seiner Mitbürger nicht. Aber nun folgt noch etwas Weiteres: er erhält nämlich eine Rechnung zugestellt, die ihn zu Bezahlung von etwa 500 fl. Gerichtskosten verpflichtet. Ist er nicht im Falle die Bezahlung leisten zu können, so harrt seiner der Schuldthurm. Das ist freilich eine sehr schlimme Seite des englischen Gerichtswesens.

Marlen.

Novelle von **Wilhelm Jensen**.

(Fortsetzung.)

Der Angeredete knickte nochmals ehrfurchtsvoll zusammen und blickte dem prächtigen Gespann nach, dann kehrte er in's Haus zurück. Es war fast, als trüge er den Kopf etwas höher als sonst, als er zu der alten Marlen in's Zimmer trat, und er bemühte sich, etwas Huldreiches in seine Stimme zu legen, wie er sagte: „Eine freudige Ueberraschung, es ist eine freudige Ueberraschung, einen alten Freund nach längerer Zeit wieder zu sehen, meine liebe Marlen.“ Doch er kam nicht weiter, denn der seltsame Ausdruck im Gesicht der Alten machte ihn verstummen.

„Was habt Ihr, Marlen? Ist ein Unglück passirt?“ rief er schnell. Sie hob die Augen und blickte ihn wie tief in Gedanken versunken an.

„Unglück?“ wiederholten ihre Lippen mechanisch; dann sammelte sie sich und setzte ruhig hinzu: „Ich wüßte nicht. Wer war denn der junge Gefährte Ihres Freundes?“

Die Betonung des letzten Wortes klang halb spöttisch, halb bitter zwischen den Lippen hervor. Er wurde ein wenig verlegen und erwiederte, seinen früheren Ton wieder annehmend: „Sein Neffe, sagte er mir; ich habe früher schon von ihm gehört, aber ihn selbst heute zum ersten Mal gesehen. Er ist auswärtig erzogen, glaube ich.“

„Sein Neffe?“ wiederholte sie nachsinnend vor sich hin; „hatte er denn Geschwister?“ Sie murmelte das zwischen den Zähnen und schüttelte ungläubig den Kopf.

Aber Herr Martens war nicht gewillt, nochmals die Gelegenheit, die sich ihm bot, sich mit seiner vornehmen Bekanntschaft zu brüsten, vorübergehen zu lassen. „Allerdings, liebe Frau,“ fiel er hastig ein, „allerdings hatte der Herr Baron Geschwister; ich habe sie sehr genau gekannt.“

Die Alte blickte ihn fragend an, als erwarte sie Namen oder nähere Auskunft der Erwähnten von ihm zu vernehmen. Er stockte einen Augenblick und schien eifrig in seinem Gedächtniß umherzukramen; dann setzte er ziemlich unmotivirt hinzu: „Es ist ein gar prächtiger Herr, ein wirklicher Aristokrat; Ihr wißt, ich halte nichts auf Adel, aber ein wirklicher Aristokrat!“

Es wäre ihm vielleicht schwer geworden, eine Definition des letzten Wortes zu liefern; doch es gefiel ihm sichtlich, denn er wiederholte es noch einigemale vergnüglich vor sich hin.

Die Alte mochte auch auf die wirklichen Aristokraten wenig geben, wenigstens hörte sie seinen schwungvollen Lobeserhebungen sehr theilnahmlos zu und schüttelte nur hin und wieder noch halb ungläubig mit dem Kopf.

„So wäre dieser Neffe der Erbe des Gutes?“ sagte sie endlich, als ob dieß als Schlußsatz einer langen Reihenfolge von Gedanken vor sie hingetreten.

„Ei, freilich, freilich,“ entgegnete der Kaufmann; „da der Herr Baron keine eigenen Kinder besitzt, natürlich. Ein reicher Herr in Zukunft, allerdings Majorat.“

„Majorat?“ fragte sie; „da kann er es nicht veräußern, nicht wahr? und es fällt nach seinem Tode dem nächsten Erben zu?“

„Oder Erbin,“ unterbrach sie der gelehrte Herr Martens, „bei uns auch Erbin; nur muß bei ihrer Verehelichung der Mann ihren Namen annehmen. Es ist das, um zu verhüten —“

Indeß schien er nicht ganz mit sich klar darüber zu sein, was verhütet werden sollte, denn er brach abermals mit gewichtigem Blick ab und sagte: „Aber Ihr fragt gerade, als ob Ihr die Absicht hättet, das waldheim'sche Gut zu kaufen, Marlen.“ Der Einfall kam ihm sehr lustig vor, so heftig lachte er dazu, während die Angeredete noch immer sinnend vor sich hinstarrte.

„Und er war nie verheirathet?“ fragte sie, ohne seine letzte Bemerkung zu beachten.

„Nie!“ versetzte Herr Martens; „natürlich nie, ich müßte es ja wissen.“

War es die wundersame Logik dieses Satzes, unwillkürlich stießen die verschrumpften Lippen der Alten ein kurzes, fast bellendes Gelächter hervor. Dann bückte sie sich und sammelte die Fische wieder in ihre Körbe, warf sie über die Schulter und ging auf die Thür zu.

„Also vorsichtig, Marlen, vorsichtig,“ flüsterte der Kaufmann, wie er den dunklen Gang mit ihr hinunterschritt. „Und dann überlegt, was ich Euch über den Valenz gesagt habe; es ist besser, und Ihr setzt uns sonst unnöthig Gerüchten aus.“

Doch sie hörte nicht auf ihn und schritt eilig über den Flur am Laden vorbei. „Adieu, Marlen!“ rief Herr Martens ihr nach; „sobald Ihr wieder Weißfische habt, bringt sie mir.“ Aber ohne den Kopf zu wenden und den Gruß zu erwiedern, lief sie davon. Ihre Lippen murmelten unausgesetzt Etwas vor sich hin; gegenüber bog ein weiblicher Kopf aus dem Fenster und rief: „Habt Ihr noch Fische, Marlen?“ Sie achtete nicht darauf; nun klang es dicht vor ihr: „Heda!“ Ein schwerer Landwagen rollte ihr fast über die Füße hin. Das brachte sie etwas zur Besinnung; sie

verließ die Fahrstraße und bog in einen Fußweg ein, der anfänglich an Gärten vorüber, später durch den Erlengrund auf die Haide hinunter führte.

Sie hatte für den Fremden etwas eigenthümlich Reizvolles, diese Haide. Wohl an drei Meilen zog sie sich den Strand entlang und bildete ein weites unfruchtbares Vorland, das am breitesten dem Dorfe gegenüber war und gegen die Hafeneinbuchtung zur linken Hand allmälig schräg einlief. Nach dem waldheim'schen Gute zu, das auf der andern Seite ihre Grenze bildete, erhielt sie sich dagegen in gleicher Breite, etwa anderthalb Stunden Wegs, wenn man geradezu von den letzten Feldern an's Ufer hätte hinübergehen können. Dieß war jedoch unmöglich, und wer den Versuch einmal gemacht, hatte sicher die doppelte Zeit gebraucht, wenn er überhaupt an's Ziel gekommen war. Tausend und aber tausend Wege schienen kreuz und quer über die Haide zu laufen, doch wer sie vertrauensvoll einschlug, befand sich zuverlässig nach Ablauf kurzer Zeit am Rande eines mit schwarzem Moorwasser gefüllten, grabenartigen Einschnitts, der unabsehbar im Zickzack neben ihm herlief; oder der Boden gab plötzlich unter ihm nach, daß er hastig zurückflüchtete, und nur dichte Schaaren von Sumpfvögeln aller Art, die kreischend um ihn her aufflogen und mit den spitzen Schnäbeln drohend fast auf seinen Kopf herniederschossen, gaben ihm Kunde, daß er in das feuchte Revier irgend eines im Sommer austrocknenden Weihers zu gerathen im Begriff stehe, dessen grüne Fläche sich bei Regengüssen oder erhöhtem Wasserstande der See schnell in gekräuselte Wellen umbildete. Für den Unkundigen, sowie für selten dahin gelangendes Fuhrwerk gab es nur einen sicheren Weg, der, freilich weit umholend, hart am Wasser auf dem festen Ufersand den ganzen Strand bis an den Garten des waldheim'schen Gutes hinaufführte. Die Küste war, mit Ausnahme der kleinen, tiefen Rinne vor Marlen's Hause, flach und erstreckte sich weit in die See hinaus, so daß auf fast Meilenentfernung kein größeres Schiff an dieselbe herangelangen konnte, ohne in Gefahr zu gerathen. Nur etwa in der Mitte zwischen dem Gut und der Strandkathe, wo das Ufer wohl tausend Schritte in die See vorsprang, hob es sich plötzlich und fiel mit steiler Lehmwandung fast an hundert Fuß auf drei Seiten gegen die Wellen ab. Es schien beinahe ein natürlicher Hafen zu sein, doch die Möven und Seeschwalben brüteten ungehindert in zahllosen runden Löchern unter dem Rande des Abhangs, denn eine weitgestreckte Sandbank vor der Einbucht machte jede Annäherung eines Kielbootes von der Seeseite unmöglich, und nach dem Lande zu lag todte Oede ringsumher. Nur beim Sturm schlugen die Wogen über die Bank hin und die Brandung peitschte mit weißen Schaumhieben bis an die Brütestätten hinauf, daß die aufgescheuchten Bewohner mit wildem Gekreisch hervorflatterten und unruhig über ihrem empörten Elemente hin- und herschossen.

Desto schöner aber war die Haide in der Stille, an sonnigem Vorsommertage, wie heute. Da schillerte auf den höheren Plätzen der Boden rosenroth von den aufbrechenden Knospen der Eriken, die tausendfältig von jedem Strauche die niedlichen Glocken zur Erde hängen ließen. Weiße Anemonen standen ab und zu mit ihren blassen Madonnengesichtern dazwischen; darüber summte und wogte auf kleinen blitzenden Flügeln die Insektenwelt. Abends, wenn die Dämmerung hereinbrach, aber auch in der Mittagsruhe, wenn die Lüfte in leisen Wellenschwingungen durcheinander zu flimmern begannen, trat dann oft dem Auge jene phantastische Täuschung entgegen, von der die Wüstenreisenden des Südens berichten, die jedoch, wenn auch in geringerem Maßstab, eben so häufig die Küsten des Nordens heimsucht. Leise hob sich das aus der Ferne in blauem Duft herübergrüßende jenseitige Ufer über den Wellen höher und höher; ein nebelhafter Schleier lag anfänglich davor und schien es weiter zu entrücken. Dann plötzlich zerriß er und es lag fast greifbar nah, hoch in der Luft, mit umgekehrten Baumspitzen und weißen, glänzenden Häusern, die man sonst nur als kleine, helle Punkte gewahrte, und hochmastige Schiffe schwammen am blauen Himmel davor und tauchten die Wimpel in die spiegelblanke, helle Fläche hinunter.

Das thaten sie gerade jetzt. Ungefähr in der Mitte der Haide lag ein großer erratischer Steinblock, von blühenden Ericeen eingerahmt, auf dem saß die alte Marlen und blickte nach der zierlichen Spiegelung hinüber. Es war schon spät am Nachmittag für die Jahreszeit; sie hatte, von ihrem Weg ermüdet, sich auf den Stein niedergelassen; aber Stunden waren bereits vergangen, seitdem sie so dasaß. Den Arm auf das Knie gestützt, verwendete sie das Auge nicht von dem täuschenden Bilde, dessen Beginn sie gesehen; es war, als wollte sie das trügerische Blendwerk bis zum letzten Moment durchforschen, so unverrückt folgte sie seiner langsamen Wandlung.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Riesengott.

Der Daibooth von Kamakura.

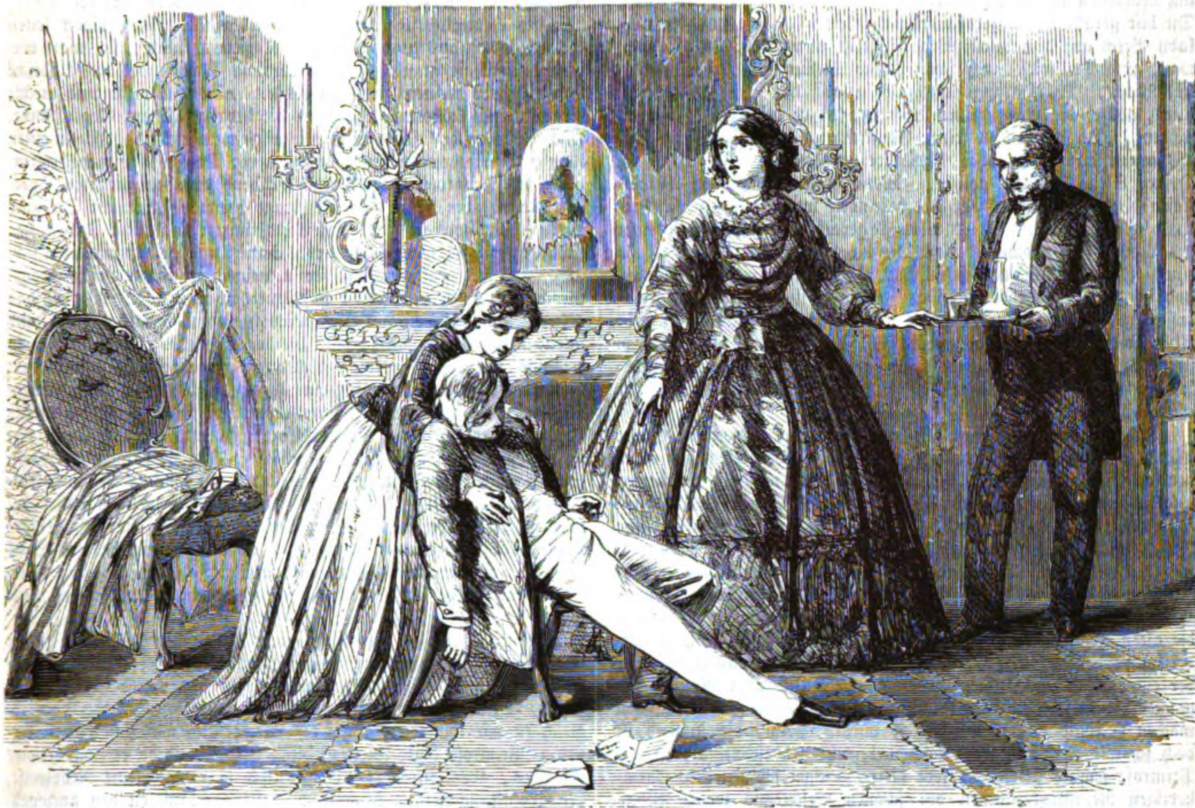
Von **H. Lamberti.**

(Bild S. 509.)

Die Japanesen haben drei Kulte bei sich aufgenommen, zu denen sich das Volk in seiner Masse bekennt, den Buddhismus, den Kult des Confucius, eine mit Philosophie verwebte Religion, welche nur die Gebildeteren zu verstehen vermögen, und endlich den Suito, den Kultus der alten Landesheroen. Die Mehrzahl des Volkes verehrt den Buddha; diese „Butsdo" genannte Religion läßt die Seelenwanderung zu, glaubt an eine Hölle, ein Paradies, über das der mächtige Gott Amida herrsche, der übrigens unter der schlichten Gestalt eines einen Hundskopf auf seinem Rumpfe tragenden und ein siebenköpfiges Pferd reitenden Menschen dargestellt war. Auch sein Sohn Conon ist Gegenstand großer Verehrung. Der Buddhismus selbst aber ist in dem Daibooth personifizirt, dem höchsten Wesen, und unter den Bildern des Daibooth ragt das, welches den Tempel von Kamakura schmückt, als das kolossalste hervor. Es war von ihm im vorigen Jahre viel die Rede, als zwei Engländer, die das Götterbild besichtigen wollten, in seiner Nähe ermordet wurden. Das Bild ist ungefähr 60 Fuß hoch und so groß, daß fünf Personen in den beiden Handflächen stehen und je fünf weitere Personen auf den beiden Daumen sitzen können. Die Bronze ist hohl, und am Fuße der Figur ist eine Zelle, welche als Schrein dient. Das Götterbild, das früher ganz vergoldet war, sitzt mit gekreuzten Beinen und gefalteten Händen in sinnender Ruhe inmitten eines Gartens, der von massiven Mauern umschlossen ist. Es ruhte ursprünglich auf einer ungeheuren Lotosblume und wurde von einem von hundert Säulen getragenen hölzernen Gebäude überdacht. Auf jeder Seite des Thorwegs stand ein 24 Fuß hohes Bild mit dem Gesichte eines Löwen; das zur Linken hatte den Mund offen und die Hände ausgestreckt; das zur Rechten den Mund geschlossen und die Hände zurückgezogen. Diese Bilder stellten nach der buddhistischen Ansicht die beiden Prinzipien der Natur, Handeln und Leiden, Zeugen und Verderben, Leben und Tod vor. Das Volk hängt dem Buddhismus mit großer Vorliebe an, da er den Sinnen der Menge sichtbare Gestalten und Bilder bietet. Darum spielt auch dieses kolossalste aller Götterbilder eine große Rolle in der Verehrung der Japanesen, und Kamakura ist das Mekka dieses Wundervolkes.

Fliegende Blätter.

Ein Hofmann Nikolaus' des Ersten. Horace Vernet erzählt von einem Familienabend bei der Kaiserin von Rußland. Es waren nur vier bis fünf Personen. Alle arbeiteten; der alte Fürst Wolkonski und ich zeichneten, während die Damen stickten. Der Graf *** las einen französischen Roman vor, und dieser Roman war eine starke Diatribe gegen die unumschränkte Herrschaft und eine Apologie der Gleichheit der Menschen unter einander. Alles auf religiösen Grundsätzen aufgebaut. Der Kaiser horchte der Lektüre aufmerksam zu, ohne eine Bemerkung zu machen: was aber sehr amüsant war, das war das Gesicht des Lesenden, eines sehr geistvollen Mannes, der aber doch noch mehr Höfling war, und sich in der unangenehmen Lage befand, seinem Souverän die bittersten und persönlichsten Dinge in's Gesicht zu sagen. Der Graf behielt äußerlich alle Fassung, aber seine Stimme verrieth die innere Aufregung. Nie hat sich wohl ein Mensch unbehaglicher gefühlt und einen Schriftsteller mehr verwünscht. Das Souper machte der Vorlesung zum Glück ein Ende. Man war um so heiterer, als man sich den Schein geben wollte, man habe nichts bemerkt, und ein kleines schlechtes Croquis „Napoleon zu Pferde", das ich in der Eile gezeichnet, machte unverdientes Glück.



Sim im Hause der Lady Beech. (S. 515.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von **W. Smith.**

(Fortsetzung.)

45. Der Flüchtling.

Als Sim, nach seiner Flucht aus Crump's Hause, die freie Straße erreichte, schlug er den nächsten Weg nach der Paddingtonstation ein. Immer in Sorge, es könne ihm Jemand von Mr. Crump's nachfolgen und seine Flucht vereiteln, sah er sich nicht um und machte große Schritte. Plötzlich aber, schon nahe dem Bahnhofe, fühlte er einen leisen Stoß an seine Wade; überrascht blickte er hinter sich und gewahrte Solo, der sofort voll Freude darüber, daß er sich bemerkt sah, wedelnd um ihn hersprang. Sim konnte daraus ersehen, daß der treue Hund trotz der ihm gebotenen Bequemlichkeiten keinen Geschmack an seiner neuen Herrschaft hatte finden können, sondern bereit war, Freud und Leid mit seinem jungen Freunde zu theilen. Er hatte es gemacht wie dieser: er war „bei Nacht und Nebel durchgegangen", und Sim erachtete es nun als recht und billig, diese Anhänglichkeit Solo's dankbar anzuerkennen. Er fand eine Art von Glück darin, einen Genossen auf seiner Reise „in's Blaue" zu haben, denn eine solche war's, die er antrat, wenn er sich auch des äußeren Zieles ganz wohl bewußt war. Er löste sich ein Billet nach Bristol, bezahlte zugleich die Fahrt für den Hund und befand sich noch an demselben Tage ohne einen bemerkenswerthen Zwischenfall an der Pforte des kleinen Hauses, welches Kezia Crowe bewohnte.

Die Alte war hoch überrascht, als sie des jungen Menschen ansichtig ward, den sie nicht sogleich wieder erkannte. Sim war stark gewachsen, seine Züge hatten sich mehr ausgebildet, und seine Kleidung war nett und modisch. Sie glaubte nichts Anderes, als daß Sim sich von seinem Prinzipal Urlaub ausgewirkt habe, um ihr und seiner Cousine einen Besuch abzustatten; als er aber seine Erlebnisse erzählte und damit schloß, er habe sich der drohenden Strafe und Mißhandlungen durch die Flucht entzogen und werde nicht in seine alte Stellung nach London zurückkehren, da mischte sich eine Verstimmung und Trauer in Kezia's Freude. Sie konnte es, von ihrem beschränkten Standpunkte, welcher nur auf das Praktische gerichtet war, nicht recht billigen, daß Sim, wie sie meinte, seine Zukunft in den Wind geschlagen habe. Und nun führte er gar noch ein „zweites Maul", das ebenfalls Nahrung bedürfe, nämlich den Hund, mit in der Welt herum. „Was willst Du nun beginnen, mein Söhnchen?" fragte sie ängstlich. „Das Nestchen, was mir der Himmel hier für meine alten Tage bescheert hat, bietet freilich zur Noth auch noch ein Plätzchen für Dich, und Du armer heimatloser Vogel wirst, so Gott will, bei Deiner alten Amme auch noch etwas aufzupicken finden, aber Du bist doch ein junger Bursche, der empor will, ein Brüderchen Werdewas, und darfst Deine Zukunft nicht aus den Augen lassen." — „O, habt keine Sorge, Mutter Kezia!" sagte Sim. „Ich werde schon eine Beschäftigung finden. Ist es auch nur ein schlichtes Brod, das ich erringe, ich bin damit zufrieden, wenn ich's ohne Schmach und Knechtung essen kann. Für den Augenblick bin ich froh, daß ich Euch wiedergesehen habe, und wünsche meine Cousine zu besuchen. Das Andere wird der Himmel fügen."

Kezia führte Sim zu ihrer Schwester, die sehr hinfällig geworden war und sich kaum noch selbstständig bewegen konnte. Die „alte Tabby" saß in einem abgenutzten Lehnstuhle, mit der großen Brille auf der Nase und in einem Buche mühsam lesend. So lebhaft, wie ihr hohes Alter gestattete, gab sie ihre Genugthuung über Sim's angenehmes Aeußere zu erkennen. „Recht so, daß Du Dich

wie ein Gentleman trägst," meinte sie. „Feine Leute kommen jetzt am Leichtesten in der Welt fort und finden überall heitere Gesichter. Du bist gerade wie unsere allerliebste Primrose, die nun bei Mylady Beech auf dem besten Wege ist, das zu werden, was ich einst war, und Du wirst auch schon Deine Stellung im Leben würdig ausfüllen." Tabitha war auch völlig auf der Seite des Flüchtlings, als er die Behandlung schilderte, die er bei Mr. Crump erfahren. „Du bist ein zu feiner Gentleman," sagte sie, „um Dich als armer Laufjunge oder Bedienter zu schicken. Ich hätte an Deiner Stelle dasselbe gethan. Wenn man einmal den Bürgerlichen dient, muß man sehr gut behandelt werden und große Vortheile genießen; sonst ist es allemal gerathener, sich der Noblesse des Landes zu widmen. Hast Du die Wahl, so sei der Knecht eines Königs, nicht der eines Bauers, das ist meine Meinung, und ich denke, sie ist die richtige." Kezia freilich konnte nicht unterlassen, zu opponiren und meinte: „Bauernbrod — sicheres Brod!" Aber so viel sah sie doch selbst ein, daß Sim sich nicht zu dem simplen Bauer schicke, darum hielt sie dießmal ihre Zungenkeulenschläge, womit sie sonst gegen die spitzen Wortpfeile ihrer Schwester auftrat, zurück.

Die Nachricht, daß den allgemein beliebten Schwestern Crowe wieder „ein nestloses Vögelchen" zugeflogen sei, verbreitete sich unter den alten Bewohnerinnen der Almosenhäuser wie ein Lauffeuer, und sie kamen Alle, so weit sie nicht durch Krankheit oder Alterslähmung zurückgehalten wurden, unter irgend einem Vorwande, um ihre Neugier zu befriedigen oder ihre Antheilnahme zu bekunden, und auf Alle machte dieser tadellos gewachsene, geschmeidige Bursche mit dem feinen, mädchenhaften Gesicht und dem reichen blonden Haar den angenehmsten Eindruck. „Den behalten wir hier," sagten die alten Frauen, halb scherzend; „schon sein Anblick macht wieder jung." — „Wahrlich," meinte eine derselben, „wenn er die Kleider eines Mädchens anzöge, er müßte die Hälfte aller Männer toll machen!" — „Bah, er wird auch als Bursche seine Eroberungen machen!" fügte eine der Feineren hinzu. „Ach, die Jugend ist doch schön!" — Sim ward noch viel mehr gehätschelt, als es mit Primrose jemals geschehen; jede dieser weniger schönen, als warmherzigen Repräsentantinnen des schönen Geschlechts wollte etwas thun, um ihre Zuneigung für den angehenden Gentleman an den Tag zu legen. Die Eine hielt sich ein paar Hühner und versprach jeden Morgen zwei frisch gelegte Eier für Sim, die Andere hatte einen Milchverkäufer zum Bruder und wollte jeden Tag für ein Glas frische Milch sorgen. Eine Dritte hatte einen Birnbaum, der reiche Früchte trug, deren schönste sie brachte. Eine Vierte kontribuirte geräuchertes Fleisch, welches ihr selbst vorher zum Präsent gemacht worden u. s. f. Tabitha lieferte schneeweißes Bettzeug vom feinsten Linnen, ein Geschenk von einer Gräfin, das sie in jungen Tagen in der Voraussetzung ihrer späteren Verheirathung erhalten hatte. Sim befand sich unter diesen armen Leuten, im Vergleich zu der herzlosen, brutalen Familie Crump, wie im Himmelreiche, obschon er nicht die Absicht hatte, darin „alt zu werden".

Am folgenden Tage machte er sich, nach sorgfältiger Toilette, auf den Weg zu der Villa der Lady Beech, um seine Cousine zu sehen, die seit Kurzem bei dieser als „Gesellschafterin" eingetreten war. Der Aufgang zur Villa führte durch einen prachtvollen Park mit majestätischen Eichen und Buchen. Auf einem breiten, mit Kies belegten Pfade sah er von einem handfesten, bärtigen Diener einen kleinen, kunstreich konstruirten Wagen schieben, in welchem ein blasser Knabe saß. Dieß war der einzige Sohn der Wittwe Beech, ein junger Lord, der einst über große Reichthümer zu disponiren haben sollte, und doch so kränklich war, daß es sehr fraglich blieb, ob er männliche Jahre erreichen werde. Außerdem hatte Lord Beech einen entstellenden Klumpfuß.

Sim betrat das Herrenhaus zögernd und dennoch erwartungsvoll; er war nun fast sechzehn Jahre alt, Primrose nicht viel jünger. Beide hatten sich innerlich wie äußerlich sehr verändert. „Ob ich sie wohl auf der Stelle wiedererkenne? Und welchen Eindruck wohl das Wiedersehen auf sie machen wird?" Diese Fragen legte Sim im Stillen sich vor. In diesem Augenblicke hüpfte trällernd ein schlankes, schönes Mädchen, einfach und doch sehr zierlich gekleidet, die mit Teppichen belegte Treppe herab, ohne sogleich den am Fuße der Treppe stehenden Sim zu bemerken. Sie trug ein Körbchen mit Arbeitsmaterial und zwei Büchern in der Hand. Plötzlich bemerkte sie den jungen Menschen, stieß einen leisen Schreckensruf aus und ließ das Körbchen fallen; sie war verschämt, weil sie glaubte, der Fremdling lächle über das kindische Hüpfen ihrer kleinen zierlichen Füße. Sim bückte sich und reichte ihr mit einer leichten Verbeugung die herabgefallenen Gegenstände. „Ich freue mich," sagte Sim mit affektirtem Ernst, „Ihnen einen kleinen Dienst erweisen zu können, meine Dame!" Einige Augenblicke sah Primrose verlegen und forschend auf den galanten Sprecher, kaum aber hatte Sim die Frage heraus: „Erkennst Du mich wirklich nicht wieder?" — Da rief Primrose in hellem Jubeltone: „Das ist ja Sim, mein guter, lieber Sim!" und Beide umarmten sich. „O, wer hätte geglaubt, daß der in meinem neulichen Briefe ausgesprochene Wunsch so rasch in Erfüllung gehen werde! Wie ist das gekommen, Cousin? Hat Dich wirklich und wahrhaftig einzig und allein meine Einladung so bald hierher gezogen?" Sim begann zu erzählen, oft von Primrose's Ausrufen unterbrochen; aber so kurz er sich auch faßte, es verging eine geraume Zeit, ehe Primrose ihrer Dienstpflicht gedachte und sich erinnerte, daß Lady Beech sie, in der Laube sitzend, erwarte. „Herr Gott, ich muß zu Mylady!" rief sie betroffen. „O, sei nicht ängstlich!" fügte sie rasch hinzu, als Sim sichtlich erbleichte. „Glaube nicht, daß ich hier in einer sklavischen Stellung mich befinde, wie es vielen armen Mädchen bei vornehmen Leuten geht. Lady Beech ist eine so liebenswürdige, milde und rücksichtsvolle Dame, daß ich mir nie ein besseres Loos wünsche, als in ihrer Nähe zu bleiben. Folge mir in den Garten — ich werde ihr sogleich die Ursache meines Ausbleibens mittheilen."

Primrose flog jetzt allerdings mehr als sie ging nach der Laube und schilderte in flüchtigen Worten, athemlos vor freudiger Aufregung, das unverhoffte Zusammentreffen mit ihrem Cousin Seymour, dessen Geschichte die Lady bereits kannte. „Laß ihn doch sogleich zu mir kommen," sagte die Lady; „ich will ihn kennen lernen." Primrose holte ihren Liebling herbei, und da er zwar etwas befangen, aber durchaus nicht linkisch war und seine Redeweise, der Wohlklang seiner Stimme und seine Manieren den angenehmen Körperformen entsprachen, so war die Lady alsbald für ihn eingenommen. Sehr zartfühlend erkundigte sie sich nach seinen letzten Lebensschicksalen, nach seinen nächsten Aussichten und Intentionen, und da sie mit dem ihr eigenen feinen Takte erkannte, daß Sim hierüber selbst in arger Verlegenheit war so stand auch ohne Weiteres ihr Entschluß fest, sich seiner anzunehmen, wie sie sich seiner Cousine angenommen hatte. Schon seit längerer Zeit hatte sie darauf gedacht, für ihren kränklichen Sohn, der im elften Jahre stand, einen würdigen Gesellschafter zu finden, welcher vor Allem durch eine angenehme Persönlichkeit und tadellose Manieren einen vortheilhaften Eindruck auf ihn zu machen geeignet sei. Sim erschien ihr als ein Muster solchen Gesellschafters; sie unterhielt sich lange mit ihm, auch der kleine Lord kam herbeigehinkt, nachdem er seinen Wagen verlassen, und fand Behagen an Sim. Dieser nahm hierauf Theil an der Mittagstafel, und nach Aufhebung derselben machte ihm Lady Beech die Proposition, er solle gegen ein gewisses Honorar und freie Station als Gesellschafter ihres Sohnes in ihr Haus ziehen. Mit großer Freude ging Sim auf dieses Anerbieten ein und der strahlende Blick, den Primrose dabei nach ihm sandte, unterrichtete die gute Lady sofort, daß die Herzen der beiden jungen Leute sich näher waren, als die bloße Verwandtschaft oder die Gewohnheit bedingte. Das war für sie ein Grund mehr, über ihren Plan Genugthuung zu empfinden, denn ungleich dem selbstsüchtigen Squire Proudfoot liebte sie es, Andern nach ihren Kräften Glück zu bereiten.

Zwei Tage später verließ Sim das Hüttchen der alten Crowe, um seine Stellung anzutreten. Solo begleitete ihn und wurde, nachdem sein weißer Pelz durch die im Almosenhause bewirkte Säuberung Glanz erhalten, in den nächsten Umgebungen der Villa ein genauer und beliebter Bekannter. Der Pinscher des Kutschers der Lady versuchte es, intime Freundschaft mit ihm zu schließen, Solo aber blieb still für sich und schien keinen anderen Wunsch zu haben, als in der Nähe seines menschlichen Freundes und Retters sein zu können.

Zwischen dem kleinen Lord und Sim entwickelte sich sehr bald ein herzliches Vertraulichkeitsverhältniß, so daß die Lady sich von Tag zu Tage mehr ihrer Acquisition freute. Sie, ihr Sohn, Primrose und Sim bildeten, in ländlicher Zurückgezogenheit, eine Familie, in deren Kreise die Dienste, welche beide Letztere leisteten, mehr freiwilligen Liebesakten als Aeußerungen bezahlter Abhängigkeit glichen. An schönen Tagen wurden öfters Ausflüge gemacht; des Abends arbeiteten die Lady und Primrose zusammen, Sim las laut vor und der kleine Lord streckte sich behaglich auf dem Sopha oder auf seinem Rollstuhle aus.

46. Ein Blitz aus heiterer Höhe.

So vergingen sechs Wochen, und während dieser ganzen Zeit hatte Sim es unterlassen, an seinen Bruder zu schreiben. Täglich nahm er sich's vor, und verschob es von einem Tage zum andern. Sim liebte seinen Bruder gewiß mit der aufrichtigsten und treuesten Bruderliebe, aber er war, wie viele Menschen, schreibfaul. Die Schreibfaulheit ist von allen selbstischen, leichtsinnigen, nachlässigen, gedankenlosen Gewohnheiten die unverantwortlichste und gefährlichste; das sollte Sim mit Schrecken erfahren. Mitten in den tiefen, glücklichen Frieden, welcher das häusliche Paradies der Lady Beech erfüllte, fiel ein Donnerschlag. Eines Tages erschien, in einer Droschke, Kezia Crowe und übergab Sim einen Brief, der von Mr. Linley an sie gelangt war. Dieser Brief ward geschrieben, hieß es darin, auf den dringenden Wunsch Harry Hazeldean's, welcher, so sei die allgemeine Befürchtung, auf seinem Sterbebette liege. Die geschicktesten Aerzte Londons hätten ihn so gut wie aufgegeben. Harry's Verlangen sei in lichten Augenblicken darauf gerichtet, Kezia Crowe und Primrose noch einmal zu sehen, bevor er sterbe. Mr. Linley sprach ferner seine Meinung dahin aus, daß das räthselhafte Verschwinden Sim's jedenfalls die Hauptursache seiner Krankheit sei. Tag und Nacht habe Harry keine Ruhe mehr gehabt; wie wahnsinnig sei er täglich zwischen Mr. Linley's Haus, respektive Geschäftslokal, und Crump's Wohnung hin und her gelaufen, habe die Straßen durchforscht, die Flußufer begangen, die Polizeistationen besucht und die Tagesneuigkeiten gelesen, um eine Spur von seinem verschwundenen Bruder zu finden; alle möglichen Vermuthungen seien in ihm aufgetaucht, bald habe er gemeint, Sim habe sich aus Verzweiflung über die Trennung von ihm und über seine üble Behandlung in Crump's Hause selbst den Tod gegeben, bald sei die Befürchtung in ihm entstanden, der arme Bursche sei wegen des Ereignisses in der Gardenstreet und in den Adelphigewölben ein Opfer verbrecherischer Rache geworden. Genug, Harry sei von einer furchtbaren Pleuresie, verbunden mit hitzigem Fieber, angefallen worden und gehe mit Riesenschritten seiner Auflösung entgegen. „Es ist keine Zeit zu versäumen," hieß es weiter. „Ich für meinen Theil verliere in Harry einen treuen und werthvollen Freund, meinen besten, ergebensten und zuverlässigsten Clerk, Rechner und Buchführer, welcher in sich die Kraft und Ausdauer der Jugend mit der weisen Erfahrung des Alters vereinigte. Ich verliere, wenn Gott ihn hinwegnimmt, den, der mir das Leben rettete und an dessen Unglück ich gewissermaßen mitschuldig bin, weil ich seinen Bruder, den ihm Unzertrennlichen, von ihm trennte und bei Mr. Crump installirte. Was aus dem Verschwundenen geworden, weiß Gott allein — der Vermuthung ist der weiteste Spielraum gegeben. Meine Meinung aber ist, daß er nicht mehr am Leben, oder wenigstens nicht frei sein kann, denn er war viel zu selbstlos, viel zu zartfühlend und anhänglich an seinen Bruder, als daß er so lange über sein Verbleiben hätte schweigen können." Schließlich war dem Briefe das nöthige Reisegeld und die Notiz beigefügt, daß Linley's Wagen bei Ankunft des Schnellzugs an der Paddingtonstation sein solle.

Als Sim dieß las, erblaßte er, begann zu zittern, schloß die Augen und sank um. Primrose fing ihn auf und ließ seinen Oberkörper sanft auf ihren Schooß niedergleiten. Sie weinte laut. Lady Beech rief nach kaltem Wasser und brachte ihr Riechsalz herbei. Primrose rief Sim mit zärtlichen Namen und bat ihn, sich zu fassen und sie nicht auf den Tod zu betrüben. Diese Szene machte den rührendsten Eindruck. Vereinte Hülfe brachte Sim wieder zur Besinnung, aber er war außer sich vor Schmerz, denn er fühlte sich allein schuldig. Es gab für ihn keine Verzeihung, keine Ruhe und kein Glück auf der Erde mehr, wenn Harry starb; er wollte sogleich hinwegeilen. In diesen Augenblicken der Aufregung und Verwirrung ergriff Lady Beech die leitenden Zügel. Sie ertheilte sofort Befehl, anzuspannen und Sim, Primrose und Kezia nach der Eisenbahnstation zu bringen. In wenigen Minuten waren beide junge Leute zur Reise angekleidet, die Lady gab ihrer Gesellschafterin hinreichend Geld und trieb zur größten Eile, damit der Schnellzug nicht versäumt werde. Der kleine Lord reichte Sim zum Abschied die Hand und wünschte ihm, daß er seinen Bruder möchte gerettet sehen, aber Sim vermochte vor Schmerz und Angst nicht zu sprechen.

Eine halbe Stunde später, kurz vor der Ankunft des Zuges, befanden die drei Reisenden sich auf dem Perron des Bahnhofes zu Bristol. Mehr als sechs Jahre lagen zwischen der ersten Fahrt, welche diese drei Personen einst bei der Uebersiedelung nach London auf dieser Bahn machten, und der zweiten, welche sie zu einem todkranken Gliede der hazeldean'schen Familie führen sollte... wie viele Ereignisse lagen dazwischen, und welche Veränderungen waren inzwischen vorgegangen! Wie ganz anders sahen Sim und Primrose aus! Beide hatten sich herrlich entwickelt, er zu einem hoffnungsvollen Jünglinge, sie zu einer hold aufblühenden Jungfrau... Nur Kezia sah, abgesehen von einem Dutzend Falten mehr, noch gerade so aus, wie damals; sie trug ganz dieselbe Kleidung, das schwarze Kleid, den scharlachrothen Ueberwurf und den Hut, der einer Kohlenschütte glich.

Sim hatte bekanntlich vor seiner Abreise einige Zeilen an Harry geschrieben, worin er diesen unterrichtete, daß er aus Mr. Crump's Hause flüchte, weil ihm eine Züchtigung und Bloßstellung vor Mr. Linley bevorstehe; er reise nach Bristol zu Kezia und Primrose und werde von dort aus weitere Mittheilungen machen. Diesen Brief hatte Sim, das wußte er ganz genau, in einen Briefkasten gethan; er konnte sich also nur denken, daß er auf der Adresse nicht die genaue Direktion gegeben habe und in Folge dessen der Brief in das Bureau der „todten Briefe" gelangt sei.

Der Schnellzug langte pünktlich an der Paddingtonstation zu London an, und Sim bemerkte schon von Weitem Mr. Linley's wohlbekannte Equipage. Der alte Kutscher Burly wäre vor Ueberraschung über den unerwarteten Anblick Sim's, den auch er für todt gehalten hatte, fast vom Bocke gefallen. „Master Sim," rief er, als es ihm gelungen, mit seinem Gefährt heranzukommen, „sind Sie's wirklich? Alle Welt glaubte Sie längst im Jenseits! Aber nun ist's Master Harry nicht, der die große Reise machen muß, und wenn alle Aerzte der Welt ihn aufgeben!" — „Und warum wagt Burly das zu behaupten?" — „Will's Ihnen sagen, Master Sim. Meine Alte hat einen Traum gehabt, und was die träumt, das trifft ein. Und was hat sie geträumt, Master Sim? Sobald Master Harry seine Augen aufschlägt und sein Blick fällt auf Sie, wird's besser mit ihm werden. Sehr wohl, Master! Mögen sie der Natur der Sache nach ihn Alle aufgegeben haben — ich bin der Erste, der ihn nicht aufgibt, denn meine Alte gilt mir, was die Träume anlangt, mehr als Doktor Thomson mit aller seiner Medizinerei." — Die drei Gekommenen stiegen ein, und der Wagen sauste nach der Gardenstreet. Sim's Herz klopfte laut und bang, plötzlich aber war's ihm, als bliebe das Blut ihm mitten im Kreislaufe stehen. Der Wagen fuhr nämlich mit einem Male fast ganz geräuschlos, über Stroh und Moos, womit die Straße um Mr. Linley's Haus belegt war, damit die Erschütterung Harry's zerrüttete Nerven nicht störe. Aus diesem Grunde war auch der Thürklopfer festgebunden, und die Polizeikonstabler hatten den Auftrag, alle Drehorgelspieler, Sänger und andere Geräuschmacher vom Hause fern zu halten. Im Hause selbst waltete tiefe Stille, Niemand trat geräuschvoll auf. Sogar die Stimme zu dämpfen befleißigte sich Jedermann. Diejenige Person, welcher es wohl die meiste Mühe gekostet haben würde, sich dem freiwilligen Uebereinkommen, allgemeine Stille zu bewahren, anzuschließen, nämlich die M'Alpine, befand sich seit längerer Zeit „in der Heimat ihrer Väter".

Wenn Linley's eigener und einziger Sohn krank gelegen hätte, könnte die Sorgfalt nicht größer, die Rücksicht nicht zarter, der Schmerz nicht gewaltiger gewesen sein wie in Harry's Falle. Drei der besten Aerzte Londons gingen ab und zu und boten alle Hülfs-

mittel der Wissenschaft auf, um den Kranken vom Tode zu retten. Gerade bei Ankunft der drei Ersehnten waren die Aerzte in Mr. Linley's Bibliothekzimmer zu einer Berathung vereinigt. Mr. Linley befand sich bei ihnen. Miß Linley, seine Schwester, war in Harry's Gemach, einem der schönsten des Hauses, unweit des Zimmers, in dem einst der Mord verübt worden. Lena verhielt sich still, bangend und hoffend, im Gebete ihr Herz zu Gott erhebend, in ihrem Boudoir; erst vor wenigen Tagen hatte sie zufällig eine Entdeckung gemacht, welche ihr völliges Licht gab über Harry's Empfindungen gegen sie. Ihre Tante hatte nämlich zu Harry's Pflege und um das Nachtwachen am Krankenbett zu erleichtern, eine umsichtige, zuverlässige Wärterin, Mrs. Gamp, angenommen; entweder wenn diese gegenwärtig war, oder in Begleitung ihrer Tante ging Lena sehr häufig in's Krankenzimmer. Bei dieser Gelegenheit hatte sie bemerkt, daß Harry ein schmales, seidenes Band um den Hals trug, an welchem, auf der Brust verborgen, ein Talisman oder ein Medaillon, oder etwas dergleichen befestigt war. Lena wagte, trotz ihrer Wißbegier, nicht, die Aufmerksamkeit Anderer auf diesen Gegenstand zu richten und konnte deßhalb auch nicht erfahren, was Harry so sorgsam behütet mit sich herumtrage.

Indeß war auch Mrs. Gamp darauf aufmerksam geworden und einmal in der Nacht, als sie allein bei dem Kranken wachte, nahm sie sich vor, so gut es gehe, in das Geheimniß einzudringen. Leise hob sie Harry's Kopf ein wenig in die Höhe und nahm ihm das Band vom Halse, dann zog sie an demselben eine kleine blauseidene Tasche hervor, die auf Harry's Brust ruhte. Trotz des tiefen, kritischen Schlafes, in welchem der Kranke sich in Folge des ihm eingeflößten Opiats befand, fuhr er mit der kraftlosen Hand nach der Stelle, wo das Täschchen geruht hatte, und murmelte unverständliche Worte. Die Wärterin entnahm daraus, daß Harry auf den Inhalt dieses Täschchens großen Werth legen müsse. Ueberzeugt, daß der Kranke viel zu schwach sei, um in diesen Augenblicken zur Besinnung kommen zu können, ließ sie sich in ihren Enthüllungen nicht stören; sie öffnete das Täschchen und zog ein kleines, blutbeflecktes Spitzentüchlein mit dem hineingestickten Namen „Lena" daraus hervor. Die Wärterin war jedoch nicht im Stande, diesen Namen mit seinen altenglischen Charakteren und Verschlingungen zu entziffern. Sie legte nur Gewicht auf die Feinheit des Gegenstandes und auf die Blutflecken. Starr blickte sie auf das räthselhafte Tüchlein und schüttelte bedenklich den Kopf.

In diesem Augenblicke hörte sie ein Geräusch und fuhr erschreckt aus ihrem Sinnen empor. Sie sah sich in ihrem geheimnißvollen Treiben verrathen. Lena war in ihrem Nachtkleide gekommen. Eine gewisse Unruhe hatte ihr den Schlaf geraubt, und in der Angst, Harry's Zustand könne sich verschlimmert haben, hatte sie, von Jedermann unbemerkt, ihr Schlafgemach verlassen. Sie hatte bereits leise das Gemach betreten, als Mrs. Gamp das Band von Harry's Halse nahm. Diese Handlungsweise verletzte sie tief. Was hatte dieß Weib mit des Jünglings Geheimnissen zu schaffen, die jedenfalls sehr zarter, pietätvoller Art waren? Sie fragte leise, aber mit deutlichen Zeichen des Befremdens, was die Wärterin gethan habe. Diese schrak zusammen und ward sehr verlegen. Sie glaubte sich am Besten zu rechtfertigen, wenn sie einen Verdacht an die Blutspuren knüpfte. „Sehen Sie doch, theuerste Miß," sagte sie, „was dieß feine Tuch enthält! Ohne Frage sind es Blutflecken, aber wenn sie vom Nasenbluten herrührten, würden sie anders aussehen. Ich vermuthe, es ist eine gefährliche Wunde mit diesem Tuche verbunden gewesen. Warum bewahrte der Kranke dieß so geheimnißvoll auf? Ach Gott, wenn nur nicht am Ende gar die wilden Phantasieen von Mord, Raub und Menschenverschwinden, die den Armen quälen, mit diesen Blutflecken in Verbindung stehen, wenn er nur nicht gar das Geheimniß eines schweren Verbrechens, etwa eines Mordes, in seiner Brust verbirgt!"

Lena heftete ihren Blick auf das Tuch: sie erkannte sogleich daran das Geschenk, welches sie vor fast sieben Jahren Harry in der Sonntagsschule ihrer Tante, halb im Scherz, gemacht hatte. Daß Harry dieß Tuch so treu bewahrt und auf seiner Brust getragen hatte, ohne ihr das Geringste merken zu lassen, zeigte ihr klar die Empfindungen des Jünglings. Das Räthsel seines Benehmens gegen sie war damit gelöst, aber auch von ihren eigenen Empfindungen fiel in diesem stillen, nächtlichen Augenblicke das Siegel; sie fühlte jetzt unwiderstehlich, daß sie Harry liebe, wie er sie liebte. Ihr Auge richtete sich auf den bleichen, abgezehrten Schläfer, und eine heilige Thräne quoll aus demselben hervor. „Armer Freund!" dachte sie mit tiefstem Mitleid. „Was hast Du gelitten um meinetwillen durch des Vaters Andeutungen, daß ich einst mit Hektor Hartwell verbunden werden solle! Was hast Du leiden müssen von Hektor's Brutalität, Du mit Deinem zarten und unerschütterlichen Herzen, das so oft in Gegenwart Derer beleidigt ward, die Du liebtest!"

Sie beschwichtigte die alberne Verdächtigung der Wärterin mit scheinbar interesseloser Ironie, aber sie sorgte genau dafür, daß das theure Andenken sofort wieder in der ganz früheren Weise an Harry zurückgegeben ward, damit der Erwachende nicht von Neuem aufgeregt und das Geheimniß nicht weiter profanirt werde. Mit unendlicher Rührung sah sie, wie Harry's Hand, als das seidene Täschchen wieder an der alten Stelle sich befand, von der Macht der Sympathie geleitet, trotz seines tiefen Schlafes sogleich nach dem Talisman griff und auf demselben ruhte. Tief bewegt zog Lena sich in ihr Boudoir zurück; hier warf sie sich auf die Kniee und flehte inniger als je: „Rette ihn, himmlischer Vater, rette ihn für die Menschheit und — für mich!"

Dieser Zwischenfall diente zwar nicht dazu, ihr Interesse für Harry zu verstärken — denn dieß war schon vorher ganz des edlen Herzens würdig, welches Harry stets gegen Beleidigungen in Schutz genommen hatte — aber er belebte die Aeußerungen dieses Interesses; die Liebe verräth sich so leicht! Vor Allem war es Hektor, welcher ein Auge für Lena's Sorgfalt hatte, und wenn er auch jetzt, wo Harry dem Tode nahe war, manche Rohheit, die er sich gegen diesen hatte zu Schulden kommen lassen, bereute, so regte ihn doch die Eifersucht immer wieder auf.

So war der Stand der Dinge, als Kezia, Primrose und Sim von Bristol eintrafen. Mr. Linley richtete einen scharfen, strengen Blick auf Sim, als er dessen ansichtig ward; Sim hätte vor diesem Blick in den Boden sinken mögen. Rasch aber veränderte der edle Kaufmann seinen Gesichtsausdruck; er wäre der Letzte gewesen, der einen Menschen ungehört verdammte. Freude und Hoffnung sprachen sich dann in seinem Antlitz aus. Sim hatte nicht viel Worte zu machen, um in Hinsicht auf seine Flucht und auf die Mittheilung, die er wegen seines Schrittes an Harry abgesandt hatte, gerechtfertigt zu erscheinen. Wozu hätten auch in diesen kritischen Stunden Vorwürfe dienen sollen? Hatte Sim durch sein langes Schweigen einen Fehler begangen, so sühnte er ihn jetzt, das sah Linley deutlich an seinem blassen, abgehärmten, angstvollen Antlitz, an seinen rothgeweinten Augen. Er reichte ihm mild lächelnd die Hand und führte ihn selbst in's Krankenzimmer, die Andern folgten leise nach. „Er schläft jetzt," sagte Mr. Linley, „und wir dürfen seinen Schlaf nicht unterbrechen; aber auch wenn er erwacht, ist große Vorsicht nöthig. Rasche Freude wirkt oft tödtlicher wie tiefer Schrecken und Schmerz. Also, keinen lauten Ausbruch der Freude, sondern Ruhe, überaus vorsichtiges Auftreten. Auf Dich hat er geharrt, Seymour, Dich hat er gerufen in seinen wilden Phantasieen und in den Augenblicken der Besinnung — vielleicht rettest Du ihm das Leben, welches der Kunst der Aerzte nicht Stich halten zu wollen scheint."

Sim weinte heiße Thränen, als er an's Schmerzensbett seines Bruders trat und die Verwüstungen sah, welche die schreckliche Fieberkrankheit an ihm angerichtet hatte; ach, es ward ihm schwer, sich zu beherrschen und nicht über den Armen herzustürzen, um ihm weinend zuzurufen: „Bruder, lieber, theurer Bruder, verzeihe mir!" Die Aerzte betraten, bevor sie sich entfernten, nochmals das Krankenzimmer. Sim erbebte vor Freude, als er einen derselben leise zu Miß Linley sagen hörte: „Das Fieber hat ihn fast ganz verlassen. Wenn er ruhig so fortschläft, wird er zwar sehr schwach, aber mit voller Besinnung erwachen. Die beste Medizin, theuerste Lady, kommt dann, wie ich schon bemerkt habe, aus Ihrer Küche." Hierauf verließen Alle, bis auf die Wärterin und Sim, das Gemach. Sim hätte durch keine Gewalt der Erde bestimmt werden können, wieder von der Seite seines geliebten Bruders zu weichen.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 44.

Stuttgart, 1866. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.



Das Schillerdenkmal für Berlin von Begas. Nach einer Photographie, von Kleemann. (S. 518.)

Das Schillerdenkmal in Berlin.

Von

G. Aschkin.

(Bild S. 517.)

Die Zeit hat einen gewaltigen Umschwung hervorgebracht. Als zu Stuttgart im Mai 1839 das Denkmal für Friedrich Schiller errichtet wurde, zu dem man in ganz Deutschland Beiträge — und zwar viele Jahre lang — gesammelt, da glaubte man etwas ganz Ungeheures gethan zu haben, den Dichter zu ehren. Und nun sind — aus den Mitteln einzelner Städte sogar — seit dem großen Feste von 1859 Schillerdenkmale wie die Pilze aus der Erde geschossen. Erst der jüngste Geburtstag sah ein neues in Hamburg erstehen. Weitaus das Bedeutendste, das dürfen wir wohl behaupten, wird ihm wohl Berlin errichten, und wenn wir auch noch lange harren müssen, bis es auf einem der berliner Plätze steht — 9. November 1869 —, so werden wir dafür ein Denkmal erhalten, das der preußischen Hauptstadt, das Deutschlands würdig ist. Unter den vierzehn Modellen, welche eingesandt waren, hat das von Reinhold Begas, dem berliner Bildhauer, gesiegt, und der Künstler sich verpflichtet, das Standbild in Erz und Stein für 33,000 Thaler zu vollenden. Auf einem Postamente von Granit, dessen Seitenflächen mit Reliefs in Marmor geschmückt sind, und auf dessen Ecken die Personifikationen der Philosophie, Geschichte, der lyrischen und dramatischen Kunst sitzen, wird die Statue des Dichters zu stehen kommen. Großartig in der Idee wie in der Formenbehandlung erinnern diese Gestalten an Michel Angelo's Arbeit am Grab der Medicis in Florenz. Auch die Statue selbst zeigt eine ideale Auffassung, während es die Statue Siemering's, die als große Konkurrentin auftrat, mehr auf die Porträtähnlichkeit abgesehen hatte. Das Ganze wird, wenn es die richtige Höhe des Standpunkts erhält, unstreitig einen großen, begeisternden Eindruck machen müssen.

Aus den Erinnerungen eines Arztes.

Von

Dr. Eckhard Lust.

I.

Eine neue Nase.

Wenn das Angesicht das Aushängeschild, die Firma, der offene Brief ist, mit dem der Mensch sich in die Welt einführt, so muß die Nase, schon der hervorragenden Stellung wegen, welche ihr die Natur angewiesen, als ihr chef d'oeuvre gelten. Unter den Momenten, die den Gesammteindruck einer Physiognomie machen und ihr ein bestimmtes, charakteristisches Gepräge geben, ist die Nase das Sinnenfälligste. Sie ist immer voran, sie fällt nothwendig immer zuerst und am Schärfsten in's Auge, sie ist der vorgeschobene Posten, der der krittelnden Beobachtung immer bloßgestellte Gesichtspunkt. Daß trotzdem nicht sowohl eine schöne Nase zum Gegenstande beifälliger Bewunderung, als eine übelkonditionirte zum Objekte des Tadels, des Spottes wird, ist eine merkwürdige Unterschätzung dieses exaktesten und präzisirtesten Theiles im menschlichen Antlitz und eine um so merkwürdigere und unbegreiflichere Thatsache, als wir wissen, daß eine sonst absolut schöne Gesichtsbildung durch irgend ein, sei es auch noch so geringes Ridikül im Punkte der Nase karrikirt wird; und daß die Physiognomie selbst das Fehlen eines Auges ertragen kann, ohne ihren Charakter zu verlieren, während sie durch den Mangel der Nase aufhört, überhaupt noch eine Physiognomie zu sein.

Insofern man auch ohne Nase im Vollbesitze seiner Sinnes- und Bewegungskräfte sein kann, scheint es ein geringeres Unglück zu sein, sie verloren zu haben, als ein Auge, einen Arm oder ein Bein. Der Einarmige, Einbeinige, Einäugige ist der Gegenstand eines reinen, durch keinen Nebengedanken alterirten Mitleids: da gibt es nichts Lächerliches. Der arme Mensch, der um seine Nase gekommen, macht wohl auch einen solchen Eindruck auf uns; — aber — wenn wir uns strenge Rechenschaft über unsere Gedanken geben wollen, — mischt sich nicht unabsichtlich unserem Mitleid so ein kleiner Beigeschmack des Spöttischen bei? — und fürchtet nicht in der That ein jeder solcher Unglückliche den Eindruck seiner Entstellung auf dem Gesicht des Beschauenden sich wiederspiegeln zu sehen? — Es gibt wohl — selten genug — Menschen, denen nichts daran liegt zu gefallen; — es gibt keinen, der wirklich mißfallen will. Und wenn das Dilemma an uns heranträte, Auge, Arm, Bein oder die Nase zu opfern, — ich meine, so absurd es scheint, die Nase würde in den meisten Fällen den Sieg davon tragen.

Es ist demnach ein löbliches und hochverdienstliches Streben der wundärztlichen Kunst, die verloren gegangene Nase nicht bloß durch ein Surrogat, wie künstliche Arme, Beine und Augen es sind, sondern durch einen wirklich organischen, aus dem eigenen Fleisch und Blut überpflanzten Körper zu ersetzen. Ein Streben, sagen wir; leider, wie wir bekennen müssen, noch kein zu völliger Befriedigung gelungenes.

Obwohl die Operation der Rhinoplastik sich bis in das graueste Alterthum des indischen Priesterthums verliert und noch heute das geheimnißvolle Eigenthum gewisser Kasten, sonderbarer Weise der Backsteinmacher ist; — obwohl im fünfzehnten Jahrhundert die sizilianische Familie Branca und die Bojani's in Kalabrien, zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts aber ein Kaspar Tagliacozzi sie mit großem Rufe, — ob mit gleichem Erfolge frägt sich, ausgeübt; — obwohl zu unserer Zeit berühmte englische und französische Aerzte sie wieder aufgenommen und wundärztliche Koryphäen, wie Gräfe und Dieffenbach, sich auf die genialste Weise bemüht haben, sie zu vervollkommnen: — sind dennoch die Erfolge weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben, und die Hoffnung, es werde so weit kommen, daß jeder Mensch, der eine unliebsame Nase besitzt, sie ohne Bedenken werde abschneiden und eine neue, wohlgefällige von der Hand des Chirurgen sich ersetzen lassen, ist nicht nur nicht zur Wahrheit geworden, sondern es laufen noch bedenklich viele Menschen lieber völlig nasenlos in der Welt umher, als daß sie sich zu einer anoperirten Nase entschließen möchten.

Wie dem auch sei, zu Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts wurde viel von der Sache gesprochen und geschrieben; und jede chirurgische Lehranstalt sehnte sich, die große Operation innerhalb ihrer Mauern vollziehen zu sehen. Auch unser würdiger Professor begehrte heiß danach und wir Klinizisten nicht minder, wenn gleich die zwei Exemplare von angesetzten Nasen, die wir auf den Gesichtern von zwei Wärterinnen in der Anstalt alle Tage zu bewundern Gelegenheit hatten, just nicht als Triumphe der Kunst gelten konnten. Es kam wohl ab und zu ein Nasenloser in die Klinik; der Professor mühte sich redlich, ihm die Schönheit einer neuen Nase möglich plausibel zu machen; wir halfen getreulich rühmen und ermuntern; — so Mancher bekam auch Lust zur Sache und wollte in einigen Tagen wiederkommen, aber Keiner hielt Wort. Schon war beschlossen, den nächsten Kandidaten mit allen erlaubten Mitteln festzuhalten, als eines schönen Tages ein Mann in einen blauen Mantel gehüllt, den Hut tief über die Stirn gedrückt, das Gesicht hinter einem Tuch versteckt, eintrat. Es war ein junger Bauer, ein kräftiger, hübscher Mensch; — aber dem wohlgeformten und blühenden Gesicht fehlte die Nase. Des Professors Augen leuchteten. „Ich wollte den Herrn Professor schön gebeten haben,“ begann der arme Mensch, indem er eine Flasche aus der Manteltasche hervorzog, „mir meine Nase wieder anzusetzen; — der Scheck, die verdammte Schindmähre, hat sie mir abgebissen. Der Bader meinte, ich sollte sie nur in Spiritus legen: — hier ist sie. Aber, wenn's möglich wäre, gleich, ehe meine Annemarie etwas merkt.“ In der That schwamm in der Flasche das caput mortuum einer abgebissenen Nase. — „Lieber Freund,“ sagte der Professor achselzuckend, „mit dem Wiederansetzen der abgebissenen Nase hat Euch der Bader etwas aufgebunden. Aber, wenn's Euch drum geht, statt der alten eine neue Nase zu bekommen, so seid Ihr vor der rechten Schmiede. Bleibt hier, und Euch soll geholfen werden.“ — Der Bauer machte ein langes Gesicht. „Wird auch die neue,“ fragte er, „so ausfallen wie die alte? Die hat der Annemarie immer gut gefallen.“ — „Noch besser,“ versicherte der Professor, „seht, die alte ist zu kurz, zu dick und kulpig; — die neue soll

feiner werden und Eurer Liebsten noch besser gefallen." — Wir trugen Sorge, bei dieser Verhandlung die corpora delicti von Nasen, welche die Krankenwärterinnen als abschreckende Beispiele zur Schau trugen, aus dem Wege zu räumen. Kurz und gut, das Geschäft kam zum Abschluß. Kaspar Platschke blieb, was die Hauptsache war, in der Anstalt und nach einigen Tagen nothwendiger Vorbereitung ließ er den ersten Theil der Operation mit musterhafter Standhaftigkeit an sich vollziehen. Es ist hier nicht der Ort, das Technische des Verfahrens auch nur andeutungsweise zu erklären. So viel muß indeß gesagt werden, daß die exemplarische Geduld und Ruhe, womit er sich die erforderliche, überaus lästige Bandagirung gefallen ließ, zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigte; — der Erfolg mußte um so ausgezeichneter und sicherer sein, als die Nase nicht durch innere Krankheit, sondern durch eine äußere Verletzung verloren gegangen war. So stand denn der große Tag bevor, wo unser Nasenkandidat den zweiten und wichtigsten Theil der Operation, die eigentliche Nasenformirung, überstehen sollte.

Aber, o Schreck! Als ich eines Morgens das Klinikum betrat, kam mir die Wärterin händeringend entgegen. „Was gibt's?" rief ich voll düsterer Ahnung. — „Ach, Herr Doktor," jammerte sie. „Der Kaspar . . ." — „Wie, was?" schrie ich, „ist ihm etwas widerfahren?" — „Er ist fort." — Ja, er war fort, wirklich fort in seiner Krankentoilette und hatte Nichts zurückgelassen, als zerrissene und zerschnittene Bandagen. Das Fenster seines parterre gelegenen Zimmers stand offen; das Vorgärtchen zeigte die Spuren seiner Entweichung. «Abiit, excessit, erupit . . .» referirte ich dem Professor; das evasit ließ mich sein Ingrimm nicht aussprechen. Man suchte und forschte, auch die Polizei mußte Recherchen machen; die Untersuchung ward bis in Kaspar Platschke's Heimatsdorf ausgedehnt. Nirgends eine sichere Spur. Erst nach einigen Tagen fand man im Vorgärtchen einen Zettel, der das Räthsel einigermaßen löste; er lautete wie folgt: „Herzensgeliebter Kaspar, Du brauchst Dich nicht zu fürchten, daß ich Dich nicht werde leiden können wegen Deiner Nase, die Dir der Scheck fortgebissen hat. Der Vetter Hintze bringt Dir diesen Brief und auch ein Messer. Schneide Dich ab und mache, daß Du rauskommst aus dem Spital, ehe Dich die Doktors todtschneiden. Der Vetter Hintze wird Dir Alles sagen und helfen und ich warte auf Dich hinter dem Dorfe an der Kiefermühle und ich verbleibe bis in den Tod Deine vielgeliebte Annemarie."

Also war Kaspar Platschke fort — ohne Nase. Mit desto längeren Nasen blieben wir zurück und harrten eines neuen Kandidaten; aber es kam keiner. Ein Jahr war fast vergangen und die fatale Geschichte ziemlich vergessen. Der klinische Unterricht war zu Ende und wir standen eben im Begriff, den Hörsaal zu verlassen, als eine der Wärterinnen sich dem Professor geheimnißvoll näherte. „Es ist noch Einer da," sagte sie, „aber er mag nicht eintreten." Schnell öffnete der Professor die Thür. Da stand auf dem Vorsaal, in einen Winkel gedrückt, ein Mann in blauem Mantel, das Gesicht mit einem Tuche verhüllt. „Kaspar Platschke," schrie der Professor. Da, er war's, und während er dem Professor zu Füßen fiel und weinte und jammerte und um Verzeihung bat, äußerte er den flehentlichsten Wunsch, zum zweiten Male operirt zu werden. „Ja, meine Herren," erklärte er, „erst hat mich die Annemarie fortgelockt, daß ich weglief, dann aber hat sie mich doch nicht gemocht und jetzt will sie von einem Mann ohne Nase durchaus nichts wissen."

Kaspar unterwarf sich der Operation mit klassischer, bewunderungswürdiger Resignation; in seiner Zerknirschung schien er gegen Unbehagen und Schmerz gefeit zu sein. Es ging Alles wieder prächtig und auf's Hoffnungsvollste. Der Professor hatte schon das Modell zu der neuzubildenden Nase entworfen; — es mußte ein Prachtstück werden. — Der Operirte lag wieder in einem Parterrezimmer, aber es war vorsichtiger Weise vergittert. Seit einigen Tagen hatte ein hübscher, junger Bursche, angeblich sein Bruder, Erlaubniß, ihn täglich zu besuchen. Warum sollte man dem armen Dulder die schrecklich langweilige Kur nicht durch einen kleinen unschuldigen Zeitvertreib versüßen? — Der junge Gesellschafter kam und ging und kam und ging wieder, und es war immer Alles in Ordnung; das Wartepersonal schöpfte keinen Argwohn.

Und es war wiederum ein schöner Morgen, und wieder Händeringen und Jammern und Zetern im Klinikum. Kaspar war wieder fort. Dießmal natürlich nicht durch das Fenster, sondern ganz säuberlich und gemächlich zur Thür hinaus. Das Zimmer aber war nicht leer. Statt des Operirten befand sich ein hübsches Mädchen darin, eine Puppe, metamorphosirt aus der Raupe des angeblichen Bruders. Es war die Annemarie übelbeleumundeten Angedenkens. Sie weinte und bat herzbrechend um Gnade und um ihre Entlassung und legte ein reumüthiges Geständniß über die verbrecherischen Umtriebe ab, mittelst deren sie ihren Kaspar freigemacht. Die Angst um das Leben des Geliebten hatte sie getrieben; das Vertrauen, womit man sie behandelte, hatte sie ermuthigt. Das liebeathmende Herz ihres Kaspar's hielt der feurigen Ueberredung nicht Stand, die von den schönen Lippen der Geliebten floß. Die Bandagen waren leicht durchschnitten, — die Männerkleidung bald angelegt. Im abendlichen Dunkel konnte Kaspar unbeachtet entschlüpfen. Auch Annemarie hoffte in einem unbewachten Augenblicke ebenfalls entwischen zu können, aber es kam kein solcher. Das Zimmer wurde verschlossen, das Mädchen war eingesperrt und hatte die Nacht in bangem Harren zugebracht. Was war mit der Gefangenen zu machen? War die Angst nicht Strafe genug für die schöne Sünderin? Sollte erst noch der Zorn des Professors in seiner ganzen Wucht auf sie niederfallen? — Bah — wir ließen sie laufen. Aber zuvor mußte sie einen feierlichen Eid schwören, ihren Kaspar nicht ferner an der Nase (die er ja gar nicht hatte) herumzuführen, sondern wirklich und wahrhaftig und baldigst zu heirathen.

Und der Professor? — Er war außer sich und konnte sich lange nicht zu Gute geben. Die nächsten Opfer seines gerechten Grolls waren trotz ihrer angesetzten Nasen die beiden unseligen Krankenwärterinnen: sie verschwanden aus dem Klinikum. — Aber endlich vergeht doch Alles, selbst der Zorn eines Operateurs, dem sein Objekt schmählich abhanden gekommen ist. Allgemach verblich nicht bloß die Erinnerung an den undankbaren Nasenkandidaten, sondern es erblaßte auch der Glanz der Rhinoplastik: ihre Epoche war vorüber; — und schließlich starb der gute Professor, ohne die große Operation in seiner Klinik demonstrirt zu haben.

Ich war schon über fünfundzwanzig Jahre praktischer Arzt und dachte ebensowenig an die Rhinoplastik, als an Kaspar Platschke's Roman. Da trat eines Tages ein ländlich gekleideter, dicker, behäbig aussehender Mann in mein Sprechzimmer, — ein Nasenloser! „Kaspar Platschke!" — „Der bin ich," sagte er, „und ich komme zu Ihnen, Herr Doktor, — und Sie möchten so gütig sein, mir eine Nase . . ." — „Wa — a — s?" rief ich, „hat Euch die Annemarie doch nicht genommen?" — „O ja," erwiederte er und ich sah eine Thräne über seine Wange rinnen; „sie ist vor einem halben Jahre gestorben — und jetzt, lieber Herr Doktor, — möchte ich wieder heirathen — und es mag mich wieder keine — ohne Nase; also . . . . . ."

Ein amerikanischer Wohlthätigkeitsball.

Von

Th. Griesinger.

(Bild S. 521.)

Es gibt wohl kein Land in der Welt, in welchem mehr „gemeinnützige" Anstalten beständen, als in den Vereinigten Staaten von Nordamerika — kein Land, in welchem mehr „zum Wohl der Armen und Bedrängten" geschähe, als die Amerikaner thun, und diese sind daher auch bedeutend stolz auf die besagte Thatsache. Freilich der Staat hat dort in der neuen Welt viele Ausgaben nicht, die wir in der alten haben, und es ist ihm daher ein Leichtes, Spitäler und ähnliche Anstalten in solch' großartigem Maßstabe herzustellen, daß Fremde nothwendig darüber staunen müssen. Allein wenn die von den einzelnen Staaten erbauten und bezahlten Wohlthätigkeitsanstalten die einzigen wären, die in Amerika bestehen, so würde manch' anderes Land noch konkurriren können, und die Schweiz zum Beispiel stände dann sogar großartiger da. Es

muß also in den Vereinigten Staaten noch andere gemeinnützige Anstalten geben, als diejenigen sind, welche der öffentliche Fiskus herstellt, und gerade diese „andere" Sorte von Wohlthätigkeitsinstituten ist es, wodurch Nordamerika excellirt.

Ja gewiß, es ist staunenswerth, was die Privatwohlthätigkeit in jenem Himmelsstriche leistet. Da sind in jeder größeren Stadt, in jedem bevölkerten Bezirke Anstalten zur Erziehung armer Waisen und solche zu Besserung von verwahrlosten Bettelkindern; Anstalten zur Beschäftigung von entlassenen Sträflingen und solche zur Aufnahme von älteren und jüngeren weiblichen Ausgestoßenen. Da gibt's Asyle für Blinde, Stumme, Taube, und nicht minder solche für altersschwache und sonstige gebrechliche Weltbürger. Die Bibelanstalten aber und die Anstalten für die innere und äußere Mission, sowie endlich die Negererziehungsanstalten und was dergleichen mehr ist, blühen ohnehin in zahlloser Menge. Kurz, der Anstalten „zum Wohl der Armen und Bedrängten", welche der Privatwohlthätigkeit ihr Dasein verdanken, gibt's in Nordamerika eine wahre Legion, und die Summen, welche jährlich für solche Zwecke zusammenfließen, grenzen fast an's Fabelhafte.

Worin hat nun aber dieses seinen Grund? Vielleicht darin, daß der Nordamerikaner von Natur viel gutmüthiger gesinnt ist, als der Europäer, oder darin, daß ihn seine Gutmüthigkeit und Moralität zum Wohlthun antreibt? Das Erstere ist thatsächlich unrichtig, denn in einem Lande, wo das Geld die Hauptrolle spielt, kann die Gutmüthigkeit offenbar nicht im Uebermaße vorherrschen, und was das Letztere anbelangt, so mag es hie und da, vielleicht sogar manchmal vorkommen. Die wahre Ursache für die Wohlthätigkeitsfreigebigkeit der Unionisten wird also wohl anderswo zu suchen sein und vielleicht dürfte sie vor Allem darin liegen, daß die Beiträge, welche man für einen wohlthätigen Zweck gibt, regelmäßig veröffentlicht werden. Der reiche Amerikaner liebt's, seinen Namen in den Zeitungen zu lesen; er liebt's, in der Welt den Ruf zu genießen, daß er ein religiös lebender, durch Spenden an die Armuth sich auszeichnender Mann sei. Ueberdem, er hat vielleicht sein Geld nicht immer auf die allerrechtlichste Art erworben, und es klebt möglicherweise manche Thräne von Unglücklichen daran, warum soll er nicht ein Tausendstel der Mildthätigkeit opfern?

Der zweite Hauptgrund für die große Wohlthätigkeitsfreigebigkeit des Amerikaners dürfte darin zu suchen sein, daß in seinem Vaterlande stets die Damen die Schutzpatronschaft über die Wohlthätigkeitsanstalten übernehmen. Ja, eine Dame muß an der Spitze stehen, wenn das Unternehmen gedeihen soll, und in der Regel wird sogar das ganze Komite, den Kassier etwa allein ausgenommen, aus Damen zusammengesetzt. Ha, wie sie nun rennen, diese Komitemitgliederinnen! Wie sie alle ihre Vettern und Freunde, ja sogar alle ihre weitläufigeren Bekannten in Kontribution setzen und nicht ruhen, als bis man ihnen einen Beitrag gegeben hat! Dafür versprechen und gewähren sie allerdings eine Gegenleistung.

„Wie?" fragt der Leser. „Eine Gegenleistung? Worin kann denn diese bestehen?" — „Nun," antworte ich, „in Dreierlei, und dieses Dreierlei heißt: Lotterie, Konzert, Ball."

Wohlthätigkeitslotterien — einen Bazar mit 50,000 Loosen und 500 Gewinnnummern oder etwas Aehnliches kennen wir auch in Deutschland, und selbst Armenkonzerte, das heißt Konzerte von Dilettanten oder wirklichen Künstlern zu Unterstützung der Armuth gegeben, kommen ebenfalls hie und da bei uns vor; aber Wohlthätigkeitsbälle — nein, wahrhaftig, auf solch' einen Gedanken kann man nur in Amerika verfallen! Es ist übrigens gar nichts Uebles, solch' ein zur Instandsetzung irgend eines wohlthätigen Zweckes veranstalteter Ball, und man darf durchaus nicht glauben, daß es kopfhängerisch dabei zugehe, oder daß man es sonst an Etwas mangeln lasse. Im Gegentheil, das Damenkomite, welches den Ball veranstaltet, sucht regelmäßig den schönsten und größten Saal aus, in New-York zum Beispiel den der Academy of Music, der seine 6000 Personen bequem faßt, und in welchem also 1500 Paare auf einmal tanzen können. Eine ausgezeichnete Musik spielt ihre Weisen, und die Bewirthung ist von einem renommirten Restauranten übernommen worden. Die Geladenen aber, Damen wie Herren und Herren wie Damen, erscheinen in höchster Galla, und es wird ein Luxus entfaltet, wie er selbst in Paris und London nicht toller getrieben werden kann. Doch wer ist geladen? Niemand als gute Freunde, welche für sich und ihre Begleiterin je eine Karte mit fünf Dollars lösen und die also nur allein das Recht zu erscheinen ihre zehn Dollars kostet. Bei solchem horrenden Eintrittsgelde ist es natürlich leicht, einen großen Ueberschuß zu erzielen, und es hat daher schon mancher Wohlthätigkeitsball 4000 Dollars Reinertrag abgeworfen. — Wollen wir Deutsche diese Sitte nicht auch nachmachen?

Rösselsprung.

e	und	tung	hut	den	nimm	es	je=
dich=	tung	brech=	noch	und	nach	bin	doch
ich	mir	mir	auch	den	fuß	der	rufts
nich=	ler	das	en	ei=	ich	ich	bar
durch	don=	ken	al=	bin	blitz=	ne	rich=
zweif=	ver=	mor	tern	der	en	und	den
nern	wol=	lung	wuth	nimm	kopf	tung	lich=
haß	ver=	wet=	hu=	krach=	tung	mir	fort

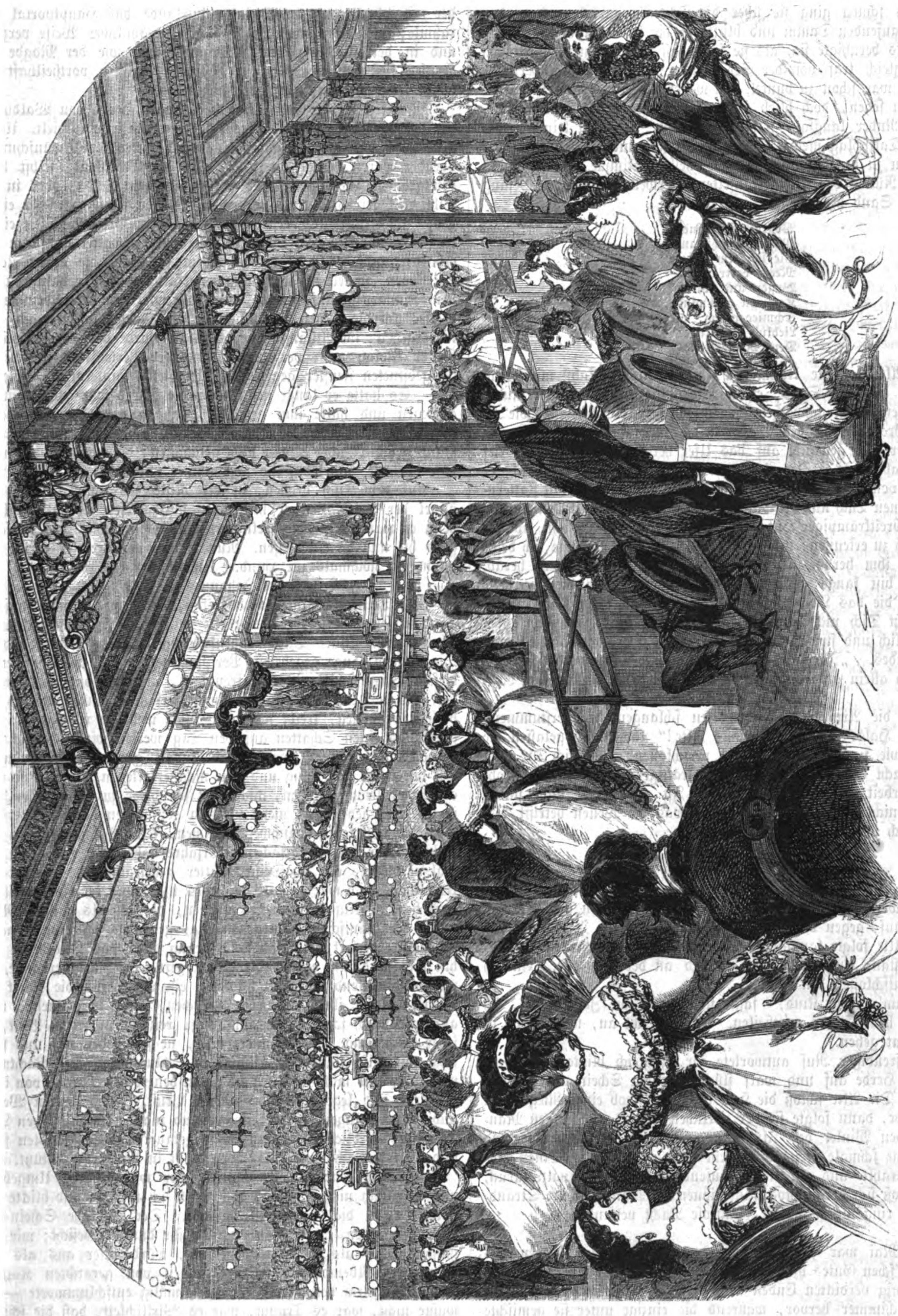
Marsen.

Novelle von **Wilhelm Jensen**.

(Fortsetzung.)

„Trug, Trug," murmelte Marsen vor sich hin; „zwanzig Jahre nun liegt's so vor mir, wann kommt es näher?" Es lag jetzt wirklich etwas Unheimliches darin, wie sie mit der dürren Hand mechanisch vor sich in die Luft griff und die Finger jedesmal sich krampfhaft zusammenschlossen, als wollten sie Etwas halten, das sie gefaßt zu haben glaubten. Endlich schienen die Gedanken ihr aus der Ferne zurückgekommen, denn sie wiederholte schnell nacheinander: „Sein Neffe, sein Neffe!" Dann nahm sie den Krückstab, der neben ihr am Boden lag, und zeichnete wunderliche Figuren in den gelben Haidesand, die sie mehr und mehr zu befriedigen schienen. Sie sprach unverständliche Worte dabei, aber ihr Gesicht gewann allmälig einen fast freudigen Ausdruck. Nun verwischte sie die Linien allmälig wieder mit dem Fuß und erhob sich. Die Dämmerung brach herein; der Abendwind strich über die Haide und raschelte leise in den Glocken der Erika. Sie warf noch einen Blick auf die in blauem Dufte verschwimmende Ulmengruppe im Osten, dann ging sie vorwärts auf die Strandkathe zu, die gerade vor ihr wie ein Würfel vom Horizont abstach. Es wurde dunkler, doch sie schritt sicher und unbeirrt den kaum sichtbaren Weg entlang. Bald bog sie rechts ab, bald links; dann trat sie auf einzelne hervorragende Steine; langjährige Gewohnheit hatte jedes Merkmal genau ihr eingeprägt, daß die Füße fast ohne die Augen den richtigen Pfad einschlugen. Moorschnepfen und Regenpfeifer liefen behend um sie her, aber sie flogen nicht auf und wichen kaum zur Seite, wenn sie vorüberkam.

Als sie die Hütte erreichte, war es völlige Dämmerung. Die kurze Luftströmung des Sonnenuntergangs hatte sich gelegt und es war sommerabendlich mild und schön. Die Thür auf die See zu stand geöffnet, wie die Alte hereintrat; sie legte ihre Körbe auf



Ein Wohlthätigkeitsball in der Academy of Music. (S. 519.)

den schmalen Flur und rief: „Djamar!" Aber sie bekam keine Antwort; schnell ging sie über die Schwelle zurück, erstieg den sanft anlaufenden Damm und blickte in die kleine Einbuchtung hinunter. Es beruhigte sie, als sie sah, daß der Nachen verschwunden war; zugleich traf von der See herüber ein fernes Plätschern ihr Ohr. Es war schon zu dunkel, um weiter als etwa hundert Schritte hinaus zu sehen, doch blieb sie unbekümmert stehen und horchte, wie das Ruder langsam näher heranglitt. Es hielt keinen regelmäßigen Taktschlag mehr. Dagegen akkompagnirte das Geplätscher in Pausen zu der halbunterdrückten, hellen Stimme, die gleichsam auf dem Rücken der leichtgekräuselten Uferwellen in leisem Gesang über den Sand heraufrollte.

Wogen und Winde
Müssen durchschauen,
Die sich dem blauen
Meere vertrauen. —
Wogen und Winde
Kommen geschwinde,
Schmiegen sich, wiegen sich,
Lieblich und linde
Dem Meereskinde.

Die Alte lauschte träumerisch; nun glitt der Kahn mit leisem Knirschen auf den Sand; einen Augenblick klapperten die Ruder und warfen einen schwachen Schein durch das Zwielicht, wie sie mit der Breitseite aus dem Wasser in die Luft tauchten; dann sprang ein leichter Fuß gewandt auf das Ufer heraus. „Djamar!" rief die Alte abermals. Der Ankömmling flog den Damm hinauf; er war fast von kleiner Gestalt, in weiter Seemannstracht mit flatterndem seidenen Tuch um den Nacken. Doch war es bereits zu dunkel, und ein breitkrämpiger Hut beschattete zu sehr das Gesicht, um die Züge noch zu erkennen; nur das volle, helle Haar drängte sich deutlich unter ihm hervor und fiel in Locken auf die Schultern herab.

„Du bist lange ausgeblieben, Mutter!" sagte dieselbe helle Stimme, die das Lied gesungen; „ich war fast besorgt um Dich."

„Mußt Dich nicht ängstigen, mein Goldkind!" erwiederte die Alte zärtlich und strich sanft mit der Hand über die schönen Locken ihres Kindes. „Ich habe Sorge genug um Dich, wenn Du des Nachts so allein auf dem Wasser umherschwärmst, Du toller Liebling —"

Aber die Arme des Angeredeten schlangen sich verstummend um ihren Hals. „Schmäle nicht, Alte!" lachten ausgelassen die Lippen, wie sie den welken Mund verschlossen; „hab' ich Dir nicht vorige Nacht bewiesen, daß ich Dein kräftiger Sohn bin, der wohl Mannesarbeit auszurichten vermag? Ist mein Arm nicht stark? Hab' ich nicht Muth für Zehn? Und was die Wellen betrifft, Du hast's mich ja gelehrt:

Schmiegen sich, wiegen sich,
Lieblich und linde
Dem Meereskinde —"

summte übermüthig der Mund dazu. Dann hüpften die Füße behend vorauf, gegen die Thür der Strandkathe.

Die Alte folgte langsam. Sie war wieder nachdenkend geworden und stand einige Minuten sinnend an der Schwelle. Endlich hob sie entschlossen den Kopf.

„Komm', mein Kind," sagte sie ernst; „die Zeit ist da, ich muß Dir heut Etwas mittheilen. Zünde Licht an, wir wollen in die Heimat gehen."

Ein freudiger Ruf antwortete ihr, zugleich blitzte schnell ein Licht am Herde auf und warf flüchtig seinen Schein auf die See hinaus. Die Alte schloß die Hausthür und schob einen Riegel von Innen vor, dann folgte sie der zierlichen Gestalt des jungen Mannes in den Winkel des Flurs, zog einen Schlüssel hervor und öffnete eine schmale Seitenthür dem Herd gegenüber. Einen Augenblick strahlte und glitzerte es tausendfach durch die Spalte zurück, dann schloß sich geräuschlos hinter ihnen die Wand und die Strandkathe lag ringsum in dunkle, lautlose Nacht versenkt.

*

Der Mai war ziemlich spurlos über den alten Ulmen des waldheim'schen Gutes hingezogen. Nur hie und da brach aus den kolbenförmig verdickten Enden der kleineren Aeste und Zweige ein grüner Schimmer hervor, während die einzige unter sie gemischte Linde auf dem Rasen vor'm Herrenhause schon in vollem Blätterschmuck prangte. Sie war heute eines Theils desselben beraubt, der mit Blumen untermischt als Guirlande das Hauptportal umrahmte; auch die düstere Vordiele war in ähnlicher Weise verziert, und in der Kleidung der Gutsangehörigen wie der Mägde des Hauses ließ sich ebenfalls ein Bestreben, sich so vortheilhaft als möglich darzustellen, nicht verkennen.

Man feierte den Geburtstag des jungen Herrn von Waldheim, der sich noch immer zum Besuche auf dem Schlosse aufhielt. Uebrigens war die Feier, nachdem die ländlichen Beglückwünschungen vorüber waren, eine sehr stille, und der Betreffende selbst hatte den größten Theil des Tages einsam auf dem Felde, oder in der Bibliothek seines Oheims verbracht. Dieser selbst war für einige Tage abwesend, und erst gegen Abend ein Brief von ihm eingetroffen. Der junge Herr hatte ihn vom Verwalter auf dem Hof erhalten und geöffnet, doch nachdem er kaum die ersten Zeilen überflogen, schnell wieder zusammengefaltet und war hastig zu seinem Zimmer hinaufgestiegen, aus dem noch jetzt der Schein seines Lichtes auf die Ulmen hinausfiel. Lange hörte man ihn auf- und niedergehen; im Anfang schneller, dann wurde der Schritt ruhiger, bis er endlich ganz verstummte, und der Verwalter seine Gestalt im geöffneten Fenster gegen den erleuchteten Hintergrund abstechen sah. So hatte er lange gestanden; die Magd war zuletzt hinaufgestiegen und hatte ihm gemeldet, daß drunten das Abendessen angerichtet sei; schweigsam hatte er sich umgeblickt und mit der Hand gewinkt, aber er war nicht gekommen; die zehnte Abendstunde war vorüber, und es stand noch immer unberührt.

Auf dem Tisch droben, in der Mitte des Zimmers, lag geöffnet der Brief, den er mehrmals durchgelesen zu haben schien, denn er war stellenweise zerknittert und bei der Hast des Umschlagens hie und da eingerissen. Nun trat er vom Fenster zurück und nahm ihn nochmals zur Hand. Und wieder las er:

„Mein lieber Johannes!

„Zu Deinem heutigen Geburtstag, an dem Du nach unseren Landesgesetzen majorenn geworden, wünsche ich Dir mit väterlicher Theilnahme Glück. Das Geschenk dagegen, mein Sohn, das ich Dir, einem lange gegebenen Versprechen gemäß, zu demselben in diesem Briefe sende, ist kein freudiges, und nur das Bewußtsein, daß Du zu Deinem Wohl doch einmal erfahren mußt, was ich Dir bisher verschwieg, treibt mich an, nicht mehr zu verzögern, was allerdings einen Schatten auf den Tag werfen wird, den ich Dir gerne erspart hätte. Erwäge den Inhalt genau, mein Sohn — Du bist selbst noch jung und von nicht erkaltetem Blut — so mag es Dir vielleicht gelingen, mich nicht so schwer zu verurtheilen, wie ich es selbst jeden Tag mehr zu thun gezwungen bin.

„Ich will keine Umschweife machen, keine Beschönigungen einflechten, nur kurze Thatsachen. Erfahre daher: ich war schon einmal vermählt, ehe ich Deine Mutter geheirathet — da liegt das Unselige — ich war es, als ich jenes that, und ich bin's vielleicht noch heute. Auf meinen Streifzügen, die ich als junger Mann durch die spanischen Gebirge machte, gewahrte ich eines Nachts, im Walde verirrt, ein Licht; ich drang durch das Dickicht zu ihm hin und fand, um ein Herdfeuer gelagert, eine Zigeunerbande, die mich wohlwollend aufnahm und mir ein Lager für die Nacht bereitete. Unter ihnen war ein Mädchen, nicht jung mehr, nicht außerordentlich schön, doch anmuthig, reizvoll in jedem Blick, in jeder Bewegung. Ich erinnere mich, sie saß neben mir und sang mich mit leise klagender Stimme in Schlummer. Der Nachtwind war kühl, und mich fröstelte; sie nahm den rothen Mantel von ihrer Schulter und legte ihn über meine Brust. Die übrigen Weiber und Mädchen lagen zerstreut umher und plauderten mit ihren Liebsten; nur sie blieb einsam zusammengekauert mir zu Häupten sitzen und hielt das schwarze Haar, den Kopf in die Hand gestützt.

„Unruhig wallte mein Blut in der wunderbaren Umgebung und ließ mich nicht schlafen; doch stellte ich mich so und blickte verstohlen durch die Finger zu ihr auf. Der röthliche Schein des halberlöschenden Feuers flackerte über ihr dunkles Gesicht; mir war immer mehr, als sähe sie vornehmer, würdevoller aus als ihre Genossen. Abenteuerliche Erinnerungen von geraubten Kindern zogen mir durch den Sinn, wie ich allmälig entschlummerte — ich wußte nicht, war es Traum, war es Wirklichkeit, daß die schwarzen, funkelnden Augen sich zu mir niederbeugten, aber dumpf

summte es mir vor'm Ohr, als ich erwachte — und wieder hatte ich es geträumt, hatten die brennenden Lippen es selbst gesagt, da sie mich küßten: ‚Du bist mein und mein mußt Du werden?'

„Mögest Du nie jenen tobenden Widerstreit der Tage, die auf jene Nacht folgten, kennen lernen, mein Sohn. Oft hatte ich mich aufgerafft und wollte entfliehen; aber es lag etwas Dämonisches in ihrem Auge, und ein Blick zerriß unwiderstehlich meine Freiheit und kettete mich fester an sie an. Ich zog durch unwegsame Gegenden mit der Bande umher; bald spielte, sang, lebte sie nur für mich. Ich bemerkte es; ich war jung, reich, übermüthig und wähnte sie leicht besiegt; aber mit unsäglichem Stolz wies sie stumm meinen ersten Versuch, mich ihr zu nahen, zurück. So verging Tag um Tag; wie im Fieber verlebte ich die Stunden — zuletzt war ich meiner Sinne nicht mehr mächtig; ich schwor ihr einen heiligen Eid, mich mit ihr trauen zu lassen, wenn sie mir folgen wolle. Wir entflohen bei Nacht und kamen in ein kleines, vereinsamtes Städtchen. Der Geistliche weigerte sich Anfangs, doch sie erwies sich im christlichen Glauben unterrichtet, und das verschwenderisch von mir ausgestreute Gold wirkte. Es geschah, und monatelang dachte ich, von ihren Augen umstrickt, nicht an die Zukunft, nicht an die Welt um uns, nur an sie.

„Doch der Tag des Erwachens kam. Ein Brief meines strengen Vaters rief mich unverzüglich in die Heimat zurück, mich mit einer Wahl, die er für mich getroffen, bekannt zu machen und dann ohne Verzug mich zu vermählen. Widerstand gegen seinen Willen war unmöglich; er hätte mich von Allem entblößt, mich zum Bettler gemacht. Ihm den Schritt vertrauensvoll mitzutheilen, den ich gethan, wäre Wahnsinn gewesen — eben solcher Wahnsinn, wie es mir — soll ich es gestehen? jetzt schon zu erscheinen begann, daß ich ihn gethan. Die Leidenschaft war dahin — nicht bei ihr, doch bei mir, und das ruhigere Gefühl begann. Was ich jetzt begehrte, vermochte sie nicht zu bieten; die Flammen, die sie entzündete, wärmten nicht mehr. Ich fühlte mich elend; wohin ich blickte, sah ich ein freudloses, verlorenes Leben vor mir. Aber schlimmer — ich war feig — gegen sie und gegen meinen Vater zugleich, und der augenblicklichen Gefahr zu entgehen, stürzte ich mich blindlings in die größere, die mich mein Leben hindurch verfolgt.

„Unsere Ehe war unlöslich; doch wenn auch, ich wußte es, sie hätte nie eingewilligt. So entwich ich ihr heimlich, nachdem ich alles Geld, das ich entbehren konnte, ihr zurückgelassen. Dazu schrieb ich einen meinem Seelenzustand entsprechenden, fast wahnsinnigen Brief, in welchem ich sie beschwor, sich in das Unabänderliche der Trennung zu fügen. Ich gab eine Adresse an, durch die sie jederzeit Mittel beziehen solle, wenn die ihrigen ausgegangen, und versprach wiederzukommen, sobald es mir möglich sei. Dann reiste ich ab. Ich durchflog Frankreich; als ich die deutsche Grenze überschritt, lag es hinter mir wie ein bunter Traum, und in sorgloser Jugendthorheit glaubte ich, was ich zu thun im Begriff stand, abschütteln zu können und neuem freudigem Leben entgegen zu gehen.

„Ich will kurz sein. Wenige Wochen darauf sah ich Deine Mutter. Du hast sie nicht gekannt, mein armer Junge; sie war schön und mild, wie der Norden es ist; Alles, was mein Herz, meine Seele an jener vermißt, fand ich bei ihr. Das Glück war kurz, das ich durch Betrug erkauft, nur Du bliebst mir; kurze Monde nach ihr starb mein Vater. Nun war ich frei, doch das Verhängniß wollte, daß eine Täuschung die andere erzwang. Heimlich hatte ich glühende, vorwurfsvolle Briefe aus Spanien empfangen; sie rechnete auf meine Rückkehr, sie meldete mir, daß sie Mutter zu sein glaube. Ich verdoppelte meine Geldsendungen, aber ihre leidenschaftliche Sprache war mir zuwider; der wilde Ton stand in greller Disharmonie zu dem sanften Glück, das mir Deine Mutter gewährte. So erwiederte ich kalt, abweisend; da erhielt ich kurze Wochen vor Deiner Geburt einen Brief, daß sie mit ihrem Kinde abreisen und mir folgen werde bis an's Ende der Welt; sie habe sich die kirchlichen Zeugnisse unserer Trauung ausstellen lassen und werde mich zwingen, sie aufzunehmen. Meine Angst stieg, die ungeheuerste Schande schwebte über meinem, über Deiner innig geliebten Mutter und über Deinem noch ungebornen Haupte. In meiner Verzweiflung antwortete ich ihr grausam, drohend; ich erklärte ihr, wenn sie es wage, ihren Plan auszuführen, werde ich sie als Betrügerin, als Abenteurerin aus meinem Hause jagen. Das arme Weib, das nur dunkle Ahnung von der Unmacht dieser Drohungen haben mochte, wenn sie den Beweis unserer rechtmäßigen Ehe führen konnte, schwieg und ließ erschreckt ihre Absicht fallen. Deine Mutter starb; in meinem grenzenlosen Kummer empfand ich doch, daß eine furchtbare Möglichkeit dadurch von mir abgewendet worden und schrieb einen zweiten milderen Brief. Ich erhielt nie eine Antwort.

„Doch Du lebtest und erbtest alle Liebe der Todten. Aber gerade diese Liebe erheischte neue Täuschung. Die Ehe mit Deiner Mutter war ungültig, wenn jene Erste jemals ihren wahnsinnigen Vorsatz ausführte und die Anerkennung der früheren gleichzeitigen Ehe bewirkte. Unsere Güter sind Majorat; ihr Kind war demnach in jenem Fall der unbestrittene Erbe. Bei Deiner Geburt befand ich mich noch unter dem beängstigenden Einfluß ihrer Drohung. Du warst fern im Osten auf einer Reise in unbekannter Stadt geboren; mein älterer, unvermählter Bruder, dem die Güter zufallen mußten, lebte noch, aber eine unheilbare Krankheit berechnete schon seine Tage. Ich entdeckte mich ihm, ich beschwor ihn, sterbend Dich als seinen Sohn anzuerkennen, das Erbe unserer Familie zu sichern. Er that es nach langem Zaudern, durch meine Verzweiflung gerührt. Du wurdest als mein Neffe in einer Anstalt Mitteldeutschlands erzogen und hieltest Dich für solchen, bis ich Dir, von väterlichem Drang getrieben, vor mehreren Jahren die Thatsache als Geheimniß entdeckte, daß Du mein eigener Sohn seiest.

„Meine Befürchtungen sind nicht eingetreten und das Geheimniß ist in seinem Hauptgrund überflüssig geworden. So oder so bist Du der unbestrittene Erbe des Majorats. Aber es lag mir drückend auf der Seele, daß Du von Deinem Vater besser dachtest, als er verdient, und ich habe mein Versprechen, das ich Dir bei jener Erklärung gab, gelöst. Bedaure mich, mein Sohn, aber verdamme mich nicht zu hart. Wohl liegt die Schuld in uns selbst stets, aber die Umstände machen ihre Bekämpfung oft für menschliche Kräfte fast unmöglich. Ich kehre nicht eher auf das Gut zurück, dessen Besitz Du jetzt dem Namen nach annehmen mußt, ehe ich von Dir eine Antwort hierauf erhalten. Sprich mir unumwunden Deine Gedanken darin aus, und dann lasse für immer mündlich uns schweigen über den unseligen Lebenszwiespalt Deines durch diese Rückbeschwörung schmerzlich erregten Vaters.“ — —

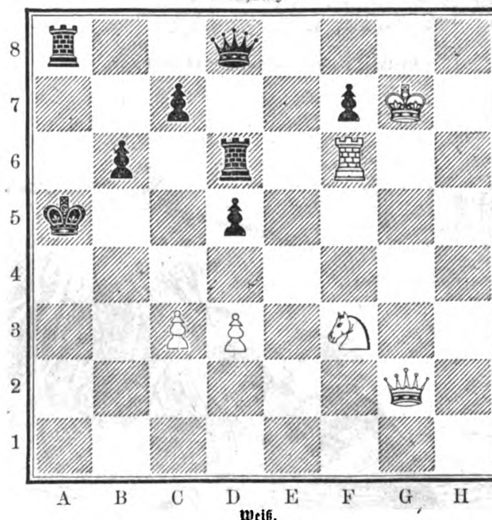
(Fortsetzung folgt.)

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn **Fernbach** in **Berlin**.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Freuden und Leiden beim Angeln.

Von **O. Rostosky.**



Du Frau, halt' mir einen recht großen Hafen heiß Wasser bereit, damit man die Fische gleich 'nein thun kann.



Sapperment, die Schnur ist zu lang.



Da schlag's Wetter drein, jetzt ist sie zu kurz.



Da müssen ja kolossale Kerls drin sein, schon den achten Haken haben sie mir abgebissen.



Der Fisch wäre draußen, wenn ich's nur auch schon wäre.



Der Vater kommt, das Abendessen kann losgeh'n.



Der Versucher. (S. 526.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von **W. Smith.**

(Fortsetzung.)

47. Die beiden Gegner.

Mädchenherzen finden sich leicht in Freundschaft zusammen. Primrose hatte kaum das Krankenzimmer verlassen, so nahm sie Lena in Beschlag. In beiden Gemüthern war so viel Gleichartiges, daß der Unterschied des Vermögens kaum in Betracht kam. Lena hatte in Folge ihres Reichthums und der Leichtigkeit, womit alle ihre Wünsche befriedigt wurden, Bedürfnisse kennen gelernt und Gewohnheiten angenommen, von welchen Primrose Nichts wußte; aber beide Charaktere waren so beschaffen, daß sie auch ohne äußerlichen Glanz auf alle besseren Gemüther den gleichen Eindruck gemacht haben würden. Beide waren Kleinodien, die auch ohne die werthvolle Fassung ihre Kostbarkeit behaupteten, denn ihr innerer Werth war entscheidend. Um den Unterschied, den der Reichthum bedingte, zu bezeichnen, konnte man Lena einen Brillant, Primrose eine seltene Perle nennen.

Für Lena war das Erscheinen der liebenswürdigen Gesellschafterin der Lady Beech ein großer Trost; mit dieser konnte sie Gedanken austauschen und mit der Wärme, welche sie vor den andern Bewohnern des Hauses wenigstens zum Theil verhehlen mußte, über die Persönlichkeiten und Verhältnisse der Brüder Hazeldean sprechen, ohne den Verdacht der Selbstsucht oder sonstiges Mißfallen zu erregen. Daß Primrose dennoch sehr bald Lena's innerste Empfindungen errieth, lag in ihren Beziehungen zu Seymour Hazeldean und in der Sympathie, die beide Mädchen einander näher rückte; aber Primrose war viel zu zartfühlend, um durch ein Wort oder den leisesten Gesichtszug zu verrathen, daß sie Lena's Geheimniß erkannt habe. Erst spät trennten sich beide Freundinnen, um zur Ruhe zu gehen. Am Morgen war Primrose die erste Person, von deren Lippen die Tochter Linley's gute Botschaft von Harry's Krankenlager empfing.

Primrose lächelte durch Thränen; Lena hätte bei diesem Anblicke laut jubeln mögen. Rasch zog sie die Freundin in ihr Zimmer. Ihr Auge ruhte fragend auf Primrose und diese verstand die stumme Sprache dieses Blickes. „Harry ist gerettet, Miß Linley!" rief Primrose. „Er erwachte an diesem Morgen, als wir uns kaum an seinem Bette zusammengefunden hatten, so plötzlich, daß wir nicht Zeit hatten, uns zurückzuziehen. Sein Blick wendete sich wie suchend oder erwartend im Kreise umher und strahlte vor Freude, als er Bruder Sim bemerkte. Dieser Moment war unbeschreiblich. Es muß Harry zu Muthe gewesen sein, als habe er in einem langen schweren Traume die Meinung gehabt, sein Bruder sei todt, und nun erwache er aus dem Traume; der helle, freundliche Tag umfing ihn, und die Gegenwart des Betrauerten überzeugte ihn, daß er ihn nur im Traume verloren gehabt. „O mein lieber Bruder Sim," flüsterte er mit schwacher Stimme, „ich habe Tag und Nacht an Dich gedacht und konnte mich gar nicht recht mit dem Glauben vertraut machen, daß ich Dich nie wiedersehen solle. Nun bist Du wieder bei mir, und es ist Alles gut . . . Und dieß ist Primrose?" fuhr er fort, mir die Hand reichend. „Wie Du groß geworden und wie hübsch Du bist, Cousine! Und hier ist unsere gute treue Wärterin Kezia — o wie glücklich bin ich! Gott segne euch und Gott sei gepriesen!" — „Amen!" versetzte die Alte mit Thränen und küßte dem lächelnden Kranken die abgezehrte Hand. — „Wo ist Miß Lena?" fragte Harry plötzlich; aber seine Wärterin und Kezia baten ihn vereint, nicht mehr zu

sprechen, damit die ungewohnte Anstrengung und Aufregung ihn nicht auf's Neue einer Krisis aussetze.

Lena nahm ihre Freundin mit in das gemeinschaftliche Frühstückszimmer, wo Mr. und Miß Priscilla Linley, sowie Hektor sich befanden. Die Nachricht von der Besserung Harry's machte auf die beiden Erstgenannten den erwarteten Eindruck. „Es ist mir weit mehr als ein Sohn wiedergegeben worden," sagte Mr. Linley. Hektor befand sich in einer gemischten Stimmung; er war maßlos leichtsinnig und vermöge des Reichthums seines Vaters oft übermüthig bis zur Rohheit, aber er hatte kein böses Herz. Aus diesem Grunde war er nicht verdorben genug, um Harry den Tod zu wünschen oder sich seines Elends zu freuen; aber die Gewißheit, daß er in Harry einen mächtigen Theilhaber der Gunst Linley's und Lena's habe, und daß Harry bei allen Personen des Hauses beliebt war, erfüllte ihn nichtsdestoweniger mit Eifersucht und Neid. Hektor war daher unter Allen Derjenige, welcher bei der Nachricht über Harry's Rettung am kühlsten blieb.

Gegen Mittag, als die Aerzte kamen, erklärten sie übereinstimmend die Lebensgefahr für beseitigt und verordneten kräftige Pflege des Geschwächten. Von allen Seiten vernahm dieser nun die aufrichtigsten Glückwünsche. Auch Hektor machte ihm einen kurzen Besuch, und darüber schien Harry sich lebhaft zu freuen. Es ward verabredet, daß Kezia, Sim und Primrose so lange in Linley's Hause bleiben sollten, bis im Wesentlichen die Rekonvaleszenz Harry's vollendet sei; aus diesem Grunde ließ Sim, der für seine Schreibfaulheit eine unvergeßliche Lehre erhalten hatte, sofort ein Schreiben an Lady Beech und ein anderes an Tabitha Crowe abgehen.

Bald darauf langte ein Brief der Lady Beech an, worin sie über die plötzliche, nur allzu fühlbare Vereinsamung ihres Hauses und von der Verstimmung ihres Sohnes sprach, der seinen Freund und Gefährten Seymour fast noch mehr vermisse, wie sie Primrose, deren Umgang ihr nachgerade unentbehrlich geworden sei. Sie bat um baldige Rückkehr. Nach etwa vierzehn Tagen, als Harry fähig war, zum ersten Male wieder auszugehen und einen kurzen Besuch im Comptoir zu machen, reisten Kezia, Primrose und Sim nach Bristol zurück. Beide Freundinnen und die Brüder leisteten sich das feste Versprechen, einander oft zu schreiben. Sim hielt von jetzt an sein Wort. Er übertraf sogar Harry in Bezug auf die Länge der Briefe. Harry, als der am meisten und immer ernst Beschäftigte, faßte sich kurz in seinen Mittheilungen; Sim war mehr weitschweifig und poetischer in seiner Ausdrucksweise. Sim machte die Bemerkung, daß Harry's Mittheilungen mehr und mehr eine gewisse Traurigkeit athmeten; Primrose allein ahnte die Ursache davon, hielt aber, trotz ihrer Vertraulichkeit zu Sim, ihre Ansicht noch zurück.

Nach Harry's gänzlicher Wiederherstellung faßte auch wieder ein gemessener Geist in seinem Verkehr zur Familie seines Wohlthäters Platz. Das Geschäftliche erhielt wieder den Vorrang, und Beide, Harry und Lena, waren wieder zurückhaltend wie vorher, wie dieß die gegenseitige Stellung bedingte. Manchmal schien es, als ob das Mädchen sich Harry mit größerer Wärme nähere, weil sie nun einen Schlüssel zu seinem Herzen hatte; aber Harry wußte ja nichts davon, daß ihre Empfindungen von der Erinnerung an das auf seiner Brust entdeckte Tuch geleitet würden. Es kam so oft zur Sprache, daß Lena die Verlobte Hektor Hartwell's sei, daß Harry sich keiner Selbsttäuschung hingeben wollte. Hektor galt ihm als der glücklichere Gegner, und dieß Bewußtsein machte ihn oft traurig. Dann mißverstand ihn wieder Lena und zeigte sich verstimmt, kalt und förmlich.

Harry hatte noch nicht gar lange wieder seinen Platz in Mr. Linley's Comptoir eingenommen, als er mit seinem Rivalen in der Liebe in eine höchst seltsame Berührung kam. Hektor's Extravaganzen waren, seitdem er, mehr aus Eitelkeit als aus Herzensbedürfniß, mit zwei vornehmen Verschwendern und Schwindlern, Lord Vacant Stare und Sir Lackwitt Ogle, genauen Umgang hatte, bis zu einer Höhe gestiegen, daß Mr. Linley fast daran verzweifelte, in Hektor Hartwell einst einen braven, ordnungsliebenden Schwiegersohn zu erhalten. Obschon Letzterer vor Erfüllung seines fünfundzwanzigsten Lebensjahres nicht Herr seines Vermögens werden konnte, machte er doch fortwährend Ausgaben, die weit über seine Kräfte gingen. Er gerirte sich als einen Gentleman von großem unabhängigen Reichthum, und konnte dieß nicht anders durchführen, als daß er grandiose Schulden machte. Anstatt aber sich dann an seine Freunde zu wenden, betrug er sich so, als könne er diesen selbst aus allen möglichen Verlegenheiten helfen, und wurde in Folge dessen auch sehr oft um Darlehen angegangen, die er sich, um seine wahre Lage zu verhehlen, selbst irgendwie zu beschaffen suchte. Eine Zeitlang hatte Linley sich bewegen lassen, bedeutende Summen an seinen Schutzbefohlenen zu avanciren. Dieß that er aber nun nicht mehr. Da faßte Hektor den sehr zweideutigen Entschluß, sich an Harry zu wenden, der in Folge des großen Vertrauens, welches sein Wohlthäter in ihn setzte, allerdings, wenn er leichtfertig gewesen wäre, Geldsummen von Belang hätte flüssig machen können. Er bat Harry, ihm eine größere Geldsumme zu verschaffen, die er nach Erreichung der Großjährigkeit doppelt an ihn wieder erstatten wolle. Wäre Harry eitel gewesen, so würde der Vergleich zwischen den Beleidigungen, die Hektor ihm früher zugefügt, und der Bitte, die er nun an ihn richtete, eine große Versuchung für ihn gewesen sein. Er aber war hart wie ein Felsen. Weder Hektor's Schwüre, noch Klagen und Thränen konnten ihn vermögen, nur einen Finger breit von der Ehre abzuweichen.

Eines Tages kam Hektor abermals in das kleine Kabinet, in welchem Harry arbeitete; er geberdete sich wie ein Verzweifelnder. „Verstehen Sie mich recht," sagte er, Harry's Hand ergreifend, in einem melodramatischen Tone; „es sei fern von mir, Sie persönlich in Gefahr oder Verlust bringen zu wollen. Ich weiß aber, daß Sie Mr. Linley's rechte Hand sind und daß Sie vermöge des grenzenlosen Vertrauens, welches er in Sie setzt, ohne Schwierigkeit über bedeutende Summen verfügen können. Sie können mich also, wenn Sie nur wollen, der grausamen Lage entreißen, in der ich mich befinde. Ich habe auf der einen Seite mein Wort an Vacant Stare und Lackwitt Ogle gegeben, auf der andern bin ich genöthigt, bevor ich Lena heirathe, ein anderweites Verhältniß mit einer Dame aufzulösen, was sich nur mit Geld thun läßt." — „Bevor Sie Le — Miß Linley heirathen?" stieß Harry mühsam hervor. „Nun, Mr. Hartwell, wenn Sie derartige Beziehungen unterhielten, so sollten Sie doch den Gedanken aufgeben, eine der Edelsten ihres Geschlechts gleichsam zum Opfer zu machen, denn an Glück ist dann doch nicht zu denken!"

Hektor vergaß plötzlich den Ton, den er absichtlich angeschlagen hatte, um Harry's Herz zu rühren, und lachte laut auf; aber gleich darauf war er selbst darüber betroffen, daß er aus der Rolle gefallen, und suchte diesen Fehler auszugleichen. „Verzeihung, mein lieber Freund," sagte er, „daß ich in meiner Lage noch lachen konnte, aber für einen Mann von Welt ist in Ihren Ansichten wirklich so viel — primitive Simplizität, daß ich selbst in den Tiefen der Verzweiflung noch eine Spur von Humor fand, während mein Herz blutet." — „Bitte, machen Sie weder Entschuldigungen noch Ausflüchte, Mr. Hartwell, Sie haben ja deren nicht nöthig! Ich freue mich vielmehr, aus Ihrem Humor zu erkennen, daß Ihre Verlegenheit durchaus nicht so groß ist, als Sie vielleicht selbst sich glauben machen. Sie könnten nicht so herzlich über meine altmodische Absurdität und Simplizität lachen, wenn Ihre Lage so betrübend wäre, wie ich mir vorher einbildete." — „Gewiß, Mr. Harry, sie ist es! Ich schwöre es Ihnen! Und ich kann Sie versichern, Mr. Hazelbean, daß wenn für mich Nichts mehr zu hoffen wäre, so würde Lena keine Woche mehr leben, denn ich würde zum Pistol greifen und mir eine Kugel durch den Kopf schießen." Hier entstand eine Pause; Harry konnte den letzten Theil dieser Bemerkung nicht zusammenreimen und blickte Hektor befremdet an. „Sie sehen, Mr. Hazelbean," fuhr Letzterer fort, „ein Mann ist leicht in die äußersten Konsequenzen versetzt, wenn die Frauenzimmer so viel Aufhebens machen. Nicht, daß ich's für meine Person für absolut nöthig hielte, das Verhältniß mit der kleinen Fanny zu vertuschen oder ganz aufzugeben; aber ich bin gegen Lena's Hingebung doch zur Anerkennung und Schonung verpflichtet. Haben Sie nicht bemerkt, wie blaß und verstört Lena in der letzten Zeit gewesen? Das arme, kleine, verliebte Ding! Als ich ihr von meiner Verlegenheit erzählte, offerirte sie mir alle ihre Diamanten zum Verkauf, damit ich Geld erhielte."

— „Das that sie?“ fragte Harry, kaum fähig, seinen Schmerz zu verbergen. — „Ganz gewiß, Mr. Harry. O, sie ist ein Mädchen von großer Ueberlegung und Hingebung, und wenn ich zu einem verzweifelten Schritte getrieben würde, sie überlebte mich keine acht Tage. Also, wenn Sie Etwas für mich thäten, so thäten Sie es noch viel mehr für Lena, die Sie ja, ich weiß das, hoch verehren.“ Harry bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Als Hektor diese Bewegung sah, zuckte über sein Antlitz ein Blitz der Freude. „Entschließen Sie sich rasch, bester Freund,“ fuhr er fort; „zaudern Sie nicht! Was könnte es Ihnen verschlagen? Ich bin ja doch ganz in den Händen meines künftigen Schwiegervaters, der Ihnen unbedingt vertraut!“ — „Und ich,“ erwiederte Harry fest, „ich werde nie dieses Vertrauen täuschen!“ — „Wohlan, dann verantworten Sie die Folgen!“ sagte Hektor pathetisch und wollte hinausstürzen. — „Halt, noch einen Augenblick!“ rief Harry irritirt. „Ich würde lieber meine rechte Hand verlieren, als den Mann betrügen, der mich vom ersten Augenblicke an nicht mit Geringschätzung oder Argwohn, sondern mit Achtung, Liebe und Zutrauen behandelt hat. Aber es gibt dennoch einen Ausweg, den Sie vielleicht, um den Frieden Miß Linley's nicht zu untergraben, acceptiren. Ich habe seit sechs Jahren ein konsequentes Sparsystem durchgeführt, alle Geschenke, die Mr. Linley's unendliche Güte mir gemacht, und den größten Theil meines Gehaltes, sowie den Gewinn aus verschiedenen Unternehmungen, an denen Mr. Linley mich betheiligen ließ, sobald ich sie vorgeschlagen hatte, in dreiprozentigen Konsols angelegt. Mit diesen Ersparnissen hatte ich allerdings einen besondern Plan. Sie haben jedenfalls davon gehört, daß Mr. Linley in Australien eine Geschäftskommandite anlegen und mich mit der Leitung employiren will; für diesen Fall dachte ich an meinen Bruder, zu dessen Sicherung meine Ersparnisse dienen sollten. Wenn Sie mir indeß durch einige Zeilen Ihrer Hand versprechen wollen, nach Antritt Ihres Vermögens dieß Geld an mich oder meinen Bruder zurückzuzahlen, bin ich bereit, Ihnen morgen die Summe, die Sie bedürfen, auszuzahlen.“ — „O, wie gut Sie gegen mich sind, Mr. Hazeldean!“ versetzte Hektor mit erkünstelter Rührung. „Ich fühle mich beschämt, denn ich weiß wohl, daß mein Benehmen gegen Sie nicht immer so gewesen ist, um mir Ihre Theilnahme zu erwerben. Wie aber, Mr. Harry, werden die kleinen Summen, die Sie haben ersparen können, wohl ausreichen . . .?“ — „Sie wissen nicht, wie Geld anwächst, wenn die Gewohnheiten des Besitzers darnach eingerichtet werden. Welches ist die geringste Summe, die hinreicht, Ihre jetzige Verlegenheit zu beseitigen?“ — „Ich habe an Vacant Stare und Lackwitt Ogle zweihundert Pfund zu liefern versprochen. Zweitens kann ich mich nicht von Fanny abwenden, ohne ihr mindestens hundert Pfund zu zahlen, damit sie sich an einem nährenden Geschäft betheiligen kann. Sie ist so ergeben gegen mich und es wird ihr hart ankommen, auf mich zu verzichten; wenn sie aber hört, daß ich heirathe, wird sie sich in die Nothwendigkeit zu fügen wissen. Ich halte mich indeß, außer jenen hundert Pfund, verpflichtet, von jetzt ab Fanny jede Woche ein Pfund auszuzahlen; doch das ist eine Sache für sich. Ferner würde ich mindestens dreihundert Pfund gebrauchen, um Ehrenschulden zu decken. Das würde also einen Gesammtbetrag von sechshundert Pfund ausmachen. Indeß, ich sehe Sie überrascht und verlegen; Sie haben vielleicht höchstens an hundert Pfund gedacht, die Sie mir geben könnten.“ — „Nein, das dachte ich nicht! Ich dachte vielmehr an das Loos, das vielen Frauen der höheren Klassen bevorsteht, wenn ihre Männer es machen wie Sie, Mr. Hektor. Unter gewissen Bedingungen bin ich bereit, Ihnen sechshundert Pfund zu zahlen. Ich brauche Sie nicht nochmals daran zu erinnern, daß es meine Ersparnisse sind, die ich Ihnen überantworte, und daß, wenn dieß Geld verloren ginge, mein Bruder vielleicht ein Bettler würde. Ich versprach meiner Mutter, als sie auf dem Sterbebett lag, allezeit für meinen jüngern Bruder zu sorgen. Indeß, wenn in Bezug auf das Interesse Sim's Alles in Ordnung gebracht ist, habe ich kein Bedenken, Ihnen das Geld zu überliefern.“ — Hektor führte sein Taschentuch an die Augen. „O wie wenig habe ich Sie doch gekannt, Mr. Hazeldean!“ rief er emphatisch. „Nie hätte ich geglaubt, daß Sie mich so lieb hätten, mir so ergeben wären, bester Harry!“ — „Täuschen Sie sich nicht selbst, Mr. Hartwell! Unter diesem Prätext erhielten Sie von mir keinen Farthing, am allerwenigsten zu Ausgaben, die ich verdamme. Ich liebe Sie weder, noch bin ich Ihnen ergeben. Nur um Miß Linley's, um der Tochter meines konstanten Wohlthäters willen ist mir dieß möglich, und deßhalb knüpfe ich auch die weiteren Bedingungen an die Auszahlung: daß Sie ein ganz neues Leben beginnen, für Mr. Linley, wenn ich nach Australien reise, an meiner Stelle eine ausdauernde Stütze im Geschäft werden, daß Sie die Bekanntschaft mit jenem Mädchen, welches Sie Fanny nennen, vorher völlig aufgeben und mir mit Ihrem Ehrenwort versprechen, nie wieder freiwillig mit ihr ein Wort zu wechseln oder eine Zeile an sie zu schreiben.“

Hektor versprach rascher, als Harry gedacht, Erfüllung aller gestellten Bedingungen; er that es, um nur Geld zu erlangen, und Harry that, sich selbst überwindend, Alles um Lena's willen. „Wenn sie doch einmal nicht für mich ist,“ dachte er, „so muß sie glücklich sein auch mit einem Andern, und ich muß diesen Andern ihrer würdig zu machen suchen, so weit meine Kraft reicht.“ Der verwöhnte und sittlich korrumpirte Glückspilz lachte heimlich in sich hinein, als Harry wirklich am folgenden Morgen volle sechshundert Pfund aufzählte und dafür fünf Zeilen von Hektor's Hand einsteckte. Hektor, der nie ernstlich daran gedacht, die auf Ehrenwort eingegangenen Bedingungen wirklich zu erfüllen, hatte über Nacht eine List ersonnen, welche ganz auf Harry's harmlosen Charakter berechnet war. Er selbst schlug, um Harry den Ernst seiner Absicht zu beweisen, mit Fanny zu brechen, seinem Helfer vor, dieser möge persönlich das Mädchen, deren Name Fanny Frank sei, aufsuchen, um ihr Hektor's Entschluß zu verkündigen und ihre Betheiligung an einem Modistinnengeschäft mit hundert Pfund zu vermitteln, sodann aber ihr selbst jede Woche ein Pfund Sterling zum Lebensunterhalt auszuzahlen, damit auf diese Weise Hektor jede Gelegenheit, wieder mit Fanny in Berührung zu kommen, benommen bleibe. Falls Harry, was sehr nahe lag, auf dieß Ersuchen einging, wollte Hektor dafür sorgen, daß Lena von seinen Besuchen erfahre und zu der Ansicht komme, Harry's scheinbare Sittenstrenge und Frömmigkeit sei nur ein Deckmantel der Libertinage. Fanny gegenüber wohnte seit Kurzem die Schwester der Zofe Lena's. Durch diese konnte, mit einiger Geschicklichkeit, sehr schnell in Mr. Linley's Hause verbreitet werden, Harry besuche heimlich ein allein wohnendes Mädchen. Daß die Spitze dieser vergifteten Waffe der List sich gegen ihn selbst wenden könne, daran dachte der Kurzsichtige nicht.

Harry acceptirte arglos den Vorschlag Hektor's, dieser strich volle fünfhundert Pfund ein und ging triumphirend zu seinen Freunden. Er verhöhnte im Stillen den „blöden Narren“, der sich so leicht habe bethören lassen.

48. Harry's Abschied.

Seinem Versprechen gemäß begab sich Harry nach der ihm bezeichneten Wohnung der Geliebten Hartwell's; Harry hatte geglaubt, ein ebenso zweideutiges als pretiöses Frauenzimmer zu finden, und traf eine junge Mutter mit einem Säuglinge, einfach und harmlos in ihren Lebensansichten. Fanny Frank war als sechzehnjähriges Mädchen aus der Provinz nach London gekommen und als Gehülfin in ein Modegeschäft eingetreten. Von einigen älteren und koketten Kolleginnen nach einem Ballsaale geführt, in welchem das übermüthige Trio: Stare, Ogle und Hartwell, für seine schlechten Leidenschaften Beute suchte, hatte sich Hektor ihr genähert, ihr unter falschen Vorspiegelungen Liebe eingeflößt und ein intimes Verhältniß mit ihr geschlossen, welches er über ein Jahr fortsetzte. Er hatte ihr eine bequeme Zimmereinrichtung beschafft und sie zu heirathen versprochen.

Fanny weinte bittere Thränen, als sie von Harry erfuhr, Hektor denke nicht daran, sie zu heirathen, stehe vielmehr im Begriffe, sich mit einer reichen und tugendhaften Dame zu vermählen. Tief erschüttert verließ der Vermittler die Aermste und besuchte sie dann regelmäßig jede Woche. Dieß geschah viermal, und jedesmal traf er Fanny Frank in Schmerz und Verzweiflung. Er rieth ihr, Trost in der Religion zu suchen und deßhalb zur Kirche zu gehen. Fanny war bereit, dieß zu thun — aber sie meinte, es fehle ihr Jemand, mit ihr zu gehen. Er versprach, sie am folgenden Abend in die

Kirche zu begleiten. Dieß geschah; aber während er Fanny in dem hellstrahlenden Gotteshause zu einem Sitze geleitete, blickte bereits von einer der Gallerieen das bleiche Antlitz Lena's unbemerkt auf ihn herab.

Es war Alles gekommen, wie Hektor beabsichtigt. Lena hatte sich nun selbst überzeugt, daß das Gerücht von Harry's Besuchen bei einem Mädchen von zweideutigem Rufe begründet sei. Seit diesem Abend sah Harry das von Hektor verlassene Mädchen nicht mehr. Drei Tage später sollte er seine große Reise nach Sidney antreten, um das Zweiggeschäft zu leiten, welches Linley dort eröffnen wollte. Es waren zu diesem Zwecke noch so viele Vorbereitungen zu treffen, daß Harry's ganze Aufmerksamkeit auf geschäftliche Dinge gerichtet blieb. Dennoch entging ihm nicht, daß in Mr. Linley's Benehmen gegen ihn eine auffallende Veränderung eingetreten war. Sein Wohlthäter sprach, an seine neue bevorstehende Position in einem fernen Welttheile anknüpfend, in räthselhafter Weise von den Gefahren, ohne gehörige Vorsicht vertraute Verhältnisse, namentlich mit Frauenzimmern, zu schließen, von der genauen Verbindung, in welcher strenge Sitten mit der Garantie sicherer Geschäftsführung sich befänden, und gab Harry eine Menge moralischer Rathschläge, was er sonst nie für nöthig gefunden hatte. Auch Miß Priscilla und Lena zeigten ihm gegenüber ein schwankendes Benehmen.

So kam der Tag, an welchem Harry mit dem Schnellzug nach Liverpool abreisen sollte. Er nahm sein letztes Frühstück bei der Familie Linley. Zufällig blieb er eine kurze Zeit mit Lena allein. Das Mädchen, blaß wie der Tod, schien auf dem Punkte zu stehen, ihm noch Etwas zu sagen. Doch fehlte ihr dazu der Muth. Lena erhob sich vom Frühstückstische und ging an ein Fenster. Harry's Augen folgten jeder ihrer Bewegungen; er sah, wie sie zitterte und in Thränen ausbrach. Mit abgewandtem Gesicht hielt sie ihm die Hand hin und sagte bewegt: „O Harry, also gehen Sie wirklich fort? Ich bin so elend und so trostlos!" — Harry ergriff die dargebotene Hand. „Sie elend und trostlos, Miß Linley? Ich glaubte, Sie seien glücklich!" Lena wendete sich um und sah ihn halb fragend, halb verweisend an. Dieser Blick raubte ihm das ohnehin nur erzwungene innere Gleichgewicht. Doch war er nur der Meinung, sie denke an Hektor und an das Loos, das ihrer warte, als er sich vor ihr auf die Kniee warf und sie bat, sich durch keine grundlose Eifersucht ein Leben zu verbittern, für dessen Glück er selbst freudig in den Tod zu gehen bereit sei. „Es ist nun kein Grund mehr zur Eifersucht und Unruhe," fügte er hinzu; „Hektor Hartwell wird eingedenk dessen sein, daß Ihnen ergeben sein das höchste Glück der Erde ist. Was mich betrifft, so beseelt mich nur der Wunsch, Sie glücklich zu wissen, theuerste Miß, und Ihnen auch nur im Geringsten ergeben sein zu dürfen, das wird stets mein Glück ausmachen."

Harry wollte noch mehr sagen, sein Herz war im Begriff, auszubrechen, aber in diesem Augenblicke hörte er Mr. Linley kommen und zog sich rasch von Lena zurück. Eine halbe Stunde später, nach einem bewegten Abschiede, bestieg Harry mit seinem Chef einen Wagen, um nach dem Bahnhofe zu fahren. Sie hatten noch wenige Minuten Zeit, ehe der Zug von Eustonsquare abging, Beide schritten langsam auf der Plattform hin und her. „Wenn Du noch Etwas auf dem Herzen hast, Harry, so schreibe es mir von Liverpool aus," sagte Linley in einem eigenthümlich ermahnenden, indeß herzlich milden Tone. „Ich verlange nicht, in Deine Geheimnisse einzudringen, aber wenn Du doch das Bedürfniß haben solltest, Dich Jemand mitzutheilen, so weißt Du, daß Du keinen treueren Freund hast, als mich, der bereit ist, Dir jede Sorge vom Herzen zu nehmen, sie sei welcher Art sie wolle. Sage mir Alles, Harry Hazeldean, und wenn Du Dir etwa bewußt sein solltest, irgendwie und irgendwo nicht ganz recht gehandelt zu haben, so wird es nie zu spät sein, dieß auszugleichen. Vergiß nicht, Harry, daß Dein Geschick so freundlich als möglich zu gestalten, einer der aufrichtigsten Wünsche meines Herzens ist." Harry hatte noch nicht Zeit gefunden, die räthselhaften Worte seines Wohlthäters genügend zu erfassen, da ward das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Ein schriller Ton, ein letzter Händedruck, und der Zug brauste von dannen. Ein kalter Schmerzensschauer durchdrang Harry's Körper — er konnte nicht mehr umkehren. Sein Weg führte über's Meer, und er ließ all' sein Glück, die geliebte Lena, hinter sich zurück. Der brave Jüngling hatte Mühe, seine Thränen zu bannen. Es war jetzt dunkler in seiner Seele als damals, wo er Nachts bei der Villa Revel traurig durch die erleuchteten Fenster blickte und Lena in all' ihrer kindlichen Glorie an der Seite Hektor's glänzen sah.

Als er sich einigermaßen beruhigt, sann und sann er darüber, was Mr. Linley mit seinen letzten Worten gemeint haben könne. Es fuhr ihm wohl manche Vermuthung durch den Kopf; sogar die Möglichkeit kam ihm vor Augen, Linley habe erfahren, daß er Hektor eine verhältnißmäßig bedeutende Summe ausgeliefert, und daß dieß Geld von ihm nicht auf ganz redliche Weise erworben sei, oder daß er vorgezogen habe, statt seiner Ersparnisse fremde Mittel an Hektor zu avanciren. Das Rechte aber errieth Harry nicht, er kam nicht darauf, daß seine regelmäßigen Besuche bei Fanny Frank, die er nach seiner Idee im Interesse Lena's gemacht, zu Ohren Lena's und ihres Vaters gekommen waren, daß Mr. Linley wie seine Schwester und Tochter von einem ganz falschen Standpunkte aus davon Kenntniß erhalten, Harry habe hundert Pfund auf einmal und mehrere Wochen hintereinander je ein Pfund im Interesse Fanny's verausgabt. Hätte der brave, freimüthige, pflichttreue und doch in gewissem Sinne nur allzu rücksichtsvolle Jüngling gewußt, daß alle Glieder der Familie Linley sich in der Erinnerung an ihn einer entsetzlichen Bezeichnung: der eines Heuchlers, nicht erwehren konnten, sein Herz würde gebrochen sein.

Lena litt unendlich durch den Zwiespalt, den Harry's scheinbares Doppelspiel in ihr Herz geschleudert. Wenn immer die Erinnerung an den Geschiedenen ihr das Wort „Heuchler" an die Lippen führte — sie scheuchte es von sich. Hatte Harry nicht Jahre lang ihr blutbeflecktes Taschentuch als ein Kleinod aufbewahrt? Hatte er nicht stets die treueste Hingebung gegen sie an den Tag gelegt und noch im letzten Augenblick betheuert? Und doch stand die Wucht anderer Thatsachen diesen günstigen Zeichen gegenüber, und wenn diese Thatsachen unumstößlich waren, so setzten Harry's letzte Worte, die er knieend zu Lena gesprochen hatte, seinen Charakter nur in ein um so schlechteres Licht. Der innere Widerstreit machte das sonst so heitere Mädchen elend, und als der Vater dieß bemerkte, konnte er sich einer gewissen Verbitterung nicht erwehren. Ihm galt Harry nicht mehr als der durchaus aufrichtige, sittenreine und dankbare Mensch, als welcher er ihn vor dem Ereignisse mit Fanny gekannt. Unter diesen Umständen hielt er die Entfernung seines Schützlings von englischem Boden für ein Glück; in Wahrheit aber war sie für Harry ein Unglück, denn sie entzog ihm die Möglichkeit, sich zu vertheidigen. (Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Ein Gedächtnißkünstler. Der Storch hat ein vortreffliches Gedächtniß, er lernt bald die Handlungen und sogar die Worte des Menschen verstehen. Wie der Hund kennt er die Bewohner des Hauses und zeigt dem Einen Abneigung, dem Andern Anhänglichkeit. Dr. Schinz, Verfasser einer vielgelesenen Naturgeschichte, besaß viele Jahre lang zahme Störche und hatte also vielfache Gelegenheit, ihre merkwürdige Intelligenz zu beobachten. Es bedurfte wenig Mühe, sie zahm zu machen, wenn sie nur jung gefangen wurden; wenige Tage reichten hin, sie an die fremde Umgebung zu gewöhnen. Sobald der Fütterer in den Garten trat oder sich zeigte, kam der Storch alsbald mit schnellen Schritten herbei, legte seinen Kopf zurück, fing an zu klappern, breitete die Flügel aus und schlug mit dem Schwanz ein Rad, lauter Zeichen der Freude und Freundlichkeit. Den ihm gegebenen Namen kannte er so gut wie ein Hund; rief man ihn, so eilte er schnell von ferne herbei oder ließ sich sogar, wenn er fliegen konnte, hoch aus der Luft hernieder. Zur Zeit der Maikäfer, welche er sehr gerne fraß, begleitete er seinen Herrn wie ein Hund von einem Baum zum andern, um die herabgeschüttelten Käfer zu erhaschen, und forderte durch seine Geberden ihn gleichsam auf, die Bäume zu schütteln. Regenwürmer, Mäuse und Fische fraß er sehr gerne. Nahm Jemand eine Schaufel zur Hand, so eilte er sogleich herbei und stellte sich neben den Grabenden, als ob er wohl wüßte, daß auch ihm bei dieser Gelegenheit etwas zu Gute kommen würde. Man hatte zuweilen kleine Fische gefangen, um sie ihm zu geben: so wie er nun sah, daß man eine Angelruthe zur Hand nahm, kam er in größter Eile herbei und folgte dem Fischenden allenthalben nach. Den Haushund und die Katze kannte er sehr gut und lebte mit ihnen wie mit den Hühnern im Frieden; kamen aber fremde auf den Hof, so verfolgte er sie mit großer Wuth.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 45.

Stuttgart. 1866.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Von unten herauf!

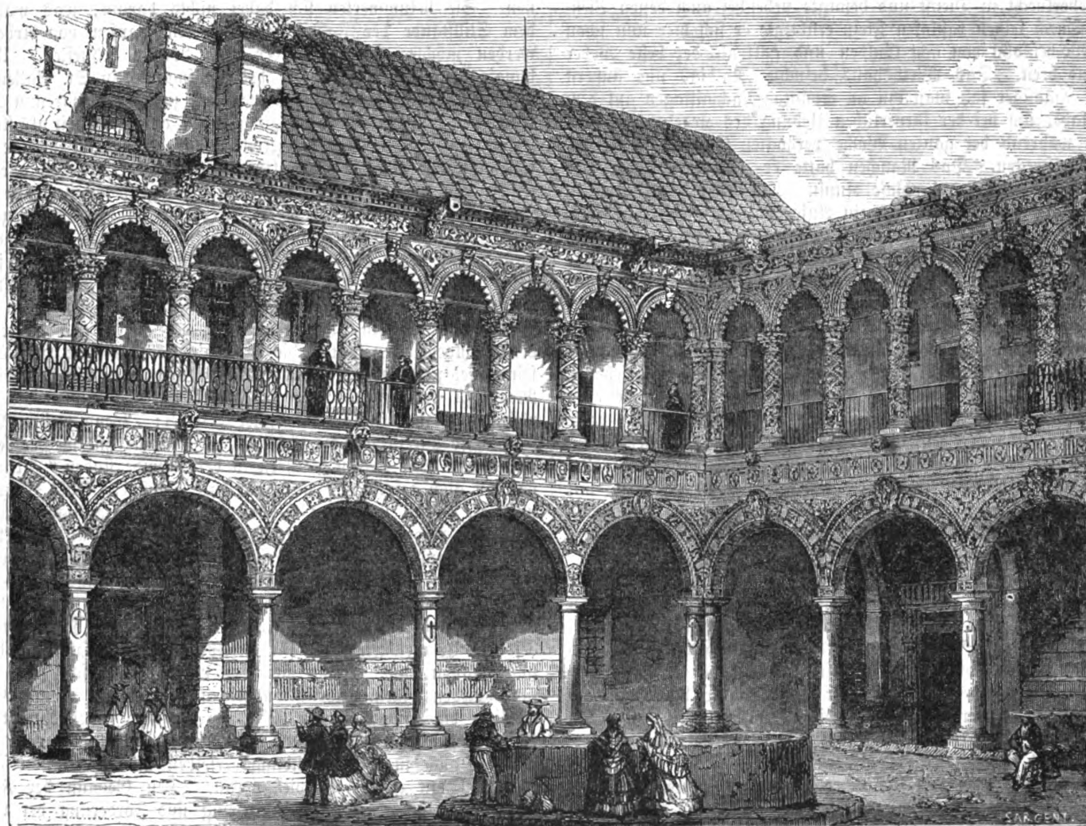
V.

Mathias Näf.

Von

August Feierabend.

Zu den gewerbereichsten Gegenden des Kantons St. Gallen wie der ganzen Schweiz gehört das Toggenburg, und zwar besonders seine drei untern Bezirke. Kaum ein Drittheil der Bevölkerung gehört noch dem ursprünglichen Sennenthume an. Die übrigen zwei Drittheile haben sich theilweise oder ganz dem Baumwollengewerbe zugewendet. Unten nun im toggenburger Ländchen, in dem Dörfchen Schwarzenbach, wurde am 14. März 1792 Mathias Näf in einer kleinen Hütte geboren. Sein Vater war ein armer Baumwollenweber und seine Mutter eine fromme, brave Frau, die ihre Kinder zur Gottesfurcht, zur Arbeit und guter Hausordnung anhielt, aber leider viel zu frühe denselben entrissen wurde, als Mathias erst acht Jahre alt war. Die Kinder kamen



Das Kloster Mercedes in Mexiko. Der Hof. Von Catenacci. (S. 534.)

durch den Tod der guten Mutter in große Noth. Schon mit dem zehnten Altersjahre mußte Mathias weben lernen und mit dem elften Jahre verdiente er dem Vater bereits wöchentlich einen Gulden. Dennoch kam kein Segen in's Haus, weil der Vater lüderlich war. Bald blieb ihm nichts Anderes mehr übrig, als die Familie aufzulösen, die Kinder bei Verwandten unterzubringen und sich selbst als Knecht zu verdingen. Mathias kam mit einem jüngeren Bruder zu einem verwandten Bauer in Langenau, unweit Oberutzwyl. Hier arbeitete der fleißige Knabe im Sommer auf dem Lande, im Winter im Webkeller. Von jedem fertig gewobenen Stücke erhielt er vom Meister ein kleines Trinkgeld. In der Schule hatte er nur dürftig schreiben und lesen gelernt. Rechnen lernte er nun aus sich in schlaflosen nächtlichen Stunden, während der langen Winterzeit. Die gefrorenen Fensterscheiben dienten ihm dabei als Schiefertafel, ein Schwefelhölzchen als Griffel. Endlich rückte für Mathias die Zeit der Konfirmation heran. Die Anschaffung der sogenannten Konfirmationskleider, des schwarzen Schwalbenschwanzes, der ditto Hosen, Weste und des Hutes machten ihm große Sorgen. Aber er wußte sich entschlossen Rath. Er anerbot sich nämlich, den Meisterleuten während der Unterrichtszeit das Kostgeld zu bezahlen, und suchte sich dann in der Zwischenzeit durch Stückeweben bei einem Fabrikanten das benöthigte Geld für die Kleider aufzutreiben. Mit der ihm angeborenen Ausdauer führte er seinen Plan wirklich aus, indem er Tag und Nacht darauf loswob und sich über die erforderliche Kleiderrechnung noch weitere achtzehn Gulden ersparte. Nun hatte er den Weg seines Lebens aufgefunden. In Kraft und Zeit hatte er das Mittel entdeckt, welches die Vorsehung ihm an die Hand gegeben, um mit der Zeit reich zu werden. Näf erkannte gar wohl, daß er durch fortgesetztes Lohnweben weiter kommen würde als in seinem Dienstverhältniß beim Meister in Langenau. Aber dennoch wollte er diesen nicht verlassen, sondern hielt um den Jahreslohn von fünfzig Gulden noch ein ganzes Jahr bei ihm aus. Im Jahr 1811 trat er sodann beim Blattmacher in Oberutzwyl als Weberknecht in Dienst und besorgte nebenbei auch dessen Viehhabe. Durch seinen rastlosen Fleiß erübrigte er sich hier nun schon einen Wochenlohn von acht Gulden und galt als der beste Weber weit und breit. Das Wirthshaus besuchte Mathias nur äußerst selten. Häufiger sah man ihn an Sonntag-Nachmittagen auf dem Kegelplatze, um bei der körperlichen Uebung des Kegelns die beim Weben während der ganzen Woche verhockten Glieder wieder gehörig zu strecken. Das Rauchen hatte er nie angefangen. Er hielt dasselbe für eine brodlose Kunst. Im Jahr 1814 ging in Folge ausgebrochener Unruhen ein Aufgebot zu einem Winterfeldzuge über den Berg hinüber nach dem Kanton Tessin. Mathias mußte ebenfalls mit. Im Sommer darauf, nach der Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba, mußte die Westgrenze der Schweiz in den welschen Bergen besetzt werden. Wiederum mußte Näf ausziehen. Er that den Dienst mit Lust und Freude. Bald nach seiner Heimkehr verheirathete er sich in seinem vierundzwanzigsten Altersjahre mit Anna Walter, der Dienstmagd des angesehenen Fabrikanten G. in der Nachbarschaft. Seine Frau war eine eben so verständige, als arbeitsame und sittsame Person. Näf hatte sich bereits elfhundert Gulden erspart, und ihn leitete bei seinem Lebensschritte der richtige Grundsatz, daß er mit einer armen, aber braven und anstelligen Frau viel weiter kommen werde, als mit einem reichen, aber vielbräuchigen „Schärpli", mit dem schon mancher reiche Mann in wenig Jahren zu armen Tagen gekommen sei.

Schwere Sorgen erwarteten das junge Ehepaar schon in seinen Flitterwochen. Das Jahr 1816 war bekanntlich ein Fehljahr gewesen. Darauf kam das nächste Jahr die sogenannte theure Zeit. Näf hatte schon 1815 mit seinen beiden Brüdern Hans und Jakob ein kleines Häuschen in Burg gekauft und dasselbe zu zwei Wohnungen eingerichtet. Dazu kaufte er sich ein Stück Wiesland und eine Kuh, die er in Ermanglung eines Stalles im Hintergaden unterbrachte. Alle Abende, wenn die Nacht hereingebrochen war, mähte er sich so viel Gras, als er den Tag über für die Kuh brauchte. Mit Weben verdiente er wöchentlich elf Gulden. Davon mußte er jedesmal einen Kreuzthaler an der Wiese abbezahlen. Das übrige Geld ging für Kinds- und Schlichtemehl, so wie für die übrigen Bedürfnisse der Haushaltung auf. Milch und Habermus war die tägliche Nahrung. Um billigen Preis bekam er von einem reichen Nachbar ein weiteres wohlgelegenes Stück Wiesboden, indem derselbe ihm freistellte, dasselbe zu bezahlen, wann er eben wieder Geld hätte. Dieses Besitzthum war für Näf nun in der theuren Zeit von größtem Nutzen. Während der Vater unermüdlich darauf los wob, besorgte die Mutter die beiden Kinder und spulte noch nebenbei ihrem Manne ganz allein den Eintrag. Auf den Rath seiner alten Meisterin richtete sich Näf auf ganz breite Gewebe ein. Er bekam dann auf Empfehlungen hin Garn und größere Bestellungen, so daß er nun schon wöchentlich vierundzwanzig Gulden verdienen konnte.

In solcher Weise machte er den ersten Anfang zu seiner Fabrikation. Die Bestellungen drängten sich, und bereits konnte er ihnen allen nicht mehr Genüge leisten. Das alte kleine Häuschen war für das neue Geschäft viel zu enge geworden. Näf kaufte sich daher in Niederutzwyl ein kleines Heimwesen und legte damit den Grund zu einem Geschäfte, dessen Waaren-Etiketten nun nach allen Weltgegenden reisen. Der redliche und unermüdliche Mann fand bald beim Garnhändler unbedingten Kredit und konnte nun sein Geschäft ganz nach Wunsch vergrößern. Ein neuer Fabrikationszweig machte die Erstellung einer eigenen Färberei nothwendig, zu der Näf die Bausteine mit eigener Hand aus dem Bette der nahe vorbeifließenden Glatt zusammen trug. Im Jahre 1827 vermehrte er seine Neubauten noch durch ein Wasserwerk. Das Geschäft blühte vorzüglich. Da traf Näf im April 1833 ein schwerer Schlag. In Folge ihrer neunten Entbindung wurde ihm seine treffliche Gattin durch den Tod entrissen. Das eigenthümliche Verhältniß des Fabrikanten zu seinen Arbeitern und ihrer gegenseitigen Verbindlichkeit bewog Mathias Näf im Laufe der dreißiger Jahre, mit der Fabrikation der Waare zugleich den Selbstverkauf derselben zu verbinden. Die Kaufleute in St. Gallen pflegten nämlich dem Fabrikanten nur so lange Bestellungen aufzugeben, als sie sichere Aussicht hatten, die Waaren schnell absetzen zu können. Sie bekümmerten sich dabei nichts darum, was während dem Stillstande der Fabrikation aus den Haufen von Arbeitern werden möchte, bis sie wieder neue Waare bedurften. Unabhängig von der Mittelperson des Kaufmanns in St. Gallen den unmittelbaren Waarenabsatz in der Ferne zu suchen, war nun Näf's Augenmerk, und seine Anstrengung wurde auch bald mit glücklichem Erfolge gekrönt. Eine eingetretene Garntheuerung brachte ihn sodann weiter auf den Gedanken, eine eigene Spinnerei zu errichten, wozu die vorbeifließende Glatt genügend Wasserkräfte bot. Das große Zutrauen, das der strebsame Mann bereits genoß, verschaffte ihm ohne Schwierigkeiten die beträchtlichen Geldsummen, welche das große Unternehmen erforderte. Der Spinnerei folgte rasch die Erstellung eines Appreturgebäudes und einer Jaquardweberei. Bald konnte sein Glanzapparat sich mit dem ersten sächsischen messen. Ein Kommissionär in der Türkei gab daher Näf den wohlgemeinten Rath, die Firma eines sächsischen Hauses auf seine Preiszettel zu setzen und ihnen dadurch einen um so größeren Markt zu verschaffen. Aber Näf wies dieses Ansinnen mit Entrüstung von der Hand. Er bemerkte dabei: „Wenn meine Waare wirklich so gut ist wie die sächsische, so wird sie mit meiner Firma auch ihren Weg zu den Käufern in der Fremde finden." Und sie hat ihn auch gefunden. Näf ging das Selbstgefühl als Schweizer und St. Galler in fernen Landen den eigenen Landeserzeugnissen Ruf und Anerkennung verschafft zu haben, über augenblicklichen leichteren und größeren materiellen Gewinn. Neben den vielen Arbeitern in seinen Fabriken beschäftigte nun Mathias Näf bereits noch bei tausend Handweber und verausgabte jährlich 110,000 Franken Weberlöhne. Für seine Arbeiter war er stets väterlich besorgt. Er errichtete daher für dieselben Kranken-, Hülfs- und Ersparnißkassen, und begabte sie selbst aus seiner Tasche sehr reichlich. Neben seinem Fabrikationsgeschäfte betrieb er ebenfalls mit Vorliebe die Landwirthschaft. In ihr lag nach seiner Ansicht das Grundelement einer gesunden Volkswirthschaft, und darum ging er denn auch in der Verbindung derselben mit Fabrikation seinen Arbeitern mit gutem Beispiel voran. Den Gewinn der Fabrikation verwendete er zur Erweiterung und Förderung der Landwirthschaft. Schon hatte er über hundert Jucharten Grundeigenthum. Dazu kaufte er noch im Jahr 1843 über zwanzig Juchar-

ten Wald- und Gesträuchboden der Glatt entlang. Diesen verwandelte er sodann innerhalb Jahresfrist in fruchtbares Ackerland. Mit Staunen sahen seine Nachbarn dem Treiben Näf's zu, und daher kam das Sprüchwort in Umlauf: „Wo Mathias Näf wandelt, da wächst der Klee ihm unter den Füßen." Wenn das seine zweite Gattin, Susanne, hörte, die ihrem Manne noch fünf Kinder geboren hatte, so pflegte sie zu lächeln und sprach dann schalkhaft ganz geheimnißvoll: „Ja, ihr guten Leute, mein Mann schaut halt auf den Kalender und düngt halt immer den andern Tag widder (wieder)."

Näf's Musterwirthschaft, die zuerst in gewohnter Weise von den Bauern mit Kopfschütteln und allerlei Zweifeln angesehen wurde, übte dennoch nachgerade einen sehr wohlthätigen Einfluß auf seine Umgebung, der sich bald durch besseren Anbau der umliegenden Gütergewerbe kund gab. Als guter Bürger eines Freistaates nahm Näf endlich auch an den öffentlichen Angelegenheiten der Heimatgemeinde, wie des Kantons St. Gallen und der gesammten schweizerischen Eidgenossenschaft stets regen Antheil. Als Mitglied der Schulpflege ließ er sich die Verbesserung der Schule sehr angelegen sein; ebenso als Mitglied des Gemeinderaths die Gemeindestraßen, für deren Verbesserung er sich bedeutende Opfer nicht reuen ließ. Das Volkszutrauen beehrte ihn auch mit der Würde eines Mitgliedes des Großen Rathes. In diesen Stellen kämpfte er stets für einen zeitgemäßen, vernünftigen Fortschritt und für echte Volksaufklärung. Er hatte schwere Zeiten zu durchleben. Zur Zeit der Jesuitenwirren in der Schweiz standen im Großen Rathe des Kantons St. Gallen bekanntlich einmal während der zweijährigen Amtsperiode von 1845—1847 die beiden politischen Parteien, je 75 Liberale gegen 75 Konservative, gegenüber und hielten sich mit der strengsten Parteidisziplin gegenseitig die Wagschale. Ihr konnten selbst Schwerkranke sich nicht entziehen. Das war auch mit Mathias Näf der Fall. Ungeachtet der Vorstellungen und Bitten von Frau und Kindern ließ sich der schwer kranke Vaterlandsfreund in die denkwürdige Sitzung vom 13. August führen, die vom Morgen früh bis Nachmittags drei Uhr dauerte und für die neuere Entwickelung der politischen Verhältnisse so entscheidend war. Mit der eisernen Beharrlichkeit, die Mathias Näf eigen war, hielt er auf seinem Platze aus, ohne denselben ein einziges Mal zu verlassen. Die Anstrengung hatte leider ihre traurigen Folgen. Am zweiten Tage nach derselben rührte ihn der Schlag und lähmte seine ganze rechte Seite. Später stellte sich noch Wassersucht ein, und kaum 54 Jahre alt starb der treffliche Mann den 29. Christmonat.

Mathias Näf verband mit einem klaren, natürlichen Verstande eine große Bescheidenheit, die strengste Rechtlichkeit des Charakters, Biedersinn und Wohlthätigkeit. Wo er seinen Mitmenschen helfen konnte, that er es mit Freuden. Für gemeinnützige Werke ging er stets durch reiche Beiträge mit gutem Beispiel voran. In seinem Hauswesen liebte er Einfachheit, jedoch mit dem Ausdrucke ländlichsittlicher Wohlhabenheit. Das „Außen fix, innen nix" war ihm in die Seele hinein zuwider. Auf dem Bühl, seinem Lieblingsplätzchen, einem kleinen Hügel mitten in seinen weitläufigen Besitzungen, die er von hier aus übersehen konnte, dankte er mit Thränen tiefer Rührung oftmals der Vorsehung für den wunderbaren Weg, den sie ihm in seinem Lebensgange vom armen Weberknechte zum reichen Fabrikbesitzer und Nährvater von hundert und hundert fleißigen Arbeitern geführt hatte. Seinen Verwandten half er gerne mit Rath und That und schämte sich ihrer als angesehener Fabrikbesitzer niemals. Für die tüchtige Ausbildung seiner zahlreichen Kinder scheute er keine Kosten, denn darin sah er das beste Kapital für ihr sicheres Fortkommen in allen Wechselfällen des Lebens.

Die Spiele des Volkes.

Von

Friedrich Lodeken.

(Bild S. 532.)

I. Das Sacklaufen.

Die milde Jahreszeit ist gekommen mit ihren Blättern und Blüten, grünen Matten, Lerchen- und Nachtigallengesang; auch mit der Lust an Spielen, welche freie Bewegung im Freien bedingen. Zu allen Zeitaltern und wohl bei allen Völkern gab es öffentliche Spiele irgend welcher Art, bei glücklichen wie bei leidenden Völkern. Die glücklichen machten allgemeine Spiele zum Ausdrucke ihrer Stimmung, die unglücklichen suchten in heiteren, harmlosen Spielen Trost und vorübergehende Ablenkung von ihrem Schicksale.

Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß in älterer Zeit die Spiele des Volks eine tiefere, mehr nationale Bedeutung hatten wie jetzt. Das Diskuswerfen, Speerwerfen, Wettfahren der Griechen, die Schwertertänze, Turnierspiele der alten Deutschen und Franken hatten eine ernste Bedeutung im Hintergrunde; sie bezweckten zugleich Ausbildung oder Erprobung im Waffenführen und in der Gymnastik. Derartige Spiele waren zugleich Uebungen im Dienst des Vaterlandes oder einer Kaste. Schlechtere Bedeutung hatten die römischen Gladiatorenkämpfe im Cirkus. Man verwendete dazu handwerksmäßige Fechter und Kriegsgefangene, die sich zum Ergötzen der verweichlichten und geschmacksverderbten „Herren der Welt" zerfleischen mußten.

Der Spiele von allgemeinerem Gebrauch findet man in älterer Zeit noch die Menge, und manche davon haben sich in ursprünglicher oder veränderter Weise bis zu diesem Tage erhalten, zum Beispiel das Fischerstechen, Ringstechen und Ringwerfen, Wettlaufen, Ringen und Schwingen, Böxen, Ballspiel, Kegelwerfen, Radschlagen, Wettrudern, Pfahlwerfen, „der Berg ist mein", Topfschlagen oder Hahnschlagen, Blindekuhspiel, Erntetänze, Rosenfeste und dergleichen mehr. Manchmal kann man über die Tendenz der Spiele in Zweifel sein, häufig ist die ursprüngliche Bedeutung verloren gegangen, und die Spiele entbehren damit für die Jetztlebenden des inneren Gehalts, der ihnen um so weniger wiederzugeben ist, als er in den Sitten und Gebräuchen abgestorbener Zeiten wurzelte. Nur die Gelegenheiten, bei welchen noch jetzt häufig gewisse Spiele zur Erscheinung kommen, zum Beispiel bei Vogelschießen und Schützenfesten, Messen und Märkten, Wallfahrten, ländlichen Hochzeiten, Ernte- und Kirchweihfesten, Ablaßfesten, Brunnenjubiläen, Schulfesten, Stiftungsfesten heiterer und populärer Art ꝛc. geben manchmal noch Fingerzeige über Entstehung und ursprüngliche Bedeutung der Volksspiele.

Wo aber die Genesis eines Spieles fehlt oder unklar, da ist es schwer, zu rathen und zu entziffern. Oft zerbricht man sich auch nur umsonst den Kopf; wie Spiele ganz zufällig entstehen und sich fortpflanzen, kann man noch alle Tage bemerken. Irgend ein erfinderischer Kopf, dem die Aufgabe zufällt, das unterhaltende Element in einer Gesellschaft anzufrischen, diftelt ein Spiel aus, und es erhält sich, sobald es irgendwie wirksam ist, Hand und Fuß hat. Namentlich kann man bei Kindern dieß erfinderische Talent häufig wahrnehmen. Da tauchen plötzlich neue, oft recht allerliebste Spiele auf mit improvisirten Sprüchen der Volkspoesie, und wo derartige neue Spiele oder Variationen alter einmal Wurzel schlagen, da werden sie vor denselben Kinderkreisen mit einer wahren Zähigkeit poussirt und pflanzen sich fort. Dutzende solcher Spiele könnte ich mittheilen, wenn sie ohne die Unmittelbarkeit des darstellenden Eindrucks ansprächen.

Unser Volk ist reich an Spielen, aber es hat vielleicht kein einziges mehr, welches tiefere nationale Bedeutung beanspruchen könnte. Kaum sind hie und da kümmerliche Reste alter Spiele von bedeutsamem Gehalt übrig. Die meisten Spiele beschränken sich auf gewisse Landschaften und Provinzen und sind leider an sich sehr inhaltleer. Oft ist es die Jugend allein, welche sie am Leben erhält. Allerdings hat unser Volk im großen Ganzen für alle nationalen Spiele älterer Zeit, Schwertertänze, Schießen, Ringen, Fechten, Stoßen ꝛc. durch ein einziges großartiges Spiel Ersatz gefunden, wir meinen das Turnen. So wie das Turnen jetzt betrieben wird, vereinigt es eine Menge von Richtungen in sich, welche Volksspiele der excellentesten Art in Ernst und Scherz nehmen können.

Und dennoch bleibt daneben das Bedürfniß für Spiele anderer, namentlich komisch unterhaltender Art bestehen. Wir wollen einige davon an unseren Blicken vorüberführen. Zunächst das Sacklaufen oder richtiger Sackhüpfen. Wann dieses Volksspiel entstanden, haben wir nicht ergründen können; es ist sehr alt. In der zeitzer Chronik

fanden wir beim Jahre 1463 gelegentlich der Schilderung des Einzugs des neuen Landesherrn den Passus: „und ist dabei vun der wohllöblichen Gild der Vogelschießer benebst andern Festlichkeiten ein Sackhupfen veranstaltet worden". Auch im Rheinischen Antiquarius findet sich dieß Spiel im fünfzehnten Jahrhundert erwähnt. Später kam es äußerst häufig in den verschiedensten Theilen Deutschlands bei populären Festlichkeiten vor, ward aber in neuerer Zeit immer seltener von Erwachsenen geübt und erhielt sich wesentlich bei Kinderfesten neben Hahnschlagen, Bolzenschießen ꝛc.

Das Sacklaufen ist ein äußerst komisches Spiel und sollte bei keiner Volksbelustigung fehlen. Die Manier desselben ist folgende. Jeder Theilnehmende wird mit den Füßen und dem Leibe (mit Einschluß der Arme) in einen Sack gesteckt, der am besten über den Schultern fest zugebunden wird. Der Sack muß so befestigt sein, daß der Eingesperrte aufrecht stehen kann, denn eine gekrümmte Stellung beeinträchtigt seine Bewegung. Je weiter und länger der Sack, desto wirksamer und komischer ist das Spiel, denn der Sacklaufer wird dadurch verleitet, die Füße von einander zu setzen, zu schreiten statt zu hüpfen, was ihn weit eher der Gefahr des Fallens aussetzt. Ein zu stark angespannter Sack unterstützt ihn im Hüpfen, ein lockerer, schlappiger verweist ihn lediglich auf die Elastik seiner Gliedmaßen und auf Geschicklichkeit, die ja auch hier neben der Ausdauer entscheidend sein muß.

Ist die Laufbahn schmal, so werden die Theilnehmer aneinander



Die Spiele des Volkes: I. Das Sacklaufen. Von L. Löffler.

stoßen und in Schwankungen gerathen. Jeder Purzelnde wird mit Gelächter abgefunden. Wer zuerst an's Ziel kommt, erhält einen Preis. Wir haben sehr charakterischer Weise dieß Spiel auf deutschen Kauffarteischiffen gefunden, wo bei Windstille oder sonst müßiger Zeit die Mannschaft sich zum großen Ergötzen der Zuschauer belustigte. Es liefen dabei Wetten um die Grogratione mitunter, und da der Gewinnende seinen Preis sofort vertilgte, so gerieth er dadurch in die Schwankungen, welche das Fahrzeug bei bewegter See zu machen pflegte, und Nichts sah komischer aus, als solch' ein mannhaft balancirender, ächzender, vorwärtsstrebender Matrose, der, wenn er das kaum dreißig Schritte entfernte Ziel doch erreichte, mit demselben Entzücken sein „Hurrah" rief, als stoße er, nach monatelanger Seereise, zuerst den erquickenden Ruf „Land ahoi!" aus. Der ernste Kapitän, welcher primo loco zuschaute, bildete dabei das Gegenbild des humoristischen Elements. Diese Sitte, allgemein nachgeahmt, würde den Schiffsleuten, die oft Wochen und Monate lang keinen grünen Halm, keine belustigende Szene zu Gesicht bekommen, manche langweilige Stunde verkürzen. Aber auch zu Lande wird das Spiel in heiterer Gesellschaft immer seine komische Wirkung behaupten. Man könnte freilich, mit Beziehung auf mancherlei öffentliche Zustände in unserem lieben Vaterlande, in figürlicher Redeweise satyrisch sagen: wir Deutschen hüpfen alle miteinander im Sacke nach einem ersehnten Ziele.


DIE ZWEI ROESELEIN.
Volkslied,
illustrirt von Th. Pixis.
etz gang i an's Brünnele,
Trink aber net,
Do such i mein herztausige Schatz,
Find'n aber net.

Setz i mi so allein
Auf's grüne Gras,
Fallen zwei Röselein
Mir in den Schooss.

Do lass i mein Aeugelein
Um und um gehn;
Do sieh'n i mein herztausige Schatz
Bei me'n Andre stehn.

Sie wirft ihn mit Röselein,
Treffen mich thut,
Meint sie wär ganz allein,
Das thut kein gut.

Und bei me'n Andre stehn sehn,
Ach, das thut weh!
Jetz b'hüt di Gott, herztausiger Schatz,
Di sieh'n i nimme meh!

Jetz kauf i mir Dinten und
Feder und Papier,
Und schreib mei'm herztausige Schatz
Ein' Abschiedsbrief.

„Was willst denn scho reise weg?
Hast ja no Zeit.“
O b'hüt di Gott, herztausiger Schatz!
Meine Weg sind weit.

Jetz leg i mi nieder auf's
Heu und auf's Stroh,
Da fallen zwei Röselein
Mir in den Schooss.

Und diese zwei Röselein
Sind rosenroth;
Jetz weiss i net, lebt mei Schatz,
Oder ist er todt.

Das Kloster Mercedes in Mexiko.

Von

Arthur Langenbeck.

(Bild S. 529.)

Mexiko ist reich an Kirchen und Klöstern, die zum Theil sehr geschmackvoll gebaut und sehr splendid ausgestattet sind. Am Wenigsten auffällig ist das Mercedeskloster; es ist zwar ein Bau von außerordentlichem Umfang, aber er läßt den Beschauer kalt und gleichgültig; weder Kirche noch Kloster vermögen in ihrem Aeußern eine Aufmerksamkeit besonders auf sich zu ziehen. Treten wir aber in das Innere des Klosters, so bietet sich uns hier ein wahrhaft überraschender Anblick dar: so kahl und nüchtern sich die Bauart im Aeußern darstellt, so reich und stylvoll tritt uns innen eine Architektur entgegen, die vielleicht das Bewundernswertheste ist, was Mexiko in dieser Art aufzuweisen hat. Wir reden vom Kreuzgang des genannten Klosters, der den großen Hof umzieht. Ueber Säulen von blendendem Weiß wölben sich mächtige Bogen von gefälligem Schmuck und bilden weite Gallerieen, die einen mit Quadersteinen gepflasterten Hof einschließen. Diese leicht sich emporschwingenden Säulen, die bunt verzierten, fein ausgezackten Bogen erinnern an die Pracht der Alhambra. Ein Brunnen in der Mitte des Hofes sticht durch seine Schmucklosigkeit nicht besonders vortheilhaft gegen die kunstvoll aufgeführten Säulenhallen ab. In der Mitte einer ziemlich bevölkerten Vorstadt gelegen, bildet das Kloster, vermöge der Stille, welche in demselben beobachtet wird, einen eigenthümlichen Kontrast mit dem Lärm und Tumult der Straßen. Von Zeit zu Zeit erscheint in dem Kreuzgange ein Aguador, um seine Krüge am Brunnen mit Wasser zu füllen, oder erblickt man auf den Gallerieen einen Mönch in seinem weißen Ordensgewande, der aber bald wieder in den dunklen Räumen des Klosters verschwindet — sonst belebt nichts diese Einsamkeit, die nur an Tod und Ewigkeit erinnern soll. Die Wände der Gallerie sind mit zahlreichen Bildern geschmückt, die religiöse Gegenstände zu ihrem Inhalte haben, oder die Märtyrer, die Heiligen des Ordens die denselben berühmt gemacht haben, in natürlicher Größe darstellen. Es ist im Ganzen fast eine abschreckende Malerei, die wir hier erblicken: Marter- und Folterwerkzeuge, rohe Henkersknechte und in ihrem Schmerze sich windende Gestalten, die für ihre Religion Blut und Leben lassen — Szenen voll Blut und Feuerflammen, verzerrte Physiognomieen aller Art. Sehenswerth in dem Mercedeskloster ist noch die hübsche Bibliothek, in welcher der Freund der Literatur manchen werthvollen Schatz findet; ferner das Chor der Kirche mit seinen hundert aus Eisenholz geschnitzten Chorstühlen. Sie verdienen zum Schönsten gezählt zu werden, was die Kunst der Holzschnitzerei je hervorgebracht hat.

Marlen.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.)

Der Jüngling stand noch und hielt den Brief unentschlossen in der Hand. Es trieb ihn Etwas, ihn gleich zu beantworten; doch er fühlte, daß sein Kopf heiß sei und die ruhige Erwägung ihm mangle. Dabei ward es ihm eng in den alten dunklen Gemächern, die Wände drückten ihn; hastig griff er nach seinem Hut und eilte in den Park hinunter.

Dort war Alles still, auch das Treiben des Hofes hatte sich gelegt. Der Vollmond versilberte die Baumstämme; doch wie er unter den Ulmen an's Ufer hinabschritt, lag es mit tiefem Schatten um ihn her. Es war ihm, als läge es so auf seiner Seele; das Leben hatte sich plötzlich um ihn verdunkelt, und es schien ihm, als müsse es nun so bleiben und könne sich nimmer wieder erhellen. Dann wie mit einem Zauberschlage wichen die alten Stämme zurück und er stand fast betroffen von dem Glanze, der sich vor ihm ausbreitete. Zu seinen Füßen lag das Meer, unabsehbar wie eine Erztafel, darauf blitzten die vollen Mondstrahlen und flossen leise zitternd durcheinander. Man sah nur daran, daß die See sich regte, sonst bewegten die langgestreckten Wellenlinien sich dem Auge unmerklich an's Gestade hin. Und wie er so stand, fühlte er die Schatten wieder hinter sich versinken, sein Blick schweifte freudig über die tiefe, heitere Ruhe hin. Endlich wendete er sich und schaute zurück. Finster lag der Ulmenpark seitwärts; es graute ihm bei dem Gedanken, aus dem schönen Lichte in ihn zurückzukehren, und er schritt langsam weiter am Ufer hinauf. Hier war er nie gewesen; allmälig begann zu seiner Linken die einsame Haide sich auszudehnen, dann hob die Küste sich mehr empor und fiel schroff gegen die See ab. Die heiße Luft des Tages hatte sich kaum abgekühlt; nur milder geworden hatte sie ihre Schwüle verloren und athmete sich leicht. So ward auch ihm immer leichter zu Muthe; das neue, lastende Bewußtsein, das noch eben bewältigend auf dem jungen Gemüth geruht, wich mit jedem Schritte mehr, und es überkam ihn mit träumerisch flatternden Gedanken. Zu lebendig noch war der Eindruck des neu Vernommenen, als daß er Anderes hätte denken können, aber nur die lieblichen Bilder desselben traten jetzt vor ihn hin. Nun stand er ziemlich hoch oben an einer wundersam geformten Bucht, die auf allen Seiten steil hinunterfiel. Nur die eine, auf der er sich befand, lag im Schatten; in desto hellerem Kontraste glänzte die gelbe Wand von drüben und das Wasser, das sich spiegelklar bis an ihren Fuß hinanzog. Einsam war es und todtenstill — das nächtliche Zigeunerlager stieg vor seinen Augen auf — er hatte sich auf das Haidekraut gestreckt und die Wimpern geschlossen. Nun sah er sie neben sich sitzen, das Haupt in die Hand gestützt, mit dem rothen, phantastischen Mantel um den Nacken. Dann sang es mit klagender Stimme; die Worte waren ihm unverständlich, aber der Ton war wundersüß und wiegte ihn zur Ruh' — leise — lieblich — —

Nein — was war's! Das war kein Phantasiebild mehr. Das hörte er deutlich; es kam von unten herauf, verhallend, wie von einem Lufthauch herübergeweht:

Kühle, im Herzen
Kühle das Blut,
Weithin aufwellende
Schwellende Flut —
Kennst Du die Schmerzen?
Fühlst Du die Glut?

Es war eine tiefe, leidenschaftliche Frauenstimme, die es sang. Der Jüngling horchte regungslos, nur seine Augen suchten eifrig in der Richtung, aus welcher der Gesang zu kommen schien. Doch Nichts bewegte sich ringsumher; langsam nur verhallten die Töne den Meeresstrand entlang. Nun begannen sie wiederum, aber der Klang war völlig umgewandelt; fast wie helle Glocken rief es vor ihm in die Höh':

Kühl ist der Norden,
Kühl aus der See
Taucht aus krystallenen
Hallen die Fee. —
Kühl, ach geworden
Ist nicht mein Weh. —

Die Stimme zitterte leicht bei den letzten Worten. Dann fuhr sie ruhiger fort:

Goldene Locken
Liebest Du mir
Wohl aus dem leuchtenden
Feuchten Revier;
Doch nur die Locken
Hab' ich von Dir. —

Es hielt wiederum inne; dann vernahm er ein leises plätscherndes Geräusch, und ein schnell verschwindender Lichtreflex auf der Oberfläche der Bucht lenkte sein Auge. Er glaubte etwas wundersam Glänzendes zu gewahren, aber er befand sich gerade in der flimmernden Spiegelung der Mondstrahlen und er vermochte es nicht zu erkennen. Seine Vorsicht als Jäger war berühmt; lautlos bewegte er sich im Schatten der vorspringenden Hügel um den Rand der Bucht. Dabei forschte sein Auge umher, ob etwa irgendwo eine Möglichkeit, hinunter zu steigen, sich böte; doch umsonst, gleichmäßig senkrecht nach allen Seiten fiel die Wandung ab. Indeß hatte er jetzt seinen Wunsch erreicht: die Blendung war vorüber, und er unterschied deutlich ungefähr dreihundert Schritte vor und unter sich einen dunkeln Gegenstand, der ruhig auf dem Wasser schwamm. Daneben tauchte es ab und zu weißglänzend auf, dann verschwand es wieder, und er hörte das leise Geplätscher; aber an der Stelle, wo es versunken, blieb ein goldheller Streifen zurück, der seltsam im Mondlicht strahlte. Nun kam es in die Höhe und näherte sich dem schwarzen Punkte. Daran hob es sich langsam empor, schneeigweiß, und die Wassertropfen rieselten wie blinkende Perlen hernieder. Dazu sang es noch einmal, doch jetzt wieder mit der tiefen, leidenschaftlich bebenden Stimme, die ihn aus seinen Träumen aufgeweckt:

Steigt aus der Ferne
Dämmernder Rauch,
Suchet das dunkelnde,
Funkelnde Aug'
Heißerer Sterne
Glühenden Hauch. —

Bis hieher hatte er wie festgebannt gestanden, er wußte selbst nicht, ob es Traum oder Wahrheit sei. Doch etwas Dämonisches regte sein Innerstes auf, und er sprang gewaltsam mit lautem Ruf vom Boden, daß sein Schatten weit über den Spiegel der Bucht hinunterfiel. Ein leiser Schrei antwortete ihm, dann rauschte das Gewässer heftiger; einen Augenblick glänzten weiße Arme und Schultern, von langem, goldhellem Haar überflutet, in erschreckter Hast über den Wellen — doch wie er noch athemlos betäubt hinstarrte, glitt es wie ein Schatten fast lautlos in die Strahlenblendung hinaus, und die Bucht lag schweigsam und grabesstill zu seinen Füßen. Nur die Möven, von seinem Ruf aufgescheucht, flatterten ängstlich unter ihm aus den dunkeln Höhlen, und kehrten neugierig zurück und wiegten auf blauen Flügeln sich schreiend über seiner Stirn.

Er suchte vergeblich seine Gedanken zu sammeln. Märchen, die er als Kind gehört, wundersame Erzählungen von Nixen und Elfenjungfrauen des Nordens drängten sich ihm vorüber. Er war rings um die Bucht geeilt und horchte hinab; dann sah er angestrengt auf's Meer, aber keine Spur gab ihm Anhalt, zu forschen. Ein geheimes Grauen hielt ihn ab, hinunter zu steigen; doch endlich bot sich eine anscheinend günstige Stelle, und er sprang entschlossen vom Rande auf einen etwa zehn Fuß unter ihm befindlichen Vorsprung. Allein der lockere Sand gab nach und er rollte mit ihm wie in einer Lawine nieder. Während des Falles glaubte er abermals einen leisen Schrei zu vernehmen. Doch wie er zur Besinnung gekommen und die Staubwolke, die er aufgeregt, sich verzogen, lag nichts als weite Strandöde um ihn her. Nun trat er um die vordere Spitze der Bucht und untersuchte Alles sorgfältig. Eine Sandbank schloß das Binnenwasser fast ganz von der äußeren See ab, beinahe konnte er trockenen Fußes über sie hin an die andere Seite gehen. Immer räthselhafter ward ihm die Erscheinung, sein Verstand war thätig, sie natürlich zu erklären, doch dabei arbeitete seine Phantasie unausgesetzt fort. Ihm war, als habe er Etwas verloren, das er lang besessen, das unbewußt den Grund seines Lebens bilde. Er mußte es wiederfinden, und irrte rings an der Uferwand hin; zuletzt entkleidete er sich und durchschwamm nach allen Richtungen die Bucht. Scharfe Kiesel hatten ihm beim Sturze die Hände zerschnitten, das Blut quoll in großen Tropfen hervor und färbte das krystallhelle Wasser um ihn her. Ihn überlief es wieder, wie er der alten Ammenmärchen gedachte, wo ein goldlockiges Meerweib Wasserigel und Scheerengewürm emporsendete, dem badenden Knaben das Blut auszusaugen, bis er erschöpft in ihre Arme sank. Er kehrte schnell an's Gestade zurück; mühsam erklomm er den Uferabhang und schritt fröstelnd im erbleichenden Mondlichte über die Haide auf die Ulmengruppe zu. Da er jedoch den nächsten Weg in gerader Linie einschlagen wollte, hemmten bald Gräben und Moorlücken seinen Fuß, und er mußte links und rechts abbiegen. Oft stand er rathlos, doch er war im Springen geübt und schwang sich dann in gewagtem Satz über die Hindernisse fort.

So war es heller Sommermorgen, als er beschmutzt und ermüdet sein Ziel erreichte. Vorm Hofe begegnete ihm der Verwalter und betrachtete verwundert seine Kleider und die blassen, erregten Züge. „Junger Herr!" sagte er halb erschreckt; doch der Ankömmling fiel ihm in's Wort:

„Ihr habt hier verwünschte Spaziergänge auf Eurer Haide, Alter." Er warf dabei einen Blick auf seine Kleidung; aber der Alte lachte laut auf.

„Ja, da freut man sich, wenn man Tags durchkommt, junger Herr; wie kommen Sie auch darauf, Nachts bei der Haidejungfer herumzuschwärmen?"

Der Jüngling erröthete leicht. „Bei der Haidejungfer?" fragte er hastig. „Wer ist die?"

„Ja, da müssen Sie mich alten Kauz nicht fragen, gnädiger Herr," versetzte der Alte schelmisch; „mir zeigt sie sich nicht, aber das junge, verliebte Volk, das Nachts im Mondschein herumstreift und Haidegras für gelbes Haar ansieht und weiße Steine für Gesichter und Hände, das kann sie Ihnen ganz genau beschreiben."

Der junge Mann hörte aufmerksam den spöttischen Worten des Alten zu, die fast ein wenig auf ihn selbst gemünzt zu sein schienen. „Singt die Haidejungfer auch?" fragte er dann.

„Nun ja, für die, denen's immer vor den Ohren summt, mag sie's thun," entgegnete der Gefragte; „aber auch nur für die Zwanziger," fügte er lächelnd hinzu, „den Fünfzigern muß sie nicht gut sein, denn wenn ich einmal bei Nacht auf die Haide oder an den Strand komme, schweigt sie beharrlich und läßt sich nicht hören. Doch, verzeihen Sie, junger Herr —" Er rückte am Hut und wendete sich fort.

Aber dieser hielt ihn am Arme zurück. „Wohnen Menschen irgendwo auf der Haide oder am Strande?" fragte er.

Der Ton der Frage hatte etwas Sonderbares, so daß der Verwalter ihm erstaunt in's Gesicht blickte.

„Ich meine nur, ob man bei der Jagd auf Wasservögel drüben irgendwo im Unwetter ein Unterkommen finden könnte?" setzte Jener schnell hinzu. „Mich dünkt, ich sah ein Haus ganz droben —"

„Das ist die Strandkathe, in der die alte Marlen mit ihrem

Sohne wohnt," ergänzte der Alte; „sonst gibt's weit und breit keine menschliche Seele. Sie thäten aber besser, junger Herr, falls Sie einmal in die Gegend gerathen sollten, das Haus zu meiden, denn —" Er hielt einen Augenblick inne.

„Die alte Marlen?" fragte der junge Mann. „Habe ich nicht irgendwo gehört, daß sie in bösem Ruf steht?"

„Nun ja, das dumme Volk hält sie für eine Hexe; doch aus anderen Gründen ist's nicht rathsam, wenigstens bei Nacht, sich allein dorthin zu begeben. Vielleicht wird sich's bald einmal aufklären; unser neuer Zolljäger kann Ihnen am besten Auskunft darüber ertheilen, gnädiger Herr. Aber meine Knechte warten, entschuldigen Sie mich."

Er grüßte respektvoll, und der Jüngling ging sinnend auf das Haus zu. Dort kleidete er sich um; er glaubte nicht müde zu sein und beschloß, nicht mehr zu Bette zu gehen, sondern nahm ein Buch und legte sich auf's Sopha. Aber er verstand nichts von dem, was er las; so schob er es zur Seite und gab den Gedanken, die sich über ihn drängten, Raum. Bald lag er in tiefem Schlaf, und der Traum wiederholte ihm, was er vor wenig Stunden erlebte, nur lieblicher, erfolgreicher. Nun schrägte der Abhang sich sanft zur See hinab, und sie harrte auf ihn, wie er hastig zu ihr eilte. Dann ward der dunkle Schatten zum Kahn, der von selbst auf das Meer hinausglitt, und sie saßen träumerisch darin. Er wußte nicht, wer sie war, denn sie hatte ihn beschworen, nie nach ihrer Herkunft zu fragen, sonst müsse sie auf ewig von ihm fort; auch ihr Gesicht konnte er nicht sehen, aber er fühlte, daß sie dunkle, glühende Augen auf ihn heftete, und die langen goldenen Locken flossen wohlthuend um seinen Nacken. So schwebte sie langsam weiter in die beginnende Morgenröthe hinein; mit leise klagender Stimme sang sie auf die Wellen, die unter ihren Händen sich glätteten. Doch in ihm rang es und rang es, zu gewaltig reizte ihn das geheimnißvolle Verbot, und übermächtig zog es ihn an ihr Ohr, in das er schmeichelnd leise Worte flüsterte. Da plötzlich verwandelte sich ihre Stimme in gellen, schneidenden Mißton; aus der Tiefe schossen grünliche Wellen geisterhaft auf und stürzten über den schmalen Nachen. Höher und höher rollten sie — dann war sie fort aus seinen Armen, und die Woge trug sie stolz auf ihrem Rücken davon; und wie er verzweiflungsvoll die Hände nach ihr ausstreckte, krachten die Fugen des Bootes auseinander und er wachte auf.

Es dauerte einige Zeit, ehe er zur Besinnung kam; eine unendliche Leere lag um sein Herz, und er fühlte sich einsamer im Leben denn je. Endlich blickte er auf die Uhr; es war bereits Mittag vorüber. Gedankenlos ging er in den Eßsaal hinab und setzte sich an den Tisch. Er hatte lange gefastet und nahm mit Wohlbehagen das Mahl ein; nachher schrieb er einen langen Brief an seinen Vater. Wie er ihn überlas, wurde ihm selbst seltsam zu Muth bei der milden Freundlichkeit seines Tones; er sagte sich, daß er ihn gestern anders geschrieben hätte, und riß ihn in hastiger Anwandlung entzwei. Doch der zweite, den er verfaßte, lautete fast ebenso, und nun schickte er ihn ab. Dann griff er nach seiner Flinte und ging durch den Park. Er redete sich ein, daß es Jagdlust sei, die ihn an den Strand treibe, und gab einem Schreiber vom Hofe, der ihn auf dunkle, im Westen heranziehende Wolken aufmerksam machte, zur Antwort, trübes Wetter sei eben für die Strandjagd am günstigsten. Indeß hing die Waffe ruhig über seiner Schulter, wie er am Ufer hinaufschritt, und tausend Vögel kreisten sorglos um ihn her. Bald stand er wieder droben an der Bucht über der Stelle, an der er in der Nacht hinabgestürzt. Wie er die Höhe im Tageslicht maß, nahm es ihn Wunder, wie er lebend davongekommen, und er hätte es bei ruhiger Ueberlegung nicht zum zweiten Male gewagt. Allmälig bekamen die Wellen weiße Köpfe, die in dem düsteren Grunde verschwanden, um höher emporzutauchen; ein scharfer Vorbote des Unwetters strich über die Haide. Aber für ihn lag der Mondenschein auf dem Wasser und rieselte wie Perlen von weißen, glänzenden Schultern. Er merkte es kaum, daß die frühe Dämmerung ihn einhüllte, wie er weiter an der unbekannten Küste entlang wanderte; die Einsamkeit, der er entfliehen wollte, lag hinter ihm unter den Menschen des väterlichen Gutes, und die Oede, die ihn umgab, bevölkerte seine Phantasie mit lebendig reizvollen Gestalten.

Es war schon so dunkel, daß er, hart am Strande hinschreitend, nichts von dem über den Damm vorblickenden Hause der alten Marlen gewahrte. Auch den hastig vorgereckten greisen Kopf sah er nicht, der ihm eine Weile starr mit den Augen folgte. Er mochte wohl kaum an die Mahnung des Verwalters mehr denken, jedenfalls war er sorglos im Bewußtsein jugendlicher Stärke und der Waffe, die er bei sich trug. Freilich konnte er die Elemente nicht mit ihnen bekämpfen, und wich jetzt langsam vor den höher andrängenden Wellen zurück. Sie schienen ihn verfolgen zu wollen, denn hartnäckig rollten sie ihm auf dem Fuße nach, daß er gezwungen wurde, die Höhe des Dammes zu suchen. Doch er kam nur aus dem Regen in die Traufe; hier toste ihm der Sturm, vor dem er bis jetzt geschützt gewesen, durch's Haar und fing an, ihm schwere Tropfen in's Gesicht zu peitschen. Das mahnte ihn an das Zwecklose seines Weges; er stieg auf der andern Seite, nach der Haide zu, hinunter und wendete sich zurück. Aber nun hinderten ihn wiederum die Gräben, mit denen er schon am Morgen gekämpft, so daß er nur langsam, immer hart die Innenseite des Dammes haltend, vorwärts kam. Dabei wurde es finsterer und finsterer; der Regen, mit schweren Schloßen untermischt, prasselte um ihn zur Erde, er sah fast nichts mehr, sondern tastete mit den Füßen auf's Gerathewohl vor sich hin. Da er langsam am Ufer hinunter geschritten und oft inne gehalten hatte, wußte er die Entfernung bis zum Gute nicht zu berechnen, doch mußte er sich sagen, daß er es bei diesen Umständen nicht unter mehreren Stunden erreichen würde, wenn er auch zufällig den richtigen Weg fände. Dieß erschien ihm kaum wahrscheinlich, denn er stand jetzt in völliger Nacht; der Sturm raste orkanartig über ihn hin, er wagte nicht, sich zu wenden, um nicht die Richtung zu verlieren. Doch nun war es ihm plötzlich, als sähe er in der Ferne ein Licht heraufschimmern — unwillkürlich wieder dachte er des Briefes, der Herdflammen, die einst seinen verirrten Vater in das braune Lager geführt; auch die Warnung des Alten fiel ihm jetzt ein, das Licht konnte nur in der Strandkathe der alten Marlen sein. Das Licht schien vor dem ihm zugewendeten Fenster zu stehen und flackerte im Zugwind heftig hin und her; es sah beinahe aus, als sei es absichtlich dahin gestellt, Jemandem als Führer zu dienen. Aber er zauderte nicht lange; das Unwetter verstärkte sich immer mehr, und besser, als die Nacht auf der Haide zuzubringen, war es jedenfalls, ein — wenn auch etwas verrufenes Unterkommen aufzusuchen. Uebrigens, was konnte ihn bedrohen? Zumal bewaffnet, durfte er sich wohl den zwei Menschen, welche die Hütte bewohnten, von denen die eine dazu ein altes Weib war, gewachsen fühlen. So schritt er hastig darauf zu; doch in der Eile stolperte er und fiel. Mochte er sich im Sturz gewendet haben, als er sich erhob, war das Licht verschwunden; er hätte jetzt schon viel für das Wiedererscheinen desselben gegeben, denn die nächsten Schritte zeigten ihm die Unmöglichkeit, allein einen Ausweg zu entdecken. Rathlos stand er und suchte umsonst die Finsterniß mit den Augen zu durchdringen — dann fuhr er plötzlich zurück. Ein greller, sekundenlanger Blitz zerriß jetzt den schwarzen Himmel und warf seinen taghellen, bläulichen Schein bis an den Horizont hinauf. Er sah, daß er auf der Höhe des Dammes stand, an dessen Fuß überschlagend die Wellen mit gigantischen Schaumköpfen heranbrüllten; dicht unter ihm zur Rechten, geisterhaft von dem hastigen Luftfeuer überglänzt, lag die Strandkathe. Dann versank Alles wieder in schwarze Nacht, und der Donner prasselte betäubend, wie aus Erde, Meer und Himmel zugleich, um ihn zusammen. Er war weder furchtsam noch abergläubisch, doch konnte er sich dem plötzlichen, gespenstischen Eindruck, den das Ganze gemacht, nicht entziehen, und hielt nochmals einen Augenblick zögernd inne. Er hatte unwillkürlich das Gewehr von der Schulter genommen, allein schnell, als schämte er sich vor sich selbst, warf er es zurück und schlug vorsichtig die jetzt unverfehlbare Richtung ein. Nun kam auch dicht vor ihm das Licht wieder zum Vorschein, das durch eine Bretterwand ihm verborgen gewesen, und erhellte den nächsten Raum vor der Hütte. Er warf noch einen musternden Blick auf die Umgebung, dann faßte er die Klinkthür, die seinem Druck widerstand, und klopfte entschlossen an. (Fortsetzung folgt.)



Eine unerwartete Begegnung. (S. 537.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von W. Smith.

(Fortsetzung.)

49. Vater und Sohn.

Die „Königin des Ozeans", mit welcher Harry in Liverpool sich nach Australien einschiffte, war einer der tüchtigsten Dampfer der englischen Handelsmarine und ihr Kapitän, ein Seemann erster Klasse, unterschied sich von der Mehrzahl seiner Kollegen sehr vortheilhaft durch Höflichkeit und Humanität. Kost und Salon für Passagiere erster Klasse — und ein solcher war der junge Hazeldean — ließen Nichts zu wünschen übrig. Die Fahrt ging glücklich von statten. Nach etwa vierzehn Tagen bemerkte Harry auf dem Deck zum ersten Male eine anscheinend ältliche, blasse und etwas hinfällige Frau in schlichter Trauerkleidung, die er bis dahin nicht gesehen hatte, die also wahrscheinlich wegen Krankheit im Zwischendeck geblieben war. Im Begriff, sich ein Plätzchen zum Ausruhen zu suchen, ließ sie ihren Blick umherschweifen. Als sie Harry bemerkte, stutzte sie plötzlich, sah ihn scharf an und kam dann rasch auf ihn zu. „Master Harry," sagte sie, ihm die Hand entgegenstreckend, „kennen Sie mich nicht? Haben Sie ganz Ihre arme Mercy vergessen?" — „O, Mercy!" erwiederte dieser, höchlich überrascht. „Wahrhaftig, es ist unsere Mercy Maiblume; trotz der gewaltigen Veränderung ist sie zu erkennen!" — „Ja freilich," versetzte Mercy kleinlaut, „das Schicksal hat mich alt und elend gemacht." — „Und wo ist Joe?" — „Er hat mich verlassen, Sir." — „Also doch verlassen! Und er lebt?" — „Nein, Sir, er ist todt. Trunksucht und schlechte Gesellschaft brachten ihn um's Leben. Sie wissen wohl, unter welchen Umständen er mich heirathete; auf Ihren Betrieb löst er sein Versprechen, aber es gab zwischen uns keine glückliche Ehe, Sir. Joe hatte keine rechte Liebe, also auch kein Vertrauen mehr zu mir. Es glückte mir nicht, Einfluß auf ihn zu gewinnen, er gewöhnte sich an's Wirthshaus und an schlechte Gesellen, die ihn zum Trunk verführten. Dabei versäumte er seine Arbeit, und die Last des Unterhalts fiel auf meine Schultern. O Sir, ich mußte viel von ihm leiden, aber ich litt geduldig und hoffte noch, er werde sich bessern. Da wurde er mir einst in der Nacht todt nach Hause gebracht. Er war, schwer betrunken, mit anderen Trunkenen in Streit gerathen und erschlagen worden.

„Nun lebt ein Bruder von mir seit längeren Jahren in Sidney, der mir schrieb, sein Weib sei gestorben und er brauche eine Haushälterin und Mutter für seine Kinder. Er sandte mir das Geld zur Ueberfahrt, und ich habe England, wo ich so viel Bitteres erlebte, ohne Kummer verlassen. Aber ich hätte mir nicht träumen lassen, Sie auf demselben Schiffe zu finden, welches mich nach Australien trägt." — Harry hatte ihr viel zu erzählen, und sie hörte freudig von dem glücklichen Emporkommen der beiden Brüder, sowie der Cousine Primrose. Für Harry war es in tiefem Seelenleid ein gewisser Trost, ein bekanntes Wesen gefunden zu haben, das unglücklicher war als er selbst und dem er sich aussprechen konnte. Es gab ihm Gelegenheit, seine Gedanken von der letzten Zeit abzuwenden und von vergangenen Dingen zu reden. Er gab seine Absicht kund, nach der hauptsächlichen Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten seinen guten Vater aufzusuchen, von welchem vor zehn Monaten der letzte Brief nach England gekommen war.

Mercy Maiblume unterhielt sich nun täglich mit ihm, er verschaffte ihr aus seinen Mitteln manche Bequemlichkeit und vertrieb sich in ihrer Gesellschaft manche langsam dahinschleichende Stunde.

Nach einer Fahrt von etwa vier Monaten ertönte vom Top des Hauptmastes das ersehnte Wort: „Land in Sicht!“ und während die „Königin des Ozeans“ stetig über die blauen Wogen des Stillen Meeres hinschwebte, erschienen vor den Blicken der Reisenden die zwei hochragenden Felshörner, welche „die Sidneyspitzen“ genannt werden. Das Schiff steuerte ungefährdet in den Hafen von Jackson. Harry sah, wie Mercy von ihrem an Bord gekommenen Bruder froh bewillkommnet ward, und verabschiedete sich von ihr unter gegenseitigen Glückwünschen; dann ließ auch er gleich den anderen Passagieren sich mit seinem Gepäck an's Land rudern und betrat nun zum ersten Male den Boden, auf welchem sein unglücklicher Vater vor acht Jahren als gemeiner Verbrecher ausgesetzt worden war. Manchen Tag war der „Farmer Hazelbean“ genöthigt gewesen, als Gefangener in den Straßen der Stadt zu arbeiten, in welcher nunmehr sein Sohn einen ehrenvollen Beruf erfüllen sollte.

Harry wurde, als Vertreter der renommirten Firma „Linley & Co.“, von den hervorragendsten Mitgliedern der vornehmsten Gesellschaft Sidneys bewillkommt und fetirt, aber alle diese feinen Leute würden sich mit einem Male von ihm abgewendet und ihn über die Schultern angesehen haben, wenn sie gewußt hätten, sein Vater sei in Australien ein Ticket-of-Leave-Mann, ein Verbrecher, welcher, nach dem gesetzlichen Brauche, versuchsweise die Erlaubniß erhalten hat, unter einer gewissen, allerdings sehr wenig fühlbaren, polizeilichen Aufsicht sich frei zu bewegen und auf eigene Hand sein Brod zu verdienen.

Das Unternehmen, in dessen Interesse Mr. Linley seinen Protegé nach Sidney gesandt, ging trefflich von statten. Kapital, Kredit, die besten Empfehlungen, persönliches Geschick, Energie und Erfahrung standen dem kaum zwanzigjährigen Employé gleichmäßig zu Gebote. In seinem Wesen waren alle Geheimnisse eines glücklichen Erfolgs vertreten. Er hatte alle natürlichen Bedingungen des Emporkommens, und wir haben gesehen: er war ein rascher Emporkömmling, in dessen allgemeiner Bildung sich trotz dieser Raschheit keine Lücke vorfand. Nie verließ er sich in Dingen, die er selbst verstand, auf Andere, nie stand er von einem Unternehmen ab aus Zaghaftigkeit und Mangel an Selbstvertrauen. Er sagte: Ich will! und es ging. Harry war ein ganzer Geschäftsmann; kein Vorwand, kein Genuß, keine Rücksicht auf seine Person konnte ihn bestimmen, das Geschäftliche zu vernachlässigen. „Erst das Geschäft, dann das Vergnügen,“ war sein Wahlspruch. Bei Hektor Hartwell war, nebenbei bemerkt, das Umgekehrte der Fall, darum vermißte Linley den Entfernten, dessen Stelle Hartwell ausfüllen sollte, nur zu schmerzlich.

Harry schrieb nach Ablauf einiger Wochen zum ersten Male Briefe nach Europa, an seinen Chef und an Bruder Sim. Erst nach mehreren Monaten, als ihm sein Gewissen sagte, daß er sich in Hinsicht auf seine wichtige Aufgabe keiner Pflichtvernachlässigung zeihen könne, gewann er Zeit, einen Abstecher auf dreihundert englische Meilen in's Land hinein zu machen, um seinen Vater zu sehen. Der Sicherheit wegen schloß er sich einer Anzahl anderer Reisender an, welche in gleicher Richtung gingen, denn eine Reise nach dem australischen Innern ist für den Einzelnen, welcher Geld oder sonstige fahrende Habe besitzt, immer gefährlich, nicht wegen der Eingebornen, die höchst selten angreifen, sondern wegen der Buschmänner, welches sehr häufig freigelassene oder entflohene Verbrecher, Diebe, Räuber und Mörder sind und sich kein Gewissen daraus machen, um äußerlichen Gewinnes willen einen vereinzelten Reisenden abzumeucheln.

Die Zahl der Wanderer, alle zu Pferde, betrug fünf: Harry, ein Missionär, Namens Meeke, ein Commis des Geschäfts Linley & Co., Skipwith, welcher Harry's steter Begleiter sein sollte, und zwei Männer, welche Land kaufen und vorher ansehen wollten. Alle waren vollständig bewaffnet und mit Munition versehen. Nach dreitägiger Wanderung kamen die Fünf in einen Wald und Mr. Meeke, der Missionär, erzählte von verschiedenen Morden, die an dieser Stelle von Räubern an Goldgräbern, die mit ihrer Beute aus den Diggings heimkehrten, verübt worden waren. Nach mehrstündigem Ritt durch eine furchtbare Wildniß mit magerer Vegetation und ausgetrockneten Flußrinnen (Creeks) erblickten Harry und Meeke, die etwas voran ritten, in einiger Entfernung einen vierschrötigen, wüst aussehenden Kerl, mit rothfuchsigem Haar und Bart, nach hinten hängender Kappe, hohen, ungefärbten Stiefeln und Pistolen im Gürtel. „Das ist ein Buschmann, Sly Reynard,“ sagte der Missionär. „Ein sehr berüchtigter und gefährlicher Mensch.“ — „Das klingt fast wie ‚Le Renard Subtil‘, der Letzte der Mohikaner,“ erwiederte Harry lächelnd. „Was kann der einzelne Mann uns anhaben?“ — „O, er ist sicher nicht allein,“ versetzte Meeke. „Der Bursch ist nur auf dem Lugaus und wird nicht zögern, seine Kameraden zum Angriffe auf uns herbeizurufen, wenn er merkt, daß wir Geld haben.“ — „Ist er ein Ticket-of-Leave-Mann?“ — „Man weiß es nicht, Sir; man weiß nur, daß er ein Schrecken aller Reisenden geworden, und es ist schon viel auf ihn vigilirt worden, ohne ihn fangen zu können. Der Schurke kennt sein Terrain.“

Plötzlich, als Beide sich noch über Sly Reynard unterhielten und diesen fortwährend im Gesicht hatten, traten zwei andere, gut bewaffnete Räuber seitlich aus einem Hinterhalte und fielen den Pferden der ihnen zunächst Befindlichen in die Zügel. Rasch wie eine Windsbraut war nun auch Reynard heran. Der Angriff geschah so schnell und war so wohl berechnet, daß die Räuber den Reisenden ihre Pistolen entgegenhielten, ehe diese Zeit gefunden hatten, die Büchsen vom Rücken zu nehmen. Die zwei Landkäufer nahmen Reißaus nach rückwärts, unsere Wanderer hatten also zwei Vertheidiger, die keine waren, verloren. Die Partie war kritisch. Meeke und der Commis Skipwith mußten von ihren Pferden, deren Zügel zwei der Räuber festhielten. Sly Reynard machte sich an Harry und forderte außer allem Werthvollen die Pferde. Aber in dem Augenblicke, als er in den Zügel fallen wollte, riß Harry sein Pferd in die Höhe, es bäumte und trat den Räuber nieder. Schnell verließ jetzt Harry sein Roß, setzte seinen Fuß auf Reynard und riß sein Doppelgewehr vom Rücken. Mittlerweile war Skipwith mit allen Zeichen der Todesangst vor dem zweiten Räuber niedergefallen. „Gnade, Erbarmen!“ flehte er zitternd. „Ich will Alles thun, Gentlemen, was Sie verlangen. Hier, hier ist das ganze Geld; ich bin der Zahlmeister der Gesellschaft! Hier in meiner Rocktasche ist das Portefeuille!“ Der Räuber trat, fast lachend über den Feigling, einige Schritte zurück und erwartete den Schatz. Skipwith griff auch wirklich in die Rocktasche und zog — einen Revolver hervor. Blitzschnell hielt er aus und mit zwei wohlgezielten Kugeln erlegte er beide Räuber. Meeke rief ein schallendes Bravo für diese schlaue Strategik, auf welche Skipwith, der durchaus kein Feigling war, sich nicht wenig zu Gute that. Er wendete sich jetzt zu Harry, der, in einer Entfernung von etwa dreißig Schritten, noch immer den Fuß auf Sly Reynard gesetzt hielt, aber sich nicht hatte entschließen können, einen Schuß auf ihn abzufeuern. Er wollte nicht außer der dringendsten Nothwendigkeit der Vertheidigung einen Mord begehen. Reynard lag regungslos und stellte sich oder war todt.

„Das ist nichts!“ rief der Missionär. „Ich lebe des festen Glaubens, ein gutes Werk zu begehen, wenn ich das Land von diesem Ungeheuer befreie. Entweder also: er ist transportfähig, und wir zwingen ihn, mit uns zu gehen, damit er dem Gericht überliefert werde, oder eine sichere Kugel sendet ihn seinen Raubgesellen nach. Wir wollen uns überzeugen, ob der Fuchs wirklich todt ist!“ — „Vielleicht gelingt es uns, das Räthsel seiner Herkunft zu lösen,“ meinte Harry. Sly Reynard, der auf dem Gesicht lag, ward umgewendet; bei dieser Gelegenheit entfiel ihm der ganze fuchsrothe Haarputz, Bart und Perrücke, und ein Kopf mit kurzem schwarzen Haar und schwarzem Backenbart kam zum Vorschein. „Haha, also darum ward es den Detectives so schwer, den Burschen aufzufinden!“ rief Meeke. „Er hat sich maskirt. Ich bin doch begierig, zu erfahren, wer hinter dem Fuchspelz sich verbarg!“ Sly Reynard war wirklich bewußtlos; eine blutende Beule an der rechten Schläfe zeigte, daß ein Hufschlag ihn lebensgefährlich getroffen hatte. Nachdem ihm etwas Branntwein eingeflößt worden, gelang es, ihn insoweit wieder zu sich zu bringen, daß er unzusammenhängend sprechen konnte, er war aber nicht im Stande, sich aufzurichten, oder nur die Augen zu öffnen. — „Ich muß sterben — sterben!“ murmelte er. „Der Trödel geht nun zu Ende!“ — „Sprich, wer Du bist!“ rief Meeke. „Wir wollen Dir das Leben lassen!“ — „Ihr Schwachköpfe, was könnt ihr denn?“ erwiederte

der Räuber in höhnischem Gurgeltone. „Wie könnt ihr den Tod bannen, der mich am Kragen hat? Nein, mit dem Quintin Schnaffel geht's zu Ende. Der Dummkopf Hazeldean hatte recht, als er mir neulich ein Ende mit Schrecken prophezeite.“ — „Wir müssen ihn am Leben erhalten — um Gottes und Jesu willen!“ flüsterte Harry athemlos dem Missionär zu. „Dieser Mensch nannte sich Schnaffel und erwähnte meinen Vater. Es ist jedenfalls derselbe, welcher in England die Wechselfälschungen verübte, für welche mein armer Vater büßen muß.“ — Es wurden neue Anstrengungen gemacht, das Bewußtsein des Schwerverwundeten zu klären, und durch die sorgfältigste Examination in Gegenwart des Missionärs und Skipwith's entlockte Harry dem Räuber das Geständniß, daß er in Wahrheit der aus England geflüchtete Spekulant Quintin Schnaffel sei, daß er die Wechsel, Bonds, Checks und wie immer die in Geld umgesetzten Papiere geheißen, wegen deren der ehemalige Farmer Hazeldean transportirt worden, in Gemeinschaft mit Simon Skull und Snugly Deepe gefälscht habe und der Farmer völlig unschuldig verurtheilt worden sei. Auch dessen Bruder, Seymour Hazeldean sei nur dupirt worden. Er habe auf seinen Streifereien den freigelassenen Sträfling Hazeldean unlängst getroffen und verspottet. Nachdem Schnaffel mit großer Mühe diese Eröffnungen gemacht und mehr Rum zu trinken verlangt hatte, ward er deliriös und starb den Reisenden unter den Händen.

Harry gab seinen Begleitern die zur Erläuterung der Geständnisse des flüchtigen Betrügers dienenden Erklärungen und forderte sie auf, sich genau zu merken, was der Sterbende gesprochen, weil er sie als vollgültige Zeugen vor dem Gouverneur nennen wolle. Noch an demselben Tage erreichten die drei Reisenden die ärmliche Hütte, welche Harry's Vater zum Aufenthalt diente. Von hier aus beaufsichtigte er die ausgedehnten Heerden und Waidegründe seines Herrn und hatte zwei Schafknechte unter sich. Harry trat zuerst in die Hütte. Er erschrak über das Aussehen seines Vaters. Kummer, Entbehrungen, Strapazen hatten diesen fast zum hinfälligen Greise gemacht. Sein Haar war ganz ergraut. Er saß an einem roh gearbeiteten Tische; Brod, Butter, Käse und Milch standen auf der einen Seite, die aufgeschlagene Bibel lag auf der anderen des Tisches vor ihm, und während er sein Vesperbrod verzehrte, las er in der Bibel. „Vater!“ rief Harry freudig und stürzte auf den Greis zu. Dieser richtete langsam den Kopf auf, er erkannte den Sohn sofort und reichte ihm beide Hände entgegen. In seinem Blicke voll maßloser Wonne standen Thränen. Harry gab ihm in möglichster Kürze die nöthigen Erklärungen und stellte seine beiden Gefährten als für Beider Schicksal sehr wichtige Persönlichkeiten vor. Der alte Hazeldean verschaffte ihnen Sitze, so gut er sie hatte, und lud Alle ein, an seinem frugalen Mahle Theil zu nehmen. Dann erzählten Harry und Meeke das Ereigniß mit Schnaffel, seine Geständnisse vor dem Tode und die Gewißheit der Errettung seines Opfers von Elend und Schmach. Eine geraume Weile war der Farmer unfähig, zu sprechen. Dann ergoß er sich in Ausrufen des Dankes und der Hoffnung. „Gott sei gepriesen!“ rief er. „O ich wußte doch, so oft ich zu ihm betete und mich in seinem heiligen Worte mit ihm unterhielt, daß er mich nicht verlassen werde! Deine gute Mutter, Harry, hat in seinem hohen Himmel für mich gefleht, und ihr Flehen ist erhört worden. Nun wird meine Unschuld doch noch offenbar werden: in London, in Greenfields und Ashbrook, in Sunnydale und Bristol. Ich werde meine Kinder wieder haben und ein glücklicher, alter Mann sein!“

Vier Menschen feierten an diesem Nachmittage in der ärmlichen Cottage ein Fest, wie es selten auf Erden vorkommen mag. Harry hatte seinem Vater so viel, Trauriges und Freudiges, zu erzählen, daß die Nacht herbeikam und er noch lange nicht zu Ende war. Es wurde beschlossen, der Farmer solle, in Rücksicht auf die besonderen Umstände, seine Stelle sogleich aufgeben und mit nach Sidney kommen. Meeke erklärte sich bereit, die Reise wieder mit zurück zu machen, um sein Zeugniß abzugeben. Nach zwei Tagen, als für einen interimistischen Ersatz Hazeldean's gesorgt war, ging die kleine Karawane wohlgemuth nach Sidney ab. Nach der Ankunft daselbst erbat Harry für sich, seinen Vater und die beiden Zeugen Audienz beim Gouverneur, trug ihm den Fall vor und erregte das größte Interesse. Dieser bedauerte nur, daß es nicht gelungen sei, den Raubmörder, welcher lange genug die Polizei in Athem erhalten hatte, lebendig in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern, und versprach, mit seinem ganzen Einflusse für die Sache des Farmers einzutreten. Es ist eine große Anomalie in der englischen Gesetzgebung, daß eine von der Jury schuldig befundene und vom Richter verurtheilte Person, wenn später sich ihre Unschuld herausstellt, nicht vermöge ihrer Unschuld von Rechtswegen freigelassen wird, sondern sich an die königliche Gnade wenden muß! Auch für den unschuldig verurtheilten Farmer war kein anderer Weg gegeben. Das ist englisches Gesetz.

50. Der Sohn des Verräthers.

Während Harry Hazeldean in Australien mit seinem schwer heimgesuchten Vater glückliche Stunden des Wiedersehens feierte, sank in London die Tochter seines Chefs auf's Krankenlager. Auf ihr Verlangen war sie in dasselbe Zimmer gebettet worden, in welchem einst Harry auf den Tod gelegen. Ganz dieselben Vorbereitungen, wie bei diesem, waren getroffen, dieselben Aerzte frequentirten das Haus, sogar dieselbe Krankenwärterin, eine Vertrauensperson der Familie Linley seit vielen Jahren, war an Lena's Bett gerufen, und nun heftete die Kranke ihre großen, seelenvollen Augen auf dasselbe meisterhafte Christusbild, welches, dem Bette gegenüberhängend, schon in Harry's Gebeten als ein tröstendes Sinnbild der Liebe Gottes gedient hatte. Lena's Krankheit war die Folge eines Mißverständnisses. Als Harry von Hektor hörte, Lena habe diesem ihre Diamanten angeboten, erschien ihm dieß ein deutliches Zeichen ihrer Hinneigung zu Hektor, und er richtete danach, wenn auch mit tiefstem Schmerz, sein weiteres Verhalten ein. Lena glaubte ihrerseits, auf Grund der Vorspiegelungen Hektor's und ihrer eigenen Beobachtung in der Kirche, in welchem sie Harry mit Fanny gesehen hatte, Harry sei entweder stets ein Heuchler gewesen, oder habe sich von ihr abgewendet und mit Fanny Frank ein Bündniß geschlossen; sie dachte bei dem gemeinschaftlichen Besuche Harry's mit Fanny in der Kirche sogar an eine heimliche Ehe.

Zu Harry's Unglück fiel in diese Zeit seine Abreise, und Hektor verlor seine nichtswürdigsten Freunde und Zechgenossen Stare und Ogle, welche wegen Schulden der Queens Bench überantwortet wurden. In Folge dessen erschien Hektor gleichsam als zu einem ordnungsmäßigen, soliden Leben bekehrt, stieg in Mr. Linley's Meinung ganz bedeutend und wurde dadurch dem Ziele seiner Vermählung mit Lena um ein Bedeutendes näher gerückt.

Der achtzehnte Geburtstag der Tochter Linley's, welcher sehr nahe war, sollte zur öffentlichen Verlobung dienen. Lena aber fühlte sich so unglücklich, daß ihre Zofe Margot, die ohnehin Hektor gram war, dagegen auf Harry als einen wirklich noblen Charakter große Stücke hielt, sich entschloß, alle ihre List aufzubieten, um der Sache auf den Grund zu kommen. Dieß war ja auch keineswegs schwierig. Sie brachte Fanny Frank einen Auftrag ihrer Herrin in Modeangelegenheiten und schmuggelte sich dadurch so in deren Vertrauen, daß sie in kurzer Zeit genau wußte, nicht Harry, sondern Hektor Hartwell sei ihr Geliebter und Verführer gewesen, und Harry sei nur in Hektor's Auftrage gekommen, um sie abzufinden. Die Zofe lief was sie konnte, um ihrer Herrin die Botschaft von Hektor's Grundschlechtigkeit zu überbringen. Sie traf dieselbe in Thränen; es war der Vorabend ihres Geburtstages und sie hatte eben eine Unterredung mit ihrem Vater gehabt, welcher sie drängte, sich zu entscheiden, und wenn sie nichts Wesentliches gegen Hektor einzuwenden habe, ihm, der ihr augenscheinlich sehr ergeben sei, ihr Jawort zu geben.

Margot erzählte Wort für Wort, was sie von Fanny über Hektor's Beziehungen zu ihr gehört hatte. Lena erkannte daraus, mit welcher ausstudirten Bosheit Hektor den treuen Harry in seinem Interesse ausgebeutet und obendrein in ihrer Familie um seinen guten Ruf zu betrügen gesucht hatte. Sie eilte sofort zu ihrem Vater, erzählte ihm die vernommene Wahrheit und erklärte mit aller Bestimmtheit, daß sie unter diesen Umständen in kein Verlöbniß mit Hektor willigen könne. „Und Du thust recht daran,“ erwiederte Linley, außer sich vor Verdruß und Betrübniß. „Wenn die Sache sich wirklich so verhält, worüber ich selbst genaue Erkundigung einziehen werde, wenn also Hektor Hartwell ein Mädchen-

betrüger und herzloser Verlasser ist, kann und soll er nie Dein Gatte und mein Sohn werden."

Bald darauf erschien Hektor in heiterster Laune, pfeifend und trällernd, denn der Tag seines Glückes schien ja so nahe. Linley richtete an ihn die einzige Frage: „Kennst Du eine gewisse Fanny Frank?" Aber der Blick, den er dabei auf Hektor richtete und der Ton, in welchem er sprach, machten auf Hektor einen solchen Eindruck, daß er erblaßte und elende Ausreden stammelte, anstatt kalt und frech zu leugnen, worauf er sich förmlich eingepaukt hatte. „Nun, Master Hartwell," fuhr Linley fort, „wenn Sie diesem Mädchen Liebe eingeflößt, es verführt und dann verlassen haben, Harry Hazelbean aber, wie ich höre, Ihren Unterhändler hat abgeben müssen, so wundere ich mich gar nicht, daß meine Tochter eine Verbindung mit Ihnen zurückwies, und Sie dürfen sich nicht wundern, Sir, daß ich dieser Zurückweisung beistimme." Hektor stammelte etwas von „heftiger Natur", von „Verleitung durch Freunde", von „Wiedergutmachen" u. s. w., Linley aber war unerbittlich. „Als dem Sohne meines alten Freundes muß ich Ihnen natürlich stets ein gewisses Interesse bewahren, aber Sie sind von dieser Stunde an nicht mehr ein Mitbewohner meines Hauses, und ich muß Sie ersuchen, anzugeben, wohin Ihre Sachen geschafft werden sollen." — Hektor verließ in tiefer Beschämung und Verzweiflung Linley's Haus. Nachdem er sich eine Zeitlang rastlos umhergetrieben, ging er nach einem der fashionabelsten Westendclubs, wo er regelmäßig verkehrte, um mit einigen Bekannten seinen Verdruß in sprudelndem Sillery zu vertrinken. Gleich beim Eintritt überreichte ihm ein Aufwärter einen Brief mit der Aufschrift: „Sehr eilig!" Hektor erkannte Linley's Handschrift. „Aha," dachte er, „es thut dem alten Jungen leid, mich barsch behandelt zu haben. Ich wette, er will's wieder gut machen und ruft mich zurück."

Er brach hastig den Brief und las:

„Hektor! So schlecht Sie auch gehandelt haben, kann ich mir doch nicht denken, daß Sie herzlos sind. Soeben höre ich, daß Ihr Opfer, Fanny Frank, im Sterben liegt. Ich habe diese traurige Neuigkeit von meiner Tochter Mädchen, welche eine Vertraute der Unglücklichen ist. Letztere wohnt gegenwärtig 50, Little Ebury Street. Sie werden sich hoffentlich sogleich hinbegeben und nachsehen, was Sie thun können. George Linley."

Als Hektor diesen Brief gelesen, war ihm der Appetit nach frivolem Champagnergenusse vergangen; er nahm unmittelbar eine Droschke und fuhr nach der bezeichneten Adresse. Fanny war eine halbe Stunde vorher gestorben, und ihre mitleidige Wirthin hatte bereits Sorge getragen, daß ihr armes, verwaistes Kind im „Workhouse" untergebracht werde. Lena's Zofe war anwesend; sie maß den Eintretenden mit einem furchtbaren Blicke. „Wissen Sie, welches die letzten Worte des armen Mädchens waren? ‚Sage meinem theuren Hektor, daß ich ihn geliebt habe bis zu meinem letzten Hauche und daß ich ihm vergebe!' Wenn Sie nicht ein Herz haben wie ein Rhinozeros, können Sie selber sich nie vergeben, was Sie an dieser unglücklichen Person verbrochen haben." Eine Bemerkung, die in diesem Augenblicke für Hektor sehr wahr erschien. Er besänftigte einigermaßen Margot und die Wirthin durch seine Erklärung, alle Kosten decken zu wollen, und verließ schaudernd das Trauerhaus. In dieser Stunde entschloß er sich, den bisherigen Schauplatz seiner übermüthigen Streiche und seiner Niederlage mit Paris zu vertauschen.

Gerade um diese Zeit erlag der zarte Körper Lena's den fortwährenden Einwirkungen des Kummers, der Entrüstung über Hektor's Betragen, der geheimen Sehnsucht nach Harry und all' dem inneren Widerstreite, welchen die Lage, in die sie gebracht worden, erzeugte; sie bekam Fieber, Appetitlosigkeit, rasenden Kopfschmerz, genug, sie fiel auf's Krankenbett und versetzte das ganze Haus in die größte Bestürzung. Ihr Vater schrieb nicht allein den Ausbruch, sondern irriger Weise auch die Ursache der Krankheit der heftigen Alteration über Hektor's Fehltritte zu; aber er hätte jetzt durch nichts bewegt werden können, wider seine bessere Ueberzeugung Hektor in seinen Familienkreis zurückzurufen und das Geschehene, welches aller guten Sitte und Menschlichkeit Hohn sprach, zu vergessen. Dagegen hoffte er, daß wenn das bessere Theil in Hektor siegte, der Schmerz und die Scham ihn heilen, und er nach einigen Wochen geläutert wiederkehren werde. Kam er nicht, dann hatte er doch sein einziges Kind vor einer unglücklichen Ehe bewahrt.

Inzwischen vermißte er Harry als seinen besten, sorgsamsten und zuverlässigsten Clerk von Tag zu Tage mehr. Die Mittheilungen, welche Harry ihm aus Sidney gemacht hatte, belehrten ihn, daß Harry ohne Schaden im Zweiggeschäft abkommen konnte, und er setzte sich daher an sein Pult und schrieb Harry, er möge so rasch als möglich nach England zurückkehren, da er ihn nicht mehr entbehren könne. Diese Aufforderung traf mit Harry's Absicht, seinen Vater nach England zu begleiten, zusammen. Harry war im Begriff abzureisen, als Linley's Brief kam, und er freute sich des günstigen Zufalls, da er die Pflicht gegen den eigenen, so schwer gemißhandelten Vater über alle anderen Pflichten stellte und selbst ohne und wider den Willen Linley's nach England gegangen sein würde.

Einige Wochen nach Hektor's Entfernung kam vom Kontinente ein Brief seiner Hand, worin er anfragte, ob Mr. Linley jetzt anderen Sinnes geworden sei und ob er als Verlobter Lena's zurückkehren könne, da er wohl annehmen dürfe, daß die Zeit „jene kleinen, unglückseligen Zwischenspiele", in welche er durch eine rasche Natur und die Verlockungen der Freunde hineingerissen worden, vergessen gemacht und dem Groll seinen Stachel genommen habe. Mr. Linley eilte mit diesem Briefe in's Zimmer seiner Tochter. Die Krankheitskrisis bei Lena schien zwar vorüber, sie war jedoch sehr schwach und all' ihre frühere Heiterkeit war verschwunden. „Lies diesen Brief, mein theures Kind!" sagte der zärtliche Vater, „Vielleicht kann er dazu dienen, Dir Deinen Frohsinn wieder zu geben, denn wenn ich recht vermuthe, so liebst Du Hektor noch im Stillen und wünschest, die Schwäche seines gezwungenen Rückzugs beendet zu sehen."

Lena warf einen Blick in den Brief und richtete sich rasch in ihrem Bette auf, ihr Auge flammte und ihre blassen Wangen erglühten. „Wie darf er's wagen, noch einen Anspruch an mein Herz zu erheben?" rief sie heftig. „Charakterlos und sündig, wie er ist, ist für ihn kein Platz in mir. Findest Du einen Menschen gebessert, Vater, der vier oder fünf Wochen hinreichend hält, die schwersten Vergehen zu sühnen und vergessen zu machen?" — „Aber ich glaubte, Du liebtest ihn, Lena!" — „Niemals, Vater, niemals habe ich ihn geliebt. Aus Rücksicht auf Deinen Wunsch hätte ich mich ihm geopfert, sobald er Dir Ehre gemacht hätte — einem Lügner, Verführer, Verschwender und Arbeitsfeinde ergebe ich mich nie. Lieber will ich sterben, bester Vater!" — „Sprich nicht so, Lena! Du weißt, daß ich nie etwas wünschen oder thun würde, was nicht mit Deinen Neigungen harmonirte. Aber Du bist mir ein Räthsel, Kind. Wenn es Hektor nicht war, dessen Betragen Dir Gesundheit und Heiterkeit raubte und eine so gewaltige Erschütterung in Deiner Seele hervorrief — was war es dann? Unmöglich kannst Du wollen, daß Dein Vater, dessen höchstes Kleinod Du bist, länger vor einem so geheimnißvollen Räthsel stehe. So hättest Du mir gar nichts zu vertrauen, Lena?" — Das Mädchen blickte mit unbeschreiblicher Liebe, aber zaghaft und bittend zu ihm auf. „Doch, lieber Papa, ich habe Dir etwas zu bekennen!" antwortete sie zögernd. „Ich liebe — Harry Hazelbean!"

Linley war sehr überrascht, aber er zürnte nicht, über sein Antlitz zog ein mildes Lächeln der Zustimmung. Er schloß sein Kind voll Rührung in seine Arme.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Rösselsprungs Seite 520:

Die Lösung ist in folgendem Räthsel enthalten:

Blitzen, donnern, wettern, krachen,
Wuth, Verzweiflung, Haß, Vernichtung —
Das bin ich! Doch nimm den Hut mir,
Und es ruft's nach jeder Richtung
Der Humor. Nimm mir den Kopf fort
Und — bar bin ich aller Dichtung.
Auch den Fuß noch — und ich breche
Mir durch Wolken eine Lichtung!

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. | Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 46.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

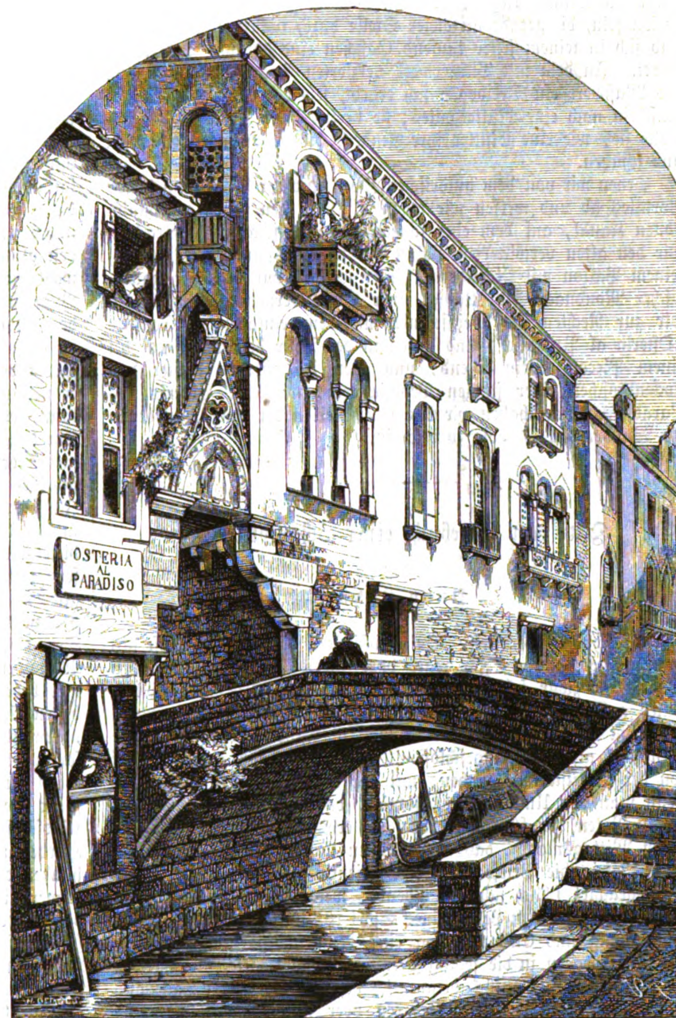
Aus der Mappe eines Malers.

Die Ponte del Paradiso zu Venedig.

Von

Karl Fink.

Wie die Photographie sich des Porträtzeichnens bemächtigt hat, so bemächtigt sie sich auch des Architekturzeichnens, und die Aufnahme architektonischer Denkmale und Ansichten, die früher nur Eigenthum der in der Perspektive und Architektur bewanderten Künstler waren, wird jetzt von der Photographie tausendfältig ausgebeutet. Nichtsdestoweniger bleibt dem Maler noch Manches zur Aufnahme übrig. Die wenigsten Photographen sind selbst Künstler und vertraut mit den Gesetzen und Regeln des Schönen; die Aufnahme ihrer Bilder beruht mehr auf einer spekulativen als künstlerischen Wahl: Ein Bild, an welches sich historische Erinnerungen oder gewichtige Tagesereignisse knüpfen, hat für sie einen materiellen Werth, d. h. es findet eher Absatz als das Bild, dessen Werth nur durch seine Poesie und malerische Gruppirung bedingt ist. Der für das Schöne begeisterte Künstler fragt nicht, ob die Aufnahme eines rein poetischen Gegenstandes auch zugleich direkt Geld einbringt; er liebt das Bild, für ihn hat es einen unschätzbaren Werth, und müßte es auch nur jahrelang als ein todtes Kapital seine Mappe schmücken. Aber auch noch aus andern Gründen muß die Photographie trotz ihres unschätzbaren Zeichnens der Details noch Vieles dem Zeichenstifte des Malers überlassen; der geeignete Standpunkt zu einem Bilde ist oft ein unübersteigbares Hinderniß und bringt Bilder zu Stande, deren senkrechte Linien, gegen die Mitte sich neigend, nach einem Accidentalpunkte über dem Horizonte laufend, das Auge des Beschauers beleidigen, denn die Maschine vermag bei einem nahen Standpunkt nicht nach den Gesetzen und mit den Vortheilen der Perspektive zu „arbeiten“; sie vermag sich nicht zurückzudenken und aus einem angenommenen richtigen Gesichtswinkel zu konstruiren. Ebensowenig vermag sie störende, unmalerische Elemente aus dem Wege zu räumen, oder Nothwendiges hinzuzusetzen, oder Fehlendes zu ergänzen: ein Baumast, ein Laternenpfahl ragt oft riesenhaft und störend weit in das Bild hinein. Selbst die sorgfältigste Retouche vermag einer Photographie noch keine künstlerische Weihe zu verleihen. Bei unserer hier mitgetheilten Ansicht aus Venedig tritt dieser Fall ein; für diese Aufnahmen würde das Statif des Photographen keinen günstigen Standpunkt finden können, und wäre er auch zu ermöglichen, so ist es immer noch die Frage, ob das bloß Poetische und Malerische bei dem Bilde „Die Paradiesesbrücke“ einen Photographen zur Aufnahme des Gegenstandes würde bewogen haben.



Ponte del Paradiso in Venedig. Originalzeichnung von Fink.

Somit ist mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß von dem Bilde keine Photographieen existiren.

Ich habe mich damals, als ich das Bild „Die Paradiesesbrücke“ an Ort und Stelle in Oel malte, nur lediglich durch seine Poesie und seine malerische Gruppirung fesseln lassen, so daß ich in der That während des Malens nach irgend einem historischen Werthe, außer dem, den jeder Gegenstand Venedigs an und für sich hat, nicht geforscht habe. Aber auch später eingezogene Erkundigung nach dem historischen Ursprung der Brücke oder vielmehr des gothischen Giebels, der gleichsam in der Calle (Gasse) ein Portal bildet, haben zu keinem Resultat geführt, wodurch jedoch das Bild in meinem Auge nichts von seinem künstlerischen Werthe eingebüßt hat. — Die Brücke liegt diesseit des Canal grande und führt nach einer schmalen Gasse, die den Namen Calle del Paradiso führt. Ein im italienisch-gothischen Style aufgeführtes Portal verbindet einen nur noch theilweise bewohnten, verwitterten Palast mit einem andern unscheinlichen Gebäude, einer Osteria (Weinschenke). Die Bedeutung dieses Portals ist schwer zu errathen, zumal da die enge düstere Gasse weder nach einer Kirche, noch nach einem Kloster führt, sondern ebenfalls in eine schmale Gasse mündet. Und doch muß dieses Portal eine Bedeutung haben und ihm ein besonderer Zweck zu Grunde liegen, es kann nicht bloß architektonische Dekoration sein, die gerade an dieser Stelle durch nichts motivirt würde und sich in keinem jener tausend Gäßchen eine ähnliche Dekorirung findet. In dem mit Blätterwerk verzierten Spitzbogen, über dem als Maßwerk ein Dreibogen sich erhebt, sehen wir ein Relief, dem Anschein nach eine Muttergottes; sie breitet ihren Mantel aus, als wolle sie, wie eine Mutter ihre Kinder, die Kommenden einhüllen und schützen.

Sehen wir von dem historischen Zweck und der Bedeutung dieses Portales ab und werfen wir einen Blick auf den stillen geheimnißvollen Kanal, auf dem eine schwarze Gondel schaukelt; betrachten wir den alten verwitterten Palast mit seinen Spuren von Fresken, seinem Balkon mit Oleandern, hinter welchen wir in stiller, zauberischer Mondnacht die Klänge einer Laute vernehmen; betrachten wir zur Rechten die Weinschenke mit dem einladenden Schilde: „Osteria al Paradiso“, und unten in der Thür den Barcaruol bei einem Piccolo Wein sitzend, und oben im offenen Fenster das Lockenköpfchen einer jungen Venezianerin, wie eine Hüterin des Paradieses: dann haben wir eine jener Perlen der Poesie, an denen die Wunderstadt Venedig so reich ist.

Aus dem Tagebuche einer Schauspielerin.

Von

Anna Löhn.

Im schönen Schlesien, dem preußischen, schweifte ich einst als Kunstnovize umher. Ich regte dort zuerst die schauspielerischen Flügel und zwar selbstverständlich sogleich in den größten Rollen. Unter anderen Orten beehrten wir Glatz mit unserer Gegenwart, das heißt die Gesellschaft, der ich mich übergeben hatte, und meine Wenigkeit also mit eingeschlossen. Man kann sich einen Begriff von der Begeisterung machen, mit der wir die Rollen exekutirten, wenn man den Umstand berücksichtigt, daß wir die Gage gewöhnlich in Raten von fünf Silbergroschen erhielten. Zwar las ich bei einem Mittagsmahle, das aus dünnem Kaffee und Butterbrod bestand, eifrig die Briefe Eduard Devrient's über die Rachel, aber demungeachtet schlich sich am Abende, wenn man die Amalie in „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers“ darstellen sollte, etwas Erschlaffung und Entmuthigung ein; denn so sparsam man auch mit Dreierbroden in die sechzig Pfennige dividirt hatte, aus welchen ein Fünfsilbergroschenstück bekanntlich besteht, die „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers“ waren oder sind ungenießbar, und machten doch mit ihren fünf oder sechs Akten den ganzen Magensaft rebellisch, so daß die letzten Reste des letzten Fünfsilbergroschenstücks höchstens den Appetit, nicht aber den Hunger zu stillen versprachen. Zwar borgte der kleine Wursthändler, der Würstchen und Semmeln hinter den Coulissen ausbot, ziemlich lange auf unsere ehrlichen Gesichter aus; wenn er dieselben aber gar zu lange im Wurstvertilgungsprozesse hatte wackeln sehen, wenn gar zu viele Semmeln aus seinem Korbe uns armen Mimen die Kraft verliehen hatten, das Publikum durch unsere Kunstleistungen zu entzücken, oder es auch nur vom Zischen und Auspochen des Stücks abzuhalten, und wir zagten noch immer vor dem Augenblicke, der unsere Fünfsilbergroschenstücke in seine Blechbüchse führen sollte — ha! da wurde sein Gesicht endlich so braun, wie eines seiner delitiösen Würstchen; er eiferte, er schmähte, er mahnte, er drohte wegzubleiben, aber er wurde bezahlt. Er, die alma mater der hungernden Schauspieler, wegbleiben! Entsetzlich! Er, unsere wandelnde table d'hôte. Er erhielt zwar von meiner jugendlichen Unzurechnungsfähigkeit den Spitznamen: „Das zürnende Würstchen“ oder: „Die begütigte Semmel“, aber wenn er Geld bekam, lächelte unser „Rabe“ über alle Spitznamen der Welt.

Ich wohnte in einem schlechten Gasthofe nahe am böhmischen Thore. Dort hatte ich ein Zimmerchen, schmal und lang wie ein Handtuch. Hinten hinaus wohnten noch mehrere von meinen Kollegen, die Thüre zu dem Zimmer des Einen, welcher sich für ein enorm komisches Talent hielt, befand sich auf demselben Gange oder Vorsaale, nahe der Treppe, wo auch der Eingang in meine schmächtige Klause war. Dieser Schauspieler, ich habe seinen Namen vergessen, war ein gutmüthiger, aber leichtsinniger Mensch. Er hatte mir einst seine kurze Lebensgeschichte erzählt, kurz, aber nicht erbaulich, wonach zu schließen er, um mich gelind auszudrücken, ein Thunichtgut war. Sein Vater sollte ein achtbarer Zimmermeister Berlins sein, er selbst, der minder achtbare Sohn, war seinem Lehrherrn irgend welcher Profession früh entlaufen und dem dunklen Drange gefolgt, welcher ihm Lorbeeren auf der Künstlerlaufbahn verhieß. Er ging zuerst mit reisenden Gesellschaften in die Steppen Ungarns und von dort nach Bukarest, wo er sich weiter nichts zu holen hatte als das gelbe Fieber. Als er diese Krankheit glücklich überstanden hatte, berieth er mit sich selbst, wie er es wohl möglich machen könnte, nach Deutschland zurückzukehren? In Bukarest gaben gerade Athleten öffentliche Vorstellungen. Ein Gedanke kommt meinem späteren Kollegen! Er inspizirt seine Gestalt, sie ist sehr klein und gedrungen, er betrachtet sein Kinn, kein Haar sproßt dort, er prüft seine wiedererrungenen Kräfte und findet, daß er noch wie früher große Lasten und Gewichte mit Leichtigkeit heben kann, er horcht auf seine Stimme, sie klingt weich und hoch — sein langes blondes Haar, sein weißer Teint bestimmen ihn noch mehr: er bietet sich dem Direktor der Athletengesellschaft als zwölfjähriges Wunderkind an. Der Direktor, ein Freund harmloser Illusionen, wenn sie sich vortheilhaft für seinen Geldbeutel erweisen, nimmt das Kind auf, füttert es mit den kräftigsten Speisen, verbietet ihm zu wachsen, als seiner Carrière höchst gefährlich, und fertigt ihm mit verstellter Hand einen Paß an, den er seinen Mitgliedern zeigt. Die Mitglieder glauben an die Wunderthätigkeit des zwölfjährigen berliner Kindes, und die Vorstellungen beginnen. Der wieder zum Knaben gewordene berliner Jüngling entzückt die Wallachen. Er ißt immer mehr Rindfleisch und wird also ein immer bedeutenderer Künstler. Auch Pferdefleisch genießt er mit dem besten Erfolge für seine Künstlerschaft. Aber das Glück macht ihn übermüthig, er verräth sich, das heißt sein Alter, der Nimbus verschwindet, mit ihm die gute Fütterung, die Gage, und endlich bleibt ihm nichts mehr übrig, als selbst zu verschwinden. Er entflieht wie durch ein Wunder, sicherlich das letzte seiner berühmten Kindschaft, und kommt nach Ungarn. Er bettelt sich tagelang von Hürde zu Hürde, wo er oft fürchtet, von den wüthenden Schäferhunden der Pußta zerrissen zu werden, und kommt endlich, mit noch immer nicht zerstörten Hoffnungen auf künftige Künstlergröße, wieder in Deutschland an. Schon hatte er wieder bei mehreren Schauspielergesellschaften bewiesen, daß er ein größeres Talent zum Rindfleischessen als zum Komödiespielen besaß, als auch sein so viel gepriesenes Athletenthum in Glatz zu Schanden werden sollte.

Die Glatzer waren dazumal ein kurioses Völkchen, sie waren moderne Vandalen, sie haßten uns und unsere Kunst. Mißtrauisch sahen sie unserem Einzuge in ihre Stadt zu, und wenn sie auch nicht gerade (wie es in einem preußisch-polnischen Orte einmal einer Schauspielergesellschaft begegnet sein soll) riefen: „Nehmt die Wäsche herein, die Schauspieler kommen!“ so drückte sich doch in ihren

Gesichtern eine gewisse Ueberlegenheit aus, welche die Empirik gibt und welche unsere Gemüther mit düsteren Ahnungen erfüllte.

Auch in dem Gasthofe, wo ich wohnte, war man im höchsten Grade antischauspielerisch gesinnt, und erzählte von unterschiedlichen, mit Schulden „ausgekniffenen" Künstlern, die man gern, wenn man ihrer nur habhaft werden könnte, wenigstens mißhandeln möchte. Der schrecklichste Vandale war der Hausknecht des Hotels; auf seine vom Roste des gemeinsten Materialismus zerfressene Seele wirkte auch nicht einmal ein Freibillet in unsere beste, wenn auch leerste Vorstellung. Was bisweilen selbst den Ingrimm eines Rezensenten zu mildern im Stande ist, ihn erweichte es nicht, denn er war — das ist notorisch — Gehülfe eines Scharfrichters gewesen. Allerdings mochten sich, sobald sie die Antezedentien des Hausknechts ausgewittert hatten, meine Herren Kollegen, sowohl der bukarester Athlet und Wunderthäter, als auch die beiden Anderen, die hinten hinaus wohnten, manche Anspielung auf das frühere Henkerthum Desjenigen, der am Morgen ihre Stiefel putzte, erlaubt haben! „Spiele nicht mit Schießgewehr!" Eines Tages sollte der Henker im Hausknecht fürchterlich erwachen, und wer weiß, ob nicht ein an sich harm-, ja sogar salzloser Witz die Veranlassung dazu gegeben hatte. Ich saß eines Mittags vor meiner Kaffeemaschine und bereitete mir ein echt sächsisch-erzgebirgisches Mahl, das heißt einen dunklen Saft, eine Art spartanische Ursuppe, an welchem die deutsche Möhre oder Rübe größeren Antheil hatte als die kleine braune Schöne des Orients, die Kaffeebohne. Dazu studirte ich Engel's Mimik. Auch meine Kaffeemaschine verläugnete das Geflickte des Künstlerthums, wie es bei einer reisenden Gesellschaft in Glatz und ähnlichen Ortschaften aufzutreten pflegt, nicht. Sie bestand aus einer einfachen Meßkanne aus Schweidnitz, von welcher der Henkel bereits abgeschmolzen war, sie erhob sich auf einem Drahtgestell welches mir mein früherer Hauswirth, ein Bürstenbinder, aus starken Drähten zusammengewunden hatte und, um nicht weniger als drei Zünfte um diesen häuslichen Altar der einfachsten Kochkunst zu vereinigen, lohete die Spiritusflamme aus einer Pomadenbüchse von so starkem thönernem Kaliber empor, daß man nicht wußte, sollte man mehr die Thonverschwendung des Töpfers beklagen, oder die schlaue Betrügerei des betreffenden Haarkünstlers bewundern, der so wenig Pomade für vieles Geld gegeben hatte. Man stand sonach mit gemischten Empfindungen vor dieser starken Pomadenbüchse, deren Inneres einem Tulpenkelche glich, der fast kein Kelch mehr ist, weil die Blätter schon ziemlich verblüht sind und umgeklappt um den Stiel hängen. Doch dieser Umstand kümmerte meine Laren wenig. Loderte ihnen doch täglich wiederholt eine köstliche Spiritusflamme aus der ihren eigentlichen Beruf früher verkannt habenden Pomadenbüchse bläulich zuckend, fuselhaft duftend empor. Jetzt also auch saß meine Pythia, die schweidnitzer Meßkanne, wieder auf dem drahtgeflochtenen Dreifuß, und schon schlängelten sich in einzelnen Rauchwölkchen und Dämpfen die prophetischen Ahnungen ihres erhitzten Gehirns kaffeeduftig empor, als auf dem Vorsaale ein fürchterlicher Lärm entstand. Ich hörte die Stimme des berliner Wunderkindes, welche jetzt nicht hoch und weich, sondern sehr berlinisch „jrob" klang. Er rief: „Ik werde wohl das Recht haben, einen dummen, naseweisen Schusterjungen zu ohrfeigen, der mir sagt, ik sollte seinem Meister die Stiefeln, die er mir gemacht, gleich auf einmal bezahlen und nicht in Raten —" von fünf Silbergroschen! dachte ich bei mir selbst, weil mir die letzten Worte meines Kollegen in einem Schwall von unziemlichen Redensarten, die ihm verschiedene Stimmen jetzt entgegneten, verschwanden. Noch hörte ich den Athleten rufen: „Der Schusterjunge hat mir einen Schauspielerlump jeschimpft und da hab' ik ihn jeohrfeigt, und so soll es Jeden jehn, der mir schimpft!" Da entstand ein unheimliches Gepolter von die Holztreppe heranstürmenden Tritten, ich öffnete die Thüre. Wehe mir, daß ich sah, was ich sah! ruft Ophelia in Hamlet. Das Theater lag vor mir, und eine Schreckensszene entwickelte sich vor meinen unmündigen Augen, es war die erste Prügelei, die ich sah. Hu! da war auch der Scharfrichtergehülfe mit der blauen Schürze. Dieses auf das friedlichere, hausknechtliche Treiben hindeutende, weibliche Gewand, die Schürze, hatte die Wildheit seiner Sitten nicht zu zähmen vermocht.

Er nahm in den rohesten Ausdrücken Partei für den geohrfeigten Schusterjungen und ließ dabei Rachegedanken fallen von wegen eines Witzes, der über ihn gemacht worden sein sollte, betreffs seines einstigen Henkerthums. Kleine Ursachen gebären große Wirkungen. Jener kleine Witz (auch eine Art kecker Schusterjunge) stachelte den riesigen Hausknecht so auf, daß er wie ein Gummiball auf den armen, dunkelrothen, vor Wuth zitternden Athleten losschnellte. Auf der Treppe stand ein ganzes Auditorium von Fuhrleuten, Postillonen, Schusterjungen, auch der Meister des Geohrfeigten und, zur Rache anfeuernd, eine moderne Eris Schlesiens — verhüllet euch ihr Genien weiblicher Milde und Versöhnlichkeit — die Wirthin des Hotels. Ich wiederhole nicht, von welchen Worten der Beschimpfung, der Verachtung ihr zahnloser Mund überfloß. Sie hetzte den Hausknecht (kein frommer Knecht war Fridolin!) immer mehr auf den Schauspieler los. Er hätte erliegen müssen, denn der riesige Knecht drückte ihn furchtbar an die Wand — o, die Schäferhunde der Pußta waren zahme Ohrwürmchen gegen diesen geborenen Folterknecht des glatzer Gasthofs! Aber siehe da, wie kein echtes Ritterspiel des rührenden Schlusses entbehren darf, wie die unterdrückte Unschuld darin siegreich aus dem Kampfe hervorgeht, weil die Rächer und Retter auf die Minute eintreffen, so erschien auch dem armen Mimen, der ja nichts weiter verbrochen hatte, als daß er seinem Schuster einen Stiefel nicht auf einmal bezahlen wollte, die rächende Nemesis zur richtigen anberaumten Stunde.

Die Kollegen, die hinten hinaus wohnenden, die jenseits des Ganges einquartierten Kollegen, kamen aus ihrem Hinterhalte hervorgestürzt, ihre übertrieben rostigen Schwerter, für die Ritterkomödien bestimmt, in den Händen, welche letztere mit großen Fausthandschuhen bedeckt waren. Sie hatten Hamlet's „Merkwort zur Leidenschaft", wie es schien, und der Eine von ihnen (er war einst Friseur gewesen und ist später zum Perrückenstocke zurückgekehrt) hielt den auf der Treppe versammelten Angreifern eine äußerst pathetische Rede, in welcher allerdings mehr von der Polizei vorkam, als für die Poesie und das sonst so poetische Gemüth des Friseurs schicklich war. Was ich aus der Rede behalten habe, sind ungefähr die Worte: „Geht Alle nach Hause! denn da der Uebel größtes die Schulden sind, so werde ich die Stiefeln bezahlen. Dir aber, Hausknecht, sag' ich noch das Eine, die Polizei hat Augen, Ohren und Beine! Es schwebt das Schwert ob Deinem dummen Schädel, es hängt, es schwebt an einem einz'gen Fädel —." Der Improvisator unterbrach sich hier, aus Furcht, sich noch mehr zu blamiren, als er es schon mit den Reimen „Schädel und Fädel" gethan hatte. Aus dem Metrum einmal herausgestürzt und der gemeinen Prosa wieder verfallen, setzte er noch hinzu. „Ich hab' einen guten Freund bei der Polizei und wir ziehen Alle aus, nicht wahr?" — „Ja," rief ich, und „ja!" donnerten die Kollegen.

Das wirkte besonders auf die habsüchtige Wirthin. Ich und die jenseits des Ganges Wohnenden hatten jederzeit pünktlich bezahlt; wenn wir auszogen, standen nicht weniger als drei Zimmer leer. Die Szene veränderte sich. Der Athlet, an den Friseur-Protektor gelehnt, wie die Rebe sich an den Ulmbaum schmiegt, lachte sich schon in's Fäustchen, denn die Wirthin begann etwas, das wie ein begütigendes Wort klang, zu murmeln, und da wir unempfindlich dagegen blieben, lockte sie des Friseurs Hund, ein dickes Dächslein mit Namen Ami, mit größter Zärtlichkeit an sich und versprach ihm Knochen. — „Nichts von Verträgen, nichts von Knochen," rief da der Friseur und gab Ami einen Tritt, damit er auf seine Weise die Situation begreifen lernte und sich zurückzog.

Eben so thaten die auf der Treppe Versammelten, sie zogen sich zurück.

Es geschah nun viel im Gasthofe, was den Zweck hatte, uns zum Bleiben zu bestimmen, wir aber suchten uns andere Logis, verkauften einige bewegliche Gegenstände, versetzten auch etliche Dinge, die es werth waren versetzt zu werden, und traten am Ersten des Monats einmüthig in die Wirthsstube ein, um zu bezahlen und zu — scheiden. Die Wirthin empfing uns verlegen, der Hausknecht hockte hinter dem Ofen — vier gekränkte Schauspieler würdigten ihn keines Blickes und keines Trinkgeldes. Noch einmal begann die Wirthin, durch einen Wink ihres Mannes dazu aufgefordert, etwas von „Wiederkommen" und „wenigstens bei ihr zu Mittag zu essen" zu murmeln, aber der Friseur-Sprecher erwiederte, indem er nach der Gegend deutete, wo der Hausknecht

faß: „Ihre Mahlzeiten würden nur Henkersmahlzeiten für uns sein. Ihr habt uns nicht verstanden. Schlimmstes Loos auf Erden, von seiner Mitwelt nicht verstanden zu werden."

Die Spiele des Volkes.

II. Das Aalgreifen.

Behendigkeit, Elastik und Kraft der Muskeln zum Sprung und zum Griff, das sind nothwendige Erfordernisse beim Spiel des sogenannten Aalgreifens. Es ist ein nicht weniger amüsantes, doch nicht so allgemein verbreitetes Volksspiel wie das Sackhüpfen, ursprünglich zu den Attributen der Fischerbelustigungen gehörig, weßhalb man es wohl auch noch jetzt namentlich bei der friesischen Bevölkerung in Holland, Oldenburg und Hannover vorfindet. Ebenso aber existirt das Aalgreifen in den Strandpartieen des nordwestlichen Frankreichs, vorzüglich bei der normännischen Fischerbevölkerung. Im deutschen Binnenlande kommt es wohl nur selten vor; am Meisten hier noch auf dem platten Lande und in kleinen Provinzialstädten, wo der Sinn für harmlose Belustigungen im Freien noch nicht durch die raffinirte Genuß- und Modesucht, Ziererei und Vornehmthuerei der Großstädte verdrängt ist.

Die kühnsten Veranstalter des Aalgreifens unter den Fischern



Die Spiele des Volkes: II. Das Aalgreifen. Von L. Löffler.

verbinden damit noch eine besondere Terrainkomplikation, so daß Derjenige, welcher im Sprung den Aal verfehlt, durch Fallen in eine Grube, oder in Morast, oder in ein Bassin mit Ruß, Farbe &c. sich doppelt dem Spott und Gelächter aussetzt; oder aber sie bringen den Aal dicht an Wasser an, das der Ungeschickte schlucken muß. Die Bauernjungen am Harze begnügen sich mit einer geringen Terrainvertiefung jenseits des Springpunktes, und wählen dazu weichen, am liebsten Rasenboden.

Die Prozedur ist folgende. An zwei einander gegenüberstehenden Pfählen oder Bäumen wird ein Strick gezogen und in der Mitte dieses Strickes der Aal so befestigt, daß er mit dem Schwanze abwärts hängt. Dieser Aal muß indeß fest angebunden sein und darf sich keineswegs bei einem leichten Griffe loslösen. Zwischen den beiden Pfählen oder Bäumen nun, im rechten Winkel mit der gezogenen Leine, ist die Springbahn. In längerer oder kürzerer Distanz vom Aal, etwa zehn Schritte davon entfernt, ist der Standpunkt der Wettenden, deren Jeder der Reihe nach einen Anlauf nimmt, bis nahe an die Leine läuft, dann in die Höhe springt und nach dem Aal zu greifen sucht. Theils wegen der Höhe desselben — mindestens zwei, auch drei Fuß über Mannesgröße hinaus — theils weil der Sprung mitten im vollen Laufe geschehen muß, ist er keineswegs leicht, so wenig wie das Herausstechen des Ringes in der Turnierbahn es war. Wenn aber auch der Springende den Aal erfaßt, so geschieht es in den meisten Fällen am untersten



Das Portal der Abtei Villers. Von Stroobant. (S. 548.)

Ende, oder der Griff ist so leicht, daß vermöge der Schlüpfrigkeit der Haut des Aals die Hand rasch abgleitet und der Springer durch den Schwung, den er sich selbst gegeben, eine Strecke weiter fliegt. Ist er besonders taktfest, so kommt er auf seine Füße zu stehen und fällt nur leicht auf die Hände nieder; öfter aber stürzt und kollert er hin, fällt auf die Nase, überschlägt sich, kurzum dient zum Gelächter der Zuschauer.

Auch ein festerer Griff führt nicht allemal zum Ziele, aber der Springer gleitet dann wenigstens langsamer ab und kommt in gelinderer Weise auf ebenen Boden. Der Springer, welcher große Elastik der Gliedmaßen mit einer gewissen Besonnenheit vereinigt und in Folge dessen gut „zielt", hat den Vorzug. Der Sprung muß so bedächtig erfolgen, daß der Wettende dicht vor dem Aale in die Höhe kommt; er muß genügend hoch und der Griff sehr fest sein. Sofort wie die Finger zur Faust zusammenschlagen, müssen sie sich wie eine eiserne Klammer um den Aal legen; sie werden dann den Körperinhalt des Fisches unter ihrem Griffe abwärts drücken und auf einen Augenblick eine geringe Anschwellung unter den Weichtheilen der Hand verursachen. Der Aal springt los oder zerreißt und der Preis ist gewonnen. Wir haben einen Aalgreifer gesehen, der fast jedesmal Sieger war; er hatte eine besondere Fertigkeit darin, die kräftige Hand beim Zugreifen so zu wenden, daß der Aal sich förmlich wie ein Faden darum schlang; es genügte ein Moment, um diesen Griff gelingen zu machen.

Am Hofe Friedrich August's des Starken diente eine Zeitlang das Aalgreifen zu den Volksbelustigungen vor versammelten Hofleuten. Die Theilnehmer mußten über einen mit Wasser gefüllten Bottich springen, auf dessen Oberfläche ein Deckel schwamm. Dieß war ein Springen „mit Hindernissen", es galt, nur ganz leicht und flüchtig auf den Deckel zu treten und sofort davon weiter zu springen. Wer das nicht konnte, stürzte in's Wasser.

Marlen.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.)

Kaum indeß hatte er die Hand sinken lassen, als sich die Thür öffnete und seinen an das Dunkel gewöhnten Augen ein anfänglich blendendes, seltsames Schauspiel darbot. Im Hintergrunde des länglichen Flurs brannte ein behagliches Herdfeuer und warf flackernde Streiflichter an den Wänden entlang und über die glänzend polirten Kupfer- und Zinngeschirre, die außerhalb des Rauchfanges auf terrassenförmig befestigten Borden sich aneinander reihten. Alles war reinlich und sauber gehalten; an den Wänden des Flurs, der nach Landessitte im Sommer den Bewohnern als Stube diente, standen einfache Holzbänke und Stühle, hie und da mit kunstlosen Zierrathen versehen; das Ganze hätte auf den Beschauenden den anheimelnden Eindruck eines niederländischen Hausstückes gemacht, wenn nicht ein fremdartiges Element darin, im vollsten Licht vorspringend, den Grundton, bizarrer Beleuchtung gleich, verändert oder zurückgedrängt hätte. Dieß war es auch, was den späten Besuch verwundert eine Zeitlang auf der Schwelle zurückhielt. Die Thür schien sich fast von selbst geöffnet zu haben, denn an einem Tische, der so dicht an das Herdfeuer gerückt war, daß der volle Schein der Flammen über ihn hinfiel, saß ruhig die alte Marlen, das Gesicht auf eine Reihe von Karten gebeugt, die sie mit eifrigen Händen wechselnd verschob und durcheinander mischte. Sie trug ein rothes Seidentuch turbanartig um die Stirn geschlungen, darunter fiel ihr das lange graue Haar auf den Nacken und den phantastischen Ueberwurf herab, der ihre Schultern umgab und mit weitgebauschten Aermeln bis an die Handknöchel hinreichte.

Nun blickte sie, wie vom Geräusch der knarrenden Thür gestört, auf und wendete das hagere Gesicht dem Fremden zu.

„Guten Abend, Herr von Waldheim," sagte sie mit ruhiger Stimme. „Wenn Sie sich umkleiden wollen, finden Sie dort in der Ecke, was Sie brauchen. Aber schließen Sie doch die Thür; es stürmt herein und ich bin eine alte Frau."

Der Jüngling hatte, wie er seinen Namen vernommen, betroffen die Klinke fahren lassen, ohne sie anzuziehen. Dieß that er jetzt eilig, blieb aber sprachlos neben ihr stehen und überblickte das wunderliche Bild vor sich. Er mochte auf eine zweite Einladung der Alten warten; diese indeß schien sich nicht weiter um seine Anwesenheit zu kümmern, denn sie setzte ihre Beschäftigung gleichmäßig fort, zu der sie nur hin und wieder unverständliche Worte durch die Zähne murmelte. Seine Oberkleider trieften vom Regen, und er begann die durchschlagende Kälte zu fühlen; so warf er sie schnell ab und griff nach den ihm von der Alten bezeichneten Gegenständen, die er sorgsam ausgebreitet auf einem groben Holztisch unterschied. Es war, als seien sie für ihn zurecht gelegt, und er empfand ein behagliches Gefühl, als er sie übergeworfen, nur war es eine seltsam fremdartige Tracht, in der er sich fast verwickelt hätte, wie er zum Feuer auf die schweigsame Alte zuschritt. Doch erschien ihm die ganze Umgebung so abenteuerlich, daß er kaum darauf Acht gab; er gedachte zunächst Dessen, was ihn beim Eintritt befremdet, und fragte in freundlichem Tone: „Woher kennt Ihr mich denn, Mutter?"

So gleichgültig das Gesicht der Alten bisher erschienen, zuckte es doch bei dem letzten Worte einen Augenblick gewaltsam darüber hin. Dann hob sie den Kopf wieder ruhig, von dem sie ihm jedoch dießmal nur die Seite zuwendete, und entgegnete: „Ich habe Sie erwartet, Herr von Waldheim."

„Und wer hat Euch von meiner Ankunft benachrichtigt, von der ich selbst bis vor wenigen Minuten nichts ahnte?" fragte der Jüngling, der seine ganze Fassung wieder gewonnen hatte, lachend.

„Die Karten."

Er schwieg. Den Aberglauben zu belehren, hatte er nicht den Beruf und vor Allem, wie ein Blick ihn lehrte, hier wenig Aussicht auf Erfolg. So setzte er sich schweigend auf einen Stuhl am Herd, der ebenfalls für ihn bereit stand, und betrachtete nachdenklich das scharfgeschnittene, in der wunderlichen Umrahmung und Beleuchtung noch auffälliger ausgeprägte Profil der Alten. Doch es liegt etwas Unerträgliches für die Länge in dem Stillschweigen zweier Menschen, die durch eine sonderbare Begegnung aufeinander angewiesen sind, und so deutlich aus den kurzen Antworten seiner Nachbarin hervorzuklingen schien, daß sie nicht gesonnen sei, sich durch Gesprächigkeit von ihm stören zu lassen, drängte es ihn doch, einen menschlichen Laut in dieser Umgebung zu vernehmen. „Ist Euer Sohn nicht zu Hause, Marlen?" fragte er.

Jetzt richtete die Alte flüchtig die Augen von den Karten auf und heftete einen durchdringenden Blick auf ihn, daß er fast vor dem Funkeln ihrer schwarzen Pupille erschrak. „Was wissen Sie von meinem Sohn?" fragte sie scharf. Dann fügte sie in ihrem Tone hinzu: „Wenn Sie zu Abend essen wollen, Herr von Waldheim, so steht es bereit, wie es eine Käthnerin hier draußen geben kann."

Er lehnte es mit höflichem Dank ab; es war Etwas in dem Wesen und Benehmen der Alten, das ihm imponirte, ja das — er suchte selbst einen Ausdruck dafür — das ihm gebieterisch vorkam. Sie sprach nicht die platte Mundart des Volkes, sondern reines, nur leise fremd accentuirtes Hochdeutsch, und man hätte ihre Bewegungen fast für einstudirt halten können, so zierlich stachen sie von jenen der niedern Klasse jener Gegend ab. Es war wiederum tiefe Stille eingetreten, während er dieß überdachte, nur die mageren Finger der Alten klapperten gleichmäßig auf dem Tische fort.

„Glaubt Ihr denn an die Karten, Mutter?" brach er endlich, seine frühere Scheu besiegend, nochmals das Schweigen.

„Sie werden's auch bald, junger Herr," erwiederte sie ruhig.

Der Jüngling lächelte; aber bald schlossen sich seine Lippen verlegen, als sie fortfuhr: „Man hat Ihnen gesagt, daß ich eine Hexe sei; warum sind Sie zu mir gekommen?"

Sie sagte das völlig gleichgültig und blickte zu ihm auf. Er wußte nicht, was er darauf erwiedern sollte und stotterte einige Worte über den thörichten Aberglauben der Menge und daß er im Uebrigen durch Zufall und Rathlosigkeit zu ihrer Hütte gelangt — aber sie unterbrach ihn und sagte mit Nachdruck: „Sie sind gekommen, trotzdem daß Sie nicht an die Karten glauben, um Etwas von mir zu erfahren, Herr von Waldheim, und eh' Sie kamen, fragte ich selbst, um Ihnen Antwort geben zu können.

Sind Sie bereit? Es ist Ihr Schicksal, das vor Ihnen auf dem Tische liegt."

Die Alte war aufgesprungen und hatte sich hoch neben ihm emporgerichtet. Der Sturm heulte und toste um das Haus, dazwischen scholl das dumpfe Gebrüll der Brandung, die bis an den Scheitel des Dammes heraufschäumen mochte. Dem jungen Manne ward seltsam zu Muthe; er schüttelte mit dem Kopfe und bemühte sich zu lächeln, aber er vermochte nicht dem unheimlichen Blick der Alten zu begegnen und schlug stumm den seinen vor sich nieder.

„Sind Sie nicht gekommen," begann sie wieder, noch nachdrücklicher als zuvor, „von mir Auskunft über die Haidejungfer zu verlangen, Herr von Waldheim?"

Er fuhr mit geröthetem Gesichte vom Sitze auf und starrte sie an. „Wer bist Du, Weib?" fragte er erstaunt.

„Sehen Sie, warum wollten Sie läugnen?" Es zog wie spöttisches Lachen um die welken Mundwinkel. „Setzen Sie sich!"

Er gehorchte fast willenlos; sein Verstand arbeitete heftig, auf natürliche Weise sich die Kenntniß der Alten zu erklären, aber die Phantasie hatte die Oberhand gewonnen und zwang ihn mit leisem Schauer, sich in die Anordnungen, die jene traf, zu fügen. Doch hörte er nicht auf den monoton methodischen Singsang der Alten, die mit geheimnißvollen Gestikulationen die Kartenbilder aneinander reihte; in seinem Ohr klang ein anderes Lied, das ihm zurückgekommen, da sie von der Haidejungfer sprach:

Kühle, im Herzen
Kühle das Blut —

Seine Lippen summten es unbewußt vor sich hin, während er gedankenlos über die bunten Figuren auf dem Tisch wegstarrte. Was wußte sie von ihr, was wollte sie? Es beschlich ihn wieder das einsame Gefühl der Leere, das er nach jenem Traum im Herzen empfunden — nun hatte sie es aufgeweckt — und war es nicht doch nur Täuschung seiner Sinne, ein wesenloser Traum selbst jenes Bild, nach dem er vergebens die sehnenden Arme ausgestreckt — was mehr? Umsonst — umsonst —

Kennst Du die Schmerzen,
Fühlst Du die Glut —

Er sprach es schmerzlich laut vor sich hin. Die Alte hielt inne und blickte ihn verstohlen mit ängstlicher Aufmerksamkeit an. Dann stieß sie einen eigenthümlich schrillen Laut aus, daß der Jüngling in seinen Träumen zusammenfuhr, aber sie hob verstummend die Hand ihm entgegen und sagte leise: „Ich lese die Frage, die Du thun willst, in Deiner Seele, Johannes von Waldheim — vernimm ihre Antwort."

Er sah befremdet zu ihr auf; doch plötzlich glitt es wie versteinernd über seine Züge, und er blieb regungslos in der Stellung zwischen Stehen und Sitzen verharrend. Leise, unsichtbar scholl es herüber, nah und fern zugleich — woher kam es —

Nimmer, ach, nennen
Mag ich sie Dir,
Nur an dem Herzen, dem
Schmerzenden mir
Wieder erkennen
Kannst Du sie hier.

Es war die Antwort auf seine Frage, und er erkannte die Stimme, aus Tausenden hätte er sie an einem Laut erkannt. Nun verstummte der Gesang, und er hielt sich nicht länger.

„Wo ist sie?" rief er emporfahrend.

Aber die Alte legte ihm die Hand auf die Schulter und drängte ihn zurück. Seine Augen irrten an der Wand umher, aus deren Richtung die Stimme ertönte, doch es war nirgends ein Eingang bemerklich. Zugleich fühlte er, daß der magere Arm Marlen's stärker sei, als er vermuthet, denn er versuchte umsonst, ohne Anwendung von Gewalt sich von ihr loszumachen. Auch war das Ganze die Sache eines Augenblicks. Dann begann es wieder:

Irrte in Thränen
Je Dein Gesicht
Weit durch das flimmernde
Schimmernde Licht —
Kennst Du das Sehnen,
Zögere nicht.

Und vor ihm wieder lag es im schimmernden, flimmernden Mondlicht; über die glänzenden Schultern flossen wallend die goldenen Locken — er vergaß, wo er war, und, mit ungestümem Ruck die Alte zur Seite werfend, stürzte er vom Herd auf den Flur. Ihr Auge hing gierig an jeder Muskel seines Gesichtes, wie er verwirrt umherblickte und suchte — vergebens. Gleichmäßig schloß sich auf der Seite, von woher der Gesang verklungen, die Flurwand, und er eilte auf die Alte zurück und faßte sie heftig am Arme.

„Ich reiße Deine Hütte in Stücke!" stieß er drohend athemlos hervor. „Bring' mich zu ihr!"

Es kämpfte zweifelnd auf ihrem Gesichte; dann lachten ihre Lippen, sich an seiner Verwirrung waidend, scharf auf.

„Ei, Herr Junker, sind Sie bei Sinnen? Wen suchen Sie denn? Und meinen Sie, daß Sie ohne mich Etwas fänden, das ich heraufbeschworen, ich, die Hexe aus der Strandkathe?"

Ein furchtbarer Windstoß brauste um den schwachgefügten Giebel der Hütte, daß die ächzenden Pfosten sich zu biegen schienen und zerbrochene Sparren polternd vom Rauchfang herabstürzten. Der Sturm wühlte bis in die Flammen hinunter und schleuderte sprühende Funken und Brandscheiter knisternd umher; ein abergläubisches Gefühl überlief den Jüngling, und er ließ schauernd die seltsame Gestalt vor sich los, als befürchte er, sie könne ihre Drohung erfüllen, und das kaum wiedergefundene Bild seiner Träume in Nichts zurückstoßen. Es glitt ein triumphirender Zug um ihr welkes Gesicht, wie sie den verstörten Ausdruck des seinigen wahrnahm; dann setzte sie begütigend hinzu: „Doch da Du gehört hast, sollst Du auch sehen; aber hüte Dich, mir nicht zu gehorchen, denn ein Wort von mir läßt Alles verschwinden, wie es gekommen."

Sie zog ein Tuch hervor und knüpfte es ihm um die Augen. Er erwiederte nichts und ließ es willenlos, fast betäubt geschehen. Dann fühlte er sich im Kreise gedreht, die Wärme des Herdes wurde schwächer und schwächer, ein kalter Luftzug wehte ihm entgegen. Die Alte ließ seine Hände, die sie bis dahin gefaßt, frei und sprach einige laute, seltsam klingende Worte, die von einem entfernten leisen Geräusch erwiedert wurden. Dann plötzlich schlug ihm eine warme, balsamische Luft entgegen, heller Schimmer drang durch die Binde und durch die geschlossenen Lider ihm in's Auge. Die Alte faßte wieder seine Hand und führte ihn einige Schritte über weichen, dämpfenden Teppich — nun stand er allein und ihre Stimme rief ihm aus der Ferne zu: „Löse das Tuch, doch denke Dessen, was ich Dir gesagt!"

Hastig riß er es ab, aber betroffen fuhr er zurück und schloß geblendet wieder die Augen. Wo war er? Wohin hatte die geheimnißvoll mächtige Alte ihn geführt? Hatte er Tausende von Meilen in einer Minute durchmessen und stand besinnungslos da in einer anderen Welt, auf einem anderen Stern?

Es mochte ein quadratisches Gemach sein, in dessen Mitte er sich befand, aber in ihrer Ausstattung erschienen die Wände völlig rund. Allerdings konnte von Wänden kaum gesprochen werden, denn sie wurden dem Auge nur von schlanken Palmen und Feigenbaumstämmen gebildet, die mit üppiger Krone ihr dichtes Blätterdach von allen Seiten an der Decke zusammenwölbten; darunter schwebten wie im Fluge, mit weit ausgebreiteten Flügeln, seltsame, nie gesehene Vögel und bewegten sich im leisesten Luftzug schaukelnd auf und ab. Zierliche Kolibris in allen Farben des Regenbogens hingen gaukelnd an den Aesten und schienen mit langgespitztem Schnabel nach riesigen Faltern zu haschen, die sich auf schillernden Flügeln rings um sie her wiegten. Alles schien sich im blendenden Lichterglanz, den dazwischen aufgethürmte glitzernde Erzstufen tausendfältig brachen, lebendig durcheinander zu regen; Muscheln mit gewundenen Hörnern und perlendem Glanz summten leise jeden Schall zurück.

Einen Augenblick nur hatte er die Wimper geöffnet, und phantastisch wogte die bunte, traumhafte Welt vor seinem geschlossenen Auge fort. Doch den fremdartigen Dingen, die ihn umringten, zum Trotz richteten seine Gedanken sich nur auf Eines: auf die Stimme, die er vernommen. Hastig mit den Augen suchend, wendete er sich um, dann blieb er regungslos stehen und schaute wie verzaubert auf das lebendige Bild, das sich ihm darbot.

Das Licht schien von allen Seiten absichtlich auf dieß hinkonzentrirt, und übergoß mit blendender Strahlengarbe ein erhöhtes Ruhelager zwischen den Palmenstämmen, das dicht mit Zobel und prächtigen Pantherfellen überdeckt war. Darüber hob sich ein flatternder, meerfarbiger Baldachin und warf einen bläulichen Schimmer auf die Züge des Mädchens, das halb zurückgelehnt nachlässig unter ihm lag und mit tiefen, dunkeln Augen gerade in die seinigen hineinblickte. Sie regte sich nicht, nur die breite, malerisch über ihre Brust drapirte Purpurschärpe hob und senkte sich hastig und verrieth das ungestüme Leben der schönen Automatengestalt, und die schwarzen Augen funkelten in wunderbarem Gegensatz zu dem gelösten nordischblonden Haar, das über die halbentblößten Schultern herabfiel. Es konnte fast scheinen, als gehörten sie zu dem buntgefleckten Fell der Pantherkatze, auf das ihr weißer Arm sich stützte, so verzehrend heftete ihr Glanz sich auf den Jüngling, der noch immer wie festgebannt vor ihr stand und nur mit den großen blauen Augen athemlos sie umschloß.

Er dachte nicht, wer sie sei, wie sie hiehergekommen. Daß eine Welt außer diesem Gemache existirte, in der er bisher gelebt, hatte er vergessen — in diesen Augen allein lag das Räthsel seines Daseins gelöst; er mußte folgen, wenn sie ihn fortzogen; was sie begehrten, er konnte es nicht weigern, und mußte sterben, wenn er sie verlor.

Aber auch in den Zügen des Mädchens ging allmälig eine seltsame Veränderung vor. Leise flammte es auf ihrem bräunlichen Gesichte auf; dann umzog es glühend ihre Stirn und die rothen, eben geöffneten Lippen, an deren Rande blendende Zähne hervorlauschten. Einen Augenblick noch kämpften ihre Züge mit dem Drange, der sich ihrer bemächtigte, und dem Zwang der ihr auferlegten Komödie — dann hob sie blitzschnell den Kopf und richtete sich hoch empor. Aus dem Winkel rief die Alte ihr in fremder Sprache ein paar scharfklingende Worte zu, aber es überflog trotzig die Züge des Mädchens, und sie warf mit unmuthiger Stirnbewegung die langen Locken zurück. Nun kam die Alte an sie heran; ihr Gesicht blickte unruhig, und sie streckte fast flehend ihre Hände mit abwehrender Bewegung aus. Dabei sprach sie abermals leise, unverständliche Worte, die Jene schweigend anhörte. Als sie geendet, schüttelte das Mädchen stolz den Kopf und erwiederte mit fester Stimme: „Sei unbesorgt, ich bin Deine Tochter." Die Alte wollte einfallen, doch sie unterbrach sie und fügte schnell hinzu: „Doch ich bin es auch, wenn ich handeln will, wie ich will."

Sie betonte scharf das vorletzte Wort; die Andere brummte vor sich hin. Doch vermochte sie nicht den gebieterischen Blick auszuhalten, der sich flüchtig fest in ihre Augen richtete, und wich kopfschüttelnd langsam in die Ecke zurück.

Nun trat das Mädchen dicht an den staunend harrenden Jüngling heran. Sie war von wundersamer Schönheit und vollendetem Ebenmaß der Glieder; der wilde, hastige Glanz ihres Auges war verschwunden, und es ruhte fast mit sanfter Zärtlichkeit auf dem seinen. Jetzt war es ihm wieder wie in jenem Morgentraum, da er im Kahn an ihrer Seite saß; nur erschien ihm das Antlitz noch unendlich schöner, als die Sehnsucht es ihm heraufgezaubert, und noch tiefer durchbebte ihn die Stimme, als sie mit gedämpftem, doch ernstem Klange sprach: „Ich bin kein Meerweib und kein Zauberbild, wie meine Mutter es Dich glauben lassen möchte, Johannes von Waldheim. Du suchtest mich und ich suche Dich — wenn Du mich liebst, frage nicht weßhalb, eh' ich selbst es Dir sage."

Sie hielt inne, ihre Stimme zitterte; dann schlang sie mit hastiger Bewegung ihren Arm um seinen Nacken und fügte leise hinzu: „Wenn Du mich liebst — wie ich Dich liebe —"

Er hielt sie in seinen Armen; Erd' und Himmel, Vergangenheit und Zukunft versanken um ihn. Sie zog ihn auf den Platz zurück, den sie verlassen; er lehnte die Stirn in ihre Hände, und sie neigte die Wangen auf ihn herab, daß die goldenen Haare seine Schläfe umspielten. Sie sprachen nicht, ihre Augen ruhten in den seinen — in der Ecke hatte die Alte sich zusammengekauert und summte ein monotones Lied vor sich hin. Dazwischen heulte der Sturm um die Kathe und peitschte den Regen prasselnd an die Wände. Einen Augenblick blitzte eine hastige Erinnerung durch sein Gehirn — er fuhr verstört empor und überflog mit verwirrten Augen das rothe Gewand, das in dichten Falten von ihrer Schulter herab seine Brust umschmiegte — sie schaute ihn verwundert an; es mußte etwas Dämonisches in ihren Blicken liegen, denn er fühlte, daß alle Gedanken unter ihnen erloschen — tief aufathmend legte er sich bewußtlos in ihre Arme zurück und ihre Lippen schlossen sich mit verzehrendem Hauch auf die seinen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Abtei Villers.

Von

Joseph Moriz.

(Bild S. 545.)

Belgien ist noch reich an wohl erhaltenen und gutbevölkerten Klöstern. Mehrere derselben haben sich aber nicht mehr bis auf unsere Tage erhalten können, und war es namentlich die erste französische Revolution, die, wie in so vielen andern Ländern, auch dort für sie verhängnißvoll geworden ist. Auch von dem Kloster Villers sind nur die Ruinen, freilich theilweise noch wohl erhalten, vorhanden. Dasselbe lag in der tiefen Stille eines waldumkränzten Thales. Seine Ueberbleibsel legen Zeugniß ab von der reichen Architektur, in der Kloster und Kirche aufgeführt waren. Es ist noch massenhaftes Mauerwerk mit hohen Fenstern, vielfach verzierten Bogen, Kreuzgewölben u. s. w. zu sehen, an welches sich nun üppiges Schlinggewächs hinaufrankt und dasselbe an vielen Orten gänzlich überdeckt. Am Besten erhalten ist das Portal des Klosters mit der mittleren Eingangspforte. Auf den Mauern, die einst betende und singende Mönche beherbergt hatten, haben nun die befiederten Sänger des Waldes Wohnung genommen.

Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts kamen ein Dutzend Mönche in dieses Thal und fanden es wild und stille genug, um hier in tiefster Zurückgezogenheit ihr Leben mit Gebet zuzubringen. Mit eigener Hand bauten sie hier Gott zu Ehren eine Kapelle, die zugleich ihre ärmliche Wohnung war. Sie lebten von Wurzeln und Früchten, ein klarer Waldbach bot ihnen gesundes Getränke. Als gegen das Jahr 1147 der heilige Bernhard in Belgien das Kreuz predigte, besuchte er die frommen Brüder in ihrer Einsamkeit und gab ihnen seine Regel. Durch eine päpstliche Bulle wurde die Kolonie als klösterliche Korporation bestätigt. Die Mildthätigkeit des Volkes, die Freigebigkeit der Großen thaten das Uebrige, um die bescheidene Ansiedlung in eine reiche Abtei mit schöner Kirche, weitläufigen Klostergebäuden und mächtigen Besitzungen umzuwandeln. Bald wurde das Kloster Villers eines der bedeutendsten seiner Zeit. Sein Abt trug die Mitra und den Krummstab und den stolzen Titel: Kirchenfürst. In Mitte der Klostergebäude hatte er einen prächtigen Palast zu seiner Wohnung. Ein Geschichtschreiber, welcher im Jahr 1606 diese Abtei besuchte, ruft aus: „Villers ist der Stolz unseres Brabant, die Zuflucht der Religion, die Hochschule der Tugenden, eine glückliche Pflanzstätte des Benediktinerordens, ein blühender, gesegneter Fruchtbaum, den der heilige Bernhard eigenhändig nach Brabant verpflanzt hat."

Aber mitten in ihrem stillen Glück und ihrem üppigen Reichthum wurden die Mönche von Villers durch den Donner der französischen Revolution aufgeschreckt. Sie wurden aus dem Kloster vertrieben, dieses selber kam unter den Hammer, und was darin nicht niet- und nagelfest war, wurde von dem glücklichen Käufer zu Geld gemacht, so daß zuletzt nichts mehr übrig blieb als die kahlen Mauern, denen der Zahn der Zeit immer mehr zusetzt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 452:

Weiß.		Schwarz.
1) D. C 8 — D 8 †	. . .	1) K. B 6 — C 5. Am Besten.
2) L. A 5 — B 3 †	. . .	2) K. C 5 — B 4.
3) D. D 8 — A 5 Schach und Matt.		



Die Rettung der Wahnsinnigen. (S. 550.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von **W. Smith.**

(Fortsetzung.)

51. Aus den Flammen.

Fast acht Jahre waren verstrichen, seitdem der jüngere, ausgestoßene Sohn des Squire Proudfoot im Irrenhause des Doktor Smyles, sich befand. Wir haben bereits mitgetheilt, aus welchem Interesse er an die Anstalt gefesselt blieb und warum der Irrenarzt ihn behielt. Die Zeit spielt bei Wahnsinnigen, welche als unheilbar gelten, keine bedeutende Rolle; sie hatte zwar Aurora altern gemacht, aber sie war dem unglücklichen Wesen verflogen, ohne daß sie wußte, ob es acht Jahre oder acht Tage waren. Aurora Proudfoot befand sich nun bereits elf Jahre in Doktor Smyles' Anstalt und stand in ihrem neunundreißigsten Lebensjahre.

Jack mit der Laterne trug seinen Beinamen wieder mit der That; er benutzte, wenn er Abends und Nachts als Irrenwärter seine Umgänge machte, dieselbe kleine, alte Laterne, die er schon als Student getragen, aber er war nun ein nüchterner Mann, dessen Gelehrsamkeit, Erfahrung, Energie und Gutherzigkeit den unglücklichen Bewohnern von „Herzberuhigungshall" zu großem Segen gereichten. Mehr noch als der wackere Samson, aber stets im treuen Einverständniß mit diesem, war Jack beflissen, denjenigen Unglücklichen, welche in Folge der Selbstsucht, Rache oder irgend einer schlechten Leidenschaft ihrer Verwandten und der ärztlichen Bestechlichkeit mit gesundem Verstande als wahnsinnig in die Anstalt gesperrt worden, rauhe Behandlung zu ersparen, und die Eingeschlossenen liebten ihn wie Keinen außer ihm, während der Arzt von Allen ohne Ausnahme gehaßt und verwünscht ward.

Jack kam, der Regel nach, mit den weiblichen Irren in keine Berührung, er hatte es indeß während der Abwesenheit des Arztes mehrmals möglich gemacht, im Freien in Aurora's Nähe zu kommen; doch mußte er sich genau überzeugen, daß seine arme Schwester vollkommen irrsinnig war, und er gab in Folge dieser Wahrnehmung jeden Versuch auf, sich ihr verständlich zu machen.

Der nie rastende Doktor Smyles schleppte immer neue Opfer herbei — es war die höchste Blütezeit der englischen Privatirrenanstalten — und mehr und mehr erkannte Jack mit Schaudern, daß Smyles nie skrupulös war, ganz gesunde Menschen durch Grausamkeit um ihren Verstand zu bringen, wenn sie Gewinn eintrugen. Eines Tages kehrte Doktor Smyles aus Schottland mit einem reichen Landedelmann, der wahnsinnig sein sollte, zurück, und fast gleichzeitig ward ihm von London ein Patient dritter Klasse zugebracht. Zufällig war für den Letzteren keine Zelle eingerichtet, der Abend brach bereits an, und der Irrenarzt war von der strapaziösen Reise sehr ermüdet. Er verordnete daher selbst, den aus London gekommenen Wahnsinnigen für die erste Nacht in einem provisorischen Verließ unterzubringen, welches sich in dem von Smyles und dessen Gattin bewohnten Flügel befand.

Jack erinnerte sich dunkel, das Gesicht des neuen Ankömmlings schon gesehen zu haben; es war ein plumper, rohaussehender Mann mit blutunterlaufenen Augen, wulstigen Lippen und geschwärzten Zähnen, augenscheinlich aus niederer Klasse. Jack revidirte, bevor er sich zum Schlafen niederlegte, die seiner Aufsicht unterworfenen Zellen und auch den Raum, in welchem der neue Ankömmling aus London untergebracht war. Er hörte grunzende, gurgelnde Laute aus diesem Gemache hervordringen, schloß auf und sah den Menschen am Fensterriegel hängen; er hatte sich an seinem Halstuche aufgeknüpft, war aber noch lebend und ward von Jack sofort abgeschnitten. Bei dieser Gelegenheit stieß der heruntergleitende Wahn-

sinnige Jack's Laterne um und das in derselben befindliche Licht verlöschte. Jack zog ein Büchschen Streichhölzer aus der Tasche, zündete das Licht wieder an, ließ indeß, weil er ganz mit dem Patienten beschäftigt war, seine Streichhölzer aus Versehen am Boden stehen.

„O Weib, Weib, laß mich heraus!" schrie der Wahnsinnige, als er wieder sprechen konnte. „Ich will, hol' mich dieser und jener, nie wieder Hand an Dich legen. Ich will Dich auf den Händen tragen, so wahr ich Dan Underdun heiße! Laß mich heraus! Laß mich heraus, Schlange verdammte! Ich habe Hunger — der Bauch thut mir weh vor Hunger! Gib mir zu essen, Weib! Wozu hast Du den schönen Pudding, wenn nicht für mich?" Jack wußte nun, mit wem er zu thun hatte; er erinnerte sich, oft in früheren Tagen diesen Mann mit dem Pfeifenstummel im Munde, an der Ladenthür der Frau Underdun lehnend, gesehen zu haben. Das Delirium tremens hatte den rohen Gesellen so weit gebracht, daß der unglücklichen, tyrannisirten Frau nichts übrig geblieben war, als ihn in die Haft einer Irrenanstalt zu geben. Jack redete ihn so sanft wie möglich an und versprach, seinen Hunger zu befriedigen. In Zeit von wenigen Minuten holte er ein Stück Brod und einen Napf voll Hafergrütze herbei — Beides verschlang Underdun mit thierischer Begier. Dann schüttelte ihm Jack sein Strohlager auf und suchte ihn zu überreden, sich zum Schlafen niederzulegen.

Während Underdun seinen Brei schlürfte, blinkte er mit den Augen über den Napf hinaus und bemerkte das Streichholzbüchschen, welches Jack hatte stehen lassen, leise hob er es auf und steckte es zu sich, während Jack noch mit seinem Lager beschäftigt war. Kaum hatte dieser sich entfernt und die Thür hinter sich verschlossen, so sprang Underdun, mit der Tücke einer Bestie im Blicke, vom Lager auf und lief grinsend in der fast ganz dunklen Zelle hin und her. „Euch will ich aber einen Streich spielen, daß ihr an den Underdun denken sollt!" knurrte er. „Euch will ich die Tabakspfeife anstecken, daß euch der Qualm um die Nase ziehen soll!" Er lachte wahnsinnig in sich hinein, und ohne überlegen zu können, daß er sein eigenes Leben gefährde, zündete er mittelst der zurückgelassenen Streichhölzchen das in seinem Gemache befindliche Stroh an. Die Flammen umringten ihn alsbald und warfen ihn betäubt zu Boden. Das Holzwerk des Gemachs fing Feuer, dieß züngelte weiter und weiter ...

Jack war kaum eingeschlummert, da riß ihn eine innere Unruhe empor, es roch ihm wie Rauch, es war ihm wie dumpfes Geschrei vor den Ohren. Die Augen öffnend, bemerkte er einen flackernden Schein an den Wänden seines Zimmers. Deutlich hörte er Schreien, Jammern, Prasseln ..., mit einem Satz war er aus dem Bett und an's Fenster — die Irrenanstalt stand in hellen Flammen! Er konnte an den vergitterten Fenstern die dunklen Umrisse der eingeschlossenen Irren sehen, Gestalten in allen Stellungen der Verzweiflung, des Entsetzens, der Wuth oder rasenden Freude.

Der Erschrockene konnte sich mit einem Male den Zustand aller Bewohner der Anstalt vergegenwärtigen, zuerst aber dachte er doch an diejenige Person, deren Schicksal er seit Jahren bewacht hatte, an seine Schwester Aurora. In wenigen Minuten war Jack in seinen Kleidern die Treppe hinab, die bereits Feuer gefangen hatte. Ringsum ein Flammenmeer. Die Irrenanstalt war großentheils ein altes Gebäude mit vielem Holzwerk. Nur für die schwersten Gefangenen waren in den Parterreräumen Steinzellen angelegt und es war ein seltsamer Umstand, daß gerade die schlimmsten und gefährlichsten Individuen gerettet hervorstürzten. Ehe nämlich Jack das Feuer bemerkte, war Samson in Thätigkeit. Er eilte mit seinen Schlüsseln da, wo er noch ankommen konnte, von Zelle zu Zelle und öffnete die Thüren, und die Irren sprangen größtentheils unbekleidet heraus; aber ein großer Theil derselben kam rettungslos in den Flammen um.

Jack sah den Flügel, in welchem die Frauen aufbewahrt wurden, bereits in hellem Feuer. Die Treppen waren in Brand. Er eilte in den Garten, um das Fenster der Zelle Aurora's zu erreichen. Hier sah er die Unglückliche hinter dem eisernen Gitter stehen. Sie hielt ihre Puppe durch die Stäbe und schrie: „Hülfe, Rettung für mein Kind!" Jack nahm eine große Leiter, die sich im Garten befand, lehnte sie an das betreffende Fenster und stieg mit einem eisernen Senkpfahle empor. Mit einer raschen Kraftanstrengung hob er das Fenstergitter aus dem morschen Gemäuer und riß es herab. „Rettet mein Kind, dann will ich gern sterben!" kreischte Aurora. Jack nahm, um sie zu beruhigen, die Puppe in Empfang und verbarg sie an seiner Brust, dann aber schwang er sich auf's Gesims und umfaßte mit kräftigem Arme die leichte Gestalt seiner Schwester, trat mit dieser Bürde vorsichtig auf die Leiter zurück und stieg langsam herab. Er hatte noch nicht den Boden erreicht, da stürzte ein durch das Losreißen des Gitters gelockerter Stein herab und streifte den Kopf Aurora's, so daß diese in Jack's Armen ohnmächtig ward. Langsam ließ er die Bewußtlose auf ein Blumenbeet niedergleiten. Im nächsten Augenblicke stürzte ein Theil des Hauses prasselnd in sich zusammen und begrub die Irren, welche sich nicht bereits im Freien befanden, unter seinen Trümmern.

Bis jetzt war noch kein einziger Mensch zur Hülfe erschienen. Die Irrenanstalt lag isolirt, und es war spät in der Nacht. Zudem war Doktor Smyles in weiterer Umgebung allgemein verhaßt, und Mancher, welcher endlich den Brand bemerken und seine Oertlichkeit erkennen mochte, zögerte vielleicht, dem geldgierigen „Menschenquäler" zu Hülfe zu kommen. Jack überließ auf einige Augenblicke seine Schwester sich selbst und stürzte nach dem Hofe, um nach den andern Wärtern zu sehen. Mitten unter schreienden und tanzenden Wahnsinnigen, welche sich der Vernichtung ihres Gefängnisses freuten, bemerkte er Samson und rief ihn. Dieser war erfreut, Jack unter den Geretteten zu wissen. „Wo sind die anderen Wärter, wo ist der Doktor?" fragte Jack. — „Was weiß ich! Ich denke, sie sind Alle verbrannt oder entwischt. Du siehst, Kamerad, es ist nichts mehr zu machen. Es mögen Fünfzig unter den flammenden Trümmern schmoren. Was den Doktor und sein Weib anlangt, so mag die Nemesis sie ereilt haben. Um die Anderen ist mir's leid, den Kutscher ausgenommen, denn dieser war gegen die Unglücklichen die niederträchtigste Bestie unter der Sonne." — „So hilf mir, Bruder! Ich habe meine — die weiße Lady gerettet!" — „Wie? Du hast ein Wunder möglich gemacht? Wo ist sie denn?" — „Sie liegt im Garten bewußtlos, von einem herabfallenden Steine getroffen. Wenn wir sie nicht rasch unter Obdach und ärztliche Pflege bringen, ist sie verloren." — „Halt, Freund, ich weiß Rath! Des Doktors Brougham steht dort im Durchgang, und der Pferdestall ist unversehrt, wie Du siehst. Ich will rasch anspannen. So viel verstehe ich vom Fahren, um bis zum ‚schwarzen Hirsch' nach Wynside kommen zu können." Beide machten sich an's Werk, und der Wagen stand binnen sechs Minuten fertig zur Abfahrt. Sie trugen rasch die Bewußtlose herbei und hoben sie sanft in den Wagen.

Mit einem Male entstand unter den freigelassenen Irren, welche in ihren flatternden Nachtgewändern, theils ganz nackt und in Schlafdecken gehüllt, gleich Gespenstern im Kreise herumtanzten oder wie Thiere auf allen Vieren krochen, eine befremdende Bewegung: sie bemerkten vor dem Thore der Anstalt den angespannten Wagen und liefen darauf zu. „Rasch hinein, wenn wir nicht mit diesen Bestien in Kollision kommen wollen!" flüsterte Samson, nach den Zügeln greifend. „Sie glauben, der Doktor ist im Wagen und würden ihn zerreißen, wenn er's wäre. Hörst Du sie ‚Rache' schreien? Jeder Verzug bringt Gefahr — vorwärts!" — Jack war bereits im Wagen und nahm den Oberkörper seiner Schwester in seine Arme, an seine Brust. Die Rosse griffen aus und flogen im schärfsten Trabe davon, und hinter dem Wagen her tobte mit wildem Geheul eine Schaar Wahnsinniger durch die Nacht; einige stürzten, andere verfehlten den Weg und verloren sich in Feldern und Gebüsch. Die übriggebliebenen Verfolger behielten die Richtung des Wagens in den Augen und liefen auf diese Weise ihren Häschern in die Hände, denn in Wynside wurden sie von Bauern und Konstabler ergriffen und gesichert.

Unterwegs begegneten dem Wagen mehrere Leute: auch eine Spritze polterte auf dem Landwege hin. Samson gab die Oertlichkeit des Feuers an und trieb weiter. In einer guten halben Stunde war das bescheidene Dorfwirthshaus zum „schwarzen Hirsch" erreicht. Hier war — drei Uhr Morgens — bereits Alles auf den Beinen, denn der von der Feuersbrunst geröthete Himmel und

die Nachricht, es brenne ein Haus voll wahnsiniger Menschen, hatte Entsetzen verbreitet.

Die freundliche Hauswirthin eilte sogleich mit ihrer Magd zur Hülfe der ohnmächtigen Aurora herbei. Gerade diese Frau erkannte in der Bewußtlosen die Wahnsinnige wieder, welche vor einer Reihe von Jahren, zu ihrem innigsten Mitleid, am schwarzen Hirsch vorüber nach der Anstalt geschleppt worden war, und dieser Umstand verdoppelte ihren Eifer.

Aurora ward in das beste Gastzimmerchen gebracht, entkleidet und sanft in ein Bett gelegt. Die Wirthin selbst wusch ihr das Blut vom Kopfe und Angesicht, applizirte einen dünnen Leinenverband auf die Wunde und darüber kalte Umschläge und flößte der Kranken etwas Thee ein. Bald darauf kam der herbeigeholte Landarzt, erklärte die Kopfwunde als nicht lebensgefährlich, sah aber, daß der bedeutende Blutverlust großen Einfluß gehabt, verordnete eine Arznei und absolute Ruhe. Die Kranke versank, nach kurzem Erwachen, mit ihrer Puppe im Arme in tiefen Schlaf.

Jetzt hielt es der Arzt an der Zeit, mit einem inzwischen eingetroffenen Polizeioffizier und mehreren Subalternen nach dem Schauplatze des Unglücks zu eilen und forderte den Irrenwärter Samson auf, ihnen zu folgen, um die nöthigen Fingerzeige zu geben und die Leichen zu rekognosziren. Samson wollte Jack mit der Laterne bestimmen, mitzugehen, doch dieser weigerte sich beharrlich, sich von der Thür zu entfernen, die zu Aurora's Schlafgemach führte. „Dahinter steckt ein Geheimniß, Kamerad," sagte Samson. „Du mußt ein besonderes Interesse für die weiße Lady haben, weil Du gerade diese gerettet hast und ihr Leben bewachst, als wäre sie Deine Geliebte oder Deine Schwester." — Jack lächelte wehmüthig bei dieser Andeutung und stellte weitere Eröffnungen in Aussicht, wenn Samson zurückkehre.

Mit demselben Wagen, welcher die weiße Lady nach dem Wirthshause gebracht, sausten die Beamten, von Samson gefahren, nach der Brandstätte. Der Morgen graute bereits. Je näher sie der Feuerstelle kamen, desto gewisser wurden sie, daß an Rettung nicht mehr zu denken sei; es begegneten ihnen zurückkehrende Leute, welche aussagten, daß „Alles nieder" sei. Der Dorfvorsteher von Wynside geleitete auf einem Karren fünf zitternde Wahnsinnige, welche nahe an der Brandstätte im Gebüsch gekauert hatten. Von der ganzen Anstalt ragte nur noch einiges Gemäuer aus dem wüsten, rauchenden Trümmerhaufen. Eine Anzahl von Leichen, nur theilweise verbrannt, war von Trümmern halb bedeckt; sie gehörten den Wahnsinnigen an, die sich hatten retten wollen und von herabstürzenden Dächern und Mauern erschlagen worden waren.

Mit Anbruch des Tages erschienen eine Menge Landleute, welche den Schutt durchwühlten und die Verbrannten bloßlegten. Viele davon waren zu unförmlichen Massen gebrannt, Manche bis auf einige verbrannte Knochen reduzirt. Seltsamer Weise waren Doktor Smyles und seine Frau vom Feuer ganz unbeschädigt geblieben und nur verschüttet worden, so daß ihre Leichname genau zu erkennen waren. Nach mehrstündiger Arbeit zeigte sich die erschütterndste Szene, welche unter ähnlichen Umständen gedacht werden kann: sechzig Leichname, meist furchtbar entstellt, lagen in dreifacher Reihe im Garten der vernichteten Irrenanstalt, und die, welche sie hervorgezogen hatten, standen, auf ihre Werkzeuge gelehnt, darum her. Alle diese Unglücklichen, welche zum Theil herzlos, tückisch und betrügerisch der Freiheit und dem Glücke des Lebens entrissen worden waren, wurden, nachdem sie, so weit möglich, rekognoszirt worden waren, auf dem Friedhofe der ehemaligen Irrenanstalt begraben, und dieß war der letzte Akt, welcher an die Existenz dieses schändlichen Etablissements erinnerte.

52. Neue Hoffnung.

Im Grauen des Morgens war Jack, von Aufregung und Anstrengung überwältigt, auf einem Bett im Gemache neben dem seiner Schwester sanft eingeschlafen. Als er erwachte, schien die helle Junisonne durch sein Fenster, und von fern her hörte er Glocken klingen. Er erinnerte sich, daß es Sonntag war, und daß die Glocken zur Kirche riefen ... Sonntag in ländlicher, lieblicher Stille, mitten in Gottes freier Natur, umgeben von Blumen und frischem Grün, das ist eine köstliche Zeit, und Jack fühlte sich von längst vergessenen Empfindungen durchweht. Seit vielen Jahren hatte er nicht mehr gewußt, was Sonntag ist. Selbst während seines Aufenthalts in „Herzberuhigungshall" war der Sonntag nur durch Vorlesen eines Sermons in einem saalartigen Raume, der zu anderer Zeit den Spielen und der Konversation der Irren diente, traurig markirt worden. Jack trat an das geöffnete Fenster, die liebliche Sommerluft, duftend und erquickend, strömte ihm entgegen. Das kleine Dorf, von Gärten umgeben, breitete sich malerisch und idyllisch vor seinen Blicken aus. In einiger Entfernung ragte die altersgraue, pittoreske Kirche am Fuße einiger grünen Hügel empor. Das vergoldete Kreuz auf der Thurmspitze funkelte im Abglanz eines tiefblauen Himmels, gegen welchen das sanfte Lichtgrün der Hügel reizend abstach. Der melodische Klang der Glocken wiegte sich auf den Luftwellen und zog über das ganze weite Thal hin. Jack erinnerte sich an die Tage der Jugend, welche er glücklich zu Ashbrookhall verlebte. Er erinnerte sich an das, was seine Mutter oder die Wärterin Kezia zu ihm sagte, wenn die Glocken klangen: „Hört ihr, was die Glocken euch zurufen, Kinder? Kommet zur Kirche und seid gut!" Seine Augen füllten sich mit Thränen, aber es waren Thränen anderer Art, als die, welche er einst in London weinte, als er bei Mr. Curt in Short's Gardens Nachts am Fenster stand; er war nun ein anderer Mensch geworden und wußte, daß er keinen Rückfall in die alte Unmoralität haben werde. Das Irrenhaus mit all' seinen Schrecknissen war ihm eine Besserungsanstalt geworden, und Aurora war unbewußt der Engel, der ihn rettete. Jetzt, wo er diesen Engel selbst gerettet und wenige Schritte entfernt unter seiner Obhut wußte, empfand er ein unbeschreibliches Glück in dem Gedanken, daß Aurora den düstern Gefängnißmauern entrissen sei, und in der Hoffnung, daß es möglich werde, sie vor der Wiedereinsperrung in ein ähnliches Haus zu bewahren.

Unwillkürlich faltete er die Hände und richtete seinen Blick nach der blauen Höhe, als wolle er von da oben Rettung und eine heitere Zukunft erflehen. Nicht vergeblich sollten die Glocken ihn gerufen haben, er wollte zur Kirche gehen und Gott sein Herz vertrauen. Als er sein Gemach verließ, trat ihm die Wirthin entgegen, die aus Aurora's Zimmer kam. Sein Auge richtete sich fragend auf ihr Antlitz. „Alles gut, Sir!" sagte die Wirthin. „Die Kranke ist aufgewacht, während Ihr schlieft, und hat zu trinken verlangt, aber keine Spur von Verstörung gezeigt, Sir. Im Gegentheil, sie hat ein gutes Zeichen der Vernunft gegeben, Sir, und das kann unsereins, die selber Mutter gewesen, am Besten beurtheilen. Mr. Samson, Sir, vom Irrenhause, das nun Gott sei Dank nicht mehr existirt, erzählte mir heute Nacht, daß der Wahnsinn der Lady mit dem Verluste eines Kindes zusammenhänge, und daß sie nie von der Puppe gelassen habe, die sie für ihr eigenes, lebendes Kind halte. O Sir, es geht nichts über Mutterschmerz und Mutterglück, und ich kann mir wohl denken, daß eine Mutter, der ihr Kind genommen wird, den Verstand verliert. Aber nun hört weiter, Sir! Kaum schlug die Patientin die Augen auf, so fielen sie auf die Puppe, die noch an ihrer Brust lag. ‚Was ist dieß für ein häßlich Ding?' fragte sie verwundert und zog die Stirne kraus. Die Wärterin wollte schwatzen von Herzberuhigungshall und dergleichen, ich aber schob sie bei Seite, nahm flugs die Puppe weg und warf sie in die Ecke. ‚O Mylady, reiner Zufall!' antwortete ich ihr. ‚Verzeihen Sie! Mein kleines Mädchen spielte vorhin an Ihrem Bette, während Sie schliefen, und vergaß ihr Spielzeug mitzunehmen.' Die Kranke nahm nicht die geringste Notiz mehr von der Puppe. ‚Fühlen Sie sich besser, Mylady?' fragte ich. — ‚Ich bin bloß müde,' erwiederte sie, und ich bat sie, noch bis zum Frühstück weiter zu schlummern. Sie schläft jetzt wieder fest und ruhig. Geht zum Frühstück, Sir, und stört sie nicht!" — „Gewiß nicht, meine gute Frau Wirthin, aber sehen muß ich sie." — Auf den Zehen schleichend begab sich Jack an's Bett der Schlummernden; sie lag mit gefalteten Händen, in ihrem Gesicht bekundete sich der tiefste innere Friede; ein sanftes Lächeln umspielte ihren Mund. Ein rosiger Hauch färbte ihre sonst so bleichen Wangen. Jack stand einige Minuten in ihren Anblick verloren, regungslos, mit verhaltenem Athem. Seine Lippen nur bewegten sich lautlos, wie schwer es ihm auch ward, die mächtige Bewegung seiner Seele zu beherrschen. Dann ging er leise, wie

er gekommen, hinaus, nahm eine kleine Erfrischung zu sich und schlug den Weg zur Kirche ein.

Als er in die Kirche eintrat und die vollen Töne der Orgel ihm entgegen schwollen, ward sein ganzer Körper durchschauert, und alles Blut wich aus seinem Gesicht. Die Heiligkeit dieses Augenblicks ergriff so mächtig seine Nerven, daß er nahe daran war, bewußtlos umzusinken. Er hielt sich an der Lehne einer Bank fest und rang nach Fassung, und ein Engel gab sie ihm: der Engel aufrichtiger Reue. Der Text der Predigt: „Es ist mehr Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte u. s. w.“, entsprach seiner Stimmung. Er betete mit Thränen und tiefem Reueschmerz, und als er das Gotteshaus verließ, wußte er, daß ihm seine Sünden vergeben waren.

Ehe er noch den schwarzen Hirsch wieder erreichte, traf er auf den zurückgekehrten Samson, der ihm eine entsetzliche Schilderung des Anblicks der Trümmerstätte und der Leichen darbot. Dann kam er auf die „weiße Lady“ zu sprechen und meinte, Jack solle, als der Feder besser gewachsen, an den Advokaten Wylie Oldacre in London, der alle Ausgaben für die Wahnsinnige bestritten habe, schreiben und bei ihm anfragen: was nun weiter mit der „weißen Lady“ geschehen solle. „Darüber habe ich die Befehle dieses Mannes nicht einzuholen,“ erklärte Jack entschieden. „Ich stehe dieser Dame näher und habe ein größeres Recht an sie als irgend ein Anderer — unter gewissen Umständen selbst ihr Erzeuger nicht ausgenommen. Wenn die Nacht der Geisteszerrüttung sie ewig umfangen sollte — und ich hoffe doch zu meinem allgütigen Gotte das Gegentheil! — so wird allem Vermuthen nach mir, nachdem mein Bruder gestorben, Niemand den vollen Besitz meines Verstandes bestreiten; ich allein werde also die Garantie für die sichere Bewahrung meiner Schwester — nun, das Wort ist einmal heraus! Wohlan, ich will es nicht zurücknehmen! Ja, Samson, die weiße Lady, wie Du sie nennst, ist meine gute, theure Schwester Aurora, und ich bin der einst so tief gesunkene, aber nun gebesserte Sohn meines Vaters. Das Weitere möge Gottes weise Hand richten!“

Beide gingen in's Haus, wo die Wirthin ihnen meldete, daß die Kranke erwacht sei und sich so ruhig und vernünftig verhalte wie sie selbst. Der Arzt sei eben bei ihr. Jack frohlockte und konnte kaum erwarten, bis der Arzt erschien, damit er ihn frage, ob er sich der Kranken zu erkennen geben dürfe. Endlich trat dieser aus dem Gemache und erklärte zu Jack's größtem Schmerze, unter drei Tagen dürfe er nicht daran denken, die Patientin zu sprechen, denn sie sei sehr schwach, und die leiseste Aufregung könne den gefährlichsten Rückfall erzeugen. Nicht ihr Leben, sondern ihr geistiges Wohl hänge an einem Faden. Unter hundert ähnlichen Fällen hätten achtundneunzig einen unglücklichen Ausgang, wenn die feinste Nerventhätigkeit, die so lange geruht habe, plötzlich auf den höchsten Gipfel geschraubt werde. Die Kranke habe die größte Furcht vor dem Wiedererscheinen des Irrenarztes Smyles an den Tag gelegt und erst dann Beruhigung gefaßt, als er ihr betheuert habe, nie werde sie das Antlitz dieses Mannes wiedersehen und nie wider ihren Wunsch und Willen an einen anderen Ort gebracht werden. Wenn nun Jack plötzlich vor ihre Augen trete, den sie in der Irrenanstalt gesehen, könne die Besorgniß, er komme als Wärter, um sie wieder unter Verschluß zu bringen, einen solchen Schrecken in ihrem Herzen hervorrufen, daß die kaum leise anklingende Saite des klaren Bewußtseins jäh und für immer zerspringe. Also müsse Aurora unter Frauenpflege vorerst erstarken.

Jack war zwar abweichender Ansicht, fügte sich indeß aus Vorsicht und bedang sich nur aus, in unmittelbarer Nähe der Genesenden zu bleiben. Was aber inzwischen beginnen? Er sah ein, daß zunächst Geldmittel nöthig waren, um nicht allein die Pflege seiner Schwester zu bestreiten, sondern auch die Kosten einer Reise zu besitzen. Er selbst führte kaum noch zehn Schillinge bei sich. Samson schlug sich in's Mittel. Als erster Wärter von Herzberuhigungshall hatte er gewissermaßen eine offizielle Befugniß, sich um das Geschick der aus den Flammen geretteten Irren weiter zu bekümmern; er erklärte sich demnach bereit, sogleich nach London zu eilen, dem juristischen Bevollmächtigten des Squire Proudfoot die Sachlage vorzutragen und sich die Kosten des weiteren Unterhalts Aurora's auszubitten. Dieß geschah. Samson kehrte aber nicht allein zurück, sondern mit ihm kam der Advokat Wylie Oldacre selbst. Er musterte Jack vermittelst seiner großen Brille etwas verdächtig, schien indeß mit dem Resultat dieser Musterung zufrieden zu sein, denn er ward freundlich und ersuchte Jack mit dem Ausdruck von Achtung, ihm behufs einer Konferenz in ein besonderes Zimmer zu folgen. Nachdem Beide allein waren, begann der alte Rechtsgelehrte: „Ich kenne Ihre Geschichte, Mr. John, und was ich hörte und sehe, überzeugt mich, daß ein schweres Schicksal Sie in eine veränderte, für Ihre eigene Gesundheit günstige Bahn geführt hat. Der Squire, Ihr Herr Vater, wird sicher hierüber Freude empfinden, und dieß um so mehr, als Sie der Einzige sind, der sich ein Verdienst um die Erhaltung des Lebens seiner Schwester erworben hat. Glauben Sie mir, Mr. John, der alte Herr bedarf der Freude sehr, denn er steht mutterseelenallein, wie ein Stamm, von welchem der Sturm alle Aeste heruntergebrochen. Sie haben wohl gehört, daß Ihr älterer Bruder durch ein Malheur auf der Jagd umgekommen. Ich weiß, daß sie feindliche Brüder waren, aber der Tod versöhnt, Mr. John. Squire Proudfoot hatte aber noch einen Enkel, einen prächtigen, indeß kränkelnden Knaben. Um ihn zu erhalten und seine Brust zu kräftigen, reiste der Großvater mit seinem Enkel nach dem Kontinente und suchte südlichere Gegenden auf. Der Himmel wollte es indeß anders haben. Mr. Herbert starb in Nizza. Dieß war vor einem halben Jahre. Tief gebeugt kehrte der alte Herr nach England zurück und haust auf seinem reichen Besitzthum wie ein Einsiedler. Ich habe heute, nachdem der Wärter Samson mir Mittheilungen gemacht, sofort nach Ashbrookhall geschrieben, daß Miß Aurora gerettet sei, denn der Schreck über den neuen Schicksalsschlag könnte den alten Mann tödten, wenn er durch Zufall oder aus den Zeitungen erführe, Herzberuhigungshall sei mit der Mehrzahl seiner Bewohner ein Raub der Flammen geworden. Sie haben also, wie Sie sehen, gute Chancen, Mr. John, und es hängt jetzt Alles vom Verlaufe der Krankheit Ihrer Schwester ab, die meiner speziellen Aufsicht anheimgegeben ist. Verfahren Sie mit aller Vorsicht! Ich werde hier bleiben, bis sich herausgestellt hat, ob wir ferner eine Wahnsinnige zu versorgen, oder eine geistig Genesene zu beglückwünschen haben.“

Noch an demselben Tage erhielt Jack vom Arzt die Erlaubniß, bei seiner Schwester einzutreten.

(Schluß folgt.)

Rösselsprung.

im=	ist	en=	ge	mit	en	äf=	bis
le	lan=	mer	schein=	das	dich	dem	en=
leicht	ben	den=	de	streck=	de	du	fen
gang	dann	bar	zü=	fang	daß	ne	an=
e=	ge	du	nicht	eh=	tel=	an=	das
en	aus=	te	tref=	den	haft	sang	reicht
tod=	nicht	eh=	ge=	win=	er=	ziel	den
ne	eck=	sen	was	wirst	fun=	ist	auch

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein. № 47. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Ein unglücklicher Dichter.

Torquato Tasso.

Von

H. Bauer.

(Bilder S. 553 u. 556.)

Durchwandern wir die Biographieen der Dichter, so finden wir bei mehr als einer und oft gerade bei denen der begabtesten einen tragischen Inhalt, fast als ob die göttliche Gabe der Poesie bloß im Schmerz gedeihen könnte, oder als ob die Bevorzugten von anderer Seite daran erinnert werden sollten, daß sie Menschen seien. Unter diesen vom Schicksale hartnäckig Verfolgten nimmt Torquato Tasso, der unsterbliche Sänger des befreiten Jerusalems, eine hervorragende Stelle ein, dessen lorbeergekröntes Bild nach seiner Todtenmaske diese Blätter schmücken soll; freilich umgab der Lorbeerkranz des Dichters erst die Schläfe seiner Leiche, während des Lebens schien für sein Haupt bloß die Dornenkrone bestimmt zu sein. Es kann zwar nicht geleugnet werden, daß an den ihn treffenden Unglücksschlägen Tasso selbst große Schuld trägt, aber



Die Tassoeiche im Garten des Klosters San Onofrio bei Rom. Von Bar.

andererseits darf man nicht vergessen, daß durch sein ganzes Leben sich eine tiefe Melancholie, eine krankhafte Seelenstimmung zieht, welche ihn für seine Handlungen nicht immer ganz verantwortlich erscheinen lassen, wie schon von seinen Zeitgenossen zugegeben wurde. Torquato Tassó war der Sohn des aus edlem Hause stammenden Leonardo Tasso, Sekretärs des Fürsten Sanseverino von Salerno. In Sorrent erblickte der künftige Dichter im Jahre 1544 am 11. März das Licht der Welt und erhielt seinen ersten Unterricht im Jesuitenkollegium zu Neapel, wo er sich mit seiner Mutter aufhielt, so lange sein Vater mit seinem Fürsten, von der Ungnade Kaiser Karl's V. betroffen, die Heimat meiden mußte. 1560 bezog er die Universität Padua, wo er Theologie, Jurisprudenz und Philosophie, drei damals noch eng verschmolzene Wissenschaften, studirte und im Jahre 1562 das Gedicht „Rinaldo" verfaßte. Im folgenden Jahre begann er zu Parma sein größtes Werk, das befreite Jerusalem, welchem er damals den Titel „Gottfried" gab. Das Jahr 1565 war für sein ganzes ferneres Schicksal verhängnißvoll, indem er nach einem sehr unsteten Leben damals als Edelmann in den Hof des Kardinals Ludwig von Este aufgenommen wurde. Der Kardinal war der Bruder des Herzogs Ludwig von Este, welcher, wie er selbst, in Ferrara residirte, so daß Tasso Gelegenheit bekam, auch den Herzog und dessen zwei Schwestern, Lukrezia und Leonore, kennen zu lernen, von welchen die Letztere einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Diesen Gefühlen gab er in mehreren Sonetten Ausdruck, welche er scheinbar einer Hofdame, Leonore San Vitale, widmete. Am Hofe des Herzogs war er sehr beliebt und konnte sich mit dem Gegenstand seiner Wünsche täglich unterhalten, und als er 1572 nach dem Tode des Kardinals an den Hof des Herzogs selbst aufgenommen wurde, schien ihm ein ungetrübtes Glück lächeln zu wollen. Allein damals — nach dem schnellen Tode seines Vaters — verfiel er schon von Zeit zu Zeit in jene trübe Stimmung, welche der Vorbote seiner späteren Schwermuth war. In einer solchen Anwandlung geschah es, daß er 1577 in den fürstlichen Zimmern gegen einen Hofkavalier, von dem er sich beleidigt glaubte, den Degen zog; die Folge davon war, daß er Arrest erhielt. Niemanden wird diese Maßregel zu hart oder gar ungerecht erscheinen, allein auf des unglücklichen Dichters kranke Einbildungskraft machte die Entziehung der Freiheit einen erschütternden Eindruck; er glaubte sich von Allen, die er geliebt, verrathen und hielt sich stets in Gefahr, vergiftet zu werden, so daß er kaum zu bewegen war, Speise zu sich zu nehmen. Diese bedenklichen Symptome bewogen den Herzog, ihn unter Begleitung den Aufenthalt wechseln zu lassen, und als auch das nichts half, ihn der Pflege der Franziskaner in Ferrara zu übergeben. Hiemit erreichte man aber das gerade Gegentheil von dem, was man bezweckt hatte; Tasso glaubte durch seine Abführung in's Kloster alle seine Befürchtungen bestätigt und entfloh heimlich, um unter dem Namen Omero Fuggiguerra (d. h. Homer, der vor dem Streite flieht) zuerst mit Vermeidung der belebten Straßen in der Umgegend von Turin umherzuirren. Von allen Hülfsmitteln entblößt, begab er sich von hier aus in's Königreich Neapel, wo in Sorrent eine verwittwete Schwester von ihm wohnte. Bei dieser fand er sich als Landmann gekleidet ein und gab sich für einen von ihrem Bruder an sie geschickten Boten aus. Diese Zurückhaltung ist für seinen Seelenzustand bezeichnend; erst als die Schwester, von der rührenden Schilderung, die er ihr von den Leiden des fernen Bruders machte, tief ergriffen, ohnmächtig zu werden drohte, gab er sich, überzeugt, hier ein liebevolles Herz gefunden zu haben, zu erkennen. Aber nicht lange duldete es den unruhigen Geist unter dem schwesterlichen Dache, wenige Monate nach seiner Ankunft ergriff er den Wanderstab wieder, um durch Italien zu pilgern und zuletzt in Rom einen längern Aufenthalt zu nehmen. Doch bald konnte er sich über den Grund seiner Unruhe nicht mehr täuschen; das Bild der schönen Leonore zog sein Herz nach Ferrara zurück, und wirklich erhielt er durch Vermittlung die Erlaubniß, an den dortigen Hof zurückkehren zu dürfen. Damit war sein Unglück besiegelt: an dem Orte, wo er sich früher schon so hart behandelt glaubte, kehrten auch die alten finsteren Zweifel und Selbstquälereien zurück und zwar mit verdoppelter Macht, da er die Zuneigung des Herzogs verscherzt zu haben meinte. Er brach in Klagen aus über die Art und Weise, wie ihm begegnet wurde, und verließ Ferrara nochmals, um dann nach kürzerer Abwesenheit wieder zurückzukehren; auch hatte er zu gleicher Zeit Widerwärtigkeiten wegen des fertigen Theils seines Heldengedichtes, das ohne seine Erlaubniß an mehreren Orten herausgegeben wurde. Unangenehme Szenen mit dem von ihm nur noch mit Argwohn betrachteten Herzoge konnten unter diesen Umständen nicht ausbleiben, und zu dem Allem kam noch seine Leidenschaft für die schöne Schwester des Herzogs. All' das zusammengenommen zerrüttete seinen Geist und nagte an seiner Gesundheit, ja es soll ihn in einen solchen Zustand von Unzurechnungsfähigkeit versetzt haben, daß er Leonoren, seiner Sinne nicht mehr mächtig, einst in Gegenwart des ganzen Hofes umarmt habe. Letzteres wollen wir nun gerade nicht verbürgen, aber gewiß ist, daß sich der Fürst durch sein Verhalten genöthigt sah, ihn um die Mitte März 1579 in das Hospital der heiligen Anna einsperren zu lassen. Dießmal war es ernsthaft gemeint, und seine Haft dauerte entsetzlich lange, denn er erhielt trotz seiner flehentlichen Bitten und zahlreicher einflußreicher Fürsprachen erst am 13. Juli 1586 seine Freiheit wieder. Lange Zeit hatte er sein Gefängniß gar nicht verlassen dürfen, nur einigemal war es ihm gestattet worden, unter Bedeckung auszugehen, und erst gegen das Ende seiner Gefangenschaft wurde seine Haft nach und nach etwas mehr gemildert. Besuche hatte er empfangen dürfen, und auch schriftstellerische Beschäftigung war ihm nicht versagt worden. Von der tiefsten Schwermuth gepeinigt und stets kränkelnd irrte er nach seiner Befreiung in Italien umher, eine Beute der bittersten Armuth, nachdem er vergebens bei verschiedenen Päpsten um eine kleine Pension nachgesucht. Allerdings hatte er Freunde, an die er sich wenden konnte, allein ihre Hülfe reichte nicht aus, und wenn auch hie und da einige sorgenlose Wochen in dieser Periode vorkommen, so waren das nur kurze Momente des Glücks. Besonders rührend sind die Briefe, die er in dieser Zeit an seine Schwester schrieb und worin er sie um Aufnahme bat; dieselbe war, als die Briefe geschrieben wurden, schon gestorben und konnte dem unglücklichen Bruder nicht mehr die theilnehmenden Arme öffnen. Tasso wurde zwar hievon benachrichtigt, wollte aber mit der Hartnäckigkeit eines Geisteskranken der Nachricht keinen Glauben schenken. Er fand an mehreren Höfen Aufnahme, hielt sich aber an keinem derselben länger auf und verfiel in immer tiefere Schwermuth, die sich so weit steigerte, daß er böse Geister zu sehen glaubte, die ihn verfolgten. Erst im Jahre 1593 schien eine glücklichere Zeit für ihn anbrechen zu wollen, indem ihn der Papst Clemens VIII. im päpstlichen Palaste aufnahm, wo er im Dezember die neue Herausgabe seines Heldengedichts unter dem Titel: La Gerusalemme conquistata, del sig. Torquato Tasso, libri XXIV., in's Werk setzte. Von allen Seiten kam man ihm hier mit Hochachtung und Verehrung entgegen, und im Jahr 1594 wurde ihm vom Papste der Lorbeerkranz zuerkannt, wozu noch ein angemessener Gehalt aus der päpstlichen Kasse kam. Die Dichterkrönung wurde aber in Folge des schlechten Wetters hinausgeschoben, und ehe Tasso gekrönt werden konnte, fühlte er auch schon seine letzte Stunde herannahen. Am 1. April ließ er sich bei heftigem Sturm auf den Janikulus in's Kloster San Onofrio bringen, wo ihn am 25. April 1595 ein sanfter Tod ereilte; die verspätete Krönung konnte bloß an seiner Leiche vollzogen werden. So traurig es übrigens scheint, daß ihm die längstverdiente Anerkennung am Abende seines Lebens durch den Tod verkürzt wurde, so muß man doch im Hinblick auf seine Vergangenheit sagen, daß sein krankes Herz bloß im Grabe Ruhe finden konnte, und daß es somit eine liebevolle, sanfte Hand war, die ihn in's Jenseits hinüberführte. Das Bild, welches wir von dem unglücklichen Dichter geben, ist nach einer von dem Verstorbenen genommenen Todtenmaske gefertigt und zeigt die edlen, vergeistigten Züge dieses Antlitzes.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 488:

Eine Stunde Schlaf vor Mitternacht ist mehr werth als zwei hernach.

Unter den Mauern eines Königsschlosses.

Von

Hermann Oppenheim.

(Bild S. 557.)

Wer vor zwanzig Jahren von der Rivolistraße aus die beiden alten Königsschlösser Louvre und Tuilerien gesehen, erkennt heute kaum noch die Oertlichkeit. Es sind großartige Veränderungen herbeigeführt worden. Der jetzige Herr der Franzosen, welcher bestrebt ist, die Arbeiterbevölkerung zu beschäftigen, hat beide Schlösser zu dem Ausdrucke seiner Geistesrichtung gemacht: das Alte mit dem Neuen harmonisch zu verbinden. Daß er dabei seiner Maxime: Revolutionen in Paris strategisch unmöglich zu machen, Rechnung getragen, versteht sich bei einem so klugen Herrscher ganz von selbst. Wo ist heute der Carrousselplatz, blutigen Andenkens, geblieben? Er ist verschwunden; wenigstens kann er nicht mehr wie im Jahre 1790 zum Operationspunkt einer Erstürmung der Tuilerien dienen. Er ist wie der große Platz Napoleon's, sonst Ludwigsplatz geheißen, durch Gallerieen eingeschlossen und außerdem mit grünen Anlagen versehen.

Die düsteren, winkeligen Gäßchen, die mit Holzplanken eingeschlossenen Plätze, die Schmutzpferche, Baracken, Schuppen, fliegenden Verkaufsstände, Trödelbuden und all' diese elenden Ueberreste alter Zeit, die sonst zwischen Louvre und Tuilerien eine Art von Burgflecken bildeten, sind beseitigt. Die Ordnung ist an die Stelle des Chaos getreten. Den modifizirten Carrousselplatz überschreitend, sieht man jetzt nichts mehr als prächtige Gallerieen, Portiken, Kolonnaden, Dome, Pavillons, Statuen, Wasserstrahlen, welche aus grünen Einfassungen emporschießen u. s. w. Louis Napoleon sah ein, daß der Carrouselplatz sonst in seiner makadamisirten Nacktheit im Sommer einer glühenden Sahara glich, und da er die Glut den Franzosen ersparen möchte, sorgte er für Erfrischung des Auges und des Herzens.

Der historische Charakter dieser denkwürdigen Stelle ist indeß derselbe geblieben. Der Geschichtsfreund, welcher unter den Mauern der Tuilerien oder des Louvre steht, denkt zunächst an jene gewaltige ereignißschwere Zeit der ersten französischen Revolution, welcher bis jetzt bereits fünf andere blutige Erhebungen oder Unterdrückungen folgten, und an Stelle der modernen Beamten und kaiserlichen Lakaien treten unwillkürlich die verschwundenen Gestalten der Bourbonenherrschaft. Wahrlich, es bedarf nur eines geringen Grades von Einbildungskraft, um an dieser Stelle, wo jeder Fußbreit des Bodens eine inhaltschwere Geschichte zu erzählen hat, geistig in die Ereignisse jener Zeit einzutreten; nicht nur, weil diese uns chronologisch noch sehr nahe liegen, sondern auch, weil in den sozialen und politischen Verhältnissen unserer Tage leider noch vielfach dieselben Tendenzen, dieselben Explosionsstoffe und sogar dieselben individuellen Typen sich darstellen.

Es ist eine durch geflissentliche Lüge und durch kurzsichtige Befangenheit ziemlich weit verbreitete Täuschung, die philosophischen Schriftsteller und Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, namentlich Rousseau und Voltaire, seien die geistigen Urheber der „Schreckenszeit“, weil ihre Lehren die Moralität und das religiöse Leben untergraben hätten. Nichts ist unverständiger als diese Behauptung. Was von der Literatur der hervorragenden französischen Schriftsteller jener Periode in's Volk drang, diente höchstens dazu, ein gewisses Maß allgemeiner, und zwar sehr oberflächlicher Bildung zu verbreiten und das Bewußtsein der Menschenwürde anzuregen. Insoweit nun das Erwachen dieses Bewußtseins endlich mittelbar zur That führte, haben die Philosophen Theil an der Urheberschaft der Revolution, aber nur den gesegneten Theil davon. Mehr Bildung im französischen Volk zur Zeit der 1790er Jahre hätte die Bewegung weniger schrecklich gemacht. Die eigentliche, und zwar die verbrecherische Urheberschaft der Revolution fällt dem Hofadel zu, jenem frivolen, despotischen „Junkerthum“, welches mit allen Mitteln, selbst mit Wortbruch und hinterlistigem Meineid, hartnäckig an seinen Privilegien festhielt, als bereits der grause Schrecken, ein finsterer Mahner, an die Pforten des Königspalastes pochte.

Frankreich war in früheren Jahrhunderten immer ein despotischer Staat, aber die Korruption stieg erst dann bis zur Unerträglichkeit, als die Italiener, Richelieu und Mazarin, an's Ruder kamen. Ihre diplomatischen Künste, Intriguen und Schliche steigerten die Demoralisation zum Ungeheuerlichen; sie verdarben die Könige, den Adel und das Beamtenthum. Ihnen, die in Folge ihrer kirchlichen Würden die tugendhaftesten Minister hätten sein sollen, war nichts mehr heilig, sie hüllten das ärgste Verbrechen in den Kardinalsmantel. Diese beiden Männer, welche Frankreichs auswärtige Politik imposant machten, stehen als Schandsäulen der inneren Verderbniß am Eingange der neueren Geschichte.

Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an ging es in Frankreich mehr und mehr abwärts. Auf dem Lande saß ein stolzer, begüterter, theilweise recht braver Adel, von welchem die Landwirthschaft völlig abhing. Der Bauer war arm, hörig, zur Arbeit verurtheilt, fromm bigott. In den Städten lebte ein schlichter, ehrbarer, einfältiger Bürgerstand bei kleinlichem Gewerbstreiben neben dem Großhandel in den Händen weniger reicher Kaufleute. Es gab für die Volksmasse keinen erweiterten gesellschaftlichen Verkehr mit anregendem Gehalt, keine Schule von Werth, keinen Schulzwang. Das Herz des Bürgers und Bauers war so derb, so bieder und so primitiv, möchte man sagen, wie seine Holzschuhe und Nägelstiefel. Dabei eine öffentliche Unsicherheit, daß man selbst in den Straßen von Paris Abends nicht ohne Laterne ungefährdet gehen konnte. Das Räuberwesen ragte noch aus den Zeiten der Fronde in Ludwig's XIV. glänzende Regierungszeit herein.

Schroff schied sich vom Bürgerthum der Hof mit seinem überaus zahlreichen adeligen Gesindel. Hier herrschte der schrankenloseste Luxus, die raffinirteste Frivolität und eine ungezügelte Genußsucht. Hier war nichts von der häuslichen Sittenstrenge des Kleinbürgers. Wenn sich bei einzelnen Verheiratheten des Hofadels die gute Sitte als exotisches Gewächs zeigte, wurden sie gewiß unisono angefeindet und unbarmherzig vertilgt. Die Könige gingen in diesem noblen Treiben voran.

Es gab allerdings noch eine andere gesellschaftliche Klasse, die der Gelehrten und der Dichter, aber diese wirkte äußerst wenig auf das Volk; ein Theil bewegte sich auf abstrakten Gebieten, ein anderer, und zwar der bedeutendste Theil, schmeichelte den Großen und sonnte sich in ihren Strahlen. Es gab außer dem Theater kaum ein öffentliches Organ, um unter dem Volke Bildung zu verbreiten. Auch die großen Schriftsteller haben unter dem Monarchen, der das dünkelvolle Wort inaugurirte: «l'état c'est moi» durch ihre vergötternde Kriecherei außerordentlich gefrevelt. Aber unter Ludwig XIV. beobachtete die Frivolität wenigstens noch feine, höfische Formen. Die Leute mit gestickten Röcken, Spitzenhalstüchern, grandiosen Perrücken und Federhüten hielten bei ihrem schnöden Auftreten noch auf eine gewisse theatralische Ritterlichkeit. Der höfische Takt, die graziöse Galanterie lieferten ein wenn auch sittlich verwerfliches Surrogat für wirkliche edelmännische Bravour; als aber die Räuberbande des „Regenten“ zur Herrschaft kam, da rissen alle Bande der Scham, des Anstandes und der gesellschaftlichen Auszeichnung. Frech trat jeder Hofbediente auf den Nacken der Bürger, ungestraft griff Jeder in den Säckel und in das Heiligthum des Hauses der Bürger. Der französische Hof war eine Hölle voll Teufel geworden, deren Aufgabe es zu sein schien, alles Göttliche und wahrhaft Menschliche zu verhöhnen. Selbst der simpelste Unterthan der Monarchie mußte einsehen lernen, daß diese Roués und ihre Helfershelfer und Bedienten tausendfach den Tod verdienten, und gewiß knirschten schon damals Tausende mit den Zähnen und ballten die Fäuste. Diese Stimmung äußerte sich ja auch durch öftere Prügeleien zwischen Bürgern und Hofleuten und durch private Rachethaten; aber die Hofherren hatten das Heft in der Hand und die Polizei und Justiz lieferte Prachtstücke feilster Servilität. Die gerechten Räthe, Richter und Verwaltungsbeamten, deren Zahl sicherlich nicht gering war, blieben machtlos. Ein einziger Wink, ein einziges Wort genügte, sie für immer stumm zu machen. Jede freche Courtisane galt mehr als ein ehrwürdiger Parlamentsrath.

Unter Ludwig XV. verloren zwar diese Zustände etwas von ihrer äußerlichen Rohheit, aber dem inneren Wesen nach verschlimmerten sie sich. Kaum hat je ein größerer Verbrecher an seinem Volke auf dem Throne gesessen, als dieser durch Ausschweifung dumm gewordene und ausgemergelte Fürst. Seine Erbschaft mußte

dann Ludwig XVI. antreten, ein guter Mensch, der das Rechte wollte, aber ein mittelmäßiger, zum Denken zu träger Kopf, der weder weise genug war, im Staatsleben Gut und Böse von einander scheiden zu können, noch Energie genug besaß, das als gut Erkannte durchzuführen. Frankreich war hart am Abgrunde des moralischen und finanziellen Verderbens, Ludwig's erste Regierungshandlung hätte, wenn dieß die dynastischen Verhältnisse gestattet hätten, die seiner Abdankung sein sollen. Aber welchem Stärkeren hätte er Platz geben können? Unter den Bourbonen war keiner, und der von seinen Schmeichlern geflissentlich herausgestrichene Herzog von Orleans, der dann als Philipp Egalité sich selbst brandmarkte, war um kein Haar besser als die Herren Vettern.

Vielleicht also wäre Ludwig XVI. in keinem einzigen Falle mehr im Stande gewesen, die sinkende Monarchie vom Untergange zu retten, aber es wäre dennoch unrecht, ihn von Vergehen völlig freizusprechen. Mehr wie irgend einem andern Regenten in ähnlicher Lage sind ihm Handhaben und Winke zur Rettung dargeboten worden. Sittlich und geistig große Persönlichkeiten, wie Turgot, Necker, Lally-Tollendal, Liancourt, Bailly, Lafayette, stellten ihm ihre ganze Kraft zu Gebote, aber sein Unglück war seine Schwäche,



Torquato Tasso. Nach einer Maske im Kloster San Onofrio. Von Staal. (S. 553.)

und sein Vergehen als Herrscher, daß er sich in seiner Schwäche von Schlechten leiten ließ. Necker und Turgot, die einzig möglichen Helfer in der fürchterlichen Geldklemme, in welche die Verschwendung des Hofs den Staat gestürzt hatte, haben den König fast fußfällig beschworen, Sparsamkeit und Ordnung, Festigkeit und Ehrlichkeit in die Finanzen zu bringen; aber mächtiger als die Stimme braver Männer wirkte auf des Königs Ohr die Redeschwulst der Erbfeinde des Volks, der Adeligen am Hofe, die nichts im Sinne hatten, als ihre Privilegien festzuhalten oder, als dieselben vernichtet waren, sie wieder herzustellen.

Man kann deßhalb den Adel nicht absolut verdammen. Die Privilegien waren ihm angeerbt von der Väter Zeiten her. Er war erzogen und gebildet als bevorrechtete Kaste, die sich nie mit dem Bürger und Bauer auf gleichen Fuß gestellt hatte. All' diese feinen Leute hielten auf ihre äußeren Prärogative, die gestickten Kleider, die Federhüte, Galanteriedegen &c. wie auf kirchliche Ceremonieen, und schwuren auf ihre bevorzugte Stellung aus innerer Ueberzeugung wie auf ein Evangelium. Schon der Gedanke, in Gemäßheit der neuen Satzungen über die Menschenrechte in Gemeinschaft des großen ungebildeten, naiven Haufens leben zu sollen, degoutirte sie; lieber Krieg bis an's Heft, als Verschmelzung mit dem „dritten Stande", das war ihre Richtschnur, obschon nur ein

kleiner Theil davon den Muth hatte, persönlich dafür einzustehen. Die Bevorrechtung war der Lurleyfels und die tarpejische Klippe, an welcher sie zu Grunde gingen.

Noch ganz zuletzt, als die alte Monarchie bereits zu zerbrechen begann, beging Ludwig XVI. die Thorheit, diese Bevorrechtung bis in's Lächerliche zu vergöttern, indem er die Bedingung aufstellte, daß nur Adelige mit mindestens vier Ahnen sollten Offiziere werden können. Diese überspannte Verordnung, welche mehr als Alles Ludwig's Regierungsunfähigkeit bewies, wirkte zweischneidig: sie verhöhnte den Bürgerstand, selbst bis in seine feinste Essenz, und bewirkte eine totale Verhöhnung des Adels. Es kam so weit, daß ehrliche und wirklich gebildete Leute sich des Adels schämten.



Die Tuilerien am Ende des vorigen Jahrhunderts. Von Valentin. (S. 555.)

Einer von den Abgeordneten der Generalstaaten, den man unter den Adelsstand zählen wollte, sagte: „Lassen Sie mir meinen ehrlichen Namen! Ich habe die Ehre von bürgerlicher Abkunft zu sein; meine Voreltern waren weder Straßenräuber noch Speichellecker."

Durch diese hirnverbrannte königliche Verordnung, durch das Gebahren des Adels bei den Generalstaaten und die elende Charakterlosigkeit eines großen Theils der Hofleute ward eine tiefgreifende soziale Revolution eingeleitet: die Ehre des Bürgerstandes ward der Ehre des Edelmanns feindlich gegenübergestellt. Dadurch wurde bedingt, daß der Bürgerstand auch in der Bildung mit dem Adel würdig rivalisire, und mit dem eifrigsten Bestreben, sich zu unterrichten, ging eine Verfeinerung der Trachten und eine gesteigerte Selbstachtung Hand in Hand.

Wie die Revolution mit ihren ärgsten Schrecken über das unglückliche Frankreich einbrach, ist allgemein bekannt. So gewiß, als die Schandbuben, welche aus Blutdurst, Raubsucht und Privathaß unmenschliche Grausamkeiten verübten, nicht mit dem Ehrennamen „Volk" oder „Bürger" belegt werden dürfen, so gewiß hat der Hofadel und ein, wenn auch kleiner Theil des Landadels die stärksten Leidenschaften durch feindseligste und zum Theil boshafteste Hartnäckigkeit und Verrätherei herausgefordert. Viele, welche ihr Haupt dem Mordmesser und dem Henkerwerkzeug beugen mußten, hatten sicher die Strafe der schwersten Verbrechen verwirkt, nur war die rohe Willkür, welche sie richtete, nicht das berechtigte Organ der Verurtheilung. Nachdem der entfesselte Löwe einmal in Wuth gesetzt war, wozu die Herren in Pillnitz auch ihr unberechtigtes Theil beigetragen, litten die Unschuldigen mit den Schuldigen von seinem Grimme. Immer und immer wieder gestachelt und mit den verhaßten Ketten und Käfigen bedroht, schien das Volk durch Gewaltthaten instinktiv behaupten zu wollen, daß es dennoch frei sei. Der Himmel behüte indeß die Nationen vor einer Freiheit mit blutigen Schrecken!

Mit überzeugender Deutlichkeit resultirt aus der Bewegung, die 1789 in Paris begann, für alle Zeiten eine doppelte Lehre: 1) die absolute Regierung, welche in irgend einer Form an das Volk appellirt, gibt in demselben Augenblicke die freie Selbstbestimmung aus der Hand. Ludwig selbst berief, um der Finanzklemme abzuhelfen, in Folge eines leichten Wortspiels die Generalstaaten, und damit gab er selbst der rollenden Kugel der Bewegung den ersten Stoß; 2) oft genügt ein scheinbar kleines Mittel, ehrlich angewandt, z. B. ein Ministerwechsel, die wild empörten Wogen zu beruhigen. Sobald Ludwig seine Zuflucht zu wirklich konstitutionellen Ministern nahm, beruhigte sich das Volk. Sein Unstern wollte, daß er nicht aufrichtig konstitutionell sein konnte, oder zu schwach war, um es zu können. Die Mauern der Tuilerien, aus denen er gerissen ward, um sein Blut auf dem Schaffot zum Opfer zu bringen, predigen diese Lehre noch heute.

Die Leser bemerken auf der diesem Vorspiel der Revolution beigegebenen Illustration eine Ansicht der Tuilerien und zugleich einen Theil des nach der Revolution wieder als öffentliche Promenade benützten Gartens mit Figuren in der Tracht damaliger Zeit, die übrigens bis in die Periode der Restauration annähernd dieselbe blieb. Die Leichtblütigkeit, Empfänglichkeit und natürliche Grazie der Franzosen hätte nicht ansprechender zur Anschauung gebracht werden können. Könnte man es diesen Figuren wohl ansehen, daß eine der blutigsten Revolutionen, an welcher sie sich ohne Zweifel betheiligt haben, kurz hinter ihnen liegt? Ein leichter Odem schwebt darüber her. Harmlose Unbefangenheit, Sicherheit der mehr oder weniger vom Hofe adoptirten Trachten und Umgangsformen, die Männer in Fracks mit Stickerei und engen Pantalons, zierlichen Schuhen und Strümpfen, genial lüderlichem Toupet, die Frauen kaum bekleidet, mit Gewändern unten zu lang und oben zu kurz, — genug, das Treiben des Hofes hatte sich in niederere Schichten verirrt und da sehr schnell eingebürgert. Die Lascivität der Sitten war nach der Revolution unverkennbar, und es war dabei der einzige Trost, daß ein gewisser Grad von allgemeiner Bildung sich damit verband . . . Frankreich hat indessen große Fortschritte gemacht — die Pariser sind vollendete Weltmenschen geworden, aber die alte gute Sitte des Bürgerstandes ist verschwunden. In dieser Beziehung ist man dort sehr frei!

Marsen.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.)

Wiederum war es helle Morgenfrühe, als der junge Erbherr des waldheim'schen Gutes auf sein Besitzthum zurückkehrte. So war er auch vor vierundzwanzig Stunden die dunkle Ulmenallee hinaufgewandert, und doch, wie anders schien ihm seitdem die Welt ringsum geworden, wie anders er selbst! Nun fing er an zu erwägen; langsam, in tiefe Gedanken versunken schritt er durch den Park und über den Hof. Er achtete nicht darauf, daß ein paar Knechte vor dem Stall beschäftigt waren, die Räder einer eleganten Halbkutsche zu reinigen, und schweißbedeckte Pferde an der Tränke im Hofe standen, sondern ging gesenkten Kopfes an ihnen vorüber auf das Herrenhaus zu. So sah er auch nicht, daß in der Thür desselben neben dem Verwalter ein ältlicher Herr in zugeknöpftem Oberrock im Gespräch stand, der ihn anfänglich erstaunt in der Ferne gewahrt hatte und nun mit fast ängstlicher Miene sein Herankommen zu erwarten schien.

Dem Verwalter mochte der Ausdruck seines Gesichtes auffallen, denn er wendete sich, mit den Augen nach der Ursache desselben suchend, um; dann sagte er verwundert: „Wahrhaftig, ist der junge Herr wieder so früh auf den Beinen! Zu meiner Zeit schlief die Jugend länger; das muß doch einen absonderlichen Grund haben."

Er nickte bedeutungsvoll dazu und blinzelte mit den kleinen, klugblickenden Augen. Dem Andern schien indeß die Andeutung nicht zu gefallen; er senkte den Blick zu Boden und schwieg, während sein Gesicht einen noch verlegeneren Zug erhielt als zuvor. Es hatte sogar den Anschein, als zöge er es vor, ehe der junge Mann herangekommen, in's Haus hineinzutreten, denn er bewegte sich einen Moment unruhig hin und her; doch bezwang er sich und betrachtete aufmerksam das Gesicht des Nahenden, der nur wenige Schritte noch von den Beiden entfernt war.

Dieser sah jetzt auf. Einen Augenblick stutzte er bei dem Anblicke, der sich ihm unerwartet darbot, und sammelte seine Gedanken; dann flog er mit dem Rufe: „Mein Vater!" auf den Harrenden zu. „Mein lieber zweiter Vater!" verbesserte er sich schnell, mit einem Blick auf den Nebenstehenden, und stürzte sich heftig in die wie zaudernd geöffneten Arme desselben, der ihn bewegt fest an die Brust drückte.

Dann blickten sie sich freundlich in die Augen, aber es war seltsam, wie jetzt der verlegene Ausdruck aus dem freudegerötheten Gesicht des Vaters in das des Sohnes übergegangen zu sein schien. Dieser nahm auch eher zu, als daß er sich verminderte, wie der Baron, den ob der zärtlichen Begegnung verwundert zuschauenden Verwalter in's Gespräch ziehend, scherzend sagte: „Und Du streifst jetzt mit der Morgenröthe draußen umher, wie ich sehe und unser alter Freund mir eben erzählte?"

„Es ist so schön in der Früh'," entgegnete der Jüngling rasch.

Der Alte brach in ein Gelächter aus. „Nun, gnädiger Herr, ich bin weidlich naß geworden in der schönen Frühe! Sie sehen —" er deutete auf seinen noch dampfenden Ueberrock — „Freilich, Sie scheinen ein trockenes Plätzchen erwischt zu haben."

Der Angeredete erröthete leicht. „Ich habe mich im Schutz der Ulmen gehalten," sagte er.

„Nun, da müssen sie wirklich gut schützen," fiel der Baron ein; „ich hätte kaum geglaubt, daß die Hausdächer in dieser Nacht dicht hielten, so prasselte mir der Sturm den Regen in die Kutsche hinein. Doch komm', Johannes, ich bin durchgekältet, mich gelüstet nach etwas Wärmendem."

Sie gingen in's Haus; der alte Verwalter blieb noch einen Augenblick in der Thüre stehen, dann schüttelte er den Kopf und schritt schmunzelnd feldein.

Die Tage vergingen freundlich; das Verhältniß zwischen Vater und Sohn war vertraulicher denn je, und der Letztere selbst führte oft das Gespräch auf jenen Brief zurück und verstand kaum den heftig erregenden Eindruck mehr, den er bei seinem Empfang auf ihn gemacht. Allmälig lenkte auch der Baron gern in die ihm wieder lebendig erstehende Erinnerung ein; er erzählte ruhig mit weicher Stimme alle Einzelheiten des unseligen Ereignisses, und der junge Mann hörte ihm aufmerksam sinnend zu. Ab und zu kam es dann wohl, als ob er Etwas sagen wolle, doch unschlüssig wieder schloß er stets die Lippen, und wenn Jener es bemerkte und ihn fragend ansah, flog es mit leiser Röthe über sein Gesicht, und er nahm meistens einen Vorwand, sich zu entfernen. Er war ein großer Jäger geworden und hatte fast täglich den launigen Spott des Barons und des alten lachlustigen Verwalters zu erdulden, wenn er Abend für Abend, oft spät in der Nacht, fast immer mit leeren Händen heimkam. Es gab dann häufig heitere Debatten über die Zweckmäßigkeit des abendlichen Jagens, aber

da die beiden Alten die Strandvögeljagd verachteten und sich nie um dieselbe bekümmert hatten, vermochten sie seiner Erklärung, daß diese Zeit am günstigsten sei, nichts als die spöttische Hindeutung auf seine leere Tasche entgegenzusetzen, und der Verwalter flocht nur ab und zu die schalkhafte Bemerkung ein, er werde doch noch einmal die Haidejungfer in Gestalt einer großen Häringsmöve schießen und von rächenden Geistern durch die Luft davongeschleppt werden.

So mochten Wochen verflossen sein, und der Hochsommer kam heran. Der Tag begann jetzt fast, wo der Abend endete, und wolkenlos heiter, wie der Himmel es seit lange gewesen, war das Leben auf dem waldheim'schen Gute. Vor Allem war es eine Freude, die unzerstörbare Fröhlichkeit des „jungen Herrn" zu betrachten, die mit jedem Tage zuzunehmen schien, und der Baron überblickte oft mit väterlichem Stolz die männlich reifende Gestalt des Jünglings, der immer mehr dem eigenthümlichen Typus nordisch kräftiger Schönheit sich entgegenbildete. Es lag dabei ein träumerischer Zug in seinen Augen, der den Alten an seine eigene Jugendzeit erinnerte, und mehr als früher suchte er Verkehr mit den umliegenden Gütern und Ortschaften anzuknüpfen und betrachtete mit still musternden Augen die heranwachsenden Töchter seiner neuen Freunde und Bekannten.

Indeß schien sich das Objekt seiner Gedanken um keine von diesen sonderlich zu bekümmern, so sehr das Bestreben der Meisten, ihm zu gefallen, deutlich hervortrat. Bereitwillig erfüllte er den Wunsch seines Vaters, ihn auf Ausflügen und Besuchen in die Umgegend zu begleiten; auch wenn Fremde bei ihnen einsprachen, was jetzt häufig zu geschehen pflegte, bestrebte er sich auf das Zuvorkommendste, den Gästen die fehlende Hausfrau zu ersetzen; aber sein Gesicht war doch am Freudigsten, wenn er nach dem Abschied derselben die Flinte über den Rücken warf und eilig durch die Allee auf die Haide hinabwanderte. Es war ihm dieß so zur Gewohnheit geworden, daß Niemand sich mehr darüber wunderte; ja die Hausbewohner sahen es sogar ungern, wenn er es unterließ, denn ganz gegen seine Weise war er an solchen Abenden, wo später Besuch ihn daran hinderte, verstimmt und nahm kaum Antheil an den Interessen seiner Umgebung.

Auch am Tage traf man ihn oft da draußen. Er nahm dann am Liebsten ein Buch aus der Bibliothek und legte sich in das hohe duftende Haidekraut, das den Rand des Parkes begrenzte. Doch war es nur selten, daß Jemand, der ihm unbemerkt vorüberkam, ihn lesend gewahrte; meistens lag das Buch unberührt neben ihm, und er hatte das Gesicht nach Westen gekehrt und blickte oft stundenlang unausgesetzt über die Haide an den Strand hinunter.

So hatte er es auch heute lange gethan, länger noch als gewöhnlich. Es war ein heißer Julinachmittag, schon gegen Abend, aber die Luft war seit Mittag nicht mehr so rein, wie in den vorhergehenden Tagen, sondern lag schwül und drückend über der blühenden Haide. Und ähnlich schien es auf seiner Seele zu liegen. Es hatte lange unschlüssig in seinen Zügen gekämpft, endlich mochte ein fester Entschluß die Oberhand gewonnen haben. Er stand eilig auf und ging nach dem Herrenhause zurück; sein Gesicht beruhigte sich mehr und mehr, je näher er herankam. Unten im Flur wendete er sich links und stieg schnell die breite Treppe zu den Zimmern seines Vaters hinauf.

Droben trat ihm ein Diener entgegen. Er wollte rasch vorübergehen, doch dieser faßte ihn ehrerbietig am Arm und sagte: „Verzeihen Sie, gnädiger Herr, der Herr Baron wünschen heute nicht gestört zu sein und haben sich eingeschlossen."

Der Jüngling sah ihn verwundert an.

„Wohl, aber ich —" sagte er.

„Der Herr Baron haben den gnädigen Herrn ausdrücklich mitgenannt und bitten, ihn für heute zu entschuldigen."

Er zuckte die Achsel, als der Abgewiesene ihm fragend in's Gesicht blickte. Gerade in diesem Augenblicke schien es Waldheim unangenehm zu berühren. Er blieb noch einige Minuten nachdenklich im Vorzimmer stehen, dann wendete er sich kopfschüttelnd und ging in den Park hinab.

Er war nicht weit gekommen, als er erstaunt aufsah. Durch das Gezweig der Büsche erblickte er auf der andern Seite des Weges eine wunderliche Gestalt, die ihm bekannt erschien, denn er sah nur ihren Rücken und wußte, aus seinen Gedanken aufgestört, nicht gleich die bezügliche Erinnerung sich deutlich zu machen. Sie mußte vom Hof kommen, und schritt eilig den nächsten Weg an den Strand hinunter; dabei fingerte sie, wie es schien, mit den Händen heftig erregt in der Luft, und die Hast ihres Ganges ließ das lange graue Haar von ihrem Nacken wie im Winde zurückflattern. Der Jüngling beschleunigte seine Schritte, doch sie war ihm zu weit voraus und ein trennender Graben führte die Wege auf eine Strecke auseinander. Er schaute sich um; es war Niemand in der Nähe und er rief, mit der Hand den Schall dämpfend: „Marlen!" Aber sie hörte nicht oder wollte nicht hören, denn beim zweiten Ruf wendete sie sich vom Wege ab und drang durch das Untergebüsch gerade auf die Haide zu.

Eine Zeitlang stand er und überlegte, ob er ihr folgen solle. Sein Auge glitt sehnsüchtig ihr nach über die Haide an die Strandkathe, die wie ein kleiner schwarzer Punkt durch eine Parklichtung vor ihm lag; doch er schien einen festen Entschluß gefaßt zu haben und wendete den Blick ab. Dann kehrte er, in noch tieferes Sinnen verloren, den Weg zurück. — Allein er hatte unvermerkt in den vielfach gewundenen Gängen des Parkes einen anderen eingeschlagen und gelangte an das östliche, selten von ihm besuchte Ende desselben. Durch seinen Kopf zogen die beiden Ereignisse der letzten Stunde hin und her, und er suchte das geheimnißvolle Abschließen seines Vaters mit dem Erscheinen der alten Marlen zu verknüpfen; aber trotz allem Brüten gelang es ihm nicht, und er stand endlich unmuthig ab. Er hatte sich selbst versprochen, am heutigen Abend nicht „auf die Jagd" zu gehen, bevor er mit seinem Vater geredet, doch jetzt schwankte er wieder. Die Zeit lag leer und unausfüllbar vor ihm, und er mußte Etwas unternehmen, um sich selbst dem vergeblichen Nachsinnen zu entziehen.

So vertieft, bemerkte er den jungen Mann, der durch einen Seitengang aus einem kleinen, freundlich umlaubten Häuschen auf ihn zukam, nicht eher, als bis er vor ihm stand. Dieser trug einen enganschließenden grünen Rock mit aufstehendem, golddurchwirktem Kragen; ein kurzer, hirschfängerartiger Degen schien mehr als Abzeichen denn als Waffe an der Seite zu hängen. Er war noch jung, aber sein Gesicht hatte etwas ungemein Entschlossenes, dessen Ausdruck vielleicht noch vermehrt wurde durch eine tiefe Narbe, die sich von der Stirn über das linke Auge bis an die Oberlippe herabzog. Er lüftete jetzt höflich die runde, vorn mit einer Kokarde geschmückte Mütze und sagte: „Eine seltene Ehre für uns, Herrn von Waldheim auf dieser Seite des Gutes zu sehen —"

Der Angeredete sah auf und erwiederte artig den Gruß.

„Es scheint, ich habe einen falschen Weg eingeschlagen, mein lieber Herr Controleur, und bin wohl gar der Contrebande verdächtig," sagte er. „Durchsuchen Sie mich, und dann lassen Sie mich etwas das Vergnügen Ihrer Gesellschaft genießen, das mein Irrthum mir so angenehmerweise bereitet."

Der junge Zollbeamte lachte, dann nahm sein Gesicht einen ernsthaften Ausdruck an.

„Ich wäre übrigens bald zu Ihnen gekommen, Herr Baron, wenn der Zufall Sie nicht hiehergeführt hätte," entgegnete er. „Sie sprachen mir einmal Ihren Wunsch aus, sich bei Gelegenheit an einer meiner Expeditionen zu betheiligen, und es war gerade jetzt meine Absicht, Sie zu fragen, ob Sie noch Neigung dazu —"

„Gern, sehr gern," unterbrach dieser ihn; „gerade heute sehr gern. Doch —" er deutete auf eine dunkle Wolkenbank, die sich im Osten blauschwarz zusammenzog.

„Das sind eben unsere Bundesgenossen," fiel der Andere ein. „Ich habe gewisse Anzeichen eines für diese Nacht beabsichtigten Vorganges, und da das Gewitter um Mitternacht zum Ausbruch kommen und den Mond verdecken wird, sind sie unzweifelhaft. Wenn Sie wollen, erwarte ich Sie um zehn Uhr mit meinen Booten drüben im Schatten der Waldecke. Die Spitzbuben sind mir lange genug entwischt, aber ich denke heute hinter ihre Schliche zu kommen und einen Hauptschlag zu thun."

Waldheim sagte freudig zu. Der Gedanke an die Aufregung solcher nächtlichen Szene war geeignet, seine Grübeleien zu verscheuchen.

„Auf wen haben Sie Verdacht und wo wird die Hauptjagd stattfinden?“ fragte er.

Der Controleur lächelte.

„Verzeihen Sie, Herr Baron,“ versetzte er höflich, aber bestimmt, „es liefe wider meine Pflicht, selbst Ihnen gegenüber das zu verrathen.“ Dann fügte er artig hinzu: „Doch wenn Sie sich meiner Leitung anvertrauen wollen, werde ich Sorge tragen, daß Ihnen nichts von dem Abenteuer entgeht.“

Der Jüngling erröthete leicht über die Unschicklichkeit seiner Frage.

„Wenn Sie ein Boot für mich übrig haben,“ entgegnete er schnell, „so bitte ich darum. Sie wissen, ich verstehe damit umzugehen und werde mich dicht an Ihrer Seite halten.“

„Boote genug; so können wir ein Wettrudern abhalten.“

„Darin werde ich wohl den Kürzeren ziehen,“ lächelte der junge Mann. „Doch es gilt. Also auf Wiedersehen, präzis um zehn Uhr. Ich komme bestimmt.“

„Vergessen Sie Ihren Regenmantel nicht!“ rief Jener ihm nach. „Das Wetter kann ärger werden als man denkt.“

Waldheim nickte ihm dankend zu für den Rath und schritt auf das Herrenhaus zu, seinen Versuch bei dem Vater zu wiederholen. Doch er empfing dieselbe Antwort des Dieners, und wendete sich in die Bibliothek, die Stunden bis zur verabredeten Zeit sich mit Lektüre zu verkürzen. — —

Drüben am hohen Ufer, wo die Lehmwand steil in's Wasser hinunterfiel, ging nun die alte Marlen. Noch immer griffen ihre dürren Finger mechanisch vor sich in die Luft, und ihre Lippen murmelten, wie sie mit flatterndem Haar rüstig weiter schritt, aber ihre Augen glänzten anders als sonst, und es war, als glätteten die verzerrten Falten um ihre Mundwinkel sich allmälig mehr und mehr aus.

„Hätte ich blinde Katze es doch gleich an der Aehnlichkeit sehen müssen,“ brummte sie vor sich hin. „So war er — ja, so war er —“

Die Kniee fingen ihr an zu schlotiern; sie machte noch einige Schritte, dann setzte sie sich auf einen Stein.

„Am Ziel,“ murmelte sie fort, „ich darf ausruhen. Hätt' ich's vor zwanzig Jahren gewagt — vielleicht — doch nein,“ fügte sie schnell hinzu, „hinausgejagt als Betrügerin; man muß alt werden dazu, alt wie er, wie ich —“

Sie blickte sinnend starr zu Boden; ihre Stimme hatte die ihr eigenthümliche Schärfe verloren und klang fast weich und mild.

„Geweint,“ hob sie nach einer Weile wieder an, „geweint — ich glaube —“

Sie sagte nichts mehr, aber aus ihren Augen quollen helle Thränen und rollten über das welke Gesicht herab. Die Dämmerung begann um sie herzuziehen, ab und zu zuckte ein bläulicher Schein im Osten auf, und der Wind, der stoßweise über die Haide fuhr, trug ein leises Grollen von der See her. Die Alte achtete nicht darauf; sie lebte in einer andern Zeit, und andere Bilder drängten um sie her, wie ihr Blick über die weißgekräuselte Meeresfläche wie suchend an den Horizont hinüberstarrte.

„Fern, fern,“ sagte sie endlich, „wo mögen sie sein? Rasten sie noch um den wandernden Herd? Ob sie noch lebt, die Alte?“

Sie wiegte langsam den Kopf, dann stand sie auf. Die Dunkelheit nahm ungewöhnlich schnell zu; sie betrachtete noch einen Augenblick die Möven, die sich mit heftigem Gekreisch über den aufrauschenden Wellen tummelten.

„Es gibt Sturm,“ sagte sie, unbewußt laut mit sich weiterredend. „Er will noch Abschied von mir nehmen, der alte Freund. 's war lange Freundschaft. Wir haben manchen Tag und manche Nacht zusammen erlebt.“

Mit sicherem Fuß schritt sie an der Innenseite des Dammes weiter; der Himmel hatte sich mit leichtem Flor überzogen, der sich nach und nach einfarbig verdickte und den letzten Tagesschimmer nahm. Doch sie vermied, ohne die Augen zu gebrauchen, jedes Hinderniß und gelangte bald an die Strandkathe hinüber.

In der Thür trat ihr Djamar entgegen. Sie trug ihr enganschließendes Schifferkleid, das lange Haar unter der Mütze zusammengerollt.

„Kommst Du endlich, Mutter!“ rief sie ungeduldig. „Sie haben schon zweimal Zeichen gegeben und warten. Sieh', nochmals — wir müssen eilen.“

Ein helles blaues Flämmchen blitzte in diesem Momente einen Augenblick vor ihnen über der See auf und erlosch. Das Mädchen wollte in die Bucht hinunterhasten, aber die Alte faßte sie am Arm und hielt sie zurück.

„Bleib', Kind,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „es ist vorbei. Die können warten bis an den letzten Tag.“

Djamar blieb erstaunt vor ihr stehen.

„Was hast Du, Mutter?“ fragte sie verwundert.

Die Alte umschlang zärtlich ihren Hals.

„Mein Kind, mein liebes Kind,“ sagte sie schluchzend, „die Zeit ist um und das Bild kommt heran; ich habe es —“

Sie umschloß mit den Fingern krampfhaft den Arm des Mädchens und lachte vor Erregung. Dann fuhr sie ruhiger fort, während die Andere gespannt aufhorchte: „Ich war bei ihm; ich sagte Dir nichts vorher, ich war bei ihm. Ich sah ihn dieses Frühjahr, sein Gesicht war stolz wie ehemals, aber es lag ein Zug darin, der mir Muth machte. Ich kannte ihn an mir selbst, den Zug, man bekommt ihn, wenn man alt wird. Lange dennoch zögerte ich; heute morgen entschloß ich mich. Er hat geweint, Djamar — ich nicht — o, ich nicht; er hat geweint und Alles mir gesagt. Er hatte nicht recht, er hatte nicht unrecht, es war das Schicksal; ich hab's ihm vergeben, und es ist gut. Alles ist gut — sag' Lebewohl, Kind, wir gehen. Du bist seine Tochter, er will Dein Vater sein; er wird sein Erb' theilen zwischen Dir und Deinem Bruder —“

„Meinem Bruder?“ fragte das Mädchen hastig. „Habe ich denn einen Bruder?“

„Wir haben uns ja Alle getäuscht, und Niemand auf der Welt weiß es,“ sagte die Alte schnell. „Aber er hat es mir gesagt, Alles hat er mir gesagt, es ist ja nicht sein Neffe, es ist sein Sohn, und er wird gerne mit Dir theilen, denn er liebt Dich ja, und was Keiner geahnt, Ihr Beide habt's gefühlt, und es zog Euch zu einander vom ersten Augenblick.“

Die Alte stieß es erregt in abgebrochenen Sätzen heraus, aber plötzlich schauerte sie im Innersten zusammen, denn ein wilder, gellender Schrei unterbrach sie, und die Hände des Mädchens umkrallten tigerhaft ihren Arm.

„Seine Schwester —“

Es lag Etwas in dem Einen Wort, was der Alten wie ein unendlich weites, verhalltes Echo herüberklang. Es durchzitterte sie erschreckt, aber sie verstand es nicht mehr. Die Nägel der Finger, die ihren Arm gefaßt hatten, drangen ihr krampfhaft in die Haut. Sie wollte sich losmachen, doch mit übernatürlicher Kraft hielt das Mädchen sie willenlos festgebannt und sagte dumpf: „Ist's kein Irrthum, Mutter? Besinne Dich, bin ich seine Schwester?“

(Schluß folgt.)

Bilderräthsel.





„Ich habe Dich wieder!" (S. 561.)

Die Söhne des Verurtheilten.

Roman von W. Smith.

(Schluß.)

53. Zwei köstliche Szenen.

In einer und derselben Stunde, an einem der heitersten Junitage des Jahres 1859 bereiteten sich unter der geheimnißvollen Hand der Vorsehung gleichzeitig in London und in dem freundlichen Dörfchen Wynside zwei Szenen des Wiedersehens und Wiederfindens vor, die eine in Mr. Linley's Hause, die andere im Wirthshaus zum schwarzen Hirsch. Harry Hazeldean war mit seinem Vater von Australien wiedergekommen, und John Proudfoot, unser wohlbekannter „Jack mit der Laterne", hatte den ärztlichen Konsens, seine Schwester zu sehen. Er that dieß nicht, ohne vorher mit größter Sorgfalt seine Außenseite in ein möglichst vortheilhaftes Licht zu setzen. Mit Hülfe des alten Wylie Oldacre, der ihm Geld zu Gebote stellte, verschaffte er sich einen besseren Anzug, rasirte sich und ordnete sein Haar, so daß er das Aussehen eines Gentleman erhielt, und Samson kaum seinen Augen traute, als Jack ihm wieder zu Gesicht kam. Dieser wunderte sich fast über sich selbst und meinte, daß es ihm noch ganz leidlich gelungen sei, einen alten oxforder Studiosus herauszukehren.

Der Arzt, dessen anspruchsloses, mildes Auftreten auf Aurora den besten Eindruck gemacht hatte, sagte seiner Patientin, sie werde einen Besuch erhalten, der ihr gewiß Freude mache, und stellte ihr frei, diesen Besuch im Bett zu empfangen, oder sich anzukleiden, falls sie sich stark genug fühle. „Warum nicht? Ich fühle mich ganz gesund," erwiederte Aurora. — „Nur dürfen Sie sich nicht aufregen, Mylady," versetzte der Arzt, „weil sich die Entzündung Ihrer Kopfwunde erneuern könnte. Versprechen Sie mir das!" — „Mit Hand und Mund, Sir!"

Aurora kleidete sich an; sie befand sich selbst in großer Spannung und sann vergeblich darauf, wer der angekündigte Besuch sein könne. Als es bald darauf leise an die Thür klopfte, klopfte auch ihr Herz in lauteren Schlägen. Sie rief ein leises: „Herein!" und unser Freund erschien, unter Thränen lächelnd, in der geöffneten Thür. Ohne Besinnen oder Befremden erkannte ihn Aurora. „John, mein guter, lieber John!" rief ihm Aurora entgegen und breitete ihre Arme aus. Mit einem Jubelruf schloß sie der glückliche Bruder an seine Brust. „Gott sei gelobt, ich habe meine theure Schwester wieder!" — „O, Du mein lieber, einziger Herzensbruder, um den ich so lange gebetet habe, nun bist Du endlich, endlich wiedergekommen! Ich weiß wohl, mein guter John, was mit mir geschehen ist, ich weiß, daß ich lange, lange Zeit die Klarheit meines Denkens verloren gehabt habe; glaube daher nicht, ich sei mich meiner jetzigen Lage nicht bewußt, und fürchte nicht, daß ich mich über mich selbst irre. Nun, da ich Dich wieder habe, da Du mich beschützest, ist Alles gut. Gewiß, ich habe viel verloren, aber die Zeit und die Resignation, welche die Nothwendigkeit erzeugt, heilt die tiefsten Wunden. Wenn Du bei mir bleibst, John, bin ich glücklich. Mir ist, als sei ich aus einem langen, schweren Traume erwacht . . . wie bin ich nur aus dem finstern, entsetzlichen Hause gekommen, wo man mich so teuflisch mißhandelte?" — „Dieß Haus ist nicht mehr, liebe Schwester. Ein großer Brand hat es vernichtet, und ich rettete Dich durch das Fenster Deiner Zelle. Beim Herabsteigen auf einer Leiter traf Dich ein niederfallender Stein am Kopfe. Erschütterung und Blutverlust waren die Ursache Deiner Betäubung; ich glaube indeß, gerade diese Ursache hat in Dir das geistige Gleichgewicht wieder hervorgerufen, welches durch üble Behandlung von Dir genommen war. Das ist nun

Alles vorbei, Herz. Glaube mir, es wird uns gelingen, noch glückliche Tage der Zukunft wieder zu sehen. Unser Vater hat große Verluste erlitten. Die er liebte, wurden ihm alle durch den Tod entrissen, und die er von sich stieß, Du und ich, sind am Leben geblieben. Sollten wir nicht im Stande sein, Aurora, ihm das Verlorene zu ersetzen?" — „Armer Vater!" flüsterte Aurora in frommer Bewegung. „Laß uns versuchen, John, ob wir ihn versöhnen können. Wir wollen an ihn schreiben, daß wir bereit seien, ihm durch treue Dienste die Tage des Alters zu erleichtern." — John versprach dieß und theilte ihr mit, daß der Rechtsanwalt ihres Vaters, Mr. Wylie Oldacre, noch anwesend sei, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und wegen ihres weiteren Unterhalts das Erforderliche zu verabreden. Aurora empfing den alten Advokaten freundlich. Dieser überlieferte, auf eigene Verantwortung, eine Summe von fünfzig Pfund an John Proudfoot und erklärte, nunmehr nach London zurückreisen zu wollen, während er dem Geschwisterpaar vorschlug, die frische, freie Landluft in den Umgebungen des Dorfes noch einige Zeit zu genießen. Nur solle John ihm versprechen, weitere Nachricht zu geben, wenn er mit seiner Schwester den Aufenthalt wechsele, und ihn zu besuchen, falls er nach London gehe. John nahm ihm dagegen das Versprechen ab, ihm selbst weitere Aufklärungen an seinen Vater zu überlassen. Er, der selbst bereits mit einem Fuß im Grabe stand und sich des schrecklichen Ausgangs jenes Liebesverhältnisses zwischen Adair und Blanche erinnerte, zu welchem er seine Hand geliehen, verstand die höhere Mahnung, neben seinen Geschäften auch der reinen Menschlichkeit Rechnung zu tragen. Noch ein besonderer Grund bewegte ihn, John zu favorisiren: der ihm bekannte Widerwille des Squire Proudfoot gegen seinen Neffen Tom.

Die Geschwister, von der Wirthin, dem Arzte und der übrigen Umgebung mit zartester Aufmerksamkeit behandelt, genossen die wiedergewonnene köstliche Freiheit mit der innigsten Freude; sie streiften mit einander am Saume der Dorfgärten, zwischen den wogenden Getraidefeldern und auf den grünen Hügeln umher und waren Beide an Leib und Seele wie neugeboren. Ihre ganze Umgebung erinnerte sie lebhaft an das behagliche, entzückende Landleben in der Heimat und weckte ihre Sehnsucht, aber sie waren im Stande, alle, auch die trübsten Ereignisse, welche sie in der verlorenen Heimat wie in der öden Fremde erlebt, mit ruhiger Seele zu besprechen.

John erfuhr mit unbeschreiblicher Ueberraschung, daß seine Schwester mit Seymour Hazeldean heimlich getraut gewesen sei, so daß es diesem, wenn er gewollt hätte, ein Leichtes gewesen wäre, sie selbst wider den Willen ihres Vaters als seine Gattin zu beanspruchen und fortzunehmen. Dieß aber habe er nicht gethan, sondern sie den Händen des allzustrengen Vaters überlassen. Das Kind, welches sie, in Kezia Crowe's Beisein, Nachts zu Ashbrookhall geboren, sei am Leben gewesen, dessen erinnere sie sich genau. Aus Furcht vor dem Vater und dem älteren Bruder Herbert habe Kezia das Kind weggethan, und darüber habe sie das klare Bewußtsein des Geistes verloren. Was aus ihrem geliebten Sprößlinge geworden, wisse sie nicht. Sie brach bei der Erzählung dieser Umstände in Thränen aus und John hatte Mühe, sie zu beruhigen und zu trösten.

„Ich habe allerdings damals ein Gerücht vernommen," sagte er „daß der Flurschütz Trail ein todtes Kind im Flusse gefunden habe. Wenn aber Dein Kind am Leben gewesen, und Kezia es weggenommen hat, so kann das Gerücht mit diesem Kinde nicht im Zusammenhange gestanden haben, denn das Verbrechen eines Kindsmords traue ich der biedern Seele Deiner ehemaligen Wärterin nicht zu. Ich sehe daraus, daß wir nöthig haben, diese Wärterin aufzusuchen, wenn sie nicht längst das Zeitliche gesegnet hat ... sie müßte uralt sein, wenn sie noch lebte."

John sprach hierauf von seinen Abenteuern und erzählte seine Begegnung mit den Söhnen des Farmers Hazeldean, nach deren Aussage ihr Onkel entweder todt, oder ausgewandert sei. „Dieser war ohne Zweifel Deiner nicht werth, liebe Schwester. Mag er Dich geliebt haben, wie nur ein Mann sein Weib lieben kann; jedenfalls war er leichtsinnig und charakterlos. Wie hätte er Dich verlassen können? Ich vermuthe, er wollte Dich nicht zum Gemahl ohne den Theil des väterlichen Vermögens, welches Dir zukam. Also von ihm kein Wort mehr, Aurora. Aber ich möchte wohl wissen, was aus Hazeldean's Knaben geworden wäre. Harry war ein fester, zäher Bursch; wenn das Schicksal ihn nicht mit Keulenschlägen zerschmettert hat, ist er nicht untergegangen. Sein jüngerer Bruder war an Leib und Seele viel zarter und eignete sich weniger für ein Leben voll Ringen und Entbehrung. Schade, wenn die Jungen zu Grunde gegangen wären! Der letzte Versuch, sie zu sehen, führte zu meiner Einsperrung und daraus erwuchs mein Glück: ich fand Dich, meine Schwester! Mein Verkehr mit den Hazeldean's bildet also ein sehr wichtiges Glied in der Kette von Ereignissen, welche die Hand der Vorsehung über mich gebracht hat. Aber nun laß uns weiter gehen, liebe Schwester! Es leidet mich nicht mehr in diesem Dörfchen. Meine Seele ist in größter Bewegung und ihre Wellen werden sich nicht glätten, bevor ich weiß, wie wir künftig zu unserem Vater stehen werden."

Beide fuhren am andern Morgen, von den Segenswünschen der schlichten Landleute begleitet, in einem Wägelchen des Wirths zum schwarzen Hirsch nach London. Der Aufenthalt in London sollte sich nur auf wenige Stunden beschränken. John's Versuche, etwas über das Schicksal der Brüder Hazeldean's zu erfahren, schlugen fehl und er fuhr mit seiner Schwester, nachdem Beide sich entsprechend equipirt hatten, nach der Paddingtonstation. Zum ersten Male trug Aurora wieder ein schwarzes Kleid — ihr Widerwille gegen dunkle Farben war mit ihrem Irrsinn erstorben.

Die zweite Szene des Wiedersehens, welche zu Anfang dieses Kapitels erwähnt ward, ereignete sich, wie gesagt, in Linley's Hause. Lena kränkelte noch und hütete fast ununterbrochen das Zimmer, in welchem Harry gelitten hatte, als Letzterer in London eintraf. Er begleitete seinen Vater in das Gasthaus „zum Türkenkopf" und eilte nach der Gardenstreet. Mr. Linley schloß ihn in seine Arme, alle Bewohner des Hauses geriethen in frohe Bewegung, denn Alle hatten gefühlt, daß mit Harry's Abreise eine Lücke in dem Familienkreise entstanden war. Der Hausherr selbst führte den Wiedergekehrten nach Lena's Zimmer. „Da hast Du Deinen Ersehnten!" rief er gütig. Lena stieß einen Freudenruf aus und erhob sich, um Harry entgegen zu eilen; aber im nächsten Augenblicke besann sie sich und blieb zögernd stehen, indem sie die Augen niederschlug. Harry bemerkte mit Entzücken ihr plötzliches Erröthen; er stutzte einige Augenblicke und rang nach Fassung. Mr. Linley sah es und verließ rücksichtsvoll das Zimmer. Lena blickte durch Thränen lächelnd wieder schüchtern zu Harry hin. Da sank er vor ihr nieder und bedeckte ihre Hand mit Küssen. Als Mr. Linley nach einiger Zeit wieder in's Zimmer kam, fand er die beiden jungen Leute in trauter Umarmung und im lebhaften Gespräch über ihre gegenseitigen Erlebnisse und Empfindungen. Harry wollte aufspringen, da sein Chef erschien, aber Linley sagte, ihm die Hand reichend: „Glaube mir, mein wackerer Junge, ich empfinde die herzlichste Freude über diese Wendung der Dinge. Ich war einst in meiner Jugend arm und obdachlos, wie Du, und achte Den hoch, dem es gelang, so wie Du seine Stellung mit Ehren zu begründen. Mein Kind ist mein Alles, ich habe nichts vor Augen, als dieß Kind glücklich zu wissen, und ich wüßte nicht, wem ich sie mit mehr Vertrauen und mit mehr Liebe übergeben möchte, als Dir. Ihr sollt einander für's ganze Leben angehören, aber trennen soll uns nur der Tod." Hierauf wurden die weiteren Verabredungen getroffen.

Harry mußte in Mr. Linley's Wagen seinen Vater herbeiholen, welcher mit größter Ehrerbietung empfangen ward. Linley selbst sorgte dafür, daß in den londoner Blättern sogleich eine genaue Darstellung der gegen den ehemaligen Farmer eingeleiteten Untersuchung und der endlichen Enthüllung seiner Unschuld erschien. Der unschuldig Verurtheilte ward der Löwe des Tages, denn die meisten Engländer besitzen gegen ungerecht in ihrer Ehre Gekränkte ein entschiedenes Gerechtigkeitsgefühl. Gestützt auf die durch den Gouverneur von Südaustralien nach England berichtete Authentizität der letzten Geständnisse Quintin Schnaffel's, erhielt Hazeldean auch offiziell Gerechtigkeit. Er hatte unsäglich gelitten, aber er war nun wieder ein freier Ehrenmann so gut als irgend einer auf britischem Boden.

Der alte Hazeldean hatte indeß die größte Sehnsucht, aus London herauszukommen und seinen anderen Sohn, wie seine Heimat,

das Grab seiner Gattin und seiner Mutter wiederzusehen. Harry war entschlossen, ihn zu begleiten; er bedurfte der Erholung und sehnte sich eben so sehr nach Sim und seiner liebenswürdigen Cousine. Lena warf bei der Erörterung dieses Reiseplans einen Blick auf ihren Vater, den dieser verstand. „Was könnte glücklicher auf Deine Gesundheit einwirken, als eine Reise auf's Land, meine beste Tochter?" rief er. „Willst Du Deinen Verlobten begleiten, so bin ich bereit, mit Dir zu gehen." Jubelnd fiel Lena dem besten aller Väter um den Hals. Sie freute sich im Voraus auf den Umgang mit ihrer Freundin Primrose, die vergeblich gewünscht hatte, Lena während ihrer Krankheit pflegen zu dürfen. Am zweiten Tage nach dieser Verabredung fuhren die beiden Väter mit ihren glückseligen Kindern nach der Paddingtonstation, zur Reise nach Bristol.

54. Kezia's Geheimniss.

Zehn Minuten vor dem Abgange des Eilzugs nach Bristol ging John Proudfoot mit seiner Schwester auf dem Perron auf und ab, seine innere Unruhe litt ihn nicht im Wartesaale, und seiner Schwester war ebenso zu Muthe. Plötzlich fiel John's Blick auf einen jungen, wohlgekleideten Mann, der ihn forschend ansah, und gleich darauf bemerkte John hinter dem jungen Manne einen Greis, der ebenfalls seine Aufmerksamkeit im hohen Grade in Anspruch nahm. Daß er Beide schon gesehen, sagte ihm sogleich sein Erinnerungsvermögen, aber wo, und wie? Der Zweifel währte nur einige Augenblicke, dann hatte John in dem Alten den Farmer Hazeldean wieder erkannt, nur sein Haar war grau geworden, seine sonst frischen Wangen waren etwas eingefallen und seine Stirn lag in Falten, mehr in Folge des langen Grams als des Alters. Und der Jüngere? Sollte das wirklich Harry Hazeldean sein? Fast gleichzeitig begrüßten sich Beide mit Höflichkeit und richteten die Frage an einander: „Kennen Sie mich nicht?" Eine kurze Erklärung, freudige Ueberraschung, Händeschütteln folgte. Das Zeichen zum Einsteigen brach diese Szene ab, die dann in einem Coupé erster Klasse fortgesetzt ward. Die Leser werden wohl bereits errathen haben, daß die beiden Hazeldean, Linley und seine Tochter, John und Aurora Proudfoot zusammen nach Bristol reisten. Während der Fahrt wurden Erlebnisse erzählt und der Bund der Freundschaft besiegelt. Welch' eine reiche Kette wechselnder Schicksale knüpfte sich an die sechs Menschen! Mit wie tiefem Interesse, mit wie gewaltiger Spannung eilten sie jetzt dem Ziele einer Reise zu, die noch so manches Räthsel lösen, manches Bangen beseitigen, manche Wunde schließen sollte. Konnte sie nicht auch deren neue schlagen?

Wie staunten die alten Bewohnerinnen der Almosenhäuser, als eine so glänzende Gesellschaft in der Nähe der Asyle aus einer Karrosse stieg und dann nach eingezogener Erkundigung zu Fuße den Rest des Wegs bis zu Kezia Crowe's Wohnung zurücklegte. Die Alte saß fast regungslos, sinnend in demselben Lehnsessel, den sonst ihre Schwester Tabitha eingenommen hatte; sie war in Trauertracht, denn ihre „Tabby" hatte das Zeitliche gesegnet und sie allein gelassen, und dieser Verlust, ferner die Nachricht vom Tode des Erben von Ashbrookhall und ganz zuletzt die Botschaft vom Niederbrennen der Irrenanstalt, in welcher Aurora sich befunden, hatten die natürliche Altersschwäche in ihrem Zerstörungswerke so kräftig unterstützt, daß Kezia fast nur noch einem verschrumpften, vergilbten Skelett mit einem schwachen Reste von Leben glich. Es war nur ein dunkles Gerücht von der Rettung Aurora's zu ihr gedrungen; sie hatte einen Boten zum Squire Proudfoot gesandt und ihn bitten lassen, sie entweder auf kurze Zeit zu besuchen, oder doch wenigstens einen Wagen zu senden, obschon ihre alten Knochen eine Reise, und sei sie noch so kurz, kaum vertrügen. Bevor sie in's Grab steige, wolle sie dem Squire wichtige Eröffnungen machen. In diesem zuwartenden Stadium traf die Greisin ihren Besuch. Ihre Freude war natürlich grenzenlos, namentlich rührte sie die Erlösung des Farmers zu Thränen; es ward aber doch deutlich bemerkbar, daß all' die Neuigkeiten, die Kezia aus dem Munde so geliebter Menschen hörte, sie heftig angriffen. Sie stieß abgerissene Dankesworte zum Himmel empor und schnappte nach Luft. Lena reichte ihr das silberne Fläschchen mit Riechsalz, welches sie mit sich führte und streichelte der Alten die welken Wangen, und Aurora umschloß sie mit ihren Armen. Kezia's Blick heftete sich mit einem besonderen Ausdrucke auf die Letztere, und in diesem Blicke bekundete sich ein rascher Entschluß. „Ich bin gar nicht krank, meine geehrten Herrschaften," sagte sie mit einem gewissen Opfermuthe, „und wenn Sie mich ohne Aufschub mit nach Ashbrookhall nehmen wollten, würden Sie meiner alten treuen Seele rechte Gunst erweisen. Ich habe mit dem Squire etwas Wichtiges auszumachen und man kann doch nicht wissen . . ." Sie vollendete den Satz nicht. Hazeldean, der die Alte im Stillen für sehr hinfällig hielt, wollte ihr den Gedanken ausreden, sie erklärte aber dagegen, sie müsse den Squire sprechen, und auch Sim und Primrose müßten unterwegs mitgenommen werden. Die Alte behielt also recht und eine Stunde später fuhren Alle nach der Villa der Lady Beech.

Sim und Primrose hatten sich in treuer Liebe einander angeschlossen, und ihre milde Protektorin hatte bereits festgestellt, daß sie selbst nach der Majorennitätserklärung ihres Sohnes die Hochzeit Beider ausrichten und für eine selbstständige Lebensstellung Sim's Sorge tragen werde. Die Szene des Wiedersehens entzieht sich der Schilderung. Um was Sim und Primrose so oft gebetet: um Erhaltung und Errettung des guten Vaters — der Himmel hatte es gewährt. Ueberreich war der Segen, dessen sie gewürdigt worden waren; sie selbst hatten sich dem Elend und der Armuth entrissen. Die Unschuld war wieder zu Ehren und Freiheit gekommen, Jack mit der Laterne war wieder von Grund aus ein Gentleman, von Aurora's geistigem Auge war der umnachtende Schleier gefallen . . . Lady Beech, deren Sohn auf kurze Zeit abwesend war, ließ sich's nicht nehmen, in ihrem eigenen Wagen Sim und Primrose nach Ashbrookhall zu führen und bei dieser Gelegenheit „dem schwer geschlagenen, gänzlich umgewandelten Squire", ihrem Nachbar, einen Besuch abzustatten.

Die Sonne neigte sich zum Untergange und vergoldete die Dächer und Kuppeln von Ashbrookhall, die grünen und gelben Felder, die Spitzen der mächtigen Eichen und Buchen des Parks und Waldes und verwandelte den kleinen Fluß in ein breites Diamantenband, da fuhren zwei Wagen mit Gästen in den geräumigen Hof der „Halle" ein. Jack war der Erste, der den Boden seines Vaters betrat. Der alte mürrische Hausmeister kam herbei und begrüßte die Kommenden. Er erkannte John, er erkannte Aurora, er sah den alten Farmer aus dem Wagen steigen — alle diese Erscheinungen brachten ihn vor Verwunderung fast außer sich. „Wo ist mein Vater?" fragte John leise. — „Im Hause nicht, Sir," erwiederte der Diener. „Ich vermuthe, er ist wieder nach dem Friedhofe gegangen, denn das ist, seitdem auch Master Herbert's Leiche von Italien hergekommen und drüben begraben worden, sein gewöhnlicher Aufenthalt. Soll ich nach ihm senden?" — „Nein, nein, ich selbst werde ihn aufsuchen, Master Tick." — Er wendete sich gegen die Gesellschaft und sagte, daß er beabsichtige, mit seiner Schwester den Vater zuerst auf dem Friedhofe zu sehen. Er bat, die Uebrigen möchten sich bis dahin von dem Hausmeister in das Bibliothekzimmer geleiten lassen. „Ich ziehe einen Spaziergang und ein zufälliges Zusammentreffen mit Ihrem Herrn Vater vor," meinte Lady Beech, und die Männer stimmten dem bei. Nur Kezia ward in's Haus gebracht. In der Nähe des Friedhofs schieden sich die Gäste in Gruppen. Der Farmer, Harry und Sim gingen still zu den Gräbern ihrer Lieben. John und Aurora wandelten voraus nach dem Begräbnißraum ihrer Familie. Schon von Weitem sahen sie den Squire neben dem frischen Grabe seines Enkels auf einer steinernen Bank sitzen. Er lehnte sich an das Marmordenkmal auf dem Grabe seiner Gattin und starrte brütend vor sich hin. Wie hatte sich dieser Mann äußerlich verwandelt! Wie grau, mager und hinfällig war er geworden! Er glaubte sich ganz allein und unbeachtet. Ein schwerer Seufzer, ein Stöhnen mehr, entrang sich seiner Brust. Da vernahm er ein leises Geräusch, er blickte auf und sah, kaum fünf Schritte entfernt, Arm in Arm an's Eisengitter tretend, die Gestalten einer trauernden Dame und eines Mannes. John hatte den Hut abgenommen und schaute mit seinen großen klaren Augen voll Rührung auf den alten Mann. „Vater!" rief er halblaut, die Hände ausstreckend. „Vater!" In diesem einzigen Worte mit seiner wehmuthvollen, bittenden Betonung lag Alles, was Jack hätte sagen können. „John!" rief

der Squire, überrascht auffahrend. „John, Du bist's wirklich?" — „Ja, Vater — und dieß ist Aurora!" — „O Gott, ist es denn möglich! Auch Du, mein Kind? Und so ruhig, so wohl siehst Du aus! Mein Gott, mein Gott! Der einsame Mann weiß nicht, was er denken und sagen soll." — John war vor dem Alten auf die Kniee gesunken: „Ich bin besser geworden, Vater!" flüsterte er. Der Squire hob ihn rasch auf und riß ihn, riß seine Tochter an seine hochathmende Brust. „Still davon!" erwiederte er. „Auch ich habe im Leben oft und schwer gefehlt, und darum verlor ich so viel, und siehe, als ich besser ward, als ich still in mich selbst einkehrte, da schenkte mir Gott euch wieder, und Gott sei gepriesen! Kommt Kinder!" Er führte Beide hinweg. Plötzlich blieb er betroffen stehen. „Was ist das dort? Leute an Hazeldean's Gräbern!" — „Ja, Vater, es ist der Farmer mit seinen Söhnen. Seine Unschuld ist wie durch ein Wunder gesetzlich konstatirt, und seine Kinder sind sehr brave, glückliche Jünglinge geworden. Wir sind unabsichtlich von London nach Bristol zusammengereist."

Ohne ein Wort zu sagen, schritt der Squire auf Hazeldean zu und reichte ihm die Hand. „Guten Abend, Farmer!" sagte er warm. „Wir wollen vergessen, was hinter uns liegt, um unserer Kinder willen!" — „In Gottes heiligem Namen!" entgegnete Hazeldean einschlagend. Dann folgten weitere Aufklärungen, die Vorstellung der übrigen Gäste, gemeinschaftliche Wanderung nach der „Halle". Der Squire schien verjüngt und machte den raschen, aufmerksamen Wirth. Alle Dienstleute der Besitzung wurden in Bewegung gesetzt. Es galt ja den längst verschwundenen Ruf der Gastlichkeit wieder zu erobern! Eine Stunde später saßen Alle bei einem splendiden Souper, wie es für einen warmen Sommerabend geeignet, im Park, und die besten Weine, die lange unangetastet im Keller geruht, zierten die Tafel. Freude mit Ernst gemischt, war die herrschende Stimmung. Selten mag an einer Tafel unter so wenig Gästen so viel Stoff zur Unterhaltung darzubieten gewesen sein. Aber mitten in der Unterhaltung ward der Squire zur alten Kezia gerufen, die in's Bett hatte gebracht werden müssen. Sie ließ ihn bitten, seine Tochter Aurora und Primrose mitzubringen. Gespannt betraten alle Drei das kleine Stübchen, in welchem Kezia früher stets gewohnt hatte. „Man kann nicht wissen," begann die Alte kraftlos, „ich könnte noch heute zu meinem Herrgott gerufen werden, denn ich befinde mich nicht gut, Sir, und bin sehr, sehr alt, Sir! Und ich möchte nicht gern mein Geheimniß mit in die Erde nehmen, das Sie betrifft, Sir. Sehen Sie hier dieß liebe, herzige Mädchen da, Sir, die ich gut gehalten habe und die ein rechter Edelstein geworden ist, Sir — das ist Ihre rechte Enkelin, und Mrs. Aurora ist Primrose's Mutter, Sir." Der Squire blickte ungläubig und wie es schien unangenehm berührt, bald auf Kezia, bald auf Primrose und seine Tochter. „Es ist die gesetzliche Tochter von Seymour Hazeldean, Sir, dem Gentleman, wie er genannt wurde, und der in Amerika verstorben sein soll. Hier sind die Certifikate, Sir." Sie zog einen ledernen Beutel von ihrer Brust und entnahm demselben zwei vergilbte Papiere. Das Eine bescheinigte die zu Chepstow in Wales zwischen Seymour Hazeldean und Aurora Proudfoot vor mehr als zwanzig Jahren geschlossene Ehe; das Andere war das Taufzeugniß von Rosa Hazeldean, Tochter von Seymour und Aurora Hazeldean, geborene Proudfoot, von der Kirche desselben Dorfes in Wales. Der Squire konnte die Echtheit der Certifikate nicht bezweifeln, verlangte aber weitere Aufklärungen. Kezia erzählte, die Heirath sei bei Gelegenheit eines Besuchs seiner Tochter bei ihrer Tante, Lady Lewellyn, erfolgt. Er selbst habe in dem Wahne gestanden, Aurora habe das Kind, von welchem sie in Gegenwart Kezia's entbunden worden, im Irrsinn ertränkt. Dieß sei jedoch nicht der Fall; sie, Kezia, habe das Kind gerettet und nach Greenfields zu Hazeldean's gebracht. Dort sei es, wie des Farmers eigenes Kind, in Züchten und Ehren erzogen worden, aber nie habe Primrose erfahren wer sie sei, und habe keine Ursache gehabt, durch Uebermuth zu verderben. „Es ist mir nun leichter, Sir, weil das Geheimniß von meiner Seele ist. Bewahren durfte ich's nicht mehr, da Alles so glücklich gekommen, und die gute Aurora Ihnen ebenfalls wiedergegeben ist, Sir."

Des Squire's Herz war voll bis zum Ueberfließen; fast war's zu viel, was dem alten Manne auf einmal zugemuthet ward. Er drückte nur stumm seine Tochter und seine Enkelin an die Brust und verließ dann mit ihnen das Gemach. Kezia war sehr matt und wünschte zu schlafen... Noch an demselben Abend wurde das neuentdeckte Verhältniß den Gästen proklamirt. Die Anwesenheit der Lady Beech erleichterte Sim und Primrose die Erklärung und die Gutheißung ihres stillen Verlöbnisses.

Ashbrookhall mit seinen Umgebungen erhielt nun für die nächste Zeit in Folge der letzten Ereignisse und der Anwesenheit von glücklichen Gästen einen festlich heiteren Anstrich, der aber durch Kezia's Tod etwas getrübt ward. Die Alte erkrankte noch in derselben Nacht, die der Enthüllung ihres Geheimnisses folgte, ward zwar der Pflege eines Arztes übergeben, starb aber zwei Tage später an Altersschwäche.

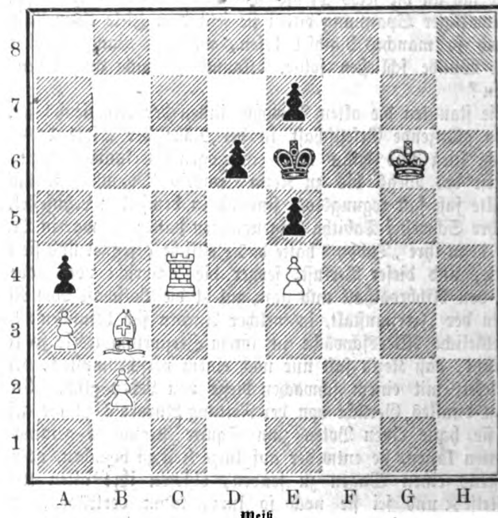
Noch ehe Linley mit seiner Tochter und Harry nach London zurückkehrte, bewerkstelligte er in zartester Weise, daß Farmer Hazeldean mittelst eines Kapitals, welches er ihm vorstreckte, das Gut Greenfields wieder übernahm; sein Sohn Seymour sollte, nach Auflösung seines Engagements bei dem jungen Grafen Beech, des Vaters Beistand werden und Primrose heirathen. Drei Monate später wurden in der alten Kirche zu Ashbrook zwei liebenswürdige Paare feierlich eingesegnet: Harry und Lena, Seymour und Primrose. Kurze Zeit später folgte Trauer dem frohen Doppelfeste: der Squire starb, und John trat in seine Rechte, doch dieser übertrug sie auf Sim und seine liebliche Rose, blieb mit seiner Schwester zu Ashbrookhall wohnen und lebte gleich ihr von gewissen vorbehaltenen Revenüen. Harry ward seines Schwiegervaters Compagnon und rechte Hand. Der Besitz des liebenswürdigsten, intelligentesten und ergebensten Weibes machte das Glück des ehemals armen, obdachlosen Knaben vollkommen. Aus den Vereinigten Staaten kam zum Farmer Hazeldean die Nachricht vom Tode seines Bruders; er war während eines Hazardspieles von einem Mitspielenden niedergeschossen worden. Durch eine seltsame Schickung kam Susan, die uns wohlbekannte Magd, mit Samson zusammen und ward sein Weib. Unsere Geschichte ist zu Ende.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn T. Wells.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 523:

Weiß.	Schwarz.
1) D. G 2 — A 2 †	1) K. A 5 — B 5.
2) S. F 3 — D 4 †	2) K. B 5 — C 5.
3) D. A 2 nimmt D 5 † . .	3) T. D 6 nimmt D 5 oder K. C 5 nimmt D 5.

4) T. F 6 — C 6 oder T. F 6 — F 5 Schach und Matt.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. | Nº 48. | Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

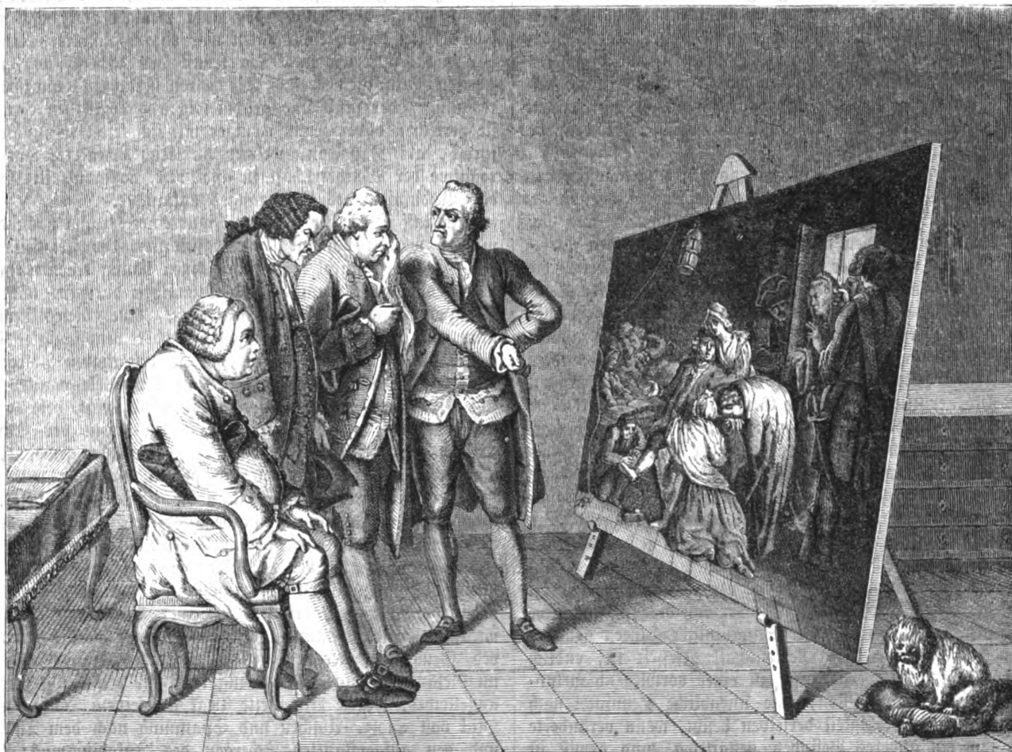
Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die vier Temperamente.

Von

Karl Teschner.

Man ist gewöhnt, von altersher vier Temperamente oder Gemüthsarten anzunehmen, und zwar: das sanguinische, das cholerische, das melancholische und das phlegmatische. Mit dem sanguinischen Temperament verbindet man „große Beweglichkeit und Erregbarkeit bei geringer und wenig anhaltender Selbstthätigkeit, viel Phantasie bei wenig anhaltender Tiefe des Gemüths, rasch wechselnde, aber nicht tiefgehende Leidenschaften, schnell vorübergehende Affekte, Neigung zu Genußsucht, Flatterhaftigkeit, Leichtsinn, vorwiegend heitere Lebensanschauung". Der Cholerische hat ebenfalls „starke Reizbarkeit, aber eine dieser Stärke entsprechende Thatkraft, lebhafte Empfindungen und Affekte, rasche Entschlüsse, rasche That, heftige Leidenschaften, Neigung zu Herrschsucht, Zorn, Stolz, aber auch zu Großmuth und Freigebigkeit". Vom Melancholiker sagt man, daß er sich „mehr mit sich selbst als mit der Außenwelt beschäftigt, daß er ernst, verschlossen, treu, beharrlich, sorglich, zu Traurigkeit und Trübsinn, zu aszetischer Religiosität und Menschenfeindlichkeit geneigt" sei. Endlich charakterisirt man das Phlegma gemeinhin als das „Vorherrschen von Trägheit, Liebe zur Ruhe und Bequemlichkeit, und demgemäß lieber Verzichtleistung auf Genüsse, deren Erringung Anstrengung erheischt; ferner Unerregbarkeit, Mangel an heftigen Leidenschaften, Mangel an Einbildungskraft, Bedächtigkeit im Handeln" ꝛc.



Die vier Temperamente vor dem Gemälde „Ludwig XVI. im Gefängniß". Von Daniel Chodowiecki.

Physiologisch gründeten die Alten diese vier Temperamente auf das Vorherrschen der schwarzen oder gelben Galle, des Blutes oder der Lymphe im Körper; daher auch die Namen derselben. Demgemäß stellten sie den Grundsatz auf: der Phlegmatiker sei gewöhnlich fett, gedunsen und bleich; der Melancholiker mager, schwerblütig, kalt, langsam; der Sanguiniker rothblütig, warm, blühend, beweglich; der Choleriker braun, von derber, aber nicht feister Textur und Struktur. Napoleon I. gilt als Muster eines Cholerikers, Falstaff als exemplarischer Phlegmatiker, der Prinz von Oranien, welchen Alba hinrichten lassen wollte, als Melancholiker, Klärchen im Egmont als Beispiel der Sanguinik. Die Wissenschaft von den Temperamenten geht noch weiter und vindizirt z. B. dem Phlegmatiker die Tugend der Verträglichkeit, dem Choleriker das Gegentheil.

Diese Anschauung läßt sich fast mit der alten Lehre von den vier Elementen Feuer, Wasser, Luft und Erde vergleichen, von denen allein das Getriebe unseres Planeten, ja der ganzen Welt abhängen sollte, während die vervollkommnete Naturwissenschaft Hunderte von Elementen entdeckt und nachgewiesen hat. Eben so veraltet und in den Windeln liegend ist die Annahme von vier Temperamenten.

Es ist allerdings keinem Zweifel unterworfen, daß im Keime des werdenden Menschen auch häufig die Bedingung einer bestimmten Gemüthsart gegeben ist — oft herrscht die Gemüthsart des Vaters, oft die der Mutter vor, oft sind beide zugleich angestammt; es ist aber auch psychologisch festgestellt, daß entschiedene Abweichungen so zahlreich vorkommen, daß als durchgehende Norm die Annahme angeborner Temperamente kaum stichhaltig ist. Aber selbst diese Norm angenommen, so ist die reine Temperamentsspezies ein Rohprodukt, das im Laufe der Zeit selten unverändert bleibt. In der zivilisirten Welt leben die wenigsten Menschen nach ihrem Instinkte — welcher der Erhaltung der Temperamentsspezies noch am Förderlichsten ist — sondern sie werden abhängig von allerhand Einflüssen, die zwar außer ihnen liegen, auf ihr Inneres jedoch die bedeutendste Wirkung üben. Die Ernährung, die Erziehung, die Schule, die Gewöhnung, der Umgang mit Anderen, das Klima, genug, die ganze Summe der Lebensverhältnisse nehmen mit dem Naturmenschen, oft auf die unbarmherzigste Weise, die stärksten Aenderungen vor. Nicht nur sein Körper, sondern auch sein seelisches Wesen wird geknetet, geformt und wieder aufgelöst, um anders geformt, getüncht, gehärtet oder mürbe gemacht zu werden. Der heiterste Knabe wird der traurigste Jüngling, der ernsteste Mann, oder umgekehrt.

Man halte einen Menschen von Jugend auf eingeschlossen wie ein wildes Thier, und er wird eine andere Gemüthsart offenbaren, als wenn er mitten in den Strudel des Lebens gestellt und sich völlig selbst überlassen worden wäre. Zwischen den beiden Extremen liegt eine große Skala der Empfindungs- und Denkweise, die sich nicht in den engen Rahmen von vier genau begrenzten Temperamenten spannen läßt. Die Noth bildet eine andere Gemüthsrichtung als der Ueberfluß, der Sturm des Unglücks eine andere als die Paradiessphäre des Glücks, die Knechtschaft eine andere als die Freiheit. Edle Verhältnisse, ein edler Umgang werden ebenso veredelnd, erheiternd auf das Gemüth wirken, wie triviale Zustände, rohe Behandlung u. s. w. düstere, menschenfeindliche oder auch dumpf und dumm phlegmatische oder melancholische Gewohnheiten erzeugen. Auf diese Weise können also die physiologisch erklärbaren Temperamentsäußerungen sehr häufig Krankheitszustände oder vorübergehende Zustände des Behagens und Unbehagens, und nicht natürliche Gemüthsrichtungen sein. Es kann sehr wohl vorkommen und kommt auch häufig vor, daß derjenige Mensch, dessen Gemüthsart sich cholerisch äußert, mit großer Ueberlegung handelt und nichts weniger als großmüthig ist, oder daß der Phlegmatische mit nachhaltiger Energie studirt, der Sanguinische äußerst arm an Phantasie oder von einer tiefen Leidenschaft gefesselt ist, endlich Derjenige, welchen Lebensverhältnisse zu einer vorwiegend melancholischen Auffassung verurtheilen, eine unendliche Sehnsucht nach Heiterkeit und sogar die Fähigkeit derselben besitzt, wenn veränderte Verhältnisse ihm ein anderes Befinden gestatteten, und gewiß ist der Hang zu asketischer Frömmigkeit mit der melancholischen Lebensanschauung, welche ein Produkt der Lebensverhältnisse ist, nicht nothwendig oder auch nur der Regel nach zu verbinden. Gerade Melancholiker nach der alten Klassifikation, die sich von der Gesellschaft aus Neigung fern halten und sich viel mit sich selbst beschäftigen, sind oft die tiefsten Denker und freisinnigsten Köpfe. Auch die Ueberzeugung, das Klima, die Landesgewohnheit bestimmen die Temperamentsäußerungen. Der Cholerische wie der Sanguiniker werden nicht nur zögern oder gar nicht handeln, mögen sie thatkräftig sein oder nicht, wenn die Handlung ihrer Ueberzeugung oder Neigung nicht entspricht. Der Spanier und Franzose, der heißblütige Mexikaner greift zum Messer und ist rasch fertig zur Zornesthat, während der kühlere Deutsche, langsamer erhitzt, sich dann mit Bierseideln und Stuhlbeinen begnügt. Im Spanier wirkt der traditionelle Stolz, im Franzosen die Ruhmsucht, im Engländer der Nationalstolz und die Ueberzeugung von der Kraft seiner Regierung. Alle diese Empfindungen erzeugen raschere, energischere That, als z. B. die Zerfahrenheit und nationale Gedrücktheit des Deutschen. So wirken also die Umstände auf das sogenannte Temperament.

Neulich standen in London zwei Individuen unter Anklage: ein Hinduknabe, weil er einen Menschen, der ihn beleidigt, mit dem Messer verwundet, und ein Amerikaner, welcher auf öffentlicher Straße gegen einen andern den Revolver entladen. Beide beriefen sich nicht auf ihr Temperament, sondern auf die Gebräuche ihrer Heimatländer. Der Hinduknabe war in der gedrücktesten Stimmung und im Elend, aber er wußte nicht anders, als daß man in seiner Heimat Injurien mit dem Messer rächt; und der Yankee hatte mit einem gewissen Phlegma zur Schießwaffe gegriffen, weil er daran gewöhnt war und nur die Oertlichkeit mit irgend einer Straße von St. Louis oder Cincinnati verwechselte.

Beispiele für oder gegen gewisse Temperamente sind äußerst trügerisch. Napoleon's Stellung gestattete ihm, seinem cholerischen Wesen die Zügel schießen zu lassen. Mancher seiner Generale, der den Sturm seines Zornes ruhig aushielt, war vielleicht heftiger als der Imperator selbst, aber er war nicht in der Lage, sich cholerisch zu zeigen. Gewohnheit, Selbstbeherrschung thut viel. Was hatte z. B. Fouché für ein Temperament, oder Talleyrand, oder der gewaltige Metternich, der nicht weniger stolz war wie Napoleon? Bei diesen Diplomaten war eine bestimmte Gemüthsspezies gar nicht zu erkennen. Die Kunst des Lebens war ihnen zur zweiten Natur geworden. Sie waren heftig aus angewöhnter Berechnung, oder sanft und geschmeidig aus demselben Grunde, und sie geriethen dabei gewiß weniger mit sich selbst in inneren Widerspruch, als Napoleon, welcher äußerlich donnerte, um die Prärogative der Weltherrschaft zu affektiren, während in ihm bereits das Bewußtsein des Unterganges auftauchte.

Falstaff ist die ausgeprägte Figur einer Bramarbas; die Phlegmatiker werden sich für die Klassifikation der Feigheit bedanken. Im Gegentheil findet man unter ihnen häufig einen wahren Stiermuth, obschon Stumpfheit und Dummheit durchaus nicht mit dem Phlegma Hand in Hand gehen muß. Auch dieses Temperament kann ein angewöhnter, anerzogener oder beabsichtigter Gemüthszustand sein. Die Eigenschaft des unzerstörbaren Phlegma findet sich selten in der Wirklichkeit. Wenn dem Phlegmatiker — figürlich gesprochen — das Wasser an die Kehle steigt, hebt er die Beine und schwimmt aus Leibeskräften. Oder wenn der Sanguiniker, an die lockersten und leckersten Lebensgenüsse gewöhnt, plötzlich bankerott macht und in's Elend geräth und alle seine sardanapalischen Comforts vermißt, kann die tiefste Melancholie, die sich allmälig zum Wahnsinnszustande ausbildet, an ihn heranschleichen und ihn zum Selbstmord oder in's Irrenhaus treiben.

Schon häufig haben Künstler die sogenannten vier Temperamente zu Gegenständen der Anschauung gemacht, aber eine sehr originelle Idee bekundet sich in einer Skizze von Daniel Chodowiecki: die Repräsentanten der Temperamente in der Anschauung des Gemäldes, welches den unglücklichen König Ludwig XVI. im Gefängniß zeigt. Der König wird für den Gang zum Schaffot angekleidet; Marie Antoinette liegt an seinem Halse, mit einem Blick voll Stolz, Abscheu und Spannung nach dem Thüreingange und den aufgepflanzten Schergen des Jakobinismus; Prinzessin Elisabeth umfaßt Ludwig's Kniee, der treue Kammerdiener Clery küßt mit Inbrunst Ludwig's Hand; im Hintergrunde sind der

würdige Malesherbes und die Kommissäre des Revolutionstribunals. In der Thür erscheint der nicht vereidigte Priester, Abbé Edgeworth von Firmont, welcher dem König die letzten Tröstungen der Religion gewähren soll . . . Es sind also Gegenstände der stärksten Wirkung auf die Empfindung, welche sich den Beschauern darbieten. Der Choleriker ballt die Faust, sein Blick flammt in Zornesfeuer, seine ganze Haltung athmet Erbitterung und Energie; er verwünscht die nichtswürdigen Blutmenschen, welche es wagten, die ruchlosen Hände an das geheiligte Haupt eines Gesalbten des Herrn zu legen. Es ist ihm nicht genug, daß sie sich später selbst gegenseitig zerfleischen, er möchte sie nochmals in seiner Faust vereint haben und zermalmen. Der Sanguiniker steht voll Rührung. Die Anordnung der Figuren des Gemäldes ist so drastisch, die Tragik des Abschieds und der Hinrichtung an dem naßkalten Januarmorgen vergegenwärtigt sich so lebhaft in seiner Phantasie, daß ihm Thränen in die Augen quellen. Der Melancholiker blickt in düsterem Sinnen vor sich hin; man weiß nicht, ob er den Mördern grollt, oder ob in seinem Hirn die Ueberzeugung von der Schuld des Königs mit dem Mitgefühl für sein Schicksal streitet. Der Phlegmatiker sitzt in der bequemsten Position, die Hände auf die Kniee gestützt. Mit einem fast kindlichen Staunen blickt er auf das „schöne Bild" mit den vielen Figuren, auf die Bajonnete der Soldaten der Republik und auf die kuriose Laterne, die an der Decke des Gefängnisses baumelt. Von Schauer oder Entrüstung verspürt er gar nichts. Das Phlegma ist hier zugleich als sein äußerstes Extrem, nämlich als Blödsinn geschildert; es ist karrikirt. Der trübselig dreinschauende Hund ist das Gegenbild dieser Karrikatur. Es ist eine Veranschaulichung der Temperamente nach der alten Weise, die nicht treffender hätte ausfallen können.

Mehr oder weniger ist diese Anschauung antiquirt. Ein menschliches Gemüth ist ein viel zu komplizirtes Ding, um ihm, nach Maßgabe eines in ihm vorherrschenden Temperaments, gewisse Eigenschaften theoretisch ganz abzusprechen, andere absolut zuzuschreiben. Selten ist eine solche normative Scheidung zulässig. In einem einzigen Menschen können sich starke Reizbarkeit, Jähzorn, Hang zur Einsamkeit, Stolz und Selbstgefühl, tiefe Leidenschaft, Neigung zum Wechsel geliebter Gegenstände, Genußsucht, Schwung der Phantasie, Thatkraft, Freigebigkeit, Liebe zur Bequemlichkeit und Unthätigkeit, Schroffheit, Geschmeidigkeit, Behendigkeit, Trübsinn, Ernst und Humor und noch manche andere wirklich ausgeprägte Züge vereinigt finden, nur daß die meisten davon zu verschiedener Zeit, je nach den Umständen und Verhältnissen, welche die Stimmung machen, zur Bethätigung gelangen. Menschen mit absolut harmonischen Eigenschaften sind weit seltener, als solche voll scheinbarer oder wirklicher Widersprüche.

Am segensreichsten wirken auf die Harmonik des Gemüths: Gesundheit, Erziehung und Freiheit. Bedientenseelen, welche, im Schmerz sich windend, noch ein devotes Lächeln erübrigen, haben gar kein Temperament, sondern immer nur die Temperatur, welche die Laune des Herrn ihnen gestattet.

Durch die Watten nach der Insel Sylt.

Von

Graf Adelbert Baudissin.

(Bild S. 569.)

Der Hafen von Hoyer, von dem die Ueberfahrt nach der Insel Sylt bewerkstelligt wird, ist während der Ebbe eine tiefe, fast wasserlose Rinne, die im Osten durch einen grasbewachsenen Seedeich begrenzt wird, in welchem sich eine mächtige Schleuse befindet, — während rechts und links ein Damm hinläuft, der von Schlick aufgeführt und mit Strohflechtwerk bedeckt ist, damit die Seeleute, wenn sie ihr Fahrzeug aus dem Kanal herausbugsiren, festen Fuß fassen können. Hinter den beiden Dämmen liegt das Wattenmeer, und draußen, in nebelgrauer Ferne, toben die Wellen der Nordsee, die regelmäßig, wie der Pendelschlag der Uhr, vom Festlande zurückweichen, um mit erneuerter Macht zurückzukehren und mit donnerähnlichem Getöse ihren Gischt über die von Menschenhand erbauten Erdwälle zu spritzen.

Als ich meine Forschungen beendet, erschienen drei stämmige Seeleute, die von dem Kapitän des Kutters gemiethet waren um unser Fahrzeug in das offene Meer hinaus zu bugsiren. Es waren ein alter Mann von über sechzig Jahren und zwei jüngere, rüstige Bursche im besten Mannesalter. Trotz des starken Regens waren sie nur mit Hemd, leinener Hose und einem Südwester bekleidet; die Beinkleider reichten kaum bis an die Kniee, der untere Theil des Beins und die Füße waren nackt. Ein Tau, das vorn an den Bugspriet, den fast horizontal über den Schnabel des Schiffes hervorragenden Mast, befestigt war, wurde ihnen zugeworfen, sie machten drei weite Schlingen an das Ende, die sie sich über Brust und Schultern warfen, drückten den Südwester fest in die Augen und begannen ihre mühsame Arbeit, indem sie Einer hinter dem Andern auf dem schlüpfrigen Damm hergingen und mit vereinten Kräften den Kutter vorwärts bewegten. Der Damm war so schlüpfrig, daß sie jeden Augenblick ausglitten und Gefahr liefen, in den Kanal oder — was fast noch schlimmer gewesen wäre — in die Watten zu fallen. Einige Minuten mochte die langsame, kaum bemerkbare Bewegung des Kutters gedauert haben, als wir festsaßen und trotz aller Anstrengungen der Seeleute nicht flott gemacht werden konnten; der Kapitän mußte daher die Schleuse in dem Außendeich aufziehen lassen; die ungeheuern Thore, die selbst der heftigsten Springflut Widerstand zu leisten vermögen, drehten sich langsam in ihren Angeln, und mit donnerähnlichem Getöse stürzten sich die Wasser der Widau in den Kanal und hoben unser Schiff wie eine Feder in die Höhe. Hätten wir in diesem Augenblicke Ostwind gehabt, so hätten wir die Segel aufziehen und durch den Kanal in das offene Meer hinausfahren können; der Wind war aber so ungünstig wie möglich und blies uns gerade in die Zähne. Es war daher an Segeln nicht zu denken, und wir mußten uns bugsiren lassen.

Ich habe schon erwähnt, daß wir schlechtes, regnerisches Wetter hatten; die grauen Watten, die sich in unendlicher Ausdehnung unserem Auge darboten, gewährten einen über alle Maßen düstern und melancholischen Anblick! Dieser „Tanzboden der Nordsee", auf dem sich die Wogen tummeln, wenn der Sturm zum lustigen Tanze aufspielt, diese öde und unabsehbare Schlickmasse vermag selbst den fröhlichsten und glücklichsten Menschen zum ernsten Nachdenken zu stimmen; denn aller Schlick, alle Watten, all' das „künftige" Ackerland ist den friesischen Inseln geraubt und von den brausenden Wellen des Meeres gegen das Festland getragen worden. Alle Schrecken der entsetzlichen Springfluten, welche im Laufe der Zeit Nordstrand, Pelworm, Sylt, Föhr, Amrum und wie die Zauberinseln der Nordsee alle heißen, zerrissen und verschlungen, treten uns vor die Seele, wenn wir in das öde Wattenmeer hinausstarren. „Die groote Mandrank" (die große Menschenertränkung) heißt noch heute im Munde der Friesen die schreckliche Wasserflut, welche vor ein paar hundert Jahren hunderttausend Menschen und unzähliges Vieh verschlang, — und das Land, das diesen Unglücklichen eine Stätte des Wohlstandes und des Friedens gewesen, liegt jetzt als Schlick in unendlicher Ausdehnung vor uns, und ist nur von Seevögeln bewohnt, die mit der Flut hinausziehen, mit der Ebbe wiederkehren, und durch ihr monotones, heiseres Geschrei das Schauerliche der ganzen Szene vermehren helfen. Wo ein tiefer gelegenes Fleckchen auf den Watten liegt, das selbst während der Ebbe vom Wasser überspült bleibt, haben sich wolkenähnliche Schwärme von Regenpfeifern, Austernfischern, Säbelschnäblern und anderen Sumpfvögeln niedergelassen; Möven in unendlicher Zahl watscheln auf den Watten hin und her, und wenn ein Schwarm sich erhebt und mit seinem Wehklagen die Luft erfüllt, steigen Tausende und Hunderttausende ihrer Genossen auf und fliegen mit Sturmeseile einem anderen Platze zu, um Myriaden von Schnecken und Seethieren zu vertilgen. Selbst in der Nacht scheinen diese Thiere keine Ruhe zu haben, denn man hört fortwährend ihre heiseren Locktöne durch das dumpfe Toben des Meeres.

Unser Kutter bewegte sich langsam zwischen den Watten dem offenen Meere zu. Die Schiffsleute wandten ihre ganze Kraft an, um uns gegen den immer heftiger werdenden Wind zu bugsiren; den Kopf vornüber gebeugt, den Strick mit beiden Händen um-

fassend, damit er ihnen die Brust nicht zusammenschnürte, setzten sie vorsichtig einen Fuß vor den andern, unbekümmert um den Regen, der sie bis auf die Haut durchnäßte und ihnen ohne Unterlaß in das Gesicht peitschte. Wir hatten unsere Reise erst um sechs Uhr antreten können, weil der Kapitän auf die Post hatte warten müssen, die er nach Sylt bringen sollte. Im hohen Sommer ist es um sechs Uhr noch heller Tag; aber auf der Nordsee kann es selbst um die Mittagsstunde so düster sein, daß man kaum einige hundert Schritte weit sieht, wenn schwere Regenwolken sich herabsenken und Himmel und Erde sich vermählen, — geschweige denn um sechs Uhr Abends! — Die Flut fing allmälig an zu steigen; der Damm, auf welchem die Seeleute einherschritten, ragte schon viel weniger aus dem Wasser empor als vorher, und an einzelnen Stellen waren die Watten schon ganz überspült. Der heftige Westwind beschleunigte die Flut, sie schien von Minute zu Minute schneller heran zu kommen, und nicht lange, da waren die unabsehbaren Strecken, die vor kaum einer Stunde trocken dagelegen, von hüpfenden Wogen verschlungen, die in rastloser Eile dem Festlande zudrängten, und sich gegenseitig überholen zu wollen schienen. Der Pfad unserer Seeleute wurde stets gefährlicher und unsicherer. Auf der einen Seite den Kanal, auf der andern die schauerliche, mit jedem Pulsschlage steigende Flut, mußten sie sehen, wie allmälig auch der Damm überspült wurde; an manchen Stellen waren Senkungen und Vertiefungen, in die sie bis unter die Arme hineinfielen; ein paarmal glaubte ich sie schon verloren, — aber unbeirrt schritten sie weiter. Der Gedanke, daß die armen Menschen den ganzen weiten Weg zurücklegen und gleichsam mit der Flut in die Wette laufen mußten, und noch dazu in dunkler Nacht, in Sturm und Regen, erfüllte mich mit Schaudern und Schrecken. Aber der Kapitän lachte über meine Angst und sagte: „Wat en ordentlicher Seemann is, de verlätt sik up Gott und fürcht sik för nichts“. Ich ließ mich durch diesen Trostspruch anfangs beruhigen, als aber die Dunkelheit so zunahm, daß ich die Seeleute nicht mehr erkennen konnte, als der Wind heulte und die Wogen plätscherten und gegen unser Schiff klatschten, als rings um uns her Finsterniß herrschte und keine anderen Töne in mein Ohr drangen, als die klagenden Rufe der Seevögel, da sank mir das Herz, und ich beschwor den Kapitän, die Leute zurückzuschicken. Er ließ sich erbitten und rief ihnen zu: „Könnt ihr noch weiter?“ — „Ja!“ antworteten die braven Bursche, und langsam, kaum merklich, bewegte sich der Kutter gegen Sturm und Flut weiter hinaus in das offene Meer. Doch endlich entsank auch ihnen der Muth. Sie müssen nach meiner Berechnung bis an die Kniee im Wasser gestanden haben, als sie uns zuriefen, das Tau einzuziehen; ich konnte sie nicht mehr erkennen, obgleich sie kaum zwanzig Schritte von uns entfernt waren; das Meer war dunkel wie ein gähnendes Grab, — der Weg bis zum Festlande war weit, — ein Fehltritt, und sie wurden von den tobenden Wellen fortgerissen; — aber mit einem lauten „glückliche Reise“ traten sie ihre höllische Wanderung an, und mit einem sorglosen: „Gute Nacht, Peter,“ zog der Kapitän sein Bugsirtau an Bord.

„Was nun?“ fragte ich den Kapitän. — „Ja, was nun? Wir müssen Anker werfen und auf die Flut warten.“ — „Auf die Flut? Mir scheint, daß wir schon seit zwei Stunden Flut haben.“ — „Sehr richtig, aber das Wasser muß so hoch steigen, daß ich den Kutter über den Damm fahren kann. Hätten wir Ostwind, so würde ich in dem Kanal weiter segeln und in drei Stunden auf Sylt sein. Das Fahrwasser ist aber zu schmal, um gegen den Westwind kreuzen zu können, und wir müssen ruhig liegen bleiben, bis volle Flut ist.“ — „Wann tritt die ein?“ fragte ich etwas kleinlaut, denn mich hungerte und ich hatte nichts zu essen mitgenommen; ein Sachse aß sein Butterbrod und sagte einmal über das andere: „Na, heren Sie! Das is eene scheene Bescheerung! Ach, Herr Jeses! Wann mer nur was Warmes hätt', en Punsch oder eene Tasse Kaffee!“ Eine Dame streckte den Kopf zur Lucke heraus und seufzte; der Maler Fikentscher gebot mir Schweigen, weil ich ihn an die Delikatessen in Wilken's Austernkeller erinnerte, — und der Kapitän legte sich mit seinem Matrosen schlafen, nachdem er uns mitgetheilt hatte, daß wir am folgenden Morgen um vier Uhr auf Sylt eintreffen würden, vorausgesetzt, daß das Wasser hoch genug steigen würde, um eine Fahrt über den Damm zu ermöglichen; sollte dieß nicht der Fall sein, so könnten wir mit Sicherheit darauf rechnen, bei der nächsten Flut, also dreizehn Stunden später, in See zu stechen, denn er würde uns dann am folgenden Morgen bei eingetretener Ebbe ganz aus dem Kanal hinausbugsiren lassen, wo dann einem Kreuzen gegen den Wind nichts im Wege stände!

So kam es auch. Als am andern Morgen das Wasser hoch genug gestiegen war, lichtete der Kapitän die Anker, die Segel flogen in die Höhe, und wenige Stunden nachher, d. h. vierzehn Stunden, nachdem wir den Kutter bestiegen, landeten wir im Hafen von Keitum auf der nie genug zu bewundernden Insel Sylt.

Marsen.

Novelle von **Wilhelm Jensen**.

(Schluß.)

Der Ton überlief sie mit dunkler, namenloser Angst. Sie stand am Ziel, sie hatte es erreicht — was trat jetzt dazwischen? Es mußte vorübergehen, die Zeit mußte es ausgleichen; sie hatte es erfahren, daß sie Alles ausglich. Sie sprach das schnell dem Mädchen vor. Sie sah die Stunde vor sich, da sie Beide sitzen würden in den hohen Zimmern des alten Herrenhauses, reich und angesehen und glücklich —.

Aber nur ein wahnsinniges Gelächter antwortete ihr. Dann stand sie allein, noch von der heftigen Bewegung schwankend, mit der die krampfhaften Finger sich von ihr lösten, und wie leblos stürzte es dumpf vor ihr zu Boden. Sinnverwirrt beugte sie sich in der Finsterniß über die Ohnmächtige, doch nun wieder sprang diese gewaltsam auf und raste mit gellem Lachen in die Nacht hinaus.

Der Wind begann unheimlich über die Wellen zu heulen, ängstlich rief sie durch die Dunkelheit den Namen der Tochter, doch sie erhielt keine Antwort. Sie glaubte vom Ufer her ein klapperndes Geräusch zu vernehmen und lief hastig an den Strand hinunter; doch die Wogen rollten schon an dem Damm empor und drängten sie zurück. Sie wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte, und bat, befahl, flehte — umsonst, die Stimme verklang im Wind. Nun fuhr ein zischender Ton durch die Luft; die da draußen mochten ungeduldig geworden sein und sich sicher halten. Eine Rakete durchschnitt mit scharfem Klang die Finsterniß und breitete sich an der Biegung in eine weite Strahlengarbe aus, die auf einen Augenblick die schäumende See bis an's Gestade hin erhellte.

Sie ging, man sah es deutlich, von einer Schaluppe aus, die, etwa auf eine halbe Meile entfernt, von vier Männern gerudert, gerade auf das Ufer zukam. Obgleich es ein breites Barkboot war, schien es Mühe zu haben, sich gegen den ausbrechenden Sturm zu halten; der Wind trieb es ab, und hohe Wellenköpfe peitschten schäumend über das Steuer hin. Die Segel waren vollständig gerefft, jeden verrätherischen Schimmer zu meiden, und die ruckweisen Stöße des jetzt ungestüm heraufziehenden Gewitterwirbels machten ihre Benützung nur für den Fall äußerster Entdeckungsgefahr rathsam.

In einem Nu überflog das geübte Auge der Alten beim hastigen Raketenschein das Alles, doch zugleich schrie sie laut auf und stürzte rechtshin nach der kleinen Einbuchtung, die sich bis dicht an den Damm hinein vertiefte. Das flüchtige Licht hatte auch diese erhellt, und sie gewahrte Djamar aufrecht im Kahn stehend, hastig bemüht, die gelösten Segel, die in den Windstößen geisterhaft wild den Mast umflatterten, auszuspannen. Die Alte schrie auf und stürzte mit tödtlicher Angst, ohne der Wellen zu achten, die ihr über die Füße bis an die Kniee emporrollten, in der angedeuteten Richtung fort.

„Komm' zurück, Kind!“ wimmerte sie flehend; „was willst Du? Die Segel, lass' nur die Segel!“ schrie sie verzweiflungsvoll dazwischen. „Djamar, Djamar, mein Kind!“

Der Wind trug den Ruf verbrausend landein; sie lief blindlings mit ausgestreckten Armen weiter und weiter, immer tiefer in die See hinein; dann schlugen die Wogen ihr um die Hüfte, ihre Füße

verloren den Halt, und kämpfend wurde sie halb bewußtlos an's Ufer zurückgeschleudert.

Der Kahn hatte jetzt glücklich den Rand der Bucht umholt und schnitt mit rasender Geschwindigkeit scharf durch die Wellen. Er lag hart vorm Wind, die Segel zum Bersten geschwellt; der Rand berührte auf der Leeseite beinahe die Oberfläche des Meeres. Das Mädchen stand hochaufgerichtet am Steuer und hielt das Ruder fest in der Hand. Sie lenkte gerade auf die Richtung hin, in der die



Das Bugsiren durch die Watten. Von O. Fikentscher. (S. 567.)

Rakete emporgestiegen, aber die Hand that es instinktiv, gewohnheitsmäßig; sie dachte nicht an die Schaluppe, nicht an ihre Absicht, nicht an die Gefahr, in der sie selbst schwebte. Doch — an letztere dachte sie; nur ein Ruck ihrer Hand trennte sie von den aufgestörten Geistern der Tiefe, die drohend zu ihr emporbrüllten und sich mit nassen begehrlichen Armen zu ihr aufreckten, und es zuckte krampfhaft in ihren um das Steuerrohr zusammengekniffenen Fingern. Doch weiter und weiter flog der Nachen, der Wind

peitschte ihr in's Gesicht; sie hielt regungslos ihren Lauf inne, aber die empörte Wuth der Elemente um sie wallte ein wahnsinnig wollüstiges Gefühl in ihr auf. Wohin, wozu? Sie wußte es nicht — nur weiter — weiter — wie die unheilschweren Gewitterwolken über ihr, stürmisch, ruhelos, zerrissen. Sie trieben jetzt wuthgepeitscht daher, dunkelschwarz, dann plötzlich rissen sie, wie blitzgespalten, auseinander und ein heller Strahl schoß hervor; doch es war kein Blitz, sondern durch eine hastig wieder überschichtete Lücke fiel ein leuchtender Mondblick herab und umsilberte geisterhaft die aufbäumenden zischenden Riesenköpfe der Wogen. Ein irrer Gedanke blitzte wild über das unheimlich schöne Antlitz des Mädchens; sie hatte die Schaluppe seitab gesehen im flüchtigen Schimmer und dunkle Punkte um jene her, die ihr scharfes Auge als Boote erkannt. Doch auch die Schmuggler waren durch den Mondstrahl gewarnt worden und hatten die sie umringende Gefahr entdeckt. Sie schienen einen Augenblick zu zaudern und zu überlegen, dann wendeten sie, hißten kühn die Segel auf und stachen rückwärts in die See.

Allein etwas Anderes war's, das die Gedanken des Mädchens beschäftigt. Gerade vor sich hatte sie einen jener dunklen Punkte bemerkt; wie eine Riesenschlange wälzte eine gigantische Welle auf ihrem Rücken das Boot ihr entgegen. Es führte keine Segel und ein einziger Mann saß darin, der sich willenlos dem Sturm überließ. Nun war es wieder tiefes Dunkel um sie her, aber ihr Auge hing gierig, die Finsterniß durchbohrend an jenem Punkte, der mit jeder Sekunde näher an sie herankam. Das siedend erhitzte Blut beraubte sie der Sinne, ein furchtbarer Vorsatz stand vor ihrer wilden Phantasie — nicht allein, ein Opfer wenigstens wollte sie mitnehmen und mit sicherer Hand lenkte sie das dahinrasende Boot gerade auf den Nachen, der mit der Breitseite machtlos auf sie zutrieb. Es war ein grausenvoller Gedanke — wenige Sekunden noch, und zerschellt mußten die Trümmer beider Nachen von den wirbelnden Strudeln umhergeschleudert werden. Fast schien es, als wollte der Mond mit kalter Neugier dem entsetzlichen Schauspiel zusehen, denn er trat gerade jetzt nochmals klar durch eine Lücke hervor und erhellte die Szene.

Es war die höchste Zeit. Der junge Mann in dem treibenden Kahn begriff die Gefahr, in der er schwebte, aber er ahnte nicht ihren Ursprung. Er stand jetzt schwankend aufrecht und suchte mit einem Ruder zu wenden. Der Nachen gehorchte der kräftigen Anstrengung, doch eine leise Bewegung der Finger des Mädchens, und das schwere Segelboot flog abermals pfeilgerade auf ihn zu.

Er verstand es nicht und schrie hinüber. Wilde Freude glänzte in ihren Augen, als der Warnungsruf, im Winde verklingend, an ihr Ohr traf. Ihr Blut brauste; sie hielt fest das Steuer in der Rechten, mit der Linken riß sie die Seemannsjacke über ihrer Brust auf. Dabei stieß sie die Mütze vom Kopfe; ihr langes Haar rollte nieder und flatterte im Mondschein glänzend weit über ihren Nacken. Einen Augenblick noch — nun war sie dicht vor ihm.

Er starrte unbeweglich, wie von dem unvermeidlichen Untergang festgebannt, auf sie hin, dann plötzlich schrie er, das Gebrüll des Meeres übertönend, auf: „Djamar!"

Sie hörte es. Die Stimme scheuchte ihr das Blut zum Herzen zurück. Mit einem heftigen Ruck zog sie das Rohr an, das Boot schoß hart an dem Rande des Kahnes vorüber. Dann schlugen die Segel krachend um und lagen flackernd im Wind.

Aber zugleich hatte sie den Nachen mit der Hand gefaßt und hielt ihn einen Augenblick mit übermenschlicher Kraft, während ihre Linke den Arm des jungen Mannes umklammerte und ihn zu sich in das schwankende Boot herüberzog.

Wie sein Fuß den Rand berührte, schoß es weiter, und der Nachen trieb hinter ihnen willenlos davon.

Es war das Werk weniger Sekunden.

Der Gerettete stand noch wie betäubt und starrte auf das Mädchen wie auf eine phantastische Erscheinung der Sinne. Auch sie sprach nicht; nur dämonischer noch leuchtete eine entsetzliche List aus ihren Augen. Sie riß die schwere Jacke jetzt nieder von den Schultern, dann umschlang sie wild seinen Nacken und preßte ihn an ihr Herz.

„Du kommst zur Hochzeit," flüsterte sie. „Da drüben auf der Erde gönnen sie uns kein Brautbett — aber hier, es sind meine Freunde und sie bringen Dich mir und breiten die weißen Tücher —"

Er wollte sprechen, doch ihre Lippen hingen sich heiß verzehrend an die seinen.

„Hörst Du's, sie rufen von drüben, die Alten —

Kennst Du die Schmerzen,
Fühlst Du die Glut —

mein Geliebter, mein Bruder, mein Alles, komm' — sie fragen nicht da drunten nach Schwester und Bruder —"

Ihre Lippen lachten wahnsinnig auf, dann schlossen sie sich wieder fest auf seinen Mund. Zerrissen sank das Gewand von ihrem Nacken, und mit zitterndem Schauer hielt seine Hand sie umfangen. Er dachte Nichts; nebelhaft nur vor der Seele stand's ihm, daß er im Traume so neben ihr im Boote gestanden.

Da fühlte er, daß ihr Arm krampfhafter seinen Leib umschlang, mit irrsinniger Kraft riß sie das Steuer herum. Es krachte und zerbrach. Aber das Boot schwankte um seine Achse. Einen Augenblick standen die Segel senkrecht im Wind, dann schlugen sie donnernd zurück; der Mast schmetterte in Trümmer, und brüllend schäumten die Wogen über den Kiel, der wie ein losgerissener Klippengrat aus den Wassern emporragte.

Der Mond hatte gesiegt und lag jetzt hell über dem Meer. Weit schon im Westen dämmerten die Segel der Schaluppe, die auf einen hohen Dreimaster zueilte, der nebelhaft fern am Horizont der See auftauchte. Doch hoch und höher noch gingen die Wellen. Allmälig trieben sie die schwarzen Punkte sämmtlich dem Ufer entgegen; langsam, wie einen Ball hinterdrein schleuderten sie, den Kiel nach oben, ein Boot, dem wie eine lange Schleppe zerrissene Segel in gespenstischen Streifen nachzogen. Und gespenstisch in ihrer Furche tauchte es noch einige Male empor, ein Antlitz rang sich gewaltig auf aus den Wellen und strebte mit kräftigen Armen den Nachen zu erreichen — schon haschten die Hände nach dem rettenden Streifen, aber eine hohe Woge drängte sich dazwischen; einen Augenblick glänzten weiße Schultern im Mondlicht in die Höh', und ein goldener Strom schimmerte über dem Wasser. Dann ward es still, und wie von ringenden Elfenarmen hinabgezogen, versank der muthige Nacken lautlos in der Tiefe.

Und dann plötzlich blitzte es drüben am fernen Ufer auf. Fast wie ein Licht, doch mit rasender Schnelligkeit nahm es zu; nun schoß es wie eine leuchtende Feuergarbe zischend zum Himmel empor. Dazwischen irrte ein geller, unheimlicher Klageschrei in die Nacht hinaus. Zerschellend warfen die Wogen ein gewendetes Boot auf den Damm hinauf und rissen es zurück und spritzten, wie zum Löschen, gewaltige Fluten über den Kamm bis an den hochauflodernden Giebel.

Mit wildem Gekreisch umkreisten die Möven das seltsame Schauspiel; der Sturm wühlte in die Flammen hinein und schleuderte wunderbar glitzernde, schillernde Dinge auf brennenden Schwingen hoch in die Luft. Dann trug er sie wirbelnd fort, weithin, als glühende Punkte dem Auge entrückt — über die Haide, über's Meer — trug er sie zurück in die Heimat?

Drüben aber im Dorf begannen die Glocken zu gehen; hoch oben auf der Balustrade der Kirche stand der Thürmer und schaute eifrig durch die Nacht an's Gestade hinab.

„'s ist bei der alten Marlen," sagte er zu den Umstehenden, die schweigend hinüberstarrten. „Bei dem Sturm kommt alle Hülfe zu spät!"

Auch schien Niemand große Neigung an den Tag zu legen, sich an dem Zuge zu betheiligen.

Doch Herr Martens, der sich in heftiger Erregung unter ihnen befand, drängte und eiferte, und endlich, fast schon im Morgengrauen, setzte sich die Rettungsmannschaft in Bewegung.

Aber nur eine öde Brandstätte fanden sie und rauchende Trümmer, um welche die Möven kreisten. Daneben stand mit mehreren seiner Leute der junge Zollbeamte vom waldheim'schen Gute; doch es war Nichts mehr zu retten. Sein Gesicht war bleich und tiefernst; er gab kaum Antwort auf die Fragen der Kommenden, langsam wendete er sich und ging mit schwankend ungewissen Schritten am Gestade entlang auf seine Wohnung zu.

Hin und wieder glitzerte eine halbverkohlte Erzstufe und seltsame, geschwärzte Muscheln aus dem Schutt hervor. Verwundert

scharrten die rathlos Umstehenden sie heraus und brachten sie als Andenken an die Strandkathe in's Dorf zurück.

Von den Bewohnern derselben war nichts zu sehen, und man vernahm niemals wieder von ihnen im Dorf. Als eine Hexe sei die alte Marlen im Sturm gekommen und im Sturm gegangen, flüsterten die Abergläubischen. Auch die Haidejungfrau war verschwunden. Verliebte gab es nach wie vor im Dorf, die nächtlich im Mondschein über die Haide wanderten, doch sie erschien Keinem mehr. Dagegen behaupteten jetzt ältere Leute manchmal, die der Zufall in stürmischen Nächten an den Strand hinabführte, sie in der Ferne gesehen zu haben, gespenstisch alt, mit weißem, flatterndem Haar und windverhallender, wehklagender Stimme — und es war seltsam, daß der alte waldheim'sche Verwalter, wenn ihm Jemand davon sprach, daß die Haidejungfer gealtert sein müsse, nicht mehr wie früher spöttisch dazu lächelte, sondern sich abwendend ernst und schweigend vor sich hinblickte. Er verwaltete das Gut jetzt allein, denn kurze Zeit nach dem letzten Ereigniß hatte der Baron von Waldheim das Gut ebenfalls bei Nacht, ohne Vorwissen irgend eines der Bewohner desselben, verlassen. Ab und zu traf ein Brief aus weiter Ferne, bald von hier, bald von dort ein, der dem Verwalter den Ort bezeichnete, wohin er die Einkünfte des Gutes einzuliefern habe. Dann blieb auch diese Nachricht aus; Jahre vergingen, in denen Niemand über den Besitzer Auskunft zu geben vermochte. Der Staat erließ eine Aufforderung an denselben oder dessen Verwandte — Niemand meldete sich, und das alte Majorat fiel herrenlos in fremde Hände.

Die Heimat der Aermsten und Elendesten.

Der Verbannungsort der Aussätzigen in Costarica.

Von

Dr. Hasse.

An einem Dezembertage verließ ich San José, um den Verbannungsort der durch die Tyrannei der Vorurtheile aus der menschlichen Gesellschaft gestoßenen Aussätzigen zu besuchen. Es war wieder einer jener schönen Morgen, wie sie so gewöhnlich in diesem herrlichen Lande sind, in diesem Lande, das ein Paradies sein würde, wenn der Mensch hier Mensch wäre. San José hallte wieder von dem Morgenrufe der kampflustigen Hähne, die frommen Gläubigen strömten zur Frühmesse, die Señoras sorgsam ihre Mantilla vor den Mund haltend, die Señores in dem weltbekannten spanischen Räubermantel, um sich vor der Morgenkühle zu schützen. Ich gab meinem Pferde die Sporen, und bald war Meßgeläute und Hahnenschrei verklungen; um mich grünte und blühte Alles. Kaffeegärten mit ihren dunkelgrünen, glänzenden Blättern und rothen Früchten, überragt von den im Morgenwinde flüsternden Pisangbüschen, wechselten mit frischgrünen Matten, belebt von wohlgenährten Kühen und Pferden. Ueberall lebendige Hecken, die hauptsächlich aus dem Sorrobaume, an äußerer Gestalt unserer Pappel ähnlich, und einer Yuccapalme bestehen. Winden, Waldreben, Farren und andere Schmarotzerpflanzen bedecken die stacheligen Stämme; hie und da Opuntia, Mimosen, Euphorbiaceen mit prachtvollen Blütenhüllblättern, Rosen und Jasmin. Bunte Schmetterlinge, den heimischen sehr ähnlich, treiben ihr munteres Gaukelspiel, und weiter geht es auf dem camino real, der Hauptstraße nach Puntarenas, im angenehmen Paßgang. Hie und da schaut eine weiße Mauer, ein rothes Dach aus dem üppigen Grün, dort hebt eine einsame Palme stolz ihre Blätterkrone empor, hier führt eine Henne ihre Küchlein spazieren, dort ruht in süßer Ruh ein schinkenspendender Vielhufer in den früher königlichen, jetzt nationalen Pfützen der Hauptstraße (camino nacional). Hier schmaust ein hoffnungsvoller Krämersprößling en costume à la paradise nicht saure Paradiesäpfel, wohl aber süße Apfelsinen und Anonen; dort rauscht eine reizende Señorita barfüßig in einem halben Dutzend weißer, steifgestärkter Unterröcke, den Männerstrohhut malerisch auf dem Haupte, einher, um die Sonntagspilgerfahrt nach der Stadt anzutreten. In der Ferne winken die Berge, bis auf den Gipfel mit Urwald bedeckt, und der blaue Himmel lacht gleich freundlich auf Berg und Thal, Wald und Flur, Mensch und Vieh. So ging es wohl eine Stunde lang; dann führte mich mein Weg auf das Gebiet einer großen Hacienda, und eine weitere volle Stunde trabte ich über saftige, gut bewässerte Waiden mit reichen Viehheerden. Endlich war die letzte Fenz durchritten, und ich erblickte auf freier Matte ein kleines Häuschen von Dreckzsteinen; es mußte das Ziel meines Ausfluges sein. Die Lage dieser Hütte ist wundervoll. Rechts und links zwei tief eingeschnittene Flußthäler, die sich bald vereinigen; hohe, wildzerrissene Felsen und üppiges Grün; nach allen Seiten schweift der freie Blick und ruht mit Entzücken auf den mannigfaltigen Berggruppen der Condelaria und den geheimen, Schauer erregenden Vulkanen Poas, Barba und Irazú, Bergen von 8 — 11,000 Fuß Höhe. Nirgends sieht man in der Nähe ein menschliches Wesen, eine menschliche Wohnung. Ich ritt zur Hütte, und mit Erstaunen und Freude begrüßten mich die von ihren Mitmenschen verstoßenen sechzehn Unglücklichen: acht Männer und acht Frauen aus allen Theilen des Landes, aus dem Schooße ihrer Familien gerissen durch das Machtgebot eines Einzelnen.

Die Hütte bot nur wenig Schutz gegen die Unbilden der Witterung; an vielen Stellen waren die Wände schadhaft, das Dach ließ den Regen durch, Rauch erfüllte die in einige Abtheilungen für Männer und Frauen getheilte Behausung, im Vergleich mit welchen ein Viehstall in Deutschland ein Prachtpalast genannt werden kann. Hausgeräth war so gut wie gar nicht vorhanden; dagegen wimmelte es von Ungeziefer aller Art. Außer den zum Theil sehr entstellenden Krankheitserscheinungen trug eine dicke Schmutzkruste, die überhaupt einem echten Costarikaner selten fehlt, nicht gerade dazu bei, um den Kranken ein angenehmes Aeußere zu geben. Es ist sehr mühsam für diese Elenden, sich in der trockenen Zeit Wasser zu verschaffen, da sie einen steilen Abhang hinabsteigen müssen, um nach dem Flusse zu gelangen, und meistens die Füße vornehmlich leidend sind. Nothdürftig bekleidet (jeder der Männer erhält jährlich ein Hemd, zwei Hosen und zwei Paar der schlechtesten Schuhe), leiden sie oft bei starkem Nordostpassat von Kälte. Zweimal in der Woche werden ihnen die nöthigsten Lebensmittel gebracht. So verkommen diese Unglücklichen nach und nach vollständig. Und doch ist die jetzige Lage der Kranken viel, viel besser als vor einigen Jahren. Damals wurde ihnen nur höchst unregelmäßig zu essen gebracht, sie erhielten kein Holz zum Kochen, und verließen sie ihren Bezirk, um Holz zu suchen, so wurden sie durch Flintenschüsse der rohen Nachbarn zurückgetrieben. Den menschenfreundlichen Bemühungen des amerikanischen Gesandten gelang es, die schreiendsten Uebelstände zu heben. Er ließ auf seine Kosten Kleider machen, beschenkte die Kranken bei verschiedenen Gelegenheiten und wußte es dahin zu bringen, daß namentlich hundert Dollars zur Pflege derselben ausgesetzt wurden. Mir ist es sehr fraglich, ob diese hundert Dollars wirklich für die Kranken verwendet werden. Aerztliche Behandlung findet gar nicht statt, obgleich durch dieselbe sehr viel erreicht werden könnte. Es ist natürlich ein sehr angenehmer Vorwand für die Vernachlässigung dieser Humanitätspflichten, daß der Ort so weit von San José entfernt liegt. Doch Humanität ist überhaupt ein Begriff, den kein Costarikaner-Hirn zu fassen weiß, da alle Thätigkeiten desselben im Schacher aufgehen. Schon vor mehreren Jahren hat eine Kommission von Aerzten den Aussatz für nicht ansteckend und ein solches Isolirungssystem für überflüssig erklärt; thatsächlich wird auch dieses System nicht streng durchgeführt; denn ich selbst habe mehrere Aussätzige in San José gesehen; aber der jetzige Präsident der Republik, Herr Dr. med. Jesus Irmenez, geruht die Ansicht zu haben, daß diese Krankheit ansteckend sei und vox praesidentis vox dei; die andern Aerzte haben vor der medizinischen Weisheit des heilkünstelnden Präsidenten zu schweigen und schweigen nur gar zu gern. Diese kleine Schilderung möge einen Beitrag zur Kulturgeschichte Costaricas geben. Möge bald wirkliche Civilisation in diesem schönen Lande Fuß fassen; seidene Kleider und Sophas sind glücklicherweise nicht die Hauptträger wahrer Kultur.

Freuden und Leiden an einer Cigarrenspitze.

Von Max Stahl.

I.



Herr Räucherle hat sich eine prachtvolle Meerschaumspitze gekauft, das endlich erreichte Ziel längst gehegter Wünsche.



Herr Räucherle versäumt keine Minute, den Liebling seiner Mußezeit gehörig anzurauchen.



Die bisherigen Anstrengungen blieben ohne Erfolg. Herr Räucherle verdoppelt seine Bemühungen.



Endlich zeigen sich die ersten Spuren bräunlichen Teints an der Meerschaumspitze.



Zu Herrn Räucherle's Schrecken zeigen sich bald nicht unerhebliche Spuren von Flecken an der Spitze.



Die Flecken vergrößern sich in erschreckender Weise.



In der Klause des blinden Sehers. (S. 576.)

Geheimnisse eines Harem.

Eine türkische Kriminalgeschichte

von

Karl Teschner.

1. Der Befehl eines Despoten.

In den Jahren 1806 und 1807 verschwanden in Konstantinopel ungewöhnlich viele Menschen, und gleichzeitig spülte der Bosporus eine Menge Leichen an's Ufer. Die Kunde davon verbreitete Bestürzung und Schrecken. Zwar herrschte noch der alte, zum Gesetz gewordene Gebrauch, daß der Türke sein Weib oder seine Sklavin, wenn er sich von Einer oder der Andern betrogen glaubte, in einen Sack nähen und im Bosporus ertränken durfte; auch hatte er das Recht, jeden frechen Eindringling in das „Heiligthum" seines Harem summarisch zu richten, und auf diese Weise fand immer noch eine erkleckliche Zahl von Menschen ihr Grab in den blauen Wellen des goldenen Horn. Diese Zahl wurde noch vermehrt durch diejenigen Unglücklichen, welche auf Befehl des Großherrn oder durch die Hand des Richters das Leben verloren; allein es vereinigten sich mehrere Umstände, die letztangegebenen Gründe für die Erklärung jener außerordentlichen Erscheinungen ungenügend zu machen. Einestheils hatten sich die heimlichen Hinrichtungen unter der Herrschaft des Sultans Selim III. erheblich vermindert, denn dieser Despot hatte zuerst den reformatorischen Grundsatz ausgesprochen: es solle keiner seiner Unterthanen gewaltsam vom Leben zum Tode gebracht werden ohne Urtheil und Recht, oder ohne seinen ausdrücklichen persönlichen Befehl. Anderntheils trugen die Leichen der auf diese Weise Gerichteten, wenn sie in den Umgebungen von Konstantinopel strandeten, noch die seidene Schnur um den Hals, mit welcher ihnen das Leben genommen wurde, und die Opfer hausherrlicher Rache staken, wie gesagt, in einem Sacke, gehörten auch, selbstverständlich, meist dem weiblichen Geschlecht an. Dahingegen waren die Leichen, welche in den oben bezeichneten Jahren sichtbar wurden, meistens jüngere und zum Theil sehr schöne Männer, ungefähr im Alter von zwanzig bis dreißig Jahren, ihre Zahl belief sich auf Hunderte, und man sah an ihnen nicht die deutlichen Merkzeichen des Erdrosselns, sondern alle hatten, fast auf ganz gleiche Weise, eine furchtbare Hiebwunde im Nacken, welche das Rückenmark trennte, mitunter auch so tief ging, daß der Kopf nur noch lose mit dem Rumpfe zusammenhing. Diese übereinstimmende Art der Tödtung ließ die schauerliche Vermuthung auftauchen, daß irgendwo in der Stadt der sieben Thürme ein geheimer Ort existire, wo der Mord im Großen betrieben werde.

Räuberische Absicht konnte man um so weniger annehmen, als bei den meisten angeschwemmten Leichnamen Werthsachen, wie goldene Uhren, Tabatièren, Ringe, Börsen, Medaillons u. s. w. vorgefunden wurden. Der Kleidung nach hatten die Getödteten allen Ständen, reichen wie armen, und sogar verschiedenen Religionen

angehört, denn es fanden sich darunter ebensowohl Türken wie Armenier, Juden, Griechen und Franken. Glaubensfanatismus ließ sich daher als Ursache des Mordes ebenfalls nicht annehmen. Die Vermuthung, daß eine geheime politische Verschwörung Veranlassung der räthselhaften Mordthaten sein könnte, hatte einen nur schwachen Halt. Genug, die Bevölkerung Konstantinopels bewegte sich in einem weiten Kreise von Muthmaßungen, von denen keine einzige auf die Spur der schauerlichen Vorkommnisse leitete.

Je länger dieser Zustand dauerte, desto düsterer ward die allgemeine Stimmung. In den Häusern, deren Familien eines ihrer Glieder vermißten, ging die tiefste Trauer mit Groll und Bestürzung Hand in Hand. Die Alttürken, denen Selim's Reformbestrebungen ein Gräuel waren, bezeichneten den Großherrn selbst und seine Helfershelfer als Veranlasser. Selbst die Weisesten und Erfahrensten schüttelten rathlos die Köpfe. Je weniger man im Stande war, die Mordquelle zu entdecken, desto größer erschien die Gefahr, vor welcher sich Niemand sicher glaubte. Das Erscheinen der Pest hätte keine grauenhaftere Wirkung hervorrufen können als die fort und fort sich wiederholende Anschwemmung von Männerleichen, die wohl für die That, aber nicht für den oder die Thäter zeugten, denn der Tod ist stumm.

Es liegt auf der Hand, daß in einer Zeit, deren große historische Ereignisse im Westen wie im Osten auch die Türkei aus ihrer Lethargie rissen und in den Strudel der allgemeinen Aufregung mit hineinzogen, die türkischen Behörden nicht unthätig vor den Gräueln des Mordes standen. Die Polizei hatte die großartigsten Veranstaltungen getroffen, um das finstere Geheimniß zu klären. Zahlreiche Patrouillen durchstreiften Konstantinopel Tag und Nacht; verkleidete Beamte schlichen in den Straßen aller Stadttheile umher, frequentirten die Kaffeehäuser und die Spelunken, richteten indeß vorwiegend ihre Aufmerksamkeit auf den niedrigsten Theil der Bevölkerung und — auf Christen und Juden, denen sie, nach bekanntem türkischem Vorurtheile, weit eher die ärgsten Verbrechen zutrauten wie ihren moslemitischen Landsleuten. All' ihre Mühe schien vergeblich.

Eine Zeitlang blieben dem Sultan die schrecklichen Ereignisse verborgen; endlich aber drangen Mittheilungen darüber und über die durch alle Klassen der Bevölkerung gehende Mißstimmung auch zu seinem Ohr, und es konnte ihm, dem liberalsten Despoten, der je auf dem großherrlichen Throne gesessen, nicht gleichgültig sein, sich und seine Regierung durch Schandthaten, die mit seinen Maximen und Reformen nicht das Mindeste zu thun hatten, um die Sympathieen des Volkes betrogen zu sehen. Große Herren in despotisch regierten Staaten lieben kurze Wege. Selim ließ den Kadiasker, den Chef aller polizeilichen und richterlichen Gewalt in der Hauptstadt, in den Divan kommen. Ohne die Ursache des großherrlichen Befehls zu kennen, erschien Hassan Effendi vor dem von Gold und edlen Steinen strotzenden Throne der Majestät. Hassan war ein Greis mit langem weißen Bart, würdig in seinem Aussehen und durchaus edel in seiner ganzen Handlungsweise, aber er war ein Beamter des alten Schlages, welcher bei seinen richterlichen Urtheilen und bei seiner polizeilichen Ueberwachung viel zu wenig die Beobachtungen des praktischen Lebens zu Rathe zog und den Fehler beging, die Bevölkerung einer mächtigen Stadt, welche aus höchst verschiedenen Elementen bestand, von seinem Gemache aus gleich einer Maschine leiten und korrigiren zu wollen.

Der Etikette gemäß berührte Hassan Effendi dreimal mit seiner Stirne die unterste Stufe des Thrones, dann richtete er sich auf und heftete fragend seinen bestürzten Blick auf das ungewöhnlich finstere Antlitz des Sultans. „Was ist das, Effendi,“ begann in heftigem Tone der Großherr, „daß Du, der erste Aufsichtsbeamte meiner Hauptstadt, seit zwei Jahren Verbrechen duldest, welche alle meine guten Unterthanen in Angst und Schrecken setzen, ja sogar schon Symptome der Empörung erzeugt haben? Ich meine die häufigen Morde! Hast Du keine Antwort darauf?“ — Der Kadiasker schüttelte sanft den grauen Kopf und im Ausdruck seines Gesichts mischte sich der Kummer über sein Nichtwissen mit dem Bewußtsein redlicher Pflichterfüllung. „Wenn es wahr wäre, o Herr der hohen Pforte, daß ich diese Verbrechen duldete,“ erwiederte er gedrückt, „dann würde ich nicht einmal werth sein, Dich um die Gunst meiner Vernichtung zu bitten. Wüßtest Du, Großherr, was ich bereits gethan habe, um die Quelle der boshaften Verbrechen zu entdecken! Weder Tag noch Nacht haben sich Hunderte Deiner treuesten Diener Rast gegönnt, und es ist ihnen doch nicht gelungen, den Mördern auf die Spur zu kommen. Wohl fünfhundert Verdächtige sind in Fesseln gelegt worden, aber ich habe vergebens alle richterliche Kunst aufgeboten — nirgends stieß die Sonde meines Eifers auf den Grund des Verbrechens. Es ist, als ob der böse Geist selbst sich in Stambul niedergelassen hätte und unsichtbar Mord auf Mord häufte.“ — „Elende Ausflucht!“ entgegnete Selim III. „Wie vermöchte es eine Polizei, Verbrechern auf die Fährde zu kommen, wenn sie sich auf die Macht der Hölle beruft? Wäre es wirklich so schwer, Mörder zu entdecken, die mit außerordentlicher Beharrlichkeit ihre Thätigkeit auf meine Hauptstadt beschränken? Was sollen die Franken von uns denken, wenn solche Barbareien sich ereignen können, während wir bestrebt sind, ihnen nachzueifern? Oder was sollen die Knechte des Zars sagen, vor denen wir die Weisheit des Lebens, das Gefühl für Gerechtigkeit und Milde voraushaben wollen? Die Verbrecher müssen entdeckt werden, Kadiasker! Dich mache ich fortan für jede Wiederholung ihrer schrecklichen Thaten verantwortlich, und wenn es Dir binnen zehn Tagen nicht gelingt, sichere Spuren zu finden, so soll Dein Nachfolger mit mehr Weisheit und Geschick die Entdeckung leiten. Dir aber soll, zur Warnung für alle pflichtvergessenen Beamten, der Kopf abgeschnitten und dieser auf einem Pfahle über der Pforte Deines Hauses zur Schau gestellt werden. Jetzt gehe!“

Ohne ein Wort der Erwiederung, die Schwelle des großherrlichen Thrones küssend, zog der Greis sich zurück. Er nahm die Ueberzeugung mit sich, daß er soeben sein Todesurtheil vernommen habe, weil es ihm völlig unwahrscheinlich war, in zehn Tagen das zu bewirken, was ihm und seinen zahlreichen Häschern in vielen Monaten nicht gelungen war. Tief betrübt erreichte er sein liebes Haus, wo ihm sein Liebling, sein größter Stolz und sein höchstes irdisches Glück, seine Tochter Zuleika, mit fragendem Blicke entgegentrat. Diese Tochter, ein reizvolles Mädchen von achtzehn Jahren, war Hassan's einziges Kind und, nach dem Tode seiner würdigen Hausfrau, Leiterin seines Hauswesens und Verschönerin seines Lebens. Diese Stellung hatte sie mittelbar von der gewöhnlichen strengen Klausur türkischer Töchter in guten Familien emanzipirt. Zuleika bewegte sich im Hause Hassan's ziemlich frei. Eine alte erfahrene Sklavin, die ihre Amme gewesen, spielte in ihrer Umgebung eine Art Ehrenwächterin und zugleich Gehülfin und Gesellschafterin. Zuleika war aber nicht allein sehr wirthschaftlich und gemüthvoll, sondern auch geistreich und witzig, und darum war ihr Vater mit Recht stolz auf sie. Dieß theure Kind durch die Nachricht von dem ihm drohenden Tode zu betrüben, fiel dem alten Manne schwer und doch konnte er ihr die Wahrheit nicht verhehlen — das scharfblickende Mädchen las die Unglücksbotschaft von seinem Gesicht und ruhte nicht eher mit Schmeicheln, Bitten und Forschen, bis sie aus dem Vater Alles, was er erfahren, herausgepreßt hatte. Laut weinend warf sie sich an des Vaters Brust, und Hassan bot vergebens alle Ueberredungskunst auf, sie zu trösten und zu beruhigen.

Endlich versprach er ihr, während der kurzen Spanne Zeit, die ihm noch verstattet war, das Möglichste zur Entdeckung der Mordquelle zu thun, bat sie, eine seiner würdige Tochter zu sein, und überließ sie ihrer alten Gesellschafterin Nouri, um mit seinen Unterbeamten Raths zu pflegen. Nouri schlug ihrer geliebten Gebieterin vor, den „Vater Mohammed“ aufzusuchen, um vielleicht von seiner Weisheit einen rettenden Ausweg zu hören. Vater Mohammed, wie er allgemein hieß, war Hassan Effendi's Bruder, ein steinalter, seit dreißig Jahren blinder Mann mit langem silberweißen Bart. Mohammed bewohnte einen alten Kiosk im Garten Hassan's in tiefer Einsamkeit, die nur unterbrochen ward durch Zuleika's Erscheinen und durch den oft lästigen Besuch von Fremden. Mohammed stand nämlich im Rufe eines Weisen und Sehers; er war tief gelehrt, fromm bis zur äußersten Strenge, enthaltsam bis zur äußersten Einfachheit. Seine Blindheit hatte ihn an fortwährendes Nachdenken gewöhnt. In Folge dessen floß sein Mund über von seltsam klingenden, bilderreichen, oft wahrhaft ergreifenden Sprüchen. Er war berühmt als Traumdeuter und Kenner der türkischen Religions- und Gesetzesschriften. Den Koran kannte er auswendig und führte

ihn immer bei sich, obschon seine Blindheit ihm keinen Blick in denselben gestattete. Doch schien es, als schöpfe er aus demselben Kraft der Weisheit und Frömmigkeit, wenn er nur die Hände darauf legte.

Zuleika war seine Führerin, Vorleserin und sein Trost in äußerer Nacht. Sie war das einzige Wesen, dessen Handreichung ihn noch mit dem Irdischen versöhnte, denn Mohammed hielt die Welt für sündig. Die allmälig fortschreitenden Reformen waren ihm als Abweichungen vom alten Gesetz ein Gräuel, und er erging sich oft in seinen Reden in scharfem Tadel über das Verderben der Zeit. Auch jetzt, als Zuleika ihm die Drohung des Sultans gegen ihren Vater mittheilte, eiferte er gegen die allgemeine Verderbniß, in welcher der Großherr voranschreite. Jene geheimen Mordthaten seien eine Strafe Gottes und es werde seinem unglücklichen Bruder nicht gelingen, ihre Urquelle zu entdecken. — „Unsichtbar, wie der Hauch der Sünde, ist die fürchterliche Hand, welche auf den Nacken der erkorenen Opfer niederfällt. Der Herr wird wissen, daß diese Opfer in ihren Sünden fielen. Nun aber erhebt sich in der Brust des Sultans ein böser Geist und heischt Rache an meinem Bruder für den Fall der Sünder — die Sünde erzeugt die Sünde! Kann der Großherr selbst das Ende seiner Tage sehen? Kann ihm nicht selbst ein scharfes Eisen . . . doch still, die Wände haben Ohren, und der Rachegeist erhielte, wenn ein Verräther lauschte, der Opfer zweie, während für ihn schon das eine zu viel ist! Und welch' ein edles Opfer! Welcher Sünde hat mein Bruder außer der, daß er dem Großherrn diente, sich schuldig gemacht? Doch laß ihn sterben, Zuleika! Er ist zu beneiden, daß er rascher, als die langsame Natur gestattete, der Wonne des Paradieses theilhaft werden soll, und vielleicht sprießen aus seinem vergossenen Blute die Rosen schönerer Tage!" Zuleika schluchzte laut. Der alte Anachoret versank in tiefes Sinnen. Doch plötzlich erhob er den Kopf und rief laut: „Sei getrost, Kind! Ich will hingehen und mich dem Großherrn zum Schlachtopfer anbieten! Was kann's ihn kümmern, ob ich falle oder mein Bruder? Führe mich hin zum Palaste des Tyrannen und laß mich zu ihm reden!" — Bei diesem Entschlusse blieb es. Eine Stunde später schritt langsam der blinde Greis, geführt von der tief verschleierten Zuleika, doch ohne Wissen des Kadiaskers, zum Palaste des großherrlichen Serails, wo Selim III. sich eben befand.

2. Des Sultans Sohn.

Keine äußere Wache verwehrte dem blinden Greise und seiner Führerin den Eintritt in den Palast. Selbst der ärmste Söldling beugte ehrfürchtig sein Haupt vor dem prophetischen Eiferer des Gesetzes. Im Innern des Palastes aber hatte der Kislar-Aga, das Haupt der Eunuchen, jener alte, häßliche Neger von großem Einflusse, mit dem Range eines Pascha von drei Roßschweifen, die Aufsicht, und von seinem Ohr prallte das Wort manches Bittenden fruchtlos ab, obschon der Sultan in Bezug auf Immediatvorstellungen eine sehr milde Praxis beobachtete. Der Kislar-Aga machte Schwierigkeiten, obschon Zuleika ihre Bitten mit denen ihres Onkels vereinigte. In diesem Augenblicke trat ein Jüngling aus den anstoßenden Gemächern, die zum Aufenthalt des Großherrn führten. Vor diesem Jüngling, in dessen Antlitz ein unheimliches Feuer flammte, neigte sich demüthig der Kislar-Aga: für Zuleika ein deutliches Zeichen seines hohen Ranges, und in der That, der Jüngling war Mustapha, einer der Söhne des Sultans, welche nach herrschendem Gebrauche auf die Räume des Palastes beschränkt waren und sich vor Allem nie öffentlich zeigen durften. Mustapha hatte etwas Finsteres, Schroffes in seinem Wesen und barg in seiner Brust gewaltsame Leidenschaften. Die Erscheinung des bittenden Mädchens interessirte ihn; er näherte sich ihr und lüftete ihren Schleier, ehe sie dieß verhindern konnte, ja die Liebe zu ihrem bedrohten Vater versagte ihr sogar in diesem Augenblicke den Muth der Entrüstung. Ihre Schönheit setzte Mustapha in Glut; er ersuchte seinen „Freund", den Kislar-Aga: den Greis Mohammed zum Sultan zu geleiten und bat Zuleika in der höflichsten Weise, einstweilen in ein benachbartes Zimmer einzutreten. Zögernd gehorchte das Mädchen. Mustapha blieb bei ihr und sprach mit ihr eine Zeitlang sehr zurückhaltend. Der Geist, den sie entfaltete, und ihre Schönheit machten ihn indeß bald leidenschaftlicher; er sprach von Liebe und von dem Glücke, das schöne Frauen bereiteten.

Zuleika erbebte und empfand gegen den Unheimlichen, der seine Abkunft verrathen, einen unerklärlichen Widerwillen. Der Prinz trat ihr so nahe, daß sein Hauch ihr Gesicht berührte. — „Das Leben Deines Vaters schwebt in höchster Gefahr," sagte er; „mein erhabener Vater zürnt über die nachlässige Verwaltung der Polizei in Stambul; aber ich verspreche Dir, schönes Kind, mit Bitten und Vorstellungen nicht zu ruhen, bis ich den Großherrn zur Zurücknahme seines Gebots bewogen habe." — Während der Prinz also sprach, wagte er das Mädchen anzurühren. In demselben Augenblicke bewegte sich, von Beiden ungesehen, leise der schwere Vorhang, welcher die Verbindung mit einem andern Gemach vermittelte, und durch eine kaum merkbare Lücke leuchtete ein Auge. Zuleika wich vor dem Angriffe Mustapha's zurück, er aber verfolgte sie. — „Bist Du so spröde, Mädchen, während es sich um das Leben Deines Vaters handelt?" fragte er in rauherem Tone. — Zuleika, ihrer Bewegung nicht mehr Herrin, sank vor ihm auf die Kniee und streckte ihre Hände empor. „O Herr," sagte sie zitternd, „Ihr verspracht mir, für das Leben meines guten Vaters zu bitten, und ich flehe Euch an, dieß zu thun! Aber ich bitte Euch, o schonet eines armen, niedergedrückten Mädchens, die in diesen Augenblicken zu befangen ist, um die Ehre Eurer Unterhaltung in ihrem vollen Werthe schätzen zu können." — „Um so schöner bist Du, Kind!" erwiederte Mustapha, mit Gewalt ihren Schleier bei Seite schiebend. „Bedarf es mehr als dieser Andeutung, um Dir begreiflich zu machen, wie glücklich Du einen liebenden Mann machen kannst?" — Zuleika erhob sich rasch und trat zurück. In diesem kritischen Augenblicke theilte sich der Vorhang, und ein anderer junger Mann erschien, in dessen Antlitz, obschon es dem Mustapha's ähnlich war, der Geist der Milde seinen Sitz aufgeschlagen. Sein Blick ruhte mit herbem Tadel auf Mustapha, der unangenehm überrascht von seinem Angriff auf das Mädchen abstand. Der Gekommene war Mustapha's Bruder, Mahmud, in seinem Wesen der Gegensatz des Ersteren. „Findest Du es gerecht und edel, mein Bruder," begann er streng, „das Zartgefühl eines Mädchens zu verletzen, das in diesem Augenblicke ohnehin von der Angst um das Leben ihres Vaters bedrängt ist?" — „Bah, es ist an Dir, mir Vorwürfe zu ertheilen!" entgegnete Mustapha mit finsterer Stirne. „Mische Dich nicht in meine Angelegenheiten!" — „Es sind viel mehr die meinen!" sagte Mahmud, seine Augen freundlich auf Zuleika heftend. „Dein guter Vater, Mädchen, war einst mein Erzieher und Lehrer; Alles, was ich weiß, die Art meines Denkens und die Ordnung meines Empfindens verdanke ich ihm. Dieß allein genügt, alle Kraft meiner Seele für sein Schicksal einzusetzen. Ich verspreche Dir, meinen Vater bis zum letzten Hauch für das Leben meines theuren Wohlthäters zu bitten, der als Mensch und Würdenträger stets edel gehandelt hat!" — Zuleika empfand bei diesen Worten, die einen ganz andern Eindruck auf ihr Herz machten, als Mustapha's Bestürmung, wahre Freude. Sie war im Begriff, sich in Dankesworten zu ergießen, da ertönte die Stimme ihres Onkels laut und heftig. Zuleika erschrak und eilte nach dem Korridor, wo sie ihren Onkel verlassen, aber einen bezaubernden Dankesblick sandte sie noch Mahmud zurück. „Zuleika, wo bist Du?" rief der blinde Greis umhertastend, während der Neger mit spöttischem Grinsen ihn zu beschwichtigen suchte. Der Alte mit seinen strengen Grundsätzen und argwöhnisch, wie die meisten Menschen, denen Gesicht oder Gehör fehlt, kämpfte mit einem furchtbaren Verdacht und glaubte sich auch an dieser Stelle von bösen Menschen umgeben. Zuleika trat rasch auf ihn zu und faßte seine Hand. „Komm', laß uns schnell dieß Haus des Prunkes verlassen!" murmelte er. „Ich kann hier nicht athmen, mein Herz will bersten!" Zuleika führte ihn vorsichtig hinweg, während Mahmud ihr nachschaute. — „Ein schönes Mädchen, wie?" flüsterte ihm der Sklave zu. — „Ein edles Mädchen, sage ich!" erwiederte Mahmud ernst und zog sich zurück, ohne den Kislar-Aga eines Blickes zu würdigen. — „Aber wo warst Du?" fragte Mohammed auf der Straße seine Nichte. Sie erzählte ihm, was geschehen. „Dieß ist ein Haus der Sünde; gottlob, daß wir es hinter'm Rücken haben!" sagte hierauf der Greis. „Es scheint mir bewohnt nicht bloß von Räubern des Lebens, sondern auch von Spöttern und Ehrenräubern." — „Du bist sehr bitter, Onkel. War Deine Bitte vergeblich?" — „Ich hätte mit keiner andern Voraussetzung hingehen sollen, mein Kind!

Der Großherr berief sich auf die seinem Volke schuldige Genugthuung! Ist es nicht fluchwürdig, in die Vernichtung eines Unschuldigen die Genugthuung eines durch Schuldige beleidigten Volkes zu setzen? Doch ich will meine Lippen fesseln mit dem Siegel des Schweigens und mein Herz soll seinen Schmerz rein bewahren. Komm', o Tochter eines Edlen, und sei nun stark im Unglück, wie Du fröhlich warst im Glücke, wenn die Hand Gottes in unser Haus greifen sollte! Zehnmal noch geht die Sonne auf, ehe die Drohung des Großherrn sich erfüllen kann, und es können drei Sultane in dieser Zeit zu Grunde gehen — die Welt kann zerbrechen, ehe elfmal der Hahn kräht. Darum hoffe, Kind! Führe mich in meine Klause und laß mich beten!"

Zuleika geleitete den sonderbaren Alten nach seinem Sitze, wo er zuerst nach dem Koran griff und dann andächtig vor sich hinmurmelte, während das Mädchen sich leise zurückzog. Bald darauf kam ihr Vater; er war so ruhig und gleichmüthig, daß auch sein Kind wieder einigen Muth gewann und sich alle möglichen Auswege dachte. Vor Allem hoffte sie viel von der versprochenen Fürbitte des Prinzen Mahmud. Als die Sonne hinter den hohen Minarets der Siebenhügelstadt hinabsank, begab sie sich wieder, wie sonst um diese Zeit, in Mohammed's Klause, um sich mit ihm zu unterhalten. „Die Luft ist lieblich," sagte sie. „Soll ich Dich in den Garten geleiten, Vater?" — „Lasse mich hier, mein Kind!" erwiederte der Blinde; „ich hatte eben einen Gedanken, der mich erquickt wie die Blume der Thau. Durch die Straßen Stambuls ging ein Toben und Brausen, und die wilden Rotten kamen, Deinen Vater abzuholen, nach dessen Blute sie lechzten. Da öffnete sich plötzlich der blaue Aetherschleier über unsern Häuptern und eine geflügelte Gestalt schwebte herab und die Schergen stürzten überwältigt zu Boden. Aber die geflügelte Gestalt trat zu Deinem Vater und sprach mit süßem Nachtigallenton: ‚Du bist gerettet!' Das Licht, welches von dem rettenden Genius ausging, durchbrach auch meiner Augen Nacht — ich konnte die Gestalt erkennen, und Deine Züge waren es, Zuleika, welche mir entgegenlächelten, Du warst Deines Vaters Retterin! Das Licht aber, welches von Deinem Angesicht ausströmte, war der Nimbus der Tugend. Wir verließen dann die sündige Hauptstadt und gingen zu Schiffe, um in den blühenden Thälern des Phrat ein stilles Asyl des Glückes aufzusuchen."

Während der Alte so sprach, war kaum hörbar ein junger Mann eingetreten, der im Thüreingange stehen blieb und die letzten Worte mit anhörte. Zuleika, die neben dem Sitze des Greises lehnte, sah ihn und erschrak anfänglich, denn sie erkannte in der Abenddämmerung den Prinzen Mustapha; aber sie faßte sich schnell und heftete den Blick fest und ernst auf den kecken Eindringling. Unterbrechen mochte sie die Vision Mohammed's nicht, weil sie an dessen Antlitz sah, wie glücklich ihn der Gedanke machte. Erst als er geendet und der Jüngling ein wohlklingendes: „Salem aleikum!" sprach, flüsterte sie dem Alten zu: „Wir sind nicht mehr allein, Vater ... Der Prinz Mustapha ..." — Langsam erhob Mohammed das Haupt, als wolle er den Eingetretenen sehen. „Wer bist Du und was ist Dein Begehr?" fragte er in etwas unfreundlichem Tone. — „Ein einfacher Jüngling, mein Vater, der nach dem Quell der Weisheit dürstet," erwiederte Mustapha. „Ich heiße Ertoghrul und komme von Salonich. Der Ruf Deiner Gelehrsamkeit, Vater, zog mich nach dieser stillen Zelle." Dabei heftete Mustapha halb bittend, halb verlangend seinen Blick auf das Mädchen, um sie zu verständigen, daß sie ihn nicht verrathen solle, aber Zuleika zog finster die Brauen zusammen. — „Ertoghrul, das heißt der Mensch mit aufrichtiger Seele," erwiederte Mohammed mit scharfer Betonung. „Wenn Du, mein Sohn, Deinem Namen hättest nachleben wollen, so durftest Du nicht hier eintreten ohne vorherige Anmeldung. Ich will es dem Fremdlinge nachsehen, der nur einen alten Mann zu finden gedachte. Bevor ich aber weiter mit Dir spreche, wirst Du gestatten, daß dieses Mädchen sich geziemend entferne." Er griff zu einer Glocke, womit er sonst zu rufen pflegte und wollte sie in Bewegung setzen. Mustapha fiel ihm in den Arm und zog die Glocke hinweg. — „Nein, nein!" sagte er fast heftig. „Lasse das holde Geschöpf hier, ehrwürdiger Greis, oder ich selbst müßte mich schleunig entfernen, wenn ich Dich Deines Beistandes berauben sollte!" — Zuleika wollte sich jetzt entfernen, doch faßte Mustapha ihre Hand und flüsterte ihr einige Worte in's Ohr, worauf diese rasch ihre Hand hinwegzog und sich dicht neben ihren Oheim stellte. Dieser gerieth in eine fieberhafte Aufregung. „Was soll das bedeuten?" rief er hart. „Mit welchem Rechte legst Du, Fremdling, Deine Hand herrisch an einen Gegenstand meiner Behausung? Bedarf der ‚Mann mit aufrichtiger Seele' eines Mädchens, um die Weisheit des Alters in sich aufzunehmen, oder wolltest Du das Gebrechen eines Greises in den Dienst der List zwingen? Gib mir die Glocke!" — Dieser Befehl wurde mit solcher Entschiedenheit gegeben, daß Mustapha mit zornflammendem Blicke die Glocke hinreichte, und Mohammed setzte sie heftig in Bewegung. „Dann muß ich gehen!" sagte der Prinz grollend. „Aber ich werde dieser Beleidigung eingedenk sein!" — „Ziehe hin in Frieden, mein Sohn, und bekämpfe Dein eigenes Herz; dieß ist alle Weisheit, welche ich Dir mitgeben kann!" versetzte der Alte streng, und der Prinz zog sich mit einem zornigen Blicke auf Zuleika zurück. Gleich darauf erschien die Sklavin Nouri. „Warte noch, Kind!" sagte Mohammed zu der Tochter Hassan's. „Es ist nöthig, daß ich meinen Bruder spreche. Bitte ihn, Nouri, in einer wichtigen Sache mir einen kurzen Besuch zu gönnen!" Die Sklavin eilte hinweg. Bald darauf kam Hassan Effendi; sein Bruder theilte ihm das Ereigniß im großherrlichen Palast und Mustapha's betrügerisches Eindringen mit, und Beide kamen überein, daß Zuleika auf einige Zeit heimlich entfernt werden müsse, um sie den Nachstellungen des Prinzen zu entziehen. Hassan sandte sogleich einen Boten ab, und zwei Stunden später wurde Zuleika von zwei Sklaven in einer verschlossenen Sänfte nach dem Ufer des Bosporus getragen, wo eine bedeckte Gondel sie aufnahm und in den Harem eines mit Hassan verwandten Würdenträgers, Daltaban Pascha, führte.

(Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Vogelgeschichten. Es ist bekannt, welch' ein merkwürdiger Patron der Kukuk ist. Auf Kinderzucht hält er, wie man weiß, sehr wenig, und seine ganze Sorge für die Nachkommenschaft besteht darin, daß er seine Eier in fremde Nester legt, und zwar vertheilt er dieselben in die Nester kleiner Passerinnen. Diese mögen dann für das Ausbrüten, das Aufziehen und Füttern derselben besorgt sein; der Kukuk kümmert sich nichts um solches. Es ist dieß gewiß eine in hohem Grade merkwürdige Erscheinung, und es muß irgend ein erklärender Grund vorhanden sein, warum der Kukuk nicht brütet. Der rühmlichst bekannte Physiologe Carus hat nun die Entdeckung gemacht, daß der Kukuksmagen das Seltsame darbietet, daß seine Schleimhaut mit Tausenden eingehakten zackigen Raupenhaaren völlig tapezirt ist. Dieß muß den Magen stetsfort in einem gereizten Zustand erhalten, und deßhalb kann das Thier auch die Erhitzung des Brütens nicht ertragen. Ja diese kontinuirliche Magenreizung wird ohne Zweifel mit dazu beitragen, daß die Kukukseier an sich so klein bleiben und nur in geringer Zahl und in größeren Pausen als bei anderen Vögeln gelegt werden. Es fragt sich aber weiter: wodurch es dem Kukuk möglich sei, gerade die Nester aufzufinden, wo seine Eier eine sichere Bebrütung erwarten dürfen? Schon die Praxis des Hineinschaffens seiner Eier in die fremden, oft sehr kleinen oder mit kleinem Eingange versehenen Nester kennt man noch nicht (vielleicht legt er sie wirklich, da sie so gar klein sind, mit dem Schnabel hinein); was aber die Wahl dieser Nester betrifft, so ist wohl kein Zweifel, daß man bei dem Kukuk schon eine ziemlich entwickelte Intelligenz annehmen muß, die ihn das Rechte und Richtige finden läßt.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 552:

Hast den Anfang Du gefunden,
Was nicht eben immer leicht ist,
Denke dann nicht, daß das Ende
Mit dem Anfang auch erreicht ist!
Winkelzüge, todte Ecken
Ohne Ausgang, lange Strecken
Scheinbar ohne Ende — äffen
Dich, bis Du das Ziel wirst treffen.

Auflösung des in der Auflösung des Rösselsprungs Seite 540 enthaltenen Räthsels:

Schlacht, lacht, acht, ach.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von $1^1/_2$ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 49.

Stuttgart, 1866. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Señor Machado.

Abenteuer eines Deportirten.

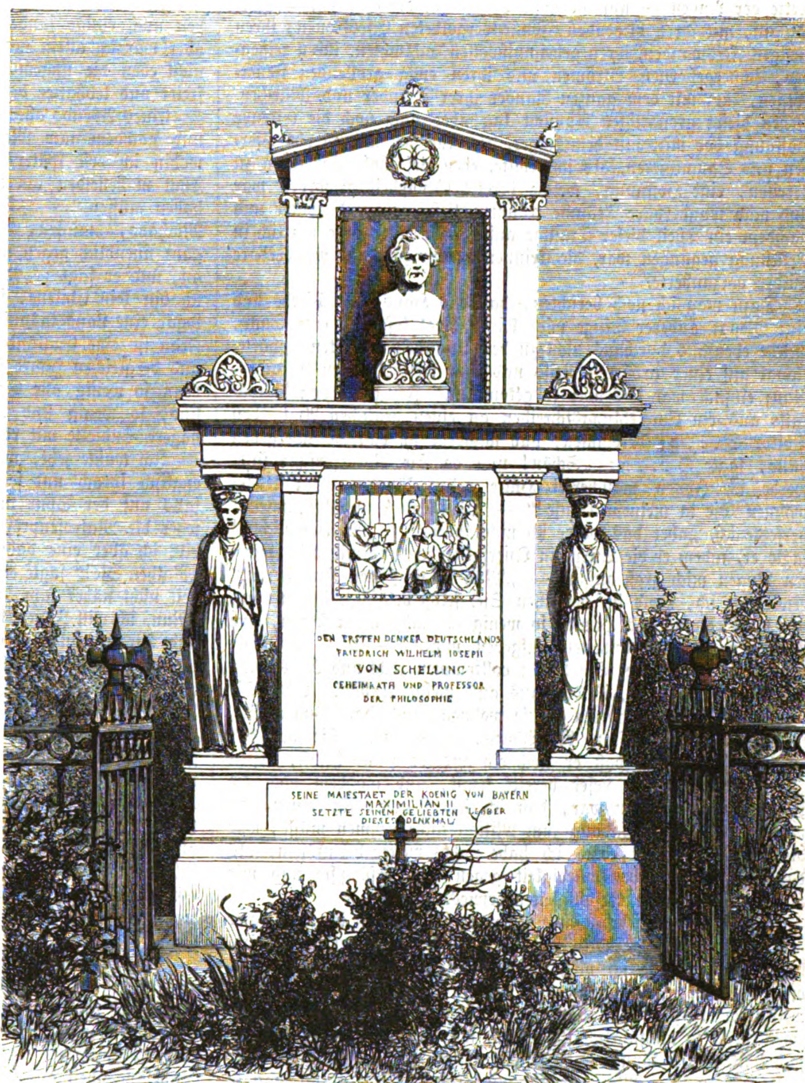
Von

Ernst von Bibra.

Der Aufenthalt in Santjago de Chile gehört unbedingt unter die schönsten Erinnerungen meiner ganzen südamerikanischen Reise, und man wird es begreiflich finden, wenn ich sage, daß ich mit einem deutschen Jäger und seiner Frau ganz allein ein treffliches Haus mitten in der Stadt bewohnte, in welchem ich so ungestört schalten und walten konnte, als ob es mein Eigenthum gewesen wäre.

Eigentlich aber ist der Ausdruck „ganz allein“ falsch, denn neben mir und dem Jäger bewohnten noch ferner das Haus: ein großer Kondor, der ein fast an Zärtlichkeit streifendes Freundschaftsverhältniß mit einem Kakaduweibchen unterhielt, einige Wildenten, welche sich feindselig und streitsüchtig gegen alle Welt bewiesen, und endlich ein alter, brauner Hühnerhund, welcher aus Deutschland mit hinüber gekommen war, und, behaftet mit veralteten Standes- und Rassevorurtheilen, mit unendlicher Verachtung auf die Unzahl von abscheulichen Köttern herabsah, die einstmals schon die ganze Westküste bevölkerten, während sie bei uns, erst seit einigen Jahren, sich auf bedauerliche und bedrohliche Weise zu vermehren beginnen. Man kann ferner noch unter die Bewohner des Hauses zehn, nach Umständen wohl auch zwanzig Pferde rechnen, die auf der Ebene wie Windhunde rannten, auf den Bergen wie Ziegen kletterten, weder scheuten, noch jemals stolperten, und welche neben allen diesen guten Eigenschaften auch noch die ganz ausgezeichnete hatten, daß sie mir sämmtlich und zu jeder Zeit zur unbedingten Verfügung standen.

Was ein halbes Dutzend Peons, oder Knechte, anlangt, so weiß ich nicht recht, ob ich sie unter die eigentlichen Mit-



Schelling's Denkmal in Ragatz. Von E. Girardet. (S. 583.)

bewohner des Hauses rechnen darf. Sie waren einmal da, ein andermal nicht, war aber das Erste der Fall, so lagen sie regelmäßig unter dem Thorwege auf der Erde, rauchend oder schlafend, und bewiesen mir im wachenden Zustande stets die landesübliche Achtung, indem sie mich Don Ernesto nannten, und sogar häufig die Füße an sich zogen, wenn ich über oder zwischen ihnen hinwegschritt. Ritt ich aber aus, um zu jagen, oder Naturalien zu sammeln, so begleitete mich unaufgefordert der ganze Haufe, natürlich ebenfalls zu Pferde, denn der Pferdestall ist in anständigen Häusern so wenig verschlossen, als bei uns der Brodlaib.

Da ich mir einbilde, ein wenig Naturforscher zu sein, so gehört das soeben erwähnte Jagen und Naturaliensammeln in die erste Reihe der Annehmlichkeiten, welche mir in Santjago zu Theil wurden, denn es ist leicht begreiflich, daß es kaum etwas Reizenderes geben kann als das Umherschweifen in einem wunderschönen Lande, in welchem man nur die Hand auszustrecken braucht, um einen Gegenstand zu erfassen, der uns neu und niegesehen ist, und welcher, in vielen Fällen wenigstens, auch in der Heimat diese Eigenschaften besitzen wird.

Trat ich aber in den zierlichen, mit Blumen geschmückten Hof meines Hauses, in welchem der Kondor, das Kakaduweibchen und die Enten ihr Wesen trieben, so hatte ich die Aussicht auf die Kette der Anden — auf die hohe Cordillera, die erhabene Bergeskönigin, mit ihren blitzenden, sonnenvergoldeten Eiseskronen, ihren riesigen Felswänden, ihren geheimnißvollen Schluchten, ihren reißenden, schneegebornen Strömen und ihren ewig grollenden Feuerbergen, kurz mit dem ganzen Zauber ihrer Wunder und Märchen. Neben dieser großartigen Aussicht lag aber auch noch die reizende Hoffnung vor mir, mit dem Jäger, den Knechten und so viel Pferden und Saumthieren, als ich wollte, eben diese hohe Cordillera zu bereisen, eine Hoffnung, welche bereits Gewißheit geworden war und mich wunderbare Träume träumen ließ, während später und nachdem ein Theil dieser Träume auf der Cordillerareise wirklich in Erfüllung gegangen war, die Erinnerung mir süße und wunderbare Bilder vorzauberte.

Dazu mag ich noch berichten, daß das Haus, die Pferde und eine Menge anderer Dinge mich keinen Real kosteten, eine Sache, welche ebenfalls durchaus nicht zu den Unannehmlichkeiten gehörte, zumal auf einer größeren Reise und aus weltbekannten Gründen. Ganz einfach war das aber so gekommen. Ich hatte von Valparaiso aus ein Empfehlungsschreiben an einen deutschen Arzt, den Doktor S . . . h, bekommen, und nachdem ich dasselbe übergeben hatte, sagte S . . . h: „Schön! und da Sie Naturforscher sind, werde ich Ihnen mancherlei Hülfe geben können. Vor Allem wohnen Sie in meinem Hause!" — „Tausend Entschuldigungen," versetzte ich, „aber das werde ich nicht thun!" — „Warum nicht?" sagte er, indem er die Stirne in Querfalten zog und mit weitgeöffneten Augen mich groß ansah. — „Man belästigt den Hausherrn," erwiederte ich, „und ist, verzeihen Sie, selbst belästigt, indem man, um die Ordnung des Hauses so wenig als möglich zu stören, eine Menge von Angewohnheiten aufgeben muß." — S . . . h lachte, und rief: „Auf Ehre, Sie haben vollkommen recht und Alles, was Sie da gesagt haben, ist durchaus auch meine Ansicht. Aber Sie werden in meinem anderen Hause wohnen, und dort können Sie, im ausgedehntesten Sinne des Worts, treiben, was Sie wollen!"

Ich erfuhr jetzt, daß er noch ein anderes Haus besaß, dessen Insassen der günstige Leser bereits kennt, und nachdem noch die Uebereinkunft getroffen war, daß ich jede Woche, für einen Tag wenigstens, eine Einladung zum Mittagstische nehmen müsse, war die Sache abgemacht, und ich habe nichts weiter beizufügen, als daß sich S. in Liebenswürdigkeit gegen mich erschöpfte und mir noch tausend andere Gefälligkeiten erwies.

Der liebe und sehr geehrte Leser weiß nun, daß ich mich unter den angenehmsten Verhältnissen von der Welt in Santjago befand, leider aber befinde ich mich gegenwärtig in der schlimmen Lage, offen eingestehen zu müssen, daß ich, in Bezug auf die Geschichte, welche ich erzählen will, nicht nöthig gehabt hätte, dieses mein einziges Glück so ausführlich zu preisen, sondern daß ich vielleicht einfach hätte sagen können: „Zur Zeit, als ich mich in Santjago aufhielt u. s. w." — Man verzeiht mir aber vielleicht, wenn man in billige Erwägung zieht, wie angenehm es ist, von vergangenen guten Tagen zu sprechen, vielleicht auch aus anderen Gründen, und ich will in dieser angenehmen Hoffnung jetzt sogleich den Helden meiner Geschichte, den Señor Machado, dem geneigten Leser vorstellen.

Der Señor Machado war ein Kaufmann, der sich von den Geschäften zurückgezogen hatte und mit seiner, wie er selbst, schon ziemlich betagten Gattin in behaglicher Ruhe in Santjago lebte. Seine Bekanntschaft machte ich in einem Kaffeehause, welches ich bisweilen zu besuchen pflegte, nachdem ich den Tag über die Umgegend durchstreift hatte.

Was mir zuerst an dem Señor Machado auffiel, war, daß er unendlich fertig englisch sprach, was mir aber noch viel angenehmer, daß er fast eben so fertig sich deutsch ausdrückte und es vorzog, sich in dieser Sprache mit mir zu unterhalten, anstatt in der spanischen, welche ich selbst mit mehr Kühnheit als Glück zu handhaben pflegte.

Endlich besuchte ich den Señor, auf seine Einladung, in seinem Hause und von da an brachte ich regelmäßig einige Abende der Woche in seinem reizenden Garten zu, der eine Musterkarte der prachtvollsten Blumen und Gewächse war, und dessen größte Merkwürdigkeit in einem mächtigen Feigenbaum bestand, auf welchem alljährlich der Riesenkolibri, trochilus gigas, zu nisten pflegte, während sonst das zierliche Thierchen beim Brutgeschäfte die Nähe der Menschen sorgfältig vermeidet. Bisweilen besuchten den Señor an solchen Abenden auch einige junge Deutsche außer den Chilenen, nicht selten aber war ich allein mit ihm und seiner Gattin, und es waren das nicht eben die ungemüthlichsten Zeiten, da Machado sich offenbar freier und lebhafter bewegte.

Eines Abends aber befand sich auch die Señorita nicht zu Hause, und nachdem mir Machado mancherlei von Peru erzählt hatte, wohin ich erst später kommen sollte, sagte ich: „Sie sind in der That zu beneiden um die prachtvollen Reisen, welche Sie gemacht haben müssen." — „Das ist der wahre Ausdruck," versetzte lachend Machado, „müssen, denn wirklich mußte ich meine größten Reisen ganz unendlich gegen meinen Willen machen." Ich sah ihn fragend an, und er sagte: „Nun, ich will Ihnen reinen Wein einschenken, ich bin kein Chilene, sondern ein Engländer, meine Mutter war sogar eine Landsmännin von Ihnen, eine Deutsche, und auch meine Frau ist eine Engländerin. Daß wir Beide dunkle Augen haben und dergleichen Haare wenigstens hatten, darf Sie nicht befremden, denn so wenig alle Deutsche breitschulterige, flachshaarige Riesen sind, so wenig sind wir Engländer sammt und sonders lange, hagere Subjekte mit röthlichen Backenbärten."

Ich wußte jetzt, warum Señor Machado so fertig deutsch und englisch sprach und seinen unfreiwilligen Reisen glaubte ich ebenfalls auf der Spur zu sein, da im freisinnigen Altengland von jeher die Matrosenpresse mit besonderer Vorliebe betrieben wurde. Als ich aber eine dahin bezügliche Aeußerung that, verneinte er. „Rathen Sie!" sagte er dann. Als ich aber, wie es schien, der Wahrheit nicht näher kam, sagte er mit außerordentlich ruhigem Tone: „Nun, ich will Ihnen das mittheilen. Ich wurde wegen Diebstahls und Straßenraubs verurtheilt, und da man mich, aus mir unbekannten Gründen, nicht hängen wollte, wie es zu jener Zeit bei ähnlichen Fällen gebräuchlich war, schickte man mich auf zwanzig Jahre nach den Norfolksinseln. Was sagen Sie dazu?" — Eine der geistreichsten Antworten in meinem Leben habe ich gerade nicht gegeben, denn ich verbeugte mich und sagte stotternd: „Das freut mich ganz ungemein!" Ich hatte freilich Señor Machado für einen Ausbund von Ehrlichkeit gehalten, und jetzt erzählte er mir mit beispielloser Dreistigkeit, daß er ein Dieb und Räuber sei, er schien aber meine Antwort auf das nicht Hängen zu beziehen, denn er fuhr fort: „Zu jener Zeit wäre mir freilich der Tod lieber gewesen als die Schmach, wie Sie aber sehen, war's doch so besser. Nun, wenn Sie es nicht langweilt, will ich Ihnen, da wir allein, die Sache erzählen."

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß ich ihn darum bat, und er begann: Zur Zeit, als man so freundlich war, mich in's Zuchthaus oder an einen äquivalenten Ort zu schicken, anstatt mich zu hängen, war ich noch ein bedeutender Grünling, das heißt ein sehr unbefangenes und äußerst unerfahrenes Subjekt. Was diese Unbefangenheit anbetrifft, so waren diese Halbtugenden, welche bisweilen ziemlich schlimme Folgen nach sich ziehen, die Früchte der

Erziehung meiner Mutter, wenn Sie aber wüßten, wie ich dieselbe liebte und wie ich noch heute ihr Andenken verehre, so würden Sie überzeugt sein, daß ich nicht im Mindesten daran denke, ihr deßhalb einen Vorwurf zu machen, namentlich da ich nur zu gut weiß, daß fast alle Mütter, welche Knaben erziehen, ein wenig abnorme Resultate zu Stande bringen. Es geht den Vätern mit ihren Töchtern nicht besser.

Meinen Vater hatte ich schon in früher Jugend verloren, und das Vermögen, welches er uns hinterlassen hatte, war fast mehr als bescheiden, die Sparsamkeit und der Fleiß meiner Mutter ermöglichte es ihr indessen, mir eine gute Erziehung geben zu lassen, und da ich fleißig und folgsam war und bald der Liebling aller meiner Lehrer wurde, so floß unser Leben, trotz der geringen Mittel, welche wir besaßen, in stillem Frieden und Glück dahin. Als ich siebenzehn Jahre alt war, starb meine Mutter plötzlich nach einem Krankenlager von wenigen Tagen, und dem wilden und heftigen Schmerze und der Verzweiflung, welche mich jedesmal erfaßten, folgte eine vollständige Rathlosigkeit. Da erschien urplötzlich, in der Gestalt eines alten Oheims väterlicher Seite, eine rettende Hand, welche Hand freilich einem etwas sonderbaren Kauze angehörte.

Trost- und rathlos saß ich etwa zehn Tage nach dem Tode meiner Mutter in meiner Stube, als plötzlich ein alter Herr eintrat, der mich zuerst ernst und schweigend, dann aber fast spöttisch lächelnd ansah und endlich um mich herum ging, etwa wie man ein seltenes Thier, oder irgend eine andere Merkwürdigkeit betrachtet, welche man von allen Seiten sehen will. Was mich betrifft, so gerieth ich mehr in Verlegenheit als in Unmuth, und der alte Herr sagte endlich: „Gut, es ist ganz so, wie ich mir dachte, Du heißest Emmery, nicht wahr?“ Ich bejahte und nannte zugleich meinen Zunamen, den ich aber Ihnen so wenig wie den Namen der Grafschaft nennen will, in welcher ich geboren war. „Hat Deine Mutter nicht über mich gescholten?“ sagte jetzt der alte Herr. — „Meine Mutter hat über Niemand gescholten,“ erwiederte ich, „also auch nicht über Sie, den ich übrigens gar nicht kenne.“ — „Sehr gut, in der That, sehr gut,“ versetzte der alte Herr, „und da sie nicht schalt, so sage mir, was sie Dir von mir erzählte?“ — „Da ich nicht weiß, wer Sie sind, so kann ich Ihnen das auch nicht sagen,“ erwiederte ich einigermaßen ärgerlich. — Er sagte mir jetzt, daß er der Bruder meines verstorbenen Vaters sei, und wiederholte seine vorige Frage. Ich verbeugte mich ehrfurchtsvoll und sagte ihm, daß meine Mutter nur ein einziges Mal, als ich schon einigermaßen herangewachsen, von ihm mit mir gesprochen und mir gesagt habe, daß er mit meinem Vater in Unfrieden gelebt und daß sie ihn, den Oheim, nun auch nicht ansprechen wolle, theils weil sie auf keine gute Aufnahme rechne, theils weil sie überhaupt Niemand belästigen wolle, so lange sie mit ihrer Hände Arbeit sich und mich zu ernähren im Stande sei. „Gut, sehr gut, ganz außerordentlich gut,“ sagte mein Oheim, „die gute Frau hat vollkommen Recht gehabt, und Du selbst scheinst kein ganz übler Bursche zu sein, obgleich das Muttersöhnchen an allen Ecken heraussieht.“ Dann sagte er mir, daß er nicht unvermögend sei und mich mit sich nehmen und für meine fernere Erziehung sowohl wie für mein Fortkommen in der Welt sorgen wolle. Ich folgte ihm auch wirklich bereits am nächsten Tage nach seinem Wohnsitze, und habe den Ort meiner Geburt, der mir jetzt, trotz aller reizenden Gegenden, die ich mittlerweile gesehen, wie ein Paradies erscheint, niemals wieder gesehen. Die ganz unendliche Zahl von Sonderbarkeiten und wirklichen Tollheiten aber, welche mein neuer Beschützer an sich trug und selbst sorgfältig zu hegen schien, übergehe ich am Besten mit Stillschweigen, nur das muß ich noch erwähnen, daß er, obgleich er mich fortwährend ein Muttersöhnchen nannte, doch nicht das Geringste that, etwas Anderes aus mir zu machen und mich fast noch sorgfältiger als meine Mutter von dem Umgange mit anderen jungen Leuten meines Alters abgeschlossen hielt. Jetzt aber noch kann ich mich bisweilen des Gedankens nicht erwehren, daß er mit mir philosophische Versuche anzustellen beabsichtigte, denn eines Tages gab er mir plötzlich die Freiheit, er erlaubte, ja er sprach sogar den Wunsch aus, daß ich mich an andere junge Leute anschließen sollte, und setzte mir ein ziemlich reichliches Taschengeld aus, um öffentliche Orte, Feste und Belustigungen besuchen zu können.

Ohne Zweifel glauben Sie nun, daß ich durch diesen plötzlichen Wechsel ein Spieler, ein Trunkenbold, kurz ein Lüderian geworden sei, denn dieß ist wohl denkbar, es erfolgte aber nichts von allem dem, wenn gleich etwas, was wohl eben so natürlich war. Ich verliebte mich nämlich, und das zwar genau auf dieselbe Art und Weise, wie man mit neunzehn oder zwanzig Jahren sich eben zu verlieben pflegt, wenn man kein frühzeitig Unverschämter geworden ist, nämlich schüchtern bis zur Lächerlichkeit, sentimental bis zum Exceß und überschwänglich nach allen Richtungen. Was aber in solchen Jahren nicht so häufig eintrifft, war, daß der Gegenstand meiner Liebe ein würdiger und höchst anständiger war. Ja, die Ausnahmen von der Regel häufen sich noch mehr, denn Ellen, meine Auserwählte, besaß ein ziemliches Vermögen und war die Waise eines pensionirten Offiziers, welche in England gemeinhin nicht mit überflüssigen Glücksgütern gesegnet sind. Damit aber diesen Ausnahmefällen auch noch ein sonderbarer Zufall beigefügt sei, so war Ellen von ihrer frühen Kindheit an ausschließlich von ihrem Vater erzogen worden, ganz ähnlich wie ich selbst von meiner Mutter. Vielleicht, ja selbst wahrscheinlich in Folge dieser Erziehung, hatte Ellen ein energisches und entschlossenes Wesen angenommen, und da sie fast in gleichem Alter mit mir selbst war, bewegte sie sich mit Sicherheit und Leichtigkeit in unseren Gesellschaftskreisen, wie denn Mädchen in dieser Beziehung Jünglinge von gleichem Alter meist überflügeln.

Während ich also schüchtern und blöde war, und bezüglich meines Vermögens und selbst meiner persönlichen Freiheit ganz von meinem Oheime abhing, war Ellen entschlossen und weltläufig, hatte ein freies, eigenes Vermögen und war vollständige und unumschränkte Herrin ihrer Handlungen, denn eine alte, weit entfernte Verwandte, bei welcher sie wohnte, war mehr ihre Dienerin als ihre Dueña. Ich hatte Ellen auf einem jener ländlichen Feste kennen gelernt, wie solche zu jener Zeit noch gebräuchlich waren, und bei welchen sich die Stände ungezwungener zusammen fanden, als es heute der Fall sein mag.

Meine Liebeserklärung begann ich damit, daß ich Ellen stundenlang angaffte und alle ihre Bewegungen mit den Augen verschlang, was sie selbst natürlich im ersten Augenblicke und nach kurzer Zeit die ganze Welt bemerkte, während ich vom Gegentheile fest überzeugt war und meine junge Liebe als das verborgenste Geheimniß betrachtete. Warum soll ich Sie aber von diesen Dingen unterhalten, vom Erröthen bis über die Ohren, vom Stottern und Herzpochen, vom unendlichen Glücke und vom tiefsten Herzenleide, kurz von allen diesen Dingen, die uns so grenzenlos glücklich und unglücklich machen, und welche jede ehrliche junge Liebe begleiten?

Es mag genügen, wenn ich sage, daß mir Ellen Gehör gab, und zwar, wie ich später erfuhr, eben meiner Bescheidenheit und Schüchternheit halber, und daß mein Oheim, als er die Lage der Sache erfuhr, zustimmend nickte und sein gewöhnliches: gut, sehr gut u. s. w. zum Vorschein brachte. Trotzdem ich aber nun gewissermaßen der erklärte Liebhaber Ellens war, wurde dieses „gut, sehr gut“ meines Oheims nicht eben von vielen jungen Leuten wiederholt, indem nur wenige mir das junge, liebenswürdige und vor Allem reiche Mädchen gönnten, und wir hatten Anfechtungen mancherlei Art zu bestehen, welche indessen alle siegreich zurückgewiesen wurden und bei welchen Kämpfen Ellen stets in erster Reihe stritt. Unter diesen Neidern des Glücks befand sich der Sohn eines reichen Pächters, den ich Harry nennen will, ein roher, ja selbst boshafter junger Mann, welcher schon früher Ellen mit Liebes- und Heirathsanträgen verfolgt hatte und der es nun nicht verwinden konnte, daß ich, der ich einige Jahre jünger als er war, den Sieg davon tragen sollte, und sich auf eine widerwärtige Weise stets an sie zu drängen suchte.

Auf einem Jahresfeste, welches in dem kleinen Städtchen, in welchem Ellen wohnte, abgehalten wurde, that er dieß nun auf eine besonders auffällige und zudringliche Art, so daß Ellen ihn mit entschiedenen Worten zurückzuweisen genöthigt war, welche er indessen auf eine höchst ungeziemende Weise, beleidigend und höhnend beantwortete, worauf er frech und laut lachend den Saal verließ, ohne Zweifel um sich in die außen befindliche Schenke zu begeben. Ich befand mich zufällig an einer andern Stelle und entfernt von Ellen, aber ich hatte seine zuletzt und ehe er sich entfernte laut gegen dieselbe ausgestoßenen Beleidigungen vernommen und eilte ihm

sogleich nach, um ihn zur Rede zu stellen, und draußen traf ich ihn in Gesellschaft zweier anderer jungen Leute, gegen welche er fortfuhr, sich auf höchst beleidigende Weise über Ellen zu äußern und auch über mich schändliche Schmähungen auszustoßen. Zornglühend trat ich an ihn heran, und nachdem ich ihm seine Schmähungen ebenfalls ziemlich derb zurückgegeben, bot ich ihm, wie das Sitte bei uns, einen Faustkampf an. Er war älter, stärker, und ohne Zweifel auch geübter als ich, aber er ging nicht auf meinen Vorschlag ein, sondern fuhr fort, mich höhnend zu beleidigen, indem er unter Anderem rief, daß Bürschchen wie mir die Ruthe gehörten und daß er mich, wenn er wollte, mit einem einzigen Griffe zermalmen könnte. Man kann sich denken, daß ich außer mir vor Zorn und Beschämung war, und ich rief ihm zu, daß er ein feiger Hund sei, daß ich ihn zu treffen wissen werde und ihn zeichnen wolle.

Mittlerweile hatten sich mehrere Zuschauer um uns geschaart, und die beiden Bursche, welche ich zuerst in seiner Gesellschaft getroffen hatte, und die sich Beide nicht des besten Rufes erfreuten, verhöhnten jetzt Harry, ohne deßhalb gerade meine Partie zu nehmen, indem sie sagten, es sei eine Schande, von einem solchen Gelbschnabel, wie ich sei, sich solche Dinge sagen zu lassen, wobei sie noch allerlei andere spottende Reden fallen ließen, welche Harry scheltend und polternd beantwortete. Was mich betrifft, so ballte ich drohend meine Faust gegen ihn und wiederholte, daß ich ihn treffen und zeichnen werde. Dann ging ich in den Saal zurück, halb wüthend,



Die Glashütte im ungarischen Schwarzwald. Von Manfried. (S. 584.)

halb voll Scham, in einen solchen Handel verwickelt worden zu sein. Ich traf dort Ellen mit noch hochgerötheten Wangen und offenbar in größter Aufregung, da die Trostgründe ihrer Freundinnen ohne Zweifel mehr dazu gedient hatten, sie zu reizen, als sie zu besänftigen, und als ich an sie herantrat, sagte sie mit einem eigenthümlichen Blicke: „O, daß ich ein Mann wäre! Aber ich bin schutzlos und verlassen!" Sie hatte nicht gewußt, was zwischen mir und Harry mittlerweile vorgegangen war, und als ich ihr jetzt die Hand reichen und ihr den Vorgang erzählen wollte, wendete sie sich ab und sagte: „Es ist schon gut, ich kann mir Alles denken!" — Ich begriff freilich den Sinn ihrer Worte, und aus den Blicken, welche die Umstehenden auf mich warfen, war unschwer zu errathen, daß auch diese nicht in Zweifel über dieselben waren. „Ich werde ihn ermorden," sagte ich, „und wenn ich zehn Leben zu verlieren hätte." Dann wandte ich mich um, schritt aus dem Saale, während mir schwindelte und wie ich später erfuhr, mein Antlitz erdfahl wurde.

Ich war fest entschlossen, draußen, ohne weiter ein Wort zu sprechen, mich auf ihn zu werfen, und auf Tod und Leben mit ihm zu ringen, und ich bin überzeugt, daß, hätte ich ihn getroffen, ein blutiger und unheilvoller Kampf entstanden wäre. Aber er war fort, und auch jene beiden Bursche waren verschwunden. So trat ich denn hinaus in's Freie, um ihm zu folgen. Niemand suchte mich aufzuhalten, ja man wich mir aus, und ich glaube,

daß, so jung ich war, doch die Wuth, die in mir tobte und meine verzerrten Gesichtszüge den Leuten Scheu einflößten. Ich hatte bald das Städtchen hinter mir und schritt jetzt auf der Straße fort, welche nach dem etwa eine Stunde entfernten Gehöfte Harry's führte, ein Weg, der dem meinen gerade entgegengesetzt und welcher zu keiner Zeit sehr besucht war. Obgleich ich, um meinen Feind



Wir saßen am Fischerhaus. Gedicht von H. Heine, illustrirt von Th. Hosemann. (S. 583.)

bald zu erreichen, ziemlich rasch vorwärts schritt, kühlte sich doch nach und nach durch die Frische der Nacht mein Blut, und meine Pulse begannen ruhiger zu schlagen.

In Folge dessen sagte mir die zurückkehrende Ueberlegung, daß ich einem schlimmen Ziel entgegen ginge, und das eigentlich ohne Noth. Harry hatte ich vor Zeugen die Meinung gesagt, ich hatte ihn, den Stärkern, zum Faustkampfe aufgefordert und, nachdem er sich geweigert, einen Feigen gescholten. Dieß, in die Sprache aller Nationen der Welt übersetzt und ihren Begriffen angepaßt, genügte ohne Zweifel vollkommen für den kampflustigen Theil der-

selben, vom keulenschwingenden Wilden an bis zum degenführenden Europäer. Ich war also Harry nur gefolgt der Vorwürfe Ellen's halber, aber diese hatte das Vorhergegangene nicht gewußt, und ich war auch überzeugt, daß sie im gegenwärtigen Augenblicke schon ihre Worte bereute.

Trotz allem dem aber schritt ich vorwärts, fest entschlossen, mit Harry anzubinden, sobald ich ihn eingeholt haben würde, und suchte mich unwillkürlich in einer kampflustigen Stimmung zu erhalten, indem ich mir die Beleidigungen in's Gedächtniß zurückrief, welche er mir gesagt hatte, sowie die Aeußerungen Ellen's. Ich schritt dabei rasch vorwärts, blieb aber von Zeit zu Zeit einige Augenblicke stehen, um zu horchen; ich konnte indessen nichts vernehmen, und als ich endlich das Gehöfte meines Feindes bereits in einer kurzen Entfernung vor mir liegen sah, gewann ich die Ueberzeugung, daß er sich gar nicht nach Hause begeben, sondern wahrscheinlich irgend einen andern Belustigungsort aufgesucht haben werde. Jetzt beschloß ich, von meinem Versuche abzustehen und den Rückweg anzutreten; da ich aber nicht in das Städtchen zurückkehren wollte, schlug ich einen Seitenweg ein, der mich rasch nach Hause führte, und schlenderte zufrieden und in gemüthlicher Stimmung vorwärts. Ich sage zufrieden und in gemüthlicher Stimmung, denn auf der einen Seite belobte ich mich wegen meiner Kampfesmuthigkeit, auf der andern war ich, ich kann's nicht läugnen, froh, die Geschichte hinter mir zu haben, denn daß Ellen bereits Kenntniß von meinem früheren Benehmen erhalten hatte, konnte ich wohl annehmen, und ich nahm mir vor, sie am nächsten Tage zu besuchen und meines Muthes halber mich von ihr beloben zu lassen.

Ich erreichte ziemlich spät in der Nacht den Landsitz meines Oheims, denn ich ging nun langsam und genoß die angenehme Frische der Spätsommernacht, die ein wundervoller Sternenhimmel verherrlichte, und deren friedliche Stille durch Nichts gestört wurde, denn ich begegnete auf meinem ganzen Wege nicht einem einzigen lebenden Wesen, und zu Hause angekommen, entschlummerte ich endlich unter süßen Gedanken an Ellen und an die Rechtfertigung, die mir aus ihrem Munde werden würde.

Ziemlich spät am Morgen erwachte ich durch ein ungewöhnliches Geräusch, und nachdem ich mich ermuntert hatte, sah ich vier Diener der Gerechtigkeit an meinem Bette stehen, welche mich äußerst höflich, aber zugleich mit einer höchst unangenehmen Entschiedenheit ersuchten, mich anzukleiden und ihnen zu folgen.

Es ist weltbekannt, daß die Unschuld eine vortreffliche und lobenswerthe Sache ist, und Niemand wird weniger läugnen als ich, daß das Bewußtsein derselben in vielen Fällen uns merkwürdig stärkt und erquickt. Aber ich behaupte, daß dieses Bewußtsein uns die gewünschten Anhaltspunkte nur höchst unvollkommen gewährt, wenn man des Morgens von vier Polizeidienern aus dem Bette geholt wird, und ich spreche aus Erfahrung, denn ich war damals tödtlich erschrocken, obgleich ich mir keines Vergehens bewußt war.

Es blieb indessen Nichts übrig, als Folge zu leisten, und ich verließ das Haus meines Oheims, ohne diesen oder die alte Person, welche sein Hauswesen führte, mit einem Auge gesehen zu haben. Daß meine Fragen nach dem Grunde meiner Verhaftung unbeantwortet blieben, läßt sich denken; aber nachdem ich in das Gefängniß geführt worden war und noch an demselben Tage ein Verhör zu bestehen hatte, erfuhr ich, daß Harry in der vergangenen Nacht, nicht sehr weit von seiner Wohnung, überfallen, verwundet und seiner Börse beraubt worden sei, und daß er mich als den Thäter bezeichnet habe.

Kurz gesagt, hatte sich Folgendes begeben: Harry war in der That in jener Nacht mißhandelt worden; gleichwohl bestanden die Verletzungen, welche er erhalten hatte, nur in unbedeutenden Quetschungen, aber er gab an, daß ich der Thäter sei, und jene beiden Bursche, welcher ich bereits mehrfach erwähnte, beschwuren es als Zeugen. Sie hatten, was richtig war, mit Harry zusammen eine Schenke in einem nahe gelegenen Dorfe besucht, und er hatte dieselbe früher als sie verlassen; als sie ihm aber nach einiger Zeit folgten, hörten sie seinen Hülferuf, und nachdem sie hinzugeeilt, fanden sie ihn bereits auf die Erde niedergeworfen und mich im Begriffe, ihn zu berauben; bei ihrem Hinzukommen entfloh ich indessen, und obgleich sie mich deutlich erkannten, war es ihnen dennoch unmöglich, sich meiner zu bemächtigen.

Für mich sprach nichts als die bisherige Unbescholtenheit meines Rufes und vielleicht der Umstand, daß Harry größer und stärker war als ich. Gegen mich aber sprachen einmal die beiden Zeugen, ferner der Umstand, daß Harry ziemlich stark betrunken und mithin leichter zu überwältigen war, und endlich meine Drohungen, welche ich gegen ihn ausgestoßen, als ich den Ort unseres ersten Zusammentreffens verließ, Drohungen, welche fast alle Anwesenden gehört, so gut wie sie meine heftige Gemüthsbewegung bemerkt.

In Gemäßheit, in Anbetracht und in Erwägung aller dieser Dinge wurde ich zu zwanzig Jahren Deportation verurtheilt, was, wie schon erwähnt, gewissermaßen eine Gnade war, da man mich wegen nächtlichen Straßenraubs ebensogut hätte hängen lassen können. Was der eigentliche Sachverhalt war, ist, wie ich glaube, nie vollständig klar ermittelt worden. Ich stelle mir aber vor, daß die beiden Zeugen mit Harry auf der Straße zusammengetroffen, ihn vielleicht wegen seines Benehmens gegen mich gehänselt und dann handgemein mit ihm geworden sein mögen. Wahrscheinlich aber versöhnten sie sich wieder und beschlossen dann, mich als den Thäter anzugeben. Die Börse mag verloren gegangen sein, eher noch aber war sie der Sündenlohn der beiden falschen Zeugen, denn dieß ist bei dem Hasse, den Harry gegen mich hegte, und bei der Bösartigkeit seines Charakters wohl anzunehmen. Wenigstens sollen in der Folge ähnliche Gerüchte aufgetaucht sein, aber ich war einmal deportirt, und da die Justiz aller Zeiten es stets liebte, ein wenig unfehlbar zu sein, so hatte die Sache ihr Bewenden.

Was meinen Oheim betrifft, so ließ er mich gänzlich fallen und enterbte mich. Ich konnte ihm das unter den obwaltenden Umständen nicht gerade verargen. Ellen hingegen wußte mir ein Streifchen Papier zustecken zu lassen, auf welches sie geschrieben hatte: „Ich weiß, daß Du unschuldig bist, und weiß ebenso, daß ich die Schuld an Deinem Unglücke trage. Habe Muth! Ich rette Dich!" Trotzdem wurde ich kurze Zeit darauf auf ein Verbrecherschiff gebracht und nach den Norfolksinseln geführt; obgleich nun die versprochene Rettung nicht stattgefunden hatte, bewahrte ich ihre wenigen Zeilen dennoch als einen heiligen Schatz, und sie waren der einzige Trost, der mir für lange Zeiten geblieben. „Ich weiß, daß Du unschuldig bist!" Es wog das das Urtheil meines Oheims und jenes der ganzen Welt auf.

Wenn man in Erwägung zieht, daß die ganze Gesellschaft, welche zusammen mit mir die Reise nach den Inseln machte, eine zusammengewürfelte Bande von Gaunern, Dieben, Räubern und andern Taugenichtsen war, so konnten wir uns über die Behandlung, welche uns an Bord zu Theil wurde, kaum beklagen. Wir wurden kaum besser, denn als eine Waare betrachtet, welche man an ihren Bestimmungsort bringt, gerade wie das mit jedem andern rechtschaffenen Passagier auf einem beliebigen Kauffahrer der Fall ist, und wenn man uns die angenehme Mittheilung machte, daß zwei ausgezeichnet blanke, glänzende und reinlich gehaltene Kanonen, welche sich auf Deck befanden, und die, wenn wir dort frische Luft schöpften, auf uns gerichtet waren, mit gehacktem Blei und allerlei andern artigen Sachen geladen seien, so konnten das die Verständigen unter uns kaum übel deuten. Es war das eine zweckmäßige Maßregel, um unlieben Mißverständnissen vorzubeugen, und im Falle sich solche dennoch einschleichen sollten, dieselben in kürzester Frist aufzuklären.

Da die Poesie des Seelebens gänzlich wegfällt für einen Menschen, der, obgleich er kein Wasser getrübt hat, dennoch für einen gemeinen Dieb erklärt worden und der verdammt ist, die schönste Zeit seines Lebens unter dem Abschaum der Menschheit zuzubringen, so lassen sich meine Erlebnisse auf jener Reise in wenigen Worten zusammenfassen: Seekrankheit, schlimmes Wetter (nach dem Landrattenausdrucke Sturm), jämmerliche Luft unter Deck, auf Deck der Anblick der bewußten Kanonen, Salzfleisch, Sauerkohl, Bohnen, verdorbenes Wasser und elender Zwieback. Glauben Sie aber, daß ich mich wirklich unendlich glücklich fühlte, als wir endlich, nach einer etwas über vier Monate dauernden Reise, den Ort unserer Bestimmung erreichten, und daß ich überzeugt bin, daß dieß der Fall mit der überwiegenden Mehrzahl meiner spitzbübischen Kollegen war! Jeder Passagier fast betrachtet sein Schiff als eine Art von Gefängniß, und da das unsere in der That ein Kerker

war, so fand wohl Jeder den Tausch mit einem andern Kerker angenehm, in welchem man wenigstens festen Boden unter seinen Füßen hat.

Ich kann Ihnen indessen eine kurze Beschreibung der Norfolksinseln nicht erlassen, da dieselbe zum Verständnisse meiner weiteren Erzählung nothwendig ist. Die größte derselben, welche die eigentliche Verbrecherkolonie bildet, liegt unter dem siebenundzwanzigsten Grade südlicher Breite und in einer Entfernung von etwa siebenhundert und zwanzig Seemeilen von Neuholland. Die übrigen Inseln sind unbedeutend, wie ich glaube, kaum mehr als unfruchtbare Felsenriffe, jene größte aber ist ein Paradies, welches man in eine Hölle umgeschaffen und mit Teufeln bevölkert hat, wenn gleichwohl bezüglich dieser Teufel einige Meinungsverschiedenheit stattfand, indem wir unsere Aufseher als solche bezeichneten, welche uns, die Verdammten, quälen sollten, jene aber uns mit jenem Titel beehrten.

Abgesehen von diesen Privatverhältnissen ist aber der paradiesische Charakter der Norfolkinsel nicht zu läugnen, und schon die dort herrschende Temperatur stempelt sie zu einem solchen, indem dieselbe nie über zwanzig Grad Réaumur steigt und ebenso nie unter achtzehn Grad fällt. Der Grund dieser äußerst angenehmen Erscheinung ist aber der, daß die Insel, welche kaum mehr als sieben Quadratmeilen hat, fortwährend von der Seeluft bestrichen wird, welche, selbst stets gleichmäßig erwärmt, das Land, über welches sie hinwegzieht, ebenso auf gleichem Wärmegrade erhält. Da die Insel dabei hinreichend bewässert ist, so ist die natürliche Folge, daß auf derselben ein ewiger Sommer herrscht, daß sie mit einem nie wechselnden reizenden Grün bedeckt ist, und daß es möglich wäre, dort fast alle Kulturgewächse der Tropen sowohl als auch jene der gemäßigten Zone anzubauen. Aber dieß geschieht doch nur theilweise, indem sich auf jener glückseligen Insel ein Theil der Bevölkerung mit dem fortwährenden Gedanken trägt, auf jede Gefahr hin dieselbe zu verlassen, während der nächste Tag und die nächste Nacht beschäftigt sind, dieß unmöglich zu machen. Der erste Theil sind die Gefangenen, der zweite ihre Wächter, die Aufseher und die Soldaten, wobei aber nicht gesagt ist, daß diese letzten Gott nicht auf das Innigste danken, sobald das Schiff im Hafen erscheint, welches sie auf legale Weise an einen andern Bestimmungsort bringt. (Fortsetzung folgt.)

Ein dankbarer Fürst.

Schelling's Denkmal in Ragatz.

Von

Theobald Steffli.

(Bild S. 577.)

Wir sind noch nicht so weit, daß der platonische Gedanke, an die Spitze der Staatsleitung Philosophen zu stellen, verwirklicht werden könnte. Aber wenn die Herrscher, die Fürsten den Dichtern und Philosophen ihre Huldigungen darbringen, so ist das doch ein sprechendes Anzeichen dafür, daß man die Macht der Ideen, die Offenbarungen des Menschengeistes in seinem gesetzvollen Fortschreiten schließlich als das allein Maßgebende in allen Beziehungen des menschlichen Daseins anzuerkennen geneigt ist.

Die Besten der deutschen Fürsten haben geistiges Verdienst stets nach Gebühr gewürdigt und geehrt, und ist es besonders der zu früh verstorbene König Max von Bayern, welcher für die Bildungsforderungen der Zeit das tiefste Verständniß hatte und in Wahrheit das Prädikat, ein Beförderer von Kunst und Wissenschaft gewesen zu sein, im vollen Sinne des Worts verdient. Wie München seinem kunstsinnigen Vater, der dasselbe zu dem deutschen Athen umgeschaffen hat, zu hohem Danke verbunden bleibt, so hat auch König Max für die Pflege wissenschaftlichen Lebens in der Isarstadt sich dauernden Ruhm erworben. Das war aber nur möglich, indem er selber in ernster Schule sich die Schätze der Wissenschaft zu eigen gemacht und ihren Segen selber gekostet hatte. Besonders waren es Geschichte und Philosophie, die zu seinem Lieblingsstudium gehörten, und war er in seiner Jugend ein eifriger Zuhörer Schelling's, dem er stets die größte Verehrung gezollt hatte. Er bethätigte dieselbe auch noch nach dem Tode des großen Philosophen. Der Letztere kam 1854 nach Ragatz, um hier an der berühmten Heilquelle für seine geschwächte Gesundheit Genesung und Stärkung zu finden. Aber was er suchte, fand er nicht, sondern ein stilles Grab am Fuße der mächtigen Alpen. Als die Todesnachricht das Ohr des Königs traf, beschloß er sofort, dem geliebten Lehrer auf eigene Kosten ein Grabmal setzen zu lassen. Schön und sinnig aufgefaßt und von Künstlerhand im reinsten Geschmack ausgeführt, bildet dasselbe eine hohe Zierde des Friedhofes in Ragatz. Der obere Theil desselben umrahmt in einer Nische die wohlgetroffene Büste des Philosophen. In der Mitte ist Schelling en relief lehrend in dem Hörsaale dargestellt; unter seinen Schülern bemerkt man auch König Max. Als vor einigen Jahren auf seiner Rückreise aus dem Süden der König das Grab Schelling's besuchte, fand er dasselbe zu seinem frohen Erstaunen sehr wohl gepflegt und mit frischen Blumen geschmückt, und auf sein Befragen vernahm er, daß es die Pfarrersköchin von Ragatz sei, welche dem Andenken des Todten solche pietätvolle Aufmerksamkeit schenke. Der edle König wollte diese nicht unbelohnt lassen und ließ der Köchin ein Weihwasserkesselchen von Silber verabfolgen.

Der König ruht nun selber schon seit zwei Jahren im Schooß der Erde, aber fort und fort wird leben, wozu sein guter Geist so reiche Anregung gegeben. Nicht genügte es ihm mit diesem Denkmal: auch auf einem Platze Münchens steht jetzt das eherne Standbild des königlichen Lehrers und Philosophen.

Deutsche Lieder mit Illustrationen.

Wir saßen am Fischerhause.

Von

H. Heine.

(Bild S. 581.)

Wir sassen am Fischerhause,
Und schauten nach der See,
Die Abendnebel kamen,
Und stiegen in die Höh'.

Im Leuchtthurm wurden die Lichter
Allmälig angesteckt,
Und in der weiten Ferne
Wurd noch ein Schiff entdeckt.

Wir sprachen von Sturm und Schiffbruch,
Vom Seemann, und wie er lebt,
Und zwischen Himmel und Wasser,
Und Angst und Freude schwebt.

Wir sprachen von fernen Küsten,
Vom Süden und vom Nord,
Und von den seltsamen Völkern
Und seltsamen Sitten dort.

Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Riesenbäume blüh'n,
Und schöne, stille Menschen
Vor Lotosblumen knien.

In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern um's Feuer und backen
Sich Fische, und quäken und schrei'n.

Die Mädchen horchten ernsthaft,
Und endlich sprach Niemand mehr,
Das Schiff war nicht mehr sichtbar,
Es dunkelte gar zu sehr.

Die ärmsten Arbeiter.

Die Glasbläser des ungarischen Schwarzwaldes.

Von

K. Bayer.

(Bild S. 580.)

Der ungarische Schwarzwald (Fekete erdö) liegt vierzehn bis fünfzehn Meilen von Debreczin entfernt. Nähert man sich demselben, so beginnt der Weg zu steigen, und bald befindet man sich im dichten, dunklen Holzbestand, der jeden Blick in die Ferne unmöglich macht. Nach einer Gebirgstour von zwei bis drei Stunden gelangt man endlich aus dem Dickicht des Waldes auf die freie Höhe, von wo man eine weite Rundsicht genießt. Am Meisten aber fesselt den Blick die eigenthümliche Niederlassung, die wir vor uns in der Tiefe erblicken, umrahmt von mächtigen Waldgebirgen und durchschlungen von silbernem Sande.

Schon seit fünfzig oder sechzig Jahren bestand hier eine kleine Glashütte, welche einem ungarischen Edelmann gehörte und nur ganz ordinäres Glas erzeugte. Vor etwa sechs Jahren nun erwarb ein Indrustrieller, Herr von Liebich — dieselbe sammt einer beträchtlichen Strecke der Umgebung, die Holz im Ueberfluß für den Betrieb der Glasindustrie liefert. An der Stelle der kleinen erhoben sich bald zwei neue große Glashütten; Dampfmühle, Schleiferei und Wohnhäuser gruppirten sich um sie her — die sämmtlichen Bauten zweckmäßig und solid aus Stein und Ziegel aufgeführt. Kolonisten, namentlich aus Böhmen, wurden herbeigezogen, und nicht lange ging's, so hatte sich im äußersten Osten Ungarns, mitten unter halbverthierten wallachischen Landesbewohnern, eine deutsche Niederlassung gegründet, die hoffentlich einer guten Zukunft entgegengeht. Gegenwärtig zählt die kleine Kolonie bereits etwa vierzig nett und geschmackvoll aufgeführte Gebäude, in deren Mitte sich ein ganz komfortabler Gasthof erhebt, in dem es besonders an Sonntagen bei Musik und Bier hoch hergeht. Die Zahl der Arbeiter beträgt etwa dreihundert mit eben so vielen Frauen und einer überaus zahlreichen Nachkommenschaft. Der Arzt der Kolonie ist zugleich Schulmeister und Posthalter. Die schreiende Kinderschaar nicht nur in Ordnung zu halten, sondern ihr auch die Elemente des Lesens, Rechnens und Schreibens beizubringen, mag keine geringe Mühe kosten, aber auch der ärztliche Beruf, dem sich der Schulmeister zu unterziehen hat, wird ihn ohne Zweifel in nicht minder angestrengter Weise in Anspruch nehmen. Die Glasfabrikation setzt bekanntlich der Gesundheit der Arbeiter, vorzüglich den Glasbläsern, in verhängnißvollster Weise zu, und tragen fast Alle die unverkennbarsten Merkmale tödtlicher Krankheit auf ihrem Antlitz. Die Glasbläser müssen in der Regel bei ihrer Arbeit unausgesetzt neunzehn Stunden zubringen; in Abtheilungen wird diese Arbeit vorgenommen; hat die eine sich neunzehn Stunden damit beschäftigt, so wird sie von einer andern abgelöst und hat nun zweiunddreißig Stunden Ruhezeit. Schon der Umstand, daß zwischen Arbeit und Ruhe kein natürlicher Rhythmus hergestellt ist, muß der Gesundheit früher oder später Schaden bringen, während das Glasblasen selber, das stets bei außergewöhnlich hoher Temperatur stattfindet, die sie fortwährend in einem künstlichen Schweiß erhält, obwohl sie keine andere Kleidung als Hemd und Leinwandbeinkleid auf sich haben, das ferner die Athmungswerkzeuge in mächtige Anstrengung nimmt und einen unnatürlichen Durst verursacht, der dann mit vielem Bier und Branntwein gelöscht zu werden pflegt — nothwendig ein schnell fortschreitendes Siechthum, bei großer körperlicher Abspannung, Lungenkrankheiten, Blutverschlechterung u. A. zur Folge hat. Da gibt es denn für einen Arzt genug zu thun; wenn er die Krankheiten auch nicht mehr heilen kann, so soll er sie mildern, erträglich machen und das Leben der Kranken so lange als möglich zu verlängern suchen. An guter Bezahlung fehlt es freilich den Glasbläsern nicht: sie erhalten jährlich acht- bis neunhundert und noch mehr Gulden; die Arbeiter für Spiegel- und Fensterscheiben werden noch besser bezahlt, da sie auch mehr leisten müssen; aber des hohen Lohns können diese Leute doch nie recht froh werden.

Weniger angreifend und nachtheilig, aber ebenso beschwerlich ist der Dienst der Feuermänner, die bis zum Gürtel entblößt die Oefen fortwährend geheizt zu erhalten haben. Zu dieser Arbeit werden meist nur Zigeuner verwendet. Am Wenigsten angestrengt sind die Mädchen, die nur die Verpackung der Glaswaaren in Stroh besorgen, damit diese zur Weiterbeförderung nach Großwardein übernommen werden können.

Das ganze Etablissement wird von fünf Beamten und dem Direktor überwacht und verwaltet. Jede der beiden Glashütten, wovon die eine Spiegel- und Fensterscheiben in allen Größen erzeugt, während aus der andern Flaschen, Gläser x. hervorgehen, unterhält drei Oefen, die fortwährend in der gleichen Hitze erhalten werden müssen, bis einer Risse bekommt, was ungefähr nach drei Vierteljahren eintritt. Würde man inzwischen das Feuer einmal ausgehen lassen, so hätte man sich beim nächsten Heizen auf das Bersten des Ofens gefaßt zu machen.

Eine Glashütte bietet besonders bei Nacht, während in ihr gearbeitet wird, einen prächtigen Anblick dar. Die blendende Glut, die aus den Oeffnungen leuchtet, die wilden Figuren, die sich vor denselben herumbewegen, die Einen bis tief an den Gürtel nackt in Flammen schürend, die Anderen mit den schwingenden feurigen Blasekolben, die Einen Holz herbeischleppend, die Anderen den leeren „Glas-Satz" in den „Frettofen" schaffend — das Alles sieht sich in hohem Grade phantastisch an.

Es vollzieht sich ein merkwürdiger, sehenswerther Prozeß, bis aus ein Bischen Kieselerde, Natron und Kalk eine schöne große, klar durchsichtige Glasplatte hervorgegangen. Da wird der Cylinder geblasen, der fertige geschwungen, im Holzblocke gemodelt, das Glas wieder erwärmt, der fertige Cylinder abgeschnitten, gespalten, indem ein glühendes Eisen nach seiner Länge einen Streifen zieht und der nasse Finger leise über diesen Streifen hinfährt; dann folgt der Blick diesem gespaltenen Cylinder in einen langen erhitzten Gang, bis er endlich auf die glühende Stahlplatte zu liegen kommt, wo er sich wie durch Zaubermacht öffnet und selber ausbreitet. Ein Mann hilft mit einem langen Glättholze nach, die Scheibe dreht sich, und die fertige Glasplatte wandert abermals durch Maschinerie in den Kühlofen, um dann krystallhell und geläutert, wie aus dem Fegfeuer, aus demselben wieder hervorzukommen, dem Menschen zum Schmuck und Nutzen.

Rösselsprung.

dern	glück	chen	welt	leb	ruht	ich	eng
schätz-	o	gehn	chen	mein	wie	wohl	in
mein	wan-	nem	arm	für	wie-	bist	werd
mei-	lieb	schätz-	zu-	welt	bald	frem-	der
ich	kehr	so	jetzt	dem	jahr	so	du
recht	chen	sollt	die	rück	wie	bei	manch
ich	ist	nem	schön	ver-	sein	zu	weit
schätz-	als	streicht	wie	mei-	so	arm	dir



Heimliche Gäste. (S. 586.)

Geheimnisse eines Harem.

Eine türkische Kriminalgeschichte von **Karl Teschner.**

(Fortsetzung.)

3. Im Harem.

Am Abend nach der Ueberführung Zuleika's in die Villa Daltaban Paschas an den Ufern des Bosporus schritt durch die Straßen Konstantinopels ein junger Türke von schlankem Wuchs und edler Haltung, der nach seinem Aeußern der vornehmeren Klasse anzugehören schien. In einiger Entfernung folgte ihm beobachtend eine andere männliche Gestalt, welche, ohne daß Jener es bemerkte, stehen blieb, wenn er sorglos durch die hellerleuchteten Fenster der Kaffeehäuser blickte, und weiter schritt, wenn auch er dieß that. Nach einiger Zeit ward der Türke, unfern des Bosporus, von einer alten Negerin mit zahnlosem Munde angeredet, die ihn nach einem gewissen Hause fragte. „Ich kann Euch keinen Bescheid geben, denn ich bin fremd hier," erwiederte der Angeredete. — „Ei, fremd in Stambul, und darum fehlt's Euch wahrscheinlich an Zerstreuung, Herr?" fuhr die Alte geschwätzig-zutraulich fort. „Liegt Euch daran, Unterhaltung sehr angenehmer Art zu finden?" — „Je nun, es käme darauf an! Wollt Ihr vielleicht den Gegenstand der Unterhaltung abgeben?" — „O Herr, das wäre Spott und Beleidigung für Euch! Ich bin, wie Ihr seht, alt und häßlich; aber meine gnädige Gebieterin würde sich freuen, wenn sie sich mit Euch unterhalten könnte. Doch, Ihr liebt vielleicht nicht solche Abenteuer . . .?" — „Doch, Alte, doch! Sprecht weiter! Wer ist Eure Gebieterin?" — „Bst! Welcher ritterliche Mann forscht nach dem Namen einer durch lästige Bande gefesselten Türkin!" — „Ihr habt recht; ich vergaß . . . Aber wo wohnt die Dame, die vielleicht in ihrer Vereinsamung der Zerstreuung selbst bedarf, welche sie Andern gewähren möchte?" — „Es ist nicht weit, Herr; jenseits des Bosporus in einer allerliebsten Villa. Ihr könnt Euch getrost meiner Führung anvertrauen, wenn Ihr Verschwiegenheit geloben wollt." — „Diese versteht sich von selbst. Wohlan, ich bin bereit, Euch zu folgen. Nur gestattet mir, auf einige Augenblicke in den nächsten Kaufladen einzutreten, um einige Goldstücke umzutauschen." — Die Negerin blieb stehen, während der Türke eine kurze Strecke rückwärts ging und, bevor er in den bezeichneten Laden eintrat, dem Manne, der ihm folgte, einige Worte zuflüsterte. Dann ließ er sich von der Alten an's Ufer des Bosporus führen. Hier lag im Dunkel ein kleines Boot, gehalten von zwei Ruderern, schwarz wie die sie umgebende Nacht. Ringsumher in einiger Entfernung flimmerten Lichter, theils von Häusern, theils von Fahrzeugen. Aus einzelnen Gondeln erklangen Zitherakkorde herüber. Es war eine überaus reizende Sommernacht. Die Alte stieg mit dem jungen Manne in's Boot, welches sofort rasch über die funkelnde Wasserfläche hinschoß. Es ward kein Wort gesprochen. Nach einer Fahrt von fünfzehn Minuten, an den Villen des westlichen Ufers vorüber, näherte sich das Boot einer von Gebüsch umgebenen Landungsstelle und legte an. Schweigend ergriff die Negerin die Hand des Türken und geleitete ihn einige Stufen empor, dann durch liebliche Gartenanlagen mit Boskets und dichten Laubgängen nach einem prächtigen Sommerhause.

Hier führte eine breite, mit Teppichen belegte Treppe unter einer Säulenhalle nach einer mit Vorhängen versehenen Glasthüre hinauf, welche die Alte leise aufschloß, und der junge Mann sah sich in einem kostbar ausgestatteten Flur, auf dessen Boden schwere Teppiche lagen und in welchem eine von der Decke herabhängende silberne Lampe ein mattes Licht verbreitete. Auf beiden Seiten dieses Flurs oder Korridors, welcher etwa zwölf Schritte weiter in veränderter Richtung eine Fortsetzung zu haben schien, waren je zwei Thüren in einer Art von Nischen angebracht. Rechts be-

merkte die Negerin in einer der Nischen plötzlich ein Paar Pantoffeln und fuhr erschrocken zusammen. Der Türke bedurfte keiner Erklärung, er wußte, daß Pantoffeln vor der Thür eines Harems immer auf die Anwesenheit des Hausherrn hindeuten und zugleich für Jedermann ein stillschweigendes Verbot des Eintritts enthalten. Augenscheinlich hatte die Alte den heimlichen Gast durch diese Thüre einlassen wollen. Sie zauderte einige Augenblicke sinnend und lauschte an den Thüren der entgegengesetzten Seite. Von der Fortsetzung des Korridors her ward ein dumpfes Geräusch hörbar, als bewege sich eine Person hin und her.

Diese mit Teppichen belegten Gänge machen immer einen unheimlichen Eindruck, weil sie den Schall einsaugen und das Beschleichen außerordentlich befördern. Dazu kommt das leichte, weiche türkische Fußwerk. Die Negerin hatte aber mit ihrem feinen, geübten Gehör rasch erkannt, daß es Tritte waren, welche von dort her klangen, und sie erschrak darüber noch heftiger als zuvor. Lautlos zog sie einen Ring mit drei schlüsselartigen Hervorragungen aus dem Busentuche, öffnete damit blitzschnell eine der Thüren links, schob den Türken durch dieselbe in einen dunklen Raum und hieß ihn lautlos in demselben warten. Ehe der auf diese Weise Expedirte sich besinnen konnte, sah er die Thür hinter sich geschlossen und dachte nun zunächst daran, sich zu orientiren.

Augenscheinlich befand er sich in der Sommerwohnung eines reichen Muselmannes, und der Verdacht lag sehr nahe, daß die Alte, ohne Zweifel eine im Hause genau Vertraute, ihn zu Niemand anders als der Gemahlin oder den Sklavinnen des Gebieters hatte führen wollen, durch die unerwartete Anwesenheit desselben in seinem Harem jedoch genöthigt worden war, ihn in diesem dunklen Raume einstweilen aufzubewahren. Es galt nun, zu untersuchen, wo er sei. Er schritt in dem Raume vorwärts, bemerkte plötzlich Lichtdämmer und fand, daß der dunkle Raum, ein Vorgemach, nur durch doppelte Vorhänge von schwerem Teppichstoff von einem andern Gemache getrennt war. Er hob den ersten Vorhang und stand nun zwischen diesem und einem zweiten in einem etwa fußbreiten Zwischenraum. Durch eine schmale Lücke schauend fiel sein Blick in ein weites, hellerleuchtetes, luxuriös ausgestattetes Gemach, und mit höchster Ueberraschung sah er in demselben, auf mehreren rothsammetnen Polstern ruhend, ein schönes Mädchen. Es war Zuleika. Mit keder Hand riß er den Vorhang zur Seite und that einige Schritte in das Gemach hinein. Zuleika stieß einen leichten Schrei aus und sprang auf, aber ohne Zögern warf der Türke sich ihr zu Füßen und bat sie, nicht zu fliehen und sich nicht zu beunruhigen. Er wisse nicht, ob ein bloßer Zufall, ein Mißverständniß ihn in dieß Gemach geführt, das kein fremder Mann betreten dürfe, aber er müsse dennoch das Geschick preisen und wolle Alles wagen, um sich die Achtung und Zuneigung eines so schönen Wesens zu erwerben. Zuleika konnte vor Bewegung nicht sprechen, ward über und über roth und begann zu weinen.

Ihr Augenmerk war nicht bloß auf den Eingedrungenen gerichtet, sondern weit mehr noch auf die dunklen Vorhänge, welche die Verbindung mit einem weitern Gemach zu vermitteln schienen. Von dorther schien sie Etwas zu fürchten, was sie augenscheinlich gern vermieden hätte; und in der That, noch ehe sie gegen den zu ihren Füßen liegenden Mann Etwas hatte äußern können, hob sich der Vorhang und zwei Mädchenköpfe wurden gleichzeitig sichtbar. Der Aufschrei Zuleika's war gehört worden.

Zwar sprach sich Ueberraschung in den Gesichtern dieser beiden Mädchen aus, aber sie verriethen keineswegs Entrüstung, sondern lachten hell auf. Der Türke richtete sich rasch empor und trat zwei Schritte zurück. Die Mädchen schoben jetzt den Vorhang ganz zur Seite und eilten kichernd auf Zuleika zu. „O das ist köstlich!" flüsterte die Eine derselben. „Du hast auch Deinen Anbeter gefunden, Cousinchen! Herrlich, herrlich, daß Du nicht mehr allein trauern mußt!" Zuleika wollte durch eine heftige Bewegung die komische Unterstellung zurückweisen, doch umsonst, die lustigen Geschöpfe ließen ihr keine Ruhe, schäkerten mit ihr und munterten sie auf, sich der Freude hinzugeben. „Du würdest uns, wie Du bemerkst, beschämen, wenn Du Dich jetzt von der Art unserer Unterhaltung ausschließen wolltest!" sagte die Aeltere, ihr schönes hochrothes Antlitz streichelnd.

Der erstaunte Türke fand die Lösung dieser etwas räthselhaften Rede sehr schnell, denn ein einziger Blick in das benachbarte Zimmer, welches durch den zurückgeschobenen Vorhang frei vor ihm lag, zeigte ihm zwei junge Männer in griechischer Tracht, welche in der nonchalantesten Stellung höchst neugierig auf die Gruppe herübersahen. „Ihr müßt jetzt mit hier eintreten, mein Herr!" sagte jenes ältere Mädchen zu dem Türken. „Wer Ihr auch sein möget, nachdem Ihr einmal die Klausur dieser Frauengemächer überschritten, ist es zu spät zur Umkehr." Der Türke gehorchte und ergriff Zuleika's Hand, um sie in das andere Zimmer hinüber zu leiten. Mit einigem Widerstreben folgte diese dem Zuge der Hand, aber der Führer fühlte, wie ihre kleine weiche Hand zitterte. Nun gab es Erklärungen. Mit höchstem Ergötzen erfuhren die Anwesenden, Zuleika ausgenommen, welche ernst blieb, daß der Türke durch die alte Negerin, welche Amina hieß und eine Vertraute der Gemahlin Daltaban Paschas war, eingeführt und wegen zufälliger Anwesenheit des Hausherrn in das Vorgemach von Zuleika's Wohnzimmer geschoben worden sei. Der junge Türke, dessen Oberlippe ein schmaler schwarzer Schnurrbart schattirte, gab sich als einen reichen Bosnier Namens Khalil zu erkennen, der zu seinem Vergnügen, vielleicht auch um gelegentlich vom Großherrn eine Charge zu erhalten, nach Konstantinopel gekommen sei. Von den beiden Griechen trug der eine, Lukas, das malerische Kostüm eines Albanesen, mit Pistolen und prachtvollen Dolchen im Gürtel; der jüngere, Julian, war ein Inselgrieche. Beide waren die Söhne sehr begüterter Familien, und trieben sich zu ihrer Ausbildung und Zerstreuung im Lande und in der Hauptstadt umher; dieß wenigstens gaben sie selbst an. Die beiden jungen Mädchen waren die Töchter Daltaban Paschas aus der Ehe mit einer verstorbenen Frau; Gulnare die ältere, Thirza die jüngere von Beiden; Gulnare, die üppigere, mit braunem, Thirza mit tief schwarzem, in feinen Locken auf Hals und Schultern niederwallenden Haar. Thirza war auf den ersten Blick als die keckere von den Schwestern zu erkennen.

Der Leser darf nichts Schlimmes denken. Bekanntlich werden noch heute — und noch viel mehr war dieß vor sechzig Jahren der Fall — die Türkinnen, Frauen sowohl als Mädchen, in strenger Abhängigkeit und Abgeschlossenheit gehalten, und ganz besonders ist dieß das Loos der Vornehmen, welche nicht, wie die Armen, die Noth des Erwerbs auf die Straße treibt. Daher selbst bei den Gebildeteren das ewige Sehnen nach Freiheit und nach einem edleren oder angenehmeren, vielseitigeren Verkehr, als der ist, der ihnen häufig nur durch unwissende, oder tyrannische, oder mit schmutzigen Eigenheiten behaftete Gatten und Väter geboten ist. Kaum ist die Furcht vor der Brutalität der Hausherren, oder die gesellschaftliche Dezenz im Stande, das arme weibliche Geschlecht vor Uebertretungen der strengen und albernen Klausurgesetze zu bewahren. Sie haben oft den Muth, dem bittern Tode der Rache in's Auge zu sehen, um sich Unterhaltung oder Genüsse zu verschaffen, welche freien weiblichen Wesen von selbst zufallen.

Bei Gulnare und Thirza kam noch hinzu, daß ihnen von Jugend auf die Mutter gefehlt hatte. Die Negerin Amina war ihre einzige Erzieherin und Pflegerin gewesen, und als ihr Vater, nachdem Gulnare siebenzehn, Thirza fünfzehn Jahre alt geworden, eine andere schöne, höchst eitle und gefallsüchtige Favoritin, Ismilda, zur zweiten Gemahlin erhob, wurden die Töchter fast sich selbst überlassen. Die stolze Ismilda, die bereits an die Dreißig heranrückte, war viel zu sehr mit ihrer eigenen Schönheit beschäftigt, um sich der Stieftöchter in mütterlicher Weise anzunehmen. Sie versuchte Beide zu beherrschen, wie sie den alternden Hausherrn zu beherrschen wußte, aber die Mädchen unterwarfen sich schwer, und so geriethen Mutter und Töchter auf gespannten Fuß. Oft vergingen viele Tage, ohne daß Ismilda die Töchter oder diese die „Mutter" zu Gesicht bekamen.

Daltaban Pascha, ein alter Soldat und General der türkischen Armee, war, abgesehen vom praktischen Militärdienste, ein beschränkter Kopf, herrisch gegen Untergeordnete, plump im gesellschaftlichen Verkehr und fast devot gegen seine Gemahlin, die ihm abschmeicheln oder abtrotzen konnte, was sie wollte, und ihn, wie wir sehen, dennoch betrog. Der Grieche Lukas erzählte, nachdem die erste Ueberraschung über das plötzliche Erscheinen Khalil's sich gelegt hatte und die sechs jungen Leute sich im Gesellschaftszimmer

der Töchter gruppirt hatten, eine ganz mit Khalil's Herbeiführung übereinstimmende Geschichte. Er war allein in den Straßen umhergeschlendert, Amina hatte ihn angeredet und ihn gefragt, ob er sich verirrt habe, um zuvörderst mit List zu entdecken, ob er ein Fremder sei. Zu ihrer Befriedigung habe Lukas sich als solcher zu erkennen gegeben, und sei auf das ihm proponirte Abenteuer mit leichtem Sinne eingegangen.

Nachdem ein schmales Fahrzeug ihn und die Alte über den Bosporus geführt, habe Amina ihn durch eine Hinterthüre in das Haus und in denselben Korridor gebracht, in welchen auch Khalil gekommen; aber in demselben Momente, als er durch die erste Thür rechts habe eintreten sollen, sei die Stimme des Paschas hörbar geworden, und Amina habe ihn durch die erste Thüre links — nicht durch diese, welche unmittelbar in Zuleika's Gemach führe — in ein dunkles Vorgemach geschoben. Die beiden Töchter Daltaban's seien natürlich bei seinem Erscheinen höchlich betroffen gewesen, hätten sich jedoch sehr bald in der Ueberzeugung gefaßt, daß Amina den Fremden für die Gemahlin ihres Vaters herbeigelockt und nur aus Angst in ein falsches Zimmer gesteckt habe. Die Mädchen hatten frohlockt, eine Waffe gegen die ihnen verhaßte Ismilda und gegen Amina in die Hände zu bekommen, denn von diesem Augenblicke an, meinten sie, müßte Ismilda alle ihre Versuche, den Töchtern verletzend oder herrschsüchtig nahe zu treten, aufgeben und Amina aus Furcht vor Entdeckung und Strafe ihnen unbedingt gehorchen. Lukas hatte diese Stimmung wohl benutzt, die beiden einsamen Mädchen durch kluge, witzige, einschmeichelnde Rede gefesselt und ihnen sogar die Gunst abgerungen, seinen Freund und Reisegefährten Julian mitbringen zu dürfen. Aus wiederholten Besuchen hatte sich dann ein zartes Liebesverhältniß entwickelt, welches bereits ganze zehn Tage dauerte.

Völlig unverhofft und unerwartet war nun auch Zuleika in diese zärtlichen Beziehungen verstrickt worden, sie, die der Gedanke an das ihrem Vater drohende Unheil in tief ernster Stimmung hielt, und die, einem dreisten Manne durch Wohnungswechsel entrückt, einem andern, durch wahre Hoheit, männliche Schönheit und geistreiches, liebenswürdiges Wesen nur um so gefährlicheren in die Hände gefallen. Nur der weitere Verlauf dieser Erzählung vermag das Räthsel zu lösen, welches das zweideutige Benehmen Zuleika's dem Leser aufgibt.

Khalil war von ihrer zarten Zurückhaltung, ihrer mädchenhaften, holden Verschämtheit, welche dennoch die deutlichsten Merkmale innerer Hingebung nicht bannen konnten, entzückt und bot seinen vollen Gemüthsreichthum, das ganze Talent seiner Rede auf, um sich eines solchen Mädchens werth zu zeigen. In ihrem Anschauen versunken, im süßen Tändelspiel der Liebe vergaß er, ohne Zweifel der gediegenste unter den drei Männern, sogar auf eine kurze Zeit die Gefahren der Situation und den eigentlichen Zweck seines Umherschweifens. Wie viel gab nicht die Lage Ismildens zu denken, die durch unglückliche Zwischenfälle nun schon das zweite Mal um die Gegenstände ihrer Unterhaltung gekommen war. Wie gefahrvoll war aber auch ihre eigene Situation! Der Ruf dreier junger Damen aus hohen Regionen stand auf dem Spiele, obschon, genau genommen, in ihrem Verkehr mit den jungen Männern nichts moralisch Tadelnswerthes lag. Es war nach türkischem Gebrauch ebenso verboten, die Gemächer von Mädchen wie die der verheiratheten Frauen zu betreten, und der Vater hatte wie der Gatte das Recht, die kühnen Eindringlinge in das Heiligthum seines Hauses zu vernichten und Töchter wie Gattinnen den Tod des Ertrinkens im Bosporus sterben zu lassen. In Wahrheit, die drei zärtlichen Paare tanzten und scherzten über einem mit den Blumen der Poesie und der Liebe bedeckten Abgrunde! Ihre Herzen erglühten im Feuer der Jugend und ihre Lippen schwelgten am Nektarkelche, ohne gerade den köstlichen Scherbet zu verschmähen, welcher auf einem nahen, kunstvoll geschnitzten Tischchen in prächtigen Karaffen servirt war.

4. Der Pascha.

Der Sohn des Sultans, Mustapha, entflammt in unreiner Leidenschaft für die Tochter des Kadiaskers, war nicht die Persönlichkeit danach, eine Beute, die ihm streitig gemacht wurde, leicht aufzugeben. Er hatte seine Spione aufgestellt, um das Haus des Kadiaskers im Auge zu behalten. Diese bemerkten die Entfernung einer verschlossenen Sänfte, verfolgten sie und fanden, in den Gärten des Paschas am Bosporus auf der Lauer liegend, auch das Geheimniß des Eintritts fremdartig gekleideter junger Männer. Sie eilten zurück, meldeten Mustapha die Resultate ihrer Beobachtung, und der Prinz, von furchtbarer Eifersucht gepeinigt, ließ durch einen reitenden Boten den Pascha informiren. Dieser wollte erst gar nicht an den Bericht glauben, es mochte aber doch ein leiser Verdacht gegen seine äußerst liebenswürdige Gemahlin in seiner Brust auftauchen, und er begab sich in ihre Gemächer zu ganz ungewöhnlicher Zeit, blieb auch länger in denselben, als er sonst zu thun beliebte, und schien endlich die Ueberzeugung gefaßt zu haben, daß irgend ein Bösewicht seine tugendsame Gattin habe verleumden wollen. Kaum hatte er jedoch die Frauengemächer verlassen, so meldete ihm ein schwarzer Sklave, der sich als Wächter am Eingange der Villa aufzuhalten hatte, zufällig aber in die Nähe des Korridors der Frauengemächer gekommen war, er habe eine auffallende Erscheinung durch eine der links befindlichen Thüren rasch verschwinden sehen.

Auch jetzt noch ward es dem, wie gesagt, etwas beschränkten General Seiner kaiserlichen Majestät schwer, an etwas Anderes als Täuschung des Wächters zu glauben; denn wie hätte er von seinen in strenger Abgeschlossenheit erzogenen und gehaltenen Töchtern ein verbrecherisches Einverständniß mit Männern annehmen können? Dennoch wollte er sicher gehen, nahm seine schwarzen Sklaven, welche mit Handschars bewaffnet waren, als Eskorte, und pochte an die zu den Gemächern seiner Töchter führende Thür. Wir müssen hier noch bemerken, daß Daltaban Pascha in der Hauptstadt einen prachtvollen Palast mit zahlreichem Dienstpersonal und starkem Marstall unterhielt; in der Villa am goldenen Horn aber, welche zum vorübergehenden Sommeraufenthalt diente, befanden sich zur Bedienung und Bewachung nur sechs Eunuchen, ein siebenter, welcher den Schatz bewachte, der sich in einem Souterrain befand, und die alte Amina. Unter den sieben schwarzen Dienern hatte Amina nur vier durch Bestechung in's Einverständniß zu bringen gewußt; diese waren zu Allem, was sie oder ihre Gebieterin Ismilda verlangte, willfährig und verschwiegen wie das Grab; aber die andern drei waren unnahbar gewesen, und es blieb für die Frauen immerfort die allerschwierigste Aufgabe, die Wachsamkeit dieser drei zu hintergehen.

Als der argwöhnisch gewordene Vater auf sein erstes Klopfen keine Antwort erhielt, klopfte er stärker und rief zugleich die Namen seiner Töchter. Diese erschraken heftig und wurden bleich wie der Tod. Zuleika war wie gelähmt vor Schreck und Scham, aber sie war doch die Erste, welche mit Zuversicht auf Khalil sah; es schien, als traue sie diesem eine besondere Fähigkeit zu, jede sich aufthürmende Schwierigkeit zu beseitigen, oder als setze sie voraus, daß ein Mann, der so viel natürlichen Edelmuth besitze, auch ritterlich genug sei, jeder Gefahr in's Antlitz zu schauen. Aeußersten Falls konnte sie ja mit ihm sterben! Die beiden Töchter dachten weniger ernst und stürzten fast ohnmächtig in die Kniee. Auch die Griechen erbleichten und waren einige Augenblicke schwankend. Feigheit jedoch lag ihnen, die es gewagt hatten, in einen Harem einzudringen, doch fern, und als sie die erste Bestürzung überwunden hatten, überboten sie sogar einander im Opfermuth. „Heimliche Entfernung ist, wie die Lokalität beschaffen, nicht möglich," sagte Lukas; „es bleibt uns also nichts übrig, als uns dem erzürnten Pascha muthig entgegenzustellen, aber nicht als Feinde, obwohl wir uns vielleicht durchschlagen könnten, sondern als Duldende und Bekenner einer schweren Schuld; denn nimmer dürfen wir diese edlen Mädchen, die uns so viel Glück darboten, kompromittiren." Sowohl Khalil wie Julian billigten die Bravheit dieser Rede. Jeder der beiden Letzteren wollte in der Gefahr voranstehen, diesen Standpunkt aber beanspruchte Lukas selbst als verdientes Vorrecht. „Ich war der Erste, der diese Schwelle betrat," sagte er; „ohne mich wäre wenigstens mein treuer Julian nicht in dieser Gefahr. Ich also bitte, mir zu gestatten, daß ich mich zuerst dem Grimme des Pascha entgegenstelle. Ihr Andern mögt mir folgen — und jetzt vorwärts! Ich werde die Thür öffnen."

Der Effekt dieser Handlung war drastisch. Daltaban Pascha stürzte mit gezogenem Säbel den hervortretenden drei Männern

entgegen. Hinter ihm standen die sechs Schwarzen, ruhig wie Bronzestatuen, mit blitzenden Waffen und unheimlich funkelnden Augen. Nur zwei der Sklaven, die, welche das Boot geführt hatten, schienen innerlich zu erbeben; doch ein einziger Blick des Griechen Lukas, womit er sie verständigte, daß er sie nicht verrathen werde, beruhigte sie in Etwas. „Schändliche Frevler, wie kommt ihr in diese Gemächer?“ brüllte der Pascha, seine Waffe erhebend. — „Wir bitten nur um ein kurzes Gehör,“ erwiederte der Grieche gelassen. „Aber wenn Ihr, hoher Herr, zur Kühlung Eures allerdings höchst gerechten Zornes eines Opfers bedürft, so durchstoßt mich, denn ich, Herr, bin die schuldige Veranlassung unseres Erscheinens an dieser Stelle.“ Bei diesen Worten entblößte Lukas seine Brust. Diese Unerschrockenheit that ihre Wirkung. Daltaban war nicht fähig, seine Waffe feig in ein Herz zu tauchen, das ihm so muthvoll entgegenklopfte, aber sein Zorn war nichtsdestoweniger derselbe. „Ihr seid die schmachvollen Verführer meiner Töchter, die Entehrer meines Hauses!“ fuhr er heftig fort. „Dafür sollt ihr büßen. Nehmt ihnen die Waffen!“ befahl er den Sklaven. Diese näherten sich, aber die jungen Männer entledigten sich sogleich freiwillig ihrer Wehren. „Es geschieht,“ sagte Khalil ernst, um Euch, Würdenträger des Großherrn, zu beweisen, daß wir das Unrecht des Eindringens in Euer Haus nicht durch Gewaltversuche vermehren werden.“ — „Wohlan, hier sind auch meine Waffen,“ fügte Lukas hinzu, „denn ich bin weit entfernt, mich gegen den Vater so edler Damen einer thätlichen oder wörtlichen Beleidigung schuldig zu machen.“ — „Hm, edel!“ höhnte der Pascha. „Wie wäret ihr ruhig in diesen Räumen, wenn meine Töchter nicht auf unverzeihliche Weise ihre Pflichten vergessen hätten!“ — „Durch Zauberei ward es möglich, Herr!“ versetzte Khalil, sich vordrängend, mit ungewöhnlicher, fast an Hohn grenzender Gleichmüthigkeit. „Mag dieser muthige Grieche für sich die Priorität des ersten Eintrittes in dieß Haus in Anspruch nehmen, ich für meinen Theil bekenne, daß ich ein unwiderstehliches Mittel der Magie in Anwendung setzte, und ich bin jeden Augenblick bereit, dieß Mittel an Euch selbst, würdiger Herr, in seiner Wirkung zu zeigen, wenn Ihr es vorzöget, meinen Worten keinen Glauben zu schenken. Erwägt übrigens selbst, o Herr, wie leicht es ist, ein harmloses Mädchenherz durch heilige Betheurungen, durch Flehen und durch die Vorstellung zu besiegen, daß der von ihm zurückgestoßene Mann, wie es hier der Fall war, sich in die höchste Gefahr begebe, nehmet dazu noch die unwürdige Knechtung, in welcher das feinste Seelenwesen des Weibes auf gut Türkisch gehalten wird, und Ihr werdet aufhören, diesen durchaus ehrenwerthen Damen zu zürnen, welche nur durch unsere inständigen Bitten sich haben bewegen lassen, nicht sofort nach unserem Eintreten Lärm zu machen.“ — „Aber wie kommt ihr herein?“ herrschte der Pascha. — „Ganz einfach, hoher Herr, durch die offene Pforte des Hauses,“ erwiederte Lukas. „Wir fanden die Gärten unverschlossen, lustwandelten in denselben und geriethen in die Nähe der Villa. Da uns nach einem Schluck Scherbet gelüstete und wir Niemand sahen, so schlug ich vor, in's Haus zu treten, und obschon dieser wackere Moslemin, fremd in Konstantinopel wie wir, mich warnte, die türkische Sitte zu beachten, so ließ ich mich doch nicht von einem nach meiner Anschauung harmlosen Schritte abhalten, und meine Gefährten begleiteten mich, weil die Polizei der Hauptstadt selbst ja Jedermann anräth, der geheimen Morde wegen in Gesellschaft zu bleiben. Hier im Korridor klopfte ich an diese Thür, die Damen öffneten, sprangen erschreckt zurück und — wir befanden uns in den Gemächern.“

Der Pascha schien in diese sich widersprechenden Darstellungen erhebliche Zweifel zu setzen, namentlich da die Armesündermiene seiner schönen Töchter die leichterfundenen Ausflüsse griechischer Phantasie Lügen strafte; aber die ernsten Gesichter, womit die Eindringlinge trotzdem ihre Gründe vorbrachten, und die Art, wie sie dieß thaten, setzten ihn doch in Verwirrung, trieben seine Inquisitorschwäche in die Enge. In der Besorgniß, sich vor solchen lockeren Vögeln, die ihm Etwas aufbinden wollten, noch obendrein beschämt zu sehen, gerieth er wieder in noch heftigeren Zorn und maß namentlich seine ältere Tochter, die den andern mit gutem Beispiel hätte vorangehen und die Sklaven rufen sollen, mit flammendem Blicke. „Bindet sie!“ befahl er den Eunuchen, auf Gulnare deutend. „Bindet ihr und diesem da (auf Lukas deutend) die Hände auf den Rücken!“ Die Mädchen brachen in Thränen aus und warfen sich jammernd dem Pascha zu Füßen. Auch die Männer erhoben nun Vorstellungen. „Ich will nichts mehr hören!“ sagte der Erzürnte. „Der Harem ist entweiht, und ich werde die meiner Ehre angethane Schmach zu sühnen wissen. Hier gelten die Gesetze des Landes und meine Rechte. Vorwärts, Sklaven! warum zaudert ihr, meine Befehle zu befolgen?“ Die Schwarzen stürzten sich auf Lukas und Gulnare; die Uebrigen standen todtenbleich mit schlotternden Knieen, und nur Khalil maß den Pascha mit einem überlegenen, fast schrecklichen Blicke. (Forts. folgt.)

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 560:

Die Weisheit ist nur in der Wahrheit.

Räthsel.

Die Erste belastet,
Die Zweite beflügelt,
Ist selber beflügelt;
Auf mächtigem Fittig
Vermag sie die Lasten
Der Ersten zu tragen.

Bedrängt Dich die Erste,
Verlierst Du die Zweite;
Verlierst Du die Zweite,
Ist Alles verloren.
Kein Gott wird Dir helfen,
Verzagst Du an Dir.

Verbinde die Beiden,
So siehst Du die sanfteste
Tochter des Schmerzes.

Nicht jammernd und stöhnend
Erscheint Dir die Holde,
Wohl kann sie noch lächeln;
Nur bei der Erinn'rung
Empfundener Trübsal
Dringt unbewacht leis' eine
Zitternde Thrän' aus dem
Himmlischen Auge.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 564:

Weiß.	Schwarz.
1) T. C 4 — C 8 †	1) K. E 6 — D 7 oder A.
2) L. B 3 — E 6 †	2) K. D 7 nimmt E 6.
3) T. C 8 — D 8	3) D 6 — D 5.
4) E 4 nimmt D 5 Schach und Matt.	

A.

Weiß.	Schwarz.
1)	1) D 4 nimmt B 3.
2) T. C 8 — D 8	2) D 6 — D 5.
3) E 4 nimmt D 5 Schach und Matt.	

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 50.

Stuttgart, 1866.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

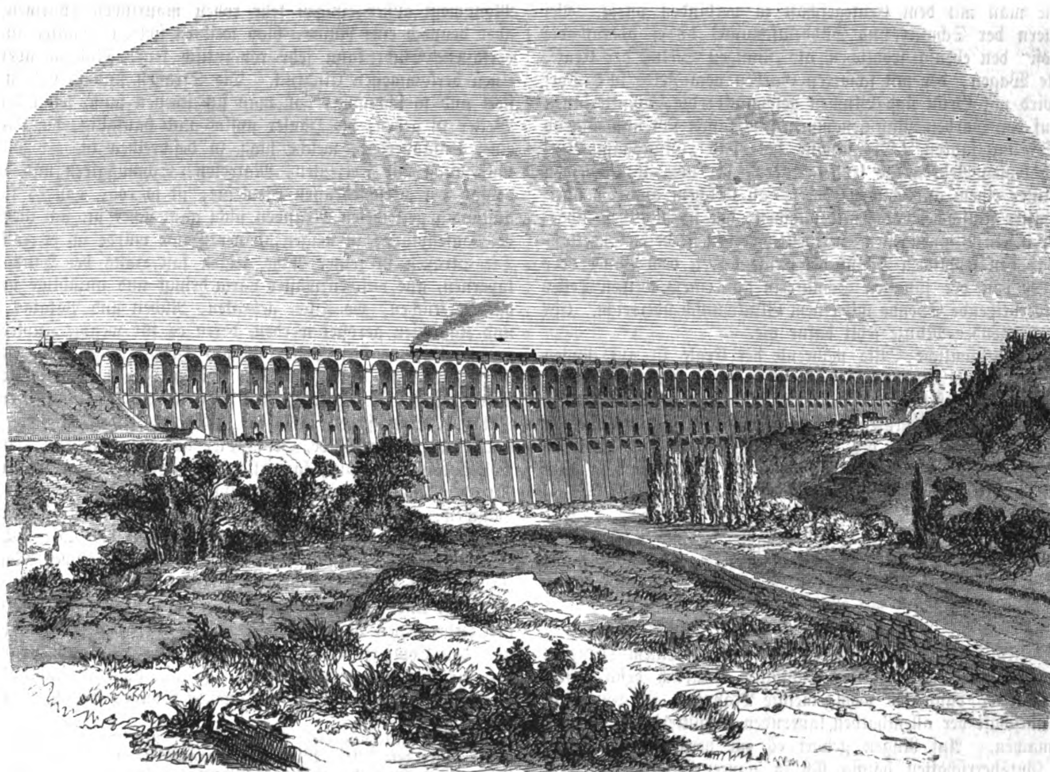
Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Chaumont und Clairvaux.

Von

Alex. Meyer.

Die Champagne, jenes prächtige Land, das dem köstlichsten Weine seinen Namen gegeben, ist der denkwürdige Boden, auf dem die letzten Kämpfe der napoleonischen Zeit sich vollzogen. Heute fahren wir mit Blitzesschnelle über die blutgetränkten Gefilde, unter denen unsere deutschen Brüder ruhen, und nur die Denkmäler der Kunst und der Technik können unsere Schritte hemmen. Aber diese verdienten auch, daß wir nicht so rasch vorüberflögen, und auf der Route von Basel nach Paris gäbe es Anlaß genug, ein paarmal auszusteigen und auf einen Tag Halt zu machen. Diese Blätter haben den Leser schon an mehrere Punkte geführt: wir erinnern nur an die Fabrikstadt Mühlhausen, an Troyes mit seinen Kunstschätzen. Wie rasch fahren wir über den gewaltigen Viadukt von Chaumont und beachten kaum das herrliche Werk, welches das Suizethal überspannt. Der Viadukt ist von Decombe und Zeller, hat eine Länge von 1800 Fuß, mißt vom Boden 150 Fuß und besteht aus drei Arkaden übereinander, deren jede 60 Fuß Oeffnung hat. Man zählt 24 im Erdgeschoß, 36 im ersten und 60 im zweiten Geschoß. Dieß kolossale Werk, einer der größten bekannten Viadukte, hat drei Millionen Gulden gekostet. Kurz darauf fesselt uns das alte Kloster Clairvaux im Absinththale, das Hugo, Graf von Champagne, dem heiligen Bernhard 1115 schenkte, um dort



Der Eisenbahnviadukt von Chaumont. Von Belt.

ein Kloster zu bauen. Dieses Kloster, das anfangs 700 Mönche zählte, hatte nicht mehr als 40 Mönche und 20 Brüder, als es 1790 säkularisirt wurde. Heutzutage bewegt sich in diesen heiligen Räumen eine ganz andere Gesellschaft, die sich gezwungen einem erbaulichen Leben widmet. Es ist in ein Zuchthaus umgewandelt und beherbergt durchschnittlich 1800 männliche, 650 weibliche und 700 jugendliche Strafgefangene, die unter einem Direktor und zwei Inspektoren stehen und von 80 Wächtern und 200 Soldaten bewacht werden. Die Arbeit ist in Clairvaux obligatorisch und besteht aus der Fabrikation von Tuchen, Merino, Decken und so weiter. Von den alten Klosterherrlichkeiten ist wenig mehr zu sehen; nur noch die Wände des Refektoriums fesseln durch die in die Mauer eingelassenen Oelgemälde. Der Wechsel der Zeiten aber tritt uns recht lebhaft entgegen, wenn wir durch die Höfe schreiten und die Züchtlinge hintereinander gehen sehen, wo früher die glänzenden Prozessionen der Mönche die Herrlichkeit und Pracht der Kirche entfaltet.

Das Binden auf Rügen.

Ein Volksbrauch.

Von

Heinrich Hoyer.

(Bild S. 592.)

Das Erntegeschäft, das in den heißesten Sommertagen vorgenommen werden muß, ist von allen landwirthschaftlichen Arbeiten eine der schwersten. Aber des Tages Last und Hitze wird durch den Gedanken erleichtert und beschwichtigt, daß man sich nicht einer Arbeit unterzogen hat, deren Erfolg unsicher und von so vielen Zufälligkeiten abhängig ist, sondern daß man eben erntet, den Jahresertrag des Feldes, den reichlichen Segen des Ackerbaues einzuheimsen im Begriffe steht. Dieses befriedigende Gefühl ist es denn auch, aus welchem die verschiedenen festlichen Gebräuche entstammen, die man mit dem Erntegeschäft zu verbinden pflegt. Bei den Bauern der Schweiz und Süddeutschlands bildet überall die „Sichellösi“ den ebenso fröhlichen als sinnigen Schluß der Ernte. Der letzte Wagen, der mit schweren Garben vom Felde in's Dorf fährt, wird mit Grün und Blumen geschmückt; die Schnitterinnen haben auf den Garben Platz genommen und lassen sich nun singend in die Scheune fahren. Die jüngste hält das „Glückshämpfeli“, die sieben letzten Aehren des letzten Ackers, der noch abzuschneiden war. Unter einem andächtigen Gebet, an welchem auch die übrigen Schnitter stillschweigend Theil nahmen, hat sie dieselben abgeschnitten; in ein Blumengeflecht vertheilt, werden sie beim Sichellösi-Mahl, das den fröhlichen Schluß der Ernte bildet, dem Bauer oder Gutsbesitzer von der jüngsten Schnitterin auf einem weißen Teller als glückverheißende Spende mit einem Glückwunsch überreicht. Ein Dank in klingender Münze fehlt dafür nie.

Eine eigenthümliche Sitte während der Ernte ist auf Rügen und an der Ostsee überhaupt das sogenannte Binden. Damit wird nämlich der zufällig am Fruchtfeld vorbeikommende Wanderer geneckt. Als Binderin präsentirt sich gewöhnlich die hübscheste der Schnitterinnen. Naht sich der harmlose Wanderer, so vertritt sie ihm mit einem Büschel Aehren in der Hand den Weg und flicht ihm dann unter Hersagen eines Spruches dieselben um den rechten Vorderarm. In Gutdeutsch übersetzt lautet der Spruch:

„Ich komm' den Herrn zu binden,
Mit Aehren zu umwinden,
Und wünsch' ihm viel Glück und Ehr',
Und daß er mir auch etwas bescheer'.
Gott segne das Rügenland.“

Aus diesem holden Bann muß er sich dann mit einem Trinkgeld loskaufen. Je splendider dieses ausfällt, natürlich desto besser. Dafür erhält er dann die wohlgemeinte Mahnung auf den Weg, die Bekanntschaft der allenthalben lauernden Schnitterinnen nicht zu oft zu machen. Auf Rügen gehört es zur hergebrachten Sitte, daß die Gutsherrschaften häufig sich in ganzer Familie nach dem Erntefelde begeben, um auf die erzählte Weise tributpflichtig zu werden. Das trägt sehr viel dazu bei, die gute Stimmung und frohe Arbeitslust ihrer zur Erntezeit außergewöhnlich angestrengten Untergebenen in Fluß zu erhalten.

Malaga.

Von

Arthur Stahl *).

(Bild S. 593.)

Malaga wurde sichtbar. Am Fuße der Sierra Nevada dicht am Meeresufer hingelagert. Der weiße Leuchtthurm, einige hohe Fabrikschornsteine, Ueberreste maurischer Thürme und die Kathedrale von massigem, wunderlichem Styl traten klar hervor. Wir kamen um fünf Uhr an, und es empfing uns am Landungsplatze ein so wüstes Treiben, daß jenes von Gibraltar gesittet dagegen zu nennen war. Die Douanebeamten, welche nach langem Warten unsere Koffer auf offener Straße bis auf den Grund durchsuchten, nahmen uns fast zwei Stunden in Anspruch, umringt von einer wilden Rotte, welcher man sich nicht entledigen konnte. Dazu war der Empfang von Malaga, dessen Sonne die schönen Trauben reift, so kalt, daß wir uns an den November im Norden erinnert fühlten. Es muß auch Enttäuschungen auf der Reise geben, damit man das vergangene oder kommende Schöne voller zu schätzen wisse, und eine solche bereitete uns Malaga. Wer denkt nicht, wenn er den melodischen Namen hört, die göttlichen Trauben und Feigen im Norden ißt und den Feuerwein trinkt, an eine schöne, weiße, elegante Stadt am Meeresgestade, umgeben von tropischer Vegetation und Blütenfülle! — Malaga ist die schmutzigste, häßlichste, uninteressanteste Stadt, welche ich gesehen habe. Wenn Städte wie Toledo, wie Burgos verfallen sind, so nehmen sie immer in hohem Grade unser Interesse in Anspruch, denn ihre Trümmer erzählen von einer großen Vergangenheit und von einem Heldengeschlecht, das nicht mehr ist. Malaga hat nicht das geringste historische Monument außer einigen sehr rohen maurischen Thürmen, es ist aber dennoch eine Ruine, bloß weil es schlecht gehalten ist. Eine verfallene Stadt kann sehr romantisch sein, Malaga aber macht einen verkommenen Eindruck. Die Straßen sind so schlecht gepflastert und so schmutzig, daß man sich scheuen muß, selbst bei gutem Wetter zu gehen, die Häuser styllos und baufällig, die Läden von einer Unsauberkeit, welche nicht zu beschreiben ist. — Das Volk, untermischt mit Seeleuten, Matrosen, Schmugglern und dem Bodensatz der verschiedensten Elemente, ist so roh, daß es für einen anständig gekleideten Menschen nicht ganz sicher ist, sich in die Nähe des Hafenplatzes zu wagen; keiner Dame würde ich es rathen. — Die Straßen in seiner Nähe zeigen fast Haus bei Haus Schiffstavernen, aus welchen wüster Lärm dringt und unzählige von jenen offenen Küchen, wo Fische gebraten, Rüben und Patatas gesotten und Kastanien geröstet werden, deren es für wenige Kupfermünzen genug gibt, um dem Bedürfniß des Tages zu genügen. Auf dem Markt sah man nichts von den schönen Früchten Malagas, wohl aber viel Chile, Tomates und vor Allem Berge der erwähnten Patatas, einer süßen und sehr wohlschmeckenden Kartoffel in Gestalt einer langen Rübe, welche hier das Hauptnahrungsmittel des Volkes bildet und auch kandirt in jeder Confeteria zu haben ist. — Auf der Alameda, einem schmutzigen Spaziergange mit schlechten Bäumen, hat man zwei lange Reihen von Marmorbüsten aufgestellt; ich habe aber keine gesehen, welcher die Nase nicht abgeschlagen gewesen wäre. — Der kleine Fluß, welcher Malaga in zwei Hälften trennt und über den eine lange Brücke führt, ist ausgetrocknet und in seinem tiefen steinigen Bett ist eine Versammlung von zerbrochenen Wagen, Ackergeräthen und dergleichen aufgefahren, was den Comfort der Stadt nicht erhöht. Wie man Kranke hierher zur Genesung schicken kann, ist mir nicht „erfindlich“, denn trockene Luft, kahle Berge, brennende Sonne, Staub, Wind wech-

*) Wir entlehnen diese Schilderung der neuesten Reise nach Spanien, welche unter dem Titel „Bilder aus Spanien“ (Leipzig, Otto Wigand) erschienen und durch ihre frischen Schilderungen von Land und Leuten, vorzüglich aber spanischer Kunst, die Aufmerksamkeit der Leser verdient.

seln hier. Dazu keinerlei geistige Bewegung, wenig landschaftliche Schönheit, ein Hafen ohne besonderes Interesse, eine Kathedrale von so schlechtem Styl, daß sie zum Lachen reizt und an deren Pfeilern angeschrieben steht, daß hier Männern und Frauen verboten sei mit einander zu sprechen! — Dieß ist Malaga. Dazu kam, daß seine beste Fonda die schlechteste und unfreundlichste war, die wir bisher gefunden hatten, mit einem halb dunklen Speisesaal, dessen Tischgesellschaft aus Engländerinnen bestand, die nicht sprachen und wie in einer Kirche saßen, und dessen Dessert aus Apfelsinen bestand von einer Säure, wie sie noch nie meine Zunge berührt hat.

Señor Machado.

Abenteuer eines Deportirten, von **Ernst von Bibra.**

(Fortsetzung.)

Bevor ich zu dem Leben übergehe, welches die Deportirten dort führen oder führen müssen, muß ich noch eines außerordentlich sonderbaren Umstandes erwähnen, welcher darin besteht, daß man auf Norfolk sich weder verlieben noch vermählen kann, eine Sache, welche ungemein räthselhaft lautet, aber hinreichend dadurch erklärt wird, daß der besseren und beziehungsweise schöneren Hälfte des Menschengeschlechts durchaus nicht gestattet ist, die Insel zu betreten, und daß dieses Gesetz so streng gehandhabt wird, daß selbst der Gouverneur und die Offiziere ihre Frauen nicht mit sich dorthin bringen dürfen.

Was die Art und Weise betrifft, wie die Sträflinge behandelt werden, so kann man dieselbe, wenn man die Insel im Rücken hat, nur lobend anerkennen und vernünftig, ja selbst wohlwollend finden. Im Allgemeinen ist sie etwa folgende: Der neu Angekommene erhält einen Platz angewiesen, welchen er zu kultiviren und zu bebauen hat. Dieser Platz befindet sich anfänglich in der Nähe der Stadt, und der Kolonist erhält, ist nicht schon Kultur vorhanden, die nöthigen Mittel hiezu. Eine strenge Aufsicht findet natürlich statt, und er darf unter keiner Bedingung seine Scholle verlassen. Hält sich der Mann, so treten später gewisse Freiheiten ein, er bekommt vielleicht einen Kameraden, oder erhält einen weiter von der Stadt entfernten, größern temporären Besitz, auch darf er sich schon weiter von demselben entfernen, und die Besuche der Aufseher werden selten, kurz er bekommt ein Stückchen scheinbare Freiheit, ein Unabhängigkeitssurrogat. Endlich erhält er die Erlaubniß, sich an gewissen Wochentagen in die Stadt zu begeben, und trägt er Lust und benimmt sich fortwährend gut, so darf er sich zuletzt in der Stadt ansiedeln, einen Laden halten oder irgend ein anderes bürgerliches Geschäft treiben. Auf welche Weise hiezu das Kapital beigebracht wird, ob durch Vorschüsse des Gouverneurs, ob durch Ersparnisse früheren Feldbaus, oder vielleicht durch Aushülfe von Verwandten aus der Heimat, kann ich nicht angeben, denn ich habe mich niemals so hoch geschwungen und widmete mich einzig dem idyllischen Landleben.

Daß sich endlich in der Stadt gut bewachte, enge Gefängnisse befinden, in welche Diejenigen gebracht werden, die sich den bestehenden Gesetzen nicht fügen oder auf's Neue Verbrechen begehen, versteht sich von selbst. Die Insassen dieser Lokalitäten sollen sich, wie man sagt, keines besonders beneidenswerthen Looses erfreuen. Was mich betrifft, so gab man mir eine kleine Hütte und einige Acker Feld, von welchen etwa die Hälfte bereits kultivirt war; ferner erhielt ich, bis ich ernten konnte, wöchentlich eine Proviantportion, und die mir gegebene Freiheit bestand darin, daß ich zu einer bestimmten Stunde auf einem mir ebenfalls streng angedeuteten Wege täglich aus einer Quelle Wasser holen durfte. Da unter jenen Himmelsstrichen wenig Kunst dazu gehört, ein Ackersmann zu werden, so hatte ich mein Stückchen Erde bald ganz anständig hergerichtet, und was meine Hütte betrifft, so war dieselbe artig genug ausgeschmückt und auf eine freundliche Weise mit den verschiedensten Schlinggewächsen geziert. Und doch begann ich mich im höchsten Grade unglücklich zu fühlen. Ich sage unglücklich, und ich hätte sagen sollen: der Verzweiflung nahe, und das zwar ohne Zweifel deßhalb, weil ich nun in meiner Einsamkeit gewissermaßen gezwungen war, fortwährend über mein Unglück nachzudenken und die ganze Größe meiner Schmach zu bemessen. Während meiner Haft in England befand ich mich in einer fortwährenden Aufregung und an Bord in einer so steten und peinlichen Nähe des Verbrechens und der Gemeinheit, daß an ein eigentliches Ueberlegen nicht zu denken war. Jetzt aber kam dieses Ueberlegen über mich, und klingt es gleichwohl unwahrscheinlich und ist es zuverlässig nichts weniger als moralisch, so bleibt es deßhalb nur zu wahr, daß ich mir hundertmal wünschte, wirklich irgend ein Verbrechen begangen zu haben, nur um nicht unschuldig diese ganze Last von Schande tragen zu müssen.

Was den Aufseher betraf, so erschien derselbe bisweilen täglich einmal, bisweilen aber auch wohl ein halbes Dutzendmal, und nicht selten mitten in der Nacht und häufig durchsuchte er dann meine ganze Hütte, und ich mußte ihm alle Werkzeuge, welche man mir gegeben hatte, vorlegen, und er unterwarf dieselben einer genauen und sorgfältigen Prüfung. Ohne Zweifel weil er mich häufig tiefsinnig und brütend angetroffen hatte, sagte er eines Tages: „Euer Feld ist nicht übel bestellt, aber macht Euch eine weitere Beschäftigung, Ihr verdummt sonst gänzlich." — „Gebt mir Arbeit," erwiederte ich. — „Kommt schon mit der Zeit," versetzte er, „vorläufig findet selbst Etwas aus." — Er ging, und da ich fand, daß er Recht hatte, besann ich mich auf eine Arbeit und beschloß endlich, in der Mitte meines Feldes eine kleine runde Laube zu errichten, welche ich von Holzstücken zusammenfügen und hierauf mit Schlingpflanzen bewachsen lassen wollte. So viel es in meinem jämmerlichen Zustande überhaupt möglich, machte mir dieser Gedanke Vergnügen, und ich ging sogleich an die Arbeit, indem ich einige Bäume bestieg, gebogene und mir tauglich scheinende Aeste abhieb, sie bearbeitete und dieselben, wenn ich ihrer eine genügende Anzahl beisammen haben würde, mit geraden Stäben an einander zu befestigen gedachte. Ich arbeitete mit dem größten Eifer den ganzen Tag, und freute mich auf die Ankunft des Aufsehers, dem ich mit meinem Fleiße eine Freude zu bereiten gedachte. Indessen hatte ich mich ein wenig geirrt. Als er am andern Tage erschien, sagte ich ihm, daß ich seinen Rath befolgt und bereits wacker gearbeitet habe. — „Das ist brav," sagte er, „und was denn?" Ich holte meine behauenen Aeste und legte sie vor ihm auf die Erde. „Seht da!" sagte ich zufrieden und im Gefühle meines Fleißes. Der Mann blickte bald auf die Holzstücke, bald auf mich, und während sein Antlitz dunkelroth wurde, rief er wüthend: „Seht da! seht da! und Du dreimal verdammter, unverschämter Hund hast die Frechheit, mir das zu zeigen!" Dabei ballte er die Faust und stieß noch eine Menge anderer wenig schmeichelhafter Worte aus. — „Aber um Gottes willen," rief ich, natürlich im höchsten Grade erschrocken, „was habe ich denn Unrechtes gethan? Ich wollte eine runde, thurmähnliche Laube bauen und deßhalb . . ." Sein Zorn schien jetzt noch größer zu werden, und er trat mit erhobener Hand und fortwährend scheltend noch näher an mich heran, ohne mich indessen, wozu er, wie ich glaube, wohl das Recht gehabt hätte, zu schlagen. „Eine thurmähnliche Laube!" rief er, „nun gut, man wird Dich morgen gehörig bethurmen und belauben, verlaß Dich darauf!" — Vor seinen Augen mußte ich hierauf die Produkte meiner Thätigkeit in kleine Stückchen zerhauen, bis auf zwei Stücke, welche er, sammt meinem sämmtlichen Werkzeuge, mit sich nahm, ohne Zweifel um sie dem Oberaufseher als Belege meines Verbrechens vorzuzeigen. Dann ging er, fortwährend schimpfend und drohend.

Der Mann war nichts weniger als bösartig oder jähzornig, ja er hatte mich bisher, wenn auch ernst und gemessen, doch eher nachsichtig als streng behandelt. Woher also diese plötzliche Heftigkeit? Einen argen Fehler mußte ich wohl begangen haben, aber so sehr ich mir auch den Kopf zerbrach, ich konnte nicht im Entferntesten errathen, welchen. Indessen hatte ich leider die nur zu gegründete Aussicht, daß die Annehmlichkeiten meines ländlichen Aufenthaltes sich eben nicht vermehren würden. Es wurde indessen nicht zu schlimm. Am nächsten Tage erschien er wieder und gab mir meine Werkzeuge zurück, indem er ohne Unwillen sagte: „Es war nicht so arg, als ich dachte. Da habt Ihr Euer Zeug wieder." Zuverlässig hatte der Oberaufseher eine andere Ansicht von meinem Verbrechen als er, aber er ließ es mich nicht empfinden,

sondern sagte nur, als ich ihn bat, mir zu sagen, worin ich gefehlt habe: „Haltet Euer Maul und macht eine viereckige Laube." Erst später erfuhr ich, warum man auf den Norfolksinseln so wenig Geschmack an runden Lauben findet, und ich werde es Ihnen seiner Zeit erzählen; über die nächste Periode meines dortigen Aufenthalts will ich aber rasch hinweggehen.

Ich erhielt nach und nach mehr Freiheit, man gestattete mir einmal in der Woche die Stadt zu besuchen, um einige Erzeugnisse meines Feldes zu verkaufen, und für die paar Groschen, welche ich dafür erhielt, blieb es mir unbenommen, Tabak oder andere kleine Luxusgegenstände zu kaufen. Auch der Umgang mit einigen Nachbarn wurde mir jetzt erlaubt, obgleich ich davon nur so viel Gebrauch machte, als es etwa der Spitzbubenanstand erforderte, das heißt um nicht für einen „Heimtücker" oder „Stolzen" gehalten zu werden, und ich muß bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß, wenn ich meinen ehrenwerthen Nachbarn Besuch abstattete oder von ihnen besucht wurde, ich denselben ein artiges Sortiment von Gaunerstreichen erzählte, welche ich ausgeführt haben wollte; denn hätte ich ihnen gesagt, daß ich unschuldig verurtheilt worden sei, so hätten sie mich entweder für einen außerordentlichen Einfaltspinsel gehalten, oder mir mißtraut und mich gehaßt. So hielt man mich für einen liebenswürdigen jungen Spitzbuben, verzieh mir, daß ich eine gute Erziehung erhalten hatte und daß es schien, als begünstigten mich die Aufseher; mein Vertrauen aber vergalt



Das Binden auf Rügen. Von Puschkin. (S. 590.)

man mir dadurch, daß man ebenfalls offenherzig gegen mich war, und ich erfuhr Dinge, welche vor meinen Erzählungen jedenfalls das voraus hatten, daß sie wahr waren.

Man gewöhnt sich indessen leichter, als man denken sollte, an eine solche Umgebung, und suchte ich auch den Umgang mit meinen Schicksalsgenossen nicht auf, so kam es mir doch nach einiger Zeit durchaus nicht mehr so auffallend vor, daß, mit Ausnahme der Aufseher und Soldaten, jeder mir Entgegentretende ein mehr oder minder abscheuliches Verbrechen verübt hatte. Ja ich erinnere mich, daß ich einmal in der Stadt einen jungen Mann vorübergehen sah, den ich mit einer Art von Verwunderung oder Neugierde beobachtete, da man mir gesagt hatte, daß er ein Verwandter des Gouverneurs sei, welcher die Erlaubniß erhalten hätte, auf einige Tage die Insel zu besichtigen. Wir hatten also da plötzlich einen sogenannten ehrlichen Menschen, oder wenigstens Einen, den man, wie meine Kollegen sagten, bis jetzt noch keines Gaunerstreichs überführen konnte.

Unter solchen Umständen hatte ich etwa anderthalb Jahre auf Norfolk zugebracht, als ich eines Abends, oder vielmehr schon nach Einbruch der Nacht, durch ein leises Pochen an meinem Fenster aus dem Halbschlummer aufgestört wurde, in welchen ich bereits verfallen war. Da wir uns nur selten unter einander zu bestehlen pflegten, war kaum Etwas zu befürchten; aber da wir noch seltener, kam dennoch etwas Aehnliches vor, eine Anzeige machten,



Der Fischhändler von Malaga. Von Yriarte. (S. 590.)

sondern uns begnügten, uns Selbsthülfe zu verschaffen, so galt es dennoch ein wenig auf seiner Hut zu sein. Ich näherte mich daher vorsichtig dem Fenster und fragte, wer außen sei und was man wolle. „Ein guter Freund ist es," war die Antwort, „der Euch zu sprechen wünscht, ein alter Bekannter, wenn Ihr Euch seiner noch erinnert, der Euch Nachrichten aus der Heimat bringt." — Ich hatte im andern Augenblicke die ohnedem nur mit einem leichten Holzriegel verschlossene Thüre geöffnet, und jetzt schlüpfte ein kleiner magerer Mann herein, und nachdem ich meine kleine Lampe angebrannt und meinen Besuch gemustert hatte, hegte ich sogleich die feste Ueberzeugung, daß ich denselben nie in meinem Leben gesehen hatte. „Kommt der Aufseher heute noch zu Euch?" fragte der Mann jetzt mit offenbarer Aengstlichkeit. — „Er kommt jetzt selten mehr in der Nacht zu mir," versetzte ich; „geht Ihr aber auf unrechten Wegen, so drückt Euch, denn die Möglichkeit seines Kommens ist dennoch vorhanden." — „Nun," sagte der Mann, „ich bin ein Neuer und darf mein Grundstück nicht verlassen, das ist die Sache." — „Da steht eher zu befürchten, daß er Euch besucht und das Nest leer findet," erwiederte ich. — „Kaum!" rief mein Besuch lachend; „ich habe mich krank gestellt und er hat versprochen, mir morgen Thee zu bringen." — „Wir wollen das Beste hoffen," sagte ich, denn insoweit war mir die Sache klar. Neue Ankömmlinge durften, eben so wie ich am Anfange, weder ihre Hütte verlassen, noch durften die Andern sie besuchen, und es konnten mithin Monate vergehen, ehe man von der Existenz eines solchen Nachbars Kenntniß bekam. Dann aber sagte ich ihm, daß ich ihn nicht kenne, und fragte, welches die Nachrichten wären, von denen er gesprochen habe. „Herr Jesus," rief er, „erinnert Ihr Euch nicht mehr an James Reid? Wie oft sah ich Euch herumlaufen, als Ihr noch ein kleiner Kniehoch waret." Dann fügte er eine Beschreibung meiner Heimat hinzu und nannte mehrere Personen meiner Bekanntschaft, so daß allerdings kaum ein Zweifel obwalten konnte, daß er in der Gegend bekannt war. „Alle Welt hält Euch dort für unschuldig," sagte er endlich, „und Niemand zweifelt, daß der schuftige Harry Euch geflissentlich in die Patsche gebracht." — Ich seufzte tief auf. — „Kennt Ihr nicht ein gewisses Frauenzimmer," sagte ich stockend, „die, welche . . ." — „Ah," versetzte er pfiffig lächelnd, „Ellen Hawthorne, die ist am Allermeisten überzeugt, daß Ihr unschuldig seid, und hat mir aufgetragen, Euch das zu sagen."

Welch' ein Glück empfand ich in jenem Augenblicke! Ich fragte mich nicht, wie wohl Ellen mit dem Deportirten zusammengekommen sein konnte, ich hörte nur, daß sie meiner noch gedachte und mich, wie sie mir geschrieben, wirklich für schuldlos hielt, und dankte Reid mit glühenden Worten. „Daß Ihr Euch nicht mehr meiner erinnert, hat Nichts auf sich," sagte dieser jetzt; „ich bin wohl fünfzehn Jahre älter als Ihr und war auch häufig aus der Grafschaft abwesend. Schließt nur jetzt gute Freundschaft mit mir, das kann für uns Beide nur von Nutzen sein."

Ich versprach es ihm und fragte hierauf zögernd, ob, da alle Welt mich für unschuldig hielte, keine Aussicht für mich vorhanden sei, frei zu werden? — „Nein," erwiederte er, „ganz bestimmt nicht. Ihr könnt vielleicht in zehn oder fünfzehn Jahren einmal begnadigt werden. Freigesprochen werdet Ihr nie. Man hat sich alle mögliche Mühe deßhalb gegeben, aber Alles war umsonst. Jene Bursche und Harry selbst werden sich wohl hüten, ihren falschen Eid einzugestehen." Dann versprach er, sobald es halbweg möglich sei, wiederzukehren, und ging, und als er verschwunden war, sank ich auf die Kniee und dankte Gott inbrünstig für das Glück, welches mir widerfahren war, für die Nachricht von Ellen! Daß ich keine Hoffnung auf Freiheit hatte, berücksichtigte ich kaum, ich war damit zufriedengestellt, daß sie überhaupt meiner gedachte.

Freilich aber reichte dieses Glück nicht lange aus, denn nach einigen Tagen empfand ich fast schmerzhafter als vorher die Trennung von ihr, die wohl eine ewige werden sollte, denn kaum war anzunehmen, daß Ellen alle Bewerbungen um ihre Hand ausschlagen sollte, um auf einen vierzig Jahre alten Sträfling zu warten.

Was Reid betraf, so sah ich ihn erst nach Verlauf von drei Wochen wieder. Er sagte mir, daß er es nicht gewagt habe, mich früher zu besuchen, und wiederholte im Uebrigen so ziemlich dasselbe, was er mir bereits bei unserer ersten Zusammenkunft mitgetheilt hatte. Nicht lange darauf aber erschien er plötzlich bei Tage und erzählte mir, daß er die Erlaubniß erhalten habe, gewisse Distrikte der Insel zu durchstreifen und wöchentlich einmal die Stadt zu besuchen. Es schienen ganz besondere Umstände obgewaltet zu haben bei dieser so rasch zugestandenen Freiheit, welche selten einem Neuangekommenen nach so kurzer Zeit ertheilt worden war; als ich Reid aber darüber befragte, that er geheimnißvoll und sagte, daß ich später Alles erfahren solle. Im Uebrigen hatte ich bei diesem Besuche eigentlich erst recht Gelegenheit, meinen neuen Freund mir genauer zu betrachten. Er war nicht groß, hager, hatte dunkle, fast schwarze Haare und graue, äußerst bewegliche Augen. Auffallend aber waren seine fast ungebührlich langen Finger und ein Hals, der einem Fischreiher oder Storch alle Ehre gemacht hätte, der aber selbst für einen Yankee zu lang und hager gewesen wäre, dabei besaß er das Geschick, diesen Hals nach Art der erwähnten Vögel nach allen Seiten hin zu drehen, um links und rechts Ausguck halten zu können, ohne den übrigen Körper zu bewegen. Sein Gang glich indessen dem eines Fuchses, er strich leise und unhörbar über den Boden hinweg und wand sich mit einer ganz eigenen Behendigkeit um Baumstämme, Gehege oder um die Ecke irgend eines Gebäudes.

Ich dachte mir jenesmal, daß mein Liebesbote aus der Heimat zuverlässig kein Mörder, fast eben so sicher kein Straßenräuber, vielleicht ein Betrüger, mit größter Wahrscheinlichkeit aber ein Dieb gewesen sein möge; als ich ihn indessen fragte, welchem Grunde ich das Vergnügen seiner Bekanntschaft verdanke, versicherte er mich, daß er genau so unschuldig wie ich selbst sei. Ich gab mir Mühe, das zu glauben, denn wenn wir uns nicht selbst untereinander glaubten, wer that es sonst?

Einige Tage später wollte ich ihn besuchen, traf ihn aber nicht zu Hause, und dasselbe fand später statt, als ich meinen Besuch wiederholte, seine Hütte aber sah ziemlich verwahrlost aus, und was das Feld bei derselben betraf, so war von demselben offenbar nur so viel angebaut, als er selbst zu kärglicher Nahrung bedurfte. Es fiel mir auf, daß man diese Nachlässigkeit duldete und ihm, dazu noch so bald, größere Freiheiten zugestanden hatte; als ich aber den Aufseher deßhalb behutsam befragte, sagte er mürrisch: „Was geht es mich an! Ich handle nach meiner Vorschrift." — Ganz zufällig aber kam ich nach einiger Zeit auf die Lösung wenigstens eines Theils dieser Räthsel. Ich hatte so gut wie Reid die Erlaubniß, weitere Ausflüge in das, wenn gleich nicht sehr ausgedehnte Innere der Insel zu machen, aber ich hatte bisher von derselben noch keinen Gebrauch gemacht, vorzugsweise aus dem Grunde, weil ich mein Grundstück mit einer gewissen Vorliebe bebaute und Vergnügen empfand, wenn ich irgend eine geringe Summe aus den Erzeugnissen meines Fleißes erhielt. Eines Tages aber beschloß ich, eine größere Exkursion zu unternehmen, und machte mich schon frühe am Morgen auf den Weg.

Nach einigen Stunden bereits hatte ich die letzten Ansiedlungen im Rücken, und während ich nun auf der einen Seite staunte über die prachtvolle Natur, welche sich mehr und mehr vor meinen Augen entfaltete, machte ich mir zugleich Vorwürfe, daß ich mir so lange diesen Genuß vorenthalten hatte. Freilich lag nicht die ganze Pracht der Tropen vor mir, immerhin aber war genug von derselben vorhanden, um mich, der ich nie etwas Aehnliches gesehen hatte, in Entzücken zu versetzen. Ich sah jene reizenden, wundervollen Farren, welche ich bisher nur aus Abbildungen kannte, ihre zierlichen und mystischen Formen vor meinen Augen entfalten, sah Lianen ihre Guirlanden um Bäume winden, von deren fabelhaften Blattformen ich niemals eine Ahnung hatte, und war dann wieder entzückt über riesige Blumenkelche, welche in allen Farben glühten, und über kleinere Blüten, welche wie Edelsteine funkelten und blitzten. Daß die lebenden Edelsteine, die Kolibris, nicht diese Blütenpracht umspielten, wie das in den Tropen der Fall, vermißte ich zu jener Zeit nicht, und ebensowenig, daß auf der riesigen Norfolktanne, der *Pinus excelsa*, die dort ihre Heimat hat und häufig bis zur Blattkrone eine Höhe von hundert Fuß erreicht, nicht eine glänzende bunte Vogelwelt geschwätzig ihr Wesen trieb, noch eine Schaar von Affen possenhafte Sprünge machte. Mir, dem Neuling, ersetzte die üppige Flora vollkommen die auf Norfolk nur

schwach vertretene Fauna, und während ich mir vornahm, von nun an täglich dieses Paradies zu besuchen, vergaß ich vollständig, daß ich mich stets nur in einem Käfig mit vergoldetem Gitter befand, und daß diese ganze reizende Pflanzenwelt nur eine über die Mauern meines Kerkers gebreitete glänzende Decke war. Ich war jetzt an ein kleines Thal gekommen, dessen Wände auf der Seite, auf welcher ich mich befand, durch eine ziemlich steile, obgleich nicht sehr hohe Felswand gebildet wurden, während auf der entgegengesetzten Seite ein mit der Norfolktanne bestandener Berg anstieg, dessen Fuß indessen mit einem wahren Blütenkranze von baumartigen Fuchsien eingefaßt war. Die Sohle des Thales durchfloß ein kleiner Bach, der, wie an seinem Bette zu ersehen, zu andern Zeiten bedeutend mächtiger sein mußte, und da mich die Kühle der zierlichen Thalschlucht reizte, so spähte ich nach einer bequemen Stelle, um hinabsteigen zu können, und jetzt sah ich plötzlich, in nicht sehr weiter Entfernung, einen Mann unten am Ufer des Baches stehen, der offenbar mit großer Aufmerksamkeit nach irgend einem Gegenstande suchte, indem er bald Steine aufhob und die Erde unter denselben durchsuchte, bald den Sand des Baches durch die Finger laufen ließ, bald auch irgend Etwas hastig aufhob, was frei dort gelegen haben mußte.

Nach einigen Augenblicken hatte ich in dem Suchenden James Reid erkannt und fast eben so rasch ward mir klar, was Reid dort suchte, und aus welchem Grunde er so rasch von der engen Klausur der Neuangekommenen befreit worden war. Goldsand oder edle Steine! Er hatte diese Schätze zufällig entdeckt und entweder durch Bestechung, wahrscheinlicher aber wohl durch das Versprechen, im Interesse des Gouvernements seine Entdeckung weiter ausdehnen zu wollen, die Erlaubniß erhalten, ungehindert umherstreifen zu dürfen. Aehnliche Fälle, welche in den Diamantdistrikten Brasiliens vorgekommen, waren mir wohl bekannt. Ich zog mich rasch zurück und näherte mich dann vorsichtig der Gegend, in welcher er sein Wesen trieb. Sein Benehmen in der neueren Zeit hatte mich stutzig gemacht. Wenn ich ihn bat, mir Etwas von zu Hause zu erzählen, wich er sichtlich aus. „Wartet nur," sagte er, „Alles kommt zu seiner Zeit; aber daß er irgend Etwas auf dem Herzen hatte, oder besser: mit Etwas hinter dem Berge hielt, war fast mehr als wahrscheinlich. „Bin ich einmal eines Deiner Geheimnisse sicher," sagte ich zu mir selbst, „so werde ich wohl auch das andere zu erfahren wissen," und so beschloß ich, ihn genau zu beobachten und vor Allem die Schätze führende Gegend mir wohl zu merken.

Ich war jetzt dem Rande des Felsens wieder nahe gekommen, und zwar meinem Vorsatze gemäß an einer Stelle, an welcher er dicht unter mir arbeitete, und dort legte ich mich nun platt auf die Erde und beobachtete, gedeckt durch Gesträuche, genau sein Thun; aber ich hatte nicht lange hiezu Zeit, denn er zog jetzt aus seiner Tasche eine kleine Schachtel und legte mit sichtlicher Sorgfalt die vorher aufgelesenen Gegenstände in dieselbe. Dann hob er einen Stein auf, grub mit den Händen ein Loch in die Erde und bedeckte dann seinen Schatz wieder mit dem Steine. Nachdem er hierauf an einem Strauche eine Marke gemacht, ging er, ohne weiter zu suchen, thalaufwärts und verschwand dann im Gebüsche. „Mr. Reid fühlt sich sehr sicher," sagte ich innerlich lächelnd, „und macht sich's eben so sehr bequem, aber wir wollen sehen!"

Ich blieb noch eine Zeitlang ruhig liegen und nachdem ich mich überzeugt glaubte, daß er für heute gar nicht oder wenigstens erst in einiger Zeit wiederkehren werde, stieg ich hinab, um Nachforschungen anzustellen. Daß es mir im Entferntesten nicht in den Sinn kam, ihn zu berauben, darf ich wohl bemerken. Ich war ein ehrlicher Sträfling. Ich bedurfte eine ziemliche Zeit, um an der Felswand hinabzuklettern; wer beschreibt aber mein Erstaunen, als ich endlich die Schachtel geöffnet und in derselben, anstatt Gold oder edlen Steinen, einige Kiesel und eine ziemliche Menge von Schneckengehäusen fand. Während ich aber noch diese mir völlig werthlos scheinenden Gegenstände anstarrte, rauschte es plötzlich im Gebüsche, und todtenbleich vor Zorn und Aufregung stand Reid vor mir. „Hund, elender Dieb!" rief er außer sich; „willst Du mir meinen ehrlichen Erwerb schmälern oder mich gar berauben!" Er stieß noch eine Menge Schimpfworte oder Verwünschungen aus, und ich erfuhr auf diese Weise, daß er von der Ferne aus mein Hinabklettern bemerkt und herbeigeschlichen sei, mich „auf frischer That" zu ertappen. Als er endlich erschöpft schwieg, lachte ich ihn einfach aus und sagte ihm, daß es mir nicht einfiele, mit Schneckengehäusen zu spielen, und für seinen ganzen Kram keinen Pfennig geben würde. Dann setzte ich hinzu, daß ich sein Treiben zufällig beobachtet und der Meinung gewesen sei, er suche Goldsand. Davon habe ich mich überzeugen wollen, ihn aber zu bestehlen, sei mir nicht in den Sinn gekommen. „Goldsand!" rief Reid mit einer so sonderbaren Betonung, daß ich ihn erstaunt anblickte, „Goldsand! Aber es ist keiner da, ich müßte ihn schon gefunden haben!" Er schwieg dann und brütete eine kurze Zeit vor sich hin. Von der Ehrlichkeit meiner Absicht schien er indessen jetzt überzeugt und er erzählte mir nun Folgendes: In der Nähe seines Feldes hatte er zufällig einige glänzende Käfer gefunden und dieselben dem Aufseher gezeigt, der sie mit sich zur Stadt nahm und ihm am folgenden Tage einige Groschen dafür einhändigte, mit dem Bemerken, daß er ihm, falls er noch mehrere finden würde, auch diese abkaufen werde. Das war der Fall, und später erschienen einige Offiziere, welche ihm seinen ganzen mittlerweile gesammelten Vorrath abkauften und ihm die Erlaubniß auswirkten, auch im Innern streifen zu dürfen und andere Naturalien zu sammeln.

Es war seit einiger Zeit Mode geworden unter den Offizieren und den wenigen Beamten, welche sich auf Norfolk befanden, sich Sammlungen von dergleichen anzulegen, aber einen Andern gegen eine geringe Vergütung in der Wildniß dergleichen aufsuchen zu lassen, anstatt es selbst zu thun.

In der That entwickelte aber Reid auch ein eminentes Talent, und hatte bald Fundorte der seltensten Sachen aufgespürt, auf welche Niemand früher gekommen war und welche ihm verhältnißmäßig gut bezahlt wurden. Als er sich überzeugt hatte, daß er von mir keine Geschäftsbeeinträchtigung zu befürchten habe, beruhigte er sich, und nachdem er mir das feierliche Versprechen abgenommen, daß ich gegen keinen der übrigen Sträflinge Etwas von der Sache äußern wolle, schieden wir als die besten Freunde. Um keinen falschen Verdacht in ihm aufkommen zu lassen, vermied ich indessen von nun an die Reviere, in denen er zu suchen pflegte, und so sah ich ihn fast einen Monat lang nicht wieder; als er mich aber besuchte, sagte er mir, daß sein Geschäft schlecht ginge, daß er wenig mehr finde und daß man ihm selbst dieß jetzt schlecht bezahle, da man bereits hinreichend mit allen seinen Raritäten versehen sei. Dann setzte er tiefseufzend hinzu: „Und Goldsand ist auch keiner da, ich weiß es jetzt gewiß. Wenn **das** der Fall gewesen wäre, nie hätte ich diese Insel mehr verlassen wollen. So aber müssen wir jetzt fort." Den ersten Theil seiner Rede verstand ich jenesmal nur höchst unvollkommen, der zweite erschreckte mich und brachte eine unendliche Aufregung in mir hervor. Im ersten Augenblicke war mir klar, daß er von einer Flucht sprach, von einer Flucht, welche mir die Freiheit wiedergeben und mich möglicherweise mit Ellen vereinigen konnte; aber ich wußte auch, daß unter hundert Fluchtversuchen kaum ein einziger gelang, und deßhalb hatte ich mich niemals nur einigermaßen ernstlich mit solchen Gedanken beschäftigt. Reid's „wir müssen fort" ließ mich aber jetzt irgend eine Möglichkeit ahnen, eine Wahrscheinlichkeit des Gelingens und irgend ein Mittel, welches nur ihm allein zu Gebot stand. „Kannst Du eine Flucht möglich machen, mit einiger Aussicht auf guten Erfolg?" fragte ich, nachdem ich meine Aufregung einigermaßen bemeistert hatte. — „Freilich," erwiederte er hastig, „freilich, ja es ist bereits ein tüchtiger Anfang gemacht worden, und um Verrath zu vermeiden, muß jetzt so rasch als möglich gehandelt werden." — „Hast Du vielleicht einen der Aufseher bestochen?" fragte ich ihn jetzt. — Reid sah mich einige Augenblicke forschend an, dann sagte er düster und fast drohend: „Wer hat Dir solche Einfältigkeiten in den Kopf gesetzt? Woher hätte ich armer Teufel das Geld, um so Etwas thun zu können? Ich schwöre Dir, daß dieß nicht der Fall ist; läßt Du übrigens noch ein einziges ähnliches Wort verlauten, so ziehe ich meine Hand von Dir ab." — Er stieß diese Worte mit einer Heftigkeit hervor, die mich in Verwunderung versetzte, da das sonst seine Art nicht war; aber er schien sich überhaupt verändert zu haben, denn die Bestimmtheit und das entschlossene Wesen, welches er jetzt zeigte,

hatte ich niemals vorher an ihm bemerkt. Dann sagte er, daß er mich morgen schon mit einigen Gentlemen bekannt machen wolle, welche unsere Fluchtgenossen werden würden, und daß diese Zusammenkunft in seiner Hütte stattfinden sollte, „denn," sagte er spöttisch lachend, „ich genieße jetzt noch das Ansehen und die Freiheit eines Lords, aber ich fürchte, daß dieß nicht mehr lange währen wird."

Als ich mich in der nächsten Nacht bei Reid einfand, traf ich in seiner Hütte bereits drei Männer, welche mich ziemlich anständig grüßten und welche mir der Hausherr in folgender Weise vorstellte: „Mr. Blair, Seemann und Mörder." — „Ich bitte um Entschuldigung," sagte der Vorgestellte, „man hatte mich in dem falschen Verdachte, meinen Kapitän vergiftet zu haben; aber Sie begreifen, daß ein Seemann zuverlässig nicht zu solchen Mitteln seine Zuflucht nimmt." — „Wenigstens nur im äußersten Nothfalle," erwiederte ich, indem ich mich gegen ihn verbeugte, denn ich mußte wohl oder übel auf den Ton der ehrenwerthen Gesellschaft eingehen. — „Mr. Grey, Mechanikus und Banknotenfälscher," fuhr Reid fort. — „Ein falscher Freund hat mich in's Unglück gestürzt," sagte Mr. Grey, die Schulter ziehend. — „Falsche Freunde stiften mehr Unheil als falsche Banknoten," erwiederte ich höflich. — „Und hier endlich," sagte Reid, „Mr. Ravenshoe, Gentleman!" — „Straßenräuber!" sagte Ravenshoe lakonisch. — Ich bot ihm die Hand und sagte verbindlich: „Ich freue mich aufrichtig, einen Kollegen zu treffen." Er reichte mir die seine, aber ich fühlte ein leises Beben, als sie die meinige berührte, und jetzt sah ich ihn mir näher an. Die beiden Andern waren derbe, untersetzte Bursche mit röthlichblondem Haare und unbedingt Leute von wenig Erziehung; Ravenshoe aber, den ich von nun an Lionel nennen will, da man ihn meist so ansprach, und er das lieber als seinen Familiennamen zu hören schien, Lionel war ein fast schmächtiger, blasser junger Mann, mit dunklen Haaren und einem Zuge von Schwermuth im Antlitze, den ich nie vergessen werde.

Er blickte mir ebenfalls in die Augen, und der wunderbare Zauber, der im menschlichen Auge liegt, mußte sich wohl auch hier bewährt haben, denn ein gewisses Einverständniß hatte sich fast augenblicklich gebildet. Er entzog mir seine Hand nicht, ja ich fühlte, daß er mir dieselbe leise drückte, aber es war weder der Ort noch die Zeit, uns näher zu verständigen, denn Grey nahm jetzt das Wort. „Es ist vor Allem nöthig, uns den Standpunkt klar zu machen, auf welchem wir uns befinden," sagte er. „Verschwiegenheit uns gegenseitig zu schwören, ist überflüssig, einmal weil Leute wie wir niemals schwören, da man unsern Eiden doch nicht glaubt; zweitens aber deßhalb, weil der Verräther keine drei Tage mehr leben würde, im Falle man uns Uebrige auch alle festnehmen würde. Aus diesem Grunde kann der sehr ehrenwerthe, heute erst zu uns Getretene auch jetzt noch zurücktreten, wenn ihn die Hindernisse und Gefahren unseres Vorhabens schrecken. Die Hindernisse sind folgende. Es erscheint unmöglich, ein Boot zu bekommen, auf welchem man entfliehen könnte, denn alle Boote im Hafen, mit Ausnahme zweier Wachtboote, werden des Abends an's Land gebracht und in einem fest verschlossenen, massiv aufgeführten Gebäude an eine riesige Kette geschlossen. Die Schlüssel zu Haus und Kette werden in dem Wachthause verwahrt, welches am Hafen steht und in welchem jede Nacht zwanzig und etliche Soldaten Wache halten; zum Ueberflusse aber befindet sich hinter dem Gebäude, in welchem die Boote aufbewahrt sind, ein Erdwall, auf welchem zur Nachtzeit stets zwei Wachtposten aufgestellt sind. Es scheint also unmöglich, sich eines Bootes bemächtigen zu können." — Der Redner schwieg, und Reid sagte: „Dennoch ist ein Mann Namens Jack mit acht Genossen glücklich entkommen, indem er die Schildwachen mit Opium zu betäuben wußte und in den Mantel einer derselben gehüllt mit List die Schlüssel aus dem Wachthause stahl." — Grey fuhr fort: „Fast noch unmöglicher scheint es, ein Boot selbst zu bauen. Es ist mit der äußersten Schwierigkeit verknüpft, nur halbwegs taugliches Werkzeug zu bekommen, Nägel muß man einzeln stehlen, die ganze Insel wird sorgfältig und fortwährend von Aufsehern und Wachen durchstreift, und unsere Hütten werden häufig von unten bis oben durchsucht, und wehe dem, bei welchem Etwas gefunden wird, was nur halbwegs den Planken oder der Rippe eines Bootes ähnlich sieht."

Es fiel wie Schuppen von meinen Augen und wurde mir vollständig klar, warum mein Aufseher in solche Raserei verfallen, als ich ihm die gekrümmten Hölzer meiner projektirten runden Laube zeigte. Reid aber sagte: „Trotzdem baute ein kecker Mann, Dick Kendy, in einer durch einen kleinen Wasserfall geschützten Felsenspalte ein Boot und entkam eben so glücklich wie Jack." — „Der Gefahren," fuhr Grey fort, „sind unzählige. Ich will nur anführen, daß die Batterieen des Hafens mit Kanonen gespickt sind, welche auf alles Verdächtige Feuer geben, daß die Wachtboote kreuzen und daß fortwährend, Tag und Nacht, zwei kleine, schnellsegelnde und wohlbemannte Schooner die Insel umschiffen. Wird man von diesen Schurken nicht in den Grund geschossen und lebend zurückgebracht, so ist man auf Zeit seines Lebens zu der strengsten Haft verdammt und wird auf jämmerliche Weise gemaßregelt. Verhältnißmäßig nur Wenige fallen aber unsern Peinigern lebend in die Hände, und die Zahl Derjenigen, die schon einige Meilen weit von der Insel scheitern, ist die überwiegende. Die Trümmer der zerbrechlichen Flöße oder der eben so wenig haltbaren Boote, auf denen sie die Flucht versuchten, treiben dann an's Ufer, und eben so häufig ist dieß mit den Leichnamen der Unglücklichen der Fall, welche man uns dann im halbverwesten Zustande anzusehen zwingt, um uns die Lust zu ähnlichen Versuchen zu benehmen. Gentlemen! ich preise Diejenigen glücklich, welche die See schon unweit dieser verfluchten Insel verschlingt, oder welche von den Kugeln unserer Feinde getödtet werden! Ihr Loos ist beneidenswerth gegen das Derer, die auf hoher See verschmachten oder langsam dem Hungertode unterliegen, denn das nächste Festland, Neuholland, ist über siebenhundert Seemeilen von hier entfernt, und die Vorräthe, welche wir uns verschaffen und mit uns führen können, sind natürlicherweise nur gering!"

Grey schwieg jetzt, und trotz der glücklich abgelaufenen Fälle, mit welchen Reid seinen Vortrag unterbrochen hatte, sah ich, daß er die Farbe gewechselt und die Zähne zusammenbiß. „Gentlemen," sagte jetzt Grey mit einem gewissen theatralischen Anstande, „seid ihr trotz allem dem, was ihr so eben gehört, dennoch entschlossen, unser Vorhaben nicht aufzugeben?" — „Ich brauche es nicht zweimal zu sagen," sagte Blair, der Seemann, Lionel nickte schweigend, Reid aber sagte mit ziemlich fester Stimme: „Ich war und bin noch entschlossen, denn es muß sein!"

Was mich betrifft, auf welchen eigentlich die ganze Szene berechnet war, so war der Gedanke an Ellen so lebhaft in mir wach geworden, daß ich entschlossen rief: „Und wenn ich hundert Leben zu verlieren hätte, würde ich alle für eine zweifelhafte Hoffnung auf Freiheit geben!" — „Fertig!" sagte Blair, welcher ersichtlich das ganze Unternehmen leitete, und nun sagte man mir, daß man mich übermorgen an den Ort führen wolle, an welchem man das bereits fast fertige Boot versteckt habe, vorher aber solle ich meine Geldmittel zur Verfügung stellen, um noch einige unumgänglich nöthige Dinge anzuschaffen, und ich fand es billig, da schon so viel ohne mich geschehen war und da nach dem Geständnisse Aller keiner der ganzen Gesellschaft mehr einen Pfennig besaß, ich aber mir allerdings eine kleine Summe erübrigt hatte. Grey wollte am andern Morgen diese bei mir in Empfang nehmen und versprach, ohne Verdacht zu erregen, alles noch Erforderliche in der Stadt zu kaufen. „Ich werde zugleich," sagte er, „in einem Kaufladen des Gouvernements Nägel stehlen, denn Blair und Reid haben auf dem Werfte zu thun, die Herren Straßenräuber aber sind zu ungeschickt in dergleichen."

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Rösselsprungs Seite 584:

Wie ist die Welt so weit, so schön,
So recht als sollt' ich wandern gehn!
Leb' wohl für jetzt, lieb Schätzchen mein,
Bald werd' ich wieder bei Dir sein!
Manch' Jahr verstreicht, ich kehr' zurück
Zu meinem Schätzchen, meinem Glück!
Mein Schätzchen ruht in fremdem Arm.
O Welt, wie eng bist du, wie arm!

Auflösung des Räthsels Seite 588:

Wehmuth.



Des Paschas Gericht. (S. 598.)

Geheimnisse eines Harem.

Eine türkische Kriminalgeschichte von Karl Teschner.

(Fortsetzung.)

5. Die Fahrt zum Wassertode.

Daltaban Pascha liebte, wie sehr viele reiche Türken, jenes starke Getränk, welches der Koran verbietet: den Wein. Manche Kiste mit vorzüglichem französischem Sekt, sowie mit echten spanischen Weinen fand ihren Weg in den Palast des Generals. An einer reichbesetzten Abendtafel hatte er die Botschaft der Spione Mustapha's empfangen; er hatte sein Glas geleert und war in die Gemächer seiner Frau geeilt. Zu der Glut des Weins war die Aufregung der Eifersucht, der Ehrenkränkung gekommen, und jetzt zeigte sich die Wirkung. Der Grollende wollte sein Opfer haben, und lechzte förmlich nach Befriedigung seines Rachedurstes, je mehr die Erhitzung des Gehirns sich steigerte. Wie? Er, der in mancher Schlacht dem grimmigsten Feinde kaltblütig und trotzig in's Auge geschaut, sollte jetzt auf einen alten, geheiligten türkischen Gebrauch verzichten aus Rücksicht auf einige jammernde Mädchen und drei bleiche Jünglinge, die zur Zierde sich mit einigen in Gold und Edelsteinen blitzenden Waffen behängt gehabt hatten, und gewiß in Wirklichkeit nur mit den Pfeilen des Liebesgottes umzugehen wußten? Er resolvirte, daß Lukas, ... sich als Rädelsführer selbst angegeben, für die Anderen sterben und Gulnare Zeugin seines Todes sein solle, damit sie lerne, wie inhaltschwer der Begriff „Frauenehre" sei, und die Erinnerung an das schreckliche Ende Dessen, den sie freventlich angehört, sie wie ihre Schwester vor jeder Wiederholung ähnlicher Verbrechen bewahre.

„Wohlan, ich bin bereit, den Tod zu leiden," erklärte Lukas gefaßt, ja, um Gulnare's willen, mit einer gewissen Freudigkeit; „darum aber bitte ich Euch, strenger Herr und noch strengerer Vater, daß Ihr dann den Andern verzeiht und meinen beiden Leidensgenossen die Freiheit gebt." Obwohl durch diese Worte die Szene noch herzzerreißender ward, so wurden doch unter den Augen des Paschas die Vorbereitungen zur Abführung des verurtheilten Griechen rasch getroffen, da noch in derselben Nacht der Entschluß Daltaban's vollführt werden sollte. Zwei der stärksten Eunuchen mußten Lukas und Gulnare an kurzen Stricken führen. Khalil ersuchte den Pascha, für sich und Julian, von Lukas Abschied nehmen zu dürfen, was dieser mit einem Winke gestattete. Khalil umarmte den Griechen, flüsterte ihm einige Worte zu und steckte ihm, als er seine Hand ergriff, verstohlen einen Ring an einen Finger. Dieser Abschied schien auf Lukas' Seele eine magisch beruhigende Wirkung zu üben.

Nachdem auch dieser Akt vorüber, rief Daltaban die alte Negerin, befahl ihr mit einem strengen Blicke, bei Vermeidung seines höchsten Zornes, bessere Aufsicht über die Mädchen zu führen und keiner lebenden Seele zu gestatten, die Schwelle ihrer Gemächer zu

betreten. Dann geleitete er selbst Khalil und Julian in ein weiter hinten liegendes, gewölbtes Gemach. „Bis zu meiner Rückkehr bleibt ihr hier als Gefangene," erklärte er. „Obschon ich das Recht habe, selbst über euch Gericht zu halten, will ich mir doch überlegen, ob ich euch nicht dem Gericht des Kadiaskers überliefere. Denkt nicht daran, zu fliehen. Vor dieser Thür stehen drei Sklaven mit gezückten Handschars." Damit verließ er das Gemach und schloß dessen Thür.

„Doch halt, noch Eins!" sagte er, mehr zu sich selbst, und betrat wieder die Gemächer seiner Gemahlin, welche durch Amina längst heimlich über das Ereigniß war unterrichtet worden. Ismilda that jedoch, als wisse sie gar nichts, und stellte sich auf's Höchste entrüstet und erschrocken, als der leichtgläubige, beschränkte Eheherr ihr in kurzen Sätzen die geschehene Entehrung des Harems seiner Töchter und das pflichtvergessene Betragen der Mädchen schilderte. „O mein theurer Herr und Gemahl," rief sie, die Hände ringend, „wie konnten Deine Töchter, mit dem Beispiele meiner äußersten Zurückhaltung vor Augen, so entsetzlich handeln? Freilich, es war längst meine Befürchtung, daß sie zu viel Spielraum hatten; sie wollten nicht mehr gehorchen und hielten mich für zu jung, um sich meiner mütterlichen Sorgfalt anzuvertrauen. Glaube mir, mein geliebtester Gemahl, wir Beide, ich und Deine treueste Sklavin Amina, meinten es wohl mit Gulnare und Thirza, wenn wir auch manchmal zu streng schienen. Aber welchen Schutz haben türkische Frauen und Töchter gegen sich selbst als Strenge der Sitten?" — „Nun genug jetzt, meine theure Ismilda," schloß Daltaban, ich weiß, daß Du mein edles, braves Weib bist, und daß Dich nicht die geringste Schuld an den Fehltritten meiner Töchter trifft — o die Pflichtvergessenen handelten klug wie die Schlangen! — Aber es soll in Zukunft anders werden, und wehe ihnen, wenn sie sich Deinen Befehlen widersetzen. Für jetzt lebe wohl! Ich werde meiner beschädigten Ehre Genugthuung verschaffen, dann aber sofort mit einem Diener an's Land steigen und den Kadiasker unterrichten. Er soll seine Tochter wieder aus meinem Hause nehmen. Ich werde daher vor morgen nicht selbst zurückkehren." In Ismildens Augen zuckte bei dieser Andeutung ein Blitz heimlichen Frohlockens auf, während sie ihren schönen Mund dem brutalen, dicken Eheherrn zum Kusse reichte.

Der Pascha bestieg mit Lukas, Gulnare und drei Schwarzen ein kleines Boot und befahl, in den Bosporus hinauszurudern. Lukas schauerte unwillkürlich zusammen, denn er erkannte dasselbe Fahrzeug, in welchem er so manchmal seinem Glücke entgegengeführt worden; es waren aber nicht dieselben Ruderer, die es dießmal bewegten.

Welch' ein gräßlicher Wechsel der Dinge! Er zum Tode verdammt, neben ihm die Geliebte seines Herzens, blaß wie der Tod, regungslos, fast leblos starr vor Schmerz, mit heimlichem Weinen und Stöhnen, und vor ihnen, mitten im Boote stehend, die Hand am Säbelgefäß, der fürchterliche Richter und Rächer! Die Sklaven ruderten aus Leibeskräften.

Es war eine klare, köstliche Sommernacht. Gleich einem sanft bewegten Spiegel breitete die Wasserfläche sich aus und warf die Bilder der im Boote befindlichen Personen magisch zurück. Millionen Sterne funkelten vom hohen Himmelsgewölbe hernieder und beleuchteten die Gesichter der beiden unglücklichen Opfer mit weißem Glanze. Von fern her schallte das dumpfe Geräusch der Hauptstadt. Einzelne Gondeln waren auf dem Bosporus sichtbar, doch keine war nahe genug, um das finstere Werk des Paschas zu stören. Nur ein Umstand war einigermaßen auffällig, wurde aber von Daltaban nicht beachtet. Etwa sechs Minuten nach der Abfahrt des Bootes ward unweit der Villa eine schwache Detonation hörbar und ein kurzer Blitz zuckte auf, ähnlich einem Pistolenschusse. Hierauf stieß ein zweites Boot, etwa dreihundert Schritte von Daltaban's Garten entfernt, vom Strande und lavirte, immer in einiger Entfernung von Daltaban's Fahrzeug, doch so, daß es bei Letzterem keinen Verdacht erregte.

Plötzlich zog der Pascha den Säbel und nickte dem dritten Schwarzen zu, worauf dieser einen großen hanfenen Sack vom Boden des Fahrzeugs aufhob. Die Ruderer hielten inne und das scharfe, plätschernde Anschlagen des Wassers an's Boot hörte auf. Es war, als ob plötzlich ein geräuschvolles Uhrwerk stehen bleibe, und Lukas und Gulnare stockten die Pulse. Das Mädchen schrie laut auf. „Schweige, Entartete!" murmelte Daltaban. „Dein Verführer wird in wenigen Augenblicken geendet haben." — Lukas erhob sich von seinem Sitze, als der Neger mit dem Sacke sich näherte, in den er ohne Zweifel gehüllt werden sollte, um in die Fluten des Bosporus versenkt zu werden. Er heftete den Blick fest auf den Pascha, der vor dieser Entschlossenheit sein Auge senkte. „Es scheint, Herr, daß mein Schicksal hier enden soll!" sagte Lukas, mit einem leisen Erbeben seiner Stimme. „Ich bin weit entfernt davon, feig um mein Leben zu flehen, das mir auch ohne die Hoffnung auf den Besitz dieses holden Geschöpfes werthlos ist. Ich beklage es, daß Eure Strenge ihr, der Unschuldigen, den Anblick meines Todes nicht erspart hat, und dieß ist der einzige Schmerz, der mich bewegt. Bevor Ihr aber, harter Mann, Hand an mein Leben legen laßt, ersuche ich Euch um die letzte Gunst, einen Blick auf den Ring werfen zu wollen, den ich an einem Finger meiner Rechten trage."

Bei diesen Worten wendete er sich so, daß Daltaban sein Auge auf den Ring heften konnte. Der goldene Reif enthielt einen breiten, von zwei goldenen Halbmonden eingeschlossenen Karneol mit einigen scharf markirten Schriftcharakteren. Daltaban stutzte. „Zünde eine Fackel an!" befahl er dem Neger. Dieß geschah und bei dieser Beleuchtung betrachtete der Pascha den Ring nochmals ganz genau; er erblaßte und sprach eine Minute lang kein Wort. „Binde die Hände los!" kommandirte er. Nochmals nahm er jetzt die entfesselte Rechte des Griechen und beschaute die Schriftzüge des Karneols. „Sonderbar!" murmelte er, halb für sich und augenscheinlich sehr betreten. „Woher stammt dieser Ring, junger Mann? Bei Allem, was heilig ist, eine wahrhafte Antwort!" — „Ich habe dieses Zeichen, das ohne Zweifel magische Kraft besitzt, von dem jungen Türken Khalil, der sich in Eurem Hause in unserer Gesellschaft befand." — „Und seit wann kennt Ihr diesen Mann?" — „Seit einigen Stunden, Herr, wie Ihr schon gehört habt. Es ist kein Falsch in meinem Munde. Ich entstamme nicht aus einer Familie, in welcher die Tücke und Unehre gepflegt ward."

Der Pascha stand mehrere Minuten lang wortlos, bestürzt und unschlüssig, dann steckte er mit einer heftigen Bewegung den Säbel ein und befahl: „Umwenden! Ich muß zuvor dieß Räthsel lösen, ehe ein weiterer Schritt geschehen kann." Bei Anhörung dieses unerwarteten Befehls, mehr noch aber in Folge der physiognomischen Umwandlung, welche der Anblick des räthselhaften Ringes in dem Pascha bewirkt hatte, gaben Lukas und Gulnare mit Recht sich den frohesten Hoffnungen hin und beobachteten mit Spannung die Züge Daltaban's, um daraus die weitere Entwickelung ihres Schicksals zu erkennen. Dieser aber schien nicht Lust zu haben, den Kampf, der in seinem Innern stattfand, sehen zu lassen; er drehte ihnen mürrisch den Rücken und ließ sich, ohne weiter etwas zu sagen, auf den zweiten in der Gondel befindlichen Sitz nieder. So steuerte das Fahrzeug etwas langsamer als vorher wieder dem Lande zu.

6. Khalil und Ismilda.

Kaum hatte sich der Pascha von dem Gemache, welches Khalil und dem Griechen Julian als Gefängniß angewiesen war, entfernt, so untersuchte dieser die Lage desselben. Er trat an die schmale, vergitterte Fensteröffnung und fand, daß sie nach dem Garten führte. Jetzt wartete er einige Minuten, lauschte aufmerksam und zog dann eine kleine, graue Kugel aus der Tasche seiner weiten Beinkleider, diese schleuderte er mit Kraft durch das Fenster gegen den Boden. Sie explodirte und gab Blitz und Knall, worauf in wenigen Augenblicken ein bis an die Zähne bewaffneter Türke nahe an die Villa kam. „Sadak!" rief leise Khalil. — „Hier bin ich, Herr!" — „Gut. Wie viele seid ihr?" — „Fünf!" — „Nehmt rasch euer Boot und beobachtet, aber ohne Aufsehen, die Gondel, die eben mit zwei Gefesselten, einem Manne und einem Mädchen, sowie ihren Wächtern in See gestochen ist. Sollte der Würdenträger, welcher sie leitet, wider Erwarten einen Gewaltakt unternehmen, so verhindert ihn, mit Güte oder Gewalt, doch müßt ihr das Leben des Pascha schonen. Nur im Falle der äußersten Noth zeige das Merkmal Deiner Berechtigung. Sobald die Gondel zurückkehrt, kehrt auch ihr zurück und Du hältst Dich in der Nähe

der Villa, um jederzeit meine Zeichen zu vernehmen. Jeden Sklaven, der als Wächter dieß Haus umschleicht und bei Deinem Anblicke Argwohn schöpft, knebelt ihr, macht ihn lautlos und führt ihn in euer Fahrzeug. Nun eile und sei klug!" Der Türke verschwand gleich einem Schatten.

Im Hause entstand nach des Pascha Entfernung eine Bewegung ganz anderer Art. Ismilda theilte der alten Negerin mit, daß ihr Gemahl erst am folgenden Morgen von Konstantinopel zurückkehren werde, und diese wußte nun, was sie zu thun hatte. Sie nahm die Reste des Mahls, von welchem der Pascha sich vorzeitig erhoben hatte, und gab sie nebst einigen Flaschen Wein den Schwarzen preis, welche, in Folge eines glücklichen Zufalls bei der Wahl der Ruderer, zu ihren Vertrauten gehörten. Ein großes Stück Geflügel und eine Flasche süßen spanischen Wein nahm sie zu sich und verschwand damit durch eine geheime Thür, um sie einem anderen Sklaven zu bringen, der als Wächter des Schatzes seinen besonderen Standort hatte und diesen nie ohne besondere Erlaubniß seines Gebieters verlassen durfte. Zugleich bewachte dieser Neger den Durchgang, welcher von den Frauengemächern nach einer der Gemahlin des Pascha besonders bestimmten Abtheilung des Gartens führte.

Das Gefühl der Sicherheit, welches die Kunde von der längeren Entfernung des strengen Hausherrn erzeugte, sowie die superben Genußmittel hoben rasch jede Disziplin auf. Dieß hatte Amina beabsichtigt. Kaum waren die Wächter von der Thür des Gefängnisses entfernt, so erschloß sie dasselbe mit einem ihrer geheimen Schlüssel, steckte den Kopf durch die Thür und gab dem Türken einen Wink. Khalil näherte sich ihr. „Folgt mir!" flüsterte sie. Ihr habt nichts zu besorgen." — „Wohin?" fragte der Türke. „Willst Du mir den Weg zur Flucht öffnen, so muß ich Dir bemerken, daß ich dieß Haus nicht verlasse ohne meinen Leidensgefährten. Ueberhaupt, wozu ein Paradies so schnell fliehen, das sich uns kaum erschlossen hat?" — Amina flüsterte ihm einige Worte in's Ohr. „Ich kehre bald zurück!" sagte hierauf Khalil zu dem Griechen, und folgte der Alten, welche vorsichtig und zum großen Verdruß des Griechen die Thür wieder verschloß. „Nur unter einer Bedingung gehe ich mit Dir!" sagte dann Khalil zu Amina. — „Nennt sie, schöner Herr!" — „Du mußt mich vorher auf einige Augenblicke bei Zuleika und der Schwester Gulnare's eintreten lassen." — „Aber, Herr ..." — „Kein aber! So führe mich lieber in mein Gefängniß zurück!" — „Wohlan, es sei! Aber ich bitte Euch, rasch zu sein, denn meine Gebieterin ist so erwartungsvoll als empfindlich." — „Ich bedarf nur einiger Augenblicke!" erwiederte der Türke und huschte durch die erschlossene Thür in den Harem der Töchter Daltaban's. Mit leisem Aufschrei fuhren beide Mädchen, die ganz in Schmerz versunken waren, von ihren Polstern auf. Khalil sprach ihnen Trost zu und machte dann Zuleika eine besondere geheime Mittheilung, worauf plötzliche Freude das Antlitz derselben verklärte. Dann wagte es Khalil, einen Kuß auf ihre Stirn zu drücken und verließ eben so rasch, wie er gekommen, das Gemach.

Amina öffnete ihm die gegenüber befindliche Thür, schloß diese wieder hinter ihm und sich, führte ihn in ein zweites, luxuriös ausgestattetes Gemach und deutete auf schwere, purpursammetne Vorhänge, welche den Eingang zu einem dritten Zimmer bildeten. „Meine Aufgabe ist zu Ende, Herr," flüsterte sie. „Jetzt geht allein weiter, das Glück lächelt Euch entgegen." Khalil schritt rasch auf den Vorhang zu, hob ihn und ging darunter weg weiter. Blendende Helle strahlte ihm entgegen. Er sah vor sich ein weites, mit kostbaren Tapeten behängtes, ringsum mit schwellenden Seidenpolstern versehenes, mit großen Spiegeln geschmücktes Zimmer, in dessen Mitte ein Springbrunnen in weitem Marmorbassin mit Silbereinfassung plätscherte. Ein bezaubernder Duft von Ambra und zartem Rosengeruch strömte auf ihn zu. Im Hintergrunde aber lag auf einer Ottomane von hellrosa Seide eine liebliche Frauengestalt mit aufgelöstem, reichem geringelten Haar von tiefschwarzer Färbung, in kostbarem weißen Kleide, welches Hals und Arme völlig unbedeckt ließ. Ein kleiner, schneeweißer, nackter Fuß blickte schelmisch unter dem Saume des Gewandes hervor, als wolle er neugierig den Eintretenden beobachten.

Bei Khalil's Eintritt schnellte die schöne Dame, eine Dreißigerin vielleicht, mit dem Oberkörper von ihrem Ruhebett empor und sandte ihm einen Blick aus dunklen, mit schwarzen Brauen beschatteten Augen entgegen, dessen herausfordernder, gewissermaßen hoheitvoller Ausdruck dem Türken sofort klar zeigte, wie solch' ein Weib wohl im Stande sei, einen Mann vom Schlage Daltaban Paschas absolut zu beherrschen. Khalil verneigte sich mit einem ironischen Lächeln, das aber schnell wieder verschwand. Ismilda deutete auf ein Polster in der Nähe ihrer Ottomane, und Khalil zögerte nicht, dieser Aufforderung, sich niederzulassen, Folge zu leisten. „Ich danke Euch, Herr, für Euer Kommen!" flüsterte sie, ihm ihre kleine, etwas fette Hand entgegenstreckend, die Khalil mit seinen Fingerspitzen mehr höflich als innig an seinen Mund zu führen nicht entrathen konnte. — „Liegt denn in meinem bloßen Erscheinen etwas so Besonderes? fragte der Türke lauernd. — „O, Ihr wisset nicht, schöner Jüngling, wie glücklich es ein einsames Weib macht, sich der Gesellschaft eines Mannes zu erfreuen, dessen Aeußeres schon auf ein treffliches Herz schließen läßt." — „Nun, meine Gnädige, es sind in dieser Beziehung doch Täuschungen möglich!" — „Selten, mein Freund. Und nicht wahr, ich habe eine solche nicht zu befürchten? Wozu wäret Ihr sonst gekommen?" — „Als ...?" — „Um mich zu lieben!" erwiederte Ismilda heftig. — „Bah, Ihr seid die Gattin eines Anderen, der Euch jedenfalls außerordentlich liebt und jedes Eurer Winke gewärtig ist." — Ismilda war über diese unerwartete Rede, die von nichts weniger als Leichtsinn zeugte, einen Augenblick betroffen, sie faßte sich jedoch schnell und eine Wolke flog über ihr liebreizendes Antlitz. — „Seid Ihr nicht ein Muselmann, wie Eure Kleidung andeutet?" sprach sie mit einer gewissen Indignation. „Wisset Ihr nicht, in welcher Lage sich nur zu oft die türkischen Frauen befinden? Ich bin die Gattin eines Mannes, der mich liebt, sagt Ihr — nein, ich bin die elende Sklavin eines Tyrannen, der für mich nichts hat als den feilen Luxus dieser Gemächer; eines Ungeheuers an Brutalität, Argwohn und Härte. Weßhalb sollte ich es Euch gegenüber verschweigen, daß ich diesen alten Mann hasse und daß ich nichts sehnlicher wünsche, als von seinen Fesseln befreit zu werden. O, schöner Fremdling, Ihr kennt das Mittel der Befreiung ..." — „Ich? Wie heißt dieses Mittel?" erwiederte Khalil harmlos. — „Ah, dieß könnt Ihr fragen, ein Jüngling in der schönsten Blüte des Lebens? Es ist die Liebe, Herr!" — „Manchmal auch der Haß, meine schöne Dame." — Ueber Ismilda's Antlitz zuckte ein unheimliches Aufleuchten. „Zuförderst," flüsterte sie forschend, „erzählt mir etwas von Eurer Heimat und Abkunft und nennt mir Euren Namen!" — „Das ist kurz gesagt, schöne Dame; ich heiße Khalil Osman und bin der Sohn und Erbe eines karamanischen Pascha. Mein Reichthum sichert mir ein angenehmes Leben, die Jugend und das Bedürfniß, mich zu unterrichten und zu zerstreuen, trieb mich nach der Hauptstadt. Dieß ist Alles!" — Die kurze Erklärung schien Ismilda zu befriedigen. — „Schaue mich an, Freund," flüsterte sie, bittend und hingebend zugleich. „Könntest Du mich lieben?" — „Das Weib eines Anderen?" — „Befreie mich und ich gehöre Dir allein!" — „Ah, ich sollte Euch entführen, schöne Dame, um, kaum in Eurem Besitz, als Verbrecher verfolgt zu werden?" — „Es gäbe noch andere Mittel, mein theurer Khalil ..."

Die Unterhaltung war bis hierher gediehen, und der Türke lauerte mit Spannung auf die weitere Entfaltung dieses listigen, ohne Zweifel verbrecherischen Frauenherzens, da stürzte plötzlich Amina in's Gemach und flüsterte angstvoll: „Der Pascha!"

Ismilda sprang auf, ihr Gesicht, vorher rosig erglühend, ward kreidebleich; auch Khalil erhob sich einigermaßen betroffen, aber keineswegs bestürzt von seinem Sitze. „Rasch fort!" flüsterte Ismilda zitternd. „Wo ist er? Bereits im Hause?" — „Eben steigt er die Stufen herauf — dieser Eingang ist noch einige Augenblicke frei," erwiederte Amina, auf den Vorhang deutend, durch welchen Khalil gekommen war. — „Dann schnell, dahinaus!" fuhr diese gegen Khalil gewendet fort. „Ich muß Euch wiedersehen, versprecht es mir!" — „Gewiß, ich sehe Euch wieder!" antwortete der Türke, der bei Amina's Worten: ‚dieser Eingang' unwillkürlich nach einem andern Vorhange geblickt hatte, welcher einen entgegengesetzten Ausgang zu verdecken schien; dann huschte er rasch hinaus, und wirklich gelang es der Gewandtheit des alten Weibes,

die äußere Thür zu schließen, und Khalil in sein Gefängniß zurückzubringen, bevor der Pascha, aufgehalten durch den Transport des Griechen und seiner Tochter, den Korridor betrat. Hier schloß er zunächst Gulnare bei ihrer Schwester und Zuleika ein, dann schritt er mit dem Griechen nach dem Verließ, wo sich, mühsam gefaßt, mit wankender Haltung, von genossenem Weine trunken, zwei der Wächter kaum wieder aufgestellt hatten.

Nur der völligen Eingenommenheit des Pascha von einer andern Angelegenheit hatten die Neger es zu verdanken, daß ihm ihre Unfähigkeit, nüchterne Wächter abzugeben, entging. Er erschloß die Thür des Gefängnisses und trat hinein. Augenscheinlich war er befangen und in gedrückter Stimmung, gleich einem besiegten Soldaten. Der feste, majestätisch stolze Blick, den Khalil auf ihn heftete, verwirrte ihn noch mehr. Lukas stürzte dem Türken entgegen und rief: „O Herr, wer Ihr auch sein mögt, ich verdanke Euch die Rettung meines Lebens! Was ich nicht erwartete, ist, wie Ihr seht, geschehen!“ Er gab den Ring zurück. — „Mir kommt dieß nicht unerwartet,“ erwiederte Khalil, den Ring wieder ansteckend, mit kalter Ruhe; „ich wußte von keinem andern Ausgange.“ — „Das ist in Wahrheit ein mehr als seltsames Geheimniß,“ begann Daltaban Pascha, mit einem verlegenen Blicke auf Khalil, „und wenn es auch wirklich, was ich gar nicht in Abrede stellen will, möglich wäre, daß ich einen Fehlgriff begangen hätte, so werdet Ihr, räthselhafter Unbekannter, doch zugestehen müssen, daß ich unter der segenvollen Herrschaft des Sultans Selim, meines gnädigsten Gebieters, das Recht besitze, die Ehre meines Hauses zu bewahren, und ich darf daher wohl hoffen, Aufklärung über Eure Persönlichkeit, über Eure Absichten und über diesen Ring zu erhalten, den Lukas Vassilo vorgibt, von Euch erhalten zu haben.“ — „Jedenfalls, würdiger Herr,“ erwiederte Khalil. „Bevor wir aber diese interessante Unterhaltung fortsetzen, glaube ich Euch ersuchen zu dürfen, für einen geeigneteren Aufenthalt zu sorgen, als dieß düstere Gemach ihn darbietet. Aus Rücksicht auf Euer Hausherrnrecht habe ich mich willig Eurem Gebot unterworfen und bin Stunden lang Gefangener geblieben. Nun aber, da mein Ring seine Kraft bewährt und, hoffe ich, auch ferner bewähren wird, bitte ich, den Zustand der Gefangenschaft in einen milderen übergehen zu lassen.“ — Der Ton dieser Rede klang so ungemein edelmännisch, daß Daltaban ohne Widerrede dem Ersuchen entsprach und die drei jungen Männer in sein gewöhnliches Gesellschaftszimmer geleitete. Hier angekommen, wendete er sich auf's Neue mit der Bitte an Khalil, ihm zu sagen, wer er sei. — „Ich glaube Euch bereits mitgetheilt zu haben, daß ich Khalil heiße,“ entgegnete dieser. „Weitere Erklärungen kann und werde ich Euch augenblicklich nicht geben, am Allerwenigsten vor meinen bisherigen Leidensgenossen, mit denen ich, ehrlich gesprochen, vielleicht keineswegs einerlei Ziel verfolge.“ Und damit wendete sich Khalil gegen die Griechen. „Ihr Herren, wir sind diesem würdigen Manne, welcher im Dienst des Großherrn einen sehr hervorragenden Rang bekleidet und sowohl in Betracht dessen, was er seit vielen Jahren treu geleistet, als in Rücksicht auf seine väterlichen und hausherrlichen Rechte keineswegs Beleidigungen oder Täuschungen verdient, eine Genugthuung schuldig, und diese besteht in der Bitte, uns das Eindringen in die Gemächer seiner Töchter gütig zu verzeihen, aber auch in dem Versprechen, dieß Eindringen ohne seinen ausdrücklichen Willen in keinem Falle zu wiederholen. Ich für meine Person verspreche auf Ehrenwort, so zu handeln, wie ich eben dargelegt, und nur auf Verlangen oder mit Genehmigung des Pascha wieder den Fuß über die Gemächer seiner Töchter zu setzen.“ Selbstverständlich mußten auch die beiden Griechen ihr Ehrenwort in diesem Sinne abgeben.

Trotz der seltsamen Stellung, in welche Daltaban gerathen war, konnte er sich eines ironischen Lächelns nicht enthalten. „Nun, beim Propheten,“ sagte er, „es ist die geringste Genugthuung, die mir zu Theil wird, denn ich würde ein wiederholtes Oeffnen dieser Gemächer von fremder Hand nie zugeben, ohne entweder Gerechtigkeit zu üben oder mir selbst den Tod eines geschändeten Mannes zu geben.“ — „Wir haben also,“ fuhr Khalil fort, „in diesem Hause nur noch den Rang geduldeter Gäste. Damit gewinnt auch Jeder von uns die Befugniß wieder, sich selbst zu vertreten, ich gestatte mir aber noch ein Wort für meine Landsleute, die ich, kraft meines Ringes, für alles Vergangene im Falle einer Gefahr in Schutz nehmen würde. Es gibt eine Macht, die größer ist als irgend eine Furcht vor Gefahr, ich meine die Liebe. Sie kommt über Nacht wie der Thau und wirkt göttlich wie dieser, wenn der Sonnenschein ihn küßt. Warum sollte also nicht wie mit einem Zauberschlage ein inniges Band sich um die jungen Herzen dieser Männer und Eurer Töchter, würdiger Herr, geschlungen haben? Die tiefen Unterschiede unserer Religion freilich erschweren eine Verbindung zwischen Griechen und moslemitischen Frauen, aber bei Gott ist kein Ding unmöglich.“ Daltaban Pascha verrieth Zeichen der Ungeduld bei dieser Rede. — „Nie werde ich freiwillig eine solche Verbindung zugestehen,“ erklärte er fest. — „Gut, ich bin zu Ende,“ versetzte Khalil. „Es gibt außer der Tyrannei nur ein Recht des Vaters über seine Töchter.“

Der Pascha stellte es hierauf den Griechen frei, von seiner Gastfreundschaft bis zum Anbruch des Tages Gebrauch zu machen, was diese, etwas betreten, annahmen. Nachdem sie ihr Ehrenwort gegeben, die Frauengemächer nicht wieder zu betreten, schloß der Pascha sie nicht mehr ein, sondern rief Amina, daß sie für Erfrischungen sorge. Dann bat er Khalil um eine Unterredung unter vier Augen, weil er durchaus weitere Aufklärungen von diesem zu erlangen wünschte. Der Türke konnte oder wollte sich dem nicht entziehen, grüßte, sich verabschiedend, die Griechen und folgte dem Pascha in ein anderes, treppauf liegendes Gemach. Hier ließ er sich neben ihm auf einem der an den Wänden hinlaufenden Divans nieder. „Euer Auftreten,“ begann er, „ist so seltsam und bestimmend wie Eure Rede. Ihr kommt, in Gesellschaft von Griechen, wie Ihr sagt, zufällig in dieß Haus, obschon Ihr ein Muselmann seid. In Eurem Besitz ist ein Talisman, den ich respektiren muß; aber nun bitte ich Euch, erklärt mir, wie Ihr in Besitz dieses Ringes gekommen seid und warum Ihr gerade an mir seine Kraft erprobtet?“ — „Würdiger Herr,“ entgegnete Khalil, „zuvörderst muß ich Euch bemerken, daß es kein blinder Zufall war, der mich in Euer Besitzthum führte. Den Widerspruch dieser Erklärung mit der Erzählung des Griechen Lukas Vassilo will ich Euch lösen nebst Allem, was Euch jetzt räthselhaft erscheint. Nur bitte ich Euch, mir noch zwei Tage Gastfreundschaft zu gewähren. Mein Ehrenwort, daß ich nichts unternehmen oder dulden werde, was Eurer eigenen Ehre widerstreitet!“

Mehr konnte Daltaban, trotz aller Versuche, nicht erfahren und mußte sich in Geduld fassen. Er verließ den Muselmann, dem bald darauf Amina Erfrischungen brachte, und betrat erschöpft von Anstrengungen die Gemächer seiner Gemahlin, die ihn mit all' der heuchlerischen Liebenswürdigkeit empfing, deren sie fähig war. Bald entschlief Daltaban Pascha, mit seinem Haupte auf ihrem weichen Arme, schnarchend wie ein Löwe.

(Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Aus der Naturgeschichte der Vögel. Bekannt ist, daß im Allgemeinen die Sorglichkeit und Liebe der Vögel für ihre Jungen sehr groß ist. In wahrhaft rührender Weise werfen sie sich oftmals zum Schutze derselben auf, ja opfern ihnen ihr Leben. So wird von einer Storchenmutter erzählt, daß sie, als das Haus brannte, ihre Jungen im Neste vergebens mit ihren Flügeln zu schützen suchte und selbst mit verbrannte. Man weiß, wie heldenmüthig eine Henne ihre Küchlein selbst gegen die überlegensten Feinde vertheidigt. Die Gans attakirt selbst Menschen, wenn man sich ihren Jungen nähert; Aehnliches sieht man auch bei vielen andern Vögeln. Sogar die Beihülfe anderer Vögel, z. B. als Geschwisterliebe, kommt nicht selten vor; im „Zoologischen Garten“ wird der Fall erzählt, daß ein junger Kanarienvogel den anderen fütterte. Oder man findet auch wohl, daß sich Vögel der Pflege ganz fremder Jungen annehmen, wohin der beobachtete Fall gehört, in welchem ein Fischreiher drei junge elternlose Wanderfalken längere Zeit regelmäßig fütterte. Kurz, der Affekt der Liebe äußert sich in der ganzen Vogelklasse in der verschiedensten Weise und selbst in merkwürdiger Anhänglichkeit an einzelne Menschen.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 588:

Die Kunst sei noch so groß, die Dein Verstand besitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nichts nützet.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von $1\frac{1}{2}$ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№. 51.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Señor Machado.

Abenteuer eines Deportirten, von **Ernst von Bibra.**

(Fortsetzung)

(Bilder S. 601 u. 604.)

Am folgenden Tage holte mich Reid versprochenermaßen ab, um mich zum „Werfte" zu führen, und ich bewunderte die Geschicklichkeit, mit welcher er unsere Spur zu verwischen verstand, und welche selbst der wackersten Rothhaut alle Ehre gemacht haben würde. Bald bewegten wir uns rückwärts schreitend vorwärts, bald trat Einer in die Fußstapfen des Andern, oder wir gingen mit ausgezogenen Schuhen und endlich wateten wir längere Zeit in einem kleinen Bache, aus welchem wir uns zuletzt mittelst eines überhängenden Astes in ein undurchdringlich scheinendes Dickicht schwangen. Dort blieben wir lauschend und durch das Laubwerk spähend fast eine halbe Stunde lang ruhig stehen, und dann gab mir Reid ein Zeichen, ihm zu folgen, was nicht so schwer war, als es den Anschein hatte. Nach einer kleinen Weile blieb er stehen



Senor Machado: **Frauen von Lima.**

und sagte: „Hier ist das Boot!“ — Als ich sah, daß er nicht scherze, begann ich allenthalben zu suchen, und nachdem ich trotz aller Mühe nichts gefunden hatte, sagte ich: „Natürlich steckt das Ding irgendwo unter der Erde, aber es ist gut vergraben, denn ich finde keine Spur.“ — „Blicke über Dich,“ versetzte Reid, „was siehst Du?“ — „Ich sehe Baumäste, dichtes Laubwerk, vielfach verschlungene Lianen und hie und da ein Stückchen blauen Himmel,“ in diesem Augenblicke aber schreckte ich unwillkürlich zusammen, denn ober mir in den Aesten ertönte ein mächtiger Hammerschlag, und gleichzeitig sagte eine tiefe Stimme: „Alle Menschen müssen die Bundesgenossen kühner Männer werden. Dick Kendy's Boot verbarg ein schützender Wasserstrahl. Zur Herstellung des unseren bietet uns die Luft eine Freistätte.“

Es war Blair, der in der That dort oben das Boot, wenn gleich nicht ganz gebaut, doch wenigstens zusammengefügt und verborgen hatte, während Grey, so lange er arbeitete, in den Aesten einer mächtigen Norfolkstanne saß und Ausguck hielt, um bei der Annäherung von irgend etwas Verdächtigem sogleich signalisiren zu können, und von Reid abgelöst wurde, wenn er selbst anderwärts beschäftigt war. Ueberhaupt war die Stelle gut gewählt, denn die Ufer der See waren kaum eine Viertelstunde weit von derselben entfernt, und die Schwierigkeit, das Boot dorthin zu schaffen, war nicht allzu bedeutend. Ich will die Mühseligkeiten und Hindernisse nicht aufzählen, mit welchen meine Verbündeten zu kämpfen hatten, bis sie das Boot auf den Strand gebracht hatten, auf welchem es sich befand, als ich zu ihnen stieß; ich will nur sagen, daß ich nun auch meinen Theil an der Arbeit übernahm, kleine Holzstücke schnitzte, Schnüre zu leichten Tauen zusammenflocht und allerlei andere Dienste leistete. In der Stadt aber ließ ich mich zugleich häufig sehen und bewarb mich zum Scheine um die Erlaubniß, einen kleinen Kramladen daselbst halten zu dürfen, um allen Verdacht eines Fluchtprojektes von mir abzuwenden. Was meine neuen Freunde betraf, so hatte ich bald die Ueberzeugung gewonnen, daß Blair ein vollendeter Bösewicht war, der ein Menschenleben für nichts achtete und dem ein Mord eine Kleinigkeit schien, aber er hatte Muth und schreckte vor keinem Wagestück zurück, wenn es galt, seine Zwecke zu verfolgen. Grey, der Mechanikus, ersetzte den Muth durch Geschicklichkeit, denn er war in der That ein trefflicher Arbeiter, dabei aber unzweifelhaft ein noch größerer Schuft, und ich bin überzeugt, daß die Banknotenfälschung nicht sein größtes Verbrechen war. Was Lionel anlangte, so blieb stets etwas Räthselhaftes in seinem ganzen Wesen. Seine Hände waren weiß und fein gebaut, und eben die Schwielen an denselben zeigten an, daß er harter Arbeit früher ungewohnt; ebenso ergab sich aus seinem ganzen Wesen, daß er eine gute Erziehung genossen hatte. Aber er suchte das unseren Gefährten gegenüber zu verbergen, und das geschah wie mir schien nicht aus dem Grunde, um von ihnen als Gleichgestellter etwa besser behandelt zu werden, sondern einer anderen, mir unbekannten Ursache halber. Er besuchte mich jetzt nicht selten, und ließ er gleichwohl durchblicken, daß er ein gebildeter Mann sei, so blieb er doch hartnäckig dabei stehen, ein Straßenräuber zu sein.

„Sie sind kein Verbrecher,“ sagte er eines Tages zu mir, „ich vermuthete das am ersten Tage unseres Zusammentreffens, jetzt glaube ich es bestimmt zu wissen.“ — „So wenig wie Sie,“ versetzte ich, „denn auch ich bin von Ihrer Unschuld überzeugt,“ und dann erzählte ich ihm meine Geschichte. — „Ihre Unschuld kann leicht an den Tag kommen,“ erwiederte er, „aber ich muß ein Straßenräuber bleiben, und es würde großes Unglück entstehen, wenn man je auf die Ueberzeugung zu kommen glaubte, daß ich unschuldig sei.“ — „Das klingt sonderbar und unerklärlich,“ versetzte ich, „und jedenfalls waltet ein eigenthümliches Geheimniß ob.“ — Er nickte mit dem Haupte und sagte schwermüthig lächelnd: „Ja, ein sehr eigenthümliches Geheimniß, aber halten Sie vor Allem fest, daß ich ein Räuber bin, nunmehr bedarf es weiter nichts.“

Einige Tage nach dieser Unterredung pochte es plötzlich in der Nacht an meine Thüre, und als ich öffnete, trat Reid erhitzt und außer Athem ein. „Wir müssen fort,“ rief er, offenbar in hohem Grade aufgeregt, „und da es heute nicht mehr geht, morgen. Der Teufel ist los!“ — Ich erfuhr hierauf, daß streifende Wachen sich häufiger als sonst in der Nähe unseres luftigen Werftes gezeigt hätten und daß ebenso verschiedene Aufseher dort umhergeschlichen seien, kurz, daß es sehr zu befürchten, man habe Wind von unserem Plane. Reid schlug wie außer sich an seine Stirn und rief: „Großer Gott, dann wäre Alles, Alles verloren.“ — Am nächsten Tage traf ich Blair. „Es ist so sehr schlimm nicht,“ sagte dieser, „denn es kommt nicht selten vor, daß diese Spitzbuben eine oder die andere Gegend häufiger als sonst durchstreifen, einfach aus dem Grunde, um sich eine gewisse Wichtigkeit zu geben und das Ansehen, als wüßten sie Wunder welche ungeheuerlichen Dinge. Doch stimme ich jetzt dafür, daß wir in ein paar Tagen gehen, denn bis dorthin können wir fertig sein. Heute aber geht's noch nicht, so eilig es auch Reid, dieser Halunke, hat zu versaufen oder zu verhungern, denn das wird wohl das Ende von der Geschichte sein!“ — Er sagte das mit einer Kaltblütigkeit, welche mir, so toll es auch klingt, Muth einflößte, trotz der angenehmen Alternative, welche er stellte.

Sechs Tage nach diesem Zwiegespräche waren wir fünf Männer beschäftigt, unser Boot in die See zu schaffen, was zwar schweigend geschah, aber nicht mit ängstlicher Vermeidung allen Geräusches. Blair hatte, ehe wir uns an's Werk machten, gesagt: „Vorsicht haben wir lange genug geübt, jetzt gilt es Eile und Muth. Kommen sie uns auf den Leib, so lange wir noch diesen verfluchten Boden unter den Füßen haben, so kämpfen wir wie die Tiger. Vielleicht werden wir ihrer Herr und bekommen selbst Waffen auf diese Weise. Jagen sie uns auf See, so rudern wir, bis der erste Mann den Fuß an Bord setzt. Was ich dann thue, werdet Ihr sehen. Ihr könnt's halten, wie Ihr wollt. Vorwärts!“

Nach etwa drei Viertelstunden hatten wir die Küste erreicht. Freilich betrug die Strecke der Werfte bis dorthin kaum den vierten Theil, aber wir waren häufig genöthigt, mit der Axt uns Bahn für unsere Last zu brechen, und so mochte es etwa die elfte Stunde der Nacht sein, als die Brandung zu unseren Füßen an den Felsen schlug und draußen das Meer in jener eigenthümlichen Färbung vor uns lag, welche es in mondfreien Nächten zeigt und von der es schwer zu sagen ist, ob sie heller oder dunkler als der Nachthimmel selbst ist. Blair, dessen Obergewalt wir Alle stillschweigend anerkannt hatten, befahl uns jetzt, eine kurze Zeit zu ruhen, um uns von der gehabten Anstrengung zu erholen, „denn,“ sagte er, „es kann sein, daß wir gejagt werden, und ist auch das nicht der Fall, so müssen wir jedenfalls draußen alle unsere Kräfte aufbieten, um uns möglichst rasch von der Insel zu entfernen.“ Die Insel bot gegen Nord und West verschiedene kleine Buchten, welche uns wohl eine bequemere Abfahrt geboten hätten, aber Blair wählte absichtlich eine felsige Stelle, an welcher wir unser Boot etwa zehn bis zwölf Fuß abwärts an Tauen in das Wasser lassen mußten, da solche Stellen weniger beaufsichtigt werden, und nach etwa einer Viertelstunde Rast brachten wir unsere Vorräthe, die Ruder, das Segel und einige andere Gegenstände, welche wir schon vorher an Ort und Stelle geschafft, in's Boot und schickten uns eben an, dieses in die See zu lassen, als Blair plötzlich einen leisen, zischenden Ton ausstieß, der uns einzuhalten gebot, und mit gedämpfter Stimme sagte: „Legt euch auf die Erde!“

Wir befolgten natürlich sogleich seinen Befehl und sahen nach einigen Augenblicken ein Schiff sich der Insel nähern, welches bei dem Winde und mit vollen Segeln direkt auf den Ort loszusteuern schien, an welchem wir uns bargen. Es war, wie wir trotz des zweifelhaften Sternenlichtes doch Alle wohl sahen, das Wachtschiff, der Schooner, und er schien gewissermaßen über die See hinwegzufliegen, so bedrohlich rasch näherte er sich uns. Jetzt, kaum sechzig Schritte von uns entfernt, hielt er plötzlich an. Er hatte Back gelegt, bot uns seine Breitseite, und wir Alle erwarteten natürlich nichts Anderes, als daß er ein Boot aussetzen und uns einen freundlichen Besuch abstatten würde. Diese und andere von unseren Gedanken schien Blair mit großem Scharfsinne errathen zu haben, denn er flüsterte: „Wer sich rührt, ehe ich's befehle, dem schlage ich den Schädel ein, zum Fortlaufen ist es Zeit genug, wenn sie auf drei Faden von uns sind!“ — Er hielt ein kleines Handbeil, das einzige, welches wir besaßen, in seiner Riesenfaust, und war vollkommen der Mann, um Wort zu halten, weßhalb sich

Keiner von uns rührte oder irgend einen Laut von sich gab, mit Ausnahme Reid's, welcher hörbar mit den Zähnen klapperte.

Ein Boot wurde indessen nicht ausgesetzt, und wir hörten trotz der Brandung deutlich den gemessenen Schritt der Schildwachen, welche auf Deck auf und nieder gingen, aber obgleich man auf dem Schooner offenbar keine Ahnung von unserer Anwesenheit hatte, war doch unsere Lage stets äußerst unangenehm, denn fiel es dem Kapitän ein, draußen liegen zu bleiben bis zum Morgen, so waren wir verloren, und einige Stunden nach Tagesanbruch mußte unsere Flucht auf der Insel entdeckt werden, und unsere Spur war leicht zu finden. Nach einer peinlichen halben Stunde aber hörten wir Bewegung auf dem Schiffe, und kurz darauf ging der Schooner mit halbem Winde wieder in See, um ostwärts zu laviren, und eine halbe Stunde später ruderten wir aus allen Kräften nordwärts, denn es war, wie Blair sehr richtig bemerkte, vor Allem nöthig, so weit als möglich sich von der Insel zu entfernen, um nicht etwa dem anderen Wachtschiffe in die Hände zu fallen, da beide Schooner bisweilen auf verschiedenen Seiten der Insel, bisweilen aber auch auf einer und derselben kreuzten.

Als es Tag geworden, war uns Norfolk vollständig außer Sicht, und da auch kein fremdes Segel zu erblicken war, entfalteten wir stolz unser eigenes und gingen vor dem Winde westwärts! „Neuholland ist das nächste Festland," hatte Blair gesagt, „und dorthin halten wir, kaum deßhalb, weil Hoffnung da ist, es zu erreichen, sondern weil wir in jener Richtung noch am Ersten einem Schiffe begegnen, welches uns aufnehmen kann. Kriegsschiffen aller Nationen suchen wir so viel als möglich aus dem Wege zu gehen, ebenso den Kauffahrern unserer lieben Landsleute. Fast die einzige Aussicht auf Rettung, welche wir aber haben, ist die, von einem anderen Schiffe aufgenommen zu werden. Kauffahrer steuern nicht nach Norfolk und eben so wenig verrathen sie uns, oder liefern uns aus, merken sie gleichwohl bald, welche Vögel an ihr Bord gekommen sind."

Wir hatten die Ruder eingezogen und flogen dennoch pfeilschnell durch die Wogen, und ich glaube, daß vielleicht mit Ausnahme Lionel's uns Allen gut zu Muthe war. Offenbar wurden wir nicht verfolgt, da man unsere Flucht wohl zu spät bemerkt hatte, und nachdem gegen Mittag Blair äußerst schmale Rationen ausgetheilt hatte, sagte er: „Jetzt Alle müssen wir schon Ausguck nach einem Segel halten, denn obgleich uns jedes Schiff aufnimmt, ja auf uns zuhält, wenn wir uns bemerkbar machen, so läßt uns dennoch wieder jedes laufen, wenn es nicht unsere Absicht bemerkt, uns ihm zu nähern."

Blair bewies sich als tüchtiger Seemann, obgleich sein ganzer Vorrath von nautischen Instrumenten in einem kleinen Taschenkompasse bestand; aber während er steuerte und das Segel handhabte, machte er uns wohlgefällig auf die Trefflichkeit seines kleinen Boots aufmerksam, und es schien in der That, als habe sich sein Charakter vortheilhaft verändert, seit er auf seinem Elemente und in Thätigkeit war. Reid und Grey überboten sich gegenseitig in der Erzählung von Spitzbubenstreichen, welche sie ausgeübt haben wollten, und entwickelten dabei eine ungeheure Heiterkeit, so daß es den Anschein hatte, als befinden wir uns auf einer Lustfahrt. Lionel hingegen war düster und verschlossen.

Nach acht Tagen sah es an Bord unseres Bootes anders aus, und sowohl die Munterkeit Reid's und Grey's war verschwunden, als auch unser Aller Vertrauen auf unser Glück. Da aber alle Welt die gewöhnlichen Abenteuer Schiffbrüchiger kennt und wir kaum etwas Neues erlebten, so will ich so kurz als möglich berichten, daß wir schlimmes Wetter bekamen und drei Tage und Nächte in steter Lebensgefahr schwebten, daß zwar endlich der Himmel sich klärte, jetzt aber, am achten Tage, unsere Vorräthe auf ein Minimum geschmolzen waren, und daß wir bei allem dem während dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Schiff in Sicht bekommen hatten. Zwei Tage später erklärte uns Blair, daß, wollten wir uns nothdürftig noch einige Tage halten, Jeder als Tagsration nun nur noch ein etwa drei Finger großes Stückchen Zwieback holen könne. Nach drei weiteren Tagen bekamen wir die letzte Ration, und Blair theilte dieselbe mit derselben ruhigen Miene aus wie die erste, und als ihn Reid fragte, was nun beginnen, sagte er: „Abwarten und dann verhungern!"

Der Vorgeschmack dieser letzten Aussicht war allerdings bereits vorhanden, da uns Alle in den letzten Tagen der Hunger wacker peinigte. Aber auch diese Leiden sind schon so häufig geschildert worden, daß es überflüssig wäre, sie zu wiederholen, nur das will ich anführen, daß der arme Lionel anfing, mir die ernstlichsten Besorgnisse einzuflößen, denn obgleich sein Körper gelenk und kräftig war, schien er doch diese fortgesetzte Reihe von Entbehrungen und Anstrengung nicht ertragen zu können, und nachdem wir einen Tag ohne alle Nahrung waren, verschied er am Abende ruhig und ohne ein ersichtliches Zeichen von Schmerz. Blair hatte ihn schon längere Zeit im Auge behalten, und jetzt hob er den Arm des Todten, und als derselbe schwer auf die Bootswand zurückfiel, bog er sich nieder und warf ihn schweigend über Bord. Grey hielt die Leichenrede des armen Jünglings, indem er sagte: „Wäre er ein paar Tage früher gestorben, so hätten wir heute und morgen noch Brod," und während dieser Worte versank der Unglückliche langsam in die Tiefe, seinen Kummer und sein Geheimniß mit sich nehmend. Er folgte dem Boote nicht, und starrte uns, Unglück verheißend, mit gläsernen Augen an, wie man in ähnlichen Fällen sich solches wohl erzählt, aber dennoch sehe ich noch heute sein blasses Antlitz vor mir, wie es sich langsam niedersenkte in die Tiefe jener unermeßlichen Wasserwüste.

Da ich aber gesund und lebend vor Ihnen sitze, so wissen Sie natürlich, daß ich weder verhungert noch ertrunken bin, und da mithin wohl alle Spannung hinwegfällt, so will ich rasch den Augenblick unserer Rettung herbeiführen, vorher aber noch zweier sonderbarer Ereignisse erwähnen, von welchen eines mich allein, das andere auch meine Leidensgefährten betraf.

Unwillkürlich hatten wir Alle so kräftig in die Ruder gegriffen, als es unsere Ermattung erlaubte, um den flauen Wind unterstützend jene unglückliche Stelle so bald als möglich weit hinter uns zu haben, und da mit einbrechender Nacht der Wind sich etwas kräftigte, so kamen wir ziemlich rasch vorwärts, stets nach Westen haltend, wenn gleich fast hoffnungslos.

Ich saß neben Reid auf der hintersten Ruderbank und fühlte mich plötzlich leise von ihm angestoßen, während er mir gleichzeitig einen harten Gegenstand in die Hand drückte und flüsterte: „Tauche es in's Wasser und kaue leise. Springe mir aber ja nicht über Bord! Für Morgen habe ich noch ein Stückchen." Leider treten mancherlei Tugenden ein wenig in den Hintergrund, wenn man sechsunddreißig Stunden nichts gegessen hat, und so gestehe ich, daß ich erst an die Dankbarkeit dachte, als ich das mit Seewasser benetzte Brodstück bereits verschlungen hatte, ja, daß während ich noch dieser angenehmen Beschäftigung oblag, darüber nachdachte, ob jenes für Morgen in Aussicht gestellte Stückchen nicht zweckmäßiger jetzt sogleich genossen werden könnte. Dann aber überkam mich das lebhafte Gefühl der Dankbarkeit, und tief gerührt machte ich mir Vorwürfe, daß ich den edelsten meiner Freunde bisweilen verkannt und sein Benehmen räthselhaft gefunden hatte.

War aber meine Dankbarkeit zu spät gekommen, so war meine Rührung vielleicht ein wenig verfrüht, um aber meine Geschichte nicht anzugreifen, will ich sagen, daß wir bald nach Anbruch des Tages ein Segel am Horizonte auftauchen sahen, das erste während dieser ganzen qualvollen Zeit, dafür aber das Glück hatten, bemerkt und in Kurzem aufgenommen zu werden. Das Schiff war ein spanisches, und ich habe dort zuerst die Beobachtung gemacht, daß die Spanier die anständigsten Leute von der Welt sind. Ohne Zweifel hätten Seefahrer irgend einer andern Nation uns ebenfalls weder verhungern lassen, noch daran gedacht, uns auszuliefern, mehr oder weniger hätten uns aber Alle ein wenig merken lassen, daß man uns für Spitzbuben halte. Auf unserem Spanier aber war es nicht im Mindesten der Fall, und vom Patron an bis zum Schiffsjungen behandelte uns Jedermann als Caballeros. Man wollte nichts halb thun und da man uns einmal an Bord hatte, behandelte man uns als Gäste und mit vollkommener Artigkeit. Wir unsererseits machten uns nach Kräften nützlich und als wir später an's Land stiegen, versicherte mich Grey, daß er während der ganzen Dauer der Fahrt nicht für einen Pfennig an Werth gestohlen hätte.

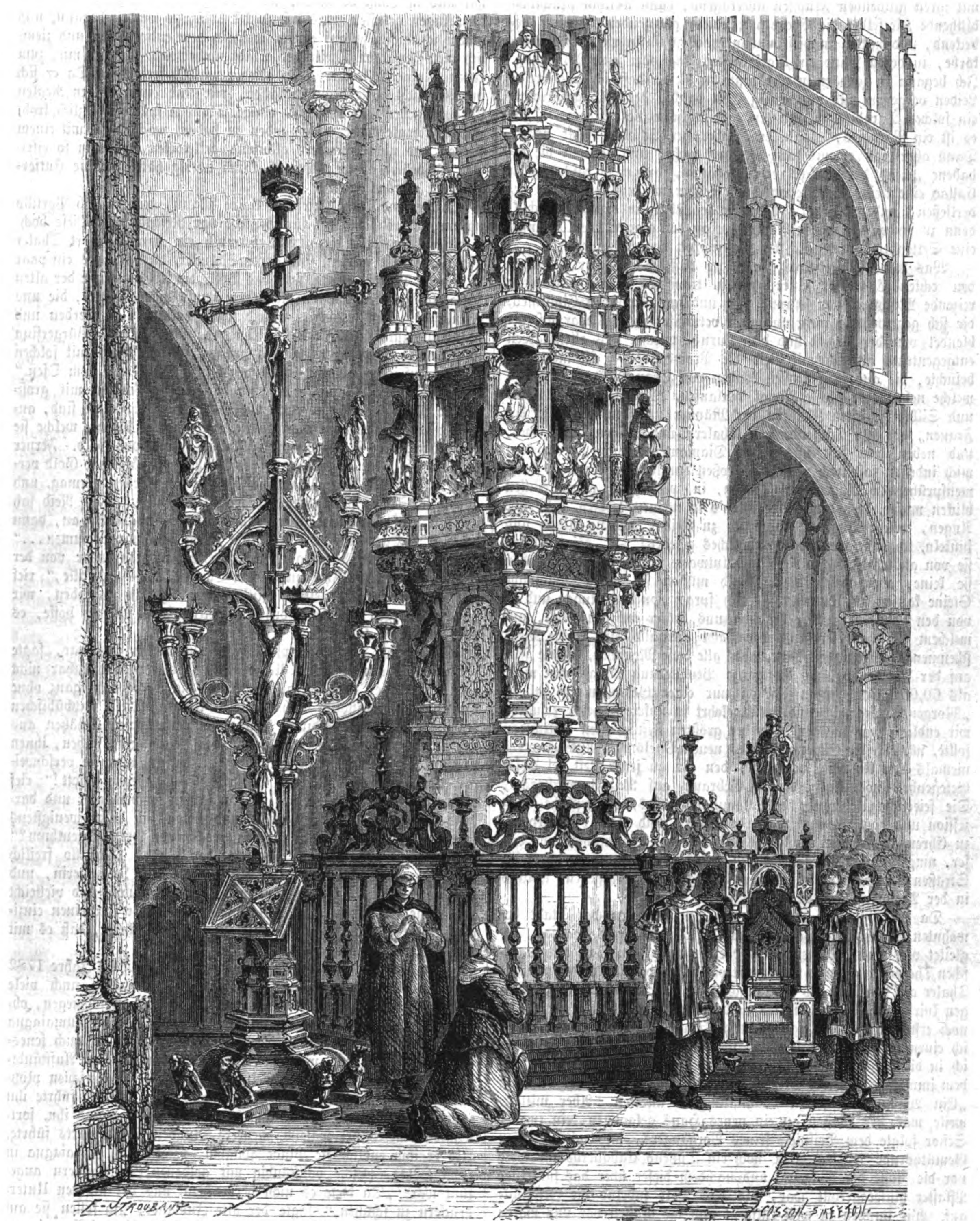
Es war jenesmal die Periode zwischen den beiden Revolutionen in den spanischen Besitzungen an der Westküste Südamerikas, und

da die Spanier bis jetzt noch dort die Oberhand hatten, so ging unser Schiff dorthin, um in den Höhlen von Callao, Valparaiso und Valdivia anzulegen und dann um Kap Horn nach Hause zu gehen. Als Reid diese Nachricht erfuhr, schien er außer sich vor Vergnügen und sagte, als wir allein waren, zu mir: „Ich werde für Dich sorgen, mein theurer Freund, so bald wir das Land betreten haben, halte Dich nur unter allen Umständen an mich.“ Ich versicherte ihm, das thun zu wollen und fügte bei, daß ich nie vergessen werde, daß er sich jene Stücke Zwieback abgedarbt, um mein Leben vielleicht einige Tage länger erhalten zu können. „Du wirst mir seiner Zeit dieß danken und vergelten können,“ versetzte er. Einige Tage später erfuhr ich zufällig, daß der Patron geäußert, er könne und dürfe seines Rheders und seiner Leute halber uns als blinde Passagiere nur bis zum ersten Hafen mit sich nehmen, daß aber Reid erklärte, er werde von Callao nach Valparaiso die Ueberfahrt für uns Beide bezahlen. Als ich ihn aber fragte, wie er das anfangen wolle, da ich sicher wußte, daß er keinen Liar in der Tasche hatte, sagte er: „Ueberlasse es mir. Der wahren Freundschaft ist Alles möglich.“ Es schien überhaupt ein guter Stern über uns Allen zu walten, und wenigstens hatten wir sämmtlich frischen Muth, denn Blair war vom Patron als Schiffszimmermann angestellt worden, und beschloß mit nach Spanien zu gehen, Grey aber versicherte, daß er in Peru bleiben wolle. „Ich mache die ausgezeichnetsten Schlösser von der Welt,“ sagte er, „und verstehe eben so gut die, welche Andere gefertigt haben, ohne Schlüssel zu öffnen. Mit diesen beiden Eigenschaften kommt ein anständiger Mann allenthalben durch.“

Nach einer Reise von etwa acht Wochen liefen wir in den Hafen von Callao, der Hafenstadt Limas, ein und nachdem wir dem Patron auf das Herzlichste gedankt, gingen Reid und ich an's Land mit dem Versprechen, uns in vierzehn Tagen, der zur Weiterfahrt anberaumten Zeit, wieder einzufinden. Ich habe aber weder den wackeren Patron, noch Blair, welcher vorläufig an Bord blieb, jemals wieder gesehen, und auch Grey, der mit uns das Schiff verließ, kam mir nicht wieder vor die Augen. An Bord geschlossene Freundschaften und Bündnisse können meistens die Landluft nicht ertragen, und ich habe auf späteren Seereisen häufig die gleiche Erfahrung gemacht. Trotzdem machten Reid und ich von dieser Regel eine Ausnahme und blieben in der That unzertrennliche Gefährten, während Reid zugleich begann, einen Theil seiner Versprechungen wahr zu machen. Wir waren in einer kleinen Hafenschenke eingekehrt, und ich befand mich trotz Reid's Zuversichtlichkeit in nicht geringer Sorge, von was wir die Zeche bezahlen sollten, aber er entfernte sich und nachdem er nach einiger Zeit wiedergekehrt war, führte er mich zu einem Manne, der einen Handel mit getragenen Kleidern trieb, und nachdem wir Beide halbwegs anständig ausgerüstet waren, machten wir uns nach dem zwei Stunden entfernten Lima auf den Weg. Er hatte also wirklich irgendwie Mittel aufgetrieben, denn als er den Trödler bezahlte, bemerkte ich, daß er noch Silbergeld und selbst einige Goldmünzen mit sich führte. Was Wunder also, daß ich mich in der Gesellschaft eines so trefflichen Mannes ganz ausgezeichnet befand! Dazu kam die reizende Gegend, welche, trug sie gleichwohl einen von Norfolk ganz verschiedenen Charakter, dennoch die Tropen auf das Vortheilhafteste vertrat. Fruchtbarkeit und üppiger Pflanzenwuchs allenthalben. Abwechselnd längs des Weges reizende Haciendas, Kaffeepflan-



Senor Machado: Der Caridadplatz in Lima.



Tabernakel in der Leonhardskirche von Leon. Von Stroobant. (S. 608.)

zungen und Zuckerrohrfelder, einzelne Palmen die Orangenbäume mit ihren glühenden Früchten überragend, dann weithin prachtvoll blühende Kleefelder die Ebene mit einem glänzenden Teppiche bedeckend, und mitten in diesem wundervollen Grün riesige Blumenkörbe, in deren Mitte ein Dorf versteckt lag oder eine Pflanzung. Ich begann zu schwärmen und sagte zu Reid, daß ich alle meine Leiden vergessen und nun einzig Gott danke, der mich gewürdigt, ein solches Paradies zu betreten. Reid holte tief Athem. „Ja, es ist ein Paradies," sagte er, „aber der Schlüssel fehlt noch." Dann aber gab er mir keine Antwort mehr, und als wir die erhabene „Stadt der Könige" erreicht hatten, fand er so rasch wie in Callao eine kleine Schenke auf, in welcher wir uns vorläufig niederließen, und es gehörte hiezu in der That ein eigenes Geschick, denn zu jener Zeit waren Gasthäuser an der ganzen Westküste noch eine Seltenheit, wenngleich die Gastfreiheit desto häufiger.

Was Lima selbst betraf, so zeigte dasselbe zu jener Zeit noch den echten Charakter einer großen tropischen Stadt und jene reizende Mischung von europäischen und amerikanischen Einflüssen, die sich gegenwärtig mehr und mehr verwischt, und ich war fast geblendet von der Pracht und dem Luxus, welcher uns allenthalben entgegentrat, als ich mit Reid die Promenade — Alameda — besuchte, die aus fünf großen Reihen von Orangenbäumen besteht, welche neben dem Flusse Rimak hinlaufen. Neben den mit Gold und Silber gestickten Kleidern der Männer und dem Faldellin der Frauen, der für Tausende von Thalern mit Spitzen besetzt war, und neben dem fast überreichen Diamantenschmucke überraschten mich indessen fast noch mehr die großen dunklen und dennoch flammensprühenden Augen der Damen, in welche ich wider Willen blicken mußte, trotz dem Bilde Ellen's in meinem Herzen. „Welche Augen, welche Augen!" sagte ich zu Reid, „wie sie blitzen und funkeln, ich habe nie etwas Aehnliches gesehen!" — „Sie beziehen sie von auswärts," gab Reid zur Antwort, „denn im Lande haben sie keine, aber welche Nester Gold müssen sie haben, um solche Steine kaufen zu können." — Ich sprach von den Augen und er von den Juwelen! Wir begaben uns später auf den Platz, auf welchem sich nach Einbruch der Nacht ebenfalls eine große Menschenmenge eingefunden hatte, aber alle diese Menschen, so wie jene auf der Promenade, ja die ganze Bevölkerung Limas von mehr als 60,000 Einwohnern schienen nur einen Gedanken zu haben: „Morgen, morgen!" und zurückgekehrt in unsere Schenke erfuhren wir endlich, daß morgen eine der größten Festlichkeiten stattfinden sollte, nämlich die Einsetzung eines neuen Vizekönigs, und ich werde niemals den Eindruck vergessen, den ein zu jener Zeit bei dieser Gelegenheit noch stattfindender Gebrauch auf Reid hervorbrachte. Die feierliche Uebergabe des Kommandostabes, die festliche Prozession und das Hochamt waren vorüber, und nach dem großen, zu Ehren des neuen Vizekönigs abgehaltenen Gastmahle fuhr dieser, umgeben von einer wogenden Volksmenge, langsam durch die Straßen der Stadt, um sich zum Stiergefechte zu begeben, welches in der Arena abgehalten werden sollte.

Da trat in einer meistens von den Reichsten der Stadt bewohnten Straße ein Señor unter die Thüre seines Hauses, begleitet von einem Diener, welcher einen mächtigen Sack mit spanischen Thalern trug, und streute mit vollen Händen funkelnde spanische Thaler auf den Weg des Vizekönigs, so daß die Räder an dessen Wagen knirschend über gemünztes Silber hinweg gingen. Während ich noch erstaunt auf das eigenthümliche Thun des Señor blickte, fühlte ich einen heftigen, fast schmerzhaften Griff am Arme und jetzt sah ich in die gläsernen Augen Reid's, der mit der anderen Hand nach dem immer noch Silber Streuenden zeigte und mit erstickter Stimme: „Ein Wahnsinniger, ein Wahnsinniger" ausrief. Aber mittlerweile war der Wagen an ein neues Haus gekommen, ein zweiter Señor folgte dem Beispiele seines Vorgängers, und mit derselben Gemüthsruhe warfen etwa noch ein Dutzend Caballeros ihr Geld vor die Rosse des Wagens, und nachdem dieser über das funkelnde Pflaster hinweggerollt war, las das Volk jubelnd die Geldstücke auf. Wir standen zu weit entfernt und die Massen vor uns waren zu dicht, als daß wir uns an dem Geschäfte hätten betheiligen können, als ich aber wieder nach Reid sah, stand er blaß wie eine Leiche und zitternd neben mir, keines Wortes fähig, und überhaupt in einem Zustande, der fast an Bewußtlosigkeit grenzte. Ich benützte seine Schwäche und stahl mich von seiner Seite, denn so lange wir uns in Lima befanden, hatte er mich keinen Augenblick aus den Augen gelassen, was mir höchst lästig zu werden begann, und indem ich mich jetzt auf eigene Faust in dem entfernteren und ziemlich menschenleeren Theile der Stadt umhertrieb, kam ich mir, zum ersten Male seit langer Zeit, wieder wirklich frei vor. Da er sich indessen nicht hatte bewegen lassen, mir nur einen halben Realen Geld zu geben, so war ich, einige Stunden später, herzlich froh, unsere Schenke wieder aufgefunden zu haben, wo ich Reid mit einem kleinen und nicht besonders glänzend gekleideten Señor in so eifrigem Gespräche antraf, daß ich kaum nöthig hatte, meine Entfernung zu entschuldigen.

„Valga me Dios," rief der kleine Mann, welcher sich Portillo nannte, „was habt Ihr für Begriffe von Reichthum! Diese hochmüthigen Bursche, die aus Uebermuth ein paar hundert Thaler auf die Straße werfen, sind arme Schluder, die höchstens ein paar Millionen Thaler besitzen, wir, das Volk, die Abkömmlinge der alten Inka, besitzen den wahren Reichthum, unschätzbare Güter, die uns Niemand rauben wird!" — Reid schien enttäuscht zu werden und sagte mißmuthig: „Wenn Ihr Tugend, Rechtlichkeit, Bürgersinn und andere dergleichen Sachen meint, so laßt mich mit solchen Dingen zufrieden, damit lockt man keinen Hund aus dem Ofen." — „Ich meine Räume," versetzte der Señor Portillo mit großartiger Ruhe, „welche so groß wie diese elende Spelunke sind, angefüllt mit faustgroßen Smaragden, und andere Räume, welche sie an Größe zehn-, ja hundertmal übertreffen, voll von Gold. Ferner meine ich Minen, in welchen abermals hundertmal mehr Gold verborgen liegt, als Eure Phantasie sich nur vorzustellen vermag, und alle diese Schätze sind unser regelrechtes Eigenthum." — Reid sah ihn mit großen Augen, aber dennoch ziemlich ungläubig an, dann sagte er: „Euer Aussehen entspricht indessen nicht vollkommen..." — „Stille," rief Portillo, „wir sprechen morgen mehr von der Sache, und wenn Ihr einige von Euren..." — „Stille," rief jetzt auch Reid seinerseits, „stille, aber ich bin zufrieden, wir sprechen morgen mehr von dieser Angelegenheit, und ich hoffe, es wird sich Alles finden."

Der Señor Portillo empfahl sich, und als er fort war, sagte der Wirth lachend: „Der kleine Kerl ist bisweilen offenbar nicht recht bei Troste, aber bei allem dem ist die Sache nicht ganz ohne Grund, so unglaublich auch Manches klingt. Diese spitzbübischen Indianer scheinen allerdings Kunde von verborgenen Schätzen aus der alten Inkazeit zu haben, welche die Bestimmung haben, ihnen dereinst die Freiheit wieder gewinnen zu helfen, aber sie verschweigen hartnäckig die Orte des Verstecks." — „Großer Gott!" rief Reid, „ist es möglich! Aber warum laufen sie verlumpt und darbend herum wie dieser Portillo und holen sich nicht wenigstens von Zeit zu Zeit ein paar tüchtige Brocken von ihrem Eigenthum?" — „Das ist ihre Sache," versetzte der Wirth, „Portillo freilich thäte es wohl, aber nur seine Mutter war eine Indianerin, und sein Vater war ein Spanier, er weiß nichts Genaues, und vielleicht trauen sie ihm nicht. Ich will den Señores aber nur einen einzigen Fall erzählen, der hinlänglich zu beweisen scheint, daß es mit den Schätzen seine Richtigkeit*).

Am Aufruhr, der 1814 entstand und der schon im Jahre 1782 unterdrückten Erhebung der Indianer folgte, waren auch viele Kreolen betheiligt, und so blieb jene Sache nicht verschwiegen, obgleich der Führer der Bewegung ein Indianer Namens Pumaiagua war. Wie es häufig im Kriege der Fall ist, fehlte es auch jenesmal am Gelde, und während einer Versammlung der Aufständischen wurde dieser Umstand vielfach besprochen. Da erschien plötzlich ein alter Indianer, nahm Pumaiagua mit sich und führte ihn zum Flusse Huatany, wo er ihm die Augen verband und ihn, fortwährend im Wasser watend, mehrere Stunden flußaufwärts führte. Als er ihm endlich die Binde abnahm, befand sich Pumaiagua in einer Höhle, welche vollständig mit goldenen Götzenbildern angefüllt war. „Da diese es nicht vermochten, uns vor unseren Unterdrückern zu schützen," sagte der alte Indianer, „so sollen sie auf diese Weise uns von ihnen erretten." Er belud hierauf Pumaiagua

*) Die folgende Erzählung ist faktisch, sowie auch die Sage von verborgenen ungeheuern Schätzen.

mit so viel Gold, als dieser zu tragen vermochte, und führte ihn auf demselben Wege, triefend von Wasser und beladen mit Gold, in die Versammlung zurück, worauf der Aufstand mit Energie betrieben wurde. Daß er aber unterdrückt und Pumaiagua hingerichtet wurde, ist eine bekannte Sache. — „Ich hätte den alten Indianerschurken erwürgt," sagte Reid mit funkelnden Augen, „und hätte den Aufstand Aufstand sein lassen." — „Jeder handelt nach seinem Geschmacke," versetzte der Wirth sich süßlich verbeugend.

Ich war aber höchlich erstaunt, als wirklich mit dem Frühesten des nächsten Tags Reid mich weckte und mir sagte, daß ich mich rasch ankleiden solle, da alle Pferde schon bereit stünden. „Welche Pferde?" sagte ich. — „Das Deinige, das meinige und das des Señor Portillo. Aber frage nicht. Wir gehen Alle unserem Glück entgegen." Ich schickte mich willig an, das zu thun, einmal da mir nichts Anderes übrig blieb und dann da Reid, der mir bisher schon so viele Wohlthaten erzeigt hatte, nun auch anfing mir Respekt einzuflößen.

„Meine erlauchten Verwandten," sagte Portillo, „werden entzückt sein, so berühmte Edelleute aus Europa bei sich zu empfangen, als Ihr, Señor, und Euer Neffe seid, und sie werden Euch vergöttern, wenn sie vernehmen werden, daß Ihr ihnen die Freiheit bringen wollt." Hieraus ging also hervor, daß wir beabsichtigten, eine Rundreise in Peru zu machen, um die Abkömmlinge der alten Inkas zu besuchen, welche sich gezwungener Weise von den Regierungsgeschäften zurückgezogen hatten, und einige kleine Nebenabsichten, welche wenigstens Reid und Portillo hegten, waren ebenfalls unschwer zu errathen. Da ich nun aber weder einen geographischen Vortrag halten, noch einen Reisebericht vortragen, sondern bloß meine einfache Geschichte erzähle, so muß ich mich darauf beschränken, Ihnen fragmentarisch einige der Erfolge anzuführen, welche wir errangen, während wir das reizende Peru durchzogen.

Längst hatten wir den Monte de Cristinoval hinter uns, die erhabene Ciudad de los Reyes war eben so aus unseren Blicken verschwunden, wir hatten die Ufer des Rimac verlassen und der Charakter einer fruchtbaren Ebene, den die Umgegend Rimac bietet, hatte dem einer tropischen Gebirgsgegend Platz gemacht. Bereits zwei Nächte hatten wir nun schon in kleinen Indianerdörfern übernachtet, aber Portillo hatte diese gemeinen Kreaturen kaum eines Wortes gewürdigt. Am dritten Tage eröffnete er uns indessen, daß er uns heute mit einem seiner Verwandten, dem berühmten Piqui Chaqui (Schnellfuß), bekannt machen wolle, und daß er sich Großes von dieser Zusammenkunft verspreche. Ich habe in der That kaum je ein reizenderes Thal gesehen als das, in welchem dieser erhabene Abkömmling der Inkas seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Ein Fluß, der, wenn ich nicht irre, Yucayali hieß, durchströmte dasselbe, und bisweilen waren die hohen felsigen Thalwände so zusammengerückt, daß das Thal zur engen Bergschlucht ward und unsere Thiere kaum fußen konnten auf dem schmalen Pfade, welchen ihnen die brausenden Wasser des Flusses nothdürftig gönnten. Plötzlich aber öffneten sich diese Wände und gaben bald links bald rechts Raum für Stellen, welche die gütige Hand Gottes aus dem Paradiese genommen und seiner Erde geschenkt zu haben schien. An solchen Stellen durchströmte eine warme, mit tausend Wohlgerüchen geschwängerte Luft das Thal und bot eine angenehme Abwechslung mit der fast kühlen Atmosphäre der engen Thalschlucht, während sich Papageien mit glänzendem Gefieder in dem Blütenmeere wiegten und Kolibris blitzenden Juwelen gleich von einem Blumenkelch zum anderen schossen. Wieder an anderen Stellen schien eine Riesenfaust die dunkle Thalwand gespalten zu haben, und wir blickten in eine Schlucht, welche noch düsterer und unwirthlicher war als die, durch welche eben unser Weg führte, während ein anderes Seitenthal, welches sich plötzlich öffnete, wieder mit duftenden und schimmernden Blüten angefüllt war. Endlich wurden die Thalwände niedriger und verflachten sich gegen die eine Seite hin fast gänzlich, und jetzt sagte Portillo: „Dort steht das Haus meines Vetters Piqui Chaqui, in welchem er den Fall seines Vaterlandes beweint." Was mich betraf, so sah ich am Anfange gar Nichts, endlich aber bemerkte ich, angelehnt an einen Felsen, eine kleine, halb verfallene, aus ungebrannten Lehmstücken erbaute Hütte, und gleichzeitig mußte auch Reid diese Entdeckung gemacht haben, denn er sagte, indem er sich die Hand der Sonne halber über die Augen hielt: „Zum Teufel, das ist ja eine jämmerliche Knallhütte!" — „Geziemt ein prunkender Palast einem Trauernden?" versetzte Portillo mit Salbung. Einige Minuten später hielten wir indessen vor der Thüre und nachdem wir abgestiegen, traten wir gegen die Sitte des Landes, welche erheischt, vorher erst um Erlaubniß zu bitten, ohne weitere Umstände ein.

Der Sprößling der Inkas kauerte auf den Hacken in einer Ecke und schien nicht die mindeste Notiz von uns zu nehmen, und jetzt trat Portillo an ihn heran und sagte sich verbeugend: „Theurer Vetter! wie bin ich erfreut, Euch nach so langer Zeit wieder zu sehen!" Der Inka rührte sich nicht, Portillo aber fuhr fort: „Hier, mein Prinz, denn dieser Titel gebührt Euch, bringe ich Euch zwei vornehme Europäer, welche den höchsten Ständen angehören, und welche aus ihrem fernen Vaterlande nur deßhalb hierher gereist sind, um unseren Leuten die letzten Nachrichten zu überbringen!" Der Prinz machte jetzt eine Bewegung, welche darin bestand, daß er die Hände über seinen Knieen faltete, den Kopf ein wenig zurückbog und indem er die Augen halb zukniff, uns, wie es den Anschein hatte, blinzelnd musterte. Jetzt erst hatten sich meine Augen in so weit an die Dunkelheit gewöhnt, daß auch ich ihn genauer betrachten konnte.

Es war ein mageres Subjekt von etwa sechzig Jahren, mit scharf gebogener Nase, steifen, Schwarz mit Grau gemischten Haaren und braungelber Gesichtsfarbe. Seine Kleidung bestand aus dunkelfarbigen, bis an die Kniee reichenden Beinkleidern und einem Hemde, welches unbedingt noch unreinlicher war als das zuvor genannte Kleidungsstück und der Träger selbst, obgleich derselbe mit Schmutz überdeckt war. „Ohne Zweifel," sagte jetzt Portillo, „hat Euch die Freude über unseren Besuch stumm gemacht." — „Ich habe Nichts mehr, was ich Euch geben könnte," versetzte der Prinz. Reid machte eine ungeduldige Bewegung, Portillo aber sagte mit süßem Lächeln: „Nein, Vetter, wir sind nicht gekommen, um zu nehmen, sondern um zu geben. Diese beiden Señores besitzen unermeßliche Reichthümer, und im Falle Ihr zufällig nicht eben versehen seid, so ersuchen sie Euch, ein kleines Darlehen anzunehmen, damit wir bei Euch speisen können." Dann sagte er im schlechtesten Englisch, was ich jemals hörte, zu Reid: „Spart nicht, nur so kommen wir zum Ziele." Reid zog zögernd seine Börse, aber während er, offenbar widerstrebend, nach einem Thaler fingerte, griff Portillo rasch zu und erhaschte zwei Goldunzen. Zu meinem höchlichen Erstaunen machte Reid keinen Versuch, wieder in deren Besitz zu gelangen, sondern begnügte sich, seine Börse schnell einzustecken und einen dumpfen knurrenden Ton auszustoßen, Portillo aber hielt die Goldstücke mit zwei Fingern vor dem stets noch auf der Erde kauernden Indianer in die Höhe und ließ einen eigenthümlichen lockenden Laut hören, etwa dem ähnlich, mit welchem man einem Hunde ein Stück Brod vorhält. Im andern Augenblicke stand der Inka aufgerichtet da, hatte so rasch wie vorher Portillo das Geld erfaßt, und schien mit derselben Schnelligkeit wenigstens einen Theil unserer Wünsche begriffen zu haben, ja dieses rasche Verständniß schien sich noch weiter zu verbreiten, denn ein Gegenstand in einer Ecke, welchen ich bisher für einen Haufen Unrath oder für ein Bündel Lumpen gehalten hatte, begann sich jetzt zu rühren und hatte sich in kurzer Zeit zu einem etwa zwölfjährigen Knaben gestaltet, der wo möglich noch unreinlicher als der ehrwürdige Greis selbst war. Das liebe Kind ist der Enkel Piqui Chaqui's und, wie ich vermuthe, der Sprößling einer Sonnenjungfrau. Wir hatten aber keine Zeit, uns für den Augenblick mit dem Jungen weiter zu beschäftigen, denn sein Großvater zog ihn vor die Thüre, und nach einigen Minuten hörten wir den Galopp eines sich entfernenden Pferdes, und als der Alte wiedergekehrt war, zog er einige Steine aus einer Vertiefung des Bodens, entzündete in denselben ein Feuer und brachte dann aus einem ähnlichen Loche in einer Ecke der Hütte allerlei andere Gegenstände hervor, unter denen eine eiserne Pfanne, Eier, Käse und Kartoffel die Hauptrolle spielten. Er bereitete mit diesen den Chupe, ein Lieblingsgericht der Peruaner, und kaum war er mit demselben fertig, als auch der Knabe mit zwei Körben wieder erschien, deren Inhalt äußerst angenehm duftete.

Es blieb ein Räthsel, wo Piqui Chaqui so rasch das Pferd

herbeigebracht hatte, ein noch größeres Räthsel war es, woher der Enkel der Sonne mit dieser Schnelligkeit die Gerichte geholt hatte in einer Gegend, welche uns wenigstens fast gänzlich unbewohnt schien, das größte Räthsel wäre ohne Zweifel Vielen aber der Appetit gewesen, mit welchem wir uns alsbald über diese Speisen hermachten, von welchen ein Theil vor unseren Augen in einer beschmutzten Pfanne von einem noch mehr beschmutzten Alten bereitet und der andere von einem höchst unreinlichen Jungen in Körben herbeigebracht worden war, welche vor Unrath klebten.

Man lernt aber auf Reisen mehrere kleine Vorurtheile ablegen, und unter diesen auch die allzustarken Ansprüche auf Reinlichkeit, was uns recht trefflich zu statten kam. Bezüglich unseres Mahles will ich bemerken, daß es neben dem Chupe vorzugweise aus gebratenen kalten Hühnern und dem Puchero, einer Art Pastete, gefüllt mit Fleisch und verschiedenen Gemüsen, bestand, und daß der Wein, welcher sich in dem einen Korbe befand, keineswegs schlecht war. Trotz der Mäßigkeit aber, welche man nicht selten den Indianern zuschreibt, aß Piqui Chaqui für Zwei und nachdem er auch dem Weine in ähnlicher Weise zugesprochen hatte, begann er etwas gefügiger zu werden und auf den Gedanken Portillo's einzugehen, obgleich er offenbar nüchterner war, als dieser und Reid.

Nachdem ihm Portillo wiederholt erklärt hatte, daß wir Beide berühmte europäische Caballeros seien, welche sich in den Kopf gesetzt hätten, den unterdrückten Peruanern die Freiheit zu bringen, und daß wir jetzt auf der Reise begriffen wären, um den noch übrigen Inkas diese Nachricht zu bringen und sie zur Mitwirkung aufzufordern, sagte Piqui Chaqui: „Kommt mit einem Heere, und wir werden mit Euch kämpfen!“ — „Um eine Armee zu unterhalten, bedarf man des Goldes,“ erwiederte Portillo, worauf der Inka mit einer Art wirklichen Anstandes versetzte: „Werbt sie an, wir werden sie besolden.“ — „Que disparate,“ rief Portillo scheinbar ungläubig; „besolden! Ihr seid brave Leute, aber Gold habt Ihr nicht!“ — Der Indianer lächelte, und seine Züge nahmen einen Ausdruck von Ueberlegenheit an, welcher mich in Erstaunen versetzte. „Wir haben Gold,“ sagte er dann, „mehr Gold, als Ihr alle zusammen jemals besessen habt und mehr als Ihr Euch denken könnt, so habgierig Ihr auch seid. Aber Ihr habt mehr Verstand, und Eure Götter sind mächtiger als die unseren.“ — „Sprecht nicht so,“ versetzte Portillo, „Eure Sache ist jetzt die unsere, und unser Gott ist ja auch der Eure. Ihr seid Christen!“ — Der Indianer bekreuzte sich. „Ja,“ sagte er, „das ist wahr, aber der Gott der Christen scheint es nicht für gut zu finden, uns unsere Freiheit wieder zu geben. Er liebt seine weißen Kinder mehr als die braunen.“ — Portillo senkte sein Haupt und nahm eine nachdenkliche Stellung an, dann sagte er: „Ohne Zweifel thut er dieß deßhalb, weil Ihr immer noch an Euren alten, einfältigen Göttern hängt, die, wie Ihr selbst sagt, nichts können. Es ist sicher, daß Ihr eine große Menge derselben verborgen haltet; oder ist es etwa nicht so?“ — Der Inka blickte dem Sprechenden mit dem Ausdrucke großer Gemüthlichkeit in's Antlitz, blieb aber stumm. „Da steckt's also,“ fuhr Portillo fort, „Ihr mögt sprechen oder nicht. Oder wollt Ihr läugnen, daß im letzten Aufstande einer der Eurigen jenen Pumaiagua eine große Menge solcher Götzenbilder sehen ließ, selbst mehrere derselben verehrt hat?“ — „Was kann ich dafür,“ sagte Piqui Chaqui, „wenn ein Unüberlegter einen einfältigen Streich gemacht haben sollte? Was sind aber ein paar ärmliche Figuren von Gold gegen die Reichthümer, welche die Erde jetzt verbirgt, obgleich früher die Strahlen der göttlichen Sonne sie anlächelten!“ — „Was soll das heißen?“ sagte Portillo. — Die Augen des Indianers schienen sich zu vergrößern und leuchtend zu werden, und während sein Antlitz den Ausdruck wirklicher Begeisterung annahm, sagte er: „Zu den Zeiten, in welchen unser Geschlecht mit Milde, Weisheit und Gerechtigkeit die Völker beherrschte, lagen Minen in den Bergen, die mit dem reinsten gediegenen Golde angefüllt waren. Große Flächen dieses Metalls lagen offen zu Tage, bestrahlt von dem göttlichen Feuer der Sonne, welches sie mehrte und wachsen ließ, und hätte ein Krieger es versucht, einen Speer über dieses Meer von Gold zu werfen, er hätte nicht das Ende desselben erreicht. Das ganze Volk kannte in jenen glücklichen Zeiten die Orte, wo jene Schätze lagen, und es strömte an gewissen Tagen hinzu, um sich an ihrem Anblicke zu waiden; aber Niemand fiel es ein, sie zu berühren, nur wir, das Geschlecht der Inkas, nahmen nach Belieben davon zu unserem Gebrauche und zur Verherrlichung des Reiches. Jene Bauten, die Ihr jetzt noch anstaunt, sind durch dieses Gold entstanden, es schuf die Krieger, welche unsere Feinde schlugen und unsere Herrschaft weithin in das Land trugen, und es zahlte die Steuern für alle Völker, welche wir beherrschten. Dann kamen Eure Völker zu uns. Sie mordeten unsere edlen Geschlechter und entehrten unsere Frauen, ihre habgierigen Hände entweihten unsere Tempel, und wer von uns dem Tode entkam, war der Schmach verfallen.“ — Piqui Chaqui schwieg und Reid rief ungeduldig: „Das sind alte Geschichten, welche uns schon in der Schule vorgekaut wurden. Aber wo ist jenes Gold, wo sind jene unerschöpflichen Minen?“ — „Sie wurden verschüttet von den armen Indianern, ehe die fremden Räuber Kunde von ihnen erhielten.“ — „Und Ihr wißt den Ort?“ rief Reid. — „Es ist möglich!“ versetzte Piqui Chaqui. — „Lügt nicht so erbärmlich,“ sagte Reid verächtlich. „So sehr einfältig seid Ihr nicht, daß Ihr hier in Schmutz und Armuth leben solltet, während Ihr mit einem Griffe zum wohlhabenden Manne werden könnt.“ — „Wenn ich reich würde, würdet Ihr mich wieder arm machen und alsdann auf die Folter spannen, damit ich die Quelle meines Reichthums an Euch verriethe. So aber glaubt Ihr meinen Worten nicht und haltet mich für prahlerisch, aber Ihr laßt mich in Ruhe.“ — „Ja,“ sagte Reid, „ich halte Euch für einen erbärmlichen Lügner!“

(Schluß folgt.)

Im Dome von Leon.

Belgien.

Von

Erwin Stein.

(Bild S. 605.)

Das kirchenreiche Belgien hat auch in den kleinsten Orten noch seine Dome aufgebaut, und der fromme Sinn seiner Vorfahren steht mit deutlichen Zügen auf Schritt und Tritt zu lesen. Eine Entdeckungsreise, die von der großen Heerstraße der Eisenbahnen ab die Kreuz und Quer geht, führt uns von Ort zu Ort zu neuen Schätzen, und Leon, in der Nähe des fabrik- und gewerbthätigen Lüttich, hat mich mehr als einen Tag gefesselt. Herrlich baut sich der gothische Dom des heiligen Leonhard, der aus dem dreizehnten Jahrhundert stammt, auf, außen wie innen, doch möchten wir dem Innern den Vorzug einräumen. Die mächtigen Hallen werden von Rundsäulen getragen, über denen sich die leicht geschwungenen Gallerieen öffnen. Weist der Chor auf das dreizehnte Jahrhundert, so ist das Schiff, sind die Kapellen und der Transept erst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert entstanden, ohne daß dadurch der Totaleffekt geschwächt wäre. Ein Juwel seltener Art, obgleich mit dem Styl der Kirche nicht harmonirend, ist der Tabernakel im Renaissancegeschmack. Dieß Kunstwerk, in der Form einer Pyramide sich aufbauend, ist mit kleinen Statuetten und Reliefs in Stein aus der heiligen Geschichte geschmückt; es stammt aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts und wurde auf Kosten von Martin von Viere, Herrn von Oplinter und seiner Frau ausgeführt, deren Grabstein sich gegenüber in der Mauer des Transepts befindet. Es ist eine der reinsten Arbeiten dieses Styles, dessen ich mich in Belgien erinnere. Ein Meßpult, der sich an einen ungeheuren kupfernen Leuchter, ein Nachbild des Salomonischen, lehnt und von einem Kreuze überragt wird, ist mindestens zwölf Fuß hoch. Die Figuren wie der Laubschmuck sind von herrlicher Arbeit. Kirche und innerer Schmuck geben uns aber so recht ein Bild der religionseifrigen Zeit, die auch in einem belgischen Bethlehem Kunstwerke und Denkmale ersten Ranges in's Leben zu rufen die Kraft hatte.



Der Traum. (S. 612.)

Geheimnisse eines Harem.

Eine türkische Kriminalgeschichte von **Karl Teschner.**

(Fortsetzung.)

7. Der geheime Gang.

Das Gemach, welches der Pascha Khalil überlassen, lag, wie erwähnt, über dem Erdgeschoß; es war aus Gründen, die wir sogleich erörtern werden, eines der wichtigsten im ganzen weiten Gebäude, welches letztere, wie Khalil erst jetzt zu beobachten Muße hatte, aus einer älteren Zeitperiode herrührte und mit dem vollständigen Comfort, aber auch mit all' den Winkeleien, Schnörkeleien, geheimen Gängen 2c. einer vornehmen Türkenwohnung aus der Zeit der Tyrannei und Willkür versehen war.

Auch in diesem Gemach bekundete sich der Luxus des ganzen Hauses. Die Teppiche des Fußbodens, die Draperie der Wände, die Consols, die Jalousieen der nach dem Garten gehenden Fenster, die Bezüge der ringsherum laufenden Polster waren gleich kostbar und geschmackvoll, theilweise nicht in orientalischer, sondern in altfranzösischer Manier. So erschöpfend auch die Aufregungen der letzten Stunden für den jungen Mann gewesen waren, er hatte noch geistige Spannkraft genug, um nicht an Schlaf zu denken. Eine Menge lebhafter Gedanken bewegten sich in ihm um eine Grundidee, die ihn spornte. Zunächst schaute er sich beim Schimmer der silbernen Lampe, welche auf einem Pfeilertische stand, im Gemache um. Das Erscheinen Amina's, welche mit listigem Lächeln Erfrischungen servirte, störte ihn in dieser Beschäftigung. Die Alte wußte bereits von den Dispositionen Daltaban's, beglückwünschte ihn zu einem weiteren zweitägigen Aufenthalte in ziemlich verständlicher Weise und meinte: sie sei froh, daß die beiden Griechen, welche eine so große Störung gemacht hätten und die Rücksicht, welche sie gefunden, gar nicht verdienten, am Morgen die Villa verließen. Es fiel Khalil einigermaßen auf, daß Amina ihn bat, er möge sich nicht weiter mit ihnen einlassen; doch setzte er diesen Rath auf Rechnung weiblicher Intrigue und stimmte die Alte völlig günstig für sich durch Verabreichung eines bedeutenden Geldgeschenks.

Amina hatte ihm Scherbet gebracht; unter dem Scheine der weitgetriebenen Galanterie ließ Khalil sie zuerst davon trinken, um vor Schlangentücke sicher zu sein. Dann zog Amina sich zurück, und Khalil genoß von den Erfrischungen mit Behagen. Hierauf nahm er ein Blatt und einen goldenen Stift aus einem Taschenbuch, schrieb Etwas, trat an's Fenster und pfiff. Bald darauf bemerkte er den nahenden Sadak; er warf ihm den Zettel zu und winkte ihm, sich zu entfernen. Nun setzte er die Besichtigung des Zimmers fort.

Plötzlich fiel sein Auge auf die sonderbare Form eines Seitenpolsters, und ohne weiteres Forschen, als befände er sich in einer längst bekannten Wohnung, drehte er, mittelst eines Druckes an

einem in einer Sammetrosette verborgenen Knopf, dieß Polster als Thür herum. Die feinste Kunst des Mechanikers ward hier durch Bekanntschaft mit dem Mechanismus vereitelt. Wie Khalil zu dieser Bekanntschaft gelangt, wird er selbst später mittheilen.

Er blickte durch die Thüröffnung hinaus und sah, kaum vier Fuß entfernt, eine gegenüberliegende Wand. Jetzt verschloß er die Thür seines Gemachs, um in keinem Falle gestört zu werden, nahm die Lampe und leuchtete durch die Oeffnung der Polsterthür. Ein sehr schmaler Gang bot sich seinem überraschten Blicke dar. Diesen weiter zu erforschen, war viel zu verführerisch. Khalil betrat ihn und ging unhörbar darin fort, vorsichtig Tritt für Tritt. Auf keiner Seite des Ganges zeigte sich eine Oeffnung, Fenster oder Luftloch, und nur ein ganz schwacher Luftstrom spielte gegen sein Gesicht. Die Wände des Ganges waren massiv. Vielleicht war er ursprünglich als Rettungsweg gegen Ueberfälle, Verhaftung oder aus ähnlichen Gründen angelegt, verrieth übrigens durch Nichts den öfteren Gebrauch in letzter Zeit. Es lag Staub auf dem schmalen Teppich des Fußbodens.

Khalil gelangte an eine Treppe und stieg leise abwärts. Jetzt kam er an eine Thür von hartem Holz mit Eisen beschlagen; er sah weder Griff noch Schlüsselloch, fand auch trotz alles Suchens ringsherum nichts, was ein solches verdeckt hätte. Er suchte wieder und wieder, stemmte sich gegen die Thür und bewirkte nicht das Geringste. Um so mehr gerieth er in Eifer und Spannung. Jetzt betastete er die Thür Zoll für Zoll; auch diese Mühe schien vergeblich. Er drückte in ähnlicher Weise stärker mit dem Finger und fand zu seiner Freude, daß auf einer kleinen Stelle auf der untern Hälfte der Thür der Eisenbeschlag elastisch nachgab. Auf diese Stelle drückte er fester — die Thür sprang auf, zwar mit nur geringem Geräusch, doch laut genug, um von einer etwa in der Nähe wachenden Person gehört zu werden.

Einen Augenblick erschrak Khalil über seinen Erfolg und wollte zurückeilen; doch hemmte er seinen Fuß und lauschte. Er vernahm ein dumpfes Rollen und Rauschen, wie das eines in der Ferne stark bewegten Wassers. Dazwischen aber auch — das tiefe Schnarchen eines Menschen. Jetzt trat er kühn durch die Thüröffnung und leuchtete vor sich. Eine Art Vorhalle zeigte sich; etwa zwanzig Schritte entfernt, ihm gerade gegenüber, die Markirung einer niedrigen Thür, so daß Derjenige, welcher hindurchgehen wollte, sich hätte beugen müssen. Zur Linken war glatte Mauer, zur Rechten Holzgetäfel und eine ganz offene Thür. Von der gewölbten Decke hing eine große eiserne Ampel herab, die nur ein Dämmerlicht verbreitete. Khalil näherte sich der offenen Thür und blickte in eine enge Zelle. Hier prallte er erschrocken zurück, denn er sah auf einem Lager am Boden einen riesigen Neger liegen, der, obschon laut schnarchend und ohne Zweifel schlafend, doch mit der Rechten einen neben sich liegenden Handschar von wahrhaft gigantischer Dimension umspannt hielt. In seiner Nähe standen Reste von Speisen und zwei Weinflaschen, von denen nur noch eine einen geringen Inhalt zeigte. Hiermit war für Khalil das Räthsel des tiefen Schlafes gelöst. Jedenfalls hatte Amina, in der Erwartung längerer Abwesenheit des Hausherrn, auch diesem Sklaven reichliche Erquickungen zugetragen. Khalil athmete bei dieser Betrachtung hoch auf, denn sie sicherte ihm weitere Untersuchung und den Rückzug. Was hatte der schwarze Riese — ähnlich dem bösen Geiste in den Märchen der Scheherazade — hier für eine Funktion? Khalil vermochte sich diese Frage augenblicklich nicht zu beantworten.

Er ging in die Nähe der gegenüberliegenden niedern Thür, aber mehr noch als diese fesselte der Fußboden seine Aufmerksamkeit, unter dem es in der Nähe jener Thür dumpf zu rauschen schien. Der Fußboden bestand aus großen Quadraten, und gerade vor der erwähnten Thür befand sich ein solches, etwa vier Fuß im Geviert haltendes Quadrat. Konnte das nicht eine Fallthür sein? Dieß zu untersuchen hatte der Türke keine Lust.

Er wendete sich um und bemerkte plötzlich, zu höchstem Erstaunen, neben dem Eingange, durch den er gekommen, einen doppelten Vorhang. Leise schlich er an der Zelle des Negers wieder vorbei, hob den Vorhang und schritt hindurch. Ein kurzer, mit prächtigem Teppich belegter, tapezirter Gang zeigte sich, an dessen Ende wieder ein Vorhang, dann ein Kabinet, das ebenfalls nur als Durchgang zu dienen schien. Hier angelangt vernahm Khalil wieder ein Schnarchen; er stellte aus Vorsicht seine Lampe an den Boden und lüftete unmerklich den schweren Sammetvorhang. Sein erschrockener Blick fiel unmittelbar in das Gemach Jsmildens, in welchem er sich bereits befunden hatte. Der Pascha lag auf einem Polster und schlief. Sein Säbel lag einige Schritte entfernt auf einem andern Polster. Auch Jsmilda lag in Schlummer, malerisch hingegossen. Vorsichtig zog sich der Beobachter wieder zurück. Sein Herz klopfte vor Aufregung über die seltsamen Entdeckungen fast hörbar.

Ohne Aufenthalt schritt er wieder zum Eingange des geheimen Korridors; er sah, daß die Thür auf der Seite der Halle ganz dem Wandgetäfel glich, so daß sie, geschlossen, von dieser Seite nicht erkannt werden konnte. Nun galt es noch, den Mechanismus zu finden, mittelst dessen die, wie gesagt, inwendig ganz glatte Thür wieder geschlossen werden konnte. Khalil hatte bemerkt, daß sie beim Aufspringen nur ein klein wenig zurückging, er entdeckte nun auch die verborgenen Federn, bei deren Berührung die Thür sich wieder schloß. Nachdem er dieß gethan, ging er in sein Gemach zurück, warf sich auf ein Polster und verarbeitete die erhaltenen Eindrücke.

Kaum graute der Morgen, so hörte Khalil, in Halbschlummer versunken, ein starkes Klopfen, anscheinend an der Hauptpforte der Villa. Bald darauf trat der Pascha bei ihm ein; er war völlig angekleidet und trug statt des kostbaren Säbels, den Khalil zuvor gesehen, ein breites Schwert an der Seite. „Der Großherr hat mir durch einen Boten den Befehl gesandt, ohne Verzug vor ihm zu erscheinen," sagte er, ein wenig verstimmt. „Jch bitte Euch, bis zu meiner Rückkehr Euch die Zeit nicht lang werden zu lassen und Eures Wortes eingedenk zu sein. Abgesehen von den Frauengemächern, steht mein Haus und der Garten zu Eurer Verfügung. Die Griechen werden sich entfernen, bevor ich gehe. Gehabt Euch indessen wohl. Jch muß eilen, denn ein Kaik wartet für mich mit dem Boten meines hohen Gebieters." Damit ging Daltaban, und Khalil sah in der That kurz darauf die Griechen das Haus verlassen; er bemerkte aber auch, daß sie sich in einiger Entfernung in Boskets verbargen, und als der Pascha sich eingeschifft hatte, öffnete Amina die Hinterpforte, machte sich zum Schein im Garten zu schaffen, und gab dadurch den Griechen das Zeichen, wieder zum Vorschein zu kommen. Sie huschten dicht am Hause her, wieder in dasselbe hinein. Dieß erregte Khalil's Jndignation, denn es erschien als Wortbruch. Er entschloß sich, seinerseits wo möglich jede Berührung mit den Griechen zu vermeiden. „Sie sind verstellt, untreu, wie viele ihrer Landsleute," sagte er sich. Das alte Weib erschien ihm als Ausbund einer Kupplerin. Da er sich aber gewissermaßen für das Nichtbetreten der Mädchengemächer moralisch verbürgt hatte, so wollte er einen etwaigen Wortbruch nach dieser Seite hin verhindern und ging die Treppe hinab. Am Ende des Korridors sah er einen Schwarzen promeniren, doch war es einer von den mit Amina vertrauten Ruderern, der keine Augen gehabt zu haben schien.

Aus Jsmildens Gemächern trat ihm die Alte entgegen, die jedoch rasch die Thür hinter sich verschloß. Khalil zog sie bei Seite und forderte sie, um zu sondiren, auf, ihn bei ihrer Herrin einzuführen. „O, nicht jetzt, hoher Herr, nicht jetzt!" erwiederte Amina. „Meine Gebieterin ist unwohl in Folge der Aufregungen der letzten Nacht. Sie wird glücklich sein, Euch am Abend zu empfangen. Wartet bis dahin, ich bitte in ihrem Namen. Ach, das arme Weib muß von der Härte ihres Gatten zu Vieles leiden!" — „Und wo sind die Griechen?" fragte Khalil leichthin. — „Ei, Herr, die sind fort, längst fort!" antwortete Amina, scheinbar verwundert, daß Khalil dieß nicht wisse. Dieser verstummte und zog sich in sein Zimmer zurück; er wußte, daß hier ein Betrug gespielt ward, nur war er sich nicht darüber klar, ob er zugleich gegen die Griechen oder in Gemeinschaft mit denselben gespielt ward. Das stand bei ihm fest, daß Einer von ihnen, oder alle Beide, sich in Jsmildens Gemächern befanden. Er wußte den Weg, wie er sich hierüber Gewißheit verschaffen konnte: mittelst des geheimen Ganges.

Ohne Zögern begab er sich in denselben, dießmal ohne Licht, da er den Weg kannte; auch schloß er den Polsterausgang hinter sich und befand sich jetzt in absoluter Finsterniß. Kaum aber hatte

er tastend einige Schritte gethan, so hörte er von fern das ihm bekannte Geräusch des Oeffnens der unteren Thür und einen leisen aufwärts kommenden Schritt. Erschreckt wollte er sich in sein Gemach zurückziehen, fand aber im Dunkel nicht schnell genug die Feder und drückte sich nun athemlos an die gegenüberliegende Wand, in die Ecke des Ganges. Gleich darauf nahte im Finstern eine Gestalt. Khalil glaubte an dem weißfunkelnden Auge den schwarzen Riesen zu erkennen. Die Gestalt lauschte kurze Zeit an der Polsterthür und entfernte sich wieder. Entweder war sie vom Pascha, oder von seiner heuchlerischen Gemahlin abgesandt, ihn zu kontroliren. Diese Vorstellung erfüllte ihn ebenso mit Entrüstung, wie sie seine Spannung steigerte. Er schritt den Gang entlang, die Treppe hinab. An der Thür lauschte er. Nach wenigen Minuten hörte er ein ganz leises, melodisches Klingeln, dann einen Tritt, wie aus den Gemächern Ismildens kommend. „Wo geht es hinaus?" fragte eine beklommene Stimme — Khalil erkannte die des Griechen Lukas. „Dahinaus, Herr!" gurgelte der Neger. Gleich darauf ein dumpfer Schlag, ein kurzer, schrecklicher Schrei, ein Krachen und Gepolter, wie von einem fallenden Körper, dann wieder tiefe Stille. „Die Fallthür!" flüsterte Khalil unwillkürlich, heftig zusammenschauernd. Er legte den Finger an das Eisenblech, er war im Begriff die Thür aufzudrücken, aber er zog ihn wieder zurück, denn er sagte sich, daß sein Beginnen nutzlos sei, daß der Riese sofort über ihn, den Waffenlosen, herfallen und ihn Lukas nachsenden werde. Er lauschte noch einige Momente, und als er nicht das geringste Stöhnen, nicht das mindeste auffallende Geräusch, wohl aber wieder das eintönige Rauschen hörte, floh er entsetzt in sein Zimmer zurück.

Hier mußte er eine Weile in förmlicher Erstarrung verbleiben. Ein schauerlicher Gedanke stieg in seiner Seele auf: Lukas ist ein Opfer seines Leichtsinns und Wortbruchs geworden! Aber war nicht er selbst in ähnlicher Lage gewesen? Und was war aus Julian geworden? Als diese Frage in ihm auftauchte, stürzte er die Treppe hinab. Die erste Gestalt, die er sah, war Julian, den Amina so eben bei Ismilden einführen wollte. Das schwarze Gesicht der Alten ward vor Schrecken bleich, als sie Khalil's ansichtig ward. Dieser suchte die Verstörung seines Gesichts hinter einem gezwungenen Lächeln zu verbergen. „Von mir ist kein Verrath galanter Abenteuer zu besorgen," sagte er leichthin zu Amina; „aber zu Euch, Freund," fügte er sehr ernst gegen Julian gewendet hinzu, „versehe ich mich ehrlichen Worthaltens, und bitte Euch, mir ohne Verzug auf einige Augenblicke in den Garten zu folgen." Der Grieche gehorchte mechanisch. „Es geschieht aus Eifersucht!" flüsterte Khalil der Alten in's Ohr. „Sagt Eurer schönen Gebieterin, daß ich lieber sterben würde, wenn nicht ich ihr einziger Anbeter sein sollte. Ich kehre sogleich zurück."

Nach diesen Worten zog er den Griechen hastig durch die Hinterpforte, welche Amina erschloß, in den Garten. Er führte ihn fort durch die gewundenen Gänge und beschwor ihn, nie wieder in die Villa zurückzukehren. Weitere Erklärungen solle er erhalten. „Aber mein Freund Lukas —?" fragte der bestürzte Grieche. — „Rasch zum Strande des Bosporus!" erwiederte Khalil. „Dort finden wir ihn vielleicht." Wirklich tauchte an einer Uferstelle, wo das Wasser wie aus einer Höhle emporzuwogen schien, plötzlich ein Leichnam auf, sank wieder, kam wieder empor. Khalil's Aufmerksamkeit ward auf einige Augenblicke auf einen andern Gegenstand gelenkt; es schoß eine Barke vom jenseitigen Ufer heran, auf deren Spitze er Sadak erkannte. „Fischt diesen Leichnam auf!" rief Khalil ihm zu. Dieß gelang, als der Todte nochmals emporkam, mittelst eines Hakens. Der Leichnam ward in die Barke gezerrt und diese kam vollends an's Ufer. Mit Entsetzen erkannte Julian seinen todten Freund, dessen Nacken eine klaffende Wunde zeigte.

Sadak flüsterte Khalil eine Botschaft zu, welche auf diesen einen so erschreckenden Eindruck machte, daß er von allem Andern abgezogen ward und sogleich zurückzurudern befahl. Am Ufer von Konstantinopel angelangt, befahl Khalil dem Sadak, die Leiche verborgen zu halten und bis auf weitere Ordre tiefstes Schweigen zu bewahren. Er selbst nahm den Griechen mit sich und verlor sich mit ihm in den Straßen der Hauptstadt.

*

8. Der Traum.

Der Kadiasker Hassan Effendi, obwohl mit dem Tode bedroht, hatte es für seine Pflicht gehalten, den Großherrn vom Erscheinen seines Sohnes Mustapha in seinem Hause und von dessen Täuschung zu unterrichten. Selim III., bereits ein Greis, hatte den aufrichtigsten Willen, gut zu regieren, und hielt mit der Empfindlichkeit, welche mit zunehmender Körperschwäche häufig Hand in Hand geht, auf die Erfüllung seiner Befehle; namentlich seitdem die Bevölkerung der Hauptstadt durch die vielen geheimnißvollen Morde in Unruhe versetzt war, zeigte Selim die größte Strenge in Erhaltung der öffentlichen Moralität. Es konnte ihm nicht gleichgültig sein, möglicher Weise seine eigenen Söhne unter den Zerstörern der gemeinen Wohlfahrt zu wissen, und da er dem ältesten, Mustapha, der präsumtiver Thronfolger war, keine Erlaubniß gegeben, das Serail zu verlassen, so ordnete er die genaueste Untersuchung an und ließ den Prinzen einschließen. Der Kislar-Aga, welchen wohl die meiste Schuld am heimlichen Austritte Mustapha's traf, log sich heraus, und zwar zu Selim's Verderben.

Mustapha dürstete nach Rache gegen den Kadiasker, ja gegen den eigenen Vater; er hatte unter den Würdenträgern am Hofe und in der Regierung seine Partei und spann eine fürchterliche Intrigue. Ganz plötzlich erklärte sich die damals nahe an vierzigtausend Mann starke Horde der Janitscharen in den Zustand der Insurrektion, und dieß war Mustapha's Werk. Die Janitscharen waren seit mehr als einem Jahrhundert der Kern der stehenden Armee der Sultane, aber sie übten auch im Bewußtsein dessen, wie im Alterthum die römischen Prätorianer und bis zu Peters des Großen Zeit die russischen Strelitzen, oft eine drückende Gewalt über den Großherrn selbst aus. Sie hatten sich daran gewöhnt, von Zeit zu Zeit mittelst eines Aufstands ihren Willen geltend zu machen und ihre gierigen Forderungen durchzusetzen. Mit ihrer Hülfe wurde oft der Regentenwechsel bewirkt, und es war, um sie für diese Fälle willfähriger zu machen, Gebrauch geworden, daß jeder neue Sultan bei seiner Thronbesteigung große Summen unter sie vertheilen ließ. Irgend ein mehr oder weniger stichhaltiger Vorwand galt dann als Scheingrund der Insurrektion. Die Thronfolger, deren Väter, Brüder oder Vettern ihnen zu lange regierten, die Würdenträger, welche aus Selbstsucht eine durchgreifende Aenderung wünschten, machten sich dieß zu nutze. Bald hieß es, der Großherr sei unbeliebt, bald er habe Unglück im Kriege, sei zu alt und schwach, genug, es fand sich zu jeder Erhebung auch ein zureichender Grund.

Dießmal hieß es, Selim sei alt und schwach, lasse sein Volk durch Mörder dezimiren und regiere schlecht. Die Janitscharen verlangten pro forma Entdeckung der Quelle des Mordes und sofortige Hinrichtung des Kadiaskers. Das erste Symptom des Aufruhrs war, wie üblich, daß diese Soldknechte ihre hölzernen Speisenäpfe und Löffel aus den Fensterluken ihrer Baracken warfen und ihr festes Lager verbarrikadirten. Auf dieses Zeichen schloß die Bevölkerung vor der verthierten Soldateska Läden und Häuser, verbarg ihre Schätze und ihre Frauen.

Dieß war der Grund, warum der Großvezier im Namen des Großherrn alle aktiven Würdenträger, Generale ꝛc., und folglich auch Daltaban Pascha, zu Schutz und Rath um dessen geheiligte Person versammelte. Die Insurrektionserklärung war in derselben Nacht erfolgt, welche Khalil in der Villa am goldenen Horne zubrachte.

Khalil ließ den Griechen Julian nicht aus den Augen; er ging mit ihm zum großherrlichen Palaste und überlieferte hier einem Offizier einen in Chiffern geschriebenen Zettel mit einer geheimen Anweisung. Dann schlug er mit Julian den Weg zum Kadiasker ein. Er ließ sich bei diesem melden. „Mein Herr," sagte er, während der Grieche im Nebenzimmer harrte, „ich gedenke mir die von der Regierung für die Entdeckung der heimlichen Morde ausgesetzte große Belohnung zu verdienen und Euch das Leben zu retten, das nun erst, da es die Janitscharen fordern, ernstlich bedroht ist. Zu diesem Zwecke bitte ich, diesen Griechen als Zeugen in Haft zu halten und mir sogleich zwanzig verkleidete Kawassen zu Gebot zu stellen." — „Wer seid Ihr?" fragte der Kadiasker verwundert. — „Ich heiße Khalil, dieß muß Euch für jetzt genügen." — „Aber ich kann keinem Unbekannten Polizeikräfte und öffentliche

Autorität anvertrauen." — „Ich verlange auch keine öffentliche Autorität, sondern eine geheime, und zwar kraft dieses Zeichens." Er zeigte den Ring, und der Kadiasker neigte sich ehrfurchtsvoll, nicht vor Khalil, sondern vor dem Ringe. „Ich kann Euch außerdem versichern," fuhr Khalil fort, „daß sich Eure Tochter Zuleika in diesem Augenblicke mehr noch unter meinem Schutze, als unter dem Daltaban Paschas befindet, und daß ich die Hülfe der Kawassen auch zu ihrer Bewahrung . . ." — Hassan Effendi unterbrach ihn erschrocken: „Um Gottes willen, Herr, woher wißt Ihr den Aufenthalt und den Namen meines Kindes, oder wohin habt Ihr sie gebracht?" — „Sie befindet sich noch an demselben Orte, wohin Ihr sie gesandt habt, aber sie wird daselbst nicht lange mehr bleiben."

In Hassan's Seele stieg ein eigenthümlicher Verdacht auf; er ersuchte Khalil, ihm zu folgen, und ging mit ihm in die Klause des Sehers Mohammed. Bei dessen Anblick stieß Khalil einen Ruf freudiger Ueberraschung aus. „Allah sei gepriesen!" fügte er rasch hinzu. „Auch dieses Zeichen spricht für die unerforschliche Weisheit der Vorsehung!" — „Hast Du diese Stimme schon je gehört, mein Bruder?" fragte Hassan den Blinden. — „Nicht mit dem leiblichen Ohr," erwiederte Mohammed, „aber mit dem Ohre des Geistes. Laß mich Dein Antlitz mit meinen Händen sehen!" sagte er zu Khalil und betastete, als dieser sich ehrfürchtig neigte, mit den Fingerspitzen dessen Gesicht. „Ich habe Dich im Geiste gesehen, mein Sohn," fuhr er fort. — „Auch ich, ehrwürdiger Vater," erwiederte Khalil rasch, „obschon ich Euch körperlich nie zu Gesicht bekommen. In der vorletzten Nacht hatte ich einen seltsamen Traum. Mir war, als sei ich in's Paradies versetzt. Tausend schöne Gestalten gingen schwebend auf grünen Matten und Blumenteppichen um mich her. Auf den Bäumen sangen köstliche Vögel und in der blauen Höhe kreisten sichtbar die goldenen Sterne zu erhabener Musik. Ich selbst hielt ein wunderliebliches Mädchen umschlungen, und dieses Mädchen hieß Zuleika. Die höchste Wonne floß mir von ihren Lippen. Da plötzlich nahte ein Greis mit silberweißem Bart, breitete die Hand über das Mädchen und entzog sie mir. ‚Wer bist Du?‘ fragte ich. — ‚Ich bin ihr Genius!‘ antwortete der Greis. ‚Du sollst Wonne schlürfen von den Lippen der Weisheit, damit Du lernest groß sein, und nicht die Liebe sei Dein Paradies, sondern das Glück der Menschheit.‘ Und ich schlummerte weiter an der Seite des erhabenen Greises, nicht mehr im Paradiese des Propheten, sondern in einem offenen Gemache am Ufer des Bosporus. Stambul lag zu unsern Füßen, und darüber glänzte der Halbmond. Aber plötzlich entstand ein dumpfes Rauschen und Brausen, und der Mond neigte sich herab und schwarze Wolken hüllten ihn ein und die Wolken waren Pulverdampf. Der Mond und die Wolken zogen näher und näher und sanken unter unsere Füße. Ueber mich aber kam eine tiefe Trauer. Da erwachtest Du und sagtest: ‚Blicke dorthin!‘ und ich sah die Sonne voll und rosig über Stambul aufgehen." — „Ein schöner, bedeutungsvoller Traum," versetzte Mohammed. „Sicher war es Dein guter Genius, der Dir die Räthsel des Lebens aufgab — könntest Du sie lösen!" — „Aber der Genius hatte Deine Gestalt, ehrwürdiger Vater." — Mohammed schüttelte wehmüthig den Kopf. „Ich bin zu alt und schwach, um die tiefgeheime Botschaft Deines Traumes zu erkennen, mein Sohn. Vielleicht wollte sie Dir sagen, daß nicht die entnervende Liebe, wie sie mißbräuchlich bei den Orientalen eingerissen, sondern die Weisheit und die Kraft der Menschen Wohl befördern, und daß, wenn auch der Halbmond untergeht, doch die Sonne in ewiger Majestät über der Siebenhügelstadt leuchten wird. Vielleicht hat Dich der einige Gott ersehen, das sinkende Reich vom Verderben zu retten. Bist Du nicht auf dem besten Wege, und bedrohen nicht jetzt wieder die rohen Horden die Säulen des Throns?" — „Ich bin nur ein schwacher Mensch," versetzte Khalil bescheiden; „aber ich will mir Deine Lehre zu eigen machen, Vater, denn Du bist es, den ich im Traume gesehen, und darin liegt eine künftige Bedeutung. Doch mein Traum war mit dem Erzählten noch nicht zu Ende. Immer deutlicher und ausgeprägter trat das Haus, in welchem ich ruhte, vor das Auge meiner Seele, deutlich bis zum Wiedererkennen, und über seiner Pforte standen in Flammenzügen die Worte: ‚Der Himmel und die Hölle.‘ Da erhobst Du Dich plötzlich und wendetest Dich zum Scheiden. ‚Himmel und Hölle vereinigt allein in sich das Weib,‘ sagtest Du. ‚Folge der Stimme des Weibes, und Du wirst den Himmel und die Hölle sehen.‘ Ich erwachte und schwur, nicht zu rasten, bis ich die Bedeutung des Traumes erkannt, und ich bin der Lösung sehr nahe. Ich ließ mich führen von einem Weibe, ich fand das Haus, welches ich im Traum gesehen, ich fand sie und Dich. Auch die Wolken um den Mond steigen empor — wohlan, wir wollen muthig vorwärts zur Sonne dringen! Segne mich, theurer Greis!" — „Gottes Segen sei mit Dir, Sohn der Sonne!" sprach der Blinde, seine Hände über ihn breitend. „Du kannst diesem Jünglinge trauen, mein Bruder; in seiner Seele ist kein Falsch." — „Ich bitte nur um einen Tag und eine Nacht Zeit, und bedeutende Enthüllungen warten Eurer, würdiger Herr!" sagte Khalil zu Hassan Effendi. „Wenn Ihr jetzt bereit seid, mir die Kawassen zu geben, so wird binnen einer Stunde mein Vertrauter, Sadak, sie mit der Losung: ‚der Mond bringt es an die Sonne!‘ in Empfang nehmen." — Hassan, längst rathlos über das, was er zur Entdeckung der Verbrechen und zur Rettung seines Lebens thun solle, erklärte sich bereit, und Khalil ging. Er beauftragte Sadak, die Villa Daltaban's den Tag über, doch ohne jedes Aufsehen, in einiger Entfernung zu umstellen und Niemand hineinzulassen. Dann begab er sich furchtlos in die Baracken der Janitscharen und begehrte zu deren Aga geführt zu werden. (Schluß folgt.)

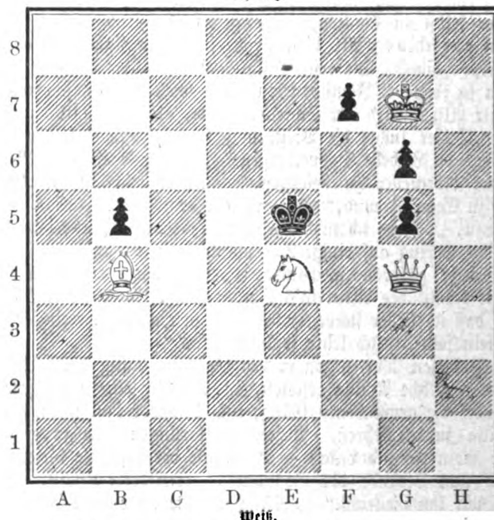
(Schluß folgt.)

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von **Brown.**

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Fliegende Blätter.

Das Elfenbein. Die Zahl der Elephanten, welche jährlich getödtet werden muß, um der Welt ihren Bedarf an Elfenbein zu liefern, ist größer als die Meisten sich vorstellen. Sheffield allein verbraucht jährlich so viel Elfenbein, als nur 20,000 Elephanten liefern können, und Sheffield ist doch wahrlich nicht die einzige Stadt, welche diesen Artikel verarbeitet. Das Walroß und der Narwal, die ebenfalls sogenanntes Elfenbein liefern, thun dieß in geringen Quantitäten, und da bisher kein anderes entsprechendes Surrogat entdeckt ist, dürfte dem Elephantengeschlecht ein baldiges Ende geweissagt werden. Das beste Elfenbein kommt aus Afrika, denn wenn auch nicht so schön weiß als das asiatische, behält es seine Farbe länger, ist durchsichtiger, hat weniger Sprünge und nimmt eine schönere Politur an. Was aus Rußland ausgeführt wird, sind meist Zahnknochen ausgestorbener Elephanten- und Mammutharten, die sich an den Flüssen Nordsibiriens oft wunderbar erhalten finden.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Vierzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 52.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Herbstfreude. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

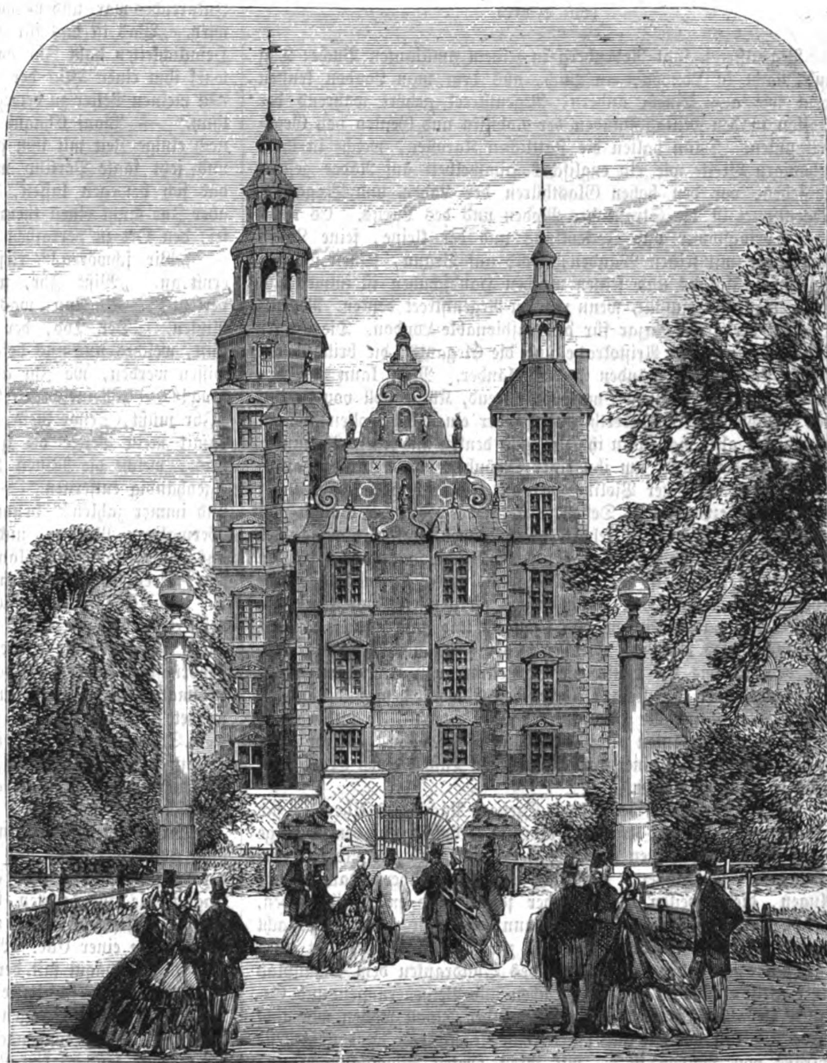
Ein Königsschloß im Norden.

Rosenborg.

Von

H. Hennsen.

Eine Flanke des prächtigen Kopenhagen beherrscht das Lieblingsschloß des ruhmreichsten Fürsten aus der oldenburgischen Dynastie; wir meinen Rosenborg, die Schöpfung Christian IV. Dieser Nachahmer Gustav Adolph's, dieser Held zu Land und Meer, der Feind der deutschen wie der spanischen Aeste Oesterreichs, der Gegner von Wallenstein und Tilly, der Vertheidiger der Reformation, dieser Admiral und General, dieser Staatsmann und Galant war ein Poet in lebendigen Steinen. Seine Phantasie ergoß sich in Palästen, Kirchen, Theatern, die er mit den Farben des Orients und des Nordlichts schmückte. Er hätte eben so gut am Bosporus als am baltischen Meere geboren sein können. Rosenborg ist ein Feenschloß im Norden, umgeben von Wasser und Garten. Seine Gräben, Palissaden, mit welchen es ursprünglich umgeben war, haben sich bis heute erhalten. 1604 von Inigo Jones erbaut, trägt es den Charakter des gothischen wie des englisch-italienischen Styls. Es umschließt heute, Saal für Saal, Reliquien aller Könige, die sich auf dem Throne gefolgt sind, von Christian IV. bis Friedrich VII. Jeder Saal bietet des Interessanten eine Menge. Hier sind es die Stuckplafonds Friedrich III., sein mit Perlen inkrustirter Stuhl, dort die Tapeten und Waffen Christian VIII., hier die Schreine, Tische, die Taufbecken Friedrich IV. Der Schatz an kunstvoll gearbeiteten Metallen in Rosenborg ist ungeheuer; er übersteigt noch den der venetianischen Krystalle, von denen ein Doge allein



Das Schloß Rosenborg in Kopenhagen. Von Therond.

achthundert Stück an Friedrich VII. sandte. Die meisten Erinnerungen aber knüpfen sich an den Erbauer: namentlich interessant ist das kleine Schlafgemach, in welchem der große König verschied. Das Spiegelkabinet macht durch die unendlichen Reflexe einen zauberhaften Eindruck. Der Rittersaal im obersten Stockwerk nimmt die ganze Länge und Breite des Schlosses ein. Die Wände sind mit zwölf in Dänemark gefertigten Gobelins bedeckt, welche Kriegsthaten unter Christian V. darstellen. Außerdem bewahrt das Schloß die Reichskleinodien und das Münzkabinet. Der Garten des Schlosses ist eine reizende Promenade. Zur Zeit des Struensee'schen Ministeriums war er Abends mit Lampen erhellt und mit hübschen Zelten für Unterhaltung und Erfrischung gefüllt und von den Tönen der Musik durchströmt. Der Hof besuchte ihn häufig, und Karoline Mathilde, die reizende Gemahlin Christian VII., ist hier gar oft von dem Jubel des Volks empfangen worden, desselben Volks, das später ihren Fall mit demselben Jubel begrüßte.

Regentstreet in London.

Von

J. Rodenberg.

(Bild S. 617.)

Regentstreet, sagt Rodenberg in seinem amüsanten Buche: Tag und Nacht in London, ein Buch, aus dem man London kennen lernt wie aus keinem andern, Regentstreet gehört während der Saison in den Mittagsstunden der Nobility und Gentry von Großbritannien. Dann halten die stattlichen Karossen, welche in ihrer behäbigen Breite wie ein englisches Himmelbett auf Räder gestellt aussehen, vor den hohen Glasthüren der Läden und Magazine. Regentstreet ist die Straße der Moden und des Luxus. Es riecht nach Springflower und Jockeyklub; und der kleine, feine Laden von Piver mit seinen Wänden, Gold auf Braun, seiner mattgeschliffenen Flakons und seinen weichen Handschuhen ist immer das Erste, was uns einfällt, wenn wir an Regentstreet denken. Regentstreet ist der große Bazar für das fashionable London. Die Käufer sind die Damen der Aristokratie und die Elegants; die brillantesten Läden sind in den Händen der Ausländer. Man kann sich den Engländer denken, einen Omnibus führend, Körbe voll von Fischen und Früchten übereinanderthürmend oder einen effektvollen Roman schreibend; aber man kann ihn sich nicht denken mit einem Beduinenburnus in der Hand, um ihn einer Schönheit von Belgravia anzupassen, oder mit einer Violine oder am Konzertflügel. Regentstreet ist das Rendezvous alles Dessen, was in der Höhe der Saison zum fashionablen Zeitvertreib gehört. Die Wagen, welche zum Theater Ihrer Majestät, der großen Oper von London fahren, kreuzen Regentstreet. Hier ist Sankt Jameshall, unter dessen goldbesterntem, blauem Kuppeldach Rubinstein so oft gespielt, zum Entzücken aller Schönen und Großen von England und zum ganz besondern Entzücken eines Mannes, welcher weder schön noch groß ist, aber mit dem Klange der Musik die Vorstellung von klingenden Sovereigns verbindet, des kleinen, lächelnden Ella mit dem goldknöpfigen Stocke. Hier sind die Hannover-Square Rooms, in welchen wir zuletzt den charmanten Kopf der Claus-Szarvady, mit braunen Locken rundum und einer Brille, über den Tasten eines Erard'schen Flügels schweben sahen.

Schlag sechs Uhr wechselt die Szene. Nach sechs Uhr läßt sich kein Wagen mit einer Krone oder einem Krönlein auf dem Schlage mehr sehen, die feinen Gesichter à la cour und die Livreen verschwinden. Ein anderes Publikum tritt auf; andere Damen, mit Augen, die zuweilen nicht minder schön, und mit Seidenroben, welche nicht weniger rauschen. Dann, bis weit über Mitternacht hinaus, gleicht das breite Trottoir zur Rechten dem Parket eines Ballsaales, und der Säulengang des Quadranten dem Schauplatz einer attischen Nacht, voll von Lachen und Betheuerungen und Geflüster in allen Sprachen Europas. Aber davon wollen wir nicht reden. — Wir wollten nur sagen, daß Regentstreet die amüsanteste Straße von London ist — mit ihren weiten Schwingungen und Halbbögen, mit ihren majestätischen Fronten, gebrochen hie und da von geschmackvollen Säulenstellungen, mit ihrer grandiosen Einförmigkeit von Haus an Haus und ihrer bunten Mannigfaltigkeit von Schaufenster an Schaufenster — immer wechselnd, von früh bis spät, in ihren Erscheinungen, die wie Phantasmagorien dem Auge des Beobachters vorüberziehen, immer lebendig und belebt von Mitternacht zu Mitternacht. Sie hat, verschieden von dem alten und spezifischen London, einen modernen und kontinentalen Charakter. Sie trägt die letzten Spuren der Regentschaft. Alles in London von modernem und kontinentalem Aussehen, was der Fremde „schön" nennt, erinnert an diese Zeit und den König, welcher es liebte, sich den „feinsten Herrn in Europa" nennen zu hören. Dieß ist Regentstreet. Sie ist die schönste Straße in London und dem Westend.

Señor Machado.

Abenteuer eines Deportirten, von **Ernst von Bibra.**

(Schluß.)

Der Indianer lächelte, aber jetzt begann Portillo mit demselben ein Gespräch in der Quichuasprache, welche früher die des ganzen Inkareiches war, und welche heute noch von den Indianern gesprochen wird. „Was ist das für ein Gewälsche," rief Reid zornig, „welche Heimlichkeiten habt Ihr da miteinander auszukochen?" — Portillo warf ihm einen Blick der Verständigung zu und sagte dann: „Ich will meinen Vetter zu bewegen suchen, Euch eine große Gefälligkeit zu thun." — Piqui Chaqui zog die Schulter, nachdem aber Portillo noch einige Zeit mit ihm gesprochen hatte, schien er einzuwilligen, und jetzt sagte Portillo mit bedeutsamen Blicken: „Mein Vetter hat sich bewegen lassen, uns Dreien jene Goldminen zu zeigen, aber Ihr müßt einen theuren Eid schwören, Niemand, wer es auch sei, den Ort zu verrathen und das Gold selbst nicht zu berühren." — „Wir schwören!" rief Reid eifrig. — Piqui Chaqui sah ihn ernst an. „Wißt Ihr, was Euer Loos, wenn Ihr diesen Eid verletzt?" — „Nun, was denn?" — Die Augen des Indianers blitzten. „Der Tod, der furchtbarste, qualvollste Tod durch ein Gift, welches nur uns bekannt ist, und was wir Euch beizubringen wissen werden, wo Ihr auch seid. Unser Arm ist schwach, aber lang!" — „Meinetwegen," versetzte Reid, und Portillo setzte hinzu: „Ihr müßt, Señor Reid, jetzt aber einen kleinen Vorschuß zahlen, damit mein Vetter die größten Felsenstücke hinwegräumen lassen kann, welche die Minen bedecken. Den Rest müssen wir freilich eigenhändig entfernen." — Reid zog ein schiefes Gesicht. „Zahlen und immer zahlen!" brummte er; Portillo indessen warf ihm einen abermaligen Blick zu, und hierauf händigte er ihm eine Summe aus, welche nach dem Klange der Goldstücke indeß nicht unbedeutend war, deren Größe ich aber nicht anzugeben weiß.

Piqui Chaqui erhob sich jetzt, und seine Gestalt schien sich vergrößert zu haben. „Ihr habt mich vorhin einen Lügner gescholten," sagte er mit ernster Stimme; „hütet Euch, daß Ihr kein Eidbrüchiger werdet! Aber wenn die göttliche Quelle alles Lebens zweimal siebenmal die sturmflutende Uruachi geküßt haben wird, werdet Ihr erfahren, daß Piqui Chaqui die Wahrheit gesprochen!" — „Schön," versetzte Reid, „das ist, wie ich denke, in vierzehn Tagen. Aber merkt Euch, Herr Indianer oder Herr Prinz, daß ich Euch die Ohren glatt am Kopfe abschneiden werde, wenn Ihr dennoch gelogen habt."

Wir schliefen in einem kleinen Schuppen, welcher ein Mittelding zwischen Hunde- und Pferdestall zu sein schien, und der an der Rückseite des Felsens angeklebt war, und als wir am andern Tage in die Hütte traten, saß der Prinz auf den Hacken wie gestern, als wir zuerst eintraten, und sein Enkel lag eben so zusammengekauert in einer Ecke. Als wir uns darauf entfernten, grüßte uns Piqui Chaqui mit der Unterwürfigkeit eines Sklaven.

So lange die Welt steht, hat man Revolutionen gemacht, die, mit Ausnahme derjenigen, welche die alte Mutter Erde vor Erschaffung des Menschengeschlechts auf eigene Faust unternahm, sammt und sonders den Zweck hatten, sich gewisse Dinge anzueignen, welche vorher sich im Besitze eines Andern befanden. Je nach

Zeit und Umständen gab man freilich diesen Zwecken andere Namen, die Hauptsache aber blieb sich stets gleich.

Daß das glorreiche Zeitalter der Inkas keine Ausnahme machte, beweist eine Empörung, welche in die Zeit des Inka Pachakatek, des neunten Inkafürsten (1340) fällt, und von welcher uns Portillo, welcher gut unterrichtet schien, ausführlichen Bericht erstattete, während wir in dem Thale von Vilamayu dahinritten. Der Empörer, Ollantay, hatte sich eine Stelle dieses Thales, an welcher eine Schlucht in dasselbe führt, zum Bau einer Festung ausersehen, und die Ruinen derselben stehen noch heute auf einem der beiden dunkeln Kalksteinfelsen, welche den Eingang in die Schlucht bewachen. Die Wälle, welche übrigens, wie es den Anschein hat, nie vollständig beendet wurden, führen in Terrassenform aufwärts, und ohne Zweifel waren diese bestimmt, bei einem Angriffe sich gegenseitig zu unterstützen, während eine oben aufgeführte Mauer von Granitblöcken das Ganze beherrschte.

Wir waren auf einem Umwege hinaufgeritten, und ich wurde dort wirklich mit Bewunderung erfüllt. Riesige Felsblöcke, die dem Gestein nach aus weit entfernten Steinbrüchen über Flüsse und Schluchten herbeigeschafft worden sein mußten, waren dort ohne allen Mörtel und einfach durch Glättung und Ineinanderfügung ihrer Furchen so künstlich und dauerhaft verbunden, daß sie Jahrhunderten trotzten, ohne die kleinsten Spalten zu zeigen, und ganz auf ähnliche Weise waren die Mauern eines großen Gebäudes aufgeführt, welches der Palast des Ollantay gewesen sein soll.

„Wie sehr erinnern diese Ruinen an die erhabenen Ueberreste egyptischer Baukunst!“ rief ich entzückt, „und welche Gedanken müssen sich uns aufdrängen über die sich so ähnliche Kultur dieser beiden so weit von einander entfernten Völker!“ — „Zum Teufel mit Deinen Gedanken und Deiner Kultur!“ rief Reid ärgerlich. „Verkrieche Dich nicht in dem alten Gemäuer und bleibe hübsch bei uns, wir müssen so bald als möglich zu den Sonnenjungfrauen da drüben!“

Das Benehmen Reid's gegen mich war auf unserer ganzen Reise ein sehr sonderbares. Auf der einen Seite betrachtete er mich offenbar als ein ganz überflüssiges Wesen, und ich wurde keines Wortes gewürdigt, wenn Portillo und er irgend einen Plan besprachen; auf der andern hütete er mich wieder so sorgfältig wie seinen Augapfel, und wenn ich einige Schritte zurückblieb oder anhielt, um irgend Etwas, das mir merkwürdig schien, zu betrachten, so ermahnte er mich stets, mich nicht allzuweit zu entfernen. Ja ich bemerkte mehrmals, daß er in der Nacht an mein Lager schlich, um sich zu überzeugen, daß ich noch anwesend. Da ich aber Nichts weniger im Sinne hatte, als davonzulaufen, so ließ ich ihn ruhig gewähren und entsprach seinen Wünschen, insofern es mir eben genehm war. Daß wir heute den „Sonnenjungfrauen“ einen Besuch abstatten wollten, erfuhr ich übrigens erst jetzt aus seinem Munde und lachte ihn aus, indem ich ihn auf die Unmöglichkeit der Sache aufmerksam machte. Er rückte aber ungeduldig im Sattel und sagte: „Sprich doch nicht so unüberlegt. So gut noch Sprößlinge der Inka vorhanden sind, können wohl auch noch Nachkommen der Sonnenjungfrauen existiren. Dort liegt ihr Kloster, und wenn wir hinüberkommen, mache ja keine schlechten Witze. Die Nonnen können nichts weniger leiden als einfältige Späße.“

Es lagen in der That auf dem gegenüberliegenden Berge, welcher Pinkulluna heißt, die Ruinen von drei Gebäuden, und wir erfuhren in dem unten im Thale liegenden Städtchen Ollontay Tambo, in welchem wir unsere Pferde zurückließen, daß allerdings dort ein Kloster von Sonnenjungfrauen bestanden habe. „Zwei wohnen noch droben,“ sagte Portillo, „eine Mutter mit ihrer Tochter, was so viel bedeuten will, daß sie von den Geschlechtern abstammen, aus welchen früher die Sonnenjungfrauen genommen wurden. Es sind Verwandte meiner Mutter, aber denen darf man nicht so mit der Thüre in's Haus fallen, sie sind zimperlicher Natur, und ich muß sie vorher um die Erlaubniß bitten, ihnen unsern Besuch abstatten zu dürfen.“

Er schrieb auch wirklich, aber obgleich mit lateinischen Lettern, doch für uns vollkommen unverständlich, indem er der Quichuasprache, welche an und für sich keine Schriftsprache besitzt, Buchstaben lieh. Der Bote, den er abschickte ein kleiner schnellfüßiger Junge, kam nach verhältnißmäßig kurzer Zeit zurück und brachte als Antwort eine ziemlich starke Schnur, an welcher verschiedenfarbige dünnere Fäden befestigt waren, die ihrerseits sich in vielfachen und verschieden geformten Knoten verschlangen, und nachdem Portillo eine Zeit hindurch aufmerksam dieses sonderbare Instrument betrachtet hatte, brach er in lebhafte Freudenbezeugungen aus und erklärte, daß seine Tante uns mit Vergnügen empfangen werde und bereit sei, unsere kühnsten Wünsche zu erfüllen. „Nebenher werde ich freilich wieder blechen müssen,“ sagte Reid, „aber was ist das für ein sonderbares Ding, was Euch da Eure Base geschickt hat?“ — „Es ist der Quipus,“ sagte Portillo, „eine Art Hieroglyphenschrift, deren sich die Inkas bedienten, da sie keine andere Schrift kannten, und es ist durch verschiedene Verschlingung dieser Knoten möglich, sich die merkwürdigsten Dinge mitzutheilen, ja ganze Geschichten zu schreiben.“

Wir machten uns auf den Weg und erreichten endlich die Ruinen, zu welchen man abermals über drei Terrassen gelangt, und die Bauart sowohl als auch die seltsame künstliche Fügung der Steine machten es wahrscheinlich, daß dieselben gleichzeitig mit der gegenüberliegenden Festung erbaut worden sei. Die starken, festen und wohlerhaltenen Mauern von zweien dieser Gebäude standen zwar dachlos, im dritten aber war mit leichtem Lattenwerke ein Dach hergestellt worden, welches einen Theil desselben wohnlich machte, während die Mauern der übrigen eine Art geschlossenen Hofraum bildeten.

Die Erscheinung der beiden Frauen selbst war freilich eine andere, als die des alten Inka, des unreinlichen Prinzen, welchen wir zuerst besuchten. Die ältere, oder besser die alte derselben, welche aber zuverlässig eher die Urgroßmutter als die Mutter der jüngeren war, hatte eine gelbe, fast pergamentähnliche Haut, lange, schlicht herabhängende, weiße Haare, war in ein dunkles, schleierartiges Gewand gehüllt und empfing uns sitzend auf einem wenigstens fünfhundert Jahre alten, aus einem einzigen Granitblocke gehauenen Armstuhle, mit der Würde einer Königin. „Fremdlinge aus fernem Lande,“ sagte sie in nicht ganz gutem Spanisch, „Fürstensöhne aus weißem Geschlechte, Eure Wünsche sind mir bekannt und ebenso Eure Versprechungen. Ich will die ersten erfüllen, halte ich gleichwohl die letzteren nicht für ausführbar, wenigstens nicht in der nächsten Zeit. Aber Ihr sollt erfahren, welcher Lohn Euer wartet, wenn es Euch gelingt, uns die Freiheit zu geben.“

Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als ich Reid und mich Fürstensöhne nennen hörte, aber es ward mir anders zu Muthe, als jetzt die jüngere der beiden Einsiedlerinnen eintrat und uns in zierlich geflochtenen Körbchen Früchte und Backwerk anbot. Kaum habe ich je ein reizenderes Wesen gesehen, als diese Indianerin, welche nach unseren Begriffen etwa achtzehn Jahre schien, wohl aber jünger war. Ihre Gesichtsfarbe war fast weiß, ihre Augen funkelnden Sternen ähnlich, und ihr blauschwarzes Haar in reiche, schwer auf den Rücken fallende Zöpfe geflochten; was aber ihre Gesichtszüge betrifft, so kann ich über dieselben kaum etwas Anderes sagen, als daß sie in ein Gemische des liebreizendsten Lächelns und der bezauberndsten Unschuld zusammenflossen. Ihre Tracht war das rothe Leibchen und der blaue, bis an die Kniee reichende Rock, die Kleidung fast aller Indianermädchen, welche die Häßlichen häßlicher läßt, die Schönen aber verschönert.

Als sie sah, daß ich sie unverwandt anstarrte, wandte sich das liebliche Naturkind nicht verlegen oder erröthend ab, sondern sie bot mir zuerst ihre mitgebrachten Früchte an, die köstliche Chirimoya, die duftenden Apfelsinen, Limonen und süße Citronen, die Granadilla, den Granatapfel, die Avavare und die Pfirsiche, welche meiner Großmutter nach die Frucht der Früchte aller Welttheile ist.

Nachdem wir den köstlichen Gaben der Pomona alle Ehre erzeigt hatten, nahm die Alte das Wort. „Der Weise läßt keine Stunde ungenützt verstreichen,“ sagte sie, „so mögt Ihr nun erfahren, wessen ich Euch würdigen will. Ich bin keine Christin, ich bete die Gottheit meiner Väter an, die belebend auf mich niederblickt, ist mir gleichwohl verboten, in ihr Antlitz zu schauen. Die Schätze, die ich Euch zeigen lassen will, gehören ihr, der allmächtigen Herrscherin, und wenn das Mosok nina (das heilige Feuer) dreimal drei Tage zu seinem Urquell emporgelodert haben wird, sollt Ihr eines nie geahneten Glückes theilhaftig werden.“ —

„Frau Sonnenjungfrau,“ sagte Reid in möglichst süßlichem Tone, „warum abermals diese Multiplikation mit den Tagen? Warum wollt Ihr nicht sogleich uns dieses Sonnengold zeigen?“ — Die Alte stieß einen Weheschrei aus und verhüllte ihr Antlitz, und Coylur, das reizende junge Mädchen, floh wehklagend in das Haus. „Was Teufel habe ich da angestellt!“ rief Reid erschrocken aus, „was ist denn den beiden Weibsleuten über die Leber gelaufen?“ — „Entferne Dich, Unreiner!“ sagte jetzt die alte Sonnenjungfrau mit dumpfer Stimme, „damit Umilaquay Dich nicht vernichte in seinem Zorn.“

Offenherzig gestanden habe ich niemals in Erfahrung gebracht, wer dieser Umilaquay war oder ist; Portillo aber begann sogleich mit der Alten ein Gespräch in der Quichuasprache, und während sich seine Stirne in Querfalten legte, wurde sein Gesicht länger und länger bei jedem Worte, welches sie zornig oder wehklagend vorbrachte. „Schlimm, sehr schlimm,“ sagte er dann zu Reid in jenem unglücklichen Englisch, welches selbst einer guten Nachricht einen schlimmen Beigeschmack gibt, „sehr schlimm! Die alte Heidin da behauptet, daß ihre Patronin, die Sonne, ich vermuthe aus Neid, das Gold nicht leiden könne, und indem Ihr der Sonne Namen zusammengebracht mit dem des schnöden Goldes, hättet Ihr die Gottheit tödtlich beleidigt.“ — „So,“ sagte Reid, „sie kann das Gold nicht leiden? Aus was bestehen denn nachher die berühmten Kostbarkeiten? Ich hoffe nicht, daß die alte Hexe uns Alterthümer oder Raritäten zeigen will, oder am Ende gar wissenschaftliche Lumpereien, alte Handschriften Bücher und dergleichen, was die Professoren ‚interessante Ueberlieferungen‘ heißen.“ — „Ich weiß nicht, was sie hat oder meint,“ erwiederte Portillo; „aber sie sagt es uns vielleicht, zeigt sie es gleich jetzt noch nicht.“ — Er richtete abermals einige Worte in der Landessprache an sie, und jetzt breitete sie die Arme aus und sprach, indem sie das Antlitz nach oben wendete, in feierlichem Tone: „Ich habe eine Grotte, deren Wände aus dem reinsten Bergkrystall sind und welche funkeln wie das Licht der Gottheit, da das heilige Feuer sie erhellt zehntausend Jahre lang bis auf den heutigen Tag. Ich habe einen Tempel, der inmitten dieser Grotte steht. Seine Wände bestehen aus Topas und seine Thore sind zwei Hyazinthen. Seine Kuppel ist ein einziger Chrysoberyll und die Säulen, die diese tragen, sind aus edlem Opal. In der Mitte meines Tempels steht ein zehn Fuß großer Würfel von Sapphir, und auf diesem liegt der grüne Gott *), seine Sklaven aber bedecken den Boden, die blitzenden weißen Diamanten, die funkelnden rothen Rubine, sie müssen seine Knechte sein, denn sein Licht erleuchtet den Tempel, sein Glanz ist so groß als der seiner göttlichen Schwester, und seine Macht stärker als die der mächtigsten Könige. Das habe ich!“

Die Alte wendete sich gegen Osten und sank knieend auf den Boden, indem sie betend die Arme kreuzte. „Merkt Euch die Richtung,“ sagte Portillo, indem er Reid hastig anstieß, „sie hat auf Ehre den großen Smaragd!“ — „Was ist das?“ — „Ein Smaragd ist so groß wie ein Straußenei, den sie göttlich verehrten. Jedermann weiß, daß er da war, aber Niemand hat erfahren, wo er gegenwärtig steckt. Jetzt wissen wir es auf einmal!“ — „Hm,“ sagte Reid, „sie hat mir den Mund ein wenig gar zu voll genommen. So viele Edelsteine, es ist kaum glaublich!“ — „Das ist das Geringste,“ versetzte Portillo. „Ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß ich von Allem, was sie sagte, vollständig überzeugt bin, denn eine Sonnenjungfrau darf niemals eine Unwahrheit sprechen. Was hilft's aber, wenn sie uns alle diese Sachen nicht zeigen will?“

Die alte Sonnenjungfrau hatte sich mittlerweile von der Erde erhoben, und der Gedanke an den grünen Gott mußte sie merkwürdig gestärkt haben, denn ihr Antlitz war heiter und ihre Augen leuchteten. „Sie scheint jetzt passabel aufgelegt,“ sagte Reid, „probirt's in Gottes Namen, gebt ihr gute Worte, vielleicht nimmt sie doch Verstand an!“

Die Unterhaltung in der Quichuasprache begann jetzt wieder, und nach verschiedenen Hin- und Widerreden schien auch Portillo's gute Laune sich zu steigern. „Es ist im Grunde doch ein gutes Ding, meine alte Base da,“ sagte er endlich, „und der Friede wird mit einer Kleinigkeit hergestellt sein. Die Sonne muß zur Versöhnung ein Opfer von dem ihr verhaßten Golde haben. Ihr schüttet zu diesem Behufe alle Eure Goldunzen auf den Tisch, und meine Base sucht sich diejenigen aus, die sie brauchen kann; denn solche die unter spanischen Königen geprägt sind, welche die armen Indianer ganz besonders gepeinigt haben, darf sie nicht nehmen.“ — „Sonst Nichts?“ rief Reid zornig. „Haltet Ihr mich für so einfältig, mein Gold auf diese Weise wegzuwerfen?“

In diesem Augenblicke bemerkte ich Coylur unter der Thüre des Hauses. Sie hatte die Arme über die Brust gekreuzt, sah mich an und ihre Augen schienen sich in mein Gehirn zu bohren, während ich fühlte, wie meine Pulse heftig schlugen. „Gebt nach,“ sagte ich zu Reid, „bedenkt, daß ein einziger Diamant auf dem Boden jenes Tempels hundertfach den Werth Eures Goldes übersteigt.“ Ich hatte einige Sekunden vorher kaum an jene fabelhaften Schätze geglaubt, jetzt kam es mir vor, als sei ich von ihrer Existenz überzeugt. „Ich weiß so viel,“ sagte Portillo, „daß ich dem guten alten Dinge nächstens allein einen Besuch abstatte.“ Reid schüttete mit einem dumpfen Fluche seine Börse auf den Tisch, und die Alte fuhr mit einem Aufschrei des Entsetzens zurück, als sie das verhaßte Metall erblickte. Aber Frauen haben häufig mehr Selbstgewalt über sich, als das starke Geschlecht, und so bezwang sie sich, und obgleich mit allen Zeichen des Abscheus und des Ekels, begann sie auch mit einem Stäbchen die von den guten spanischen Königen geprägten Goldstücke auszusuchen. Einem patriotischen Spanier aber hätte das Herz gelacht, wenn er Zuschauer gewesen wäre, denn es stellte sich klar heraus, daß die Beherrscher des reizenden Spaniens nicht so schlimm gewesen sein mußten, als böswillige Geschichtschreiber sie gewöhnlich zu machen pflegen, und das Häuflein der Gerechten wuchs auf erfreuliche Weise. Reid sah mit zusammengebissenen Zähnen dieser Auswahl zu, und als nur noch wenige Goldunzen übrig und selbst diese noch zweifelhaft, ob despotischen Ursprungs, sagte er knirschend: „Berührt die alte Hexe noch ein einziges Stück, so schlage ich sie zu Boden.“ Portillo stieß einen Zischlaut aus, und die Sonnenjungfrau strich jetzt ihr Häufchen in ein kleines Körbchen, verneigte sich und sagte: „In dreimal drei Tagen!“ — „Ja,“ versetzte Reid, „verlaßt Euch darauf, daß ich da sein werde und Euch, trotz dem Teufel und Eurer Sonne, den Schädel einschlage, wenn Ihr nicht Wort haltet.“ — Die Sonnenjungfrau machte eine bejahende Bewegung und verschwand. — „Wir können jetzt auch gehen,“ sagte Portillo, „und ich denke, wir haben ein famoses Geschäft gemacht.“

Reid brummte Etwas zwischen den Zähnen, während ich forschende Blicke umherwarf, ob die reizende Coylur nicht ein freundliches Abschiedslächeln für mich habe. Aber sie war und blieb so gut verschwunden, wie ihre würdige Mutter oder Ahne, und es blieb mir Nichts übrig, als Portillo und Reid zu folgen, welche eine Zeitlang schweigend bergabwärts stiegen. Offenbar mit verbissenem Grimme sagte endlich Reid: „Auf welche Weise wird denn wohl Eure liebe Anverwandte da droben mein Gold der Sonne opfern?“ — „So viel mir von ihren Gebräuchen bekannt ist,“ versetzte Portillo, „wird sie das Metall eine gewisse Zeit hindurch den bläulichen Strahlen der keuschen Luna aussetzen, um es vollständig zu reinigen, und dann wird sie es in den Gießbach da unten im Thale schleudern.“ — „So?“ rief Reid, indem er stehen blieb und in's Thal blickte, „und an welcher Stelle wird sie das thun?“ — Portillo zog die Schulter. „Wer kann das wissen?“ sagte er. In ärgerlichem Schweigen erreichten wir das Städtchen, und zogen Tags darauf weiter, und das zwar auf Piqui Chaqui's Aufenthaltsort zu, da die zur Enthüllung der großartigen Goldminen gegebene Frist dem Ablaufen nahe, und Reid's Geld, wie er mit unverholenem Aerger sagte, ebenfalls fast vollständig alle war.

Jene beiden größeren Ausgaben waren nicht die einzigen auf unserer Reise, denn Portillo, stets unermüdlich im Interesse seines Freundes Reid, wußte häufig Indianer zu bewegen, gegen ein Trinkgeld uns an geheimnißvolle Plätze zu führen, an welchen sie „Dinge von Wichtigkeit vermutheten“. Freilich aber blieb es bei dieser Vermuthung, was wenig zu verwundern war, da diese Leute

*) Dieser Smaragd hatte einen eigenen Tempel und jährlich wurden an einem gewissen Tage die kleinen Smaragde des Inkareiches zu ihm gebracht, um sich an seinem Anblicke zu erlaben.



Regentstreet in London. Von Jackson. (S. 614.)

nur ordinäre Menschen waren, und selbst ihre Väter die Schätze der Inkas nur vom Hörensagen kannten. „Wenn wir morgen noch bei guter Zeit Piqui Chaqui's Wohnung erreichen wollen," sagte Portillo einige Tage später, „so müssen wir heute noch ein paar Stunden weiter reiten und nur im Freien übernachten." — Wir stimmten zu, und Portillo führte uns an die Hütte einer alten Frau, die uns mit Maiskuchen und Chika versah, einem geistigen, aus der Wurzel des Manihot bereiteten Getränke, welches mir trefflich mundete, so lange ich seine äußerst ekelhafte Bereitungsweise nicht kannte, und wir machten uns denn auf, um eine zum Uebernachten passende Stelle zu erreichen.

Was Reid betraf, so war derselbe in den letzten Tagen brummiger und ärgerlicher als jemals, und es war nicht zu verkennen, daß er bittere Gewissensbisse über die Ausgaben empfand, welche er auf diese Weise gemacht hatte. Portillo tröstete ihn. „Wer Nichts wagt, gewinnt Nichts," sagte er, „und wer keinen Köder an die Angel steckt, fängt keinen Fisch!" — „Ich fange an zu glauben, daß der Fisch, der gefangen werden sollte, ich selbst bin," versetzte Reid; „aber Diejenigen, welche wagen," setzte er grimmig hinzu, „sind die, welche es versuchen werden, mich zu foppen. Aber ich schwöre Euch, daß ich diesen schuftigen Inka mit diesen meinen Händen erwürgen will, hält er nicht buchstäblich Wort. Ebenso will ich es mit den zwei Sonnennonnen machen, und Denjenigen, welche etwa auf ihrer Seite sein sollten wird es nicht besser ergehen." Portillo's Gewissen war zu rein, als daß er diese unzarte Anspielung verstanden hätte, und indem er Reid die Rechte reichte, sagte er in entschlossenem Tone: „Zwei Männer werden es sein, welche die Betrüger bestrafen, denn Eure Sache ist auch die meinige. Aber ich bin unbesorgt, denn ich kenne meine Verwandten."

Als wir die zum Nachtlager bestimmte Stelle erreicht hatten, zeigte uns Portillo in der Entfernung die Thalwände, bei welchen Piqui Chaqui seine Wohnung aufgeschlagen hatte, und dann ließen wir uns die mitgebrachten Vorräthe gut schmecken und hüllten uns endlich gemüthlich in unsere Decken, um der Ruhe zu pflegen, da am andern Morgen bei guter Zeit aufgebrochen werden sollte.

Nicht leicht kann ich mich eines abscheulichern Gefühles erinnern, als dessen, mit welchem ich am andern Morgen erwachte. Ich war in Schweiß gebadet, denn die Sonne stand hoch am Himmel, und mochte mich, der ich in die Pelzdecken meines Sattels gehüllt war, wohl schon lange beschienen haben. Dabei schmerzte mich der Kopf auf eine fast unerträgliche Art, und ein eben so unerträgliches Gefühl von Abgeschlagenheit und Uebelbefinden lag mir in allen Gliedern. Ich richtete mich auf und rief Reid, der endlich auch erwachte und mich anstarrte, und ich fürchte, daß unsere beiden Physiognomieen jenesmal eben nicht den Ausdruck besonderer Intelligenz vertraten. „Wo ist Portillo?" fragte endlich Reid mit heiserer Stimme, denn ihm sowie mir klebte die Zunge am Gaumen. Aber unser Reisegefährte war verschwunden, und ein Zettel, welcher unfern unseres Lagers auf einem gespaltenen Stäbchen in der Erde steckte, gab uns bald die nöthigen Aufschlüsse. Sie lauteten: „Die blutdürstigen Absichten, welche Ihr gegen die erlauchten Abkömmlinge der ehrwürdigen Inkas, meinen theuren Verwandten hegt, gestatten meinem sittlichen Gefühle nicht länger, in Eurer Gesellschaft zu reisen. Bessert Euch und lebt wohl."

Reid griff hastig nach seinem Geldbeutel, den er unter seinem Haupte verwahrt hatte. Er war da, aber leer, und das betäubende Mittel, welches uns die Alte in jener Hütte unter ihren Chika gemischt hatte, mußte kräftig gewirkt haben, daß Reid nicht einmal den Raub seiner letzten Lieblinge gemerkt hatte. Auch die Pferde waren fort und all' unser kleines Handgepäcke, so daß wir mit Ausnahme der Satteldecken Nichts mehr als unsere Kleider besaßen.

Reid gerieth nicht in den Grad von Aufregung oder Wuth, wie ich anfänglich erwartet hatte, theils war er auf einen schlimmen Ausgang seiner Spekulation wohl schon gefaßt, theils mochte aber auch die Einwirkung der Chika, der Katzenjammer in höchster Potenz, als niederschlagendes Mittel auf ihn einwirken. „Laßt' uns Wasser suchen," sagte er, und nachdem wir dieses gefunden, machten wir uns schweigend und ohne irgend eine Verabredung auf nach dem Hause Piqui Chaqui's, und dort fanden wir, was unschwer vorauszusehen, das leere Nest, das heißt die durchlöcherten Wände seiner Hütte, aus welchen bis auf den kleinsten Nagel alles Brauchbare entfernt war. „Du bist das Einzige, was mir für jetzt geblieben ist," sagte Reid, „ich werde Dich an Ort und Stelle bringen, mein Sohn, dann aber in dieses schöne Peru zurückkehren und den Señor Portillo aufsuchen, den Prinzen und die Nonnen. Ich schwöre es!" — „Lieber Reid," versetzte ich, „ich müßte undankbar sein, wenn ich nicht anerkennen wollte, was Du Alles schon für mich gethan hast; aber es wäre mir doch wünschenswerth, wenn Du mich über viele Dinge aufklären würdest, und mir vor Allem mittheilen wolltest, was Du an Ort und Stelle bringen nennst." — „Geduld, mein Kind," sagte Reid, „das wird sich Alles entwickeln, und ich hoffe — — Doch ich kenne Deinen edlen Charakter."

Es war nicht mehr aus ihm herauszubringen, und nach acht oder zehn Tagen erreichten wir Lima zu Fuße, zerlumpt und abgerissen, während wir als flotte Caballeros ausgezogen waren. Den Indianern aber muß ich wohl das Zeugniß ausstellen, daß sie, während sie uns auf der Hinreise gerupft und betrogen, jetzt uns, die wir als Bettler kamen, mitleidig aufnahmen und speisten und nicht von ihrer Thüre jagten.

Wir kehrten zu Lima in derselben Schenke ein, in welcher wir uns schon früher aufgehalten hatten, und nachdem sich Reid einigermaßen erholt, ging er aus, um nach nicht sehr langer Zeit mit ziemlich gefüllter Börse zurückzukehren. „Reid, mein lieber Freund," sagte ich lachend, „Du gefällst mir mit jedem Tage besser, und da Lima ebenfalls gar keine üble Stadt ist, so schlage ich vor, daß wir eine Zeit lang hier leben und uns von den Beschwerlichkeiten unserer Reise erholen wollen. Wir brauchen uns Nichts abgehen zu lassen; geht unser Geld auf die Neige, so machst Du einen Deiner einsamen geheimnißvollen Spaziergänge, und wir können dann wieder in floribus leben." — Er schüttelte mit dem Kopfe. „Ganz im Gegentheile," sagte er; „leider war das mein letzter Spaziergang, und Gott sei Dank, hatte Portillo, der Hund, keine Ahnung, daß mir noch die Möglichkeit dieses letzten blieb. Wir gehen so bald als möglich in See!"

Drei Tage später verließen wir an Bord eines Küstenfahrers den Hafen von Callao, um, wie Reid sagte, nach Valparaiso zu gehen. „Was machen wir dort?" fragte ich ihn. — „Allerlei." — „Bleiben wir lange dort?" — „Ich hoffe es." — „Bester Freund," sagte ich, „da Du, wie es scheint, viele Dinge möglich machen kannst, wäre es nicht ausführbar, daß wir nach Europa gehen könnten? Die Sehnsucht nach Jemand dort verzehrt mich fast." — „Wirklich?" versetzte Reid, „das ist mir lieb zu hören; denn die Blicke, mit welchen Du jene spitzbübische Coylur angafftest, ließen mich auf andere Dinge schließen. Aber Du vergißt, daß man Dich, wenn Du den Boden unseres lustigen, grünen Altenglands betrittst, festnehmen und ein wenig auf Lebenszeit zurück nach Norfolk schicken wird." — Ich ließ den Kopf hängen, rief aber endlich: „Und wenn sie mich hängen, ich muß zurück!" — Reid zog die Schulter und gab keine Antwort.

Bald flogen jetzt die steilen und unwirthbaren Ufer der Westküste Amerikas an unserem Bord vorüber, jene sterilen dunklen Felswände mit ihrer tobenden, donnernden Brandung, mit ihren spitzen Basaltkegeln, welche, sie bewachend, oft weit hinaus in die See ihre schwarzen Felsenhäupter aus den Wogen erheben, mit ihren Schluchten endlich, welche nicht selten mit einer solchen Menge der köstlichsten tropischen Pflanzen angefüllt sind, daß sie ein Paradies ahnen lassen, welches jene steilen Felsen bergen.

Wir sahen die blendendweißen Guanofelsen, deren fruchtbringende Decke schon die Inkas zu schätzen und zu benützen wußten, während erst vor Jahrzehnten die europäische Industrie und der Ackerbau sie ausnützen lernte, und fuhren dann an den Erzgängen der Algodonbai vorüber, welche keine Pflanzen und kein Wasser, aber die besten Kupfererze der Welt geben.

Im Hafen von Cobija warfen wir die Anker, nicht um in der Stadt frische Vorräthe aufzunehmen, sondern um derselben welche zu bringen, denn so wenig wie in der Algodonbai sproßt dort ein einziger Grashalm, und alle Lebensbedürfnisse werden von anderen Städten, meist von Lima oder Valparaiso, dorthin gebracht. „Wie kann ein vernünftiger Mensch freiwillig hier wohnen?" sagte ich zu

Reid, nachdem wir wieder an Bord zurückgekehrt waren, „vor der Stadt die See, dicht hinter derselben steilansteigende Felsen, die Anfänge der Steinwüste von Atakama und die sogenannten Häuser der Stadt selbst sind Hütten aus Lehm, in welchen die armen Teufel, die sie bewohnen, von der Sonne geschmort werden!" — „Arme Teufel," versetzte Reid, „ich wollte, ich wäre ein solcher armer Teufel! Diese Leute vermitteln den Handel von der See aus mit Bolivia, denn Cobija ist die einzige Hafenstadt, welche dieses Land an der Westküste besitzt, und da auf diese Weise alle Waaren durch ihre Hand gehen, verdienen sie ungeheures Geld. Sie sind glücklich zu schätzen und zu beneiden!"

Nach einer im Ganzen fünfundzwanzig Tage dauernden Fahrt erreichten wir endlich den Hafen von Valparaiso, und nachdem wir das Land betreten hatten, verfuhr Reid ganz nach seiner gewohnten Weise. Er hatte rasch ein kleines Gasthaus aufgefunden und schickte sich alsbald an auszugehen, während es sich bereits von selbst zu verstehen schien, daß ich bis zu seiner Zurückkunft das Zimmer hütete. „Gute Geschichte," sagte ich lachend, „ich hoffe, Du bringst wieder einen wackeren Beutel mit Geld zurück, und da dießmal kein Señor Portillo . . ." — „Halt," rief Reid, „ich hoffe, Du bist überzeugt, daß ich bis jetzt auf das Beste für Dich gesorgt habe!" — „Ausgezeichnet," versetzte ich, und fügte dann in der That gerührt hinzu: „Ich hoffe, Gott gibt mir Gelegenheit, Dir eines Tages Deine Freundschaft zu vergelten." — Reid kratzte sich hinter den Ohren. „Ich muß Dir gestehen," sagte er, „daß es mich ungeheures Geld gekostet hat, den Aufseher auf Norfolk zu bestechen." — „So hast Du dort also falsch geschworen?" versetzte ich. — „Einigermaßen," sagte Reid, „so ziemlich, wie es eben bisweilen zu gehen pflegt, und es ist mir lieb, daß Du mir nöthigenfalls das bezeugen kannst." — „Reid," sagte ich besorgt, „besinne Dich, mir will scheinen, als seiest Du ein wenig verrückt geworden." — „Du versprichst mir, ferner gegen Niemand ein Wort von diesem Portillo und seinem ganzen Anhange zu erwähnen," fuhr Reid fort, „und namentlich nicht von den Kosten zu sprechen, welche uns hieraus erwachsen sind." — „Was geht es mich an?" erwiederte ich. „Ich verspreche Dir es übrigens mit Hand und Mund." — Er ging vergnügt, und ich sagte zu mir selbst: „Es scheint, er muß jetzt andere Wege einschlagen, um zu Geld zu kommen als früher, denn er machte nie so viele Umstände als heute," im Vertrauen aber auf sein gutes Glück machte ich mir wenig Sorge, und nachdem ich mich ein wenig in der Schenke umhergetrieben, ging ich auf unsere Stube zurück und ergötzte mich an der Aussicht auf den Hafen und die See, da unsere Fenster einen Blick dorthin gestatteten. Endlich aber wurde mir bedenklich, daß Reid nicht wiederkehrte, während er sonst stets von ähnlichen Gängen ziemlich rasch zurückgekehrt war, und bald steigerte sich mein Bedenken von Minute zu Minute. Wenn er erkannt und festgenommen worden wäre! Was sollte aus mir werden, hier im wildfremden Lande, ohne einen Pfennig in der Tasche!

Es litt mich nicht länger in der Stube und ich wollte hinaus in's Freie, in diesem Augenblicke aber hörte ich Schritte auf der Treppe, und gleichzeitig die Stimme Reid's, welcher sagte: „Drinnen steckt er!" — Ein häßlicher Verdacht stieg in mir auf: Wenn er ergriffen worden wäre, und mich als seinen Fluchtgenossen angegeben hätte! Aber ich hatte nicht lange Zeit mich zu besinnen, denn in diesem Augenblicke sprang die Thüre auf. Ellen stürzte auf mich zu! Großer, allmächtiger Gott! Ich begreife noch heute nicht, daß ich nicht ohnmächtig zu Boden stürzte, aber das geschah nicht, sondern Ellen und ich umschlangen uns und weinten, als sollten wir getrennt, und nicht nach langer Prüfung wieder vereint werden. Als wir halbwegs wieder zu uns gekommen waren, erfuhr ich, was kurz zusammengefaßt Folgendes ist.

Ellen, welche jenen von ihr im Tanzsaale ausgesprochenen Worten: „O, daß ich ein Mann wäre, aber ich bin schutzlos und verlassen," die Schuld an dem ganzen Unglücke beimaß, war bei meiner Verurtheilung außer sich. Aber sie konnte weder das Urtheil mildern, noch gelang es ihr trotz aller angewendeten Mühe, mich durch List und Bestechung aus dem Kerker zu befreien. Ich wurde nach Norfolk geführt, und jetzt begann sie eine Reihe der abenteuerlichsten Pläne, mich zu befreien. Endlich wurde sie auf Reid aufmerksam gemacht und sie ersah diesen zu ihrem Werkzeuge. Der Mann war in vielen Stücken nicht ganz so übel, aber eine krankhafte Geldgier machte ihn auf der anderen Seite zu viel Schlimmem fähig und ließ ihn, um Geld zu gewinnen, Alles wagen. Es gibt vielleicht kein Laster, welches so viele Abstufungen und Unterabtheilungen hat, als eben die Habsucht, vom lächerlichen, schmutzigen Geize an bis zum Manne, der sein ganzes Vermögen auf eine Schicksalskarte setzt, um es in günstigem Falle zu verdoppeln. Reid gehörte eher der letzteren Sorte an und war wegen einer unehrlichen Spekulation verurtheilt worden. Ellen bot ihm eine bedeutende Summe, wenn es ihm gelingen würde, mich von Norfolk zu befreien, und gab ihm zu diesem Behufe alle ihre Diamanten, um sich mittelst derselben vielleicht die Fluchtmittel zu verschaffen. Dann sollte er mich nach Valparaiso bringen, woselbst sie uns, nachdem sie ihr ganzes Vermögen flüssig gemacht, erwarten wollte.

„Ich hätte freilich den Muth gehabt," sagte sie, „an der Seite eines ehemaligen Sträflings in England zu leben, aber im Falle Deine Flucht gelang, wärst Du dort nirgends sicher gewesen. Dich aber zwanzig Jahre lang unter Verbrechern kümmern zu lassen, war eine Unmöglichkeit. Gelobt sei Gott, der jetzt Alles zum Besten gelenkt hat." — Mir wurde jetzt freilich mehrlei klar. Durch das Sammeln von Naturalien erwarb sich Reid so viel, um sich den Anderen anzuschließen und die Diamanten für sich behalten zu können, welche ihm freilich durch Portillo und die angeblichen Sprößlinge der Inkas in der Form von Goldstücken wieder abgelockt wurden. Der Einzelnverkauf der Steine war die Quelle, welche ihm immer Geld verschaffte, aber da er fürchtete, vielleicht von Ellen zur Rechenschaft gezogen zu werden, wollte er mich jetzt glauben machen, dieselben zur Bestechung der Aufseher auf Norfolk verwendet zu haben. Ich war eine kostbare Waare für Reid, und deßhalb ließ er mich nicht aus den Augen und darbte sich selbst den letzten Bissen Brod ab, um mich nicht verhungern zu lassen. Ellen und ich legten ihm aber Alles auf das Beste aus und als er, bescheiden genug, erst am andern Morgen wieder erschien, belohnte ihn Ellen, meine jetzige Frau, auf's Reichlichste. „Bleibe hier und fange ein Geschäft an," sagte ich zu ihm, „ich helfe Dir nach besten Kräften." — Er schüttelte mit dem Haupte und entfernte sich. Nach einigen Tagen erfuhr ich, daß er zurück nach Peru sei. Ob ihn die Rache oder der Gelddurst dorthin getrieben, habe ich nicht erfahren können. Daß es mir in der Folge gut gegangen ist und daß ich an der Seite meiner Frau und entschlossenen Ellen glücklich geworden, brauche ich kaum zu sagen.

Der Señor Machado hatte seine Geschichte beendet und schwieg jetzt. „Haben Sie keine Nachricht mehr von Reid erhalten?" fragte ich ihn. — „Doch," gab er zur Antwort. „Als vor etwa einem Jahre der Goldschwindel in Kalifornien auftauchte, erschien er plötzlich in meinem Hause. Er war verschlossen wie immer und gab keine Auskunft, wo er bisher sich umher getrieben. Aber obgleich ein Greis, sah er dennoch rüstig aus und schien auch nicht eben in schlechten Verhältnissen. Da es mich freute, den alten Burschen wieder zu sehen, bot ich ihm an, den Rest seiner Tage in Ruhe bei mir zu verleben, aber er erklärte mit funkelnden Augen, daß er kein Thor sein werde und anderen Leuten nicht allein den Goldklumpen Kaliforniens gönnen wolle. Er ging schon nach einigen Stunden wieder und ich habe Nichts weiter von ihm gehört."

Auflösung der Schachaufgabe Seite 612:

Weiß.	Schwarz.
1) S. E 4 nimmt G 5 . . .	1) F 7 — F 5. Am Besten.
2) D. G 4 — G 1	2) Beliebig.
3) Dame oder Läufer gibt Matt.	

Die Illustrirte Welt und ihre ausländischen Kollegen.

Unser Blatt schließt mit dieser Nummer seinen vierzehnten Jahrgang; seine alten Leser sind ihm bis heute treu geblieben, neue und das in einer alle Erwartungen übersteigenden Zahl sind von Jahr zu Jahr hinzugetreten. Es steht mit seinem Namen längst nicht mehr allein in der Welt: Frankreichs Monde illustré zählt bereits das siebente Jahr, Italiens Mondo illustrato das zehnte. — Wir aber legen die Hand freudig an den fünfzehnten Band. —

Freuden und Leiden an einer Cigarrenspitze.

Von **Max Stahl.**

II.



Herr Räucherle ließ die Spitze in Wachs setzen, wodurch sie wieder einen gleichen Lokalton erhielt. Er setzt mit doppeltem Eifer seine Exerzitien fort.



Herr Räucherle getraut sich nicht mehr, die Spitze der rauhen Luft auszusetzen. Er geht nur noch mit Futteral aus. Gewicht des Futterals = 1 Pfund.



Heftiger Auftritt mit Herrn Räucherle's Hausfrau, da deren frisch gewaschene Vorhänge durch den Cigarrendampf total schwarz geworden sind.



Herr Räucherle bringt endlich nach unsäglichen Lungenanstrengungen und enormer Cigarrenkonsumtion die ersehnte rußschwarze Färbung der Spitze zu Stande.



Herr Räucherle erhält eines schönen Morgens eine exorbitante Rechnung für gelieferte Cigarren. Vor Schrecken entfällt seinem Munde die Meerschaumspitze.



Herr Räucherle findet nun, daß Cigarren eigentlich viel angenehmer zu rauchen seien ohne Meerschaumspitze.



Die verhängnißvolle Pforte. (S. 623.)

Geheimnisse eines Harem.

Eine türkische Kriminalgeschichte von **Karl Teschner.**

(Schluß.)

9. Die Fallthür.

Kaum beachtet war Khalil, diese abenteuerliche, bald mit dem Vorwande magischer Kräfte, bald mit einem wichtigen Talisman, bald als Liebhaber sich einführende Erscheinung, bis zum mächtigen Aga der aufrührerischen Janitscharen vorgedrungen und hatte von diesem eine geheime Unterredung begehrt. Kurz darauf hatte der Aga noch vier seiner einflußreichsten Oberoffiziere zur Verhandlung gezogen, und durch das ganze Lager flog wie ein Lauffeuer die Kunde: der Großherr habe einen Unterhändler gesandt und gebe nach. Wie und was verhandelt worden, blieb der Menge ein Geheimniß. Geräuschlos wie er gekommen, aber mit Zurücklassung einer großen Geldsumme, schritt Khalil wieder durch die Verpfählung, und auf seinem Gesicht konnte man die Zeichen der Befriedigung sehen.

Die Bevölkerung blieb in Spannung, denn die Konsignation der räuberischen Horde ward nicht aufgehoben. Gleichwohl aber geschah auch nicht das Geringste, was auf einen gewaltsamen Losbruch hätte schließen lassen. Unter den Würdenträgern herrschte Konsternation, da keiner von ihnen Genaues über den Stand der Dinge wußte. Einige, die sich für besonders unterrichtet hielten, sagten, die Aufrührer hätten sich unterworfen, Andere, der Aga sei bestochen worden. Wieder Andere meinten, in der unheimlichen Stille liege große Gefahr. Im günstigsten Falle sei von einem Waffenstillstande die Rede, und für die letztere Annahme sprachen die offiziellen Anzeichen. Die Generale blieben an der Spitze der Truppen, die Kanoniere mit brennenden Lunten bei ihren Kanonen.

Es spielte jedoch dießmal eine Intrigue über den obersten Maschinen der Staatsleitung, in welche vielleicht der Großvezier allein eingeweiht worden war. Das Geheimniß dieser Intrigue war in so undurchdringliches Dunkel gehüllt, daß selbst die Absendung zweier reitenden Boten mit versiegelten Befehlen an Bairaktar Pascha, den berühmten Kriegshelden in Bulgarien, den Würdenträgern unbekannt blieb. Sie hatten Ordre zu äußerster Vorsicht und Wachsamkeit, das war Alles. Während über der Bevölkerung Konstantinopels die bange Schwüle des drohenden Gewitters hing, überließen sich die Janitscharen in ihrem Lager der Völlerei und feierten, was auffallend war, den Namen des „freigebigen Sultans“, so daß man fast annehmen durfte, es sei ihnen Geld preisgegeben worden. Ein steinalter Kohortenführer der Janitscharen, der schon vier Rebellionen derselben mitgemacht hatte, spottete über die Art der Beilegung des Streits. Der kaiserlichen Truppe hunderttausend Piaster geben, wo sie hundert Millionen haben könne, heiße eben so viel, als einen Leoparden nöthigen wollen, der zappelnden Gazelle hundert Tropfen Blut zu entziehen und sie dann laufen zu lassen.

Scheinbar sorglos hatte Khalil das Janitscharenlager verlassen und Sadak die nöthigen Weisungen gegeben. Zwei Stunden später erhielt Ismilda durch einen Boten Sadak's folgendes Billet: „Liebenswürdige Frau! Ereignisse ernster Art, welche meine Vermögensverhältnisse gleich denen Anderer bedrohen, versagen mir zwei bis drei Tage lang unerbittlich das Glück, Euch wiedersehen zu können. Ich hoffe, daß Ihr, o schöne Dame, mir die Gunst erhalten werdet, die Ihr so hold mir bereits verrathen habt. Ich muß Euch, vielleicht zu Eurer Befriedigung, bemerken, daß, wie ich genau weiß, jene Ereignisse auch Euren Gemahl auf längere Zeit an seinen Posten in Top-hane fesseln, so daß er Euch nicht wird heimsuchen können, und ganz beiläufig füge ich noch hinzu, daß ich jenen Griechen, den ich mit aus Eurer Villa nahm, in den Bosporus geworfen habe. Khalil."

Ismilda theilte dieß Billet ihrer Vertrauten mit. „Welch' ein Glück für uns, Herrin!" rief Amina mit freudigem Grinsen. „Gewiß sind es die Russen, welche die hohe Pforte in Anspruch nehmen und auch Euren Gestrengen in's Feldlager ziehen. Ach, wenn er nur wochenlang fortbliebe und Dich hier ließe, Herrin! Nicht wahr, dieß wäre köstlich?" Ismilda antwortete nur mit einem Lächeln und mit einem scherzhaften Fächerschlage. „Freilich," fuhr die Sklavin fort, „beraubt Dich der Zufall auch für jetzt Deines neuen Anbeters, doch dieser ist Dir sicher genug. Wozu hätte er sonst den Griechen geopfert? Ach, das ist ein Mann, Herrin!" — „Was nützt es, wenn ich ihn entbehre?" flüsterte Ismilda verdrießlich. — „Sei nicht betrübt, liebe Herrin! Wenn der Abend dämmert, lasse ich mich hinüberrudern, und, gib Acht, ich bringe Dir einen Andern!" — Ismilda erwiederte dieses Versprechen mit abermaligem Lächeln und einem Fächerschlage. Kichernd lief die Alte davon.

Nach Sonnenuntergang kreuzte ein kleines bedecktes Boot in einiger Entfernung von der Stelle, wo Daltaban's Fahrzeuge in einer kleinen Bucht hinter dem Garten seines Sommerhauses lagen. Kaum hatten zwei Schwarze eines dieser Boote bemannt und mit Amina an Bord sich vom Ufer entfernt, so entstiegen dem andern Boote sechs verhüllte Männer und huschten durch die dunklen Gänge von Daltaban's Garten, während das Boot rasch dem gegenüberliegenden Ufer zuschoß und bald Amina's Boot überholte.

Jene sechs Vermummten waren Khalil mit fünf Kawassen. An der Villa angelangt, lauschte Ersterer vorsichtig, dann zog er einen Schlüssel hervor, öffnete die Hinterpforte und trat mit seinen Begleitern ein. Ein Sklave erschien im Korridor, ohne sich besonders überrascht zu zeigen, als er Khalil erkannte, den er in freundschaftlichem Verkehr mit seinem Gebieter gesehen hatte; doch machte die große Zahl seiner Begleiter ihn stutzig. Khalil hielt es seinem Plane für angemessen, sowohl ihn als noch zwei seiner Genossen — der vierte war nicht zu finden, und zwei dienten Amina als Ruderer — mit gefesselten Händen in ein Gewölbe einzuschließen und ihnen bei Strafe sofortigen Erschießens Stillschweigen zu gebieten. Dann brachte er seine Begleiter bis auf einen, den er als Wächter in ein leeres Vorzimmer stellte, in das Gemach, welches mit dem geheimen Gange in Verbindung stand, belehrte sie hier über den Mechanismus der verborgenen Thüren und befahl ihnen, nach Verlauf einer halben Stunde die obere Thür zu öffnen, im Gange vorzudringen und an der untern Thür zu lauschen. Er verabredete mit ihnen besondere Zeichen; bei dem einen hatten sie zu harren, bis er selbst diese Thür aufdrückte, bei dem andern aber durch die Thür aus dem Gange hinauszudringen &c. Vor Ablauf der gestellten Frist hatten sie sich vollkommen ruhig zu verhalten. Letztere Anordnung traf er für den Fall, daß der Eunuch im geheimen Gange patrouillirte.

Er selbst verließ nun das Gemach und begab sich wieder treppab. Da er sein Ehrenwort gegeben, den Harem der Mädchen nicht wieder zu betreten, so wollte er sein Versprechen halten. Dennoch hatte er Gründe, die schöne Zuleika zu sehen. Auch die Sehnsucht trieb ihn mächtig dazu an. Dieß Mädchen, welches nicht zum Hausstande des Pascha gehörte, zu sehen und zu sprechen, hatte er nicht durch ein Wort unmöglich gemacht, wenn er es ohne Verletzung des Haremsgeheimnisses ausführen konnte. Er hatte sich im Laufe des Tages mit sogenannten Diebsschlüsseln versehen, in deren Besitz die Entdeckungspolizisten sind, und erschloß damit die Thür, durch welche er zuerst bei Zuleika eingeführt worden war. Hier rief er zweimal halblaut des Mädchens Namen und hatte die Freude, sie am Eingange erscheinen zu sehen.

Zuleika fuhr in freudigem Erschrecken zusammen, als sie Khalil's ansichtig ward. Er gab ihr Erklärungen, brachte ihr Kunde von den Ereignissen in Konstantinopel und von ihrem Vater und Onkel, zu denen er selbst sie in Kurzem wieder zu geleiten sich anheischig machte. Bis dahin bat er sie, ruhig auszuharren und ihm völlig zu vertrauen. „Willst Du dieß thun, theures Mädchen?" fragte er, und die Tochter Hassan's neigte sich zum Zeichen der Ergebung erröthend an seine Brust. Er wagte sie zu küssen und verabschiedete sich.

Nachdem er die Thür wieder verschlossen, öffnete er die gegenüberliegende, zu Ismildens Gemächern führende, schloß sie wieder hinter sich und schritt vorwärts. Kaum hörbar strich sein Fuß über die ausgebreiteten Teppiche, so daß er in's Boudoir der schönen Gemahlin des Pascha dringen konnte, ehe Ismilda ihn bemerkte. Sie lag träumerisch und, wie es schien, erwartungsvoll auf den Polstern; ihre Augen waren halb geschlossen, ihre beiden Hände unter den Kopf gestützt. Mit einem leisen Rufe der Ueberraschung richtete sie sich auf, als sie Khalil's ansichtig ward. „Ach, Du bist's, mein geliebter Freund!" rief sie, ihn halb fragend anstarrend, als erwarte sie eine Erklärung dieses unerwarteten Erscheinens. Sie mochte in diesem Augenblicke an die Ursache der Abwesenheit Amina's denken. — „Verzeihung, meine schöne Dame, für mein unangemeldetes Eindringen," begann Khalil. „Ich fand jedoch Niemand im Korridor und Vorzimmer und meine Sehnsucht versagte mir auch, Jemand zu erwarten." — „O wie bin ich glücklich, schöner Jüngling, über diese Sprache! Aber wie kamst Du herein?" — „Ei, mit diesem Schlüssel, meine Dame! Glaubt Ihr, ein ungestümer und eifersüchtiger Liebhaber finde keine Mittel, kühn die Schranken zu durchbrechen, die sich ihm entgegenstellen? Zudem wußte ich ja, daß Euer Gemahl nicht anwesend sein könne." — „Still von diesem Ungeheuer!" erwiederte Ismilda mit einer Geberde des Abscheus. „Ich möchte mir nicht diese glückliche Stunde durch die Erinnerung an ihn verbittern." — „Ist Daltaban Pascha denn in Wahrheit ein so böser Mann gegen Euch, angebetete Ismilda?" — „O, der Tyrann schmeichelt mir oft, mein Geliebter, aber was verbirgt sich anders hinter dieser Schmeichelei als die Tücke der Verstellung? Ist er darum weniger mein Tyrann und bin ich darum weniger seine Sklavin? Umlauert er mich nicht mit Argwohn? Umstellt er mich nicht mit dem Gezücht der Eunuchen, damit sie jede meiner Bewegungen bewachen? Es ist die ärgste Beleidigung eines Weibes, sie unter die Botmäßigkeit solcher Wichte zu geben, die vom Manne nur die Form haben. Wer Empörung voraussetzt, hat verdient, solche auch zu finden, und sicherlich war der erste Muselmann, welcher die Einrichtung der Eunuchen traf, ein abscheulicher Bube." — „Insofern vielleicht, schöne Ismilda, als er dadurch anscheinend die Stellung der Frauen entwürdigte und gewiß die Verderbniß eines Theils derselben verschuldete; wie denn aber, wenn diese Einrichtung eine Sicherung der Frauen gegen die Wächter und Diener selbst sein sollte, oder wenn der Gründer derselben und viele Männer nach ihm Ursache gehabt hätten, ihren Frauen Wächter zu setzen?" — Ismilda schlug erröthend den Blick zu Boden. — „Und überdieß," fuhr Khalil ironisch fort, „haben die klugen Frauen ja Mittel gefunden, die gegen sie getroffene Einrichtung zu ihrem eigenen Vortheil auszubeuten; sie finden unter den Sklaven ihrer eifersüchtigen Gatten und Gebieter willige Werkzeuge genug für ihre Pläne. Ist's nicht so, schöne Ismilda?" — „Nun," erwiederte die Dame heftig und höhnisch, „es wäre nicht mehr als billig, diese schwarzen Schufte gegen unsere Tyrannen selbst zu verwenden, welche uns auch das bescheidenste Maß von Freiheit vorenthalten, welche das, was sie für sich als gesetzliches Recht beanspruchen, an uns als todeswürdiges Verbrechen bestrafen und uns dadurch nöthigen, uns selbst zu sichern." — Khalil schauderte bei diesen letzten Worten unwillkürlich zusammen. „Das Weib ist des Aeußersten fähig," sagte er mit scharfer Betonung, „wenn es gilt, Leidenschaften zu befriedigen oder den Schein der Ehre zu wahren." — „Nicht ganz so," remonstrirte Ismilda. „Das Weib ist des Aeußersten fähig, wenn sie liebt, theurer Khalil. Doch brechen wir ab von diesem unfrucht-

baren Thema! Die Stunde ist zu köstlich, schöner Jüngling, um sie mit Kontroversen auszufüllen." Sie breitete ihre Arme nach Khalil aus. — „Doch warum," entgegnete dieser, einen Schritt zurückweichend, gleichsam im Eifer der Ideenverfolgung, „warum im Dienste des Scheins zum Aergsten greifen, warum zu List und Verstellung seine Zuflucht nehmen, wenn möglicher Weise ein muthiger Entschluß von jeder drückenden Fessel befreite?" — Ismilda sah den Sprecher forschend an. „Warum, fragst Du? Süßer Narr, der Du bist. Sage mir lieber, ob Du mich liebst." — „Zweifelst Du daran, Ismilda?" — „Nein, nein, ich will nicht zweifeln, obschon der Ton dieser Frage ein wärmerer sein könnte. Ach, das Weib hört so gern und so oft als möglich, daß es geliebt wird! Aber warum zauderst Du, mein Khalil, warum stehst Du so fremd von ferne? Komm', setze Dich neben mich!" — Der Türke gehorchte, indem er einen verstohlenen Blick nach dem noch auf dem Polster liegenden Säbel des Pascha warf. „Sieh' mich an, Freund!" fuhr Ismilda mit blitzenden Augen fort. „Du sagst, daß Du mich liebst, und ich glaube Dir. Willst Du Dein Geschick an meines knüpfen, willst Du mich völlig zu Deinem Eigenthum, so sage es und Du sollst erkennen, daß ich Muth genug habe, um jede lästige Schranke hinwegzuräumen. Schwöre es mir, Khalil!"

In diesem Augenblicke pochte es äußerst stark an die Eingangsthür zu Ismildens Gemächern. Khalil wurde dadurch der Antwort auf Ismildens Aufforderung überhoben, die Türkin sprang erschrocken auf. „Dieß ist der Pascha!" flüsterte sie hastig. „Du hast die Thür verriegelt?" — „Ja, ich that es," erwiederte Khalil gelassen. „Laß ihn doch kommen!" — „Nein, nein, das wäre schrecklich." — „Dann will ich hinaus!" Khalil schickte sich an, auf die Thür, an welche geklopft wurde, loszugehen. „Nicht dahinaus!" rief Ismilda leise. „O Gott, auch das noch, auch er!" sagte sie mit gerungenen Händen, mehr zu sich selbst. Dann wendete sie sich, wie mit einem raschen Entschlusse, zu Khalil. „Ich habe Unglück mit Dir, lieber Freund!" sagte sie mit gezwungenem Lächeln. „Wohlan, es ist noch Flucht möglich. Dahinaus!" Sie deutete auf den Vorhang, der durch ein weiteres Gemach und einen gewundenen Gang zu der Vorhalle mit der eisernen Lampe führte. Khalil folgte der Weisung, raffte aber im Fortgehen des Paschas Säbel auf und nahm ihn mit sich. Dieß sehend, wollte Ismilda ihm nacheilen, aber sie hielt an und griff zornentflammt nach einer Glockenschnur, die sie heftig anzog.

Noch ehe Khalil bis zum letzten Thürvorhange gelangte, hörte er wieder das leise Klingeln, wie vor dem Verschwinden des Griechen Lukas. Rasch hob er den Vorhang und trat mit blankem Säbel hinaus. Ihm gegenüber stand der riesige Eunuch mit dem Handschar in der Hand. Khalil blickte ihm mit ruhiger Würde fest in's plumpe Antlitz, in welchem ein teuflisches Lauern sichtbar war. „Wie heißt Du?" fragte Khalil gebieterisch. — „Ich dächte nicht, daß es Euch interessirte, Herr!" erwiederte der Riese malitiös. „Wenn's Euch aber doch interessirt, sollt Ihr's wissen: ich heiße Kara Mesrour." — „So! Und was thust Du hier, Kara Mesrour?" — „Danach, Herr, hat Keiner zu fragen, der fremd in diesem Hause ist." — „Ich bin aber kein Fremder, Bursche; ich bin der Freund Deines Gebieters und Deiner Gebieterin." — „Das ist mir lieb zu hören, Herr Freund!" gurgelte Mesrour, mehr höhnisch als unterwürfig. „Hab' aber keinen Auftrag, Euch zu sagen, was ich hier für ein Amt habe." — „Vermuthlich das, mich hinaus zu befördern!" — „Errathen, Herr ... Hier durch diese Thür führt der Weg." Er öffnete die niedere Pforte über dem verdächtigen Quadrat. Khalil bemerkte auf den ersten Blick, daß ein dunkler Gang sich aufthat, und wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, daß Derjenige, welcher hindurch wollte, vermuthlich in dem Augenblicke von dem Schwarzen den Streich in den Nacken empfing, als er den Kopf beugte, um durch die Thüröffnung zu schreiten. „Bitte, Herr, geht voran!" fuhr der Neger fort. „Ich werde Euch folgen, um Euch die äußere Pforte aufzuschließen." — „Es geziemt dem Diener, dem Fremden, wie Du mich nennst, voranzuschreiten," erwiederte Khalil. — „Nein, Herr, das ist wider die Ordnung; ich muß diese Thür hinter uns schließen." — „Das kann ich auch, Bursche. Ich weiß hier Bescheid, denn ich bin hier schon gewesen."

Kara Mesrour blickte den Türken ungläubig an. „Treibt keine Possen mit dem Sklaven, Herr, der zu gehorchen gewöhnt ist!" — „Ich scherze nicht mit Dir, Kara Mesrour. Gestern aber hätte ich dieß gekonnt, als Du völlig betrunken in Deiner Zelle lagst und schnarchtest. Die leeren Flaschen neben Dir zeigten, woher Deine Betrunkenheit kam — Du hattest Dir, wie die anderen Sklaven, die Abwesenheit Deines Herrn zu nutze gemacht. Ich hätte Dir den Kopf bequem abschneiden können, wenn ich Lust dazu gehabt hätte; weißt Du das, Gesell?" — Kara Mesrour starrte erschreckt dem Sprecher in's Gesicht. Dann machte er eine rasche Bewegung, die Khalil zu sagen schien, daß der Schwarze um so gegründetere Ursache habe, den Wissenden zu beseitigen. „Möglich, Herr, daß Ihr mich so gesehen habt, aber jetzt bin ich auf meinem Posten, und nun eilt, daß Ihr fortkommt, denn mein Gebieter kann jeden Augenblick erscheinen, und es wäre um mich wie um Euch geschehen, wenn er Euch hier träfe." — „Zuvor antworte auf meine Frage: was hat die Fallthür zu bedeuten?" — „Die Fallthür?" antwortete der Neger betroffen. „'s ist keine Fallthür vorhanden, Herr." — „Dann tritt auf die Stelle vor dieser Thür!" — „Ja, nach Euch, Herr, denn Ihr müßt voran!" — Der Neger näherte sich dem Türken in tückischer Weise. „Bleib' mir vom Leibe, Hund!" knirschte Khalil und erhob seine Waffe. Gleichzeitig stieß er mit dem Fuße an die geheime Thür, diese sprang auf und vier Kawassen, bis an die Zähne bewaffnet, traten in den Raum. Khalil schlug gewandt dem Neger den Handschar aus der Faust, dieser sank in die Kniee. „Keinen Laut, oder Du bist des Todes!" sagte der Türke. „Bindet ihm die Hände auf den Rücken und einen Strick um die Lenden!" Dieß geschah blitzschnell. „Und jetzt, Halunke, zeige mir, aber rasch, wie sich die Fallthür öffnet!" — Kara Mesrour trat auf einen Knopf in der Nähe des Quadrats und dieses sank augenblicklich in die Tiefe. Das Rauschen des Wassers drang lauter durch die Oeffnung hervor. Khalil blickte hinab, er sah, daß die Fallthür sich unter der Oberfläche des Fußbodens senkrecht gedreht hatte, so daß der, welcher darauf stand, sofort abgleiten und in die Tiefe stürzen mußte. Khalil hob den Säbel zum Hiebe. „Augenblicklich haue ich Dich in Stücke und lasse Dich da hinabwerfen, Bube, wenn Du mir nicht sagst, wie Viele Du da hinunter hast spazieren lassen!" — „O Viele genug, Herr!" erwiederte der Neger grinsend. „Kara Mesrour war nur Sklave, Kara Mesrour mußte gehorchen, Herr." — „Wem? Doch wozu frage ich! Die Gemahlin Deines Gebieters war's, der Du gehorchtest. Nicht?" — „Ja, Herr. Alle, die bei ihr waren, mußten da hinunter. Da unten wird der Mund todt, Herr!" — „Schrecklich!" murmelte Khalil. „Etwas mehr Leidenschaft und weniger Argwohn, und ich wäre selbst da hinabgestürzt. Den Schlüssel zu dieser Thür, Schurke!" Kara Mesrour zauderte, aber eine neue Drohung machte ihn gefügig. Er zeigte, wie sich die Fallthür wieder schloß. Der finstere Gang führte zu einer zweiten Thür und diese in den Frauengarten. Unter dem Gange war Daltaban's Schatzkammer. Der Unkundige, welcher in dieselbe eindringen wollte, stürzte von selbst in die Wasserleitung, welche unter des Paschas Villa und Garten in einem Tunnel hinschoß und in den Bosporus mündete.

Khalil ließ den Neger noch fester binden und befahl dessen Bewachung an Ort und Stelle.

10. Der letzte Akt.

Als Ismilda nach Khalil's Entfernung den Riegel von der Eingangsthür des Harems zurückzog, trat ihr, zu ihrer Bestürzung, statt des Paschas Amina mit einem jungen Manne entgegen. Sie war eben angelangt, als der Kawaß, welcher gepocht hatte, sich wieder zurückgezogen. Ismilda wußte nun, daß sie Khalil ohne Noth geopfert hatte, und das Erscheinen des Fremden verhinderte sie, etwas von der Szene in der Halle Kara Mesrour's zu vernehmen. Wußte sie doch, daß sie auf den Riesen unbedingt bauen konnte! Es war, nach ihrer Praxis, zu spät, den Fremden noch zurückzuweisen. Sie ließ ihn in ihr Gemach eintreten, doch sandte sie, zur größeren Sicherheit, Amina nach der Halle.

Kaum erschien diese unter dem letzten Vorhange, so stieß sie beim Anblicke des Kawassen, Khalil's und des gefesselten Riesen einen Schrei aus. Khalil riß sie am Gewand herein und gebot

ihr, auf die Fallthür zu treten, indem er gleichzeitig sich dem lösenden Knopfe näherte. Die Alte sank in die Kniee und bat um Gnade. Er befahl, auch sie zu fesseln und begab sich in Ismildens Gemächer zurück. Sein Blick fiel zuerst auf den anwesenden Mann. „Brav, mein wackerer Sadak!" rief er laut. Ismilda schrie entsetzt auf und fiel ohnmächtig in die Kissen zurück. „Bewache sie gut!" befahl Khalil und verfügte sich nun durch die Hauptthür nach dem Korridor. Hier lauschte er einige Zeit. „Noch nicht da — seltsam!" sprach er vor sich hin. Es dauerte jedoch nicht lange, so erschien der, den er erwartet hatte: Daltaban Pascha in Begleitung eines Sklaven. Khalil faßte ihn an der Hand und zog ihn mit nach seinem Gemach. „Ihr werdet jetzt Aufschlüsse erhalten, würdiger Herr," begann er, „und ich bitte Euch, auf Gräßliches Euch gefaßt zu machen." — Der Pascha starrte ihn an. „Ich werde Euch nachweisen, daß Euer Haus lange Zeit eine Mordhöhle gewesen ist," fuhr Khalil fort, „und daß in diesem Augenblicke bereits die gerichtliche Untersuchung anhängig ist. Bevor ich aber ein Wort weiter spreche, müßt Ihr mir das Versprechen ablegen, meinen Anordnungen genau nachzukommen und nicht im Entferntesten durch eigene That der Behörde in ihre Befugnisse zu greifen." — „Es sei, ich gebe mein Wort!" entgegnete Daltaban höchst befremdet. — „Gut, ich verlasse mich unbedingt auf Eure Zusage. Nun weiter! Was würdet Ihr sagen, wenn ich behauptete, Euer Weib sei untreu?" — Daltaban fuhr auf, wie von einer Schlange gebissen. „Unmöglich, Herr! Das ist eine Kränkung meines edlen Weibes." — „So meint Ihr in Eurem kostbaren, nur allzugroßen Vertrauen. Wohlan, ich gehe weiter und entdecke Euch, daß ich selbst in Eurem Harem gewesen — braust nicht auf! Ich war weit entfernt, Euch zu beschimpfen, als ich, um ein großes Verbrechen zu enthüllen, der Lockung Eurer Gattin folgte. Jetzt habt die Güte und betretet Eure Frauengemächer." — Beide gingen hinab und begaben sich zu Ismilda. Der Pascha wollte sich auf den Mann stürzen, den er bei ihr fand. „Halt!" rief Khalil. „Denkt an Euer Wort! Zudem ist dieser ein Unschuldiger und mein Vertrauter, der, um eine letzte Probe zu machen, als vermeintlich Fremder am Ufer des Bosporus schlendernd, von Amina als Opfer Eurer Gattin herbeigelockt ward. Jetzt bitte ich Euch, mir weiter zu folgen. Ich will Euch beweisen, Herr, daß Ihr nicht nur eine Schlange, sondern auch einen blutdürstigen Tiger an der Brust gehegt habt." Daltaban Pascha folgte wie zerschmettert, während Khalil seinem Vertrauten einen Wink gab. In Folge dieses Winkes schleuderte Sadak eine explodirende Kugel (Torpedo) durch das vergitterte Fenster. Es kamen auf dieß Signal sechs andere Kawassen und Ismilda ward mit deren Hülfe gebunden nach einem Kaik geschafft.

Mittlerweile trat Khalil mit dem Pascha in die Halle. „Hier, würdiger Herr," sagte er, „sind die beiden Mitwisser und Theilnehmer der großen Verbrechen, welche auf Anstiften Eurer pflichtvergessenen Gemahlin verübt worden sind. Amina führte Eurer Ismilda die jungen Männer zu, aber keiner verließ, aus dem Harem kommend, wieder lebend Euer Haus, denn diese schwarze Bestie hier gab ihnen an dieser Stelle mit dem Handschar den Genickfang und stürzte die zum Tode Getroffenen durch die Fallthür in den Strom, der die Leichen in den Bosporus ausspie. „Kara Mesrour war nur ein gehorsamer Sklave, Herr!" — „Und ich," fügte die Alte flehend hinzu, „folgte nur dem Gebote meiner Gebieterin." Daltaban Pascha zog den Säbel, um an seinen Sklaven Gericht zu üben, doch Khalil wehrte seinem Grimm und winkte den Kawassen, Beide abzuführen. Ihr Weg führte durch den geheimen Gang. Khalil blieb mit dem Pascha noch einige Minuten zurück. „Diesen Gang, Herr, fand ich zufällig, weil in meines Vaters Hause ein solcher ganz in ähnlicher Weise existirt. Durch ihn glückte mir erst meine Entdeckung. Aber nicht blindes Ungefähr, sondern ein Traum führte mich in Euer Haus. Und nun fort von diesem Orte des Schreckens! Seht Ihr die Glocke da oben? Diese zog Eure schuldige Gattin, wenn sie dem Neger ein Opfer ankündigte."

Der Pascha vermochte vor Wuth, Schmerz und Entsetzen kaum zu sprechen. Beide kamen in Ismildens Boudoir zurück; es war leer. „Aber wo ist das teuflische Weib?" rief der Pascha. „Sie ist entflohen!" — „O nein, Herr, sie ist in das Kastell der Sieben Thürme abgeführt worden. Es schmerzt mich tief, Euch so vielen Kummer bereiten zu müssen, aber es gibt ein Höheres als das Glück eines Menschen: Konstantinopel wird nun ruhig sein, und der unschuldige Oberrichter ist gerettet. Hinfort habe ich in Eurem Hause nur noch eine Pflicht zu erfüllen, das ist: Zuleika ihrem Vater zurückzubringen. Euch aber, Herr, rathe ich, Eure Töchter nicht mehr den Sklaven anzuvertrauen, welche mit Amina im Einverständniß waren." Er bezeichnete vor Allem die beiden Ruderer. Dann bat er, ihn der Tochter Hassan's vorzustellen. Der Pascha folgte auch in diesem Stücke mechanisch, er war ein gebrochener Mann, dessen ohnehin etwas einseitiger Verstand dem Sturme der furchtbaren Ereignisse nicht gewachsen war. Khalil fragte Zuleika lächelnd, ob sie sich seiner Leitung auf dem Wege zu ihrem Vater anvertrauen wolle, was diese erröthend bejahte. Khalil versicherte den Pascha, daß er ihn wiedersehen werde und verabschiedete sich. Von da an schien er verschwunden.

Die Untersuchung gegen Ismilda, Amina und Kara Mesrour ward rasch und energisch betrieben. Alle drei machten Geständnisse. Der Neger bekannte, in Zeit von zwei Jahren hundertdreiundsiebenzig Männer gemordet zu haben. Der Leichnam des Griechen Lukas diente, wie sein überlebender Freund Julian, als Zeuge der Verbrechen. Julian erhielt eine Belohnung. Die Hauptbelohnung aber, 500,000 Piaster, konnte dem Entdecker der Mordquelle nicht verabfolgt werden, denn dieser war nirgends aufzufinden.

So vergingen sechs Tage. Plötzlich brachen die Janitscharen wieder los. Sie schrieen Verrath; man wolle sie *auflösen*. Um dieß zu verhindern, zogen sie in geschlossener Masse vor den Palast des Sultans. Alle treugebliebenen Truppen wurden konzentrirt und die Oberoffiziere, auch Daltaban Pascha, waren auf ihrem Posten, aber die Horde der Aufrührer war zu stark und zu verwegen, um sie mit Erfolg angreifen zu können. Die Bevölkerung der Hauptstadt zitterte. Die Aufrührer bemächtigten sich aller Positionen des Palastes, drangen bis zu dem alten Großherrn und ermordeten diesen. Gleiches hatten sie mit ihrem Aga gethan, den sie als Verräther bezeichneten. Wie auf Kommando forderten sie jetzt auch den Kopf des Kadiaskers, obschon sich die Nachricht verbreitet hatte, die Ursache der geheimen Morde sei von diesem entdeckt worden.

Mitten in der Nacht erschien Khalil im Hause des Kadiaskers und nöthigte diesen sammt seiner Tochter zur Flucht nach einem Orte, den er bezeichnete. Nur der blinde Mohammed wollte nicht aus seiner Klause weichen.

Des Ermordeten Sohn, Mustapha, ward zum Sultan ausgerufen und griff gierig nach der neuen Würde — er selbst war ja die geheime Triebfeder der Verschwörung gewesen. Plötzlich jedoch hieß es: Bairaktar Pascha von Bulgarien ist mit 70,000 Mann Feldtruppen vor den Thoren, um für die Ermordung Selim's Vergeltung zu üben. Die Partei der Ordnung gewann Muth. Die Janitscharen verschanzten sich, und Bairaktar rückte ein. Mustapha ward nur zu bald von der Nemesis ereilt: ein Hauptmann erschlug ihn, und jetzt ward Mahmud als Großherr ausgerufen. Der ritterliche Prinz stellte sich an die Spitze der Truppen; er war es, der seinem Vater den Rath gegeben, heimlich Bairaktar Pascha herbeizurufen, und mit seiner Hülfe die Janitscharen zu unterdrücken. Mahmud führte jetzt das Werk durch: er vernichtete die räuberischen Prätorianer. Weil sie der Aufforderung, die Waffen zu strecken, nicht nachkamen, wurden 20,000 davon niedergemacht.

Nach dem Siege forderte Mahmud den Kadiasker, seinen Bruder Mohammed und Daltaban Pascha zur Audienz. Sie fanden — Khalil auf dem Throne Stambuls, und das Räthsel seines Einflusses war gelöst. „Denkt nicht mehr an jenes entmenschte Weib, das Euch betrog," sagte der Großherr zu Daltaban: „sie schläft jetzt, sammt ihrer Vertrauten, im Grunde des Bosporus den ewigen Schlaf. Ich mache Euch zum Oberbefehlshaber meiner guten Soldaten. Von Euch aber, Kadiasker, fordere ich eine Belohnung und das Mittel des Beweises, daß es bessere Frauen gibt als jene Ismilda. Ich begehre Eure Tochter Zuleika zur Gemahlin und weiß, daß diese mir hold ist. Fortan will ich versuchen, den Wahlspruch dieses greisen Sehers: ‚Mit Weisheit und Kraft', in meinem Reiche zur Wahrheit zu machen."

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 08672 0011


Digitized by Google